



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

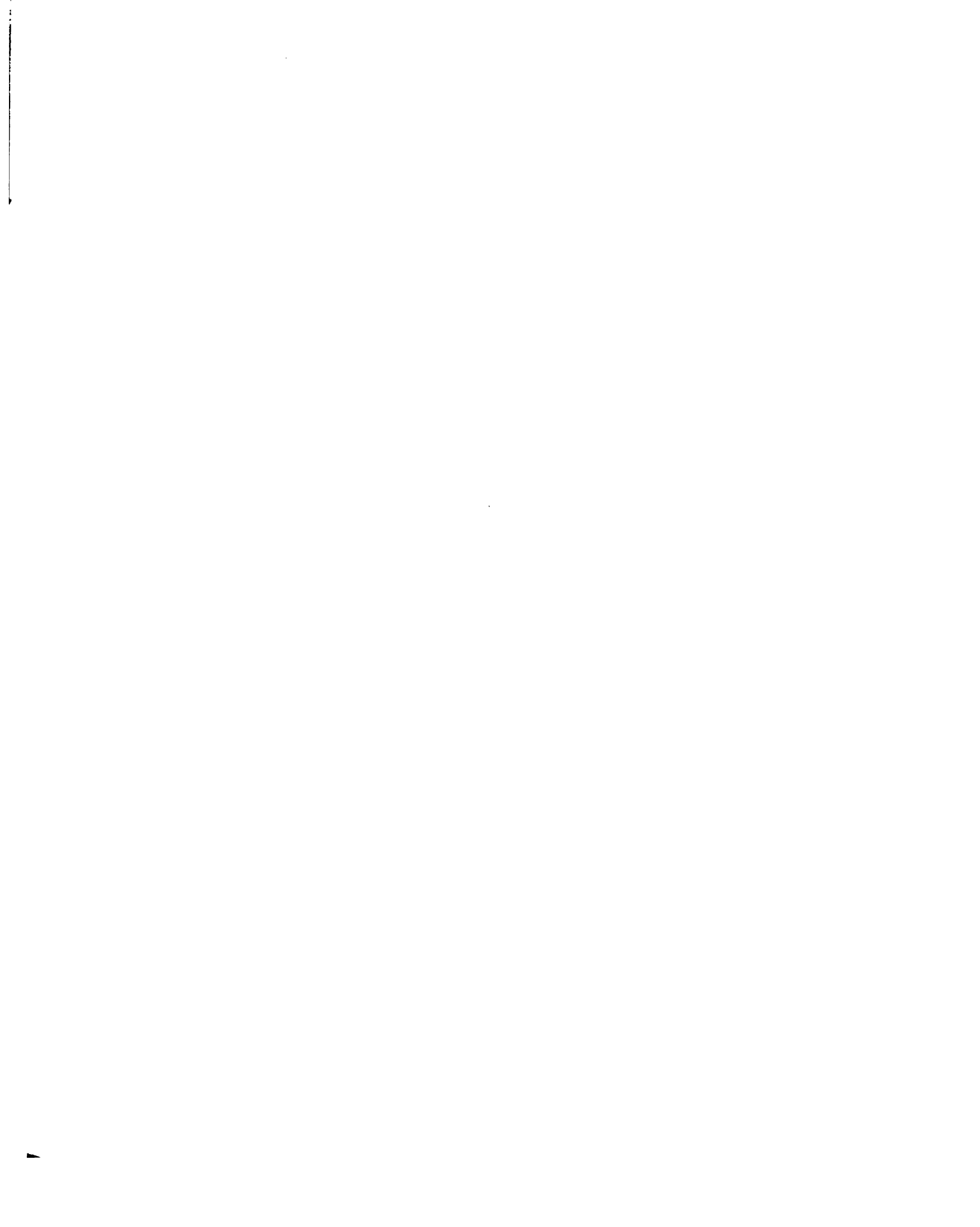
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1846.

Erster Band.

81
53-117
-54

B l ä t t e r

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1846.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1 — 181, Literarische Anzeiger Nr. I — XI.)

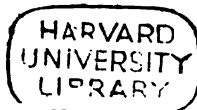
Leipzig:

S. A. Brockhaus.

1846.

~~29.179~~

BP 362.1



1876, Oct. 23.

Donnerstag,

Nr. 1.

1. Januar 1846.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Seydelmann und die deutsche Schauspielkunst.

Über Seydelmann hat das kritische Deutschland in Zeitschriften, Broschüren und Büchern eine ganze Literatur aufzuweisen. Sein Tod, für Alle überraschend früh, ward nur erst recht Veranlassung, sich über den großen Schauspieler auszusprechen, an den die Dichter ihre Hoffnungen knüpften, auf den Philosophen zum Beleg ihrer ästhetischen Axiome hinwiesen, dessen Erscheinen auf jeder Bühne Deutschlands ein ungewöhnliches Fest gewesen war. Hier und da hatten sehr laute Stimmen sogar eine Wiedergeburt des deutschen Theaters von ihm verkündet. Ich gehöre in Sachen dramatischer Kunst sehr leicht zu den Hingerissenen und bin einer rücksichtslosen freudigen Hingabe an Stoff und Form, an Inhalt und Darstellung gern eingeständig. Bei alledem wollte es mir scheinen, als rechneten mich die Leute Seydelmann gegenüber zu den Nüchternen, obschon ich mir selbst bewußt war, seine ganze Bedeutung und Größe zu erkennen. Indem ich hier über Nötscher's ausführliches Buch und über eine kleinere Schrift von Georg Knispel Rede stehe*), sei mir selbst gestattet, meine Erinnerungen an Seydelmann zusammenzufassen. Den Namen des großen Mimen, der nach dem tiefsten Abgrunde der einfachen und nackten, aber durchdringenden Wahrheit rang, weiß ich für meinen Theil kein besseres Opfer zu bringen, als wenn ich aus zwei verschiedenen Lebensepochen, wo ich ihn im Zusammen-

hang beobachten konnte, die Eindrücke seines Spiels mir zurückerufe und in mir feststelle.

Es war vor zehn Jahren in Berlin, im Frühjahr 1835, als ich Seydelmann bei seinem dortigen Gastspiel zum ersten Male in einer Reihe von Rollen sah. Eine Betrachtung über ihn an jene Epoche anknüpfen heißt ihm nicht zunahetretten, denn sein Gastspiel in Berlin war der Stützpunkt seines Ruhms. Ein angehender Bierziger, war er damals auf der Höhe seiner Entwicklung, durchaus in sich fertig, und zugleich noch im ganzen Wohlgefühl seiner Kraft. Er war den Aufforderungen, in Berlin zu spielen, sehr lange ausgewichen. Er kannte den Ort nicht bloß, wie er sich ausdrückte, als „ein Nestsennest der Kritik“, sondern auch als den Schauplatz der größten Meister in deutscher Kunst. Er fürchtete sich nicht bloß vor der Kritik der dortigen Tagesblätter — obschon er an Ort und Stelle gestand, sie sei wol im Stande zu Lode zu stehen, denn sie sei sehr aufdringlich dort, werde einem in die Vorstube geworfen, bringe allmählig um allen Humor; und was ist der Künstler ohne Humor? — Seydelmann fürchtete sich bei weitem mehr und vielleicht lediglich vor den Schatten der großen Geister von ehemals, die noch in den Gedanken der Leute umgingen. Einige lebten in den Erinnerungen an Iffland, der Mehrzahl stand noch frisch und leuchtend Ludwig Devrient's geniale Gestalt vor dem Auge des Geistes, Alle wurden noch warm bewegt, gedachten sie, wie zu gleicher Zeit mit ihm die beiden Wolff, Beshord und Lemm die klassischen Gebilde der dichterischen Helden in einem seltenen Gesamtspiel vorgeführt. Inbessen waren die Schatten der großen Todten doch schon blaß geworden; die Kaupach'sche Epoche lag dazwischen. Es sei fern von mir, den dramatischen Verstand in Kaupach nicht hoch genug anschlagen zu wollen. Die starke Kraft in „Isidor und Olga“ kann Niemand leugnen; in einer Gattung des

*) 1. Seydelmann's Leben und Wirken, nebst einer dramaturgischen Abhandlung über den Künstler, mit Benutzung und Veröffentlichung des handschriftlichen Nachlasses und der Briefe desselben dargestellt von Heinrich Theodor Röttscher. Berlin, A. Duncker. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

2. Erinnerungen aus Berlin an Karl Seydelmann vom Spätherbst 1842, und Ein Memorandum für die Reform des deutschen Bühnensystems, von Georg Knispel. Darmstadt, Leske. 1845. 8. 20 Ngr.

Lustspiels, die zur satirischen Poesie neigt, und im historischen Genrestück, wie „Vor hundert Jahren“, hat er eine theatralische Virtuosität entwickelt, die leider oft genug dem echten Dichter fehlt. Aber diese Virtuosität verführte ihn bei dem Mangel der höhern dichterischen Haltung auf dem Boden der geschichtlichen Tragödie zu einer fabrikmäßigen Schnellschreiberei, die uns im Zeitraum einiger Jahre den ganzen Cyklus der Hohenstaufen-Helden durch die Schablone schlug. Er hatte die berliner Bühne fast amtlich in Beschlag genommen, und wie er schrieb so spielte man. An der Crelinger und einigen andern Kraftvollen Naturen fand er tüchtige Träger für seine Stoffe; aber der Typus seiner Schöpfungen ging allmählig auf die Darsteller über. Seine historischen Tragödien waren nicht ohne scharfsinnige Dialektik abstracter Gegensätze erdacht und entworfen, aber ohne dichterisches Leben, ohne individuelle Wahrheit und Wirklichkeit ausgeführt. Dem historischen Charakter vermischte sein stiefender Jambus, der Schwung der Phantasie wurde rhetorische Hohlheit, Rednerkünste ersetzen das Feuer der wahrhaften Empfindung, und der Furor der tragischen Leidenschaft verpuffte sich in Declamationen. Die alte Richtung des Pfand'schen Zeitalters mit ihrer Wahhaftigkeit, der ästhetische Schwung eines idealen Vortrags wie ihn uns die beiden Wolff aus der Goethe'schen Schule vorgeführt, der wetterleuchtende Humor einer dämonischen Romantik wie sie in Ludwig Devrient ihren Vertreter gehabt — alle diese verschiedenen Wesen dramatischer Kunst, wosfern sie sich auf der berliner Bühne hätten fortpflanzen lassen, wurden in der Raupach'schen Epoche auf ein mittleres Maß herabgedrückt, bei welchem sich die rhetorische Routine geltend machte. Die theatralischen Künste verdrängten die dramatische Kunst, der Schein die Wahrheit, der Glitzer das echte Gold. Die Bildung von Berlin fing überhaupt damals an sich der Bühne zu entwöhnen. Einzelne Phänomene wie die Sontag brachten auf kurze Zeit einen Schwundel in die Masse; aber solche aufflackernde Hitze bewies um so mehr die fehlende dauerhafte Wärme. Die Bildung von Berlin trieb damals Philosophie; das politische Interesse war seit der Julirevolution wach geworden, drehte sich aber noch nicht um heimische Dinge. Und während die Denkenden das Theater gründlich verachteten, kam die Theilnahme der eleganten Welt keineswegs dem Schauspiel zugute. Spontini beherrschte mit seinem Pomp die Oper, und das glänzende Ballet, die Liebhaberei des damaligen Hofes, war recht eigentlich im Stande, am Theater den Rest von geistiger Bedeutsamkeit abzutöden.

In dieser Zeit der Ebbe im deutschen Schauspiel kam Seydelmann nach Berlin. War der Moment günstig, insofern kein Nebenbuhler die Eroberung des Publicums streitig machte, so war die Aufgabe, die Gleichgültigkeit gegen das herabgedrückte Schauspiel zu durchbrechen, nicht gering. Dazu kam, daß die Schrift von Lewald, die Seydelmann mit Lob überschüttete und ihn als den Vertreter einer neuen Epoche verkündete, ihn zufällig nach Berlin vorausging. Die Kritik war da-

durch nicht wenig gesteigert und das Publicum der norddeutschen Hauptstadt empfing den auswärts Gefierten stumm und mit dem Argwohn, ob die Kritik nicht bloßes Schaumgold um sein Haupt gekettet. Die Bildung Berlins ist ein Erzeugniß der Kritik, mithin hat die dortige Kritik vor allen das Recht, auf eigenen Füßen stehen zu wollen, und der Sitz einer Kritik der Kritik ist Berlin. Bei alledem und um so mehr war gleich der erste Abend, an welchem Karl Seydelmann als Carlos im „Clavigo“ auftrat, ein entschiedener Sieg, ein Triumph im großen Stil. Das wurde, wie fast immer Theatererfolge, aus der besondern Stimmung im Publicum noch mehr erklärlich als durch Seydelmann's Spiel. Dies war nicht darauf berechnet, im Fluge hinzureißen. Er kannte sehr wohl die Momente, wo die volle Schlagkraft der Kunst wie ein Naturereigniß wirkt, aber er eröffnete sehr vorsichtig die Schleusen der Gemüthswelt, denn seine Mittel waren nicht darauf gestellt, Explosionen des Gefühls zu erregen. Er eroberte seiner Natur nach langsam, aber gründlich; er fesselte unausgesetzt, und indem er eine ganze Reihe seiner Gestalten, fest und sicher in sich gefugt, mit der ganzen eisernen Consequenz seines Wesens hintereinander vorführte, stieg die immerfort in Spannung gehaltene Hochachtung vor seinem Spiel endlich zu einer Bewunderung, deren lauter Ausbruch um so stärker wurde, je sicherer der Grund dazu gelegt war. Seydelmann versetzte Berlin in eine seit lange dort nicht gekannte Bewegung. Diese Aufregung stieg fast zum Sturm, weil man ihre Möglichkeit auf den Brettern, wo deutsches Schauspiel von Oper und Ballet überschüttet war, nicht geahnt hatte. Selbst die Besonnenen nahmen Theil am Aufruhr der Geister, weil er diesmal nicht einem gütigen Zufall von Reiz und Jugend, nicht dem launenhaften Vereen glücklicher Naturbegabung, sondern dem Erzeugniß langjähriger Studien, dem Ergebnis des Denkenden, nicht der spielerischen Kunst zugute kam. Aus den beabsichtigten zehn Gastrollen wurde eine Reihe von 24. Und Seydelmann führte lauter Gestalten vor, die in der Werkstatt seines Geistes zwanzig Jahre gebraucht hatten um fertig zu sein. Es war ihm nicht im Traume gegeben; er hatte sogar Mühe, an einigen seiner Meisterwerke in der Charaktermalerei, falls ihm augenblicklich nicht alle seine Kräfte zu Gebote standen, die Schweißtropfen der Arbeit fortzujuwischen. Ein Blütenfrühling war ihm weder als Mensch noch als Künstler gegönnt gewesen; er hatte seine Früchte durch einen narkalen Sommer durchziehen müssen, manche dieser Früchte sahen auf Augenblicke wie überwintert aus. Aber eine goldene Herbstsonne, dünkt mich, ward ihm vollauf zu Theil; wie denn für den denkenden Schaffer und Künstler, der das Feld der Überlieferungen gründlich durchpflügt, sehr oft erst das spätere Mannesalter eine Zeit ist, wo er beim Einsammeln der Früchte den verfangen Frühling nachzufeiern scheint. Es war bei Seydelmann nur schicksalsschwer, daß sein Herbst so kurze Dauer hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Flämische Stilleben in drei kleinen Erzählungen von Heinrich Conscience. Aus dem Flämischen übersetzt von Melchior Diepenbrock. Mit Holzschnitten. Regensburg, Pustet. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

Was wir bis vor einiger Zeit noch für unmöglich gehalten, das läßt uns die letzten Monate erleben. Die Wortkämpfer der andern aufs schroffste einander gegenüberstehenden Parteien in Deutschland waren doch einig, ganz und vollkommen einig da, wo es die flämische Bewegung galt, und in der That, sie konnten nicht anders, denn aller Politik fern, hielt sich die Bewegung gleich fern von Allem, was ihr einen pfäfflichen Anstoß hätte geben können. „Die Strebnisse der Fläminger“, sagt Höpfer sehr richtig *), „sind dem Kern nach freisinnig im volkstümlichen, zum Theil im deutsch-liberalen Sinne; sie wollen von keinem politischen Einfluß der Geistlichkeit als solcher hören, so gern sie sonst deren Bemühungen um Volksbildung, Schule und Kirche sehen. Die flämisch-nationale Partei steht dem unveröhnlichen Gegensatz zwischen strengkirchlicher Orthodoxie und höhnendem Voltairismus völlig fern; sie wächst, wirkt und lebt auf einem andern Felde als dem abstracten; sie hat ihre Wurzeln im eigenen wirklichen Boden; indem aber ihre Strebnisse vorzüglich auf Volksbildung und wahre Aufklärung gerichtet sind, wirkt sie auch am nachhaltigsten gegen Fanatismus auf der einen wie gegen Voltairische Aufklärerei auf der andern Seite.“ So gibt auch Huber **) zu: „Auf dem gegenwärtigen Stadium dieser nationalen Bewegung aber theilt sich ganz von selbst dieser Literatur und deren activen und passiven Trägern, den Literaten und ihrem immer zunehmenden Publicum, noch mehr aber dem Kreise persönlicher Beziehungen, der sich besonders unter der Jugend bildet, eine gewisse sittliche und religiöse Haltung mit, wie sie als Gegensatz der Fehler sich ergibt, die man (mit Recht oder Unrecht) als charakteristisch französische fühlt, der Freiwilligkeit im weitesten Sinne.“ Er weiß jedoch auch: „Nimmt die katholische Reaction in ihrer ästhetischen Strenge schon jetzt positiven Anstoß an der poetisch-gemüthlichen, ästhetischen und gelegentlich sentimentalen Freiheit jener Literatur, oder fürchtet sie, daß deren wissenschaftlichen Gesüsten, besonders wenn sie in deutschem Sinn und auf deutschem Gebiet Befriedigung suchen sollten, die katholische Orthodoxie durch protestantische und philosophische Kezerei gefährden könnte, genug, es liegen schon sehr harte Einsenzen gegen scheinbar ganz unersängliche Dinge vor, und eine gewisse Spannung, wenigstens von jener Seite, ist unverkennbar.“

So auch ist es in der That. Wir können es nicht leugnen, daß die ultramontane Partei, die ihrer Stütze auf Frankreich durch dessen neueste Literatur und vor Allem den „Ewigen Juden“ beraubt, in der flämischen Partei eine Stütze zu finden meinte und darum sie und ihre Hinnegung zu Deutschland (welches, obgleich protestantisch im Ganzen, doch in den Rheinlanden noch eine arge ultramontane Ecke hat) begünstigte, sich alle Mühe gibt, diese Stütze zu kräftigen, doch im Ganzen kommt sie nicht weit damit. Mag auch Errevisse Novellen in ihrem Sinne schreiben, mag der Studentenverein der löwen Hochschule Alles für sie anbieten, mag Gent sich jedes Wort enthalten, welches ihr auch nur im entferntesten Sinne anstößig sein könnte, Antwerpen, auf dem unsere ganze Hoffnung ruht, ist zu feich, als daß sie durchdringen könnte. Freilich sind die Feindseligkeiten von da aus nur selten offene, aber die bis jetzt nur leisen werden bald in offenen Kampf ausbrechen. So hielt sich z. B. die Geistlichkeit sehr daran, als vor kurzem das „Zalverbond“ eine vita Diepenbrock's nebst einigen Auszügen aus dessen Schriften brachte. So wird sie sich noch unendlich mehr daran gestossen haben, als später der Hirtendrief des

wahrhaft hochwürdigen Fürst-Bischofs von Breslau in flämischer Uebersetzung dort erschienen ist.

Diese ruhige aber feste Haltung der flämischen Literaten wollte indeß gewissen Leuten bei uns nicht gefallen; weil sie flämische Deter vor den Marien- und Christusbüßern fanden, weil sie in den Buchhandlungen der ultramontanen Partei die „Mémoires autographes de la sainte vierge“ und Ähnliches ausgelegt sahen, darum meinten sie, daß Flämlands Literatur dem Jesuitismus dienlich sei, und sie schimpften, Hochspägen gleich, auf diese und ihre Träger. Andere kamen und fanden Sympathien, warme Sympathien für Deutschland, doch statt sich deren aus vollem Herzen zu freuen, sahen sie darin nur ein Resultat geheimer preussischer Einwirkung, und da die Fläminger nicht über Preußen und das zerstückelte Deutschland schimpfen wollten, schimpften die Herren über die Fläminger. Diese aber, die sich, nochmals gesagt, fern halten von aller Politik, haben ja keinen Grund, sich über uns zu beklagen; sie denken: Macht ihr eure politischen Sachen selbst ab, und freuen sich nur an dem Geiste, der unsere Wissenschaft, unsere Literatur durchweht. Warum sollten sie also schimpfen?

Doppelt willkommen denn war es uns, die Reichen Deter, welche Flämland und seine Bestrebungen erkennen und zu schätzen wissen, jenen unberufenen Schreibern gegenüber, um einen so allgemein geachteten Namen wie der Melchior Diepenbrock's ist gemehrt zu sehen. Nicht mit Gleichem können wir übrigens sein Buch begrüßen. Gewiß war Niemand der Conscience würdiger in Deutschland hätte einführen können als Diepenbrock, doch wir sahen es nicht gern, daß just die drei kleinen Novellen es waren, welche den flämischen Dichter zuerst vor das deutsche Publicum brachten. Sie haben, dies wird Niemand leugnen können, manches Schöne, manches recht Charakteristische, eine höchst ehrenwerthe Feinnung offenbart sich in ihnen; doch sie sind für ein Publicum geschrieben, welches von dem deutschen himmelweit verschieden ist, welches noch in den ersten Anfängen der Bildung steht. Ihre fast allzu große Einfachheit dürfte in Deutschland weniger zusagen und dadurch Vorurtheile gegen Conscience wecken. Wäre, was uns seit so lange schon von so verschiedenen Seiten versprochen wurde, des Dichters größerer Roman „Der Löwe von Flandern“ früher erschienen, dann hätte man dem Erscheinen jener kleinen Novellen ruhiger zusehen können; so aber dürften sie eher schaden als nugen. Als Beiträge zur Kenntniß des flämischen Volksthebens übrigens sind sie immerhin schätzenswerth und in dieser Beziehung können wir ihre Lectüre Jedem empfehlen, der sich für flämische Zustände interessiert.

In der ersten „Siska von Roosemaet“, geistlich Conscience die Franzosenäfferei, welche selbst bis in die Bürgerklasse durchdrang, seit lange dort aber ihren Höhepunkt erreichte und nun in demselben Maße abnimmt, in welchem sie einst wuchs. Siska's Vater ist ein ehrsammer Specereihändler „nach dem alten Schlage“, der nichts von den „französischen Windmälern“ wissen will; die Mutter läßt sich eher bestechen und besonders, als sie den Nachbar seinen Laden à la française aufstutzen und dessen häßliche Tochter in hübschen Kleidern umgeben von einer Menge von Stutzern an dem glänzenden Ladenfenster prangen sieht. Sie will, daß Siska auch so werde und zu dem Ende das Mädchen in ein französisches Pensionnat stecken; der Vater stemmt sich dagegen, der Hausarzt, ein alter Hausfreund, rath ab; doch sie setzt es durch. Siska wird in dem Pensionate gänzlich verdoeben; als sie daraus rückkehrt, schämt sie sich, mit der Mutter über die Straße zu gehen; die gute Alte muß ihre flämische Spigenhaube mit einem Hute, die alte Mantilla (Haile) mit einem Shawl vertauschen; der Laden muß ganz umgeändert werden; alle die alten Köpfe und Kasten, an denen tausend Erinnerungen des Vaters klebten, fliegen auf die Straße und hant angegrichene, theilweise vergoldete nehmen ihren Platz ein. Das geht dem Alten zu sehr zu Herzen; er sieht, wie der Nachbar Schuster durch seine Kinder verspottet, verhöhnt, gänzlich ruiniert wurde, wie er als Bettler umhert,

*) „Belgien in seinen Verhältnissen zu Frankreich und Deutschland“, S. 23.

**) „Jahrb.“, Heft IV, S. 156 und 162.

während seine Tochter der Ungucht fröhnt, und er sieht Dasselbe für sich und Siska voraus; darob bricht ihm das Herz, er erkrankt und liegt am Tode. Da tritt der Hausarzt eines Morgens plötzlich vor Siska, reißt sie mit sich zu des Vaters Sterbelager und donnert ihr zu: Das ist dein Werk! Erschüttert steht sie den Vater um Verzeihung und erlangt sie; der Alte stirbt ruhig; Siska bleibt der Mutter von nun an eine treue Tochter.

„Wie man Maler wird“ ist ein Stück Lebensgeschichte des Professors Franz Dujardin, ihm gewidmet und von ihm illustriert. Ein Sohn blutarmer Eltern sollte Dujardin Maurergefelle werden, doch seine Großmutter und seine Mutter, welche ihn stets mit Mädchenmachen beschäftigt sahen, brachten es dahin, daß er auf die antwerpener Akademie kam, an der er gegenwärtig noch wirkt. Höchst gelungen ist die Scene, wie die beiden Frauen Fränzchen der Direction der Akademie vorstellen und Großmutter stolz dem Director Wappers ein „Portrait“ zeigt, welches Fränzchen von ihr gemacht.

„Was eine Mutter leiden kann“ lasen wir schon einmal in den „Grenzboten“; es ist, gleich den beiden andern Erzählungen, dem antwerpener Volksleben entnommen.

Sowol der Inhalt wie die trefflichst ausgeführten Illustrationen eignen das Buch durchaus zu einem Geschenk für die reifere Jugend; ein passenderes Geschenk möchte sich selten finden.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Religion in den Vereinigten Staaten.

Durch eine fleißige Uebersetzung von E. Burnier ist vor kurzem das Werk eines amerikanischen Geistlichen Robert Baird über die religiösen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten in der französischen Literatur eingebürgert. Dasselbe gibt einen genügenden Überblick über die Art und Weise, wie sich im Laufe der Jahre diese wichtigen Angelegenheiten in den Vereinigten Staaten gestaltet haben. Man sieht, hier spricht ein Mann von Fach, der mit Sachkenntniß ausgerüstet ist und dem Notizen und Angaben zu Gebote stehen, wie sie für Andere kaum zugänglich sind. Baird behandelt die Geschichte der religiösen Organisation von dem Tage an, wo (am 22. Dec. 1622) die ersten Puritaner, welche um ihres Glaubens willen sich nach Amerika hinüber siedelten, im Hafen des Cap Cod einliefen. Wir können hier in das Detail der statistischen Angaben, welche für uns von wesentlichem Interesse gewesen sind, nicht näher eingehen und müssen uns deshalb, um nur einen schwachen Begriff von der gewaltigen Entwicklung zu geben, welche die religiösen Angelegenheiten in den Vereinigten Staaten genommen haben, begnügen, hier anzuführen, daß im J. 1775 vor der Trennung in Virginien 1440 Geistliche und 1940 Kirchen waren, während jetzt allein in den evangelischen Kirchengemeinden 13,335 Prediger und 26,200 Religionshäuser gezählt werden.

Zur Geschichte des Sturzes der Jesuiten.

Wie mancher unter den Vertheidigern der Jesuiten und der übertriebenen Ansprüche, welche seit einiger Zeit der Klerus in Frankreich erhebt, tritt wie ein Wolf im Schafskleide auf. Mit süßlichem Munde, mit der bescheidensten Miene von der Welt stellen sich diese Herren dem gutmüthigen Publikum vor. Keiner von ihnen will ja den Rücktritt, keinem kam es in den Sinn, einzugreifen in die Sprichen des Schicksalsrades. Sie alle wollen ja nur die allgemeine Wohlfahrt, die gemeinsame Freiheit, welche sie nur im Vorübergehen auch für ihre lieben Freunde die Jesuiten in Anspruch nehmen. Nur zuweilen macht sich dann aber auch mitten durch diese einsame Rede voll Sanftmuth und Leutseligkeit ein Ausbruch des verhaltenen Borns Luft. Dann erscheinen sie in ihrer ganzen Gestalt; sie lassen dann die Ansprüche, welche sie im Schilde führen, unverhüllt hindurchblicken. Ein ähnliches Schauspiel hat sich uns bei der Lecture folgender Flugschrift geboten: „Essai historique de la destruction des ordres

religieux en France au dix-huitième siècle“, von M. Prat. Wenn man die Vorrede liest, welche von schön klingenden Phrasen der Freiheit, des Fortschritts, der Reform u. s. w. überhäuft, so läßt man sich schwerlich den Gedanken beikommen, daß man es hier mit einem unverhohlenen, selbst leidenschaftlichen Vertheidiger des Jesuitenordens zu thun hat. Als solcher tritt uns aber in der That der Verfasser in seinem Werke selbst, welches zur Einleitung der Farbe wie der Tendenz nach im grellen Gegensatz steht, mit großer Bestimmtheit entgegen. Seiner Meinung nach ist den Jesuiten das himmelsfreundliche Unrecht geschehen, und der Grund zu ihrem Sturze ist nicht in der eigenen Verwerflichkeit und in den zahllosen Übergriffen, welche sie sich nach allen Richtungen hin zu Schulden kommen ließen, sondern vielmehr in einer Reihe zu ihrem Nachtheil angezettelter Intriguen zu suchen. In den Augen Prat's steht dieser Orden in makelloser Reinheit da und es drängt ihn, diese Wahrheit offen und unumwunden kund zu geben. Wir haben den Raum hier nicht, die Haltlosigkeit des ganzen Gebäudes, welches er mühsam aus falschen Voraussetzungen, Trugschlüssen und hinkenden Hypothesen zusammengezimmert hat, umständlich nachzuweisen. Ubrigens wird schon jeder Leser selbst fühlen, wie alle diese lügnersischen Annahmen vor der allmächtigen Gewalt der geschichtlichen Wahrheit in Trümmer sinken.

Das Kriegswesen der Araber.

Das Militairwesen der Araber ist schon mehrfach der Gegenstand gelehrter Untersuchungen gewesen. Dessenungeachtet bleibt doch auf diesem Gebiete der Kriegsgeschichte noch viel zu erforschen und zu ermitteln. So hat sich denn, veranlaßt durch die Ungewißheit, welche noch auf einigen wesentlichen Punkten schwebt, der Artilleriecapitain Favé, ein tüchtiger Militair, der bereits seit längerer Zeit an einer umfassenden Geschichte der Artillerie arbeitet, in Gemeinschaft mit dem bekannten Orientalisten Reinaud an das Studium der arabischen Quellen gemacht. Die Frucht der vereinten Arbeiten ist eine Geschichte des Kriegswesens der Araber, welche vor kurzem der Öffentlichkeit übergeben ist. Es kommen darin einige Punkte von allgemeinem Interesse zur Sprache. So geht unter Anderem aus den angeführten Untersuchungen deutlich hervor, daß es die Chinesen sind, denen die Erfindung des Pulvers beigelegt werden muß. Von ihnen entlehnten es die Araber und Griechen, welche indessen noch nicht im Stande waren, die eigentliche Bedeutung und Wirkung desselben zu erfassen. So viel scheint sich mit Bestimmtheit zu ergeben, daß es dem Abendlande vorbehalten war, die Anwendung dieser gewaltigen Kraft zu entdecken.

Literarische Anzeige.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Zur

Codtenfeier Dr. M. Luther's

am 18. Februar 1846.

Herausgegeben von

Dr. J. W. Roethe.

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Inhalt: Luther's letzte Lebensstage und sein Testament. — Luther's Tod und Begräbniß, nach Berichten der Augenzeugen. — Dr. Bugenhagen's Leichenpredigt und Melancthon's Gedächtnisrede. — Nachrichten von der Feier des 18. Februar 1646 und 1746. — Zwei Vorreden zu Luther's Todtenfeier im Jahre 1846.

Leipzig, im Januar 1846.

J. W. Brockhaus.

Seydelmann und die deutsche Schauspielkunst.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Seydelmann's Schauspielweise war den Berlinern etwas durchaus Neues. Hier war nicht die blüthig wirkende Willkür des romantischen Deorient, auch nicht der Hauch der Idealistik, den der classische Zögling Goethe's über seine Gestaltungen zu breiten wußte; mit Wolff hatte Seydelmann höchstens die ruhige Consequenz in Festhaltung der Figuren, die Stärke der Reflexion und die Ruhe langamer Zurückkunft gemein. Ergebnis tiefer anhaltender Studien war die Kunst Weiber, das rückte sie in einer Beziehung, die hinter den Coulissen lag, aneinander; ihre Richtung, ihre Zielpunkte auf den Bretern waren sehr verschieden. Seydelmann war so originel, daß er jede Reminiscenz zurückdrängte. Er führte ganz neue Kräfte ins Feld, war ganz nur er selbst, voll, groß, in sich selbst nur gefügt, aus rücksichtslosem innern Bedürfnis erwachsen. An ihm machten wir in Berlin, wo die Philosophie das Theaterinteresse beseitigt zu haben schien, eine ganz neue Entdeckung, die Entdeckung, daß es eine Schauspielkunst gebe, die durch ihren eigenen Geist, durch ihre eigene Kraft existire, sich selbst Zweck sei. Und diese Kunst stellte sich, ganz unabhängig von der dichterischen Schöpfung des Tages, Zielpunkte, die deutlich verriethen, daß sie selbst einen bedeutenden Aufwand wissenschaftlicher Speculation zu ihrer Verfügung hatten. Ifland, erinnerte man sich von Seiten der ältern Theaterfreunde, hatte auch Costume und Zeitalter für seine Figuren studirt; Graf Brühl, wußte man, ließ Archive und Kabinetten durchstöbern, um die Pappenheimer im „Wallenstein“ geschichtlich treu auftreten zu lassen; in der Oper, im Ballet gab man Volksfeste und Nationalauffüge mit einer Opulenz, die zugleich charakteristisch zu sein den Anspruch machte. Seydelmann mochte mit dem bittern Scharfsinn, der ihm eigen war, wo er Gebrechen und Eitelkeiten auf seinem Felde fand, allen dergleichen bloß äußerlichen Apparat belächeln. Freilich studirte auch er Costume und Zeitmode; was in die Erscheinung fiel, konnte ja nicht in Misachtung liegen lassen wer eine Gestalt aus innen heraus zur Erscheinung bringen wollte. Aber er gab mehr als bloße historische Richtigkeiten, er gab historische Wahrheiten, und die sind allerdings nicht ohne innere Schau der Eingeweide, nicht

ohne frommen, gläubigen Augurdienst, nicht ohne psychologische Erkenntnis des innern Wesens möglich. Seydelmann war auf der deutschen Breterwelt im tiefsten Sinne des Worts ein Historiograph und ein Geschichtsmaler. Wie er Karl XII., Ludwig XI., Cromwell hinstellte, nicht bloß in Maske und als Erscheinung, sondern lebendig aus einem Rahmen tretend, der von irgend einem alten Meister ersten Ranges, sei es Titian, sei es Rembrandt, herzurühren schien: diese Art und Weise einer lebendigen Malerei, die die Gestalten in Scene setzte und zur Action brachte, war in der deutschen Schauspielkunst durchaus noch unerhört gewesen. Und zu dieser Kunst geschichtlicher Charakterzeichnung gesellte sich Seydelmann's Gabe, den Nationalgeist in der Persönlichkeit zu verkörpern. Man erinnere sich seines Riccaut, seines Batel; wie durch und durch in jedem Zoll französisch war dort die frivole, hier die insipide und naive Verlorenheit der Creatur. Sein Ossip gab die Bestialität des russischen Leibeigenen, in dessen Seele selbst die zartere Regung die Schandmale der Knete nicht verleugnet und mit lallender Zunge sie verräth. Sein Marinelli war Hofmann gewordener italienischer Bandit; sein Mohe im „Fiesco“ erschien mit den wilden Sprüngen der afrikanischen Tigerfelle. An allen diesen Gestalten hatten sich schon hundert Darsteller als Nationalmaler versucht, weil hier die besondere Aufgabe schon in der Charakteristik der Figuren liegt. Allein es hatte noch Niemand die Wahrheit bis zum Erschrecken getroffen. Diese furchtbare Gewalt, die in gewissen andern Gestalten bis zum Entsetzen trieb, übte Seydelmann's Kunst über uns.

Dies war die eine Kraft in seinem Spiel. Sie war nicht denkbar ohne die vorangegangene zwanzigjährige Arbeit eines eisernen Fleißes, nicht denkbar ohne die Qual der Nachtrachen und jene bange Sorge, die bei großen, tief hingesezten Zielen oft um die entsprechenden Mittel zum Zweck verlegen ist. Aber sie bestand doch nicht bloß aus mühsam Erworbenem. Das Gefühl der Unzulänglichkeit angeborener Mittel, die Verzweiflung über Hindernisse, die ihm die Natur in den Weg gelegt, und zugleich die große Gewissenhaftigkeit seiner seltenen Energie trieben ihn zu Übungen, wie sie in der That nur Demosthenes sich auferlegte, um am Ufer bei dem rauschenden Lärm der Woge mit Kieselsteinen im Munde

ein ursprünglich fehlerhaftes und jähes Organ geschmeidig und dienstbar zu machen. Aber jene Seydelmann'sche Kraft in der Charakterzeichnung lag ebenso wol in einer tiefen Naturanlage begründet, in der angeborenen Fähigkeit, das Wesen des Menschen bis in sein verborgenes, feinstes Geäder zu verfolgen, es aus seinen geheimsten Tönen zu ertönen. Man sucht die Natur des Dichters und Künstlers immer zu oft bloß in der spielerischen Phantasie, in der Fähigkeit der Erfindung, die wie über Nacht kommt. Sie besteht, wo sie sich voll auf entwickelt, ebenso sehr in der angeborenen Gabe, den Menschen zu verstehen. Die sogenannte Menschenkenntnis ist eine nach außen gerichtete Empfänglichkeit; der Künstler muß nicht bloß die Menschen kennen, sondern auch den Menschen, er muß die Gattung am Einzelnen verstehen und den Einzelnen in der Werkstatt seines Bedens belauschen können. Hierin lag Seydelmann's tiefste Begabung und sie ward bei emsigem Eifer seines forschenden Triebes zu einer Virtuosität, die nicht bloß den Einzelnen in der Erscheinung rasch wie ein Buch zum Durchblättern in die Hand nahm, sondern auch das Geschlecht in seinem Zusammenhang mit Gott und Natur durchschaute. Hier ist die Größe von Seydelmann's Talent nach der einen Seite hin zu suchen.

Die andere Kraft in der Kunst seiner Darstellung, eng mit jener zusammenhängend, war der Drang, unter allen Umständen wahr zu sein, so wahr wie die Natur, die uns in ihrer schlichten Einfachheit oft rührt, ebenso oft aber mit ihrer nackten Blöße uns erschreckt, mit ihren Schrecken uns betäubt. Einfache, durchdringende, unerbittliche Wahrheit bezweckte sein Spiel. Wol weiß ich, daß die Schönheit im Grunde nichts Anderes will und nichts Anderes ist als Wahrheit. Beide sind, wo ein guter Genius sie behütet, Eins, treten im Kunstgebäude nicht anders als Hand in Hand auf. Aber die Schönheit will die Wahrheit der Natur nicht in ihren Anomalien, sondern in ihrer Regel, in ihrem Zusammenhang mit dem Göttlichen; die Schönheit will die Wahrheit des Einzelnen in seiner Harmonie mit dem Ganzen. Sie berechtigt das Böse nicht, in einer dämonischen Übergewalt aufzutreten, in der das Universum sich aus den Fugen hebt. Seydelmann schlug die Mächtigkeits der Schönheit, weil er in seinem Sinnen und Brüten sich nicht von ihrem Genius bevorzugt fühlte, nicht hoch genug an, um sich innerhalb ihrer Schranken seine letzten Ziele zu stecken. Er ging über sie hinaus, er wollte mehr geben als Schönheit; und freilich war sie auf dem Gebiet der dramatischen Kunst zu seiner Zeit zu einer schwächlichen, in sich glücklichen Convenienz herabgedrückt. Die dichterische Production flennete, die Darstellung affectirte. Beide gingen entweder auf Stelzen oder waren gemein; der Ausdruck der Schönheit war Phantasie geworden. Es gibt Kunstepochen, es gibt Künstlematurationen, die über den Bereich der Schönheit hinausgehen müssen wie Michel Angelo. Was über den Begriff der Schönheit hinausgeht, kann Größe sein. Und das Großartige, das Ungeheure war für Seydelmann Ziel der

Charakteristik in seinen bedeutendsten Gestalten, namentlich in seinem Mephistopheles. Es war nicht Eigensinn von ihm, nicht zufällig falsche Auffassung, daß er den Teufel des Volksbuchs in die Goethe'sche Dichtung her einschleppte; es war die schließliche Consequenz seiner Dichtung und Methode. Mephisto war jedoch in diesen ganzen Glorie des Satans eine seiner spätern Leistungen. Er gab die Rolle damals nicht in Berlin und ich selbst sah sie von ihm erst einige Jahre nachher, als ich von neuem einen Cyklus seiner Gestalten an mir vorübergehen ließ und die Überzeugung gewann, Seydelmann müsse ebenso sehr wie in entgegengesetzter Weise Ludwig Devrient für eine geniale Ausnahme, nicht für einen Prototyp in deutscher Schauspielkunst gelten. In Berlin, bei dem großen Tumult der Aufregung, fühlte ich nur mit Allen gleich stark die Wirkungen der ungeschminkten Wahrheit seines Spiels. Wir untersuchten nicht, ob bei der Macht, die er übte, die Schauspielkunst, wie sie sollte, nur die Trägerin der Poesie war oder unabhängig von dieser ihre Glorie feierte. Wir fürchteten das Parterre, das lange verschmähte, und überwand den selbst den Widerwillen gegen Stücke wie „Die Royalisten“, die uns wie eine ungesuchte Parodie auf ihr Thema erschienen. Seydelmann hatte sich in seiner geistigen Bildung vom Markt der größten Dichtungen genährt, aber seine Virtuosität als Schauspieler war fast noch größer, wenn er die kümmerliche oder flüchtige Arbeit von heute mit der ganzen Fülle seines Scharfsinns ergänzte und mitten in einem dürftigen Ganzen eine historisch und psychologisch geordnete, feste und selbständige Gestalt gab. Sein Cromwell war ein solches ehernes Gebilde, das sich als Schöpfung seiner selbst, nicht auf dem Boden des Raupach'schen Stücks getragen fühlte. So waren seine Gestalten immer wie in sich geschlossene Naturnothwendigkeiten, die in ihm selbst wurzelten. Er schien mir weit mehr der letzte der großen Virtuosen der Schauspielkunst als der Vertreter einer neuen Richtung, bei der es darauf ankommt, die Poesie zu ihrem Rechte zu bringen. Daß diese seine Stellung zur Production ihm selbst unbewußt war, hebt die Wichtigkeit meiner Behauptung nicht auf.

Seydelmann war in Berlin plötzlich der Mittelpunkt der geistigen Tagesinteressen geworden. Die Anhänger der alten Schule, die Ifflandianer, waren erst recht voll seines Ruhmes; sie fanden in ihm, was sie längst vermißt hatten, Realität, Wahrheit, wie sie auf dem Felde der Malerei von den Niederländern nicht strenger und schlagender gegeben wurde. Die classischen Idealisten waren überrascht, die Romantiker bekümmert, die Philosophen, die Mehrzahl unter den denkenden Köpfen der Bildung, sahen in Seydelmann den Vertreter ihrer Axiome, der in der einzelnen Erscheinung den Gedanken verkörperte, im Individuellen nur das Allgemeine hinstellte. Wo in Seydelmann's Spiel bei aller Größe seiner Kunst physische Mängel zum Durchbruch kommen, da hieß es in der philosophischen Kritik, der Geist habe in ihm die Natur überwunden, er habe sie wider ihren Willen in

seinem Dienst. Daß nur die ungeschulte Harmonie von Geist und Natur wie das Gedicht so auch die vollendete Darstellung liefere, hat die Hegel'sche Aesthetik nicht gern eingeräumt. Guard Sans schrieb damals die geist- und schwingvollen Aufsätze über Seydelmann. Er eröffnete darin bei Gelegenheit des „Kaufmanns von Venedig“ zuerst jene Parallele zwischen Ludwig Devrient und Seydelmann, eine Parallele, die sich später oft genug zum Ärgerniß des großen Schauspielers fortsetzte und in das unangenehme festgehaltene Dilemma zwischen Genie und Talent, zwischen Inspiration und Verstandescalcul ausließ. Devrient's Leistungen wurden als Eingebungen des Genies, Seydelmann's Spiel lediglich als Ergebnis des Verstandes genommen, Instinct und Intelligenz als unzugängliche Gegensätze festgehalten. Sans hatte zuerst am Schluß die Verschiedenheit erläutert, ob der Darsteller in dieser Rolle den Juden oder das allgemeine Judenthum repräsentire. Mich dünkt, Seydelmann habe so wenig wie Devrient in der Charakterrolle des Shakspeare'schen Stückes irgend an Darstellung und Gattungsbegriffe gedacht. Ihre verschiedene Auffassung des Shylock lag in der verschiedenen Art, wie sie sich überhaupt entwickelten und wie sie im Werk des Dichters ihre Stellung suchten.

Mit jener Debatte war Seydelmann in Berlin naturalisirt. Wir zählten ihn zu den Unserigen, wir dachten nicht daran, daß er anderswo, zumeist durch sich selbst, dann aber auf einem Boden, der ihm seine Entwicklung nicht erschwerte, geworden war was er war. Eine schöpferische Literatur unterflügte ihn nicht und so hatte dort der große Schauspieler nur das philosophische Raïonnement, an das er sich lehnte, um geistig auszurufen und geistig fortzuleben. „Das Publicum“, schreibt er in jener Zeit aus Berlin, „scheint es hier seit lange verlernt gehabt zu haben, von einem soliden Schauspieler Notiz zu nehmen.“ Es wurde ihm Lob und Ehre in einer Weise zu Theil, daß in der That sein Selbstbewußtsein eine plötzliche Vollmacht über sich und sein Wirken erhielt. Und das geschieht mir, schrieb er, an einem Orte, der mich nur mit Essig, nicht mit Wein zu bedienen gedachte, in dem gefürchteten Berlin. „Mit mir ist Gott!“ ruft er schließlich mit der Frömmigkeit des echten naiven Künstlers; „dafür bin aber auch ich nur sein Geschöpf bis zum letzten Athemzuge voll Dankbarkeit und Demuth.“ Die Epoche seines berliner Gastspiels, davon abgesehen, daß sie seinem allgemein deutschen Ruf begründete oder vielmehr flüssig machte, hatte für den tiefen Ernst des gewissenhaften Seydelmann jedenfalls das Gute, daß er sich seitdem sicherer fühlte, seine Natur, die immer mit sich selbst beschäftigt, immer in tiefer Arbeit mit sich selbst begriffen blieb, nach außen hin ergiebiger machte. In Brief und Wort hat er seitdem die oft seltene Schlagkraft seines energischen Geistes, den nicht selten sicher zutreffenden Instinct seiner Einsicht reichlicher entfaltet. Bei alledem schrieb er im April 1835 aus Berlin, er sei mit einer Menge ausgezeichneten Männer dort bekannt geworden, deren

Lob ihn endlich wol gar eitel machen könne; „aber ich habe“, fügt er hinzu, „ein unbegrenztes Mißtrauen gegen mich in mir, und immer schmecke ich Wein und Wasser, Wasser! Es kommt keine Ruhe in mein Wesen und von der unendlichen Wohlgefälligkeit, mit der sich Tausende meiner Collegen beantwigen, sehe ich nichts in meinem Spiegel, nichts!“ So tief war die gewissenhafte, die unausgesetzte Arbeit mit sich selbst, so ehrlich dieser Arbeiter im Weinberge seiner Kunst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Italienische Poesie.

Poesie edite ed inedite di Luigi Carrer. Venedig 1845.

Die bildreiche, liebliche Phantasie dieses Dichters, dessen erste Arbeiten, die vor mehreren Jahren erschienen sind, zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, hat eine Ausnahme von der großen Regel gemacht, die wir leider nur zu oft wahr und erprobt finden: daß die grauen Haare ihre fahle Herbfarbe oft den Geisteskräften mittheilen, daß der schaffende Genius trotz seiner Unsterblichkeit der Zeit unterliegt und mit dem Alter ermattet und welkt. Diese achte reich vermehrte Auflage von Carrer's sämmtlichen Gedichten stellt uns die ersten Jugendarbeiten neben die reifern Leistungen seines spätern Alters und erfreut dadurch, daß sie den Vergleich gestattet, mit dem angenehmen Gefühle, diese letztern Schöpfungen keineswegs ärmer an Phantasie, aber tiefer in der Art der Empfindung, geregelter in der Darstellung zu finden. Den sprechendsten Beweis liefern hiervon seine neuen Sonette, seine Oden und Idyllen, von denen besonders die letztern durch die einfach schöne und gedankenreiche Sprache zu den besten Leistungen italienischer Poesie gerechnet werden können. Fern von den ermüdenden, immer und immer wiederholten patriotischen Gesinnungen, die in den meisten italienischen Dichtern bald in vulkanischen Ausbrüchen toben und der glühenden Lava ähnlich den Leser zu verschütten drohen, bald in empfindsamem überfließen melancholischen Accorden durch ihr ewiges Wiederkehren langweilen und ermatten, ist hier des Dichters Lendeng wahr und allgemein, spricht von Jedem und zu Allen, und findet Anklang durch das von ihm selbst aufgestellte Axiom der Wahrheit: daß alle Herzen nur Eine Sprache sprechen, wie alle Menschen nur Eine Mimik haben. Seine Balladen, denen er die ersten Lorberzweige seines Kranzes verdankt, zeichnen sich durch Leichtigkeit des Verbaus und durch die blumenreiche Sprache aus, deren Reiz er nie verschwendet, sondern mit dem richtigsten Gefühle zweckmäßig und wirkungsreich zu vertheilen weiß. Im „Sultano“ gibt es Strophen, die allein schon hinreichend wären, für sein Dichtertalent zu bürgen, zu beweisen, wie sehr er (wenn er sich nicht nachlässig gehen läßt) Meister der Melodie seiner Sprache sei und den zarten gemüthlichen Gedanken in harmonische Töne zu kleiden versteht. Die erste Strophe z. B.

Signor di cento popoli
Di cento belle sposo
Tutto che il Taura germiso
E accoglie il Caspio orso,
Tutto è vassallo a te.

Die nächsten, wo er nach kurzer Beschreibung der byzantinischen Naturschönheiten übergeht und singt:

Al mite raggio danzano
Le vergini su' fiori
E il pescator di Tracia
Cantando antichi amori
Tutta le reu' in mar.

Esol, se lievo scarrere
 Ami le piast' onde
 Sibilla pint e sallet
 Sulle beato sponde
 E geme russigol.

Warum aber überfieht ein so poetisch klares Auge in einer neuen Ausgabe das Mangelhafte, das sich mit eingeschlichen; warum haben wir nie Auflagen vom Autor reichlich vermindert, statt „vermehrt“, und warum erspart man dem Leser nicht den unangenehmen Eindruck der Mittelmäßigkeit, wenn sein Gaumen sich an die besten Leckerbissen gewöhnt hat? So ist auch dies Buch wieder zu groß, und hätte der Dichter seiner Vaterliebe strengere Grenzen gesetzt und einige seiner misrathenen Sproßlinge nicht anerkannt, so wäre seine Familie immer noch zahlreich genug geblieben, um auch der Fruchtbarkeit des Vaters Ehre zu machen. Aber Stellen wie in „Stradella“, wo es zwei Mal heißt:

U' a pugnale? Udite? ohimè!
 Miserere! E il morto chi è?

lassen, nachdem man sie gelesen, nur das Echo des Wortes „miserere“ zurück.

Weniger gelungen und gleichsam Carver's Zeugkraft nicht angehörig sind die „Apologhi“, die als erotische Pflanzen sich durchaus nicht dem einheimischen Boden und Klima seines Talents anpassen wollen. Diese „Apologhi“, welchen Titel der Autor selbst in einer Note zu rechtfertigen und zu erklären sich verbunden glaubte, bilden eine Sammlung von Epigrammen und Fabeln, die jener weichen Sprache, die ihm so ganz eigen ist, füglich entbehren müssen, Pflanzen aus dem nordischen Klima des Wiges, der Satire, denen die scharfe Luft des Sarkasmus unentbehrlich ist, um ihr Fortkommen zu sichern, während ihnen der poetische Hauch des weichen Gemüths nur kärglich zu wachsen gestattet, ihre Blüte verkrüppelt und ihre Frucht erstickt. Diese aber der scherzhaften Poesie (die Parodie auf den Tod der Malibran ausgenommen) sollte Carver in seinen weichen, ergiebigen Dichtterminen nicht weiter verfolgen. Ist es denn unentbehrlich, daß man aus den Blättern der Rose auch Senf pressen könne, um sich an ihrem Dufte zu ergötzen und sie die Königin der Blumen zu nennen? Der am Born des Lebens sich erquickend will, schlürft aus der kristallinen Flut, die dem Felsen entsprudelt, aus der götterklaren Poesie, und fühlt sich belebt und gestärkt, er wird es sich nie wünschen, daß die Quelle ihm Mineralwasser reiche, das nur der Kranke sucht.

Das ganze Buch ist 478 Seiten stark, wäre aber noch viel kräftiger, wenn es deren einige weniger zählte.

Heinrich Littrow.

Eine Bittschrift Jean Paul's.

Jetzt, da ein allgemeineres Interesse an den Werken unfer's Jean Paul von neuem zu erwachen scheint, da seine ungedruckten nachgelassenen Schriften, seine „legten Werke“ und Briefe von allen Seiten auftauchen und dem caritativsüchtigen Lesepublicum wie ein Dessert nach dem eigentlichen Jean Paul-Essen dargereicht werden, jetzt dürfte die Mittheilung eines merkwürdigen Richter'schen Bittschreibens zeitgemäß und zur Vervollständigung des Bildes selbst nothwendig sein. Es befindet sich in den russischen „Memoiren des kaiserlich russischen Generals v. Danilewsky“, und ist meines Wissens außerdem noch nirgend abgedruckt.

Während des Wiener Congresses, erzählt der General, wurde Kaiser Alexander von Bittschriften aller Art förmlich übersät; eine der interessantesten darunter rühmte von dem berühmten deutschen Dichter Jean Paul her, welcher um die Rückgabe einer ihm entzogenen Pension nachsuchte. Die „Klaue

des Löwen“ ist darin nicht zu verkennen. Das Schreiben lautet wörtlich folgendermaßen:

„Mitten in der erhabenen Zeit, da Ew. kaiserliche Majestät der Schiedsrichter Europas sind, wie vorher der Befreier desselben, und Sie aus dem Schutze des Sieges der Schutzgeist des Friedens werden, tritt ein kleines Anliegen vor Ihren Thron. Doch wie dem Geiste nichts zu groß, ist der Bitte nichts zu klein.“

„Über 25 Jahre hatte ich für die Musen und die Philologie gearbeitet, als mir ein einziger deutscher Fürst, der vor-malige Großherzog von Frankfurt, im J. 1808 eine jährliche Pension von 1000 Gulden bewilligte, um den Armgeborenen zu unterstützen, dessen Körper bloß von seinem Geiste lebte.“

„Nach der siegreichen Besetzung des Großherzogthums wurde mir von 1814 die Fortsetzung der Pension vom Generalgouvernement verweigert bis auf höhere Entscheidung.“

„Werden die hohen Verbündeten, welche für deutsche Freiheit und deutsche Wissenschaft zugleich gekämpft, die fürstliche Unterstützung eines Schriftstellers zurückzunehmen gebieten, welcher zu einer Zeit für europäische Freiheit geschrieben, wo er seine eigene einem Davoust bloßstellte? Ich wende mich hier an das Herz Alexander's, da die wohlwollende Vorsehung gerade im Jahrhundert des Egoismus die Menschliche auf den höchsten Thron Europas gesetzt. Ich wende mich hier an seinen Geist, der Geister beschützt, und welcher, da er kein anderes großes Reich mehr zu vergrößern hat als das größte, grenzenlose, das der Wissenschaft, dem Norden auch geistlängste Tage zu den geographischen geben will.“

„Köge der Herrscher, dessen Scepter dem Magnete ähnlich ist, welcher zugleich liebend anzieht und lehrend die Segenden des Himmels zeigt, die Kühnheit der Hoffnungen verzeihen, zu welcher er Individuen wie Länder erhebt. Genießen Ew. Majestät lange die einzige dauerhafte Universalmonarchie, die der Liebe, nachdem Sie die Hassende und gehaßte gestürzt, und lange weine die Freude vor Ihnen und erst spät die Trauer um Sie.“

Welchen Erfolg dieses Gesuch gehabt hat, wird in den Memoiren nicht gesagt; gewiß aber wird man noch jetzt dies Schreiben als ein schwer nachzuahmendes Muster einer Bittschrift mit großer Theilnahme lesen. Daß es auf jeden Fall einen ungewöhnlichen Eindruck gemacht hat und nicht mit den übrigen in den großen Papierkorb der Vergessenheit geworfen wurde, dafür spricht der Umstand, daß ein Mann aus der nahen Umgebung des Kaisers und von dem bekannten Charakter des Generals dasselbe der Aufnahme in seine Memoiren gewürdigt hat.

44.

Literarische Notiz.

Eine Schrift über die irische Repeal.

Wer für die irische Repeal, für die Frage wegen Aufhebung der Union mit England sich interessiert und entweder nicht Zeit oder keine Gelegenheit hat, das darüber zerstreut Liegende und die diesfalls fortwährend in Irland gehaltenen Reden, wie die englischen Blätter sie mittheilen und erörtern, zu lesen und zu prüfen, der findet wol Alles, was in Betreff jener Frage pro und contra gesagt werden kann, in den 45 Abhandlungen zusammengestellt, welche in Folge der von der Association ausgeschriebenen Preise an dieselbe eingegangen und für preiswürdig erkannt worden sind, sämmtliche Abhandlungen aber in Einem Bande unter dem Titel: „Essays on the Repeal of the Union, to which the Association prizes were awarded. With a supplemental essay, recommended by the judges. Printed and published for the loyal Repeal association of Ireland by James Duffy“ (Dublin 1845).

16.

Seydelmann und die deutsche Schauspielkunst.

(Fortsetzung aus Nr. 2.)

Drei Jahre später, im Herbst 1838 — Seydelmann war inzwischen Mitglied der berliner Bühne geworden — sah ich ihn in 16 Rollen hintereinander auf dem leipziger Theater und hatte, fern von aller jener Debatte, die sich doch immer schließlich in Abstraction verflüchtigt, volle Ruhe, mich den Eindrücken des Seydelmann'schen Spiels rücksichtslos hinzugeben. Ich will hier, um meine bedingte Bewunderung des großen Mimen zu motiviren, das Gesändniß machen, daß ich in der Schauspielkunst überwiegend viel auf den Vortrag der Rede gebe, das Wort mit seinem Ton und Accent mir wichtiger ist als Maske und Charakterisirung in Gestalt und Erscheinung. Im Worte legt der Dichter seinen Inhalt nieder, und wer das Wort zu seinem Rechte bringt, macht wesentlich die Dichtung geltend. Das Herzergreifende, das Gemüthbezwingende, und alle dauernde Wirkung auf den Geist geht vom Ton des Wortes aus, geht sicher und tief durch das Ohr in die geheime Seele des Hörers. Wir sind mehr gewohnt das Publicum die Zuschauer zu nennen; ich halte die Wirkungen, die sich in der Maske und der bildlichen Charakterzeichnung bedingen, nicht für die geistigsten noch für die dauerndsten. Seydelmann mußte in diesen Wirkungen nachholen was ihm im Vortrage nicht ganz erreichbar war. Sein Organ war nicht von der Art, daß es mit seinem natürlichen Ton die Herzen traf, die Geister durchwärmete. Er konnte im bloßen Vortrage der Rede den Effect nicht steigern, so daß es mir immer schmerzlich war, wenn ihn die Leute dennoch zur Declamation in Concertsälen drängten und mißbrauchten. Es war ihm nicht so leicht geworden, durch die natürliche Begabung schon zu erobern. Hat ihn das auf die andere Seite der Schauspielkunst gedrängt, zum großen Charakterzeichner gemacht, so geht man sich das ein und wesse die Untersuchung nicht ab, wo seine Größe zu suchen war. Es ist selbst vorgekommen, daß dramatische Autoren, weil sein Geist sie entweder schwindeln machte oder ihnen für ihre Stücke nöthig schien, ihn zwingen wollten, Helden und gar Liebhaber zu machen. Er mußte in Berlin einen Colombo spielen und das Pathos heroischer Helden ward in seinem Vortrage entweder tahn oder gras. Wäre es ihm

vergönnt gewesen, als Wallenstein, Macbeth, Lear ebenso wie in diabolischen Gestalten zu glänzen, er würde mit diesem Kern der Hochtragödie vielleicht für die Befestigung des höhern Dramas in Deutschland mehr gewirkt haben. Vielleicht hätten ihn diese Gestalten mit ihrer Idealität auch zurückgerufen, wenn ihn ein dämonisches Gelüst dazu drängte, in gründlicher Ausmaterie der materiellen und nackten Wahrheit ein Auserstes zu liefern. Dies war bei Darstellung derjenigen Figuren der Fall, auf die er selbst das größte Gewicht legte, da er mit ihnen in seiner Art nicht bloß etwas Bewundernwerthes, sondern das Auserste seiner Eigenthümlichkeit leistete, das Endziel seiner Richtung aufdeckte. Ich nenne zuvörderst seinen Franz Moor. Die „Räuber“ waren damals noch in Berlin verbotene Waare; Seydelmann that sich auf der Gastreise gleichsam etwas zugute, im Franz eine Ausgeburt der Hölle zur Erscheinung zu bringen. Denn darum scheint es sich freilich bei dieser Gestalt zu handeln, die Hölle zu verkörpern ohne einen Teufel zu liefern. Diese Verwahrlosung der Creatur, die Verworfenheit, aus Zufall und Absicht, Blödsinn und bewußtem Kigel zusammengewürfelt, will immer noch ein menschliches Gehäuf haben. Seydelmann gab gleich beim ersten Auftreten einen geistigen und leiblichen Actin, einen schlaff hingeworfenen Fötus, in dem sich aber schon der ganze Rißstähler regte. Dies Nachtstück menschlicher Seele mit Kienfadelleuchtung war wie nur irgend eine seiner Leistungen ein Triumph der Seydelmann'schen Materie à la Hölle-Deuzhel. Es war deshalb ein absolutes Meisterstück, weil der Sinn des Gedichts nichts Anderes will als losgelassene, wenn auch in menschlicher Form erschienene Hölle. Seydelmann, fast immer schon in der ersten Erscheinung fertig mit seinem Charakterbilde, war bei der weitem Entwicklung dieser Figur überaus reich an scharfsinnigen Motiven, geistvollen Modulationen, jeden Einkällen. In der Scene, wo Amalie ihn entlarvt, nachdem ihr Franz mitgetheilt, Karl habe ihn beschworen, die Geliebte nicht zu verlassen — er kniet noch vor ihr, das Gefühl der Enttäuschung seines heuchlerischen Plans hält ihn wie gebrochen und doch gleichgültig am Boden fest; nur eine Art Verlegenheit, so schnell überrascht zu sein, malt sich in seinem verhungerten Gesichte —; da, halb aus Zerkreuthheit, halb aus ohnmächtigem Ingrimm, zerpfückt Sey-

delmann, um diese gemischte Stimmung zu versinnlichen, eine Rose, die sich langsam unter seinen zerrenden Fingern in ihre Theile auflöst und zu Boden blättert. Der Moment war von wunderbarer Wirkung. Ebenso neu unterstützt erschien die Scene mit Amalie im Garten. Seydelmann gab sie halb betrunken. Er fingirte, Franz käme vom Mahle; und nun tritt seine ruchlose und doch nur spielerische Zubringlichkeit, die Feigheit der ohnmächtigen Wollust und die schnelle Entwaffnung, wie er sich über ihre Hingebung täuscht, in die richtige Beleuchtung und in einen Zusammenhang, den uns ein Kenner menschlicher Tiefe in all ihrer geistigen und moralischen Schwachheit eröffnet. Natürlich war es die Scene in der Nacht mit Daniel, wo Seydelmann alle Schrecken aufzubieten wußte, dies Gemälde auf seinem Gipfel zu vollenden. Aber die Erzählung des Traums ließ gerade fühlen, daß sein Organ nicht Schritt hielt mit seiner Geberdensprache. Wenn Ludwig Devrient die Schauer der Nacht uns malte, fühlten wir uns fast mitleidig bewegt für den Verbrecher, den ja schon die Strafe der Furien erreicht. Seydelmann gab nicht diese Rückkehr zum Menschlichen, er lenkte nicht ein zu menschlicher Möglichkeit, er gab starr und fest die ganze kalte Hölle. Er hatte den Charakter an den Abgrund gedrängt, wo alle Darstellung aufhört, und fand sich nicht wieder darin zurecht, daß selbst diese excentrische Dichtung keinen absoluten Satan hinstellen konnte. Seydelmann gefiel sich in zerstörenden Wirkungen, er liebte es, zu schrecken, zu geißeln; ein guter Genius schien diesen großartigen Charaktermaler nicht immer zu behüten, ihn nicht still und unbemerkt auf den Punkt zu führen, wo auch das Ungeheure sich wieder in die Linien der Schönheit zurückfindet.

Über seinen Shylock ist viel gestritten worden. Ob er mit seiner Darstellung nicht noch etwas Anderes als die Figur des Shakespeareschen Stückes habe geben, ob er nicht vielmehr den allgemeinen Begriff des Judenthums habe zur Erscheinung bringen wollen, hätte füglich niemals ein Gegenstand der Untersuchung sein sollen. Mehr zu geben als das Gedicht fodert ist im besondern Falle, bei Shakespeare, nicht gut möglich, und heißt in allen Fällen dem Schauspieler unabhängige und selbständige Leistungen gestatten, die über die Dichtung hinausgehen oder außer ihr liegen. Allgemeine Satzungsbegriffe verkörpern zu wollen, ist einem wahrhaften Künstler nie eingefallen, weil diese Aufgabe eine unkünstlerische ist. Wer sie ihm stellt oder sie ihm unterbreitet, hat vom Wesen des schöpferischen wie des darstellenden Talents eine falsche Grundidee. Kötcher sagt in seinem verdienstlichen Buche sehr viel Wahres und Gutes über den Zusammenhang des Künstlers mit dem Geiste seines Zeitalters. Er weist das an Fleck, Schröder, Iffland und Devrient nach, aber er sucht Seydelmann's Bedeutsamkeit auf einem Punkte, wo sie für den Künstler niemals zu finden ist. Die Hegel'sche Ästhetik spielt zu viel mit dem Aufheben des Einzelnen an die Allgemeinheit und mit dem Zurückgehen des All-

gemeinen in die Einzelheit. Der Dichter verkörpert Ideen, weil er lebendige Welten schafft. Auch er will mit dem Einzelnen nichts Allgemeines beweisen. Der Schauspieler aber hat keine andere Aufgabe, als die Gestalten des Dichters zur Erscheinung zu bringen. Reicht sein Genius weiter, durchdringt er die ganze Dichtung, so sei er das ordnende und befehlende Talent des Regisseurs, der die Dichtung als Ganzes ins Leben treten läßt. Nur in Epochen, wo die Schauspielkunst die Production an Geist und Gehalt überflügelt, kommt jene dazu, sich selbständige Aufgaben zu stellen. Diese selbständigen Aufgaben sind so sehr als Ausartungen zu nehmen, wie sich in der Musik das Virtuosenhum über die Compositionen hervordrängt. Bei einer Gestalt von Shakespeare kann es aber für den Darsteller nur darauf ankommen, den Sinn des Dichters zu erschöpfen. Seydelmann gab vom Shylock eine Seite die in diesem liegt, aber er drängte damit die ganze Gestalt aus dem Rahmen des Gemäldes. Die Haltung, die die Figur im Sinne des Dichters hat, schien ihm zu wenig materiell, zu luftig und mythisch. Er fürchtete, den Geist der Rolle zu verflüchtigen, wenn er nicht ihren Körper in ganz niederländischer Wirklichkeit festhielt. Freilich hat dieser Shylock im Gedicht fast etwas Mythisches. Schon daß diese Gestalt die Schranken des Lustspiels durchbricht und Niene macht, in das Nachtgebiet der Tragödie zu schreiten, gibt ihr das Schwankende. Ihm, der sein „heilig Volk“ rächen will, ist es Ernst damit, dem königlichen Kaufmann ein Pfund Fleisch seines Leibes zu entziehen. Die Katastrophe vor Gericht entwickelt den seltsamen Handel alles Ernstes vor unsern Augen, aber das gewetzte Messer schreckt uns nicht, das Urtheil schwebt zwar am Haarfeil über dem Haupt des werthen Antonio, aber wir fühlen zuversichtlich, daß eben dies Haarfeil dem Dichter nicht zerreißt, obschon er in seinem Übermuthes Komisches und Tragisches so wunderbar ineinanderschlingt. Entschieden tragisch gefärbt muß dieser Shylock für sich selbst in der Darstellung gehalten werden, denn in seiner Empörung gegen Druck und Knechtschaft ist er der Märtyrer seines Volks. Wenn ihn aber vor Gericht der witzige Spruch des gelehrten Doctors wie eine Ironie des Schicksals überlistet, wandelt uns ein Hauch von Rührung für ihn an. Bei aller Majestät des Jorns, bei allem Fanatismus des Judenthums gab Ludwig Devrient den Shylock in einer gewissen Hast und Zerstreutheit. Der Entschluß, vom verhassten Christen ein Stück seines Leibes statt der Zahlung zu nehmen, kam uns in Devrient's Spiel wie der Einfall eines barocken Humoristen vor. Seine Gier nach dem christlichen Pfund Fleisch entsprang aus humoristisch toller Laune, nicht aus einem sorgfältig erwogenen Plan. So hielt Devrient die Figur und so ist sie vom Dichter gemeint. In Seydelmann's Shylock war der gemeine Geldjude mit solcher Schlagkraft der Wahrheit ausgearbeitet, als wäre die Figur erst eben aus den Knoblauchhaufen des Rialto hervorgetrocken. Und dieser Knecht des Mammon erwuchs vor uns zu

einem Niesen, weil seine Freiheit auf sein gutes Recht pochen durfte. Der Ausbruch seines Zorns jagte Schrecken ein, er schien der blöde Teufel zu sein, der im Stande war das Fleisch aus lebendigem Leibe herauszuschneiden, und wie ihn der christliche Wig überlistete, versiel Seydelmann rettungslos dem Hohn der Verspottung, wo Ludwig Devrient uns rührte. Dieser stand mit den Worten: „Er haßt mein heilig Volk!“ auf dem Gipfel seines tragischen Spiels; Seydelmann feierte seine Triumphe bei der Ausmalerei des Moments: „Ich wollte, meine Tochter läge im Sarge todt zu meinen Füßen und hätte die Sirenen in ihren Ohren!“ Wer wollte leugnen, daß Seydelmann ein so frappantes, affectvolles Bild in seiner Darstellung gab wie uns je in Farben Rembrandt es liefern konnte? Allein die letzte Entscheidung über den Werth der Leistung des Schauspielers wird mit der Frage erledigt, was und wie die Dichtung sie fodert. Es blieb mir kein Zweifel, wem der Preis zuerkannt werden müsse, will man diese beiden Darsteller Schylo's gegeneinander wägen. Es kann gleichgültig sein, sich schließlich darüber vereinigen zu wollen; aber es ist, so lange man deutsche Schauspielkunst pflegen will, von Belang, zu wissen, wo die Vorbilder zu suchen seien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichter - Nachlaß.

1. Gottfried August Bürger's legtes Manuscript. Supplement zu Bürger's sämtlichen Werken. Leipzig, Klemm. 1846. 8. 5 Ngr.
2. Der verwundete Bräutigam. Von Jakob Michael Reinhold Lenz. Im Manuscript aufgefunden und herausgegeben von R. L. Blum. Berlin, Dunder und Humblot. 1845. 8. 15 Ngr.

Bürger und Lenz, zwei Dichter, deren Lebenszeiten fast ganz zusammenfallen (Jener war zwei Jahre vor Diesem geboren und starb zwei Jahre nach ihm), bieten auch sonst mancherlei Vergleichungspunkte dar: Beide gehören jenen gewaltigen literarischen Bewegungen an, welche die heranwachsende Geburt einer neuen deutschen Poesie verkündigten, ja theilweise schon begleiteten; Beide mußten als echte Märtyrer des poetischen Geistes auch in ihrem äußern Leben die gleichzeitigen Geisteskämpfe bestehen; Beide gehören zu den Opfern, die eine neue Idee erheischt, ehe sie siegreich und vollendet ins Leben treten kann; Beide waren von dem Erwachen eines neuen Geistes so durch und durch ergriffen, daß sie auch ihre äußern Verhältnisse und ihr Gemüthsleben dem altherkömmlich Bestehenden nicht zu unterwerfen mußten; nicht ohne Grund macht daher die moralische Betrachtungsweise den beiden Individuen manchen sittlichen Vorwurf; eine tiefere geschichtliche Ansicht kann diese Vorwürfe zwar nicht aufheben, aber indem sie sie im Zusammenhange mit der ganzen Richtung jener Zeit aufsaßt, wenigstens mehr als eine billige Entschuldigung derselben hervorheben; Beider Leben endete im kräftigsten Mannesalter: Bürger, durch jahrelange Leiden verschiedenster Art aufgegeben, vermochte nicht mehr sich an neu ausgehenden Hoffnungen aufzurichten; Lenz wurde durch den Tod von tieferer Armut und noch tieferer Bahnsinne erlöst. Beide Dichter sind weber zu voller harmonischer Entwicklung ihrer Persönlichkeit noch zu völliger Ausbildung ihrer poetischen Kraft gelangt; mögen Bürger's Dichtungen immerhin in dem deutschen Volke lebendig bleiben und fortwirken, zu den Meistern und Hauptern

der deutschen Dichtung kann er so wenig als Lenz gezählt werden; was sie aber zur Anbahnung des höchsten Ziels mitgewirkt haben, darf um so weniger vergessen werden, je theurer Beide ihr Werk erkauften und „eropfern“ mußten.

Die in neuester Zeit auf das lebhafteste erwachte Reizung, die Gestalten vaterländischer Dichter biographisch und literarisch zu immer klarerer Anschauung zu bringen, hat sich jetzt fast gleichzeitig den beiden genannten Dichtern zugewandt und von dem Einen eine seiner spätesten schriftlichen Äußerungen, von dem Andern einen dichterischen Erstlingsversuch veröffentlicht.

Was Bürger's „legtes Manuscript“ betrifft, so wird es die Freunde des Dichters wenig befriedigen, mehr Interesse aber für Die haben, die nach dem Menschen Bürger fragen. Es enthält dasselbe nämlich einen vom 20. November 1791 datirten Brief an seine dritte Gattin, das „Schwabenmädchen“, und gewährt einen sehr hellen Einblick in diesen trübsten Theil von Bürger's vielgetrübtem Leben. Wesentlich Neues enthält es nicht, denn wes Geisteskind jenes Schwabenmädchen war, erinnern sich die Zeugen ihrer Irrfahrten durch Deutschland, welche bis tief in dies Jahrhundert gedauert haben, recht wohl. Ehe wird es hier und da überraschen, mit welcher Sorgsamkeit sich Bürger in dieser Klageschrift häuslicher und ökonomischer Angelegenheiten annimmt; er hatte freilich eine harte Schule durchgemacht. Freunde actenmäßiger Vollständigkeit werden dem ungenannten Herausgeber für seine Veröffentlichung Dank wissen.

Etwas mehr literarisches Interesse hat das von Lenz in einem Alter von 16 Jahren verfaßte Drama „Der verwundete Bräutigam“; es ist dies eigentlich ein Gelegenheitsgedicht, dessen Veranlassung der Herausgeber in seiner Einleitung angibt: ein Baron von Igelström war kurz vor seiner beabsichtigten Verheirathung von einem deutschen Kammerdiener, weil er ihn einmal mit dem Stocke geächtigt, gefährlich verwundet worden; als nun nach seiner glücklichen Herstellung die vertagte Hochzeit vor sich ging, ließ Lenz dieses Festspiel aufführen, welches eine ganz einfache dramatisirte Darstellung des erzählten Vorfalls enthält und mit einem versificirten Glückwunsch gewöhnlichen Schlages endigt. Von allen Eigenthümlichkeiten, die den spätern Leistungen des Dichters eine ganz besondere Stellung anweisen, besitz dieses Drama rein gar nichts als die Kunst eines leichten und gewandten Dialogs. Die That jenes Kammerdieners erfährt durchaus keine Spur von Entschuldigung, ja gar keine eingehende psychologische Begründung; das dem geborenen Deutschen das russische Prügelregiment unerträglich sein mußte, wird nicht berührt; und dies ist um so auffallender, da der Herausgeber ausdrücklich anführt, daß die öffentliche Stimme sofort entschieden für den Kammerdiener Partei nahm, welcher Igelström nur eine süßlose Reue entgegensetzte. Wir besitzen also an dieser Sagedarbeit von Lenz durchaus nur ein Gelegenheitsgedicht des gewöhnlichsten Schlages, welches von der reichen Begabung seines Verfassers nur die alleräußerlichste, die der leichten und gewandten Darstellung verräth. Mit größerer Sorgfalt sind, wahrscheinlich in Berücksichtigung des Festes, zu dessen Verherrlichung das Werk dienen sollte, nur die Scenen ausgeführt, in welchen die Färtlichkeit des Brautpaares vorgeführt wird; dieser Stoff mit der Abwechslung, den gefährdrohende, dann hoffnungreichere, endlich neu beglückte Situationen darbieten, ist geschickt ausgebeutet, der Ton, der darin herrscht, aber durchaus kein eigentümlicher, sondern durchaus der des weinerlichen Lustspiels, wie er bis auf Lessing, ja noch in Lessing's „Miß Sara Sampson“ die deutsche Schaubühne beherrschte. Das Lehrreichste an dem ganzen Drama dürfte also sein, daß es einen Maßstab für die überaus rasche und merkwürdige Entwicklung abgibt, welche zwischen demselben und Lenz's spätern, unter dem Einflusse des strasburger Kreisles entstandenen Dichtungen liegt.

Nicht mit Stillschweigen darf die ausführliche Einleitung übergangen werden, welche der Herausgeber dem Büchlein vor-

gesetzt hat; sie ist von Übersetzung des Mannes, mit dem sie sich beschäftigt, nicht ganz frei und rechnet mehr auf Das was Lena in sich trug als auf Das was er wirklich geleistet; dennoch aber enthält sie über ihn selbst und über sein Verhältnis zu Goethe manches wahre und gute Wort. Ich führe daraus ein Wort Goethe's an, welches, meines Wissens bisher unbekannt, einer ersten Beachtung wol werth ist und von dem Herausgeber mit Recht gegen Wiel und Gervinus geltend gemacht wird: „Ich erinnere mich, von einem Freunde, welcher viel mit Goethe verkehrte, gehört zu haben, daß sie einst in guter Stunde auf die Werther'sche Periode zu sprechen kamen. Im Verlauf des Gesprächs fragte der Freund den großen Dichter, wie es ihm möglich gewesen sei, sich in solcher Brausezeit plötzlich auf die drängendsten Amtsgeschäfte zu werfen. Das wilde Feuer, war die Antwort, würde mir ja das Hirn versengt haben, wenn ich nicht in grenzenloser Arbeit und Thätigkeit ein Gegengewicht gefunden hätte.“

Schließlich sei noch bemerkt, daß das Schriftheden von Dorpat ausgeht und somit als ein Beugniß deutschen Geistes aus jenem vom Slaventhum bebrängten Gegenden einer freundlichen Aufnahme doppelt werth ist. 47.

Bibliographie.

- Burns, R., Lieder und Balladen. Übertragen von H. J. Feinge. 2te Ausgabe. Mit dem Bildniß und einem kurzen Lebensabriß des Dichters nebst erläuternden Anmerkungen. Braunschweig, Westermann. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Confiance, F., Familien-Bilder. Übersetzt von L. Manck. Stuttgart, Hallberger. 1845. Kl. 8. 10 Ngr.
- Dumas, A., Don Artagnan, oder zwanzig Jahre nachher. Deutsch von F. W. Bruckbräu. 1ster und 2ter Theil. Augsburg, v. Senisch u. Stage. 1845. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Die Dame von Monsoreau. Historisch-romantisches Sittengemälde. Deutsch von F. W. Bruckbräu. 1ster und 2ter Theil. Augsburg, v. Senisch u. Stage. 1845. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Freiligrath, F., Gedichte. Ste, um einige ältere Gedichte vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers in Stahlstich. Stuttgart, Cotta. 1845. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
- Hercher, R. W., Die Gesetze und Verordnungen, welche das Volksschulwesen im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach betreffen und noch in Kraft sind, sachlich geordnet. Sena, Frommann. 1845. 8. 8 Ngr.
- Berliner Kalender für 1846. 20ter Jahrgang. Mit sieben Stahlstichen. Berlin, Reimar. 1845. 8. 2 Thlr.
- Illustrirter Kalender für 1846. Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerverleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Leipzig, Weber. Hochschmal 4. 20 Ngr.
- Klette, H., Album deutscher Dichter. 2te Auflage. Berlin, Schroeder. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Kleudgen, W. Freib. v., Dichtungen. 1ste, vollständige Abtheilung. Eisenach, Kühn. 1845. 16. 20 Ngr.
- Kloß, W., Pädagogische Turnlehre oder Anweisung, den Turnunterricht als einen wesentlichen Theil des allgemeinen Erziehungs- und Unterrichtswesens zu behandeln. Reiz, Schieferdecker. Gr. 8. 20 Ngr.
- Lever, C. J., Arthur D'Leary's Wanderungen und Betrachtungen in vielen Ländern. Aus dem Englischen übersetzt von C. Richard. Drei Bände. Aachen, Mayer. Gr. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.
- Roshamer, J. A., Die Erde und ihre Bewohner. Das Wissenswürdigste aus der Naturkunde und dem Menschenleben in gemeinschaftlichen Abhandlungen nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft. Wien, Pichler. 8. 15 Ngr.
- D'orio, J., Die Herrlichkeit des Christenthums, oder: der Sieg des Christenthums über Sünde und Tod. Aus dem

lateinischen überfetzt von J. B. Mayer. Regensburg, Manz. 1845. 8. 12½ Ngr.

Verla europäischer Literatur. Merseburg, Kulandt. Gr. 8. 1 Thlr.

Plinius der Jüngste, Die Reise ins Blaue, illustriert von A. Johannot. Leipzig, Korb. 2er. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Poullet Cameron, G., Reiseabenteuer in Georgien, Circassien und Rußland. Frei nach dem Englischen von H. Gerhäuser. Zwei Theile in einem Bande. Dresden, Arnold. 1845. 8. 2 Thlr.

Quehl, R., Nordische Badereise. Skizzen, Erzählungen und Gedichte. Berlin, Gumprecht. 8. 1 Thlr.

Reiseabenteuer des Capitain Pamphil. Nach dem Französischen. Thorn, Lambert. 1845. 8. 7½ Ngr.

Rogge, F. W., Blüthe der deutschen Lyrik. Kofstad, Stiller. Gr. 12. 1 Thlr. 27½ Ngr.

Rückblicke auf Ungerns Zustände. Was that Ungern für Oesterreich? Was that Oesterreich für Ungern? Vom Jahre 1526 bis zum Landtage 1811. Wien, Kaulfuss Wwe., Prandel u. Comp. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Sand, G., Der Müller von Angibault. Übertragen von F. Jenner v. Feanberg. Sechs Bändchen. Stuttgart, Hallberger. 1845. Kl. 8. 2 Thlr.

Schaeffner, W., Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs. 1ster Band. Bis auf Hugo Capet. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schlegel's, A. W. v., sämtliche Werke. Herausgegeben von C. Böcking. 1ster Band. A. u. b. E.: A. W. v. Schlegel's poetische Werke. Herausgegeben von C. Böcking. 3te sehr vermehrte Ausgabe. 1ster Theil. 1stes bis 3tes Buch. Vermischte Gedichte, Lieder, Romane und Sonette. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr.

Schneider, S. J., Die christlichen Säger des 19. Jahrhunderts. Auswahl des Besten und Schönsten aus dem Gebiete der rein-christlichen Poesie unserer Zeit, als Morgen- und Abendopfer für häusliche Erbauung auf alle Tage im Jahre. 1stes Heft. Basel, Schneider. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Heilige Seelenlust. Geistliche Lieder und Sprüche von F. Spreng, A. Silesius und Kovalis. Ausgewählt und herausgegeben von A. Sebauer. Stuttgart, Cast. 1845. Gr. 16. 7½ Ngr.

Sendon, G. H. van, Geschichte der Apologetik, oder historisch-pragmatische Darstellung der Vertheidigung von Bibel und Offenbarung, von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage. Uebersetzt von P. W. Quack und R. Binder. Zwei Theile. Stuttgart, Hallberger. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Shelley's, P. B., Dichtungen, deutsch von F. Pröf-fel, mit dem Leben des Dichters und dem Bildniß desselben. Braunschweig, Meyer sen. 1845. Kl. 8. 1 Thlr.

Königsberger Taschenbuch. Herausgegeben von L. Waslerode. Mit Beiträgen von Crelinger, Freundt, A. Jung, Sachmann, J. Jacoby, C. v. Lengerke, Wechsler, Wolff und dem Herausgeber. Königsberg, Voigt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sehrhan, D. F., Dresden. Ein Gedicht in 24 Gesängen. Mit angehängten historischen und topographischen, zugleich als Cicerone für Stadt und Umgegend dienenden Erläuterungen. Dresden. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.

Weiske, S., Praktische Untersuchungen auf dem Gebiete des einheimischen Rechts. 1stes Heft: Wie sogte Luther auf den Todesfall für Weib und Kind, in Verbindung mit einer erbrechtlichen Abhandlung. Leipzig, D. Wigand. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

Sinzendorf, Graf v., Geistliche Gedichte, gesammelt und gesichtet von A. Knapp. Mit einer Lebensskizze und des Verfassers Bildniß. Stuttgart, Cotta. 1845. Hochschmal 4. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Sonntag,

Nr. 4.

4. Januar 1846.

Seydelmann und die deutsche Schauspielkunst.

(Fortsetzung aus Nr. 3.)

Seydelmann's Mephistopheles war nicht der Goethe'sche. Er gab eine Figur, die nicht auf dem Boden des Gedichtes blieb, er gab den Teufel der alten Volksbücher, den Satan der Herenmärchen, und das ist die Goethe'sche Gestalt nur in einigen Momenten, wo die moderne Maske fällt und die Lücke des Ungeheuers durchbricht. Seydelmann spielte die Rolle zweimal in Leipzig unter einem Jubel der Zuschauer, der sich durch den grandiosen Schauer, den er einflößte, nur steigerte, fanatisirte. Wer wollte leugnen, daß Seydelmann's Leistung an und für sich etwas Großartiges, etwas Bewunderungswürdiges war? Gleich sein erstes Erscheinen verbreitete das Gefühl, hier sei ein dämonisches Wesen soeben erst genöthigt in ein menschliches Gehäuse zu fahren. Seydelmann schien gleichsam ganz frisch weg aus den Elementarstoffen heraus leibhafter Teufel und wider Willen Person geworden, um das Princip des Bösen zu vertreten. Daher das Dehnen, Sträuben und Rcken der Glieder, die noch ungewohnt sind, sich in menschliche Form zu fügen. Diese Hände schienen in ihren Bewegungen den Fingel zu verrathen, lieber als Krallen agieren zu wollen; dieser Hals mit seinem Strecken wäre gern aus dem Kumpf weiter hinausgewachsen; der Mund stieß einen beklemmenden Hauch von sich, als sei dem Geist des Bösen in der menschlichen Hülle sehr widerwärtig zu Sinne. Die Atmosphäre, in welcher ein leibhafter Teufel athmet, war durch die Zauberei genialer Maske und Mimik um die Gestalt gebreitet. Im Vortrage des Flohliedes hörte man die zischenden, sprühenden Töne der Hölle. Man begriff es, daß Gretchen schwül zu Ruthe wird, wenn sie auch nur das Zimmer betritt das der Unheimliche soeben verlassen; aber man begriff nicht, wie Faust mit dem edeln Drang im großen Herzen sich mit der Hölle in so abschreckender Gestalt verbinden konnte. Die Begegnung mit den alten Weibern, der Hexe und Martha, ließ vermuthen, daß Seydelmann's Satan auf dem Bloßberg seine eigentlichen Triumphe feiern mußte. Mephisto soll aber über Menschen Triumphe feiern und hier bleiben die Triumphe ohne die schlaunen Künste civiler Bildung fraglich. Auf

jene Bloßberg'scene berief sich immer Seydelmann, wenn er seine Auffassung des Goethe'schen Teufels vertheidigen mußte. Aber jene Scene liegt außerhalb des darstellbaren Stückes. Sobald das große Poem mit seinen weilaufigen Anbauten ein Bühnendrama sein sollte, sobald es mit Beseitigung der metaphysisch-doctrinären Ausläufe und Ausweitungen auf die dramatische Katastrophe des Teufels mit Faust und Gretchen zurückgeführt werden mußte, konnten auch die theils ins Classische, theils in mittelalterliche Romantik sich verlierenden Konsequenzen der Charaktere und Ideen keinen Raum behaupten. Wie sich Mephistopheles in der Walpurgisnacht geberdet, ist so wenig dramatisch zulässig und darstellbar als seine bestiale Hantirung in der Scene des zweiten Fausttheils, wo er durch die Engel ad absurdum geführt, „die Waders ganz appetitlich findet“. Das Gedicht hat Partien, die es zu einer Art „Göttlicher Comödie“ ausweiten und diese Ausdehnung gewinnt auch die Gestalt Dessen, der das Böse vertritt. Drängen wir das Gedicht auf den ursprünglichen Kern der plastischen Gruppe jener wenigen Menschenfiguren zurück — und nur auf diese Weise wird es darstellbar —, so muß sich auch Mephistopheles auf die Rolle beschränken, die ihm unter Menschen menschenmöglich ist. Und in diesem Felde ist er der baronisirte Teufel eines modernen Zeitalters, ein civilisirter Satan, ein satanischer Cavalier, der schmeichelt und gefällig ist. Das ist er unter Menschen, bis er als vollständiger Höllegeist in der Scene herausbricht, wo Goethe plötzlich Prosa gebraucht. Mephistopheles ist sogar voll Respect vor Gott Vater, wenn er dem Faust versichert: Doch glaube mir, dies Ganze ist nur für ihn gemacht, er weidet sich im ewigen Glanzel. Er kann sich dem alten Herrn im Himmel sogar wohlgefällig machen und gut im Vorsaal der ewigen Wohnungen für einen närrischen Kauz. Der Humorist im Goethe'schen Teufel darf nicht untergehen. Der Prolog im Himmel fällt freilich auch aus dem dramatischen Kern des Gedichtes heraus, allein er zeigt, wie der Teufel nach der entgegengesetzten Seite sich hält. Gott Vater ist sogar der Hoffnung, der Mensch in seinem dunklen Drange, der Mensch im Umgang mit dem Teufel, werde sich des rechten Weges wol bewußt bleiben. Im Verkehr mit Menschen — darauf beschränkt sich das dar-

stellbare Stück — ist Mephistopheles wie die Erdenwelt zwischen Himmel und Hölle in der Schwebel, muß also dem Menschen eine angemessene Erscheinung sein. Seydelmann bestand darauf, ganz Teufel sein zu wollen. Dann hätte er freilich mit Hörnern und Schweif erscheinen müssen. Goethe's Teufel und der Teufel überhaupt ist leider viel feiner. Es liegt sehr tief im Sinne der Dichtung, daß der Geist des Bösen dem Menschen in allen seinen Entwicklungen, im Hange zur Finsterniß und im Streben nach Licht, ganz getreu zur Seite steht und mit ihm Schritt hält.

Röschker hat das Verdienst, in seinem umfangreichen Buche gleichsam ein Seydelmann-Album zusammengestellt und redigirt zu haben. Er unterbreitet seine Lebensgeschichte des Mannes und seine Betrachtung über dessen Kunst mit Briefen des großen Schauspielers, die ihm zahlreich von vielen Seiten beigezeichnet wurden. Wir finden darunter kurze Zeit vor seinem Tode ein briefliches Geständniß Seydelmann's, das seine Natur zu bezeichnen scheint. Er spricht von seinem letzten Lieblingswunsch, den Jago wieder zu spielen. Er hatte diese Rolle wie auch Richard III. schon in einer frühern Epoche gegeben; das elende Rollenmonopol machte ihm den Richard in Berlin streitig, obschon er in der Zeichnung dieser Gestalt das Außerordentlichste leisten mußte. Zum Jago rüstete er sich im Stillen mit einer drängenden Lust und Liebe. „Woher nur“, schreibt er, „mein immer wacher Appetit, die Nachtseite unserer Natur ans Licht zu führen! Können Sie mir das zum Abschied sagen? Bitte, thun Sie es!“ Er fährt dann fort in der Auserung, wie er mannichfach und auf den entschiedensten Feldern das inwendige Gehäuse der menschlichen Creatur zur Erscheinung zu bringen bemüht, mit den Narren närrisch, mit den Ehrlichen grundehrlich, in jedes Alter, jede Farbe, jede Maske verliebt gewesen; aber nur wenn es dem bösen Princip galt, offen oder verkappt, dann habe er jede Kraft des Lebens in sich wach gefühlt, sein ganzes Wesen sich doppelt zusammengefaßt, um der Welt die rechte Larve zu zeigen. Diesen Hang zum Dämonischen theilte er vielleicht mit manchem Charakterzeichner in seiner Kunst, er theilt ihn mit Ludwig Devrient; es fragt sich nur, ob Seydelmann den geheimen Instinct, der den Genius innerhalb der Kreise der Schönheit hält und behütet, mit diesem qualenden Orange nach schlagender Wahrheit und Wirklichkeit nicht in sich überdäubte. Wo er historische Charakterbilder schuf, war der Geist der Geschichte, der ihn ganz besaß, der sicherste Regulator. Cromwell und die ganze Reihe solcher Figuren sind nie vollendeter hingestellt. Aber wo es die freiere Schöpfung von Gestalten wie Mephistopheles galt, ließ ihn jener milde Geist der Poesie im Stich, der den Dichter auch im tragischen Umsturz zur Versöhnung führt. Gestalten wie Nathan, die von Hause aus im milden Lichte der Versöhnung gehalten sind, liegen außer dem Conflicte; er hielt sie ganz in musterhafter Einfachheit; der qualende Reiz, die dunkeln Gewalten über Licht und Liebe triumphiren zu lassen, konnte ihn

hier nicht beschleichen. Ich weiß nicht, hatte die schroffe Weltanschauung, die sich in Seydelmann's brieflichen Bekenntnissen mit der ganzen Schwere eines hart geprüften, wenn auch stark gewaffneten Geistes ausspricht, vielleicht doch von Hause aus einen krankhaften Anflug? Wie dem auch sei, die Größe seiner Eigenthümlichkeit bleibt unbestreitbar. Aber man lasse sie als solche, als Ausnahme gelten, und wo es darauf ankommt, auf eine Fortpflanzung der Kunst zu denken, da stelle man um so strenger das Gesetz hin, daß der Schauspieler niemals aus dem Rahmen des Gedichts trete, sich nie eine andere Aufgabe zu stellen habe als die ihm der Dichter liefert. Die Aufgabe die dem Darsteller zukommt ordnet ihn dem Gedichte unter; anders bewahrt er sich nicht den Instinct, der ihn sicher führt. Man lerne diese einfache Wahrheit von dem genialsten, scharffinnigsten, rastlosesten Arbeiter auf dem Felde der darstellenden Kunst!

Ein rastloser Arbeiter war er wie niemals vor ihm, wie gleichzeitig mit ihm nicht Einer. Röschker's Buch deckt uns den ganzen Proceß seiner hartnäckigen Entwicklung auf. Es war eine Laufbahn voller Hindernisse, die Seydelmann durchwanderte, um zu seiner Vollendung, zur Meisterschaft in seiner Weise emporzuklimmen. Jedes Hinderniß aber befeuerte nur seinen Muth, wispigte seine erfinderische Kunst, stärkte seine starke Langmuth. Überblickt man die ganze Reihe äußerer und innerer Mischlichkeiten, die ihn gestört, gekreuzt, gedemüthigt und doch nur immer von neuem zum Wettkampf angespornt, so findet man die Krone des Gelingens theuer und ehrlich erkauft, in den Triumphen, die er errang, nur einen gerechten, nicht übermäßigen Lohn seltener Tugenden des Geistes und des Herzens. Seine tiefe Gewissenhaftigkeit zwingt zur Bewunderung, sieht man, wie er sich, weil ihn Mutter Natur äußerlich nicht bevorzugt hatte, nur mit eisernem Fleiß unter der Hefe der Genossen aus der schmutzigen Welt kleiner Winkelbühnen herausarbeitete. Was ihn innerlich bevorzugte, war freilich auch selbst bei Verfassung äußerer Mittel eine freie Günst der Natur; dieser glühende Drang zur Kunst, diese unerblittliche Willenskraft, dieser felsenstarke Muth, auch wenn er in Stunden der Schwäche oft genug verzagte. Es hat ihn kein Erfolg, mit dem doch immer auch die Laune des Zufalls ihr Spiel treibt, je zum Übermuth verleiten können, weil er wußte, für welchen Preis er sich die Meisterschaft erkauft, die ihm endlich die Welt einstimmig zuerkannte. Wie dornenvoll die Rose, die er endlich blühend in der Hand hielt, wußte Niemand so gut wie er. Je heißer sein Eifer, je unablässiger seine Studien, weil die Zunge ihm nicht gehorchte, sein Organ ihm von Natur nicht fügsam war, desto mehr lebte er fortwährend in einer aufgeregten Stimmung, und je nervöser aufgeregter er Zeit seines Lebens war, desto schwerer faßte ihn die Misere des Misgeschicks, desto peinlicher erlag er oft der drückendsten Noth. In einem Theaterroman aus unsern Tagen findet man einen Regisseur portrairt, der Mittags Gäste bei sich sieht und sich die Köffel dazu vom Nachbar borgt,

weil aber der gute Freund selbst speisen will, seine Tischzeit verschieben und die Gäfte durch Erfindung irgend eines Spases vertrösten muß. Das sollte Seydelmann sein, ich weiß nicht ob aus seiner kasseler oder darmstädter Periode. Georg Knipfel theilt in seinem Büchlehen einige Briefe Seydelmann's mit, die in schreienden, obwohl kargen Worten den Jammer schildern, sich und seine Familie auspfänden zu lassen. Die scharfe Lauge seines Unmuths gegen die Welt steigerte sich später zur geistvollen Satire, hatte aber doch wol an Unbill solcher Art sich reichlich genährt. Lassen wir diese Züge beiseite, die der Lump mit dem Genie zu theilen pflegt; folgen wir in seiner künstlerischen Entwicklung dem Mißgeschick das hier zu überwinden war. Uns wird hier zugleich die Freude am Anblick eines großartigen Menschen zu Theil.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tagesliteratur.

In Nr. 358 d. Bl. f. 1845 habe ich bereits von einigen Schriften gesprochen, welche den römischen Katholicismus in seiner reinen Gestalt vorzuführen und dadurch vor den gegen ihn erhobenen Vorwürfen zu rechtfertigen gesucht haben. Ich erkannte an, daß sich der Katholicismus so reinigen, so rechtfertigen lasse, bemerkte aber zugleich, daß er durch eine solche Rechtfertigung zugleich reformirt werde. Man muß, um den Katholicismus rein zu erhalten, ihn nicht bloß vom Jesuitismus, sondern auch vom Papismus reinigen. Einige soeben erschienene Schriften bringen mich noch einmal auf diesen Gegenstand zurück.

Schon bei einer andern Gelegenheit (in Nr. 279 d. Bl. f. 1845) äußerte ich, daß der stärkste Grund, der sich für Rom anführen lasse, die göttliche Heilsordnung sei, welche sich im Papstthum offenbaren soll. Aber ich setzte hinzu, dieser Grund müßte sich für die reformatorischen Bestrebungen vindiciren lassen. Jeder Christ muß annehmen, daß Gott ein ewiges Verhältniß zur Menschheit habe, welches noch über den Act der bloßen Schöpfung hinausgehe; er muß annehmen, daß der Schöpfer den Menschen nicht der Natur preisgegeben, sondern ihn aus der Macht der Natur zu erretten beschlossen habe. Es ist dieser Gedanke das Princip des Christenthums, ihn aufgeben heißt das Christenthum aufgeben. Man kann diesen Gedanken aber entweder so auffassen, daß Gott, um die Menschheit aus der Macht der Natur (der Sünde und des Todes) zu erlösen, Mensch geworden sei in Christo, oder daß Gott das Menschengeschlecht in Christo zum Acte der Selbstbefreiung habe kommen lassen, also der Mensch in Christo Gott geworden sei. Das Christenthum hat beide Vorstellungen gerechtfertigt, und es ist eine Einseitigkeit, an der einen im Gegensatz gegen die andere festzuhalten. Diese Vorstellungen sind aber sowohl einer rationalistischen als einer mystischen Auffassung fähig, gegenwärtig handelt es sich um die erstere, denn alle Parteien der Gegenwart scheinen darüber einig, daß es mit einem gefühlvollen Berufen in das Mysterium der Erlösung nicht gehen ist; selbst die zur mystischen Auffassung geneigtern lassen sich wenigstens zu einer rationalistischen Rechtfertigung des Mysteriums herbei, um es vor der einseitigen rationalistischen Auffassung und gegen den Atheismus zu vertheidigen. Weiter aber schließt der Gedanke einer ewigen Heilsordnung in sich die Vorstellung, daß schon vor Christus ein gewisses Bewußtsein der Menschheit von Gott und sich selbst vorhanden gewesen sein muß, welches durch Christus Befestigung und Erfüllung erlangte, und daß nach Christus dieses Bewußtsein in der Menschheit sich lebendig erwiesen haben muß. Namentlich diese

letztere Vorstellung wird gleichfalls durch die Heilige Schrift vollkommen gerechtfertigt, insofern Christus in seiner Gemeinde und bei ihr zu bleiben, und ihr im heiligen Geiste einen Sammler, Regierer und Lehrer zu senden versprochen hat. Diese Gruppe religiöser Vorstellungen nun sind es namentlich, welche von den Römisch-Katholischen gegen die alten und jungen Protestanten geltend gemacht wird. Wie dies geschieht, wollen wir an folgenden Schriften sehen:

1. Was ist die Bibel? Symbolische Briefe für die Gläubigen aller Confessionen von A. Eberhard. München, literarisch-artistische Anstalt. 1845. 8. 22 1/2 Ngr.
2. Schrift und Kirche oder ob auf die sogenannte vernünftige Erklärung der Heiligen Schrift, ohne Tradition und Hierarchie, eine allgemeine christliche Kirche gegründet werden könne. Beantwortet von C. G. Eißner. Leipzig, Zschowig. 1845. 8. 5 Ngr.

Die erste dieser Schriften ist in einem durchaus würdigen Tone geschrieben, der Geist christlicher Liebe und Duldung ist in ihr angenommen und festgehalten, ohne in jene widerwärtige Manier eines hochmüthigen Bedauerns der Rege auszuarthen, welche leider so häufig von römischen Priestern angenommen wird, wenn sie nicht vorziehen, den Ton des Fanatismus oder des höhnedenden Ingrimm's anzustimmen. Das Buch ist in Briefen an einen Protestanten geschrieben, welchen der Verf. von der Unhaltbarkeit des Princip's des Protestantismus zu überzeugen sucht. Die Protestanten, meint der Verf., erkennen in Glaubenssachen keine andere Autorität als die Bibel, und er sucht zu beweisen, daß die Bibel nicht die ganze „Lehrsumme“ Christi, ja nicht einmal alle Fundamentalartikel enthalte, daß die Annahme, die Bibel sei Regel und Norm des Glaubens, dem ganzen Wesen der Kirche widerspreche, daß dies auch gar nicht Zweck der Bibel sei und daß Dem auch das Zeugniß der Geschichte widerspreche. Die römische Kirche nimmt neben der Bibel bekanntlich die Tradition als Glaubensnorm an, und außerdem noch die Satzungen der Concilien und der Päpste, in denen sich die Wirksamkeit des heiligen Geistes geäußert haben und noch fortwährend äußern soll. Sie geht dabei von der, besonders bestimmt in der unter Nr. 2 angeführten Schrift ausgesprochenen Vorstellung aus, daß Christus einen gewissen Inbegriff von Lehren den Aposteln mitgetheilt habe, welche diese Lehren dann weiter zunächst an die Priester mitgetheilt hätten, in denen sich dieselben nun unverfälscht fortgepflanzt hätten, von denen dieser Schatz göttlicher Weisheit verwaltet und den Laien nach dem Grade ihrer Empfänglichkeit und Würdigkeit mitgetheilt worden sei. Eine Erweiterung dieser Lehrsumme soll durch die vom heiligen Geiste eingegebenen Bestimmungen der Concilien und der Päpste geschehen sein. Der Verf. thut zunächst dem Protestantismus ein historisch nachweisbares Unrecht, wenn er ihn einzig auf die Bibel als Glaubensnorm sich beschränken, die Tradition und die Wirksamkeit des heiligen Geistes gänzlich negiren läßt. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die ganze Reformation nichts als eine Prüfung, keineswegs aber eine abstracte Verwerfung der nach der Tradition aus den Concilien- und päpstlichen Beschlüssen hervorgegangenen katholischen Kirchenlehre ist. Die Reformatoren hatten nur die Bemerkung gemacht, daß mit der Autorität des heiligen Geistes und der Tradition unsäglich Mißbrauch getrieben worden sei, und deswegen gingen sie an eine Prüfung und Sichtung der Kirchenlehre ein und nahmen von derselben nur Dasjenige an, was durch die Heilige Schrift sich rechtfertigen ließ. In ihren symbolischen Schriften stellten dann die Protestanten Dasjenige zusammen, was sie als die wahrhaft auf einer heiligen Tradition und einer Wirkung des heiligen Geistes beruhende Kirchenlehre bekannten. Das Recht der Protestanten zu dieser Prüfung nach der Heiligen Schrift stützt sich auf die beiden unwiderleglichen Sätze: 1) die geoffenbarte Wahrheit kann nicht mit sich selbst im Widerspruche stehen, daher müssen alle diejenigen Lehren der römischen Kirche als un-katholisch verworfen werden, welche mit der Heiligen Schrift im Wider-

Sprache stehen; und 2) der in der Kirche lebendige Geist Gottes kann nicht wesentlich neue Offenbarungen ins Bewusstsein der Menschheit bringen, weil sonst die Offenbarung durch Christus eine unvollständige gewesen sein müßte, er kann daher nur die Eine in sich den ewigen Rathschluß Gottes vollkommen erfüllende Offenbarung durch den historischen Christus bekräftigen, aber nicht ergänzen. Auf Grund dieses zweiten Satzes werden alle jene Lehren verworfen, von denen sich in der Heiligen Schrift keine Spur findet. Wenn nun aber die Reformatoren sich herausnahmen, die einzelnen Kirchenlehren auf Grund der Heiligen Schrift zu prüfen, so nahmen sie thätig auch für sich die Berücksichtigung durch die Erleuchtung vom heiligen Geiste in Anspruch, und es ist bekannt genug, wie sehr sie nach solcher Erleuchtung rangen und wie sehr sie auch für die neue kirchliche Gemeinschaft das Walten des heiligen Geistes in der Gemeinde behaupteten. Nur darin haben die Römischen den Protestanten gegenüber Recht, daß es diesen bis jetzt gänzlich an einer, man erlaube diesen Ausdruck, „kirchlichen Organisation dieses Wirkens des heiligen Geistes“ gefehlt hat. Das Werk der Reformation wurde durch die gewaltsamen Störungen von Seiten der Römischen abgebrochen, und damit die Ausbildung derjenigen Organisation der Gemeinde, durch welche diese das Walten des heiligen Geistes in formell allgemein gültiger Weise documentiren konnten. In dessen hat sich das Walten des heiligen Geistes nicht unbezeugt gelassen. Es wird bald eine Zeit kommen, wo man in der Entwicklung der Philosophie des protestantischen Deutschlands eine solche, die Offenbarung in Christo weder aufhebende noch erweiternde, aber glorieich bestätigende Manifestation des heiligen Geistes erblicken wird. Weder also hat die Reformation die Tradition bis zu ihr hin schlechthin negirt, noch hat sie das Wirken des heiligen Geistes für die Zukunft ausgeschlossen, und Eberhard thut ihr also Unrecht. Zweitens aber wird durch die Römischen, und hier zunächst durch die Herren Eberhard und Eißner, vom Christenthum selbst durch das Gerede von der „Lehrsumme des Herrn“ eine ganz falsche Vorstellung festgehalten. Das Christenthum ist ursprünglich eine Thatfache, die Thatfache eines Christus selbst, keineswegs eine Lehrsumme. Diese Thatfache ist der Urquell der Lehre, aber nicht diese selbst. Als Thatfache hat sich auch das Christenthum ursprünglich allein ausgebreitet, daher ist immer nur von einem Überwältigen durch den Glauben, nie von einem allmählichen Bekehren die Rede. Eberhard hat dies ganz richtig in Dem angedeutet, was er von der Gnade sagt und von der Lehr- und Denkfreiheit. Man kann nicht in einigen Stücken Christ sein, in andern nicht, man ist es in allen oder in keinem. Wer er macht davon eine falsche Anwendung, indem er überieht, daß eben durch diese Alleinwirksamkeit der Gnade die Denk- und Lehrfreiheit nicht wie er behauptet unmöglich gemacht, sondern vielmehr vollkommen gerechtfertigt wird. Der Mensch kann aus Gnaden Christ, Heiliger, d. h. Mensch von geheiligter Gesinnung sein, auf welcher Stufe der Gedankenbildung er sich auch befinden mag. Das eben ist die Sünde des Papismus, daß sie die Herrschaft der Religion über die Herzen zu einer Herrschaft der Kirche über den Verstand umgewandelt hat, daß sie aus der Thatfache des Christ eine „Lehrsumme“ gemacht hat, daß sie zum Schiloeth der Christlichkeit nicht die Heiligkeit der Gesinnung, sondern die Normalität des Dogmenwissens gemacht hat.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Kenntniß der französischen Stilistik.

Wenn auch jetzt der usus tyrannus in der französischen Sprache noch eine bedeutende Rolle spielt, so ist es doch, wenn man im Vergleich auf die Sprache des großen Jahrhunderts von Ludwig XIV. den gegenwärtigen Stil betrachtet, nicht zu leugnen, daß man sich von den willkürlichen Launen und

unbegründeten, halbkloßen Bestimmungen, die im Befehlsuche der französischen Grammatik zu einem unorganischen Ganzen vereinigt waren, allmählig sehr entfernt und emancipirt hat. Man kann nicht verkennen, daß hier offener Fortschritt ist und daß besonders die Prosa bei allen Schranken die ihr noch immer gestellt sind bedeutend an Lebendigkeit, Flüssigkeit und Frische gewonnen hat. Wenn es nun früher im Allgemeinen genügte, sich durch Übung und durch das Studium der anerkannten Classiker den Besitz der feinen Sprachweise und der eleganten, zierlichen Wendungen anzueignen, so macht sich jetzt endlich auch das Bedürfnis geltend, die Bestimmungen und Forderungen der französischen Sprache und die feinen Gesetze der Stilistik auf eine klarere Weise zu erfassen und in ihrem eigentlichen Zusammenhange zu ergründen. Es öffnet sich hier unsern Blicken ein weites Feld, auf dem noch viel zu thun übrig bleibt. Wir haben vor kurzem ein ausführlicheres Werk erhalten, welches zum Theil diese neue Richtung anbietet. Dasselbe ist unter dem Titel „Remarques sur le langage français au XVIIIe siècle sur le style et la composition littéraire“ vom bekannten Feuilletonisten Francis Brey in zwei Bänden herausgegeben. Wir erhalten hier einen Schatz feiner Beobachtungen und geistreicher Bemerkungen und bedauern nur, daß es der Verf. verschmäht hat, statt immer allein sich an das Einzelne zu halten, welches nackt und dürftig bleibt, wenn man es nicht mit dem Allgemeinen in Zusammenhang setzt, den höhern Standpunkt einer philosophischen Grammatik anzustreben. Dadurch hätte er seinem Werke einen noch größeren Gehalt verleihen können. Dessenungeachtet wollen wir nicht in Abrede stellen, daß seine Mittheilungen auch in ihrer gegenwärtigen, etwas allzu fragmentarischen Gestalt immerhin viel belehrende Andeutungen und mannichfache Anregung gewähren.

Charakter der spanischen Dichtkunst.

Der Franzose Adolphe de Vuibisque entwirft in seiner „Histoire comparée des littératures espagnole et française“ (2 Bde.) folgendes Charakteristische Bild der spanischen Poesie in den Zeiten ihrer Blüte in früheren Jahrhunderten: „Sie dankt ihre Überlegenheit zum guten Theil einer im Wesentlichen örtlichen Ursache; sie war von hoher Geburt und besaß den Adel des Schwerts sowohl wie des reinen Geblüts. So weit das Auge zurückreicht, bis wo die Geschichte sich ins Dunkel verliert, erblicken wir einen Stamm kriegerischer und gebildeten Adels im Herzen der Halbinsel. «Alle unsere Gesetze und alle unsere geschichtlichen Jahrbücher» — sagen die Spanier — «wurden in Versen aufgezeichnet! und nicht von Mönchen, sondern von Rittern.» Und wer waren denn nach Allem die Don Juan Manuel, die Lopez de Ayala, die Guzman, die Alvaros de Luna, Manrique, Villena, Santillana, die wir die ersten ruhmreichen Schöpfungen des Volksgenius ihren Nachkommen haben überliefert sehen? Sie gehörten alle dem Hochadel an; alle haben in den andalusischen Kreuzzügen den ererbten Geburtslehren neue hinzugefügt. Nach ihnen und trotz des dann und wann ins Übermaß ausartenden Wettstreits eines aufgeklärtern Zeitalters vervielfältigte der Baum der Dichtkunst seine Zweige, ohne daß ihr Stammbaum eine Veränderung erlitt; wenn hier und dort der Glanz der Abkunft ihren Sprossen fehlte, so häufte sie Auszeichnungen anderer Art auf diese; es sind keine Geringsen als Generale, Prälaten, Befehlshaber und Bieckönige. Einige fügen den Ruhmthaten des Schlachtfeldes den Ruf des Risigefährs hinzu; Andern verleihen wunderbare Abenteuer, beispiellose Tapferkeit und ungewöhnliche Drangsale ein romantisches Interesse; und mit Disbegier sucht der Geist das Köstliche jener unerklärlichen Lebensgeschichten zu lösen, welche unter dem Jette beginnen und in der Klosterzelle endigen. Erhabenheit, Wechselfälle des Schicksals, Ueberrumpfung, alles was Staunen, Theilnahme, unennbaren Reiz hervorruft, begegnet uns bei jedem Schritt durch diese Gemäldehalle, wo jedes Bild ein verschiedenes eigenthümliches Wesen athmet.“

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Montag,

— Nr. 5. —

5. Januar 1846.

Seydelmann und die deutsche Schauspielkunst.

(Fortsetzung aus Nr. 4.)

Seydelmann spielte in Breslau, in Olmütz als junger Mensch natürlich Liebhaberrollen. Durch lyrischen Schwung, durch gefällige Schmeichelei des Vortrags und der Erscheinung konnte auch der Jüngling Seydelmann nicht einnehmen, auch nicht durch Kraft, die sich nach außen wirt, erobern. Er war zart gebaut und seine Mittel waren doch so hart und störrisch. Die Naturkraft war versagt und die Grazien schienen ausgeblieben. Und er fühlte dennoch von früh auf, daß er zur Kunst Beruf habe; eine innere Stimme sagte es ihm in stillen Stunden, und dem Ruf des Gewissens folgte er jeder Zeit seines Lebens. Sein Geist hatte, ich möchte sagen, eine unüberwindliche moralische Fähigkeit in der Ausdauer. Er konnte durch allzu frühen Beifall nicht verwöhnt sein; die versagte Günst hatte nur das Gute, ihn keine Arbeit scheuen zu lassen. Da er durch rhetorische Declamation zu wirken nicht die Mittel hatte, in aufbrausendem Jugendfeuer nicht gefallen, in der abstrakten Idealität des gutgemeinten stürmischen Aufstrebens der Lebensgeister sich nicht verpuffen konnte, so mußte er tiefer graben, um Schätze zu finden. Seine Kunst richtete sich nach innen. Innere Menschenscheu ward ihm beschieden; aus ihr holte er sich die Waffen herauf, mit denen er wirken sollte und die er langsam sich selbst erst schmiedete. Seine Menschenkunde war zu beiden Theilen gleich sehr angeborenes Talent und erworbene, aus eifrigen Studien gewonnene Intelligenz. Immer auf sich verwiesen, mit sich selbst beschäftigt, führte er schon frühzeitig mitten im Schwarm lustiger Collegen ein einsames Leben; er galt für einen Grübler und Misanthropen, seine angestrengten Studien nahm man lediglich als bloße Aushülfe für angeborene Schwäche. Gedankenlose Handwerternaturen schalteten es Pedanterie, wenn er mit sorgfältiger, zierlicher Handschrift jede seiner Rollen selbst sich abschrieb. Er war von dem Nutzen überzeugt, sich auf diese Weise langsam, sicher und Wort für Wort mit dem Part bekannt zu machen. Während er die Worte niederschrieb, hatte seine Speculation Ruhe, allen besondern sprachlichen Wendungen und Nuancen nachzugehen. Er behielt diese Methode, das Studium

seiner Rolle zu eröffnen, ein für alle Mal bei, unbekümmert gegen das Achselzucken der Faulenzer, die sich in ihrer Unwissenheit auf ihr Naturell und auf die Günst des Zufalls stützen. Es konnte aber wol nicht fehlen, daß der lauernde Spott übermüthiger, gewissenloser oder schwachköpfiger Collegen jede Schwäche an ihm erlaueret, und nicht selten mochte ihn der Jörn übermeistern, wenn höhnischer Leichtsinns seine Manieren caricirte und dem Gelächter preisgab. Sein Jörn konnte in Bersekerwuth ausarten. Gegen einen Souffleur habe ich ihn hinter den Coulissen im Zwiespalt in eine Tobsucht ausarten sehen, bei deren Anblick die Umstehenden erbeben. Jener Unglückliche hat ihm bei einer wichtigen Rolle die Worte verdreht. Seydelmann's Aufregung glich einem losbrechenden Vulkan, der Alles niederwirft. Da Gewissenhaftigkeit die Religion seines Herzens war, setzte er auch seinen höchsten Stolz darein, auf dem Forum der Welt gewissenhaft zu scheinen. Schelsucht und kleinlicher Reiz haben an seiner ehrlichen Seele viel und unablässig genagt. Aus Röscher's Buch ergeben sich Züge dieser Art in Menge. Doch finde ich nicht den letzten Fall angedeutet, der ihn nicht lange Zeit vor seinem Tode in Berlin, als er schon leidend und physisch hinfällig war, auf das schmerzlichste ergriff. Es war, glaube ich, in einer Vorstellung des „Tell“, wo zwei Mitspielende ihn in seinem Monolog durch Plaudern, leises Zischeln und hämische Wigeln störten. Vor Wuth darüber und in dem Argwohn, es sei öffentlich geschehen, war er, nachdem der Vorhang gefallen, kaum seiner Sprache, viel weniger der rechten Worte gegen die Störer mächtig. Er nahm sich den einen zur Zielscheibe seiner schriftlichen Vorwürfe, die mit allem beißenden Wig des Beleidiger geißelten. Dieser Brief war in Ausdrücken verfaßt, die den Empfänger, aller Pietät gegen den Meister bar und ledig, zu dem ruhigen Entschluß brachten, gerichtliche Klage darüber einzuleiten. Der Jünger, der Anfänger fühlte sich neben dem Altmeister lediglich als königlicher Hoffschspieler. Das Gericht mußte in der Injurienfache gegen Seydelmann entscheiden und er ward zur Haft verurtheilt, die er auch in der Hausvogtei abfaß. Er mochte, zur Besonnenheit gekommen, über die Ironie des Schicksals lächeln, daß der Schüler den Alten überlisten konnte.

Aber der Fall mochte ihm doch bis zuletzt sein altes Verhängniß bestätigen, der kleinen Erbarmlichkeit des Lebens erliegen zu müssen. In der Impietät gegen ihn hatte er die Nichtachtung aller collegialischen Empfindung, die ruchlose Gleichgültigkeit gegen die Kunst rügen wollen. Jener jüngere Schauspieler an der Berliner Hofbühne trat seitdem mitunter im Rollenfach Seydelmann's auf.

War diese Reizbarkeit in seinem Alter so fieberhaft stark, so mochte sie in frühern Jahren, wo er sich weniger sicher fühlte, sich nicht selten mit Verzweiflung paaren. Seydelmann war lange Zeit in der Irre mit sich selbst. Er mußte früh, daß er zum Schauspieler geboren sei, aber er konnte, selbst als er die Hindernisse seines Organs zu überwinden gelernt, lange nicht das rechte Fach finden. Von Olmütz aus, wo er Bühne und Publicum beherrschte und der anerkannt Erste war, überlieferte er sich auf Treu und Glauben an den damaligen Leiter des Theaters zu Prag, Frn. v. Holbein. Dieser Brief ist in seiner originellen Gutmüthigkeit zu eigenthümlich, um ihn nicht hier einzufügen. Er schrieb:

Ich spiele in einem Fleischsharten, allein so viel ich von Ihnen weiß, stoßen Sie sich nicht daran und Talent besiegt bei Ihnen alle Vorurtheile. Ich glaube, ich habe Talent, allein ich weiß nicht wo es hinaus will. Ich glaube, Sie würden es bald sehen und ihm freundlich den Weg zeigen. Engagiren Sie mich, wofür und für was Sie immer wollen. Ich ergebe mich Ihnen unbedingt. Wenn Sie mich nicht so stellen können, daß ich brauchbar bin, so ist es nichts mit dem Theater und ich muß einen andern Weg einschlagen. Ich habe Bildung, Fleiß und ein dankbares Herz. Wagen Sie es mit mir.

Holbein wagte es mit dem Sonderling; auf eine Sonderlingsnatur schien allerdings diese Gutartigkeit zu deuten. Die Entgegnung des damaligen prager Directors verdient nicht minder als eine Seltenheit in den Theaterannalen aufbewahrt zu werden. Unter den zahllosen Sonderbarkeiten dieser Annalen gebührt der harmlosen Offenheit immer der Vorzug, für eine besondere Seltenheit zu gelten. Holbein schrieb an den siebenundzwanzigjährigen Mimen, dessen Namen ihm bis dahin noch unbekannt gewesen, in folgender Weise zurück:

Ein so gebildeter Mann wie Sie mir scheinen ist hoffentlich auch von dem eiteln Wahne gewöhnlicher Afterkünstler frei. Ist dies der Fall und Ihr Talent entweder jetzt schon bedeutend, oder eine höhere Ausbildung versprechend, so finden Sie in mir den rechten Mann zur Eröffnung einer angemessenen Laufbahn. Paart sich dies Talent mit redlichem Gemüth, so werde ich mich auch mit Vergnügen als Ihren Freund bewähren.

Es war im J. 1820, als Seydelmann in Prag auftrat, wo sich sofort seine Richtung und sein Fach feststellte. Holbein erkannte in ihm den Charakterdarsteller und muthete ihm zu seinem nicht geringen Erschrecken gleich die Rolle des großen Preußenkönigs in Löffler's „Tagesbefehl“ zu. Es erweckt eigene Betrachtungen, daß der ehemalige Viceoberfeuerwerker aus Glas, der fortgelaufene Kanonier den alten Frigen spielen mußte, und mit dieser Darstellung der alten Majestät von Preußen seiner Laufbahn die entscheidende Wendung gab. Gehof und Seydelmann hatten, gleichviel ob jener gezwun-

gen, dieser freiwillig, in der preussischen Soldateska ihre erste Haltung bekommen, hatten aber Beide alsbald Kehrt gemacht, um den Paradebegegnen mit dem tragischen Dolch, den wenn auch strengen, doch zu ihrer Zeit friedlichen Paradedienst mit dem alle Zeit kriegerischen Dienst der Mufen zu vertauschen. Für Seydelmann zumal gab es täglich neue Feldzüge, jeder Sieg mußte schwer errungen werden, keiner schien dauernde Geltung zu haben. Holbein hatte das Verdienst, den Charakteristiker im Reime erkannt zu haben; der Sklave Sirius in den „Brüdern“ von Terenz war die zweite Rolle, die er ihm zumies. Was dem Talent so noth thut, Zuversicht zu sich selbst, dies erweckte Holbein in Seydelmann; noch wenige Jahre zuvor hatte ein Breslauer Dramaturg dem jungen Mimen auf die Schulter geklopft und ihm gutmüthig lächelnd gesagt: „Nein, lieber Freund, das Komödienspielen solltet Ihr sein lassen!“ Seydelmann war darüber in einen Strom von Thränen ausgebrochen, und der erschrockene Rathgeber, der diese Inbrunst, diese Leidenschaft zur Kunst nicht ahnen konnte, hatte verlegen sein rasches Wort zurückgenommen. Die Einsicht in den Abstand zwischen hohen Zwecken und beengten Mitteln hielt jeder Zeit bei Seydelmann Schritt mit seiner Leidenschaft für die Bühne. Das Bemüßsein schwerer Arbeit zum Siege gab ihm die tiefe Bescheidenheit, die ihn unter den Genossen fast einzig hinstellt. In den zwanziger Jahren getraute er sich nicht, die Burg in Wien neben den Veteranen zu betreten. In den Dreißigern noch hatte er vor Berlin und den Manen der großen Todten dort lange Zeit eine heilige Scheu. So viel Intelligenz und so viel naive Bescheidenheit, so viel Geist und so viel Demuth des Herzens waren selten beisammen.

(Der Beschluß folgt.)

Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 4.)

Der Schrift von Eberhard sieht man es an, daß der Verf. wirklich von Dem, was er sagt, überzeugt ist und darum wendet er auch die Sprache ruhiger Überlegung und der Berechtbarkeit einer in sich sichern Begeisterung an, welche den Gegner nicht hinter das Licht zu führen sucht, sondern in das Licht. Ganz anders verhält es sich mit der Schrift von Eisner, welche sich in den extravagantesten Vorstellungen bewegt, in denen die Ansichten des Romanismus bis zu einem Mythos potenzirt sind, welcher von der römischen Kirchenlehre selbst nicht gerechtfertigt wird, sondern der mit der größten Willkürlichkeit erfunden ist, um diese Kirchenlehre zu rechtfertigen. Dadurch bekommt die Schrift den Anstrich der widerwärtigsten Persiflage. Die Maxime des Verf. ist, den Gegnern, den Nationalisten von vornherein die größten Concessionen zu machen, sodas es den Anschein hat, als wäre die Kirchenlehre ganz dem Nationalismus preisgegeben, dann aber durch einen gelehrten aufgeputzten Mythos den Nationalismus durch sich selbst zur starren römischen Rechtgläubigkeit überzuführen. Der Verf. hat eine Art von Ironie, welche so scharf geschliffen ist, daß ihre Schneide sich umbeugt, statt zu schneiden. Man lese Worte wie (die folgenden): „Das ist eben das Schöne in unsern Zeiten, daß Jeder die heilige Schrift nicht nur erklären kann wie er will, sondern auch durch Reden und Schreiben so viel Pre-

selbst machen und neue Kirchen stiften kann als er vermag. Und wir können die Laien nicht genug aufwecken, von diesem Rechte vollen Gebrauch zu machen, denn nur auf diese Weise können alle freisinnigen Ideen, die bisher in der Heiligen Schrift noch verhüllt und unbenutzt gelegen haben, ins Leben treten. Und man lasse die Menschen nur fortgehen in ihren Erklärungen und störe sie nicht immer wieder durch Ministerialverordnungen: — wenn sie auch jetzt noch nicht einig sind, so werden sie schon einig werden —; und stockblind müßte man sein, wenn man nicht schon im voraus den allgemeinen Tag des Lichts und der Freiheit, der daraus hervorgehen wird, sehen könnte u. s. w.“ Dies nun soll Ironie sein und der Verf. kämpft so für seine Kirche auf die heimtückischste Weise, indem er seinen Gegnern ein Bein zu stellen sucht. Der Mythos aber, welchen er erzählt, ist kurz dieser: Der Mensch war mit dem vollständigsten Wissen von Gott geschaffen, verlor dieses Wissen aber durch den Sündenfall. Indes erhielt sich im auserwählten Volke Gottes, den Juden, ein höheres Wissen von Gott, war namentlich bei Abraham in eminentester Weise vorhanden, wurde im Allgemeinen von der Priesterkaste aller Völker besessen und von denselben in Bilder und Geschichten eingekleidet und dem Volke unter dieser Form mitgetheilt. Christus that nichts als daß er diese alte Weisheit in ein neues zeitgemäßes Gewand steckte. Das geheime Wissen theilte er wieder der von ihm gestifteten Priesterkaste mit und diese verwaltet noch gegenwärtig dieses Geheimniß, welches erst der Schlüssel zur Heiligen Schrift ist, ohne welchen Schlüssel die Laien in dieser nur sinnlose Geschichte und widersprechende Behauptungen sehen müssen. Nur die Priester sind im Stande, Sinn und Verstand durch die ihnen mitgetheilte Tradition hineinzubringen, die Priesterkaste ist daher zur Hierarchie berechtigt, von Gott selbst zur Herrschaft als Verwalter seines Geheimnisses eingesetzt, muß aber dem Wesen Gottes gemäß eine monarchische Verfassung haben und ist so überhaupt die Vertreterin des monarchischen Princips. Dabei räumt der Verf. von vornherein ein, daß der menschliche Geist allerdings befähigt sei, das Göttliche zu erkennen, nimmt aber diese Erkenntniß, den Grund seines Mythos, als Privateigenthum der Priesterkaste in Anspruch. Der die neuere Wissenschaft und ihre Ergebnisse kennt, durchschaut leicht das Gemenge von Wahrheit und Lüge, welches der Verf. hier zusammengebraut hat. Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier eine Scheidung des Wahren vom Falschen unternehmen, und ich bemerke daher nur: 1) daß der Verf. mit seiner Geschichte selbst dem Principe der römischen Kirche entgegentritt, nach welchem Christus viel mehr als ein bloßer zeitgemäßer Reformator des frommen Priestertrugs ist, und 2) daß es eine Unwahrheit ist, wenn er die Hierarchie der Katholischen Kirche als eine wesentlich monarchische bezeichnet, da es eine bekannte historische Thatsache ist, daß es erst der durch Jahrhunderte fortgesetzten List der Päpste gelungen ist, die ursprünglich durchaus demokratische Form der Hierarchie (einer priesterlichen Gemeinde) in die Aristokratie der Concilien und endlich in die Despotie des Papismus umzuwandeln.

Eine populäre Darstellung der Entwicklung dieser hierarchischen Despotie enthält folgendes Werk:

3. Das Papstthum und die reformatorischen Bestrebungen in der christlichen Kirche von ihrem Urfange bis auf Kongo und Gzerki. Ein Volksbuch für Protestanten und Katholiken, welches es um einen hellern Blick in ihre Kirche und Kirchenlehre zu thun ist. Von F. G. Nagel. Halberstadt, Rindequist und Schönrod. 1846. 8. 7½ Rgr.

In mehreren bisher besprochenen Schriften, namentlich in der Schusschrift Kiffel's für die Jesuiten, ist die alte Lüge wieder aufgewärmt worden, daß das Princip des Protestantismus das Princip der politischen Revolution sei. Dieser Vorwurf ist ein so boshafter und gefährlicher, daß er trotz seiner evidenten Nichtigkeit für Jeden, der die Geschichte und den

Protestantismus kennt, doch, so oft er wieder erneuert wird, auch wiederum widerlegt werden muß. Dies geschieht in der Broschüre:

4. Vertheidigung des Protestantismus gegen die politische Verdächtigung von Seiten des Ultramontanismus nach ihren beiderseitigen Principien und der Geschichte durchgeführt. Von R. Haas. Sieben, Frey. 1845. Gr. 8. 2½ Rgr. Der Verf. führt seine Widerlegung von Seiten der Principien des Protestantismus und römischen Katholicismus und an der Hand der Geschichte, und wirft den Vorwurf auf den Romanismus zurück. Die Vertheidigung kann nicht für die Wissenschaftlichgebildeten bestimmt sein, da für diese der ganze Streit längst entschieden ist, daher hätte der Verf. sich einer populären Darstellung befleißigen sollen. Wie wir Protestanten in diesem Jahre ein Gedächtnißfest Luther's feiern werden, so haben die Römisch-Katholischen die Sacularfeier des Tridentiner Concils im vorigen Jahre begangen, welches am 13. Dec. 1545 eröffnet, am 4. Dec. 1563 geschlossen wurde. Zu dieser Feier ist durch folgende Schrift eingeladen worden:
5. Die katholische Glaubensregel, oder getreue Übersetzung der Zusammenstellung aller Glaubensregeln des Concilium von Trident mit einigen Erklärungen als Zugabe für den katholischen Hirten und seine Herde. Von A. Eberhard. Regensburg, Pustet. 1845. 12. 10 Rgr.

In der oben unter Nr. 1 angeführten Schrift sagt derselbe römische Geistliche in Bezug auf das von den Protestanten gefeierte Reformationsfest: „Feste der Reformation kannten wir unsere Väter schon; aber Feste der Zwietracht im eigenen Hause kannten sie nicht.“ Und jetzt fodert er selbst zu einer Festfeier des Tridentiner Concils auf, dieses Concils, welches unter dem despotischen Einflusse des Papstes die Kirchenspaltung entschied, gegen welche sich die Protestanten immer gestraubt hatten, welche die Verfluchung der Protestanten sanctionirte, welches die Glaubenslehren der Kirche in das unwürdige Gewand einer langen Reihe von Bannflüchen brachte, wie auch das vorliegende Buch beweist. Wenn wir Protestanten das Reformationsfest feiern, so begehen wir ein Fest der Freude über unsere Befreiung aus den Fesseln des Papismus, aber stets zugleich ein Fest der Trauer über die Kirchenspaltung, welche nicht durch die Reformatoren, sondern durch die hartnäckige Weigerung der Päpste, eine Ausscheidung der Irrthümer und Mißbräuche aus der Kirchenlehre geschehen zu lassen, herbeigeführt wurde. Die Römischen dagegen betrachten das Tridentiner Concil als ein Siegesfest der Kirche über verfluchte Keger. Sie haben uns verflucht und verfluchen uns noch jetzt, wir haben keine Fuchsbulle, die wir am Reformationsfeste feierlich verläsen, wir haben sie nie verflucht, ihnen nie die Berufung und Befähigung zur Seligkeit abgesprochen. Das Jubiläum des Tridentiner Concils wird sein, was unser Reformationsfest nie war: ein Fest der Zwietracht im deutschen Vaterhause. Durch das hier vorliegende Buch lasse sich übrigens Niemand täuschen, als enthalte dasselbe die Summe der ganzen römischen Kirchenlehre. Dies ist keineswegs der Fall; viele der gemeingefährlichsten Lehren sind in ihm nur versteckt angedeutet oder ganz übergegangen. So findet man in ihm z. B. nichts von den gehässigen Sagen über die gemischten Ehen, welche nichtsdestoweniger, wie alle Welt weiß, volle Gültigkeit bei den Papisten haben.

Oswald Marxbach.

Das „Foreign quarterly review“ über deutsche Zustände.

Eine der gediegensten englischen kritischen Zeitschriften, das „Foreign quarterly review“, spricht sich bei Gelegenheit der Beurtheilung der von Welter veröffentlichten Klüber'schen „Wichtigen Urkunden für den Rechtszustand der deutschen Nation“ über unsere Zustände in Deutschland, namentlich in Preußen, und deren mögliche Entwicklung in einer Weise aus,

die zwar bei unsern Preßzuständen nicht ganz wiederzugeben, aber jedenfalls interessant genug ist, um davon Notiz zu nehmen. Es wird zuerst das Urtheil Laing's, „welches bereits durch die Wanderbibliotheken jedem Engländer, der lesen kann, bekannt ist“, angeführt, „daß es keine Nation in der Welt gibt, welche im Verhältnis zu ihrer außerordentlich entwickelten Intelligenz so wenig wirkliche Selbstregung besitzt als die deutsche“. Durch diese außerordentliche und der ernstesten Aufmerksamkeit würdige Erscheinung wird die sich jetzt in Deutschland allenthalben kundgebende Bewegung der Geister zu erklären gesucht. Die Politik Preußens habe zuerst ihrem Volke eine wahrhafte höhere „Dampferziehung“ gegeben, alle geistigen Gaben ihrer akademischen Jugend in allen Fächern des Nachdenkens und der Speculation in Bewegung gesetzt und später, obwohl vergeblich, alle Mittel ausgedenkt, um die Kraft, die sie selbst hervorgerufen, zu hemmen und den Athem, der sie selbst belebt, zu ersticken. Dies Verfahren müsse für den Engländer ein vollkommenes Räthsel sein. Mit der einen Hand sehe man das Banner der vollgemäßen Aufklärung und der protestantischen Unabhängigkeit entfalten, in der andern zeige sich das Confortum und die Polizei. „Können Feigen von den Disteln kommen? Kann süß und bitter aus Einem Munde fließen?“ Sicherlich nicht. Ein hoher Grad allgemeiner Aufklärung und die Censur der Presse könnten nimmer nebeneinander bestehen, deshalb dürfe man nicht staunen, wenn man gegenwärtig beide nicht im Einklang und Zusammenwirken in Deutschland erblicke, sondern im Kampfe auf Tod und Leben und in gegenseitiger Anklage. Sie existirten, wie die Hochkirche und der katholische Glaube in Irland, indem sie nur den Beweis ihrer Unverträglichkeit lieferten.

„Verständige Männer“, heißt es weiter, „sahen dies vom Anfang an; aber einige kurzfristige und flache Leute (fools), welche den Schlund des feuerstehenden Bergs für den Augenblick verschlossen und seinen Qualm mehr sahen, wiegten sich von da an in den Wahn, daß die gährenden Elemente sich beschwichtigt und daß in Ermangelung der Luft das Feuer ausgegangen. Eitler Wahn! Der menschliche Geist erzeugt, gleich den unterirdischen chemischen Stoffen, den Sauerstoff aus sich selbst; und nun hören wir statt des Friedens und der Versöhnung, welche die Censur und die Karlsbader Beschlüsse von 1819 hätten in Deutschland einführen sollen, nichts als ein mißthöniges Concert des geheimen Grolls und lautes Aufschreien, Sinsin, Hohn, Verwünschungen und schreckliche Weissagungen. Sind diese Dinge die Vorboten eines Erdbebens, die Anstalten zu einem Ausbruch, die warnenden Klänge einer drohenden Explosion? oder ist es nur das Toben eines angeschwemmten Irnsinnigen, die Krampfverzerrungen eines galvanisirten Leichnams? das fieberhafte Umhergreifen eines sterbenden Deliriums? Dies letzte ist die Ansicht Fürst Metternich's und Derer, die an ihn glauben; aber wenn Pradt recht hatte, als er sagte: daß die Welt fortan nur durch ein System wechselseitigen Unterrichts, durch Lehrer, nicht durch Gebieter beherrscht werden kann; wenn Tocqueville den Plan der Vorsehung richtig errieth, daß die Demokratie überall im Fortschritt begriffen und, zwar geleitet, aber nicht bezwungen werden könne — dann müssen wir den gegenwärtigen Zustand Deutschlands als sehr verhängnißvoll ansehen und nicht ohne große Besorgniß dem Ausgang entgegensehen.“

Die Fortdauer der seltsamen Erscheinung, welche dem Engländer Veranlassung zu diesen Betrachtungen gegeben, zwingt uns, sein weiteres Urtheil über Zustände und Personen in Deutschland zu verschweigen, das Urtheil insbesondere, welches, nach seiner Ansicht, jeder Mann in England, ob Whig oder Tory, über „die Männer in Frankfurt“ ausspricht, obwohl es wol wenig Denkende und Unabhängige in Deutschland geben wird, die nicht gleicher Ansicht sind.

Literarische Notizen aus England.

Aus und über Irland.

Unter denen, die in der neuern englischen Literatur vortretendste als Zeichner irischen Lebens und Charakters aufgetreten sind, ragen vier hervor, deren jeder sich seine eigene Sphäre gewählt hat. Marvell die wilden Extravaganzen des irischen Soldaten und Fuchsjägers, Lover den reichen Humor der Iren im Allgemeinen, Carleton die Gebräuche, Gewohnheiten und Gesinnungen des irischen Landvolks, Mistress Hall das häusliche Leben Irlands. Letztere hat vielleicht das Reizvollste über Irland geschrieben, stets aus reinem, weiblichen Herzen und mit voller Kenntniß eines Volkes, dessen Tugenden sein eigen und dessen Laster durch zugefügtes Unrecht und Unterdrückung ihm aufgezwingen worden sind. Die Mehrzahl von Mistress Hall's Schilderungen ist in der Form kleiner Geschichten erschienen, alle charakteristisch und lesenswerth, aber keine einen so hohen Rang anstreben und einnehmend wie ihr jüngster Roman: „The whiteboy. A story of Ireland in 1822“ (2 Bde., London 1845). Zweck desselben ist offenbar Darlegung der Mangelhaftigkeit in dem moralischen und politischen Zustande Irlands und der verderblichen Folgen des bisher beobachteten Systems, es durch Bibel und Bayonnet zu regeneriren. In gewiß wahren aber schmerzlichen Zügen stellt die Verf. ein Gemälde auf von den unheilvolleren Resultaten eines gesellschaftlichen Lebens, in welchem die obern Classen durch Religion, Sitten, Gebräuche und Gefühle den niedern entgegenstehen und es zwischen Beiden kein anderes Band gibt als Interesse auf der einen und Furcht auf der andern Seite. Dies und hundert andere Ursachen jenes ungeligen Zwiespalts, der seit lange Irlands Unglück ist, hat die Verf. furchtlos und bereedt auseinandergesetzt. Sie hat es mittels einer Erzählung gethan, deren Schauplatz in den romantisch-schönen Theilen des südlichen Irlands und deren Zeit, obschon sie nur 23 Jahre zurück liegt, doch ganz geeignet ist, die widerstrebenden Elemente hervorzuheben, aus welchen damals die so gefährlichen, auführischen, unter dem Namen Whiteboys hinreichend bekannt gewordenen Verbrüderungen entstanden, die nur dazu dienten, das unglückliche Land noch unglücklicher zu machen. Auch die Erzählung an sich ist in hohem Grade anziehend und jede Person scheint eine zu sein, die wirklich gelebt hat. So insbesondere Nat, ein alter, halb verrückter, schäufelnder Schulmeister; Murtough, der treue, aber rohe Milchbruder des Häuptlings Lawrence Macarthy, und Richards, ein vollendeter Bösewicht, weil ein vollendeter Heuchler, hessentlich ein überall und auch in Irland seltener Auswurf des Menschengeschlechts. Ferner fehlt es nicht an kräftigen, echt dramatischen Scenen. So die Mitternachts-Zusammenkünfte der Verbrüderten, die Versammlungen auf den Bergen, das Treiben und Leben der Führer und der Geführten. Ob Mistress Hall ihre Absicht erreichen wird, die in England hier und da noch regen Vorurtheile wider Irland wenigstens zu mindern und die hier und da ebenso gewiß wachen Sympathien für die Schwesterinsel zu einer That zu erheben, dürfte freilich zweifelhaft sein. Aber mehr als ein Scharstein hat sie zu der Erreichung beigeuert.

Die Insel Madeira.

In Übereinstimmung mit dem besten Theile der englischen Kritik verdient Empfehlung: „The ocean flower. A poem. Preceded by an historical and descriptive account of the Island of Madeira“, von T. M. Hughes (London 1845). Originelle und echt poetische Gedanken, dichterische Sprache, tiefe Anschauung des Lebens und der bürgerlichen Gesellschaft und tadelfreie Versification dürften jedem Freunde der Poesie das Büchlein lieb machen. Nebenbei gilt die zugegebene Beschreibung von Madeira für den besten „Führer“ durch diese schöne Insel.

Dienstag,

— Nr. 6. —

6. Januar 1846.

Seydelmann und die deutsche Schauspielkunst.

(Schluß aus Nr. 5.)

Auf Seydelmann's prager Epoche folgte die Kaffeler, die darmstädter, die stuttgarter. Überall eroberte er sich langsam aber gründlich die Hochachtung des Publicums, überall jedoch schlen er in schwachen Nebenstunden der Rabale zu erliegen, sowie sein Körper schon früh den angestrengten Studien zu erliegen begann. Er mußte oft pausiren, Bäder gebrauchen; seine äußern Verhältnisse verfielen nicht selten der kläglichsten Nothdurft. Sein aller Art arbeitete unausgesetzt an seiner reizbaren Seele; sein Gemüth vergrub sich schon früh in sich selbst, sein heller Verstand, scharf genug um die Dinge an ihren Seiten zu fassen, umflorte sich immer mehr mit dem Nebelschleier melancholischer Laune. Wenn er in seinen Briefen jene Städte schildert, so überläuft es uns fast als hätte er an ungeheuerlichen Einfällen, an gespenstlichen Schrecknissen die er sich vormalt sein Wohlgefallen. Diesen Schrecknissen der eigenen Einbildung erlag er so früh. Sein Leben zerstörte sich, seine Galle dehnte sich allzu weit aus, sein Herz hatte den Fehler, daß es zu groß war. Er hatte in den letzten fünf Jahren seines Lebens Momente, wo er schwermüthig bis zur Todessehnsucht war. Als am 17. März 1843 ein Nervenschlag sein schweres Leiden beendete, fand man seine organischen Fehler auf.

In Stuttgart war Seydelmann hintereinander neun Jahre gewesen. Jedenfalls haben sich dort die Grundelemente seines Spiels am festesten zusammengefügt. Nichts daß er dort seinen Gestalten, wie man sich ausgedrückt hat, die objectivste Fertigkeit gab; an dieser selbständigen Objectivität seiner Aufgaben und Leistungen kamen ohnedies Übergriffe zum Vorschein, wie ich sie oben vom Standpunkt der Dichtung aus rügte. Sein Eifer war in Stuttgart, so scheint es, am blühendsten, seine Arbeit jeder Zeit frisch, seine Phantasie ließ sich noch nicht von der Schwerkraft seiner grübelnden Forschung überwältigen. Er war dort auch als Regisseur thätig. Man weiß von seinem gerechten Eifer gegen das Rollenmonopol; man erzählt sich, er habe, obschon vergebens, auf eine zwiefache Leseprobe gedrungen, weil es nöthig sei, daß die Schauspieler, bevor sie an das Er-

lernen der Rollen gingen, diese zum gemeinschaftlichen Verständniß des Stücks erst noch im Ensemble selbst läsen, nachdem der Regisseur ihnen das Stück summarisch mitgetheilt. Seydelmann's angeblichen Vorschlag, die Literatur solle dem Schauspieler das Scrippe zu Stücken liefern, das dieser dann selbst ausführen könne, hat man später für Fabel erklärt. Ebenso hat man von seinem Plane, sich zum Director einer herumreisenden Gesellschaft, die mit nicht umfangreichem, aber festem und durchgebildetem Repertoire verschiedenen Städten in Deutschland immer etwas Neues bliebe, nachträglich nichts wissen wollen. Es ist zu bedauern, daß so viel Kenntniß und Einsicht nicht dauernder und umfanglicher der Leitung einer großen Bühne zugute kam, daß man ihn in Berlin nur eben als Schauspieler, der seinen Part bekam, zu verwenden wußte. Seine Intelligenz reichte weiter. Er fühlte, daß dem Schauspielwesen große Reformen noth thun, soll die Kunst der Darstellung nicht eine Nothz von ehedem werden. Er fühlte sehr lebhaft mit Eduard Devrient, der in seiner Schrift über Theaterschulen sich zuerst öffentlich über dies Thema aussprach, daß „inmitten der emsigen Sorgfalt für alle Stände, der Schauspieler allein es ist der wild aufwächst“. Man richtet dabei natürlich auf Wien und Berlin seine Blicke, ob es möglich sei, dort Institute zu gründen, die die Pflanzschule eines guten Stils würden. Wo die Sorge für das Schauspiel wie in Wien so rege ist, daß ein ganzes volles Theater lediglich darauf verwendet wird, da bringen die verschiedenen Talente bei unausgesetztem Zusammenspiel vielleicht noch lange einen Gleichtakt und Harmonie heraus. In Berlin spielt man seit lange in allen Stilarten und Manieren bunt durcheinander. Theaterschulen können Samen für die Zukunft streuen; sie können die große Heerde der Rekruten organisiren. Aber die Bühnen selbst bedürfen einer Organisation, nicht Künstler'scher Theatergesetze, sondern der ästhetischen Leitung eines Regisseurs, der selbst kunstgerecht und literaturfähig ist. Man schien in Berlin einen solchen in Seydelmann leider nicht zu sehen. Und so blieb er auch dort darauf beschränkt, für seine Person zu spielen. Große Einzelheiten aber thun dem deutschen Schauspiel jetzt weniger noth als tüchtige Ensembles.

Seydelmann blieb immer wieder von allen Seiten

darauf gedrängt, Schauspieler zu sein. Auch stand die Werkstatt, die er dazu in Bewegung setzte, nie still. Staunenswerth ist die Zahl seiner Versuche, das Studium so verschiedener Rollen, dem er sich mit gleicher Fremdsigkeit unterwarf. Eine Aufzeichnung seines Rollenwechsels setzt in Erstauenen. Im „Wallenstein“ spielte er nacheinander in verschiedenen Epochen den Ottavio, Buttler, Gordon; im „Tell“: Attinghausen, Gesler, Stauffacher; in „Kabale und Liebe“: Kalb, Wurm, Müller, Präsident; im „Fiesco“: Berrina, Mohr; im „König Johann“: den König und später den Hubert; in „Dienstpflicht“: Baruch, nachher Dallner; in den „Spielern“: Lieutenant Stern, nachher Posert. Mit dem Wallenstein trug er sich lange in Gedanken herum. Mir ist es begreiflich, warum er nicht dazu kam, ihn zu spielen. Er konnte der idealen Haltung dieser Gestalt nicht genug haare blanke Wirklichkeit, wie er sie brauchte und gab, abgewinnen. Den Lear versuchte er mehrmals, stand aber davon ab, weil seine Mittel nicht dazu ausreichten, das Höchste darin zu leisten. Hamlet hat er in früherer Zeit einige Male gespielt, ihn aber fallen lassen. Richard III. und Iago konnte er in spätern Tagen nicht wieder vornehmen. Zu seinem großen Schmerz; denn Arbeit war seine Lust, Fleiß sein Stolz, Bescheidenheit seine Tugend; das Gefühl des Gewichtes seiner Aufgabe gleich bei ihm einer religiösen Ehen und Ehrfurcht. Hier ist die Stelle, wo er — unsterblich ist. Und je leistungsfähiger literarischerseits für den Theatervorstand gearbeitet wird, desto bewundernswürdiger mußte ein Schauspieler sein, dessen Gewissenhaftigkeit ihresgleichen sucht.

F. Gustav Kühne.

Statistisches Jahrbuch für 1845. Herausgegeben von
Karl August Müller. Leipzig, Hinrichs. 1845.
Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Bedeutung und Wichtigkeit statistischer Übersichten und Tabellen wurde wol zu keiner Zeit allgemeiner anerkannt als jetzt. Sind sie auch für Viele, die nichts damit anzufangen wissen, nichts oder wenig mehr als trodene und unfruchtbare Anhäufungen von Zahlen; dem Kundigen und Denkenden, der die Zahlen zu würdigen versteht, gewähren sie das lebhafteste Interesse. Aber auch wirklichen praktischen Nutzen gewähren sie in zahllosen Fällen, und mit Recht sagt der Verf. in der Vorrede des vorliegenden Buchs: „Ohne eine immer weitere Verbreitung allgemeiner statistischer Kenntnisse werden unsere Bestrebungen in Bezug auf Urproduction, Gewerbe, Handel, Verkehr nie zu wahrhaft großartigen Ergebnissen führen, ohne sie wird unser so herrlich erwachter Associationsgeist unzählige falsche Schritte thun, ohne sie wird die Theilnahme an den öffentlichen Staatsangelegenheiten nur albernes Gesehwäg und lustige Truggestalten hervorbringen.“ Daher kann es nicht genug beklagt werden, daß in vielen Ländern die Quellen statistischer Belehrung so äußerst sparsam fließen, weil die Regierung es entweder nicht der Mühe werth hält, statistische Nachforschungen aufstellen zu lassen und den Zahlenverhältnissen des Landes und Volkes, des Handels und der Production nachzuforschen, theils derartige Nachrichten wenigstens für sich behält und, sei es aus Lichtscheu oder Inbolen oder Geringschätzung des Publicums, dem Lichte der Öffentlichkeit entzieht.

Beffenungeachtet ist die Masse des statistischen Materials,

das die Presse der einzelnen Länder fortwährend zur Kenntniss des Publicums bringt, so bedeutend, daß die Ordnung, Sichtung, Verarbeitung desselben eine ungemein schwierige Aufgabe ist. Sich derselben zu widmen, ist jedenfalls ein verdienstliches Werk. Weil aber der Werth statistischer Ausweise für das praktische Leben größtentheils von der Schnelligkeit abhängt, in welcher dieselben zu allgemeiner Kenntniss gelangen, so scheint es uns eine sehr glückliche Idee, in einer jährlich erscheinenden systematisch geordneten Sammlung das im Laufe eines Jahres zusammengekommene statistische Material oder wenigstens die Quintessenz desselben zu vereinigen. Sie ist es, welche das vorliegende „Statistische Jahrbuch“ ins Leben gerufen hat, das zugleich ein fortgehendes Supplement der „Allgemeinen vergleichenden Handels- und Gewerbe-Geographie und Statistik“ des Freiherrn von Neben bilden soll, welches letztere Werk den Entschluß des Herausgebers, seine statistischen Sammlungen zu veröffentlichen, überhaupt erst zur Reife gebracht hat. Ubrigens bezeichnet derselbe die Aufgabe, welche er sich gestellt, näher dahin: „Eine klare, umfassende und möglichst vollständige Anschauung der Culturverhältnisse der Gegenwart, namentlich in den deutschen Bundesstaaten und in den außerdeutschen Ländern Oestreichs und Preussens, durch eine geordnete Mittheilung der neuesten statistischen Ausweise zu vermitteln.“

Gegen die Art selbst, wie der einsichtsvolle Verf. zu Werke gegangen, läßt sich im Allgemeinen nichts Erhebliches einwenden. Nur in einem Punkte ist Ref. nicht ganz mit ihm einverstanden, nämlich darin, daß bei den aus Zeitschriften entnommenen Angaben die Quellen in der Regel nicht genannt sind. Der Herausgeber motivirt zwar dies von seinem anfänglichen Entschlusse abweichende Verfahren damit, daß seiner Ansicht nach eine bloß allgemeine Angabe, z. B. „Allgemeine Zeitung“, „Times“ u. s. w., völlig zwecklos gewesen, eine ganz specielle dagegen als eine unnötige Pedanterie erschienen wäre; doch will uns das Eine so wenig wie das Andere einleuchten. Eine allgemeine Angabe würde jedenfalls dem Zwecke genügt haben, in vielen Fällen ein Urtheil über die größere oder geringere Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit der mitgetheilten Nachrichten zu gestatten, vorausgesetzt, daß die genannte Quelle die ursprüngliche wäre, und insofern würde sie von nicht geringem Werthe gewesen sein; aber auch eine specielle Angabe zum Behuf einer genauen Controle der Richtigkeit dürfte manchem Leser in einzelnen Fällen wünschenswerth sein. Umfichtige Veröffentlichungen und Monographien, aus denen etwas entnommen wurde, sind im Werte genannt; außerdem in der Vorrede diejenigen Zeitschriften, welche vorzugsweise benutzt wurden, unter ihnen vor allen das „Journal des östreichischen Lloyd“, „die erste Handelszeitung der Welt“, als diejenigen, welche den reichhaltigsten und interessantesten Stoff dargeboten habe und für die erste Hälfte des Buchs Hauptquelle gewesen sei.

Das Buch ist in zwölf Hauptabschnitte getheilt, welche wir nachstehend namhaft machen und dabei nach Befinden einige Bemerkungen und nähere Angaben des Inhalts anknüpfen.

I. Landwirtschaft (S. 3—21). Deutschland, mit Ausnahme Oestreichs, erzeugt jährlich 38 Mill. Scheffel Weizen, 125 Mill. Scheffel Roggen, 43 Mill. Scheffel Gerste, 123 Mill. Scheffel Hafer und die Production übersteigt den Bedarf nur um resp. 6, 6, 1 und 6 Mill. Scheffel. Den gesammten jährlichen Ertrag des Weinbaus in Europa schlägt man auf 91 Mill. preussische Eimer an, wozu Frankreich 40, Oestreich 33½, Spanien 8½, Deutschland ohne Oestreich (und Preußen) 4½, Italien, Sicilien und Griechenland 2½, Portugal 1½, die Schweiz ½ Mill. Eimer liefern. Die gesammte Wollausfuhr der verschiedenen Länder betrug im Durchschnitt der Jahre 1837—40 68,444,370 Pfund, im Deutschen Zollverein wird die Ausfuhr von der Einfuhr seit weissen Jahren um ein Bedeutendes (1843 um 17,771 Centner) übertroffen. Die Zuckerausfuhr aus den Erzeugungsländern wurde für 1843 auf 19,682,452 Centner, die Kaffeeproduction auf 4,591,000 Cent-

ner, die Kaffeefuhr auf 154,550 Tonnen, die Theeexportfuhr aus China auf 410,000 Centner berechnet. Die Theeconsumtion ist in Deutschland noch sehr unbedeutend; der Zollverein führte 1843 nicht mehr als 3703 Centner ein und gab davon 948 Centner wieder ab; England führte 1844 gegen 370,000 Centner, Frankreich 1842 231,880 Kil. oder 4,638 Zollcentner (1831 nur 87,067 Kil.) ein.

II. Berg- und Hüttenwesen (S. 21—34). Die Eisenproduction beträgt gegenwärtig in den Zollvereinsstaaten etwa 3 1/2 Mill. Centner, in Osterreich 2 1/2 Mill. Centner, in England und Schottland (446 Hoehöfen) 30, in Frankreich 7, in Rußland 4, in Belgien 2 Mill., in Schweden 1,800,000 Centner; die Gesamtproduction Europas läßt sich auf 52 Mill. Centner anschätzen. An Steinbohlen gewinnt England jährlich im Durchschnitt etwa 570 Mill. Centner, Frankreich (1842) 72 Mill. Zollcentner, Belgien 1843 in 427 Werken etwa 4 Mill. Tonnen, Preußen 1843 über 14 Mill. Tonnen, Osterreich 1841 gegen 5 Mill. Centner. Die Salzproduction Europas wird auf 44 1/2 Mill. Centner berechnet und übertrifft den Bedarf um fast 10 Mill. Centner; obenan steht in jener wieder Großbritannien mit 8 1/2 Mill. Centner, dann folgen Frankreich mit 6,369,000, Spanien mit 6 Mill., Portugal mit fast 5 Mill., Osterreich mit 4 1/2 Mill., Rußland und Polen mit mehr als 4 1/2 Mill., Preußen und die übrigen Zollvereinsstaaten mit 3 1/2 Mill., beide Sicilien mit 3 Mill. Centner u. s. w.

III. Gewerbfließ (S. 34—51). Hier werden zuerst Angaben über die gesammte Industrie Sachsens und Osterreichs mitgetheilt; in ersterm Lande wird der Erzeugungswert auf 37,605,000, das Anlage- und Betriebscapital auf 42,640,000 Thlr., die Arbeiterzahl auf 192,500 berechnet; in letzterem Staate der Geldwert der in den größern Fabrikzweigen erzeugten Industrieprodukte auf 593,418,000 Gld. C.-R., wozu der Werth der Erzeugnisse der kleinern Fabriken und Gewerbe mit 201,500,000 Gld. kommt, und wovon der relativ größte Betrag, nämlich resp. 110 1/2 und 31 1/2 Mill. Gld. auf Böhmen, nächstdem 80 1/2 und 33 1/2 Mill. auf die Lombardei fallen. Dann folgen Angaben über einzelne Hauptindustriezweige, namentlich die Linnen-, Schafwollen- und Baumwollenmanufactur. Ende 1843 stellte sich die Zahl der existirenden Feinspindeln für Flachsmaschinenspinner auf circa 3,793,000, wovon nur 203,000 auf das europäische Festland kamen. Binnen sechs Jahren hat der Deutsche Zollverein durch verminderte Ausfuhr und vermehrte Einfuhr von Gespinnsten und Geweben aus Flach und Hanf mehr als 214 Procent verloren; mit Riesenschritten scheint der gänzliche Verfall des deutschen Linnengewebes heranzunehmen. Auch von der Baumwollenmanufactur sind zwei Drittel in britischen Händen; man rechnet, daß Ende 1844 23,875,000 Spindeln im Gange waren und darunter nicht weniger als 14 Mill. in Großbritannien, außerdem 3 1/2 Mill. in Frankreich, 2 1/2 Mill. in Nordamerika, 1 1/2 Mill. in Osterreich u. s. w. Den Gesamtwert der ausgeführten englischen Baumwollenfabrikate schätzt man für 1844 auf 18,823,402 Pf. St. Die gesammten englischen Fabriken (mit 450,000 Arbeitern) führen jährlich für 51 Mill. Pf. St. Waaren aus.

IV. Handel (S. 51—131). Im Deutschen Zollverein betrug im Durchschnitt aus den Jahren 1837—41 die jährliche Einfuhr 165,782,337, die Ausfuhr 166,496,224 Thlr., wobei auf zollfreie Gegenstände nicht Rücksicht genommen ist. Die bedeutendsten Häfen des Zollvereins sind Danzig und Stettin; der erste Hafen und Handelsplatz des Continents aber ist noch immer Hamburg, wo im J. 1840 die Gesamteinfuhr 177,030,000 Mark Bco., die Gesamtausfuhr inländischer Produkte und Industrieprodukte 105 1/2 Mill. Mark Bco. betrug. Von ersterer kommen mehr als zwei Drittel (168,816,800 ist jedenfalls ein Druckfehler) auf acht Artikel, unter denen Baumwolle und Baumwollenwaaren obenanstehen; von letztern sind mehr als die Hälfte rohe Produkte. Bremen, das im Besitze des größten Theils des deutschen Handels mit Amerika ist, berechnet seine Einfuhr wie seine Ausfuhr für 1840 auf etwa

26 Mill. Mark Bco., wovon über die Hälfte auf den Handel mit Nordamerika und fast ein Viertel auf den Handel mit Cuba kommen. Etwa ebenso groß ist Lübeck's Einfuhr, die im J. 1844 den Werth von 33,814,690 Mark Crt. erreichte. Ausführlicher wird über Osterreich's Handel mitgetheilt, besonders interessant aber ist eine vergleichende Zusammenstellung des Verkehrs von Frankreich, dem Zollverein und Osterreich (d. h. dem allgemeinen östreichischen Zollgebiete) mit dem Auslande im J. 1842. Hiernach betrug:

der Gesamtverkehr	
in Frankreich	734,000,000 Gld. Conv.-R.
im Zollverein	776,500,000 " " "
in Osterreich	362,700,000 " " "
der gesammte Zollertrag	
in Frankreich	54,393,000 Gld. Conv.-R.
im Zollverein	33,702,000 " " "
in Osterreich	15,971,000 " " "
der Werth der eingeführten und verzollten Waaren	
in Frankreich	298,400,000 Gld. Conv.-R.
im Zollverein	373,000,000 " " "
in Osterreich	106,858,000 " " "

so daß die Resultate der Vergleichung für Osterreich nicht eben günstig sind. Im J. 1843 betrug die Einfuhr in das allgemeine östreichische Zollgebiet zu Lande über 64, zur See über 47, zusammen über 111 Mill. Gld., die Ausfuhr zu Lande 84 1/2, zur See über 19 1/2, zusammen über 104 Mill. Gld. Eine andere interessante Uebersicht betrifft eine Vergleichung des Handels von England, Frankreich und den Vereinigten Staaten. Im jährlichen Durchschnitt aus den Jahren 1837—42 betrug die Einfuhr

in Frankreich	400 1/2 Mill. Gld. Conv.-R.
in England	624 1/2 " " "
in den Vereinigten Staaten	268 " " "

die Ausfuhr

in Frankreich	382 1/2 Mill. Gld. Conv.-R.
in England	1080 1/2 " " "
in den Vereinigten Staaten	251 1/2 " " "

Belgiens auswärtiger Handel belief sich in dem günstigsten Jahre 1843 an Ein- und Ausfuhr zusammen auf 516 1/2 Mill. Francs, fast ein Viertel des Betrags des französischen Ein- und Ausfuhrhandels. Für Rußland betrug der Werth der ausgeführten Waaren im J. 1843 über 82 1/2, der der eingeführten über 75 Mill. Silberrubel, im J. 1842 aber jener über 85 1/2, dieser über 84 1/2 Mill. Silberrubel.

V. Schiffahrt (S. 131—153). Die Handelskotten der europäischen Staaten lassen sich gegenwärtig auf mehr als 87,000 Fahrzeuge von zusammen 6 1/2 Mill. Tonnen berechnen. Davon kommen auf Großbritannien 23,253 Schiffe von fast 3 Mill. Tonnen, auf Frankreich 13,656 Schiffe von noch nicht 600,000 Tonnen, auf Schweden und Norwegen 5,450 Schiffe von 471,772 Tonnen, auf Holland 1,195 Schiffe von 275,084 Tonnen, auf beide Sicilien 9,174 Schiffe von 213,198 Tonnen u. s. w., auf Preußen 1,330 Schiffe von 114,656 Last oder fast 230,000 Tonnen, auf Osterreich 2,397 Seeschiffe von 208,551 Tonnen. Die Zahl der Handelsdampfschiffe wird für die einzelnen Staaten und das J. 1843 folgendermaßen berechnet: England 1146 (worumter 897 Seedampfschiffe), wozu noch 104 Kriegsdampfschiffe kommen, Frankreich 204, außerdem 105 Kriegsdampfer, Osterreich 54, Rußland 48, Deutschland ohne Osterreich 140, Holland 80, Schweden 58, Schweiz 16, Italien 16, Spanien und Portugal 16, Dänemark 12, Türkei und Griechenland 8, Belgien 5, Jonien 2, was zusammen 2085 Schiffe von 178,000 Pferdekraften und 120,000 Tonnen gibt. Nordamerika besitzt oder besaß im gedachten Jahre 11—1200, Australien 17, Brasilien 10, Mexico 6, Aegypten 6. Die Gesamtzahl aller auf der ganzen Erde gegenwärtig vorhandenen Dampfschiffe dürfte 3300 erreichen.

VI. Eisenbahnwesen (S. 153—164). Hier dienen als Hauptquellen die „Stuttgarter Eisenbahnzeitung“ und die

„Deutsche Allgemeine Zeitung“. Zu wünschen wäre, daß bei den der ersten entnommenen Daten eine Umrechnung der Gulden in Thaler stattgefunden hätte, was freilich einigermaßen mühsam, aber hinsichtlich der dritten mitgetheilten Tabelle, welche Anlagekosten und Bruttoeinnahme der einzelnen deutschen Bahnen enthält, dann nicht einmal nöthig gewesen wäre, wenn der Verf. die in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ und dem „Polytechnischen Centralblatt“ enthaltenen sehr zuverlässigen Tabellen benützt hätte. Angaben über das Postwesen vermißt man ungern.

VII. Staatsleben im Allgemeinen (S. 165—194). Die hier mitgetheilten Nachrichten betreffen lediglich die Bevölkerungsverhältnisse. Der Verf. bekennt sich bei dieser Gelegenheit zu der Ansicht von Malthus: „Daß die Zahl der Bevölkerung in keinem Staate über die Grenze hinausgehen könne, welche durch die Möglichkeit ihrer Ernährung vorgezeichnet sei.“ Die numerischen Angaben über die „für England so wichtige“ Peerschaft gehören nicht in diesen Abschnitt, wo sie schwerlich jemand suchen wird; daß der Paire ihr Platz zwischen den Dienstboten und Irren angewiesen ist, ist ein höchst seltsames Spiel des Zufalls.

VIII. Innere Verwaltung (S. 194—201). Unter dieser Rubrik sollen gelegentlich alle diejenigen Ausweise mitgeteilt werden, welche die Regierung des Staats im engeren Sinne betreffen; für diesmal begnügt sich der Verf. damit, das Armen- und das Sparkassenwesen als zwei in der gegenwärtigen Zeit besonders wichtige und interessante Gegenstände ins Auge zu fassen. Was er darüber mittheilt, ist jedoch ziemlich dürftig und betrifft größtentheils außerdeutsche Länder. Wenn der Verf. den Umstand, daß es überaus schwer ist, eine auch nur einigermaßen vollständige Übersicht des gegenwärtigen Zustandes des Armenwesens in Deutschland zu entwerfen, als ein großes Glück und als einen Beweis betrachtet, daß es bei uns zwar Armuth genug, jedoch noch keinen eigentlichen Pauperismus im Ganzen und Großen gebe, so müssen wir offen sehen zu können.

IX. Rechtspflege (S. 201—222). Das hier Mitgetheilte betrifft vorzugsweise das Gefängnißwesen und die Strafrechtspflege, und zwar in Preußen, Baiern, Württemberg, Großbritannien und Irland, Frankreich und den Niederlanden.

X. Staatshaushalt (S. 222—263). In der Einleitung — welche bei jedem Abschnitte, sich auf geistliche und ansprechende Weise über allgemeine Gesichtspunkte verbreitet — spricht sich der Verf. mit Entschiedenheit gegen das System der Schutzölle aus. Im Einzelnen behandelt er die Finanzen von Preußen, Baiern, Sachsen, Württemberg, Braunschweig, England, Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Dänemark, Schweden, Spanien, Griechenland, den Vereinigten Staaten und sogar vom — chinesischen Reiche.

XI. Kriegswesen (S. 260—279). In der Einleitung nimmt der Verf. das halten stehender Heere und die Existenz eines eigentlichen Kriegerstandes bei derjenigen Kulturstufe, welche die europäischen Staaten gegenwärtig einnehmen, aus Gründen, die wenig Einwendungen zulassen dürften, in Schutz, obgleich er gestehen muß, daß die von den deutschen Staaten allein seit der Wiederherstellung des Friedens für das Kriegswesen aufgewendeten Kosten sich auf mindestens 2000 Mill. Thlr. belaufen, spricht sich aber dahin aus, daß das seiner Vollenbung zuwendende deutsche Eisenbahnetz die Vertheidigungskraft des deutschen Vaterlandes mehr als alle andern dahin zielenden Einrichtungen, insbesondere mehr als der Bau neuer Bundesfestungen erhöhen dürfte, eine Ansicht, in welcher wir ihm vollkommen beistimmen. Die einzelnen Angaben betreffen hauptsächlich den Deutschen Bund und Frankreich.

XII. Der letzte Abschnitt (S. 280—307) ist den Verhältnissen der Schule und Kirche gewidmet. Hier fehlt eine Statistik der Universitäten nicht; aber befremden muß, daß der Verf. sich von Erlangen und Rostock keine speciellen

Ausweise zu verschaffen gewußt hat, was nicht eben sehr schwer gewesen wäre. Bei Gelegenheit der katholischen Kirche wird das Verzeichniß aller Jesuitengenerale seit Loyola mitgeteilt, das in einem statistischen Jahrbuche nicht ganz am rechten Orte sein dürfte, so interessant es auch vielen Lesern des Buchs sein wird.

Schließlich mag wiederholt werden, daß der Herausgeber des vorliegenden Jahrbuchs mit demselben den Freunden der Statistik ein sehr werthvolles Geschenk gemacht hat, dessen jährliche Wiederholung ihnen in hohem Grade willkommen sein wird.

66.

Literarische Notiz.

Zur Geschichte der Bulgata.

An einem kristallhellen Novembertage, wie er in dieser Regenzeit in Rom selten ist, fuhr ich mit einem deutschen Freunde auf der neuen Via Pränestina gen Labicum. Wir wollten den links von der modernen Straße liegenden in der Geschichte des alten Latiums so berühmt gewordenen See Regillus in seinem dermaligen Zustande sowie seine Umgebungen näher geologisch untersuchen und der Aufgrabung eines kürzlich entdeckten antiken Grabmals unweit Sagarolo beiwohnen. Unsere Arbeit war abgethan und wir gingen alsbald nach dem über den Trümmern eines villenreichen Caesareolums des kaiserlichen Roms erbauten Sagarolo. Ich erinnerte mich, daß in diesem Städtchen das wegen einer gründlichen und durchgängigen Verbesserung der verderbten Bulgata-Übersetzung der Bibel versammelte Schlußconcilium von dem Oberhirten der katholischen Kirche gehalten war, auch oft gehört zu haben, daß der Conciliumsaal als modernes Sanctuarium ohne besondere Erlaubniß seines Eigentümers, des in Rom lebenden Fürsten Rospigliosi, Niemandem zu betreten gestattet sei. Die Freundlichkeit des Custos des Baronatpalastes machte jedoch diesmal eine Ausnahme, und ich lernte ein Lapidarmonument kennen, welches für die Geschichte jener denkwürdigen Arbeit von Interesse ist. Dasselbe wurde weder je vollständig noch treu bekannt gemacht. Der regierende Papst schrieb es deshalb nach der Aussage des Custoden, als er zum letzten Male in Sagarolo war, zu seinem Privatgebrauche selbst ab. Die auf einer großen, der nördlichen Saalwand eingemauerten Marmortafel eingegrabene Inschrift lautet also:

Gregorius XIV. P. M.

De Incorrumpis Sacrorum Bibliorum puritate sollicitus
Textum Vulgatae Editionis

Sedente predecessore suo Sixto V.

Typis Vaticanis indiligenter excussum

A pluribus quae irrepserant mendis expurgari

Pristino nitore restitui curavit

Delectis in hunc scopum

Atque Sagarolum missis clarissimis viris

Bartholomaeo Miranda, Andrea Salvener,

Antonio Agello, Roberto Bellarmino, Joanne de Valverde,

Lelio Lando, Petro Morino et Angelo Rocca,

Additis etiam doctrina non minus quam dignitate

Eminentissimis Cardinalibus

Marco Antonio Columa et Guallelmo Alano,

Qui Pontificiae obsequentes voluntati

Anno MDLXXXI

Communibus collatis animadversionibus et notis

Opus Insigne

Et Catholicae Religionis maxime salutare

Assiduo seduloque XIX dierum labore

His ipsis in aedibus perfecorant

Ne tantae rei notitia aliquando periret,

Olemons Dominicus Rospigliosius

Clementis IX. P. O. M.

Ex fratre pronepos Sagarolentium Dux

Monumentum posuit

Anno Salutis MDCCXXIII.

80.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 7.

7. Januar 1846.

Arnold Ruge und sein neuester Standpunkt.

Es kann gegenwärtig nicht mehr in Abrede gestellt werden, daß die „Halleschen“, später „Deutschen Jahrbücher“, welche 1838—42 erschienen, in der deutschen Journalistik Epoche gemacht haben. Das entschiedene Festhalten eines bestimmten Principes, die lebendige und gründliche Bethheiligung an allen wichtigen Fragen der Wissenschaft und des Lebens, die offene und gewandte Bekämpfung aller jenem Principe und seinen Konsequenzen feindlichen Bestrebungen waren Eigenschaften, welche dieser Zeitschrift auch von ihren entschiedensten Gegnern zugestanden werden mußten. Ging auch die Idee zu dieser Zeitschrift von dem für die Wissenschaft zu früh verstorbenen Eghermeyer aus, welcher sie durch die Charakteristik der Universität Halle auf eine glänzende Weise eröffnete und eine Zeit lang mit geistvollen Beiträgen unterstützte, so war es doch der kräftigere Ruge, der die Streitmittel sammelte und zusammenhielt und der Zeitschrift vorzugsweise das Gepräge seines gewandten Geistes ausdrückte. Mit steigendem Interesse nahm ein immer größerer Theil des intelligenten Publicums an dem frischen und lebendigen Kampfe Antheil; man freute sich über den glänzenden Sieg, der hier über die Reactionnaires und Finsterlinge in allen Gebieten des Wissens und Lebens erfochten wurde. Dies ist ein Verdienst, das Ruge Niemand absprechen wird; er hat sich dadurch einen Namen in unserer Culturentwicklung erworben, den auch die Nachwelt dankbar anerkennen wird. Als er nun aber die Konsequenzen seines Principes ohne alle Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit und Bedürfnisse des Menschen, ohne Beachtung seiner naturgemäßen Entwicklung immer weiter verfolgte, als er mit einem oft brutalen Terrorismus seine und seiner Genossen Ansichten Allen aufdrängen wollte, als die kräftige Sprache der Zeitschrift immer roher, immer verlegender wurde, da wendeten sich viele von denen, die ihn liebgewonnen, wenn auch nicht von ihm, doch von seinen Ansichten ab. Nicht von ihm wendeten sie sich ab, denn sie mußten die sittliche Strenge seines Charakters, die Ehrlichkeit seiner Gesinnung achten; nur viele seiner Ansichten und die Form, in der er sie aussprach, wurden ihnen widerwärtig. Da erschien das Programm

zum Jahrgange 1843. Es wäre gut gewesen, wenn man der Zeitschrift nach diesem Programme ihren Fortgang gelassen hätte. Die wissenschaftliche Discussion über solche Probleme, wie sie das Programm aufstellte, sollte überhaupt nie durch policeiliche Maßregeln der Staatsgewalt gehindert werden. Denn das Zugeständniß solcher Berechtigung gibt der Staatsgewalt die Mittel, jeden Fortschritt zu hemmen und alle Freiheit zu vernichten. Aber in dem erwähnten Falle wurde nicht einmal der Zweck erreicht, den man beabsichtigte. Die der Staatsgewalt destructiv und gefährlich scheinenden Ideen der von der Zeitschrift vertretenen Bewegung wirkten, insofern sie zur Existenz berechtigt waren, in der Breite und Tiefe immer regsamter fort; diejenigen Ansichten aber, welche keine nachhaltigen Wirkungen äußern konnten, wurden aus Oppositionsgeist und aus Sympathie für den Märtyrer seiner Überzeugung länger festgehalten als es ohnedem der Fall gewesen wäre. Die „Jahrbücher“ hatten ihre Mission erfüllt: sie würden die Theilnahme des Publicums sehr bald verloren haben, da sie nach jenem Programm ein Ideal praktisch machen wollten, welches niemals realisiert werden kann. Und so kam es denn, daß die von Ruge herausgegebenen „Anekdoten“, welche die im letzten Jahrgange der Zeitschrift von der Censur gestrichenen Aufsätze enthielten, mit Ausnahme des für die Geschichte unserer Presseverhältnisse interessanten Aufsatze über die Schwierigkeiten, mit denen die Redaction zu kämpfen gehabt hatte, fast gar keine Beachtung fanden. Nur etwas war erreicht durch jene Maßregeln, was aber in der That nicht hoch anzuschlagen war. Die Philister, welche sich zeither um die „Jahrbücher“ nicht bekümmert hatten, schimpften nun auf einmal bereit auf sie und den Redacteur und suchten sich durch ihre loyalen Gesinnungen geltend zu machen, und die Egoisten zogen sich von ihm zurück, um nicht mit ihm verkehrt zu werden und traten wol gar jetzt, wo er schweigen mußte, mit feiger Entschlossenheit gegen ihn auf. Daß die ehrenwerthen Männer, welche von Haus aus oder später aus Überzeugung gegen Ruge und seine Ansichten principiel Opposition machten, von jenem charakterlosen Gesindel wohl zu unterscheiden sind, versteht sich von selbst. Sie kommen aber hier gar nicht in Betracht, weil die erwähnte Maßregel

der Staatsgewalt auf ihr Urtheil keinen Einfluß haben konnte.

Es ist ganz natürlich, daß Ruge, der sich als ein Opfer der damals überall hervortretenden Reaction betrachteten mußte, verbittert wurde, zumal da seine Appellation an die zweite Kammer vergeblich gewesen war, indem diese ihre Sympathien für liberale Principien ihrer Angst vor der Verbreitung pantheistischer Grundsätze und ihrem juristischen Bewußtsein zum Opfer gebracht hatte. Ruge verzweifelte an seinem Vaterlande, welches er inniglich geliebt hatte, und schalt und beschimpfte es gegen seine Freunde, was ihm durch die bei ihm jetzt ganz feststehende Schwulst erleichtert wurde, daß Patriotismus eine Schranke sei, von der man sich losmachen müsse, um zum wahren Humanismus zu gelangen. Desto mehr erhob er jetzt Frankreich. Dieses Land sei allein fähig, die Freiheit und den Humanismus zu gewinnen, nach dem er strebe. Und so machte er sich auf nach Frankreich mit der sanguinischen Hoffnung, daß die Franzosen begeistert für die neue Philosophie, die er predigen wolle, den neuen Staat ohne Kirche, ohne Militair, ohne Pöbel u. s. w. sofort realisiren würden. Doch die Franzosen wollten davon nichts wissen und konnten davon nichts verstehen: für das erste Heft der neuen Zeitschrift, welche für jene Zwecke geschrieben wurde, hatte trotz der Anstrengung des Redacteurs kein Beitrag von einem Franzosen gewonnen werden können. Sie blieb in Frankreich ganz unbeachtet und in Deutschland erregte sie unter denen, die sich für Ruge interessirten, das innigste Bedauern darüber, daß er als Redacteur zum Theil so ganz inhaltleeres und selbst ekelhaft gemeines Gemäsch in Prosa und Versen vertreten konnte. Auch hier erzeugte das strenge Verbot der Einführung dieser Zeitschrift in Deutschland den Mythos, daß diese Maßregel die Anerkennung jener Zeitschrift in Deutschland unmöglich gemacht habe. In der That aber konnte Ruge froh sein, daß die Indignation über dieses erste Zeugniß seiner Wirksamkeit in der Fremde auf einen kleinen Kreis beschränkt blieb. Die Zeitschrift mußte eingehen aus Mangel an Theilnahme unter den Franzosen und Deutschen. Denn hätte sie Interesse erregen können, so würde sie sich doch trotz allen Privatmaßregeln so gut wie jedes andere verbotene Buch den Weg nach Deutschland gebahnt haben. Sagt er doch selbst in seiner neuesten Schrift, daß er nur von graß socialistischen Schriftstellern weitere Beiträge hätte bekommen können, und von diesen wollte er natürlich nichts wissen.

Diejenigen nun, welche, wie der unterzeichnete Ref., nicht zu den Anhängern der Ruge'schen Philosophie gehörten, aber ihn als einen tüchtigen Charakter achten und seine frühern Verdienste würdigen gelernt hatten, hofften, er werde, wenn auch seinen philosophischen und politischen Ansichten im Allgemeinen treubleibend, in Frankreich über die Franzosen enttäuscht werden, von der Geringschätzung seiner Landsleute zurückkommen und mit mildem und besonnenem Geiste die unter solchen Verhältnissen gewonnenen Eindrücke zur mannichfachen Belehrung und zur Verständigung mit dem Publicum ver-

öffentlichen. In dieser Hoffnung nahm Ref. freudig Ruge's neueste Schrift vor, muß aber offen gestehen, daß er in seiner Erwartung getäuscht worden ist. Denn wenn sich auch in diesem Buche, wie sich von Ruge erwarten läßt, geistreiche und treffende Bemerkungen und einige recht hübsche Genrebilder finden, wenn auch die Form meistens anziehend genannt werden kann, so ist doch der Inhalt größtentheils eine breite Auseinandersetzung der bekannten Ansichten über die Probleme des Programms des J. 1843; was aber über französische Zustände mitgetheilt wird, ist so einseitig aufgefaßt und mit einer so blinden Vorliebe für jenes Volk dargestellt, daß man daraus nicht viel lernen kann. Ref. fürchtet, daß dieses Buch vergessen werden wird, ehe es bekannt geworden. Und so scheint es fast, als ob Ruge seine Mission bereits erfüllt habe und für die Gegenwart weiter keine Bedeutung gewinnen könne.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen werden wenige an Ruge's neuestes Auftreten angeknüpfte Bemerkungen genügen, das oben ausgesprochene Urtheil zu begründen.

Er bringt uns Mittheilungen aus einem Tagebuche, welche die Eindrücke von der ersten Reise enthalten, die Ruge allein unternahm, um das Terrain in Paris zu recognosciren. Wäre Ruge in den oben erwähnten Beziehungen anders geworden, so mußte in diesen Aufzeichnungen, wenn sie wirklich vor längerer Zeit geschrieben worden sind, Manches modificirt und gemildert werden. Dies ist aber nicht der Fall. So heißt es gleich im zweiten Abschnitt:

Alle Völker verjüngen sich durch innere Kämpfe, nur das unsrige wird immer fauler, immer schwachköpfiger, immer engherziger!

Und im dritten Abschnitt über Nürnberg:

Ich liebe weder unsere rohen Vorfahren noch den Nachlaß ihrer Roheit. Nürnberg vereinigt alle Delicateffen unsers wüsten Affecthums; und ich wäre gleich gegangen wie ich gekommen bin, mit zugedrückten Augen; aber ich finde in diesen Ruinen einen einsamen Menschen, der mich ungemein interessirt.

Und nun folgt eine weitläufige Auseinandersetzung der Verdienste dieses einsamen Menschen, des Dr. Hollis (des bekanntesten Daumer), dem noch eine große Zukunft prophezeit wird. So werden wir bis zum achten Abschnitt durch Franken und Köln nach Paris geführt. Hier finden sich einige nette Genrebilder: sonst aber fast nichts als höchst subjective Einseitigkeiten, Übertreibungen und — Grobheiten.

Nun ist Ruge in Paris. Er schwelgt beim Anblick der Stadt, deren Anblick ihn mehr erhebe als Rom und Wien; denn da verleite Einem Alles der Gedanke, daß da nur „Esel“ wohnen. Hier in Paris allein könnten die Siege und Niederlagen der Menschheit entschieden werden, hier würde, wenn die deutsche Philosophie anerkannt worden, die militairische und religiöse Hoheit zerstört und die Freiheit gewonnen werden. Das ist ungefähr das Thema, welches im achten Abschnitt weitläufig erörtert wird, worin es unter Anderm heißt: „daß seit Athen und Rom die Geschichte der Menschen eine Geschichte ihrer Absurditäten geworden und die

wieder humanisirte Weltbewegung erst mit der französischen Revolution beginne." Bei solcher Roheit der Ansicht ist eine Verständigung nicht möglich, eine Belehrung nicht zu erwarten! Die nächsten Abschnitte 9—14 enthalten manche interessante Bemerkungen über die Socialisten und Communisten, mit denen Ruge in Paris verkehrte. Cabot, Dezamp, Flora Tristan und Considérant werden uns hier vorgeführt. Freilich muß man auch hier das Interessante aus der sehr weitläufigen Darstellung der Unterredungen, welche weitläufig mitgeteilt werden, und den Reflexionen darüber herauslesen. Eine gedrängtere Charakteristik würde Allen willkommen gewesen sein, die sich über diese wichtigen Probleme unserer Zeit zu belehren wünschen. Ruge stimmte bekanntlich schon, ehe er nach Paris kam, mit den Socialisten und Communisten nicht überein. Das genauere Studium ihrer Theorien hat ihn in seinen Ansichten bekräftigt. Er sagt z. B. sehr treffend:

Wären alle Menschen passionirt oder specifisch befähigt und ließe sich diese schlummernde Kraft überall mit Sicherheit in Bewegung setzen, so wäre der Fourierismus längst realisirte. Ließe sich der Egoismus und die Eigenthümlichkeit der besondern Naturen beseitigen, so stände dem Communismus nur noch die Natur mit ihrer Ausdehnung und Ortsverschiedenheit entgegen.

Mit welcher praktischen Einsicht urtheilt hier Ruge, mit einer praktischen Einsicht, die wir ihm in Beurtheilung seiner eigenen philosophischen und politischen Bestrebungen wünschen möchten! Und Dasselbe fällt Einem ein, wenn man später, wo er dieses Thema wieder aufgenommen hat, liest:

Ich glaube nicht an die Sprünge, in denen die wesentlichen Stufen des politischen Lebens übergegangen und alle Prämissen der Gegenwart ignovirt werden können.

(Der Beschlus folgt.)

A m e r i k a n a.

Erster Artikel.

1. Streif- und Jagdjüge durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas von F. Gerstäcker. Mit Vorwort von L. Bromme. Zwei Bände. Dresden, Arnold. 1844. Gr. 12. 2 Thlr. 2 1/2 Rgr.
2. Lebensbilder aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Texas, gesammelt von Fr. W. von Brede. Kassel, Fischer. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.
3. Beiträge zur Charakteristik der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Wilhelm Griffo. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Friedrich v. Raumer's Werk führt uns durch das Riesentum der neuen Welt, indem der Historiker, in einem Sturmschritt die Entfernungen durchmessend, doch mit seinem viel geprüften Auge keine Erscheinung übersehen. Aber er sieht, wie er selbst gesagt, über die Unebenheiten, Risse und Unannehmlichkeiten des Tages und der Gegenwart hinweg, auf die großen Jüge seiner Geschichte und Entwicklung, die wie Alpenfirnen am Himmel glänzen bleiben, auch wenn Dämmerung und Dünste die übrige Landschaft schon in Dunkel eingehüllt haben. Aber diese Unebenheiten und Risse verlangen ebenfalls ihr Recht; auch sie gehören dazu, um ein Gemälde vollständig zu würdigen. An wichtigen, factischen und aigrischen Reisebeschreibern unter Engländern, Franzosen und Deutschen fehlt

es bekanntlich nicht, welche nichts als Unannehmlichkeiten empfinden und ihre Galle in Zorn und Satire loslassen, um nichts als ein Nachtgemälde von Amerika zu liefern. Man wundert sich oft, wenn man sie durchgelesen, wie es möglich, daß bei solcher innern Demoralisation ein Volk, ein Land noch bestehen könne. Daß dem nicht so ist, oder vielmehr, daß unter dem üppigen schwellenden Fleisch ein gesunder Körperbau ist, mit einem tüchtigen Organismus, der nur anders athmet, schweigt und verbaut als die Staaten- und Volkskörper des alten Europa, lehrt uns, wer es nicht schon weiß, das Raumer'sche Werk. Aber es ist gut, wenn immer zu auch andere unparteiische Beobachter ihre Beobachtungen im Kleinen mittheilen, um die Sache mehr und mehr von allen Seiten zu betrachten. Wenn Amerika die Hoffnung der Deutschen noch für lange Zeiten bleiben soll, können nicht genug Reisende ihre Erlebnisse mittheilen. Wohlverstanden nicht Touristen, welche nur reisten, sahen, rochen und hörten, um zu schreiben, sondern solche, welche dahin gingen, in das Land der Hoffnung, sich ernstlich, wenn auch in beschränkten Kreisen, umfahen und befriedigt oder enttäuscht zurückkehrten. So gering der Kreis ihrer Wahrnehmung sei, wie beschränkt auch das Urtheilsvermögen, von diesem Standpunkte aus hat die Mittheilung immer einen Werth. Sie liefert uns das Material, aus dem wir nun allmählig selbst ein vollständig genügendes Bild entwerfen mögen. Nach den Bildern der Trilope, denen Marrypat's, Bog' und der vieler Andern, konnten wir es nicht. Troß der mehren oder mindern Wahrheit ihrer Auffassung blieb es eine Caricaturwahrheit, ebenso entfernt von der wahren Wahrheit als die Anpreisung der Auswanderungskommission. Wir behaupten nicht, daß die uns hier vorliegenden Bücher die richtige Mitte, die wahre Wahrheit enthalten, aber es sind sehr schätzbare Beiträge, um diese Kenntniß zu erlangen, denn ihre Verfasser studirten das amerikanische Leben durch Jahre und im Schweiß ihres Angesichts; sie sahen, hörten, empfanden mit deutschen Organen, und ihr Urtheil ist das faßliche des gefunden Menschenverstandes, wie es unserer Nation zugetheilt ward. Was sie nach harten Prüfungen gut fanden, wird gut sein, was sie nach so vielfach getäuschten Hoffnungen schlecht fanden, dürfte auch für Andere sich als untauglich erweisen. Doch sie selbst sind wieder in ihren Standpunkten weit voneinander getrennt, ja sie gingen von ganz verschiedenen Ansichten an ihr Werk, sie ergänzen sich deshalb in ihren Erfahrungen, und wo sie zusammen stimmen, dürfte man die Wahrheit als ermittelt annehmen, von der wir oben sprachen.

Hrn. F. Gerstäcker's Buch ist ein ganz eigenthümliches. Ein Leser kann es durchblättern, beiseite werfen und sagen: Wozu wurde es geschrieben! Und er hat recht. Ein anderer kann es durchlesen mit steigendem Vergnügen, und am Ende sagen: Ich las noch kein Buch, welches mich so wie dieses in die neue Welt eingeführt hat, ich bedauere, daß es nicht noch weiter geht. Und er hat auch recht. Mit gleicher Ingenuity (wir haben noch kein Wort dafür, welches ganz Dasselbe ausdrückt) ist wol noch kein Deutscher in die neue Welt gezogen und hat sich mit gleicher Harm- und Zwecklosigkeit dort umgetrieben; und wenn es der Fall war, hat keiner mit solcher Ingenuity sich gehen lassen, zu beschreiben, wie er sich gehen ließ. Aus den zwei Millionen Deutschen, die sein Vorredner sagt, oder den fünf Millionen unserer Landsleute, die Raumer bereits angesiedelt sein läßt, hat sich keiner mit so viel Lebensporie, ohne Ansprüche auf Poesie, dort umhergetrieben, und hat uns dabei als Frucht dieses frühelosen Lebens so viele Einblicke in das Ragabundenleben der Backwoodsmen geschenkt. Mit Recht sagt sein Vorredner, daß die Persönlichkeit und Aufassungsgabe des Verf. seinen Erlebnissen entgegen so eigenthümlichen Reiz gegeben, daß man unwillkürlich fortgerissen wird, mit ihm lebt, wandert, leidet und unmerklich so in die Sitten der Bevölkerung eingeführt wird, daß man darauf und daran ist, zu glauben, Alles selbst mit erlebt und selbst mit empfunden zu haben. Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit, d. h.

zu der, welche, wenn nicht Naturverehrung und sittliche Kraft zum Grunde liegen, zum Jagdabenteuer führte, trieb ihn aus Europa in die neue Welt. Er treibt sich umher, von NeuYork, an den nördlichen Seen, bis durch alle westlichen Mississippistaaten nach Louisiana und Neuorleans, streifend und jagend, ein deutscher Trapper, im vollsten amerikanischen Sinne, und bisweilen nicht viel von den Indianern verschieden, mit denen oder der vollkommenen Einsamkeit er wochenlang allein umgeht. Mit Büchse, Jagdtasche und der nothdürftigsten Kleidung wagt er sich in die Urwälder, Prairien und Bildnisse, drängt sich durch das Dickicht der Wälder, durch Moräste, über Flüsse und Felspalten, immer nur auf den Genuß aus — sich den Unterhalt für den Tag, höchstens für Morgen zu erwerben. Seine Ausdauer ist bewundernswürdig, im Glück wie im Unglück: wenn er tagelang unter seinem selbst gezimmerten Gerüste lauert, auf welchem oben ein verrätherisches Wachtfeuer brennt, den angelockten Hirschen auslauert und oft wochenlang vergebens; wenn er, von Allem entblößt, regnerische Nächte unter seiner zerrissenen Decke im Freien schläft, von Kälte und Hunger starrend, ohne Trost, ohne Aussicht für den folgenden Tag; wenn er völlig zerrissen, der Nachtzeit entgegengehend — denn von den europäischen Kleidungsstücken ist keine Spur übrig — darauf ausgeht, sich ein neues Kleid zu schaffen. Er kauft es nicht, er webt, er strickt es nicht; er muß es schießen. Auch das ist nicht so leicht gethan. Es kostet Wochen bis er so viel Hirsche erlegt hat, um aus ihren Fellern ein Hemde zu erhalten. Auch die Präparation kostet neue Wochen, das Gerben, Räuchern, Kochen, Einsalzen, bis es zum Zuschneiden und Nähen kommt. Unwillkürlich kommt uns immer der Spruch in den Sinn: Wie viele Arbeit um ein Leihentuch! Und dazu gar keinen Gedanken als an das Nächste! Woher der Muth, fragen wir uns? Wenn er in die Bärenhöhlen kriecht, dem angeschossenen grimmigen Thiere das Messer in die Weichen schießt, den Freund neben sich von den Lagen des Bären zerrissen, ihn, die Hunde in die Luft geschleudert sieht, sich selbst verwundet fühlt, wenn er allein, in der geselosen Wüste, in die hinterwälderischen Schlägereien und Morbtszenen sich stürzt, es ist nicht dieser Muth, der uns befremdet, aber der moralische Muth, der Zustand, die Erinnerungen der Bildung hinter sich, so auf die Dauer in Entbehrungen schwelgend, sich weiter und weiter in das Nichtsthun hineinzustürzen und allen Lockungen eines geordneten Lebens, einer Niederlassung, die ihm oft angeboten wird, zu widerstehen. Daß der Verf. nicht jeden Tag seine Erlebnisse niederschrieb, versteht sich von selbst, daß er aber bei diesem entbehrenden Leben allüberall noch im Stande war, dann und wann die Feder zu ergreifen, um Notizen zu machen, ist bemerkenswerth genug. Seine Reflexionen sind natürlich erst später aufnotirt, doch entsprechen sie in ihrer Natürlichkeit den Situationen, in denen er sich befand. Merkwürdiger ist noch, daß man, trotz der Monotonie der Erlebnisse, trotzdem daß er durchaus nicht auf Spannung ausgeht, doch mit gespanntem Interesse von Seite zu Seite liest. Das gilt besonders von seinen Schicksalen in den Ozarkgebirgen und am Mississippi. Der Verf. ist indeß weit davon entfernt, durch sein Beispiel seine Landsleute zur Nachfolge aufzumuntern zu wollen. Der Landmann dort kann, sagt er, bei harter Arbeit, schneller ein Eigenthum erwerben als im alten Europa, er entbehrt dafür aber auch Alles, woran sein Herz in der Heimat hing, und nicht Alle sind starken Herzens genug diese Entbehrungen zu ertragen. Der Jagdliebhaber aber, dem alle diese Fata so interessant vorkämen, daß er auch nach Westen ziehen und Gleiches erleben möchte, solle bedenken, daß diese Entbehrungen und Beschwerben zwar recht schön in der Erinnerung, in der wirklichen Existenz aber nichts weniger als romantisch wären. Übrigens nehme die Jagd in den Vereinigten Staaten reißend ab, da ein wahrer Kettungskrieg gegen Hirsche und Bären geführt werde; vielleicht schon in fünf Jahren werde man keinen Hirsch finden, und um die Fährte eines Bären zu finden,

werde man noch früher bis in die Rocky Mountains zu steigen haben.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Verhältniß der Polen zu Frankreich.

Die Polen haben es sich lange Zeit hindurch zur großen Ehre angerechnet, daß man sie die Franzosen des Nordens genannt hat. Sie haben in dieser Bezeichnung eine schmeichelhafte Bestätigung davon gesehen, daß ihre Sitten sich durch Feinheit und Gewandtheit vor denen ihrer Nachbarn auszeichnen. Ob es aber wirklich ihnen zum Ruhme gereicht, daß sie sich zu blinden Affen der Franzosen gemacht haben, lassen wir füglich dahingestellt. Nur so viel steht fest, daß in dieser Leichtgläubigkeit, mit der sie sich ihrer eigenen Nationalität entäußern konnten, zugleich der Keim ihres eigenen Verderbens und ihres politischen Todes lag. Wir finden diese Ansicht auf eine geistreiche Weise und mit einer Menge einzelner positiver Nachweisungen und Belege in folgender Flugschrift durchgeführt: „Métamorphose des Polonais en Français du Nord ou la décadence de la Pologne“ von Prot Czzeniawa-Potocki, welche vor kurzem zu Brüssel erschienen ist. Der Verf. zeigt hier den stets steigenden Einfluß Frankreichs auf die polnischen Verhältnisse, der mit dem Augenblicke beginnt, wo Marie von Revers als Gemahlin von Ladislaw Sigismund (1645) ihren Einzug in Warschau hält. Von dieser Zeit an gewinnen französische Sitten, französische Moden und französische Sprache immer mehr und mehr die Oberhand. Natürlich werden durch diese fremden Elemente, welche allmählig alle Kreise der Gesellschaft durchdringen, die Keime der eigenen Nationalität beeinträchtigt und erstickt, bis endlich die Polen thörlacht genug sind, ihre ganze Existenz mit dem Schicksal Frankreichs auf engste zu verknüpfen. Der Verf. verräth in seiner Darstellung zuweilen eine so große Bitterkeit und Schärfe, daß man fast auf den Gedanken kommt, es sei dies ein satirisches Zeitbild, welches entworfen wäre, um den Polen ihre eigene Nichtigkeit vor Augen zu stellen.

Religiöse Dichtungen.

Die süßschwärmerischen „Méditations religieuses“ von Lamartine klingen in den meisten französischen religiösen Dichtungen, mit denen wir seit einiger Zeit förmlich überschwemmt werden, nur allzu deutlich durch. Der Schwan von Racon, wie Herr Lamartine von seinen Verehrern wol benamset wird, zieht auf dem See der französischen Poesie lange Furchen nach sich, und fast alle elegischen Dichter der Gegenwart schwimmen in seinem Gefolge. Unter den zahllosen poetischen Productionen, welche zu jeder Jahreszeit auf das unachtsame Publicum — es ist ja mit ganz andern Dingen als mit Versen beschäftigt! — herniederregnen, wollen wir nur die „Poésies religieuses“ des jungen Dichters Alfred Reilheurat hervorheben. Freilich steht derselbe gleichfalls unter dem Einflusse der Lamartineschen Muse; aber wenn er auch im Allgemeinen den Ton anstimmt, der sich durch die „Méditations“ hindurchzieht, so geht ihm doch wenigstens ein gewisser dichterischer Fonds nicht ab. In der Form bleibt freilich noch Manches zu seilen und zu bessern; aber dies ist ja auch gerade die schwache Seite seines bewundernswürdigen Vorbildes, bei dem die zartesten, reinsten Gedanken oft im schmuzigen, nachlässigen, zerrissenen Gewande auftreten. Bei Lamartine entschädigt indessen der tiefere Gehalt, die Originalität der Gedanken, die Unmittelbarkeit des Bildes für diese äußern Flecken und Makel. Aber seine Nachtreter dürfen sich ähnlichen Nachlässigkeiten nicht erlauben. An ihnen ist es, sich das wirkliche Gute, was an ihrem Meister ist, zu eignen zu machen, es selbständig und geistig zu verarbeiten, und die Fehler, über die man beim Vorbilde geneigter ist hinwegzusehen, durch sorgfältigere Gestaltung der Gedanken zu vermeiden.

17.

Donnerstag,

Nr. 8.

8. Januar 1846.

Arnold Ruge und sein neuester Standpunkt.

(Schluß aus Nr. 7.)

Im funfzehnten Abschnitte finden wir die bekannte Geschichte der angeblichen Versuche der alliance intellectuelle mit Frankreich durch die projectirte Zeitschrift ausführlicher mitgetheilt. Das Journal „Vorwärts“, von dem sich Ruge sehr bald zurückzog, wird dabei mit Recht streng gerichtet. Bei dieser Gelegenheit ist Ruge mit Heine in nähern Verlehr gekommen. Er sagt von ihm:

Unter den Deutschen in Paris gehört Heine zu den talentvollsten. Er hat einen sichern Takt für das bestreende Element einer philosophischen Richtung, ohne eben ein tieferes Studium daraus zu machen. Prosaisch kann er deshalb haltig wirken, in seinen Poesien dagegen ist er nach der freiste Deutsche (V). Allerdings vergeift und wieder, weil er von Fesseln befreien will, die nicht abgeworfen werden können. Keine Form braucht nöthiger die Feinheit und Decenz als die ul Satire; man vergeift ihr jeden Übermuth, wenn sie Hand ausübt, und wendet sich gegen sie, sobald sie die Form verlegt.

Das sind größtentheils ganz treffende Worte: nur fehlt hier und noch mehr an einer spätern Stelle, wo die Apologie Heine's noch weiter geht und seine Präntension, ein Aristophanes zu sein, als berechtigt anerkannt wird, die Ausgabe Dessen, was Heine vor Allen abgeht, was jede nachhaltige Wirksamkeit unmöglich macht; es fehlt ihm alle Gefinnung, alle Liebe, und ein solcher Mensch darf sich nicht mit Aristophanes vergleichen. Hier hat sich Ruge, der wahrlich an so lieblicher Gefinnung keine Freude findet, von dem gewandten Geiste und von den politischen Wigen Heine's wider sein besseres Gefühl einnehmen lassen.

In den darauf folgenden Abschnitten bis mit 21 werden Lamennais, Louis Blanc, Victor Schöller, Ledru-Rollin und die demokratische Partei, die überall wirksamen Gelüste und Bestrebungen der Reaction und einzelne Beziehungen des Jugend- und Volkslebens besprochen. Hierin findet sich vieles Interessante, aber es würde noch weit interessanter sein, wenn es weniger subjectiv, weniger einseitig von und für den eigenthümlichen Standpunkt des Beobachters aufgefaßt und dargestellt wäre. Auch das Urtheil Blanc's über einen Auf-

faß Ruge's, das er selbst mittheilt und sich zu Herzen genommen zu haben versichert: C'est trop sérieux et infiniment long, kann auf manche dieser Mittheilungen angewendet werden. Seltsam ist es, daß Ruge an allen den religiösen Bedürfnissen der Franzosen, an „all dem nationalen und religiösen Rebelwesen der vorgerücktesten Männer“, an allen den piquanten Gelüsten und Erfolgen der Reaction in Paris so wenig Anstoß nimmt. Aber was thut es, daß ihnen „die logische Arbeit der Befreiung“ fehlt, die den Deutschen zugestanden wird, was thut es, daß „der ganze französische Geist noch in den Fesseln des Patriotismus und Katholicismus“ ist, wie Ruge selbst zugesteht, es versteht sich von selbst, daß sie par excellence lebenswürdig sind, daß sie allein fähig sind, sobald sie die Resultate jener logischen Befreiung werden angenommen haben, die ganze Welt zu befreien. Ja selbst der tropige Freiheitsinn der dienenden Classe, das muthwillige Selbstgefühl der Schüler wird mit Seitenblicken auf den angeblich in Deutschland herrschenden Sklavensinn in Haus und Schule gepriesen, und die schamlosen Orgien der großen Oper sollen nur noch eine abthätliche Travestirung der Maskerade sein, keine Belustigungen mehr, an denen man noch wirklich Antheil nimmt. Bei solcher Einseitigkeit der Auffassung, bei dem Streben, die Deutschen überall zu verkleinern, denen sogar zugemuthet wird, ihre ganze Geschichte zu negiren, wird man verstimmt und kann an manchen Schilderungen aus dem pariser Volksleben, wo es sich wirklich von der lebenswürdigsten Seite zeigt, kaum Freude finden.

Im letzten der oben zusammengefaßten Abschnitte kommt Ruge noch einmal auf die socialistischen Bestrebungen in Paris zurück und kritisiert sehr scharf den fanatischen Communismus der Deutschen in der Schweiz. Diese Kritik schließt er mit den schönen Worten, die Ref. gern hier anführt, um die Philister schamroth zu machen, die Ruge in ihrer leidenschaftlichen Bornirtheit communistische Tendenzen untergeschoben haben:

Die freie Liebe (wie sie jene Communisten wollen) hat nichts erlebt und nie geliebt. Liebe bindet, schon der Blick des Auges knüpft die geistigen Ketten, und vollends der Kuß macht leibeygen. Was ich nur habe, um es wegzuwurfsen, wenn ich nicht mit ganzer Seele angehöre, das lieb' ich nicht. Die einzige Freiheit der Liebe, von der die Rede sein kann, ist

das freie Aufgehen ineinander; ein Gegensatz gegen die Ehe ist sie nicht. Das Scheitern der Wirklichkeit an dem Ideale der Liebe beweist nichts, wenigstens nicht mehr als die Thatsache, daß die Liebe als Ehe und nur als Ehe wirklich und wahrhaft existirt.

Die Beschreibung der Fahrt in die Touraine (Abschnitt 22) ist jedenfalls eine der anziehendsten Partien des Buchs. Hier sind frische Eindrücke aus der Natur und dem Menschenleben anmuthig wiedergegeben und man wird wenig durch rohe Auserungen gestört, wie wo Der, welcher ein altes Raubnest, d. h. eine schön gelegene Ruine wiederherstellt, ein Räuber von Instinct und Liebhaberei genannt wird. Ref. könnte hier Vieles hervorheben, was sehr hübsch ist. Als auf der Loire ein edler Jäger darüber wüthend wurde, und mit der Flinte drohte, daß man, als er das Dampfboot verlassen, seinen Hund ins Wasser gestossen, der ihm rüftig nachgeschwommen war, rief ein Matrose: „Ce bougre d'aristocrate, il estime mieux son chien qu'un chretien.“ Ruge bemerkt dabei: „Halb dachte er im Stile der Revolution, halb in dem der Vendée, auf die wir zusteueren.“

Doch in der guten Stimmung kann man nicht lange bleiben. In den beiden folgenden Abschnitten, worin die Rückkehr nach Paris und die dort gemachten weiteren Erfahrungen beschrieben werden, finden sich wieder die früher erwähnten Verkehrtheiten in Menge. Da heißt es von der französischen Sprache:

Die Sprache der freisten und humansten Sterblichen, die einzige, die jetzt für unsere innigsten Herzenswünsche mit Nachdruck laut wird, diese Sprache, der Sprossen unserer Feinde, wenn sie ihren Ton erhebt, sie spricht Jedem zu Herzen, der es empfindet, daß die deutsche Zunge despotisirt, geknebelt und entehrt, daß ihr Born ohnmächtig, ihre Freiheitslieder ein Kinderspott, ihre Weisheit die Rede eines Gefangenen, und ihr einziger Nachdruck die Willensmeinung unserer Kerkermeister ist.*)

Ober die Frage:

Warum kürzt jetzt eine solche Flut von niederträchtigen Literaten in das hohle Bett der deutschen Presse? Weil der Druck die Gedanken vertilgt und die wenigen Denker, die sich gerettet, es versäumt haben, den Grazien zu opfern.

Weiterhin wundert er sich, daß die rohsten Naturknollen, wie das teutonische Geschlecht von Anno „frisch, frei, febllich, fromm“ als Götterbilder in die deutsche Ruhmeshalle kommen, und macht sich über die schleswig-holsteinischen schwarz-rothgoldenen Brudergesühle in Würzburg lustig.

Interessant sind einige Bemerkungen in den letzten Abschnitten. Ludwig Philipp soll einen unterirdischen Gang aus den Tuileries nach den Champs Elysées haben machen lassen, um sich nöthigenfalls in die Forts zu retten. Sehr betäubend ist, was Ruge von der bekannten Ausweisungsgeschichte erzählt. Während der sächsischen Gesandte, der natürliche Vertreter seiner Landesleute, im härtesten Winter nicht einmal einen längern

Ausschub der zu vollstreckenden Entfernung von Paris erringen konnte, gelang es dem conservativen Deputirten Humoldstein, sogleich die Rücknahme der ganzen Maßregel zu erwirken. Ref. erinnert sich dabei, welche Freude es den Franzosen machte, daß ein bekannter sächsischer Gelehrter, der sich als Professor der Landesuniversität beglaubigte, von seiner Gesandtschaft nicht einmal die gewöhnliche Bürgschaft zum Leihen von Büchern der pariser Bibliothek erhalten konnte, weil er sich kein besonderes Empfehlungsschreiben vom sächsischen Ministerium des Auswärtigen hatte geben lassen!

Bei dem Abschiede von Paris deutet Ruge auf die jetzige religiöse und politische Bewegung in Deutschland hin und spricht darüber milder und anerkennender als man erwarten sollte. Er findet sogar, daß sich die französische Wirklichkeit und deutsche Möglichkeit immer näher rücken, je tiefer die Emancipation nach unten greife — ein Urtheil, welches nach andern Bemerkungen über die Unfähigkeit der Deutschen zur Freiheit auffallen muß, aber zu der Hoffnung berechtigt, daß die Schule in Paris für ihn doch nicht ganz verloren gewesen sei.

Noch weiterhin gibt er unter der Überschrift „Unsere letzten zehn Jahre“, zunächst mit einer Zuschrift an einen Franzosen, welcher die Devise aufstellt: „Pour delivrer la France, il faut la déchristianiser“, die Memoiren der deutschen Philosophie unserer Zeit, wie sie Ruge mit erlebt hat. Sie sind klar und gut geschrieben, enthalten aber nicht viel Neues. Einzelne Bemerkungen sind auch hier treffend, das Ganze aber ist für Den, welcher nicht auf Ruge's Standpunkt steht, nicht recht genießbar. Auch hier wird die deutsche Geschichte völlig negirt; „mit dem Scheitern der Bauernkriege habe der deutsche Protestantismus seinen thatkräftigen Hergschlag verloren, seitdem seien alle Menschen zu Mönchen in der Gemeinde der Heiligen, zu Spießbürgern im Leben und zu Theologen in der Wissenschaft geworden, das protestantische Deutschland mit allen seinen Institutionen sei ein Nachwerk der Theologen.“ Strauß, Bruno Bauer und Feuerbach werden kritisiert, wie Einer den Andern glänzend vernichtet habe, aber seltsam ist doch, daß die Wirkungen der Bestrebungen dieser Männer immer schwächer wurden. Strauß erregte viel Interesse, weniger Bauer und noch weniger Feuerbach. Nun freilich der Grund liegt in der philosophischen Noheit der dummen Deutschen! Aber Feuerbach ist auch schon überholt. Stirner in seinem Buche: „Der Einzige und sein Eigenthum“ nennt Feuerbach einen Pfaffen, da er immer noch einen Götzen, die Liebe zum Menschen, predige, diese Religion müßte durch Egoismus vernichtet werden u. s. w. Ruge bespricht diese Stirner'sche Kritik. C'est infiniment long! Hierauf folgen Briefe und Journalaufsätze, die zum Theil schon bekannt sind. Den meisten Werth haben die bekannten Aufsätze über Eckermeyer aus der „Mainheimer Abendzeitung“ und an einen Leipziger Patrioten, geschrieben in Paris am 18. Oct. 1844. Ref. hatte sie schon früher

*) So soll Jacoby's Schrift: „Das königliche Wort Friedrich Wilhelm's IV.“ in der französischen Uebersetzung durch die Eigenthümlichkeit der Sprache an Schärfe und Nachdruck gewonnen haben.

gelesen und sich daraus Illusionen gemacht, die leider nach der Lectur des Buchs geschwunden sind. An einigen Stellen der andern oben erwähnten Aufsätze wird Fichte's nationale Beschränktheit in seinen „Neben an die deutsche Nation“ und Servinus' Fleiß, mit dem er „die gränlichen Jahrhunderte der deutschen Poesie abgefessen haben“, bejammert, er wird dabei „der ehrwürdige podex poeseos tentonicae“ genannt! Auch freut sich Ruge über Heine's liebenswürdige Vermenschlichung der Riffhäuser Schnurte und möchte ganz Mitdeutschland auf diese Weise humanisiren.

Doch Ref. ist müde geworden und überläßt die Kritik der nächstfolgenden Abhandlung „Der Patriotismus“ den Lesern. Diese Abhandlung soll gut sein, weßens ward sie in einer kurzen Anzeige des Ruge'schen Buchs in der „Mannheimer Abendzeitung“, die keine Lohhuberei war, besonders hervorgehoben. Den Schluß machen zwei Aufsätze von Cormenin, von welchen der über Thiers interessant ist.

Als ein Curiosum erwähnt Ref. noch „ein Stück Revolution“, einen Operntext „Spartacus“, den Ruge gemacht hat. Sollte er einen Componisten finden und etwa in Paris aufgeführt werden, so müssen sich dort die von Spartacus an die Germanen gerichteten Worte sehr gut machen:

Du sollst auf ein Jahrtausend hin
Für jede Knechtschaft sechten,
Und nie den faulen Sklavensinn
Erheben zu dem Rechten!
Von Pfaffen und von Herr'n gebeugt
In Schmach verendet, wie gezeugt,
Sollst du zuletzt der Sklaven Sklave sein, —
Dies Loos ist dein! —

Das ist — Patriotismus!!

R. G. Heibig.

Amerikana.

Erster Artikel.

(Schluß aus Nr. 7.)

Der Verf. der zweiten Schrift, der „Lebensbilder“, ist ein Mann von gefestigtem und ruhigem Charakter, ein königlich hannoverscher Hauptmann und Bürger der Republik Texas, wie der Titel sagt. Es ging ihm in Europa schlecht, und mit der bestimmten Absicht, ein besseres Loos zu suchen, ging er nach Amerika. Er fand nicht was er suchte; redlich arbeitend, den Schweiß auf der Stirn, traf er überall die Ungunst der Verhältnisse. Es ist entmutigend zu lesen, wie ein gebildeter Deutscher, ein Offizier und Edelmann, trotz der eifrigsten Sorgfalt, nirgend in dem unermeßlichen Lande einen Platz, eine Stelle findet, wo er seinen Kräften, seiner Bildung, seinem Stande gemäß wirken, wo er durch seine Kenntnisse und Thätigkeit nur Brot erhalten kann. Er läßt nichts unversucht, aber sein Schicksal bewährt auch neue die oft ausgesprochenen Erfahrungen, daß, welcher Europäer in Amerika fortkommen will, es nur durch völlige Veränderung seines Berufs kann. Er versucht den Handel zu treiben; die Ehrlichkeit des Deutschen kommt gegen die amerikanische Schlaubeit nicht auf. Er muß den Bereiter, Kunsttreiber, Dilletant beim Theater, den Kellner spielen. Aber auch in allen diesen Posten lächelt ihm nicht das Glück. Endlich wird er texonischer Bürger und Landeigentümer, wodurch? Die Ironie seines Schicksals will den Erfahrungssatz vollständig machen. Er erhielt Bürger- und

Befugrecht, weil er zur Zeit des mexicanischen Einfalls mit den Andern aus Texas entflohen war. Die Art wie es geschah und unter den obwaltenden Umständen thut seiner Ehre als Mann und Militair durchaus keinen Eintrag. Er konnte unter diesen verwilderten Banden keinen Ordnungssinn hervorbringen, und wurde vom Strame mitgerissen, wo es eine Thorheit gewesen wäre, zurückzubleiben und für eine Sache sich zum Bestenbider aufzubringen welche nicht die seine war. Aber das fatalistische Factum bleibt doch bestehen, daß es ihm wo er es verdiente nirgend gelang, und wo er es nicht verdiente ward ihm im Proceß durch Advocatengeschicklichkeit ein Recht zugestanden, auf welches er in unserm Sinn keinen Anspruch hatte.

Wie ihm selbst, ist es vielen Deutschen ergangen; man braucht in dem Buche nur zu blättern, um sich davon zu überzeugen. Geistliche trifft er als Ärzte, Ärzte als Advocaten, und wer spielt nicht in dem seltenreichen Lande die Rolle von Geistlichen! Und wie viele Deutsche, welche in dem gelobten Lande der Fülle an allem Stoffe und des Mangels an Händen für die ihrigen keine Beschäftigung finden, nicht einmal als Tagelöhner! Das war neu. In Newyork, in Neworleans und in Cincinnati und Saint-Louis laufen Deutsche umher ohne eine Anstellung zu finden, und es ist nicht immer ihre Schuld, versichert der Verf. Es spricht für seinen Charakter, daß er, aller dieser Täuschungen ungeachtet, nirgend in Bitterkeit verfällt, daß er, bei allen harten Leiden, die er erduldet, es nie das Land und Volk entgelten läßt, sondern bei allen gerechten Rügen auch das Lobenswerthe heraushebt. Mehr als einer von den berüchtigten Humbugs, die sich die Amerikaner unter sich und mehr noch gegen Fremde zu Schulden kommen lassen, vernichtet seine Offenungen und bringt ihn dem Bettelstabe nahe, er klagt über die Demoralisation des Volks, aber er verdammt es nicht unbedingt um deswillen. Wenn ein hochgeachteter General Brede's Sohn um den Lohn für schwer verdiente Abschreiberarbeiten bringt, weil es ihm keinen juristisch zu beweisen, daß nicht er, sondern sein Secretair diese Arbeiten bestellt habe, so will er selbst darin noch keine unbedingte Niederträchtigkeit gewahren; er sieht nur einen Kiesel der Schlaubeit, eine falsche Sitte, die sich gewiß mit der steigenden Civilisation bessern werde. Die Sitte müsse erst die Amerikaner lehren, daß die Rechtlichkeit, auch bei eigenem Schaden, höher im Werthe stehe als das Vergnügen, einen Dummkopf geprellt zu haben. Möge er auf rechtem Wege sein; wir aber wollen wünschen, daß unsere deutschen Landleute, welche hinüberwandern, nicht diesen langen Weg zur echten Sitte einschlagen, sondern lieber bei dem kürzern verfahren möchten, d. h. bei der Sitte, welche im Princip wenigstens noch bei uns gilt.

Das Buch enthält viel Scherisches, um so werthvoller, weil es sämmtlich aus der eigenen Anschauung geschöpft ist ohne Antheil von Phantasie, Voreingenommenheit und mit geringer Unternehmung von Reflexion. Wo diese eintritt, hat sie einen guten, gesunden Grund. Aber es enthält auch manches Interessante und treffliche Natur Schilderungen, z. B. die des Mississippi. Einzelne Episoden sind durch die großartige Naturwahrheit ergreifend, wie die Geschichte des Trappers Hugh Glass. Auch der Stil, der sich nicht über das Gewöhnliche erhebt, wird doch zuweilen schlagend und kräftig. So heißt es von dem rastlosen Fieber („moven“) der Amerikaner: „Es ist tief in der Natur dieser Waldmenschen begründet; ein sonderbarer Trieb, der seine Erklärung nur in dem grenzenlosen Unabhängigkeitssinne der Amerikaner findet. Die meisten dieser Rover möchten am liebsten ganz allein auf der weiten Erde leben. Sehen sie andere Wohnungen in der Nähe der ihrigen entstehen, so hält sie weder die Erinnerung an eine glücklich verlebte Zeit noch die Aussicht eines fast immer entsetzenden großen pecuniären Verlustes auf. Um jeden Preis schlagen sie ihre Besitzungen los, und suchen entlegener, ödere Wildnisse auf, um sich eine neue Heimat zu gründen, die sie vielleicht in wenig Jahren abermals verlassen, um — allein

zu sein." Der Verf. ist, wie uns der Vorredner sagt, wieder nach Amerika und zwar nach Texas zurückgekehrt, in Diensten der Deutschen Colonisationsgesellschaft. Er wünscht dem deutschen Mutterlande bald neue Bilder blühender Gesundheit und reichen Wohlstandes der Tochtercolonie in Texas entwerfen zu können. Möchten diese Worte der Einleitung wenn nicht bald, doch dereinst zur Wahrheit werden.

Das dritte Werk ist ein gutgeschriebenes Buch, welches alle die Thematika, die in den andern beiden enthalten sind, systematisch und zu ziemlicher Anschaulichkeit verarbeitet darstellt. Man könnte hier und da der Meinung sein, daß es auch wol von einem geschickten Europäer componirt wäre, der andere richtige und gute Quellen gut verarbeitet hat, wenn der Verf. nicht aufs heiligste versichert, daß auch er aus eigener Anschauung und Prüfung geschöpft habe. Belehrend für den Gebildeten ist auch dieses Werk, belehrend sogar, da es umfassender ist als die oben genannten; und voll guter Winke für den Auswanderer; aber die Frische des selbst und eben erst Erlebten geht ihm ab, freilich weil es als eine schriftstellerische Arbeit von anderer Tendenz auch ganz andere Ansprüche macht. Der Verf. will seine deutschen Landsleute von den goldenen Träumen, denen sich noch immer viele hingeben, enttäuschen und ihnen, um sie in den Kern der Sache einzuführen, die rechte Weisung geben, was sie zu thun und was sie zu erwarten haben, wenn sie zur Auswanderung sich entschließen. Die traurigste Weisung betrifft die, daß der Verf. auch die glücklichern Deutschen, welche in Amerika's Wäldern Das gefunden, was sie suchten, still seufzend gefunden haben will und mit dem nicht zurückdrängenden Wunsche, daß sie wieder in der Heimat wären. Die nicht so glücklichen hätten lieber Alles aufgegeben, was sie noch hatten, um nur freie Rückkehr auf einem Schiffe zu erlangen. Das Heimweh ist eine gemüthliche Eigenschaft, und daß der Deutsche gemüthlich ist, hat ihm noch Niemand abgestritten. Daß der Deutsche mit seinem Gemüth unter den humbugisirenden kaltherzigen Yankees sich unbehaglich finde, ist eine Sache, die sich auch von selbst versteht; ob aber jener Wunsch unter den fünf Millionen Deutschen der allgemeine sei, lassen wir dahingestellt, und schwerlich wird ihn auch der Verf. unbedingt zu bejahen wagen. Sehen wir uns vielmehr der Hoffnung hin, daß die Deutschen, immer selbstbewußter durch ihre Pylangen werdend, ihre Heimat auch in der Fremde finden werden. Der Ansichtskreis des Verf. wird sich aus folgendem Epitheton entnehmen lassen, was er seinen Rathschlüsseln an Diejenigen voranschickt, welche durchaus entschlossen sind, die alte Welt mit der neuen zu vertauschen und nur der eigenen Erfahrung folgen wollen; er nennt Amerika „das Land der Contraste, das Land mit prachtvollen Naturschönheiten und weiten Sümpfen und Morästen, das Land der giftigen Schlangen, der im reichsten Farbenschmuck prangenden Vögel ohne Gesang, buntesten Blumen ohne Duft, das Land der großmüthigsten Institutionen und der engherzigsten Menschen, das Land, wo neben der unbeschränkten Freiheit das Institut der Sklaverei, neben dem grassenden Bigotismus der größte Indifferentismus wohnt, das Land, welches zu gleicher Zeit einem Washington und einem Arnold das Dasein gab". In den tiefer eingehenden Betrachtungen über die Rechts-, religiösen, kirchlichen und militairischen Zustände wird das Griffon'sche Werk ein guter Begleiter des Raumer'schen sein, und wo dieses im allgemeinem Standpunkte verfolgt, dem Leser in manchem werthvollen Detail zu Hilfe kommen. Auch ist es an psychologischen treffenden Bemerkungen reich, welche nur aus einer längeren Kenntniß des Landes und Volks geschöpft werden können. Dem heutigen Amerikaner will der Verf. durchaus den selbstaufopfernden Patriotismus absprechen, welcher die Heroen der Revolution hervorbrachte. Wie will er aber das so bestimmt wissen? Treten ähnliche Krisen wieder ein, und erwecken nicht solche Krisen außerordentliche Kraft. Und zeigte sie sich nicht theilweise wenigstens im Jahre 1812? In vielen Resultaten stimmt der Verf. mit den beiden andern

Schriftstellern überein. Bei Gelegenheit der ewigen Wanderlust sagt er: „Es ist wahr, so paradox es auch klingen mag, der Amerikaner hat wol ein Vaterland, aber er hat keine Heimat, und er hat diese nicht, weil ihm der Heimatsman abgeht. Er ist rasch in Entschlüssen, in plötzlichen Umwandlungen." So grenzt die plötzliche Verwandlung einer dem Branntweintrunk ergebenen Bevölkerung in durchaus nüchtere Leute, welche mit dem Branntwein auch dem Wein und Bier entsagt haben, an ein Wunder. Die Volkstimme war so mächtig, daß alle Leidenschaften, alle Interessen dagegen nicht aufkamen; aber der Verf. lebt der Besorgniß, daß die Enthaltenssache nur eine Modesache sei. Wie er den Bankelmutz der Amerikaner kenne, besorgt er, daß der Enthusiasmus für die Nüchternheit sich nur so lange auf der bisherigen Höhe erhalten werde als der Reiz der Neuheit dafür streitet. Sobald der Nimbus der Popularität ihr entzogen, werde die Temperance, das Geschöpf leidenschaftlicher Aufregtheit, mit allem Guten, was sie gewirkt, der Vergessenheit wieder anheimfallen. Als Anhang einige unterrichtende Nachrichten über die grausam systematischen Vernichtungsprocesse der Indianer, besonders über die der Seminolen in Florida. Der Verf. wie er ein entschiedener Sklavenfeind (bei aller richtigen Würdigung der verkehrten, heftigen Maßregeln der Abolitionisten), ist auch gegen die Ansicht, daß die rothen Menschen nicht durch humanes und zweckmäßiges Verfahren für Gesittung und europäische Cultur zu gewinnen gewesen wären. Nun ist es zu spät! *) 7.

Bibliographie.

Koosen, J. H., Der Streit des Naturgesetzes mit dem Zweckbegriffe in den physischen und historischen Wissenschaften. Eine Einleitung in das Studium der Philosophie. Königsberg, Tag und Koch. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rutscheit, J. B., Gedichte. Berlin, Grobe. 16. 1 Thlr.

Rüsch, M. C., Biographien ausgezeichneter um die Menschheit verdienter Pädagogen. 2te Auflage. Augsburg, Schloffer. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Raumann, W., Paulus. Die ersten Siege des Christenthums, in Bildern aus der Apostelgeschichte. Mit 21 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Teubner. Kl. 8. 1 Thlr.

Plinius der Jüngste, Die kleinen Leiden des menschlichen Lebens. Illustriert von J. J. Grandville. 2te, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Cord. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Schücking, L., Gedichte. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Seidemann, J. R., Beiträge zur Reformationsgeschichte. 1tes Heft: Die Reformationszeit in Sachsen von 1517—1539. Mit Urkunden. Dresden, R. und B. Kori. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Spruchbuch für das deutsche Volk. Stuttgart, Hallberger. Gr. 16. 15 Ngr.

Ufner, R., Das Brovier der heiligen Rosalia. Blätter aus dem Leben eines Phantasten. 2te verbesserte und vermehrte Ausgabe. Neuhaldensleben, Spraud. 12. 25 Ngr.

Breslauer Volkskalender für 1846. Herausgegeben von L. Schweiger und S. Stein. Breslau, Schumann. 1845. 8. 12½ Ngr.

Sächsischer Volkskalender für 1846. Herausgegeben von G. Steffens. Leipzig, Hartmann. 1845. 8. 12½ Ngr.

Katholischer Volkskalender für 1846. Herausgegeben von J. A. R. Brühl. 6ter Jahrgang. Neuß, Schwann. 1845. Gr. 12. 10 Ngr.

Widmann, G., Das Corpus-Juris für den Bürger und Landmann. Ein Volksbuch zur Milderung der Prozeße und für tüchtige Selbstbeurtheilung der Rechtsverhältnisse. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1845. 8er.-S. 20 Ngr.

*) Einen zweiten Artikel lassen wir im Februar folgen. D. Red.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag,

Mr. 9.

9. Januar 1846.

Anemonen aus dem Tagebuche eines alten Pilgermannes. Zwei Bände. Jena, Frommann. 1845. Gr. 8. 4 Thlr.

Wir glauben keineswegs die literarische Maskenfreyheit zu beeinträchtigen oder einem angenommenen Geheimnisse mit Aufbringlichkeit zuzusehen, wenn wir als den Verf. dieses Buchs den Freiherrn v. Hormayr unsern Lesern verrathen. Bei vielen derselben, die eine solche Wahnehmung nicht gleich auf den ersten zehn Seiten machen sollten, kann dies dem Buche nur zur günstigen Empfehlung dienen; wir an unserm Theile verspüren aber den wesentlichen Vortheil, mit einer realen Persönlichkeit verkehren zu können und zwar mit einer solchen, die in keinem Falle den unbedeutenden beigezählt werden darf. Denn auch hier trägt und vereint diese Persönlichkeit wie in frühern ähnlichen Werken die Lebensbilder, die wir anschauen, während die Namenlosigkeit des Verfassers bei Büchern dieser Art unsere Theilnahme oft viel weniger in Anspruch nimmt als die Sache selbst es verdient. Und so finden wir denn auch in diesen „Anemonen“, deren Dufte freilich nicht immer süß und lieblich, sondern gar nicht selten übel und giftig sind, die Belesenheit und massenhafte Auffpeicherung von Thatfachen wieder, die wir in andern Hormayr'schen Werken bewundern, ferner die besondere Fertigkeit, bei dem Einen und Hundertsten das Andere und Tausendste herbeizuziehen und in historischen Stoffen wahrhaft zu wählen, nebst einer Reihe anderer, bekannter Vorzüge dieses Geschichtsforschers. In seiner Geschichtschreibung aber bedauern wir wiederholt den Mangel an Gleichmäßigkeit; es begegnet uns auch hier, daß seine Wendungen und Sprünge trotz der überraschenden Verknüpfungen und derben oft überaus glücklichen Schlagwörter ein unbehagliches Erstaunen rege halten; endlich gibt die Abwechslung herabgekommener Gesellschaftsausdrücke und aus der guten Sprache verbannter Wörter mit feierlichen, ja schwülstigen Wendungen dem Ganzen etwas Dantes und Berrivirendes, sodas man sich nach Beendigung eines Abschnitts kaum des Gelesenen mit einiger Klarheit zu erinnern weiß und fast an das bekannte Goethe'sche Wort vom Mühlrade denken muß. Aus solchen Ursachen genießt man am unbefangenensten

in Hormayr's historischen Taschenbüchern den überreichen Stoff geschichtlichen Reichthums, in den „Lebensbildern“ dagegen wie in den „Anemonen“ fürchtet man sich in diesem dichten Walde des üppigsten Wachstums zu verirren. Ueberdies ist der Verf. hier nicht bloß Erzähler oder Sammler, sondern auch in vielen wichtigen Dingen theilnehmend und mithandelnd gewesen, woher es denn auch für die heimischen Angelegenheiten nicht an ausdrucksvollen, bitteren Rückblicken fehlt, die in verschiedenen Kreisen einen offenen oder versteckten Tadel gegen ihn hervorgerufen haben.

Das Urtheil eines Mannes, der während eines langen Lebens in so bedeutenden Amtsverhältnissen gelebt hat, und dem durch eine besondere glückliche Fügung Dinge von der höchsten Wichtigkeit, die sonst als großes Geheimniß bewahrt zu werden pflegen, von den angesehensten Männern seiner Zeit mitgetheilt worden sind, verdient jedenfalls eine vorzügliche Beachtung. Aber es thut dieser so schätzenswerthen Eigenschaft öfters Eintrag, daß Hr. v. Hormayr besonders gern nur Grau in Grau malt, daß er jeden bösen Tadel aufgreift, daß er mit jäher Kraft und zerschmetternder Ironie sich an Personen und Sachen anhängt und daß er gar zu oft da Schlechtigkeit und Hinterlist wahrnimmt, wo andere begabte und aufrichtige Schriftsteller nur erlaubte politische Verknüpfungen oder Berechnungen entdeckt haben. Es mag ein Verfahren wie das seinige politisch kühn sein, ja es mag nach Umständen groß erscheinen, von hochgestellten Zeitgenossen Nachtheiliges zu sagen oder über Verstorbene die strenge Wahrheit auszusprechen, vorausgesetzt daß dies immer mit einem heiligen Ernste und ohne Leidenschaftlichkeit geschehe. Unser alter Pilgermann aber ist als geharnischter Krieger aufgetreten, seine Schläge fallen hagelbicht auf die Rüstungen der Gegner, und sein Buch ist, ganz ohne sein Wollen, in nicht wenigen Stellen zu einer Parteischrift geworden. Denn die Tendenzen, welche unsere Zeit liebt, werden sich durch manche Schlechtigkeiten der Fürsten und Beamten unter einer solchen Autorität geschmeichelt fühlen, die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden wird nur neue Nahrung erhalten und anstatt daß die wichtige Lehre, daß die Geschichte uns vor allen Dingen billig machen soll, aus den „Anemonen“ Förderung oder Befestigung

erhalten sollte, dienen dieselben einer Anzahl ihrer Leser nur zur schadenfrohen Unterhaltung.

Es gilt dies namentlich von des Verf. Urtheilen über Osterreich, seine Fürsten, seine Staatsmänner, Feldherren und seine allgemeinen Zustände. Nun sind wir zwar weit entfernt Hrn. v. Hormayr in die Gemeinschaft solcher Literaten stellen zu wollen, die seit einigen Jahren nicht genug Schlimmes und Nachtheiliges von Osterreichs Regierung haben sagen können und deren einer sich neuerdings bis zu den Joten und Gemeinheiten in den „Memoiren aus der osterreichischen Caserne“ hat erniedrigen können; jedoch müssen wir sehr bezweifeln, daß von irgend einem europäischen Staate ein solches Register politischer Sünden aufgestellt ist als es unser Verf. in dem vorliegenden Buche von allen Seiten her zusammengetragen hat. In der langen Reihe der Habsburgischen Fürsten finden Karl V. und Joseph I. noch die meiste Anerkennung, und von den jetztlebenden die Erzherzöge Karl und Johann; Karl VI. erhält nur wegen seiner sittlichen Reinheit Lob, Maria Theresia, zwar eine herrliche Frau und große Kaiserin, wird aber doch bezüchtigt, zuerst die Integrität von Polen angegriffen zu haben, wie denn die Habsburger überhaupt stets „eine Wassercheu vor geselliger Freiheit“ gehabt hätten (I, 290), namentlich Franz I., „der erbittertste Widersacher aller Constitutionen und der entschiedenste Vertheidiger des Absolutismus“. Unter den Staatsmännern und Feldherren Osterreichs erscheint keiner in einem so glänzenden Lichte als Prinz Eugen von Savoyen, er ist der eigentliche Held des Verf. „dies Kapuzinerlein des Lagers, so geheißten vom braunen Kittel und von dem Nase und die Brustkrause und die Westentaschen erfüllenden spanischen Taback, das Männlein mit den zwei steifen Locken, dem zarten Teint, dem langen Gesichte und der langen Pfundenase, und dennoch der ermunthigende Gebieter der Soldaten und der entmuthigende Gebieter der Frauen, mit den zauberischen Frauenaugen und der unaufhörlichen, gleichwol durch Manneskraft und fürstlichen Anstand imposanten Beweglichkeit“ (I, 375). Die Tüchtigkeit der Minister Trautmannsdorf, Kaunig und Metternich wird in das verdiente Licht gestellt, so auch der Feldherren Laudon, Schwarzenberg und Rothkirch, aber Thugut, Königsack, Daun und viele Andere empfangen scharfen Tadel. Wird doch sogar (II, 198) der Sieg der Ostreicher bei Kollin nicht ihrer Tapferkeit, sondern „dem Blindkuhspiele des Zufalls“ zugeschrieben! Bedenkt man nun hierbei, mit welchem lauten Lobe Osterreichs Kaiserhaus und Land früher vom Hrn. v. Hormayr im „Osterreichischen Plutarch“, in der „Geschichte von Wien“ und in andern Schriften gepriesen ist, so muß die jezige Bitterkeit die Leser ebenso befremden als sie dieselben bereits in seinem Werke über Andreas Hofer neuerdings überrascht hat. Der Verf. gehört doch nach Geburt, Bildung und Erziehung dem osterreichischen Staate an, mögen nun die Verhältnisse, unter denen oder durch welche genöthigt er dies Land mit Baiern vertauscht hat, gewesen sein welche sie wol-

len. Nun soll aber, um ein edles Wort Niebuhr's („Lebensnachrichten“, III, 13) anzuführen: es mit der Pietät gegen das Vaterland sein wie mit den Familienbanden, kein Mensch von Gefühl wird die Schande der Seinen aufdecken oder bespötteln, ja sein Land soll ihm so lieb sein, daß er selbst gegen Die, welche den Staat verwalten, nicht spotten und lästern mag, auch wenn sie es verkehrt machen. Unser Verf. hat diesen auffallenden Widerspruch wol selbst gefühlt und nachdem er daher (II, 15) den harten Ausspruch gewagt, daß sich bis auf diese Stunde Niemand an ein ehrliches, geistvolles Abbild der osterreichischen Zustände gewagt hätte, ohne in den Vorwurf leidenschaftlicher Schäßigkeit oder hündischer Lohhubelei zu verfallen, erörtert er gleich darauf (II, 32 — 42) seine frühere Stellung als osterreichischer Geschichtschreiber. Er appellirt hier gleichsam de se ipso olim male informato ad se nunc melius informatum, er tadelt sich selbst wegen seiner damaligen kindlichen, ja kindischen Freude an Habsburgs „leoninischen“ Thaten, und versichert, erst in dem Laufe seines spätern Lebens die Wahrheit eingesehen und erkannt zu haben.

Ein solches offenes Geständniß ehrt allerdings einen Mann von des Verf. schriftstellerischer Bedeutsamkeit. Aber wir müssen offen gestehen, daß uns derselbe in seiner Inhaltsanzeige der „Historischen Taschenbücher“, die sich in dem Jahrgange 1846 befindet, weit gerechter und ehrwürdiger erschienen ist. Dieser Aufsatz ist mit dem vorliegenden fast gleichzeitig über ganz verwandte Gegenstände geschrieben, aber ohne alle Bitterkeit, ohne Haß, nur mit dem edeln Selbstgeföhle des um sein Land verdienten Mannes. Hatte man nun früher manchen Lobspruch osterreichischer Zustände parteiisch gefunden, so mag es dagegen jetzt dem unbefangenen Leser, der in dem vorliegenden Buche fast Alles in der dunkelsten Beleuchtung findet und alle politischen Sympathien und Aneigungen gegen Osterreich benützt sieht, nicht verdacht werden, wenn er manchen Zweifel an der Glaubwürdigkeit verbrauchter Anekdoten oder als neu aufgeführter Thatfachen bei sich aufkommen läßt. Wir rechnen dahin z. B. jene Unterredungen des Kaisers Franz I. mit seinem Leibarzt Stifft, der sich über des Kaisers gute Constitution erfreute, worauf der Letztere hastig antwortete: „Stifft, dies Wort lassen Sie mich nicht hören. Eine dauerhafte Natur, sagen Sie, oder in Gottesnamen eine gute Complexion, aber es gibt gar keine gute Constitution. Ich habe keine Constitution und ich werde nie eine haben.“ (I, 60.) Oder wenn von Maria Theresia erzählt wird, daß sie den Grafen Aspremont, der den Bauern zugerufen hatte, sie sollten den Entel des Rakoczzy nicht im Rothe ersticken lassen, darüber hart angelassen habe: „Ich verlange gewiß nicht, daß Er im Rothe ersticken soll, aber die Poffen mit dem Rakoczzy lasse Er bleiben, sonst lasse ich Ihn einsperren.“ (I, 178.) Bei solchen und ähnlichen Geschichtchen fällt uns immer des ehrlichen Mascov Wort in der Vorrede zu seiner „Geschichte der Deutschen“ bei, daß keine Historici ver-

dächtiger wären als die, welche mit großem Vertrauen was in der Fürsten Cabinet furgegangen sei erzählen. Wenigstens könnten, wo solche bedeutende Persönlichkeiten auf den Schauplatz der Öffentlichkeit gezogen werden, die Leser mit einigem Rechte eine Nachweisung der Quellen oder sonstiger mündlicher Überlieferungen von dem Verf. verlangen, damit sie wissen, wiefern man ihm glauben und er seine Sache vertreten kann. Denn nicht alle Briefe und Reden tragen eine so innere Wahrheit in sich als die Briefe Sneisenau's in den „Lebensbildern aus den Befreiungskriegen“.

Was aber Osterreich und sein Kaiserhaus an Lob und Ehre in dem vorliegenden Buche eingebüßt hat, das ist von Hrn. v. Hormayr mit vollster Hand auf das Königreich Baiern, dem er seit 1828 angehört, und auf die Wittelsbachische Dynastie übertragen worden, wie es schon in seinem fast gleichzeitig erschienenen Buche über den tiroler Krieg wahrgenommen worden ist. Die Tapferkeit der Baiern in Ungarn gegen die Türken, in Osterreich, Tirol und Rußland wird bei jeder Gelegenheit gefeiert, ihre Vaterlandsliebe erhält die größten Lobsprüche, „der letzte Baier vergift Hunger und Kummer, wenn von Baierns Ruhm und Größe die Rede ist, wenn es darum gilt, daß Baiern Wittelsbachisch bleibe für immer“ (II, 199). Ihre schlechte Behandlung durch Napoleon, dessen „kleinlicher Neid und undankbare Abneigung gegen Baiern“ ihn alle seine Verpflichtungen vergessen ließen, wird in den stärksten Ausdrücken beklagt. An mehr als einer Stelle wird ausgeführt und selbst mit den Worten des „erhabenen, königlichen Sängers“ (II, 149), wie Baiern die ihm dargebotene Gelegenheit zur Vergrößerung nicht hat ergreifen können, wie es in Deutschlands Staatsverein nicht die ihm bestimmte Rolle einzunehmen vermochte, da es doch vor allen Andern zum Mark und Kern eines verjüngten Deutschlands bestimmt zu sein schien (II, 303), und wie es so ganz anders in der Welt geworden sein würde, wenn nach Karl's VI. von Osterreich Lode die wohlbegründeten Ansprüche Baierns die Kaiserkrone auf das Haupt eines Wittelsbachers gesetzt hätten oder wenn schon früher durch Maria Theresia's Vermählung mit dem bairischen Kurprinzen, nachmaligem Kaiser Karl Albrecht, das alte große Karolingische Baiern bis tief an die Elbe, an die Leith, March und bis an die adriatischen Küsten wiederhergestellt worden wäre. Die Ausführung dieser patriotischen Phantasie (II, 130 fg.) bei unserm Verf. ist in der That lesendwerth. Dagegen wird nun Osterreichs Haß und Regierung überall des Hasses und der Undankbarkeit gegen Baiern beschuldigt, schon von den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges her, wo Baierns „unerschütterte gänzliche Selbstvergeßlichkeit und heroische Aufopferung, seinen natürlichen Nebenbuhler und Widersacher zu erhalten und zu retten“ nicht müde wurde, dafür aber in allen Lebensfragen, allüberall vorangestellt, überall im Stiche gelassen und mystificirt worden ist (II, 146 u. a. D.), woher denn in späterer Zeit jene „ungerechte und politische“ Absonderung Baierns

von dem übrigen Deutschland (I, 307) entstanden ist, welche freilich auch dies Land längere Zeit hindurch gegen seine Stammgenossen verblendete. Bei dieser Vorliebe für bairische Zustände kann es auch nicht befremden, wenn Tilly, „der herrliche Murrkopf“ (I, 251), als ein bescheidener, mäßiger und strenger Mann gegenüber der Habucht und Verschwendung Wallenstein's geschildert und mit Verweisung auf quellenmäßige Forschungen ausgesprochen ist, daß Magdeburgs Zerstörung durchaus nicht seine Absicht gewesen, indem sie vielmehr seinen nächsten Kriegszwecken ebenso nachtheilig geworden sei als der Untergang Moskaut für Napoleon (II, 282 fg., vergl. mit der „Geschichte Andr. Hofer's“, II, 114). Trotz solcher und ähnlicher Parteilichkeiten kann aber Hr. v. Hormayr nicht umhin, schärfsten Tadel über Karl Theodor's von Baiern „heillose Maitreffen- und Bastardenwirtschaft“ (I, 189) und vor allen über das Treiben der Jesuiten, deren abgesagter Feind er überhaupt ist, in Baiern an mehren Stellen auszusprechen und mit glaubwürdigen Thatsachen zu belegen, wie z. B. Th. I, S. 304—318. So gern wir nun dies Letztere anerkennen, so begreifen wir doch nicht auf der andern Seite, weshalb gerade er, ein so bereiteter Herold deutscher Einigkeit und Verträglichkeit, die Geschichten zweier benachbarten Länder, deren Einwohner ohnehin seit Jahrhunderten sich oft genug angefeindet haben, mit offener Herabsetzung des einen und ungemessenem Lobe des andern vorgetragen hat. Oder meint er dadurch mitzuwirken, daß sich Ostreicher und Baiern als Völker desselben Stammes betrachten werden? Das kann wenigstens eine Anekdote nicht beweisen, die der Verf. aus der Regierungszeit Karl's VI. erzählt, als bairische Hülfstruppen in den Türkenkrieg zogen und in Wien sich nicht wollten auf der Donau einschiffen lassen. Da wollte der wiener Pöbel an dem Mundwerke, an der gut katholischen Religion und an gegenseitigen Heirathen erkannt haben, daß Baiern und Ostreicher Brüder wären und daß sie auf nichts sehnlicher hoffen als auf eine Vereinigung beider Länder unter einem Herrn (II, 132). Wir bezweifeln aber, daß eine solche Übereinstimmung der Ansichten, selbst wenn jenes Geschichtchen wahr sein sollte, damals geherrscht habe, und meinen, daß noch heutigen Tags die Baiern ebenso ungern Ostreicher werden möchten als die Ostreicher sich dem bairischen Herrscherstamme unterwerfen würden. Und selbst in der vom Verf. geschilderten Zeit waren doch wol Äußerungen des Volks als „lieber bairisch sterben als ins Kaisers Unfug verderben“ (I, 188) aus den Jahren schweren Druckes unter der östreichischen Herrschaft im Spanischen Erbfolgekriege noch nicht gänzlich vergessen oder einer durchaus veränderten Stimmung gewichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Theodor von Kobbe. Ein Denkstein von Adolf Stahr. Oldenburg, Schulz. 1845. Lex. - 8. 11/4 Ngr.

Der Name, der auf diesem Denksteine steht, ist Bielen bekannt, Bielen werth, nicht Wenigen unvergeßlich. Kobbe war

nicht ein Mann der Gelehrsamkeit, er war kein „Karl im Staat“, wie Lessing sagt; er hielt das Menschsein für das Höchste. Das Leben selbst mit seinem unendlichen Inhalte war ihm das Wichtigste; alle Wissenschaft, Kunst und Poesie stellte er in den Dienst des Lebens. Kobbe gehörte nicht zu den Zweckmenschen, die bei Allem was sie sagen, thun und unternehmen eine hinterhältige Gesinnung haben; er gehörte nicht in die große Classe Derer, die mit sogenannten Freunden eine Affecuranz zu gegenseitigem Lob und Andiehöbeheben bilden; er gehörte nicht in die große Classe Derjenigen, die jedes Individuum, das ihnen vorkommt, gleich darauf ansehen und darauf ansetzen, wozu sie es einmal benutzen können; Kobbe war ein ganz unbefangener, natürlicher Mensch. Diese Unbefangtheit wirkte in hohem Grade vorthailhaft auf seine humoristischen Darstellungen; Kobbe sah das Leben überall in seiner Naturlage, in seiner Naturfarbe, in seinem Naturzusammenhange; er guckte nie durch die Brille der Partei. Und so wahr er das Leben erfaßte, so schnell und leicht that er es. So sind denn auch seine schriftstellerischen Productionen alle nicht mühsam gearbeitet, sondern leicht zusammengewebt; Kunstwerke hat er nicht geliefert; in der Hast des Schaffens ließ er einen eben vollendeten ersten Guß mit allen seinen Rängeln unpolirt stehen. Dem Zeitgeschmack hat er nie Concessionen gemacht; alle seine Freunde müssen wissen, wie lebhaft er wurde, wenn er in seiner bilderreichen Redeweise sagte: „er wolle seine Schriften nicht mit Politik düngen, er wolle nicht mit Boten mergeln.“

Sollte dieses Blatt Jedem zu Gesicht kommen, der Kobbe's Schriften nicht kennt, der lese doch seine „Reisekizzen aus Belgien und Frankreich“, seine „Humoristischen Reisebilder“, seine „Briefe über Helgoland“ u. s. w., und er wird sich durch die Natürlichkeit der Darstellung, durch den Hauch von Jugendlichkeit, Frische und Lebenskräftigkeit, der über alle seine Arbeiten ausgegossen ist, gewiß angesprochen fühlen. Noch Eins erwähne ich, was höchst wichtig ist: Kobbe blieb in seinen Schriften stets dem Wahlspruch treu, den er als Motto seinen „Humoristischen Blättern“ vorangestellt hatte: nil bonum, nisi quod honestum, d. h. die Grenze der Ehrbarkeit überschreitet Kobbe nie, in das clair-obscur des Zweideutigen verlaufen sich seine Darstellungen niemals.

Hr. Dr. Stahr hat ein gutgetroffenes Bild auf den Denkstein gezeichnet. Kobbe stellte sich niemals besser oder vollkommener dar als er war, der Schein galt ihm nichts; ebenso ist auch Hr. Stahr unparteiisch; einen Panegyrikus schreibt er nicht, und das ist gut. Alle Freunde und Bekannte Kobbe's werden wünschen, daß demnächst eine vollständige Biographie des Verstorbenen erscheine. 25.

Literarische Notizen aus England.

Die Episteln des heiligen Ignatius.

Bekanntlich erließ der Bischof von Antiochien St. Ignatius auf seinem Wege nach Rom, wo er den Tod der Märtyrer sterben sollte, an mehrere christliche Gemeinden Schreiben, die bis auf unsere Zeiten gelangt sind, deren Echtheit aber in dieser Gestalt vielfach bestritten worden ist. Besonders wichtig ist dieser Streit geworden, weil die Anhänger der Episcopalcirche aus diesen Briefen Beweise für sich schöpften. Im J. 1495 wurden drei dieser Episteln in lateinischer Sprache veröffentlicht, und drei Jahre später deren noch acht. Im J. 1557 druckte Paccus aus einem Manuscript in der Bibliothek zu Augsburg zwölf in griechischer Sprache abgefaßte Episteln, und 1559 gab Gestner dieselben zwölf Briefe nach einem andern Manuscript heraus, ohne daß er, wie es scheint, die frühere Ausgabe kannte. Damals erhob sich schon zwischen Calvin auf einer und Bararius und Gallioir auf der andern Seite der Streit über ihre Echtheit, wobei sich nach und nach die

Annahme herausstellte, daß, obwol ein Theil davon wahrscheinlich echt, doch sehr viel untergeschoben sei. In der spätern Zeit gab man sich nun alle Mühe, das Echthe von dem Untergeschobenen zu sondern; dabei gab man die Hoffnung nicht auf, daß die ursprüngliche Abfassung dieser Episteln in syrischer Sprache sich noch einmal finden werde, da Ebed Jesu, Metropolit von Soba, in seinem Katalog syrischer Werke, der von Abraham Cochellensis 1653 herausgegeben wurde, einer solchen Ausgabe Erwähnung thut. Von mehreren Seiten, namentlich von Dr. Fell, wurden deshalb lange Nachforschungen in den Klöstern des Vorgeandes angestellt, ohne daß sie zum Ziele führten. Im J. 1839 kauften die Vorsteher des Britischen Museums die Manuscripte an, welche Hr. Rich bei seinem Aufenthalte in Bagdad sich verschafft hatte, und eins dieser Manuscripte enthielt denn ein Bruchstück des Märtyrertums des heiligen Ignatius nebst seiner Epistel an die Römer. Ein anderer Forscher auf diesem Felde, der englische Geistliche William Cureton, hoffte das vollständige Werk zu finden, da Wessmanni in der Vorrede zu seiner „Bibliotheca orientalis“ meldet, er habe von dem Kloster zu Nitria eine sehr alte Handschrift, welche die Thaten des heiligen Ignatius und anderer Schriftzeugen umfaßte, erhalten und in der Bibliothek des Vatican niedergelegt. Die Anfragen, welche deshalb in Rom geschähen, wurden dahin beantwortet, daß sich nichts dergleichen dort vorfinde. Endlich gelangte Lattam bei seiner Reise in Agypten 1838—39 in dem genannten Kloster in den Besitz mehrerer syrischer Handschriften, und unter ihnen fand Cureton eine uralte und darin nebst andern seltenen Urkunden mehrere Auszüge aus den Episteln des heiligen Ignatius. Bereits 1843 legte Lattam eine Sammlung dieser wichtigen Manuscripte in das Britische Museum nieder und Cureton hat jetzt unter dem Titel: „Ancient Syriac version of the epistles of St. Ignatius“, drei dieser Episteln, nämlich die an St. Polycarp, an die Epheser und die Römer, in syrischem Urtext mit englischer Uebersetzung zur Seite herausgegeben und denselben am Schluß die griechische Recension der Medicaischen Handschrift sowie Noten beigefügt, welche jene Theile der griechischen Uebersetzung hervorheben, die zu einer spätern Zeit eingeschaltet worden sind. Zugleich hat der Herausgeber versprochen, daß er aus den fraglichen Manuscripten noch andere Abhandlungen von großer Wichtigkeit veröffentlichen werde.

Unwissenheit des Landvolks in Portugal.

Der englische Reisende W. S. G. Kingston erzählt in seinen „Lusitanian sketches of the pen and pencil“ (2 Bde.) unter andern Zügen von der Unwissenheit des portugiesischen Landvolks, daß man ihn im Innern des Landes überall nach der „Flugmaschine“ gefragt habe, vermöge welcher die Leute durch die Luft fliegen könnten; noch mehr sei man neugierig gewesen, wie es mit den eisernen Dampfbooten stehe. In den Flugmaschinen habe den Leuten nichts Unwahrscheinliches gelegen, da „die Vögel ja auch fliegen könnten“; aber die Kunst, Eisen schwimmen zu machen, das sei ihnen unbegreiflich gelieben; sie hätten stets gefragt, ob denn dergleichen Schiffe nicht zu Boden sanken? 12.

Literarische Anzeige.

Bei **J. H. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die
Katholisch-theologische Facultät
an der
Universität zu Breslau.
Gr. 8. Geh. 6 Ngr.

Anemonen aus dem Tagebuche eines alten Pilgermannes. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 9.)

Das wären nun die allgemeinen Bemerkungen, zu denen die Lectüre der „Anemonen“ uns Veranlassung gegeben hat. Wir wollen jetzt versuchen, den überreichen Inhalt des Buchs wenigstens den Hauptsachen nach darzulegen, obschon man meistens vergeblich sich nach lichtvollen Überblicken und Zusammenfassungen der Begebenheiten umsieht. In den „Lebensbildern“ boten die dem zweiten Bande beigelegten Register doch einige, wenn auch nur spärliche Hülfen, in den „Anemonen“ vermissen wir auch diese gewiß nicht verwerfliche Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Leser, die in noch höherm Grade denen zugute kommt, welche die vielfachen Einzelheiten auf ein bestimmtes praktisches Ziel hinführen und ihr Lob oder ihren Tadel nicht blos von gewissen Umständen oder Richtungen, welche dem Verf. gerade zusagen oder zuwider sind, bestimmen lassen.

Der alte Pilgermann erhebt zu Trient am 11. März 1835 die Nachricht von dem Ableben des Kaisers Franz I. von Osterreich, und sein unerschöpfliches Gedächtniß führt ihm gleich eine Reihe historischer Thatfachen zu, die sich ebenfals am 11. März ereignet haben. Diese geben Anlaß zur Erörterung der von „dem Pfaffen in Talleyrand dem Congresswalsch zu Wien vorgeworfene Legitimitätsstunde“ und über das fait accompli der modernen Politik, Alles in sehr sarcastischer Weise. Denn das Resultat der Bemerkungen über die Regentenhäuser in Osterreich, Spanien, Holland, England, Portugal, Schweden und Dänemark läuft mehr oder weniger auf nichts Anderes heraus als daß alle Throne Europas von den Nachkommen schlauer Eroberer oder glücklicher Vastardöhne angenommen sind. Dazwischen ziehen sich Betrachtungen über das Salische Gesetz in Spanien, über abgesetzte Fürsten, wie über den Herzog Karl von Braunschweig, über anscheinend illegitime oder nicht ebenbürtige Heirathen, über constitutionnelle Verfassungen, und eine historisch-staatrechtliche Erörterung über blinde Fürsten (S. 50 fg.) zur Bestätigung des Satzes, daß das gesammte christliche Europa kein Beispiel eines Fürsten kenne, welcher blind den Thron bestiegen hätte. Bei Gelegenheit der constitutionellen Verfassungen weist der Verf. wieder auf Ost-

reich zu kommen. Drei Grundzüge, sagt er auf S. 62, sind es, die durch alle Habsburgischen Geschichten so streng und so jähe durchlaufen wie der rothe Faden in der britischen Marine: die Unwahrscheinlichkeiten, die selbstgemachten Verschwörungen und der Umdank.

Wenn das erlöschene Habsburgische Kaisergeschlecht, lösen wir weiter, die Dynastie der Unwahrscheinlichkeiten heißt, so gilt dies einmal in dem Sinne, daß in dem von seinen Geschichten durchlaufenen halben Jahrtausend selten das den gewöhnlichsten Berechnungen zuzugende Wahrscheinliche, vielmehr das Unwahrscheinliche eingetrossen sei, andererseits, daß ein seltenes Glückspiel diesem Hause vergönnt, in der öffentlichen Meinung, die es als solche mit eiserner Gewalt, oft mit beharrlicher Hinderlist wiederzutreten versucht hat, das Unwahrscheinliche als wahrscheinlich niederzulegen und das Falsche, als traditionelle Glaubenswahrheit, einer unwilligen, aber gleichwol irre gewordenen Nachwelt zu überliefern. Als Belege zu diesen mit mehr als historischer Strenge hingestellten Sätzen wird unter Anderm die Fehde Rudolfs von Habsburg mit Ottokar von Böhmen angeführt, ferner der Entzug von Wien durch Sobieski, der dreifache Zusammenfluß von Kronen auf das Haupt Philipp's, des Sohns Maximilian's I., der sogar mit bitterer Anspielung auf seinen Namen „des letzten Ritters“ der „Ritter der Unwahrscheinlichkeiten“ heißt, die Erwerbungen während Friedrich's IV. und Rudolfs IV. fuchwürdiger Regierungen. Außerdem ist in mehreren Beispielen hier und ganz besonders und mit scharflicher Unfreundlichkeit (II, 118 — 129) gezeigt, daß die Gefahr des Erlöschens dieses Hauses, wie unter Max I., Ferdinand II. und Leopold I. doch stets zu neuen Ausbreitungen geführt habe. Rechnet man nun hierzu die mehrfach ausgesprochene Ansicht, daß von Albrecht bis auf Max I. die Habsburger in unaufhörlichen Kämpfen gegen den Geist der Zeit sich verblutet hätten, lieft man dir mit einer Masse von Einzelheiten ausgestattete Beschreibung der ungerathen Eingriffe Habsburgs in die Verfassungen von Ungarn, Böhmen und Tirol (was in beiden Bänden eigentlich der härteste Vorwurf gegen die östreichische Regierung ist), vergleicht man endlich damit die fortdauernde Gegenüberstellung der Häuser Habsburg und Habsburg-Bohringen, obwol von dem Regern auch

Nachtheiliges genug gesagt ist, so kann man sich der Ansicht nicht erwehren, daß der Verf. der „Anemonen“ es eigentlich beklage, daß die Vorsehung gerade in dieser Weise über dem Kaiserthum gewaltet habe. Einzelne Lobpreisungen, wie die der sittlichen und häuslichen Tugenden der Frauen im Habsburgischen Hause, vermögen nichts gegen die Feindlichkeit der Gesinnung, mit welcher alle Bünden des Hauses aufgedeckt werden. Und doch gibt es nicht leicht ein ehrwürdigeres Amt als das ist, welches die Vorsehung dem österreichischen Kaiserthum im Kreise der europäischen Staaten aufgetragen hat, wie unser Verf. selbst in voller Übereinstimmung mit einem gefühlvollen Kenner der vaterländischen Geschichte erst jetzt in seinem „Historischen Taschenbuche“ (Jahrgang 1846, S. 15) behauptet hat. Es gibt aber auch nicht leicht einen bewunderungswürdigern Beweis für die besondere Obhut der Vorsehung und für die höhere Lenkung menschlicher Schicksale als den Augenblick, wo Karl VI. starb. Der alte Mannstamm des Fürsten, mit welchem und durch welchen der österreichische Staatenbund groß geworden war und zu welchem sich seine Länder gleichsam durch eine Wahlverwandtschaft immer wieder hingezogen gefühlt hatten, so oft sie das Verhängniß voneinander riß, war erloschen. Da ward in Maria Theresia eine Frau auf den Thron gestellt, die nur deshalb ein Weib zu sein schien, um alle die ruhmvollen Eigenschaften ihrer Ahnen, die sich in der spröden, männlichen Natur zum Theil nicht gegenseitig ausgleichen wollten, mit verführender weiblicher Huld in sich zu vereinen und unter eine blühende Nachkommenschaft reichlich zu verbreiten. Damit aber die Habsburgische Eigenthümlichkeit sich ungetrübt erhalte, wählte die Vorsehung der Fürstin einen Gemahl in Franz von Lothringen, der aus einem Urstamme mit ihrem Geschlechte entsprossen war, und durch wechselseitige Neigung (wir möchten gern hier die Worte unseres Verf. in Bd. II, S. 133, anführen), ohne politische Berechnung ward einer Dynastie der herrlichsten Söhne und Töchter das Dasein gegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Hexenproceß.

Die wahre Weisheit, die Entdeckung und Ausrottung aller vererbten Truges und Unverständes ist stets vom Volke ausgegangen, d. h. von den Leuten mit gesundem Menschenverstande und geradem Herzen, denen der Wust eingelernten und eingeschulten Wissens nie die Sinne umnebelt und die Gefühle verhärtet; aller Widerstand gegen Licht und Aufklärung dagegen hat unter den Hochgelehrten jedwelcher Zeit, wo ein solcher Kampf sich entwickelt, stets die nachhaltigsten Stützen gefunden, wie er sich zum Gelingen seiner Plane stets an die dümpfste Robheit allen geistigen Übels gewandt hat. Dies ist die große Wahrheit, welche die Geschichte auf jedem ihrer Blätter von der grauesten Vorzeit bis herab auf unsere Tage in tausend Beispielen lehrt. Die Geschichte der Hexenproceße, einer der größten Schandflecke, die an dem Gedächtniß von Zeitaltern haften, die noch nicht gar fern hinter uns liegen, redet dieser Wahrheit das unwidersprechlichste Zeugniß. Wir wünschen uns Glück, daß dieser grausame Irrthum überwunden, daß der lange blutige Schatten, den derselbe über ganze

Jahrhunderte geworfen, wie der Nebel vor der Sonne spurlos verschwunden ist. Und doch spukt der unheimliche Geist, der jene Scheußlichkeiten erzeugt, der Tausende und wieder Tausende zu den gräßlichsten Martern, zu den furchtbarsten Todesqualen verdammt hat, indem er sich in den Mantel des Glaubens und der Religion hüllte, auch noch bis zu dieser Stunde unter den gestifteten Nationen umher; die Sehnsucht nach dem Wesen und den Gestaltungen des Mittelalters müßte in ihrer letzten Entwickelung wieder zu seiner verfolgungsfüchtigen Glaubensdemuth und seiner grausamen Andachtsfülle hinführen. Sehen Teufelsbeschwörern und Teufelaustreibern in Belgien und Luxemburg, denen vielleicht nur der weltliche Arm mangelt, um angezündete Holzstöcke und ähnliche Foltern an die Stelle der mildern Mittel des Exorcismus zu setzen, jenes Vorkommen von angeblich Besessenen und ihre Heilung durch Pfaffen, jenes Erzählen und Wiedererzählen von dem „Herrinragen der Geisterwelt“ mit allen Anhängeln finsterner dämonischer Gewalten in die unserige: was sind diese so häufigen Erscheinungen denn Anderes als Zeichen der Hinneigung zu einer Inbrunst des Aberglaubens, der einst in zahllosen Autosdase die letzte Stufe wollüstiger Befriedigung gefunden? Jeder neue Beitrag, der die geschichtlichen Folgen dieses Aberglaubens in seiner äußersten Consequenz in volles Licht stellt, muß deshalb als ein Schutz- und Heilmittel wider die gefährliche Seuche betrachtet werden, die ihr Gift in neuerer Zeit wieder stärker als je ausbreitet. Als ein solcher wichtiger Beitrag ist aber das auf Kosten der Cheltham society in England durch James Croftley herausgegebene und mit Einleitung und Notizen versehene Werk „Pott's discovery of witches in the county of Lancashire. Reprinted from the original edition of 1613“ anzusehen. In seiner Einleitung macht der Herausgeber darauf aufmerksam, daß die gelehrtesten, angesehensten Männer jener und selbst späterer Zeit an das Hexenwesen geglaubt haben, so Bacon, Raleigh, Selden, Eubworth, Dr. Henry More, ja Hobbes und Boyle. Während nun Männer von solcher Auszeichnung und Gelehrsamkeit diesem sinnverwirrenden und entmenslichenden Aberglauben huldigten, gehörten Diejenigen, welche sich demselben fühl entgegenstellten und die sich dadurch mehr oder minder heftigen Anfeindungen, Verdächtigungen, Verfolgungen, dem wüthendsten Haß der Pöbelmeinung aussetzten, größtentheils Classen an, die in gesellschaftlicher Stellung einen untergeordneten Rang einnahmen; es waren meistens Leute ohne Stand, Rang, Amt, ja selbst ohne Bistenshaft; einfache Männer, die das Herz auf dem rechten Fleck trugen und die mit klarem ungetrübt Auge die Dinge sahen wie sie waren. Der erste dieser Männer, welche in England — wo überdies die Hexenverfolgung erst später und beiweitem nicht in dem Maße wie auf dem Festlande, und namentlich in Deutschland, um sich gegriffen hatte — dagegen austraten, Reginald Scott, war ein Landbesitzer, der Ackerwirtschaft trieb und besonders als Hopfenbauer in Ruf stand. Er begann mit seinem im J. 1584 herausgegebenen „Discoverie of witchcraft“ den Kampf gegen den abscheulichen Aberglauben und die dadurch häufig gewordenen Rechtsmorde. In marktiger, derber Sprache und mit treffendem Spotte verfolgte er diesen schändlichen Brauch. Ihm folgte drei Menschenalter später Sir Robert Filmer, ein als Vonderting und ercentrischer Kopf berühmter Baronet, dessen unmittelbare Erfolge besonders dadurch erlangt wurden, daß er sich mit seiner gegen jene Abscheulichkeiten gerichteten Schrift „Advertisement to the jurymen of England touching witches“ geradezu an das Volk, an Diejenigen wandte, welche über Angeklagte dieser Art zu Gericht saßen. Ein kleiner verwachsener Schriftsteller oder Advocat, Wagstaffe, der die Sache mit solcher persönlicher Leidenschaft angriff, daß er darüber in Irrsinn verfiel und dessen Name schier vergessen ist, war der Dritte, der Verfasser endlich der im J. 1677 veröffentlichten Schrift „The displaying of supposed witchcraft“, Bekker, ein Naturforscher und Alchimist,

— ein dunkler Ehemann
Der über die Natur und ihre heilige Kreise
In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise
Mit grüßlicher Wähe sann —

der Vierte jener Männer in England, deren Namen als Bekämpfer des unschuldsmordenden Vorurtheils auf unsere Tage gekommen sind. Ihnen schlossen sich zahllose Andere an, die in Schrift und Wort die Sünde ihrer Zeit, den Trug und die Lüge in der blutigen Gestalt, die sie damals trug, beschiedeten; noch weit obscurere Leute als die genannten Bier, Menschen wie Die, welche heutzutage der anmaßende geistige Bettelstolz, der seine Denkfähigkeit und Denkfeindschaft prunkend zur Schau trägt, welche heute das unwissende Junkerthum, die verbauerte Dummheit und der stupide Geldsack mit dem Namen „Scribler“ zu schänden meinen, wenn sie es wagen, an andere gleichfalls von Jahrhunderten zu Jahrhunderten fortgerückte Irrthümer das Richtscheid des unverfälschten gesunden Menschenverständes, der Wahrheit und des Rechtsbewußtseins unsers Jahrhunderts zu legen. Vergessen sind jene Namen, *carant quia vato suo*, ungelannt sind jene Federn, die den heiligsten Interessen der Menschheit in einem Kampfe gebient, wie er nie gerechter und wenn man will christlicher, d. h. mehr im Geiste des wahren Christenthums geführt worden; aber ihnen, den im Dunkel der Vergessenheit Begrabenen, den Leuten aus dem Volke und mit dem Volke ist es zu danken, daß das scheußliche Brandmal, welches religiöser Fanatismus auf jene finsternen Zeiten gedrückt, sich nicht auf unsere Tage fortgepflanzt; ihnen ist es zu danken, daß der von den Gewaltigen und Gelehrtesten und Gebildetesten solcher Zeitalter genährte und gepflegte Aberglaube erschüttert und umgestoßen wurde in der Meinung des Volkes, daß er dem gerechten Verdammungsurtheil der Nachwelt, unserer Zeit anheimfiel. Ehre diesen vergessenen Namen jenen Pharisäern und Schriftgelehrten gegenüber, die, pochend auf Macht und Autorität, Alles, was durch beide in ihren Kräften stand, anwandten, dieses Vorurtheil aufrechtzuerhalten!

Das obengenannte nach mehr denn 200 Jahren aufs neue herausgegebene Werk enthält die Geschichte eines solchen Processes im J. 1612, dessen Resultat die Hinrichtung von zehn Menschen war. Über die Richtigkeit der darin enthaltenen Thatfachen, welche einen tiefen Blick in die Verirrungen der Menschennatur zu werfen vergönnen, kann wol kein Zweifel bestehen, da der Verf. der Schrift, Pott, Schreiber des Gerichtshofs, vor dem die Sache geführt wurde, dieselbe auf ausdrücklichen Befehl der beiden Richter, welche bei dem Gerichte den Vorsitz geführt, abfaßte, auch vor der Veröffentlichung einer dieser Diener der Gerechtigkeit die Schrift noch einer genauen Durchsicht unterwarf, damit, wie Pott sich ausdrückt, „nichts als Thatfachen aufgenommen würden“. Nach Diesem läßt sich annehmen, daß die erwähnten Richter ihr Verfahren in dieser Sache sich zu großer Ehre rechneten und durch die weitere Veröffentlichung desselben sich bei den damaligen Machthabern in Gunst setzen wollten, was dadurch noch wahrscheinlicher wird, daß dieses Urtheil des Gerichtshofes das erste Todesurtheil in England wegen Hexerei zur Folge hatte, indem man das von Jakob I. erlassene Gesetz darauf anwandte, welcher Stuart bekanntlich ein großer Freund des Dämonenglaubens war und selbst, ein in theologischen Sachen grundgelehrter Herr, darüber geschrieben hatte. Natürlich mußten Richter, die durch Aussagen, welche sie von den Angeklagten erlangt hatten, die theoretischen Behauptungen und die theologische Weisheit ihres königlichen Obleiters durch Thatfachen bestätigten, seiner fürstlichen Gunst empfohlen werden.

Von den zehn Verurtheilten gehörten neun einer der entlegensten und unfruchtbarsten Gegenden in Lancashire, dem unter dem Namen Pendle Forest bekannten Bezirke an, dessen Schrecken zu jener Zeit zwei alte achtzigjährige Weiber, berüchtigt unter dem Namen Old Demdike und Old Chatter, waren. Alles Böse, was in der fernem und nahen Umgegend Einzelnen

widerfuhr, alle Erkrankungen und der Tod von Menschen und Vieh wurde diesen beiden Wesen und ihren Versprechungen und Zaubermitteln zur Last gelegt. Auch rühmten Beide, die lange in tödtlicher Feindschaft gestanden, sich selbst ihrer Däberkraft und waren so nach und nach, wie dies zu sehen pflegt, aus Betrügnern zu Selbstbetrogenen geworden, welche die Vortreibung ihrer Hexensprüche und Beschwörungsformeln dem vertrauten Umgange mit einem Geiste aus dem Abgrunde der Finsterniß zuschrieben und in jeder Lage und jedem Hunde denselben zu erblicken vermeinten. Die Gerüchte hinsichtlich mehrerer von diesen Personen durch Hexerei vollbrachten Miß- und Mordthaten kamen einem Richter mit Namen Roger Nowell in Read zu Ohren, der am 2. April 1612 beide Weiber mit ihren Töchtern Alison Davis und Anne Redfern in Haft setzen ließ, um sie später vor Gericht zu stellen. In Folge dieser Verhaftung versammelten sich die Kinder und Anverwandten der außersehenden Opfer am Charfreitage in einem abgelegenen einzelfestenden Gebäude, Malking Lower, um die Schritte zu berathen, die zur Bertheidigung der Angeklagten zu thun wären. Es verbreitete sich das Gerücht, man habe dort beschlossen, dem Gefängnisvogt von Lancaster Castle, wo die gefänglich Eingezogenen verwahrt wurden, zu morden und das Schloß in die Luft zu sprengen; Grundes genug für den eifrigen Richter, noch weitere Verhaftungen in der Verwandtschaft der Angeklagten vorzunehmen, indem er eine Gutsbesitzerin, mit der er seit längerer Zeit in Grenzstreit lag, Alice Rutter mit Namen, noch eine Tochter und einen Enkel der Old Demdike, Elisabeth und Jakob Davis, eine gewisse Katharina Hewitt und noch eine Menge anderer Personen einziehen ließ. Der Hauptbelastungszeuge hinsichtlich der in Malking Lower vorgenommenen „schwarzen Künste“ war ein Kind von neun Jahren, die Tochter der Elisabeth Davis und Enkelin der Old Demdike, auf deren Aussagen hin ihre nächsten Anverwandten, Rutter, Großmutter, Bruder und Schwester, zum Tode verurtheilt werden sollten. Zwar bekannten sich diese im Kerker zu den ihnen schuldgegebenen Verbrechen, aber es geht mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit aus dem ganzen Verfahren hervor, daß man ihnen das Geständniß wenn nicht durch wirkliche Foltern, doch durch Mittel ausgepreßt, die auf Dasselbe hinausliefen. Die Andern, welche auf die Aussage dieses Kindes zum Tode verurtheilt wurden, nämlich Anne Redfern, Alice Rutter, Katharina Hewitt, John und Johanna Bulcock (die Letztere Rutter und Sohn), behaupteten bis zum letzten Augenblick standhaft ihre Unschuld. Die Großmutter, mit ihrem Familiennamen Elisabeth Southeres, hatte ausgesagt, daß sie vor 20 Jahren, als sie vom Betteln nach Hause gegangen, an einem Brunnen einem Geist oder Teufel in Gestalt eines Jungen begegnet, dessen Kleidung zur Hälfte schwarz, zur Hälfte braun gewesen sei und der ihr versprochen habe, sie solle Alles haben, was sie fodere, wenn sie ihm ihre Seele übergeben wolle. Um seinen Namen gefragt, habe er sich Lipp genannt und sie sei bestochen durch das Versprechen auf den Vertrag eingegangen. Im Laufe der nächsten fünf oder sechs Jahre sei ihr befugter Teufel zu wiederholten Malen bei Tagesanbruch erschienen und habe sie gefragt, was sie verlange oder gethan haben wolle. Ihre Gefährtin Old Chatter, oder mit ihrem Familiennamen Anna Whittle, hatte bei dem Verhöre im Gefängnis ausgesagt, die Andere habe sie zum Pact mit dem Teufel überredet. Als ihr der Letztere darauf in menschlicher Gestalt erschienen sei, habe sie eingewilligt, ihm ihre Seele zu übergeben, der böse Geist aber die Bedingung gestellt, sie müsse ihm einen Theil ihres Körpers darbieten, um daran zu faugen; zuerst habe sie sich geweigert und gefragt, welchen Theil er zu diesem Zwecke begehre. Als er entgegnet, eine Stelle an ihrer rechten Seite, dicht unter den Rippen und zugleich ihr „Gold, Silber und weltlichen Reichthum, so viel sie wünsche“ versprochen, habe sie eingewilligt; aber sein Versprechen habe er schlecht erfüllt, denn nur dann und wann habe sie ein Geldstück von ihm erhalten und wenn er einmal ihnen eine Unterhaltung gegeben,

so seien sie, obwohl sie gegessen hätten, keineswegs satt davon geworden. Dem Enkel der alten Demdike hatte man durch Drohungen und Versprechungen folgende Aussagen ausgepresst. Seine Großmutter habe ihn vor zwei Jahren in die Kirche geschickt, um zum Abendmahl zu gehen, ihm aber befohlen, das ihm vom Priester dargereichte Brod nicht zu essen, sondern es mit sich zu nehmen und es demjenigen Ding auszuliefern, das ihm auf seinem Heimweg begegnen würde. Aber trotz dieses Befehls habe er das Brod gegessen. Als er nun sich auf den Heimweg gemacht, sei ihm etwa 40 Wuthen von der Kirche ein Ding in Gestalt eines Hasen begegnet, der ihn angesprochen und ihn gefragt habe, ob er nach dem Auftrage seiner Großmutter das Brod mitbringe; darauf habe er sich jedoch bekrüzt und der Hase sei aus seinem Gesicht verschwunden. Vier Tage später aber sei ihm in der Nähe der Kirche ein Ding in Gestalt eines braunen Hundes erschienen, der ihm seine Seele abgefodert und ihm versprochen habe, daß er dann Rache nehmen könne, an wem er wolle; allein aus darauf habe er entgegnet, seine Seele gehöre nicht ihm, sondern seinem Erlöser Jesus Christus; was jedoch ihm gehöre, das wolle er ihm geben. Ferner sagte dieser Angeklagte aus, er habe mit seiner Großmutter zusammen aus Lehm ein Bild geformt und durch Beherzung desselben einen gewissen Lowney getödtet; ein Gleiches habe er später mit einem andern seiner persönlichen Feinde gethan. Die bereits erwähnte neunjährige Juggin hatte ausgesagt, sie habe ihre Großmutter und Mutter sowie ihren Bruder mit Hunden und Pferden sprechen sehen, auch gehört, wie sie Anschläge zum Verderben gewisser Nachbarn verabredet; auch habe sie Andere der Angeklagten im Walling Lower erblickt, als man dort die Beschlüsse gegen das Lancaster Castle und dessen Vogt gefaßt.

Auf diese Aussagen hin wurden denn zehn Personen zum Strange verurtheilt; ehe noch die Hinrichtung stattfand, war die alte Demdike im Kerker gestorben. Die beiden Richter, welchen man die Untersuchung und den Ausgang derselben dankte, rühmten sich laut ihres Eifers und ihres Werkes und trugen, damit ihr Ruhm ja der Nachwelt nicht verloren gehe, dem Gerichtsschreiber die Darstellung dieses Processes auf. So sorgsam derselbe auch in Vollführung dieses Auftrags gewesen ist, so große Lobspprüche er auch diesen „ehrenwerthen“ Richtern, dem Hrn. Roger Howell of Read und dem Hrn. Nikolaus Bomister, spendet, indem er am Schluß in die Worte ausbricht: „Gott gebe uns die lange und geblühliche Fortdauer dieser ehrenwerthen und verehrungswürdigen Richter, unter deren Regierung wir in diesen nördlichen Gegenden leben!“ trotz ihrer gerühmten „großen Verdienste um das Land“ hat die Nachwelt, an die sie mit jener Darstellung des Processes Berufung eingelegt, eben auf diese Überlieferung gestützt, ihre Namen zu denen jener Dummköpfe oder Niederträchtigen geworfen, die aus Verblendung oder niedrigen Beweggründen dem Vorurtheile und Uberglauben ihres Zeitalters ihre Hand geliehen. Statt des Ruhms, den sie suchten und erwarteten, haftet ewige Schande an ihren Namen! „So soll es jedem Gauch ergehen!“ Ein Menschenalter später fand auf die Aussage eines Jungen von 10—11 Jahren in derselben Gegend wieder eine Hexenverfolgung statt, welche zwar gleichfalls zu einem Todesurtheil im Wege der Gerichte führte, aber hauptsächlich durch die Bemühungen jenes oben erwähnten Webster, der durch die Presse den Uberglauben und die Bethörung der richterlichen Behörden auf das schärfste geistete, nicht zur Vollstreckung kam, indem der König, welcher die Verurtheilten in seinem Weisheit ärztlich untersuchen und von aufgekärten Leuten verhören ließ, sie begnadigte.

Die Erzählung dieses zweiten Falls, obwohl nicht weniger interessant wie der geschilberte, und ein ebenso triftiger Beleg zu der oben ausgesprochenen Ansicht, mag hier unterbleiben. Nur einer in Bezug zu dieser Sache stehenden, ziemlich allgemein verbreiteten Annahme, welcher auch der Herausgeber jener Schrift huldigt, soll hier noch gedacht werden. Es ist diese, daß den Geständnissen, die so

häufig in solchen Processen abgelegt worden sind, beinahe überall Selbstbetrug zu Grunde liege, indem die Angeklagten selbst an ihren Umgang mit den Mächten der Finsterniß und die aus solchem Umgange und dem Bündniß mit dem Bösen hergeleitete Jambongewalt geglaubt haben. Ref. erinnert sich, vor einigen Jahren in einem süddeutschen Journale, welches Gekröpf und Leufeleiten der Art zu behandeln liebte und „Dämonengläubigkeit“ verräth, die Darstellung eines Hexenprocesses in Baiern oder Württemberg aus dem vorigen Jahrhundert gefunden zu haben, wo diese Annahme zu der Andeutung ausgebildet war, daß kraft des schöpferischen Vorstellungsvormögens die bösen Gedanken und Vorsätze entarteter Naturen sich zu Wirklichkeiten umsetzen und sonach alle Aussagen ihre vollkommene Richtigkeit gehabt haben können: — eine Ansicht, die sicherlich allen dämonologischen Erdumern, welche die „Schattenseite“ der Natur nicht an der Hand der Erfahrung und der experimentirenden Wissenschaft, sondern der Einbildungskraft zu ergründen trachten, plausibel erscheint. Wenn man nun auch zugeben muß, daß Störungen der natürlichen und regelmäßigen Thätigkeiten des intellektuellen Organismus, wie „fre Ideen“ es sind, zum Theil die Erklärung solcher abgelegten Geständnisse darreichen, so wird man doch nicht schlagreifen, wenn man annimmt, daß in jenen gewalthätigen und finstern Zeitaltern, wo man nicht die mindeste Ahnung von, nicht die mindeste Achtung vor dem Adel und der Würde der Natur des Menschen hatte, die leiblichen und moralischen Naturen, die man zur Erpressung des Geständnisses anwendete, das Meiste zu den Selbstanklagen beigetragen haben mögen. Dort, wo die Gestalt des Gerichtsverfahrens dem Richter solche Mittel der Erpressung des Geständnisses am unbeschränktesten in die Hand legte, in den Ländern des geheimen Processes, namentlich in Deutschland, haben sich die Hexenprocesse am weitesten verbreitet und sind dergleichen Schuldgeständnisse in zahlloser Menge vorgekommen; hier hat man bis tief in vorlezes Jahrhundert hinein noch Hexen verdammt und verbrannt; in England ist diese Schierlingspflanze der Justiz nur erostisches Gewächs geblieben und bald mit Stumpf und Stiel ausgerodet worden. 26.

Literarische Notizen.

Zur Reiseliteratur.

Aus den umfassenden Reiseverken von Alcide d'Orbigny, in denen eine Fülle tief sinniger Beobachtungen niedergelegt ist, und die zugleich ein seltenes Darstellungstalent verrathen, erhalten wir gegenwärtig in folgender Schrift: „Fragments d'un voyage au contro de l'Amérique meridionale“, einen zweckmäßigen Auszug. Der Herausgeber hat in angemessener Auswahl solche Partien ausgehoben, in denen sich dem Freunde pittoresker Ansichten und Demjenigen, welcher Gefallen findet an dem sinnigen Treiben der Natur, eine reiche Leses bietet. Indessen ist das Ganze so angelegt, daß man außer der Unterhaltung auch Belehrung aus der Lecture des Werks schöpfen kann. Durch diese Veröffentlichung sind also die umfassenden Forschungen des gelehrten Reisenden, welche in ihrer ausführlichen Darstellung sehr kostspielig sind, auch einem großen Publicum zum Theil wenigstens zugänglich gemacht. 17.

Eine Zeitschrift durch und für das schöne Geschlecht.

In Philadelphia erscheint jetzt unter dem Titel „The American woman“ eine Zeitschrift, die nicht bloß ausschließlich für das weibliche Geschlecht bestimmt ist, sondern die auch nur von Frauen und Mädchen redigirt, herausgegeben, gesetzt, gedruckt und verlegt wird. Die amerikanischen Freistaaten gewähren, wie es hiernach scheint, den praktischen Versuchen der Weiberemanipation günstigen Boden. 12.

Anemonen aus dem Tagebuche eines alten Pilgersmannes. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 10.)

In dem nun folgenden Abschnitte über selbstgemachte Verschwörungen und Hochverrathsanklagen wird beiläufig Wallenstein's Hinopferung und Schaffgot'sch' Verurtheilung dem österreichischen Hofe zur Last gelegt, aber der Hauptinhalt ist die „satanische“ Politik des österreichischen Hofes gegen Ungarn unter Ferdinand II. und Leopold I. Aus der Regierungszeit des Erstem wird (S. 116 fg.) das Protokoll einer Staatrathssitzung mitgetheilt. Es sei die einzige Weisheit, um jeden Preis die Türken zu kaufen und sie von Bethlen-Gabor und von den Ungarn abwendig zu machen; die letztern „Bestien“ müsse man auf alle Weise reizen, ihren Haß auf des Kaisers Statthalter lenken, die Alles aufbieten sollten, um die Ungarn zum Aufstande gegen die strengen Subternatoren zu bringen. Hierauf würden diese den „erwünschten Anlaß“ haben, ohne alles Urtheil und Recht die unmenschlichsten Strafen gegen die Hochverräther zu verhängen. Möge dann auch der Bürgerkrieg das Land veröden, man könne es mit zahmen, willenlosen Ausländern bevölkern. In dieser Weise sind die abscheulichsten Thaten gegen Hohe und Niedere geübt; Infamirung, Conspiration, Handabhacken, Reissen mit glühenden Zangen u. dgl. waren an der Tagesordnung. Schlimmer noch ging es nach dem Verf. unter Leopold I. zu; die Anschließung an die Türken, um zur Bezwingung Ungarns freie Hände zu haben, blieb die Achse der spanisch-jesuitischen Politik, und das Habsburgische Hausmittel war, alle drei Wochen eine neue Verschwörung hervorzurufen. Daher geschah es, daß Radasdy, Triny, Wesselenyi u. A. in solche Handel verwickelt wurden und daß der Aufstand des Tököly entstand, und daß, wie der Verf. auf S. 169 sagt, „sechsmal in einem Jahrhunderte die ungarische Nation kraft der Andreanischen Residenzclausel ihren Königen Rechenschaft abforderte für gebrochene Eide, mit Füßen getretene Befehle, für blutige Gewaltthaten, nämlich in der Insurrection des Botstei, des Bethlen, des ältern Rakocz, in der Wesselenyi-Triny'schen, in der Tököly'schen Verschwörung, in jener des letzten Rakocz.“ Über alle diese finden sich furchtbare Einzelheiten aufgezeichnet, das blutigste Blatt aber

ist das des Schreckensgerichts zu Speries (im März und April 1687), wo der kaiserliche Oberbefehlshaber Caraffa nach glaubwürdiger Aufzeichnung sich mit Weibern belustigte, mit Würfeln spielte und mit den Opfern seiner Wuth um ein Lösegeld schwacherte, während Andere mit Wachlichtern unter den Armhöhlen gebrannt wurden, Andern spitze feuerglühende Nägel unter die Nägel der Füße und glühender Draht in den After und in die Harnröhre gestossen wurde. Unermessliche Summen wurden erpreßt und mit dem bittersten Hohn jede Verwendung zurückgewiesen; er (Caraffa) zeigte ein Handbillet vor, daß er keine Rücksicht auf Empfehlungen und Gnadenbriefe nehmen, sondern auf das große Ziel rastlos und ohne Schonung fortarbeiten sollte (S. 137—140).

Bei so haarsträubenden Unmenschlichkeiten wäre eine genauere Angabe der Quellen nach unserm Dafürhalten eine nothwendige Zugabe gewesen, wie gern wir auch Hrn. v. Hormayr glauben, daß die Überreste der ungarischen Freiheit und Nationalität zwei klugen Frauen, der Gräfin Althane, der Geliebten Kaiser Karl's VI., und der schönen Eleonore Strattmann-Bathiany, der Freundin Eugen's von Savoyen, zu verdanken gewesen sind (S. 156 fg.).

Die Erwähnung Karl's VI. führt den Verf. auf seine Tochter Maria Theresia und auf das sogenannte Ferdinandische Testament, dessen Verbesserung oder gutgemeinte Verfälschung der „männlichen Erben“ in „eheliche“ zu Gunsten des wiener Hofes er, nach der Versicherung einiger in Cabinettsgeheimnissen wohlbekannten Männer, dem nachmaligen Minister Bartenstein und dem großen Abte zu Gottweih, Gottfried Bessel, zuschreibt (I, 162 u. 314). Da nun ferner Maria Theresia nach erfolgter Eroberung ihrer Erbstaaten in Prag ein strenges Gericht der Verbannung über viele angesehenen Böhmen hielt, die dem Kaiser Karl Albrecht gehuldigt hatten, ohne Beachtung der prager Capitulation vom 26. Dec. 1742, und der Thatfache, daß sich gegen sie kein böhmischer Arm erhoben hatte, so stellt der Verf. auch diese Begebenheit in die Reihe selbstgemachter Verschwörungen und sucht den Grund in Maria Theresia's Empfindlichkeit gegen Baiern, die bei jedem Anlaß aufzuckte. Späterhin grämte sie sich sehr über ähnliche Eingriffe, die verbesserte Auflage des Ferdinandischen

Testaments sahen ihr „ein Kraus glühender Kohlen“ zu sein, sie hätte gern Alles gethan, um ihr vermeintliches Unrecht gegen Baiern gut zu machen (S. 187). Aber darüber wird man sich eines nicht geringen Erstaunens kaum erwehren können, daß es (S. 178 u. II, 9) von derselben großen und guten Kaiserin heißt, sie habe zwar bei der polnischen Theilung gern den Schein retten, aber doch die Früchte des Unrechtes genießen wollen, es sei also in ihrem Handeln „eine gute Portion jesuitischer Mentalreservaton und Heuchelei“ gewesen. Sonst gäbe es nicht leicht eine „grandiosere Grabchrift“ der „erhabenen Frau“ als ihre Worte an den Fürsten Kauniz: „in dieser Sache, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreyet wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider Uns ist, muess bekennen, daß zeitlebens nit so bedängliget mich befunden und mich sehen zu lassen schäme.“ Nun war aber Dr. v. Hornmayr der Erste, der jene Worte in der Kauniz'schen Ahnentafel im zweiten Jahrgange der neuen Folge seines „Historischen Taschenbuch“ (S. 26) bekannt machte und, so viel wir uns entsinnen, ohne alle Verdächtigung der Kaiserin. Wozu also jetzt ein solcher Zusatz? Die bereits oben angeführten Beziehungen Osterreichs zu Baiern veranlassen den Verf. zur Wiederholung aller der Unbilden, die das letztere Land von Osterreich zu leiden gehabt hat, woran sich dann — man weiß nicht recht wie — eine seitenlange bittere Kritik der reactionnären Parteiverfuche in unsern Tagen anreihet und der empörte Unwille über die Habsburgischen Fürsten laut wird, die auf ein „prädestimirtes, göttliches Recht“ in ihren Ländern getrost hätten, ohne doch ein solches zu besitzen, wie z. B. gegen Rudolf I., Albrecht I. und Friedrich den Schönen. Am Schlusse (S. 201) steht wieder einmal die Bemerkung „der geschichtlichen Treue, die nicht Haß, nicht Liebe duldet, gemäß“, daß hier nur von den alten Habsburgern, nicht vom Hause Lothringen, dessen Geist ein ganz verschiedener sei, geredet werde. Der Verf. bleibt sich aber hier nicht ganz treu; denn auch der Lothringer Franz II. wird von ihm in starken Ausdrücken der Neigung zum Absolutismus und der Nichtachtung nationaler Rechte beschuldigt und die Centralisationen Maria Theresia's sowie der Corporaliberalismus Joseph's II. sind mehr als einmal hart angegriffen worden, wiewohl schon auf den Letztern (I, 357) die Worte des römischen Dichters: „Quem fata terris tantum ostenderunt“, angewendet werden. Aber solcher Widersprüche finden sich manche in diesen Bänden.

Als das dritte charakteristische Merkmal des Habsburgischen Hauses hatte unser Verf. den Umwandl genannt. Das Dattler'sche Wort in Schiller's „Wallenstein“ „Dank vom Haus Osterreich“ empfängt hier einen ausführlichen Commentar. Der riesige Held Andreas Baumkircher, Hans Lichtenstein, der gewaltige Hofmeister, der Marschall Kaspianer, Wallenstein, Leopold's I. Minister Lobkowitz, der Tiroler Doctor Wiltz. Düener, werden als traurige Opfer des Habsburgischen Umwandls aufgeführt. Wie Eugen von Savoyen gereckt, belauert,

beargwohnt wurde, wie Laudon sich wie der Gunst des Hofes zu erfreuen hatte, gleich dem „wasserdichten Hofschranzen“ Leopold Daun, wie weder er noch Schwarzenberg und Swieten ein Denkmal von der Anerkennung ihrer Fürsten erhalten haben, und wie Andr. Hofer's Gebeine von drei jungen Jägeroffizieren ausgegraben und in Innsbruck, fast gegen den Willen des Kriegsrathspräsidenten, bestattet worden sind — das wird in scharfen Umrissen und mit bitteren Worten, die aber meistens durch die Thatfachen gerechtfertigt worden sind, der Habsburgisch-lothringischen Dynastie vorgehalten (I, 202—232).

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Psalmen. In Kirchenmelodien übergetragen von Friedrich August Koethe. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 12. 24 Ngr.

Unter den poetischen Schriften des alten Bundes hat seit der Reformation keine so viele Commentatoren und Übersetzer gefunden als jene von David, Asaph und andern Mitgliedern der Davidischen Kapelle gedichteten 150 Hymnen, die unter dem Namen „Der Psalter“ in unsern Kanon eingereiht und beim Jehovahdienst in Jerusalem's prachtvollem Tempel von einem wohlgeübten Sängerkhor executirt wurden. Der Grund dieser öftern Bearbeitung ist wol kein anderer als daß sie von jeher jedes religiöse Gemüth mit unwiderstehlicher Bauberkraft unspannen und an sich zogen, und weil das ascetische Moment in ihnen das vorherrschende ist. Erkannten und fühlten Das die Bekenner und Söhne der evangelisch-lutherischen Kirche, außer Luther selbst Paul Gerhard, Cornelius Becker, Hegebold und Andere, so hat die evangelisch-reformirte Kirche ihnen einen noch höhern Werth hinsichtlich ihrer erbauenden Kraft beigelegt. Theodor Beza war der Erste, der, diese Kraft erkennend und gebrauchend, im J. 1552 mit einer metrischen Übersetzung hervortrat, und dieses Unternehmen fand in dem benachbarten Frankreich so viel Anklang unter den dortigen Christen helvetischer Confession, daß man sie sofort in französische Reime brachte, ihnen entsprechende Melodien unterlegte und sie beim Gottesdienste an Sonn- und Festtagen sang. Der sprachkundige und feinfühlende Leser wird freilich finden, daß sich diese althebräischen Hymnen in der der Poesie überall abholden französischen Sprache gar wunderbar ausnehmen. Welch einen Eindruck macht auf uns die Übersetzung des 130. Psalm's, von dem wir hier nur die drei Strophen seines erhabensten Inhalts hersehen wollen:

Grand Dieu! tu vois ce que je suis,
Ce que je veux, ce que je puis,
Que je sois assis ou debout,
Tes yeux me decouvrent partout,
Et tu pénétrés ma pensée,
Même avant qu'elle soit tracée!

Wie entkleidet das gallische Conversationsidiom die morgendlichste Erhabenheit alles Reizes, wenn es dem Phantastiefluge David's in folgenden Versen nachstrebt:

Quand l'aurore m'anrait protégé
Ses ailes, sa rapidité,
Et que j'irais, en fendant l'air,
Aux bords opposés de la mer,
Ta main, s'il te plait de l'étendre,
Viendra m'y poursuivre et m'y prendre.
Si je dis la nuit, pour le matin,
Me cachant aux yeux des témoins,

De son ombre me couvri,
La nuit même m'éclairera,
Car l'ombre la plus ténébreuse
Est, pour toi, claire et lumineuse.

Wir wagen nicht zu entscheiden, ob aus dem Schooße der französisch-reformirten Kirche die Psalmen als Lieder zu kirchlicher Erbauung in die deutsch-reformirte Kirche übergingen; aber so viel steht fest, daß man hier das vorherrschende ästhetische Moment nicht verkannte und daß schon vor der bekannten Lobwasser'schen Übersetzung ein Dbersecretair zu Anspach, Johann Claus, 1540 eine poetische Bearbeitung des Psalters erscheinen ließ, die freilich jetzt vergessen und antiquirt ist. Die lange in kirchlichem Gebrauche gebliebene Ambrosius Lobwasser'sche rhytmisirte und gereimte Bearbeitung wurde im 18. Jahrhundert durch eine namhafte Anzahl geschmackvollerer Bearbeiter in Schatten gestellt und fast verdrängt. Zu diesen gehören Ernst Lange, M. Johann Jakob Spreng, Daniel Wolleb, Johann Adam Lehms, Johann Georg Ruffs, Christian Friedrich Fischer, Dr. Johann Andr. Gramer, Johann Kaspar Lavater, Ludwig Müller, Friedrich Schütinger, Wilhelm Lau, Samuel Ludwig Majewsky, Jollifoser und Andere. Wir geben eine Probe aus dieser Zeit und stellen dieselben Strophen des obenangeführten 139. Psalms in einer Bearbeitung von Spreng, nur von einem spätern Gesangbuch-Redacteur verbessert, zur Vergleichung hierher:

Du prüfest Alles, Herr, in mir;
Dein Herz liegt aufgedeckt vor dir!
Dein Auge siehet, wie ich ruh',
Und wenn ich aufsteh', weißest du:
Wohin ich die Gedanken lenke,
Versteht du, eh' ich sie gedanke.
Ja, trügen mich zum fernsten Ort
Der Morgenröthe Flügel fort.
Bis zu des letzten Meeres Strand,
Wär' ich auch da in deiner Hand,
Sie würde, wie sie will, mich führen,
Und deine Rechte mich registren.
Sprach' ich: Verberg mich Finsterniß!
Auch die macht dir kein Hinderniß:
So dunkel auch die Nacht sein mag:
So leuchtet sie dir wie der Tag.
Daß Finst're kann dein Blick aufklären,
In Strahlen schwarze Schatten lehren.

Bis auf heute ist man nicht müde geworden, diese herrlichen Lieder metrisch und gereimt zu paraphrasiren, und wir erwähnen hier nur, da uns die in diesem Jahre erschienene Bülser'sche Übersetzung sämtlicher Psalmen nicht vorliegt, der von Amalie Wittmug erschienenen, auch in d. Bl. besprochenen „Gesänge aus dem Alten Testamente“, wo die Verf. die oben in deutscher und französischer Bearbeitung dargestellten Verse aus dem 139. Psalm also, etwas schwach, wiedergibt:

Herr, Herr, du erforschest mich,
Kennest mich, wie ich es meine,
Ob ich leß' in deiner Liebe,
Oder nur zu leben scheine.
Bliebe ich am fernsten Meer',
Nähm' der Morgenröthe Flügel —
Deine Rechte hielt mich,
Führt' mich über Thal und Hügel.
Sprache ich zur Finsterniß,
Mich zu bergen und zu retten —
Nacht muß lichtvoll sein um mich,
Kann das ew'ge Welt nicht schreden.

Wir haben diese Trilogie hier hingestellt, um den Leser und uns selbst in den Stand zu setzen, durch eine Vergleichung mit ihr den Werth oder Unwerth der vorliegenden Koethe'schen Bearbeitung der Psalmen kennen zu lernen und beurtheilen zu

können, aber auch zugleich um zu zeigen, daß dieser würdige jüngste Bearbeiter keineswegs zu erdöthen braucht, wenn er seine Arbeit mit den hier angeführten früheren Leistungen auf diesem Felde vergleicht. S. 135 lesen wir: „Der 139. Psalm. Mel.: Auf, auf, mein Herz, und du mein ganzer Sinn u.“

Herr, du erforschest mich und kennest mich!
Ich sitz' und sehe auf, so siehst du mich;
Du merkst von fern schon Alles, was ich denke,
Du bist um mich, wohin den Schritt ich lenke!

Du schaust all' meine Weg'; es schwebt kein Wort
Auf meiner Zunge, Herr! Du weißt's sofort!
Vorwärts und rückwärts hast du mich umgeben,
Und hältst die Hand stets über meinem Leben.

Sieh! Wissen steht in wunderbarem Licht,
Steht mir zu hoch und ich begreif' es nicht.
Wohin soll ich vor deinem Antlitz gehen,
Und wohin flieh'n vor deines Gesichts Wehen?

Führ' ich gen Himmel, so bist du mir nah';
Stieg' ich zur Hölle, so bist du auch da;
Wollt' ich im Flug' der Morgenröth' enteilen,
Und an des Meeres fernstem Strande weilen.

Auch da würd' ich von deiner Hand geführt,
Von deiner Rechten überall berührt!
Sprach' ich: Mich möge Finsterniß umgeben!
So muß mich Licht selbst in der Nacht umschweben!

Nicht finster ist vor dir die Finsterniß;
Die Nacht ist Tageshell', Licht die Finsterniß!
Du hast der Nieren Ursprung selbst geletzt,
Im Mutterleibe künstlich mich bereitet.

Ich danke dir, daß du mich wunderbar
Gemacht; ja, was du schaffst ist wunderbar!
Herr, das erkenn' ich wohl! Du sahst mein Leben,
Da mir es im Berborg'nen ward gegeben.

Ja, meines Lebens erster Keim schon lag
Vor deinen Augen klar, und jeder Tag
War auf dein Buch geschrieben, der entstehen
Erf' sollt', und den kein Auge noch gesehen!

Wie köstlich sind mir, Gott, sie allzumal
Deine Gedanken! Ihrer welche Zahl!
Wie Sand am Meere! Wer ist, der sie zähle?
Erwach' ich, ist bei dir noch meine Seele.

Vergleichen wir nun dieses Specimen, von welchem wir bloß die drei letzten Strophen ausgelassen haben, mit den drei obigen Proben, so muß sich uns zunächst die Bemerkung aufdrängen, daß dem würdigen Verf. an Treue kein früherer Bearbeiter gleichkommt. Man wird diese höchstens da vermissen, wo die gewählte Form unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellte; Geist und Grundton jedes Psalms ist gewissenhaft wiedergegeben; nirgend ist ein wesentlicher Gedanke weggefallen oder ein durch Reimnoth erzeugtes Fictivwort eingeschoben worden. Freilich müssen wir bedauern, daß der geschickte Verdeutschter bei der Wahl der Kirchenmelodien darauf verzichten mußte, den Parallelismus der Glieder, der bekanntlich das eigentliche Poetische in den Liedern der Hebräer ausmacht, überall durchblicken zu lassen. Das vermissen wir aber bei früheren Bearbeitern auch und noch mehr als hier. Weggelassen sind allerdings hier und da einige Verse, aber es sind solche, die unser christliches Gefühl beleidigen, weil David in ihnen den ganzen Donner seiner Drohungen, Verwünschungen und rachsüchtigen Schmähungen über seine und Jehovah's Feinde rollen läßt; ja einige Psalmen dieses Geistes sind mit richtigem Takt ganz weggelassen. Die reformirte Kirche hielt alle Psalmen ohne Ausnahme für den evangelischen Gottesdienst geeignet und alle 150 Psalmen wurden fröhlich für den Kirchengesang mundrecht gemacht; geht das aber wol an? Man denke nur an die materielle Fülle des 119. Psalms, aus welchem zwanzig

zig Choräle gebildet werden könnten! Was müßte das für ein Choral werden! Man wird dabei an Bürger's Wort: „Da wäre zu besorgen, ich säng' bis übermorgen“, erinnert. Die französische und deutsch-reformirte Kirche ließ den Psalmen neue und besonders componirte Melodien unterlegen; unser Verf. hat es vorgezogen, sie nach bekannten Choralmelodien aus dem reichen Schatz der evangelischen Kirchenmusik zu formen: gewiß ein nicht leichtes Unternehmen, und wir wundern uns höchlich, daß es nur drei Psalmen, nämlich der 19., 90. und 99. sind, für die sich keine passenden Choralmelodien auffinden ließen und die also auf ihren Tonsetzer warten. Sol aber verdient es vor Allem der in der Übertragung wohlgelegene 90. Psalm, daß ihm eine seinem erhabenen Inhalte angemessene Melodie untergelegt werde. Fassen wir nun die hier gewählten Choralmelodien selbst ins Auge, so hätten wir allerdings die veralteten Melodien: Mein Salomo, dein freundliches Regieren u., Liebster Emanuel, Herzog u., Ihr Seelen sinkt, ja sinket hin u., mit ihren zuweilen wunderlichen Tonsprüngen weggewünscht; wer sich aber die Mühe geben will, für die Psalmen passende Singweisen aus unsern Choralbüchern auszusuchen, der wird bald die damit verknüpften Schwierigkeiten erkennen und dem Umbildner billige Rücksicht zu Theil werden lassen. Die Theologen und geistlichen Behörden, die neue Gesangbücher zeitgemäß zu kirchlichem Gebrauch bearbeiten wollen, werden hier auf eine reiche Fundgrube stoßen, nicht minder viele Homiletiken, die in dem bei ihrer Gemeinde eingeführten Gesangbuche kein für ihr gewähltes Predigtthema passendes Lied finden können, werden hier oft aus der Verlegenheit gerissen werden, wenn auch ihr Text dem Psalmbuch nicht entnommen ist. Auch was den Wortsinne betrifft, sind wir auf keine Fehler gestoßen. Luther hat kein Buch unsers Kanon fast richtiger übersetzt als eben die Psalmen, weshalb sich der Verf. auch ganz an ihn gehalten hat und den Schwall gelehrter Erregten bei Seite liegen ließ. Er versichert im Vorworte, daß von der Menge moderner Übersetzungen, Glossarien und Commentare ihm keine und keiner vorgelegen haben als die von Tholuck und de Wette. Luther war ihm Alles, und mit Recht. Noch verdient diese Verwandlung der Psalmen in Kirchenlieder in einer andern Hinsicht unsere Beachtung und Bewunderung. Der Verf., bekannt als kirchenhistorischer Schriftsteller, hat unsers Wissens als Dichter sich nie hervorgethan und lebt überdies in den Jahren, von denen wir überhaupt sagen, sie gefallen uns nicht, und wo die Luft des Lebens zu herblich und kältend weht, als daß in ihr Blüten der Poesie gedeihen könnten, die nun einmal jugendliche und Lenzwärme verlangen; in diesen Versen und Liedern aber fühlen wir keinen kältenden Anhauch, noch bemerken wir eine Gelähmtheit des Flügels der Begeisterung, und es scheint, der Geist Assaph's und David's habe die sinkende Kraft unterstützt und dem betagten Sängler das Arom der Begeisterung auf die Lippen gegossen. Und das bewundern wir. Wie so vieles Gute im Leben der Menschen, ist auch diese Bearbeitung durch Das entstanden, was man gewöhnlich Zufall nennt. Der Verf. war weit entfernt, den ganzen Psalter nach einem durchdachten Plane zu bearbeiten, wie er hier vorliegt. Es reizte ihn der schöne 124. Psalm, denselben nach einem bekannten Kirchenliede in unsere Sprache umzusetzen, und weil dies gelang, so kehrte er mit erneuter Liebe immer wieder zu jener Arbeit zurück, bis endlich das Ganze wohlgerundet und gemessen dastand. Nicht ohne Nüchternung wird man endlich die Dedicatio an des Hrn. Verf. Bruder, den Superintendenten Roethe zu Altdöbern, lesen. Er thut da einen Blick in die Vergangenheit, in das Vaterhaus, auf den Geschwisterkreis und in das Paradies der durch brave Ältern beglückten Kindheit, und wenn wir uns die Innigkeit jener Worte ans Herz wehen lassen, so fällt uns das Wort des Psalmisten ein, welches der Bearbeiter Psalm 133, B. 1, also wiedergibt:

Sieh, wie lieblich ist's und fein,
Daß in Stüb' hienieden

Brüder wohnen, herzgetreu
Und in süßem Frieden.

Summa: Wir haben hier einen Übersetzer von Beruf, über den die Gewalt der Jahre keinen Einfluß zu üben scheint, der das Gute mit dem Schönen zu mischen versteht und dessen Alter nicht ohne das dulce lenimen des geistlichen Partenspiels ist. Er hat edeln Samen gestreut und sich dadurch würdig gemacht, in die Reihen Derer gestellt zu werden, von welchen es am Schluß des 126. Psalms heißt:

Sie geh'n in Behmuth weinend hin,
Und tragen edelsaamen Samen,
Dann schau'n sie tödlichen Gewinn
Und preisen seinen Namen.

54.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Ludwig Philipp's Leben.

Eine so ruhige, unparteiische Darstellung vom vielbewegten Leben Ludwig Philipp's, wie wir sie in Birch's bekanntem Werke besitzen, hat die französische Literatur nicht aufzuweisen. So viele Schriften auch dieses ergiebige Thema behandeln, so tragen ihre Verf. doch zu sichtbar die Farbe der Partei, welcher sie angehören, als daß man von ihnen eine leidenschaftlose Beurtheilung erwarten könnte. Entweder verwerfen oder vertheilen sie Alles, was Ludwig Philipp gethan hat, seine Regierungsmaßregeln, seine Grundsätze, seinen Charakter, oder sie kennen in dem übertriebenen Lobe, das sie ihm spenden, kein Maß und kein Ziel. Jetzt erhalten wir nun ein neues Werk, welches einer umständlichen Erzählung dieses wechselvollen königlichen Lebens gewidmet ist. Es erscheint u. d. L. „Histoire de Louis Philippe“, von Amadée Wouhin und Félix Routtet. So viel man nach den ersten Lieferungen, welche uns allein bis jetzt zu Gesicht gekommen sind, urtheilen kann, streben die Verf. nach einer gewissen Parteilosigkeit, obgleich sie sich im Allgemeinen mehr auf Seite der Bewunderer zu schlagen scheinen. Ob sie auf diesem Wege nicht zu weit gehen werden muß die Fortsetzung ausweisen. Indessen wollen wir gleich von vornherein erklären, daß wir das ganze Werk zu den Erscheinungen zählen dürfen, bei denen der eigentliche Text gegen die Kunstbeigaben in den Schatten tritt. Die Hauptsache bilden die Kupfer und Ansichten, zu deren Anfertigung Raler von europäischem Rufe wie Porace Vernet, Bellangé, Tony Johannot u. A. gewonnen sind. So wird denn das Werk, welches auf etwa 100 Lieferungen berechnet ist, selbst wenn die literarische Ausführung vor einer höhern historischen Kritik nicht Stich hält, doch immerhin wenigstens ein artistisches Interesse bieten.

Handbuch der Nationalökonomie.

Im Allgemeinen gehen die französischen Nationalökonomien zu sehr von individuellen Voraussetzungen aus. Ein Jeder modellt sich sein System auf die eigene Faust. Es versteht sich von selbst, daß der Wissenschaft dadurch nur ein sehr unbedeutender Gewinn ersprißt. Es fehlt der französischen Literatur an einer klaren, bündigen Zusammenstellung der wohlbegründeten Lehren, welchen als den gewonnenen Resultaten der Wissenschaft allgemeine Geltung beigelegt werden kann. Ein solches Werk, wie wir es schon längst vermißt haben, erhalten wir gegenwärtig u. d. L. „Éléments de l'économie politique“, von Joh. Garnier. Dasselbe bildet einen Inbegriff dessen, was sich in einer Menge von Schriften nationalökonomischen Inhalts an wirklich positiven Lehren auffinden läßt. Es ist dies eine fleißige, anspruchslose Arbeit, welche von allen Denen, welchen daran liegt, einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft zu gewinnen, mit Vortheil benützt werden wird.

17.

Montag,

Nr. 12.

12. Januar 1846.

Anemonen aus dem Tagebuche eines alten Pilgermannes. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 11.)

Indem wir das bisher Niedergeschriebene überlesen, bemerken wir, daß eine ähnliche Anzeige und Durchmusterung der einzelnen Blätter dieser so üppig wuchernden „Anemonen“ weit über den uns gesonnenen Raum hinausgehen würde. Die hauptsächlichsten Gesichtspunkte des gelehrten Verf. sind jedoch hinlänglich bezeichnet, so daß wir uns auf einzelne Stücke zur Ergänzung und Beleuchtung des bereits Mitgetheilten beschränken können.

Wenden wir uns also noch einmal zu den allgemeinen österreichischen Zuständen zurück, so haben wir zuvörderst das fortgesetzte Bestreben unsers Verf. anzumerken, die „genealogisch-publicistische Fiction einer Identität der beiden Häuser Habsburg und Lothringen“ zu zernichten. Hier wird Napoleon's hochfahrender Versuch im J. 1809 erwähnt (II, 25), dann Leibniz' berühmtes Gutachten mit Anmerkungen versehen und seine Beweisführung bestätigt, daß die Baudemont und alle lothringischen Linien von Guise, Elboeuf, Lambesc u. A. zu den sept princes étrangers Frankreichs gerechnet worden sind, zuletzt noch erwähnt, daß in England echte Habsburger von dem 1408 in der Schweiz erloschenen Zweige in Lauffenburg leben, nämlich die Fielding, Grafen von Denbigh und Desmond, für deren Ansprüche sich Manches sagen ließe, und daß Kaiser Franz II. von einer „Betterschaft“ mit dem Hause Lothringen habe durchaus nichts wissen wollen (II, 97—116). Eine zweite stehende Rubrik bilden die Bedrückungen der Länder Ungarn und Böhmen, das Spielen der Habsburger mit Eiden, die Eingriffe in die Verfassung beider Länder und die völlige Rivellirung. Die Habsburger, sagt der Verf., hatten mit ebenso viel Klugheit als Glück in diesen Ländern den Katholicismus vorangestellt für das Untertreten jedes geschichtlichen Rechtszustandes. Wie sie sich aber in dem so erzkatholischen Tirol doch diese Übermacht zu verschaffen gewußt hatten, zeigt der Verf. in einer besondern Abhandlung (I, 270—286), wo dann auch die von ihm oft gelesene Bemerkung wiederholt wird, daß Tirol eigentlich gar nicht in ein Land gehöre, sondern daß der Heilige Friede im J. 1809 mit wenigen

Ausnahmen nur wieder zusammengestellt habe, was nach Natur, Sprache, Sitte und Historie zusammen gehöre. Damals blieb bekanntlich das nördliche Tirol bairisch. Zum dritten unterliegen die Pläne Karl's V. zu einer Habsburgischen Universalmonarchie scharfem Tadel und das Verdienst desselben Hauses, eine Vormauer gegen die Türken und der Schutz für Europas Civilisation gewesen zu sein, wird gänzlich in Abrede gestellt. Ungarn ist durch deutsche Häufte und durch deutsches Geld befreit worden, unter Rudolf II., unter den Ferdinanden und sonst rettete nur die Verweilichung des Serail, die Stupidität des mehrmals erlauteten Divan und der „Mann Gottes, das unmittelbare Werkzeug der Vorsehung“, der Prinz Eugen, das übrige Europa vor der osmanischen Barbarei. Dagegen bezeugt Hr. v. Hornmayer, daß Osterreich „mit Recht und mit Ruhm gegen die revolutionnaire Hydra und gegen die Weltmonarchie des Soldatenkaisers Napoleon ritterlich“ gekämpft habe und daß dessen Haß gegen alle alten Dynastien in dem „treuen und muthigen Osterreich die größte Indignation und die aufrichtigste Begeisterung für sein Regentenhaus“ geweckt hätte. Es ist in der That wohlthuend, in solchen Stellen (II, 20—26, 32) auch einmal Worte der Anerkennung und des Lobes bei unserm Verf. zu lesen, und manche neue Thatsache, wie über die Schlacht bei Aspern, auf den Schauplatz der Öffentlichkeit gezogen zu sehen. Dazwischen aber treten freilich (und das wäre ein vierter Punkt) um so greller die Abschnitte hervor, in denen der Verf. den Geistesdruck schildert, der seit Jahrhunderten auf den Ländern des Hauses Habsburg, mit geringer Ausnahme in der Josephinischen Zeit, gelegen hat. Denn es wären förmliche Befehle zur Geschichtverfälschung ergangen (II, 14), es könne also auch in Osterreich keine partellose Geschichte und keine Denkwürdigkeiten einzelner Männer geben, selbst die „Österreichische militairische Zeitschrift“ habe unter den Fesseln einer „den persönlichen Rücksichten fröhnenenden“ Censur leiden müssen (II, 66—84); Männer wie Schneller und Mailath hätten die Wahrheit nicht sagen wollen, auch gegen Buchholz und Lichnowsky ist Vieles einzuwenden, obschon sie doch der „alltäglichsten Lohhuberei weniger dienstfertigen“ gewesen wären. So tabelnden Urtheilen ließe sich manche Ermäßigung entgegenstellen,

wenn hierzu der Raum gestattet wäre. Was der Verf. über die östreichische Censur in den Tumult der Tageswelt hineingeschrieben hat, scheint auf persönlichen Erfahrungen zu beruhen. Wir haben aber einen Theil dieser Geschichten (II, 57 — 63) schon in Hormayr's „Historischem Taschenbuche“ für 1845 gelesen — wie denn der Verf. solche hässliche Dinge gern zwei- oder dreimal drucken läßt — und schon damals beklagt, daß Männer wie Collin, Jedliß, Auersperg u. A. den „Nadelstichen der Polizei“ so preisgegeben werden konnten, deren Unwissenheit in diesen Fällen meistens schlimmer war als ihre Willkür. Den ersten Vorwurf habe man den Jesuiten nicht machen können, deren bewundernswürdige Consequenz in Oestreich den nachtheiligsten Einfluß auf Selbstkenten und Erfinden geübt hat, wenn gleich sie auch bedeutende Gegner, wie den Fürsten Lobkowitz unter Leopold I., von Zeit zu Zeit gehabt haben (I, 296 — 303). Durch sie besonders wurde auch die Unbuddsamkeit der Regierung gegen die Katholiken und Dissidenten, die nach des Verf. Urtheile ein so böser Fleck in der Geschichte der Habsburgischen Dynastie ist, außerordentlich befördert, die Bauernaufstände genährt und die Auswanderung der evangelischen Salzburger hervorgerufen (I, 321 — 347).

Unter den Geschichten einzelner Regenten ist vorzugsweise die Zeit Karl's VI. und die Herrschaft Maria Theresia's mit reichen Erörterungen ausgestattet und auch die Sittengeschichte in einer Reihe anziehender Schilderungen bedacht worden. Karl VI. war bei manchen schönen und liebenswürdigen Eigenschaften, unter die namentlich die Reinheit seines Privatlebens und seine Liebe für Kunst und Wissenschaft gehören, nicht frei von der Eroberungssucht seiner Familie und von dem Bestreben, die öffentliche Meinung, die sich unter ihm zuerst als eine Macht zu zeigen anfing, niederzuhalten. Von Natur wohlwollend und mild verließ ihn doch nie die spanische Grandezza; Niemand hat ihn lachen sehen und Werkstoffe gegen die Etiquette oder die Nichtachtung seiner kaiserlichen Person wurden streng geahndet. Hiervon zwei Beispiele. Einen jungen Urfenkel hatte auf einer Winterjagd, des Kaisers Rücken leider zu erreichbar, eine, wenn auch nicht fatalistische, doch fatale Naturnothwendigkeit ertödt. Der erzürnte Kaiser verbot ihm für immer sich am Hofe zu zeigen. Der Letzte aus dem Hause Kottal hatte sich bei einer großen Treibjagd zu sehr mit einer niedlichen Treiberin herumgetrieben und dem unvermuthet heransprengenden Kaiser auf dieser allerdings gegen Thiere und Rothwild gerichteten Jagd den unerwarteten Anblick eines Thieres mit zwei Rücken gegeben. Kottal kam dafür in Arrest und dann als Plagiatenamt auf sieben Jahre an die türkische Grenze, die Dirne erhielt eine Anzahl Ruthenstreiche (I, 292). Weiter wird es erzählt, daß die Herynproceffe unter ihm nie aufkommen sind; die Sicherheit der Landstraßen nahm zu, die Justiz war streng, namentlich gegen Niedere; Vornehme wurden nur in Hochverrathsfällen mit der Folter, sonst durch Einsperrung oder mit Geldbußen bestraft, doch

wird auch (I, 294) ein strenges Blutgericht gegen die adelige Familie Strafaldo erwähnt. Sonst herrschte freilich noch große Wildheit der Sitten, die sich auch in der Verfolgung der Juden zeigt, ungeheurer Junststolz und unaufhörliche Hinnegung zum Faustrecht und zur Selbsthülfe, wie die (I, 346—356) aus den Zeiten vor Karl VI. und aus seiner eigenen Regierung beigebrachten Belege zur Genüge darthun. Wir führen hier nur einen an. Einem ungarischen Juden, der einem Christenmädchen Gewalt angethan hatte, wurde das Glied, womit er gesündigt, in ein mit Pech und Schwefel erfülltes Gefäß eingespundet und selbiges in langsamem Feuer gesetzt, ihm aber, als gnädige Mildebung, ein scharfes Messer dabei gelegt, damit er im Wahnsinn der Qualen sich das Glied abschneiden und alsdann frank und frei herumlaufen möge (1548).

Nach Karl's Tode bestieg seine Tochter Maria Theresia den Thron, „im redlichen Glauben auf ihr gutes Recht, im Gefühl ihrer Geistes- und Herzenskraft, im Vertrauen auf die mit den europäischen Mächten nach schweren Verlusten und Demüthigungen zu Stande gebrachten Verträge“. Sie war, um des Verf. Worte zu brauchen, die klügste, nachhaltigste, herrlichste Despotenfee, sie duldete gar keine, nicht geistliche, nicht weltliche Mittelmacht, ihre Verfassungsänderungen in Ungarn, Dähmen, Siebenbürgen und andern Erbstaaten geschahen ohne Geräusch, ohne Härte, so gleichzeitig mit der steigenden kirchlichen staats- und privatrechtlichen Aufklärung der Völker, daß gar keine rechte Furcht aufkam, wohin diese Veränderungen, die nichts unberührt ließen, führen sollten (II, 206). Dieser Grundgedanke des Verf. wird mit vielen Einzelheiten belegt; deren Aufzählung wir uns jedoch versagen müssen. Ebenso können wir auch nur mit einem Worte auf die frische, lebendige Erzählung der Begebenheiten des ersten schlesischen Kriegs hindeuten (II, 165 — 190), die sowie die Beschreibung der Schlacht bei Fontenay (II, 202 fg.) neue Beweise für Hrn. v. Hormayr's ausgezeichnetes Talent zu solchen Darstellungen sind. Den häuslichen Eigenschaften der Kaiserin Maria Theresia wagt er, wie zu erwarten stand, seine große Verehrung. Ihre innige Liebe zu dem ihr nicht immer treuen Gemahle, „ihrem zärtlichsten Freunde, ihrem liebsten Gefährten und ihrer wahren Lebensfreude“ (wie sie sich nach seinem Tode ausdrückte), ihre unverrückte Theilnahme für das Wohl ihrer entferntesten Töchter, ihre milde Worte gegen die Gräfin Auersperg, die letzte Neigung ihres Gemahls („Wir haben nämlich sehr viel verloren, meine Liebe“), ihr herzliches Trostschreiben an die Gräfin Haugwitz nach dem Tode des einsichtsvollen Ministers Haugwitz (I, 236 fg.) — alles Dies und manches Andere sind schön dastehende Blüten in dem Kranze dieser „Anemonen“. Wie großartig und rührend war die Art, durch die das wiener Publicum von der Geburt des Erbprinzen Franz die Kunde erhielt. Es war am 10. Febr. 1768, als um 7 Uhr Abends der Eilbote aus Florenz mit der frohen Kunde ins Cabinet Theresia's trat. Sie arbeitete

in Staatsgeschäften. Lebhaft, wie sie noch immer war, sprang die Kaiserin auf, stürzte unaußhaltbar durch die verwunderte Antischambre, durch alle Vorzimmer, über die weiten Gänge ins Theater in der Burg, in die Kaiserloge, riß athemlos deren Fenster auf und schrie in freudigem, überlauten Wienerdialekt ins Publicum herab: „Der Leopold hat' an Dueb'n! und grad zum Bindband auf meinen Hochzeitstag — der ist galant.“ (I, 240.)

Wir können jedoch dem Verf. nicht weiter in die Mannichfaltigkeit seiner Gegenstände nachfolgen. Daher gedenken wir nur noch der Charakteristiken mehrerer österreichischen Feldherren und Staatsmänner, der tapfern Grafen Starhemberg, der Minister Haugwitz, Bartenstein, Uhlesfeld, Siegendorf, Chotec und des Fürsten Kaunitz, von denen besonders die letztere, am Schlusse des zweiten Bandes, von meisterhafter Vollendung ist. Bei Bartenstein erfahren wir unter Anderm, daß er der starrsinnigste Widersacher Preußens jederzeit gewesen und Karl's VI. Schritte bei Friedrich Wilhelm I. zur Begnadigung seines Kronprinzen Friedrich zu hintertreiben sich alle Mühe gegeben habe, wobei uns zugleich (I, 386 fg.) ein ungedruckter Brief des genannten Königs an Karl VI. und einer des Letztern an Eugen von Savoyen mitgetheilt werden. Der König erklärt hier, daß sein Sohn seine Begnadigung lediglich den Vorstellungen des Kaisers zu verdanken habe und daß sein Kronprinz daraus abnehmen möge, wie sehr er ihm und dem Erzhaufe Osterreich verpflichtet sei. Es dürfen diese Beweiskünde nicht unbekannt bleiben, da sie mit der Annahme bei Preuß („Friedrich's II. Jugend und Thronbesteigung“, S. 105) nicht übereinstimmen. In anderer Beziehung verdient die genealogische Nachweisung angemerkt zu werden, daß Friedrich V. von der Pfalz und seine Gemahlin Elisabeth die unmittelbaren Ahnen des euen Kaiserhauses Osterreich-Lothringens sind, also auch die Ahnen von Toscana, Modena, Neapel, von der unschuldigen Königin Isabella von Spanien, der lange verfolgten Maria da Gloria von Portugal, die Ahnen des französischen, dänischen, britanischen, preussischen Königsstammes und durch letzteres auch des kommenden russischen Zarengeschlechtes (II, 134—140). Wie bewandert aber der Verf. in allen Lebensverhältnissen seiner Zeitgenossen ist, zeigen die Nachrichten über den Abenteuerer Karl Friedrich Kobielitz, dessen Namen hier die meisten Leser zuerst erfahren und der von der zweiten Theilung Polens an bis zur Vermählung Maria Luise's eine sehr einflußreiche Rolle in Osterreich gespielt hat (II, 84—95). Daß Hr. v. Hormayr in solchen Dingen mitunter auch etwas Menschliches begegnet, darf uns nicht verwundern. So weiß er z. B. ganz bestimmt (II, 92), daß der englische Unterhändler Lord Bathurst von des französischen Polizeiministers Savary Schergen im Brandenburgischen eingeholt und in einen märkischen See gestürzt sei, worüber sich doch Warnhagen von Ense, der in seinen „Denkwürdigkeiten“ (II, 340—343) die ausführlichste Erzählung dieses räthselhaften Vorgangs gegeben hat,

weit vorsichtiger ausspricht. In einer andern Stelle (II, 246) folgt der Verf. der traditionellen Darstellung, daß die Königin von Polen am 10. Sept. 1756 durch preussische Grenadiere von der Thür des dresdner Archivs „weggezogen“ sei, worüber doch die genaue, durch strenge Zeugnisse festgestellte Erzählung des Professors Pteuß in den berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ (1841, Nr. 60) ihn eines Bessern hätte belehren können.

Wichtiger dürfte aber die Ausstellung sein, daß manche der hier mitgetheilten Züge, Urtheile und Betrachtungen sich schon, wenn auch nicht wörtlich, in andern Hormayr'schen Werken, namentlich in den historischen Taschenbüchern, vorfinden. Nun mag das immerhin einige Entschuldigung darin finden, daß der Verf. Seele von eben diesen Dingen so voll ist, daß er sie, wie sie ihm Tag und Stunde zugebracht haben, niederzuschreiben pflegte, frei und behaglich den Lebensberührungen folgend. Aber die Wiederholung derselben Gegenstände, und fast mit denselben Worten, in den „Anemonen“ hätte doch bei sorgfamer Durchsicht des Manuscripts vermieden werden müssen. So werden des bairischen Feldmarschalls Seckenborff und des österreichischen Ministers Lobkowitz Verhaftungen an zwei verschiedenen Orten (II, 73 u. 199; I, 211 u. 294) erzählt, und Ähnliches wird der aufmerksame Leser auf mehreren Blättern wahrzunehmen Gelegenheit haben.

Ein Hormayr'sches Buch ohne Urkunden und ungedruckte Briefe würde seinen Verf. verleugnen. Und so sind auch hier in einem Anhange zum zweiten Bande einige Briefe Torstenson's und Lilky's nebst der langen, gründlichen Apologie der Stände sub utraque im Königreich Böhmen vom J. 1619, aus den verborgenen Kammern des Verf., an das Licht gezogen worden. Er muß in der That einen uner schöpflichen Reichthum in solchen unbekannt gebliebenen Actenstücken und Staatschriften besitzen, denn überall wirft er, um mit Goethe zu sprechen, seine Kuchen in das Meer, ohne sie bis jetzt so genießen zu sehen, wie es die uneigennütige Absicht des Gebers erwarten könnte.

N a c h s c h r i f t.

Nach Niederschreibung des obigen Artikels habe ich zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß das in den „Anemonen“, Bd. I, S. 388, mitgetheilte „Dankfagungsschreiben Friedrich Wilhelm's I. von Preußen an Kaiser Karl VI.“ schon in dem „Leben des Feldmarschalls Seckenborff“, Th. 4, S. 288 fg., abgedruckt steht. Weniger bekannt, schrieb mir ein in diesen Angelegenheiten sehr wohl bewandertes Mann, ist der Brief des Kaisers an den Prinzen Eugen („Anemonen“, I, S. 380), der aber jedenfalls nur der Reflex von dem Briefe des Kaisers sein kann. Friedrich Wilhelm aber, sagt derselbe hinzu, schrieb aus Höflichkeit, wie in solchen Fällen stets geschieht, mehr als wahr war. Das eigentliche Sachverhältniß aber und die zuverlässigsten Nachrichten ergeben

sich aus der von mir bereits angeführten Schrift über „Friedrich's II. Jugend und Thronbesteigung“ von Preuss. 20.

Serbien, seine europäischen Beziehungen und die orientalische Frage, von L. von Szafraniec Bystrzowski. Aus dem Französischen. Leipzig, Thomas. 1845. 8. 1 Thlt

Es ist unleugbar, daß das kräftige Erwachen des Gefühls für Unabhängigkeit und Nationalität bei den verschiedenen Völkern der großen slavischen Familie auch ein neues Element der Kraft und Macht in die politische Welt bringen werde; aber es kommt nur darauf an, wie und von welcher Seite und zu welchen Zwecken dieses Element benutzt oder etwa gemisbraucht wird. In dieser Hinsicht haben die unter den slavischen Völkern der europäischen Türkei seit längerer oder kürzerer Zeit stattfindenden Bewegungen, deren Zweck nur eine feste Gestaltung ihrer politischen Zustände auf der Grundlage nationaler Selbstständigkeit ist und sein kann, allerdings auch ihre bestimmten und unverkennbaren Beziehungen zu Europa, und sie bilden in gewisser Hinsicht auch den Mittelpunkt der orientalischen Frage. Der Verf. der vorliegenden Schrift hat sich in derselben nur auf Serbien beschränkt, und mit Recht, denn eben in Serbien hat jene Bewegung, jenes kräftige Erwachen des Gefühls für Nationalität schon ein bestimmtes Ziel erreicht und eine gewisse Zukunft sich erkstritten. Es verlohnt sich daher wol der Mühe, in der Geschichte den früheren Bestrebungen der serbischen Nationalität, ihrer Erhebung und ihrem Ruhme, ihrem Falle und ihrem Unglücke nachzuforschen, die Anstrengungen hervorzuheben, welche die Serbier haben machen müssen, um sich vom fremden Joch zu befreien, die Mittel bemerklich zu machen, welche sie angewendet, und die Erfolge darzustellen, welche sie in ihrem Europa nicht genügend bekannt und doch so ruhmreichen Kampfe errungen haben. Es verlohnt sich dieser Mühe für Europa und für die andern slavischen Völkern der Türkei; aber es ist auch unabweißbare Pflicht, die Lehren der Geschichte für sie alle in Betreff der Wahl Derer, denen sie für Gegenwart und Zukunft ihre Geschichte vertrauen, eindringlich und nachdrücklich ihnen vorzuhalten, damit sie nicht, was namentlich bei der in dem slavischen Charakter liegenden Sorglosigkeit und Lässigkeit so sehr zu befürchten ist, um ihre Nationalität und ihre politische Selbstständigkeit, die sie erstreben, betrogen werden. Serbien ist den Intriguen solcher falschen Freunde, solcher egoistischen Vermittler zum beklagenswerthen Opfer gefallen. Serbien selbst und die übrigen Slaven der Türkei sowie andere Völker mögen sich demnach für die Zukunft hieraus eine besondere Lehre nehmen und sie beachten, nach dem alten bewährten Worte des Römers: Timeo Danaos et dona ferentes! Die vorliegende Schrift gibt in allen jenen Beziehungen genügenden Aufschluß und unterdrückt auch die Lehren und Warnungen nicht, die die Geschichte Serbiens aus der neuesten Zeit laut und vernehmlich verkündet. Sie sprechen auch zu Europa, vornehmlich aber zu seinen Staatsmännern an den Ufern der Donau, Themse und Seine, und haben dies schon längst gethan; allein sie sind blind oder lassen sich von Sirenenstimmen in süße Träume einfließen, in denen ihnen die getäuschten Völker das hohe Stück Europas in lieblichen Bildern der Zukunft vorführen. In Serbien haben wir in den letzten Jahren ein solches Stück im Kleinen aufführen sehen; jedenfalls ist es nicht das letzte, aber hoffentlich auch nicht der letzte Act dieses vaterländischen Dramas. Natürlich verbreitet sich die vorliegende Darstellung besonders ausführlich über die letzten Kämpfe der Serbier unter Czerni Georg und Milosch bis zur neuesten Verwicklung; aber der traurige Ausgang der

Kämpfe selbst breitet einen düstern Schleier über die heldenmüthigen Anstrengungen der Serbier, die um den Preis derselben betrogen worden sind. Der Darstellung gebricht es im Ganzen an einer gewissen Einfachheit und Klarheit, mag das nun an der Übersetzung oder an dem französischen Original liegen, oder die Schuld des verwickelten Gegenstandes selbst sein; daß aber hier (S. 32) in diesem Zusammenhange des unglücklichen Rhigas gedacht wird, der ein Grieche war und ein Vorläufer der Unabhängigkeit Griechenlands geworden ist, dagegen unmittelbar mit der Erhebung der Slaven in der Türkei nichts zu thun hat, hätte von dem Übersetzer beseitigt werden sollen, wenn auch nur in einer Anmerkung. 1.

Literarische Notizen aus England.

Ein hartistischer Dichter.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß der Chartismus in England in dem Schooße der untern oder arbeitenden Classen selbst eine ungewöhnlich große Menge begabter Geister aufgerufen, welche durch Dichtergaben die gewaltigen Organe der Wünsche und Bedürfnisse geworden sind, die in diesen Schriften sich regen, ein Beweis, wie ursprünglich, durchaus nicht von außen hineingetragen solche Wünsche und Bedürfnisse darin sind. Wir wollen hier nur an Elliot, Robert Nicoll, John Prince u. A. erinnern. Unter den in der letzten Zeit vielgenannten Männern dieser Art gehört S. Cooper, welcher besonders durch sein „Purgatory of suicides“ großes Aufsehen gemacht. Sein neuestes Werk unter dem Titel „Wise saws and modern instances“ ist zwar kein episches Gedicht wie das genannte, sondern eine Reihe von Lebensbildern, in der Art wie die in Deutschland so sehr in Auf gekommenen Dorfgeschichten und dem Ähnlichen; aber sie beweisen aufs neue das hervorragende Talent des Mannes, wenn auch die überall hervorleuchtende Parteirichtung in politischer oder gesellschaftlicher Hinsicht denselben eine gewisse Eintönigkeit verleiht. Bekanntlich duldet ihr Verf. im Gefängniß seine thätige Theilnahme an den früheren ungeseglichen Bewegungen seiner Partei. Muße und Studien während dieser Haft scheinen sein Urtheil gereift zu haben, denn die immer wiederkehrende Moral seiner Erzählungen ist diese, daß bei noch so entschiedener Besinnung man für das Handeln die Zeit und ihre Strömung nicht außer Acht lassen, Vorurtheile glimpflich behandeln und mit Besonnenheit vorgehen müsse.

Eine Schrift über das Gefängnißwesen.

Die Gefängnißkunde, welche bei den Humanitätsbestrebungen der neuern Zeit eine besondere Wissenschaft zu werden verspricht und bereits eine ziemlich umfangreiche Literatur zählt, hat in dem Werke „Prisons and prisoners“, von J. Ashhead, einen neuen schätzbaren Beitrag erhalten. Der Verf. ist ein Berthebiger des „Trennungssystems“, welches er gegen den Dichter Charles Dickens und die „Times“ lebhaft und mit starken Ausfällen auf die Genannten, die er der Unkenntniß zeugt, in Schutz nimmt. Seine Meinung unterstützt er mit den in dem Gefängniß zu Pentonville gemachten Erfahrungen, wo dieses System eingeführt worden ist. Er hebt besonders hervor, daß das „Trennungssystem“ nicht mit dem „Einsamkeitssystem“ verwechselt werden dürfe; denn das erstere trenne den Verbrecher bloß vom Umgange und der Gesellschaft der andern Verbrecher, während es nicht nur für seine leibliche Gesundheit, seine geistige Ausbildung und sittliche Verbesserung die größte Sorgfalt trage, sondern auch vermeide, ihn ununterbrochen seinen eigenen Gedanken zu überlassen, indem er täglich von mehreren dazu angewiesenen Personen, welche zu obenan gegebenen Zwecken seine Besserung und Bildung zu fördern beufen sind, Besuche erhalte. 12.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

— Nr. 13. —

13. Januar 1846.

Franz Dingelstedt.

Gedichte von Franz Dingelstedt. Stuttgart, Cotta. 1845.
8. 2 Bde.

Der Wind blies schon durch die Stoppelfelder und die Scharen der Vögel sammelten sich auf den Dächern, um nach dem wärmern, lindern Süden zu pilgern. Um dieselbe Zeit, es war im October 1841, brach auch Franz Dingelstedt in Fulda sein Dichterzelt ab, um seine Wandererschaft zu beginnen. Zwei Dinge ließ er uns zurück, die wie zwei nicht flügge gewordene Kinder klagend ihn umflatterten und deren Flügel zu schwach waren, um die Fahrt nach den fernern Ländern mitzumachen. Das eine war so recht eigentlich ein Ding, res, hüßlos, trostlos, rechtlos steuernd auf den seichten Fluten des deutschen Journalismus, es war die Wochenschrift „Salon“. Kaum war sie ein halbes Jahr unter harten schweren Drangsalen der Censur alt geworden, als ihr hoffnungsvoller Vater, um im Leichenstille zu reden, dahinschied, und sein Kind vereinsamt, verwaist zurückließ. Doch auch sterbend sorgte der Vater noch für seinen Schöpfling, freilich so gut als in der Eile und Hast es sich machen ließ. Ich hielt mich zu derselben Zeit bei meiner Mutter im Hanauischen auf, die Mahnungen Dingelstedt's kamen immer dringender, doch ja vor seiner Abreise mich in Fulda einzustellen. Ich kam; da lagen schon die Kisten und Kasten wild durcheinander und an der Thür stand der Wanderstab. Während die Deckel zugeschlagen wurden, inmitten dieses erhabenen Getöses und herzergreifenden Donners, während die Staubwolken dicht und schwarz vom Boden, von den Kisten und Wänden auf uns, um uns ihren schützenden Mantel ausbreiteten, inmitten aller dieser Festlichkeiten — Sie sehen, ich befehle mich eines bessern Stils als die preussische Staatszeitung — wälzte der scheidende Redacteur die schwere Last auf meine jungen Schultern, Briefe wurden geschrieben, Manuscripte durchgesehen und übergeben, und als der Hammer den letzten Schlag auf die große Kiste gethan hatte, die einstweilen als unnützer Ballast für den leichten Wanderer in Fulda zurückblieb, war auch der wichtige Moment vorüber und wir sahen uns ganz nüchtern an, als das Getöse, nämlich des Hammers, schwiieg, das Volk, nämlich der Schlosser, sich verlaufen hatte.

Dies war die eine Sache, und als wieder ein Jahr zu Ruhe ging, so lag das Kind, unser vielgeliebter Salon II., todt und stumm vor uns, indes wir Väter an seinem Grabe sich zankten, wer am meisten das Kind geliebt oder vermöhnt habe, oder ob es durch einen unabwendbaren Schlag des Geschicks hätte fallen müssen. Die andere Sache war so recht eigentlich keine res, sintemal wir als Germanen und Theisten ein anderes Princip rücksichtlich der Frauen denn als die alten Griechen haben; aber auch dieses Ding war sehr traurig und hat gewiß mehr schlaflose Nächte denn unser scheidender Poet in trüben Rück Erinnerungen zugebracht; doch gehört dies eigentlich nicht hierher, ich weiß auch nicht, ob die Schwester dasselbe Ende wie ihr Geschicksbruder gehabt hat.

Dingelstedt schied, es war kein freudiges Scheiden, etwa wie ein Schmetterling aus der Puppe herausflattert, er schied, weil sein rastloser Geist instinctartig ihn einer andern Zukunft in die Arme trieb und stachelte. Es lag eine gewisse Zuversicht, ein erfreuendes Selbstvertrauen in seinem Gehen, das alle die ängstlichen Bedenklichkeiten, die theils phylisterhafte Engherzigkeit, theils auch zarte Besorgniß liebevoller Herzen ihm entgegenhielt, überwand und, um sein Geschick zu erfüllen, wie mit Siegerschritten über sie hinwegging. Es war eine finstere Nacht, der Regen prasselte auf unsern Schirm, unter welchem ich Dingelstedt zur Post geleitete. Der Wagen kam, durch die schlechte Witterung aufgehalten, beinahe drei Stunden später als die Zeit zur Abfahrt bestimmt war. Dingelstedt war sehr traurig, der Gedanke an seine Zukunft brachte trübe Bilder in seine Seele, während wir zusammen in der kühlen Postkutsche auf den Wagen harrten, der Wein vermochte nicht die ängstliche Spannung zu vertreiben, da endlich klang das Regnerhorn so wehmüthig und verlassen durch die dunkle regnerische Nacht, daß wir erschrocken von unsern Sigen aufstuhren; der Würfel war geworfen, wir reicheten uns die Hände; zwei verschlafene Gesichter mit stummem Murren nahmen den neuen Unbekannten in ihre Mitte und der Wagen rasselte weiter.

Nach vier Jahre sind seit jenem Abende verfloßen, und wenn hier und da von den Stationen seiner Wandererschaft ein Blatt zu uns herwehte, so folgten wir gern

seiner weitem Entwicklung mit freundlichem Blicke. Literarisch hat Dingelstedt seit jener Zeit außer den Berichten für die „Allgemeine Zeitung“ wenig von sich hören lassen; die Sammlung der „Friedlichen Novellen“ war zum größten Theil aus bereits bekannten Erzählungen zusammengesetzt und enthielt nur wenig Neues, was während seiner Wanderhaft entstanden war. Unter den vielfachen Anzeigen und Recensionen derselben war gewiß die von H. Koenig in d. Bl. nicht allein die richtigste und aufrichtigste, sondern gerade deswegen auch die schärfste, weil er den Freund zu gebiegenen Productionen hinzuleiten sucht, die er in der Hast jenes Wanderlebens überreife, weil er ihn an sein Talent erinnert, das ihn gewiß bei ruhigen tiefer durchdachten Kunstwerken nicht verlassen wird. Wir griffen deshalb um so begieriger nach der Sammlung der neuen Gedichte bei Gotta, als durch die Reisen und durch die wechselnde Lage der Verhältnisse Dingelstedt gewiß Anregung genug erhalten hat, sein Talent zu entwickeln, zu fördern.

Ich möchte Dingelstedt's Dichten mit dem Spiegel eines Sees vergleichen; rings hast du reizende Baumgruppen, leises, süßes Flüstern in den Wipfeln der Bäume, Blumen, die ihre Blüthenkelche tief wie zum Kusse hinunter auf den klaren Spiegel neigen. Ein Blatt, das ein leichter Wind vom Baume schüttelt, bewegt die Flut, ihre Wellen kreisen und hallen in einem Gedichte zu dir herauf; der West, der die Blumen am Gestade schüttelt und sie auf die Flut drückt, bringt Schwingungen auf ihr hervor und du hast ein Gedicht; der Schwan, der seine Bahnen durch die Fluten zieht, regt die Wellen auf und sie klingen in einem Liede wieder; die Räder, die im Strahle der Abendsonne über die Fläche hingauckelt und mit den leichten Füßen die Flut bewegt, schafft ein Gedicht; die Erde, die vom Ufer sich abbröckelt, der Frosch, der in lauen Sommerabenden hinunter springt, der Sturm, der die Wellen aufreißt, Alles sind Veranlassungen, daß die Dichtervelle schwingt, daß die Dichterquelle sprudelt. Dadurch entsteht freilich in der Production Dingelstedt's eine Leichtigkeit, aber oftmals auch eine Flüchtigkeit, die den Eindruck schwächt, weil die Anregungen nicht aus der Tiefe sondern nur von der bewegten Oberfläche kamen. Verstehet man übrigens diesen Vergleich nicht falsch und glaube etwa, daß die Lieder Dingelstedt's nur in äußern Anregungen und Anregungen ihre Veranlassung fänden; der See hat auch seine Perlen, seine goldenen Fische, die in der Tiefe lagern; wenn so eine Perle sich losreißt von dem Grunde, so ein Fischchen aus der Tiefe herauf seine Schwingungen nach der Oberfläche fortsetzt, da haben wir Gedichte, die nicht sowohl an Schönheit der Form als auch an innerm kernhaften Gehalte lähn den besten der neuern Lyrik zur Seite stehen können. Dingelstedt hat ein bewegliches reizbares Herz, aus dem seine Lieder strömen, diese Beweglichkeit und Reizbarkeit ist oft aber in solchem Grade gesteigert, daß seine Production an Unruhe und Überreiz leidet; seine den Eindrücken allezeit geöffnete Brust

nimmt daher oft Stoffe auf, die sichtlich die Farben einer nur oberflächlich bewegten Empfindung widerspiegeln. Dingelstedt's Lyrik ist durch und durch individuell; die Eindrücke bringen oftmals nicht bis zum ideellen Ich hindurch, sondern bleiben in der reinen individuellen Anschauung des Dichters versunken, aus welcher sie dann zum Liebe krystallisiren; frisch, lebendig sind jene Lieder freilich beinahe alle, weil die concrete Persönlichkeit des Dichters selbst eine solche ist, aber jene Durchsichtigkeit, jenes geistige den Stoff beherrschende und überwältigende Element geht dadurch auch oft verloren. Aufgabe der lyrischen Kunst ist und bleibt es immer, das Individuum abzuklären in einem Allgemeinen, in seinem Ideale; das Ideal ist und bleibt der große weite Hintergrund, der tiefe Schacht aus dem die Lieder hervortönen. Bei dieser individuellen Richtung Dingelstedt's kommt es daher auch oft vor, daß die Leidenschaft unmittelbar auf seine Production einwirkt und dieser zu persönlich gespannte Formen verleiht, während die Lyrik doch eigentlich nicht durch die Leidenschaft unmittelbar sich bewegen lassen darf, sondern von ihr nur indirecte Einwirkungen empfängt. Es kommt ferner daher ganz aus demselben Grunde, daß die Individualität Dingelstedt's den Stoff weit überragt und den Gedichten die persönliche Färbung zu stark aufträgt.

Ein charakteristischer Zug der Gedichte Dingelstedt's ist es, daß durch sie hin eine leise leichte Wehmuth weht, die bei den gelungenen uns wie Heimweh nach verlорener Liebe, nach verlорenem Vaterlande, wie ein fernes trübes Todtengeläute entgegen klingen, bei sehr vielen aber in eine zu große Weichlichkeit und verschwommene Sentimentalität sich verwischt haben. Gutzkow erwähnt in einer Recension der ältern Gedichte schon diesen Punkt, freilich lobend, wenn er sich ausdrückt: „Wer diesen Sänger der Liebe und Treue, diese jetzt selten gewordenen Ausnahmen eines Dichters (soll dies in Wahrheit oder in Dichtung für Dingelstedt gelten?), der noch mit frommer Hingebung schwärmt und sich in der rührendsten Sentimentalität habet, noch nicht kannte, hat jetzt — —“; der lyrische Dichter gibt uns freilich sein inneres abgelauteteres Leben, und nun ist es freilich wahr, daß das Gemüth Dingelstedt's fortwährend in Unruhe und Unfrieden mit sich selbst ist, daß er rastlos und unermüdetlich sich abquält und abhärmt; aber wenn wir in der Kunst eine solche Zermorfenheit mit sich selbst, eine solche Haltlosigkeit in sich selbst uns entgegen treten sehen, so fragen wir nach ihrer Ursache, nach dem Rechte ihrer Existenz. Verstimmung und Trauer, deren Grund man nicht kennt, fühlt man nicht mit, der Eindruck geht für uns verloren, sie lassen sogar ein peinliches Gefühl in uns erstehen, wenn wir zuletzt als Urgrund aller dieser Klageklagen keinen andern zu entdecken vermögen als die flüchtige Laune, denn Launen sind ebenso wenig Dichtung als Willkür Freiheit ist. Die zum Sprüchwort gewordene Zerrissenheit, die Europamüdigkeit hat, wenn sie nicht aus eitler Laune, aus Nachaffectirung des englischen Spleen oder aus innerer geistiger Ermattung her-

vorgeht, ihre poetische Rechtfertigung; wir fühlen den Schmerz selbst tief mit, der in dem Herzen eines Dichters oder Schriftstellers glüht, wenn er sieht, wie alle die Früchte, die er für sein Vaterland, für die politische Selbständigkeit und Freiheit seines Volkes aufblühen gemacht, verwelken, oder als taube, faule Früchte zur Erde abfallen, wenn er vergeblich danach strebt, den Schutt der Vergangenheit, welcher das junge Herz der Gegenwart zusammenschürt, hinwegzuräumen oder wenn er in poetischer Hast und Eile den Wagen herantreiben sieht, indem er auf dem lustigen Schiffe der Gedanken weit, weit vorgeeilt ist. Einen solchen Schmerz vermögen wir zu verstehen, weil wir ihn selbst mit empfinden, weil die Stimmung Wahrheit, poetische Wahrheit ist, und weil wir Alle an demselben Joch ziehen. Jene fürstlich-Pückler'sche Europamüdigkeit, die aus Überreizung und Abspannung, aus dem seltenen Gelüste nach neuen gesuchten Genüssen hervorgeht, ist eine krankhafte, unpoetische, rein materielle und darum nun und nimmer Gegenstand der lyrischen Poesie. Persönlich werden wir auch mit Dingelstedt gern seine Empfindung theilen, mit ihm klagen, da er sein Leben in eigener Selbstzerfleischung sich zerreißt, sich vergällt; wir finden den Grund in physischem Bau, in der Entwicklung seines Körpers, in Verhältnissen, die wir nicht kennen, die freilich persönlich betrübend und zu beklagen sind, weil sie krankhafte Symptome an sich tragen, aber da sie auch nur in dieser individuellen Bestimmtheit vorkommen, so fehlt ihnen das allgemeine Interesse; er selbst führt in den Sonnetten einen Grund seines Schmerzens an:

Ich habe nie ein wirklich Glück gefunden,
Die oft es Feinde mir auch neiden mochten:
In jedem Kranz, vom Schicksal mir gekochten
Fühl' ich die Dornen nur, die mich verwunden.

Wahr mag eine solche Stimmung sein, aber sie ist ohne tiefere Bedeutung, ohne ideale Beziehung. Das ist überhaupt der Vorwurf, den man vorzugsweise Dingelstedt machen kann, daß er jede Stimmung, wie sie die wechselnde, schwelende Blut des Lebens in seinem Herzen erregt, zum Gedichte ausströmen läßt, ohne vorher ihre Abklärung, ihren Durchbruch zum Ideale zu erwarten. Die Form liegt immer so zur Seite, die Sprache ist bereit, seinen Empfindungen ein Kleid zu bereiten, darum mangelt seinen Productionen die nöthige Ruhe und Klarheit und sein schönes Talent zerreißt sich in momentanen Stimmungen, Verstimmungen, statt sich zu sammeln zu ideellen Werken der Kunst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine englische Stimme über Schloffer und Deutschland.

Bei Besprechung der von David Davison besorgten englischen Uebersetzung von Schloffer's „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ äußert sich ein edinburgher Journal folgendermaßen: „Schloffer sympathisirt mit dem Volke. Deshalb eignet er sich zum Historiographen des 18. Jahrhunderts. Das heißt, er eignet sich insoweit Wille und Kraft reichen. Denn es ist mehr als zweifelhaft, ob er seinem Gegenstande vollkommen ge-

wachsen. Bisweilen können wir in ihm nur den Compiler sehen und das ganz besonders, wo er auf die Geschichte Großbritannien's und unsere Staatsmänner kommt. Mit dem Material mag er vertraut sein; mit dem darin webenden Geiste ist er es nicht. Nun wahrhaftig, wir gehören nicht zu den Freunden der englischen Oligarchie. Wir hassen sie aus Herzensgrunde. Hätten wir aber ihre Geschichte zu schreiben, würden wir uns verpflichtet achten, gerecht gegen sie zu sein. Es gibt zwei Arten, über Menschen und über Ereignisse zu sprechen, eine philosophische und eine gemeine. Letztere hat Schloffer am besten zugesagt. Ihm gilt das englische Volk stets nur als Sohn Bull, und jeder Staatsmann, von welcher Partei er sei, als der Inbegriff größter Selbstsucht. Das ist schon in Bezug auf die menschliche Natur ebenso unrichtig als lächerlich. Selbstsucht liegt im Charakter jedes Menschen, wird aber bei Einem von bessern Eigenschaften so gemäßiget, bei Andern von der Leidenschaft so beherrscht, bei Dritten von der Liebe zum Ruhme so verflüchtigt, daß sie selten in ihrer rohen Urgehalt austritt. Das hat Schloffer nicht gewußt oder übersehen, und das ist der Grund, warum er bei Darlegung der Handlungen unserer Staatsmänner eine Bande dickhäufiger, materiell gefinnter Schufte im Auge gehabt zu haben scheint, wie er deren vermuthlich in Deutschland kennen gelernt hat. Eine selbstsuchtige englische Aristokratie ist ein wesentlich unterschiedenes Geschöpf von dem sflavischen Speichellecker, der nebst seines Gleichen sich in der Kreisbahn eines deutschen Duodezihofes bewegt. In dem Engländer steckt eine Pöheit und eine Kraft der Intelligenz, von welcher der Deutsche keine Ahnung hat. Folglich auch Schloffer nicht. Und deshalb ist er stets auf falscher Fährte, wenn er einen unserer Staatsmänner schildern will. Zuft wie er auch im Dunkeln tappt, wenn er das Eigenthümliche unserer Constitution abschätzt. Im Allgemeinen fehlt den Engländern Sinn und Geschmack für politische Faren, und es ist daher ebenso einsältig, den Proceß des Warren Hastings für eine solche zu bezeichnen, als für ausgemacht hinzustellen, daß unsere Herrschaft in Indien sich durch nichts auszeichne als durch Ungerechtigkeit und Despotismus. Wo Schloffer von der Geschichte anderer Völker handelt, fühlt er sich weniger versucht, die Wahrheit zu hinterziehen, denn es gibt keinen Staat auf Erden, der in Deutschland mehr beneidet wird als England. Daß wir in Politik, Philosophie, Literatur, Handel und Botmäßigkeit die ersten Preise davongetragen, ist selbst für die Unterthanen des winzigsten deutschen Hofes ein instinctmäßiger Grund, uns zu verabscheuen. Rußland, Polen oder Schweden behagt ihnen besser. Die Motive, aus welchen dort gehandelt wird, sind den Deutschen verständlicher, denn so lange sie selbst Sklaven bleiben, werden und können sie die Gefühle eines freien Volkes nicht verstehen, nicht würdigen.“ 23.

Bibliographie.

Ker mann, G. A., Systematische Zusammenstellung der im Königreich Sachsen bestehenden frommen und milden Stiftungen, wohlthätigen Anstalten und gemeinnützigen Vereine. 1stes Heft. Leipzig, Teubner. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Album zur Erinnerung an die Anwesenheit I. I. M. M. des Kaisers und der Kaiserin von Oesterreich in Triest im Herbste 1844. Mit 17 lithographirten Ansichten in Ton-druck und erläuterndem Texte herausgegeben von J. Papsch und Comp. Triest, Favarger. 1845. Fol. Schwarz 8 Thlr. 27 Ngr., colorirt 17 Thlr. 24 Ngr.

Altgelt, H., Geschichte der Grafen und Herren von Moers. Düsseldorf, Böttcher. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Altman n, S., Lieder aus der Ferne. 1stes Bändchen: Episches. Berlin, Hays. 1845. Gr. 12. 15 Ngr.

Bauerkeller's Handatlas der allgemeinen Erdkunde, der Länder- und Staatenkunde, zum Gebrauch beim methodischen Unterricht und Selbststudium, sowie für Freunde

der anschaulichen und vergleichenden Erdkunde überhaupt in 80 Karten nebst einem Abrisse der allgemeinen Erdkunde und der physischen Beschreibung der Erdoberfläche, statischen Übersichten und topographischen Registern. Bearbeitet von L. Ewald. 1stes und 2tes Heft. 4 Karten und 2 Bogen Text in Fol. nebst 3 Bogen Text in 4. Darmstadt, Bauerkeller's Prägeranstalt. 25 Ngr.

Ämtliche Berichte über die in neuerer Zeit in England erwachte Thätigkeit für die Vermehrung und Erweiterung der kirchlichen Anstalten, erstattet von D. v. Serlach, S. F. Uhden, A. Sydow und A. Stüler. Potsdam, Stubr. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Verhüllte Bilder. Gesammelt im deutschen Dichterhaine von einem Freunde des Schönen. Glarus. 1845. Gr. 16. 15 Ngr.

Osterreichischer Bürger-Kalender für das Jahr 1846. 1ster Jahrgang. Wien, Pichler. 1845. Gr. 8. 25 Ngr.

Byron, Erster Gesang des Hilde Harold. Freie Uebersetzung in Reimen von C. D. Ansbach, Dollfus. 1845. 12. 7½ Ngr.

Curtius, G., Die Sprachvergleiche in ihrem Verhältnis zur classischen Philologie dargestellt. Berlin, Besser. Gr. 8. 10 Ngr.

Dalberg, Maria Feodora Freifrau v., Aus der Zeit 1649 bis 1690. Historischer Roman. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1845. 12. 1 Thlr. 25 Ngr.

Etlar, C., Des Lebens Conflicte. Roman. Aus dem Dänischen übersetzt von F. Mayer. Augsburg, v. Jenisch und Stage. 1845. Gr. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Evangelisches. Aus Joh. Mich. Sailer's religiösen Schriften für evangelische Christen. Ausgewählt und herausgegeben von A. Gebauer. Stuttgart, Cist. 1845. Gr. 16. 20 Ngr.

Faucher, L., England in seinen socialen und commercialen Institutionen. Aus dem Französischen von J. Seybt. Zwei Bände. Leipzig, Lortz. Gr. 8. 4 Thlr.

Serlach, D. v., Über den religiösen Zustand der anglicanischen Kirche in ihren verschiedenen Gliederungen im Jahre 1842. Ämtlicher Bericht, Sr. Excellenz dem Hrn. Minister der geistlichen Angelegenheiten erstattet. Potsdam, Stubr. 1845. Gr. 8. 22½ Ngr.

Sottbelf, S., Der Selbsttag, oder: Die Wirthschaft nach der neuen Mode. Solothurn, Sent und Gasmann. 8. 1 Thlr.

Suercke, S. C. F., Handbuch der Kirchengeschichte. 6te vermehrte und verbesserte, zum Theil umgearbeitete Auflage (in drei Bänden). 1ster Band: Altere Kirchengeschichte. Leipzig, Gebauer. Gr. 8. Preis des 1sten und 2ten Bandes 3 Thlr. 12 Ngr.

Sackländer, F. W., Wachtstabenabenteuer. Stuttgart, Krabbe. 1845. 8. 10 Ngr.

Sänden, C., Die Bühne oder die dramatische Kunst. Berlin, Schröder. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Sarfonton, C. R., Juleika. Ein Seelengemälde in vier Schilderungen. Frei nach Byron's „Braut in Abydos“ dargestellt. Stendal, Franzen und Groffe. 1845. 8. 22½ Ngr.

Hugo, W., Lyrische Gedichte. Deutsch von F. Freiligrath. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. Das Judenthum in Osterreich und die böhmischen Unruhen. Leipzig, Engelmann. 1845. Gr. 12. 20 Ngr.

Julius, N. H., Englands Mästergefängnis in Pentonville, in seiner Bauart, Einrichtung und Verwaltung; abgebildet und beschrieben. Aus den Berichten des Majors Jebb (Oberbauaufsehers der britischen Gefängnisse) und des Pentonville'schen Verwaltungsrathes. Berlin, Enslin. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Krummacher, F. A., Über die Krankenheilungen Jesu. Eine Vorlesung. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von seinen Söhnen Fr. Wilh. und Emil Wilh. Elberfeld, Hassel. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Krummacher, F. B., Elias der Thibbiter. 3te Ausgabe in einem Bande. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

— — — Kirchliche Lehrstimmen. 1ster Theil: Die Festzeit. 2te Auflage. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 1 Thlr.

— — — Zeitpredigten. I. Biblia. II. Wie dünkt euch um Christo? Elberfeld, Hassel. 1844. Gr. 8. 2 2½ Ngr.

Lauchhardt, C. F., Bibliothek für Schule und Haus. 1stes Bändchen: Deutsche Sagen. Darmstadt, Songhaus. 1845. 8. 10 Ngr.

Luge, A., Die Altopathen als Bürge-Engel. Eine Warnung für Jedermann durch Thatfachen bewiesen. Sondershausen, Cappel. 1845. Gr. 16. 5 Ngr.

v. Minutoli, Militairische Erinnerungen aus des Verfassers Tagebuche. Berlin, Reichardt und Comp. 1845. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Schulze, A. M., Heimathskunde für die Bewohner des Herzogthums Gotha. 1ster Band: Geographie des Herzogthums Gotha. Gotha, Gäser. 1845. 8. 25 Ngr.

Siefert, O., Akragas und sein Gebiet. Ein Beitrag zur Geographie und Geschichte Siciliens. Hamburg, Nestler und Melle. 1845. Gr. 4. 1 Thlr.

Sinclair, Catharine, Leonore und Mathilde, oder moderne Bildung. Frei nach dem Englischen von Louise Rätzoll. Drei Bände. Leipzig, Gebhardt und Meisland. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Stöber, A., Gedichte. Miniaturausgabe. Hanover, Hahn. 1845. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Struve, G. v., Politische Briefe. Manheim, Wensheimer. Kl. 8. 1 Thlr. 11½ Ngr.

Norddeutsche Thalia. Taschenbuch für Freunde des Theaters auf das Jahr 1846. Herausgegeben von R. F. Dittmann. Danzig, Bertling. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Taparcelli, A., Versuch eines auf Erfahrung begründeten Naturrechts. Aus dem Italienischen übersetzt von F. Schöttl und C. Rinecker. Zwei Bände. Regensburg, Manz, 1845. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Über schweizerische Auswanderungen. Berichte der schweizerischen Consular-Agenten in Europa, Nord-Afrika und beiden America, mit Anmerkungen der von der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft niedergesetzten Auswanderungs-Commission. Glarus. 1845. Kl. 8. 12½ Ngr.

Uhlund, L., Gedichte. Neueste Auflage. Miniaturausgabe. Stuttgart, Cotta. 1845. 16. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Bolger, W. F., Handbuch der Geographie. 1ster Theil. 5te fast vermehrte Auflage. Hanover, Hahn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bolkmar, L., Religions-Prozess des Prediger Schulz zu Giesdorf, genannt Jopfschulz, eines Lichtfreundes des 18. Jahrhunderts; actenmäßig dargestellt. Leipzig, Reclam jun. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutsche Volksbücher nach den ältesten Ausgaben hergestellt von R. Simrock. Mit Holzschnitten. IX. Die Haimonskinder. Frankfurt a. M., Brönnner. 1845. 8. 10 Ngr. Derselben No. X. Kaiser Friedrich Barbarossa. Frankfurt a. M., Brönnner. 1845. 8. 2 Ngr.

Weill, A., Staatsentwürfe über Preußen und Deutschland. Darmstadt, Leske. 1845. Kl. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Whewell, W., Über die Grundsätze der englischen Universitätsbildung, nebst allgemeinen Bemerkungen über das Studium der Mathematik. Nach der 2ten Originalausgabe deutsch bearbeitet von L. F. Schunze. Braunschweig, Meyer sen. 1845. 8. 22½ Ngr.

Walff, P., Die Drusen und ihre Vorläufer. Leipzig, Vogel. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Zajotti, P., Die literarische Bildung der Jugend. Aus dem Italienischen, mit einem Lebensabriss und Auszügen aus des Verfassers früheren Schriften von H. Stieglitz. Triest, Favarger. 1845. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Franz Dingelstedt.

(Fortsetzung aus Nr. 13.)

Wäre etwa gar diese melancholische Stimmung Dingelstedt's hervorgegangen aus getränktem Selbstgeföhle, aus Mangel an Erfolg? Wir glauben hier nur einfach auf die Entwicklung Dingelstedt's hinzuweisen, um das Gegentheil sofort zu erkennen. In wie wenig Jahren und mit welchen Leistungen erlangte Dingelstedt einen Namen, der ihn bald den frühern Schriftstellern zur Seite setzte? Wenn mitunter freilich der Erfolg namentlich in novellistischem Felde und in dem Versuch zum Drama, dem „Gespenst der Ehre“, der nicht war, welchen der Verf. sich davon versprach, so wird er nun bei ruhigem Blute weniger die Schuld dem Publicum beilegen als vielmehr den Grund in der Production selbst suchen und sich wol damit trösten, daß andere Dichter und Schriftsteller bei größerm und gleichem Talente länger mit der Begründung ihres Namens zu ringen hatten. Wir hielten die Lage Dingelstedt's als Schulmeister zwar nicht für eine sehr erquickliche, wir verstanden seinen Schmerz, wenn er sich mit einem Schmetterlinge verglich, der vom Nadelstich durchstochen unwillig im Insektentasten zuckte, wenn er am alten Stränge vorwärts leuchte und seine Quarta für keinen Musentempel hielt; aber trotz alledem müssen wir auch jetzt anerkennen, daß die Stellung der modernen Schriftsteller eine andere als die der alten Griechen und des Mittelalters ist. Die Zeit ist ernster, strenger geworden, der moderne Staat ist nicht so vom Kunstprincip durchdrungen, daß er die andern Anforderungen an seine Bürger vergesse; die Kunst ist für die nächste Gegenwart der Entwicklung des Staatlebens untergeordnet; für uns freilich wehe, daß wir Enkel sind, aber wenn wir diesen Übergang selbst als einen nothwendigen, vernünftigen begreifen, werden wir auch diesen Stand ruhiger und klarer zu behaupten und weiter fortzubilden verstehen. Vielleicht daß später, wenn die alten Formen vollständig zerbrochen sind, wenn das deutsche Volk auf dem Wege zur Freiheit und Selbstständigkeit eine Nation wieder geworden ist, wenn die Aufklärung nicht bloß nach der Höhe sondern auch nach der Breite und Tiefe des Volks hin ihre Strahlen gesandt hat, wenn über den getrenn-

ten Gauen und entfremdeten Stämmen das Bewußtsein eines starken Volksthum's wieder erwacht, daß später dann auch die materielle äußere Stellung der Kunst eine andere, bessere, selbständigere wird, denn daß die Kunst selbst aufleben, neugefaltend zu neuern höhern Principien dadurch hingebacht wird, steht nicht in Zweifel zu ziehen. Dingelstedt drückt diese Gedanken und den Zweck unserer Sendung in seinem „Trost“ überschriebenen Gedichte klar aus:

Jedweder Zeit wird ihre eig'ne Sendung,
Sie kann nicht d'rüber, kann nicht d'runter schreiten,
Die uns're heißt nun einmal nicht Vollendung,
Sie heißt: Verstören, Kämpfen, Vorbereiten.

Noch ein Stück, ein Stolz auch darin wieder,
Das kleine, kurze Selbst zu überhüpfen
Und, scheinbar abgeriff'ne Kettenglieder,
Uns ahnend an den Weltgeist anzuknüpfen.

Die Liebeslieder, deren ein großer Theil die vorliegende Sammlung füllt, müssen schon um deswillen viel Interesse bieten, als gewiß kein neuer Schriftsteller im Leben selbst so viel Anregung und Bewegung dazu gefunden, als gewiß kein neuer Dichter so viel Studien im praktischen Leben dazu gemacht hat als gerade Franz Dingelstedt. Wir wollen mit dem Poeten nicht darüber rechten, daß er durch die Beweglichkeit seiner Empfindungen und Reizbarkeit seines Herzens, vielleicht auch durch den göttlichen Leichtsinns der Jugend sich zu Schritten verleiten ließ, die für das Leben Anderer eben nicht sehr ersprießlich waren, daß er Liebe erwecken und anregen für die einzige Bestimmung des Lebens ansah, und daß seine Eitelkeit ihn zu ungerechten Schritten verleitete, oder daß er selbst in Täuschung befangen auch Andere täuschte. Seine Lieder haben dadurch an Mannichfaltigkeit, Bewegtheit, Lebendigkeit gewonnen; was der Dichter persönlich dabei gewonnen, wollen wir freilich nicht bestimmen. Seine Liebeslieder athmen alle eine Frische, tragen alle eine so lebendige Farbe, daß man oft gern auf den schönen fließenden Wellen der Formen und Verse über Untiefen der Empfindung und Sandbänke der Bestimmung sich hinwegtragen läßt. Seine ersten Lieder dieser Gattung, wenn wir sie mit den spätern vergleichen, stehen diesen zwar an Mannichfaltigkeit nach, aber dennoch müssen wir ihnen unbedingt den Vor-

zug geben. Sie übertreffen diese nicht nur an Reinheit und Zartheit der Empfindung, sondern auch an Schönheit der Formen und des Gedankens; kein Bild das dich verlegte, kein Gefühl das verstimmte, es weht über denselben und durch dieselben ein reiner keuscher Hauch, und aus denselben blüht uns ein festes Auge an, das, auch wenn es in Thränen schwimmt, immer noch schön und anziehend ist. Es sind reine unbefleckte Opfer auf den Altar der Liebe. Statt der vielen Beispiele, die wir hierher setzen könnten, wollen wir bloß an das eine erinnern:

Von den Sternen will ich lernen,
Die am Winterhimmel steh'n,
Die im Nahen und im Fernen
Friedlich umeinander geh'n;
Wie sie kommen, wie sie kreisen,
Wie getrennt und nie vereint,
Wie so ganz in ew'gen Gleisen
All ihr Sein befangen scheint.

Daß ich so dich lieben lernte
Friedlich nah und friedlich fern,
Du Geliebte, du Entfernte
Meines Lebens schöner Stern!
Jeder Sinn nach dir gerichtet,
Jeder Blick in dich versenkt,
Alles Herz von dir gelichtet,
Aller Lauf durch dich gelenkt.

Mit den schönen „Scheidewegen“, die man dem berühmten „Fare thee well“ Byron's, woraus auch der Dichter sein Motto gewählt hat, kühn zur Seite setzen kann, scheint auf der Wanderschaft eine eigene Zeit für den Poeten angebrochen zu sein. Selbstbewußt scheint er ein neues Element seinen Liebern beigelegt zu haben, das Element der sinnlichen Leidenschaft; aber damit ist auch alle Reinheit, aller Duft der alten Lieder verwischt und zerstreut; es sind nicht mehr die blauen Düste des Morgens, die über der frischen Landschaft schweben, es sind die Kohlendämpfe und Staubwolken, die über den Häusern und Palästen einer großen verderbten Stadt anporwirbeln. Die Sinnlichkeit frisch, ungestüm wie sie in Heine's „Ardinghella“ uns entgegentritt, die Sinnlichkeit, die mit griechischem Auge den Körper seiner Schönheit wegen liebt und ihn genießt, also nur noch ein ideelles Allgemeines zu Seiten hat, besitzt namentlich einer pietistisch-gleichnerischen Muckerei gegenüber ihre poetische Berechtigung, aber auch sie muß in den Schranken bleiben: denn in der Kunst soll nie der Leib, die Form den Geist, sein Wesen überwältigen und erdrücken. Aber nehmen wir den Cyklus von Gedichten, welchen Dingelstedt „Roman“ überschrieben hat und den er ein Rosenblatt mit Duft und Farbe nennt, so werden wir ganz andere Beziehungen finden. Auf einem englischen Rout liegt ein müder Mann, der Dichter, in einer Nische, es drängt sich ein braunes Weib aus den Colonien zu ihm, an ihn,

War sie das Bölein oder ich,
Sie oder ich die Klapperschlange.

Sie tanzten, das Weib hebt in der Hand des Dichters wie eine Taube unter dem Wampyr; ihr Mann, ein

Schatten, heißt sie gebieterisch mit nach Hause gehen. Beide, der Dichter und die braune Frau waren ohne Kraft und Freude und weil zum Streben zu träge, so klammern sich Beide zum Zeitvertreib aneinander an und

Als ich allein mit ihr nach Hause fuhr
Ein Schleier über jene Frühlingnacht.

So treibt sich das Verhältniß weiter, da taucht in dem fünften Liebe, das beiläufig gesagt recht schön ist, die Erinnerung an die erste Liebe in dem Poeten auf, der oftmals in dem Wagen ihrer harret, bis endlich:

Den Tritt herab! Mit einem Sage
Mir an den Hals die Tigerkage!
Den Mantel fort! Mit süßem Zwange,
Mir um den Leib die Königsschlange.

Nun glaubt auch der Poet das Räthsel der Liebe gefunden zu haben:

Nimm das Ding nicht höher und nicht tiefer
Als es werth ist. Ja doch, brich die Blume,
Aber bleibe nicht wie ein Ungeziefer
In des Reichs gesprengtem Heiligthume!

Wir wollen diesen Roman nicht weiter verfolgen, wir leisten gern Verzicht, den Poeten „früh Morgens zu sehen, wenn er mit wankendem Knie aus dem Hinterpfortchen von seiner Bayadere flieht“, und werfen gern einen Schleier über solche Wirklichkeit; aber solche besteckte Phantasie, die als Lyrik sich uns aufdringen will, kann nicht befriedigen, nicht erquickend, aufzusehen nur wie der schädliche Dunst einer Kohlenpfanne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Belgien seit seiner Revolution. Von Ignaz Kuranda. Leipzig, Herbig. 1846. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es ist gewiß ein merkwürdiges Ereigniß zu nennen, das ein österreichischer Schriftsteller aus freiem Antrieb von Wien auf den österreichischen belgischen Boden eilte und den schönsten Gedanken fachte und in Vollzug setzte, Belgien, dieses in Folge der traurigsten Ereignisse und unglücklichsten politischen Fehler von Deutschland getrennte Land, durch literarischen Verkehr mit dem alten Mutterreiche in geistige Verbindung zu bringen. Ignaz Kuranda that dies im J. 1841 durch „Die Grenzboten“, welche von Brüssel aus ihre hoffnungreiche Bahn nach Deutschland einschlugen und von dem deutschen Volke mit brüderlicher Herzlichkeit begrüßt wurden. Leider theilte die Politik nicht diese Gefinnung des deutschen Volks und behandelte die belgischen Grenzboten als mißliebig gesehene Ausländer. Kuranda sagt hierüber am Schluß seines gehaltvollen Buchs Folgendes: „Vermittlungsversuche zwischen Belgien und Deutschland stiegen wol schon in mancher deutschen Brust auf, wenn sie die freie Luft dieser gesegneten Maas- und Scheldelände eine Zeit lang einhauchte. Auch der Verfasser dieses Buchs träumte einst einen solchen Traum. Mit Begeisterung füllte ihn der Gedanke, wie viele schöne und gewichtige Resultate ein Journal zu Lage fördern könnte, das zwischen Deutschland und Belgien das Geschäft eines Dolmetschers, eines Botschaftsträgers gegenseitiger Ideen übernehme. Dieser Gedanke fand in Belgien vielfache Theilnahme, mehrere Freunde schlossen sich an und so trat zu Brüssel im J. 1841 die literarisch-politische Wochenschrift „Die Grenzboten“ ins Leben. Trotz der Schwierigkeiten, mit welchen ein deutsches Blatt auf ausländischem Boden zu kämpfen hat (sogar an einer deutschen Buchdruckerei gebrach es und es mußten eigens

deutsche Lettern aus Frankfurt, deutsche Beyer aus Tachen und Köln verschrieben worden), hatten «Die Grenzboten» sich demnach bereits nach den ersten sechs Monaten so durchgearbeitet und so viel Anhang gefunden, daß ihr Bestehen gesichert war, da machte Preußen plötzlich mit verdoppelter Strenge von dem Bundesgesetz gegen ausländische Blätter Gebrauch. Der Postdebit der «Grenzboten» wurde auf das schärfste verboten. Der Weg nach Deutschland ward ihnen abgeschnitten und sie mußten buchstäblich über die Grenze gehen und in Leipzig ein Asyl suchen, wo sie, losgerissen von ihrem ursprünglichen Boden und Wirkungsbereich, allmählig das belgische Element aufgeben mußten. Aber, ein schlechter Mann, der eine Idee, die er für gut und fruchtbar erkannte, bei dem ersten Hinderniß fahren läßt. Was in der Form einer periodischen Schrift ihm vorkam, hat der Verf. diesmal in der Form eines Buchs versucht.

Dieses Buch nun trägt durch Fülle und Mannichfaltigkeit des Stoffs, durch Klarheit der Auffassung und Leichtigkeit der Darstellung im vollsten lobenswerthen Sinn den journalistischen Charakter an sich; wie denn überhaupt das öffentliche Urtheil längst entschieden hat, daß Kuranda einer der gewandtesten und glücklichsten Journalisten ist die Deutschland bisher besessen. Daß er die belgischen Zustände als Einzelbild, der lange Zeit die freie Luft der gesegneten Raas- und Scheibelande geathmet, und daher häufig für Belgien eine größere Begeisterung an den Tag legt als für Deutschland, kann man ihm eben der besondern Verhältnisse wegen nicht sehr übelnehmen. Dessenungeachtet läßt Kuranda der Würde des deutschen Elements in Belgien völliges Recht widerfahren. Ein besonderes Interesse gewinnt das Buch durch die vielen Beziehungen zu Osterreich. Bei den Rückblicken auf die Zeit der österreichischen Herrschaft in Belgien äußert die Vorliebe des Verf. für Belgien einen etwas zu starken Einfluß, welcher der Beurtheilung des Verhältnisses und Befahrens der Belgier gegen Joseph II. die durchgreifende Bestimmtheit und gerechte Strenge nimmt. Auch hätten die kirchlichen und religiösen Verhältnisse Belgiens, die den Genuß der freien belgischen Luft gar sehr verbittern, entschieden getadelt werden müssen. Allein Kuranda war bei Verfassung seines Buchs noch ganz dem ursprünglichen Gedanken der „Grenzboten“ getreu und vermied es daher, eine der verderblichsten Differenzen zwischen Belgien und Deutschland aufzuwerfen.

Vor dem Erscheinen dieses Buchs war bereits jene materielle Verbindung Belgiens und Deutschlands ins Leben getreten, welcher geistig den ersten Weg gebahnt zu haben ebenfalls ein Verdienst der „Grenzboten“ ist. Da nun in Folge jenes glücklichen Ereignisses Belgien viel häufiger von Deutschen besucht wird, so hat Kuranda's Werk auch als Reisehandbuch einen entschiedenen Werth, indem es mit wahrhaft bewundernswerther Biefeitigkeit das schöne Belgien mit allen seinen Eigentümlichkeiten, Kunstschätzen, Erinnerungen und Lebensgenüssen schildert. 81.

Die Beamtenherrschaft in Rußland und Frankreich.

Der Verf. des in französischer Sprache erschienenen Werks „Voyage autour de la Chambre des députés. Par un Slave“, stellt als Warnungstafel für Diejenigen, welche, um den in Frankreich sich allenthalben kundgebenden ungestümen Andrang zu Staatsämtern zu hemmen, zu Mitteln rathen, die den Aufschwung und den edeln Ehrgeiz der Geister hemmen müssen, folgenden Vergleich der russischen Beamtenhierarchie mit den Bewegungen des öffentlichen Lebens in Frankreich auf, eine Warnung, die man sich auch an manchen Orten diesseit des Rheins, die noch nicht russisch sind, gesagt sein lassen könnte. „Nirgend“, bemerkt dieser Slave, „wird das Anciennetätsprincip in der Beamtenwelt strenger aufrecht erhalten“ als in Rußland. Der Staat ist in 14 Classen getheilt; jeder nicht selbständige

Unterthan muß seine Laufbahn durch verschiedene Stufen dieser Hierarchie machen; und dies in dem Volksgeliste eingemerkte, vom Souverain gezwungene aufrecht erhaltene System ist die einzige Bürgschaft, welche das Land gegen den Despotismus besitzet.*) Ich erinnere mich, daß bei der Krönung des Kaisers Nikolaus zu Warschau dieser Monarch dem Großfürsten Konstantin, seinem Bruder, welcher zu seinem Gunsten dem Throne entsagt, sich verbindlich erzeigen wollte und dessen Sohn zum Capitain zu befördern wünschte. Der Letztere war jedoch in seinem Rang der sechste der Anciennetät nach und der Kaiser sah sich deshalb und um die andern fünf nicht zu verlegen, gezwungen, alle sechs zu Capitainen zu ernennen. Wäre dies nicht geschehen, so würden alle ihren Abschied genommen haben. Um irgend eine Gunst zu erweisen ist der Kaiser genöthigt, zu Kunstgriffen und verschlagenen Auskunftsmittein seine Zuflucht zu nehmen, indem er beständig die Rangstufen der bevorrechteten Körperschaften vermehrt und Auszeichnungen schafft, die keinen innern Zweck haben als der Begehrlichkeit dieser Beamten genugsathun, deren wachsende Anzahl mit ihrem Recht der Anciennetät seine Gewalt in die enysten Grenzen bannet. Darum kann, so seltsam es klingen mag, der Autokrat in dem Personal seiner Armee, des großen Gegenstandes seiner Sorgfalt und seines Ehrgeizes, nicht dergleichen Veränderungen vornehmen wie sie in Frankreich durch jeden Kriegsminister, den verantwortlichen Diener einer constitutionellen Regierung, bewirkt werden. Marshall Soult führt in einem Jahre mehr Reformen ein; gibt mehr Befehlshaberstellen weg, nimmt mehr Beförderungen vor, und theilt mehr Belohnungen aus als Nikolaus in zehn. Einen General oder Obersten in Rußland seiner Stelle entsetzen ist dort ein Ereigniß, welches die öffentliche Meinung weit tiefer aufregt als in Frankreich eine Auflösung der Kammern. Deshalb sind auch dergleichen Vorfälle äußerst selten. Aus diesen Gründen würde denn auch ein russischer Souverain, der Reformen vornehmen wollte, in der Classe der Beamten — welche ein Volk im Volke bildet — die unbesiegbaren Hindernisse seiner Entwüfse finden. Kaiser Alexander, welcher seinem Lande freimüthigere und mehr im Einklang mit denen anderer Staaten Europas stehende Einrichtungen schenken wollte, begegnete aus dieser Ursache einem Widerstand, der ihn auf seine sittigenden Absichten zu verzichten zwang. Wie oft haben wir im Gegentheil in Frankreich gesehen, daß Männer plötzlich aus der Menge emporstiegen und mit einem gewaltigen Anlauf zu den Höchsten von einem Bürger erreichbaren Ehrenstellen sich erschwingen! Es darf Jemandem nur gelingen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, sei es durch die Veröffentlichung eines Buchs, oder die Auffstellung eines Grundsatzes, oder einer Theorie, oder irgend einer Idee, geeignet von der öffentlichen Meinung günstig aufgenommen zu werden — und alle Pforten des Staats öffnen sich auf einmal vor ihm. Überall sieht er sich aufgenommen, überall seiner Rede Gehör geschenkt. Durch seinen Herstand allein, durch sein eigenes Verdienst wird er ein Mitglied jener allgewaltigen Aristokratie des Geistes, welches die einzige ist die in diesem Lande als gesetzlich anerkannt oder geachtet wird. Man kennt jene Dignitäten nur zu wohl: erhabene Geister, berühmte Schriftsteller, bewunderte Redner, Freunde oder Feinde der regierenden Gewalt, denen endlich die Regierung die besten Plätze anbietet, schon zufrieden, wenn sie dieselben anzunehmen sich herablassen, auch wenn sie in ihrer Opposition verharren. Und wäre es in der That vernünftig, daß ein Cuvier, ein Royer-Collard, ein Arago, nachdem sie durch ihre Arbeiten ihrem Lande Ehre gemacht, sich Examen unterwerfen und die Stufenleiter der verschiedenen

*) Über die Mittel, deren sich dann und wann jene „Bürgerschaft“ zu bedienen gezwungen sieht, gibt der bekannte Aufspruch eines russischen Großen gegen den Grafen Münster Aufschluß, den Dormay in seinen „Lebensbildern“ erzählt. „La Russie“, meinte der Czarnt, „est une autoeratie temperée par l'assassinat.“

Amter durchlaufen sollten, um endlich in den Staatsrath zu gelangen? Jene Aristokratie der Einsicht ist das Palladium der Freiheiten und der Gerechtigkeit dieses Landes. Sie bildet weder eine absonderliche Classe noch eine Ständeklasse im Staat, hat weder erbliche noch übertragbare Rechte noch andere Vorrechte — und kann im schlimmsten Falle nur durch irgend welche lächerliche Ansprüche oder Begehren für den Augenblick gefährlich werden. Ihre Mitglieder sind die Günstlinge der öffentlichen Meinung, für ihre Zeit; provisorische keine Kralisten, deren Herrschaft mit dem Geschmack und den Launen des Publicums wechselt, die sich gezwungen sehen, unablässig dahin zu trachten, sich auf der Höhe zu erhalten, zu der sie gelangt sind, und die nicht selten ihren Ruf überleben und traurige Beispiele der Unbeständigkeit menschlicher Dinge gewähren. Gebt also dieser thatendürstigen Aristokratie Raum! Klagt so laut ihr walt die Raubsucht Einiger, die Nichtswürdigkeit, die Betrügerei und die Charlatanerie Anderer an; ermahnt das Land, streng über Alle zu wachen; aber nimmer raubt der Macht des Geistes die Aussicht, beständig in den Rang eurer öffentlichen Beamten sich eindrängen zu können. Sollte je die Verwaltung Frankreichs in symmetrische Rahmen eingezwängt werden, die eine vorgeschriebene Dosis von Kenntniß und Erfahrung verlangten, sollte je Zeit und Alter hinlänglich erachtet werden, um zu seinen Ehrenstellen zu führen, dann würde der Geist des Landes den Gebrauch seiner Schwingen verlieren, die ihn oft weit über seine Grenzen hinausgetragen und die weder menschliche Voraussicht noch Berechnung ihm verleihen kann.“ 26.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Dramen, welche sich nicht zur Aufführung eignen.

Die erhabenen Gestalten, welche in der Reformation auf der Bühne der deutschen Geschichte auftraten, sind von französischen Dichtern schon häufig zum Gegenstande dramatischer Behandlung gemacht. Ein neuer Versuch dieser Art wird uns in folgendem Drama, „La réforme en Allemagne“, von August Robert, geboten, welches schon seines unangemessenen Umfangs wegen — es enthält mehr als 300 Seiten — schwerlich zur Aufführung geeignet und selbst nicht einmal darauf berechnet zu sein scheint. Außerdem würde der Darstellung auf den Brettern auch noch die allzu große Zahl der Nebenpersonen entgegenstehen. Der Dichter hat gern eine recht ins Einzelne gehende Charakteristik der damaligen Zeit entwerfen wollen; dieses Streben ist im Allgemeinen wol anzuerkennen, aber er geht darin zu weit. Um der Localfarbe willen gefällt er sich in einer Ausmalung des Details, welche nothwendig hemmend wirken muß und die der ganzen Darstellung einen ungemein schleppenden Gang gibt. Außerdem ist das Gemälde, welches er vor unsern Blicken aufrollen will, zu weit, zu umfassend, als daß es einer abgerundeten freien künstlerischen Gestaltung entgegenkäme. So wollen schon die Wiedertäufer in den eigentlichen Rahmen nicht recht passen, und es hätte einer besondern Geschicklichkeit bedurft, um die Figuren, welche in den hierauf bezüglichen Partien auftraten, uns nicht als ungehörige Beipersonen erscheinen zu lassen. Ebenso wenig geeignet, von der Bühne herab auf die Menge zu wirken, scheint uns auch folgendes Drama, welches den sonderbaren Titel führt: „Catalina romantique“, von E. Guichard. Wir glaubten, als wir zuerst den Titel lasen, wir würden es hier mit einem satirischen Zeitbilde zu thun haben. Diese Vorstellung drängte sich uns in Erinnerung an den „Romantischen Dämon“ von Platen auf. Aber ein näheres Eingehen zeigte, daß wir uns in dieser Voraussetzung getäuscht hatten. Der romantische Catalina gibt uns ein Stück, in dem einige moderne Ideen im alten Gewande auftraten, und wo römischen Figuren Tendenz der Gegenwart untergelegt werden. Wie die ganze Sache eigentlich zusammenhängt, ließe sich schwer sagen; ebenso wenig als

der Grund, weshalb der Dichter seine Ideen, welche etwa eines christlichen Hamlet würdig wären, gerade in dieser Form verkörpert hat. Vielleicht ist uns bei einer flüchtigen Lectüre der tiefere Sinn, welcher dem Ganzen zu Grunde liegt, entgangen; aber so wie es uns vorkommt, ist diese Dichtung in ihrer planlosen Anlage eine poetische Mißgeburt der Zeit. Damit wollen wir das Talent, das sich hier und da in einzelnen Bligen Luft macht, keineswegs zu gering anschlagen, wenn wir auch der Dichtung selbst keinen hohen Gehalt beilegen können. Es scheint uns ein sonderbares Zusammentreffen, daß sich hier zwei Dramen begegnen, welche offenbar auf die Lectüre und nicht zur Aufführung angelegt sind. In Frankreich sind derartige Erscheinungen bis jetzt seltene Ausnahmen geblieben, während in Deutschland viele dramatische Dichter den gerechten Vorwurf, ihre Stücke eigneten sich nicht zur Aufführung, sich zum Ruhme angerechnet haben. Dies ist eine seltsame Verkennung der eigentlichen Bedeutung der dramatischen Form, die ihre Berechtigung eben nur in der Aufführung findet. Ein Genre wie das der dramatischen Stücke von Grabbe, die zum Theil recht absichtlich die Forderungen der Bühnenwirkung verletzen und somit den unwandelbaren Grundgesetzen des Dramas selbst Hohn sprechen, ist lange Zeit in Frankreich eine Unmöglichkeit gewesen; sollte es etwa jetzt bei der größern Verbreitung der deutschen Poesie in Frankreich auch in der französischen Literatur eingebürgert werden? Wir nehmen Anstand, von diesen beiden Erscheinungen einen Schluß zu ziehen. Der Sinn der Franzosen ist zu sehr auf das Positive gerichtet, ihr Talent und ihre Neigung für die faßliche, abgerundete Darstellung ist zu hervorstehend, als daß sie an jenen nebelhaften Gestalten, wie sie in unsern dramatischen Werken, welche „nicht zur Aufführung bestimmt“ sind, umherspuken; auf die Dauer Wehagen empfinden könnten.

Jacquemont's Reisen in Indien.

Die Briefe Jacquemont's aus Indien sind die anmutigsten Genrebilder und wirkliche Musterstücke ihrer Art. Der zu früh verstorbene Reisende schildert hier seine persönlichen Erlebnisse mit einem Reiz und einer Feinheit der Zeichnung, daß man seine Freude daran hat. Vielleicht werden grämliche Gelehrte, welche sich nicht durch den Zauber der Darstellung bestechen lassen, wirklich positive Angaben, naturhistorische Notizen und dergleichen Thatfachen vermissen und den Beruf der Oberflächlichkeit zeihen; aber es waren dies ja auch nur vertraute Mittheilungen an seine Freunde, welche nach seinem Tode gesammelt und zu seinem Andenken von Freundeshand herausgegeben sind. So ist es natürlich, daß er nur das schildert, was in den Kreis seiner täglichen Erlebnisse fällt, und die eigentlichen wissenschaftlichen Untersuchungen seinen spätern Werken überläßt. Diese Zusammenstellung seiner Forschungen nun, die er, wenn er ins geliebte Vaterland zurückgekehrt sein würde — und er starb ja auch nur wenige Wochen bevor sich dieser Wunsch verwirklichen konnte! — veranstalten wollte, liegt nun der Öffentlichkeit als abgeschlossenes Ganzes vor. Die französische Regierung, welche ihm schon die Mittel für seine ausgedehnte Reise gewährte, hat auch die nöthigen Maßregeln getroffen, daß auch die Reisebeobachtungen und Aufzeichnungen wissenschaftlichen Inhalts, welche sich im Nachlasse des Verstorbenen befanden, der gelehrten Welt nicht verloren sein sollten. Sechs starke Bände mit 300 Kupfertafeln liegen vor uns. Dieses Werk: „Voyage dans l'Inde par Victor Jacquemont, publié par ordre du gouvernement français sous les auspices de M. Guizot“, bildet einen Schatz für die gelehrten Kleinhandier, welche sich schon beeilen werden, die massenhaften Goldbarren, welche darin aufgespeichert sind, in kleinen Münzen zu verausgaben. Dabei ist aber anzuerkennen, daß die Herausgeber — es sind mehre Professoren des Jardin des plantes — den richtigen Takt gehabt haben, den Reiz der Unmittelbarkeit, welcher Allem was aus Jacquemont's Feder floß anhaftete, nicht zu verwischen. 17.

Donnerstag,

Nr. 15.

15. Januar 1846.

Franz Dingelstedt.

(Fortsetzung aus Nr. 14.)

Man könnte freilich zur Vertheidigung dieses Romans, wie es auch bereits geschehen ist^{*)}, einwenden, es sei eine längst abgethane Sache, an das Leben und seine Erscheinungen den Maßstab einer abstracten Moral zu legen, ebenso wie es unstatthaft sei, die Erzeugnisse der Poesie und Literatur nach ererbten Regeln einer bestimmten Aesthetik zu beurtheilen. Wir geben in einem gewissen Sinne diese Behauptung zu, denn Moral und Aesthetik in ihrem Erscheinen sind wiederum selbst nur abhängig und bedingt durch die Zeit, in welcher sie sich herausbilden; sie stehen ebenso wie jede andere Blüte der geschichtlichen Entwicklung unter dem relativen Coefficienten der einzelnen Zeitalter, angepasst ihrem Charakter und ihrer individuellen Sendung. Von diesem Standpunkte aus würden also beide Gegenstände, Moral und Aesthetik, in Einzelheiten sich zersplittern, in individuelle Erscheinungen auseinanderfallen, wenn nicht durch sie hin ebenso wie durch die ganze Geschichte der Menschheit ein unabänderliches in und durch sich bedingtes Gesetz sich zöge; die einzelnen Erscheinungen gewinnen dadurch einen gemeinsamen Boden und auf solchem Halt und wahren Werth; sie sind als solche ebenso berechtigt wie die verschiedenen Systeme der Philosophie, denn sie sind die jedesmal möglichen oder vielmehr nothwendigen Glieder eines gemeinsamen Ganzen; sie sind Keime, Blätter und Blüten eines und desselben Stammes. So wird also doch fortwährend und für alle Zeiten ein Gesetz für Sitte und Schönheit gelten, das alle die vereinzelten Erscheinungen je nach ihrer Stufe stärker oder geringer durchbringt und das um so wahrer und richtiger sein wird, als es der Stufe des reinmenschlichen, d. h. des vernünftigen Menschengefleßes sich nähert. Verläßt es diesen allgemeinen Boden, so ist dasselbe der ganz individuellen Bestimmung anheimgefallen, die Einzelheit erhebt ihre Ansichten zu einem Allgemeinen, sie tritt so in Gegensatz mit jenem; das Gebiet des freien Vernünftigen ist verlassen, die Willkür tritt an die Stelle der Freiheit, das Vergängliche maßt sich die Rechte des

Ewigen an. Ob nun die Personen und Situationen des Dingelstedtschen Romans just ein „freies Menschenleben“ beurkunden, wie die Recension der „Vierteljahrsschrift“ dies annimmt, und ob sie ein schönes Menschenleben darstellen, möchten wir in Frage ziehen. Frei ist solches Leben freilich insofern, als es die bestehenden Schranken der Sitte überspringt; wenn nun diese Sitte oder das Gesetz dieser Sitte gegen das allgemein Menschliche gehalten ein nichtiges ist, so wäre das Überschreiten derselben der Act einer freien, menschlichen Handlung gegen unnatürlichen Zwang und als solches eine freie schöne Handlung. Nun hat aber das Sittungsleben seine vernünftige Form nur in der Ehe, die Ehe ist das Gesetz der Liebe, wer das Gesetz bricht, handelt nicht frei, sondern willkürlich, darum kann die Handlung dieses Romans kein wahres freies Leben beurkunden. Obet wenn das Überspringen dieser Sitte der Ausfluß wäre einer starken, Alles niederreisenden Leidenschaft, so könnte man sie eine poetische Handlung nennen; aber frei wäre sie darum doch nicht, denn die Leidenschaft schlägt die Freiheit in den Mann, in der Leidenschaft setzt das Individuum sich und seinen Inhalt an die Stelle der Allgemeinheit. Aber bei dem vorliegenden Roman auch das nicht einmal, die Leidenschaft hat die Personen nicht zusammengeführt, trägt waren beide, nur zum Zeitvertreib klammern sie sich aneinander, sie lieben sich wie Kinder ihr Spielzeug, und solche kindische Liebe ist keine Leidenschaft, keine Poesie!

Das „Prostitution“ überschriebene Gedicht mit dem Motto: „Qui sine peccato est vestrum, primus in illam lapidem mittat!“ würden wir übergehen, wenn nicht noch andere Beziehungen dabei zu Tage kämen. Selbst der Genius der Sprache hat sich von diesem Gedichte abgewendet, um sich nicht durch solchen unreinen, unkeuschen, unpoetischen Inhalt bestecken zu lassen. Welche Verse, womit das Gedicht anhebt! meint man nicht den Qualm einer Schenke zu athmen, wenn man hört:

Sollst leben, thu' Bescheid! Nicht einen Tropfen mehr!
 Ei was, du darfst nicht fort, da kommen Würfel her
 Und Grog und Porter und Cigarren.
 Du halt ihn doch! Laßt mich! Nur eine Platte Me!
 Heh! — Geh' zum Teufel denn! Pfiu über das Kamme!
 Schmeißt ihn zum Kempel 'naus, den Karren!

Der Narr geht, eine liederliche Dirne tritt ihn an, er

*) Wigand's „Vierteljahrsschrift“, 1845, Bd. 4.

schleudert sie aufs Pflaster, da plötzlich kommt ihm die Reue, er kehrt um zu ihr, nimmt sie mit sich, die mit dem „erdfahlen Gesichte, den harten alten Zügen, dem erstarrten Auge“, und „in ihrem Kämmerlein schwelgten und schliefen sie, ein Glend in das andere kam“. Wir würden nicht in dieses Kämmerlein geblickt haben, von welchem weinend verhüllten Antlitzes die Poesie und Keuschheit sich hinwegwandten, wenn nicht für uns noch ein anderer Anhaltspunkt sich böte, der dem Dichter selbst uns näher oder wenn man will, ferner brächte. Der Raum aus der Schenke, für den der Dichter einstehen muß, ruft aus:

O unglücklich Weib! Sie bietet zum Genus
 Feil den entweihten Leib, ihr Lächeln, ihren Kuß
 Verkauft sie an den Ersten Besten.
 Ich — buhle mit dem Geist! o unglücksel'ger Mann!
 Das Göttliche in mir biet' ich dem Pöbel an,
 Von seinem Abhub mich zu mästen.

Welche Anschauungen und Bilder! Ein Dichter, der sein Volk als Pöbel ansieht, der für den Pöbel dichtet, der sich von ihm mästen läßt! o nehmet Steine, tragt sie herbei und verschleift wie die Mutter des Pausanias den Tempel, weil euer Sohn zum Satrapen an der heiligen Achtung vor seinem Volke geworden ist!!! Wenn in solchen Productionen Fortschritt und Kampf eines deutschen Dichterslebens sich ausspricht, dann wollen wir in der That den Fortschritt beklagen, der uns einen talentvollen Dichter geraubt hat. Es ist dies Gedicht nicht in augenblicklicher Hast, in momentanem Unmuthen unwiderruflich hinausgeschleudert, es steht in einer, wie die Anzeige Cotta's sich ausdrückt, „vollständigen kritisch geordneten und künstlerisch gestalteten lyrischen Sammlung“, also mit Überlegung und Plan dahin gestellt und also aller Zurechnung fähig, aller Verantwortung fähig!

Hieran wollen wir noch die Betrachtung über ein Gedicht, das der „Heimat“ angehört und unter den „Dämmerstunden“ steht, anreihen. Schon Prutz hat in einem Gedichte seiner Sammlung bei Otto Wigand auf den Inhalt dieses Liedes Rücksicht genommen, wenn er sang:

Euch hat die Muse jammert ihr gelogen,
 Ein Nessushemd ist euch die Poesie —
 Ein Schleier mir, den in dem Drang der Bogen
 Mir Leukotheens Götterhand verlieh.

Dingelstedt verwünscht die schwarze Stunde, wo ihm das erste Lieb im Herzen aufgekeimt ist, er nennt jene Stimmung einen giftigen Rausch, der zum Spotte der Welt, zur Dornenkrone führe, die Poesie ist ihm ein Nessushemd, das durch Schweiß und Blut fest an dem gehefteten Leibe klebt. Wir wollen gern zugeben, daß die Kunst wie jede geistige Entwicklung die Seele beengt und drängt, so lange sie in ihrem Werden begriffen ist, aber dieser Drang, diese Unruhe selbst ist wieder etwas Hohes, denn das geistige Leben und die geistige Thätigkeit werden nur durch jene Unruhe erzeugt, getrieben; es ist der Trieb, der die Knospen des Geistes spaltet und das Leben ist die Unruhe selbst, jenes sich Auflösen in Gegensätze und Wiedergehalten zur Einheit und so fort

bis zu seinem Ende. Der Dichter, dem die Stunden der Poesie nicht seine schönsten, heiligsten Lebensstunden einläuten, der eine Marter und Qual die gesegneten Augenblicke der Production schilt, schlägt wie ein unartiges Kind die Mutter die es hegt, pflegt und liebt, zerfleischt die Hand die es segnet.

(Der Beschluß folgt.)

T a g e s l i t e r a t u r .

Im Folgenden werde ich eine gebrängte Übersicht der neuesten Schriften für und wider den Deutsch-Katholicismus geben. Man wird daraus beim Beginn eines neuen inhaltsschweren Jahres den Stand einer der wichtigsten Angelegenheiten der Gegenwart übersehen: ihre Hoffnungen und ihre Stärke, ihre Schwierigkeiten und ihre Schwäche, ihre Leistungen und ihre Aufgabe.

Von dem gewichtigsten Vorkämpfer der deutsch-katholischen Gemeinschaft liegen mir folgende Schriften vor:

1. Katholische Dichtungen von Johannes Ronge. Dessau, Neubürger. 1845. 8. 7½ Ngr.
2. Rede gehalten am 23. Sept. 1845 in der Münsterkirche zu Ulm von Johannes Ronge. Ulm, Kübling. 1845. 8. 2½ Ngr.
3. Reue und doch alte Feinde. Von Johannes Ronge. Dessau, Neubürger. 1845. 8. 2 Ngr.

Daß Ronge diese Gedichte hat drucken lassen, ist ein großer Mißgriff; seine Freunde hätten ihn davon abhalten sollen; sie sind wirklich sehr schlecht. Von Poesie keine Spur, von Gedanken ein einziger, dreihundertjähriger: der Sturz des Papismus, und dieser viel matter als er hunderttausend Mal ausgesprochen worden, als ihn Ronge selbst in Prosa ausgesprochen hat. Die in Ronge mehr sehen als den ersten zufälligen kleinen Schneeball, der herabrollend vom Berge der Hierarchie eine Lawine gebildet hat, die ihn einen Luther des 19. Jahrhunderts nennen, mögen diese Gedichte zur Hand nehmen, um ihn kennen zu lernen. Ronge selbst sollte bescheiden sein, die Frömmigkeit sollte ihn bescheidener machen, oder die Bescheidenheit frömmen; anbetend sollte er bekennen, daß Gott mächtig ist im Schwachen, daß er sich eines geringen Werkzeugs bedient, um ein großes Werk zu verrichten. Eine kleine Probe Ronge'scher Poesie wird mein Urtheil rechtfertigen bei denen, die einigen Geschmack besitzen:

Einst als Christus die Apostel sandte,
 Aller Welt zu bringen Heilswort;
 Als der Geist in Feuerzungen brannte,
 Lehrt' er Sprachen sie für jeden Ort;
 Und der Sprachen Kraft sie überkonnte,
 Welt nicht jedes Volk hebräisch konnte.

In der Rede zu Ulm ist Ronge mehr an seinem Plage. Er deutet hier seine Hoffnung an, daß eine Vereinigung des Protestantismus mit dem Deutsch-Katholicismus geschehen werde. Als das Princip des Deutsch-Katholicismus und der Vereinigung des Protestantismus mit ihm bezeichnet er die Nächstenliebe. Er deutet auch an, daß es darauf ankomme, „vollkommen zu werden wie der Vater im Himmel vollkommen ist“. Aber die Anwendung, die er von diesem tiefsinnigen, für unsere Zeit unendlich bedeutungsvollen Spruche macht, ist so kleinlich, daß alle Wirkung desselben für den reformatorischen Zweck verloren geht. Er folgert daraus nichts als daß die Ältern ihre Kinder nicht Lehrern anvertrauen sollten, welche „unter dem Drucke einer Hierarchie schwächen“. Unrecht hat Ronge, wenn er die Bedürftigkeit des Protestantismus nach seiner Reformation aus dem Umfande ableitet, daß man innerhalb des Pro-

testamentarismus ein starres Festhalten an allem Dogmatismus verlange. Die Partei, welche dies Verlangen hegt, ist in der protestantischen Kirche eine an Zahl geringe und nur scheinbar mächtige Partei, nämlich nur mächtig durch die geistige Ohnmacht ihrer zahlreichsten Gegner, Derjenigen, zu welchen auch Ronge zählen würde, deren Ohnmacht auch Ronge theilen würde, wenn er nicht als Papist, sondern als Lutheraner geboren und erzogen wäre. Es hat sich schon gezeigt und wird sich immer mehr zeigen, daß der Kern des Protestantismus mit keiner der beiden ihm ganz äußerlichen Parteien etwas zu schaffen hat, welche sich gegenseitig weis zu machen bestrebt sind, daß sie die eigentlichen Protestanten, die andern aber Abtrünnige von der Sache des Protestantismus seien.

Innerhalb der noch so jungen deutsch-katholischen Kirche selbst hat sich schon derselbe Gegenstand geltend gemacht, welcher leider beweist, wie unmöglich es sei, in Sachen der Erkenntniß das Gleichgewicht zu halten, wenn man es nicht für nöthig hält, die Erkenntniß in der Tiefe des Gegenstandes zu suchen, sondern sich begnügt, an der Oberfläche desselben hinzustreifen. In seiner schon erwähnten Predigt schließt Ronge mit den tiefbedeutungsvollen Worten: „die neue Reformation sei nicht gekommen zu lösen, sondern zu erfüllen.“ Aber von diesem verheißenen Erfüllen ist bis jetzt noch blutwenig in Erfüllung gegangen, und auch dem von ihm bekannten Principe der Rücksichtliebe, das doch in Religionsfachen als Duldung sich gestalten muß, wird Ronge in seiner unter Nr. 3 erwähnten Schrift untreu, indem er hier nicht nur wider die schon berührte strenggläubige Richtung im Protestantismus, sondern auch wider seinen Kampfer Czereki auftritt, weil dieser sich für das augsburgische Glaubensbekenntniß und wider die „Bernunstanbieter“ erklärt hat. Hier spricht er die Ausschließung Czereki's von der Reformation aus. Das ist unklug und jedenfalls ungerecht, weil bis jetzt mit Ausschluß der sehr anerkennungswerthen, aber das Wesen der Religion nicht berührenden äußern Kirchenverfassung von den Deutsch-Katholischen überhaupt noch gar nichts geschehen ist, als daß sie dem Papste abgesagt haben. Hierin soll gar kein Vorwurf liegen; es hat füglich überhaupt noch gar nichts weiter geschehen können; aber es ist sehr ungerecht, bis jetzt irgend einen von denen, die Rom abgesagt haben, von der jungen Kirchengemeinschaft auszuschließen, da gar nichts vorhanden ist, auf Grund dessen eine solche Ausschließung geschehen kann, da vielmehr in der erwähnten Kirchenverfassung die einzelnen Gemeinden und die Individuen ausdrücklich in Glaubenssachen ganz frei entlassen worden sind. Dieser Zwiespalt in der jungen Kirchengemeinschaft zwischen Altgläubigen und Rationalisten ist übrigens der Beweis, wie wenig berechtigt die Deutsch-Katholiken zu einer Reformation der protestantischen Kirche berufen sind, wie sie nicht auf der Höhe der Reformation stehen, sondern noch ganz im allerersten Anfange derselben, wie sie alles Mögliche zu thun haben, um nur erst zu Luther hinzukommen, ehe sie daran denken dürfen, über ihn hinauszukommen. Die Reformation des 19. Jahrhunderts fordert weder Altgläubige noch Rationalisten, sondern Gläubige, welche die ewige Wahrheit der Offenbarung in Christus und durch Christus zeitgemäß geistig, nicht mehr bloß in einseitigen sinnlichen Vorstellungen zu fassen vermögen, der Abfall von Rom ist ein großes Zeichen der Zeit, auch der nahenden Reformation, aber noch lange nicht diese selbst, so wenig wie der von Schutt gereinigte Bauplatz der Anfang des neuen Baumerks ist. Es ist nur die Möglichkeit dieses Anfangs. Persönlich gegen Ronge ist folgende Schrift gerichtet:

4. Offenes Sendschreiben an Johannes Ronge, zeitigen Volksrestaurateur u. in Breslau. Von R. W. Ramsch anowski, katholischem Lehrer. Breslau. 1845. 8. 2 Ngr.

Man muß solche Schriften lesen, um sich, wenn man sonst geneigt wäre, wider Ronge zu sein, sogleich wieder mit ihm zu versöhnen, ihn zu preisen, sein Erscheinen zu segnen. Da drüht Einem der Augiasstall, welchen Ronge aufzuräumen un-

ternommen, frisch entgegen, da sieht man, daß Ronge der Mann ist für seinen Beruf. Solche Geistesarmseligkeit, vermischt mit dem widerlichsten Dünkel, zu bekämpfen, dazu gehört ein Mann des nüchternen, ehrlichen Verstandes wie Ronge ist. Und so sehr wir Protestanten die Reformation durch Ronge bis jetzt depreciren müssen, so sehr müssen wir wünschen, daß diesem sein rüstig fortgesetztes Reformationswerk innerhalb des Romanismus gelinge; denn hier ist es allerdings nur Zeit zum Lösen, zum Aufräumen, zum Entleeren, bevor an das Erfüllen gegangen werden kann.

Zur Prüfung der geistigen Persönlichkeit Czereki's geben folgende Schriften Gelegenheit:

5. Sendschreiben an alle christlich-apostolisch-katholischen Gemeinden von Joh. Czereki. Landsberg a. d. W., Bolger und Klein. 1845. 8. 3 Ngr.

6. Sendschreiben an alle christlich-katholischen Gemeinden des apostolischen Glaubensbekenntnisses von Joh. Czereki und Anselm Bernhardt. Thorn, Lambert. 1845. 8. 2 1/2 Ngr.

7. Drei Predigten gehalten vor der christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde in Schwesenz von Joh. Czereki. Herausgegeben mit Erlaubniß des Reformators und eingeleitet durch Aphorismen über die Reformation von einem Laien. Posen, Cohn. 1845. 8. 5 Ngr.

Czereki schließt sich enger an die Bibel an; er sucht weniger durch Hermandesgründe zu wirken als durch das einfache Bibelwort. In seiner unter Nr. 5 genannten Schrift erklärt er, um alle Irrungen zu vermeiden, daß er Christus als Gott anerkenne, und fügt sich dabei auf diejenigen Bibelstellen, in denen Christus als Sohn Gottes bezeugt wird. Es ist bekannt genug, daß sich diese Stellen auch gegen die Gottheit Christi anführen lassen. Es hätte daher des Beweises bedurft, daß sie für dieselbe Zeugniß ablegen. Ferner legt er sein Glaubensbekenntniß ab: das apostolische, und endlich verwirft er als eine zu enge Bezeichnung den Namen der deutsch-katholischen Kirche, und empfiehlt dagegen den einer christlich-apostolisch-katholischen. Die große Frage Czereki gegenüber ist: ob sich allein auf den Grund des seligmachenden Glaubens an das einfache Bibelwort eine Reformation der Kirche gründen läßt? ob die Kirche der Zukunft allein auf den Boden der Heiligen Schrift gegründet werden kann? Vom Standpunkte der Religiosität muß diese Frage darum verneint werden, weil Christus ausdrücklich den Seinen den heiligen Geist verheißt hat, weil die Schrift selbst Zeugniß dafür ablegt, daß nicht durch ein geschriebenes Wort, sondern durch die Wirksamkeit des heiligen Geistes die erste Kirche zu Stande gekommen ist. Das Neue Testament ist nicht wie das Mosaische Gesetz der religiösen Gemeinschaft vorausgegangen, sondern es ist erst in Folge dieser Gemeinschaft entstanden. Ferner: die Wirksamkeit des heiligen Geistes ist nicht an eine bestimmte Zeit, etwa an die der Apostel und zum Zwecke der Abfassung des Neuen Testaments beschränkt, sondern sie ist verheißt für alle Ewigkeit. Also nicht auf dem Grunde des Wortes, sondern auf dem des heiligen Geistes ruht die Kirche immerdar, und so hat auch das Wort, als ein lautes Zeugniß dieses heiligen Geistes, nach den Bekenntnisschriften der Protestanten wol die Bedeutung eines Prüfstein's der Kirchenlehre, welche auf die Autorität des heiligen Geistes sich ebenfalls gründet, aber keineswegs soll in ihm die Wirksamkeit des heiligen Geistes erschöpft und abgeschlossen sein. Noch mehr aber läßt sich vom Standpunkte der Philosophie zur Verneinung der oben aufgeworfenen Frage sagen. Man darf nur daran denken, um was sich die religiösen Bewürfnisse der Gegenwart drehen, um einzusehen, daß eine wahre Einigung der Parteien, eine rechte katholische Kirche der Zukunft einzig und allein durch ein geistvolles Eingehen auf die Lehre der Schrift und der Kirche zu Stande kommen kann, bei welchem es sich nicht mehr bloß wie bei der ersten Reformation darum handelt, ob die Kirchenlehre mit der Schriftlehre übereinstimmt,

sondern um den Nachweis, daß die übereinstimmende Schrift- und Kirchenlehre wahrhaftig ein Zeugniß des heiligen Geistes, eine rechte Offenbarung Gottes sei. Das Herr-Herrfagen thut es ebenso wenig wie das Ignoriren, sondern darin hat Konge ganz recht: die Erfüllung thut es, die Erfüllung der Verheißung, daß der Geist Zeugniß ablegt von ihm selbst, ein Bekenntniß, aber auch in der Erkenntniß, daß wahrhaftig Jesus von Nazareth der Christ, d. h. der menschengewordene Gott sei.

Nr. 6 enthält die Veröffentlichung derjenigen Urkunden, durch welche sich die Vorsteher der neuen Gemeinden zu Schneidemühl und Thorn für Religionsverwandte der auf dem Grunde der Augsburgischen Confession ruhenden evangelischen Kirche bekennen, indem sie mit den wesentlichen Stücken der Augsburgischen Confession übereinstimmen, im Ubrigen aber ihr eigenes Bekenntniß sich vorbehalten, und der Bittschrift an den König von Preußen, durch welche sie Anerkennung — als eine geduldete Sekte augsburgischer Confessionsverwandter suchen. Es ist hierbei anzuerkennen, daß Czerski und die ihm Gleichgesinnten wenigstens das Ziel richtig erkannt haben, zu welchem ihre Reformation führen muß, zum Anschluß als Sekte an den Protestantismus, von welchem sie sich, wie sie indirect selbst bekennen, nur in unwesentlichen Stücken unterscheiden. Sie fühlen nicht die Kraft und haben nicht den Muth einer Reformation, der Reformation des 19. Jahrhunderts. Daß dieser Ausgang ein kläglicher ist, daß er der Bezeichnung christlich-katholischer Kirche ebenso wenig, ja noch viel weniger als der deutsch-katholischer Kirche entspricht, liegt auf der Hand. Die Bittsteller wollen Frieden und Ruhe, darum suchen sie Anerkennung; eine Reformation will Geisteskampf und sucht nicht Anerkennung, sondern Bekenntniß. Sie bekehrt, aber sie peitert nicht.

Die Predigten Czerski's (Nr. 7) haben eine gewisse Gefühlswärme vor der Königschen Predigt voraus, enthalten manches schöne Bibelwort, aber noch weniger Kraft und noch weniger Gedanken, keine Ahnung und keine freudige Zuversicht einer Kirche der Zukunft, wie das bei Konge zu finden ist.

In dem

8. Circulare des Hohen Generaladministrators der Erzdiocese Posen in Betreff des Apostaten Czerski. Marienburg, Dormann. 1845. 8. 8 Pf.

ist der „große Kirchenbann“ gegen Czerski ausgesprochen. Hier wird ihm besonders „erheuchelte Bescheidenheit und scheinbare Religiosität“ in seinem frühern Leben zum Vorwurf gemacht, aber es liegt auf der Hand, daß seine Bescheidenheit der römischen Kirchenbehörde erst jetzt als erheuchelt, seine Religiosität als scheinbar erscheint, wo er sich von Rom loszureißen gewagt hat. Viel nachtheiliger als dieser Bannfluch werden Czerski diejenigen Vorwürfe sein, welche ihm in folgender Schrift gemacht werden:

9. Offenes Sendschreiben an Seine Hochwürden den Herrn Pfarrer Czerski in Schneidemühl u. von Christianus Sincerus II. Glogau, Flemming. 1845. 8. 2 1/2 Ngr.

Es ist dies eine Kritik seines Nr. 6 angezeigten Sendschreibens und einer spätern in Betreff desselben gegebenen öffentlichen Erklärung. Die Charakterschwäche, Inconsequenz Czerski's werden schonungslos, aber mit überzeugender Folgerichtigkeit aufgedeckt, und überdies die Unhaltbarkeit des von ihm zum Schwiboleth der Christlichkeit gemachten Glaubensbages von der Gottheit Christi dargezogen. Die Schrift rühret von einem evangelischen Geistlichen her, der mit einer tüchtigen theologischen Bildung eine große Theilnahme für die Bewegung in der römischen Kirche verbindet.

Weiläufig erwähne ich zweier von einem begeisterten Papisten gegen Führer der deutsch-katholischen Bewegung erklaarten Christen, welche übrigens nichts als leere Declamationen enthalten:

10. Sendschreiben an den katholischen Priester Joh. Dunge. Von G. A. Wolff. Zweite Auflage. Breslau, Gantner. 1844. 8. 2 Ngr.

11. Ein Wort an Ketzler und Eißhorn. Von G. A. Wolff. Breslau, Gantner. 1845. 8. 1 1/2 Ngr.

Von dem Verf. Logik nur eine kleine Probe: „Entweder gibt es gar keine (wahre) Religion, oder nur Eine, die Römisch-Katholische, keine (von Christus) gestiftete Kirche, oder nur Eine, die Römisch-Katholische.“ Mit solchen Versicherungen hofft der Hr. Wolff die Abtrünnigen in den Schoos der römischen Kirche zurückzuführen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Literarische Skandalasucht in England und Frankreich.

Die Besprechung von Balzac's „Les petits maneges d'une femme vertueuse“ gibt dem „Foreign quarterly review“ Veranlassung, sich über die verschiedene Weise auszusprechen, wie sich die Lusterei am öffentlichen Argerniß in Frankreich und England kund gibt. Es kann sich dabei nicht der Bemerkung enthalten, daß, so empfindlich die guten moralischen Mütter in England gegen die Unzüchtigkeiten der französischen Romane sich zeigten, sie ebenso blind für die Unzüchtigkeiten zu Hause seien. Es sei freilich richtig, daß in englischen Romanen Frivolitäten nicht so häufig vorkämen, weil das englische Publicum dergleichen nicht dulde; auch trafe man darin nur selten auf so „warm gemalte Scenen“ und Stellen, wo so rücksichtslos Verhältnisse dargestellt würden als in den meisten französischen schöngeistigen Werken; das französische Publicum sei in diesen Dingen eben viel laxer. Aber die englische Skandalasucht zeige sich auf andere Weise, wovon die „unfittlichen Franzosen“ oft gar nichts wüßten. Ein Flecken der englischen Literatur auf diesem Gebiete sei vor Allem die schamlose Persönlichkeit, welche so vielen „piquanten“ Romanen als Bürze dienen müsse. Man solle nur an „Cheveley“, „The bubble family“, „Coningsby“ und „Anti-Coningsby“ denken mit ihrem schamlosen Lächerlichmachen und ihrer offenen Bosheit, worin der Schleier, welcher die „gemeinten“ Personen von den „genannten“ trennen, so durchsichtig sei, daß Jeder hindurchsehen könne. Es reiche jetzt hin, der Freund eines Mannes zu sein, der von seiner Frau geschieden ist, um diese, wenn sie Schriftstellerin, zu veranlassen, die Fehler und Schwächen jenes Freundes mit allen ihr zu Gebote stehenden Gaben des Spottes und der Zerrbilderei ins Uebertriebene und auf die gehässigste Weise auszumalen, und er habe kein Mittel der Erwidrerung, sei nicht im Stande zu widerlegen, weil er eben in der Schilderung nicht genannt sei. Mit einem Wort die Engländer sollten sich, was Skandalasucht betrifft, an ihre eigene Nase greifen und dem Ubel Einhalt zu thun sich bemühen. Wahrscheinlich pia desideria!

Blut- und Gräueliteratur in Amerika.

Auch die Amerikaner scheinen sich an der Sue-Literatur zu begeistern. Die gewöhnlich fällt die Fruchtbarkeit in dieser Hinsicht in die Domaine des imitatorum pecus. So hat ein gewisser G. Lippard in Pennsylvanien unter dem Titel „The quaker city, or the monks of Monk Hall“ eine Erzählung erscheinen lassen, die er einen „Roman des Lebens, der Mysterien und des Verbrechens in Philadelphia“ nennt, und der seinem eigenen Eingeständniß nach „Abscheulichkeiten zu entsetzlich um geglaubt zu werden“ behandelt. Der Schmutz und Abscheu der Gesellschaft bilden den Stoff dieses Machwerks. 12

Freitag,

Nr. 16.

16. Januar 1846.

Franz Dingelstedt.

(Schluß aus Nr. 15.)

Wenn wir uns nun zu den politischen Sichten Dingelstedt's wenden, die in dieser neuen Sammlung enthalten sind, so können wir nicht umhin, einen Rückblick auf ihre Vorgänger, die Nachtwächterlieder zu werfen, nach deren Erscheinen er als vielbesprochener Post seine Wanderschaft antrat und als viel getadelter, viel angefeindeter Hofrath wieder nach Deutschland zurückkehrte. Wir glauben, Beides mit Unrecht. Als Dingelstedt schied, hielt man ihn für einen politischen Märtyrer. Wer die Geschichte seines Bruchs mit Hessen kennt, wird sich vom Gegentheil bald überzeugen, er nahm den Wanderstab selbst, der ihm nicht geboten wurde, man zögerte sogar längere Zeit, bis endlich sein entschiedener Wille die Sache vollendete; er nahm den Wanderstab aus rein persönlichen Bestimmungen, sein Nestchen war dem Sangvogel zu eng geworden, es war, was wir gern einräumen wollen, ein poetischer Instinct, der ihn hinausjagte, der ihn zu selbständigerem, freierem Wirken fortriess. Ob die Stellung, zu der er schied, als Mitredacteur der „Allgemeinen Zeitung“ in Dienste Cotta's, eine freiere, bessere war, lassen wir dahingestellt sein, sie scheint dem Poeten nicht sehr behagt zu haben; da er den Wanderstab bald wieder ergriff und durch Belgien, Frankreich, England, Osterreich nach Schwaben zurückkehrte. Gerade diese Reise, die er im Interesse Cotta's unternahm, brachte ihn wieder zu der Ansicht, eine festere Stellung, ein gesicherter eigener Herd sei vor Allem erforderlich, um den Geist zu neuen Werken zu sammeln. Was man damals über Dingelstedt fabelte, wie sehr man ihn als einen Abtrünnigen betrachtete, das ist Alles grund- und haltlos hinausgeschrieen worden. Es liegt nicht eine einzige That vor, nach welcher man ihn nur anklagen, geschweige denn verurtheilen könnte. Aber sein Schweigen, dies verhängnißvolle Schweigen! mag er es nun benutzt haben, um sich zu neuen Werken zu sammeln, mag er selbst von seiner Hatzreise sich Erholung vergönnt und in seinem Hafen ausgeruht haben, immerhin läßt sich kein Vorwurf daraus begründen; im Gegentheil sprechen viele Gedichte der vorliegenden Sammlung, die er doch gewiß, wenn er ein Abtrünniger wäre, jetzt unterdrückt hätte. Wir sind übrigens

keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß der Erfolg, den die Nachtwächterlieder hervorbrachten, mehr bedingt war durch die witzigen, spitzigen politisch-localen „Gelegenheitsgedichte“, in denen Dingelstedt durch seine epigrammatische Anlage verbunden mit der Gewandtheit seiner Sprache, stets das rechte Wort an seinen Platz zu stellen, gewiß mehr geleistet wie Hoffmann von Fallersleben, als durch die Anzahl anderer, allgemeiner Lieder, die beizweitem schöner und tiefer empfunden und künstlerischer reproducirt waren. Denn jene erstern werden für die spätere Zeit doch nur insoweit Interesse darbieten, als man sie als ein geistreiches politisches Feuilleton der Zeit betrachtet und sie mehr dem publicistischen als dem poetischen Fache beigesellt. Den „Liedern des Nachtwächters“ liegt nicht eine bestimmte Idee zu Grunde, die in den verschiedenen einzelnen Gedichten wieder zu erkennen wäre, es sind sehr oft nur leicht aneinander gereihete Bilder, die man schon ihrer Farbe, d. h. ihrer Sprache nach als getrennte erkennt. Man nichsfach ist die Sammlung dadurch geworden, und so prächtig die größte Anzahl der Lieder auch ist, in ihrer Gesamtheit werden sie doch nie ein geschlossen Kunstwerk bilden. Was aber diesen Liedern insgesammt einen großen Vorzug vor andern, namentlich den neuern Liedern Heine's gibt, ist der Umstand, daß er nie von der nutzlosen, ungerechten Ironie gegen sein Volk Gebrauch macht; er weiß zwar den besügelten Geschossen seiner Satire ein hohes edles Ziel zu geben, aber er hat dabei das Interesse seines Volks im Auge, indem er die Blicke desselben nach dem Ziele selbst lenkt; er begrüßt es nicht wie Heine als „einen großen Lummel, den deutschen Janhagel“, und stimmt dadurch nicht mit ein in die unfruchtbaren Micheliden, die eher dazu geeignet sind, allen Sinn abzustumpfen als anzureizen. Ein Kind kann man durch Ironie nicht groß ziehen, man macht es fürrißig und stöckig, aber einen Mann, schon seiner Würde bewußt, kann man durch Satire aus der Trägheit zur entschlossenen That anspornen.

Aus der frühern Sammlung sind in die neue übergegangen „Die Stimmen der Muse“, Klänge und Lieder aus Hessen, unstreitig die besten vollendetsten Gedichte ihrer Form nach; jedes Wort steht hier an seiner Stelle, jeder Ausdruck bezeichnet gerade Das, was er bezeichnen soll, und dabei ist Alles leicht und fließend;

zugleich athmen sie eine Geradheit der Gesinnung, einen Freimuth des Gedankens, der nicht allein über manche Epochen der heftigen Vergangenheit das Nichtheil einer schneidenden Satire führt, sondern auch was die Gegenwart dieses Landes bewegte, lebhaft und frisch aufsaßte, bald ermutigend, kräftigend, bald klagend und zürnend, je nachdem die Wagschale schwankte, sich hob und senkte. Sehr schön und rührend schildert Dingelstedt seine Sehnsucht nach dem Lande, in welchem die „herbe Wiege seines Ruhms stand“:

Immerdar von Rückkehr träum' ich, von verwehrtem Wiedersehen,
Die verpflanzter Bäume Wurzeln stets zum alten Boden stehen,
Wie des Schiffes Herz, der Compaß, immerdar nach Norden weist,
Wenn auch südlich weh'n die Winde, wie die Well' auch treibt und freist.

Wahr ist ferner die Schilderung, wo er die Stellung, die er seinem Heimatlande gegenüber früher einnahm, bezeichnet:

Wenn du strittest, hab' ich treulich allzeit nicht mit dir gestritten?
Was du littest, hab' ich's immer nicht noch mehr gelitten?
Deiner Schmach mein Herz als Echo, deinem Leid als Trost mein Lieb,
Von dem Morgen, da ich ankam, bis zur Nacht, in der ich schied!

Wodurch aber Dingelstedt nicht allein die Sympathien der andern deutschen Staaten, sondern vorzugsweise die des Hessenlandes berührte, war das „Ostervort im Schloßhose zu Marburg“. Als Ausfluß der Gefühle des Dichters ist es nicht allein rücksichtlich seiner edeln poetischen Haltung, sondern auch seines guten Willens wegen sehr zu loben, da das Schicksal des darin gefeierten Mannes eng mit der Geschichte des hessischen Volks, mit der Entstehung und Begründung der hessischen Verfassung zusammenhängt. Politisch aber betrachtet wird es uns eine Seite darbieten, worüber wir zwar mit dem Poeten nicht hadern wollen, die wir aber auch nicht allein Jordan's wegen, sondern der Verfassung selbst willen herausheben müssen. Der Schluß des Gedichts ist an den Regenten gerichtet, und ist ein Gesuch, ein „beredtes Fürwort“ um Gnade. War und ist Jordan schuldig, schuldig der Verschönerung gegen sein eigenes Vaterland, so war er dem Gesetze verfallen und allem und jeglichem Acte der Gnade entzogen; ist er aber unschuldig, dann ist ein Gnadengesuch um so verwerflicher, man hat nicht nöthig, um gerechtes Recht zu bitten, sondern es wird verlangt und muß gewährt werden. Nach dem jetzigen Stande der Sache ist die Ansicht von Jordan's Unschuld im deutschen Volke allgemein angenommen, wie sie damals schon in der Brust jedes vernünftig denkenden Bürgers klar geschrieben stand; darum glauben wir, würde es der Gesinnung Dingelstedt's angemessener gewesen sein, um Recht, unaufgehaltenes, freies, zu bitten. *) Der Poet von Gesinnung durfte nicht so leicht an dem Charakter

*) Jordan's Freisprechung war dem Verf. dieses Aufsatzes noch nicht bekannt.
D. Red.

Jordan's irre werden und sich zu dem Ausspruche verleitet sehen: „Der Strom, der nicht überprudelt, wäre ja der Jordan nicht!“ abgesehen davon, daß der Wortklang den Dichter zu einem unpassenden Wibe verleitet hat, denn der Jordan, der in das Todte Meer sich ergießt, ist ein stiller, stochender Fluß zwischen sumpfigen Ufern: „D Ironie des Lebens! Mensch und Fluß!“

Zum Schluß noch ein Wort für den Poeten: Es war eine edle mannhafte Sitte der alten Homerischen Helden, daß sie friedlich schieden, die Rüstungen tauschten, nachdem sie in offenem Kampfe ihre Kraft versucht hatten, und die Hände sich drückten, die vorher wacker aufeinander geschlagen.

F. Gegenbaur.

L a g e s l i t e r a t u r .

(Beschluß aus Nr. 15.)

Die Deutsch-Katholiken haben mit ihren Geisteslichen wenig Glück. Die folgenden keinen Schriften enthalten eine in mehrfacher Beziehung skandalöse Geschichte, welche schon hinlänglich durch Zeitungen bekannt ist:

12. Die Ausweisung der beiden Bödlinge Jul. Rudolph und Rud. Dowitz aus dem bischöflichen Clerikal-Seminar zu Pselplin. Eine actenmäßige Darstellung. Marienburg, Dormann. 1845. 8. 1 Ngr.
13. Zur Würdigung zweier Pamphlete gegen den apostolisch-katholischen Pfarrer Joh. Czerstk in Schneidemühl und gegen die Diakonen der apostolisch-katholischen Gemeinde zu Danzig Jul. Rudolph und Rud. Dowitz von Fr. Gerhard. Fünfte Auflage. Danzig, Gerhard. 1845. 8. 2 1/2 Ngr.
14. Meine Conversion. Von R. Dowitz, Diakon der katholischen Gemeinden von Danzig u. Danzig, Gerhard. 1845. 8. 1 1/2 Ngr.

Die Schrift von Gerhard deckt, gestützt auf Documente, die Umtriebe der römischen Partei auf, durch welche sie Czerstk zu verdächtigen gesucht hat, und sucht auch das in der Schrift Nr. 12 gegen Dowitz und Rudolph Vorgebrachte (sie sollen in Folge skandalöser Auführung aus dem Seminar ausgeschloffen worden sein) als Verleumdung darzuthun. Daß Rudolph ein äußerst schwacher Mensch, ein hin und her schwankendes Rohr sei, hat sich seit dieser seiner Vertheidigung durch Gerhard dadurch erwiesen, daß er wieder förmlich in den Schoos der römischen Kirche zurückgekehrt ist. Diese aber hat sich dadurch ihren Triumph verleidet, daß sie ihn zuvor selbst an den Pranger gestellt hat. Dowitz spricht in Nr. 14 für sich selbst. Die Manier, in welcher Dowitz hier auftritt, hat sehr wenig Ansprechendes, Würdiges. Er beginnt: „Ich würde diese Seiten nicht schreiben, wenn ich nicht römischerseits provocirt wäre. Aber der Romanismus attackirt mich indiscret. Schade! die alte, vielerfahrene Schöne hat ihr nobles Wesen so sehr vergessen, daß sie nicht mit Anstand zu fallen versteht. Also der Romanismus ist indiscret gegen mich. Er producirt eine „amtliche Widerlegung“, er gibt Protokolle, die Rudolph und ich unterzeichnet haben sollen, curricula vitae, die ich geschrieben haben soll; es ist gut: der Romanismus ist indiscret gegen mich.“ Eine solche Sprache ist nicht apostolisch; vielleicht liegt es auch nur an mir, ich finde sie widerwärtig; und überdies sagt Dowitz das Gegentheil von Dem, was er sagen will. Er will sagen, die Römlinge hätten ihn verleumdet und verlogen, und er sagt, Rom sei indiscret. Indiscret aber ist, wer ihm geschenktes Vertrauen mißbraucht, ein anvertrautes Geheimniß ausschwaßt. Sagt also Dowitz, die Mittheilungen aus seinem frühern Leben seien indiscret, so gibt er sie als richtig zu. Dowitz soll übrigens ein feuriger Geist sein, soll kräftig zur Ausbreitung der jungen Gemeinschaft gewirkt haben, und dar-

über läßt sich seine ungehörliche und unschickliche Vertheidigung vergeffen.

Kein deutsch-katholischer Apostel hat vielleicht der jungen Gemeinschaft so viel Schaden gethan als Julian Chownig, nicht durch seinen Abfall von derselben sondern durch seinen früheren Anschluß an dieselbe. Er selbst legt Beugniß von sich ab in der Schrift:

15. Meine Ausöhnung mit der Kirche. Zugleich ein Aufruf an „meine frühere Gemeinde“ — die „Deutsch-Katholiken“ in Ulm. Von Julian Chownig (Joseph Chownanek). Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1845. 8. 2½ Rgr.

Chownig führt sein ganzes Leben in einer gebrängten Stizze vor, in welcher er sich nicht gesont hat: er bekennt seinen Leichtsin, seine Verirrungen, seine Laster. Nun meint er zum Ernste des Lebens gekommen zu sein, durch den Deutsch-Katholicismus zum römischen Catholicismus und damit zur Wahrheit und zum Frieden. Die Schonungslosigkeit, mit welcher Chownig sich selbst behandelt, läßt annehmen, daß es ihm wirklich Ernst sei. Kein edler Mensch wird diese Selbstbekenntnisse benutzen, um auf Chownig einen Stein zu werfen. Aber er hat sich zur Rückkehr entschlossen, weil er zu schwach war zum Fortschritt. Und so wird es Allen gehen, welche nichts hinzubringen zum Deutsch-Katholicismus als den Leichtsin, der mit aller Erkenntniß fertig zu sein wähnt, ehe er auch nur einmal die Bitterkeit des Denkens gekostet hat. Die Religion läßt in keiner Gestalt mit sich spotten, es waltet eine unächtbare Macht in ihr, die den Menschen packt wider Willen und ihn dahin stellt, wo er hingehört. Es ist eine ernste Prüfung der Geister. Gar Viele gehorchen sich, als ob sie Kinder der Zukunft wären und sind doch Kinder der Vergangenheit, als ob sie Helden der Freiheit wären und sind doch nur eines knechtischen Geistes voll. Allen Diesen wird es bezeugen, daß sie durch den Deutsch-Katholicismus erst recht unterthan werden der Hierarchie, der sie sich zu entziehen gedachten. Das wissen die klugen Papisten und darum freuen sie sich über die Bewegungen der Zeit, denn sie hegen das thörichte Vertrauen, die Menschen alle hätten einen knechtischen Geist, der wol eine Zeit lang in frechem Übermuth nach den Früchten der Freiheit sich gelüsten lasse, je frecher er sich aber gebare, desto schneller zum Bewußtsein seiner Dhnmacht gelange und dann willig das Joch auf sich nehme, welches Rom für ihn bereit hält.

Dewald Marbach.

Bibliographie.

Die Apostel des Jung-Katholicismus in Kreuznach. Von einem Laien. Koblenz, Blum. 1845. 12. 5 Rgr.

Arndt, F., Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Predigt. Berlin, Wohlgenuth. 1845. 8. 2½ Rgr.

Bernoulli, G., Einige evangelische Zeugnisse. Basel, Schneider. 1845. 8. 11¼ Rgr.

Fliegende Blätter aus dem Tagebuche eines Hessischen Geislichen, betreffend die gegenwärtigen Spaltungen und Kämpfe innerhalb der christlichen Kirche Deutschlands. Darmstadt, Diehl. Gr. 8. 3¾ Rgr.

Börsch, F., Wie der Herr jederzeit bei Stürmen, welche über seine Kirche kommen, sich verhält. Predigt. Speyer, Reibhardt. 1845. Gr. 8. 2½ Rgr.

Unbefangene Darstellung des innern Gangs und Zusammenhangs der Leipziger Augustereignisse. Von einem Augenzeugen. Bremen, Heyse. 1845. Gr. 8. 2½ Rgr.

Erbkam, H., Beleuchtung der Erklärung vom 15. August. Berlin, Dehmitz. 1845. Gr. 8. 10 Rgr.

Das Familiendekommiß. Eine Denkschrift zum mecklenburgischen Landtag 1845. Rostock, Stillcr. 1845. Gr. 8. 7½ Rgr.

Felde, C., Die nöthige Reform der Jugendberziehung oder der physische und geistige Untergang der Jugend, herbeigeführt durch die gewöhnliche Volks-, insbesondere Volksschulerziehung und die natürlichen Mittel zu einer allseitigen Volkswildung. Wolfenbüttel, Holle. Gr. 8. 15 Rgr.

Georg, L., Sendschreiben von Joh. Gottfr. v. Herder an alle biedere Deutsche. Darmstadt, Diehl. 1845. Gr. 8. 5 Rgr.

— Unterirdische und überirdische Sendschreiben an die liebe Christenheit. Darmstadt, Diehl. 1845. Gr. 8. 5 Rgr. Glaube und Wahrheit in der Andacht der protestantischen Kirche, vom Verfasser der Momente der Andacht für Protestantent. Jena, Frommann. 1845. 12. 12 Rgr.

Das Glaubensbekenntniß der französischen reformirten Kirche. Zur Feier der am 29. October 1835 zu Berlin gegründeten französischen Kirche nach den ältesten Urkunden herausgegeben und ins Deutsche übertragen von P. Henry. Berlin, Amelang. 1845. Gr. 8. 5 Rgr.

Dr. Großmann und die erste Kammer in der 12ten Sitzung den 10. October 1845. Gedicht. Zeig, Webel. 1845. Gr. 8. 1 Rgr.

Hartmann's, P. C., Festrede vom Leben des Geistes. Verdeutsch mit Beigaben von E. Freih. v. Feuchtersleben. Wien, Gerold. 8. 7½ Rgr.

Herzfeld, Die religiöse Reform, besprochen in einer Predigt in der neuen Synagoge zu Nordhausen. Nordhausen, Schmidt. 1845. Kl. 8. 2½ Rgr.

Hutten, U. v., Für deutsche Freiheit! Alte Kraftworte an Fürsten und Volk. Aus seiner Conquestio von 1520 neu verdeutsch von C. A. Peschcl. Baugen, Schlüssel. 1845. 8. 9 Rgr.

Joly, B., Die Jesuitenfresser, nebst Wanderspaß und Signalement des ewigen Juden von Eug. Sue. Aus dem Französischen. Regensburg, Manz. 1845. Kl. 8. 22½ Rgr.

Kämmer, H. J., Das Unterrichtswesen der Reformirten in Frankreich während der Verfolgung des vorigen Jahrhunderts. Baugen, Schlüssel. 1845. 8. 6 Rgr.

Koosen, J. H., Über akademische Lehrmethode mit Bezugnahme auf konversatorischen Unterricht. Königsberg, Lag und Koch. 1845. Gr. 8. 5 Rgr.

Kühn, J., Das Wesen, Watten und Wirken der Lüge. Predigt in der katholischen Pfarrkirche zu Gleiwitz. Gleiwitz, Landsberger. 1845. 8. 1¼ Rgr.

Kaun, F., Die Macht des Wortes. An die Zeitgenossen im Jahre 1845. (Gedicht.) Dresden, R. und B. Kori. 1845. Kl. 8. 3 Rgr.

Lutteroth, J., Rußland und die Jesuiten von 1772 bis 1820. Nach meist ungedruckten Urkunden. Übersetzt von Birch. Stuttgart, Hallberger. 8. 15 Rgr.

Meinerzhagen, G., Die religiöse Bedeutung der biblischen Wunder, mit besonderer Beziehung auf die in neuester Zeit dagegen erhobenen Einwürfe. Bremen, Heyse. 1845. Gr. 8. 5 Rgr.

Prokop, A., Die Buchertheuerung und landwirthschaftlichen Vereine in Deutschland. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 15 Rgr.

Richter, A. F., Meine Rückkehr zur Mutterkirche. Eine zeitgemäße Rechtfertigungsschrift. Regensburg, Manz. 1845. Gr. 8. 1 Thlr 7½ Rgr.

Robbertus, Zagekow, Die Preussische Geldkriß. Anclam, Diege. 1845. Gr. 8. 12 Rgr.

Roserey, H., Rede am Tage der Jubelfeier Caspar Maximilian's, Bischofs von Münster, den 6. September 1845. Münster, Deiters. 1845. Gr. 8. 2½ Rgr.

Ein ernster Ruf an die Christenheit. Dem Schweizer-volke gewidmet von einem seiner Bürger. Zürich, Hanks. 1845. 8. 2½ Rgr.

Rust, J., Der Herr ist der evangelischen Kirche Ruhm und Hoffnung. Predigt. Speyer, Reibhardt. 1845. Gr. 8. 3¼ Rgr.

Sachtleben, Vorschläge, die beabsichtigte Pensionsanstalt für eremitirte Prediger und eine Lebensversicherung unter Predigern betreffend. Quedlinburg, Basse. 1845. Gr. 8. 3 $\frac{1}{2}$ Rgr.

Ziele, A. F., Offenes Gedächtnis an die zweite General-Verammlung der deutschen Vereine gegen das Branntweintrinken. Berlin. 1845. 8. 2 $\frac{1}{2}$ Rgr.

Das neue Theater-Reglement des General-Intendanten v. Kästner für die Königl. Hofbühne in Berlin. Ein Strahl für die dramatische Kunst und deren Jünger. Kritisch beleuchtet in juristischer, artistischer und polizeilicher Beziehung von einem praktischen Juristen. Berlin, Hofmann und Comp. 1845. Gr. 8. 5 Rgr.

Die Verweigerung der Lübeck-Büchener Eisenbahn. I. der allgemeine und völkerrechtliche Gesichtspunkt. II. der bundesrechtliche Gesichtspunkt. III. der Gesichtspunkt der Königl. Eisenbahn-Kommission zu Copenhagen. Anhang: Erlaß der Königl. Dänemarfischen Regierung vom 6. August 1845. Lübeck, v. Wohden. 1845. 8. 3 $\frac{1}{2}$ Rgr.

Binet, A., Die Rischuldigen an der Kreuzigung des Erlösers. Zwei Reden über Hebr. VI, 6. Aus dem Französischen übersetzt von S. Schmid. Zürich, Gantle. 1845. Gr. 8. 3 $\frac{1}{2}$ Rgr.

Woher kommt es, daß in unseren Tagen das Abendmahl weniger als sonst geachtet und benutzt wird? Ein Gedächtnis an Alle, welche dieses Sakrament zu verwalten haben, von einem protestantischen Geistlichen Sachsens. Dresden, H. und W. Kori. 1845. Gr. 8. 8 Rgr.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Genoude's vermischte Schriften.

In d. Bl. ist wol schon der phantastisch-legitimist Genoude, welcher die ultramontanen Bestrebungen und Ideen mit radical-liberalen Elementen in Einklang zu bringen versteht, erwähnt worden. Erst jüngst noch haben wir selbst mit ein paar Worten seine Annäherung, sich zum Geschichtschreiber Frankreichs aufzuwerfen, wozu ihm nicht mehr als Alles fehlt, gebührendermaßen gewürdigt: Dessenungeachtet lassen wir es uns bestritten, daß Genoude ein Mann von Talent und von seltener literarischer Rührigkeit ist. Es zeigt sich dies wieder in einer Sammlung seiner vermischten Schriften, von der uns erst zwei Bände zu Gesicht gekommen sind. Wir wissen nicht, ob er die Aufgeblasenheit hat, Alles, was aus seiner schreibseligen Feder geflossen ist, in dieser Sammlung vereinigen zu wollen — da wäre kein Ende abzusehen; denn seine Fruchtbarkeit ist wirklich unglücklich —; aber hoffentlich wird er einsehen, daß seine Journalpolemik, der er sich mit maßlosem Eifer vorzüglich in der „Gazette de France“, seinem Organ, hingibt, dann vollends unstatthaft und unerpfriehlich ist, wenn ihr noch das à-propos fehlt. Die beiden Bände, welche vor uns liegen, enthalten unter Andern „Reflexions sur quelques questions politiques“. Man begreift nicht recht, wie der Verf. dazu gekommen ist, diese Aufsätze, welche offenbar die Spuren davon an der Stirn tragen, daß sie eine Jugendarbeit sind, hier dem Drucke noch einmal zu übergeben. In der That ist dies eine Reihe von Betrachtungen, welche bereits im J. 1814 erschienen sind. Vergeblich forscht man nach dem Werthe und der Bedeutung, die man ihnen unterlegen könnte. Es sind lose, abgerissene Reflexionen über Zustände, welche jetzt, wo man sie schon mehr in ihrem eigentlichen Zusammenhange überschauen kann, in einem ganz andern Lichte erscheinen, sodasß Phrasen und Stichwörter von ehemals nicht mehr recht passen wollen. Vielleicht hat der Herausgeber eben diesen oberflächlichen Raisonnements deshalb einen Platz in seiner neuen Sammlung angewiesen, weil er gemeint hat, daß die maßlosen geifernden Beschuldigungen, welche hier gegen das Phantom der

Philosophie erhoben werden, auch jetzt wieder einiges Interesse bieten könnten. In diesem Punkte wenigstens ist Genoude sich consequent geblieben. Interessanter sind die Selbstbekenntnisse, welche der Verf. in seiner „Histoire d'une ame“, die schon früher in vereinzelt Journalartikeln zu lesen war, niedergelegt hat. Man kann sich aus diesen Blättern einen Begriff machen von der Gährung, in der sich das Gemüth des frommen Schriftstellers befindet, welcher die Lösungsworte des Kierus auf seine Fahne geschrieben hat, und der es doch mit seiner Stellung für vereinbar hält, der äußersten Linken brüderlich die Hand zu reichen.

Über die Völkerschaften Algeriens.

Wenn auch im Allgemeinen der Gewinn, welchen die Franzosen aus ihren Eroberungen in Afrika ziehen mögen, und den Vortheil, den sie dadurch erlangen haben, nicht eben sehr hoch anzuschlagen ist, so hat sich doch offenbar die Wissenschaft Glück zu wünschen zu den Bereicherungen, welche ihr aus der Bekanntheit Algeriens durch die französische Regierung erwachsen sind. Die größte Ausbeute kann man sich aus einem umfassenden Werke versprechen, welches, aus dem Zusammenwirken verschiedener tüchtiger Gelehrter hervorgegangen, im Erscheinen begriffen ist. Es ist dies die Frucht der Arbeiten jener wissenschaftlichen Commission, welche mit der sorgfältigsten Untersuchung der Naturverhältnisse von Algerien von Seiten der Regierung beauftragt wurde. Auf diese wichtige Erscheinung kommen wir späterhin noch einmal ausführlicher zurück. Gegenwärtig wollen wir in den Spalten d. Bl. auf ein Werk aufmerksam machen, welches als Vorläufer umfassender Forschungen, aber auch ebenso sehr schon als selbständige Arbeit und um seines eigenen Inhalts willen alle Beachtung verdient. Der Titel dieser Schrift, welche Pascal Duprat zum Verf. hat, lautet: „Essai historique sur les races anciennes et modernes de l'Afrique septentrionale.“ Der Verf., der sich in Algerien selbst den gründlichsten und sorgfältigsten Forschungen hingegen hat, beabsichtigt eine ausführliche Geschichte jener Völkerschaften, die er jetzt mehr in ihren ethnographischen Umriszen vor uns zeichnet. Die gebiegene Abhandlung, welche wir gegenwärtig aus seiner Feder vor uns liegen haben, erweckt für dieses größere Werk ein günstiges Vorurtheil.

Berlioz über Instrumentation.

Wenn man von H. Berlioz nichts weiter wüßte als die Äußerung, daß er gewisse Stellen im „Requiem“ von Mozart zu schwach instrumentirt findet, so würde man nicht eben eine vortheilhafte Meinung von seinen musikalischen Kenntnissen gewinnen. Aber in der That legen seine eigenen Compositionen Zeugnisse ab von einer wirklichen Begabung, von lebendigen Ideen und von einer gewissen Originalität in der Durchführung. Die kritischen Aufsätze, welche er im „Journal des débats“ über bedeutende musikalische Erscheinungen liefert, geben einen Maßstab für sein künstlerisches Verständniß, dessen ganzen Umfang und Gehalt man indessen erst aus seinem großen Werke über Instrumentation, das man vor kurzem angefangen hat auch ins Deutsche zu übersetzen, ersuchen kann. Dieses „Traité de l'instrumentation“ enthält den Kern seiner musikalischen Ansichten, welche er sich durch eifriges Studium der Meister, durch eine langjährige Beschäftigung mit der Theorie und durch seine eigenen Compositionen erworben hat. Wenn es auch frühere ähnliche Werke nicht unbrauchbar macht — man wird sogar gut thun, manche Partien mit frühern Darstellungen zu vergleichen, von denen Berlioz zuweilen aus einer gewissen Sucht nach dem Originellen abweicht —, so steht es doch fest, daß der Musiker vom Fach sowie der wirklich strebsame Dilettant hier einen reichen Schatz seiner Beobachtungen und eine Menge anregender Gedanken finden wird. 17.

Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei. Eine öffentliche Vorlesung an der königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, gehalten von H. G. Hotho. Erster und zweiter Band. Berlin, Simion. 1842—43. 8. 3 Thlr.

Die Darstellung der im Titel genannten Geschichte beginnt im zweiten Bande. Derselbe charakterisirt die verschiedenen Schulen und Stadien der deutschen und niederländischen Malerei von der Mitte des 14. bis in die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts, sodas den Anfang die ältestbekannte Kunstweise christlicher Maler in Köln und Westfalen, Oberdeutschland und Franken, dann Blüte, Wandlung und Auflösung der flandrischen Schule die Mitte, darauf die Verschmelzung flandrischer Einflüsse mit ältern Geübungen und neuem Streben in Nieder- und in Oberdeutschland das Ende macht. Es ist demnach die Geschichte der Malerei in den Niederlanden bis zu Anton Claessens (blühte 1498) und Jeronymus Bosch (blühte zwischen 1450 und 1500), in Niederdeutschland bis zu den westfälischen Meistern Jarenius, den Dunwegge und der Schule von Calcar, in Oberdeutschland bis zu Martin Schaffner, Hans Holbein d. Ä. und M. Wohlgemuth geführt. So wären denn die großen Bewegungen des 16., die mächtigen und umfangreichen Erscheinungen des 17. Jahrhunderts dem versprochenen dritten Bande vorbehalten, welcher, wenn die Ausführung in gleichem Verhältnisse bleibt, beträchtlich wird anschwellen müssen.

Frage man bei dem bisher Behandelten nach des Verf. eigener Vertrautheit mit dem Gegenstande, so läßt sich das Gebiet in mehreren Richtungen selbst durchgearbeitet nicht verkennen. Seine Kritik der in Frage kommenden Werke oder Meister weicht daher öfter von den Ansichten seiner Vorgänger ab. So führt er (II, 96) Einsprache gegen die Voraussetzung einer Mithilfe des Gerard van der Naire am genter Altarblatt der Brüder Eyck, und sieht an den beiden in der berliner Galerie dem Gerard zugeschriebenen Bildern keinen merklichen Zusammenhang mit dieses Meisters Altartafel zu St. Bavo in Gent. Auch die Verbindung, in die Passavant eine Anzahl Gemälde mit dem Namen des Rogier van Brügge gebracht, schränkt er ein; indem er (II, 100) den die Madonna malenden Lukas zwar der

unmittelbaren Eyck'schen Schule, aber einem von jenem Lehrer Hemling's verschiedenen Meister (II, 120), die berliner Anbetung des neugeborenen Kindes einem nur schülerhaften Nachahmer des Hemling, die münchener Anbetung der Könige aber (II, 121) einem zwischen Rogier und Hemling mitten inne stehenden Meister zutheilen will. Als wahrscheinlich von Rogier herrührend betrachtet er dagegen (II, 104) zu Löwen das Abendmahl in St. Peter, zu Brügge die Marter des heiligen Hippolyt in der Salvatorkirche, welchen er (II, 108) den Verrath des Judas in der münchener Galerie als ein Mittelglied anreicht zwischen den genannten und vier von Waagen dem Rogier beigelegten Bildern. Diese nämlich mag der Verf. gern dem Rogier lassen, wofern sie als letzte Entwicklungsspitze des Meisters gelten. Eine Kreuzigung des berliner Museums, dort ein früheres Werk des Mabuse genannt, nimmt er (II, 113 fg.) für Albert van Duwater in Anspruch; während er die Klage über Christi Leichnam im Belvedere zu Wien, die Passavant diesem holländischen Maler gibt, als originales Bild eines der ausgezeichneten Schüler aus Hemling's Richtung bezeichnet (II, 116). Das man die Tafeln von Reliquientafeln von St. Omer dem Hemling zuschreibt, nennt er (II, 118) groß Unrecht, da sie, gediegener, ursprünglicher, einfacher, auf einen selbständigen Nebenbuhler, der wol auch Rogier's Schüler gewesen, zurückdeuten. Das Portrait der Aders'schen Sammlung ist ihm zweifelhaft, wie auch das von Waagen beschriebene Reisealtärchen, wofern es mehr als entfernte Ähnlichkeit mit dem berliner Bild (Geburt mit Sibyllen-Verkündigung und Anbetung der Könige) habe, da dies keineswegs von Hemling herrühre (II, 128). Entschieden aber Hemling's Werk sei das Jüngste Gericht zu Danzig, wie der Verf. ausführlich zu begründen sucht. Sonst theilt er ihm außer den beglaubigten Gemälden zu Brügge und der Anbetung mit Christoph und Johannes zu München die Madonna der Aders'schen Sammlung, jetzt im Besitze des Dichters Rogers, zu (II, 148 fg.), welche letztere Waagen geneigter war dem Ign van Eyck selbst beizumessen. Auch die Freuden und Schmerzen der Maria zu München läßt er dem Hemling (II, 153), nicht aber von den Brügger Bildern die Grablegung, die Vermählung der Katharina, den großen Christoph und die Taufe, für deren Absonderung er Gründe anführt. Fer-

ner nimmt er (II, 161) dem Jeronymus Bosch jenes berliner Bild, welches Paradies, Fall, Engelsturz, Gericht und Hölle vorstellt, weil darin, bei vielem Fremdartigen, der Pinsel des Lukas Kranach unverkennbar sei, sodas es eine frühe Nachbildung des Letztern nach einem Hauptwerk des Bosch sein möge. Den Tod der Maria zu Köln, wie den zu München, die allerdings wol fälschlich dem Schoreel gegeben werden, weist der Verf. (II, 169) der kölnischen Schule des 16. Jahrhunderts zu. Von zwei zu Danzig befindlichen Kirchenbildern findet er das eine (II, 111 fg.) dem Diericx Stuerhout nahe verwandt, das andere (nach innern und äußern Gründen, II, 187) der Schule von Calcar zugehörig.

Solche eigene Urtheile sowie öftere Berücksichtigung der Farbentechnik, Zeichnungs- und Anordnungsbesonderheiten, und manche ausführliche Schilderung beweisen zunächst, daß der Verf. sich mit den Leistungen der flandrischen Schule und der benachbarten deutschen lebendig befaßt hat; bei den oberdeutschen ist er mehr von Andern abhängig. Das Recht der bestimmten kritischen Sprüche ist freilich da wenigstens abzuwägen schwierig, wo es sich darum handelt, bloß literarisch bekannten Namen, wie Rogier van Brügge und Albert van Duwater, für welche äußerlich beglaubigte Bilder vermist werden, bestimmte Werke zu- oder abzusprechen. Indessen stellt der Verf. die Inductionen, die ihn leiten, deutlich hin. Bei Rogier hält er, ausgehend von den Zeugnissen, die ihn als einen der vorzüglichsten Schüler des Jan van Eyck und als den Lehrer des Hemling bezeichnen, den Begriff eines Meisters fest, der den Übergang von jenem zu diesem in Technik und Sinnesweise darstelle, und wählt für ihn Werke aus, die neben der Selbständigkeit, wie man sie von dem Förderer einer Kunststrichtung erwartet, den Charakter von Vorstufen sowol für Hemling's Leistungen als für andere blicken lassen, welche bei großer Verwandtschaft mit Hemling's Gemälden doch von ihnen sich unterscheiden. Wie Rogier's, erhält auch Hemling's Auffassung durch solche Sichtung eine fester abgegrenzte Bestimmtheit, wenn anders die neuvertheilten Werke sich entschieden genug nach den Eigenschaften, wie der Verf. sie schildert, wirklich unterscheiden. In dem Maße als diese Bestätigung, die nur Angesichts der Bilder im Ost und West zu schöpfen ist, nicht abgeht, wird dem Verf. das Verdienst zukommen, die Abkufungen der flandrischen Schule genauer als seine Vorgänger charakterisirt zu haben. In Kugler's „Handbuch“ z. B. kann es dem Leser auffallen, daß bei der allgemeinen Charakterisirt Hemling's der eigenthümlich strenge Sinn, worin dieser Meister die Eyd'sche Weise gefaßt, die mindere Lieblichkeit seiner ernstern Gesichter, weniger zierliche Schlantheit der Gestalten, geringere Weichheit der Bewegung hervorgehoben, und dann doch bei Schilderung der einzelnen Werke nicht diese Prädicate, sondern wiederholt die entgegengesetzten: „höchster Liebreiz“, „milder Charakter“, „vorzüglich schöne Gestalten“, „freie Bewegung“, „kraftträftige Ausführung“, „wunderbare Anmuth und Lebenswürdigkeit“ bemerkt werden. Und die-

ser Widerspruch könnte sich damit lösen, daß bei jener allgemeinen Charakterisirt auch Werke, wie die Tafeln aus St. Omer, das Abendmahl zu Löwen, die Hippolyt-Marter zu Brügge und andere berücksichtigt sind, während bei den besondern Schilderungen die Eindrücke der anmuthigern, belebten Gemälde vorwalten. Indem nun Gothe jene andern Bilder ausscheidet, gewinnt sein Begriff Hemling's wenigstens größere Rundung und Einstimmigkeit, wiewol schon die Möglichkeit divergirender Richtungen eines Künstlers im Allgemeinen nicht zu leugnen steht, und nur die genaueste Untersuchung der Werke über das Recht der kritischen Sonderung entscheiden kann.

Stufenfolge und Abzweigung der Malerkunstblüte des 15. Jahrhunderts nehmen sich also bei dem Verf. gesonderter und folgerichtiger aus. Was dagegen den Hauptverlauf in der Entwicklung der Schulen und ihre charakteristischen Unterschiede gegeneinander betrifft, finden sich bei dem Verf. wesentlich dieselben Ansichten wie bei seinen Vorgängern. Nur hat seine Darstellung ein, so viel ich sehe, eigenthümliches Verdienst in der Rückführung dieser verschiedenen Schulcharaktere auf ihre letzten Gründe. Ihm ergibt sich die Grundform der malerischen Anschauung jedes Volkstheiles aus der Stellung, die in demselben das weltliche Bewußtsein zum religiösen und kirchlichen hat. Mit Recht. Denn in jener Periode hatte ja die Malerei fast ausschließlich religiöse Bestimmung. Der Sinn aber, in welchem die heiligen Gegenstände sich der Phantasie darstellen, wird nothwendig von dem Graden und Weisen des Abstandes und der Vereinbarung abhängen, die nach Sitte und Empfindung der Vorstellenden zwischen ihnen und ihrem Himmel, ihrem besondern und dem ewigen Leben obwalten. Dabei kommt es keineswegs bloß auf die Religiosität als solche, die Demuth vor Gott, das Heiligensbedürfnis und Versöhnungsvertrauen, sondern ebenso sehr darauf an, was der weltliche Sinn den Glaubensvorstellungen entgegenbringt und welche Gestalt das irdische Leben hat, das in den heiligen Bildern den Erfas seiner Mängel, den Contrast seines verwerflichen, die Verklärung seines annehmbaren Theiles erblicken will. Nun kann aber aller gegebener Stoff und Zug der Frömmigkeit sowie alle sonstige Bildung der Sinnlichkeit und des Verstandes, Macht und Fier des Lebens, immer nur insoweit Mittel der künstlerischen Darstellung werden, als es im Sitz und Brennpunkt menschlicher Schöpfung, im Selbstgeföhle, die individuelle Einheit eines freiumfassenden, gefammelten und befehlten Blickes findet. Und so wird in der That das im Volkzustande begründete Selbstgeföhle, wie es beziehungsweise sein weltliches und heiliges Leben zusammenhält, das erste und letzte Maßgebende für die Bilderschöpfung sein.

In dieser Hinsicht macht nun der Verf. (II, 6) für die kirchliche Malerei der Deutschen im Mittelalter auf den Unterschied geistlicher und weltlicher Städte aufmerksam. In den geistlichen Städten, wo die Kirchenhäupter zugleich weltliche Herren sind, eben darum aber theils

mit dem Nachstreben der Patrizier, theils mit dem demokratischen Geist der Zünfte zu kämpfen oder sich zu vertragen haben, fühlt der Künstler wie der Bürger überhaupt sein weltliches Leben auf einem Boden mit dem geistlichen.

Wie sie im Leben Bischof und weltlichen Herrn in unmittelbarer Einheit vor sich sehen, sich selbst aber, bei voller Anerkennung seiner doppelten Macht, ihm gegenüber ebenso selbständig und berechtigt empfinden, so geben sie nun auch künstlerisch den Gestalten ihrer Mitbürger in religiösen Charakteren und Situationen (oder den kirchlich-typischen Gestalten, in deren Ausdruck sie die Gesinnung der Gemeinde spiegeln), nicht den Ausdruck der Schuld und Buße, der tiefen Verfenkung und Heiligung, sondern der unbefangenen Ruhe und glücklichen Sicherheit.

In den königlichen Städten hingegen fällt der Kampf gegen geistliche Herren, mit ihm aber auch jene beziehungsweise Gleichstellung fort. Hier streiten nur weltliche Stände untereinander, und die Kirche, viel weniger betheiligte in den Händeln, bleibt mehr nur geistliche Macht, ein wirkliches Gottesreich. In der Kunst zeigt sich dann ebenfalls diese Sonderung des Weltlichen und Geistlichen. Sie hält Beides auseinander, stellt das Weltliche treuer in seiner Eigenthümlichkeit und Mannichfaltigkeit, das Geistliche und Himmlische, als dessen Anderes, feierlicher und strenger dar; und sie bedarf, je mehr dieser Gegensatz, um dessen Vermittelung es doch eigentlich sich handelt, in ihr heraustritt, eines um so bestimmteren Ausdrucks der Vereinbarung und Weihe, also auf Seiten ihrer weltlichen Gestalten der Unterwerfung und Andacht. Hieraus erklärt es sich dem Verf., daß in der ersten hitern Blüte deutscher Malerei die bischöflichen Städte den Vorrang haben, später aber gerade in den weltlichen der Ausdruck (nicht nur einer reichern Natürlichkeit und schärfern Charakteristik, sondern) einer strengern Andacht erstrebt und erreicht wird. Jene erstere Stufe stellt im erzbischöflichen Köln und dem westfälischen Bisthum, die folgende in den flandrischen Städten sich dar. Schwerer möchte es zu beweisen sein, wenn der Verf. hinzusetzt, daß die oberdeutsche Schule (in der sich diese unterschiedene Bedeutung geistlicher und weltlicher Städte für die Malerei nicht behauptet) ihren eigenthümlichen Standpunkt erst auf niederländischen Anstoß zu finden gewußt. Einflüsse der Niederländer auf die Oberdeutschen sind wol unteugbar; aber ruhen auf ihnen die Charaktere der bedeutenden unter den oberdeutschen Meistern?

Es ist daher der Abriss, den der Verf. von Kölns Lage und Geschichte, besonders von der Entwicklung und den Stufen der Bürgerfreiheit gibt (II, 8—11), allerdings dienlich zum tiefern Verständniß der dort im 14. und bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts blühenden Malerei, ihres unbefangenen freudigen, fromm befehlten, festlich befriedigten Charakters. Und da die westfälische Schule derselben Periode der Kölner nahe verwandt erscheint, ist auch die Nachweisung ihrer ähnlichen Grundlagen in den Städtezuständen am Platz (II, 12—15, vgl. 174 fg.), bezugnehmend bei der flandrischen Schule,

deren Auffassung, nach dem Verf., ausgehend von der Geschiedenheit Gottes und des im Weltleben schon befestigten Menschen, sich die tiefere Wiedervereinigung durch erhabene Ruhe und Feierlichkeit der heiligen, gesammelte Ehrfurcht und Andacht der weltlichen Gestalten zu ihrer Hauptaufgabe macht, ist die Schilderung der allgemeinen Zustände von Werth. Die Gründe, die hier dem materiellen Leben größern Reichthum und Glanz, dem Verkehr einen weitem Horizont, der Einbildung eine buntere Weihe, der Thatkraft größere Aufgaben und Mittel gegeben, werden (II, 44 fg.) durchgegangen, und es wird gezeigt, wie das hier von Haus aus weltliche, unter burgundischer Herrlichkeit politisch-bedeutend gestaltete Regiment, der gegenüberstehenden geistlichen Macht eine höhere und reinere Bestimmtheit ließ, den Hingang zur Kirche, da sie eine äußere Herrschaft hier nicht war, desto mehr zur innern Sache der ganzen Seele und bei dem erhöhten Bewußtsein weltlicher Fülle und Besonderheit zu einem gefühlten, ausgesprochenen, feierlichen Acte machte. Was der Verf. als gegeben und bewegt in der Volksart und Lage, der Geschichte und dem zeitlichen Flor der Städte aufgezeigt hat, begründet, indem es im Brennpunkt einer Phantasie, die harmonische Befriedigung anstrebt, gesammelt wird, die wesentlichen Kunstcharaktere der Eyd'schen Schule.

(Die Fortsetzung folgt.)

Karl Johann und die Schweden. Historische Skizzen von M. J. von Crusenstolpe. Zwei Theile. Aus dem Schwedischen. Berlin, Morin. 1845. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der ruhmwürdige Schwedekönig hat wenige Jahre nach seinem Tode ebenso wenig als Wallenstein, Friedrich II., Napoleon und andere berühmte Männer seinem Schicksale entgehen können, einer aufgepuhten Romantik zu verfallen. Denn etwas Anderes als ein mit allerhand geschichtlichen und ungeschichtlichen Notizen verbrämter Roman ist das vorliegende Buch nicht, das sich als eine traurige Parodie auf Geijer's ausgezeichnete Denkschrift auf Karl XIV. Johann zu erkennen gibt. In dieser ist die biedere, patriotische Gesinnung des schwedischen Geschichtschreibers überall sichtbar, bei Hrn. von Crusenstolpe aber dürfte man vergebens nach Spuren vaterländischen Wesens suchen; man erkennt nur, wie in dessen andern Romanen und Schriften, den unruhigen Liberalen, dem nun einmal in der heutigen Welt nichts recht ist. Sein Buch ist ein buntes Gemisch von Monologen, fortlaufenden Erzählungen, Dialogen in Fessler's oder Schlenker's Geschmack, und allerhand hässlichen Hofgeschichten und Anekdoten, die dann durch die unter dem Text befindlichen Worte „Dies ist historisch“ für gläubige Leser zur unumstößlichen Wahrheit gestempelt sein sollen. Auch sonst finden sich allerhand Citate aus neuern Memoiren, aber gerade aus den unzuverlässigsten und unbedeutendsten. Über des Kronprinzen von Schweden Kriegthaten in Deutschland geht der Verf. — hier mit Recht — ziemlich rasch hinweg und vermeidet auch hier nicht Unrichtigkeiten. Die Erzählungen seines Auftretens und Benehmens in Schweden, die Schilderungen seiner Furcht vor den Anhängern des abgesetzten Königs, seiner Finanzspeculationen, seines Verkehrs mit Männern wie Engeström, Wetterstedt, Toll, Lindgren, Rübiger, Maclean, Armselt und Andere, alle diese Dinge sind so oft entsteht und zum gewöhnlichsten Roman geworden, daß wir uns weder mit ihrer Belobung noch mit ihrer Widerlegung

abgegeben bewegen fühlen. Denn zur erstern ist keine Beranlassung und die letztere würden wir vergebens bei dem großen lebenden Haufen, für welches Hr. von Crusenstolpe sein Buch geschrieben hat, versuchen. Nur ein solcher kann an den Geschichtlichen, wie und was Karl Johann zu essen und zu trinken vorsezte und wie er die Bereitung des Punsch in Schweden vervollkommen hat, Gefallen finden oder sich vorzuschwären lassen, daß Karl Johann stets zwei oder drei Dukaten für den Kammerdiener, der ihm den Bart abnahm, hingelegt habe, damit der Barbier gegen jede Anwendung, das Messer als Nordwerkzeug zu gebrauchen, unempfindlich sein möge (I, 70 fg.). Aus welchen Quellen aber der Verf. seine Nachrichten über das zärtliche Verhältnis zwischen Karl Johann und dem Fräulein Mariane Koctull geschöpft habe, möchten wir wol wissen, da solcher Reigungen weder Freunde noch Feinde des Königs von Schweden jemals Erwähnung gethan haben. Besagtes Frauenzimmer war übrigens zugleich der Liebling des alten Königs Karl XIII. und man wird nicht ohne einigen Ekel die Scene (II, 182) lesen können, wo der abgelebte Monarch die Wangen des schönen Fräuleins streichelt und ihr dabei aus seiner langen Pfeife eine Rauchwolke in das Gesicht bläst. Eine echt türkische Situation!

Die Übersetzung liest sich gut, sodaß es wol für die Routiniers in den Reihbibliotheken eine ganz leidliche Speise sein wird; aber auch nur für solche. 20.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Studien über die englischen Zustände.

Als sich Leon Faucher von dem rauhen Felde der Tagespolemik zurückzog, beklagte man allgemein den Rücktritt dieses ehrenwerthen, kenntnißvollen, begabten Mannes, welcher sich auf dem Gebiete der Journalistik einen ehrenvollen Platz erstritten hatte. Seitdem er nun um verschiedener Ursachen willen von der Redaction des „*Courrier français*“ abgegangen ist, hat er sich ernstern publicistischen Studien gewidmet, von denen ein Theil in der „*Revue des deux mondes*“ niedergelegt ist. Um seiner politischen Überzeugung durch die Anschauung fremder Zustände und Verhältnisse eine breitere Basis zu geben, hat Faucher sich nun längere Zeit in England aufgehalten. Die reife Frucht dieser Betrachtungen ist ein publicistisches Werk von bedeutendem Gehalte, welches vor kurzem u. d. T. „*Etudes sur l'Angleterre*“ (2 Bde.) aus seiner Feder erschienen ist. Wir haben es hier nicht mit einem jener leichtfertigen Erzeugnisse der modernen Touristenliteratur zu thun, die sich niemals von der Oberfläche zu einer tiefern Auffassung verirren. Das reiche Material, welches uns hier geboten wird, ist wohl gesichtet, den Beobachtungen, welche uns mitgetheilt werden, fehlt es nicht an einer sichern Begründung, und die Form ist würdevoll und einem so ernstern Thema angemessen. Der Verf. verschmäht den eiteln Prunk unnützen *Raisonnements*, indem er es vorzieht, Thatfachen und Zahlen sprechen zu lassen. Niemand glaube aber deshalb, es handle sich hier um einen trocknen statistischen Bericht. Der Verf. hat es trefflich verstanden, den reichen Stoff, den er während seines Aufenthalts in England mit unermüdlcher Thätigkeit gesammelt hat, zu einer äußerst interessanten Darstellung zu verarbeiten. Besonders werthvoll sind die Mittheilungen, welche er über den Zustand und die Verhältnisse der armen Volksklassen in England macht. Man sieht in der Art und Weise, wie er dieses Thema behandelt, daß es ihm nicht darum zu thun war, auf wohlfeile Weise die ganze Litanei von Verwünschungen, welche andere liberale französische Publicisten England gegenüber zur Hand haben, loszulassen. Seine Darstellung ist in diesen Partien zum Theil wol ergreifend, aber nie läßt er sich Übertreibungen und Entstellungen zu Schulden kommen, von denen selbst manche deutsche Reiseberichte aus England nicht freizusprechen sind. Von nicht geringer Wichtigkeit sind auch die Schilderungen,

welche er von der englischen Aristokratie, diesem den englischen Verhältnissen so eigenthümlichen Institute, entwirft, und die Betrachtungen und Erörterungen, welche er an sie anknüpft. *)

Die wiederaufgewärmte Memoirenfabrikation.

Das Feuilleton verschlingt ungeheure Massen von literarischen Productionen. Die Tageschriftsteller, welche sich diesem gefräßigen Ungeheuer verschrieben haben, sind deshalb genöthigt, sich nach neuen Quellen umzusehen, damit sie dem Bedürfnis, welches durch die Formatvergrößerung der Journale im steten Wachsen begriffen ist, genügen können. Auch die regsamste Phantasie ermattet unter dieser fortwährenden Production. Da bietet sich nun plötzlich die während der Restauration so beliebte Memoirenfabrikation als ein bequemes Auskunftsmitel für die bebrängten Feuilletonisten, und gleich stürzen sich diese stets fertigen Federhelden auf ihre leichtzuerwerbende Beute. Der Bibliophile Jacob ist zwar nicht der Erfinder dieser Zwittergattung, welche zwischen dem Romane und der Geschichtsschreibung steht; aber er wird, wenn es auf die Masse ankommt, seinen Mitbewerbern gewiß die Concurrenz freitig machen. Wir erhalten jetzt von ihm solche Denkwürdigkeiten, welche angeblich aus den Papieren eines Hofmanns herrühren. Sie führen den Titel: „*Mémoires secrets de G. T. B. duc de Roquelaure, précédés d'un essai sur les mémoires historiques*“, von P. L. Jacob (2 Bde.). Diese Schrift zeigt recht eigentlich die Dürftigkeit und Nichtigkeit dieses ganzen Genre, das auch nicht die geringste literarische Berechtigung hat. Die Scenen, welche uns hier geboten werden — sie sind aus den gewöhnlichen Romaningredienzien: Liebesbündel und andere tolle Streiche, zusammengebraut —, sind zu einem so losen Zusammenhang verbunden, daß selbst unverwöhnte Leser, die eben keine hohen Anforderungen an eine künstlerische Production stellen, nothwendigerweise eine gewisse Leere empfinden. Dabei fühlt man, so sehr sich der Verf. auch bestreift, diese Gemälde einer raffinirten Verderbtheit bis ins Detail auszuführen, doch überall die innere Unwahrheit und den Mangel wahrer Originalität. P. Lacroix — dies ist bekanntlich der wahre Name des Bibliophilen — hat wirkliches Talent, manche seiner Romane enthalten sowol in Bezug auf Erfindung als Darstellung vortreffliche Partien; aber er producirt viel zu schnell und daher viel zu flüchtig als daß seine Compositionen wirkliche Kunstwerke werden könnten. Ja, man muß mit Bedauern bemerken, wie er seine schönen Anlagen, je mehr er sich bei seinen Productionen vom Gewinne leiten läßt, auf die Dauer immer mehr verflacht und verzettelt. 17.

*) Faucher's Werk ist bereits ins Deutsche übersetzt worden und wir kommen noch darauf zurück. D. Red.

Literarische Anzeige.

Neu erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Genealogische Tafeln

zur Staatengeschichte der germanischen und slawischen Völker im 19. Jahrhundert, nebst einer genealogisch-statistischen Einleitung,

von
F. M. Oertel.

Quer 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Genealogischen Tafeln dürften sich durch sorgfältige Bearbeitung und zweckmäßige typographische Einrichtung für den Handgebrauch ganz besonders empfehlen.

Leipzig, im Januar 1846.

F. A. Brockhaus.

Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei etc.
 Von H. G. Hotho. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 17.)

Dieses Verdienst des Verf. würde heller hervortreten, wenn ihm das Allgemeine und Besondere ineinander zu arbeiten (was der wahre Stil einer Geschichte ist) besser gelungen wäre. Er hat die beiden Theile zu abgesondert, theilweise zerfallend behandelt. Erst erzählt er die politische Geschichte von Köln und Westfalen, dann charakterisirt er Kölns Malerschule, wie sie in ihrer Blütezeit war, dann geht er zurück auf die ältestbekanntesten Spuren und Notizen deutscher Malerei — magere Erwähnungen, und Werke, die weit voneinander zerstreut, wo nicht unerheblich, doch von jener vorher geschilderten und in der vorausgeschickten politischen Geschichte begründeten kölnischen Malerkunst noch sehr entfernt sind —, und dann erst kommt er durch eine westfälische Vorstufe bei der letztern an. Es wäre doch natürlicher gewesen, das Ältere und minder Entwickelte, statt es zwischen die Ursachen und die allgemeine Charakteristik des höher Entwickelten einerseits und die nähere Darstellung des letztern andererseits hineinzuschieben, beidem so in der Erzählung wie es in der Geschichte war vorhergehen und das wirklich Zusammengehörige unzertrennt in einer bündigern Fassung erscheinen zu lassen. Auch die Behandlung der flandrischen Schule, ohne Zweifel der bedeutendste Theil des Buchs, hätte viel gewinnen können, wenn der Verf. mit mehr historischer Kunst die allgemeine Schilderung und Beurtheilung, statt sie in ausführlicher Geschlossenheit voranzuschicken, mit den Notizen und Kritiken von den einzelnen Malern und Bildern verweben hätte. Das Besondere würde dann minder breit, durch frische Verschmelzung mit seinem Sinn und Geiste tiefer, und, um es in seinem Begriff zu erhalten, nicht so viel Wiederholung des vorher öfter Gesagten nöthig geworden sein.

In dem folgenden Abschnitt über die jüngere Schule von Köln und Westfalen und die von Calcar zieht dies zerlegende Verfahren nicht solche Breiten nach sich, weil hier des Materials viel weniger ist; und da dies Material wegen innerer Ungleichartigkeit verschiedenen Gesichtspunkten heimfällt, ist es hier vielmehr zweckmäßig,

daß der Verf. die allgemeine Bezeichnung der Umwandlung und ihrer theils zusammen- theils auseinandergehenden Richtungen voranstellt. Am wenigsten aber will in den letzten Stücken dieses Bandes, die den schwäbischen Malern des 15. Jahrhunderts und von den Nürnbergern zunächst dem Wohlgemuth gelten, die Begründung und Beurtheilung in ein ebenmäßiges Verhältniß mit der Ausführung des Einzelnen kommen. Nach der Erzählung, wie in den schwäbischen Städten Bürgersebständigkeit, Gewerbsbetrieb, weitgehender Handel heraufgeblüht, bemerkt der Verf., die Oberdeutschen hätten hiernach schon früher eine der flandrischen verwandte Kunstrichtung entwickeln können, „wenn ihre Gabe zur Malerei mächtiger und umfangreicher gewesen wäre“. Hieraus könnte man folgern, daß auch die obige Herleitung der flandrischen Malerei aus den Städtezuständen nicht erschöpfend und ihre eigentliche Ursache doch eben eine besondere Gabe der Flämänder zur Malerei gewesen sei. Da aber der Begriff einer solchen Gabe in der That nichts Anderes ist als die abstract formelle Voraussetzung der positiven Ursachen, durch welche die Anschauung eines Volks frei, in sich geschlossen und in bestimmter Weise malerisch wird, so ist die Berufung auf solche Gabe noch neben angezeigten positiven Gründen eigentlich nur das Geständniß, daß man die letztern noch zu abstract, noch nicht in der vollen geschichtlichen Ausbildung gefaßt habe, welche die Bilder der Kunst als ihre eigenen Blüten an sich trägt. Der Verf. kam mit jener Äußerung diesen Mangel für seine Entstehungserklärung der flämändischen Malerei einzugestehen scheinen, wenn er in Schwaben die gleichartigen Gründe ohne das gleichartige Resultat anerkennt. Aber was er dort zur Erklärung anführte, waren in der That die wesentlichen Gründe. Nur würde das sie die Erklärung erschöpfen erst dann ganz einleuchten, wenn sie ins Bestimmtere ihrer historischen Ausgestaltung, in die Anschaulichkeit der Sittenzüge und Lebensbilder verfolgt wären. Die Geistigkeit jedes Zeitalters hat zu ihrer Totalhälfte die Sinnlichkeit desselben. Und das muß ebenfalls von Seiten der letztern durchschaut werden, wenn man seine sinnliche Idealvorstellung, die Malerkunst, in ihrer Bestimmtheit will entstehen sehen. Die Tracht und Gehabung des handelnden und gefühligen Lebens in den Momenten, wo-

rin sich am meisten die Ansprüche und Formen des allgemeinen Selbstgefühls an den Tag stellen, sind natürlich für den Widerschein des letztern im Malerwerk die allgemeineren Mittel; und der standesmäßige Antheil des Malers am anerkannten Selbstgefühl, seine Bildung nicht nur für den Gedanken Dessen, wozu er jetzt der Werth der Gesellschaft gesetzt wird; sondern auch für den geselligen Ausdruck desselben, die Breite und Höhe seiner Mittheilung und Mitberechtigung an den wärmsten Spannungen und Genüssen des Zeitgeistes bildet nothwendig die nähere Vermittelung. Blickt man auf diese Vermittelungen der Malerschöpfung, so wird bei Vergleichung des schwäbischen Städtelebens mit dem flandrischen der Unterschied in den ähnlichen Bedingungen deutlich genug, um die ungleiche Entwicklung der Malerei ohne die Annahme eines ungleichen Maßes apriorischer Gabe natürlich zu finden. Die vorausgesetzte Gleichartigkeit der Verhältnisse ist zu abstract. Allerdings macht es sich der Verf. selbst zur Aufgabe, ebenso sehr ihre Ungleichheit an das Licht zu rücken, aber so, daß neue Widersprüche entstehen. Er sagt (II, 201):

Die flandrischen Städte bleiben nicht ganz von dem Einfluß ihrer romanischen Nachbarn frei. Kampf ist im Politischen ihr eigentliches Element, und die Vermittelung kommt mehr in Form nothwendiger Unterwerfung der einen oder der andern Seite als durch jene Einigung zu Stande, zu welcher beide freier zusammengehen, weil die Harmonie ursprünglich in ihnen liegt. Zugleich ist bei den Eyd selbst eine gewisse ritterliche Stierlichkeit und fürstliche Vornehmheit in vielen Gestalten kaum zu verkennen. Man merkt, daß Johann van Eyd Philipp dem Guten zur Seite stand. Der Hauptzug aber bleibt immer die religiöse Ruhe und kirchlich-katholische Feitigung. Von diesen Werken aus gibt es keinen Übergang zu protestantischer Sinnesweise.

Dagegen weist er bei den Oberdeutschen die frühen Keime der letztern nach; dann im Politischen die Liebe für das Städtige, die sich mit der Freiheit in das Gleiche setzt. Aus jenen Keimen und Richtungen erklärt er an der schwäbischen Malerei die selbstgewissern, im Bösen auffässigeren, im Guten mit Gott vertrautern Charaktere, aus dieser politischen Ordnung die Würde und Freundlichkeit im Ausdruck, ähnlich der kölnischen und westfälischen, zugleich aber aus der in Schwaben erweiterten Opposition gegen die ganze römische Kirchengewalt das tiefere Gemüth und den durchgebildeten Ausdruck von fester Kraft in Bildnissen, sowol der anmuthigen und würdigen als der gemeinen und rohen Art. Bei ihnen entspringt, nach dem Verf., jene harmonische Sicherheit des Stils, die bei den Kölnern wahrzunehmen war, zugleich mit der reichern Bildnißwahrheit, zu der den letztern erst die Flamänder helfen mußten, aus der heimischen Quelle, aus ihrem Städteleben selbst, kraft dem ungetrübten Einklang und der freien Ausbildung desselben, sodas sie Beides, jene harmonische Charakterfestigkeit und diese reichere Besonderheit, schneller und selbständiger vereinigen.

Nach alle Dem sollte man billig von der schwäbischen Malerei eine reichere und reifere Vollendung als bei jenen andern Schulen erwarten. Kommt man nun aber

an das Besondere, so bestätigt sich dieses keineswegs. Wie hoch man den Martin Schön stelle, vollendeter in seiner Art als die Eyd in ihrer kann er nicht heißen. In Wahrheit und Ebenmaß der Gestaltenbildung steht er nach des Verf. eigenem Geständniß (II, 213) unter ihnen. Am wenigsten entspricht jener obigen Voraussetzung, daß die schwäbischen Maler tiefe Bildnißwahrheit mit harmonischer Sicherheit und freier Offenheit des Charakters selbständiger als die Niederdeutschen vereinigt hätten, das bei Schön so stark hervortretende phantastische Element. Der Verf. will es zwar nicht so genannt wissen. Er sagt (II, 212):

In seinen herausgeputzten Henkern, seinen muthwillig ketschenden Knaben und geißelnden Knechten beweist Martin Schön gerade am vollsten ein naturtreues Studium. Er steigert nur häufig die beobachteten Züge mit nachhelfender Energie. Die verstärkte Mißbildung der rüffelartigen Mäuler, die bockartigen Köpfe und knöchernen Körper soll deutlicher noch die innere und äußere Verkehrtheit darthun. Wie ihn selbst jedoch der Sieg des Wahren innerlich froh macht, scheint auch einigen seiner Figuren fast die eigene Hässlichkeit lächerlich und die eigene Bosheit kein letzter Ernst. Giftigen Haß zeigen nur wenige, und fast Einer nur schaut jedesmal drein als wäre er der Böse selbst.

Nun, was der Verf. hier schildert, ist Das, was die ganze Welt „phantastisch“ nennt. Carikire, ihren eigenen Ausdruck aufhebende Figuren. sind keine Charakterbilder, sondern Masken, in welchen das Subjective (die Freiheit des Malers, nach dem Verf.) nicht zur objectiven Wahrheit durchgebildet ist, sondern die Intention der Phantasie einseitig überwiegt. Ein solches Überwiegen ist es, was der Name des Phantastischen bezeichnet. Und tritt dieses innerhalb von Darstellungen auf, welche die positivsten Gegenstände der Volksbegeisterung umfassen, und stellt sich in denselben unmittelbar neben höchst ernsthaft gemeinten Gestalten, so dient es zum deutlichen Beweise, daß im Zeitgeiste noch etwas Unverdautes ist, daß die Bildungselemente desselben jenen ungetrübten Einklang und jene Selbständigkeit noch nicht erreicht haben, die der Verf. als das Auszeichnende gerade der schwäbischen Schule nannte.

Die Schüler des Martin findet er selbst nur in Rücksritten begriffen. Von der ulmer Schule theilt er dem M. Schaffner, durch welchen ihr Typus zum Endziel geführt wird (II, 225), eine gedoppelte Richtung zu, einmal auf unmittelbar der Natur entlehnte Physiognomien von derber schwäbischer Art, ohne Befeehlung durch den Ausdruck tieferer Empfindung, dann auf edle, schwungvolle Formen, die er auch oft erreicht, so doch, daß sich diese gedoppelte Richtung „nicht vollständig verschmelzen will“. Auch hier also bleibt „zwischen der reichern Particularität der Charaktere und dem Ausdrucke freier Offenheit in Anmuth und Würde“ doch „ein trennender Unterschied übrig“, wovon der Verf. (II, 203) gerade das Gegentheil aus allgemeineren Gründen behauptet hat. Man wird die verheißene selbständige Vereinigung jener Elemente ebenso wenig in Holbein's des Ältern Art nach folgender Charakteristik finden können (II, 234):

Kein oberdeutscher Meister hat den Gegenjag offener An-

maß und extremer Häßlichkeit scharfer hervorgehoben. Doch führt ihn Holbein ohne gründliche Durcharbeitung nur auf die Spitze. In Christustöpfen strebt er nach Adel, in Maria und heiligen Frauen nach gefälliger Schönheit. Sie stehen aber von dem Reichthum lebendiger Individualität schon allzu fern, um nicht an innerer Tiefe weit mehr zu verlieren als sie an äußerer Schönheit gewinnen können. Der frühere Kern des Charakters, die Concentration der Seele verschwinden, die Milde verläuft sich bisweilen fast ins Verblasene, und dertrieb nach Verallgemeinerung der Form deutet bereits auf beginnende Oberflächlichkeit. Doch bleibt sich Holbein nicht jedesmal gleich. Bald ist er mehr, bald minder gediegen. Solchen Gestalten nun setzt er Formen entgegen, wie die Natur sie selbst in quersöpfiger Laune nicht so fragenhaft bilden würde. Faschingsspiele und Nummernreien scheinen ihr Ursprung und Vorbild zu sein. Die spizen Käsen, bei zurückgeschobenem Mund, hakenartig bis zu dem vorstehenden Kinn herabstehender, die hageren Gesichter mit gekrauster Stirn und verzogenen Brauen, das gestäubte Haar, Alles ist absichtlich übertrieben. Summa, wenn er solche Physiognomien zum Ausdruck

is verwendet. In diesem Gebiete ist H. Bei den Niederdeutschen erscheint als brutale Rehrheit, die durch äußere. Erst Martin Schön bringt die in seine Gestalten thun, ist ihr eigener hrem ganzen Charakter und Selbst. der oben angeführten früheren Stelle

von den sich selbst verachtenden Figuren Schön's, welchen es mit ihrer Bosheit kein letzter Ernst ist.) Hans Holbein folgt einer andern Auffassung. Der Mensch, wie sündlich er sei, scheint bei ihm nicht eigentlich selbst böser er ist nur vom Bösen befallen. Es ist eine fremde Gewalt, die ihn willenlos fortreibt. Der schlaue Fürst der Welt schiebt die armselige Creatur vor, um durch sie zu handeln. So kommen denn auch die widrigen Formen bei religiöser Andacht noch einmal zum Vorschein. Wir sollen von der äußern Disharmonie auf keinen Misklang des Innern schließen. Ob schön oder nicht, der Mensch kann doch rechtschaffen und andächtig sein.

Diese Erklärungen heben einander auf. Sind Faschingsnummernreien Ursprung und Vorbild der Holbein'schen Misgestalten, so sind sie nicht ernstlich als Befessene aufzufassen; denn hinter der Faschingsmaske steckt der lustige, gute Bruder, hinter der Verzerrung des Befessenen der böse Feind. Dort ist die Häßlichkeit Ausdruck des Muthwillens, hier der Überwältigung, beidemal wird Accent, wiewol der entgegengesetzte, auf sie gelegt, und so ist es wieder ein ganz verschiedenes Dritte, wenn sie nun „noch einmal“, diesmal aber zum Contrast mit einer — da doch der Maler das Innere einzig im Aeußern zeigen kann — schlechtthin vorausgesetzten innern Harmonie zum Vorschein kommt, in dem Sinne, daß auch der Misgebildete andächtig und rechtschaffen sein könne. Da ist die Häßlichkeit indifferent, die dort so mißlich oder tragisch betont war. Geseht, der Verf. konnte Holbein's Caricaturen diese disparaten Absichten ansehen, so durfte er sie nicht eine „Gesammtrichtung“ nennen, wie im gleich Folgenden:

Leider geht ihm für diese Gesammtrichtung das unermüdliche Studium ab. Er begnügt sich mit einem egeren Kreise von Physiognomien, die er nur stückweise aus der Natur schöpft, und dann häufig bizarr und phantastisch zusammenfügt, ohne den Zwispalt von Inhalt und Form durch tiefem Ausdruck zu vergüten oder zu lösen.

So weist denn der Verf. weder in Colmar noch in

Ulm noch Augsburg an der schwäbischen Malerei den durchgebildeten Ausdruck von fester Kraft, der aus der erweiterten Opposition gegen die römische Kirchengewalt fließen — und die Verschmelzung engerer Charakteristik mit harmonischer Form, die aus dem innern Einklang des Städtelebens folgen sollte — genügend nach, öfter vielmehr das Gegentheil. Und hält man fest, daß eine befriedigende Vermittelung zwischen profaischer Bildnißwahrheit oder schroffer Charakteristik einerseits und idealer Schönheit andererseits in dieser Schule im Ganzen, und noch mehr in einzelnen Meistern wirklich vermischt wird: so fällt noch weiter die einseitige Fassung auf, in der sie der Verf. zur fränkischen Schule in Verhältnis bringt, nur um den Fortschritt im Begriff zu behaupten. Er sagt von den nürnbergern Malern aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (II, 246):

Ihre Aufgabe ist einfach: Das auszubilden, was Martin Schön, die ulmer Schule und Holbein unerledigt lassen. Das Anmuthige und Liebliche wie die innere Harmonie kräftiger Charaktere gelangen den Meistern im Elsaß und in Schwaben in hohem Grade. Doch um deswillen eben mildern sie gern alles Strenge oder nehmen es gar nicht auf. Das höhere Ziel aber liegt nicht in dem bloßen Vermeiden. Selbst das Scharfe muß sich die Darstellung, wenn es nöthig wird, einverleiben, um es in echter Mäßigung in Fluß und Einklang zu bringen.

Nun ist also auf einmal wieder der Stil jener Schule nur anmuthig und lieblich, das Strenge und Scharfe hat sie nur gemildert oder gemieden. Und doch hieß es schon bei Martin Schön (II, 210 fg.): „Solche Anschauung scheut am wenigsten die Darstellung härterer Extreme“ — „mit geistvollem Auge lebt er sich in die Naturanschweifungen menschlicher Structur und Physiognomien ein.“ „Selbst Dürer kaum versteht es, wie er, die Nachfolge in wirklichen Individuen zu veranschaulichen.“ Dann von dem ulmer Seibblom (II, 222): „In seiner Jugend mit scharfem Blick streng, ja herbe selbst auf charakteristische Form und Geberde hingewandt“ u. s. w., und von seinem nördlinger Bilde: „Die Gesichtsbildung in dem Volk und den Knechten ist ungemildert häßlich, doch höchst individuell.“ Wenn sich nun später seine „Scharfe der Charakteristik mehr und mehr mildert“, war sie doch kein fehlendes, kein unerledigtes Moment in der schwäbischen Schule, wie ja auch bei Schaffner die unmittelbar natürlichen, herbschwäbischen Physiognomien in historischen Bildern nicht der Anmuth und Milde halber gemildert sein konnten, und endlich Holbein der Ältere, nach dem Verf.: „den Gegensatz offener Anmuth und extremer Häßlichkeit, wenn auch ohne gründliche Durcharbeitung, auf die Spitze getrieben.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Die letzten Ludors auf dem Throne von England. Geschichtlicher Roman von Wilhelmine Sofmann. Erster und zweiter Band. Braunschweig, G. C. C. Meyer von. 1845. 8. 4 Thlr.

Das vorliegende Werk möchte wol eher als geschichtlicher Roman romantisirte Geschichte genannt werden; das Roman-

fiße bleibt That und die Geschichte wird mehr in ihrem Verlaufe als in ihrer Färbung mitgetheilt, doch ist sie in der ihr verliehenen Form recht ansprechend und genießbar; die historischen Gestalten treten vor den Leser, wie er sie seit seiner Jugend sich gedacht hat. Das Streben, die Geschichte zu verächtigen, welches jetzt alle Historiker befeht, liegt der Verf. fern, doch hat sie mit vielem Talent das Bekannte wieder aufgefärbt und das Lobte befeht.

Vor uns liegen zwei Bände, jeder in zwei Theilen. Der erste Theil des ersten Bandes enthält „Die heilige Maid von Kent“ und beginnt mit Heinrich's VIII. Ehescheidung von Katharina und seiner Vermählung mit Anna Boleyn. Das Mädchen von Kent ist eine Prophetin, welche durch Prießterkräfte in den Zustand der Exaltation versetzt den König tadelt wegen der gebrochenen Ehe und der neuen Verbindung mit einer Kegerin flucht. Der zweite Theil des ersten Bandes gibt uns das Bild der heitern, schönen Anna Boleyn in ihrem Übermuth und in ihrer Vergnügungslust, welche sie zum Schaffot führt. Vorher sahen wir Wolsey's Intriguen, seinen Sturz und seinen Tod; zu Anna's Hinrichtung führt er den entscheidenden Streich durch sein Vermächtniß an den König, welches in ihrem Briefwechsel mit ihrem ersten Geliebten besteht.

Ein anderer Theil zeigt uns des Königs Heinrich VIII. Hof. Begebenheiten häufen sich auf Begebenheiten. Marie, die Tochter Katharina's, folgte der Mutter in die Verbannung; Anna Boleyn hinterläßt Elisabeth; beide Töchter werden für illegitim erklärt. Heinrich vermählt sich sogleich nach Anna's Tode mit Johanna Seymour und verliert sie bald durch den Tod; sie hinterließ den neugeborenen Prinzen Eduard. Setzt folgt die Vermählung mit der ungeliebten Anna von Kleve. Der König läßt sich von ihr scheiden, um Katharina Howard zu heirathen. Während dieser häuslichen und Familienwirren spielen die religiösen Angelegenheiten im Lande eine große Rolle und die Verf. weiß den Kampf der Parteien, die despotischen und inconsequenter Eingriffe des Königs, seine Grausamkeiten sowie seine wechselnden Ansichten und Launen sehr lebendig an dem Leser vorüberzuführen. Der König stirbt, und Eduard IV. besteigt den Thron, ein Kind von 13 Jahren. Aermals sehen wir Intriguen, die der Vormundschaft nämlich; in Folge dieser Seymour's und Somerses Hinrichtung. Dann wird Maria's und Elisabeth's Entwicklung geschildert; das Interesse des Lesers wendet sich Regterer zu, deren Kinderleben schon die spätere Geistesüberlegenheit verheißt. Der vierte Theil bringt uns bis zu Eduard's IV. Tod. Der dritte Band, aus dem fünften und sechsten Theile bestehend, ist uns verheißten, doch noch nicht übergeben worden. Weit entfernt, von dem Lesen der vier Theile ermüdet zu sein, verlangt uns nach den folgenden, welche „Elisabeth's erste Liebe“ und den „Prätendenten“ enthalten sollen; die Geschichte beschäftigt unter solch romantischer Beleuchtung ebenso leicht als angenehm. Die Episode des Mädchens von Kent erschien uns indeß zu lang, zu ableitend von dem Faden der geschichtlichen Begebenheiten; auch sie erwartet ihr Ende mit dem letzten Theil. Der junge Fitz Patrick, welcher im ersten Theil als Page der Königin Katharina in die Dienste der Anna Boleyn übertritt, Spielgefährtel Elisabeth's und später Eduard's, sodann dessen Freund wird, erhielt vom sterbenden König Heinrich VIII. den Auftrag, das Mädchen von Kent, welches seine Verfolgung in die weite Welt getrieben hat, wieder aufzufinden. Zu diesem Zweck begibt er sich auf Reisen. Er ist mit großer Vorliebe von der Verf. ausgestattet, ein lebenswürdiger Mensch und Hofscaulier, welcher eine kleine Neigung zur Prinzessin Elisabeth verräth und immer zur rechten Zeit kommt, um zu schützen und zu retten. Wir können das Buch in jeder Hinsicht empfehlen.

2. Don Manuel Godoi. Ein Roman. Drei Theile. Leipzig, Dahn. 1845. 8. 4 Thlr. 25 Ngr.
Der Verf. hat sich nicht genannt und wir vermuthen aus

Bescheidenheit, welche gewöhnlich das Attribut des Verdienstes ist. Der Held ist Don Manuel Godoi, welcher sich vom armen Edelmann durch die Liebe der Königin Isabella von Spanien und durch die Gunst ihres Gemahls zu den höchsten Ehrenstellen bis zur Würde eines Herzogs von Andavia emporschwang. Seine Memoiren, die er selbst am Abend seines Lebens niederschrieb, beginnen 1792 da, wo der vorliegende Roman schließt, nachdem die Heldin Josephine, seine ihm heimlich angetraute Gemahlin, am langsamen Gift der eifersüchtigen Königin gestorben ist und seinem Herzen eine schmerzliche Wunde geschlagen hat. Der Hof Karl's IV., dessen Verhältnis zur schönen coquetten Gemahlin, welche seine Gleichgültigkeit in Eifersucht umgewandelt hatte, bildet ein interessantes historisches Gemälde, wozu die zahlreichen Schilderungen spanischer Sitten und Gebräuche jener Zeit einen passenden Hintergrund abgeben. Der Roman setzt fleißige Studien zu diesem Hintergrund voraus, doch ist er kein Kunstwerk, nicht gehörig eingeraht und leidet an einer Überfülle von Personen, die eigentlich zum Verlaufe der Geschichte nicht nöthig sind und oft an den Bilderkasten erinnern, der ein Bild auf das andere folgen läßt ohne gehörigen Zusammenhang; doch sind alle Charaktere mit Sorgfalt behandelt und ihre Handlungsweisen gehörig motivirt, ihre Gefühle in allen Schattierungen geschildert. Die Mannichfaltigkeit der agirenden Personen könnte füglich als eine Musterkarte der spanischen Nationalerfahrungen jener Zeit gelten und ist eins der Verdienste des vorliegenden Werks.

3. Phantasiebilder eines Blinden. Berlin, Morin. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist ein großes Unglück, an den Augen zu leiden und den gewöhnlichen Beschäftigungen entrückt zu werden; es ist aber auch ein großes Unglück, wenn man die Erheiterungen seiner dunkeln Stunden für geeignet hält, dem Publicum vorgelegt zu werden, und auf diesem Punkt blind bleibt, selbst wenn das leibliche Auge wiederhergestellt ist. Die Erzählungen oder vielmehr Skizzen sind kurz, unbedeutend und oft trivial. Wie es alten Männern zu gehen pflegt, blieb auch dem 63jährigen Blinden von der Liebe nur die Erinnerung an den materielsten Genuß zurück, während das Feuer der Leidenschaft verloscht ist. Die an den Geschäftstil gewöhnte Feder war nicht mehr tauglich zum Dienst der Romantik und es wäre zu wünschen, wenn die 16 Geschichten des umfangreichen Bandes nicht im Druck erschienen wären. 46.

A n e k d o t e .

Auf der Löwenburg bei Kassel lag vor der westfälischen Zeit eine Invalidencompagnie als Besatzung. Nach Stikung des Königreichs Westfalen begnügte man sich damit, diese unschädlichen Krieger eine neue Uniform an- und einen neuen Eid ablegen zu lassen; sonst blieben sie in ungestörter Bergesenheit. Als der Kurfürst Wilhelm I. im November 1813 seine Erblande wieder in Besitz genommen hatte, wurden nebst allem Andern auch sofort die herkömmlichen täglichen Spazierfahrten nach Wilhelmshöhe und der Löwenburg, wo man sich besüß hatte, die alten kurhessischen Uniformen nebst Böpfen und andern Zubehör hervorzuholen, wiederhergestellt. Gleich bei der ersten derselben trat der bejahrte Unteroffizier nach dem frühern Herkommen an den Schlag des kurfürstlichen Wagens und meldete: „Habe Ew. Königl. Hoheit unterthänigst zu vermelden, daß seit Höchstdero legtem Hiersein nichts Neues vorgefallen.“ Von 1806—1813 nichts Neues! Und soll solche Meldung dem Kurfürsten unter Allem, was er bei seiner Heimkehr sehen und hören mußte, so ziemlich am besten gefallen haben. 47.

Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei zc.
Von H. G. Hotho. Erster und zweiter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 18.)

In der That kann die Aufnahme des Strengen, Scharfen oder wie man den einseitig geschlossenen Ausdruck in fränkischen Bildern nennt, als etwas Neues nicht bezeichnet werden. Etwas Anderes wäre es, wenn es sich ihnen bergestalt einverleibt fände, „um es in echter Mäßigung in Fluß und Einklang zu bringen“; denn Das war es, was der schwäbischen Schule nicht genug gelingen wollte. Solche Ausgleichung aber zeigt uns der Verf. zunächst bei Wohlgemuth auch nicht auf (II, 253 fg.):

Schroffes bekümmert ihn wenig; er sieht auf verständliche tüchtige Bezeichnung mehr als auf Freundlichkeit; selbst das Grelle in Form und Ausdruck gibt ihm keinen Anstoß. Er kommt den Eyzel und ihren Schülern in seiner Durchbildung der Form und Farbe nicht nahe. In Charakteristik, Geberden und Stellungen bleibt er oft unbehülflicher, in reichhaltigen Motiven aus dem wirklichen Leben handfester. Der zarte Geschmack, der aus der Grazie der Seele fließt, scheint ihm abzugehen. Kinder und jugendliche Gestalten werden bei ihm leicht in den nackten Theilen durch steife Ezigkeit häßlich. Überhaupt steht er im Studium des menschlichen Körpers und richtiger Zeichnung hinter den Niederländern fast ebenso weit zurück als er in klarer Schönheit und lebendiger Abrundung bewegter Gruppen von Martin Schön übertroffen wird.

Und ich fürchte, selbst bei Dürer, überhaupt in der Blüte der fränkischen Schule im Anfang des 16. Jahrhunderts wird eine flüssige Verbindung der Charakteristik zu harmonischer Gesamtschönheit als erstrebtes und behauptetes Moment dieses Malerkreises sich nicht darthun lassen.

Geben wir auf der andern Seite zu, daß im Ganzen in der schwäbischen Schule mehr Streben nach gerundeten Charakteren und anmuthigen Formen, in der fränkischen mehr nach scharfbegrenztem, starkem Ausdruck zu bemerken sei, so foderte doch in jener das nebeneintretende theils prosaische theils bizarre Element seine historische Begründung, und konnte in der letztern die ähnliche Erscheinung nicht als Fortschritt zu Dem, was die erstere übrig gelassen, erklärt werden. Der Verf. verknüpft die schwäbische und fränkische Schule unter dem Begriffe einer dem Übergange zum Protestantismus entsprechenden Zunahme des persönlich selbstgewissen Verstandes und weltlichen Ernstes. Ruhte in der rheini-

schen Schule die einfach heitere Harmonie auf dem Gleichgewichte des Weltlichen und Geistlichen, in der flandrischen die durch eine blühende Besonderung ergoffene erhabene und feierlich anmuthige Einheit auf der katholischen Unterwerfung einer bewußten Weltlichkeit unter die geistliche Macht und Herrlichkeit, so setzen die schwäbischen Schulen im keimenden Protestantismus an die Stelle dieser Einheit aus gebotener Ehrfurcht und Andacht (II, 250)

die Anmuth innerer Harmonie und die selbstgewisse Befriedigung, und mehr noch bilden die Meister von Nürnberg diejenige Schule, aus der unmittelbar Dürer entspringt, ein Genies, der Reformation enger verwandt als irgend ein anderer von allen bisherigen Malern. Der Fortschritt zu Dürer hin muß jetzt schon an ihnen sichtbar werden. Selbst in der Nachbildung flandrischer Physiognomien und Seelenprache verschwindet das eigentliche Kirchliche. Alles wird menschlich, selbständiger und weltlicher. Das stumme Sinken des ganzen Gemüths verwandelt sich zum klaren Nachdenken, das innig verschlossene Gemüth zum redenden Verstande, und wenn auch eine noch schärfere Höhe hindurchwaltet, so ist es doch mehr ein obrigkeitlicher Ernst, und ihm gegenüber eine bürgerliche und häusliche Ehrfurcht.

Diese Abstufung, die eine im Allgemeinen richtige Unterscheidung begründet, hebt an derselben in Betreff der oberdeutschen Malerei nur die positive Seite hervor und läßt die negative, die, wie gezeigt, am Besondern zum Vorschein kommt, unerklärt. Warum sieht, wenn man auf das Malerische im engern Sinne sieht, auf Einheit und Klarheit des Lichts, Anmuth der Gründung, Reichthum und Verschmelzung der Töne, Einigkeit der gemüthlichen Stimmung, die oberdeutsche Malerei im Ganzen hinter der flandrischen zurück? Warum macht sich in ihr das Trockene, das Häßliche, das Barocke breiter und schroffer als in der letztern geltend? Auch diese andere Seite konnte der Verf., obwohl er es nicht ausgesprochen hat, in Verbindung denken mit der Entwicklung protestantischer Gesinnung in Oberdeutschland. Dieselbe setzt eine größere Nüchternheit der Sinnesart voraus. Nüchternheit erträgt nebeneinander die Gegensätze der Erfahrung unter sich und gegen Forderungen des Gemüths, ohne sie im Feuer der letztern zu übersehen oder zu verschmelzen. Ihre Anschauung ist somit trockener, prosaischer, ungleichmäßiger im Ganzen. Daher das größere Recht, das die schwäbische Malerei dem Absonderlichen und Häßlichen einräumt. Die Widersprüche der

Anschauung wirken dann zurück auf Gemüth und Empfindung, deren Streben nach Befriedigung und Abschluß unterbrochen wird. Zunächst macht sich darum dies Streben selbst für sich bemerklich, weil es gereizt bleibt ohne endliche Erschöpfung. Daher die sichtbare Bemühung der schwäbischen Malerei um anmuthige Rundung idealer Gestalten. Weil aber in der nüchternen Grundstimmung diese Harmonie nicht vollendet ist, fällt nothwendig ein Theil der thätigen Empfindung in die Unbefriedigung, ein Theil der Phantasie in die Lücken ungeschlossener Anschauung, ein Theil der Stimmung in die Verstimmung, und erzeugt das Widerliche, das Willkürlichgebildete und Verblüdete. Dieser Auszerung, obwohl Geständnis der Unbefriedigung, wohnt eine untergeordnete Befriedigung bei, weil doch das Gemüth, indem das innerlich Störende von der Thätigkeit erfaßt und in Vorstellung herausgesetzt wird, Erleichterung findet. Dies Wohlgefallen, dem Hervorbringen des Willkürlichen und Misbildeten beigemischt, prägt es zum Phantastischen; wie es bei den schwäbischen Malern sich wiederholt aufthut. Es tritt neben das anmuthig Gerundete und steht mit ihm in schroffem Gegensatz. Also nicht bloß „die Anmuth innerer Harmonie“ und „die selbstgewisse Befriedigung“, wie sie theilweise in Compositionen und Bildnißfiguren schwäbischer Maler sich ausspricht, sondern auch die ungeschlossene Befriedigung, auch die unharmonische Selbstgewißheit und ein Gefallen am Anmuthlosen, am Widersprechenden hätte der Verf. aus seiner These herleiten sollen.

Warum nur aber sind die Oberdeutschen nüchterner und, wie wir sahen, gerade darum auch wieder phantastischer als die Flamänder? Der Grund muß volksthümlich wie die Erscheinung sein; er muß in ihrem Städteleben liegen. Auch an dieser politischen Grundlage hätte der Verf., in ihrer Vergleichung mit der flandrischen, von dem „ungetrüberten Einklang des Städtelebens“ ebenfalls die Gegenseite hervorheben sollen, das gelassener Nebeneinanderbestehen des Ungleichen. Sieht man auf den politischen Zustand in weiterm Umfange, so tritt gleich der Gegensatz hervor, daß die Cyclische Kunst in Flanderns mächtigster und glänzendster Epoche, die schwäbische Malerei in der Zeit schon entschiedener Abschwächung des Reiches aufkam. Dort war die politische Gesamtmacht, das burgundische Reich, in voller Blüte und Pracht, nach außen wachsend und zu den kühnsten Ansprüchen erhoben, nach innen als zusammenhaltendes Regiment stärker denn vorher und nachher. Hier war des Kaisers Ansehen tief gesunken, die Reichsmacht im Verfall. Ließ auch dieser Verfall in manchem Betracht gerade den Städten Raum zur selbstständigen Entwicklung, so konnte doch dem Bürger das größere Ganze, dem er sich noch angehörig wußte, weder Ehrfurcht noch Vertrauen genug einflößen, um bedeutend auf sein Selbstgefühl zurückzuwirken. Der flandrische Bürger konnte stolz sein sowol auf den Widerhalt seiner Stadt gegen den burgundischen Herzog, als auch auf dessen wahrhaft königliche Macht und Herrlichkeit. Er sah sie mit Au-

gen in ihrer gewaltigen Thätigkeit, die ihn selbst doch nicht drücken durfte, in ihrer prachtvollen Entfaltung, von welcher er selbst ein schmucker Theil war, und in den glänzenden Festen, die er mitgenoss. Der deutsche Bürger sah seinen Kaiser daszmal selten oder gar nicht, und während er eben so selten seine Macht oder Hülfe empfand, konnte er etwa hören, wie er in Böhmen oder Ungarn von seinen Unterthanen mißhandelt worden oder in Haft gebracht sei. Das Selbstgefühl des Flamänders hatte also einen weitern, reichern, vollern Kreis. Konnte nun schon der Schwabe in seinen städtischen Grenzen und Rechten sich sicher und stark fühlen, so war dies doch auch in diesem Gebiete bei dem Flamänder in größerm Umfang und seit länger und in höhern Grade der Fall, sodaß er die städtische Freiheit schwunghafter als jener übte und empfand. Was den politischen Horizont des schwäbischen Bürgers in jener Zeit und in einer etwas festern Gestalt als der Reichsverband zeigte erweitern konnte, war der Schwäbische Bund. Derselbe war jedoch, als die Malerei in diesen Städten sich entfaltete, etwas Neues von ungewisser Dauer, hatte zudem zum wesentlichen Interesse die Nothwehr nach außen, konnte auch, weil hier Städte zusammenstanden mit Prälaten, Grafen und Rittern wider eben solche, nicht so einfach das politische Selbstbewußtsein der Bürger heben. Auch er wandte sich wie die andern über das Weichbild hinausreichenden Aufgaben der Städte vornehmlich in dem Sinne an die Klugheit der Bürgerschaft, daß sie mit den wechselnden Zuständen und Fehden der sie umgebenden kleinern und größern Mächte möglichst vortheilhaft sich abzufinden wisse. Kurz, alles Politische, was als gemeinsame Schwungfeder und Bildungsform bürgerlicher Thatkraft die allgemeine Selbstanschauung heben und erfüllen mag, stellt sich bei den Oberdeutschen jener Zeit theils beschränkter theils zerlassener und unbeständiger als bei den Flamändern dar. Gleich eingewurzelt zum mindesten in ihren Freiheiten, gleich kampfgelübt zum mindesten, hatten die flandrischen Bürgerschaften eine fester gedrungene und sicherer überschauliche Stellung zu ihrer Obermacht und ihren Nebenmächten, und bei aller Gelegenheit und Lust zu Kämpfen und Handeln auch bedeutendere Mittel in einer so viel höhern Blüte ihrer Zustände. Denn wie hoch man Gewerke und Handel, Reichthum und Luxus der schwäbischen Städte im 15. Jahrhundert anschlage, so können sie es doch in alledem den flandrischen bei weitem nicht gleich thun. Da war Seehandel mit größern Märkten, sichern Wegen, da regte sich in den gedrängten Bevölkerungen großer Städte die mannichfaltigste, kunstreiche Industrie, da waren einzelne Künste stark genug, gegen Fürsten und Könige zu kriegen, und verbreitete Reichthum und Pracht sich dergestalt, daß schon im 13. Jahrhundert die Königin von Frankreich beim Anblick der Bürgerfrauen zu Brügge ausrief: „Ich glaubte hier die einzige Königin zu sein, und hier erblickte ich deren 600.“ Der Handel und Wohlstand oberdeutscher Städte konnte bei aller Thätigkeit und Umsicht, beeinträchtigt wie er war,

durch Schapungen, die mit den Zerwürfissen der Reichsmächte sich erneuerten, in jener frühern Zeit auch durch Erpreßungen der Landvögte, nach deren Entmündigung durch das langwährende Faustrecht und die Begelagerungen der Ritter vom Stegreif, sich nicht so ungeföhrt und stolz entfalten. In gleichem Verhältniß ward Umfang und Erfolg der innerlich sehr tüchtigen Gewerthätigkeit ermäßigt. Ebenso oft als dem Flamänder Thatlast, Genuß und froher Übermuth, war dem oberdeutschen Städter wechselnde Sorge, Verzicht und Langmuth nahe gelegt, und so mußte sich bei ihm eine größere Nüchternheit und Prosa der gesammten Weltansicht bilden.

Verfolgt man diese Unterschiede weiter in ihren Einflüssen auf Sinnlichkeit und Empfindungsbildung, so wird man sich nicht wundern, daß der höhere und stetiger entwickelte Glanz des flandrischen Lebens auch in der Malerei als tiefere, feiner individualisirte Farbe, als vollere und reinere Harmonie wiederkehrt. Gleichwie der Flamänder ungetheilter durch Betrübung und sorgliches Absehen sich seinem Tag, seinem Augenblick hingeben konnte, so ist durchschnittlich in den flandrischen Gemälden eine lichter, reiner und durchgängiger ausgeführte Gegenwart als in den schwäbischen. Und auch die Stimmung von Ehrfurcht und Demuth, die sie besetzt, ruht auf den glücklichern Zuständen des Flamänders. Je mehr sich mit überwiegendem Behagen in That und Genuß sein Verstand und seine Leidenschaft in reicher Wirklichkeit erschöpfen konnte, um so mehr stellte dem geistigen Bedürfnisse, welches in allen Lebensgenüssen unerschöpft bleibt, sich sein Geheimniß als ein überirdisches, ungreifliches, sehr Heiliges als ein schlechthin Erhabenes, allen Reichthum und Verstand der Welt wunderbar Übergreifendes gegenüber. War daher die gebietende Pracht, die mysteriöse Feierlichkeit und kniebeugende Andacht des katholischen Cultus in Flandern das natürliche Complement des kecken und üppigen Lebens; und war es ebenso natürlich dieser nationale Charakter der Frömmigkeit, in welchem die Maler ihre kirchlichen Aufgaben und heiligen Gegenstände faßten, so lieferte ihnen dazu die eigenste Erfahrung und Bildung Form und Gefühl. Denn für den sichtbaren Seelenausdruck, für anmuthigen Ernst der Geberden und Mienen war ihnen der Sinn gebildet durch ihren Antheil an einer bedeutendern und feineren Gesellschaft.

Das Mittelreich zwischen dem Gehalt und Ernst des wirklichen Lebens und seiner idealen Wiedergeburt in der darstellenden Kunst ist überall die festliche und frei gewiesene Gesellschaft. Im wirklichen Leben unter Geschäft und Kampf, Bedürfniß und Abfindung ist die Erscheinung von Gehalt und Seele verschlungen in den Verlauf der Triebe und Zwecke, sie tritt dem Betheiligten nicht für sich, sondern unter weitergreifenden und ableitenden Beziehungen entgegen, sodas einer praktisch als ein Charakter unter Charaktern sich recht gut bewegen kann, ohne eine Gabe oder Kunst der Charakteristik als solcher zu erlangen. In der festlichen Gesellschaft aber kommen die Menschen zusammen, nicht um ihre beson-

dern Zwecke gegen oder miteinander zu verfolgen, sondern um der Anschauung einer allgemeineren Bedeutung, die sie vereinigt, in Zusammentritt und Betrachtung zu genießen. Da fühlt sich Jeder als von Allen gesehen, betrachtet Alle als auftratend zum Ansehen für ihn, sich mit Allen als ein sehenswürdiges Ganze. So ist das Fest nicht nur eine Schule des Anstandes und feierlichen Auftretts, sondern auch der freien Betrachtung ausgebreiteter Würde und bedeutender Anmuth. In den kleineren Festen einer sich erholenden Geselligkeit ist zwar der Grundgedanke der Vereinigung unbestimmter und unbedeutender; indem aber auch hier sich Mensch dem Menschen ohne besondern Zweck, nur zum Behuf des möglichst gegenseitigen Wohlgefallens vorzustellen hat, ist im Kleinen die Aufmerksamkeit desto größer und schleichen sich im freien Spielraum die zarteren Triebe persönlichen Austausch und die feineren Absichten einer vorichtig ausholenden oder still durchschauenden Menschenkenntniß ein. Hier lernt man Gesichter verstehen, auf Mienen lauschen, einer Gruppe ihre Stimmung, einem Kreise die Neigungen und Gedanken absehen. Es ist daher wichtig für darstellende Künstler, inwieweit in ihrem Volk und Zeitalter festliche Sitte entfaltet, wie gebildet die freie Geselligkeit sei, und in welchem Grade sie selbst ihrem Stande nach daran Theil haben. Wir für unsern Zweck brauchen nicht einmal zu fragen, ob in Flandern die Kirchen- und Volksfeste nicht mannichfacher, feierlicher und glänzender gewesen als in den oberdeutschen Städten, ob nicht dort eine geschmücktere und zierlichere Geselligkeit geblüht. Es genügt schon, die höhere Stellung der Maler, verglichen mit den schwäbischen und fränkischen, hervorzuheben. Der Hof, an welchem die Brüder van Eyck „lieb und werth und in großen Ehren“ waren, war nicht nur der prächtigste und glanzvollste, auch der gebildetste und feinste seiner Zeit. Wenn der gefeierte Stifter des Ordens zum goldenen Bliese inmitten seiner herrlichen Ritterschafft den Johann van Eyck „seiner Kunst und seines großen Verstandes wegen“ zum geheimen Rath erhoben und „allezeit gern in seiner Gesellschaft“ hatte, so mußte dieser genährt von Anschauungen bedeutender Erscheinung, feierlicher Sittigkeit und Anmuth, und selbst von einer Feinheit der Bildung und Empfindung für das Äußere sein, wie gewiß kein Meister von Ulm oder Nördlingen in seinem bescheidenen und beschränkten Kreise sein und werden konnte. In welcher Eigenschaft Hemling Karl dem Kühnen folgte, und ob ihn später der junge Philipp selbst nach Spanien mitgenommen, wissen wir freilich nicht, wol aber, daß in dieser Zeit flandrische Meister für Fürsten und Könige in Portugal und Schottland, Florenz und Spanien malten, und auch wenn sie für die heimischen Städte, wie Hughe van der Goes, Feste ordneten und Jubeldecorationen malten, ansehnlicher standen als wir irgend von einem der ältern schwäbischen Maler voraussetzen dürfen. Diese mußten ihrer ganzen Lage nach mehr spießbürgerlich leben und fühlen, und darum mochte leicht ohne ihre Schuld den würdigsten und zartesten Intentionen

ihres Phantasie sich eine gewisse Plumpheit in den Symmetrien und Härte in der Zusammenstellung beizumischen. Ihr Sinn wie ihr Horizont war zumest der eines schlichten Handwerkmannes. Auch von Seiten dieser gegebenen Beschränkung hätte daher der Verf. „die höhere Vereinfachung der oberdeutschen Kunst mit dem städtischen Handwerk“ betrachten und nicht blos in Rücksicht ihrer Verbindung mit Goldschmiedekunst und Buchdruck und Verührung mit Formschnitt und Kupferstechen erwähnen sollen (II, 204).

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Französische Kritiken über deutsche Dichter.

Wie haben so lange in Bezug auf unsere wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen die Anerkennung des Auslandes entbehrt, daß es selbst spottförmige Eiferer natürlich finden werden, wenn wir uns jetzt voll Freude über die Zustimmung, welcher wir uns immer mehr von Seiten unserer Nachbarn zu erfreuen haben, vom lieblichen Weichwache betäuben lassen. Es thut uns ja so wohl, daß die Franzosen, deren Aussetzungen und Bestimmungen für uns lange Zeit tonangebend waren, nicht mehr für nöthig halten, die Frage aufzuwerfen: ob den Deutschen überhaupt auch wol Geist beizulegen wäre? ... Bergnügt reiben wir uns die Hände, daß es selbst die einflussreicheren französischen und englischen Blätter nicht mehr verschmähen, in ihren Spalten die hervorragendsten Erscheinungen unserer Literatur zu berücksichtigen. Voll tiefer Ergebenheit und mit innigem Dankgefühl erkennen wir es, daß sich selbst bedeutendere französische Schriftsteller zur ausführlicheren Besprechung unserer literarischen Zustände herablassen. Doch lassen wir lieber den Ton der Satire fallen, und bezeichnen wir es einfach als einen Fortschritt der französischen Kritik, daß sie allmählig anfängt einzusehen, daß auch jenseit des Rheinstroms Leute wohnen, welche selbst von der „großen Nation“ beachtet zu werden verdienen. Bei den lächerlichen Vorurtheilen, in denen vor kurzem noch die Franzosen in Beziehung auf unsere Literatur befangen waren, ist es in der That anerkennungswürdig, daß allmählig wenigstens sich ein annäherndes Verständniß und eine etwas unparteiischere Auffassung zu bilden beginnen. Von alle Dingen, welche in letzter Zeit dazu beigetragen haben, ihre Landleute über unsere poetische Literatur aufzuklären, verdient besonders St. René Laënkandier genannt zu werden, den wir unsererseits wahrlich nicht durch Kustlegen und Herabsetzen seiner Ungenauigkeiten und Irrthümer und durch unwürdige Verdächtigungen, als stehe er unter den Einflüsterungen einer Coterie von pariser Deutschen, hätten herabsetzen sollen. Was seine Kenntniß unserer Literatur betrifft, so ist er wahrlich mehr in derselben bewandert als jene Halbdeutschen, jene aufgeblasenen Worthelden, auf die man allem Anscheine nach anspielen will. Erst sein Aufsatz in der „Revue des deux mondes“, welcher der Gräfin Fahn-Fahn gewidmet ist, beweist wieder, wie geläufig ihm unsere literarischen Verhältnisse sind und mit welcher Vorliebe er sich in dieselben einhüllt hat. Er würdigt die Leistungen dieser schreiblustigen Dame, auf ebenso unparteiische als geistreiche Weise. Beachtenswerth ist auch in Bezug auf deutsche Literatur ein Aufsatz, welchen die „Revue indépendante“ über Platen aus der Feder von Daniel Stern gebracht hat.

Über die nordamerikanischen Bilden.

Wir haben vor etwa drei Jahren ein Werk in englischer Sprache erhalten, in dem ein Amerikaner, Catlin, von seinen

Wanderungen in den Wäldern des fernem Westens und von seinem langjährigen Aufenthalte unter den wilden Indianern auf das anmuthigste erzählt. Mit seiner Feder und mit dem Griffel, den er ebenso gut zu führen versteht, wußte er uns jene sonderbaren Gestalten, mit denen wir in Cooper'schen Romanen und ähnlichen Darstellungen bereits eine kühnliche Bekanntschaft gemacht haben, vorzuführen. Aber damit noch nicht zufrieden, hatte er auch ein förmliches Museum von Waffen, Werkzeugen, Kleidungsstücken und ähnlichen Gegenständen, deren sich diese Wilden bedienen, gebildet, um dadurch die Localfarbe der Gegenden, die seinem Herzen lieb geworden waren, aufs genaueste und treueste wiederzugeben. Diese Sammlung gewährt in der That ein ungemeines Interesse, und wir glauben wol annehmen zu können, daß der Sammler durch die Einnahmen, welche er in London namentlich gehabt haben muß, entschädigt sein wird für die beträchtlichen Kosten, die seine Reise und besonders seine Sammlung erfordern. Wir wollen hier jetzt ein Werk, welches sich mit den Sitten und Gebräuchen der nordamerikanischen Völker beschäftigt, erwähnen, ohne daß es uns deshalb käme, desselbe mit dem Ausdruck zu vergleichen, welchen die Gattin'sche Gesellschaft auf jeden Leser mit unerschütterlicher Wirkung gemacht hat. Dasselbe führt den Titel: „Moons, coutumes et religions des sauvages americains. Extrait du L'Asiatique“ (nicht L'Asiatique wie auf dem Titelblatte steht), von A. S. (2 Bde.) Wie man sieht, haben wir es hier mit einem Auszuge aus einem größern Werke zu thun. Wenn also, wie gesagt, diese Erscheinung dem oben erwähnten Werke auch nicht zur Seite gestellt werden kann, und wenn ihm namentlich jener Reiz einer eigenthümlichen Karikatur abgeht, die wie ein zauberhafter Duft über dem ganzen Gattin'schen Werke schwebt, so wollen wir nichtsförmiger gern das Beugniß geben, daß in den beiden vorliegenden Bänden mancher interessante Zug und viele brauchbare Notizen mitgetheilt werden.

Geschichte der chinesischen Philosophie.

Das geheimnißvolle Weisheit des unermesslichen Mittelreichs wird uns durch die Bemühungen englischer, französischer und deutscher Gelehrter allmählig immer mehr erschlossen. Schon haben wir über einzelne Theile ihrer Wissenschaft sichere Kenntniß gewonnen, und bei der regen Thätigkeit, welche sich auf dem Gebiete der orientalischen Studien entfaltet, stehen täglich neue, wichtige Aufschlüsse zu erwarten. Im Allgemeinen wird es mit den chinesischen Studien indessen wol ebenso ergothen als mit den übertriebenen Vorstellungen, welche man sich vor längerer Zeit von dem Werthe der Sanskritliteratur machte. Man glaubte damals, in Indien wäre der Schlüssel für alle Geheimnisse der Wissenschaft zu finden, und man versprach sich goldene Berge von der nähern Kenntniß dieser reichen Literatur. Ebenso wird auch in Bezug auf China mancher gänzlich vorurtheilhaftige Schwund müssen. So erkennt man schon jetzt, daß man der chinesischen Philosophie, in der, wie man lange glaubte, die Quelle der ungetrübtesten Weisheit fließen müßte, einen Werth und eine Bedeutung beilegte hat, die sich bei näherer Beleuchtung nicht als sich haltig erweisen. Dessenungeachtet müssen wir es für eine Bereicherung der Wissenschaft halten, daß Pauthier, ein tüchtiger Sinologe, sich der Arbeit unterzogen hat, eine übersichtliche Geschichte dieses Zweiges der chinesischen Wissenschaft zu entwerfen. Seine vor kurzem erschienene Schrift ist das Ergebniß tüchtiger Studien, bei denen es zum größten Theil an genügenden Vorarbeiten fehlte und die deshalb sehr zu ihrer eigentlichen Quelle zurückgeleitet werden mußten. Der Verf. gruppiert den Stoff, welchen er vor uns ausbreitet, in drei Epochen. Die erste enthält den Ursprung der Philosophie in China, den er auf Fohi hinaufleitet; der zweite Zeitraum hat es mit Lao-tse und Kon-fu-tse zu thun, und der dritte endlich schließt sich an Tschu-hi und seine zahlreichen Nachfolger an.

Dienstag,

Nr. 20.

20. Januar 1846.

Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei etc.
Von H. S. Goltz. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 19.)

Wie der tüchtige Ernst und die naive Traulichkeit, so stammt denn auch das Unbeholfene, Schroffe und Unliebliche nun ferner bei der fränkischen Malerei desgleichen aus dem härtern Boden und gröbern Korn des Handwerkslebens. Nicht weil die Schwaben das Harte unerledigt gelassen, machte Wohlgemuth edlige Gestalten, sondern weil er zunächst um sich deren mehr als weiche hatte, und weil Zucht und Mühsalung seines Lebens ihm einen jätlichen Sinn nicht angebildet hatten. An dem Ueberschuß des Trockenem und Spröden bei den Nürnbergern im Vergleich mit den schwäbischen Malern mag auch die sandige und kahle Naturumgebung ihren Antheil haben. Die Schwaben hatten mehr Grün, mehr Wein, auch, was der Verf. nicht übersehen hat, mehr poetische Tradition (II, 246). Über die nürnbergische Verfassung nach ihrer Rückwirkung auf Denkart und Sitte des Bürgers gibt er einen trefflichen Überblick (II, 239—243). Er bemerkt dann (II, 246), daß hier der enge Verein der Kunst mit dem Handwerk um so unabweislicher gewesen, je mehr die Zünfte in ihrer Beschränkung zugleich ihre ungeschmälerte Ehre gefunden, daß hier Handwerk, Kleinhandel, Fabrikation auch innerhalb der Anschauung vor Allem den aufmerkenden und streng unterscheidenden Verstand entwickeln mußten, zumal das Gedeihen des Ganzen statt auf dem Segen der Natur, auf hartnäckigem Fleiß und klugem Erwerb beruhte. Dann habe das Handwerk auf die technische Ausführung noch insofern gewirkt, als die Malerei, von der Verbindung mit dem Formschnitt her, die schwarzen Umriffe und die überwiegende Richtung auf charakteristische Form bewahrte, und der mercantilschen Betriebsamkeit gemäß das flüchtige Autsuchen wol weniger behufs gesteigerter Wirkung als wegen des äußern Vortheils einer schnelleren Beendigung anwandte. Endlich habe diese handwerksmäßige Stellung der Kunst neben dem kostbaren Vorrecht reichstädtischer Freiheit auch den Nachtheil gehabt, daß bei den Zünften, je weniger selbständig sie in das Regiment eingriffen, das ihre Stadt mit den höhern Interessen des Reichs in Verbindung setzte, der Sinn um so bürgerlich beschränkter nur auf das Nächste gerichtet gewesen, da

ohnehin die befreiende Phantasie zurückgehalten war vom praktischen Haus- und Gewerksverstand. „Kommt hierzu in dem eigenen Leben noch eine unbehülfliche Ewigkeit, bei der wol das Tüchtige einkehrt, aber die Grazien ausbleiben, so läuft die Kunst nur zu leicht Gefahr profaisch zu werden.“ Ich habe hier bloß zu bemerken, daß diese unbehülfliche Ewigkeit nicht noch hinzukommt, sondern in diesem engbegrenzten Horizont, diesem kurzgemessenen Bedürfnisdienst, dieser begünstigten Verstandeseinseitigkeit, in der gebundenen Erfahrung und Übung des Handwerkers bereits gegeben und befestigt ist. Der Verf. sagt (II, 249):

Die Anmuth wird von der nürnbergischen Schule nicht aus formeller Ungeübtheit mit schärfern Affecten und Formen vertauscht. Der Grund liegt tiefer. In stetiger Harmonie und innerm Frieden in weltlichen und religiösen Zuständen, woraus jene offene Milde entspringen könnte, gebricht es nicht. Die Zünfte aber, statt zu herrschen, werden beherrscht. Der lebendige Einklang des Ganzen bleibt für sie nur ein Werk fremder Thätigkeit, die mit kräftigem Ernste über ihnen steht und sie von oben her leitet. Je oligarchischer die Verfassung ist, um so durchgreifender wird die Macht der Regierung Allen fühlbar. Die Stände sind noch weiter geschieden als anderwärts, doch Patrizier wie Handwerker, Großhändler wie Krämer, Alle sind gleichmäßig überwacht und durch die gemeinsame Ordnung geregelt; ja die Obrigkeit, um solche Verfassung im Gang zu erhalten, muß fest auch gegen sich selbst sein. Diese Strenge der allgemeinen und persönlichen Zucht wie jenes Gefühl einer überragenden Herrschaft, der Alle gehorchen, werden das Band der ähnlichen Anschauung zwischen den Malern in Nürnberg und in Flandern. Mit dem großen Unterschied aber, daß es andere Gebiete sind, in welchen diese Vorstellungen sich hauptsächlich geltend machen. In Nürnberg prägt sich im weltlichen städtischen Leben das Verhältniß aus, das die Brüder van Eyck von der Religion her zum Ausgangspunkt nehmen. In Nürnberg geht die äußere Strenge der Formen aus der innern hervor — Trockenheit und Härte sind größer — der Fortschritt zum Geiste der Reformation wird sichtbar — das eigentlich Kirchliche verschwindet — das Sinnen wird klares Nachdenken, lebender Verstand, die Hoheit mehr obrigkeitlich, die Ehrfurcht mehr bürgerlich und häuslich.

Sehr gut! Aber auch hier ist die positive Wirkung zu einseitig hervorgehoben. Aus dem Geiste nothwendiger Unterordnung, williger Zucht, gewohnter Strenge begreift man auch in der Kunst das Überwiegen des Charakters über die Anmuth, des verständig Wahren über das Schöne, des richtig Bedingten über das Freiübende, nicht aber das Vorkommen des Unwahren, des Verküm-

merten, des Rohen. Es ist nicht Schärfe der Charakteristik, wenn Wohlgeimuth Stellungen verzeichnet, nicht Strenge der Auffassung, wenn er nackte Formen verfehlt, nicht protestantischer Verstand, wenn er Kinder zu dürftig bildet, nicht Gefühl einer Ane regelnden Ordnung, wenn er das Volk als einen gleichgültigen Haufen darstellt. Schleichthin durfte also der Verf. die formelle Ungeübtheit nicht leugnen. Aber begreiflich ist es, daß ein Künstler, der den Lehrlingendruck und die Knotigkeit des Gesellenlebens durchzumachen und als Meister nun seine Jungen und Gefellen zu züchten, für Zins und Kaffe und Erhaltung der Kunden vollauf zu sorgen, wenig Zeit aber und wenig Gelegenheit zu freier Bildung und freien Genüssen hat, begreiflich, daß ein Solcher für manche Mißlänge der Vorstellung abgehärtet, mit manchem verkürzten Ausdrucke begnügt, nicht geschmeidig zu jeder Bewegung, zu harmonischem Erguß der Phantasie nicht befähigt, und hier und da von einem einseitigen Griffte befriedigt und erheitert ist. Wol aber kann in einem solchen Stand und Leben sich Willensfestigkeit, männliche Geduld, biedere Tüchtigkeit ausbilden. Diese Charaktere finde ich in Wohlgeimuth's ersten Gestalten. Daß er dagegen ein „so tiefes Nachdenken“ in sie gelegt, „als gelte es, das Unverträglichste doch im Geift zu bezwingen“ (II, 254); daß sein auferstandener Christus (II, 256) „über dies Wunder der Auferstehung nachdenke, bis es ihm klar wie der Zusammenhang anderer Weltverhältnisse vorliegt“, das dünkt mir dem wackern, rechgläubigen Meister eine zu modern-philosophische Intention untergelegt und stimmt auch nicht wohl mit des Verf. allgemeiner Ansicht vom nürnbergger Künstlerverstande, „der sich die Gegenfälle ungelöst auseinander hält“ (II, 247). Auch seine Anmuth hatte dies eingeschränkte, bescheidene Leben, die Anmuth guter Gesinnung, ehrbarer Sitte und treuer Genügsamkeit, stiller Frömmigkeit und häuslichen Behagens. Von alle Dem finden sich Widerscheine bei Wohlgeimuth. Nur die Anmuth, die ein umfassender Schwung, eine zarte Durchführung harmonischer Stimmung ins Ganze ergießt, fodert ein freier gewiegenes Gemüth, eine freier gebildete Sinnlichkeit. Solcher Schwung des Gemüths ist nicht zu verlangen von Meistern, denen man Contracte schreibt gleich dem des schwabacher Rathpflegers mit Wohlgeimuth, den der Verf. (II, 252) anführt, oder die wie Dürer wenn sie eine Tafel einfinden um ein Teintgeld für ihre Frau bitten müssen. Solche feingebildete Sinnlichkeit entbehren Maler, die wie der letztgenannte große Mann selbst am Sonntag mit ihren Kunstgenossen sich bei nüchternem Magen nur mit Meissen und Messen ergözen. Und nicht allein den rein malerischen, auch den Charakterausdruck beeinträchtigt Manches, was natürlich im Geleite des Handwerkslebens geht. Das naive Wohlgefallen an der eigenen Erscheinung, das Kugler in dem frühern der feinstgemalten Bildnisse Dürer's wie in Dürer's Briefen an Pirckheimer bemerkt, zeigt sich an mancher schön gemalten Figur fränkischer Gemälde in Gestalt recht gefallensmäßig bornirter Selbstgefälligkeit. Und Hans Wal-

dung Grün stellt sich selbst in seine historischen Bilder hinein mit dem reinsten Ausdruck von Handwerksburschenrenommage. Auch durch solche Züge geben uns die oberdeutschen Bilder den Reflex ihres Entstehungskreises und stellen sich als aufrichtige Kinder ihres Zeitalters und ihrer Heimat dar. Sie sind in diesem Sinne mit sich selbst einig und erzeigen uns was ihnen an künstlerischem Interesse abgeht durch das historische und sittengeschichtliche.

Mit diesen Erinnerungen ging ich weder auf den Tadel der oberdeutschen Malerei noch auf den der allgemeinen Methode des Verf. aus. Ich wollte nur bemerken, daß er mit ihr noch mehr in die Wirklichkeit der Begriffe, in die Sinnlichkeit der Bildungsbezirke, deren malerische Anschauung er erklären wollte, hätte hinabsteigen sollen. Die allgemeinen Sätze hätten dadurch ebenso viel an Consequenz als die bestimmten Kunsterscheinungen an anschaulicher Gründung gewonnen. Denn genauere Sittenschilderung der Zeit führt von selbst in die Malerbilder und diese zurück in jene.

(Der Bericht folgt.)

Königsberger Taschenbuch. Herausgegeben von Ludwig Walekrobe. Mit Beiträgen von Crelinger, Freundt, Alexander Jung, Sachmann, Johann Jacoby, Casar von Lengerte, Wechsler, Wolff und dem Herausgeber. Königsberg, Voigt. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„Es unterliegt großer Schwierigkeit, von dem Umfange und der Bedeutung der liberalen Partei, welche gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland hervorstrebte, eine richtige Vorstellung zu gewinnen. Das zur Beurtheilung dieses Gegenstandes noch vorhandene Material ist durchaus unzulänglich, und das Mangelnde läßt sich auf dem Wege der Conjectur um so weniger ersetzen, als die gewaltige Umgestaltung aller Verhältnisse uns durch eine solche Kluft von der frühern Zeit getrennt hat, daß wir im gegenwärtigen Jahre 1846 fast ebenso weit von 1846 entfernt liegen als vom Mittelalter; unsere jetzigen Zustände und Einrichtungen haben gar nichts Analoges mit denen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und nur die in jener abgewichenen Periode erschienenen Schriften vermöchten einigen Anhalt für unsere Darstellung zu geben. Wie man aber weiß, war es eine Hauptaufgabe der damals noch bestehenden Censur, den Liberalismus unachtsamlich niederzukalten und dessen Äußerungen von allen misliebigen Bestandtheilen zu säubern; was den Censoren momentan entging, wurde nachträglich vernichtet, und wenn auch die Ausrottungen anfangs nur unvollkommen gelangen, so erreichten doch bald die Verwalter der Presspolizei, vermöge der dem Menschen inwohnenden Perfectibilität, einen unerhörten Grad der Unwissenheit, vor welcher es schlechterdings keine verborgenen Dinge mehr gab. Das Völkchen der Schriftsteller und Buchhändler war am Ende so vollständig überwacht, daß sie trotz aller angewandten List nicht mehr über die Schaar hauen konnten; schon über dem Embryo des Gedankens schwebte das Damocles'schwert in der Form eines kolossalen Rothpfeils; selbst die noch im Lintenfaß schlummernde Buchstabenwelt wurde mit dem Stechhokop erforscht und vor der Geburt erstickt, wenn sich irgend ein bedenkliches Atom in derselben zeigen ließ. Die unter einer mildern Censur unabhängig gewordene Presse, namentlich aus den Jahren 1840—42, hatte zu existiren aufgehört; was sich von ihren Productionen noch in

irgend einem Buchladen vorfand, wurde confiscirt und auf den Maschinenpapierfabriken erbarmungslos eingestampft; in den öffentlichen Bibliotheken hielt man strenge Nachsuchungen, den Kindern der «guten Presse» wurde der Polizeistempel auf die Stirn gedrückt, Ungestemteltes aber hart verpönt; Privatleute, die einzelne Schriften der Art besaßen, warfen sie freiwillig ins Feuer, um sich nicht ernste Ungelegenheiten auf den Hals zu ziehen. Somit hat sich nur sehr wenig von der liberalen Literatur jener Zeit erhalten können, und auch dies Wenige ist nicht sehr geeignet, die historische Erkenntniß festzustellen, da es in zu schroffem Widerspruch mit einem andern wichtigen Material steht, nämlich mit den officiellen Berichten, deren Benutzung uns nach dem jetzt allenthalben geltenden Principe der Öffentlichkeit aufs bereitwilligste aus den (vormals geheimen) Archiven überlassen worden ist. Größere Widersprüche kann man sich kaum denken. Während auf der einen Seite die Forderungen des Liberalismus als durchaus recht und billig dargestellt werden, erscheinen sie auf der andern als frevelhafte Angriffe gegen das Bestehende; während dies «Bestehende» von der einen Partei als innerlich faul und höchstens zusammenbrechend geschildert wird, rühmt die andere dessen kräftigen Körper, dem man durch christlich-germanische Nahrung und ritterlich-romantische Bekleidung eine ewige Dauer verbürgen könne. Betheuert man links, daß der Liberalismus in Politik und Religion die ganze gebildete Volksmasse ergriffen habe, so versichert man rechts, daß nur eine geringe Anzahl böswilliger Menschen durch die Lockpreise der Freiheit die angestammte Loyalität und Frömmigkeit zu vergiffen suche; behaupten die Verfasser liberaler Schriften, daß sie die Sache des Fortschritts nur auf geselliger Bahn versetzten, so wird uns vom Gegenpart aufs umständlichste gezeigt, daß jene Schreiber sich in offener Auslehnung gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit befunden haben, und in der That sind noch einige gerichtliche Strafurtheile vorhanden, welche mit ungemeiner juristischer Gelehrsamkeit deduciren, daß mehrere der gedachten Fortschrittsmänner nichts Geringeres als Fesselung oder Zuchthaus verdient, weil sie die Landesgesetze verpöten und die Unterthanen zum Mißvergnügen aufgeregt haben. Aber auch diesen richterlichen Ausprüchen kann die Geschichtsforschung nicht als zuverlässigen Führern durch das Dunkel jener Zeit vertrauen, da sie häufig über eine und dieselbe Sache gar zu entgegengesetzt lauten, in erster Instanz einen Menschen als Hochverräter fast aufs Rad rechnen und in zweiter ihn völlig freisprechen. Wer kann unter diesen Umständen genau ermitteln, was es mit dem deutschen Liberalismus jener längst verfloßenen Tage eigentlich gewesen ist?

So ungefähr dürfte sich ein gewissenhafter Historiker im J. 1946 ausdrücken. Vern versehen wir uns auf seinen, zwar von Zweifeln umgebenen, aber doch nicht von den Leidenschaften der Gegenwart erschütterten und umnebelten Standpunkt — und lassen ihn weiter reden. Um seiner Aufgabe zu genügen, mustert er zunächst die wenigen liberalen Schriften, welche ein günstiger Zufall aus dem Schiffbruche der Zeit gerettet hat. Unter anderm kommt er auf das „Königsberger Taschenbuch“, was ihn zu folgenden Äußerungen veranlaßt:

„Wir fanden in einem geheimen Polizeiregister, daß der gesamte ostpreussische Liberalismus lediglich aus 13 Scribenten bestehe; diesem entgegen wurde in mehreren Zeitungen aus dem J. 1842 behauptet, daß ganz Norddeutschland, besonders aber Ostpreußen, nur von liberalen Menschen bewohnt sei und man vergleichen zu Tausenden täglich in Städten und Dörfern schauen könne. Doch das ist wieder einer von den unlöslichen Widersprüchen, über die wir schon oben geklagt haben. Angenommen, daß die Zahl 13 richtig sei, so gereicht es uns zu nicht kleiner Freude, fast den ganzen ostpreussischen Liberalismus und als Zugabe auch noch einen Königsberger Censor in unserm historischen Netze gefangen zu haben. Unser Frang, bestehend aus einem Königsberger Taschenbuch, ist um so wichtiger, je spärlicher die Quellen aus jener Zeit

fließen und je vollständiger hier die liberale Armee einer großen Provinz auf Einem Flecke beisammen steht. Jedenfalls verdient das alte Buch eine nähere Betrachtung.“

„Zwei Beiträge — der eine von Sachmann, der andere von Walebrode — beschäftigen sich mit dem Proletariat, damals eine furchtbare Geißel der Völker, jetzt, gottlob, kaum dem Namen nach bekannt. Walebrode erklärt (in einem Briefe an eine Dame und indem er sich wegen ein klein wenig Pedanterie entschuldigt), das Wort Proletariat komme aus dem Lateinischen her und bedeute einen Menschen, der auf Gottes Welt nichts weiter besitzt als Kinder (proles). Dann führt er weiter aus, wie eben das Elend des Proletariats in den Kindern besteht, die alle Tage essen wollen und denen er nichts geben kann, die nebenbei im Winter zerrissene Lumpen tragen und ebenso wenig wie ihre Ältern ein leidliches Obdach haben. Diese Kinder wachsen wiederum zu noch kläglicheren Proletariaten heran, zu deren Aufzucht die reichen und vornehmen Leute, insofern es sich nicht bloß um schöne Redensarten, sondern um Mittheilung von ihrem Überflusse handelt, keine besondere Lust verspüren, sodaß auf einen gütlichen Vergleich hier nicht mit Wahrscheinlichkeit zu bauen ist. Ferner erzählt uns Walebrode von einem Könige, der, umgeben von seinem glänzenden Hofstaate, am Gründonnerstage in seinem Residenzschlosse zwölf armen Greisen die Füße wäscht, um, wie in den übrigen christlichen Tugenden, auch in der Demuth dem Herrn und Heiland nicht nachzustehen. Nach erfolgter Abwaschung händigt der erhabene Monarch jedem dieser Greise noch einiges Geld ein und setzt ihnen höchst eigenhändig Spinat mit Eiern vor, während die Geistlichkeit, unterstützt von den Popopersängern, die Benedictionen anstimmt und abwechselnd Trompetengeschmetter ertönt. Wie diese Fußwäsche mit dem Proletariat zusammenhängt, haben wir nicht einsehen können; vor 100 Jahren mag man wol die Beziehungen verstanden haben. Der Verf. des andern Aufsatzes über denselben Gegenstand stellt den üppigen Reichthum mit der trostlosen Armuth in einem kleinen Genrebilde zusammen; hier wissen wir noch weniger, was Das mit dem Proletariat zu schaffen hat, da die geschilderte Noth mehr die Frucht besondern Unglücks und der Lieberlichkeit ist als das Symptom einer allgemeinen sozialen Krankheit. Beide Pücen haben uns über das Proletariat keinen genügenden Aufschluß gegeben, und auch aus andern gleichzeitigen Schriften geht hervor, daß man damals über die Sache noch nirgend recht ins Klare gekommen war.“

„Ein Beitrag von E. R. Wolff ist überschrieben «Der Staat. Bruchstück aus einer größeren rechtsphilosophischen Arbeit.» In der That muß man über die geringe politische Bildung der damaligen Zeit lächeln, wenn man sieht, wie die allerpiquantesten, sich von selbst verstehenden Dinge erst durch rechtsphilosophische Arbeiten begreiflich gemacht werden mußten. Man lese nur folgende Sätze, über die schon unsere Elementarschüler hinaus sind, in welche aber damals, wie es scheint, nur die Gelehrten einige Einsicht besaßen.“

„Der Staat, als die verkörperte Idee der Volksherrschaft, als Staatskörper, ist, trotz seiner Einheit, nicht ein einfaches, sondern ein aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetztes organisches Ganze. Als solches sondert er sich in besondere Kreise, welche wie die verschiedenen Systeme im menschlichen Körper ineinander eingreifen und das allgemeine Leben erhalten. Die Privatperson, die Familie, die weltlichen und geistlichen Gemeinden sind wie die Glieder des Körpers, selbständige Individualitäten, aber als einem bestimmten Ganzen angehörig von diesem zusammengehalten und deshalb ihm und dem Allgemeinen untergeordnet, weil sie ihr Bestehen nur in diesem Ganzen haben. So wenig indessen die einzelnen Glieder des Staats sich zum Allgemeinen erheben dürfen, ohne dieses und damit sich selbst zu zerschüren, ebenso wenig darf der Staat etwas Anderes sein wollen als das allumfassende Allgemeine, in welchem alle Glieder Freiheit und Leben haben. Er darf nicht wo etwa Privatperson, oder Familie, oder te-

gend eine Corporation, oder eine bloß weltliche Gemeinde oder Kirche sein wollen. Denn auch dadurch würde er in einen Frankhaften Zustand gerathen, das bevorzugte Glied würde in Uppigkeit von der Kraft der übrigen Glieder zehren und dadurch nicht nur diese entnerven, sondern auch selbst seine eigenthümliche Kraft verlieren. Nur das Leben des Besondern im Allgemeinen und des Allgemeinen im Besondern ist der gesunde und wahrhafte Zustand des Staats. Der Staat in dieser seiner höchsten Ausbildung enthält alle Verfassungsformen nebeneinander, ist aber zugleich die über dieselben hinausgehende und dieselben in sich aufhebende höhere Form. Die Familie ist das patriarchalische, die Gemeinden sind das republikanische Element, die Städtischen sind mehr demokratischer, die ländlichen mehr aristokratischer Natur, und alle diese Elemente nehmen sich wiederum zur Einheit zusammen in der allgemeinen Verfassung des Staats, in der ständischen Monarchie. In dem Monarchen finden wir das patriarchalische, und in den Ständen das republikanische und aristokratische Element wieder. Die Stände bilden die Vermittelung zwischen der Regierung und dem Volke und bewahren jene vor Willkür, die sie vor dem Abfall von derselben (†) und der Auflösung des Staats.»

„Mit solchen Auseinandersetzungen mußte man sich befassen, um das Wesen des Staats zu erläutern! Ubrigens war Wolff kein unbeliesener Mann, wie allerlei Citate aus Friedrich II., Rousseau, Hegel und Andern zeigen. Eine von ihm angeführte Stelle aus Spinoza gibt Aufschluß über die Erscheinung, daß damals so viele verkehrte Urtheile über politische Dinge unter den Leuten gäng und gäbe waren.“

„Das das gemeine Volk, sagt Spinoza, keine Wahrheit und kein Urtheil besitzt, ist kein Wunder, wenn die wichtigsten Angelegenheiten der Regierung in Heimlichkeit vor ihm verhandelt werden und es nur aus dem Wenigen, was man ihm nicht verheimlichen kann, seine Rathmahlungen zieht. Denn das Urtheil zurückzuhalten ist eine seltene Tugend. Zu wollen also, daß man Alles vor den Bürgern geheim verhandle und daß sie doch keine verkehrten Urtheile darüber fällen, daß sie nicht Alles falsch auslegen, ist die höchste Thorheit. Denn wenn das gemeine Volk sich mäßigen, über wenig bekannte Dinge sein Urtheil zurückhalten oder aus dem Wenigen, was es erfahren, richtig über die Dinge urtheilen könnte, verbiente es in der That eher zu regieren als regiert zu werden.“

„Und wirklich müssen wir in dem Rufe nach Öffentlichkeit, welcher vor 100 Jahren immer lauter erschalle und endlich auch bei den Schwerehörigsten durchdrang, den Anfang der unüberschbaren, seitdem ins Leben getretenen Verbesserungen erkennen und zugestehen, daß wir wahrscheinlich noch jetzt auf derselben niedern Stufe wie unsere Urgroßväter stehen würden, wenn der Grundsatz der Öffentlichkeit im Staatsleben nicht über die Heimlichkeit und Scheimthuererei obgesiegt hätte.“

„Ein Versuch, allgemein interessirende Gegenstände öffentlich zu verhandeln, wurde schon im J. 1845 von mehren Königsbergern gemacht; sie begründeten eine Bürgergesellschaft, versammelten sich in derselben wöchentlich einmal und hielten Reden über verschiedene Themata. Ob nun die Themata oder die Redner oder Beide der Regierung mißfielen, können wir nicht bestimmt angeben; kurz die Bürgergesellschaft wurde eines Abends polizeilich geschlossen. Einige Reliquien aus diesem Vereine sind uns durch das «Königsberger Taschenbuch» überliefert worden. Dahin gehört eine recht ansprechende Betrachtung über die Städteordnung von Leopold Freundt, ferner ein ideenreicher Vortrag über «Die Bürgerversammlungen in Deutschland und ihre Ankläger» von Alexander Jung, und eine mit stürmischem Beifall aufgenommene Mittheilung aus einem im J. 1795 erschienenen Buche. Dieser letztere Vortrag wurde nicht mehr in der bereits aufgehobenen Bürgergesellschaft gehalten, sondern vor einer Volksversammlung zu Böttcherhöfen, einem Königsberger Lustorte. Weil nun die Regierung in diesen Versammlungen nur eine Fortsetzung der ver-

botenen Bürgergesellschaft erblickte, so fand sie es für gut, das öffentliche Reden im Böttcherhöfen bei namhafter Geld- oder Gefängnißstrafe zu verbieten. Gegen einige Ungehorsame wurden die Strafen augenblicklich vollstreckt. Unter diesen war auch Dr. Jacoby, der sich hierauf an das Königsberger Obergericht mit der Bitte wandte, ihm «gegen die zur Unterdrückung der Redefreiheit angeordneten Maßregeln der Polizei den Schutz der Gesetze anzuweisen zu lassen». Nun aber bestimmte eine Verordnung vom 11. Mai 1842: «daß Beschwerden über Polizeiverfügungen jeder Art, auch wenn sie die Gesetzmäßigkeit derselben betreffen, nicht zur Cognition der Gerichte gehören», und die Richter verweigerten daher den erbetenen Rechtsschutz. «Diese Entscheidung ist wichtig!» sagt Dr. Jacoby. «Von zwei Fällen einer: Entweder hat der Richter das Gesetz vom 11. Mai 1842 falsch ausgelegt, dann ist eine authentische Erklärung nöthig; oder er hat den Sinn des Gesetzes richtig aufgefaßt, dann sind Eigentum und Freiheit der Bürger schutzlos der Polizeiwillkür preisgegeben.» Schon in seiner Eingabe an das Obergericht (auch dieses Actenstück ist in dem «Königsberger Taschenbuch» enthalten) hatte Dr. Jacoby das Gefährliche des Gesetzes vom 11. Mai 1842 hervorgehoben, indem er sagte: «Am allerwenigsten kann dieses Gesetz auf strafrechtliche Fälle Bezug haben. Denn stände es den Regierungen frei, Criminalverbrechen, welche das Gesetz mit mehrjähriger Festungsstrafe bedroht (z. B. Theilnahme an verbotenen Verbindungen, Hochverrath, Diebstahl, Mord), vor ihr Forum zu ziehen, um den Beschuldigten mit geringerer, aber sicherer Strafe zu belegen; stände es ihnen frei, durch das bloße Wort Executionsmaßregel nach Belieben den Rechtsweg abzuschneiden, so wäre die gesammte richterliche Gewalt in ihre Hände gelegt, der Schutz aller Gesetze illusorisch gemacht, die Freiheit und das Eigentum aller Bürger der schrankenlosen Willkür preisgegeben. Anstatt einer Wohlthat würde die Polizeigewalt auf diese Weise eine fürchtbare Sichel der Staatsbürger werden; sie würde unter dem weiten Kubro des königlichen Interesse selbst solche Handlungen verbieten und sofort beahnden dürfen, die ihrer Natur nach gar nicht und jedenfalls nur mit Kränkung der Menschenwürde untersagt werden können.“

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz aus Frankreich.

Touristenliteratur.

Unter den schriftstellenden Blaustrümpfen Frankreichs zeichnet sich Mad. Amable Lasku ihrem Talente sowie ihrer ganzen Richtung nach, die nur dem Edlen, Schönen und Wahren zugewendet ist, äußerst vortheilhaft aus. Ihre lyrischen Erzeugnisse haben bereits allseitige Anerkennung gefunden, und sie wird jetzt mit Recht zu den beliebtesten, gefühlvollsten Dichtern des neuern Frankreich gezählt. Aber auch nach andern Seiten hin ist sie in literarischer Hinsicht thätig gewesen. In letzter Zeit hat sie selbst eine nicht unbrauchbare Darstellung der deutschen Literatur geliefert, welche zwar keine tiefere Auffassung bietet, aber doch immerhin dem gewöhnlichen Bedürfnisse genügen mag. Besonders ansprechend waren indessen die Darstellungen und Schilderungen, welche sie von verschiedenen Gegenden Frankreichs einigen literarischen Zeitschriften mittheilte. Sie zeigt sich hier als eine gewandte Zeichnerin mit der Feder. Wir erhalten jetzt von ihr ein größeres Werk dieser Art, in dem wahrscheinlich ein Theil dieser früheren Fragmente vereinigt ist. Dasselbe führt den Titel „Voyage en France“. Eine feine, lebendige Auffassung und eine leichte, gefällige, zum Theil selbst elegante Darstellung weisen diesem Werke einen ehrenwerthen Platz unter ähnlichen Erscheinungen an. Von der fast allzu fruchtbaren Reiseliteratur erwähnen wir endlich noch folgende Schrift: „Souvenirs d'un touriste“, von Branchu, in der man alle Vorzüge, welche wir soeben von Mad. Amable Lasku hervorgehoben haben, gleichfalls vereinigt findet. 17.

Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei z. Von H. G. Hotho. Erster und zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. 20.)

Vom ersten Bande habe ich noch gar nicht gesprochen, weil ihn der Verf. meiner Meinung nach besser ganz weggelassen oder anders verwendet hätte. Ich sehe in ihm ein Aggregat von Aufsätzen, die zu einer so ordentlichen und ausführlichen Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei, wie sie der zweite Band anfängt, nicht gehören. Wer sich in dieser unterrichten will, verlangt nicht eine Controverspredigt gegen die büffel-dorfer und einen Panegyrikus für die neue französische Schule. Damit hebt Hr. Hotho an und trägt dabei mit vielem Pathos als persönliche Überzeugung vor, was bereits in verschiedenen Kreisen der berliner Gesellschaft verbreitetes Urtheil war und schwerlich auf den Katheder, gewiß nicht zu der angekündigten Geschichte, allenfalls einige Jahre früher in ein Tagesblatt gehörte. Dann folgt eine Affekt der Sculptur, hierauf der Malerei, hierauf der Epik, Lyrik und Dramatik, die als Grundformen in den drei bildenden Künsten an diesen durchgegangen werden. Das ist auch nicht Geschichte, sondern Theorie, und wäre sie neuer und gründlicher als sie ist, so bliebe es gleich unpassend, die Erzählung vom Verlaufe nur einer Kunst bei nur zwei verwandten Völkern mit einem abstracten Lehrgebäude aller Künste einzuleiten. Aber noch nicht genug. Es wird weiter im Allgemeinen geredet von der Religion als Ausgangspunkt der Kunst, von der Rationalität als näherer Form, von den einzelnen Meistern, die — wer hätte das gedacht! — erst die Individualität des Kunstwerks vollenden, und dann in abstracto von den Malerschulen. Da der Verf. selbst fühlt, daß er eigentlich nur den leeren Schematismus Dessen gibt, was er in der Anordnung und Darstellung der Geschichte bewahren sollte, sucht er seine Allgemeinheiten oft durch wortreiche Aufzählung von Unterbegriffen bestimmter, oft durch breit ausgeführte Beispiele belebter zu machen. Dadurch entstehen viele lange und vollgestopfte Perioden, die gleichwol das Kunststück, außerhalb der Sache selbst sachlich zu reden, nicht vollbringen können.

Hierauf heißt es in der neunten Vorlesung (I, 159): „Wir wollen uns endlich, um die vorausgeschickten Bemerkungen anzuwenden, näher nach dem historischen Ver-

lauf der deutschen und der niederländischen Malerei umsehen.“ Dieses nähere Umsehen besteht aber zuvörderst in einer generellen Charakteristik des byzantinischen Typus, dann in einer Erörterung der kunsthistorischen Methode, angekündigt als „Blick auf die historische Entwicklung“, worauf man durch eine Erwähnung der Völkerwanderung hindurch wieder an den altchristlichen Typus in Rom und Byzanz kommt und wirklich einen kurzen Überblick über die Miniaturmalerei von Konstantin dem Großen bis ins 12. Jahrhundert erhält. Es soll die zweite Hauptperiode christlicher Malerei vom 13. bis ins 18. Jahrhundert folgen. Wir fahren aber wiederum ins Allgemeine über Christlichkeit der Malerei, über Katholicismus, über Protestantismus, kunstgemätere Wirklichkeit, Klöster und Orden mit bedingtem Einfluß auf die Kunst, Ritterthum als nicht das belebende Princip der bildenden Kunst, und nun über italienische Malerei in Bezug auf Klosterleben und Ritterthum, kürzer von der niederländischen und deutschen in demselben Bezug; und abermals im Allgemeinen von den Bedingungen für den neuen Anlauf der Malerei nach Seiten der Religion, der Wirklichkeit, der Technik durch die Städte, ihren Reichthum, ihre Lehranstalten. Näher nun, aber, versteht sich, immer noch im Allgemeinen von den Vortheilen des Städtelebens für die Kunst: Vorzug der zünftigen Form für die Unterrichtsweise; als Beispiel die Audeutung des Schulensfortschritts von Giotto und Taddeo Gaddi bis auf Gerard Dow, das Aufnehmen italienischer Weise bei den Niederländern, der Eklekticismus der Caracci, die freie Durchbildung des Rubens.

„Diesem Begrenzen, Sondern, Ausschließen kommt nun sowol das mittelalterliche Städteleben als auch die Reformation zugute.“ Die stets mächtigern Städte in ihrer charaktervollen Geschlossenheit befähigen und nöthigen die Malerei zu gleicher Particularität und Energie; als Beispiel: Florenz, Siena, Pisa, die Städte des obern Elberthals, Rom, Neapel, Genua, die Lombardie und Romagna, Bologna, Venedig, und wieder kürzer und ganz im Allgemeinen, daß es ebenso in Deutschland, Brabant, Flandern und Holland gewesen. Als zweite Kunst des Städtelebens: die poetische Frische der umgebenden Wirklichkeit, generell, wie immer, 1) in Rücksicht der Individuen, mit einer Episode über die andern Be-

dingungen in unserer Zeit; 2) des Costume, mit Episode über die malerische Costumeforderung und die wirkliche Tracht unserer Zeit, auch über Bilderrahmen und den Vortheil der Rococoform, die Costumefreiheiten des Veronese, Correggio, Rubens; über das Profaische des Costume nach Heine und Hegel, endlich von der Form der mittelalterlichen Trachten, „ohne irgend ins Einzelne einzugehen“, nur nach Hauptunterschieden; 3) die Architektur, mit Episode über die Ansicht von Paris vom Père Lachaise und im Innern. Und nun noch einmal im Allgemeinen vom Unterschied individueller Schulen als Product der mittelalterlichen Städteverhältnisse; vom Besonderen der Schulen, dem Werth originaler Meister, dem verschieden bedingten Anschluß; dem Schulweg des Rafael, dem andern des Rubens; Zurücktreten der Vertlichkeit, Vortreten des Genius, rasches Emporkommen der Holländer des 17. Jahrhunderts von dem Landschaftler Bloechen und den jetzigen französischen Malern. (Das also ist der Unterschied mittelalterlicher Schulen.)

Nachdem nun breit erörtert ist, inwiefern die holländischen Meister eine Schule bildeten oder nicht, heißt es wieder: „Es wird aber endlich Zeit, alle diese Vorerörterungen abzuschließen. Ich will deshalb — nur kurz noch den allgemeinen Verlauf andeuten, in welchem sich unsere Periode entwickelt!“ Allgemein, ja! Kurz, wie man's nimmt; denn wir müssen noch sechs Vorlesungen, noch 120 Seiten durchwachen, ehe die verheißene Geschichte dieser Periode, nämlich mit dem zweiten Bande beginnt. Zunächst erhalten wir einen allerdings bloß rapiden Überblick über die gesammte Geschichte der europäischen Malerei. Dann aber, um nämlich die deutsche unterscheiden zu können, eine Charakteristik der italienischen Malerei, und nun auch einen Überblick über ihre Geschichte nach drei Epochen, zwei von je drei Stufen, die zwei Vorlesungen füllen, und einer dritten, die der Verf. „später erst den holländischen Meistern des 17. Jahrhunderts sowie vor Allem Rubens und seiner Schule gegenüberzusetzen“ verspricht. Darauf folgt dann „in allgemeinerem Umriß die Charakteristik der deutschen und niederländischen Meister“; sie folgt aber zunächst auch nicht, sondern erst nach Thesen über Nachahmung oder Nichtnachahmung der Antike, Gegensatz des Plastikischen und Malerischen, Größe der jetzigen französischen Meister, die mit Rembrandt, Everdingen, Ruissdael, Lijian und den Spaniern wetteifern und sie fast besiegen. (Der Verf. treibt durch diesen ganzen ersten Band seinen Göpfindienst mit den modernen Franzosen.) Doch alles Das wird mit dem Sage verknüpft, daß die Deutschen, wenigstens die Niederländer, in der Malerei eigentlich weniger seien als die Italiener; und es folgt nun wirklich eine allgemeine Charakteristik im Unterschiede von den Erstern, die treffende Hauptpunkte enthält. Nur greift der Verf. auch hier mehrfach Dem vor, was er in der Geschichte selbst doch wiederholen muß, und was hier um bloß einzukleiden zu breit, um mehr zu sein zu allgemein ist. Am maßlosesten ist diese Breite in dem

Abschnitt über die holländische Malerei, ihre Landschaften, Genrebilder, Stillleben, wo trotz alles Rückgehens auf das Elementarische, alles Aufwands von Kategorien und Specialitäten doch keineswegs erschöpfend und bestimmt genug gezeigt ist, worin nun die Poesie und Schönheit solcher Landschaft oder solches Stilllebens begründet sei. In allen diesen halbgeschichtlichen Capiteln ist außerordentlich viel Wiederholung des bereits Gesagten sowohl über objective Grundlagen als über formelle Mittel der Kunst, meist in dem Tone, als gelte es, überall verkannte Wahrheiten einzuschärfen, während es in der That so große Geheimnisse nicht sind und Das, was dem Verf. eigen bleibt, nicht selten nur die Uebertreibung ist. Nach diesem Haufen von Einleitungen, Diatriben und Recapitulationen spricht der Verf. nochmals über das Nothwendige und das Mißliche seiner Behandlungsweise, gibt einen flüchtigen Überblick über die Locale der deutsch-niederländischen Malerei vom 13. bis 18. Jahrhundert und ihre Schulensfolge, und vergleicht dann abermals in Bezug auf den Kunstberuf und die Fähigkeit zur Malerei Romanen und Germanen, so daß er in dieser Rücksicht die Italiener noch einmal, dann die Spanier und Franzosen charakterisirt, darauf die Engländer und endlich wieder die Holländer, für deren Vorzug in der Malerei er hinweist auf ihre Volks- und Religionsverfassung, Thätigkeit nach außen, Sitte im Innern, auf die pragmatische Beschaffenheit der Landesnatur und endlich die malerische nach dem bekannten Sage, daß weite Ebenen und wassernehe Landschaften der Entwicklung des Colorits besonders günstig. Mit der Ausführung dieser Theses kommen die Vorerörterungen und der erste Band zu Ende. Es ist weder eine strenge philosophische noch eine zweckmäßige historische Methode darin; und man bedarf dessen nicht, um all das Lehrreiche und Interessante, was der wirklich geschichtliche zweite Band enthält, vollkommen zu verstehen.

H. Schell.

Königsberger Taschenbuch. Herausgegeben von Ludwig Walekrode.

(Beschluß aus Nr. 20.)

„Zwei andere Beiträge geben merkwürdige Nachrichten über das damalige Censurwesen. In einer Königsberger Buchhandlung waren «Materialien zur Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelm's IV.» herausgekommen. Das dritte Heft derselben passirte anfänglich die Censur, wurde aber dennoch bei seinem Erscheinen confiscirt und der Staatsanwalt trug bei dem Obercensurgericht auf Bestätigung der Confiscation an. Zwar enthielten diese Materialien nur nackte Thatfachen ohne alle Raisonnements; gleichwol fand der Staatsanwalt, daß die Droschüre nicht nur eine feindselige Tendenz habe, sondern auch, daß den mitgetheilten Thatfachen theils durch die Ausdrucksweise, theils durch die Gruppierung und theils durch die typische Hervorhebung einzelner Wörter ein Colorit verliehen sei, durch welches diese Thatfachen entstellt und in ein anderes, immer aber für die Regierung gehässiges Licht gestellt werden. Er erklärt die Schrift daher für gemeingefährlich und dringt auf deren Verwahrung. Uebrigens, der Anwalt des Buchhändlers, sucht diese Anklage zu widerlegen. Er will sich nicht ge-

rade über die allzu scharfe, dem Gebiete des Verstandes angehörige Auffassung des Anklägers beschwerten, mag aber doch nicht in Abrede stellen, daß eine vielleicht der Stellung des Staatsanwalts nothwendig angehörige, mindestens in hohem Grade vorurtheilsvolle Ansicht aus der ganzen Denunciation hervortraucht. Der Staatsanwalt hatte sich besonders darüber beklagt, daß die Materialien neben einzelner Wichtigern der Hauptsache nach nur solche Dinge registriert hätten, denen eine geschichtliche Wichtigkeit nicht beizumessen sei, wie z. B. eine Verfügung des Kriegsministeriums, betreffend die anzuordnende Gleichförmigkeit im Tragen der Backenbärte bei Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten, ferner die Ernennung eines Lieutenants a. D. zum Hofjagdjunker, eine verächtliche Anlegenheit eines lebenslustigen Censors in Köln, die Einführung des Frühgottesdienstes für Droschkenkutscher u. s. w.

„In Betreff der gebälligen Darstellung, welche der Staatsanwalt in einzelnen Stellen der Materialien findet, sagt der Verteidiger: „Der Staatsanwalt gibt sich nicht einmal die Mühe anzudeuten, worin denn das „Geschäffige“ der Ausdrucksweise liege, da das Referat doch eben einfach referierend ist. Enthält dasselbe wirklich etwas, was eben nicht zur Freude stimmen mag, so mag es die Schuld des Dargestellten, nicht der Darstellung sein; und ich kann die Vermuthung nicht abweisen, daß der Staatsanwalt, aufgeregt durch den Inhalt des Gegebenen, aus Mangel von genauer Prüfung der Genes der empfangenen Eindrücke, der schuldlosen Form zur Last legt, was allein dem Wesen der Sache zuzurechnen ist.“

„Nach einigen kleinen Bemerkungen über die stilistische Fertigkeit, logische Schärfe, Ungenauigkeit und «die höchst flüchtige und ungeordnete Zusammenstellung» des Staatsanwalts, dessen Anklage stellenweise «fast an die Grenze streift, wo das Ernste und Würdige, welches allein vor einem Gerichtshofe gelten sollte, aufhört», und dessen wegen der typischen Auszeichnung erhobene Vorwürfe «jedenfalls des nöthigen Maßes und der Umsicht entbehren», stellte der Defensor schließlich den Antrag auf Freigebung der Schrift, wurde jedoch von dem Obergerichtsgericht abgewiesen, da die Vertbeidigung nicht geeignet erschien, den Vorwurf der Gemeingefährlichkeit der «Materialien zur Regierungsgeschichte» zu beseitigen.“

„Das Taschenbuch enthält außerdem noch ein Curiosum, in welchem sich das Institut der Censur als eine der räthselhaftesten Erscheinungen der europäischen Culturgeschichte darstellt. Dr. Jacoby übersandte dem Localcensor eine Stelle aus Cornenin's «Buch der Redner» mit der Bitte um die Druckerlaubnis. Der Aufsatz fängt an: «Wenn die im Namen der Gesellschaft mit der Einfegung der Richter beauftragte Regierung einen Bürger zu diesem erhabenen Amte beruft» u. s. w. Der Censor verlangte vor Ertheilung des Imprimatur zuvor eine nähere Angabe der Quelle, und nachdem diese erfolgt war, decretirte er wörtlich wie folgt:“

„Wenn statt der Anfangsworte «wenn die Regierung» gesagt wird «wenn eine Regierung», so wird das Imprimatur hierdurch ertheilt. Der Ausdruck «die Regierung» müßte nach dem Orte des Inserats, einer hiesigen Zeitung, auch auf unsere bezogen werden. Eine solche Deutung würde aber das Inserat als dem Artikel 4 der Censurinstruction zuwiderlaufend darstellen und zur Versagung der Druckerlaubnis zwingen. Da das Buch, aus welchem der obige Aufsatz entnommen, keinen durch das Nachdruckgesetz geschützten Autor hat, so kann dieses dem Abdruck nicht entgegenstehen.» Man weiß nicht, was man höher anstaunen soll, des Censors scharfsinnige Deutung des Artikels 4, oder die Wänsheit, mit welcher er das Nachdruckgesetz auf den vorliegenden Fall nicht anwendet.“

„Auch die theologischen Zwistigkeiten sind im Taschenbuche mit berührt worden. Es lebte vor hundert Jahren in Königsberg ein evangelischer Geistlicher, Namens Rupp, ein geistvoller Schriftsteller und vorzüglicher Kanzelredner. Er sagte sich von einigen veralteten Bestimmungen der Kirchenlehre los und schien dabei die Mehrzahl der aufgeklärten Menschen auf sei-

ner Seite zu haben. Wie aber die Sachen damals standen, konnte es ihm auch nicht an Feinden fehlen; unter Andern trat ein Pfarrer Weiß auf und suchte zu beweisen, daß Rupp ein Irrlehrer sei, der abgesetzt werden müsse. Als Gegner des Pfarrers Weiß erhob sich G. A. Wechsler, unstreitig der schärfste Dialektiker unter den zehn Männern, welche Aufträge für das Taschenbuch geliefert haben. Da sein durchdringender Verstand sehr wohl die Gefahr erkannte, mit der damaligen Geistlichkeit sich in Streit einzulassen, so muß man den Muth, mit welchem er es that, um so höher anschlagen. Wir glauben etwas zur Charakteristik jener Zeit beizutragen, wenn wir den Anfang seiner «Bedenken über die Antithesen des Pfarrers Dr. Weiß gegen Rupp: Vom rechten christlichen Glauben» hier mittheilen:“

„Mit der Geistlichkeit in Frieden zu leben, war eine Maxime unserer Alten, die sich auch heute noch ein Jeder, dem seine Ruhe am Herzen liegt, immer zur Richtschnur nehmen muß. Denn es ist schon überhaupt nicht gerathen, den Zorn eines Andern ohne Noth zu erregen, und wäre es auch in der gerechtesten Sache, weil man doch nicht wissen kann, ob der Zorn nicht in nachtheiligen Haß ausschlagen und auf die Gelegenheit lauern wird, sich an dem Feinde gründlich zu rächen. Indessen sind die Menschen im Ganzen versöhnlich, und da sie sich im Durchschnitt auch der Mangelhaftigkeit ihrer Bestrebungen bewußt sind, so pflegt wol, wenn ihr erstes Aufstößern über einen unerwarteten Widerstand verraucht ist, die Einsicht ihres eigenen Unrechts die Blut des Herzens allmählig zu kühlen, und was der Einsicht nicht gelingt, vollendet zuletzt die Zerstreuung des Lebens. Mit der Geistlichkeit ist es anders. Sie ist die Verkündigerin der ewigen Wahrheit, die Vertreterin der unendlichen Liebe, und wer einmal das Unglück hat, sie in dieser ihrer Eigenschaft, d. h. als Geistlichkeit zu kränken, der hat gleichsam den heiligen Geist gekränkt, für dessen Verkörperung sie sich ansieht, und das ist bekanntlich eine Sünde, die weder in diesem noch in jenem Leben jemals Verggebung finden kann. Freilich hat man in der Anwendung diesem Satze eine Ausdehnung gegeben, die ihn für die allgemeine Ruhe bedenklich macht; denn obschon es unter den Anlässen der Geistlichen auch solche gibt, die weder mit der unendlichen Liebe noch mit der ewigen Wahrheit im entferntesten in Verbindung stehen, so nehmen sie doch nach einer gewissen communicatio idiomatum für den irdischen Theil ihrer Angelegenheiten dieselbe Unantastbarkeit in Anspruch, die ihren himmlischen gebührt, und kämpfen stets mit dem heiligen Haß, als wäre es ein Kampf pro aris, wenn sie auch noch so augenscheinlich einzig und allein pro focis kämpfen. Vielleicht war es eben diese Erfahrung, die Ferdinand II. zu jener berühmten Äußerung trieb, er würde, wenn ihm zugleich ein Jesuit und ein Engel entgegenkämen, sich zuerst vor dem Jesuiten beugen; denn der Kaiser wußte wahrscheinlich, daß die Engel des Himmels verzeihen können, aber die Jesuiten nie.“

„Wenn nun Wechsler, trotz seiner innigsten Überzeugung von der Nützlichkeit dieser goldenen Regel, dennoch in einen theologischen Kampf sich mischte und unter die Streitkolben der Orthodoxie wagte, so geschah es durch ein unüberwindliches Gefühl, das ihm Mitleid oder Scham, oder sogar Entrüstung zu sein schien. Er wußte, daß sein Gegner, der Pfarrer Weiß, mit dem Krebs eines Glaubens gepanzert war, an dessen steinerne Undurchbringlichkeit auch die schärfsten Pfeile der Logik kraft- und erfolglos niederfallen; gleichwol unternahm er den Strauß. Rupp hatte keinen Gewinn davon, denn bald darauf wurde er wegen seines Mangels an Rechtgläubigkeit von seinem kirchlichen Amte feierlich abgesetzt.“

„Außer der ernst gehaltenen Prosa finden wir in dem Taschenbuche auch mehre schalkhafte Lieder, die wir als eine brauchbare Ergänzung zu den Sittenschilderungen der damaligen Zeit willkommen heißen. Der Dichter heißt Cäsar von Lengerke. Wie seltsam die Gesellschaften zusammengesetzt waren, in denen sich unsere Vorfahren Mühe gaben, vergnügt zu

sein, erschén wir aus dem Gedichte „Meine Soirée“. Manche darin vorgeführte Personen, wie z. B. der Junker, der Hofrath, die muckende Alte, der Kirchenintendant, haben für uns etwas Mystisches und würde es schwer halten, der Zeitwelt einen klaren Begriff von diesen verschollenen Figuren beizubringen; so viel scheint aber gewiß, daß sie vor 100 Jahren wichtige und einflußreiche Bestandtheile der menschlichen Gesellschaft ausgemacht haben. Von ihrer Entbehrlichkeit hat sich erst eine spätere Generation überzeugt.“

Meine Soirée.

Die Gäste sind geladen,
Die Kerzen strahlen schon,
Noblesse — hohe Gnaden —
Erwartet mein Salon.

Der Langhaar kommt zu Gaste,
Der schmüchlig, wie gehentt,
Sangsing'rig jede Taste
Mir am Clavier zersprengt.

Auch wird ein Dichter kommen,
Von Welttschmerz wie befeelt,
Dem's aber — streng genommen —
Am baaren Geld nur fehlt.

Der Mime, der im Stillen,
Ein Koscius sich dünkt,
Weil er, ein Held im Brüllen,
Sich ausdwärtirt und schminkt!

Ein Jude, Freund der Künste,
Ganz liberal gekimmt,
Der aber zum Gewinnste,
Von hundert — funfzig nimmt.

Willkommene Erscheinung!
Der Hofrath, Herr von Whijt!
Der niemals eig'ner Meinung
Und d'rum en vogue ist!

Der Junker, den „auf Ehre!“
Ein Kopferhand empfiehlt.
Der Censor, dessen Ehre
Mir die Gedanken stiehlt.

Ich lud den Diplomaten;
Er ward — d'rob stolz er blickt —
Zum Heil der deutschen Staaten
Nach Bückeburg geschickt.

Den Staatsmann — mir zum Glück! —
Der seine Zeit erkennt,
Und einen Schritt zurük
Noch keinen Rückschritt nennt.

Dazu viel Subalterne
Mit langem Ordensband,
Daß man sie aus der Ferne
Schon als loyal erkannt.

Den Kirchenintendanten,
So feist und dünkelvoll,
Iwar Null nur an Talenten,
Doch Pfaffe — jeder Soll.

Mich wird ein Fuchs erfreuen,
Der in dem Kampf der Welt
Sich über die Parteien,
Nicht in und außer stellt.

Die Alte, die da muckert,
Und doch nicht christlich-mild
Ihr Urtheil überzuckert,
Wenn's ihren Nächsten gilt.

Als Ziel für Amor's Köcher
Auch junger Gändchen viel,

Bewährt mit Guls und Bächer
Und losen Augenpiel.

Als Alle sie erschienen,
— Dem Herzen theuer mir —
Da hab' ich hinter ihnen
Leis' zugebrückt die Thür.

Ein Kreuz hab' ich geschlagen
Den Gästen hinterdrein,
Und ließ sie säkternd fragen?
Wo mag der Wirth nur sein?

Denn als die letzte Schleppe
Gerauscht in den Salon,
Floh auf der Hintertreppe
Aufatmend ich davon.

Mit einem noch Bekannten
Wollt' ich alleine sein,
Und aß beim Restauranten
Daher mit mir allein.

„Für unsere historische Aufgabe hatte die Auffindung des „Königsberger Taschenbuch“ einen erheblichen Werth; der Eindruck, welchen es im Einzelnen und Ganzen auf uns gemacht hat, befestigt uns in der Ansicht, daß Ostpreußen in jener merkwürdigen Übergangsperiode von vorzüglicher Bedeutung gewesen ist. Auch glauben wir uns nicht zu irren, wenn wir diejenigen, welche hier als Vertreter politischer und religiöser Freiheit aufgetreten sind, für geistesfrische und gesinnungstüchtige Männer halten, deren Worte und Thaten nicht unwesentlich zur Neugestaltung der Dinge beigetragen haben.“ 13.

Bibliographie.

Ansprachen an Christenherzen aus Dr. Feinr. Müller's geistlichen Erquickstunden. Zwickau. 1845. 8. 3 Ngr.

Chowaneß, J. (Julian Chownik), Osterreich und seine Segner. Mainz, Kunze. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Gärtschen, G., Amalajuntha die Gothenkönigin. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Würzburg, Stahel. 1845. 8. 15 Ngr.

Gräß, H., Gnosticismus und Judenthum. Krotoschin, Monasch und Sohn. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Helas und Rom. Vorkhalle des Klassischen Alterthums. 3te Abtheilung (die Prosaisten des hellenischen Alterthums in einer organischen Auswahl aus ihren Meisterwerken). Nach den besten vorhandenen Übertragungen herausgegeben und mit fortlaufenden biographischen und literärhistorischen Erläuterungen begleitet von R. F. Vorberg. 1ste und 2te Lieferung. Stuttgart, Göpel. 8. 1 Thlr.

Holbein, F. v., Der Verräther. Lustspiel in einem Acte. 2te Auflage, Wien, Wallishausser. 1845. Gr. 8. 8 Ngr.

Restroy, J., Der Terriffene. Poffe mit Gesang in drei Acten. Wien, Wallishausser. 1845. 8. 15 Ngr.

Roth, R., Zur Literatur und Geschichte des Weda. Drei Abhandlungen. Stuttgart, Liesching und Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Schönstein, G., Das Privat- und Hausstheater. 1stes Bändchen: Das unterbrochene Duell. — Der Bürgermeister. Wien, Wallishausser. 1845. 12. 8 Ngr.

Theokrit's erstes Idyll, als Probe einer Verdeutschung seiner sämtlichen Idyllen, nebst Behandlung zweier Stellen des 15ten Idylls im Vorworte. Von E. Kaercher. Karlsruhe, Braun. 8. 5 Ngr.

Vincas, H., Vergleichende Darstellung evangelischer Grundwahrheiten und reiner Verstandeslehren über sie. Oldenburg, Schulze. 1845. 8. 20 Ngr.

— Schullehrer-Seminarien und Volksschulen. Oldenburg, Schulze. 8. 25 Ngr.

Geschichte des deutschen Journalismus. Zum ersten Male vollständig aus den Quellen gearbeitet von **H. E. Pruz.** Erster Theil. Hanover, Kius. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Nicht bloß die Juristen unserer Tage theilen sich in eine historische und in eine philosophische Schule, und nicht bloß die Theologen der Gegenwart streiten um den historischen Christus und den speculativen Christus; nein, auf dem Gebiete jeder Wissenschaft, die nicht ihrem Wesen nach rein empirischer Beschaffenheit ist, haben sich die geschichtliche Betrachtungsweise und die philosophische oft sehr subjectiv Auffassung scharf gesondert und geben das Feldgeschehen ab für schroff und feindlich einander gegenüberstehende Parteien. Und dies ist das Hauptgebrechen, an dem die Wissenschaft der Gegenwart krank liegt. Immerhin mag es für den in der Gefühlswelt lebenden Dichter ein wahres Wort sein:

Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war.

Immerhin mag der Mann, welcher zu öffentlichem Wollen und Handeln berufen ist, Partei nehmen müssen: die Wissenschaft hat eine andere Stellung und Aufgabe; ihr Zweck ist die möglichst parteilose Erforschung und Darstellung der Wahrheit, die sich keiner Abneigung und keiner Zuneigung unterordnen kann und darf. Leider macht es die Verwirrung unserer Tage nöthig, ausdrücklich hinzuzusetzen, daß ich unter „parteiloser Wissenschaft“ keineswegs jene todte, starre Gelehrsamkeit verstehe, die so viel Schönes und Großes erlickt und erdrückt hat; daß ich vielmehr bei allen Verirrungen der heutigen wissenschaftlichen Thätigkeit den größten Fortschritt darin erkenne, daß sie dem Leben der Völker und der Einzelnen nicht mehr fern stehen will, daß sie sich einerseits durch die geistigen Bedürfnisse der Menschheit ihre Bahnen vorzeichnen läßt, andererseits eine sichere Grundlage herzustellen bemüht ist, auf der wahres Völkerrecht aufgebaut werden kann; Letzteres aber wird eben nur dann möglich werden, wenn ihr Streben einzig und ausschließlich auf die Wahrheit, auf die reine Wahrheit, auf nichts als die Wahrheit gerichtet ist, wenn sie sich zu diesem Zwecke jeder geistigen Kraft bedient, wenn sich also namentlich die beiden Anschauungsweisen, durch welche der menschliche Geist Alles und Jedes erkennt, die

geschichtliche und die philosophische, nicht gegenseitig ausschließen, sondern sich vielmehr auf das engste aneinander schließen und gegenseitig durchdringen.

Diese allgemeinen Betrachtungen scheinen mir zu dem Werke, dessen Besprechung hier folgen soll, in einer doppelten Beziehung zu stehen, einmal zu seinem Inhalt, sodann zu seinem Verfasser. Was zunächst den Letztern betrifft, so ist es bekannt genug, daß Pruz sich mit aller Kraft und vollem Eifer einer Partei angeschlossen hat, der es wiederholt zum Vorwurf gemacht worden ist, daß sie jeder rein wissenschaftlichen Erkenntniß fremd, ja feindlich gegenüberstehe; daß sie namentlich dem geschichtlich Gewordenen sein Recht abschneide und die Welt mit einer plötzlichen Umgestaltung bedrohe, die von rein abstracten, inhaltslosen Theorien oder gar Phantasien ausgehe, daß also zwischen dem Bestehenden und dem von dieser Partei Beforderten keine Brücke vorhanden sei, daß sie nur auf dem Wege gewaltsamer Umwälzung das vielgepriesene Ziel erreichen könne. Und es dürfte allerdings schwer halten, diese Vorwürfe von jener Partei ganz und unbedingt abzuwälzen: um so höher aber ist es anzuschlagen, um so freudiger anzuerkennen, wenn aus der Mitte dieser Partei ein Mann, der jedenfalls unter ihren Angehörigen eine der geistig bedeutendsten Stellen einnimmt, hervortritt und durch ein bedeutendes Werk zeigt, daß er weder wissenschaftlicher Thätigkeit überhaupt noch der strengsten Forschung und geschichtlichen Erkenntniß feindlich gesinnt ist. Und diese Stellung hat Pruz durch seine „Geschichte des deutschen Journalismus“ zwar nicht zuerst, aber am entschiedensten eingenommen.

Zuerst in seinem „Göttinger Dichterbund“ (Leipzig 1841) hat sich Pruz als einen gründlichen Kenner und geistvollen Darsteller der deutschen Literaturgeschichte bewährt; ein ferneres nicht geringes Verdienst erwarb sich derselbe durch Gründung und eigene Theilnahme an dem „Literarhistorischen Taschenbuch“ seit 1843; jetzt liegt der lange erwartete erste Theil eines Werks vor, welches für einen sehr wichtigen Literaturzweig Epoche machen muß. Zwar verleugnet Pruz auch hier seine Denk- und Sinnesweise nicht im entferntesten und konnte dies als ein Ehrenmann, wie er sich immer gezeigt hat, nicht; aber er spricht seine Ansichten aus auf dem Grunde der

sorgfältigsten und fleißigsten Forschungen, die ihm in gleichem Umfange nicht leicht Jemand nachthun dürfte; er legt eine Treue und Gewissenhaftigkeit, eine Unbefangeneheit des Urtheils, eine Gediegenheit geschichtlicher Kenntniß und geschichtlichen Urtheils an den Tag, er verbindet die rein objectiv Darstellung so geschickt mit der Darlegung geistiger Entwicklungen, daß sein Buch auf jeden Unbefangenen, welcher Partei er im Übrigen auch angehören möge, nur den günstigsten Eindruck machen kann. Es ist eins der nicht zahlreichen neuern Werke, welche in hohem Grade geeignet sind, den oben erwähnten Zwiespalt zwischen geschichtlicher und philosophischer oder subjectiver Betrachtungsweise wissenschaftlicher Gegenstände zu einigen, und daß dieses Werk gerade von jener Seite ausgegangen ist, welcher Prus nach wie vor angehört, kann das Verdienst desselben, die Freude daran nur erhöhen.

Hat so ohne Zweifel des Verf. Persönlichkeit den Werth seiner Arbeit merklich gefördert und gehoben, so ist auch der Stoff derselben an sich ein ebenso wichtiger als anziehender. Schon 1828 rechnete A. Balbi in der „Revue encyclopédique“ auf Deutschland gegen 700 Zeitschriften, und jetzt dürften sich dieselben wol wenigstens verdoppelt haben. Unzählige Menschen befriedigen ihre literarischen Bedürfnisse ausschließlich durch Zeitschriften. Es gibt keine Sphäre geistiger oder mechanischer Thätigkeit von der abstractesten Speculation bis zum letzten Handwerk, die es nicht für nöthig hielte, ihr eigenes „Organ“ zu haben. So läßt sich die Masse positiver Kenntnisse, noch weit mehr die Masse geistiger Anregungen gar nicht berechnen, die durch die moderne Journalistik unter den Völkern bis tief in die untersten Schichten der Gesellschaft verbreitet werden. Wer also seinen Blick nur irgend über das augenblicklichste, äußere Interesse zu erheben vermag, dem muß die Frage nach Entstehung und Heranbildung dieser Tagesmacht sich von selbst aufdrängen, ihre Beantwortung muß wenigstens seine Neugierde reizen; und das ist die allerniedrigste Betrachtungsweise. Die thatsächlich vorhandene Macht der Tagespresse hat aber auch auf der einen Seite die überschwänglichsten Hoffnungen, auf der andern Seite nicht geringere Besorgnisse rege gemacht; einerseits nämlich glaubt man in ihr das unfehlbarste Mittel zur sittlichen, politischen und, soweit als nöthig, wissenschaftlichen Heranbildung der Volksmassen zu erkennen und erhofft von ihr namentlich die kräftigste Beihülfe zu sicherer Erreichung aller demokratischen Gelüste unserer Zeit; andererseits fürchtet man, daß diese nicht wegzuleugnende Macht jede andere Gewalt vertilgen und bewältigen, sich selbst am Ende zur wahren Beherrscherin der Staaten und Völker aufwerfen werde. So ist es gekommen, daß man jetzt bei dem Verlangen nach Pressefreiheit immer nur zunächst die Tagespresse im Auge hat, daß zwischen derselben und den Staatsgewalten ein hartnäckiger Kampf von beiden Seiten mit verschiedenen, nicht immer mit den ehrlichsten Waffen geführt wird. Eine Lösung dieses Streits — einer Lösung aber und

nicht eine Niederlage auf der einen oder der andern Seite bedürfen wir — wird erst dann möglich werden, wenn man das Bohin? der Zeitschriften aus ihrem Boher? zu erklären und voraussehen versteht, wenn auch auf diesem Gebiete die Geschichte erkannt, aber nicht nur erkannt, sondern auch als Lehrerin der Gegenwart anerkannt worden ist. So gesellt sich also zu der rein wissenschaftlichen, literarhistorischen Bedeutung, die der Geschichte des Journalismus beizuwohnt, noch die andere Seite der politischen Wichtigkeit, die in unsern Tagen mehr als je hervortritt. Es gesellt sich aber auch noch eine dritte Rücksicht hinzu: man mag auch noch so entschiedener Freund des Journalismus sein, das kann man nicht in Abrede stellen, daß er noch lange Das nicht ist, was er sein kann und soll; und zwar darf er das nicht allein äußern Hemmnissen zur Last legen, sondern hat alle Ursache, seiner eigenen Verschuldungen zu gedenken. Schon vor mehr als 20 Jahren sprach sich Carus in dem Taschenbuch „Minerva“ über das Unwesen der Zeitschriften und Unterhaltungsblätter aus, und was dort zunächst den unendlich versumpften belletristischen Theil der Tagespresse traf, das gilt vielfach auch noch von der heutigen im weitesten Umfange, die oft nicht Tagespresse, sondern höchstens nur Eintagspresse zu heißen verdient. Gerade der Journalismus ist seinem ganzen Wesen nach so vielen Abirrungen und Fehlgriffen ausgesetzt, daß seine Leitung ganz vorzugsweise gesinnungstüchtigen und gründlich gebildeten Männern anvertraut sein müßte, und in welchem Widerspruch steht hiermit die Wirklichkeit! Die deutschen Zeitschriften lassen sich wahrlich zählen, deren Redaction sowol den Willen als das Vermögen bethätigen, ihrer Aufgabe nachzukommen; mehr als einmal ist es dagewesen, daß Leute, die nicht im Stande waren sich ihr Brot anders zu verdienen, flugs ein Journal gründeten und redigirten; und welche schmachlichen Beweise des niedrigsten Miethlingsthum sind noch in allerneuester Zeit mit der frechsten Stirn von den Betreffenden selbst ans Licht gebracht worden! So steht es mit den Redactionen, und nicht anders mit den Mitarbeitern, wovon sich namentlich bei so manchem Winkeljournal wunderliche Dinge erzählen ließen. Auch hier kann es kein besseres Mittel zur Heilung der vorhandenen Übel, zu gedeihlicher Fortentwicklung geben als Selbsterkenntniß, und wie sollte die Tagespresse zu dieser besser gelangen als dadurch, daß sie ihre Herkunft, ihr Wachstum und ihre Entwicklung kennen lernt, daß sie aus ihrer eigenen Geschichte ersieht, welches ihre Aufgabe sei, wo, wie und wodurch diese bisher verfehlt, wo, wie und wodurch sie wenigstens annäherungsweise erfüllt worden?

Wenn man einer Geschichte des Journalismus diese dreifache Wichtigkeit für die Literaturgeschichte, für das Staatsleben und für die Zukunft des Journalismus selbst nicht absprechen kann, so wird man auch von dieser Darstellung derselben eben Das behaupten können, was Prus von dem Journalismus treffend nachgewiesen hat: daß er weder in seiner Entstehung noch in seiner

weitem Entwicklung ein Werk der Willkür, sondern unwillkürlich als der für gewisse Zeiten und Umstände entsprechendste Ausdruck entstanden und immer nur in vollster Übereinstimmung mit der Zeit und deren Eigenthümlichkeiten fortgewachsen sei. Ganz ebenso wie das Reformationszeitalter den Journalismus selbst, mußte unser Zeitalter, wenn es nicht eine sehr bedeutende Aufgabe übersehen wollte, eine Geschichte des Journalismus hervorbringen, und wir haben alle Ursache, dem Schicksal zu danken, daß die Lösung dieser Aufgabe so ganz in die rechte Hand gefallen ist. Möge nun auch die Theilnahme der Leser die rechte sein und so reiche Belehrung, wie sie dies Buch bietet, nicht verloren gehen.

Sehen wir zu einer nähern Betrachtung des Gebotenen über, so finden wir bald, daß, wie nothwendigerweise jedes literaturgeschichtliche Werk, so auch dieses seinem Inhalte nach in zwei Haupttheile zerfällt: in eine rein referirende Darstellung des realen Stoffes und in eine zusammenhängende Entwicklung, welche theils die Ursachen, welche der Bildung jenes realen Stoffes vorausgingen, theils die Folgen, die sich für das geistige Gesammtleben des Volks daraus ergaben, darlegt. Ob diese beiden Haupttheile strenger voneinander gesondert werden müssen oder mehr ineinander gearbeitet werden können, das hängt von der Beschaffenheit des jedesmal vorliegenden Stoffes ab; auch in dem vorliegenden Werke konnte in dieser Beziehung nicht durchweg die gleiche Verfahrungsweise eingehalten werden; doch ist überall die Bemühung ersichtlich, mit welcher der Verf. auch den rein referirenden Abschnitten ein allgemeineres Interesse zu geben gesucht und gegeben hat. So läßt sich hoffen, daß selbst Leser, die sonst nur eine leichte anregende Unterhaltung suchen, es nicht verschmähen werden, ihre Aufmerksamkeit auch den strenger gehaltenen Theilen des Buchs zuzuwenden, die nebenbei manche unterhaltende Einzelheit und Seltbarkeit darbieten.

(Der Beschluß folgt.)

G e g e n R o m .

Seit den trügerisch geschmiedeten Decretalen Isidor's und der Schenkungsurkunde Konstantin's, „diesen beiden magischen Pfeilern der geistlichen und weltlichen Einheitschaft der Päpste“, wie sie schon Gibbon treffend genannt; seit mehr denn einem Jahrtausende ist, wenn kein anderer getreuer Eckardt da war, die Wölfer und die Menschheit zu warnen vor dem Befehle der römischen Hierarchie, der Trug- und Lügegeist derselben aufgedeckt, gezeffelt und gestäubt worden von dem Spotte der Dichtkunst. Die Spottgedichte, die Stachelreime wider den päpstlichen Stuhl, seinen Wandel und seine Herrschaft, gegen die darauf waltenden Grundsätze und Gewohnheiten reichen bis in die frühesten Jahrhunderte seiner eigenen Zeitrechnung hinauf, sie werden fort-dauern, bis sich der Fluch erfüllt, den ein neuerer Dichter der Lebendigen gegen ein übertünchtes Grab geschleudert. Schon ein lateinischer Epigrammatiker des 10. Jahrhunderts, der das von den Päpsten ausgedonnene, oder dem Cultus vorchristlicher, gutheldnischer Religionen entlehnte Märchen vom Fegfeuer oder der Vorhölle lächerlich zu machen sucht, indem er einen Wahn, der im Paradies gewesen, in burlesker Sprache Alles erzählen läßt, was er dort gesehen, ertheilt dem Papst in dem parodie-

fischen Hausregiment das Amt eines Küchenmeisters zu. Ein anderer lateinischer Poet, der etwa ein Jahrhundert später, entweder zu Ende des 11. oder am Anfange des 12. schrieb, sagt gerade heraus, Rom bete wie die alten Heiden den Rammon an und verschlinge in seiner unerfülllichen Gier die Schätze und Reichthümer aller der Länder, welche die Oberherrschaft des päpstlichen Stuhls anerkennen. Der Dichter singt:

Genus Romanorum subdola
Antiqua colit idola!

Ornatas vestes Graeciae,
Ebur cum gemmis Indiae,
Delleiosa Franciae,
Argentum, aurum Angliae,
Lac et butyrum Flandriae,
Mulas, mulos Burgundiae,
Roma deglutit penitus
Digna perire funditus.

Quaecunque volo facio:
Ego nuptas decipio;
Ego corrumpro virgines;
Edomo cunctos homines!

Rom treibt verschlagen und geschick
Den Götzen dienst der alten Zeit!
Kostbar Geleisid aus Griechenland,
Kleinode viel von Libiens Strand,
Die Schätze Frankreichs; Silber, Gold
Aus Englands reichem Schacht geholt;
Die Milch und Butter von Brabant,
Das Maulthier aus Burgunderland:
Rom im gefräß'gen Schlunde birgt,
Verdient hat's, daß es d'ran erwirgt.
Rom spricht, was ich will, thu' ich auch:
Weiber verführ'n, das ist mein Brauch;
Den Jungfern raub' ich ihren Kranz,
Die Menschheit aber knecht' ich ganz!

Die Spottdichter dieser Art liebten es dabei oft, Bibelstellen in einer Weise zu parodiren, die ihnen in späterer Zeit, wo die wachsende Aufklärung die päpstliche Macht ernstlich bedrohte, wahrscheinlich den Scheiterhaufen eingetragen hätte. Im 12. Jahrhundert war es ein stehender Witz im Volke, daß der Papst Marcus den Evangelisten mit einer Mark Silber verwechselt habe. In Bezug auf dieses Bonmot jener Zeit, vielleicht wol auch die Quelle desselben, erschien folgendes Parodie eines Bibeltextes: „Der Anfang des heiligen Evangeliums in Bezug auf eine Mark Silber. In dieser Zeit sprach der Papst zu den Römern: Wann der Sohn des Menschen kommen sollte zum Siege unserer Majestät, so sagt ihm alsbald: „Freund, warum kommst du?“ Und wann er nicht abläßt, anzuklopfen, ohne daß er euch etwas darreicht, so werft ihn hinaus in die äußerste Finsterniß. Und es geschah, daß ein gewisser armer Schreiber kam zum Hofe unsers Herrn, des Papstes, und schrie laut und sprach: „Erbarmt euch meiner, o ihr Pförtner des Papstes, denn die Hand der Dürftigkeit liegt schwer auf mir und ich bin arm und elend, darum stehe ich zu euch, daß ihr mir beistehet in meiner Noth und meiner Schmach.“ Da sie aber Solches hörten, wurden sie entrüstet im Geiste und sprachen: „Freund, deine Dürftigkeit bleibe bei dir zu deinem Verderben; weiche von uns Satanas, denn du bist nicht weise in der Weisheit des Geldes! Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, du sollst nicht eingehen zu den Freuden deines Herrn, du habest denn den letzten Heller herausgegeben.“ Und der Arme ging hinweg und verkaufte seinen Mantel und seinen Rock und Alles, so er hatte und gab das Geld den Cardinälen und den Pförtnern, und sie sprachen: „Was ist dies unter unserer so Vielen?“ Und sie warfen ihn hinaus zur Thür. Und als er draußen stand, weinte er bitterlich und war ohne Trost. Und darauf kam an den Hof

ein gewisser reicher Schreiber aufgebläht und feuchend und dickwanzig, der verrätherischerweise Nord begangen. Und dieser Mann gab zuerst dem Pförtner, dann dem Kämmerling und zum Dritten den Cardinälen; aber sie dachten bei sich, daß sie trachten sollten mehr zu erhalten. Da aber unser Herr, der Papst, vernahm, daß seine Cardinäle und Diener viele Gaben empfangen hatten von dem Schreiber, erkrankte er bis zum Tode. Darauf aber sandte ihm der reiche Mann Arznei von Silber und Gold, und siehe da, von Stund an ward er gesund. Darauf rief unser Herr, der Papst, seine Cardinäle und Diener vor sich und sprach zu ihnen: „Brüder, hütet euch, daß man euch nicht verführe mit leeren Worten; denn ich habe euch ein Beispiel gegeben, auf daß ihr nehmt, wie ich auch genommen habe!“

Dieses ergötliche Beispiel der Angriffe, welche in den frühesten Zeiten von dem römischen Klerus selbst gegen die Verderbtheit des Hauptes der Christenheit und der ganzen Grundlage des Papstthums ausgingen, findet sich mit vielem andern Stoffe der Art in einer von Edlestand du Méris in Paris herausgegebenen Sammlung der lateinischen Poesie des frühesten Mittelalters. Darin ist auch als Parodie der Messe eine „Missa de potatoribus“ enthalten, die mit den Worten beginnt: „Initium sancti Evangelium secundum Lupum (statt Lucam). Fraus (statt Iava) tibi Bacche etc.“ 26.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Stellung und Verhältnisse der Juden in Frankreich.

Die Anhänger und Wertheidiger der Emancipation der Juden pflegen sich gewöhnlich auf Frankreich zu berufen, wo die factischen Verhältnisse unwiderleglich darthun sollen, daß die Israeliten unter günstigeren Umständen die schroffen Eigenthümlichkeiten, welche uns abstoßen können, leicht abzustreifen im Stande sind. Es dürfte deshalb nicht unangemessen sein, Diejenigen, welche diese wichtige Frage einer gründlichen Beleuchtung unterwerfen wollen, auf ein vor kurzem erschienenes Buch zu verweisen, in dem die Verhältnisse der Juden in Frankreich ausführlich besprochen werden. Der Titel desselben lautet „Des juifs en France“ und Verf. ist Théophile Haliez, Advocat am königlichen Appellationshofe zu Paris. Obgleich der Verf. keineswegs zu den modernen Verehrern des Judenthums gehört und er selbst in seiner Darstellung zum Theil eine gewisse Schärfe durchblicken läßt, so kann man ihm doch den Vorwurf der Parteilichkeit nicht machen. Nichts will er weniger als sie um ihrer Religion willen verfolgt wissen; aber er verlangt mit desto größerer Strenge, daß sie vor Allem gute Franzosen sein sollen, also daß sie nicht innerhalb des großen Ganzen noch eine Besonderheit bilden sollen. Eine große Belesenheit entwickelt er in dem historischen Theile seiner Arbeit, in dem er die Geschichte des Judenthums in Frankreich von den Merovingern bis zur Revolution von 1789 behandelt. Allerdings lagen hier bereits gediegene Specialwerke, z. B. Depying's fleißige Schrift über die Juden im Mittelalter und einige andere Monographien, vor. Diejenige Abtheilung, in welcher Haliez mehr seine eigenen Ansichten entfaltete, geht von der Idee aus, daß die vollständige Emancipation, wie sie in der Revolution gegeben und festgestellt wurde, eine offenbare Übereilung gewesen ist. Er wünschte, die Constituirende Versammlung hätte, statt sich von den Declamationen des Abbé Grégoire, des Sieyès und Mirabeau's leiten zu lassen, auch einiges Gewicht auf die Argumentationen vom Abbé Maury und Reubel gelegt. Er meint nämlich, die Juden wären zur Zeit noch nicht reif gewesen für eine völlige Gleichsetzung mit den übrigen Staatsbürgern, es hätte die Klüft, welche zwischen ihnen und dem überwiegenden christlichen Theile der Bevölkerung bestand, erst allmählig ausgefüllt werden müssen, statt mit einem Sage über die bestehenden Verhältnisse hinwegzupringen.

Natürlich kann man nicht daran denken, die Rechte, welche den Juden jetzt nun einmal zuerkannt sind, wieder aufzuheben und den frühern beklagenswerthen Zustand zurückzuführen. Dies wäre ein Werk der Unmöglichkeit, aber der Verf. meint, es müßte doch nun Alles gethan werden, um sie für den Zeitpunkt, den sie jetzt nun einmal einnehmen, vollkommen herauszubilden. Die Rathschläge, welche er in dieser Beziehung ertheilt, sind nicht eben alle leicht in Ausführung zu bringen, und es möchte nicht an Aussetzungen fehlen, welche sich dagegen erheben ließen; aber man muß ihm im Allgemeinen das Zeugniß geben, daß er es wenigstens redlich gemeint hat. 27

Sammlung der Militairgesetze.

Während die Assemblée nationale ihre Sitzungen hielt, machte sich das Bedürfniß geltend, die verschiedenen Bestimmungen und gesetzlichen Verfügungen, welche auf das Land- und Seeheer Bezug haben, zu einem Gesetzbuche zu vereinigen. Der Wechsel der Ereignisse, die im mächtigen Umschwunge sich drängten, ließ den Gedanken zu einem solchen Coder, der von einigen Rednern in Anregung gebracht war, wieder fallen. Auch während des Kaiserreichs tauchte der Plan zu einem Werke, wie es die Assemblée nationale beabsichtigt hatte, wieder auf. Aber auch dieses Mal gebiet er nicht zur Reife, und die Commission, welche Napoleon mit dieser Arbeit beauftragt hatte, kam nicht einmal zur Abfassung eines vollständigen Entwurfs. Der Herzog von Orléans, den ein früher Tod dahingerafft hat, wollte die Idee, welche schon zweimal nach ihrer Verkörperung gerungen hatte, wieder aufnehmen. Zu diesem Zwecke gab er einem als tüchtigen Rechtsgelehrten bekannten Schriftsteller, Durat-Basalle, den Auftrag, einen solchen übersichtlichen Coder für das gesammte Kriegswesen auszuarbeiten. Obgleich derselbe nun mit großem Eifer und wahrer Hingebung für seine Sache an die Arbeit ging, so erlebte der Herzog von Orléans doch die Vollendung derselben nicht mehr. Sie erscheint jetzt nun endlich u. d. T. „Droit et législation des armées de terre et de mer“. Das ganze Werk — im Manuscript sind die zehn Bände, aus denen es bestehen wird, bereits beendet — ist gegenwärtig bis zum sechsten Theile gediehen. Der Herausgeber hat sich nicht nur das Verdienst einer fleißigen, sorgfältigen Zusammenstellung erworben, sondern seinem Werke dadurch einen noch höhern Werth zu verleihen gesucht, daß er in seinen Einleitungen und Anmerkungen die nöthigen Erklärungen und Erörterungen gibt. So wird hier das Nöthige aus dem Völkerrecht beigebracht, und diejenigen Rechtsbegriffe, welche dem Militair geläufig sein müssen, werden in kurzen aber durchaus genügenden Andeutungen entwickelt.

Geschichte des Repräsentativsystems.

So vielfache Versuche auch schon gemacht sind, um den Ursprung und die Entwicklung des Repräsentativsystems in Frankreich ins Licht zu stellen, so bleibt doch in der Geschichte der Etats-généraux immer noch manche dunkle Partie. Die Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften, welche über bedeutende Geldmittel zu verfügen hat, sah sich dadurch veranlaßt, eine Preisaufgabe auszusprechen, der zufolge eine genauere, aus der Quelle geschöpfte Darstellung dieser Geschichte nebst den hierauf bezüglichen historischen und politischen Entwicklungen verlangt wurde. Unter den verschiedenen Bewerbern hat Rathery den Sieg davongetragen. Statt aber siegesfroh seine gekrönte Preisschrift ungesäumt der Öffentlichkeit zu übergeben, hat er es vorgezogen, diese Abhandlung zuvor noch einmal einer strengen Sichtung und Überarbeitung zu unterwerfen. Gegenwärtig wird sie uns nun u. d. T. „Histoire des Etats-généraux“ geboten. Es ist dies eine fleißige, recht brauchbare Arbeit, deren Verf. bedeutende historische Kenntnisse verräth und die reich ist an feinen und geistreichen Combinationen. 17.

Geschichte des deutschen Journalismus. Zum ersten Male vollständig aus den Quellen gearbeitet von R. E. Pruz. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 22.)

Das Buch wird eröffnet durch eine Einleitung, welche sich zunächst über „Entstehung und Zweck des vorliegenden Werks“ ausspricht; es ist hier ausführlich die Bedeutung, ja Nothwendigkeit nachgewiesen, die dasselbe, wie ich schon oben andeutete, in dreifacher Hinsicht für sich in Anspruch nehmen kann. Hier, wo Pruz schließlich auch Einiges über seine persönliche Stellung zu der gewählten Aufgabe bespricht, finden wir sogleich den sichersten Beleg für das dem Werk oben im Allgemeinen gezollte Lob: namentlich wird Jedem, der sich an des Verf. Stellung zu den politischen Bewegungen der Gegenwart erinnert, Das lebhaft interessieren, was er über die politische Seite seines Unternehmens sagt; es wird aber auch Jedem überzeugen, daß Pruz wenigstens auf den Boden der Geschichtswissenschaft durchaus keine übertriebenen Forderungen mitbringt; daß er namentlich von jener unwissenschaftlichen Thorheit durchaus frei ist, an vergangene Zeiten den Maßstab der Gegenwart zu legen. Eher dürfte der Vorwurf laut werden, daß Pruz dem Journalismus im Vergleiche mit der gesammten übrigen Literatur, ja wol auf deren Unkosten eine allzu hohe Bedeutung beilege. Manche dahin lautende Aeußerung wird man gewiß der gewissenhaften Vertiefung in den Gegenstand seiner Arbeit und der sichtlich, ihr gewidmeten Liebe gern zugute halten, aber es ist auch nicht zu übersehen, daß Pruz wiederholt ausdrücklich darauf hinweist, daß er einem Aufgehen der übrigen Literatur in Journale durchaus das Wort nicht rede, daß er durch seine Darstellung nur dazu beitragen will, dem Journalismus die rechte, seiner und der Zeit würdige Stellung und Haltung anzuweisen, und das wird sich nun einmal nicht wegleugnen lassen, daß, wenn überhaupt die Literatur auch auf das öffentliche Leben der Staaten und Völker einwirken soll und darf, dies die Aufgabe des Journalismus und nicht dickleibiger publicistischer Abhandlungen ist. Wenn diese Einwirkung bisher noch nicht überall die wünschenswerthe gewesen ist und es auch wol vor der Hand nicht werden wird, so kann man wenig-

stens nicht behaupten, daß sie durch irgend musterhafte Journale misleitet oder aufgehalten sei.

Es folgt sodann eine „Geschichte und Kritik der Vorarbeiten“ (S. 22 — 59). Mancher Leser dürfte sich vor der Trockenheit dieses Abschnitts fürchten und geneigt sein, ihn zu überschlagen, und in der That wird er das Hauptinteresse nur für den Literarhistoriker von Fach haben; für diesen aber hat die sehr vollständige und genaue Untersuchung auch den sehr bedeutenden Werth, daß sie ihm für jede ähnliche Arbeit eine Menge unerzpriesslicher Nachforschungen ersparen kann. Aber auch andern Lesern möchte ich rathen, diesem Abschnitt ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, denn theils kann man nur aus ihm den Umfang der von Pruz übernommenen Arbeit ganz erkennen, theils wird auch er dazu dienen die Bedeutung des Journalismus für die deutsche Literatur in ein klares Licht zu setzen und namentlich darthun, daß die allgemeine Theilnahme an demselben nicht bloß ein Zeichen unserer Zeit ist; zugleich aber kann derselbe als Muster einer bei aller Gediegenheit doch höchst lesbaren Behandlung derartiger Stoffe dienen.

Die Einleitung wird endlich beschlossen durch einen dritten Abschnitt: „Eintheilung des Stoffes“; eine derartige Übersicht über den gesammten Stoffreichtum des Werks war um so nöthiger, je weniger eine Kenntniß desselben irgend vorausgesetzt werden kann, je schwieriger es also ohne einen solchen Wegweiser sein würde, sich in dem Ganzen zurechtzufinden. Zugleich aber ergibt sich daraus mit überraschender Klarheit die Überzeugung, in welchem innigen Zusammenhange der deutsche Journalismus seit seinem ersten Beginn mit der gesammten vaterländischen Literatur steht, sodas er durchaus nirgend als ein willkürlich aufgeschossenes Gewächs erscheint, sondern in stetigem organischen Zusammenhange mit dem literarischen Gesamtleben der Nation bald neue Entwicklungen vorbereitet, bald neu errungene Bildungsstufen zum Gemeingut des ganzen Volks erhebt. Es zerfällt aber hiernach das gesammte Werk in drei Bücher. Das erste umfaßt die Zeit vom Reformationszeitalter bis auf Klopstock und behandelt in drei Capiteln die Anfänge des deutschen Zeitungswesens bis 1682, die Zeit der gelehrten Zeitschriften bis 1713, und die der moralischen Wochenchriften bis 1742, wobei es sich von

selbst versteht, daß die angegebenen Jahreszahlen nur als ungefähre Haltepunkte gelten können. Das zweite Buch reicht von Klopstock bis auf Kant und die französische Revolution; seine drei Capitel kann man am kürzesten bezeichnen durch die Herrschaft des Klopstock'schen, die des Lessing'schen Geistes und die der Sturm- und Drangperiode. Das dritte Buch endlich bis 1844 zerfällt wieder in drei Capitel, deren beide ersten mit den Jahren 1813 und 1830 abschließen. Auf die ausführlich gegebene Begründung dieser Eintheilung, sofern ihre Richtigkeit nicht sogleich ins Auge springt, kann ich hier nicht näher eingehen; sollte sie aber auch hier und da auf den ersten Blick etwas gekünstelt erscheinen, so wird eine nähere Betrachtung doch stets zeigen, daß ihr ein sehr eingehendes Verständniß der deutschen Literaturgeschichte zu Grunde liegt.

Der vorliegende erste Theil des Werks enthält nur die beiden ersten Capitel des ersten Buchs, also etwa anderthalb Jahrhunderte; dieser Umstand könnte bei dem je später desto mehr wachsenden Stoffe einige Besorgniß wegen der baldigen Vollendung des Ganzen innerhalb mäßigen Umfangs erwecken, wenn nicht außer der Einleitung mancherlei Vortragen und allgemeine Erörterungen hier hätten erledigt werden müssen, die den späteren Theilen zugute kommen werden. Das freilich ist gleich zuzugeben: Bibliographen werden in diesem Werke ihre Rechnung nicht finden; denn auf unbedingte Vollständigkeit des vorhandenen Stoffes konnte und wollte Pruz ebenso wenig eingehen als etwa der Geschichtschreiber dem Genealogen ein Genüge thun kann.

Oben wenig kann ich hier den ganzen Inhalt des vorliegenden Theils weder vollständig darlegen noch beurtheilen, sondern muß mich auf eine flüchtige Übersicht desselben beschränken.

Pruz setzt gewiß mit Recht das Wesen des Journalismus darin, daß er seinen Inhalt einer allgemein zugänglichen Öffentlichkeit übergibt; diese Öffentlichkeit aber setzt einerseits das Bedürfniß derselben bei den Völkern und Individuen, andererseits die zur Ausführbarkeit nöthigen Mittel voraus; da nun jenes subjective Bedürfniß erst mit der Reformation, die objective Ausführbarkeit aber erst durch die Buchdruckerkunst und eine geregelte Postverbindung eintreten konnte, so ergibt sich von selbst, daß alle sogenannten Journale der orientalischen und classischen Völker unter den literarhistorischen Begriff des Journalismus nicht fallen können, dieser vielmehr erst im 16. Jahrhundert und vorzugsweise in Deutschland seinen Anfang nehmen kann. Zunächst wandte sich die journalistische Thätigkeit dem augenfälligsten Stoffe, bedeutenden Ereignissen des Staaten- und Völkerlebens zu, ist also von Anfang an politischen Inhalts, jedoch so, daß sie eben nur todten Stoff der Öffentlichkeit überliefert; hierher gehören die sogenannten „Relationen“ des 16. und 17. Jahrhunderts, von denen Pruz mehre bisher unbekannte genau beschreibt; mehr jedoch als auf die einzelnen erhaltenen Erscheinungen dieser Art geht er auf die Kreise ein, über welche sie

sich als Ausdruck der öffentlichen Theilnahme verbreiteten. Da wo zu diesen rein stofflichen Mittheilungen das subjective Interesse des Darstellers hinzutritt, d. h. wo die Relation in Flugschrift, Spott- oder Lobschrift, meist in poetischer Form, übergeht, mußte sich Pruz seiner Aufgabe gemäß mit kurzen Andeutungen begnügen, da derartige Schriften dem eigentlichen Journalismus nicht mehr beizuzählen sind.

Der erste wesentliche Fortschritt in der Entwicklung des Journalismus ist das regelmäßige periodische Erscheinen der dahin gehörigen Schriften, welches den ältern Relationen durchaus abgeht. Die von Pruz angestellten Untersuchungen weisen auch für diesen Fortschritt eine durchaus allmähige, aus der Natur der Sache hervorgehende Entstehung nach. Nur als ein Auswuchs dieser Richtung können die (S. 200 fg.) erwähnten Schriften erwähnt werden, welche die Ereignisse eines ganzen Jahres in dickleibigen Bänden zusammenfassend, also gewissermaßen nur einmal des Jahres erscheinende Zeitungen waren; das bekannteste dieser Werke ist das „Theatrum europaeum“. Unerwähnt hat Pruz an der erwähnten Stelle gelassen, daß man derartige Werke sogar durch romanartige Einkleidungen schmachtlich zu machen suchte, wie namentlich Werner Happel, welcher Pruz ebenfalls (S. 330 und 383) erwähnt, auf die achtziger Jahre des 17. Jahrhunderts „sogenannte Europäische Geschichtsdromane, worinnen man die fürnehmsten Geschichten, von Wundern, Krieg, Statsfachen, Glück- und Unglücksfällen, und was sonst merkwürdiges in Europa und angränzenden Ländern in diesem Jahr passirt, in seiner Ordnung zu vernehmen hat“ u. s. w. erscheinen ließ. Übrigens begleitet Pruz in diesem Capitel den politischen Journalismus gleich bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts herab, und dürfte darin der dreizehnte Abschnitt, die berliner Zeitungen aus der ersten Zeit Friedrich's II. behandelnd, durch naheliegende Beziehungen ein besonderes Interesse erregen.

Das zweite Capitel handelt von dem literarischen Journalismus in dem bezeichneten Zeitraum: hier sind die ersten Anfänge außerhalb Deutschlands, namentlich in den „Journal des Scavans“ zu finden, welchem deshalb auch ein eigener Abschnitt gewidmet ist. Die erste bedeutende Erscheinung dieser Art sind in Deutschland seit 1682 die leipziger „Acta eruditorum“, der durchaus unvolksthümliche Ausdruck jener geistlosen Gelehrsamkeit, die so lange wie ein Alp auf dem deutschen Geiste lag. Die Reaction blieb nicht lange aus: einerseits wurde sie von den Pietisten geübt, deren treffliche Würdigung (S. 64) nicht zu übersehen ist; noch allseitiger und freier zu derselben Zeit von Thomafius, dessen Thätigkeit Pruz mit großer Wärme ausführlich schildert. Der Rest des Theils, d. h. etwa die letzten 80 Seiten, erscheint etwas zersplittert, da hier eine bedeutende Anzahl einzelner nach Ort, Zeit und geistiger Richtung verschiedener Journale zu verzeichnen und kurz zu charakterisiren waren, wobei ein Zusammenfassen nicht möglich war.

Wenn ich nun nochmals ausspreche, daß ich von dem Inhalte des besprochenen Werks nur das Wenigste rüchtig berühren konnte, so wird der Schluß auf den Reichthum desselben nahe genug liegen. Von der großen Sorgfalt der Arbeit wird eigene Ansicht am leichtesten überzeugen und dem Werke auch das herrkömmliche Lob „deutschen Fleißes“ nicht entziehen können, der um so wohlthuerender da erscheint, wo er wie hier mit frischer, lebendvoller Darstellung verbunden ist. So bleibt denn nur der schließliche Wunsch übrig, daß die weiteren Theile recht bald erscheinen und das ganze Werk die verdiente Beachtung finden möge. **W. K. Nassow.**

Neugriechische Literatur.

Aus dem Jahre 1841 ist uns erst kürzlich eine in Athen erschienene interessante Schrift des Griechen R. Kemieris „Φιλοσοφία της ιστορίας“ (Philosophie der Geschichte) gekommen. Der Verf., der in dem Vorworte die unter den Griechen und namentlich unter der griechischen Jugend herrschende Vernachlässigung des Studiums der Geschichte sehr beklagt, hat es mit dieser Schrift besonders darauf abgesehen, indem er auf die hohen Schönheiten dieser Wissenschaft hinweist, das Interesse der griechischen Jugend für dieses Studium zu wecken und anzuregen. Die Schrift ist offenbar die Frucht ersten Nachdenkens und eigener Forschungen des Verf., wemgleich er sich damit an die Untersuchungen Anderer über diesen Gegenstand, z. B. Deutscher, Franzosen u. s. w., anlehnt. Ein wahres Wort übrigens, das seine Bedeutung auch bereits in der Wirklichkeit geltend zu machen begonnen hat, spricht der Verf. hier in dem Vorworte aus, wenn er sagt, daß die beiden Hauptquellen, durch welche die europäische Civilisation über Griechenland und dadurch über das gesammte Morgenland sich verbreitete, die Presse und die Universität in Athen seien. Um so mehr muß freilich auch hier die erstere ihres hohen Berufs immer eingedenk sein und die letztere namentlich stets so gestellt werden, daß sie diese großen Zwecke erfüllen könne.

Über diese Zwecke hat sich ganz kürzlich der Professor der Geschichte an der Otto-Universität, Manassis, in einem Schriftchen „Περί πανεπιστημίου ἐν γένει, καὶ ἰδιαιτέρως περὶ τοῦ Ὀθωνίου πανεπιστημίου“ (Über Universitäten im Allgemeinen, besonders über die Otto-Universität) ausgesprochen. Er gibt darin zunächst geschichtliche Andeutungen über die Entstehung und den Fortgang der Universitäten, über ihr Wesen und die Einrichtungen auf denselben, vornehmlich auf den protestantischen Universitäten Deutschlands, und wendet sich dann zur Universität in Athen mit seinen Wünschen für die äußere und innere Gestaltung derselben.

Von S. Papadopoulos, Lehrer der allgemeinen Geschichte an dem Gymnasium und der Geschichte der bildenden Künste an der polytechnischen Schule in Athen, ist die bei der jährlichen Prüfung und Ausstellung in letzterer im Sommer 1845 gehaltene Rede über das griechische Polytechnion („Λόγος περὶ τοῦ ἑλληνικοῦ πολυτεχνίου“) im Druck erschienen. Sie ist insofern von einem besondern Interesse, als sie sich nicht bloß über den gegenwärtigen Zustand der polytechnischen Schule, die Zahl der Schüler (im letzten Jahre 635) und den Lehrplan an derselben, sondern zugleich über den Zustand der Künste und die Geschichte der Kunstfertigkeiten in Griechenland seit dem Fall des alten Griechenlands verbreitet. Denn allerdings ist jenes Polytechnion, was auch schon der Name eigentlich sagt, mehr eine Kunstschule als eine Gewerkschule, welches letztere die polytechnischen Schulen in Europa zu sein und zu bedeuten pflegen.

Von dem Arzte, Chirurgen und Geburtsshelfer Achiladis in Athen erschien im J. 1844 eine kleine Schrift: „Περί τῶν ἐν τῇ Ἑλλάδι νηπιῶν νόσων“ (Von den Kinderkrankheiten in

Griechenland), die sich hauptsächlich auf die dort im Sommer herrschende gefährliche Diarrhoe der Kinder beschränkt. Der Verf. derselben ist in Deutschland gebildet und seine Schrift zeugt von guter Bekanntschaft mit der neuern deutschen ärztlichen Literatur.

Aus dem J. 1842 müssen wir hier noch des uns nun vollständig gekommenen ersten Bandes der „Antiquités helléniques, ou répertoire d'inscriptions et d'autres antiquités découvertes depuis l'affranchissement de la Grèce“, von A. R. Rangabé*), gedenken. Das Werk enthält Gedrucktes und Ungedrucktes an Inschriften u. s. w., mit einem fortlaufenden Commentar, mehre Kupfertafeln und eine Einleitung über die Geschichte der Ausgrabungen und Ausgrabungen von Alterthümern in Griechenland seit dem Freiheitskampfe. Dem Verf., der Ministerialrath im Ministerium des Innern und Secretair der Archäologischen Gesellschaft in Athen, auch seit einiger Zeit Professor der Archäologie an der Otto-Universität ist, standen zum wenigsten reiche äußere Mittel zu Gebote.

Auf dem Gebiete der neugriechischen Dichtkunst sind uns wieder einige Erzeugnisse der ebenso fruchtbaren als spitzigen Feder des bekannten Alexander Soutsos gekommen. Zwar gebietet das eine „Ἡ μεταβολὴ τῆς τῶν τῶν Σπουδαίων“ (Die Umwälzung des 3. Septembers; Athen 1844) nicht ausschließlich der Poesie an, sondern enthält auch viel historisch-politisches Raisonnement über jene Umwälzung, ihre Ursachen und ihre Folgen, sowie Biographisches über die Männer des Tags; es muß aber doch der Hauptsache nach als Dichtung, und zwar nicht bloß wegen der, einen Theil des Ganzen bildenden Dichtungen gelten. Es hat die Vorzüge aber auch die Mängel früherer Gedichte des Alex. Soutsos: reiche Phantasie, sprudelnden Witz, der nur gar zu sehr mit dem Oefte der Satire zersetzt ist, Lebhaftigkeit des Gefühls, glänzende Sprache, Anmuth, Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit der Formen; aber Alles ist mehr oder weniger nur der Ausdruck der Leidenschaft und der subjectiven Anschauungsweise des Dichters, selbst da, wo die Vaterlandsliebe der Lebenspuls seiner Dichtung ist; und ein ungezügelter Freiheitsdrang, ein ungebändigtes Selbstbewußtsein, dessen oft nur gar zu fetter Ausdruck darin herrscht, ohne die Objectivität des prüfenden Verstandes, ohne die reine Klarheit des Gemüths, stört den dichterischen Genuß in den Poesien des Alex. Soutsos.

Das Nämlliche gilt auch von dem neuesten Producte Derselben: „Στιγὰ ἠρωῆ. Κίτταρονιον 1845 ἔτος“ (Erste Satire. Spiegel des Jahres 1845. Athen 1845), das eine Satire auf die politischen Intriguen in Griechenland, innerhalb und außerhalb des Congresses, eine leidenschaftliche Diatribe gegen die Factionsmänner Griechenlands, ohne Schonung der Personen, aber selbst nicht ohne Parteilichkeit und Befangenheit ist.

Wohlthuernder ihrer Wirkung nach und vielversprechend für den noch jungen Dichter sind die zum Theil schon vor einigen Jahren entstandenen, jetzt unter dem Titel „Ἄλ ἠρωῆται ἡμῶν“ (Die ersten Eingebungen) gesammelten Poesien des Griechen Christos Anastasiadis (Konstantinopel 1844). Der Verf., aus Konstantinopel selbst gebürtig, studirt gegenwärtig auf der Universität in Athen, und singt hier mit innigem Gefühl und heiliger Begeisterung von Liebe und Freundschaft, von Jugend und Vaterland, nicht ohne Anmuth und Erwandtheit in Sprache und Rhythmus. 5.

Bibliographie.

Arntschildt, z. v., Gedichte. Miniaturausgabe. Hannover, Jahr. 1845. 16. 1 Bhr. 10 Kgr.
 Babrius, Fabeln, in deutschen Cheliamben von A. F. Ribbed. Berlin, Sonn. 8. 12 1/2 Kgr.

*) Zu beziehen durch G. Wigand in Leipzig.

Beck, K., Gedichte. 3te, der neuen Ausgabe 3te Auflage. Berlin, Wolf. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

— Lieber vom armen Mann. Mit einem Vorwort an das Haus Rothschild. Leipzig, Hermann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Besser, F. B., Der Missionar und sein Lohn oder die Früchte des Evangeliums in der Südsee. Nach G. Pritschard's gleichnamiger Schrift bearbeitet. Mit einem Anhang: Die Franzosen und die Jesuiten in der Südsee. Halle, Rühlmann. 8. 10 Ngr.

Boucher, A., Dramatische und romantische Geschichte der Jesuiten von der Gründung des Ordens bis auf unsere Lage. Nach dem Französischen. Zwei Bände. Tübingen, Pfander. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bremer, Frederik, Die Familie H. Aus dem Schwedischen. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 10 Ngr.

Bromme, A., Sonngemälde. Naturgeschichte und Völkerkunde vollständig in Wort und Bild. Stuttgart, Schmidt und Spring. Du. 1/2. Fol. 6 Thlr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1846. Begründet von A. Schreiber, fortgesetzt von W. Lenge. 11ster (2ter Folge 5ter) Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Döllinger, J., Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen im Umfange des Lutherischen Bekenntnisses. 1ster Band. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Döring, F., Weihnachtsbüchlein. Dichtungen und Legenden zur Feier des Christfestes. Leipzig, Renger. 16. 25 Ngr.

Eichhoff, K. G., Kurze Selbstbiographie. Mit einem Vor- und Nachwort herausgegeben von K. Eichhoff. Frankfurt a. M., Kefler. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Ellissen, A., Versuch einer Polyglotte der europäischen Poesie. 1ster Band: Poesie der Kantabrer, Kelten, Kymren und Griechen. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die deutsche Flagge. (Gedichte.) Ein Album herausgegeben von E. Boas. Leipzig, Schred. 16. 2 Thlr.

Fonton, F., Rußland in Klein-Asien, oder Feldzug des Generals Paskewitsch in den Jahren 1828 und 1829. Aus dem Französischen übersetzt. Berlin, Mittler. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gedenkblätter an Goethe. Mit neun Abbildungen und einem Facsimile der Handschrift Goethe's. Frankfurt a. M., Kefler. Gr. Imp.-4. 6 Thlr.

Geibel, E., Zeitstimmen. Gedichte. 3te neu vermehrte Auflage. Lübeck, Arsenfeldt. 8. 17 1/2 Ngr.

Allgemeines evangelisches Gesang- und Gebetbuch zum Kirchen- und Hausgebrauch. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gottschall, R., Robespierre. Drama in fünf Aufzügen. Reiffe, Durdhardt. 1845. Gr. 8. 25 Ngr.

Grosch, F. G. A., Grundzüge des Kirchenrechtes der Katholiken und Evangelischen. Breslau, Aderholz. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.

Grosch-Hoffinger, A. J., Fürst Metternich und das österreichische Staats-System. Ein Gutachten. 1ster Band. Leipzig, Reclam jun. 8. 2 Thlr.

Hagenbach, K. R., Gedichte. Zwei Bändchen. Basel, Schweighauser. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Heising, A., Magdeburg nicht durch Lilly zerstört. Gustav Adolph in Deutschland. Zwei historische Abhandlungen. Berlin, Eysenhardt. Gr. 8. 20 Ngr.

Helfert, J., Handbuch des Kirchenrechtes aus den gemeinen und österreichischen Quellen zusammengestellt. 1ster Theil. 2te unveränderte Auflage. Prag. 1845. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Herloßsohn, C., Arabella oder Geheimnisse eines Hoftheaters. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Meizer. 8. 3 Thlr.

Herz, M. J., Die Ebe der Christen. Nach ihrem Ursprunge, ihrer hohen Bedeutung und Wesenheit, nach ihrer

Bürde und Heiligkeit. Stuttgart, Beck und Tränkel. 1845. 12. 3/4 Ngr.

Hessemer, F. M., Deutsch-Christliche Sonette. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1845. 8. 5 Ngr.

Hoff, J. C. E., Die mosaischen Opfer, nach ihrer sinnbildlichen und vorbildlichen Bedeutung. Ein Beitrag zur richtigen Würdigung der israelitischen Gottesverehrung in früherer Zeit. Warschau. 1845. 8. 3/4 Ngr.

Jean Paul, Litan. 2te Ausgabe. 1ster und 2ter Band. Berlin, Reimer. 8. 3 Thlr.

Kannegießer, C. E., Telemachos und Kauffkaa. Episches Gedicht in neun Gesängen. Kürnberg, Bauer und Raspe. Gr. 16. 10 Ngr.

Kudler, J., Die Grundlehren der Volkswirtschaft. Zwei Theile. Wien, Braumüller und Seidel. Gr. 8. 4 Thlr.

Kosberg, v., Briefe in die Heimath geschrieben während des Feldzugs 1812 in Rußland. Ein Beitrag zur Geschichte dieses Feldzugs. Kassel. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mendelssohn, J., Eine Ede Deutschlands. Reise-silhouetten, Oldenburger Bilder, Charaktere und Zustände. Oldenburg, Stalling. 1845. Gr. 12. 10 Ngr.

Müllenhoff, K., Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Kiel, Schwesb. 1845. Gr. 8. 3 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Reich, G., Die Auferstehung des Herrn als Heils-Thatfache mit besonderer Rücksicht auf Schleiermacher. Eine historisch-ergetisch-dogmatische Erörterung. Darmstadt, Leske. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rücker, F. B., Geschichte des Gymnasiums zu Erlangen. I. Entstehung. Erlangen, Maesing. 1845. Gr. 4. 12 1/2 Ngr.

Rückert, F., Kal und Damajanti. Eine indische Geschichte. 3te verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1845. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sallet, F. v., Sämmtliche Schriften. 2ter Band: Gesammelte Gedichte. 2te verbesserte Auflage. Breslau, Schulz. 1845. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Derselben 3ter Band: Contraste und Paradoxen. Eine Novelle. Breslau, Schulz. 1845. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sanio, F. D., Rechtshistorische Abhandlungen und Studien. 1sten Bandes 1te Abtheilung. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1845. Gr. 8. 7 Ngr.

Scharff von Scharffenstein, H., Das letzte Opfer Robespierre's. Trauerspiel in drei Aufzügen. Frankfurt a. M. 1845. 8. 20 Ngr.

Scheyer, C. B., Das psychologische System des Raimonides. Eine Einleitungsschrift zu dessen More Nebuchim. Nach den Quellen bearbeitet. Frankfurt a. M., Kefler. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

Schlegel's, F. v., sämmtliche Werke. 2te Originalausgabe. 1ster und 2ter Band. Wien, Klug. Gr. 8. à 1 Thlr.

Schneidawind, F. S. A., Leben Kaiser Joseph's II. Hamburg, Verendsohn. 8. 7 1/2 Ngr.

Siebenhaar, F. D., Predigten über Luther's Leben. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 12 Ngr.

Stelzhamer, F., Prosa. 3ter Band: Novellen. Regensburg, Manz. 1845. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Wincas, H., Systeme der Philosophie und ihre Religionen nach objectiver und subjectiver Naturbetrachtung. Oldenburg, Stalling. 8. 10 Ngr.

Wagner, R., Lannhäuser und der Sängerkrieg auf Wartburg. Große romantische Oper in drei Acten. (Text.) Dresden. 1845. Kl. 8. 3 Ngr.

Weihnachtsgabe in Prosa und Poesie. Herausgegeben für Felsberg von christlichen Freunden. Basel, Schneider. 1845. Gr. 16. 1 Thlr.

Wildenhahn, C. A., Der Friedensbote. Eine Neujahrs-gabe für christliche Freunde auf das Jahr 1846. Leipzig, Gebhardt und Reiland. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Literarische Findlinge.

Ihre sehr verschiedenartige Substanz. — A. W. v. Schlegel. — Goethe. — Deutsches Theater. — Liebig. — Sonettenumzug. — Sündenbekenntniß.

Die periodische Literatur, dieses lustige Blätterwesen, wird ihrer ganzen Eigenthümlichkeit nach im Laufe der Jahre weit eher als jede andere Literatur — verzettelt. So gerieth mir erst vor kurzem einer ihrer unzähligen flab-, namen- und heimatlos herum vagirenden Zettel in die Hände. Er frappirte mich um so mächtiger, weil sein Inhalt in unsern Tagen offenbar ein ungleich größeres Interesse haben mußte als vor etwa 20 Jahren, der Zeit ungefähr, die den darauf befindlichen Auffag ins Leben gerufen haben mag und über den ich mit deshalb die besondere Darlegung meiner Meinung vorbehalte.

Dabei bin ich indessen auf die Idee gerathen, daß es im Allgemeinen kein überflüssiges Treiben sein würde, mit manchen vom Zeitrome unserm Gesichtskreise bereits entführten Blättern und Auffagen eine Revision zu veranstalten. Nicht Vieles darunter, seit langen Jahren Vergessenes, würde sich gewiß unserm weitem Nachdenken von neuem gleichsam aufdringen. Ebenso Vieles, das in der Periode seines Entstehens für die unlegbarste Wahrheit gegolten, könnte nur noch als die vollkommenste Unwahrheit erscheinen. Der wesentliche Inhalt des meistens seit Gutenberg's folgenreicher Erfindung nach und nach aufgehäuften Druckpapiers würde zwischen Wahrheit und Unwahrheit in der Mitte schweben, weil der Zeitstrom, der es herbeiführte, Alles mit seiner Farbe zu tingiren pflegt und oft das reine weiße Licht, welches seine Wellen uns vorzuspiegeln suchten, in einer parteilosen Zukunft für nichts weiter als ein Irrlicht geachtet werden muß. Bei einer solchen Revision kommt es zunächst darauf an, die gründlich zu erforschende Farbe der Gegenwart von den einem möglichst unabhängigen Urtheile zu unterwerfenden Objecten abzu ziehen und zu Würdigung der vergangenen Zeit auf einen vor dem Einflusse ihrer Eigenthümlichkeit gesicherten Standpunkt zu gelangen. Auf diesem Wege würde dem gewaltigen Vorrathe von mehr oder weniger zu haltbaren Gedanken geordneten Druckbuchstaben eine so lehrreiche als angenehme literarische Blumenlese abgewon-

nen werden, sogar wenn die Sammler bei der Wahl nicht systematisch zu Werke gingen, sondern nur das gelegentlich Vorgefundene ergriffen und ausstellten. Aber auch abgesehen von der gemeiniglich unvermerkt aus einer in die andere überfließenden Farbe der Zeit der sogenannten Zeitschriften, gehört noch eine fortdauernde, große Veränderlichkeit zu ihren wesentlichen Eigenschaften, die einerseits von dem Vorschreiten der allgemeinen, andererseits von den oft gar wunderlichen Wendungen der individuellen Bildung einzelner Mitarbeiter an ihnen, durch Gesinnung und Umstände, sich herschreibt.

Das in solche Blumenlesen Aufzunehmende braucht nicht immer von Bedeutung zu sein. Auch das Beizungigste würde oft Anlaß geben, dem Wichtigen, dem Sammler durch Erfahrung, Beobachtung u. s. w. zugeführt, zur Folie zu dienen. Je bunter und contrastirender die Gegenstände durcheinander liefen, desto unterhaltender würden sie, eben vermöge des Wechsels und der Mannichfaltigkeit, sich erweisen. Zeitgemäße belehrende Einschaltungen und Blicke auf die Gegenwart, wo es sich thun läßt, könnten dem Interesse des Lesers nur zur Beförderung gereichen. Sollten auch die meisten der dargebotenen Dinge schon zu sehr durchgesprochen sein, um den Reiz der Neuheit zu behaupten, so würden sie doch oft, in Folge der eigenthümlichen Anschauung des Sammlers, die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Möchten die nachfolgenden Blätter als ein Präbäcken der Art, wie ich mit dergleichen Sammlungen denke, nicht unfreundliche Aufnahme finden! Möchten Begabtere als der unterzeichnete Autor solches Sammeln und Zusammenstellen von Buchstaben-Findlingen sich unterziehen! Meines Erachtens würde das Unternehmen seinen Zweck jederzeit am vollständigsten erreichen, je mehr dabei der Gang der literarischen Conversation sich Denjenigen an Leben und Mannichfaltigkeit zum Muster nähme, der in den Kreisen der gebildeten Gesellschaft immer zu Hause ist, oder wenigstens sein sollte.

Vorläufig noch die Bemerkung: Die periodische Literatur empfängt, schon ihrer Natur nach, mehr als jede andere die unreifen Früchte des Augenblicks, die oft sogar Dem der sie ihr lieferte bald darauf als verwerflich und ungereimt erscheinen. Daher wird das Festgehaltenwerden solcher Früchte durch die Druckbuchstaben

häufig zum bittersten Ankläger der Inconsequenz auch Derjenigen, die keineswegs wegen Wandelbarkeit der Gesinnung dem weitverbreiteten Wetterfahngeschlechte beizuzählen sind. Sammlungen dieser Art würden deshalb künftig ein Fingerzeig für jeden Schriftsteller werden, die momentanen Ausbrüche der Verstimmung der Druckerpresse vorzuenthalten, damit die voreilige Veröffentlichung nicht später ein falsches Zeugniß gegen ihn selbst und seinen Sinn für Wahrheit und Recht ablege. Am meisten steht die Wandelbarkeit der schriftstellerischen Meinung in den Sührungsperioden der Literatur zu besorgen, wie z. B. die Epoche des Aufgangs der romantischen Poesie in Deutschland war.

Im Allgemeinen würde aber gerade diese Epoche durch die zum Theil gar muntern, feuerwerkartig aufsprühenden Geistesauswüchse in gebundener und ungebundener Rede, welche allein das für den Fortschritt der Wissenschaft so überaus wichtige „Athenäum“ der Gebrüder A. W. und F. Schlegel, und die später unter dem Titel „Kynosarges“ erschienene Bernhardt'sche Zeitschrift enthält, eine reiche Fundgrube für dergleichen Sammlungen gewähren. Leider bin ich fruchtlos bemüht gewesen, dieser beiden merkwürdigen Journale habhaft zu werden; doch entsinne ich mich noch mancher darin in Sonettenform ausgesprochenen Meinungen und unter Anderm eines Sonetts von A. W. v. Schlegel, gegen die unzulängliche Würdigung von Goeth's Alles weit übertragendem Dichtergeiste gerichtet. Es begann also:

Bewundert nur die feingeschnittenen Sögen,
Und laßt als Lehrer, Führer, Freund uns Goethen,
Euch wird nach seines Geistes Morgenröthen
Apollo's gold'ner Tag nicht mit ergöhen.

Das zweite Quartett dieses Sonetts ist meinem Gedächtnisse nicht mehr vollständig gegenwärtig. Die beiden Terzetten desselben aber lauten:

Die Goethen nicht erkennen, sind nur Gothen,
Die Blöden blendet jede neue Blüte,
Und, Lobte selbst, begraben sie die Lobten;
Uns sandte Goethe, dich, der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch solchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe!

Benigstens spricht dieses Gedicht für A. W. Schlegel's wahrhaftige Begeisterung von der Größe des unergründlichen Dichterheros, wie unverkennbar auch die Blößen sein mögen, welche die darin vorkommenden Sprachspielereien, und besonders die Schlusszeile, dem Wize darbieten. Die „Illustrierte Zeitung“ vom 16. Juli vorigen Jahres hat eine sehr gründliche und geistvolle Notiz über das literarische Leben dieses großen Kritikers und Sprachforschers mitgetheilt. Übrigens ist das bei dieser Gelegenheit angeführte Spottgedicht desselben auf G. Merkel, eine höchst charakteristische Merkwürdigkeit, so unvollständig und zum Theil sinnentstellend wiedergegeben, daß ein berichtigender Abdruck davon gerade in diesem Aufsatze an seiner Stelle sein wird:

Als Knecht hast für die Knechte du geschrieben,
Als Samojede für die Samojeden*),

*) Dies bezieht sich auf Merkel's Buch über die Sitten.

Gern möchtest du Vernunft und Freiheit reden,
Doch ist dein eig'ner Geist leibigen blieben.
Aus Ländern fort, in Städten umgetrieben,
Quousque tandem wirst du dich entblöden,
In Kneipen, Clubs, Mercuren*) deine Schöden,
Unwürdig'en Merkelwürdigkeiten üben?
Dir ist es Freiheit, frant und frei zu klatschen,
Die Charité**) sie selbst noch auszumärkeln,
Genie, in Penning's Genius***) dich zu betten,
Kamst du nur darum von den fernem Letten,
Im Dreck der Menschheit überall zu patzen?
Rückkehr' ins Vaterland †), um da zu ferkeln.
Journale, fürchtet Merkel!
Merklich zeigt er verkleinernde Natur,
Schon ward Mercur durch ihn zum Merkel nur.

Es würde sich kaum die Möglichkeit erklären lassen, daß aus der Feder A. W. Schlegel's, eines Mannes von der feinsten, wissenschaftlichen und Weltbildung, ein so aller Urbanität entfremdetes Gedicht habe hervorgehen können, gäbe Kogebue's zunächst gegen die Brüder Schlegel gerichtete äußerst plumpe Poße „Der hyperbordische Esel“ nicht Aufschluß darüber. Mit Unrecht sagt Jean Paul irgendwo von den in Schiller's „Musen-almanach auf das Jahr 1797“ stehenden Kenien, sie hätten uns Alle grob gemacht. Eine Grobheit, wie sie in ihnen vorkommt, war schon in den früheren Kämpfen zwischen Lessing und dessen Segnern zu Hause. Allein die genannte, theils auf nicht verstandene, theils auf absichtlich verdrehte Aussprüche der damals neuen literarischen Schule hauptsächlich basirte, Poße enthielt Invectiven, bei deren Erwiderung der gesellschaftliche Anstand von selbst in Vergessenheit gerieth. Merkel, der wahrscheinlich noch lebende Kiefländer, der damals zugleich mit Schlegel und Kogebue sich in Berlin aufhielt, ein Mann von geselliger Bildung, zog sich diese Behandlung durch seine öffentliche Association mit Kogebue zu Bekämpfung und wo möglich Lächerlichmachung der neuen Schule zu, zu welchem Zwecke diese zwei Verbündeten hauptsächlich das Journal „Der Freimüthige“ gegründet hatten. Übrigens war es Merkel selbst, der das nur in Abschriften zu Berlin circulirende Gedicht, als Beweis eines Mangels an Bildung seines Verfassers, durch den Druck veröffentlichte. Ein zweites von Schlegel auf ihn darum, weil er in einem damals von ihm herausgegebenen kritischen Journale Terzinen, wogegen dieses loszog, Triolette genannt haben sollte, gefertigtes Gedicht, in Triolettform, war auch in keinem so abstoßenden Tone abgefaßt. Es hieß:

Mit einem kleinen Triolett
Will ich dir, kleiner Merkel dienen;
Bermengst du mächtige Terzinen
Mit einem kleinen Triolett?
Ei, ei, bei solchen Kammermienen!
Einst wies ich schon dir das Sonett;

*) Der „Deutsche Mercur“, von Wieland herausgegeben.

**) Merkel hatte über die berliner Charité geschrieben.

***) Der „Genius der Zeit“, ein damals vielgelesenes freimüthiges Journal.

†) „Rückkehr ins Vaterland“ heißt der Titel eines Buchs von Merkel.

Mit einem kleinen Triolett
Will ich dir kleiner Kerkel dienen.

Desto unbändiger brach dagegen Schlegel's Heftigkeit in nachfolgendem, „Abschied“ überschriebenen Gedichte gegen Kogebue los, welches in der 1800 erschienenen „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten v. Kogebue“ mit vorkommt:

Den Bohrer*), den du geschoren,
Wirft man in deinen Bart.
Dich Scheren, wär' verloren,
Wie Waschen an dem Rohren,
Denn ewig steh'n die Ohren
Dir lang und rauh behaart;
Das liegt in deiner Art.

D wär'st du nie geboren!
Wie zaust man dir den Bart!

Du wolltest Esel bohren
Doch wirst du überbohrt;
Das sind die Hyperboeren,
Die sich's zur Lust erkoren,
Die Häupter anzubohren,
Die, so wie deines bohrt,
Mit Lorbern sich umflort.

D wär'st du nie geboren!
Wie wirst du überbohrt!

Doch wenden wir uns zurück zu Schlegel's Sonett über Goethe und zu den an demselben zu machenden Ausstellungen. Gerade der darin unverkennbaren Leidenschaft des Verf. und dem heiligen Zorne, mit dem er und die Koryphäen der romantischen Dichtkunst überhaupt, für das Übergewicht des Dichters des „Faust“ über alle lebende Priester Apoll's und der Musen in Deutschland und Europa, ihre Stimme erhoben, verdanken wir die allgemeine Anerkennung von Goethe's höherer Eigenthümlichkeit. Namentlich hat A. W. Schlegel durch seinen Scharfsinn in Beurtheilung mehrerer Werke dieses univervellen Riesengeistes sich einen ewigen Ruhm erworben. Allerdings ließ es die spätere Zeit an fruchtlosen Versuchen, Goethe's Größe zu benagen, nicht fehlen. Besonders wollte man es dem herrlichen Meister verargen, daß er verschmähte aus seiner lichten Himmelsphäre herabzusteigen, um den beabsichtigten irdischen Staatsumwälzungen als gemeiner Handlanger zu dienen. Als ob dergleichen niederes Treiben mit dem hohen Berufe Desjenigen vereinbar gewesen wäre, aus dessen unsterblichen Werken das welterleuchtende Licht zum allgemeinen Vorwärts auf der Bahn verständigen Fortschreitens allenthalben funktelt? Ist doch die Verblendung so weit gegangen, um Goethe, dem seelenvollsten aller Dichter, die Seele, die Theilnahme an dem Geschehe der Mitlebenden, abzusprechen, ja, ihn des Verleugnens einer alle Schicksale abwiegenden Vorsehung zu beschuldigen! Kann aber wol irgend Einer inniger durchdrungen sein von ihrem Walten als Der, welcher auf Gretchen's Frage: „Glaubst du an Gott?“ seinem Faust folgende Antwort in den Mund legte:

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:

Ich glaub' ihn.
Wer empfinden,
Und sich unterwinden
Zu sagen: Ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht Alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Kenn' es dann, wie du willst,
Kenn' es Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist Alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Diese Stelle ist wol von einer so unermesslichen Tiefe, daß man, auch abgesehen von dem Beweise, zu dem sie hier zunächst dienen soll, sie überall, wo sie sich uns vergegenwärtigt, als zu einem unendlichen Stoffe des Nachdenkens willkommen heißt. Überhaupt gibt es nicht leicht in den Werken irgend eines Dichters so viele zum weitern Forschen immer von neuem auffodernde Stellen als in den Werken Goethe's. Manche darunter behandeln in wenig Worten einen Gegenstand, worüber weitläufige Bücher sich schreiben ließen (und also auch gewiß größtentheils schon geschrieben sind), so erschöpfend, daß etwas Wesentliches kaum hinzuzufügen sein würde. Beispielsweise deute ich hier nur auf den Vers:

Eines scheidt sich nicht für Alle,
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

Könnte über Das, was man unter der Benennung „Lebensphilosophie“ zu verstehen pflegt, wol ein vollständiger Commentar gegeben werden? Und diesen oft unerschöpflichen Stellen in Goethe's Werken gleicht das Wesen des Unsterblichen. Je inniger man sich in den weiten Umfang seiner geistigen Kräfte versenkt, desto größer steht er auch vor uns, desto stupider erscheint der Vandalismus, dessen Herostratische Natur sich vor kurzem noch an seinem neuen Standbilde zu Frankfurt geltend zu machen versuchte! Trügt mich mein Gedächtniß nicht ganz, so gab es in dem früher erwähnten Schlegel'schen „Athenäum“, oder dessen Fortsetzung durch Bernhardi, unter Andern mehre scherzhafte Sonette auf damalige literarische Berühmtheiten. Eins derselben auf Iffland, besonders als dramatischen Schriftsteller, worin dieser redend eingeführt wird, ist mir noch zum Theil gegenwärtig. Es begann:

Ich lege jährlich viel dramatische Eier,
Zu züchtgen streng der Seiten böse Sitten,

*) Wie bekannt war Kogebue Verfasser der berichtigten Schrift „Bohrer mit der eisernen Stirn“.

Berschwendung, Lurus wird von mir bestritten,
Denn Alles ist jetzt übermäßig theuer.

Das diesem ersten Quartett folgende zweite aber schloß:
Und dies ist ewig meine alte Feier.

Welch eine Zahl mannichfacher, lehrreicher und unterhaltender Bemerkungen ließen sich oft an dergleichen Findlinge aus der Vergangenheit auch dann knüpfen, wenn diese an sich den Wiederabbruch mitunter nicht verdienen sollten? Das Bernhard'sche Gedicht sprach auf einmal das Mangelhafte und Einseitige der Sffland'schen dramatischen Dichtungen offen aus, was der denkende Theil des Publicums bei den stürmischen Huldigungen, welche ihnen die Menge darbot, bis dahin nur unter vier Augen geäußert hatte. Auch die letztere kam allmählig von der Bewunderung der weinerlichen Monotonie der Häuslichkeiten Sffland's zurück, um zu dessen schriftstellerischem Nebenbuhler, Kogebue, völlig überzugehen, der ihm schon zuvor Abbruch gethan und durch die That blendenden Wiges und Aufstellung piquanterer Caricaturen das Familienelend für die Bühne um Vieles kurzweiliger zu appetitiren verstand. Zugleich kam Schiller's zuvor meistens nur tauben Ohren gepredigtes Wort, daß dem deutschen Theater „das große gigantische Schicksal, das den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt“, verloren gegangen sei und die dormalen die Bühne beherrschenden Helden „silberne Löffel einsteckten und den Pranger und mehr wagten“ nunmehr in vollen Umlauf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Napoleon's Entwurf zu einer Constitution.

Der Kritiker Gustave Chaudey, der sich vor kurzem in seiner „Appréciation historique, littéraire et politique de l'Histoire de dix ans de L. Blanc“ als ein so gewaltiger Splitterrichter gezeigt hatte, entwickelt in einem Artikel des Journals „La presse“ die Napoleonischen Ideen über Constitution und constitutionnelles Wesen. Er spendet dabei Thiers vorzüglich das Lob, die Ansichten Napoleon's trefflich aufgefaßt und dargestellt zu haben. Bei dieser Gelegenheit macht Chaudey einige Mittheilungen aus einem Entwurfe zu einer Constitution, wie sie Napoleon beabsichtigte. Dieser Plan ist, so viel wir wissen, in weitem Kreise noch nicht bekannt geworden. Wie der Referent bemerkt, läuft das Ganze auf einen thörichtesten Versuch, die Ideen Montesquieu's mit Rousseau'schen Elementen zu verschmelzen, hinaus, und wie er versichert, erscheint die politische Bildung Napoleon's in diesem Versuch einigermaßen mangelhaft. Eine klare Vorstellung gewinnt man indessen aus den Mittheilungen, welche Chaudey macht, nicht, und wir müssen deshalb die Veröffentlichung des Constitutionsentwurfs selbst abwarten, ehe wir uns ein Urtheil über den Werth und die Bedeutung desselben erlauben können. Derselbe wird uns in der „Histoire de la captivité de Sainte-Hélène par le général Montholon“ in Aussicht gestellt, welche binnen einiger Zeit im Feuilleton der „Presse“ erscheinen wird.

Übersetzung von Müller's „Handbuch der Physiologie“.

Unter den deutschen Gelehrten, deren Namen vorzugsweise im Auslande einen guten Klang haben, verdient besonders So-

hannes Müller in Berlin genannt zu werden. Seine gebiegenen Arbeiten haben überall die gerechteste Bewunderung erregt. Auch sind dem berühmten Physiologen bereits von England und Frankreich aus die ehrenvollsten Zeugnisse der Achtung, welche seine Untersuchungen einflößen, zu Theil geworden. Daher konnte es nicht fehlen, daß von beiden Ländern verschiedene Versuche gemacht sind, seinen unsterblichen Werken durch Übersetzungen eine noch größere Verbreitung zu sichern. Von den französischen Bearbeitungen, welche von Müller's berühmtem „Handbuche der Physiologie“ unternommen sind, verdient besonders die von A. J. L. Bourdan hervorgehoben zu werden. Sie hat durch zahlreiche Zusätze und Ergänzungen einen fast selbständigen Werth. Der Herausgeber konnte von der vierten Ausgabe des Originals nur einige Lieferungen benutzen, und er sah sich deshalb genöthigt, um seiner Arbeit die möglichste Vollständigkeit zu geben, die neuern Forschungen, welche zum Theil in eigenen Werken, zum Theil in den gelehrten Zeitschriften Deutschlands, Englands und Frankreichs niedergelegt sind, überall gehörigen Orts nachzutragen. Dies hat er mit redlichem Eifer und mit kritischer Sichtung gethan, und so kann seine Bearbeitung für Frankreich als eine Art von Repertorium der neuesten Resultate betrachtet werden.

Sur Geschichte von Lyon.

Wir haben vor kurzem erst noch dem Leser einige Werke vorgeführt, welche sich die inhaltreiche Geschichte von Lyon zur Aufgabe gestellt hatten. Gegenwärtig können wir diesen Erscheinungen auf einmal drei neue Werke wieder anreihen, welche sämmtlich der Erzählung der Schicksale derselben Stadt gewidmet sind. Eins darunter, mehr bibliographischer Natur, gewährt einen Blick über die reiche Literatur, welche sich auf dieses interessante Thema bezieht. Der Titel desselben lautet „Bibliographie historique de la ville de Lyon pendant la révolution française“, von Gonon. Diese sieben Bogen starke Broschüre bietet eine Übersicht über 605 verschiedenen Werke, welche hier in kürzerer oder ausführlicher Beschreibung beleuchtet werden. Dieselben erstrecken sich indessen nur bis auf das J. 1791, und die Aufzählung würde noch ungleich reicher ausgefallen sein, wenn der Verf. bei diesem Zeitpunkt nicht stehen geblieben wäre. Eine andere umfassende Schrift, in der wir eine ruhige, gründliche und lesbare Darstellung der neuern Geschichte von Lyon erhalten, ist folgendes Werk: „Histoire de Lyon depuis la révolution“, von J. Morin, von dem kürzlich der erste Band erschienen ist. Endlich hat auch Eug. Fabbier von seiner „Histoire de Lyon“, welche die Ereignisse dieser Stadt von ihrer Gründung bis auf die Gegenwart behandelt, eine zweckmäßige, wohlfeile Ausgabe (édition populaire) herauszugeben angefangen. 17.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen:

Stiökel (J. G.), Handbuch zur morgenländischen Münzkunde. Erstes Heft. — A. u. d. T.: Das Grossherzogliche Orientalische Münzcabinet zu Jena, beschrieben und erläutert. Erstes Heft: Omajjaden- und Abbasiden-Münzen. Mit 1 lithographirten Tafel. Gr. 4. 2 Thlr.

Dieses für die morgenländische Münzkunde wichtige Werk wird in vier Heften, die der Verfasser innerhalb zwei Jahren zu liefern gedenkt, vollständig sein.

Literarische Findlinge.

(Fortsetzung aus Nr. 24.)

Nachdem die Romantiker schon schriftlich und mündlich das neuere Bühnenwesen theoretisch zu bekämpfen getrachtet, begannen sie auch praktische Angriffe auf dasselbe zu wagen. Dem dem Altgriechischen nachgebildeten Trauerspiele „Jon“ von A. W. Schlegel, durch Kenner und Sönnner hochgehoben, fehlte es bei den ersten Ausführungen nicht an Bewunderern. Aber der rauschende Beifall ging bald in Grabesstille über. Es konnte sich auf keinem Repertoire erhalten. Ein Versuch in der romantischen Tragödie von dem Bruder des Verfassers, Friedrich Schlegel: „Alarcos“, wollte das Theaterpublicum so wenig ansprechen, daß der ähnliche Versuch, den bald darauf Wilhelm v. Schütz mit seinem „Lacrymas“ gemacht hatte, wenn ich nicht irre, nirgend Zulass auf die verhängnißvollen Bretter fand. Mehrere ähnliche Versuche hatten gleiches Schicksal. Zuletzt übte Kogebue eine Zeit lang fast das Alleinherrscherrecht auf der Bühne aus. Erst als er das Opfer eines Fanatikers geworden; erst da sah man ein, welchen Verlust denn doch das ganz verfallene deutsche Theater an dem geistreichen Manne erlitten und daß derselbe ihm, besonders auch wegen seiner ungemeinen Fruchtbarkeit, für den Moment ganz unerseßlich sein werde. Allerdings gab es noch eine Menge Namen, wie Steigentesch, Collin, Ohlenschläger, Grillparzer, Werner, Müllner, Raupach, Houwald, Uchtrig, Schenk, Deinhardstein, Holbein, Holstei, Castelli, Weisenthurn, Bauernfeld, Palm, Töpfer, Albini, Blum, Schall, Birch-Pfeiffer u. A., die noch lange nach Kogebue's Ermordung, gleichzeitig und nacheinander, im Schauspielhause Anerkennung, ja zum Theil ausgezeichnete Verehrung fanden. Allein ihre Träger starben ab oder entzogen der Bühne ihre Thätigkeit, mitunter weil die Mehrheit der Theaterbesuchenden, immer tabelsüchtiger geworden, zuletzt gar nicht mehr zu wissen sahen, was vom Schau-, Lust- und Trauerspiele billigerweise zu verlangen und nicht zu verlangen sei. Die Productivität der für die Bühne fähig und thätig gewesenen Schriftsteller nahm daher, besonders als zuletzt auch Raupach, der in einer an dramatischer Schöpferkraft nothleidenden, Zeit durch Trauer- und Lustspiele kein

geringes Verdienst um das schaulustige Publicum sich erworben hatte, sich ebenfalls nach und nach zurückzog, in Verhältniß zu der Menge der nach Neuern rastlos verlangenden Zuschauer immer merklicher ab, so daß die Bühnenvorstände sich mehr als je zuvor genöthigt sahen, nach dramatischer Waare ins Ausland bitteln zu gehen, von woher sich die Theaterfreunde das eigentliche Rehricht noch weit eher gefallen ließen als den zuweilen doch um Vieles bessern inländischen Zuwachs. Neben der fortbauern auf der deutschen Bühne an Terrain gewinnenden Oper und der hauptsächlich durch den jovialen Refroy und einige andere Wiener in Ruf gebrachten sogenannten Localposse mit Musik, fand, wie sich endlich klar herausstellte, außer der dem Auslande abgebettelten dramatischen Dugendwaare das zwischen Lust und Trauer, Freuden- und Leidenthänen im Auge anständig hinschleudernde neue deutsche Familienglück und Unglück noch immer die leidlichste Aufnahme, besonders dann, wenn die Verfasser darin die den größtentheils verabschiedeten Sffland'schen Stücken eigen gewesenen unfruchtbareren Längen vermieden, die Thräne ihres tyrannischen Absolutismus beraubt, der verschwenderischen Großmuth einen vernünftigen Vormund bestellt, der Liebe ihre sentimentalen Übergriffe in die unheiligen Hallen des Ehebruchs abgewöhnt, den luxuriösen Kassenbeamten gehörigen Respekt vor dem Zuchthause eingefloßt, oder sonst überhaupt die hinfällige menschliche Tugend in die Zwangsjacke einer plausibeln Moral zu pressen gewußt hatten. Offenbar gehört noch jetzt Frau Birch-Pfeiffer zu Denjenigen, deren Stücke vermöge solcher und ähnlicher Vorzüge sich in der Regel eines recht günstigen Erfolgs erfreuen.

Jedoch unter allen für das deutsche Drama aufgesproßten Talenten wird nun schon seit einer Reihe von Jahren keinem einzigen ein so nachhaltiges Willkommen für seine Schau- und Lustspiele zugerufen als der Prinzessin Amalie von Sachsen. Und nicht etwa in Sachsen allein, wo man das Wohlgefallen an ihren Dramen ihrer alle Herzen gewinnenden edeln Persönlichkeit zunächst zuschreiben könnte! Ob schon anderwärts nach der dermaligen Stimmung gerade die hohe Steplung einer Dichterin eher im Stande wäre, dem Erfolge ihrer Werke den Weg zu erschweren, als demselben Bahn

zu machen, sieht man doch auf allen Bühnen Deutschlands jedem neuen dramatischen Erzeugnisse dieser Princesse mit Verlangen entgegen. Durch die höchste Sitteinheit und den zarresten Tact in eine höhere Sphäre vor den meisten Schauspielen der Gegenwart hinaufgerückt, vereinen sie auch alles an Iffland's Dramen mit Recht geschätzt Gewesene. Die feingebildete, gesunde Natur versteht ihren gehaltvollen Dialog mit einem Leben, welches die steifen Schlagworte und andere, selbst in den besten Iffland'schen Producten vorkommende Orismassen und Verkünstelungen diesen entziehen. Einen besondern Reiz gewährt den Stücken dieser Verfasserin die in der Regel ungemein glückliche Auffassung und Auffassung eines willkommenen Stoffes und dessen Durchführung auf dem einfachsten Wege. Unter allen jetzigen schriftstellerischen Bühnenfähigkeiten gibt es nicht eine von solcher Dauer und so allgemeiner Anerkennung. Die letztere wird keinem deutschen Schauspielbichter neuerlichst in solchem Grade zu Theil als dem geistvollen Gutzkow, dem überdies das große Verdienst nachzurühmen ist, dem ganz in Verfall gerathenen Wesen des eigentlichen Lustspiels eine neue Seele eingehaucht zu haben. Sein „Urbild des Tartuffe“ stellt dem Verfasser ein helleuchtendes Zeugniß dafür aus. Bekanntlich haben neuerlich, neben ihm, mehre jugendliche Kräfte sich ebenfalls nicht mit ungünstigem Erfolg im eigentlichen Lustspiele versucht. Möchten sie nicht müde werden auf der schönen Bahn in einer Zeit, der gerade ein Übermaß des trefflichsten Stoffes für das Feld des Komischen zugefallen ist.

Auch für die Tragödie ist in den letzten Jahren die dichterische Thätigkeit nicht erfolglos gewesen, und es kann bei der fortdauernden Concurrenz nach so erhabenen Ziele ein recht erfreuliches Resultat kaum ausbleiben. Zum Theil wird die durch unsern Nied der deutschen Bühne gewonnene „Antigone“ des Sophocles gewiß wesentlich beitragen, das Trauerspiel von der subalternen häuslerischen Richtung wieder ab- und es auf seinen vormaligen großartigen Standpunkt zurückzubringen. Daß der neuerdings mit der „Antigone“ gemachte Versuch viel zeitgemäßer gewesen als einer, welcher einst unter Goethe's Leitung im ersten Decennium des jetzigen Jahrhunderts auf den Bühnen zu Weimar und Lauchstädt, ebenfalls mit diesem griechischen Meisterwerke, gewagt wurde, ergibt sich daraus, daß zu jener Zeit die Sache keine Folge hatte. Zwar blieb die damalige Aufführung des classischen Kunstwerks auf beiden Theatern theilweise ohne Success, allein es war nur ein succès d'estime, der kaum eingetreten auch wieder erlosch, während in der letzten Zeit die „Antigone“ nicht nur auf mehren der bedeutendsten deutschen Bühnen ein Heimatsrecht sich erwarb, sondern sogar mit Glück bis an die Ufer der Seine und der Themse verpflanzt wurde. Deunah gleiche Günstigkeit widerfuhr der Darstellung von Shakespeare's „Sommertraum“. Offenbar ist die nähere Bekanntmachung des Publicums mit diesem größten Bühnendichter der gesammten neuern Zeit die Ver-

anlassung zu Aufführung auch anderer Stücke des unsterblichen Dichters gewesen, welche bisher noch nie auf der Bühne Zutritt erhalten hatten.

Bei der sichtbaren Zunahme der Empfänglichkeit für die Größe Shakespeare's und die der griechischen Tragödie zu Grunde liegenden Elemente des wahrhaften Trauerspiels, wird unfehlbar auch in den künftigen Schöpfungen unserer Tragödiendichter der Sinn für die hohe Würde des Trauerspiels immer klarer und lebendiger hervortreten.

Auf ähnliche Art wie an das Bernhard'sche Sonett, dessen immer besser von den Theaterfreunden begriffener und approbirter Inhalt zuletzt den Fall der sogenannten dramatischen „Ifflandereien“ bewirkt hat, fügte sich hier eine kurze Geschichte des neuern theatralischen Zustandes wie von selbst an, und in gleicher Art würden aus einer Menge anderer Zeitblätter-Findlinge sich zuweilen gar wichtige Bemerkungen ganz ungefügt an die Hand geben. Aber auch ohne alle Bemerkungen und Fingerzeige sind sehr viele solche Findlinge des bloßen Wiederabdrucks, wenn denselben sonst ein eigenthümliches Interesse bewohnt, schon darum nicht unwerth, weil sie außerdem ganz verloren gehen könnten. So fällt mir im Augenblicke ein kleiner, schwerlich je wieder an das Tageslicht gekommener Scherz ein, welchen vor langer Zeit die „Zeitung für die elegante Welt“ mitbrachte. Er betraf den geehrten Dichter der „Urania“. „An Minna“ überschieden, war er folgendes Inhalts:

Mag immerhin die Lenz' in Lüften trillern,
Mit Schillern,
Die Nachtigall ihr Lied der Liebe flöten,
Mit Goethen,
Du liebst mich doch, ich singe dir ein Liedchen
Von Liebdgen.

Als Verfasser nannte man mir damals einen Philologen, Namens Goldmeier, von dem ich, täuscht mich mein Gedächtniß nicht, bald darauf hörte, daß er noch sehr jung gestorben sei. Das Verschen, obgleich allerdings ungerecht gegen den Sänger der „Urania“, schildert die Genügsamkeit der Liebe zu drollig, als daß man anstehen sollte, es ins Leben zurückzurufen, zumal da Liedge gestorben und dessen zahlreiche Verehrer durch diese kleine Reflexion eher in ihrer Vorliebe für den Dichter sich bestärkt fühlen werden, als solche ihm deshalb entziehen sollten. Überhaupt sind wol ähnliche Scherze, auch wenn man selbst der Zielpunkt ist und sie nicht schwerer ins Gewicht fallen, am besten leicht hinzunehmen. Indem ich das Verslein ohne alle daran weiter geknüppte Betrachtung vorzulegen dachte, führt mir plötzlich die Erinnerung ein Unglück wieder vor das Auge, welches mir selbst mit dem im Umgange recht angenehmen Liedge begegnete und das seiner Seltsamkeit wegen die Mittheilung vielleicht entschuldigt. Es war schon während meines Aufenthalts in Berlin, in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts, daß ich das Vergnügen hatte, den Dichter der „Urania“ kennen zu lernen. Von Wegel, dem Verf. des Trauerspiels „Jeanne d'Arc“, wel-

das zwar der schon festen Fuß auf der Bühne behauptenden Schiller'schen „Jungfrau von Orléans“ den Rang nicht streitig zu machen vermochte, aber doch Bezel's Werth als Dichter zu erkennen gab, war kurz vor meiner Abreise von Dresden eine Satire auf Tiebge's „Urania“, unter dem Titel eines Anhangs zu dieser herausgekommen, deren Inhalt mir von einem Freunde mitgetheilt worden. In einer berliner Abendgesellschaft, an welcher Tiebge ebenfalls Theil nahm, erregte der Name Urania, der in meiner Nähe erscholl, meine Witzbegier um so mehr, da mir dabei sogleich diese Satire einfiel. Ich näherte mich daher der im Gespräch darüber begriffenen Gruppe. Die einzelnen noch über den Gegenstand gewechselten Worte, die ich vernahm, machten mir zwar die Sache nicht klar, brachten mich aber doch zu der Vermuthung, daß die solche Besprechenden die satirische Schrift nicht gelesen hätten. Ich gab daher zu erkennen, daß mir von ihr gesagt worden, für einen Ruf aber wie der, den Tiebge sich bereits erworben, durch solche Angriffe keine Gefahr zu besorgen stehe.^{*)} Doch wie erstaunte ich über das Staunen, das meine Äußerung erregte. In kurzem erhielt es indeß, daß Bezel's Satire noch keinem der Anwesenden bekannt gewesen und die neueste Auflage von Tiebge's „Urania“ ihrem Gespräche zu Grunde gelegen. Während unserer Explicationen hierüber hatte sich inzwischen der Zuhörerkreis unvermerkt vermehrt, unter Andern durch Tiebge selbst, der, wie sich ergab, jetzt ebenfalls so das erste Wort von der neuen Schrift erfuhr und seine offenbare Empfindlichkeit über das Ereigniß vergebens mit einem bitteren Lächeln zu verkleiden suchte. Ob ich später in Berlin wieder mit Tiebge zusammengekommen bin, weiß ich nicht mehr. Wol aber saß ich einige Jahre darauf auf einer Reise von Dresden nach Leipzig, zu Weissen, im Gasthose zur Sonne, bei Tische, als mehre andere Reisende dort ebenfalls ankamen, um Mittag zu machen. Man bedurfte nämlich damals zur Reise von Dresden nach Leipzig, die neuerlich in wenig mehr als drei Stunden Zeit auf der Eisenbahn zurückgelegt wird, bisweilen,

und zwar sogar mit Extrapost, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, drei volle Tage und hatte mehre Mittagsstücke und Nachtlager unterwegs zu — erleiden, könnte man sagen, denn auch der Comfort in den Gasthöfen an einer so frequenten Straße wie die zwischen Dresden und Leipzig war zur damaligen Zeit noch nicht erfunden. Von den in Weissen neuangekommenen Reisenden trat da plötzlich der eine, ein schon bejahrter Mann, zu mir, mich beim Namen nennend und fragend, ob ich ihn nicht mehr kenne? Vermöge meiner Kurzsichtigkeit erkannte ich's auch wirklich nicht sogleich, daß es Tiebge war, welcher darüber befreundet schien. Diese Kurzsichtigkeit hätte uns Beiden ein paar Jahre darauf vielleicht den Hals gekostet, wenn der Lahme dem fast Blinden nicht zur Seite gestanden hätte. In dem angenehmen Hause meines nun schon lange verewigten lieben Freundes, des Dichters Wahlmann zu Leipzig, zufällig mit Tiebge zusammengetroffen, überraschte uns unter traulichen Gesprächen beim Nachtmahle die Mitternacht. Desto unfreundlicher empfing Tiebge und mich bei unserer nachherigen Heimkehr ein mit dicken Wolken überladener Himmel. Die wahrhaft ägyptische Finsterniß zwischen dem Hause in der Vorstadt, das wir verlassen hatten, und dem Stadthore, unserm nächsten Zielpunkte, machte, daß wir anfangs laut aufschrien, nur allzu bald aber durch Baumstämme und Ecksteine, die uns ihr unsichtbares Dasein recht nachdrücklich einprägten, die gute Laune völlig einbüßten. Ich hatte meinem Leidensgenossen, der damals schon seinem später ganz in Verfall gerathenden Fußwerke wenig vertrauen konnte, auf dem durch keine einzige Lampe erhellen Pfade meinen Arm geboten. Kaum aber kam jetzt die Laterne einer Fußgängerin an uns vorüber, als Tiebge auch seinen Arm mit einem Ausrufe des Schreckens, mir hastigst wieder entriß. Bei dem Lichtschein bemerkte er nämlich, was mir allem Vermuthen nach ganz entgangen sein würde, daß wir geradezu auf den offen vor uns liegenden tiefen Stadtgraben losstürzten und bis zum Hinabstürzen nur noch zwei Schritte übrig gehabt hatten.

(Der Beschluß folgt.)

^{*)} Bei dieser Gelegenheit glaube ich jedoch hier belläufig eines ehrenvollen Zeugnisses gedenken zu müssen, welches dem verstorbenen Bezel (der nicht mit dem denselben Namen führenden, schon früher im Wahnsinn untergegangenen Verf. des Romans „Herzog und Wirtin“ zu verwechseln ist) von dem der deutschen Literatur, leider, durch einen viel zu frühen Tod entziffenen Immermann ausgestellt worden. In Nr. 144 der „Abendzeitung“ vom 17. Juni 1818 sagt nämlich der durch mehre höchst schätzbare biographische Notizen empfohlene S. Funke, daß Immermann dem verewigten Bezel einen sehr bedeutenden Rang als Dichter zuerkant und namentlich über dessen „Jeanne d'Arc“ sich also ausgesprochen habe: „Er stelle sie ohne Bedenken in mancher Beziehung höher als die Schiller'sche, und nicht nur der festgehaltenen geschichtlichen Wahrheit, sondern hier und da selbst der poetischen Schönheit und Charakterzeichnung halber, die in ihrer Reinheit wahrhaft Shakspearisch genannt werden könne. Es sei freilich ein Neblingsgedanke von ihm, Immermann, gewesen, das Stück auf die düsseldorfer Bühne zu bringen, es hätten ihm nur die Schauspielers dazu gefehlt; daß es größere Bühnen nicht unternommen, namentlich die berliner, gehöre zu den theatralischen Misere!“

Romanliteratur.

1. Michael de Ruyter. Bilder aus Hollands Marine von Heinrich Schmidt. Vier Bände. Berlin, Simon. 1846. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Michael de Ruyter wird uns als keiner muthwilliger Seierjunge auf den ersten Seiten des Werks bekannt, und das erste Capitel erzählt uns seinen Übergang zur Marine, während das letzte Capitel uns den Tod des Michael Andrianfon de Ruyter, Lieutenant-Admiral-General von Holland und Westfriesland, Ritter des goldenen Vlieses und St.-Michael-Ordens, in Folge einer vor Catania empfangenen Wunde mittheilt. Sein Sarg ward mit Herzogshut und Herzogsmantel geschmückt, welche Würde der Vizekönig von Sicilien dem Lebenden de Ruyter zugebacht hatte. Er war gerade 61 Jahre alt. Die zahlreichen, zwischen diesen zwei Capiteln liegenden Blätter unterhalten uns von den Lebensbegeben und Gesinnungen des Seemanns. Tapferkeit, Muth, Umsicht in der Schlacht.

Treue gegen Freund und Feind, Rechtlichkeit in Geschäften, Bescheidenheit und Frömmigkeit im Leben waren die Eigenschaften welche ihn zierten, während seiner schnellen Carrière vom Seemann eines reichen Kaufmanns zum Flottenkapitän und Befehlshaber eines Dreimasters im Dienste der Generalstaaten der vereinigten Niederlande, sowohl als Contreadmiral über die Flotte wie auch als Commandeur der Flotte, als Viceadmiral von Holland und Friesland u. s. w. Sowol im Schlachtgewühl als im Stillleben, sowohl im Kriegesgetümmel und in politischen Wirren als in seinen Liebesverhältnissen erscheint er uns als das Ideal eines Ehrenmannes, eines Helden, und zahlreiche Anekdoten, Berichte, Gespräche zeigen ihn dem Leser als wahren Christen, guten Familienvater, rechtlichen Bürger: ein erfreuliches Bild, sowohl für den Psychologen als für den am bunten Wechsel der Ereignisse sich Erfreuernden. Als störend erschienen dem Ref. manche Scenen, welche nicht auf de Ruyter's Leben Bezug hatten, doch verjöhnt damit die historische Färbung, welche die Größe von Hollands Marine und deren Verhältnis zu andern Ländern und Marinern mit wahrhaftem patriotischen Stolz verherrlicht. Michael de Ruyter wird oft zur Nebenperson in dieser Verherrlichung; er bleibt immer der Umgebung würdig, wie die Umgebung seiner würdig bleibt. Das vorliegende Werk gehört eigentlich nicht zur Romanliteratur, es hat Anspruch in eine ernstere Kubrik aufgenommen zu werden, wenn auch der Autor selbst bescheidenweise diesen Anspruch nicht macht.

2. Emmerich von Lökely. Romantisches Gemälde aus der Geschichte Ungarns in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, von Karl von Damiq. Drei Theile. Leipzig, Krappe. 1846. 8. 4 Thlr.

Emmerich Graf von Lökely wird von der Geschichte als der Befreier seines Vaterlandes Ungarn von fremder Unterdrückung bezeichnet. Schon sein Vater, Stephan von Lökely, stand an der Spitze der Widerkämpfer, welche sich den Verfolgungen der Protestanten widersetzen; er fiel während der Belagerung seines Schlosses und sein funfzehnjähriger Sohn Emmerich floh zu Georg Ragozy, dem Fürsten von Siebenbürgen, welcher im gleichen Interesse die Ungarn mit Kruppen unterstützte, deren Führung er Emmerich anvertraute. Der Friede von Linz verschaffte den Ungarn die Glaubensfreiheit und die ihnen entriessenen Kirchen wieder, und Emmerich's Tapferkeit half nun den kaiserlichen Waffen 1664 den glorreichen Sieg bei St. Gotthardt über die Türken erkämpfen. Die den Kaiser Leopold I. leitenden Jesuiten suchten indes bald wieder den Ungarn die bewilligten Freiheiten zu entreißen; diese erhoben sich von neuem und Graf Emmerich von Lökely ward von ihnen zum Oberfeldherrn erwählt. Als solcher schwur er, sein Vaterland von der deutschen Herrschaft zu befreien und drang mit seinem Heere sogar bis nach Böhmen vor. Leopold I. suchte nothgedrungen nachzugeben, allein Lökely beharrte in seinem Widerstande und begab sich in den Schutz des Sultans Mohammed IV., welcher ihn zum König von Ungarn ernannte, wodurch ein neuer Krieg mit der Pforte ausbrach. Als die Türken nach der unglücklichen Belagerung Wiens im J. 1683 gänzlich geschlagen wurden, setzte Lökely den Krieg gegen den Kaiser, wiewol mit nicht günstigem Erfolge, fort und ward, von seinen Anhängern verlassen, von der Pforte zum Fürsten von Siebenbürgen ernannt. Auch hier vertrieben, begab er sich nach dem 1689 zwischen dem Kaiser und der Pforte geschlossenen Frieden von Karlowitz auf türkisches Gebiet und endigte 1705 auf einem Landgute bei Nikodemien sein thatenreiches Leben. Dieses ist Lökely's Leben, welches der Verf. in ein romantisches Gewand gekleidet oder vielmehr verkleidet hat, indem er zahlreiche Liebesgeschichten, sowohl die des Helden als die seiner Freunde, hineinsetzt und diese ziemlich breit erzählt. Lökely's Charakter tritt indes immer gleichbedeutend unter den verschiedenen Helden und Abenteurern hervor, und wir verdanken dieser Bearbeitung der Geschichte eine farben- und

wechselreiche Lecture voll regen Lebens und der etwas wilden Romantik jener Zeit.

3. Die Erstochter. Eine Familiengeschichte von S. Gator. Zwei Theile. Danzig, Gerbard. 1845. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

In dem vorliegenden Roman ist nichts zu tadeln, nichts zu loben, es ist eine mit allen Umständen erzählte Familiengeschichte. Der Erbe eines bedeutenden Vermögens heirathet nach dem letzten Willen seines Vaters ein armes Mädchen, läßt sich aber durch die Verführung der großen Welt, durch böses Beispiel und Schmeichelei verlocken, die höhern Kreise der Gesellschaft aufzusuchen, denen er zuletzt durch Auffindung seines alten gräflichen Namens auch wirklich angehört. Seine Frau fühlt sich den Ansprüchen der großen Welt nicht gewachsen, sie stirbt nach langem Gram und er vermählt sich mit einer gefall- und prunkfüchtigen Gräfin, welche mit ihm den größten Theil des Vermögens durchbringt. Nach seinem Tode wird seine Tochter Elisabeth Gesellschaftsdame bei einer alten Marquise, sie verlobt sich mit einem armen Maler, den ihr Vater früher unterstützt hat. Die Marquise vermachte ihr 100,000 Francs und der arme Maler wird als reicher Lord Morton erkannt und im Besig seiner zahlreichen Güter eingesetzt. Ende gut, Alles gut. Diese Geschichte ist ziemlich breit erzählt, doch unterhaltend, wenn der Leser keine allzu großen Ansprüche an Originalität und Genialität stellt. 46.

Notiz.

Die Buddhistenmönche in China.

In der Asiatischen Gesellschaft in London ward jüngst eine Mittheilung des britischen Consuls L. Lay in Amoy verlesen, welche außer der Überlegung der früher vielermähnten Felseninschrift von Ku-Lang-Su (die sich nach dieser Mittheilung als völlig neuern Ursprungs erweist) eine Übertragung des Diploms enthält, welches die Obern eines buddhistischen Klosters einem ihrer Conventualen ausgestellt. Diese Urkunde ist besonders als ein Beweis der von der kaiserlichen Regierung dem Buddhismus gewährten Gunst von Interesse, während man mehr als einmal jene in Verdacht hatte, dieser Religion abgeneigt zu sein, da sie von den Schülern des Kon-fu-tse als kegerisch und abergläubisch betrachtet wurde. Dieses Diplom nun erwähnt die Beweise der Gunst und Bevorzugung, welche die Klöster dieser Sekte vom 7. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung bis auf den heutigen Tag von der chinesischen Regierung erfahren. Hauptsächlich wird darunter die Errichtung von Altären, an denen das Gelübde der Enthaltensamkeit abgelegt wird, und die Lieferung der zu ihrer Verwaltung nöthigen Dinge aufgeführt; ebenso die Verordnungen der Gemeindebehörden, den Anhängern des Buddha keine Hindernisse in den Weg zu legen, wenn dieselben, um sich in den Lehren der Beschaulichkeit zu unterrichten, Reisen unternehmen. Eine Verordnung dieser Art kam schon im 14. Jahrhundert vor. Das Diplom wird als eine Art Paß sowie als eine Bescheinigung betrachtet, daß der Inhaber das Gelübde der Enthaltensamkeit abgelegt. Die von Hrn. Lay übertragene Urkunde dieser Art war einem Mönch ertheilt worden, der als ein Mann von Beobachtungsgabe und Gelehrsamkeit geschildert wird und der von den britischen Behörden beauftragt wurde, Bücher und anderweitige allgemeine Aufschlüsse über seine Religion zu sammeln. Er ist Official des Tschu-Lup-Klosters, welches auf dem Abhange des herrlichen Berges in den Mauern von Fo-Tschau liegt, von wo man die Aussicht auf eine weite und prächtige Landschaft genießt. Kloster und umgebende Gartenanlagen wurden mit Einwilligung der Mönche und der angesehenen Einwohnerchaft von Fo-Tschau dem britischen Consulate daselbst zur Verfügung gestellt. 12.

Montag,

Nr. 26.

26. Januar 1846.

Literarische Findlinge.

(Schluß aus Nr. 25.)

Während Tiedge's nachherigen Aufenthalts in Dresden fand immer ein freundliches Verhältniß zwischen ihm und mir statt. Eines Tags aber auf seinem Zimmer, wo wir verschiedenes Literarisches besprochen hatten, begann er nach kurzem Innehalten: „Sie waren der Erste, der die Nachricht von Wegel's Ausfall gegen meine «Urania» zu Berlin in Umlauf brachte.“ Die Leser wissen bereits, wie es damit zunging. Es war mir nicht die mindeste böse Absicht, oder auch nur ein Muthwille gegen den hochgeachteten Mann in den Sinn gekommen, als bei jener berliner Soirée die Nachricht von jener Satire mir ent schlüpfte. Die Art, wie Tiedge mich bei diesen Worten stritte, würde mir noch weher gethan haben, wenn mein Bewußtsein mich nicht von aller Schuld losgesprochen hätte. Meine freundliche Gesinnung gegen ihn erhielt sich indessen nach wie vor. Ich zweifle fogar, daß der Vorfall Ursache an der Verminderung meiner Besuche bei ihm gewesen. Seine Füße versagten ihm inzwischen bald nachher fast allen Dienst dergestalt, daß er sich in einem Stuhle mit Rädern durch einen Diener Nachmittags oft bis nach der etwa eine Viertelstunde weit von seiner Wohnung am Elbufer gelegenen Schiffmühle fahren zu lassen pflegte, um im dasigen Garten den Kaffee einzunehmen.

Dort, wo ich zuweilen das Bad im Elbströme benutzte, führte mich einmal der Zufall wieder mit ihm zusammen. Auf die Vorwürfe die er mir machte, daß ich ihn recht lange nicht besucht habe, löste ich, in den nächsten Tagen, mein ihm gegebenes Wort, den unterlassenen Besuch nachzuholen. Beim Fortgehen von ihm, nach ziemlich langer, freundlicher Unterhaltung auf seinem Zimmer fragte er noch zuletzt nach Neuigkeiten. Es wäre besser gewesen, wenn ich bei meinem Kopfschütteln geblieben wäre, das ich ihm darauf zur Antwort gab. So aber fiel mir ein, daß ich eben in der Arnold'schen Buchhandlung einen neuen Musenalmanach gekauft und noch in der Tasche hatte. Er bat mich um dessen künftige Communication auf einige Tage, wenn ich ihn würde gelesen haben. Da er sehr begierig auf den Inhalt des Buchs schien, so ruhete ich nicht eher,

bis er solches zurückbehielt, um sich der Lectüre fogletzt unterziehen zu können.

Wie erschraf ich aber, als eine Woche später, wo ich den Musenalmanach noch nicht zurück erhalten, mit zu Ohren kam, daß er eine oder mehre witzige Angriffe von A. W. Schlegel auf Tiedge selbst enthalte. Ich erschraf um so mehr, da ich mich erinnerte, Letzterm gesagt zu haben, daß einzig die in dem Almanach befindlichen Gedichte von Schlegel, von dem lange nichts Derartiges erschienen war, mich zum Kaufe desselben veranlaßt hätten. In meinen fest eben zur Herausgabe sich vorbereitenden „Erinnerungen und Betrachtungen, auf einem langen Lebenswege gesammelt“ dachte ich bei Gelegenheit der Erwähnung der letzten Zeit aus Tiedge's Leben auf diese Geschichte zurückzukommen.

Seit jener für mich wahrhaften Schreckensnachricht konnte ich, bei aller Schuldblosigkeit, es nicht über mich gewinnen, Tiedge wieder zu besuchen, oder auch mir den Almanach, den ich nicht zurück bekam, von ihm mündlich oder schriftlich zu reclamiren. Am dritten Orte noch einmal, ebenfalls durch Zufall, nachher mit ihm zusammengetroffen, habe ich übrigens dessen Fremdblichkeit gegen mich nicht vermindert gefunden. Als Tiedge gestorben war, ist in seiner Wohnung nach diesem Almanache fruchtlos gesucht worden. Da mir kein anderes Exemplar davon je zu Gesicht gekommen, so weiß ich bis diese Stunde noch nicht, worin die Satire auf den Verstorbenen bestanden, ja nicht einmal, ob wirklich eine solche in dem Büchlein vorkommt: Das aber wird man, nach dem hier Mitgetheilten, eingestehen, daß der Zufall eine recht intricate Rolle zwischen Tiedge und mir übernommen hat.

Nachher wurde mir von mehren mit dem Verstorbenen genau bekannt gewesenen Personen versichert, daß Tiedge häufig den ihn besuchenden Freunden, besonders Damen, Bücher dieser Art zum Andenken geschenkt habe, worunter sich zuweilen auch solche befunden, von denen er in Folge seines ihm sehr treulosen Gedächtnisses vergessen, daß sie nicht sein Eigenthum waren. Wahrscheinlich dem Zufalle würde in der Intrigue der höchste Preis zuerkennen sein, hätte er Tiedge's Gedächtniß zu einer solchen Perfidie forciren können, daß ihm auch der Inhalt jenes Almanachs ganz entfallen und er im Stande

gewesen wäre, denselben mit der Satire auf seine eigene Person irgend einer Dame, zu freundlicher Erinnerung an ihn, zu verehren.

Aber zu meinem Thema zurück. Überraschen doch die Wiederabdrücke vor Jahren schon durch öffentliche Blätter bekannt gewordener Aufsätze nicht selten den Verf. selbst, wenn sie zufällig ihm wieder zu Gesicht kommen. Erst vor kurzem ging es mir so beim Durchblättern mehrerer älteren Jahrgänge der „Zeitung für die elegante Welt“. Statt einer fruchtlos gesuchten Abhandlung, die ich hinein geliefert, begegnete meinem Auge in der Nummer vom 18. Mai 1807 ein Sonett, aus Anlaß der von Goethe auch in Sonettenform ausgesprochenen Besorgnis, daß er, der gern aus ganzem Holze schneide, doch wol durch die Schwierigkeiten solcher Form genöthigt sein würde, zuweilen zu leimen, ein damals von mir gefertigtes Sonett, dessen ich mich kaum noch erinnerte. Es hieß:

A n G o e t h e .

Tagtäglich kommt das deutsche Reimgefindel
Mit einem Schwarm Sonette in die Bogen,
Die, aller Dichtung Geist zu unterjochen,
Erbärmlich schreien aus der grauen Bindel.
Ihr armen Würmlein, eure meisten Findel-
Gebäude hat die Zeit schon abgebrochen,
Das Urtheil, das der Meister jetzt gesprochen,
Vertreibt euch vollends nun den Lebenswindel.
Doch, hoher Sänger, laß die feine Wendung
Des Witzes nicht dein eig'nes Schaffen stören,
Und hilf der Sprache ferner rühmlich streiten;
Dein Beispiel geb' auch dieser Form Vollendung,
Bei dir und andern Meistern kann ich's schwören,
Auch das Sonett entzückt aus deutschen Saiten.

Die Keimigkeit hat schwerlich ein Verdienst, als daß sie mir ganz aus der Seele geflossen war, weil ich innig wünschte, gerade er, Goethe, möchte der unvergleichlich schönen Form seine überwiegende Schöpferkraft nicht entziehen. Dabei gestehe ich reumüthig ein, daß meine Beurtheilung der damaligen Sonettfabrikanten eine ungebührliche Annahme war, da ich selbst zu diesem „Reimgefindel“ gehörte. Mehrere, theils in früherer Zeit gedruckte, theils noch nie veröffentlichte Sonette könnten das bezeugen. Zweier davon glaube ich sogar jetzt noch erwähnen zu müssen, obschon diese mir gewiß am wenigsten zur Ehre gereichen.

Wenn es auf dem Gebiete der Wirklichkeit selbst dem von den festesten Grundsätzen Ausgehenden nicht gelingt, seine Ansichten zu einer solchen Stabilität zu bringen, um mit gutem Gewissen von jeder sagen zu dürfen, diese werde ich bis an das Ende meines Lebens behaupten, so ist das noch viel weniger im Reiche der Einbildungskraft der Fall. In diesem hängen oft unsere Urtheile von Verhältnissen und Stimmungen ab, die den folgenden Moment nicht überdauern und daher solchen Urtheilen alle Bedeutung entziehen. Deshalb rieth ich auch zur möglichsten Vorsicht bei Veröffentlichung der Urtheile in den Zeitblättern, damit der Veröffentlichung nicht in der Folge, bei veränderter Meinung,

vielleicht im vollkommensten Widerspruche mit sich selbst erscheine. Das eigene Beispiel erinnert mich soeben, daß dieser Rath unzureichend ist und daß bei Productionen solcher Art es sogar bedenklich wird, ihnen den geringsten Umlauf in der Handschrift zu gestatten. Vor langen Jahren stand einmal ich weiß nicht mehr in welchem öffentlichen Blatte ein gegen das an geachteten Dichterverken versuchte Parodiren oder Travestiren gerichteter Aufsatz.

Welche Parodie dazu Veranlassung gegeben, ist mir entfallen, auch sind alle nähern Umstände mir nicht weniger fremd geworden. Nur Das schwebt noch recht lebendig vor meinem Geiste, daß mir die große Einseitigkeit des Aufsatzes, der solche Parodien als Verbrechen gegen die Poesie behandelte, äußerst misfallen hatte. Für unwahr hielt ich, daß die Schönheit einer hohen Dichtung an dem Witz geistvoller Travestirungen wo nicht ihren Untergang, doch die unbilligste Beeinträchtigung finden sollte. Gerade das Gegentheil, meinte ich; die wichtige Parodie sei vielmehr der beste Probestein eines schönen Gedichts. Nicht lange zuvor waren mir zwei Parodien vorgekommen, beide von demselben Dichter, der Rölller hieß. Sie bezogen sich auf Schiller's „Lied an die Freude“ und auf Schiller's „Glocke“. Die erste ließ sich nicht mißlungen nennen, es gab aber einen Passus darin, welchen der Spötter der Stelle gegenüber wagte, wo der große Schiller dem „Geiste über den Sternen“ die alle Herzen hoherhebende Huldigung darbringt, einen Passus, dessen widerwärtige Gemeinheit das ganze Scherzgedicht in Schatten stellt und entkräftet. Desto gelungener fand ich dagegen Rölller's unter dem Titel „Der Kaffee“ gegebene heitere Parodie auf die „Glocke“ durchgeführt. Aber bei allem Treffenden und Trefflichen derselben war sie doch ganz außer Stande, dem hoherhabenen und gemüthvollen Klange von Schiller's „Glocke“ auch nur den mindesten Eintrag zu thun. Jenes einseitige Urtheil in dem Aufsatz gegen die Parodien beabsichtigte, wenn ich nicht irre, die Proscription der ganzen Gattung solcher Scherze. Daß es von der Schriftstellerin Karoline Pichler, einem damaligen Lieblinge des lesenden Publicums, herrührte, konnte meinem Verdrusse über die von mir als ungerecht betrachtete An- und Absicht der Verfasserin keine Schranken setzen, und so entstanden denn bald nacheinander zwei Sonette, wovon das eine hauptsächlich, das andere ganz allein, gegen diese Schriftstellerin seine Richtung nahm. Ich kannte damals nur erst einige und gerade nicht die ausgezeichnetern ihrer zahlreichen Schriften. Dem Wunsche der Veröffentlichung dieser beiden Scherze, worauf einige meiner nähern Freunde antrugen, mich widersetzend, glaubte ich doch deren Verlangen nach Abschriften um so weniger zurückweisen zu dürfen, da sie mir ihr Wort darauf gaben, keinen weiteren Gebrauch von meinen Scherzreimereien zu machen oder machen zu lassen. Solches ist auch sicher nicht geschehen. Allein diese Freunde sind seitdem von der Erde geschieden, und ich habe nicht erfahren

können, in dessen Hand die mit meinem schriftstellerischen Namen unterzeichneten Blätter sich nunmehr befinden, wenn sie überhaupt noch existiren.

An sich würde solches ganz gleichgültig sein. Doch bei dem jetzigen Druritus, selbst das bedeutungsloseste Geschreibsel eines nur irgendwie öffentlich Bekanntgewordenen nach dessen Tode durch die Druckerpresse unter die Leute zu bringen, könnten wol auch jene Sonette noch künftig in einem Zeitungsblatte erscheinen und mir, dem dann schon Verschiedenen, zum Vorwurfe gemacht werden.

Nicht vor einem solchen noch bei meinem Leben möglichst zu verwahren, bleibt mir nichts übrig, als unter Mittheilung dieser Sonette öffentlich zu erklären, daß die Bestimmung, welche die trübe Quelle derselben gewesen, längst vertrocknete und ich, seit meiner genaueren Bekanntschaft mit mehreren Werken der unlängst verewigten Karoline Pichler, der Ansicht des gebildeten Publicums von ihrem Werthe als Schriftstellerin völlig beigetreten bin, auch jene Scherze um so mehr als eine Versündigung an ihr betrachte, da, allgemeiner Versicherung nach, ihre ganze Persönlichkeit die Verehrung aller mit ihr auch nur einigermaßen in Berührung Gekommener sich zu erwerben mußte. Das erste dieser Sonette, in dem ich übrigens mich selbst nicht verschonte, war folgendes Inhalts:

G u t e r R a t h.

Gold'ne Moral für Rieken und für Löffeln,
Reich' ihnen, Autor, hin in Silberschalen,
Und kann dein Geist das Silber nicht bezahlen,
So thu's in blechernen, verzinn'ten Löffeln.
Dein Laßlicht birg nie thörig unter Scheffeln,
Berklären laß es der Entfagung Dualen,
Dann magst du auch mit etwas dünnem, fahlen
Verstand' ein Fabelchen zusammenspeffeln.
Zum Pindus wähle dir den nächsten Hügel,
Von ihm herab der Leute Herz zu rühren,
Wie Lafontaine' und Rochliz, Laun und Ruchler;
Und daß auch deiner Phantasien Flügel
Der Ruchternheit dich niemals frech entführen,
Sei deine Muse stets Karoline Pichler.

Vom zweiten dieser Sonette bietet mir, wie ich leider soeben wahrnehme, mein Gedächtniß nur den Anfang dar. Es war überschrieben: „Karoline Pichler, geborene v. Greiner“, und begann also:

Fürwahr, ich könnte mit dem Himmel hadern,
Daß er mich in den Weiberrod verstoßen,
Versagte man der Menschheit ohne Hosen
Den Dienst in der Schriftstellerei Geschwadern.

Wenn ich mich aber auch sonach für den Augenblick nur auf Mittheilung dieses Quartetts beschränken muß, so behalte ich mir doch auf den nicht ganz unwahrscheinlichen Fall, daß meine Memorie ein andermal weniger zurückhaltend sein oder sich das Sonett noch unter meinen Papieren auffinden sollte, ausdrücklich vor, solches baldmöglichst vollständig nachzubringen. Nicht etwa als bildete ich mir ein, das Publicum könne durch diese Vervollständigung etwas gewinnen; vielmehr weil ich mir sie selbst schuldig zu sein glaube. Ist es schon in den mei-

sten Fällen keineswegs gewissenhaft, schriftliche Aufträge eines Verstorbenen, welche dieser nicht erweislich der Veröffentlichung nach seinem Tode bestimmte, der Druckerpresse zu übergeben, so wird oft die Gewissenlosigkeit eines dergleichen Verfahrens durch willkürliche Abänderung solcher Aufträge noch um Vieles gesteigert. Dennoch geschieht diese Abänderung allzu oft, zum Theil aus dem Grunde, um wo möglich dem unrechtmäßigerweise Publicirten eine pikantere Würze zu verleihen. Gleiche Interpolationen müßten mir aber um so unerwünschter erscheinen, je aufrichtiger mein Geständniß gewesen ist, daß der achtungswerthen Schriftstellerin unrecht von mir geschehen sei.

Friedrich Laun.

Das Weib in Italien und in den Vereinigten Staaten.

Der Amerikaner J. E. Headley in seinem Reisetagebuch „Letters from Italy“ hält den Italienerinnen seinen schönen Landmännchen gegenüber eine feurige Lobrede. Es gebe kein Land in der Welt, bemerkt er, wo dem Weib mehr Ehrerbietung erwiesen werde und wo man ihm mehr seinen eigenen Weg zu geben gestatte als in den Vereinigten Staaten; aber nirgend auch erscheine es so undankbar für die Stellung und die Macht, die man ihm einräume. „Seid ihr niemals“, fragt er, „auf der Hauptstraße in Newyork, wenn der Diavolus voll war, in vollem Regenguß wieder ausgeflogen, um einer Dame euren Platz zu überlassen, die ihn ohne Bögen und mit einer Gleichgültigkeit in ihrem Wesen annahm, als betrachte sie dies als die geringfügigste Sache von der Welt? Wie kalt und herzlos ihr „Thank ye“, wenn sie überhaupt dankte! Dickens macht dieselbe Bemerkung in Bezug auf die Stage-coaches, ebenso Hamilton. Nun erzeigt einer italienischen Dame eine solche Gefälligkeit, und ihr werdet durch das süßeste Lächeln belohnt werden, das je aus menschlichem Auge strahlte. Ich huldige nicht dem Grundsatz, daß man stets für seine guten Handlungen einen Lohn empfangen müsse; aber wenn meine freundlichsten Dienstleistungen als Fremder so aufgenommen werden, als argwohne man fast, sie seien ungebührliche Suveränitäten, dann kann man nach meinem Gefühl vornehm Lust zur Höflichkeit haben. Das „Grazie Signora“ und das Lächeln, womit eine Italienerin die gewöhnlichste Höflichkeit belohnt, würde das niedrigste Weib in den Augen des Fremden schön erscheinen lassen. Die Italienerinnen werden auch leichter belebt, bis sie Alles um sich heiter gemacht haben; sie ermüden nie durch dasselbe eintönige Aussehen, sondern bidden Ton und Blick nach dem Gedankengange, sei er nun traurig oder frohlich; und endlich sind sie auch aller Höflichkeiten bar und voll des sorgsamsten Mitgeföhls. Ich werde nie eine der ersten Bekanntschaften, die ich in Italien machte, vergessen. Ich war eines Abends bei dem Marquis v. — in Unterhaltung mit einigen Herren begriffen, als der Wirth auf mich mit den Worten zutrat: „Kommen Sie, ich will Sie einer schönen Dame vorstellen.“ Es war in der That das schönste Weib das ich in Italien noch gesehen. Ich entschuldigte mich, indem ich äußerte, ich sei nicht genug im Italienschen bewandert, um mit einem so herrlichen Geschöpfe das Gespräch fortzusetzen, „benn“, fügte ich hinzu, „in diesem Falle muß man sehr gewandt im Sprechen sein und ein Schniger wäre eine Warter.“ „Bah, bah“, antwortete die Schöne, „kommen Sie nur“, und mit diesen Worten ergriff sie mich bei der Schulter und nöthigte mich, ihr zur Seite mich niederzulassen, indem sie ausrief „Nun sprechen Sie!“ Wenn sie halb so verlegen gewesen wäre als ich es war, so hätte ich nicht wieder gutzumachende Fehler begangen; aber das Sub-

müchtige, womit sie des Marquis Vorstellung aufgenommen, stellte schnell mein Selbstvertrauen her und eine halbe Stunde lang robbrecht ich Italiensisch, ohne daß sie sich auch nur einmal veranlaßt gesehen hätte, durch Wort oder Blick zu ver-rathen, daß ich es nicht, wie es sich gehöre, spreche. Dieselbe Rawität findet man allenthalben. Wenn man einem schönen Bauernmädchen begegnet und grüßt sie, so zeigt sie, statt es für eine Beleidigung zu nehmen, eine verlenwisse Reihe Bähne und lacht in der besten Laune darüber. Die Italienerin besißt noch einen andern Reiz, der den Geschöpfen der warmen Himmelsstriche eigenthümlich ist, sie küßt tiefer als die Weiber der kältern Zone und ist weniger im Stande ihre Gefühle zu verbergen. Das dunkle Auge flammt Liebe und Haß in dem Augenblicke, wo sie gefühlt werden, und in seinem innerlichen und leidenschaftlichen Blick liegt eine Beredsamkeit, die tiefer eindringt als irgend eine Sprache. Ihr Wesen ist ganz Leidenschaft, was ihren Bewegungen, ihren Blicken und Worten einen dichterischen Ausdruck verleiht. Es hat ihr Land zum Land des Gesangs, sie selbst zu einem Gegenstand der Theilnahme durch die ganze Welt gemacht. Schöne Augen und Augenbrauen findet man hier häufiger als in Nordamerika. Die Braue ist vor Allem herrlich, nicht nur wegen ihrer Regelmäßigkeit, sondern wegen der seltsamen Beweglichkeit. Sie kann ganz für sich lachen und der herrlichgeformte Bogen ver-ländigt im voraus die geistreichen Dinge, welche ihre Zunge auszusprechen im Begriff steht. Und dann ist ihr Lächeln so süß! Die Italienerin weiß wie man lachen muß und ebenfalls wie man einhergehen muß, was eine amerikanische Dame nicht versteht. Die Amerikanerin hat einen bessern Gang als die Engländerin, die wie ein Grenadier einher schreitet, aber ihr Gang ist immer noch schlecht. Ihre Bewegungen ermangeln der Anmuth, der Leichtigkeit und Natürlichkeit."

Sehr beherzigenswerth nicht nur für amerikanische und eng-lische Damen ist was der Amerikaner an einer andern Stelle über die Tracht des weiblichen Geschlechts bemerkt: „Es ist erstaunlich, daß unsere Damen der lächerlichen Ansicht huldigen, eine schlankte Taille sei und müsse per necessitã schön sein. Nun, viele Italienerinnen würden vor Verdruß weinen, wenn sie eine Taille besäßen, die unsere Damen nur durch langwierige und schmerzliche Kunstmittel zu erlangen suchen. Ich habe den Grund dieser Verschiedenheit in dem Um-stande zu finden geglaubt, daß die Italienerinnen ihre herrli-chen Standbilder fortwährend als Muster vor sich sehen und deshalb sich Mühe geben, sich nach ihnen zu bilden; während unsere Modedamen keine andern Modelle kennen als die ausgestopften Puppen in den Läden der französischen Modehändlerinnen. Wenn ein Künstler es wagen wollte, eine Statue in der Ge-stalt zu meißeln, welche bei uns als die Vollendung harmoni-scher Verhältnisse des weiblichen Körpers betrachtet zu werden scheint, man würde ihn durch Hohngelächter zur Stadt hinaus-treiben. Es ist ein stehender Vorwurf für den Geschmack un-serer Weiber durch die ganze Welt, daß sie durch die That be-haupten, eine französische Puhmacherin verstehe es besser als die Natur, wie sie ihren Körper bilden sollen.“ C'est tout comme chez nous! 26.

Literarische Notizen.

Eine neue englische Novelle.

Ein Vater, der seinen Sohn in die literarische Versamm-lung einführt, ist wenigstens keine alltägliche Erscheinung und das der Fall mit „The foster-brother, a tale of the war of Chiozza. Edited by Leigh Hunt“ (3 Bde., London 1845). Edited heißt hier nicht sowohl herausgegeben als bevorwortet, bevorwortet von dem rühmlichst bekannten Leigh Hunt, Vater des Verf. vom „Foster-brother“, Thornton Hunt. Das Vorwort enthält des Vaters Urtheil über die Leistung des Sohns, die

erste im Novellenfache, und schon daß der Vater die Berühm-lichung gestattet und seine unmaßgebliche Meinung vorgelegt hat, läßt errathen, daß letztere eine günstige. Vielleicht ist sie das ein wenig zu sehr. Mindestens dürfte sie besangen oder partiellisch erscheinen im Betreff des Lobes, welches der Vater dem Sohne ertheilt „wegen seiner graphischen Schilderung der ernstern Elemente lebenshaftiger Liebe“, Stellen, die er zu den besten des Buchs zählt. Thornton Hunt's Feld und Helbin lieben sich allerdings um ihres innern Werthes willen, nicht aus Rücksicht auf den Glanz, den Pomp und die Herrlichkeit, womit sie umgeben sind. Sie bewähren auch ihre Treue und scheuen kein Opfer. Dennoch ist der Ausdruck ihrer Gefühle ein so wilder und zerrissener, daß ihrer Liebe das Sprühe echter Liebe unbewußt fehlt. Im Ganzen verspricht wol das Buch mehr als es hält. Es hat herrliche Scenen, kernige Sprache und malerische Schilderungen. Nur knappt Alles bisweilen nicht recht zusammen. Die einzelnen Theile sind gut gearbeitet, aber fehlerhaft ineinander gefügt. Das Stück spielt auf dem geschichtlichen Boden Benedigs in einer seiner bewegtesten und glänzendsten Perioden. Der Held ist Sebastian Morosini, der wider den Willen seines Vaters Teresa Ardoino liebt, die muthmaßliche Tochter eines Hochver-räthers. Obgleich zur Helbin gewählt, muß sie doch in den Augen der Leser hinter das Sandmädchen Rosa Bardossi zurück-treten. Außerdem wimmelt es von Personen, unter denen auch ein Engländer und versteht sich in einer Hauptrolle. 16.

Zustand des Unterrichtswesens in Italien.

Mazzini, der gewöhnlich als das Haupt und der eigent-liche Vertreter der Giovino Italia genannt wird, ist auch auf dem Gebiete der Literatur sehr rühriger Natur. Sein bedeu-tendes Sprachtalent leistet ihm hierbei treffliche Dienste. Mit gleicher Leichtigkeit bewegt er sich in englischer und französischer wie in italienischer Sprache, und selbst in der deutschen Li-teratur ist er, wie mancher treffliche Auffsatz, den er für irgend eine der englischen Reviews geschrieben hat, beweist, wohl bewandert. Gegenwärtig bringt die „Revue independante“ einen interessanten Aufsatz aus seiner Feder. Derselbe ist der Beleuchtung des öffentlichen Schulwesens im österreichischen Ita-lien gewidmet. Indem wir auf diese leidenschaftliche Darstel-lung aufmerksam machen, sind wir keineswegs geneigt, der Meinung des Verf. etwa durchweg beizupflichten, oder seine Consequenzen unbedingt zu unterschreiben. Man erkennt viel-mehr gleich beim ersten Blick, daß der Verf. zu sehr unter dem Einflusse seiner leidenschaftlichen Abneigung gegen die österreichische Regierung steht, als daß man von ihm eine ruhige Erörterung erwarten könnte. Offenbar hat er die Farben zu düster gewählt, und obgleich wol Manches von Dem, was er anführt, der Begründung nicht ermangeln mag, so schlägt er doch an vielen andern Stellen ohne Zweifel weit über das Ziel hinaus. 17.

Bibliographie.

Erinnerung an Ludw. van Beethoven und die Feier der Enthüllung seines Monumentes zu Bonn am 10. — 12. August 1845. Bonn, Pleimes. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Siebenzig geistliche Kieder. Reßt dem augsbургischen Glaubensbekenntniß. Dsnabrück, Nachpost. 1845. Kl. 8. 7½ Ngr.

Rousseau, J. J., über den Einfluß der schönen Künste auf das Wohl des Staates. Aus dem Französischen von J. Choke. Sudenburg-Magdeburg, Paetz und Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Thomas Morus und sein berühmtes Werk Utopia. Aus dem Englischen übersetzt. Mit bio- und bibliographischer Ein-leitung herausgegeben von G. R. Dettinger. Leipzig, Reclam jun. 8. 22½ Ngr.

Die europäischen Staaten nach ihren innern und äußern politischen Verhältnissen, von Bülow-Cummerow. Altona, Hammerich. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Wo nur der Mann die Zeit hernimmt, das Alles zusammenzuschreiben, was von ihm seit vier Jahren erschienen ist! Doch was kümmert uns das? Wir haben nur danach zu fragen, was er niedergeschrieben und wie es uns behagt hat. Dies unsern Lesern mitzutheilen ist unsere Aufgabe; den Vorwurf der angezeigten Schrift aber gibt der Verf. selbst dahin an: sie solle dem Leser eine Übersicht der gegenwärtigen politischen Stellung der europäischen Staaten nebeneinander gewähren und, um dies zu können, auf die frühern Zustände und auf diejenigen Begebenheiten zurückgehen, aus welchen sich der jetzige Stand der Politik in Europa entwickelt hat. Dann werde zu einer Schilderung der innern Verhältnisse der großen europäischen Völker in Bezug auf Verfassung, Religion, Rechtszustand, Bildungsgrad und materielle Wohlfahrt übergegangen, woraus sich nicht allein ergeben werde, welche Ungleichheit in der geistigen, religiösen und materiellen Entwicklung der Völker bestehe, sondern auch wie verschieden die Richtung sei, welche die einzelnen Regierungen verfolgen und wie ihre Interessen einander gegenüberstehen. Das Resultat hiervon werde sich dahin ergeben, daß das jetzt verfolgte politische System keine Bürgschaft weder für den europäischen Frieden noch für die Existenz der minder mächtigen Völker leiste, daß es vielmehr zur Sicherung der heiligsten Interessen der Nationen einer andern Unterlage bedürfe. Durch welche Mittel und Wege diese zu gewinnen sei und welche Umgestaltungen dies in den innern und äußern Zuständen der Staaten Europas voraussetze, welche Besitzveränderungen und welche Bündnisse dazu nöthig scheinen, damit werde die Schrift schließen.

Wie in einer guten Ouverture einer Oper alle einzelnen Bestandtheile derselben in ihren Grundgedanken angegeben und zu einem Ganzen verbunden sein müssen, hat hier der Verf. die Summe seiner Ausführung übersichtlich zusammengestellt, und dadurch sicher die Wisbegierde seiner Leser angeregt, wie nun alles Dies einzeln durchgeführt worden sein möge, indem jede einzelne An-

deutung ein gewichtiges Thema aufstellt. Wenn nun derselbe dabei noch versichert, daß er keinen Vorwurf darüber von seinen Lesern besorge, mit Freimüthigkeit über die bestehenden Verhältnisse geurtheilt zu haben, da nur die Wahrheit allein zur richtigen Erkenntniß der obwaltenden Mängel und der Abhülfsmittel führe, so wird man ihn um so lieber hören, da man mit ihm gern zugeben wird, daß die Wahrheit oft unangenehm berührt, daß wir jedoch in Zeiten leben, wo die Kenntniß der wahren Lage der Dinge nicht mehr zu unterdrücken ist, wo das durch Schmeichelei verwöhnte Gehör sich daran gewöhnen muß, auch entgegengesetzte Stimmen zu vernehmen, wo die moralische Macht eine Stärke gewonnen hat, welche von der physischen vergeblich bekämpft wird. Sicher wird man es dem politischen Schriftsteller nicht zum Vorwurfe machen, wenn er die Fürsten Europas auf die Nothwendigkeit hinweist, die Zeit zu begreifen und im Geiste der Zeit die Völker zu regieren. Denn die Zeiten sind dahin, wo sich durch Cabinetordres der Lauf der Entwicklung hemmen ließ. Nur die Fürsten, welche die Zeit verstehen, sich mit freiem Geiste über die Sagen der Vorzeit und über die mit der Muttermilch empfangenen Vorurtheile erheben, und die Einsicht und den Muth haben, sich an die Spitze der geistigen Macht der Entwicklung zu stellen, auf ihre gebührende Stelle, nur die werden die Zukunft beherrschen, wenigstens sich in derselben einen ehrenhaften Namen sichern, da diejenigen bald vergessen sein werden, über die die Zeit hinwegrollen wird.

Sern wird man ferner vernehmen, daß dem Verf. der religiöse, eigentlicher noch der moralische Gesichtspunkt von der höchsten Bedeutung ist.

Eine Ahnung davon, daß man bei der Politik die religiöse Ansicht festhalten müsse, hat die in Paris gegründete sogenannte Heilige Allianz gezeigt, welche jedoch, da sie mehr aus dem Gemüthe als aus der Auffassung des höhern Geistes des Christenthums hervorging, nichts weiter werden konnte als ein Wortlaut, der ebenso schnell wieder zerfallen ist als er improvisirt ward. Leider sind wir noch weit entfernt von der Zeit, wo zwischen den Fürsten und ihren Völkern und zwischen den christlichen Völkern unter sich ein heiliger Bund geschlossen werden kann. Koch hat der echte Geist des Christenthums die Völker viel zu wenig durchdrungen, um in ihren Gesinnungen eine Macht auszubilden, die die Eigenliebe auf den Thronen und die Selbstsucht der Einzelnen im Volke zu bändigen ver-

mächte. Noch fehlt der Diplomatie die Gerechtigkeitsliebe und so manchen Regierungen die Achtung vor der rechtmäßigen Freiheit der Völkern, um ein Verdict über Die auszusprechen, welche dieselbe zu verletzen sich begeben lassen. Noch werden in der Politik die Vorschriften der Moral und der Religion nicht als ihre Führerin und Richterin anerkannt, sondern sie werden nur zu oft als eine Maske behandelt, deren man sich bedient, um arge Zwecke zu erreichen.

Unverkennbar inzwischen bleibt jedoch der Einfluss, den die Forschung nach Wahrheit auf die geistige Entwicklung des Zeitalters und auf die Culturverhältnisse der Völker gehabt hat. Ihr danken wir eine größere Klarheit der Anschauungen von Welt, den Menschen und ihren Verhältnissen, helleres Licht in der Moral und dem Vernunftrechte, dem Staats- und Völkerrechte, den Staatswissenschaften und besonders in der Politik.

Ganz besonders hat sie sich zur Vertreterin des Rechtszustandes der Völker gemacht, und durch ihre Vermittelung hat die Geistesfreiheit auch der bürgerlichen Freiheit die Hand gereicht. Wie sie dem Aberglauben ein Grab bereitet hat, wird ihr auch der Unglaube nicht widerstehen können. Die Folgen dieser geistigen Entwicklung sind ganz besonders in praktischer Beziehung als unermesslich zu bezeichnen, indem dadurch die Völker von den Fesseln befreit werden, welche früher ihre Wohlfahrt hemmten. Zwar ist es hierbei in manchen Ländern zu den blutigsten Katastrophen gekommen, aber nur da, wo früher der geistliche und weltliche Despotismus einerseits und die daraus hervorgegangene Entfittlichung und Entartung des Volks sich gewaltsam begegneten und eine plötzliche Umwälzung des unerträglich gewordenen Zustands herbeiführten.

Möge man dies wohl beachten! Es ist von größter Wichtigkeit.

So haben wir denn hiermit den Verf. selbst ankündigen lassen, was und wie er es den Lesern zu bieten beabsichtigt. Jetzt wollen wir zusehen, wie er seine eigene Aufgabe gelöst hat. Daß solches durch eine aneinanderhängende Reihe von Betrachtungen geschehen sei, folgt schon aus der Ankündigung. Wir glauben unserm Verurtheilten Genüge zu leisten, wenn wir die Überschriften davon und das Ergebnis derselben anführen.

1. „Gegenwärtiger Stand der europäischen Politik.“ Bei einem Gemälde, das durch den innigen Zusammenhang aller seiner Theile erst den Abdruck der Idee mit allem Inbegriffe und Zubehör liefern und bewerkstelligen kann, welche dadurch dargestellt werden soll, ist ein Auszug, wodurch eine anschauliche Vorstellung von Dem, was geleistet worden ist, geschaffen würde, etwas Unmögliches. Man muß entweder eine vollständige Beschreibung davon machen, oder nur die hervorstechenden Partien herausheben, oder endlich nur dem Eindrucke Worte geben, den das Ganze oder einzelne Züge in demselben hervorgebracht haben. Das Erstere verbietet schon der Raum, mehr noch der Gehalt des Werks, welches werth ist, durchaus selbst und ganz gelesen zu werden, und worauf unsere Leser aufmerksam zu machen hinreichen wird, wenn wir ihnen die wichtigsten Maximen und Ansichten berichten, von denen der Verf. bei seinen Betrachtungen ausgegangen, oder auf welche er dadurch gekommen ist, so viel möglich mit seinen eigenen Worten:

Am 15. Nov. 1818 gaben die fünf Großmächte, die sich die Befugniß beigelegt haben, das oberste Tribunal der Politik in Europa auszumachen, ein Programm heraus, worin sie erklärten: „daß die Grundsätze des Völkerrechts die einzige Richtschnur ihrer Staatskunst sein sollen.“ Durch diese Erklärung haben sie sich zu der Theorie bekannt, die schon ein Plato und ein Kant in ihren Werken zum ewigen Frieden aufstellten, und mit ihrer überwiegenden Macht die Bürgschaft für Recht, Besitz und Volkswohlfahrt übernommen.

Allerdings ist diese noch darum eine sehr mangelhafte, weil die Erklärung weder diejenigen Sätze des Völkerrechts angibt, welche zur Richtschnur dienen sollen, noch für deren unverbrüchliche Beobachtung eine Real-sicherheit stellt, sondern Alles auf dem persönlichen Festhalten am Vorsatz beruht, dessen eigene Ausleger die sich Verpflichtenden allein sind. Nichtsdestoweniger ist schon durch die Anerkennung der Allgemeinverbindlichkeit der Rechts Herrschaft ungemein viel gewonnen und jene Erklärung von hohem Belange, weil damit ausgesprochen worden ist, daß das Recht über der Politik walte, das Unrecht durch diese nicht gerechtfertigt werden mag; weil ferner jedes Land hiernach sich auf das Recht berufen kann und es dadurch zur Erörterung und zum Austrage gebracht werden muß; endlich weil die Anerkennung des Völkerrechts die Anerkennung der obren Geltung des Vernunftrechts auch im Privat- und im Staatsrechte von selbst mit sich führt, indem das Völkerrecht weiter keine Grundlage hat als eben das Vernunftrecht mit den durch dieses gebilligten positiven Bestimmungen in Verträgen und des Herkommens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Briefe aus der Schweiz.

I.

December 1845.

Den Weg über Leichen, den Fuß durch Blut haben endlich die Jesuiten erreicht, was sie seit lange angestrebt, ihre Residenz auch an einem Schweizerischen Vororte zu nehmen. Am Allerheiligentage (1. November) wurden ihnen in Luzern das Priesterseminar *) und die Pfarrfiliale feierlich übergeben. Am 14. September 1844 war der Vertrag mit der Gesellschaft Jesu unterzeichnet und hierauf ihre Berufung nach manichfachen Umtrieben von Seiten ihrer Partei verfassungswidrig durchgesetzt worden. Welche Ungeseglichkeiten, welche despotischen Gewaltstriebe und Ungerechtigkeiten, welcher Jammer und welches Elend liegen zwischen diesem 14. September 1844 und diesem 1. November 1845! Ein vierzehnmönatlicher Kampf liegt dazwischen, ein Kampf, der dem vom Fanatismus noch nicht angekehrten Theile des Volks zweimal die Waffen in die Hand drückte. Denn wie ohnmächtig die belobten „geistlichen Waffen“ den Jesuiten gegenüber sind, das wußte man nicht erst seit gestern. Aber beide Male wurden, theilweise wenigstens durch eigene Schuld, die Jesuitengegner besiegt. Auch kam durch das einseitige Festhalten eines großen Theils der Cantone an dem Princip der Cantonal-souveraineté kein Tagesungsbeschluss gegen die Jesuiten zu Stande. Hierdurch wurde in Luzern ein Regiment besetzt, das in einem Freistaate, das im 19. Jahrhundert aus Fabelhafte grenzt.

*) Nach einem öffentlichen Blatt sollen, als die Jesuiten einzogen, viele Studenten ausgezogen sein und die Lehranstalt acht Schüler weniger wie das letzte Jahr zählen. Es wäre dies ein Beweis, daß der Volkgeist unter der gebildeten Classe noch nicht völlig unterjocht ist.

Bar nach dem ersten verunglückten Aufstand gegen dieses Regiment der Zustand des Cantons Luzern ein trauriger, wie unseelig mußte er sich erst nach dem mißlungenen zweiten Aufstande gestalten! In das düstere Bild, das von nun an der Canton Luzern darbot, in dies finstere Land des Aberglaubens und des Fanatismus, in diese Nacht der Rechts- und Geseßlosigkeit fiel plötzlich ein heller Sonnenblick, die Befreiung Steiger's, um dessen Haupt sich eine Märtyrerkrone gelegt hatte. Der Subel darüber drang über die Gauen der Schweiz hinaus, und noch war er nicht verstummt, als die verhängnisvolle Ermordung Leu's von Ebersol, der hauptsächlich die Befreiung der Jesuiten durchgesetzt hatte und ein sehr einflußreiches Haupt ihrer Partei war, gleich einem neuen Fluche auf dem unglücklichen Canton lastet. Eine „Mordcomplotsverdächtigung“ im Großen ist seitdem an der Tagesordnung. Zahlreiche Verhaftungen und Auslieferungsgesuchen an andere Cantone wegen Solcher, die bei dem Morde betheiligt sein sollen, kommen noch täglich vor.

Man mußte durchaus für den nun zum Heiligen gestempelten Leu, schon um den auf ihm haftenden Verdacht eines Selbstmordes abzuwenden, einen Mörder haben, den man auch in der Person eines gewissen J. Müller zu entdecken wußte. Er sollte von der liberalen Partei bestochen worden sein; man brachte ihn, wer weiß durch welche Mittel, zu ausführlichen Geständnissen, durch die die Sache noch keineswegs aufgeklärt ist und vielleicht niemals völlig aufgeklärt werden kann. So ist z. B. schwer zu glauben, daß Jemand mit einer Schußwunde wie die Leu's noch „Jesus Maria!“ rufen konnte, wie doch die atemmäßige Angabe lautet; und was dergleichen Widersprüche mehr sind. Wie wenig überhaupt bei Criminaluntersuchungen auf erpreßte Geständnisse zu geben ist, erhellt aus folgendem Beispiel. Man hatte in einer in Luzern, vor etlichen 20 Jahren, geführten Untersuchung wegen Ermordung des Schultheißen Keller eine sich zufällig in der Gegend umhertreibende Bande von Tagelöhnen verhaftet und in sämtliche Landstreicher und Landstreicherinnen das Geständniß des Mordes und des Wissens um den Mord hinein- und wieder herausinquirirt. Da Unformlichkeiten in der Proceur entdeckt wurden, so hatte die Tagsatzung eine eidgenössische Commission niedergesetzt zur Untersuchung der Untersuchung; und da entdeckte man, daß auch nicht ein einziges der gemachten Geständnisse richtig gewesen ist. Diese verächtliche Proceßgeschichte wurde öffentlich bekannt durch eine in Arau erschienene Schrift: „Geschichtliche Darstellung und Prüfung der über die denuncirte Ermordung des Herrn Schultheiß Keller von Luzern verführten Criminalproceur“ (2 Bde., 1826).

Die Geständnisse des „Leuermörders“ boten der jetzigen Regierung Luzerns einen willkommenen, wenn auch sehr wichtigen Grund zur Verhaftung des Großraths Kasimir Pfyster, eines ausgezeichneten, streng rechtlichen, aber liberalen Mannes, an dessen Betheiligung bei dem Morde Leu's nur seine Feinde sich den Anschein gaben zu glauben, um den geistig hochbegabten, ihnen mißfälligen Gegner drei Wochen lang gleich einem Verbrecher im Gefängniß zu halten. Ein Seitenstück dazu bietet das Verfahren gegen die beiden bei dem letzten Freischarenzug betheiligt gewesenen Deutschen, S. Fein und Daffner, die nach einer halbjährigen Gefangenschaft nächstlicher Weise fortgeschleppt wurden, um auf einem ungeheuern Umwege, den sie zum Theil gefesselt machen mußten, endlich in ihre Heimat zu gelangen. Das Gesuch der luzerner Regierung an die Gesandten der Nachbarstaaten, die Betreffenden vom Gebiete der Schweiz fern zu halten, unterstützte der Vorort, als durchaus unangemessen, nicht.

In Luzern hatten sich durch die Zuger Conferenz die kleinen Cantone Wallis und Freiburg enger angeschlossen. Wenn man auch bis jetzt die Verhandlungen dieser Conferenz nicht genau kennt, so läßt sich doch mit Bestimmtheit annehmen, daß es sich dabei um die Wiederherstellung der Klöster und die Maßregeln handelte, den Canton St.-Gallen dem Ul-

tramontanismus zu unterwerfen. Die Conferenz kam durch den bekannten, früher liberal gesinnten Baumgartner, jetzt das Hauptwerkzeug der ultramontanen Partei in St.-Gallen, zu Stande. Die beiden Parteien des Cantons St.-Gallen im Großen Rathe sind sich numerisch ganz gleich (74 gegen 74) und es hängen daher die wichtigsten Fragen dieses Cantons vom blinden Zufall des Looses ab, das ihm denn auch den Apostaten Baumgartner als Landammann zuwarf.*) Unter diesen Umständen war es vorauszusetzen, daß St.-Gallen endlich ein Bisthum und dadurch der Ultramontanismus eine festere und gefährlichere Position in der Schweiz erhalten würde. Die Aufregung unter der katholischen Bevölkerung des Aargau wird fortwährend, wol auch auf Anlaß der Zuger Conferenz, bald durch dieses bald durch jenes Mittel unterhalten. So hat man sogar unlängst von Luzern aus einen Commissair ins Aargau geschickt zur Bildung eines Anti-Rongevereins, um hierdurch die freisinnige Behörde als Begünstiger der deutsch-katholischen Bewegung bei dem römisch-katholischen Volke zu verdächtigen, während trotz der Behauptung des „Rheinischen Beobachter“, diese Bewegung mache sich bereits im Aargau geltend, dies bis jetzt durchaus nicht der Fall ist. Um sich gegen die beständigen Rationationen und Eingriffe des Ultramontanismus einigermaßen in Sicherheit zu setzen, hat der Große Rath des Aargaus beschlossen, wie dies schon früher in Bern geschah, alle Zöglinge des Jesuitenordens von den Staatsprüfungen auszuschließen und ihnen somit die Befähigung zu Staatsämtern und Lehrerstellen zu entziehen.

Die sogenannte conservative Partei im Canton Zürich, die wie gewöhnlich den Affen des Ultramontanismus machte, veranstaltete nach dem Beispiele der oben erwähnten Zuger Conferenz eine ähnliche in Zürich, deren Zweck sein sollte, wenn er auch nicht offen ausgesprochen wurde, unter dem Namen einer Versöhnung der Parteien die ultramontanen Interessen zu fördern. Aber im Schooße der Versammlung selbst, die wenig besucht war, erhoben sich Stimmen gegen die Vorschläge ihrer Häupter. Auf diese Art mißglückte das Manoeuvre gänzlich, wie es denn überhaupt den Anschein hat, daß die conservative Partei nichts conserviren wird als ihre Ohnmacht.

Betrachten wir nach diesem kurzen Überblick die Wirkungen, welche diese Ereignisse auf die Presse äußerten. Die Literatur, dieser Widerhall des Lebens, wird in einem Lande, wo die Politik das Hauptinteresse in Anspruch nimmt, sich auch vorzugsweise damit beschäftigen.

In einem frühern Schreiben wurde mitgetheilt**), wie der unseelige Freischarenzug sich in der Literatur abgepiegelt hatte. Es konnte nicht fehlen, daß ein so wichtiges Ereigniß noch längere Zeit die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen mußte, und so sind denn auch später noch mehrere Broschüren über diesen Gegenstand erschienen, worunter

1. Zweiter Bericht des Hauptmann Ulrich Döfenbein über den Kampf der luzernerischen Flüchtlinge und ihrer Freunde am 31. März und 1. April 1845.

zur Besprechung Anlaß gibt.

Bei jedem geschichtlichen Ereigniß bedarf es erst längerer Zeit, ehe sich ein richtiges und unparteiisches Urtheil darüber bildet. So sprechen die jetzt erscheinenden Schriften, wenn auch noch hier und da einige Sagen im Umlauf sind, von der mystischen Ankunft eines Kuriers vor Luzern im entscheidenden Augenblicke, von Verhandlungen mit luzernerischen Nachhabern und dergleichen, den Obercommandanten Döfenbein von

*) Wie noch immer im Canton Zürich die Liberalen „Strauß“ (Anhänger von Strauß) genannt werden, so heißen jetzt in St.-Gallen die Freisinnigen „Freischärler“. Wie sehr es aber noth thäte, daß gerade in diesem Canton die Schär der Freien größer wäre, zeigt die Wahl Baumgartner's zum Landammann.

**) Vergl. die Mittheilungen in Nr. 118, 119 u. 217 d. Bl. f. 1845. D. Red.

dem Verdacht des Verraths frei. Wahrlich, es bedurfte auch gar keines Verraths zum Mislingen eines in so vielen Hauptstücken verfehlt angelegten Unternehmens. Dieser „Zweite Bericht“, der den Eindruck der Wahrhaftigkeit macht, wenn er auch auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann, geht besonders vom militärischen Standpunkte aus. Große Terzaintenkenntnisse zeigt der mitgetheilte Organisations- und Operationsplan, der, wie ein öffentliches Blatt versichert, nicht erst später zur eigenen Rechtfertigung Dörsenbein's geschrieben wurde, sondern schon zu Anfang Februar 1845 einer Offiziersversammlung in Diken vorgelesen worden war. Dem Entwurf dieses Plans soll Dörsenbein das Obercommando zu danken gehabt haben. Die Zahl der Freischaren, die das Gerücht auf 15,000 hatte anschwellen lassen, gibt der Bericht auf 3499 an. In einem andern Schriftchen: „Notizen und Kritiken, den letzten Freischarenzug betreffend“, wird behauptet, daß diese Zahl, und sie wird da auf 5000 angegeben, zu gering gewesen sei, „um eine Regierung zu stürzen, die durch acht Bataillone regulärer Truppen, einen Landsturm von mehren Tausend Mann und beträchtlichen Bezug aus den kleinen Cantonen gehalten wurde und allen Vortheil der Position für sich gehabt hatte“. Allein es ergibt sich aus dem Berichte Dörsenbein's, daß die erwähnte kleine Zahl zur Ausführung des Plans hingereicht hätte, wenn sie sich nicht selbst bis zur Spurlosigkeit verkleinert hätte durch Auseinanderlaufen, worauf freilich der Luzerner Regierung das Siegen so leicht als möglich gemacht worden war. Auf's neue bestätigt es sich indeß, daß der Angriffsplan der Freischaren weniger schlecht war wie der Vertheidigungsplan des Generals Sonnenberg. Auch will jetzt Dörsenbein im Befig eines Plans sein, „wie der Canton und die Stadt Luzern wirksam vertheidigt werden könnten; da es aber noch nicht ausgemacht sei, ob nicht vielleicht früher oder später neue Unternehmungen in dieser oder jener Form stattfinden, so will der Verf. seine Gedanken über diesen Punkt noch nicht der Öffentlichkeit übergeben“.

Das vorhin erwähnte Schriftchen: „Notizen und Kritiken“, das von einem J. Stur, einem Arzte herrührt, der den Freischarenzug mitgemacht, wäre nicht nennenswerth, wenn nicht auch hierin Sonnenberg vom Verdachte eines großen Generals und Dörsenbein von dem eines Verräthers freigesprochen würde, und wenn nicht der Verf. sein Thema in populärer Sprache höchst naiv und wider seinen Willen komisch behandelte. Er vergleicht z. B. den Freischarenzug mit Napoleon's Feldzug nach Rußland, indem er ihn „ein in vielen Stücken treffendes, wiewol schwaches Nachbild“ davon nennt und zählt die Ursachen des Mislingens jenes Zugs an den Fingern her. Obenan steht der schon oft erwähnte, durch schlechte Einrichtungen des Commissariats herbeigeführte Mangel an Lebensmitteln. Auf der einen Seite Hunger, Durst und Ermattung! „Wie grell steht dagegen hiervon ab, wenn man bedenkt, daß ganze Wagen voll Proviant, Fleisch, Brot, Wein, Schnaps, Würste, Butter, sogar eine ganze Kiste voll schöner Lebkuchen (ein baseler Backwerk) mitgeführt ward“, was Alles dem Feinde in die Hände fiel! (S. 5.) Der gute Doctor bezeichnet als weiteren Grund des Mislingens den Mangel einer „feurigen vaterländischen Arede“ bei Eröffnung des Zugs, als Ermahnung zur Standhaftigkeit und Ausdauer im Kampfe. „Napoleon und Friedrich der Große thaten dasselbe immer bei ähnlichen Gelegenheiten mit gutem Erfolg.“ Am Redehalten fehlt es sonst freilich bei uns in der Schweiz selten. Aber schwerlich würde in diesem Fall die „feurigste“ Rede den linken Flügel gehalten haben, von dem der Verf. selbst sagt, daß in seiner „Furcht und übereilten Flucht das ganze Geheimniß des übeln Ausgangs des Zugs bestand“. Doch der Doctor weiß sich zu trösten. Er meint, wenn die Sache gelungen wäre, so hätte sie vielleicht größere Uebel zur Folge gehabt als die Berufung der Jesuiten. „Indeß“, fährt er fort, „ist der Vortheil hier dennoch auf Seite Dessen, der scheinbar verlor;

wir haben gekämpft, der Sieg ist unser!“ Und noch einen weitem Trost hat er bei der Hand: „Der ganze Hergang lehrt am besten, wie man es im Kriege nicht machen soll.“ (Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

- Beckmann, M., Wilhelm von Lecco. Trauerspiel in fünf Acten. Osnabrück, Reinders. 1845. 12. 15 Rgr.
- Blaha, S., Lebensbilder aus unserer Zeit. Augsburg, Schmid. Kl. 8. 22 1/2 Rgr.
- Neuer Botte aus Nöhren. Ein Haus-, Stadt- und Landmanns-Kalender für alle Provinzen des österreichischen Gesamtreiches auf das Jahr 1846. 56ter Jahrgang. Mit einem Stahlfiche und eingedrucktten Holzschritten. Brünn, Gassl. 4. 7 1/2 Rgr.
- Braun, J. F., Die Bedeutung der lateinischen Schule, mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart und ihre Bedürfnisse. Stuttgart, Schmidt und Spring. Gr. 8. 7 1/2 Rgr.
- Brennglas, A., Römischer Volkskalender für 1846. Mit vielen Holzschritten. Hamburg, Verlagscomptoir. 8. 10 Rgr.
- Gioraventi, Gustav Moraldino der edle Banditensohn. Drei Theile. 3te verbesserte Auflage. Breslau, Kühn. 1845. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Rgr.
- Flir, A., Bilder aus den Kriegzeiten Tirols. Geschichtliche und poetische Erzählungen. Innsbruck, Wagner. 12. 20 Rgr.
- Serber, R., Abbel-Kader und der Christenknabe. Eine Erzählung für das Volk. Ulm, Heerbrandt und Thämel. 8. 7 1/2 Rgr.
- Geschichte von Algier und seiner Eroberung durch die Franzosen. Ulm, Heerbrandt und Thämel. 8. 3 3/4 Rgr.
- Kirsch, R. W., Moderne Streifzüge in Poesie und Prosa. Leipzig, Klemm. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.
- Lang, R. F. v., Die Liebschaften des Jesuiten Jacob Marell. Aus dem Lateinischen. 2te Auflage. Jena. 1845. 16. 4 Rgr.
- Leben und Wirken des Wiguläus Laverius Aloysius Freih. v. Kreittmayr, Churbayerischen geh. Staatskanzlers und Obersten-Lehnprobstes. Mit dem Standbilde desselben. München, Franz. 1845. Gr. 8. 7 1/2 Rgr.
- Lebensgeschichte von Martin Boas, Prediger der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Auszug aus seiner Selbstbiographie. Basel, Bahnmaier. 8. 15 Rgr.
- Leonhard, R. C. v., Taschenbuch für Freunde der Geologie, in allgemein fasslicher Weise bearbeitet. 1ster Jahrgang. Mit einem Stahlfiche, einer Lithographie und mehreren Zwischendrücken. Stuttgart, Schweizerbart. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.
- Löschle, R. J., Erzählungen aus der Geschichte alter und neuer Zeit, mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands und der christlichen Kirche. Zur Erweckung des Sinnes für Geschichte. Breslau, Graf, Barth und Comp. Gr. 8. 12 1/2 Rgr.
- Löwenstein, R., Kindergarten. Gedichte. Nach Zeichnungen von H. Kretschmer. Berlin, Trautwein. 8. 1 Thlr.
- Nachrichten der Berliner Gesellschaft. Sociale Lebensbilder der neuesten Zeit. 1stes bis 4tes Bändchen. Berlin, Hoffmann und Comp. 1845. Gr. 16. 1 Thlr.
- Delcker, L., Fürst und Proletariat. Ein Roman aus der Gegenwart. Zwei Bände. Leipzig, Klemm. 8. 2 Thlr. 15 Rgr.
- Illustrirter Schweizer-Kalender für das Jahr 1846. 1ster Jahrgang. Solothurn. 4. 10 Rgr.
- Dramatisches Berggymnastie auf das Jahr 1845, aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Th. Hell. 23stes Bändchen. Dresden, Arnold. 12. 1 Thlr.

Die europäischen Staaten nach ihren innern und äußern politischen Verhältnissen, von Bülow-Sumnerow.

(Fortsetzung aus Nr. 27.)

Wenn man nun die Erhaltung eines langen Friedens schon als einen gesegneten Erfolg davon ansehen kann,

so muß sich den um ihr Schicksal bekümmerten Völkern die wichtige Frage aufdrängen: Kann die gegenwärtige Übereinstimmung der fünf Großmächte eine feste Garantie für die Zukunft gewähren und ist der bisherige Friedenszustand die Folge des unerschütterlichen Willens derselben, oder verdanken wir ihn mehr zufälligen Umständen?

Die Lösung eben dieser Frage ist mithin die nächste Aufgabe der Untersuchung in diesem Abschnitte. Eine zuverlässige Gewährleistung für die Fortdauer eines Zustandes ist nur in der Einhelligkeit des wohlverstandenen Interesses Derer zu finden, von deren Entschliessungen er abhängt, wogegen eine bloße Erklärung oder wörtliche Versicherung der Übereinstimmung außerdem wenige Sicherheit gibt, weil eben die Veränderungen der Persönlichkeiten und ebenso der Ansichten nach den Umständen sie benimmt. Nachdem der Verf. nun die Tagesgeschichte seit dem Wiener Congresse durchgegangen und die hauptsächlichsten Ereignisse und Verhältnisse, worüber es zu Verhandlungen gekommen ist sowie das Benehmen der Mächte dabei beleuchtet hat, kommt er zu dem Ergebnisse, daß ein fester und dauerhafter politischer Zustand in Europa keineswegs begründet, sondern die glückliche Erhaltung des Friedens vorzüglich nur dem Zusammentreffen so mancherlei zufälliger Umstände zuzuschreiben sei, und daß ein von allen Mächten befolgtes durchgreifendes System sich überall nicht kundgebe. Die wichtigsten Punkte der Veruneinigung und widerstrebender Interessen, soweit deren Vertagung möglich gewesen ist, sind alle nicht erledigt, sondern nur auf gelegener Zeit verschoben worden; sie müssen also über kurz oder lang zur Entscheidung kommen. Man kann füglich hinzusetzen, daß auch diejenigen Dinge, welche zu irgend einer Erledigung gebracht werden mußten, weil sie nicht im gährenden Zustande belassen werden konnten, nicht im übereinstimmenden Interesse aller Mächte geschlichtet worden sind, sondern nur nach dem drängenden Bedürfnisse der zunächst theilhaftigen, sodas sie dadurch nicht

schließlich abgethan sind, vielmehr nur mehr Zunder angehäuft worden ist, gar sehr empfänglich, durch hineingeworfene Funken entzündet zu werden.

Überall aber zeigt es sich, daß es sowol an einem welt- und staatsweisen Grundprincipe der Handlungsweise als an dem gehörigen Muthe gefehlt hat, sich dadurch leiten zu lassen und es zur Geltung zu bringen.

Hiermit würde der Überschrift dieses Abschnitts Genüge gethan sein; allein derselbe enthält noch mehr als jene besagt, denn er umfaßt zugleich die Vorbereitung des allerletzten. Um nämlich sich darüber Rechenschaft zu geben, worauf die Bewahrung des Friedens in Europa hauptsächlich beruhe und worauf es dabei ankommt,

muß man sich eine möglichst zulängliche Übersicht der voneinander abweichenden sachlichen und persönlichen Verhältnisse der größern Volksstämme und ihrer Beherrscher zu verschaffen trachten, um daraus zu entnehmen, was für die Wohlfahrt jener geschehen könne und müsse.

Der erste und wichtigste Punkt hierbei ist der Verfassungszustand.

Man darf sich darüber nicht täuschen; der Streit über die Verfassungsfrage, der seit 50 Jahren die Gemüther so sehr bewegt, betrifft die Herrschaft der Rechtsföhrheit oder der Willkür. Willkürherrschaft oder Absolutismus werden nicht selten, aber ganz zur Ungebühr mit Hoheit oder Souverainetät verwechselt.

Ja Solches geschieht oft absichtlich, um unter dem Deckmantel dieser jene zu erhalten oder zu befestigen. Aber ein Despot regiert nicht Staatsbürger, sondern gebietet über verstand- und willenlose Wesen in Allem was den Staat angeht, also in staatlicher Beziehung über keine Menschen. Ein sich selbst, seine Bestimmung und seinen Beruf erkennender Mensch kann sich nicht entbrechen, seine Einsicht und seinen individuellen Willen einem Gemeinwillen zu unterwerfen, in welchem die Vernunft, so viel unter Menschen möglich, waltet und sich kund gibt; aber er kann nie, der Willkür zu gehorchen, eine Obliegenheit erkennen, weil er sich eben dadurch zum Sklaven macht. Nur in der Zeit der rohesten Unwissenheit konnte von einem Rechte der Sklaverei die Rede sein.

Da das Wort „Willkürherrschaft oder Autokratie“ in der öffentlichen Meinung aller gebildeten Völker bereits verdammt ist und hiernach nur verworfen werden kann, hat die Schmeichelei es mit einem andern Namen zu vertauschen gesucht, mit dem „des göttlichen Rechts“.

Fragen wir aber nach den Urkunden seiner Einsetzung, so muß die Wahrhaftigkeit eingestehen, daß diese weder in der Offenbarung noch in der Natur irgendwo aufzufinden sind. Denn in der Natur ist Alles an feste Gesetze gebunden, nirgend auch nur eine Spur von Willkür; aus Gott aber, dem ewig unabänderlichen Selbstgesetze, kann keine Offenbarung des Gegentheils hervorgehen. Herrschaft des Gesetzes und Willkür schließen einander völlig aus. Die Gnade Gottes hat jedem Menschen seine Stellung in der Welt angewiesen, und es kann Niemandem ein vorzüglicherer oder ausschließlicher Anspruch auf diese Gnade angeboren sein. Wenn sie eine höhere Stufe in der bürgerlichen Gesellschaft zugetheilt hat, thut wohl, sich daran allezeit zu erinnern, um ihr nicht zumider zu handeln, sondern seinen Beruf zu erfüllen; aber diese Demuth ist kein Rechtsmittel, so wenig als die Benennung Knecht der Knechte Gottes die Befugniß zur dreifachen Krone enthält.

Der in der Zeit sich ausgebildete Verfassungszustand der europaischen Reiche wird einzeln geschichtlich vom Verf. kurz entwickelt, und zeigt als übereinstimmende Erscheinung, daß überall die Leibeigenschaft erst im Mittelalter in den Zeiten der finsternen Unwissenheit und Noth und der über alles herrschenden Eigenmacht entstanden ist; daß neben ihr der Erbadel aufgetreten und sich über den freien Bürgerstand emporgeschwungen hat; daß ferner nur diejenigen Stände, welche sich in der Lage befanden, die Macht und die Absichten der Fürsten zu unterstützen oder zu behindern, politische Bedeutung behielten oder erhielten; daß diese Stände vermöge des sich in ihnen ausbildenden Kastengeistes nur ihre Sonderinteressen hegten, und deshalb sich nicht nur untereinander möglichst Abbruch zu thun, sondern auch die Fürstenmacht sich botmäßig zu machen trachteten, wobei die Förderung des Gemeinwohls unmöglich fiel; daß eben darum die Fürsten nicht anstehen konnten, sich und das Land von solchem Joche zu befreien, und daß dies durchgängig gelungen ist, wenn schon nicht immer durch löbliche Mittel. Die Erwerbung der Landeshoheit und später der Souverainetät ist sonach der geschichtliche Durchgang gewesen zum Untergange der zersplitterten und selbstfüchtigen Ständeherrschaft und besonders zur Brechung der der Staatsgewalt widerstrebenden Vasallenmacht, damit ein über das gesammte Volk sich erstreckender Rechtszustand und eine Staatsverwaltung möglich würde, welche das Wohl aller Einzelnen gleichmäßig in der Gesamtheit sich zum Ziele stecken kann. In dem Grade, als die alte Ständetheilung und Verfassung sich zu erhalten vermocht hat, sind die Regierungen ohnmächtig und die Völker im Wachsthum ihres physischen und moralischen Zustandes zurückgeblieben. Polen, Ungarn und Schweden liefern den Beleg dazu. Allein diese Übergangsperiode in der Ausbildung des Völkerzustandes darf nicht als etwas Dauerhaftes, nicht als das Ziel der Ausbildung angesehen, nicht der Absolutismus und die Alleinherrschaft als die Frucht der Entwicklung vor ihrer Reife gebrochen, sondern der saure Saft muß erst süß gekocht werden. Dem Herrschaft drückt überall ein Verhältniß aus, dem die Moral und das Recht nur für

Einrichtungen Geltung gestattet, die vermöge ihrer Vernunftmäßigkeit ihnen keinen Eintrag thun können, niemals in Betreff der Untergebung von Menschen unter Menschen, von denen keiner untrüglich ist, vielmehr durch seinen Unverstand oder verkehrten Willen auch die ihm Schorhenden zur Vernunftverleugnung nöthigen würde. Ein unvernünftiger Mensch hat weder Rechte noch Pflichten; ebenso kann eine vernunftwidrige Staatseinrichtung oder Verfassung keine rechtmäßige sein. Menschen und Völker können und sollen wol regiert, aber durchaus nicht beherrscht werden. Diesen gewaltigen Unterschied zur allseitigen Erkennung und Anerkennung zu bringen und die Einrichtungen so zu treffen, daß Dieses vermieden, Jenes dadurch erreicht wird, Das ist eben der Vorwurf und die Beschäftigung der Zeit in der wir leben. Je vollständiger und allseitiger dies eingesehen und beherzigt wird, desto friedlicher und heilsamer wird sie sich gestalten, wie umgekehrt es ganz unmöglich ist, daß Krämpfe und Zuckungen ausbleiben.

Es erwächst aus dieser Betrachtung unausbleiblich die Frage:

Ist nicht eine solche Regierungsform ausfindig zu machen, in welcher die unverkennbaren Vortheile des Alleinregierens bewahrt und die ebenso offenbaren Nachtheile der Alleinherrschaft vermieden werden, durch welche also, mit andern Worten, alle Willkür möglichst ausgeschlossen, hingegen das Walten der Vernunft zur allgemeinen Wohlfahrt aufgeschlossen wird?

Für alle Länder ist die Lösung dieser Frage von der höchsten Wichtigkeit, aber für keine mehr als für Preußen und Oestreich. Für diese ist es eine Lebensfrage; dies nicht bloß darum, weil sie thatsächlich in die Krisis schon eingetreten sind, bevor noch die schätzbaren Heilmittel erkannt und bereitet sind, vornehmlich aber darum, weil die Fortdauer ihres Lebensbestandes von der kräftigen Genesung von dem Fieber abhängt, das sie jetzt fühlbar schüttelt.

Völker, die in der Entwicklung bereits vorgeschritten und durch diese zum Bewußtsein ihrer Stellung gekommen sind, können nicht in der Unmündigkeit erhalten werden, folglich nicht ohne Theilnahme an der Regierung und ohne dazu geschickte Organe, mithin nicht ohne Verfassungseinrichtungen verwaltet werden, wenn man sie nicht entweder zur Thierheit erniedrigen und nicht bloß ihre Menschenwürde, sondern auch, wie die Griechen und Römer, die Turken, Russen, Italiener und Spanier es gezeigt haben, ihre menschlichen Kraftvorzüge zerstören, oder aber in ihnen selbst die Besorgniß solcher Vererbung, die Reizung zum Widerstande und das Bestreben ansuchen will, abzumüthigen, was ihnen wider Recht und Billigkeit ver sagt wird. Bevor also im Herzen von Europa ein solcher Rechtszustand nicht hergestellt ist, liegt es außer aller Berechnung, wohin das Zögern oder Weigern führen werde, und die Ruhe Europas hat keinen sichern Boden.

So wie der Verf. auf dem Wege historischer Betrachtung dies Urtheil gefunden hat, fährt er nun weiter fort statistisch abzuwägen, wie der gegenwärtige innere und äußere Stand der Verhältnisse der bedeutsamen Länder beschaffen ist, und wie weit sie besonders in der gesellschaftlichen Ausbildung vorgeschritten sind, um hieraus das Maß ihrer moralischen und physischen Kräfte wie das Gewicht der Besorgnisse oder Hoffnungen ab-

zunehmen, welche sich daraus für die Ruhe Europas ergeben.

Das System des Gleichgewichts, dem noch die Politik allgemein huldigt, haftet besonders an dem Umfange des Staatsgebiets derjenigen Mächte, welche das Gleichgewicht halten sollen, und ist deshalb vor Allem ängstlich dahinter her, jeden Territorialzuwachs möglichst zu hindern, den Besitzstand aber zu erhalten. Indessen ist dies von vornherein ein arger Irrthum, da die Zugabe eines Landestheils ebenso wol eine Schwächung als Stärkung der zur Verfügung stehenden Macht sein kann. Weder in dem Umfange noch überhaupt in den materiellen Mitteln der Länder beruht die Macht der Staaten, sondern es fließen darauf noch viele andere Verhältnisse und Kräfte ein, die sich ganz außer der Controlle und Einwirkung der auswärtigen Mächte befinden. Zudem bildet der Umfang und die Bevölkerung eines Landes selbst nur einen geringern Bestandtheil seiner materiellen Macht; die Fruchtbarkeit des Bodens, die Gewerthätigkeit und Handelsbetriebsamkeit seiner Bewohner, der Capitalvorrath und die Ordnung im Staatshaushalte wiegen noch schwerer. Höher noch stehen ein zweckmäßiger Verwaltungorganismus, innige Vereinbarung aller Staatskräfte, leichte Benutzung der zu Gebote stehenden Mittel, Einverständnis zwischen Regierung und Volk, Gemeingeist und Vaterlandsliebe, geistige Überlegenheit in der Einsicht und Willenskraft. Das Wichtigste von Allem ist, daß im Falle irgend eines Kampfes das gemeinsame Interesse der Gesamtheit durch ein kerniges Volk und eine mit ihm eng verbundene weise Regierung verteidigt werde.

Dahingegen ist es ein Vorurtheil, daß die Alleinherrschaft vermöge der Vereinigung aller Kräfte die größte Stärke verschaffe. Die Widerlegung führen China, Tibet, die Türkei, Rußland. Sie ist nur dann mächtig, wenn sie es versteht, dem frei erhaltenen Willen der Einzelnen eine Richtung auf ein gemeinschaftliches Ziel zu geben; aber sie versinkt in dem Grade in Ohnmacht, als die Freiheit der Bürger durch sie unterjocht wird. Wie sich überhaupt freie Kraftentwicklung oder Arbeit zu erzwungener verhält, so die Leistung eines Volks von Staatsbürgern zu der schweigend-unterthäniger Landesbewohner.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Briefe aus der Schweiz.

I.

(Fortsetzung aus Nr. 27.)

In einer klaren, würdigen Sprache ist folgende Schrift abgefaßt:

2. Das rothe Büchlein oder der Freischarenzug und das Schicksal der Gefangenen in Luzern im März und April 1845. Dargestellt nach zuverlässigen Quellen und Berichten von Augenzeugen. Bern 1845.

Su diesen Quellen, aus denen der Verf. schöpft, gehört unter andern die in d. Bl. schon früher besprochene Schrift: „Die schweizerische Jesuitenfrage in ihrer staats- und völkerrechtlichen Bedeutung“ (Tübingen 1845).

Von frühester Zeit an ist der Ultramontanismus, obwohl jedem geistigen Fortschritte der Völker abhold, doch selbst fort-

geschritten, da wo es ihm möglich war, in der Ausdehnung seiner geistlichen Macht. In keinem Lande wol tritt dies augenfälliger hervor wie in der Schweiz, und wieder in keinem Canton mehr wie in Luzern. Der Verf. der genannten Schrift weist dieses Schritt für Schritt nach. Und welch ein Gemälde rollt sich da vor unsern Augen auf, von dem ersten wichtigen Siege des ultramontanen Klerus im J. 1833 durch Verwerfung des Entwurfs einer verbesserten Bundesverfassung in Luzern bis zu seinem vollständigen Siege im Herbst 1844, den er in der Jesuitenberufung feierte! Wäre jene Bundesrevision damals erfolgt, deren Anregung unter Andern auch von einem der ausgezeichnetsten liberalen Staatsmänner Luzerns ausgegangen war, viel Herwürfnis und Hader, viel Noth und Elend wäre vielleicht der Schweiz erspart worden!

Die Bundesrevision für einmal beseitigt, hatte der Klerus freien Spielraum; doch wurde nie plötzlich gehandelt, sondern nach und nach der Grund gelegt, auf dem das Jesuitengebäude später aufgeführt wurde. Aber ehe es dastand auf den Beschränkungen der Pressfreiheit und des Vereinsrechts, auf den Hemmungen im Erziehungswesen und dem Systeme der Verdächtigung, auf dem Fanatismus eines großen Theils des Volks und auf einer Verfassungsverletzung, da protestirte ein anderer Theil des bewaffneten Volks vergeblich dagegen, wie schon oben angedeutet wurde.

Bei der Erzählung des ersten Freischarenzugs in der genannten Schrift entsetzt man sich über den unbegreiflichen Leichtsin, womit er begonnen wurde. Haben seine Leiter die ungeheure Verantwortlichkeit nicht eingesehen, die sie durch ein so wenig vorbereitetes Unternehmen auf sich luden? Den einen Tag wurde es beschlossen und den andern schon Schritt man zur Ausführung! Dennoch bekam man, bei der Rathlosigkeit der luzerner Regierung, den Sieg in der Hand, ließ ihn aber fahren, weil ein kräftiges Zusammenwirken, ein muthiger Entschluß fehlte! Vier Monate darauf, ausgefüllt mit Gewaltstreichen und Verfolgungen der sich schrecklich rächenden, so leichten Kaufs davon gekommenen Regierung, erhob sich eine größere Masse: die zahlreichen luzernischen Flüchtlinge, unterstützt von ihren Freunden aus mehreren Nachbarantonen. Sie erhoben sich nach größerer Überlegung, mit größerer Zuversicht, um in größerem Maßstabe dasselbe Spiel wieder zu verlieren! Wieder hatte die Regierung gezittert, ihre Lage war weit schwieriger wie am 8. Dec. 1844; wieder hatten die Freischaren den Sieg in der Hand, und wieder, im Allgemeinen aus ähnlichen Ursachen wie früher, ließen sie ihn fallen!

Sieben Monate sind seitdem verfloßen, und doch, wenn man die ausführlichen Berichte dieses Ereignisses, wie sie die vorliegende Schrift gibt, die von keinem Freunde der luzerner Regierung herrührt, wieder an sich vorübergehen läßt, behält neben dem Bewundern des Muthes und der Ausdauer einzelner Abtheilungen der Freischaren und neben dem Abscheu vor den Greueln, an wehrlosen Gefangenen von Seiten der Sieger verübt, neben dem Borne über die Roheit dieser Racheausbrüche dennoch der Unmuth die Oberhand, der Unmuth über selbstverschuldetes grenzenloses Unheil, das hätte abgewendet werden können!

Die Veranlassung zu diesen nicht gesetzlichen Freischarenkämpfen ist freilich anderwärts zu suchen als in dem „Reiben des Radicalismus“, wie der sogenannte Conservatismus, der mit dem Romanismus auf freundschaftlichem Fuße steht, immer noch glauben machen will. Sie ist zu suchen in den eigenen Reiben der Ultramontanen, die, eine immer enger geschlossene Phalanx bildend, ihren einmal begonnenen Weg in der Schweiz fortsetzen. Wird sich diese Phalanx brechen an dem Damme, den ihr Deutschland in seiner jetzigen Opposition gegen Rom setzt?

Der Verf. der erwähnten Schrift stellt am Schluß eine Rechnung auf, wonach die Berufung der Jesuiten nach Luzern bis jetzt baare zwei Millionen gekostet hat. „Und wer“, ruft er aus, „schlägt die 400 gepöppelten Menschenleben, den Ruin so mancher braven Familie an?“

Nach den Vorgängen und Thatsachen, die wir soeben erwähnt, nimmt sich ein anderer Schriftsteller:

3. Der Jesuitismus treu geschildert von einem unbefangenen Protestanten Zürichs. Zweite vermehrte Auflage. Zürich. 1845. Gr. 8. 5 Rgr.

sonderbar genug aus. Ein in Zürich bekannter Kryptokatholik und Jesuit hat es zwar für nöthig gefunden, öffentlich zu erklären, daß er nicht der Verf. genannter Schrift sei; dies hält uns indeß nicht ab, zu behaupten, daß, wenn nicht gerade Dieser, so doch ein Anderer dieses Gelehrters der Verf. sein muß. Die Maske des „unbefangenen Protestanten“ sitzt zu schlecht, als daß sie nicht leicht, schon einiger Kleinigkeiten wegen, zu durchschauen wäre. So heißt es z. B. in dem jesuitengefährlichen Abriß, den er gibt: „Sgnaz Loyola, Altersgenosse der Reformatoren, war nicht Bauersohn wie der Augustinermönch, er war der Sohn eines Mannes, der zum höchsten Adel Spaniens gehörte“, und dergleichen mehr. Am auffallendsten aber ist es, daß er im Namen des Principes der Geistfreiheit gegen die Intoleranz in Beziehung auf die Jesuiten eifert und ihre Gegner in einem Athem „schreibselige Idioten, Bedlamiten, politische Marktschreier, geistliche Seelen“ u. s. w. schimpft, die „hirnlose Lasterungen“ gegen sie austreiben. Wenn der Verf. von den Protestanten sagt, daß sie als solche ihr eigenes Urtheil nicht für untrüglich halten dürfen, so erinnert es an Das, was vor zwei Jahren bei Gelegenheit einer Discussion im Wallis über das Verbot des Gottesdienstes der dortigen Protestanten zur Sprache kam. Es hieß nämlich, als davon die Rede war, daß der Ausübung des katholischen Cultus in den protestantischen Cantonen kein Hinderniß in den Weg gelegt würde: da der Protestantismus keinen Anspruch darauf mache, die allein seligmachende Kirche zu sein, so habe er auch deshalb nicht nöthig, sich der Ausübung anderer Culten zu widersetzen. Wenn der Protestantismus, weil er Protestantismus ist, sein eigenes Urtheil nicht für untrüglich halten soll, so muß er noch viel weniger das des stabilen Katholicismus dafür gelten lassen. Dies mag der verkappte „unbefangene Protestant“ fühlen, denn er holt sich Succurs und bringt ein ganzes Schock der den Jesuiten günstigen Urtheile in allen Sprachen herbei. Unter den deutschen Schriftstellern läßt er besonders Renzel als Verfechter der Jesuiten hervor-glänzen. Auch werden mehrere ihnen günstige Urtheile von ungenannten Schriftstellern angeführt, was immerhin verdächtig ist. Welch schöne Gegenrechnung ließe sich da aufstellen, und wenn man dann die günstigen von den ungünstigen Urtheilen abzüge, welche schöne Summe bliebe da von den letztern!

Unter die Verdienste, welche sich die Jesuiten um die Menschheit erworben, wird S. 5 auch gerechnet, daß sie es waren, „die zuerst mit rühmlichem Beispiele in dem edlen Bestreben den Sklavenhandel abzuschaffen vorangegangen“, und doch machen sie, trotz aller ihrer gerühmten Verdienste um die Wissenschaft, die Menschen, die in ihren Kreis treten, zu Sklaven durch die unbedingte Unterwerfung unter den Willen eines Einzelnen, was ja das Fundament ihres gefährlichen Ordens ist. Gegen einen andern ihrer Hauptgrundsätze, der ihnen vielfach vorgeworfen wird, daß der Zweck die Mittel heilige, weiß der Verf. nichts Anderes zu sagen als daß den ersten Christen der Vorwurf, als handelten sie nach diesem Lehrsatz, von den Pharisiern, Sadducäern und Heiden gemacht worden sei; daß die „modernen Heiden, Strauß, Wauer, Ruge, Feuerbach und andere solche Kraftgenies“ diesen Grundsatz befolgten, daß ihm Luther und Zwingli nicht abhold gewesen, daß der Deutsche Bundestag ihn bei dem „Zungen Deutschland“ entdeckt habe und daß vor Allem der Schweizerische Rationalismus nach ihm handle.

Nachdem der Verf. den Vorwurf der Herrschsucht und den des Einmischens in die Politik von Seiten der Jesuiten als dem Hauptzweck der Stiftung entgegen durch mehrere Citate widerlegt zu haben glaubt, führt er noch an, was der

mainzer Bischof Kaiser im J. 1839 in der heffen-darmstädtischen Kammer sagte: „Die Jesuiten sollen hier und da in Spanien, Portugal und Frankreich herrschsüchtig gewesen sein und sich ihrem Berufe zuwider in weltliche Staats- und politische Hände gemischt haben. Je nun, herrschen ist süß und wer es kann, schlägt es gewöhnlich nicht aus.“ Und das soll auch ein Beweis sein, daß die Jesuiten nicht herrschsüchtig sind.

Eine neue Ansicht wird hinsichtlich der französischen Revolution entwickelt. Sie soll nicht entstanden sein durch das Herabsetzen des größern Theils der französischen Nation, nicht durch die Anmaßungen eines ausschweifenden Adels, eines übermüthigen Klerus, nicht durch die Verschwendungen eines zügellosen Hofes, sie soll entstanden sein durch die Aufhebung des Jesuitenordens, die das Werk der Leidenschaft und der Hab-sucht gewesen sein soll.

Einen starken Contrast zu dieser von plumpen Lobeserhebungen und Rechtfertigungen der Jesuiten überfließenden Broschüre, zu diesen Unschulds- und Tugendzeugnissen, die ihnen darin ausgestellt sind, bildet das folgende Schriftchen:

4. Geheim Verhaltungsbefehle der Jesuiten. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 1845. 8. 5 Rgr.

Nach der Vorrede soll diese merkwürdige Urkunde aus einem in Beschlag genommenen Jesuitencolleg stammen, im vorigen Jahrhundert in Baiern gedruckt worden sein und hier die sorgfältige Übertragung des lateinischen Urtextes folgen. Der vorhin abgehandelte „unbefangene Protestant“ nennt die „Monita secreta“ eine Hauptquelle der Lasterungen der Jesuitenfeinde, und wirft dem Professor Jordan in Marburg vor, sie hauptsächlich bei seinem berühmten Pasquill „Die Jesuiten und der Jesuitismus“ (1839) benutzt zu haben. Für die Echtheit dieser Urkunde spricht deren Inhalt, der mit Allem, was man von den Grundsätzen und der Wirksamkeit des Jesuitenordens weiß, übereinstimmt. Es wird in diesen Verhaltungsbefehlen Anweisung erteilt in der Heuchelei, der Falschheit, dem Betrug, der List gegenüber den Fürsten, den geistlichen Orden und andern Classen der Gesellschaft. So handeln z. B. einige Capitel nur davon, wie man Witwen gewinnen soll, um über ihr Vermögen verfügen zu können. Hier auch eine Probe von der lächerlichen Sophistik, die sich darin findet: „Die Unsern dürfen nur in reichen Städten Collegien gründen, denn der Zweck unserer Gesellschaft ist, Christus dem Herrn nachzuahmen (!), der sich vorzugsweise in Jerusalem aufhielt und an kleinen Orten durchreiste.“

Die Verlagsbuchhandlung stellte den Preis dieses Heftchens nur auf 18 Kreuzer, um ihm eine recht weite Verbreitung zu sichern.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Die böhmischen Harfenmädchen Zigeunerinnen.

Der englische Reisende in Deutschland, welcher dem „Athenaeum“ Berichte liefert, aus denen in diesen Blättern Mehreres mitgetheilt wurde, schreibt neuerlich, er habe sich gesüßigt, in einem neuern englischen Reisewerk einen Schnitzer zu finden, den man nur einem oberflächlichen Franzosen zu gute halten würde. Dieser Tourist habe nämlich mit eben der Kavetät, womit jener Franzose sich gewundert habe, einen böhmischen Grafen, den man ihm vorgestellt, „blond“ zu finden, die Böhmen (Bohemians) mit den Zigeunern (Gipsies) für gleichbedeutend gehalten, indem er bemerkt, die Augen der böhmischen Harfenmädchen hätten nicht den dem Zigeunerstamme eigenthümlichen Schnitt der Augen. Sein Landsmann bedauert ihm nun, daß diese Wächter des Erzgebirges zum größten Theil nicht nur nicht dem Zigeunerstamme, sondern nicht einmal dem slavischen oder czechischen angehören, sondern Deutschböhmen und ebenso gut germanischen Ursprungs sind als die Bewohner Schandaus, wo er diese Künstlerinnen zum erstenmal erblickte.

12.

Donnerstag,

Nr. 29.

29. Januar 1846.

Die europäischen Staaten nach ihren innern und äußern politischen Verhältnissen, von Bülow-Sumnerow.

(Fortsetzung aus Nr. 28.)

Ein anderer höchst gefährlicher Mißverstand hat sich in den Gebrauch des Wortes conservativ eingeschlichen, indem man es „erhaltend“ übersetzt, wo es „festhaltend“ heißen sollte. Wie es die höchste Inconsequenz ist, im Schlechten consequent zu sein, so ist die künstliche oder gewaltsame Festhaltung Dessen, was an sich oder seiner Würdigung nach unhaltbar ist, durchaus destructiv. „Nur dann ist ein Verfahren conservativ, wenn es auf die Bewahrung Dessen gerichtet ist, was zu bestehen werth ist.“ Wendet man dies auf die sichtbaren Bestrebungen der Politik mancher Gegenden an, kann man nicht in Abrede stellen, daß es entweder nur die liebgewonnene Gewohnheit ist, oder die Ungewißheit und Furcht vor den nicht vorausgesehenen Folgen der Änderungen, was allein sie vermögen konnte, in Beharrlichkeit das untauglich gewordene Alte zu hegen und zu pflegen und nicht mit der Zeit fortzugehen, so ernst sie mahnt und so drohend sie warnt.

Noch gibt es im Leben der Völker Momente, die, verflücht, nie wiederkehren. Sie zu erkennen, sie richtig und mit Kraft zu erfassen, sie für das Gemeinwohl auszubringen, das macht die Männer, die in der Geschichte die Bedeutung erlangen.

Prachtvolle Gebäude und herrliche Schauspiele schaffen keinen fernem Ruhm; aber die Begründer von Einrichtungen, durch welche die Denkungsart und die Gesinnung der Völker umgeschaffen und dauernde Zustände in den Ländern eingeführt worden sind, leben im ehrenvollen Andenken der Nachkommen durch Jahrtausende. Persepolis liegt in Trümmern, aber noch wirkt Joraster; Rom hat die Könige verjagt, aber Romulus und Numa haben nie aufgehört sein Stolz zu sein.

Ein dritte Täuschung entdeckt sich leicht darin, daß die meisten Fürsten sich überreden, in der Aristokratie und Bureaucratie Stützen ihres Ansehens gegenüber dem Volke zu haben, da doch beide selbstständig das fürstliche Ansehen zum Schutze ihrer abgesonderten Stellung gebrauchen und demselben gerade so viel entziehen als sie bewirken, daß zu ihren Gunsten davon verwendet wird.

Es scheint fast unbegreiflich, daß es beiden noch so häufig gelingt, sich für die Vertheidiger der unumschränkten Gewalt

und der Rechte der Krone auszugeben, da es sich vielmehr nur darum handelt, die Krone in einer, zwar unbemerkten, aber darum nicht unbemerkbaren Abhängigkeit von sich zu erhalten und solche ebenso zu mehren.

Aristokratie und Bureaucratie können nur als Mittel zum gemeinen Besten einen Platz im Staatsorganismus einnehmen; sie müssen also lediglich für das Wohl des Volks bestehen, aber niemals in eine Last oder ein Schmarogergebilde für dasselbe ausarten. Fast unerklärlich ist es, daß es Fürsten und Regierungen geben kann, welche ihre ungeheure Abhängigkeit und Beschränkung durch dieselben gar nicht gewahrt werden, noch weniger es unternehmen, sich davon loszumachen. Es kann nur Trägheit oder Befangenheit im Gebrauche des Geistes sein, nicht zu sehen, was sich selbst so sichtbar macht, oder Unbeholfenheit und Unkunde in der Wahl und Benützung der Mittel, es zu bessern. Daher kommt es wol, daß selbst an Orten, wo sonst großer Scharfsinn und Klugheit gezeigt wird, Alles hübsch beim Alten bleibt; selbst wenn es voraussichtlich ist, daß solches unhaltbar ist, freut man sich höchlichst, wenn es nur noch ein Weilchen dauert, und flüht und flücht so lang es liegend geht.

Die Erfahrungen der Geschichte und der Zeit gehen unbeschadet vorüber; anstatt das untauglich Gewordene aufzulösen und umzuwandeln, bemüht man sich, es zu krystallisiren; anstatt das Verdorrene auszurotten, klammert man sich daran fest und läßt sich davon anstecken; ja das ganze System der Politik beruht auf einer Verblendung. Im Buche des großen Schicksals der Menschheit steht eine fortschreitende Entwicklung unwiderstlich eingetragen; wo solche aufgehalten wird, können am Ende gewaltsame Umwälzungen nicht ausbleiben. Diesen zuvorzukommen, das heißt die Politik. Die Zeiten sind vorüber, in denen man die Völker durch diplomatische Kunststücke lenkte und die Welt blendete. Die Kraft der Staaten liegt nicht mehr in den stehenden Heeren, sondern in der innigen Vereinnung des Volks mit seinem Regenten durch einen angemessenen Organismus des Staats. Je länger eine Regierung in ihrer unklugen Stabilität und Passivität verharrt, desto mehr löst sie die Bande des Staatsverbandes. Wenn der Repräsentant dieses Systems es noch überleben sollte, selber überlebt es ihn nicht lange. Dessen bloße Erkennung ist ein Beweis von Schwäche oder doch des Gefühls derselben.

Für Deutschland ist der Fortschritt in allen Hinsichten so unumgänglich nöthig, daß jeder Rückschritt geradezu dem Untergange entgegenführt. Darum kann Österreich wol ein treuer Verbündeter des übrigen Deutsch-

lands wegen seiner stabilen Regierungsweise sein, aber nicht zu dessen politischer Gestaltung und Ausbildung mitwirken. Der Zollverband, zur Wahrung der gewerblichen und Handelsinteressen von Deutschland, war daher eine durchaus nothwendige Verbündung neben dem Bundestage und hoffentlich nur der Vorläufer gleicher Einigung auch wegen der höhern volksthümlichen und geistigen Interessen. Denn von der innigern Vereinbarung aller deutschen Volksstämme zu gleicher Nationalität, deren Erhaltung und Hochhaltung, hängt allein Deutschlands Unverletzlichkeit, Sicherheit und innere und äußere Ruhe ab. Niemand wagt es mehr, dies zu bestreiten; man gesteht es feierlichst ein; allein Worte thun es nicht, sondern es muß dazu gethan werden, daß die Versicherungen eine Erfahrung werden. Preußen steht mit dem übrigen Deutschland wie beim Zollverbande so in allem übrigen nicht nur auf gleicher Linie, sondern sollte ihm sogar, weil es der kräftigste Staat ist, in aller Selbstentwicklung vorangehen. Preußen und Deutschland können nur beisammen stehen und fallen, weshalb jede Eifersüchtelei auf Preußen in ganz Deutschland eine Albernheit ist. Bedarf aber Deutschland mit Preußen noch einer einigern Organisation, um so mächtig gegen Frankreich und Rußland dazustehen, daß nicht einmal eine Drohung, geschweige denn ein Angriff ihnen einfallen kann, so liegt es klar am Tage, daß Preußen zunächst einer dem Geiste eines aufgeklärten Staatsrechts und achtbaren Bürgerthums entsprechenden Staatsverfassung und einer dadurch geregelten Regierung nicht entbehren mag, welche durch den Einfluß der Launen, Liebhabereien, Vorurtheile, Selbsttäuschungen und Verblendungen, Lässigkeit im Regierungsberufe und Hingebung an den Einfluß Anderer, wie der Eitelkeit, des Eigensinns oder der Übertreibung der Regenten, nicht aus ihrem regelmäßigen Gleise herausgebracht werden kann. Wenn heutzutage ein Minister oder anderer Beamter irgend eine Vorstellung damit von der Hand zu weisen sich herausnimmt, daß der Redner oder Verfasser in der Staatsverwaltung nicht hoch genug stehe, um die Sache zu verstehen und darüber ein Urtheil zu haben, erregt solche Anmaßung nicht einmal mehr Verdruß, sondern nur Lachen und Demüthigung. Denn seitdem die Staatswissenschaften zur Wissenschaft geworden sind, sind sie als solche auch allgemein zugänglich und Jedem verständlich geworden, der sie mit Verstand betreibt. Es kann mithin Niemandem ein X für ein U gemacht werden.

Daß in Preußen die dringendsten Vorstellungen um die Fortentwicklung der Verfassung vom Königreiche Preußen und den Rheinlanden ausgegangen sind, liegt in der Natur der Sache und es gereicht ihnen zur Ehre, daß sie ohne Scheu mit offenem Muth über ein Landesbedürfnis zu ihrem Könige sich ausgesprochen haben.

Es würde ein sehr falscher Schluß sein, deshalb ihre Anhänglichkeit und Vertrauen in Zweifel zu stellen. Beide Provinzen sind Grenzländer, die, wenn der Staat ohne organischen Zusammenhang bleibt und nicht seine ganze Kraftentwicklung erhält, zunächst der Gefahr ausgesetzt sind, ange-

griffen und im schlimmsten Falle von der Monarchie getrennt zu werden. Sie haben deshalb das allergrößte Interesse dabei, daß die Monarchie in ungeschwächter Kraft bestehe, daß die verschiedenen Landestheile organisch zu einem Ganzen verbunden werden, und daß die größte Einigkeit zwischen dem Volke und seinem Fürsten bestehe, da man nur die Jahre 1806 und 1813 zu vergleichen braucht, um gleich zu wissen, was es heißt, daß beide einträchtig sind, und welcher Unterschied zwischen leidendem Gehorsam und freithätiger Mitwirkung stattfindet. Was so nahe liegt, sollte in Berlin nicht übersehen werden können und es dort ganz unmöglich fallen, in dem eifrigen Bestreben dieser beiden großen Landestheile etwas Anderes finden zu wollen als einen redenden Beweis ihrer Treue und Vaterlandsliebe, wie ihrer politischen Verständigkeit und Berufsergebenheit.

Es ist aber wahrhaft lächerlich, welchen Schrecken und Angst das einzige Wort „Verfassung“ manchen Männern einflößt, die noch an der Unverdaulichkeit der Haller'schen Lehren leiden und sie nicht verwinden können. Dasselbe bedeutet indessen nichts weiter als das geordnete und durch die Schrift außer Anfechtung gestellte Rechtsverhältniß zwischen dem Regierenden mit seinen Gehülften und den Regierten, bestimmt, um die Formen der Unterzeichnung der Regierungshandlungen von den Privatunternehmungen der Regierenden zu sondern und zu unterscheiden und der Sicherheit und Freiheit der Personen und des Eigenthums jede Gewährleistung zu verschaffen, auch dafür, daß solche der Staatsgewalt nicht weiter verfallen als eben die Staatsnothdurft erfordert. Der Verfassung gegenüber steht die Anarchie und die Tyrannei, dem gesetzlichen Zustande der gesetzlose und der Gewalt preisgegebene; und doch wird der Ruf nach einer Verfassung als ein Angriff auf die Rechte der Krone behandelt, während sie allein im Stande ist, dieselbe dauerhaft zu schützen!

Oder wäre ein Recht der Willkür ein gekröntes Recht, oder ihre Ausübung eine Befugniß zu ihrer Ausübung?

Je länger gerechten Reclamationen Gehör verweigert wird, je dringender müssen dieselben werden und je bitterer die Empfindung ob ihrer Verfassung. Eben dies Gefühl muß dann die Wirkung erzeugen, daß die Anforderungen in dem Maße gesteigert werden als daraus das größere Bedürfnis der Gewährleistung sich fühlbar macht.

Bis jetzt noch kann die Regierung fest auf den gesunden und guten Sinn des Volks bauen. Unverantwortlich sind die Bestrebungen, solchen zu verdächtigen. Bestände er nicht, wäre wahrlich schon Alles verloren. Der König selbst kann unmöglich mistennen, daß er in seiner innigsten Einheit mit seinem Volke allein seinen Ruhm und seine Macht finden und sich bewahren kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Briefe aus der Schweiz.

1.

(Beschluß aus Nr. 20.)

Der Verf. der

5. Briefe aus der Schweiz über dieselbe. Von einem Freunde der Eidgenossen und ihrer Freiheit. Erste Reihe. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

klart seinen deutschen Freund über die schweizerischen Zustände auf, wobei sich neben einer tüchtigen Gesinnung und einem guten Willen viel schwülstige Phrasenmacherei findet. Wir Schweizer sollen unsern Rationalstolz haben so gut wie andere Nationen auch, aber den Mund so gar zu voll zu nehmen, das steht uns, besonders in neuester Zeit, nicht gut an. Wenn sich der Verf. darin gefällt, Seiten lang sehr blumenreich auszumalen, wo der echte Schweizer zu suchen und zu finden ist, und bei dieser Gelegenheit auch ausruft: „Komm mit mir an

eins der vaterländischen Feste, sich wie die Beger freisen, wie Freiheit und Vaterland ihre Jubel (?) feiern, wie die Bergbäche sich einen zu Einem gewaltigen Strome, der ausmündet in den See der eidgenössischen Liebe!" so erinnert dies unwillkürlich an die Reden, die bei diesen vaterländischen Festen oft gleich reisenden Bächen fließen, die aber Niemanden zum Handeln hinreißten. S. 53 fährt der Briefsteller fort: „Der Schweizer fühlt sich nie glücklicher, nie würdiger, nie größer als wenn er gemeinsam mit seinen Brüdern eins seiner Bundesfeste feiern kann: alle Gefühle gehen auf in der Einen warmen Bruder- und Vaterlandsliebe, im Hochgefühl einer Schweizernation!“

Ja, das ist doch beliebte wohlfeile Fest- und Loosten-enthusiasmus! Nach gethauer Arbeit ist gut feiern, läßt sich's „würdig und groß“ fühlen, aber nicht wie bei dem letzten eidgenössischen Feste, dem Freischießen in Basel, nachdem man kurz vorher seine Brüder am Orient (im Wallis) hatte schlachten lassen!

Der Verf. gibt zuerst eine geschichtliche Darlegung der Schweizerverhältnisse, wobei er mit dem 14. Jahrhundert beginnt und auf 56 Seiten bei dem J. 1845 ankommt, wo er ausruft: „Habe ich auch nur etwas von dem alten Buß der Verleumdung weggeräumt, mit dem schwarze (?) Gesinnungslosigkeit das schöne Land (die Schweiz) umgürtet, ich fühle mich glücklicher als Peraktes nach dem Säubern des Augiasstalls!“ Ob sich schon Jemand eine Vorstellung von diesem Herculesischen Glücke gemacht hat? Das ist wol nur einem Sohn des ställenreichen Hirtenlandes möglich.

In dem Briefe über die confessionellen Zerwürfnisse in der Schweiz meint der Verf., daß zur Aufhebung der Klöster im Aargau der wichtige Moment, das J. 1830, verpaßt worden sei. Im J. 1841, wo die Reaction wieder bedeutende Fortschritte gemacht hätte, sei diese Aufhebung nicht zeitgemäß, also unpolitisch gewesen. Zu einer Bundesreform in dem Sinne, daß die Aufhebung der Klöster zu keiner Zeit hätte Widerspruch erregen können, dazu war das J. 1830, dieses Jahr des Erwachens, der rechte Zeitpunkt. Aber damals waren vorerst einzelne Cantone zu sehr damit beschäftigt, im eigenen Haufe Ordnung zu schaffen, als daß an das Wohl des Gesamtwaterlandes hätte gedacht werden können. Seine Regeneration hat es noch zu erwarten.

Der Verf. führt einen redlichen Freund des Katholicismus redend ein. „Wir müssen Alles anwenden“, läßt er ihn sagen, „um das innere kirchlich-gläubige religiöse Leben unserer Katholiken gegenüber einer indifferenten laien Moral, einem rigorosen, eiskalten Rationalismus zu retten“; und antwortet unter Anderm hierauf: „Lasse man dem Volke seinen Glauben, seine liebevolle Kindlichkeit, sein leises Klüstern“ u. s. w. Was ist das, leises Klüstern? beim Ableiern des Rosenkranzes vielleicht, bei seinen lateinischen Gebeten? die können wahrhaftig dem armen Volke keinen Trost gewähren! Es muß ihm etwas Anderes geboten werden, ihm, das bis jetzt — um dieses Mal einverstanden mit dem Verf. zu reden — „in seinem Kleinen zerrissenen, zerstückelten Leben keine Sabbatstage des Geistes hat, das keine Geschichte kennt an der es sich erheben, keine Philosophie in die es sich versenken, keine Kunst an der es sich erquicken kann!“ Wir stimmen weiter dem Verf. von Herzen bei, daß es ein Unfinn ist, dem Volke die Freiheit geben zu wollen, indem man ihm die Religion nimmt. Aber eine wahre Religion besteht nicht in einem süßlichen, verschwommenen Gefühlsleben, „in leisem Klüstern“, sie muß, sich ihrer Klar bewußt, kämpfend und tröstend sich nach innen, kräftig und handelnd sich nach außen bewährend, Hand in Hand mit der Freiheit geben!

Wenn man die neuere Geschichte der Schweiz ins Auge faßt, so muß man mit dem Verf. einsehen, daß sie an dem Bund von 1815, einem Werke des Wiener Congresses, keinen kräftigen Bund hat, daß sie „ein Häuflein Miniaturrepubliken bildet“ und „keine einzige starke Schweiz“. Alle Bemühungen

zur Revision und Regeneration dieses Bundes sind bis jetzt und zum Theil an den Machinationen des Ultramontanismus gescheitert. Der Grund hiervon liegt darin, daß bei den wichtigsten öffentlichen Fragen jede Stimme eines der kleinen, meist vom Alerus beherrschten Cantone gleich gilt wie die Stimme der 10—30 Mal stärker bevölkerten großen Cantone; daß also die Macht des Ultramontanismus bei einer Bundesreform, wonach die Mehrheit der Bevölkerung das Übergewicht erhalte, gebrochen würde. Ein weiterer Grund, daß die hierauf zielenden Bemühungen scheiterten, liegt in der Eifersucht der Kleinen auf ihr Urschweizerthum pochenden Cantone gegen die größeren, deren Übergewicht sie, als ihnen zu nahe tretend, nicht wollen gelten lassen. Dazu kommt der Religionshaß gegen die reformirten Cantone, worüber der Verf. sagt: „Die innern Cantone sehen in den Völkern der äußern nicht den Schweizer, den Eidgenossen, sondern a priori den Reformirten, den Keger; das Volk hat keine Schuld hieran: es ist einfältig, brav, bieder, seine Peger und Treiber sind schuld, die Böglinge und Jünger einer Inquisition, die Tausende von Mitchristen dem Schaffot überliefert.“

Dieser Haß würde sich zwar durch eine Bundesreform wie die eben angedeutete im Anfange eher steigern als mindern, aber er würde doch ohnmächtig und unschätzlich gemacht durch eine tüchtige Bundesgewalt, die, wie der Verf. sehr gut sagt, „die scheinbare Gleichheit der verschiedenen Stände (Cantone) aufheben, dafür aber die reale in der gleichen Freiheit Aller geben würde“. Seiner Ansicht nach hätte sich bei der Antijesuitenbewegung eine der mächtigeren Regierungen an die Spitze stellen und die Initiative ergreifen sollen. Alsdann wäre „in kürzester Zeit die Sache zu Ende geführt, Luzern sich selbst wiedergegeben, der Jesuitismus unterdrückt und das Mittel geboten worden, eine Bundesreform durchzuführen. Man sage mir nicht, es hätte einen Religionskrieg abgesetzt; wenn ihr noch ein Jahrhundert zuwartet, wenn ihr die Jesuiten sich kein behaglich einnisten lasset im Herzen des Landes, eine Reform des Bundes wird immer den Katholiken als etwas höchst Religionsgefährliches vorgespenstert (ein ganz gutes neues Wort!) werden.“ Der Verf. hat vergessen, daß bei der Antijesuitenbewegung auch die fremde Intervention habe genug „vorgespenstert“ wurde, wodurch sich die größeren Cantone abhalten ließen energisch zu handeln.

Bei Erwähnung der Thatsache, daß das liberale Princip im Canton Zürich die Oberhand gewonnen, ist noch etwas zu berichten. Es heißt da S. 61, daß Bluntschli sich mit „Freuden“ aus der Regierung zurückgezogen habe. Aber die Nachrichten über den Seelenzustand des bei der Bürgermeistereiwahl Durchgefallenen und über seinen Abtritt lauteten seiner Zeit ganz anders. Gegen die Behauptung des Verf., daß Bluntschli „ein Mann von ausgezeichnetem Geiste, ein scharfsinniger Denker“ sei, was er sich wol von Jesuiten und Jesuitenfreunden einreden ließ, in deren Mund jedes Lob eine Verleumdung ist, gegen diese Behauptung hat sich der „gebildete Staatsmann“ gründlich genug selbst vertheidigt durch seine „Psychologischen Studien über Staat und Kirche“ (1844).

Eine andere Stimme für die Bundesrevision in der Schweiz läßt sich vernehmen in einem in zwanglosen Gesten erscheinenden Schriftchen, das den Titel führt:

6. Fliegende Blätter vom Bodensee. 1845. Nr. 1 u. 2. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 1845. Gr. 8. 3 $\frac{1}{2}$ Rkr.

Es heißt darin über den erwähnten Gegenstand, daß jeder wohlmeinende und einsichtsvolle Schweizer von der Ansicht durchdrungen sei, daß, so lange der Bund von 1815 fortbestehe, kein Heil und keine Rettung von den der Schweiz unausweichbar drohenden Gefahren zu finden sei; daß aber dennoch die Schweizer sich in ohnmächtiger Unterwürfigkeit vor dem Odgen dieser aufgezwungenen Bundesverfassung krümmten und es nicht wagten — aus Furcht vor dem Gespenste einer frem-

den Einmischung — ihre Angelegenheiten nach besser Einsicht zu ordnen.

Aber nach Lamartine's Ansicht hätte die Schweiz von französischer Seite keine hindernde Einmischung zu erwarten, sondern eher eine schützende gegen die anderer Mächte, wozu, wie er beweist, Frankreich ebenso wol das Recht habe als dies auch in seinem eigenen Interesse liegen würde.

Wenn auch für jetzt noch keine Aussicht für eine Bundesreform vorhanden ist, so wird der Tod Ludwig Philipp's, der jedenfalls Europa in eine kritische Lage versetzen und den Großmächten mit sich selbst zu thun geben wird, auch für die Schweiz den rechten Zeitpunkt herbeiführen, durch eine kräftige Bundesreform sich selbst zu retten vor einer drohenden Anarchie, vor ihrem eigenen Untergange. Auf diesen Zeitpunkt warten denn auch die einsichtsvollen Staatsmänner und Politiker der Schweiz, denn ein günstigerer könnte nicht leicht wieder eintreten.

Der Deutsch-Katholicismus hat sich bis jetzt in der schweizerischen Literatur wenig bemerklich gemacht. Die Schweiz hat zuerst noch gar viel vor ihrer eigenen Thür zu segeln, ehe sie etwas, das nicht aus ihr selbst hervorgegangen, hereinlassen kann. Nur ein Blatt, das in Basel-Land, dem kleinen Lärmcanton, erscheint, die „Vaterländische Zeitung“, öffnete ihre Spalten der Besprechung über die neukatholische Bewegung. Im katholischen Canton Zug fanden vor einiger Zeit Verfolgungen statt wegen des Verdachts der Verbreitung Ronge'scher Schriften.

Bei ihrer Reise nach Süddeutschland traten Ronge und Dowitz, vom badischen Boden verdrängt, im Thurgau auf, unter großem Beifall der Bevölkerung der Umgegend, die den Reformatoren mit großer Aufmerksamkeit und großem Beifall zuhörten. Übrigens dürfte die deutsch-katholische Bewegung erst im Zusammenhange mit politischen Ereignissen und mit der Gründung eines neuen eidgenössischen Bundes weit verbreiteten Eingang in der Schweiz finden. Und diese Ereignisse können nicht ausbleiben. Die Geschichte steht nicht still und wenn es auch einzelne Hemmungen auf dem Wege zum Licht, zur Wahrheit und Freiheit gibt, die Wölker verlieren jetzt nicht mehr ihr Ziel aus dem Auge, sie halten es fest, sie schreiten vor!

Literarische Notizen aus Frankreich.

Sur Geschichte der Seele.

Das wunderbar phantastische Schreiben, wie es sich im Kraumleben und in einem gesteigerten Grade noch in trunkenen Zustände entfaltet, ist ein Problem, welches die Wissenschaft niemals völlig zu lösen im Stande sein würde. Es handelt sich hier um den unerklärlichen Zusammenhang zwischen Leib und Seele, und es steht zu erwarten, daß das geistige Band, welches zwischen beiden Factoren besteht, wol für immer dem Secirmesser menschlichen Verstandes entschlüpfen wird. Immerhin müssen wir aber alle auf wirklich wissenschaftlichen Grundlagen beruhenden Beiträge zur Kenntniß der krankhaften oder überreizten Seelenzustände mit Dank annehmen. Wir erhalten in einer vor kurzem erschienenen Schrift einige wichtige Beobachtungen dieser Art, welche sich auf den sonderbaren berauschten Zustand beziehen, in den sich die Orientalen durch den Genuß des Haschisch zu setzen pflegen. Diese interessante und inhaltsreiche Monographie, in der zugleich auch wichtige Punkte der Geisteskrankheiten erörtert werden, führt den Titel: „Du hachisch et de l'altération mentale, études psychologiques“, von Koreau. Haschisch ist ein sehr starker Extract, welcher aus einer dem Hanse sehr ähnlichen Pflanze (*Cannabis indica*) gewonnen wird. Der Genuß desselben wirkt eigenthümlich berauschend. Derjenige, welcher sich in dieser sonderbaren Trunkenheit befindet, glaubt die wunderbarsten Bilder vor seinen Augen vorübergleiten zu sehen, die himm-

lischste Musik berührt sein Ohr und es ist ihm, als wäre er völlig den irdischen Verhältnissen entrückt. Die sinnlichen Eindrücke, welche in Menge auf ihn einströmen, verwirren sich. Er hört die Farben und sieht die Configurationen. Der Verf., Arzt des Hospitals von Bicêtre, der sich längere Zeit im Orient aufgehalten hat, ist im Eifer für die Wissenschaft so weit gegangen, daß er Versuche über die Wirkung des Haschisch an sich selbst angestellt hat. Seine Schilderungen verdienen deshalb allen Glauben.

Glänzende Verhältnisse der französischen Theaterdichter.

Die leidige Frage in Bezug auf die Lantime bei Bühnenvorstellungen, die bis jetzt weder für die Autoren und Componisten noch für das Theaterpublicum ein erhellendes Resultat ergeben haben mag, hat in neuester Zeit die Aufmerksamkeit wieder auf die französischen Theaterzustände gelenkt. Nicht ohne eine leise Anwandlung von Neid sieht man, wie hier die Verhältnisse sich ganz anders gestaltet haben. Die glänzenden Einnahmen, deren sich die französischen Dichter und Musiker zum Theil erfreuen, waren Schuld daran, daß unsere deutschen Autoren, als von einigen Bühnen Vorschläge in Betreff der Lantime gemacht wurden, sich gleich goldene Berge versprochen. Diese schönen Hoffnungen haben sich nicht verwirklicht, und nun ist die Entrüstung gegen die Bühnenvorstände, gegen das Publicum, kurz gegen alle Welt im Lager der schönen Literatur groß. Vielleicht wird ein kleiner Beitrag zur Kenntniß der ungeheuern Progression, in der sich für die französischen Autoren die Dividenden vermehrt haben, nicht ohne Interesse sein. Beaumarchais erhielt laut Rechnungsbuch des *Théâtre français* für sein „*Mariage de Figaro*“, zu dessen Vorstellungen sich ganz Paris drängte, nur 6114 Francs 9 Sous. Das historische Lustspiel „*Pinto*“ brachte seinem Verf., *Réopomucine Lemercier*, 6210 Fr. Raynouard, der bekannte Linguist, hatte für seine „*Templiers*“ bereits eine Einnahme von 22,275 Fr. Der „*Sylla*“ von Jouy warf dem Dichter die ansehnliche Summe von 26,260 Fr. ab. Aber alle diese Sätze wurden vom Erfolge der „*Ecole des vieillards*“ noch überboten. Dieses Stück verschaffte dem Dichter Casimir Delavigne eine Einnahme von 36,322 Fr. Gegen solche Summen scheint das Honorar unserer Theaterdichter ein Almosen, welches man einem Krüppel, der am Wege liegt, in den Hut wirft.

Erinnerungen an die Kaiserzeit.

Der Leser hat wol einige jener alten Eisenstecher kennen gelernt, die in stolzer Rück Erinnerung eines verblissenen Ruhmes mit selbstgefälliger Schwabhaftigkeit von den Seiten reden, wo sie noch im Dienste der Großen Armee standen. Sie wissen so Vieles zu berichten, und wenn man auch einige gelinde Zweifel gegen ihre Glaubhaftigkeit nicht unterdrücken kann, so läßt man sie, um der bettern Unterhaltung willen, gern gewähren und rechnet ihnen ihre Selbstbespiegelung nicht zum Nachtheil an. Dieser Art von Menschen gleicht Marco de Saind-Pilaire, der aus dem unverständlichen Schraube von Anecdotes aus der Kaiserzeit immer Neues aufzutischen weiß. Die Zahl seiner Werke, welche auf die Nationalität der Franzosen berechnet sind, die gern von ihren eigenen Großthaten sich berichten lassen, ist Legion. Die Art und Weise und im Grunde auch der Stoff bleiben immer dieselben. Der Verf. fährt fort, aus seinem unerschöpflichen Farbentopf die allbekanntesten Gestalten mit fabrikkartiger Fertigkeit zu zeichnen. Bergebüchlich würde der Historiker hier wahrhaft Neues oder Brauchbares suchen; denn Alles ist hier ja nur auf den unverwundten Magen und den unerfättlichen Heißhunger des großen Publicums berechnet. Das neueste Product seiner rastlosen Feder trägt ganz das Gepräge seiner frühern Leistungen dieser Art und unterscheidet sich von denselben eigentlich nur durch den Titel, der also lautet: „*Histoire anecdotique, politique et militaire de la garde impériale*“ (50 Bief.). 17.

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 30.

30. Januar 1846.

Die europäischen Staaten nach ihren innern und äußern politischen Verhältnissen, von Bülow-Summerow.

(Fortsetzung aus Nr. 29.)

Darin eben besteht der wesentliche Unterschied der vormaligen Landstände, daß jeder derselben seine eigenen politischen Gerechtsame besaß, bewahrte, verteidigte und zu mehrern strebte, hiermit aber sowol untereinander als der Regierung gegenüber in einem sich mannichfach durchkreuzenden und beschränkenden Rechtsverhältnisse stand, dahingegen die neuen Stände durchaus nichts weiter sind als die gemeinsamen Stellvertreter des Volks zum verfassungsmäßig gemeinsamen Betriebe der Staatsangelegenheiten, weshalb denn auch jede Trennung derselben in verschiedene Kammern oder Collegien diese Einheit nur wieder aufheben und zerstören, mithin mit dem Zwecke selbst in Widerspruch treten würde. Das gesammte Volk als eine politische Einheit kann auch nur in einem einzigen Organe seine Stellvertretung finden und sich aussprechen, bei dessen Zusammensetzung alle Bestandtheile berücksichtigt sein müssen, worauf Rücksicht zu nehmen ist. Es würde aber auf unrichtige Stellung der Regierung und Volkvertretung hinauslaufen und hiermit Verwirrung und Schwächung der Kraft verursachen, wenn der letztern irgend eine Theilnahme an der der erstern ausschließlich zustehenden Landeshoheit und allen darin begriffenen Rechten eingeräumt oder gar eine Zertheilung derselben beabsichtigt würde. Der ganze Beruf der Stände soll und darf nicht weiter gehen als 1) auf die Heilighaltung der Gesetze überhaupt, insonderheit aber der durch die Verfassung bestimmten Formen der Regierungshandlungen und der treulichen Achtung der aufgestellten Gewährleistungen für die Sicherheit und Freiheit der Bürger und ihres Eigenthums, zu halten, beigestalt, daß hierin ohne Zustimmung der Stände nicht das Mindeste geändert noch außer Kraft gesetzt werden, auch durch fürstliche Nachsicht und Gnade keine Übertretung unstrafbar gemacht werden kann; ferner 2) daß kein Gesetz eingeführt werden kann, bevor nicht das Land darüber in allen seinen Bestimmungen mit seiner Nothdurft, seinen Wünschen, seinen Gutachten und Einwendungen in öffentlicher Berathung vernommen worden ist, was sich ebenso auf alle auszu-

schreibenden Leistungen und selbst auf die Reglements für die Behandlung aller öffentlichen Angelegenheiten erstreckt, ohne jedoch dadurch die Gesetzgebung zu binden oder sich darin einzumischen; nicht minder 3) daß durch sie zur amtlichen Kenntniß der Regierung Alles gebracht werde, was als ein Bedürfniß oder eine Beschwerde von den Ständen anerkannt und wofür Abhülfe durch sie begehrt wird; endlich daß 4) die ganze Staatsverwaltung ihnen nicht nur von selbst Rechenschaft von ihrer Geschäftsführung ablege, sondern sie auch dieselbe in Dem controliren, worüber ihnen nichts berichtet wird, sodas ihnen auf Verlangen über jede Staatsangelegenheit Auskunft und Nachweis gegeben werden muß, und auf ihren Antrag Dasjenige, was sie für unverantwortlich erachten und als solches anklagen, zur Entscheidung des Staatsgerichtshofs gestellt wird.

Dies Letztere ist unstreitig das Wichtigste, aber auch eben Das, weshalb so viele Minister und hohe Beamte sich so gewaltig dagegen stemmen. Denn es verhindert nicht nur, daß der Regent durch unrichtige und lückenhafte Berichte getäuscht werden kann, was jetzt so ungemein leicht ist, und daß die Beobachtung der Gesetze weder umgangen noch nachgesehen werden kann, sondern es verhehrt auch mit einem Male alle Verheimlichungen in der Betreibung der öffentlichen Verwaltungsangelegenheiten, stellt die gesammten Beamten des Landes unter die Controlle der öffentlichen Beaufsichtigung und zerstört die Eigenmacht und Tyrannei in der Bureaokratie, worüber so laute Klagen gehört werden. Der Regent aber bleibt in seiner vollen Souverainetät uneinträchtigt und diese durchaus unverfehrt.

Zu den großen Irrthümern der neuern Zeit gehört auch die Gegeneinanderstellung der historischen und philosophischen Ansichten, als wenn irgend etwas darin, daß es geschehen ist, eine Berechtigung erlangen könnte, daß es auch ferner oder wieder geschehen müsse, oder als wenn irgend etwas, was geschehen ist, dadurch ungeschehen gemacht werden könnte, daß es nicht so geschah wie es hätte sein sollen. Die Politik und die Gesetzgebung bedürfen der Geschichte und der Philosophie gleich sehr zu ihrer Thätigkeit; die erstere, weil nichts in die Luft gestellt werden, sondern seine feste Stelle nur auf einem Boden finden kann, den irgend eine

Bergangenheit schon eingenommen hat, von deren Beschaffenheit es abhängt, ob das Neue dort Platz finden und ihn behaupten kann oder welches von beiden ihn räumen muß; die andere aber eben darum, um danach die Beschaffenheit des Bestehenden zu beurtheilen und zu bestimmen, ob und welcher Abänderung und Verbesserung es bedürftig ist. Denn das Schlechte hat nie einen Anspruch auf Erhaltung, das Bessere aber einen solchen auf seine Einführung nur dann, wenn diese ohne Unrecht und nach den Umständen ausführbar ist, weil zum Unstatthaften keine Verpflichtung vorhanden sein kann.

Hiernach scheint denn Preußen berufen dazu, auf dem Grunde seiner Bergangenheit und des Bestehenden, und gewißigt durch die Erfahrungen anderer Völker, mittels einer ruhigen Reform eine Verfassung zu erlangen, welche auf der einen Seite der Monarchie ihre ganze Kraft bewahrt und auf der andern Seite die wirklichen Bedürfnisse des Volks befriedigt. Eine solche darf in keinem Stücke eine Nachahmung fremder Modelle werden, sondern sie muß aus dem Boden des Vaterlandes und dem eigenthümlichen Geiste seines Volks erwachsen und geschichtliche Grundlagen haben, ohne veraltete Formen erhalten oder nachäffen zu wollen.

Nirgend ist das Nachahmen bedenklicher und gefährlicher, weil in jedem Lande und in jeder Zeit die Verhältnisse verschieden sind, bei einer so allgemeinen organischen Gestaltung aber alles Einzelne eingreift, aber auch darum, weil die Staatsverfassungswissenschaft zur Zeit der Entstehung der vorhandenen Constitutionen sich noch ganz in der Kindheit befand und die Erfahrung dieselben als sehr unzufriedenstellende Versuche gezeigt hat.

Die ständische Monarchie, auf persönliche Freiheit und einen gesicherten Rechtszustand gegründet, verbindet alle Anforderungen und ist die Erfüllung des Kampfs der Zeit. Preußen kann seine Stellung und europäische Bedeutung nur durch die Concentration aller seiner Kräfte, der geistigen wie der physischen behaupten. Für jene ist die Monarchie Grundbedingung; die Kraft aber beruht vor Allem in einem kernhaften Volke; aber nur ein freies Volk kann ein kerniges sein und bleiben.

Preußen hat alles Material zu seiner Wohlfahrt und Größe wie wenig andere Reiche; es befindet sich in einem nicht zu verkennenden Sährungsproceß und an einem bedeutungsvollen Scheidewege. Die Wahl sollte nicht zweifelhaft sein. Der eine Weg ist der der Blinden und führt in eine düstere Zukunft, überläßt dem Zufalle das Schicksal des Vaterlandes und mit ihm Deutschlands. Der andere Weg führt zum Frieden und zum Heile; ihn an der Hand der Staatsklugheit mit festem Schritte zu wandeln, ist die Aufgabe, die der hohe Lenker der Schicksale einem Fürsten gestellt hat, ausgerüstet mit allen Gaben, seine große Bestimmung zu erfüllen.

Mit Recht hat der Verf. bei Deutschland und Preußen sich länger verweilt als bei allen andern Ländern, weil die Macht derselben bei Einigkeit und innerer Ruhe hinreicht, auf dem Festlande von Europa jeden Kampf zu verhindern und den Frieden zu sichern. Nur ein Seekrieg, hauptsächlich durch außereuropäische Interessen angefaßt, bliebe noch in Aussicht. Anders aber steht die Sache, wenn Preußen und Deutschland eine falsche Stellung einnehmen. Dann ist das Gewicht der Macht von Frankreich und England von Belang. Gegen jeden Angriffskrieg ist Frankreich gesichert durch seine Größe und durch die Tapferkeit der Nation; aber außerdem ist es schwach durch die Zerissenheit der Par-

teierungen, durch die Gewalt des herrschenden Egoismus und durch die Eitelkeit und Unbeständigkeit des Volks, wodurch es sich allen andern Völkern entfremdet hat und ohne Bündniß allein steht. Mit ausgezeichnete Klugheit hat sein jetziger König es im Friedenszustande zu erhalten verstanden. Doch das genügt nicht, da er 72 Jahre alt ist, darauf zu rechnen, daß dies ferner gelingen werde.

Rußland, so ungeheuer seine Ausdehnung ist, und so wenig verwundbar seine Bildung, darf doch eben deshalb, wegen seiner innern Verwaltung und der geringen Zahl eigentlicher Staatsbürger, und wegen des Krebschadens, den es durch die Einverleibung Polens sich zugezogen hat, nach außen für jetzt keine Besorgnisse erregen. Damit ist indessen die Gefahr nicht überwunden, womit die Zukunft vermöge seiner arglistigen Politik bedroht.

Das kräftigste und mächtigste Volk mit der festesten Regierung enthält Großbritannien, dessen insulare Lage es jedoch außer Ansehung des Festlandes stellt. Allein seine Handelsinteressen können bedrohliche Reibungen verursachen. Inzwischen hat die fortgeschrittene Einsicht der Politik dort schon die Richtung zu geben angefangen, daß die kleinliche Selbstsucht und Gewalt, womit es bisher sich zu monopolisiren gestrebt hat, seinem Absatze selbst nachtheilig werde und daß es denselben am besten durch freie Handelsconcurrentz sicher stelle. Geht es auf dieser Grundlage fort, so eröffnen sich schöne Aussichten für den Verkehr und für die Aufrechterhaltung des Friedens.

Denn bisher hat sich das ganze System der europäischen Politik durchgängig sowol im Allgemeinen als insbesondere in der des Handels als eine selbstsüchtige und feindliche, als eine Art verstockten Kriegszustandes erwiesen, während im Interesse der Völker von einigem Bildungsgrade dieselbe friedlich sein sollte. Der Eine suchte den Andern zu bevorthheilen, ihm die Gelegenheiten des Verdienstes zu entziehen, seinen Verkehr zu beengen. Wenn die Völker ihren wahren Vortheil erkennen, muß an dessen Stelle ein aufrichtiger Industrierwettkampf treten, indem der den meisten, aber auch wohlverdienten Vortheil bezieht, der am wohlfeilsten die beste Waare liefert. Nur ein die erst aufkeimende Industrie noch schützender Eingangszoll oder Ausführprämien können dabei fortbestehen; Ausschließungsmaßregeln gar nicht weiter. Wenn daher auch England die Macht besitzt, den Handel anderer Länder zu unterdrücken, wird die Lust dazu in ihm in dem Grade geringer werden, als die Aufklärung zunimmt und es belehrt, wie es seinem wahren Interesse dadurch nicht nur direct schade, sondern auch damit alle Seemächte am Ende zu einer Coalition nöthigen würde, um die Universalherrschaft zu brechen, wie Europa zusammengetreten ist, um die Alleinherrschaft Napoleon's zu überwinden.

Gerade die Gemeinsamkeit und Wechselseitigkeit der Vortheile des freien Handels stellt England auf den Punkt, sich immer mehr aufrichtig mit allen Regierungen zu befreunden, die ihm dazu die Hand bieten, sich hingegen von denjenigen abzuwenden, die sie ihm versagen. Aus diesem Gesichtspunkte erscheinen Deutschland mit Preußen und England als von der Natur Allirte, und sie werden es immer mehr auch werden, je weniger

Heinliche Eifersucht, Misgunst und Eigennuz die klaren Einsichten einer richtigen Handelspolitik trüben werden.

II. „Welthistorischer Beruf der Völker.“ Es ist wol sehr schwierig, hierüber ohne alle Einmischung der Phantasie und vorgefaßter Meinungen etwas Bestimmtes und unverkennbar Richtiges anzugeben. Auch möchte es kaum genügen, nur einseitig aus diesem oder jenem Standpunkte die Ansicht zu wählen, sondern es muß sich nach allen Seiten hin umgesehen, und daher in allen den wesentlichen Richtungen, welche der Beruf der Völker verfolgen kann und zu verfolgen hat, das sie Unterscheidende und sie Sondernde oder Verbindende zur Anschauung gebracht werden, wogegen Alles, was die Selbsterhaltung und die innere Ausbildung jedes Volks angeht, mit Recht hier übergangen wird, weil sie hierin einander gleichstehen, was denn auch der Verf. gethan hat. Um nun den eigenthümlichen Beruf jedes Volks zu ermessen, ist sein geographischer Standpunkt in der Welt unstreitig von der größten Bedeutung, jedoch nicht der allein in Betrachtung kommende, weil der Mensch nicht bloß im Raume, sondern auch in der Zeit lebt, und weil keiner Berufung ein willkürlicher Anfang in irgend einer beliebigen Zeitepoche vorgeschrieben, sondern derselbe nur aus dem Ursprunge, der Geschichte und der entwickelten Nationalität eines jeden Volks abgenommen werden kann. Insofern nun der Verf. lediglich die Drtlichkeit der dormaligen Heimat der Völker zur Grundlage seiner Betrachtung genommen und diese nur auf eine von allen den Aufgaben gerichtet hat, die das Volksleben in sich faßt, konnte dieser Abschnitt weder erschöpfend noch ausreichend werden. Sein angenommener Standpunkt ist ein sehr hoher, ja der höchste, immer aber doch nur ein einseitiger. Wohin aber der Verf. jedoch seinen Blick gerichtet hat, da hat er klar gesehen. Das Höchste im Menschenleben der Einzelnen wie der Völker ist das religiöse Element, und dieses hat der Verf. hauptsächlich ins Auge gefaßt. Europas Geschichte und Zustand bekundet für dasselbe ihm zufolge den Beruf, nicht bloß mit der Erhaltung und Bewahrung des Christenthums, sondern auch mit dessen Verbreitung über den ganzen Erdball betraut zu sein. Rußland insonderheit, mit einem Fuße in Europa mit dem andern in Asien stehend, aber nur mit jenem fußen könnend, würde schon darum seinen Beruf offenbar verkennen, wenn es beabsichtigte, in Europa weiter vorzudringen, da es vielmehr seine Aufgabe ist, selbst durch europäische Cultur sich erst innerlich zu heben, sie mit dem asiatischen Sinne zu verschmelzen und sie solchergestalt materiell und spiri- tuell nach Nord- und Mittelasien zu übertragen, damit diese ungeheuern Strecken von gesitteten Menschen erfüllt werden zur Ehre ihres Schöpfers. Deutschland mit Osterreich und Preußen haben durch ihre Stellung die doppelte Bestimmung, nicht nur die Erhaltung des Friedens in Europa zu vermitteln, sondern auch die Grenzwehr gegen das Eindringen des Sarmaten- und Slaventhums in die germanischen Auen zu behaupten, wozu Schweden und Ungarn durch ihre Flankenstellung mitwirken, vorzüglich aber die Colonisirung der Donau-

und Balkanländer durch deutsche Auswanderer ins Auge zu fassen ist. Frankreich hat sein Ziel durch die Besetzung Nordafrikas zu verfolgen begonnen, auf daß von hieraus dieser Welttheil in die Reihe gesitteter Länder übergehe, wie Spanien und Portugal, nachdem sie sich erst selbst beruhigt und erholt haben werden, die Mittel besigen, denselben Welttheil von den Ost- und Westküsten aus zu colonisiren. In Südamerika haben sie ihre Aufgabe so schlecht erfüllt, daß sie darob nicht bloß diese ihre Colonien, sondern sich selbst größtentheils verloren haben. Dahingegen hat England für den europäischen Zweck nicht nur die ausgedehnteste Thätigkeit in Westindien, Nordamerika, Südastien und Australien, sondern auch das meiste Geschick mit dem besten Erfolge entwickelt, weil es am meisten die Rechte und Rationalität der Eingeborenen geachtet und ihnen die Bekehrung nicht aufgezwungen, sondern nur nahe gebracht hat; und es wird auf diese Weise als der achtbarste Diener der Humanität und der sie schirmenden Vorsehung verehrt werden müssen, je mehr es selbst die Achtung derselben aufrecht erhält. Italien und die Türkei, von dem höchsten politischen Glanze zu völliger Unbedeutendheit herabgestiegen, scheinen dormalen keine andere Bestimmung zu haben denn als Warnungssäulen daran zu mahnen, wohin die Uneinigkeit und Zerissenheit der Stammgenossen und weltlicher und geistlicher Despotismus die Völker bringt und wie schwer die Enkel büßen müssen was die leichtsinnigen Voraltern verschuldet haben. Möge zunächst die Schweiz sich daran ein Beispiel nehmen und erstarren! Aber auch Deutschland, das Land der Germanen, die Rom unter ihre Füße traten, als sie noch freie Völker unter ihren Fürsten waren, aber vergeblich sich dessen zu bemächtigen ihr Blut durch Jahrhunderte versprigten, als durch das Lehnwesen und die Hörigkeit das Bürgerthum aufgelöst worden war.

(Der Beschluß folgt.)

Die französischen Invasionen in Osterreich und die Franzosen in Wien in den Jahren 1805 und 1809. Nach den besten Quellen bearbeitet von Karl August Schimmer. Wien, Dirnböck. 1846. 12. 1 Thlr.

Das ist ein Buch voll treuer, ehrenwerther Gesinnung, wie sie dem osterreichischen Unterthan so wohl ansteht. In einer einfachen, schlichten Darstellung, die aber überall den Augenzeugen der denkwürdigen Begebenheiten Wiens zeigt, sind uns die Schicksale der Stadt 1805 und 1809 erzählt und eine Menge von Einzelheiten aufbewahrt, die in dem Gedächtnisse der gegenwärtigen und der künftigen Generation erhalten zu werden verdienen. Denn der Gemeinfinn der Bürger Wiens sowie ihre Treue und Anhänglichkeit an den Kaiser Franz, von dem der alte Pilgermann in den „Anemonen“ nicht Schlimmes genug neuerdings anzuführen wußte, zeigt sich hier in dem schönsten Lichte. Auch die Urtheile über die Franzosen sind gemäßigt und wir vermissen nur noch genauere Angaben, als z. B. auf S. 121, 122 über die Requisitionen der Franzosen und überhaupt über den Schaden, den ihre Anwesenheit dem Wohlstande Wiens zugefügt hat. Auch solche Dinge dürfen um der Nachwelt willen nicht vergessen werden und charakterisiren die Last, welche allen besiegten Ländern von der Habgucht und Beuteluft der Napoleonischen Franzosen aufgebürdet worden ist. Unter den zahlreichen Armeebereichten,

Proclamationen und andern Anekdoten haben wir mit besonderer Freude die vortrefflichen Wehrmannslieder von Heinrich von Collin wiedergefunden, die aus unsern deutschen Lesebüchern und Gedichtsammlungen für Schulen mit großem Unrecht ganz verschwunden zu sein scheinen. Fast ganz neu waren uns die Kriegs- und Wehrmannslieder von Castelli, die ebenfalls dem Jahre 1809 angehören und in denen Velli diesem beliebten Dichter auf einem ganz andern Felde, nämlich auf dem der Vaterlandsliebe und der Waffenehre, mit Vergnügen begegnen werden. Collin und Castelli waren nach der Weise der Napoleon'schen Kriegsführung für diese Lieder förmlich geschätzt und mit der Stellung vor ein Kriegsgericht bedroht, wenn man ihrer habhaft werden könnte. W.

Notizen aus Italien.

Ein Kegerrichter über Paul Carpi.

Die Societä poligrafica italiana, welche ihren Sitz in Florenz hat, gibt in neuerer Zeit eine Sammlung aller für Geschichte und Literatur wichtiger Werke unter dem Titel „Opuscoli inediti o rari di classici o approvati scrittori“ heraus, wovon der erste Band bereits erschienen ist. Es ist dies ein sehr verdienstliches Werk, da in Italien, namentlich in Florenz, eine ungläubliche Menge kleiner historischer Bruchstücke und kurze Chroniken u. s. w. in den Familienpapieren und Archiven der angesehenen alten Adelsgeschlechter aufbewahrt werden, die ihre Abfassung jener Zeit verdanken, wo in den kleinen italienischen Staaten noch reger Gemeinfinn herrschte und Alles was Kopf, Herz oder Hand besaß an den öffentlichen Angelegenheiten lebhaft Theil nahm. Die Klöster und städtischen Büchersammlungen enthalten solchen Stoff noch weit mehr, dessen Veröffentlichung noch manche unerwartete Aufschlüsse über die Geschichte der apenninischen Halbinsel im Mittelalter zu versprechen scheint. Der wichtigste Bestandtheil des ersten Bandes dieser Sammlung ist jedenfalls ein Bruchstück des zweiten Theils von Marco Foscarini's Werk über die venetianische Literatur, wovon bekanntlich nur der erste Theil veröffentlicht wurde. Ein weiterer werthvoller Beitrag sind die am Schlusse der Sammlung befindlichen 25 größtentheils bisher noch nicht veröffentlichten Briefe berühmter italienischer Schriftsteller, darunter Päpste und Cardinale. Die merkwürdigste dieser Briefschaften ist ein Schreiben des Cardinals Domenico Passionei an den eben erwähnten Marco Foscarini. *) Dieser Cardinal bekleidete in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter den Päpsten Clemens XI. und XII. mehre wichtige staatsmännische Ämter und war als einer der gelehrtesten Leute seines Vaterlandes bekannt. Das Schreiben ist vom J. 1753, dem 71 Lebensjahre seines Verf. datirt und enthält das Urtheil desselben über eine geschichtlich weit bedeutendere Größe als der Schreiber und Empfänger dieses Briefs waren — über Paul Carpi. Der Brief handelt zumeist von der damals eben erschienenen Literaturgeschichte Foscarini's, wobei er sich denn über den italienischen Reformator also äußert: „Was Sie in Ihrer Geschichte von Fra Paolo gesagt haben ist wenig im Vergleich zu Dem, worauf Sie häufig hingewiesen. Wenn ich aber Ihren Rang und Ihre Stellung in Betracht ziehe, so muß ich annehmen, daß Sie sich vielleicht selbst nicht so frei gefühlt haben, Alles zu sagen, was gesagt werden mußte. Sene zu Genf gedruckten und aus Verona datirten Briefe desselben sind vollkommen echt und beglaubigt, wie ich solches bis zur mathematischen Gewißheit in einigen Tagen zu erweisen mir getraue, sofern Gott mir das Leben schenkt. Des schurkischen Frater Absicht — obwohl man es ihm lassen muß, daß er im höchsten Grad gelehrt war — ist keine andere gewesen, als den Calvinismus in Venedig einzuführen, und darauf zweckte jede Zeile ab, die er schrieb. Und dies ist eine andere Wahrheit, welche nicht nur

*) Vergl. Hierüber eine ausführliche Mittheilung von Alfred Neumont in Nr. 239 d. Bl. f. 1845. D. Red.

von mir bewiesen, sondern augenscheinlicher demonstirt werden soll als irgend ein Lehrsat des Euklid. Ihr großer Oheim, Sebastian Foscarini, hat mir oft erklärt, daß, wenn ich den Senat über diesen Gegenstand haranguirt, der Eifer der Senatoren bewirkt haben würde, daß man des Ruch's Gebrauche wieder ausgefarrt und auf dem Marcusplage verbrannt hätte! Was ich sage sind weder Vermuthungen, noch bloße Schlussfolgerungen, noch Deutungen von gewissen Stellen, sondern verbürgte und unwiderlegliche Thatsachen. Ich war Katholik, ehe ich römischer Priester wurde und spreche deshalb nicht aus Vorurtheil (!?). Schenkt mir Gott das Leben, so sollen Sie sehen durch Beweise, daß ich selbst weniger ausspreche als ich wol weiß.“ Der Prälat, dem die Natur noch nach diesem Schreiben acht ganzer Lebensjahre schenkte, scheint nach Allem die Erfüllung seines Versprechens schuldig geblieben zu sein. 12.

Geschichte der Liturgie aller Zeiten.

Die während der letzten zwei Decennien viel wiederholten Versuche der Parteien des Augsburger Bekenntnisses, den liturgischen Theil des Cultus in seiner Ursprünglichkeit wieder zu erschaffen, geschahen durchaus in dem Sinne eines Glaubenssystems, das die Perfectibilität des formellen Ceremoniels nicht nur nicht ausschließt, sondern sogar gebietet. Auf katholischer Seite konnte dergleichen nicht vorkommen, da die Messe mit ihren überreichen Functionen als ein Fertiges, nicht wie dort als ein werdendes in der sichtbaren Kirche für die unsichtbare gilt. Doch aber war man auch hier thätig, die gottesdienstlichen Agende von Zufälligkeiten und Zeitlichkeiten zu befreien und in ihrer Wesenheit zu bestimmen. Zu dem Ende hat man in Rom nicht ohne Aufforderung von oben und unter Mitwirkung der Fähigsten angefangen, eine Geschichte der Liturgie aller Zeiten in und mit ihren noch vorhandenen Denkmälern („Storia della liturgia ecclesiastica dimostrata coi monumenti di ogni tempo“, Rom 1845) zu publiciren, ein Werk, das Seitens seiner archäologischen, geschichtlichen, ergetischen, dogmatischen und artistischen Bestandtheile aller Aufmerksamkeit auch des ausländischen Publicums werth ist. Seine uns vorliegenden Ansätze versprechen eine Arbeit, die in sieben bändereichen Sectionen ihr Gesamtmaterial geben will. Die erste behandelt im Allgemeinen die sichtbare Ecclesia von ihrem Ursprunge in den Katakomben an bis zu den Zeiten kurz vor und nach Konstantin, die rein griechische, byzantinische, normännische, lateinische, gotische und lombardische des 14. Jahrhunderts in ihren Entwicklungen bis auf die neuesten Zeiten. Die zweite die den Altar und dessen Architektur bedingende liturgische Geschichte, den Modus des Gottesdienstes im Morgen- und Abendlande zu allen Zeiten; ebenso gibt sie eine höchst interessante Beschreibung aller bei den Functionen gebrauchten Gefäße, Ornamente u. s. w. mit Originalabbildungen. Die dritte gibt die Hierarchie in ihrer Kleidung, das Ritual der Krönung der alten römischen Bischöfe und späteren Päpste und ihrer Erwählung, die der Kaiser sowie die der Cardinale, Presbyter der griechischen und lateinischen Kirche. Die vierte Abtheilung bespricht den Chor, die Ambonen, die Cancelli, die Candelaber für die Passahkerze und was sonst innerhalb der *auxilios* sich findet. Die fünfte das Senatorium, Matroneum und der Kater mit den verschiedenen Stufen der Pönitentien und dem Ceremoniel der öffentlichen Wiederveröhnung. Die sechste und siebente handelt von dem Atrium, dem Baptisterium, den Portiken, dem Vestibulum, den Thürmen, Glocken u. s. w. Der Text des Werks ist, nach seinem Beginne zu urtheilen, eine sehr gediegene Arbeit; aber das Schätzbare darin sind die überaus originaltreuen Abbildungen in Kupferstich von den sehr zahlreichen den Text erläuternden und verständigenden Monumenten. Diese kamen vorzüglich aus dem christlichen Museum der vaticanischen Bibliothek, der reichsten Schatzkammer dieser Kunstwerke, aus Venedig, Ravenna, Palermo und den bedeutendsten Museen Europas. 20.

Die europäischen Staaten nach ihren innern und äußern politischen Verhältnissen, von Bülow-Sumnerow.

(Schluß aus Nr. 20.)

III. „Grundzüge eines neuen, dem Interesse der Völker entsprechenden, festen politischen Systems von Europa.“ Wenn irgendwie ein Feld dargeboten ist zu Chimären und Lustplänen, so ist es das dieses Abschnitts. Wie indessen der Verf. in seinem ganzen Werke mit einer die höchste Anerkennung verdienenden Besonnenheit, Ruhe und Geradheit sich überall ausgesprochen hat, so auch hier; und er gelangt zu unwiderleglichen, wenigstens überaus gefälligen, Schlüssen, weil er von festen Thatsachen und unumstößlichen Maximen ausgeht. Er miskennt auf keine Weise die Schwierigkeit der Ausführung seiner Vorschläge, aber er erweist deren Zweckmäßigkeit und Angemessenheit, gibt die dazu hinreichenden Mittel an, und zeigt solchergestalt die Möglichkeit wie die Vortrefflichkeit des Plans. Ebenso wenig fällt ihm ein, daß derselbe Hals über Kopf zu unternehmen sei, sondern er selbst spricht das Eile mit Weile! aus und bringt es in Anwendung, aber so, daß keine Zeit untätig verloren geht, sondern zu den nöthigen Vorbereitungen benützt wird. Sehr wahr ist, daß die Idee immer der Ausführung vorausgehen müsse und es deshalb unerlässlich sei, sich mit jener vertraut und sie klar zu machen. Dies allein will er, sie anregen, sie in Aussicht stellen und zeigen worauf es dabei ankommt.

Ein sicherer, dauerhafter und in sich gewährleisteteter Friedenszustand muß auf der Anerkennung des Grundgesetzes beruhen, daß die Entwicklung der Wohlfahrt der Völker die erste Anforderung aller Politik ist, und daß diese nur dann zur Ruhe kommen können, wenn sie den Zustand unbehinderter Förderung derselben erlangt haben. Ein gesicherter Rechtszustand und ein freundliches Nebeneinanderleben der Völker ist also nicht eher möglich, bevor es nicht dahin gebracht ist, daß keinem von ihnen unentbehrliche Bedingungen und Mittel zur Ausbildung und Verbesserung seines Zustandes vorenthalten werden, und daß es ebenso wenig von der Gefahr bedroht wird, durch auswärtige Übermacht in seinem innern Frieden gestört zu werden. Dies Letztere ist darum

von so hoher Wichtigkeit, weil außerdem der gewaltige Druck des gegenwärtigen Zustandes ununterbrochener Rüstung nicht aufhören kann, und das Mark der Länder, wobei nicht bloß das Geld, sondern mehr noch die der Arbeit entzogene Menschenkraft in Anschlag zu bringen ist, auf die Erhaltung der stehenden Heere verwendet werden muß, das dadurch der Ernährung der Industrie, der Erziehung, den Künsten und Wissenschaften und allen den gemeinnützigen Anlagen und Anstalten entzogen wird, ohne welche das Gemeinwohl nicht gedeihen kann. Der jetzige Zustand ist in der Wahrheit kein Friede, sondern nur ein Waffenstillstand; eine auf den Krieg vorbereitete Rüstung, welcher schlimmer ist wie ein offener Krieg, der nie so lange dauern und nicht in der Summe so viel kosten kann als dieser verdeckte Krieg, hingegen Das, was er kostet, durch seine Erschütterungen und Aufrüttelung des Geisteschlummers wieder weit macht. Jedenfalls ist es besser, einen unvermeidlichen Krieg muthig zu beginnen, sobald man zum Angriffe gewappnet ist, als jaghaft die Zeit abzuwarten, die dem Gegner günstig dünkt ihn anzufangen. Überdies sind Bündnisse dazu heußlich, auch ohne Krieg oder in demselben mit größerem Nachdrucke Das abzunöthigen, was durch denselben bezweckt werden soll; und solche Bündnisse können nicht entstehen, wo der Zweck kein eigennütziger, sondern ein gemeinsamer ist, dafern nicht die Mitbetheiligten gegen ihr eigenes Interesse blind und taub sind oder an der Aufrichtigkeit des Antrags zu zweifeln Veranlassung haben.

Jedenfalls ist es eine sehr passive Rolle für die sämmtlichen europäischen Staaten, stets auf alle Fälle gerüstet zu sein, die Benutzung dieses kostspieligen Zustandes aber dem Geschieße zu überlassen, und nicht selbst zu wissen noch sich darüber Rechenschaft zu geben, zu welchem Zwecke solches geschieht und wie derselbe dadurch verfolgt werden soll. Wenigstens ist dies sicher keine Staatsweisheit oder Staatsklugheit, sondern Indolenz und Sorglosigkeit. Ausgemacht ziemt solche nicht Dem, der auf der Hochwacht steht und der es unterläßt, selbständig und voraussichtlich abzuwenden oder vorzubereiten, was auf sein künftiges Schicksal von entscheidendem Einflusse sein muß. Einen muthwilligen Krieg zu unternehmen ist ein großes Verbrechen; einen

nothwendigen nicht zu rechter Zeit zu beginnen, ist Schwäche des Verstandes oder des Muthes.

Nur ein reiflich überlegtes, aber auch dann unverrückt im Auge gehaltenes und unablässig verfolgtes System, wobei die persönlichen Neigungen, Beziehungen und Interessen der Fürsten und ihrer Familien außer Ansaß bleiben, und lediglich nur das Wohl und Heil der Völker bestimmend ist, kann die Politik der Schwankungen, Zufälligkeiten und Verkehrtheiten überheben, in die sie unablässig verfällt, so lange sie nicht lange vorherseht was sie soll, und nicht will was sie muß, um ihre Obliegenheit zu erfüllen. Es muß ebenso, wie es des Volks Wahlspruch bleiben soll: „Für König und Vaterland!“ der Wahlspruch der Fürsten und ihrer Regierungen sein: „Alles fürs Volk und Vaterland.“

Dies sind die vom Verf. mit Verstand, Umsicht und Mäßigung weiter ausgeführten Grundzüge, was nicht selten auf originelle Weise geschieht. Nur ein Beispiel hiervon:

Wenn man auf die beiden deutschen Großmächte blickt, so läßt sich das Band Preußens und Osterreichs bildlich sehr passend mit dem Bande der Ehe vergleichen. Sie machen zusammen mit dem übrigen Deutschland ein Haus, eine große Familie aus, in welchem auch die majoren gewordenen Mitglieder wohnen geliebt sind. In dieser Ehe ist Preußen die Stelle des Mannes und Osterreich die der Frau zugefallen; allein es geht in diesem Hause wie in so vielen andern, wo die Frau durch beständige Negationen die Thatkraft des Mannes lähmt und ihn durch Eifersucht quält, ihm dabei ihre zärtliche Liebe verfigernd.

43.

Georg Cuvier ein Deutscher.

Wol ist Deutschland mannichfaltig von Gott begabt und geschmückt mit Schönheit und Schätzen der Natur und Kunst. Wol ist es überreich an Männern jedes Standes, hervorragend als Staatsmänner, als Krieger, als Künstler, als Gelehrte, von deren Überflusse es oft und vielfältig gependet hat an die übrigen Reiche und Länder Europas. Wenn man aber wie wir im fernen Amerika erlebte, daß in Folge künstlicher Verschiebung und Verstellung geschichtlicher Wahrheit, insbesondere in der Franzosen allverbreiteter Sprache, ein deutscher Held wie Karl der Große so fest für einen Franzosen gehalten wird, daß unsere Auserung, er sei ein Deutscher, ein allgemeines, ungläubiges, nur mit Mühe unterdrücktes Lächeln erregte; wenn man wahrnimmt, daß, um nur von unsern großen Naturkundigen zu reden, Männer wie Nikolaus Kopernik, wie Lambert, wie Euler, vom Fremdling kaum noch zu uns mitgezählt werden; daß nur durch den rechtzeitigen Ruf eines großen deutschen Königshauses Alexander von Humboldt uns wieder erwrden und gesichert ward, und jetzt in deutscher Sprache seinem reichen Wirken durch den „Kosmos“ die Krone aufsetzen konnte; wenn man endlich erwägt, daß in der von einem andern edeln deutschen Könige eröffneten deutschen Ruhmeshalle der Name und das Bild Georg Cuvier's annoch vermist wird; — dann ist es hohe Zeit, diesen großen deutschen Mann, den Gründer vergleichender Naturbeschreibung, für uns zurückzufodern. Darum hieße wir selbst auf die Gefahr hin, beim Anblicke der überschrift dieses Aufsatzes ein dem obengedachten Lächeln der Amerikaner ähnliches auf der Lippe des Lesers schweben zu sehen, ein Werk mehrfach willkommen, das die wenig gekannte, wo nicht künstlich vertuschte deutsche Jugend und Bildung Georg Cuvier's aus dem lauten Duell seiner eigenen Bekenntnisse und Briefe an einen der wenigen

trefflichen noch lebenden Genossen ins hellste und unwiderleglichste Licht stellt. *)

Georg Cuvier erblickte das Licht der Welt laut eigener Bezeugung am 24. August des durch den Vorübergang der Venus vor der Sonne wie durch die Geburt Bonaparte's, Wellington's und vieler anderer ausgezeichnete Männer denkwürdigen Jahres 1769 in Mümpelgard, der Hauptstadt des gleichnamigen überrheinischen, seit Jahrhunderten vom württembergischen Fürstenhaufe besessenen, dem deutschen Reiche angehörigen Fürstenthums. Von dort aus bezog er die von dem hochbegabten Herzog Karl in Stuttgart eröffnete, so viele herrliche Köpfe in sich schließende und ausbildende Karlsakademie, von denen sich späterhin Frankreich außer Cuvier auch noch andere ausgezeichnete Männer, wie Graf Reinhardt, dessen Leben und Briefwechsel mit Goethe wir noch immer sehend erwarten, Georg Kerner und Andere mehr angeeignet und zu seinem Ruhme benutz hat. Von Stuttgart aus, wo sich Cuvier's Scharfblick alsbald der Naturforschung zugewendet und in einem von ihm mit Pfaff und andern noch Lebenden gestifteten naturhistorischen Vereine zur gemeinschaftlichen Kultur der Naturgeschichte in ihrem ganzen Umfange durch Anlegung von Sammlungen, Ausarbeitung von Aufsätzen und wechselseitige Mittheilungen der gemachten Beobachtungen ausgebildet, und schöne leider verloren gegangene Arbeiten verfaßt hatte, ging er im J. 1788 als Hauslehrer eines protestantischen Grafenhauses nach der in ihren Natur- und Kunst-erzeugnissen wie in ihren Bewohnern deutliche Spuren der germanischen Bevölkerung an sich tragenden Normandie.

„In der Normandie entwickelte er sich“, sagt der wackere, jetzt auf der dänischen Corvette Galathea naturforschend die Welt umsegelnde Behn, „in der Stille unter dem Gewitter der Revolution zum größten lebenden Naturforscher. Wie er das aber bis 1795, wo er in Paris auftrat, ward, was in dieser für jeden Mann wichtigsten Lebensperiode (vom 19—20. Jahre) seinen innern Menschen bewegte und erschütterte, was sein Leid und seine Freude war, was Alles er unterdrückte, das konnte wenigstens kein Franzose wissen, seine Blicke waren nach Deutschland gerichtet, dort lebten seine Freunde, die Theilnehmer seiner Studien. Daß Cuvier in seiner spätern Stellung seine deutsche Bildung überaus wichtig war, ist bekannt, aber daß er in dem Grade Deutsch war, wie es diese Deutsch geschriebenen Briefe ergeben, war, meine ich, bisher unbekannt. Zwar betrachtet er sich nicht als einen Deutschen und Würtemberger, aber ebenso wenig sieht er sich als einen Franzosen an, ja es scheint ihn anfangs ein fast nationaler Gegensatz höchst unangenehm berührt zu haben. Nach und nach, namentlich bei den ersten ruhmvollen Phasen der Revolution, fängt er mehr und mehr an sich als Franzose zu fühlen, «unser König» sagt er, wenn er den König von Frankreich meint; hier nimmt er noch mit vollem Herzen Theil, er kann als ein für Frankreich durch die Revolution Gewonnener betrachtet werden. Später freilich tritt seine politische Meinung mit dem Übermaße demokratischer Tyrannie in den schreiendsten Widerspruch, er fühlt sich höchst unglücklich und hätte gern Frankreich verlassen; selbst nach Rußland zu gehen, wie ihm angeboten wurde, hält ihn nichts Anderes ab als seine schwächliche Gesundheit und die Furcht vor dem Klima.“

So erklärt er in seinem nicht bloß politischen Urtheile über Frankreich: „Dennoch haben die Wissenschaften außerst wenige würdige Priester in Frankreich (zu denen er insbesondere die beiden Jussieu zählt) und ihre Armuth ist für Sebermann um so schmerzlicher, da man sich ihres ehemaligen Blüthenstandes noch erinnert.“ Er nährte lange mit Vorliebe den

*) Georg Cuvier's Briefe an G. F. Pfaff in den Jahren 1788—92, naturhistorischen, politischen und literarischen Inhalts. Nebst einer biographischen Notiz über G. Cuvier von G. F. Pfaff. Herausgegeben von W. F. G. Behn. Kiel, Schwes. 1816. Gr. 8. 2 Bde. 20 Ngr.

Gedanken, mit seinem Böglinge nach Württemberg zu kommen und dort, dessen Studien leitend, bei seinen Freunden zu leben. Denselben ungern fahren lassend freut er sich ebelmüthig der trefflichen Besetzung der naturgeschichtlichen Lehrstühle der Karlsakademie durch Storr und Kiemeyer, nur ausruhend: „Es ärgert mich doch ein bißchen, indem es mir fast alle Hoffnungen benimmt, mich in Deutschland, wo ich doch alle meine Freunde habe, zu finden.“

Ja selbst elf Jahre später, als ihn Pfaff schon im pariser Pflanzengarten, von reichen Sammlungen umgeben, als das Haupt einer jungen französischen Naturforscherschule wiederfindet und sieben Monate dort mit ihm lebt, äußert Dieser: „Cuvier war damals (1801) gleichsam noch ein halber Deutscher; wiewohl er die Leichtigkeit in der deutschen Unterhaltung verloren hatte, so liebte er doch die deutsche Unterhaltung mit mir.“ Nach und nach änderte sich dies, insbesondere unter dem mit gewaltigem Griffe auch Cuvier an den Siegeswagen seines Ruhmes schmiedenden und ihn zum willigen Diener jeder in Frankreich gebietenden Macht, erst seiner selbst, dann der Restauration umgießenden Napoleon, sodas Pfaff ihn 1829 in Paris wieder auffuchend ausrufen muß: „Der vor 30 Jahren noch grobtheils deutsch-gemüthliche Cuvier war nun ganz Franzose geworden.“

Erklärt sich nun aus dem eben Mitgetheilten Cuvier's allmählig von der Abneigung zur völligen Hingabe sich umkehrende Empfindung gegen Frankreich als in dem jetzigen vorliegenden Stande durch ihn neuerstandener Wissenschaft begründet, so liegt hierin auch seine damit im umgekehrten Verhältnisse stehende Anhänglichkeit an Deutschland gegeben, auf dessen Boden der Mann stand, wurzelte, der, wiewohl verschmähend bis auf eine kleine, wenige Bogen starke Gelegenheitsrede ^{*)}, schriftstellerisch zu wirken, dennoch gleich den Weltweisen des Alterthums durch Lehre und durch seine Schüler umgestaltend und lebend auf die Naturkunde und Naturanschauung für alle Zeiten gewirkt und sie aus einer Sammlung, vereinzelter Thatfachen zu einem einzigen organischen Ganzen umgeschaffen hat. Dieser Mann, den wir bereits genannt haben, war Kiemeyer, der noch immer zu wenig gekannte, und nur mit ihm und durch ihn läßt sich der geistesverwandte Cuvier begreifen und verstehen, wie dieser selbst es auch großartig stets anerkannt hat.

Das Verhältniß Kiemeyer's und des vier Jahre jüngeren Cuvier, welches uns erst jüngst durch Martius in einer trefflichen, Pfaff's Darstellung ergänzenden, am 28. März 1845 in der Münchner Akademie der Wissenschaften gehaltenen Rede ^{**)} klar und anschaulich geworden ist, liefert den wahren Schlüssel zur Entstehungsgeschichte echter Naturanschauung in Deutschland und Frankreich. In Beziehung hierauf sagt Martius mit Recht: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Grundidee, welche damals (auf der Karlsakademie) den Geist Kiemeyer's bewegte, Entwicklung der organischen Typen und Kräfte auf dem Wege der Vergleichung und Induction, zu seinem wahren Eigentum gehörte. Aber er stand nicht vereinzelt auf dieser Bahn. Parrot, Cuvier und Kiemeyer bildeten auf der Karlsakademie ein wissenschaftliches Kleeblatt, und die ähnliche Geistesrichtung, welche die drei Freunde verband, fand in der Thätigkeit Kiemeyer's am frühesten einen lebendigen Ausdruck. An einem Frühlingsabende des Jahres 1786, am Tage, ehe Kiemeyer aus der Anstalt schied, die Cuvier zwei Jahre später verlassen sollte, waren Kiemeyer, Parrot und Cuvier im Garten der Akademie beisammen. Da schnitten sie die Anfangsbuchstaben ihrer Namen mit den Worten *Amicitia juncti*,

^{*)} „Über die Verhältnisse der organischen Kräfte untereinander in der Reihe der verschiedenen Organisationen, die Gesetze und Folgen dieser Verhältnisse. Eine Rede, den 11. Februar 1793 am Geburtstage des Herzogs Karl gehalten von G. F. Kiemeyer“ (Tübingen 1793).

^{**)} Abgedruckt in den „Münchner Gelehrten Anzeigen“ für 1845, Spalte 253 — 260.

sorte *dijuncti* in einen Baum, und durch das ganze Leben haben sie an dieser Jugendfreundschaft wie an einer gleichartigen Auffassung der Wissenschaft festgehalten.“

Diese gleichartige Anschauungsweise Kiemeyer's und Cuvier's wie die Erhärtung und Anwendung derselben durch Beobachtungen überdauernde ihr Beifammensein in Stuttgart. Neben einem noch ungedruckten, wir hoffen unverlorenen Briefwechsel beider Männer war es vorzugsweise Pfaff, der die Verbindung zwischen ihnen unterhielt, als der Gine in Stuttgart ruhig fortlebte und bei der damaligen Unbehüllichkeit der Verbindungsmittel erst später zum Anblicke des Meers und seiner Geschöpfe in ihrer Wasserwelt gelangte, während der Andere in der Normandie sammelte, beobachtete und freudig davon mittheilte. Zum reichen Lausche dafür empfing er dann schon ein halbes Jahr nach seiner Ankunft daselbst, mit Bearbeitung eines neuen Plans zur allgemeinen Naturgeschichte beschäftigt, durch Pfaff Kiemeyer's noch immer nur handschriftlich umlaufende Feste von ihm gehaltener Vorlesungen, und ward dabei dennoch nicht müde, unablässig mehr zu fordern und zu schreiben: „Gib der Literatur mehr Platz in deinen Briefen, nicht bloße Naturgeschichte interessiert mich. Glaubst du denn, ich wäre den übrigen Wissenschaften abgestorben? Vergiß der Physik und Chemie nicht, du weißt, daß mir diese ebenso lieb sind als die eigentliche Naturgeschichte, weil sie ihre beiden Hauptzweige sind.“

Also vorbereitet, gleich reich an einer unendlichen Zahl erfahrener, durch den ihrer Erspähung vorangegangenen Gedanken zu Beobachtungen erhobener Thatfachen wie an schöpferischen Ideen des deutschen Vaterlandes und des dortigen Freundkreises betrat Cuvier Paris im rechten Augenblicke. Allenfalls mit einziger Ausnahme der Sternkunde das ganze Reich der Naturwissenschaften überschauend und beherrschend, begann er in der sich damals erst wieder aus dem Umrwängungsstaukel besinnenden und zurechtfindenden Weltstadt Paris die neue Laufbahn, erhob und gehalten durch den mächtigen Arm des genialen Feldherrn und Staatsmannes, der sich damals gern noch den einfachen Namen eines Mitglieds des durch ihn erst recht gegründeten Nationalinstituts beilegte, dessen Sigungen er häufig beivohnte und sie ebenso wie die der Rechtskundigen zur Entwerfung neuer Gesetzbücher für Frankreich und einen großen Theil Europas durch die Blitze seines Römergeistes belebte.

Damals war es, wo Cuvier beim Zusammenströmen der Geschöpfe beider Welten, der nassen wie der trockenen, aus allen Zonen des Erdkreises, aus der vorfindstutigen Urzeit wie aus der jetzigen, sich vorzugsweise ihrer Untersuchung hingab und seine großen Werke der vergleichenden Bergliederung und Thierkunde wie über die versteinerten Knochen der Urwelt allmählig aufbaute und damit auf lange Zeit hinaus die Grenzsäulen des erweiterten Gebiets der Naturgeschichte absteckte.

„Alles vereinigte sich“, wie Martius bemerkt, „um Cuvier die Mittel zu einer gewaltigen Reform der Zoologie und vergleichenden Anatomie in die Hand zu geben, während sein Jugendfreund einsam und ohne jene äußern Hülfsmittel in engeren Kreisen blieb. Doch war Dieser berufen, die Früchte jener Forschungen aus der Ferne mit zu reifen, sie mit zu genießen und sich durch den Anblick der Gesetze in der wunderbaren Architektur des Thierleibes zu erquicken, die er seinerseits auf dem Wege der Induction erkannte, wiewohl nicht mit derselben Fülle objectiver Forschungen geprüft hatte.“

So ward Cuvier, dessen Ruf schon einige Monate nach seiner Ankunft in Paris im J. 1795 dem der berühmtesten Naturkundigen gleich ^{*)}, nicht nur beständiger Schriftführer der Akademie der Wissenschaften, sondern auch der Hersteller der

^{*)} „Analyse raisonnée des travaux de Georges Cuvier, précédée de son éloge historique par P. Flourens“ (Paris 1841), wo es heißt: „Quelques mois après son arrivée à Paris, en 1795, sa réputation égalait déjà celle des plus célèbres naturalistes.“

Naturkunde für Frankreich, das bestimmt scheint zur treibenden Kraft im edelsten geistigen Wettstreite der Völker. Er ward der Befehlgeber eines Hauptgebietes der Naturwissenschaften für die Welt. Glückselig, wenn er, statt sich allmählig in die Irrgänge des Staats zu vertiefen, Das behauptet hätte, wovon Martius so schön sagt: „Für die Wissenschaft, so weit sie im Einzelnen lebt und wirkt, gibt es nur einen Träger, der des Ruhmes würdig wäre, dies ist der Charakter.“ Darin aber steht er in der That einzig da, daß er neunzehnjährig bereits im Besitze des Anerkanntens in allen Fächern der Naturwissenschaften, durch sein vielseitiges Beobachtungs- und Darstellungsvermögen in Rede, Schrift und Zeichnung Alles dem Zwecke, sie weiter zu führen, dienlich macht, daß er alsbald erkennt und ausspricht, daß die Systeme nur Mittel, nicht Zweck sind und daß es darauf ankomme, die Menschheit die Sprache der Natur reden zu machen.

Von diesem brennenden, nicht zehrenden, sondern umschmelzenden und läuternden Wissenseifer geben nun diese eben ans Licht getretenen Briefe Cuvier's an Pfaff die treueste Kunde. Sie sind es, die wir gleich den unvergänglichen Jugendbriefen Johannes Müller's an Bonstetten und den Lebensnachrichten über D. G. Niebuhr vorzugsweise unserer studierenden Jugend zu Vorbildern und Leitsternen empfehlen möchten, daß sie Ehrfurcht vor der Wissenschaft und ihrem treuen unablässigen Dienste lerne und, die durch den Zeitgeist gefeierte, beschlagene oberflächliche Glätte verschmähend, sich tief versenken möge in die Schächten der Weisheit und Erfahrung der Vorzeit und der Gegenwart, eingedenk des schönen Spruchs des auch schon entschlafenen Friedrich Schlegel:

Nicht den Schwächeren wähle zum Freund dir, um weislich zu ruhen:
Sondern wer gleich dir an Geist kräftig dich regt und ergänzt.
Müher verschlingend, wie Gato der Strenge, bei nächtlicher Lampe,
Dräng' der Jahrhundertle Mark mächtig zusammen in dir.
Wie nach dem Golde im Schacht unermüdet der Grabende sucht,
Grabe du tief in das Buch, bis du gefunden den Kern.
Jegliches werde zur Kunst dir, gebildeter, was du berührst:
Wem das Kleinste zu Klein, dem ist auch Großes zu groß.
Ja, auch das Werk, das theuer erkaufte, es bleibe dir köstlich:
Aber so sehr du es liebst, gib ihm du selber den Tod.

82.

Literarische Notizen aus Frankreich.

R u s s l a n d.

Wir haben schon bemerkt, daß Rußland nun ganz bestimmt das Noththema der französischen Publicisten und Tageschriftsteller geworden ist. Die sonderbaren Verhältnisse dieses ungeheuren Landes bieten für die leichtfertigen Federn dieser Peltiden einen so ergiebigen Stoff; es ist so bequem, die obligaten Schlagwörter und Phrasen an den Mann zu bringen, welche, so oft man von Rußland sprechen will, gleich fertig und mit stereotyper Unwandelbarkeit zur Hand sind! Gegenwärtig nun erhalten wir ein Werk, dem vielleicht an und für sich kein höherer Werth und keine tiefere Bedeutung beizumessen ist als vielen ähnlichen Erscheinungen auf dem üppig wuchernden Felde der Broschürenliteratur. Aber diese jüngste Production erhält durch den Namen und die eigenthümlichen Verhältnisse ihres Verf. ein ungewöhnliches Interesse. Diese Schrift, welche — um es gleich von vornherein zu bezeichnen — im ruffenfeindlichen Sinne geschrieben ist, rührt aus der Feder des bekannten Russen Ivan Solowin her und führt den Titel: „La Russie sous Nicolas I.“ Es ist dies eine Erscheinung, welche um der Stellung ihres Verf. willen vielfach besprochen werden wird und die auf ein bedeutendes Aufsehen, ja sogar auf eine Art von Scandal berechnet scheint. Solowin trat, nachdem er sich bereits längere Zeit in Frankreich aufgehalten hatte, mit einem französisch geschriebenen Buche nationalökonomischen Inhalts auf, in dem zwar im Ganzen nichts Verhängliches zu wittern war, das aber doch nichtsdessenweniger in Rußland, wo man überhaupt den längern Aufenthalt der Großen im

Auslande bekanntlich mit schelem Auge sieht, einen unangenehmen Eindruck gemacht haben muß. Wenigstens ging dem Verf. desselben zu derselben Zeit, als Dolgorucki um einer viel piquanteren Schrift willen veranlaßt wurde, nach Rußland zurückzukehren, die Aufforderung zu, seinem Aufenthalte auf französischem Boden ein Ziel zu setzen. Solowin war nicht gewillt, dieser Zumuthung Folge zu leisten. Statt nach seiner Heimat zurückzukehren begab er sich nach den pyrenäischen Wäldern. Nun tritt er plötzlich mit einer Schrift hervor, welche, im gereizten Tone geschrieben, eine förmliche Manifestation gegen Rußland genannt werden kann. Verhandlungen sehr dekadenter Natur scheinen von Seiten des russischen Ministeriums mit ihm gepflogen zu sein, um ihn zur Rückkehr zu vermögen. Die Mittheilungen, welche der Verf. macht, gestatten zum Theil einen Blick in das Getriebe der russischen Politik. Im Allgemeinen aber steht zu bedauern, daß der Verf. statt es bei positiven, schlagenden Angaben, die dem Statistiker und Publicisten von besonderm Werthe sein müßten, berenden zu lassen, sich lieber in allgemeinen phrasenhaften Declamationen gefällte. Es ist ein gar bequemes Ding, den Mund recht voll zu nehmen und zu verächtlichen, aber bewiesen wird damit nur sehr wenig. Wenn sich doch alle Diejenigen, welche sich berufen glauben, über Rußland zu schreiben, von dem löblichen Grundsatz leiten ließen: *Facta loquuntur!**)

Cousin über die Cartesianische Philosophie.

Mit unermüdblicher Thätigkeit beutet Victor Cousin die Quellen aus, aus denen sich einige Bereicherungen zur Kenntniß der französischen Philosophie schöpfen lassen. Man weiß, daß er besonders die Zeit, welche man als den Wendepunkt der neueren Philosophie bezeichnen kann, zum Gegenstande seiner Studien gemacht hat. Wichtige Documente sind in Bezug auf diesen Zeitraum von ihm bereits ans Licht gefördert. Aber die literarischen Hülfsmittel, welche ihm zu Gebote stehen, scheinen immer noch unerschöpflich. So erhalten wir auch jetzt wieder eine Schrift von ihm, die abermals interessante Buchstücke, auf die bis jetzt noch kein kundiger Forscher gestoßen war, enthält. Sie führt den Titel: „*Fragments de philosophie Cartésienne.*“ Man hat es also hier ausschließlich mit der Cartesianischen Philosophie zu thun, zu deren Beleuchtung der Verf. interessante Beiträge liefert. Die eigentlichen Entwicklungen, welche Cousin gibt, kommen an Bedeutung den historischen Notizen und den Documenten nicht gleich, welche er hier aus dem Staube der Archive hervorgezogen hat. Man kann sich einen Begriff von der Mannichfaltigkeit des Inhalts machen, wenn wir hier die Titel der verschiedenen Aufsätze, welche in vorliegendem Buche vereinigt sind, näher bezeichnen: 1) „*Vanini ou la philosophie avant Descartes;*“ 2) „*Procès verbal d'une séance d'une société Cartésienne qui s'était formée à Paris dans la seconde moitié du dix-septième siècle;*“ 3) „*Le cardinal de Retz Cartésien;*“ 4) „*Roberval philosophe;*“ 5) „*Correspondance de Malebranche et de Mairan;*“ 6) „*Correspondance inédite de Malebranche et de Leibnitz;*“ 7) „*Rapports du Cartésianisme et du Spinozisme.*“

Bibliothek geistlicher Reden.

Wir haben in d. Bl. bereits eine Sammlung katholischer Kanzelredner erwähnt, welche von dem nach allen Seiten hin thätigen Abbé Rigne auf einer sehr breiten Basis angelegt ist. Von diesem Werke nun — es führt den Titel „*Collection intégrale et universelle des orateurs sacrés*“ — ist gegenwärtig ein neuer, der 17. Band erschienen. Derselbe umfaßt die sämtlichen Werke von Maboull, von Mascaron und Lacambre; ausgewählte Reden von Nicolas von Drion und den ersten Theil der sämtlichen Werke Richard's. Die ganze Sammlung ist auf 50—60 Bände berechnet. 17.

*) Wir kommen nächstens ausführlicher auf Solowin's Schrift zurück. D. Red.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 32.

1. Februar 1846.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Justus Möser.

Justus Möser's sämtliche Werke. Neu geordnet und aus dem Nachlasse desselben gemehrt durch B. R. Abeken. Sehn Bände. Berlin, Nicolai. 1843. Gr. 12. 8 Thlr. 10 Rgr.

Justus Möser's Werke liegen in einer neuen, sorgfältigen und geschmackvollen Ausgabe dem Publicum vor, und diese dankenswerthe neue Ausgabe ist wieder ein Zeichen der lebhaften Anerkennung, welche der ausgezeichnete Mann, der gediegene deutsche Schriftsteller besonders auch in den neuesten Zeiten in Deutschland gefunden hat. Allerdings haben ihn die genaueren Kenner und Liebhaber deutscher Geschichte und deutschen Rechts, deutscher Sitte und Eigenthümlichkeit, deutscher Entwicklung und Literatur nie vergessen, und die einsichtsvollsten Männer verschiedener Fächer haben immer wieder auf ihn als einen der Trefflichsten der Nation hingewiesen; ganz besonders aber in den letzten Jahren ist sein Andenken von einer Menge von Stimmen wieder aufgefrischt und durch die vollgültigsten Zeugnisse für die Gediegenheit seiner Gesinnungen und Leistungen verherrlicht worden. Nicolai und Goethe, seine Zeitgenossen, in der Literatur vielfach feindlich gegeneinander stehend, sind einig in der lebhaftesten Anerkennung Möser's, und das zusammenstimmende Lob dieser sonst so divergirenden Geister mag gleichsam als eine Vorbedeutung gelten für die Verehrung und Bewunderung, welche später von den verschiedensten Richtungen und Parteien des Lebens und der Literatur her in gleichem Maße dem Verfasser der „Patriotischen Phantasien“ gezollt ward. Alle schienen es wünschenswerth zu finden, an ihn anzuknüpfen, sich durch seine Autorität zu stärken, oder sich zu freuen, in einer von der Gegenwart durch große Ereignisse und Veränderungen getrennten Zeit auf einen Mann hinzuweisen, an welchen sich rühmliche Bestrebungen für die Ehre und die Wohlfahrt Deutsch-

lands in verschiedenem Sinne auf eine empfehlende Weise anschließen dürfen. Johannes von Müller und Spittler haben sich auf das rühmendste über Möser ausgesprochen; Schloffer und Gerwinus haben seine Bedeutung für die Geschichte und die Literatur anerkannt; C. Th. Welcker und B. R. Abeken haben ihn in ausführlicheren Abhandlungen genauer charakterisirt; Stüve und Wagnhagen und wie viele Andere haben von dieser und von jener Seite her den Charakter und die Wirksamkeit des Mannes in politischen und literarischen Zeitschriften oder sonst bei den mannichfachen Gelegenheiten beleuchtet, und vor noch nicht vielen Jahren ist in seiner dankbaren Vaterstadt sein Denkmal eingeweiht worden. Bei so vielen Zeugnissen über Möser's Werth und Tugenden aus dem Munde der befähigtesten, sachkundigsten Richter ist es wol schwer, ungesucht etwas Neues über den ausgezeichneten Mann und seine Werke zu sagen; und wenn wir diese neue Ausgabe den Lesern d. Bl. anzeigen und empfehlen, können wir uns nicht schmeicheln, die Eigenthümlichkeit und das Verdienst Möser's in ein neues Licht zu stellen, sowie wir auch wissen, daß er dessen durchaus nicht bedarf. So entbehrlich jedoch für Möser's bleibende Ehre und Anerkennung weitere Empfehlungen seiner Schriften sein mögen, dürfte es doch zu Ruß und Frommen des deutschen Publicums und so Gott will des deutschen Volks sein, wenn bei passenden Gelegenheiten immer wieder an den trefflichen echt deutschen Mann erinnert, wenn seine Lehren, Grundsätze und Gesinnungen im Andenken der Nation erneuert und aufgefrischt werden, und die Kritik, wenn sie auch darauf verzichten muß, durch irgend einen Reiz der Neuheit zu vermögen, den weder unrühmlichen noch unnützen Verurf erfüllt, den festgegründeten und mit genügenden treffenden Inschriften gezierten Denkstein eines unsterblichen Mannes vom Moose des Vergessens zu reinigen, und zu waschen, daß er nicht durch die überschwänglichen Lob-

redner und Verherrlicher des ephemeren, oft sehr zweideutigen Verdienstes, durch die Anbeter von plötzlich auf den Schild gehobenen aber hohlen Größen der ihm gebührenden Aufmerksamkeit und Achtung beraubt und mit der Zeit wol gar verrückt und in den Schatten gestellt werde. In diesem Sinne seien uns hier einige Betrachtungen über Justus Möser gestattet, welche weder auf Neuheit noch auf eine erschöpfende, systematische oder künstlerische Analyse seines schriftstellerischen Charakters, seines Genius, Anspruch machen.

Daß Justus Möser besonders auch in neuesten Zeiten in Deutschland so warm anerkannt und geehrt wird, kann man in mehrfacher Hinsicht erfreulich finden; erstlich als Beweis, daß unsere häufig unmäßig nach dem Neuen haschende und mit einer bedauerlichen Wertreibung und Bestoßenheit des Urtheils das Neue vergötternde Zeit doch auch einmal einem ältern deutschen Schriftsteller die ihm gebührende Ehre erweist, und von der nagelneuen Weisheit, welche dem deutschen Volke so oft im Gewande der überschwänglichsten Phrasen, des leidenschaftlichsten Pathos oder der abstrusesten philosophischen Schulausdrücke geboten wird, sich doch auch einmal mit Reizung und Vertrauen, wie es den Anschein hat, dem schlichten aber tüchtigen Menschenverstand eines deutschen Schriftstellers zuwendet, der 100 Jahre älter ist als mancher auf der Höhe der Zeit zu stehen glaubende, die Welt und die Geschichte meißernde und die Räthsel und Geheimnisse des Schicksals deutende Autor der Gegenwart. Ja, erfreulich ist es, daß unsere Männer so ernstlich mahnen, die Werke eines Autors zu ehren und zu benützen, den eine vorwärts stürmende und gar leicht der Oberflächlichkeit anheimfallende Jugend nur gar zu geneigt sein dürfte, zum alten Eisen zu rechnen und zu verwerfen! Nur sehr wenige deutsche Schriftsteller sind es, die, früher als er geboren, noch jetzt den Deutschen durch die Form ebenso wie durch den Inhalt ihrer Schriften zusagend und angenehm wären; nur etwa der drei Jahre vor Möser geborene Winkelman hat einen classischen Stil in höhern Sinne, während ein Rabener und Sellert doch dem heutigen Geschmack wegen einer gewissen schwerfälligen Breite widerstehen. Während aber Winkelman vermöge der von ihm behandelten Gegenstände nur eine Lecture für verhältnißmäßig Wenige bleibt, eignen sich Möser's Schriften durch ihren Inhalt zu einer Lecture für das Volk in einem ziemlich umfassenden Sinne, und so verdient er auch in dieser Hinsicht als nahezu erster volkshämlicher deutscher Prosaist der neuern Literaturperiode den Namen eines Patriarchen, den ihm Goethe so treffend gegeben hat. Das Jahrzehnd nach seinem Geburtsjahr hat allerdings schon mehre der ausgezeichnetsten deutschen Prosaisten hervorgebracht, aber der Erste bleibt er doch, wenigstens in einer gewissen Sphäre, und wir wünschen jedenfalls dem deutschen Volk Glück dazu, daß es einen Autor in lebendigem Andenken hält und noch jetzt mit Genuß und Nutzen liest, der vor ungefähr 100 Jahren zu schreiben anfing; es gehört doch einigermaßen

zum Adel, zum neuadeligen und glänzenden Bestand einer Literatur, Ahnen aufzuweisen zu haben.

Erfreulich scheint uns ferner das Interesse, welches Möser's Schriften auch jetzt noch oder wieder erwarten, als ein Zeichen der noch nicht entwurzelten, wenn auch vielfach angefochtenen und bedrohten Pietät gegen verdienstvolle Männer einer frühern Zeit. In Folge der großen politischen, socialen und intellectuellen Revolutionen, welche Europa seit einer Reihe von Jahrzehnden unstreitig durchgemacht hat, und durch welche Vieles eine andere Gestalt gewonnen, wähen gar Manche gleichsam in einer neuen Welt zu stehen, auf einer neuen Erde und unter einem neuen Himmel, sodas man füglich von vorn anfangen, und alle Überlieferungen einer etwas entlegenern Zeit als gänzlich veralteten, unbrauchbaren und hemmenden Ballast wegwerfen dürfe, ja müsse, um mit ganz freiem, vorurtheilslosem Sinne vorwärts zu streben. Politiker, Aesthetiker, Philosophen sehen nicht selten mit grenzenloser Selbstgefälligkeit und Verachtung auf ihre sechs, acht oder mehr Jahrzehnde ältern Vorgänger herab, von welchen sie nichts lernen zu glauben können als wie man es nicht machen müsse, welche sie aber in der Regel geringschätzen ohne sie nur zu kennen. Bedeutendes ist gewiß auf allen diesen und andern Gebieten in neuern Zeiten geleistet worden, und man darf sich der Vorzüge des jüngern Geschlechts gegenüber einem frühern wol freuen; aber lächerlich ist es, wenn das Vochen auf die Fortschritte der Neuzeit großentheils auf der Unkenntniß des Besizes und den Leistungen einer frühern Zeit beruht, und unwürdig ist es, wenn den frühern Vorarbeitern und Bahnbrechern, auf deren Schultern die Jüngern sich glücklich emporarbeiteten, statt anerkennender, gerühmter Dankbarkeit, nur häßliche Verachtung geboten wird. Und doch ist wahrlich oft die halbgeahnte, dämmernd erschaute, aber durch reches Nachdenken errungene und erzeugte Wahrheit und Einsicht mehr werth, weit fruchtbarer und wirksamer als die zur vollen Klarheit ausgebildete, aber von Andern überkommene und nur etwa in der äußern Gestalt einigermaßen veränderte Theorie, auf deren Besitz sich Mancher große Stücke einbildet und auf den mühsamen Bühler früherer Zeiten lächelnd herabschaut. Die Impietät ist die Frucht des Mangels an Einsicht in den Werth und die Verdienste Anderer und der dunkelhaften Überschätzung der eigenen Verdienste und der eigenen Kraft, verbunden mit natürlicher Selbstsucht und Mangel an Liebe; und die Bedingungen und Verhältnisse unserer Zeit sind, man wird es nicht leugnen können, in hohem Grade der Pietät hinderlich, der Impietät dagegen förderlich. Die Pietät ist für den nicht ganz gut gearteten und gezogenen Geist unbequem, die Impietät schmeichelt seinen unedlern Neigungen und Gelüsten; und unter dem Schein der vorurtheilslosen Gerechtigkeit, der Unabhängigkeit und Selbständigkeit treibt nur gar zu oft die sorglose Eitelkeit, die unwissende Gleichgültigkeit und die Undankbarkeit ihr Spiel. Wir wollen nicht verweilen bei so manchen Erscheinungen einer fast bis

zum System und zum Glauben erhobenen Impietät auf den verschiedensten Lebensgebieten; wir wollen nur mit Freude hinweisen auf die doch auch nicht überall ersichtliche Pietät, welche sich namentlich in der lebhaften Anerkennung Mösers kund gibt. Die Ansichten dieses Mannes würden den Anhängern der verschiedenen Richtungen und Parteien wol Gelegenheit zu Angriffen und zur Bekämpfung geben; statt dessen sehen wir, daß vielmehr Alle, oder doch die Meisten, sich in seinem Lobe, in der Feier seines Andenkens vereinigen, und das Wohlwollen, welches ihn selbst auszeichnete, dieselbe Stimmung gegen ihn selbst in einer spätern Zeit erweckt.

Endlich dürfen wir auch diese Zeitstimmung für Mösers willkommen heißen als eine nicht unwichtige Bürgschaft für das Wachsthum eines echt vaterländischen Sinnes, neben so manchen Richtungen in der Literatur und im Leben, die man vom deutschen Standpunkt aus nicht umhin kann als unselige Verirrungen zu beklagen. Denn der Vertreter des echt deutschen, vaterländischen Sinnes ist und bleibt der Verfasser der „Patriotischen Phantasien“, und Niemand wird aus dem gebiegenen Ganzen seiner Eigenthümlichkeit als Mensch und Schriftsteller dies Hauptelement, den Kern seines Wesens, auszuscheiden und wegzulassen den Versuch machen. Alle seine Eigenschaften und Vorzüge werden durch dieses Band zusammengehalten und erhalten daher ihre Kraft, ihren Ton. Die Entwicklung der künftigen Geschichte Deutschlands liegt in einer für jedes Auge undurchdringlichen Dämmerung, und die kühnste Hoffnung und Phantasie stößt auf Schwierigkeiten, die den unverzagtesten Muth niederzuschlagen geeignet sind; kein noch so wohlmeinender Politiker der Gegenwart ist im Stand, eine auch nur einen mäßigen Theil der aufgeklärten, ernstern Freunde des Vaterlandes, des Rechts und der Freiheit befriedigende Aussicht zu eröffnen; um desto wichtiger muß es erscheinen, wenn recht viele deutsche Geister einem Ranne der Vergangenheit mit Liebe, Verehrung und Vertrauen sich einmüthig zuwenden, und an seinen geist- und lebensvollen Schriften wenigstens die deutsche Gesinnung erfrischen und stärken, und in dieser sich einigermaßen einander nähern und befreunden, wemgleich sie über politische Systeme und Grundsätze auch in seiner Schule sich nicht einigen werden, und er, der noch unter ganz andern Verhältnissen Deutschlands lebte, wirkte und schrieb, und, so gut er die gefährlichen Misstände im Ganzen und Großen erkannte, und gelegentlich mit großer Schärfe andeutete, doch in seinen Wünschen und Vorschlägen sich hauptsächlich auf das in einem kleinern Kreise Erreichbare beschränkte, ebenso wenig sich einfallen ließ, über das Schicksal, die politische Entwicklung Deutschlands Propehezeungen auszusprechen als, im Ernst, ein Universalheilsmittel für die Krankheiten des Vaterlandes anzugeben. Nicht Mösers Auffassung der bestehenden politischen Verhältnisse im Großen und im Kleinen, auch nicht seine Ansichten über die Art und den Grad der etwa nöthigen und wünschenswerthen, oder durch die Natur der Dinge selbst herbeizuführenden Veränderungen und Ver-

besserungen sind es, die wir als wohlthätiges Förderungs mittel für eine echt deutsche Gesinnung in einem weitem Kreise der Denkenden und Wohlmeinenden betrachten; über dies Alles können und werden die jetzigen Leser seiner Schriften sehr getheilte Meinung sein; aber angriffen könnten und sollten sie sich von ihm die aufrichtige, warme, herzliche Liebe zum Volke, die Achtung vor der Ehre und den Rechten aller rechtmäßig bestehenden Stände und Classen desselben, vor allen irgend vernünftigen, auf einem gesunden Grunde beruhenden Sitten, Bräuchen und Gewohnheiten, die liebevolle Sorge für das leibliche Wohagen und die moralische Gesundheit und Zufriedenheit aller Volksangehörigen, verbunden mit einem sätlichen Ernst, welcher Pflichten und Rechte streng aneinander bindet; die Selbstverleugnung, womit er, nicht den eigenen Abstractionen, Lieblingsgrundsätzen oder Grillen sich hingebend, vielmehr ganz in die Bedürfnisse und Lebensgewohnheiten von Einzelnen und Gemeinheiten sich hineinlebt, und nicht als Wohlthat aufdrängt, was den Empfängern als eine Last erschiene, aber auch die Beharrlichkeit, womit er der Trägheit und dem Unverstand, der übeln Sitte und dem verkehrten Willen immer wieder, in verschiedenster Form, ernst und spottend seine Warnungen und Belehrungen zuruft und bald mit heftigster Laune, bald mit herzergeifender Kraft veranschaulicht; die schöne, ruhige Milde, womit er unvermeidliche Übel, nicht zu heilende Misstände auffaßt und ihnen die beste Seite abzugewinnen sucht, so weit sie sich nicht durch Klugheit lindern und ermäßigen lassen; den großen Überblick, mit welchem er auch das scheinbar Kleine und Geringsfügige auf das Würdigste und Größte zu beziehen, es dadurch zu heben und zu adeln, der Beachtung und der Thätigkeit zu empfehlen weiß, und das patriotische Erglühen für deutsche Ehre, deutsche Größe, Art und Kunst, das sich durch alle seine Aufsätze so wohlthunend und ansprechend, bald beschämend, bald begeistern hindurchzieht. In Wahrheit, der Familienvater und die Hausmutter, der Bauer, der Bürger und Handwerker, der Kaufmann, der Gelehrte, der Beamte, der Staatsmann und der Regent — Alle können aus Mösers Schriften über ihre Pflichten und über ihre Ehre, über ihre Bedeutung für das Ganze des Vaterlandes, über die Folgen ihres Eifers oder ihrer Sorglosigkeit gegenüber dem Gemeinwesen, über den Segen des Patriotismus, den Schaden und Schimpf des Egoismus sich belehren, und Alle können zugleich, wenn sie dafür empfänglich sind, die lebhaftesten Antriebe zu einem gemeinnützigen, patriotischen, zu einem wahrhaft deutschen Sinn und Wirken schöpfen.

Der strebsamen deutschen Jugend insbesondere könnten Mösers Schriften ausnehmend zu statten kommen; sie haben in ihrer könnigen Frische etwas dem jugendlichen Geiste ungemein Zusagendes — Herder und Goethe, als Jünglinge, hatten ihre größte Freude daran —, und zugleich wirken sie auf das kräftigste einem leeren und oberflächlichen Enthusiasmus entgegen, und bereichern den Geist mit einer Fülle von lebendigen und wirklichen An-

Phantasmen, von anziehenden und bedeutenden Verhältnissen, über welche die Geschichte gewöhnlich gleichgültiger hinweggehen muß. Gewiß ist es daher ein wohlbegründeter Wunsch, es möchten die Schriften Möser's, namentlich die „Patriotischen Phantasien“, wie sie eine Sammlung von Aufsätzen in Wochenblättern für das Volk sind, so auch wieder theils als Ganzes, theils als einzelne Stücke oder in Auswahl des für bestimmte Kreise von Lesern Passenden unter dem Volk, unter der Nation sich verbreiten und diejenigen Gesinnungen nähren und befestigen, aus welchen sie bei ihrem originellen Verfasser hervorgegangen sind; es möge nicht bei der Anerkennung Einzelner bleiben, sondern das deutsche Volk möge sich den Inhalt, das Mark von Möser's Schriften aneignen, und bei seinen Bestrebungen zu Begründung einer schönen und gesicherten Zukunft sein Auge auf diesen weisen Deuter der Vergangenheit richten, und sein Ohr dem treuen Rathgeber leihen, der es gewiß vor vielen Mißgriffen und Übereilungen warnen, es Umsicht, praktischen Blick, tüchtiges und beharrliches Handeln lehren kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Kenntniß des Provinziallebens.

Das bunte, mannichfaltige Provinzialleben in Frankreich, welches man schon durch den eifigen Druck einer künstlichen Centralisation erstickt und unterdrückt wähnte, bietet für die schriftstellerische sowie für die künstlerische Darstellung eine reiche Ausbeute. Man wird um so mehr darauf hingewiesen, als seit einiger Zeit gerade in der Abgeschlossenheit der Provinzen sich ein eigenthümliches, zukunftschwangeres Leben zu regen begonnen hat. Mit Aufmerksamkeit müssen wir deshalb diese Darstellungen verfolgen, unter denen sich überdies ganz beachtenswerthe Erscheinungen bieten. So haben wir vor kurzem erst einige Lieferungen eines größern Werks zu Gesicht bekommen, welches der Vergangenheit eines interessanten Theiles von Frankreich gewidmet ist. Wir meinen folgendes Kupferwerk: „L'ancienne Auvergne et le Velay.“ Der Herausgeber, Ad. Michel, hat keine Mühe und keine Kosten gespart, um demselben einen höhern wissenschaftlichen und künstlerischen Werth zu verleihen, und es steht zu erwarten, daß die bemitteltesten Bewohner seiner Provinz ihm seine beträchtlichen Opfer entgelten werden. Das Ganze ist im großartigen Maßstabe angelegt, indem es auf drei Folioebände Text und einen starken Band mit Kupfertafeln und andern Zeichnungen berechnet ist. Der äußern Erscheinung nach, welche durchaus glänzend zu nennen ist, schließt sich diese Publication an ein ähnliches Werk an, welches früherhin von dem zu früh gestorbenen A. M. Allier unter dem Titel „L'ancien Bourbonnais“ unternommen war. Der Text zerfällt nach naturgemäßer Anordnung in zwei Abtheilungen, von denen die eine dem Studium der historischen Ereignisse, die andere mehr der Localgeschichte gewidmet ist. Was die erstere Abtheilung betrifft, so gruppirt sich der ganze Stoff in fünf Zeiträume. Dies sind die celtische, die gallo-römische, die barbarische, die feudale und die neue Zeit.

Sammlung malaiischer Seegesetze.

Bei dem regen Interesse für orientalische Studien, welches sich seit einiger Zeit in Frankreich zeigt, kann es nicht fehlen, daß sich der europäischen Wissenschaft noch neue Aus-

sichten, noch ganz unbebaute Felder bieten werden. In diesen jüngsten Erwerbungen, welche die Linguistik auf dem weiten Gebiete östlicher Sprachen gemacht hat, rechnen wir die malaiische Sprache, die in ihrer ganzen Wichtigkeit erst seit einiger Zeit erfast worden ist. Es gibt allerdings einige nicht unbedeutende Vorarbeiten; aber so tüchtig und beachtenswerth dieselben auch sein mögen, so ist der vielverzweigte Sprachstamm der Malaien doch immer ein reichhaltiger Schatz für sprachvergleichende Forschungen, dessen ganze Tiefe noch längst nicht erschöpft sein wird. Unter den jüngern Gelehrten, welche sich der Pflege dieses Idioms gewidmet haben, das vor kurzem kaum einige vereinzelt Vertreter zählte, verdient besonders der vor einigen Jahren als Professor des Malaiischen angestellte Dulaurier hervorgehoben zu werden. Er hat bereits in mehreren literarischen Arbeiten Zeugniß von seinem Eifer und seinen gebiegenen Kenntnissen abgelegt. Gegenwärtig erhalten wir von ihm ein Werk, welches auch außerhalb des Kreises linguistischer Studien Beachtung finden wird. Es ist dies eine mit Überlegung versehene Sammlung der Seegesetze der Malaien, die hier zum ersten Male mit einiger Vollständigkeit zusammengestellt erscheinen. Zwar hatte der bekannte Kaffee schon einen ähnlichen Versuch gemacht, der indessen noch äußerst ungenügend ausfiel. Dulaurier hat in seiner Sammlung außer dem Gode der Bugis, der bereits früher einmal von den Engländern in Sinapur im Originaltexte gedruckt war, die Seegesetze von Malakka und Malakka vereinigt, von denen einige bis ins 12. Jahrhundert hinaufreichen und dem Nautiker wie dem Ethnographen vielfachen Stoff zu Betrachtungen bieten.

Die administrativen Verhältnisse in Frankreich.

Die höhere Administration in Frankreich ist so eigenthümlich organisiert, es herrschen in Betreff derselben in Deutschland so wesentliche Irrthümer, daß man das Erscheinen eines Werks, welches geeignet ist, auf diese innern Zustände einiges Licht zu werfen, mit Freude begrüßen muß. Man kann dies um so mehr, als der Name des Verf. schon eine Garantie für die Gebiegenheit des Inhalts und für die Stufe sowie die Würde der Fassung abgibt. Diese wichtige und interessante Schrift rührt von dem bekanntesten Publicisten Bivien her und führt den Titel „Etudes administratives“. Ein Theil der Aufsätze, welche in vorliegendem Werke vereinigt werden, ist bereits in der „Revue des deux mondes“, zu deren thätigsten Mitarbeitern Bivien gehört, erschienen. Wenn auch im Allgemeinen der Verf. zu einer einigermaßen optimistischen Anschauungsweise hineingt, so sind wir gewiß weit entfernt ihm dies zum Vorwurf zu machen.

17.

Literarische Anzeige.

Neu ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Allgemeine

Pädagogik.

In drei Büchern.

Von

Dr. S. Gräfe.

Zwei Theile.

Gr. 8. 4 Thlr.

Erstes Buch: Entwicklung und Bildung; zweites Buch: Erziehung; drittes Buch: Pädagogik.

Leipzig, im Januar 1846.

J. C. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von J. C. Brockhaus in Leipzig.

Montag,

— Nr. 33. —

2. Februar 1846.

J u s t u s M ö s e r .

(Fortsetzung aus Nr. 22.)

Seit Mösers schrieb und wirkte — er ist jetzt ein halbes Jahrhundert todt! — hat Deutschland ohne Zweifel in vielen Stücken, namentlich auch in seinem politischen und socialen Zustande, Fortschritte gemacht, die im Einzelnen wieder von manchen Nachtheilen und Übelständen begleitet sein mögen, im Ganzen aber von ihnen gewiß nicht aufgewogen werden. So ist, um nur einige Punkte anzudeuten, die Gesundheit Deutschlands in eine Anzahl von Herrschaften mit all den daraus erwachsenden Uebelständen in der Verwaltung, in der Rechtspflege, in den Grenzverhältnissen, im Verkehr, auf ein viel geringeres Maß zurückgeführt, es ist in den genannten Beziehungen eine gewisse Ordnung, Gleichförmigkeit oder selbst Einheit bewirkt worden; die Tortur und die Leibeigenschaft sind so ziemlich überall aufgehoben, die drückenden und andere Classen hemmenden Vorrechte des Adels sind beschränkt, der Übermuth und die Gewaltthätigkeit der Beamten und der Soldaten gebrochen worden u. s. w.; eine öffentliche Meinung, kann man sagen, darf sich doch eher bilden und aussprechen, und das eigentliche Volk wird mehr beachtet und gezählt als vor 50 oder 70 Jahren in Deutschland der Fall war: aber so viele tüchtige, gelehrte, unerschrockene und freisinnige Schriftsteller, Publicisten, Vertreter und Wortkämpfer der Freiheit und der Rechte des deutschen Volks wir besitzen, einen Mösers haben wir doch zur Zeit nicht, und wir können wol auch, wie die Verhältnisse sind, keinen mehr haben. Er ist eine Erscheinung, in welcher sich die Eigenthümlichkeit seiner Zeit und der deutschen politischen Verhältnisse auf eine ganz einzige Weise ausgeprägt hat, so jedoch, daß die intellectuelle und sittliche Treflichkeit des Mannes auch aus sonderbaren Verwickelungen und verworrenen Verhältnissen noch einigen Vortheil zu ziehen wußte, sowie sie das Fördernde der Zeitalter aufs Beste benutzte, während doch zugleich Mösers mit der ihm eigenen Umsicht und Mäßigung seine Kräfte nicht vergeudetete durch Antikämpfen gegen unüberwindliche Schranken und Hemmnisse, und große Übel, deren Heilung aber in keiner Weise abzusehen, und durch gültliche Mittel auch gar nicht zu versuchen war, nur gelegentlich mit einem bitteren Geufzer oder einem wehmüthigen Scherz andeutete.

Ein Mann wie Mösers, sagen wir, ist heutzutage geradezu unmöglich und undenkbar.

Ein höherer Beamter — und Mösers bekleidete im Hochstift Osnabrück einen höchst einflußreichen Posten, ja er war gewissermaßen die Seele der Verwaltung —, der nicht für die Salons und Boudoirs, nicht für das Theater, sondern ganz anspruchslos für den niederen Beamten, den Bürger und Bauer, den Kaufmann und den Handwerker ein schlichtes Wochenblatt schrieb, und zwar nicht etwa bloß, um Regierungsmaßregeln süß einzugeben und zu empfehlen, nicht um dem Volke unbedingte Unterwerfung unter die höhere Weisheit und Autorität der Macht zu predigen, und ihm mit sophistischer Gewandtheit das Belieben der Gewalthabenden als einzigen Weg zu seiner Wohlfahrt zu rühmen — nein! um das Volk zum Selbstprüfen und Selbstdenken zu ermahnen und zu erziehen, um es über seine Rechte und Interessen ebenso wol wie über seine Pflichten aufzuklären, es auf Mißbräuche in der Verwaltung oder Rechtspflege aufmerksam zu machen, Selbstgefühl und Gemeinsinn in ihm zu erwecken und seinen Blick für die Auffassung der heimathlichen und dann der vaterländischen Verhältnisse überhaupt zu stärken und zu erweitern, wäre unter den jetzigen Umständen unmöglich. Einmal, wo sind heutzutage noch die höhern Regierungsbeamten und Staatsmänner, die, unter Büchern und in gelehrten Schulen aufgewachsen, und ihre Zeit zwischen den Notizen, den Sitzungsfällen und den geselligen Salons theilend, es nicht unter ihrer Würde hielten, oder doch nicht Zeit und Gelegenheit fänden, sich in das Leben, die Gewohnheiten, die Sitten, die Bedürfnisse des Volkes, des Bürgers und Bauers, recht hineinzuwerfen, sich Kenntnisse vom Zustand des Volkes aus unmittelbarer, vielfeltiger Anschauung und Erfahrung statt aus dürren Berichten und trockenen Zahlen und statistischen Tabellen zu schöpfen, mit allen Classen der Staatsangehörigen menschlich zu fühlen; die das Talent hätten, den Ton und das Herz des Volkes zu treffen, ohne deshalb ihre eigene Persönlichkeit und Würde zu verleugnen, ohne sich zum Schauspieler zu erniedrigen; und die Ausdauer und Umsicht, und Liebe zur Sache genug besäßen, um lange Jahre hindurch in diesem Beruf eines sorgsameren, treuen Erziehers des Volkes nicht zu ermüden? Wo wäre

heutzutage die Regierung zu treffen, die, wie wohlmeinend und liberal zu sein sie sich rühmen möchte, nicht Anstoß daran nähme, wenn ein höherer Beamter in solcher Weise sich mit dem Volk gemein machte, gleichsam ohne die Amtsuniform und Amtsmiene sich unter dasselbe als harmloser Mensch mischte, die nicht misstrauisch würde, ja mit Verboten, Drohungen und Entsetzungen sich einstellte, wenn er sich beugehen ließe, Regierungsmaßregeln vor dem Volke einer strengern Prüfung zu unterwerfen*), wol gar ganz oder theilweise zu misbilligen, oder durch Belehrung des Volks über seine Rechte und Interessen, sofern diese nicht mit denen der Regierung zusammenfallen, dieser letztern Schwierigkeiten zu bereiten? Aber undenkbar wäre in jetziger Zeit ein solcher Schriftsteller wie Möser auch deswegen, weil bei dem schroffen sich Gegenüberstehen der politischen Parteien und Ansichten, bei dem weitverbreiteten Mißtrauen, das sich mehr und mehr der Gemüther bemächtigt hat, ein in Möser's Geist und Art, mit treuer, wohlwollender Theilnahme für das Volk schreibender und wirkender, aber dabei doch im engsten Vertrauen und Dienste der Regierung stehender, und daneben noch mit der Vertbeidigung der Interessen eines bevorzugten Standes (der Ritterschaft) beauftragter Mann unfehlbar dem Volke von Anhängern einer extremen Meinung verdächtigt, der Zweideutigkeit und Achselträgererei beschuldigt, als verkaufte Mietzling und doppelzüngiger Sophist verschrien werden müßte? Nur in einer im Ganzen noch so harmlosen, friedlichen und vielfach naiven Zeit, bei einer solchen Meeresstille der Geister und des politischen Lebens, wie sie nach dem Siebenjährigen Krieg in Deutschland waltete, konnte eine so verwickelte und delicate Stellung wie die Möser's als hoher Regierungsbeamter und zugleich als Volkschriftsteller von einem höchst einsichtsvollen und gewandten und dabei ehrenhaften und redlichen Manne behauptet werden; sie hatte etwas Patriarchalisches, was bei einer straffern Spannung der Geister, bei entwickeltern, schärfer festgesetzten Verhältnissen, bei einem bewußtern Gegensatz der Meinungen, der Interessen und Parteien nothwendig wegfallen muß; und ein Mann von Möser's Gaben und Gesinnung müßte heutzutage auf eine ganz andere Weise sich geltend machen, er müßte, statt als wohlmeinender und einflußreicher Vermittler verschiedene Interessen zu versöhnen und sich den Dank von Regierung, Privilegirten und Volk durch eine ruhige, unangefochtene aber allerdings unermüdete Thätigkeit zu erwerben**), sich seine Wirksamkeit

*) Welche heutige Regierung würde eine solche Empfehlung der Lotterie, wie sie Möser beim Anfang der obnabrückischen Lotterie gab, gebuldet haben? Der Verf. wäre als unehrverbietiger Spötter behandelt worden!

**) Möser schreibt: „Mein Amtsjubiläum ist sehr feierlich begangen worden, und ich kann mit Wahrheit sagen, daß mich in den 50 Jahren Vieles erfreut, wenig betrübt, nichts gekränkt habe, ungeachtet ich in sehr besondern Verhältnissen stehe, indem ich Herren und Ständen zugleich diene, für diese die Beschwerden, für jene die darauf zu ertheilenden Resolutionen angebe et sic visos versa. Aber was kann man nicht, wenn man ein langjähriges Vertrauen für sich hat.“

erklämpfen, er müßte seine Partei nach bester Überzeugung wählen, und den Beifall, die Liebe und Verehrung eines Theils der Nation mit der Ungunst und Feindseligkeit eines andern bezahlen.

Möser war — wenn wir nun zu einer kurzen Beleuchtung seines Charakters als Mensch und als Schriftsteller übergehen — Politiker seinem innersten Wesen nach, das heißt, er faßte Alles vom Gesichtspunkte des Staatslebens auf; das gemeine Beste, das Vaterland, das Volk, die öffentlichen Rechtsverhältnisse waren ihm das Höchste, der Maßstab dem er Alles unterwarf. Hierin tritt auch seine Originalität, die Kraft und das Gepräge seines selbständigen Geistes am unverkennbarsten hervor, daß er in seiner Zeit, wo die Politik eben als Mangel der Regenten und ihrer Diplomaten und Räte galt, und außerdem nur einige Professoren an den Hochschulen sie vortrugen, sie als eine Sache des Bürgers als Solcher, als Interesse des Volks, als eine Pflicht und als ein wirkliches Lebenselement mit dem Geist und mit dem Gemüth zugleich erfaßte, und die Theilnahme daran allgemein, das Interesse lebendiger und persönlicher zu machen suchte und wußte. Allerdings begünstigten ihn hierbei seine persönlichen Verhältnisse, sofern er selbst eine politische Rolle zu spielen hatte, in innern und äußern Landesangelegenheiten, und mehrfach den Unterhändler und Diplomaten machen mußte; aber denjenigen politischen Geist, welchen seine Schriften athmen, wäre seine amtliche Stellung eher zu ersticken als zu wecken geeignet gewesen. Da er aber einmal in ihm lebendig war, fand er ohne Zweifel in seiner Stellung viele Gelegenheit, ihn durch leichter zugängliche Erfahrungen und Kenntnisse immer weiter auszubilden, und sich eine auf Erfahrung und weiten Überblick gegründete Einsicht zu verschaffen, welche leicht dem scharfsinnigsten und innerlich lebendigsten Gelehrten fehlt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dante Alighieri's profaische Schriften mit Ausnahme der Vita nuova. Übersetzt von R. L. Kannegießer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 12. 2 Thlr.

Dante's kleinere Schriften, die noch vor etwa zwanzig Jahren der Mehrzahl unter den Bewunderern der „Göttlichen Komödie“ kaum mehr als dem Namen nach bekannt waren, ziehen in immer weitem Kreise die Aufmerksamkeit der Freunde jenes Gedichts auf sich, dessen richtiges Verständniß an unzähligen Stellen nur aus ihnen geschöpft werden kann. Vier Gesamtausgaben dieser Opere minori sind seit 1830 in Italien erschienen, von denen die eine (6 Bdchn., Florenz 1834—40) allein, die zweite (2 Bde., Florenz 1830—40) zum größern Theil von dem fleißigen Pietro Fraticelli besorgt ist. Die dritte (Napel 1830—41), ein unerschämter Nachdruck der ersten, zeichnet sich nur durch unzählige Druckfehler aus. Die vierte und vollständigste endlich, von Alessandro Torri (Livorno 1843), ist noch lange nicht vollendet.*)

Das „Neue Leben“ allein hat Carrer (Venedig 1840) herausgegeben, Übersetzungen derselben Jugendschrift lieferten

*) Bergl. hierüber Nr. 241 d. Bl. f. 1843.

ins Französische ein Ungenannter („L'ours des diverses fœmes“, Paris 1843), Brizeux (?) und Delécluze (?), und ins Deutsche der zu früh verstorbene treffliche Karl Förster (Leipzig 1841). Seine englische Uebersetzung der in demselben Buchlein und im „Convito“ enthaltenen Gedichte aber hat Charles Spall einer neuen Durchsicht unterworfen und verbunden mit einer „The antipapal spirit of Dante Alighieri“ überschriebenen Abhandlung (London 1842) herausgegeben. Diese durch den bejahrten Gaetano Polidori (London 1844) alsbald ins Italienische übersezt, von sehr vieler Einsicht zeugende Schrift genauer zu besprechen wird sich hoffentlich bald Gelegenheit finden. Die lyrischen Gedichte Dante's druckte Giovanni Fornaro (Rom 1843) nach meiner Ausgabe vom Jahre 1826 (Leipzig) ab und fügte, ohne von meinem neuen Commentar (Leipzig 1842) Kunde zu haben, einen völlig ungenügenden Auszug aus jenen vor mehr als 19 Jahren erschienenen Anmerkungen bei. Eigene Schriften über Dante's „Monarchie“ haben wir von dem Marschese Ajzolino (Bastia 1839) und von Karl Hegel (Moskoo 1842) erhalten.

Nun bietet Hr. Director Kannegießer, dessen Uebersetzung der „Göttlichen Komödie“ schon in der vierten Ausgabe erschienen ist (Leipzig 1843) und dem auch von den Uebersetzungen der „Lyrischen Gedichte“ (Leipzig 1842) die große Mehrzahl angehört, uns auch die übrigen kleineren Schriften des Dichters, so daß wir in Verbindung mit der Förster'schen Arbeit jetzt Dante's sämtliche Werke in dem 4., 12., 13., 23. — 25., 39. u. 40. Bande der „Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes“ verbeutlicht vor uns liegen sehen. Es enthalten nämlich die beiden vorliegenden Bändchen das „Gastmahl“, die „Monarchie“, das Werk „Über die italienische Volkssprache“ und die „Briefe“. Warum der Hr. Uebersetzer uns die neuerdings von Lortz wieder abgedruckte kleine Schrift über die Elemente des Baßers und der Erde vorzuziehen, spricht er zwar nicht aus, doch läßt sich nicht leugnen, daß, wenn schon die darin besprochene Frage: ob das Meer irgendwo höher sei als die Erde? uns befremdlich vorkommt, die ganz scholastische Form der Erörterung auf den Leser entschieden zurückstoßend wirkt.

Eine Uebersetzung dieser Schriften kann dazu dienen, sie in dreifacher Art zugänglicher zu machen; zunächst für Diejenigen, welche die, trotz zahlreicher italienischer Ausgaben, in Deutschland doch immer noch seltenen Originale nicht zu erlangen wissen. Sodann für Diejenigen, denen die lateinische oder italienische Sprache der Urschrift nicht geläufig ist. Endlich für Alle, denen die große Schwierigkeit des Gedankenganges und des Ausdrucks der meisten dieser Schriften Zweifel über die Bedeutung einzelner Stellen gelassen hat. Dem beiden Ersten dient alsbald die Uebersetzung als Surrogat des Originals, den Letztern aber als Hülfsmittel zum bessern Verständnis.

Gerade der Grund aber, welcher in dieser letzten Beziehung eine getreue und zugleich einsichtige Verbeutlichtung so häufig wünschenswerth macht, stellt einer solchen große, oft fast unübersteigliche Hindernisse entgegen. Nicht allein ist die Sprache dieser Schriften im italienischen Zeit eine alterthümliche, im Lateinischen eine barbarische, in beiden Fällen also eine dem heutigen Gebrauch entfremdete, nicht allein pflegt der Ausdruck ein ebenso prägnanter zu sein als in der „Göttlichen Komödie“, sondern entweder gehören die erörterten Fragen selbst abstracter Speculation an, oder die Form der Erörterung ist doch wenigstens der Scholastik des spätern Mittelalters entlehnt. Eine fernere Schwierigkeit, deren auch Hr. Kannegießer in der Vorrede gedenkt, bietet der in unsern Ausgaben theilweise erheblich entstellte Text dar, und diese Fehler zu berichtigen darf wieder nur Der hoffen, dem es gelungen ist sich die Denk- und Redeweise des Schriftstellers anzueignen.

Zu diesen Schwierigkeiten, welche Form und Inhalt des Originals bieten, treten für den Uebersetzer neue hinzu, welche aus der Beschaffenheit derjenigen Sprache hervorgehen in welche er überträgt. Wer sich an Vergleichen nur irgend versucht hat, wird erfahren haben, wie ungewöhnt unsere Sprache

ist, den Gedanken in der Form scholastischer Syllogismen fortzuschreiten zu lassen. Für Ausdrücke, die den mittelalterlichen Aristotelikern feststehende technische geworden waren, suchen wir vergebens nach einem entsprechenden Wort; die Begriffe selbst, die dadurch bezeichnet werden sollten, sind meistens aus der heutigen Philosophie verschwunden. Wie sollen wir z. B. um nur das Nächstliegende zu erwähnen, intellectus possibilis, contingentia, quidditas, parsitas, potentia, actus und so manches Ähnliche im Deutschen entsprechend wiedergeben? Es bleibt dem Uebersetzer in der That kein anderer Ausweg, als dieses fest abgeschlossene und nicht allzu umfangreiche Gebäude scholastischer Kunstausdrücke im voraus vollständig zu überschauen, und nachdem er ein genaues Verständnis jedes einzelnen gewonnen hat, sich für möglichst entsprechende deutsche Worte zu bestimmen, die er alsdann mit voller Consequenz an die Stelle jener lateinischen oder italienischen setzt so oft er ihnen begegnet.

Dürfen wir nun auch die Fähigkeit, so erhebliche Schwierigkeiten zu besiegen, vorzugsweise bei einem Manne voraussetzen, der seit länger als einem Menschenalter sich mit Dante's allumfassendem Gedichte beschäftigt hat, so können wir bei aller Anerkennung, welche so lebenswerthem Fleiße gebührt, dennoch die Aufgabe auch durch die vorliegende Arbeit nicht in dem Maße für gelöst halten, als wir es zu den angedeuteten Zwecken wünschen möchten, und es möge dahingestellt bleiben, ob daraus deren Unlösbarkeit schlechthin gefolgert werden müsse.

Um beispielsweise nachzuweisen, was neben dem Guten, das sie bietet, Hr. Kannegießer's Uebersetzung im Einzelnen noch vermissen läßt, sollen statt des „Convito“, welches die größten, und statt des „Vulgare eloquium“ und der „Briefe“, welche geringere Schwierigkeiten bieten, und für welche letztern vorhandene Vorarbeiten hier zum Theil wörtliche Aufnahme gefunden, einige Stellen des ersten Buchs der „Monarchie“ besprochen werden, welche Schrift in Ansehung der Schwierigkeit ohngefähr die Mitte zwischen jenen andern hält. Wird sich dabei ergeben, daß der Uebersetzer den Sinn seines Originals mehrfach nicht richtig aufgefaßt und wiedergegeben habe, so wird einem aufmerksamen Leser zugleich an diesen Beispielen die Schwierigkeit der Arbeit selbst hinlänglich erhellen.

Im 15. Capitel des ersten Buchs (nach der Zählung des Marsilius Ficinus; leider hat Hr. Kannegießer keine Capitelpagen angegeben, obgleich Dante selbst z. B. S. 12 danach abtheilt) heißt es im Original: „Nihil igitur agit, nisi tale existens, quale patiens fieri debet. Propter quod philosophus, in iis quas de simpliciter ente: «Omne» inquit «quod reducitur de potentia in actum, reducitur per tale existens actu.»“ Das heißt paraphrasirt: „Kein Ding vermag auf ein anderes einzuwirken, wenn es nicht selbst diejenige Eigenschaft hat, welche es diesem letztern, dem leidenden Objecte, mittheilen soll. Deshalb sagt Aristoteles in seiner Metaphysik (IX, 8): «Alles, was von dem Zustande der Fähigkeit zu einer Eigenschaft, zu der Wirklichkeit dieser Eigenschaft geführt wird, wird dies durch ein Anderes, welches dieselbe der Wirklichkeit nach schon besitzt.»“ Statt dessen übersezt Hr. Kannegießer S. 10: „Gar nicht handelt also nur Das, was unter der Bedingung vorhanden ist, daß es leidend zum Dasein gelangen muß. Deswegen sagt der Philosoph in seiner Schrift über das an sich Daseiende: «Alles, was mit Gewalt zum Dasein gebracht wird, das wird es nur durch Etwas, das handelnd vorhanden ist.»“ Abgesehen nun davon, daß der Herr Uebersetzer offenbar den auch aus der „Göttlichen Komödie“ (z. B. Paradies, XXIX, 34) hinlänglich bekannten Gegensatz von potentia (wofür er „Gewalt“ setzt) und actus völlig verkannt hat, darf billig bezweifelt werden, ob er irgend mit den von ihm gebrauchten Worten einen klaren Gedanken verbunden habe.

Leichter verständlich ist folgender Satz des 14. Capitels, in welchem Dante wie im ganzen ersten Buche die Aufgabe verfolgt, theoretisch die Nothwendigkeit der Universalmonarchie zu beweisen: „Genus humanum solum imperante monarcha

aut, et non alterius gratia est. Tunc enim solum politicae dirigitur obliquae, democratiae scilicet, oligarchiae atque tyrannidae, quae in servitute cogunt genus humanum, ut patet discurrunt per omnes; et politizant reges, aristocratici, quos optimates vocant, et populi libertatis zelatores." Das heißt: „Nur unter der Oberherrlichkeit eines Weltherrschers ist das Menschengeschlecht um sein selbst, nicht aber um Anderet willen. Denn nur durch eine solche werden die verkehrten Regierungsformen gerade gemacht, nämlich das Volkeregiment; die Herrschaft Weniger und die Gewalttherrschaft eines Einzelnen, welche, wie bei Umblick über alle solche Gemeinwesen ergibt, das menschliche Geschlecht in Knechtschaft zwängen; nur unter ihr regieren nach wahrer Staatsweisheit die Könige, die Aristokraten, welche man den Adel nennt, und die für Freiheit begeisterten Völker.“ Bei Hrn. Kannegießer widerspricht diese Stelle (S. 19) der Aufgabe und dem Inhalte des ganzen Buchs: „Das menschliche Geschlecht ist einzig unter einem Monarchen sein selbst wegen und nicht eines Andern wegen da. Denn dann allein werden Staaten falsch verwaltet, ich meine die Demokratien, Oligarchien und Tyrannien, weil sie die Menschen zu Sklaven machen, wie ein allgemeiner Überblick lehrt; und rechte Staatsverwalter sind die Könige, die Aristokraten, die man Optimaten nennt, und die Verfechter der Volksfreiheit.“

Noch leichter waren wol folgende Misverständnisse zu vermeiden. Im 10. Capitel sagt Dante: „Vera enim ratio unius in solo illo (sc. Deo) est, propter quod scriptum est: «Audi Israel, Dominus tuus unus est.»“ Zu deutsch: „Denn das eigentliche Wesen der Einheit ist nur in Gott, weshalb (5. Mos. 6, 4) geschrieben steht: «Höre Israel, der Herr unser Gott ist ein einziger Gott.»“ Hr. Kannegießer übersetzt dagegen S. 12: „Denn wahr ist das Verhältnis des Einen im Ganzen, weshalb es heißt: «Höre, Israel»“ u. s. w. Am Schlusse des ersten Buchs wirft Dante dem von Stürmen umhergeworfenen vielhäuptigen Menschengeschlechte vor, es tranke an dem einen und andern Verstande (dem speculativen und dem praktischen) und nicht minder in seinen Begierden, und fügt alsdann hinzu: „Rationibus irrefragabilibus intellectuum superiorum non curas, nec experientiae vultu superiorum; sed nec affectum dulcedine divinae suasionis“: „Du unterlässest es, den speculativen Verstand durch unwiderlegliche Vernunftschlüsse, und den praktischen durch das Anblick der Erfahrung zu heilen. Nicht einmal deinen Begierden lässest du die Fähigkeit der göttlichen Mahnung zur Arznei gereichen.“ Hiemlich umgekehrt lautet dieser Satz bei Hrn. Kannegießer S. 26: „Trotz unwiderleglicher Gründe achtest du nicht auf die höhere, trotz des Anblicks der Erfahrung nicht auf die niedere Einsicht, aber auch nicht auf den Krieg trotz der Süßigkeit der göttlichen Annahmung.“ Eben dieser, den Scholastikern so geläufige Gegensatz zwischen intellectus speculativus und practicus in ihrer combinirten Thätigkeit zum Syllogismus dient dem Autor an einer andern Stelle (Cap. 16) zum Gleichniß für das Verhältnis zwischen dem Universalmonarchen und den einzelnen Fürsten. Diese sollen von jenem die Grundprincipien empfangen, nach denen das Menschengeschlecht zu regieren ist, um sie demnachst, je nach den verschiedenen Sitten und Bedürfnissen des einzelnen Volks, zu verwirklichen. Ebenso, sagt Dante, empfängt der praktische Verstand zur Bildung eines Schlusses, der die Handlungsweise bestimmen soll, den Vorderesatz (die propositio major, z. B. es ist Pflicht, den Bedürftigen zu helfen) von dem speculativen Verstande; er selbst aber reißt darunter die besondere Wahrnehmung (als propositio minor, z. B. A. ist bedürftig), welche ausschließlich seinem Gebiete angehört, und schließt daraus im Besondern, um die Handlungsweise danach zu bestimmen (z. B. es ist Pflicht dem A. zu helfen). Im Original lautet dieser Satz: „Quam quidem regulam sive legem, particulares principes ab eo (monarcha) recipere debent: tamquam intellectus practicus ad conclusionem operativam recipit majorem propositionem

ad intellectus speculativo, et sub illa particularem, quae propria sua est, assumit et particulariter ad operationem concludit.“ Bei Hrn. Kannegießer dagegen S. 22, 23: „Dieses Leitmaß oder Gesetz müssen die besondern Herrscher von ihm empfangen, sowie etwa der handlende Verstand zum wirkungsfähigen Schlässe den stärkern Vordersatz von dem forschenden Verstande empfängt, und unter ihm den besondern, der sein eigen ist, aufnimmt und einzeln zur Wirksamkeit den Schluß macht.“

Das Verzeichniß solcher Stellen, in denen der Sinn des Originals unrichtig aufgefaßt ist, ließe sich ohne Mühe und ohne die Grenzen des ersten Buchs der „Monarchie“, aus dem die obigen entlehnt wurden, zu überschreiten, beträchtlich vermehren, besonders wenn auch die Fälle mit aufgeführt werden sollten, wo das Misverständnis durch eine falsche Lesart hervorgerufen wurde, wie z. B. S. 15, 3. 15, wo nivo statt aino gelesen ist. Statt dessen soll aber vielmehr schließlichs nochmals entschuldigend auf die Schwierigkeit des Unternehmens aufmerksam gemacht werden, für welches Vorarbeiten in so geringem Maße vorhanden sind. Gewiß aber ist zu bedauern, daß das eine Hülfsmittel, welches wir für die „Monarchie“ besitzen und welches sich in Hrn. Kannegießer's Händen befand, von ihm unbeachtet geblieben zu sein scheint: es ist dies die im Ganzen ebenso treue als mit Einsicht gearbeitete italienische Übersetzung des Marius Ficinus, welche in der von unserm Übersetzer, der Vorrede zu Folge, zum Grunde gelegten Praticelli'schen Ausgabe dem lateinischen Texte gegenübersteht.

Karl Witte.

Literarische Notizen aus England.

Anthologie aus deutschen Dichtern im Englischen.

Unter dem Titel: „German anthology. A series of translations from the most popular german poets“, von James Clarence Mangan, ist in zwei Bänden eine Musterammlung aus deutschen Dichtern in englischer Sprache erschienen, nachdem die einzelnen Stücke in einer langen Reihe von Jahren nach und nach im „Dublin university magazine“ veröffentlicht worden waren. Obwohl Herr Mangan in seiner Vorrede behauptet, daß seine Übertragungen „treu nach dem Geiste, wenn auch nicht nach dem Buchstaben der Originale“ verfaßt sind, so zeigt sich hier oft das knechtichste Kleben am Buchstaben, dort die argsten Verstöße gegen den Sinn, und die komische Verballhornung der Gedanken unserer vaterländischen Dichter. Nichtig bemerkt ein englischer Kritiker, indem er die Übertragung von Freiligrath's „Wüstenebnig ist der Löwe“ durch Herrn Mangan anführt, diese Art der Undichtung „heißt nicht feines Gold mit Gold überziehen, sondern es mit Kupfer belegen; nicht die Lilie weiß malen, sondern sie mit rothem Ocker beklatschen“.

Naturwissenschaft und Bibelglaube.

Von dem Verf. des Werks „Vestiges of creation“, welches im autoritäts- und bibelgläubigen England so großes Aufsehen gemacht, und eine wahre Flut von Gegenschriften hervorgerufen hat, soll in kurzem eine neue, seine Ansichten weiter ausführende Schrift unter dem Titel „The harmony of the visible creation“ erscheinen. Die Zeitungen haben das wegen seiner conservativen Gefinnungen bekannte Mitglied des Unterhauses Sir Richard Dwyer als Verf. genannt, welcher Behauptung jedoch von anderer Seite widersprochen wird. Unter den letzten Gegenschriften, die zumest von Geistlichen verfaßt sind, verdienen erwähnt zu werden: „Creation by the immediate agency of God, as opposed to creation by natural laws; being a refutation of the work entitled: «Vestiges etc.»“ von E. M. Rafon, und „A brief examination of the nebulous hypothesis, with strictures on a work entitled «Vestiges etc.»“, von J. Wallis. 12.

F u s t u s M ö s e r .

(Fortsetzung aus Nr. 22.)

Möser war ein politisch gesinnter Mann, aber er war kein politischer Theoretiker und Systematiker; mit einer lebhaften Auffassung für bürgerliche und staatliche Verhältnisse ursprünglich begabt, welche durch seine Studien noch geschärft werden mochte, nahm er wie es scheint die Verfassung seiner Vaterstadt Osnabrück und dann die Verhältnisse des ganzen damaligen Hochstifts, reich an eigenthümlichen Einrichtungen, an Anomalien sogar, und an alten Erinnerungen und Denkmalen, zuerst in sich auf, befruchtete diese Eindrücke und Erfahrungen durch scharfsinniges Nachdenken und Combiniren, und erweiterte dann immer mehr den Kreis seines politischen Interesses und Wissens durch Forschung und Lectüre, durch Anschauungen und Reisen. In einer für Deutschland politisch wenig erfreulichen Zeit trieb er aus Neigung und Liebe politische Studien in einem durchaus wohlthätigen, fördernden, gemeinnützigen und humanen Sinne, gleich entfernt von dem herzlosen Staatsmann, der Glück und Leben von Tausenden nicht achtet, und von dem gelehrten Pedanten, der die Menschen nicht kennt, für welche er politische Systeme erbauen will; der Mensch war und blieb der Gegenstand seiner Forschungen und Bestrebungen, aber der Mensch als „politisches Wesen“ oder „Thier“, wie ihn Aristoteles nennt. Der politische Zustand, das gesellige und staatliche Zusammenleben galt Möser nicht als etwas, das zum natürlichen Zustand des Menschen erst hinterher dazukomme, als etwas Zufälliges, von dem man leicht absehen könne, sondern, im Gegensatz mit dieser in Deutschland freilich herkömmlichen und damals besonders herrschenden Anschauungsweise, faßte er das politische, das bürgerliche und staatliche Leben als die Grundlage und Wurzel des Einzelnebens, als das Natürliche und Nothwendige, von welchem sich loszureißen vielmehr als eine Krankheit und Schwäche, als Schuld und als Übergang zum Tode betrachtet werden müsse. Aber mit scharfem Auge findet auch Möser politische Zwecke und Gründe, Spuren und Denkmale politischer Einrichtungen, wo der gleichgültigere Beobachter nur das Walten des Ungefährs oder individueller Neigungen und natürlicher Triebe erblicken würde. Den Werth und die Bildung der Na-

tionen beurtheilt er nach ihrer politischen Verfassung, von welcher er annimmt und darthut, daß sie nothwendig auf alle Lebensverhältnisse maßgebend eingewirkt, alle Geseze, Sitten, Gebräuche, körperliche und geistige Übungen und Fertigkeiten, Künste und Wissenschaften mitbestimmt habe.

Sehr schön und energisch spricht sich diese Anschauungsweise Möser's aus in dem Fragment, welches den Titel führt: „Über die Ruinen der deutschen Kunst“, und das, wie wol Niemand erwarten würde, von der politischen Verfassung der alten Deutschen handelt. Ganz charakteristisch heißt es dort:

Man gibt sich jetzt viele Mühe um die Kunstwerke der Alten, und sucht alle ihre Ruinen auf, um den großen Geist jener Werke nicht ganz zu verlieren. Aber das Gebiet der Kunst erstreckt sich weiter als auf das Gebiet jener sichtbaren Gegenstände, und . . . wir müssen auch andern Unternehmungen des menschlichen Geistes und Fleißes, wenn sie auch gleich nur in der Erfindung einer großen und nützlichen Wahrheit bestehen sollten, nachspüren, und solchen den gehörigen Rang unter den Kunstwerken einräumen. Ich rechne dahin besonders die großen Anstalten der alten Deutschen, wodurch sie sich in ihren politischen Verfassungen bei Freiheit und Eigenthum zu erhalten gewußt haben. So weit die wahre Glückseligkeit einer freien Nation über alle Arten der bildenden Künste erhaben ist, so weit muß man ein Volk, welches allen seinen Kunstfleiß auf die erstern verwendet, demjenigen vorziehen, das bloß einige Maler und Bildhauer bezogen, oder einige geschickte Sänger und Länger aufzuweisen hat. Nur der Despot, der in der Abwürdigung der ihm gehorchenden Menschen seinen Vortheil sucht, wird die letztern allein mit seinem Beifall krönen; der edle Mann hingegen, der den Werth der Verdienste nach der Größe des Erfolgs für das gemeine Beste abwägt, wird beiden Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Dann fährt er fort, die Aufmerksamkeit, welche die Römer den Deutschen vor allen Nationen gewidmet, sei der schmeichelhafteste Beweis dieses Verdienstes der deutschen Einrichtungen und Sitten.

Die Ruinen, welche uns davon übrig geblieben sind, zeugen von der größten Anstrengung des menschlichen Verstandes, und von einem Gebäude, das in allen seinen Theilen nach dem höchsten Ideal aufgeführt worden. Es verlohnt sich daher wol der Mühe, die Geschichte dieser Kunst, wodurch unsere Vorfahren, die Freiheit und Eigenthum über Alles schätzten, eine Nationalvereinigung mit der mindesten Aufopferung ihrer natürlichen Rechte zu errichten wußten, zu erforschen. Unstreitig war die Arbeit der letztern bewundernswürdiger als jene kleinen Bemühungen einiger wohlunterrichteter Meister; und die kleinen städtischen Republiken der Griechen waren gewiß nur

Puppenwerke gegen die nordischen Staaten, worin Millionen Menschen jene großen Rechte ungeführt genossen. Den Geist der Freiheit und die Kunst, das Eigentum gegen alle Eingriffe der Obermacht und der Herrschsucht ungekränkt zu bewahren, haben wir den Sachsen zu danken.

Ebenfalls sagt er:

Keine Nation kann einen Anspruch auf Kunst machen, welche ihre Kinder der Natur überläßt, und sich nicht sorgfältig bemüht, den jungen Seelen diejenige Bildung zu geben, welche das höchste allgemeine Beste erfordert.

Wie trifft hier der schlichte Mäser mit seinem tüchtigen Menschenverstand zusammen mit dem philosophischen und poetischen Platen! In ganz ähathem Sinne ist der Aufsatz geschrieben: „Der hohe Stil der Kunst unter den Deutschen“, wo das Faustrecht in ein günstigeres Licht gestellt wird, gegenüber von dem heutigen Kriegerrecht:

Jeder Kenner muß das Faustrecht des 12. und 13. Jahrhunderts als ein Kunstwerk des höchsten Stils bewundern; und unsere Nation, die anfangs keine Städte duldete, und hernach das bürgerliche Leben mit eben dem Auge ansah, womit wir jetzt ein stämmiges Stillleben betrachten, sollte billig diese große Periode studiren, und das Genie und den Geist kennen lernen, welche nicht in Stein und Marmor, sondern am Menschen selbst arbeitete, und sowohl seine Empfindungen als seine Stärke auf eine Art veredelte, wovon wir uns jetzt kaum Begriffe machen können.

Damit verwandt ist ein Aufsatz über die Nationalerziehung der alten Deutschen, von welcher gerühmt wird, daß alle Wissenschaften und alle Künste lebendig auf den Krieg gingen, und wovon es weiter heißt:

Dies Alles setzt eine Erziehung von ganz anderer Art voraus als man sich insgemein von Barbaren einbildet.

Kurz, die dem Zwecke des allgemeinen Besten, der Tüchtigkeit, der Ehre und der Freiheit Aller am besten zusagende politische Verfassung ist für Mäser das Merkmal und der Maßstab der höchsten, edelsten Bildung und Gesittung. Mit dieser Ansicht stand er freilich in seiner Zeit ziemlich einsam, zumal da er auch paradoxe Behauptungen nicht scheute; aber um so mehr bezeugt sie die kraftvolle Selbstständigkeit seiner Natur, die nun einmal die ihr gemäße Anschauungsweise festhielt und mit ebenso viel Talent, Kunst und Scharfsinn als mit Eifer, Fleiß und Wärme verfolgte und ausbildete. Und wie fruchtbar ist sie, an sich schon rühmlich, bei Mäser geworden! wie anziehend und lehrreich beleuchtet er von diesem Standpunkt aus alle Lebensverhältnisse, Einrichtungen, Bestrebungen! Auf's Detail einzugehen verbietet uns der Raum; nur dem Bedenken wollen wir kurz begegnen, das man gegen die vorzugsweise politische Betrachtungsweise und Beurtheilung aller Lebenszustände erheben könnte: ob dadurch nicht die rein menschliche, die sittliche und ästhetische Betrachtungsweise beeinträchtigt werde? Wir dürfen, was Mäser betrifft, led mit Nein! antworten. Er führt den politischen Maßstab nie mit einer solchen Einseitigkeit und Abstraction, daß er über dem politischen Menschen den natürlichen vergäße; er weiß zu gut, was zum ganzen, unverkürzten Menschen gehört, als daß er politischen Systemen, Grillen und Hypothesen den natürlichen Menschen

mit seinen verschiedenen Bedürfnissen, Trieben, Neigungen, Anlagen, Leidenschaften aufgeopfert, ihn in ein peinliches Joch gezwungen hätte, wie etwa ein Lykurg seine Spartaner; er hatte die Geschichte, allerdings hauptsächlich vom politischen Gesichtspunkt ausgehend, zu gründlich und aufmerksam studirt, als daß er ein so sagen auf sich selbst gegründetes politisches System für möglich und wünschenswerth gehalten hätte. Wenn die politische Verfassung die Unabhängigkeit, die Ehre, die Freiheit und die Größe eines Volks bezweckt, und dieser Zweck allerdings in gewissem Sinne der höchste heißen mag, so wußte doch Mäser wol, daß, den Forderungen und der Anlage der menschlichen Natur nach, daneben auch nicht weniger für die Glückseligkeit, für das Behagen, den Genuß und die Freiheit der Einzelnen gesorgt, daß dabei jeder rechtmäßige Trieb, der sinnliche so gut wie der sittliche, befriedigt, daß jede Anlage gepflegt und ausgebildet werden muß. Mäser war daher gar nicht gemeint, häusliches und Familienleben, Religion, Poesie, Kunst und Wissenschaft, Lebensgenuß und Humanität irgend der politischen Verfassung aufzuopfern, sondern im Gegentheil wollte er in all Diesem Stützen derselben finden, Alles mit ihrem Geiste durchbringen; aber freilich trug er in Collisionen Fällen kein Bedenken im Interesse des politischen Geistes die Anforderungen, welche jenen Elementen des Lebens einen nach seiner Ansicht unverhältnismäßigen Einfluß und Wirkungskreis gewinnen wollten, zurückzuweisen, zu beschränken und unter den Maßstab der politischen Tragfähigkeit zu beugen. Ohne die sittliche und gemüthliche Bedeutung der Ehe, die Sühligkeit und Heiligkeit sowie den Segen des Familienlebens und trauten Häuslichkeit zu verkennen, betrachtet er doch meist die Ehe von dem für den Staat allerdings sehr wichtigen Gesichtspunkt der Kindererzeugung und will die Erziehung mehr als gewöhnlich geschah und geschieht durch die Rücksicht auf das öffentliche Wohl geleitet wissen; in diesem Sinne schrieb er auch den Aufsatz: „Die Erziehung der Kinder mag wol slavisch sein!“ So ein großer Freund der echten Gelehrsamkeit und selbst ein tüchtiger Gelehrter, so ein geschmackvoller Kenner des Schönen in der Literatur und Kunst, des Wahren und Tiefen in der Wissenschaft und aufrichtiger Förderer der Humanität er war: so zeigte er sich doch als einen entschiedenen Feind aller schwachherzigen und weichmüthigen Empfindsamkeit und Sentimentalität, aller einseitigen Philanthropie namentlich Derjenigen, welche über dem Abstractum Mensch den Bürger vergaß und verkürzte, aller überschwänglichen Schwärmerei und entnervenden Lüsterei in der Kunst und Literatur, alles Mystische behafteten in der Wissenschaft, und aller, des festen Bodens der Erfahrung, des Leibes der Anschauung und der Wirklichkeit entbehrenden und priorischen Constructionen und Abstractionen und im Gebiete des politischen Lebens. Manche scheinbare und wirkliche Härten und Paradoxien in Mäser's Ansichten erklären sich aus dieser Gesinnung, werden jedoch meist durch sogleich oder

bei andern Gelegenheiten beigefügte Einschränkungen wieder gemildert. Die höhere politische Rücksicht oder Nothwendigkeit überwiegt bei ihm nicht selten die Anforderungen eines auf dem ersten Anschein humanern, aber allerdings in der Wirklichkeit dem allgemeinen Wohl oft nicht zuträglicheren Natur- oder Vernunftrechts. So ist er z. B. der Theilung des Grundeigentums unter die Kinder oder die Erben nicht hold, und redet der Erhaltung der ganzen Hofgüter auf Kosten selbst der jüngern (oder auch der ältern) Geschwister aus politischen und national-ökonomischen Gründen eifrig das Wort. Das Besitztum soll nicht zu sehr vertheilt und zerstückelt, aber auch die Bevölkerung ohne Grundbesitz nicht zu sehr vermehrt werden; daher sind die Heirathen nicht allzu freigebig zu gestatten, und wenn auch das Beispiel der Chinesen, welche jährlich Hunderttausende von Kindern aussetzen und von Hunden und Schweinen fressen lassen, von der Humanität eines Möser unmöglich gebilligt und zur Nachahmung empfohlen werden kann, so scheut er doch in den „Patriotischen Phantasien“ nicht zurück vor der Behauptung, die er einer jungen Matrone in den Mund legt:

Also sollte man die Einimpfung der Blattern ganz verbieten!

Wo will es endlich hinaus, wenn das so fortgeht? wenn die Brut, die jetzt erhalten ist, sich mit gleichem Eifer vermehrt und nicht davon abgeschlachtet wird? Die weise Vorsehung hat die Blattern gewiß nicht umsonst in die Welt geschickt... sie sollen wahrscheinlich dazu dienen, einer Überladung der sublunaren Welt vorzubeugen; diesem großen Winke sollte man folgen... Geschieht dies nicht, so beklage ich die armen Erbherren des künftigen Jahrhunderts... Ich halte es mit den natürlichen Blattern, die so fein austräumen und auf jedem Hufe gerade ein Pärchen übrig lassen, was sich fein satt essen und dem lieben Gott recht viele Engel liefern kann. Ich breche hier ab, um keine Thorheit zu sagen.

Einigen Ernst birgt hier die humoristisch-ironische Einkleidung gewiß. Auf eine sehr scharfsinnige Weise spricht er sich für die Verpflichtung der Obrigkeit gegenüber von der Gesellschaft aus, die Todesstrafen nicht abzuschaffen; er will die Kirchenbuße so ganz nicht aufgehoben wissen; er ist dagegen, daß uneheliche Kinder den ehelichen gleichgestellt werden:

Der alte Grundsatz, daß man den äußersten Schimpf auf die Hurerei setzen müsse, um die Ehen zu befördern, ist weit dauerhafter (als der durchaus falsche und unzureichende der neuern, daß man die Hurerei minder schimpflich machen müsse, um den Kindermord zu verhüten) und nach den feinsten philosophischen Grundsätzen angelegt.

Seit zehn oder zwanzig Jahren ist in manchen Ländern für die Hurerei und ihre Kinder mehr geschehen als in tausend Jahren für alle Ehegemahlinnen, Ehegattinnen und Ehegenossinnen. Jeder Philosoph, sobald er nur gekonnt, hat sich gleich bemüht, die unechten Kinder und ihre Mütter von aller Schande zu befreien. Groß sind unkreitig die Beweggründe dazu gewesen. Natur, Menschheit und Menschenliebe haben laut zum Lobe solcher Anstalten gesprochen. Allein im Grunde ist es doch die unpolitische Philosophie unsers Jahrhunderts, welche hier ihre Macht zeigt. Es ist wiederum die neumodische Menschenliebe, welche sich auf Kosten der Bürgerliebe erhebt. Die Frage ist nicht so schlechterdings von der Stimme der Natur und von den Rechten der Menschheit, wenn es auf bürgerliche Rechte ankommt, zu entscheiden.

Die Beweisführung geht von dem Satze aus, daß die Ehe ein mit manchen Beschwerden verbundener, aber deshalb auch um so mehr mit Ehre zu begabender Stand sei; es dürfen dem ehelosen Leben nicht gleiche Wohlthaten wie dem ehelichen verliehen werden. Auch ist Möser gegen eine Toleranz, die so weit geht, daß Sektären, Juden, Atheisten u. A. gleiche Rechte und bürgerliche Ehren mit den Bekennern der Staatsreligion eingeräumt würden, und zwar, wie er ausdrücklich erklärt, nicht weil er ihre Überzeugungen verdammt, sondern aus policeilichen oder politischen Gründen. Ueberhaupt betrachtet er auch die Religion, so warm und nachdrücklich er nicht selten ihre sittlichen Segnungen und ihre gemüthliche Bedeutung für den Einzelnen anerkennt, die christliche Religion mit begeisterten Worten preist, und ihre Wirkungen auf den einfachen Menschen, den von Hagelschlag und Wassernoth betroffenen Landmann, den Kranken, den Unglücklichen und Sterbenden bewundernd rühmt, vorzugsweise vom politischen Gesichtspunkt — er nennt sie die Politik Gottes in seinem Reiche — und widerlegt das Glaubensbekenntniß des savoyischen Vicars von Rousseau von dem Grundsatz aus, daß eine positive Religion zur Beherrschung und Ordnung eines Staats und Volks unentbehrlich, und die christliche Religion durch die Person ihres Stifters sowie durch ihren Inhalt die ehrwürdigste, für den sittlichen und verständigen Menschen bestrebendste sowie die den politischen Bedürfnissen zusagendste sei. Auch die Vertheidigung Luther's und der Reformation gegen Voltaire in einem äußerst feinen, witzigen und schlagenden französischen Brief hält sich, bei der Anerkennung der göttlichen Berufung des Reformators, vorzugsweise an politische Gesichtspunkte, wie z. B. die Aufhebung der Klöster und des Cölibats in den protestantischen Ländern. So huldigte Möser durchaus mehr der antipolitischen als der modern-philanthropischen und philosophischen Gesinnung, und sprach sich nachdrücklich aus gegen „den jetzigen Hang zu allgemeinen Gesetzen und Verordnungen“, als „der gemeinen Freiheit gefährlich“. Die Principien seiner politischen Verfassung sind nicht die modernen: Freiheit und Gleichheit aller im Staate Lebenden, sondern: Heiligkeit und Unverletzlichkeit der zunächst und hauptsächlich auf Grundeigentum, dann aber auch auf andern Besitz sowie auf geschlossene Standtschaft gegründeten Rechte und Ehren der eigentlichen, der Vollbürger, und Vertheilung der Pflichten und Lasten nach dem Verhältniß der Rechte und Ehren. Die Gleichheit der Menschen im Staate konnte Möser so wenig als eine vernünftige Forderung anerkennen als er sie in ihrer natürlichen Begabung fand, und sie schien ihm nur mit Verletzung geheiligter Rechte einerseits und mit Aufhebung der festesten Fundamente der Sicherheit des Staats andererseits oberflächlich und zum Schein ausführbar; und freilich erleidet der Grundsatz der Gleichheit in der Wirklichkeit und Praxis immer solche Beschränkungen und Modificationen, daß man große Mühe hat, ihn in seinen wunderlichen Verkleidun-

gen noch zu erkennen. Ähnlich verhält es sich mit dem Begriffe frei und Freiheit. Köfer war geneigt, bei dem Abstractum Freiheit an Vogelfreiheit zu denken. In der Erzählung „Der arme Freie“ sucht er zu veranschaulichen, was es eigentlich um die bloße, nackte Freiheit und den Enthusiasmus dafür sei. Die wahre, werthvolle Freiheit, die nicht vielmehr etwas Negatives bezeichnet, setzt Köfer in das auf einem Grundbesitz oder Gewerbe beruhende volle Bürgerrecht und die Ständebeschränkung, und lächelt über die „Freien“, die trotz ihrer Freiheit Dienste zu nehmen genöthigt sind, um nicht zu darben und Hungers zu sterben; er spottet über die Enthusiasten, welche mit einem Worte, einem leeren Begriff alle Verhältnisse umstoßen möchten. Er schreibt:

Eine bequeme Philosophie unterstützte die Folgerungen aus allgemeinen Grundsätzen besser als diejenigen, welche nicht ohne Gelehrsamkeit und Einsicht gemacht werden konnten; und die Menschenliebe ward . . . eine Tugend, gleich der Bürgerliebe.

So viel Treffendes indessen Köfer hierüber äußert, hat er doch wol einigermaßen verkannt, welcher wahre Gewinn aus der Anerkennung des Grundsatzes der Freiheit gezogen werden, wie er zum großen Vortheil der Gesetzgebung, der Rechtspflege und der Humanität gebräugen kann, wenn man damit nicht übereilt Alles ebnet und alle Bande und Verpflichtungen auflösen will, wol aber den im Vorzug und Vortheil Stehenden, welche allzu geneigt sind, ihr Interesse mit dem des Staats zu identificiren, durch Beachtung der natürlichen Rechte der Übrigen Schranken setzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Tag aus der böhmischen Geschichte. Leipzig, Grunow. 1845. 16. 15 Ngr.

Es enthält dies Büchlein einen Abdruck des auch schon sonst bekannten Berichts, den der reformirte Pfarrer Joh. Roscius in Prag über die letzten Stunden der vornehmen Böhmen aufgesetzt hat, die in Folge der Wiedereinnahme Prags auf Befehl Ferdinand's II. am 21. Juni 1618 als Rebellen hingerichtet worden sind. Roscius war in den letzten Stunden ihr geistlicher Beistand und schildert in einfacher, ergreifender Weise ihre Frömmigkeit und ihr Vertrauen auf ihr gutes Recht, demgemäß sie gehandelt hätten. Die vorausgesetzte Einleitung des Herausgebers enthält nur das Bekannteste aus leicht zugänglichen Büchern. 20.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Über ältern französischen Poesie.

Auf dem Gebiete der altfranzösischen Literatur, das den Franzosen zum Theil wenigstens erst durch die Beachtung und Anerkennung, die es im Auslande gefunden hat, lieb und theuer geworden ist, wird seit einiger Zeit ein bewunderungswürdiger Eifer entfaltet. Selbst die speciellsten Punkte werden hier ins Auge gefaßt und zum Theil in selbständigen Abhandlungen erläutert. Was nun aber gar das Material selbst betrifft, auf das sich diese Studien stützen müssen, so ist dasselbe in fortwährendem Steigen begriffen. Immer neue Veröffentlichungen treten ans Licht und es scheint fast, als ob die Quellen, aus

denen man so reichlich schöpft, unergründlich wären. Unter den verschiedenen Monographien, welche die letzte Zeit und in Bezug auf die ältere französische Poesie gebracht hat, verdient folgendes fleißige Werk, veranlaßt von einem vornehmen und bemittelten Freunde der Wissenschaften, besonders hervorgehoben zu werden: „Oeuvres complètes du roi René, avec une biographie et des notices par le comte de Quatrebarbes“, (2 Bde.). Der Dichter, um den es sich hier handelt, ist Renatus Graf von Anjou und Provence. Derselbe war 1400 geboren und wurde durch seine Verheirathung mit Isabella von Lothringen, einer Tochter Karl's II. von Frankreich, Herzog von Lothringen. Späterhin vermählte er sich mit Johanna II. von Neapel und erhielt dadurch den Königstitel. Dieser Renatus nun, der ein eifriger Beförderer aller künstlerischen Bestrebungen war, machte sich selbst durch seine eigenen poetischen Leistungen bekannt. Wenn unter den zahlreichen Gedichten, welche aus seiner Feder geflossen sind, auch mancher liebliche Klang sich befindet, so ist doch der eigentliche Kunstwerth seiner Erzeugnisse im Allgemeinen nicht allzu hoch anzuschlagen. Dessenungeachtet verdient die Zusammenstellung und Herausgabe derselben alle Beachtung. Es ist dies eine sehr dankenswerthe Arbeit, aus der sich manche interessante philologische Beziehungen und vielfaches Licht über die Zustände der damaligen Zeit gewinnen lassen. Die vom Herausgeber hinzugefügten Abhandlungen und Erläuterungen enthalten zahlreiche Anknüpfungspunkte für gelehrte Untersuchungen und zeigen, daß ihr Verf. in der ältern französischen Literatur wohl bewandert ist. Allerdings fand er schon einige Vorarbeiten in früher erschienenen Schriften, welche das Leben des Renatus — freilich mehr von einem andern Gesichtspunkte aus — behandelten. Dahin rechnen wir die ausführliche Monographie vom Bicomte de Villeneuve-Bargemont „Histoire de René d'Anjou“ (3 Bde., 1825), und eine frühere kürzere Darstellung aus der Feder von Boisson de La Salle. Der Werth der Publication von Quatrebarbes wird noch erhöht durch die zahlreichen Kupfer und Skizzen, durch die der Künstler Hawke die interessantesten Malereien der Originalhandschriften vergegenwärtigt und darstellt.

Geschichte des Communismus.

Zu den Schriftstellern, welche sich durch ihre communistischen Lehren besonders bemerklich machen und die man am häufigsten unter den Verfechtern dieser Sache antrifft, gehört F. Villégardelle. Er hat den berühmten „Code de nature“ von Morelly, den man lange Zeit auf Rechnung Diderot's setzte, neu herausgegeben und die nicht minder bekannte „Civitas solis“ Campanella's ins Französische übersetzt. Als eifriger Verehrer Fourier's zeigt er sich in seinem „Accorde des intérêts des associations“, einem Werke welches man zum nähern Verständniß dieses Systems nicht wohl entbehren kann. Gegenwärtig erhalten wir aus seiner Feder ein neues Werk, betitelt „Histoire des idées sociales avant la révolution française“. Der Verf. sucht hier eigentlich in ausführlicher Entwicklung nachzuweisen, daß die communistischen Ideen, in denen Einige die verruchteste Keurung der Gegenwart sehen, bis ins höchste Alterthum hinaufreichen. Um dies in aller Ausführlichkeit darzutun, hat er überall umfassende Auszüge aus den Schriftstellern, welche ihm wenigstens in einzelnen Partien in die Lehre des Communismus hinüberzuspielen scheinen, beigebracht. Dadurch ist sein Buch eine ganz interessante Sammlung von Belegstellen geworden, aus der man sehen kann, wie die Ideen, welche jetzt in verschiedener Gestalt, bald offener, bald versteckter hervorbrechen, schon lange in Sährung begriffen gewesen sind. Es versteht sich übrigens von selbst, daß der Verf. in der Aufführung solcher Beziehungen offenbar zu weit geht und daß er zuweilen wol auch da eine Annäherung an die communistischen Grundsätze sieht, wo man durch nichts auch nur im entferntesten daran erinnert wird. 17.

J u s t u s M ö s e r .

(Fortsetzung aus Nr. 34.)

Gegenüber von den damals aufkommenden besonders französischen Staatsphilosophen und den Grundsätzen der Revolution war Möser historischer, positiver und conservativer Politiker, wie aus dem Bisherigen deutlich erhellt. Wollte man sich jedoch wundern, daß er dessenungeachtet noch in neuester Zeit so ausgezeichnete Gunst und Verehrung in Deutschland auch bei den Freisinnigen genießt, so vergesse man nicht, daß er, der Segner einer tumultuarischen Umkehrung des Bestehenden durch philosophische Begriffe, dabei der unerschütterliche Feind aller Willkür und Freund des Rechts, des germanischen und deutschen Rechts war, das er aus seinen Entstellungen und Mißdeutungen wieder in seiner Reinheit und hohen Vernünftigkeit herzustellen mit glücklichem Eifer strebte. Ein muthiger, aber dabei besonnener Vorkämpfer des Fortschritts, des Rechts, der Freiheit in Deutschland war er, und nur der Schwung und Flug der französischen Revolutionsideen ließ ihn als einen hinter der Zeit Zurückbleibenden erscheinen. Zurückgehend auf altdeutsche Einrichtungen, und auf das stammverwandte englische Volk sich berufend, verlangte er, daß Niemand Steuern und Lasten tragen solle, die er nicht selbst freiwillig, und daß Denen, die keine Vertretung haben, auch keine Steuern auferlegt werden sollten. Er verlangte die Abschaffung der Tortur, die in ältern Zeiten gegen Sklaven und Unfreie verhängt worden, und in nothwendiger Verbindung damit Einführung von Geschworenengerichten nach altem Brauche, wo Jeder durch seine Ebengegnen gerichtet worden sei.

Es scheint mir in dem Falle, daß man zur (unbedenklichen) Abschaffung der Tortur schreiten will, schlechterdings nöthig zu sein, dahin wieder zurückzukehren, wo alle Völker vor Einführung der Tortur gewesen sind, nämlich auf das Urtheil von zwölf Geschworenen, die den Verbrecher und seinen Verteidiger sowie die Beweise, welche für und wider ihn zeugen, selbst hören und sehen und ihn danach der That schuldig erkennen oder losprechen.

Überhaupt forderte Möser die größte Ordnung, Schnelligkeit und Unparteilichkeit in der Rechtspflege, und verlangte, daß Jeder, auch der Höchste, der Fürst, an das förmliche Recht gebunden sein solle und sich nicht auf seine Überzeugung vom wirklichen Recht beru-

fen dürfe. Nachdrücklich eifert er gegen Cabinettsjustiz. Eine so hohe Meinung er von dem Beruf und den Pflichten der Fürsten hat, so weit ist er von der Vorstellung einer ungemessenen Willkür Gewalt derselben; wie man sie schon aus dem Sage von der göttlichen Einsetzung derselben hat ableiten wollen, entfernt, und der abgesagteste Feind alles Despotismus, werde er geübt von wem er wolle. So schreibt er:

Man könnte die Könige Leibeigene der Krone nennen, wenn es nicht die Klugheit erforderte, einen Mann, der die Niedrigen gegen die Hohen und Mächtigen schützen soll, und den Erstere deswegen mit den schwersten Kosten unterhalten, so hoch als möglich und zunächst an den Thron Gottes zu setzen.

Er selbst aber mit seinem klaren und nüchternen, von allem Mysticismus und aller Romantik entfernten Verstande, ließ sich nie durch den Nimbus der Majestät blenden. Er schreibt:

Die Weisheit grenzt so nahe an die Willkür, daß man unmittelbar von der einen zur andern übergehen kann; und wo Weisheit und Macht in einer Hand sind, da ist des Herrn Wille natürlicherweise allezeit die Weisheit selbst.

Im Ganzen war er den bestehenden Einrichtungen im Staate, der Präsumtion nach, günstig, sofern er sie als historisch gewordene und der Vermuthung nach auf einem vernünftigen und rechtlichen Grunde beruhend betrachtete; er war scharfsichtig und glücklich, solche Entstehungsarten nachzuweisen und manche als unvernünftig und barbarisch verschriene Sitte und Einrichtung zu rechtfertigen; er war nicht allzu bereit, die schnellfertige Meinung der Neuen über die Einsicht der Alten und über das bestehende Herkommen zu setzen, und nur dem entschiedenen Mißbrauch und der offenbar schädlichen Einrichtung trat er, aber dann auch mit nachhaltiger Kraft, entgegen. Ob Möser nicht vielleicht etwas zu bedenklich in der Anrathung von Reformen gewesen, müssen wir unerörtert lassen; aber berühren müssen wir einen Punkt, bei welchem Manche an ihm irrgeworden sind: die Leibeigenschaft. Man hat zur Genüge nachgewiesen^{*)}, daß er seiner wahren Herzensmeinung nach dagegen gewesen, und wir wollen hier nur eine Stelle anführen die dafür zeugt. Jean le Grand, in der Erzählung „Der arme Freie“, meint, nachdem ein ein-

^{*)} Namentlich aus seinem Briefwechsel mit Nicolai.

sichtsvoller und wohlwollender Gutsherr die Leibeigenschaft in einem mildern Lichte dargestellt:

Es wäre doch besser, wenn die Leibeigenen das Land, was sie für Andere bauten, gegen einen gewissen feststehenden Zins erblich unterhätten, indem sie alsdann ohne Suchtrübe fleißig, und, als freie Renschen, edler und glücklicher sein würden.

Und hierauf läßt Möser den Gutsherrn antworten:

Dieser Meinung bin ich auch; aber diese Veränderung läßt sich mit meinem Gute nicht so leicht vornehmen wie Sie wol denken.

Allerdings aber hat Möser sonst in vielen Aufsätzen die Leibeigenschaft und Hörigkeit weniger bekämpft und beklagt, als gegen Verdammung und Klagen theils durch historische Deduction, theils durch Darstellung des gar nicht so harten, unerträglichen und unwürdigen Zustandes der Leibeigenen und mancher nicht unwichtiger Vortheile ihrer Lage wenigstens in manchen Gegenden und namentlich in Osnabrück, vertheidigt. Er zeigt, daß der Name schlimmer sei als die Sache; daß die Leibeigenschaft häufig Folge eines Vertrags und eine Wohlthat für den Leibeigenen gewesen, daß dieser dadurch nicht schuß- und rechtlos geworden sei, sondern vielmehr an seinem Herrn einen Beschützer und Vertreter gefunden habe; daß fast jeder Leibeigene seinen Zustand der nackten Freiheit vorziehen würde u. s. w. Hiermit behauptete der gelehrte Historiker und der gründliche Kenner wirklicher Zustände gegen vage Declamationen sein Recht; zum Theil durfte er konnte er aber auch die Gutsherrn von Osnabrück durch entschiedene Bekämpfung der Leibeigenschaft nicht gegen sich erbittern, und er mußte sich bestreben, den Leibeigenen einen Zustand, aus dem er sie nicht sofort befreien konnte, im möglichst milden Licht darzustellen, um sie nicht unzufrieden zu machen. Die häufigen und vielfachen Mißbräuche jedoch, und das Entwürdigende der Leibeigenschaft bei Willkür von der einen und Brutalität von der andern Seite, konnte er sich nicht verhehlen, und daß er immer wieder von den verschiedensten Seiten her auf den Gegenstand zurückkommt, beweist, wie sehr er ihm am Herzen gelegen. Möser hat aber wirklich nach Kräften zuerst zum Schutz und zur Milderung des Zustandes der Leibeigenen gewirkt, und dann Entwürfe zu ihrer Freilassung, zu ihrer Verwandlung in freie Eigenthümer gemacht, wie dies auch seinem politischen System ganz gemäß war. Denn das Ideal seiner politischen Verfassung, das er bei den alten Deutschen realisiert fand, war die staatliche Verbindung und Genossenschaft freier, wohlbegüterter, auf ihrem Gute sitzender Landeigenthümer, zum Schutz und zur Vertheidigung ihres Besitzthums und des Gemeinwesens zu den Waffen verpflichtet, dem Heerbann folgend, mit gleichen Rechten begabt, nur dem Gerichte von Genossen unterworfen, keine Steuer leistend als die sie selbst freiwillig hatten. Daß bei den entwickeltern und verwickeltern Verhältnissen dies Ideal nicht wieder zu erreichen war, da neben den Ackerbauern und Gutbesitzern die Handwerker, die Kaufleute, die gelehrten Professionen aufgekommener waren und sie an Zahl, Einfluß und Bedeutung wol übertrafen, sah Möser freilich ein, und es ist

deshalb nur Scherz, wenn er als Mittel zur Wiedererweckung des deutschen Nationalgeistes vorschlägt:

Alle Könige und Fürsten gar abzuschaffen, den Adel aus dem Lande zu jagen, Städte und Festungen niederzureißen, alles Geld ins Meer zu werfen, alle Gelehrte nach Kappland zu schicken und fünf Sechstel aller Deutschen an die Bäume zu knüpfen, damit der übrige Theil einzeln bei Kartoffeln und Gerstenbier ruhig auf der Bärenhaut liegen könne.

Aber sein ernstes Bestreben mußte doch bei seinen Ansichten immer dahin gerichtet sein, den Stand der freien und größern Landbesitzer möglichst zu vermehren und zu heben. Denn die Landeigenthümer und die Bauern blieben ihm doch immer der eigentliche Kern des Volks und überall bricht seine rührende Liebe für sie hervor. Es ist Möser's Ehre und Verdienst, daß er in seiner Zeit die wahre deutsche Nation in ihren sonst so gering geschätzten kernhaften Bestandtheilen, in Bürgern und Bauern, die er freilich gehoben wissen wollte, fand; daß er sich nicht scheute, gegen den ebenfalls nicht unfeinsinnigen R. F. v. Moser, in der Beurtheilung seiner Schrift „Von dem deutschen Nationalgeiste“, zu sagen:

Es ist schon lange der Fehler unserer deutschen Geschichtschreiber und Publicisten gewesen, daß sie in Deutschland nichts als Herren und Diener erblickten. Ein Theil eignet Alles dem höchsten Oberhaupt zu, der andere schreibt und streitet für die Diener, und über diesen Haak denkt kein Mensch daran, daß Beides, der Herr und der Diener, eigentlich nur die Hüter der Nation, keineswegs aber die wahren Bestandtheile derselben seien... Sollte er am Hofe und unter Gelehrten den Nationalgeist aufgefunden haben?... Am Hofe lebt nicht der Patriot, nicht der Mann der zur Nation gehört, sondern der gedungene Gelehrte, der sich schmeigende Bediente, und das Chamäleon, das allezeit die Farbe annimmt, die ihm untergelegt wird.

Wol mußte er auch die Bedeutung und die Rechte der höhern, der privilegierten Stände zu würdigen, und es lag nicht in seiner Art und in seinem Charakter, irgend einen Bestandtheil eines gegliederten Ganzen zu misachten und zu verwerfen und das geschichtlich Gewordene mit reformirenden oder revolutionnären Nachsprüchen über den Haufen zu stoßen; aber darum verwechselte er doch nimmermehr die durch eine unselbige Verwirrung der Verhältnisse, durch Entartung des Geistes im Reiche, durch Auflösung des wahren Bandes der Einheit, durch Losreißung der Glieder vom Haupte und durch Usurpationen aller Mächtigen nach oben und nach unten geschaffene officielle Nation, die Fürsten und Herren, die Geistlichen und Beamten, mit der wahren, aber freilich unterdrückten und heruntergekommenen, eines großen Theils ihrer Rechte und ihrer Ehren beraubten deutschen Nation, die allerdings keine sichtbare Einheit, keine Vertretung und Stimme, kein Gemeinbewußtsein mehr hatte, — für die nur wenige Männer ein Herz hatten! Aber für Möser, der sie in seinen geschichtlichen Forschungen in den Zeiten ihrer Größe und Kraft, ihrer politischen Herrlichkeit erschaut hatte, für ihn lebte sie auch jetzt noch im Zustand ihrer Erniedrigung und Vergessenheit; er empfand schmerzlich ihre Verwahrlosung durch ihre eigenen Fürsten und Regie-

rungen, ihre Misachtung bei Fremden, die Unbilden, die sie erdulden mußte, die Hemmungen, die man ihrem geistigen, bürgerlichen und nationalökonomischen Aufschwung entgegensetzte, die Mißhandlungen, womit man ihr Rechts- und Ehrgefühl abstumpfte und ertödtete; aber er erhob auch hoffend, spornend, begeisternd wie Klagen, strafend und Helkend, oder in wehmüthigem Scherz seine Stimme für sie und an sie, an ihre alte Größe, an die noch übrigen Reste und Denkmale von Rechten und Freiheit, an ihre Hülfquellen, an ihren Geist und Charakter sie mahnend. Er vertheidigte mit männlicher Kraft und mit tiefer Einsicht deutsche Rechte, Sitten, Herkommen, er nahm deutsche Sprache und Literatur in einer vortrefflichen Schrift gegen den großen König Friedrich II., den Lobredner der Franzosen, in Schutz; er wies hin auf Hebung der Gewerbe, des Handels, der Marine nach dem Beispiel der Engländer; er forderte, daß durch eine wahrhaft vernünftige und nationale, dem wirklichen Bedürfnis gemäß, den handelnden und den speculirenden Menschen unterscheidende Erziehung in der Seele der Deutschen Selbstständigkeit, Unabhängigkeit, Thatkraft geweckt und nicht alle lebhaftern und größern Gefühle eingeschlafert, daß die Knaben und Jünglinge zu tüchtigen Männern, nicht zu gelehrigen und schmiegsamen Bedienten und Maschinen gebildet würden. Um den Charakter, die gesammte Natur der Nation nicht zu beschneiden und zu unterdrücken, verlangte er, daß man die physische Kraft auch auf angemessene Weise, in volkmäßigen Tänzen und Lustbarkeiten sich ergehen und üben lasse, daß man dem Zweikampf, statt ihn mit Strafen zu bedrohen, eine andere Gestalt gebe; er wollte die natürlichen Neigungen und Leidenschaften benutzen, aber nicht unterdrückt wissen, und trug auf Herstellung der alten Gedenkreben und Narrenfeste an, in der richtigen Erkenntnis, daß das Volk auch seinen Humor üben und auslassen müsse, daß Lachen und Laune den Sitten und dem Glück einer Nation zuträglich seien. Denn nicht durch Schulmeister und Regieren, durch Polizei und Criminaljustiz hoffte er das Volk zu heben, sondern durch Bedung und Leitung der in ihm selbst liegenden, aber so häufig durch Tyrannei und Pedanterie unterdrückten Kräfte. Niemand verstand besser als er, was dem Volke noth thut und gemäß ist, und welche Anlagen in ihm ruhen, was es zu leisten vermag — ohne daß er es doch idealisirte —, denn er fühlte sich lebendig in es hinein, in seine Arbeiten, seine Genüsse, seine Entbehrungen, Wünsche, Bedrängnisse, in seine Sitten und seinen Glauben, und sein echt volkstümliches Gemüth führte ihn hierbei so sicher als es bei Andern die sorgfältigste Beobachtung und die geistlichste Herablassung nicht vermag.

Lob und Bewunderung würden die Gesinnungen und Ansichten des echt volkstümlichen Mannes, des standhaften Verfechters des deutschen Rechts und der deutschen Ehre schon an sich verdienen, wenn auch nicht die ausgezeichneten Verdienste des Schriftstellers sich dazu gesellen. Nun aber nimmt er auch als gelehrter Ge-

schichtschreiber und als trefflicher Stülft und Professor eine ausgezeichnete Stelle ein. Den Gelehrten lassen auch schon seine an den mannichfaltigsten Kenntnissen aus allen Gebieten des Wissens und Lebens, besonders an geschichtlichen Notizen und Zügen so reichen kleinern Aufsätze erkennen; als forschenden Gelehrten hatte er sich namentlich in der lateinischen Abhandlung über die populäre und die mystische Religion der alten Deutschen ausgewiesen, wo er ebenso seine Bekanntschaft mit der alten und mit der neuern Literatur als auch seine Vielseitigkeit, seine Empfänglichkeit für alle Elemente des nationalen und geistigen Lebens, seine Kunst, entgegengesetzte Ansichten durch tieferes Eindringen in die Sache zu vermitteln, und seinen Eifer, seine Begeisterung für die Ehre der deutschen Ahnen beurtundet. Er versöhnt die anscheinend widersprechenden Angaben Caesars und Tacitus' über die Religion der alten Deutschen durch die Annahme eines volkmäßigen und eines den Priestern vorbehaltenen Glaubens, was er durch viele Argumente und Analogien unterstützt. Sein gelehrtes Hauptwerk aber ist seine „Donabrückische Geschichte“, die er zwar nicht ganz vollendete, die aber auch so von einem Schloffer ein „unsterbliches Werk“ genannt wird, und das „darum nicht weniger bedeutend ist, obgleich es nicht die Arbeit eines Mannes ist, der des ganzen eigentlich historischen Stoffes Meister war, denn es enthält eine in der That philosophische Geschichte, ohne alle jene Abstractionen und Phantastereien, die man gewöhnlich mit diesem Namen zu belegen pflegt“. Am glücklichsten, urtheilt dieser gewiß competente Richter, sei Möser darin gewesen, den Grund und Zusammenhang des Lebens und der Sitten, der Einrichtungen, Gebräuche, des Fortkommens und der häuslichen Verhältnisse, also Wesen und Princip jeder Volksgeschichte zu entwickeln. Er sei viel glücklicher, wenn er aus dem in Westfalen mehr als in andern Provinzen unter dem Landvolk fortbauernenden altershumlichen Leben, den Gebräuchen, dem Fortkommen, aus den ihm täglich im Geschäfte vorkommenden Urkunden, worauf diese beruhen, eine Geschichte hervorlockt als wenn er Chroniken und Geschichtsbücher befrage. Von der früher als die Geschichte selbst nur bogenweise veröffentlichten Einleitung in die „Donabrückische Geschichte“ sagt Schloffer, es sei eigentlich eine Einleitung in die ganze deutsche Geschichte, eine Anweisung, diese fruchtbar zu behandeln und habe ein ganz neues Licht über das Wesen historischer Gelehrsamkeit verbreitet. Der Charakter von Möser's Geschichte hängt aufs engste zusammen mit seinen politischen, volkstümlichen Gesinnungen, vermöge deren ihm das Volk selbst, und nicht die Regenten und die Vornehmen, die Hauptsache ist. Wir führen nur ein paar Worte aus seiner eigenen Vorrede an:

Ich habe mich vorzüglich die Geschichte unserer Rechte, Sitten und Gewohnheiten zu entwickeln bemüht und die Begebenheiten ziemlich nach dieser Absicht geordnet.

Ein Fehler ist, daß ich den Anfang zum Schreiben auf Reisen, während des letzten Kriegs gemacht, und mir erst jede Sache nach ihrer Möglichkeit vorgestellt und solche hernach zu

Hause vielleicht nicht mit genügsamer Unparteilichkeit gegen die Beweise geprüft habe. Daher kann Einiges einen scheinbaren Gang nach der Hypothese behalten haben. Indessen glaube ich doch dadurch Manches auf eine neue Art gewandt und viele historische Wahrheiten möglicher und wahrscheinlicher erzählt zu haben als Andere, welche entweder mit Sammeln den Anfang machen und dann mit ermüdetem Geiste die Feder ansetzen, oder nur bloß ein schlechtes Gebäude verbessern.

Die Geschichte von Deutschland hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigentümer als die wahren Bestandtheile der Nation durch alle ihre Veränderungen verfolgen, aus ihnen den Körper bilden und die großen und kleinen Bedienten dieser Nation als böse oder gute Zufälle des Körpers betrachten. Wir können sodann dieser Geschichte nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Epöde geben, worin die Territorialhoheit oder der Despotismus zuletzt die Stelle einer glücklichen oder unglücklichen Auflösung vertritt, sondern auch den Ursprung, den Fortgang und das unterschiedliche Verhältniß des Nationalcharakters unter allen Veränderungen mit weit mehrer Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir bloß das Leben und die Bemühungen der Ärzte beschreiben, ohne des kranken Körpers zu gedenken. Den Einfluß, welchen Gesetze und Gewohnheiten, Tugenden und Fehler der Regenten, falsche oder gute Maßregeln, Handel, Geld, Städte, Dienst, Adel, Sprachen, Meinungen, Kriege und Verbindungen auf jenen Körper und auf dessen Ehre und Eigenthum gehabt; die Wendungen, welche die gesetzgebende Macht oder die Staatseinrichtung überhaupt bei diesen Einflüssen von Zeit zu Zeit genommen; die Art, wie sich Menschen, Rechte und Begriffe allmählig danach gebildet, die wunderbaren Engen und Krümmungen, wodurch der menschliche Gang die Territorialhoheit emporgetrieben; und die glückliche Rüksichtigung, welche das Christenthum, das deutsche Herz und eine der Freiheit günstige Sittenlehre gewirkt hat, würde sich, wie ich glaube, solchergestalt in ein vollkommenes fortgehendes Gemälde bringen lassen und diesem eine solche Fällung geben, daß der Historienmaler alle überflüssige Gruppen entbehren könnte.

Weiter wollen wir uns auf die „Donabrückische Geschichte“ nicht einlassen; sie ist Sache des ernstesten Studiums mehr als der leichten Lecture, in Paragrappen geschrieben und mit einer Menge von Citaten belegt und mit Urkunden ausgerüstet. (Der dritte Theil ist von Dr. Stüve vervollständigt und herausgegeben.) Der gewöhnliche Leser, der nicht tiefer in die rechtsgeschichtlichen Verhältnisse einzubringen Lust oder Beruf hat, wird sich von dem gründlichen Werke nicht angezogen fühlen; aber die oben angeführten eigenen Worte Moser's zeigen doch zur Genüge, daß er auch an die Geschichtschreibung nicht nur politische und gelehrte, sondern selbst künstlerische Ansprüche machte, und daß ein Ideal davon in seiner Seele lebte, dem er, bei reichlichem Vorarbeiten von Andern, vielleicht nahe gekommen wäre. Wie lebendig ist die Anschauungsweise des Mannes, der bei der strengsten Festhaltung an der Geschichte des wahren Körpers der Nation, ungerührt von dem Prunke der Könige, von der Größe der Feldherren u. s. w., dennoch die deutsche Geschichte als eine Epöde aufstellt! Die Kraft und Gewandtheit des Stils, die kunstreiche Anordnung des Stoffs, der Nerv der Rede, die Prägnanz der Ausdrücke verleugnet sich auch in diesem ernstesten und gelehrten Werke nicht; in noch reicherm Maß aber beurkundeten sich, und in einem weit größern Kreise gewannen

diese Eigenschaften Anerkennung in den „Patriotischen Phantasien“.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Remoiren-Literatur.

Jedermann befaßt sich jetzt mit der Abfassung seiner Memoiren. Es ist kein Leben so unbedeutend, so nichtsagend, daß es nicht in Bezug auf die Nachwelt seine Rechte wollte geltend machen. Daß bei dieser Manier, seine Denkwürdigkeiten aufzuzählen, unendlich viel leeres Stroh gedroschen wird, brauchen wir gar nicht zu erwähnen. Was für ein Interesse kann es für unbetheiligte Leser gewähren, wenn uns in Bezug auf einen Mann, dessen Leben im fachen Bett der Alltäglichkeit dahingekostet ist, berichtet wird, wie er ein Weib nahm, lebte und starb? Selbst die romanhaften Verbrämungen, mit denen diese Erinnerungen meistens ausgeschmückt sind, haben längst ihr Interesse verloren. Bei diesem Überdruß an Memoiren, deren Fabrication jetzt einmal wieder durch die Masse von Material, welches Tag für Tag die ungeheuren Spalten der Journale verschlingen, einen neuen Aufschwung genommen, mögen auch wol manche Erscheinungen dieser Art, welche ihres Inhalts wegen einige Beobachtung verdienen, unbemerkt vorübergehen. Es scheint uns deshalb nothwendig, daß wir von Zeit zu Zeit unsere Leser auf solche bessern Erzeugnisse der Memoiren-Literatur aufmerksam machen. Wir wollen diesmal auf ein Werk hindeuten, welches erst binnen einiger Zeit erscheinen wird, von dem uns aber ein vielgelesenes Journal bereits einige interessante Fragmente gebracht hat. Es sind dies die „Souvenirs d'un sténographe“, welche den ältesten der beglaubigten Geschwindtschreiber, Namens Breton, zum Verfasser haben. Die Bruchstücke, welche bis jetzt in der „Gazette des tribunaux“ mitgetheilt sind, lassen interessante Aufschlüsse auf dem Gerichtswesen des ancien régime und aus den parlamentarischen Verhandlungen der Revolutionszeit erwarten.

Politische Verhältnisse Spaniens.

Die Legitimitätsfrage in Spanien ist durch den Theaterstreich der Abdankung des Don Carlos aufs neue in Anregung gekommen. Die Publicisten sind dadurch wieder in den Stand gesetzt, die Schärfe ihrer Feder und die Gelehrsamkeit, welche ihnen zu Gebote steht, zu erproben. In der That sind auch bereits mehre Flugschriften polemischen Charakters hinüber und herüber erschienen. So weit wir Gelegenheit gehabt haben von denselben Kenntniß zu nehmen, verdient darunter indessen nur eine einzige daß wir bei ihr einen Augenblick verweilen. Dieselbe führt den Titel „De la légitimité monarchique et nationale de la reine Isabelle d'Espagne“, von M. P. de F. (Paris). Diese Schrift verleugnet ihren Charakter nicht; sie ist im Sinne der Anhänger des gegenwärtigen Systems geschrieben. Der Verf. entwickelt mit Klarheit und Gewandtheit die Sätze, welche zur Begründung dieses Princips bereits von andern Publicisten angeführt sind. Wenn wir so auch nicht Vieles, was in politischer oder historischer Beziehung neu wäre, erfahren, so muß man dem Verf. vorliegender Schrift doch das Zeugniß ausstellen, daß er seine Gründe in großer Übersichtlichkeit entwickelte, und daß er, so weit dies überhaupt bei politischen Discussionen, bei denen jede Partei auf ihrem Rechte und ihren Ansichten beharrt, möglich ist, die Angelegenheit einigermassen zur Erledigung bringt. Freilich werden die karlistischen Federn, welche sich an die fruchtlose Arbeit machen, diese Beweisführung zu entkräften, die eigentlich schlagenden Argumente mit diplomatischer Gewandtheit zu umgehen wissen.

Donnerstag,

Nr. 36.

5. Februar 1846.

J u s t u s M ö s e r .

(Fortsetzung aus Nr. 35.)

Das Wenige, was wir über dies vielgerühmte Werk hier sagen wollen, knüpfen wir an das Urtheil Goethe's über den „herrlichen Justus Möser“, den „unvergleichlichen Mann“ an *):

An diesen kleinen Aufzügen, welche sämmtlich in Einem Sinne verfaßt, ein wahrhaft Ganzes ausmachen, ist die innigste Kenntniß des bürgerlichen Wesens im höchsten Grade merkwürdig und rühmendwerth.

Nachdem er die behandelten politischen Gegenstände bezeichnet, fährt er fort:

Durchaus läßt der Verfasser die gründlichste Einsicht in die besondern Umstände sehen. Seine Vorschläge, sein Rath, nichts ist aus der Luft gegriffen, und doch so oft nicht ausführbar, deswogen er auch die Sammlung „Patriotische Phantasien“ genannt, obgleich Alles sich darin an das Wirkliche und Mögliche hält. Auch auf das Familienwesen wendet er vorzüglich seinen Blick. Als Gegenstände seiner ernststen und schmerzhaftesten Betrachtungen finden wir die Veränderung der Sitten und Gewohnheiten, der Kleidungen, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müßte eben Alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubriciren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewunderungswürdig. Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volk in Wochenblättern . . . keineswegs aber lehrhaft, sondern in den mannichfaltigsten Formen, die man poetisch nennen könnte und die gewiß im besten Sinne für rhetorisch gelten müssen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernsten zu geben; bald hinter dieser, bald hinter jener Maske halb versteckt, bald in eigener Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder minder ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal herb und heftig, und dieses Alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des Schriftstellers bewundern muß.

Dann vergleicht er ihn mit Franklin und fährt fort:

Ein solcher Mann imponirte uns unendlich und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte, und im Begriff stand es zu erlangen. In die Formen seines Vortrags glaubten wir uns wol auch finden zu können; aber wer durfte hoffen, sich eines so reichen Gehalts zu bemächtigen, und die widerspenstigen Gegenstände mit so viel Freiheit zu behandeln?

Dies ausführlicher mitgetheilte Urtheil Goethe's scheint uns sehr bedeutsam nicht bloß als treffliche Charakterisirung von Möser's Eigenthümlichkeit, sondern auch darum, weil Goethe den Verf. der „Patriotischen Phantasien“ unverkennbar aus innigstem Herzen verehrt, ihn literarisch und ästhetisch ungemein hochstellt und ihn als ein begeistertes Muster und Vorbild für seine eigenen Bestrebungen betrachtet. In diesem rühmenden Zeugniß, dieser Bewunderung liegt etwas für beide Männer sehr Bedeutsames und Bezeichnendes. Manchem dürfte es überraschend und befremdend sein, daß der Dichter des „Werther“, des „Tasso“, der „Iphigenia“, des „Faust“, der köstlichen Lieder und Balladen ein so großes Wohlgefallen finden konnte an den von Möser behandelten politischen, bürgerlichen, sittlichen und ökonomischen Gegenständen, daß ihm Dergleichen nicht prosaisch, nüchtern, uninteressant, kleinlich und peinlich erschien. Aber was ein genaueres Studium von Goethe auch sonst lehrt, wird durch dies Urtheil über Möser nur bestätigt: Goethe hatte neben dem idealen, poetischen Sinn und Trieb, und als Unterlage desselben, einen außerordentlich praktischen Sinn; das wirkliche, das gewöhnliche Leben mit seinen Bedingungen und Gesetzen, seine Mannichfaltigkeit, die Eigenthümlichkeit und der verschieden sich ausprägende Charakter der Familien, die verschiedenen Organisationen der Gemeinwesen, die Oekonomie im Großen und im Kleinen, die Leistungen und das Zusammenwirken der Gewerbe, des Handels, der verschiedenen Berufsarten, — das Alles interessirte ihn nicht wenig, wie man sich besonders auch aus seinen „Wanderjahren“ zur Genüge überzeugen kann. Und ebenso hatte er für das Nationale, für das eigenthümlich Deutsche in großen und kleinern Verhältnissen, in der Familie, dem Gemeinwesen, im Staat eine große Empfänglichkeit und Neigung, wie seine Romane, sein „Hermann und Dorothea“, sein „Götz“, auch sein „Faust“ beweisen. Daher hatte er auch an Voss' „Luise“ eine große Freude. Nur durfte ihm dies Alles nicht in kleinlicher, ängstlicher Gestalt, mit philisterrhaftem, kleinstädtischem Sinn, mit widerigem Dünkel oder herzbrechender Sentimentalität entgegentreten, sonst stieß es es ihn ab und zog sich seinen Spott zu. In der gefunden, tüchtigen, kräftigen, freien und großen Art aber, wie Möser das Alles

*) Bb. 26, C. 229 fg.; Ausgabe von 1829.

fasste und behandelte, sagte es ihm seinem ganzen Charakter nach sehr wohl zu, und es behagte ihm der sich so gefällig ausbreitende Reichthum von wirklichen Lebensanschauungen und Erfahrungen, dies Heimischsein in der Art, in den Sitten, in dem Herzen der Nation, diese mit großem Verstand und umfassender Weltkenntniß gepaarte Gemüthlichkeit und der ruhige, nie declamirende und nie fanatische Patriotismus. Das Interesse an den Gegenständen ließ ihn auch über die Form so günstig urtheilen, daß er sie im besten Sinne rhetorisch findet, ja fast poetisch nennen möchte. Indessen hat Goethe gerade mit diesem höchsten Lobspruch, den er doch nicht ganz zu ertheilen wagt, die Grenze von Möller's schriftstellerischen Eigenschaften angedeutet: Möller ist ein vortrefflicher, ein bewundernswürdiger Prosaiker, er ist, vermöge der Freiheit, womit er seinen Gegenstand behandelt, ein ausgezeichnete Künstler und ein ebenso geistreicher als durch und durch verständlicher Schriftsteller, über das eigentlich Poetische und Ideale im höhern Sinne fehlt ihm als producirendem Schriftsteller, so wenig ihm als Leser und Kritiker der Sinn dafür mangelt. *) Zum Dichter im höhern Sinn war er von der Natur nicht angeleitet, und er empfand viel von sich selbst, was er in dem Aufsatz über die deutsche Sprache und Literatur schmerzlich klagend sagt:

Große Empfindungen können allein von großen Begebenheiten entstehen; die Gefahr macht Helden. Es müssen große Schwierigkeiten zu überwinden sein, wo große Empfindungen und Unternehmungen aus unserer Seele emporzuschließen sollen; und diese Überwindung muß der Ehre, der Liebe, der Rache und andern großen Leidenschaften durchaus nothwendig sein, oder der Geist hebt sich nicht aus seinem gewöhnlichen Stande, die Seele umfaßt keine große Sphäre und der Mensch bleibt das ordinäre Geschöpf, was wir täglich sehen und nach unsern gemeinen Regeln zu sehen wünschen. Dergleichen große Gelegenheiten, wo Schwierigkeiten zu übersteigen sind, finden sich aber bei uns Deutschen nicht. Der Staat geht unter der Wache stehender Heere maschinenmäßig seinen Gang; wir suchen die Ehre fast bloß im Dienste oder in der Gelehrsamkeit und nicht in Erreichung des höchsten Zwecks von beiden; unsere Schönen stimmen leichter zu ordentlichen als heroischen Empfindungen. Wenn wir aber so wenig große Begebenheiten haben, als mit der gehörigen Lebhaftigkeit empfinden, wie wollten wir denn zu der Höhe der Gedanken und des Ausdrucks gelangen, welche andere Nationen auszeichnen? Kann die schlaffe Seele eben Das was die hochgespannte wirken? Im Allgemeinen geredet wird kein Deutscher das wahre feine Gefühl des Italieners, keiner die edle Liebe des Spaniers, keiner die Begeisterung für Freiheit und Eigenthum eines Engländer's mit seinem Ausdruck verbinden; keiner wird in Allem so wahr empfinden, denken, harren, schwärmen oder rasen als die Nationen, welche durch wirkliche Umstände genöthigt sind, ihre höchste Empfindung hervorzupressen und auszudrücken; und ohne Wahrheit ist keine vollkommene Größe, so wenig in der Musik als in der Malerei und in andern schönen Wissenschaften.

(Der Beschluß folgt.)

*) Ungefähr das Gleiche dürfte auch von dem von Goethe so hoch gehaltenen Werck gelten.

Der Einzige und sein Eigenthum. Von Max Stirner. Leipzig, D. Wigand. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das vorliegende Buch hat ein eigenthümliches Schicksal gehabt. Es hat die Aufmerksamkeit der Staatsregierungen auf sich gezogen, es ist von einer Seite ebenso sehr als Konstrum, als Unsinn verlächt und bespottet, als von der andern als consequent und als tiefinnig anerkannt worden, es bekämpft das System, die Schule und ist doch ein letztes Product eines Systems, einer Schule.

Als „Unsinn“ ist dieses Buch und der Gedankengang in demselben mannichfach von Denjenigen bezeichnet worden, die, unberührt von den Bewegungen der neuern Philosophie, zum Theil Gegner aller Philosophie, für die Entwicklungsproceße derselben kein Auge haben konnten. Denn es ist allerdings nicht zu leugnen, daß auch Stirner, so weit er über die Consequenzen seiner Schule hinausgeht, ihr Besserungsgedacht mit Leib und Leben angehört und eben nur in seiner Stellung zu ihr seine richtige Bedeutung findet. Stirner, der sich bemüht, Alles aufzulösen und aus allem „Spuk“, aus allen Abstractionen auf ein bloßes, vereinzelter Sein zurückzuführen, ist dennoch nichts Anderes als Heil, das Moment in einer Abstraction, nämlich der Abstraction des Junghegelianismus. Er bekämpft gewissermaßen die ganze Welt, aber er bekämpft weniger die Welt als solche, sondern mehr nur die Vorstellungen, welche sich der Junghegelianismus von der Welt gemacht, die Consequenzen, welche er aus ihr gezogen hat, und wie sein Ausgangspunkt der Junghegelianismus ist, so ist sein Ausgangspunkt eben auch nichts Anderes als ein Kampf gegen die Consequenzen des Hegelianismus. Er bleibt also immer, so viel er auch von seinem „Ich“ redet, welches „sich um nichts schert“ und jede allgemeine Idee als einen „Spuk“, als ein „Gespens“ verhöhnt, ein Product der Abstractionen, welche die Hegel'sche Philosophie gewonnen hat. Sein „Ich“ ist schon demzufolge nicht das rechte, unabhängige Ich, das Einzige, denn es setzt Durchgangspunkte nothwendig voraus, es ruht auf einer Welt, in der die Abstractionen, die „Gespens“ herrschen. Wie kommt der „Einzige“ dazu, ein dickes Buch über das „Ich“ zu schreiben? Wäre er ganz erfüllt von seiner Einzigkeit, er würde in dieser Einzigkeit leben und nicht von ihr schreiben. Wie er aber ist, lebt er in Allem, was auf einer allgemeinen Idee beruht, im Staate, in der Gesellschaft, in der Ehe u. s. w. und schreibt von seiner Einzigkeit, ohne sie wirklich machen zu können oder auch nur zu wollen. Denn er hört auf „einzig“ zu sein nicht bloß durch sein Leben, sondern auch durch sein Schreiben, indem er die Einzigkeit, also eine neue Abstraction, bildet, indem er an die Stelle der allgemeinen Ideen den Egoismus, eben auch nichts Anderes als eine Abstraction, zu setzen gedenkt. Wollte Stirner consequent sein in seinem Standpunkte, er mußte in einem rein vegetativen Dasein befangen bleiben. Am allerwenigsten aber könnte er in einer vollendeten „Einzigkeit“ ein Buch über „Der Einzige und sein Eigenthum“ schreiben und Abstractionen bekämpfen, um eine neue Abstraction zu bekommen, die so brutal wird, daß sie ohne allen geistigen Inhalt bestehen will.

Stirner's Buch ist für die Geschichte der Hegel'schen Schulphilosophie von keiner geringen Bedeutung. Nirgend spiegelt sich die Auflösung des Hegelthums in seiner schulmäßigen Form besser und deutlicher als hier. Die Dialektik hat sich in ihren Durchgangspunkten vollkommen erschöpft. Sie hat durch Feuerbach das Jenenseits gestürzt, sie bekämpft durch Bauer die einzelnen Disciplinen der Theologie, ohne aber selbst noch vom theologischen Standpunkte frei werden zu können. In Stirner wendet sie sich nun gar gegen Das, was sie bisher als ihr „Befen“ angenommen hat, gegen den „Geist“ selbst. Sie gelangt in Stirner zu einer Verspottung und Verachtung des Geistes. Weiter kann eine Schulphilosophie aber nicht kommen als zur Verachtung des „Geistes“, mit dem sie so lange Sokrates getrieben, den sie so lange in „zierliche spanische

Stiefel" eingeschnürt hat. Wenn sie das Reich des Geistes, welches sie lange Zeit zu beherrschen sich Mühe gab, gar selbst als einen „Spuk“, als einen „Sparren“ bekennt, dann hat sie zu gleicher Zeit sich selbst vernichtet. Der Eifer, mit dem sie sich an die Vernichtung des Geistes macht, nachdem sie glaubt alles Übrige gestürzt zu haben, kann aber für Den, dem der Geist noch etwas Anderes als ein „Sparren“ ist, nur als der Paroxysmus eines Sterbenden erscheinen. In der That, mit der Schulphilosophie ist es aus. Ihre Dialektik, ihre Kunststücke sind vollkommen erschöpft. Es ist in ihrem Bau kein weiterer Fortschritt möglich. Sie muß zu Grunde gehen, ihr Kreis ist vollendet. Aber es ist eine Annäherung der Schulphilosophie, zu glauben, daß weil sie sterben muß auch der Geist überhaupt, den sie so lange geschulmeisteret, sterben müsse, und es ist ein Grundirrtum bei Stirner, die Auflösung der Hegel'schen Schulphilosophie mit der Auflösung des Geistes zu identifizieren und zu behaupten, weil die Konsequenzen einer Schulphilosophie unhaltbar wären, sei der Geist selbst unhaltbar, „Spuk“, „Unsinn“, „Sparren“, „Gespenst“. Die Philosophie der Griechen starb in Spitzfindigkeiten, der „Geist“ lebte fort; die Scholastik des Mittelalters starb in Spitzfindigkeiten und der „Geist“ lebte fort; die Hegel'sche Philosophie hat sich ebenfalls in einer übertriebenen und übertriebenen Dialektik ausgelebt, aber der „Geist“ wird damit nicht zu Ende gekommen sein, in ihm liegt das Absolute. Als ob der „Geist“ nur in den Kategorien einer Schulphilosophie zu finden wäre! Stirner entdeckt den Geist erst durch das Hegelthum, innerhalb der Hegel'schen Philosophie, er empfindet erst sein allgemein menschliches Walten. In dem er nun den Geist nicht anders kennt als in schulphilosophischer Dressur, glaubt er ihn überhaupt mit der Schulphilosophie stürzen zu können. Aber ein solcher Standpunkt ist viel zu eng, als daß er da noch irgend eine Wahrheit in sich enthalten könnte, wo es weit über schulphilosophische Fragen hinausgeht. Dem lebendigen Walten und Beben des „Geistes“ gegenüber ist das Stirner'sche Buch nichts als eine „Schulle“, nichts als der Erceß einer sterbenden Schulphilosophie.

Der Grundgedanke, auf den sich alle, zum Theil sehr geistreich ausgeführten Demonstrationen und Anschauungen Stirner's zurückführen lassen, ist die Behauptung eines bloßen individuellen Daseins, dem Denken gegenüber, welches sogleich zur Allgemeinheit, zur organischen Verbindung des Menschen untereinander führen muß. Er beginnt sogleich:

„Was soll nicht Alles Meine Sache sein! Vor Allem die gute Sache, dann die Sache Gottes, die Sache der Menschheit, der Wahrheit, der Freiheit, der Humanität, der Gerechtigkeit; ferner die Sache meines Volks, meines Fürsten, meines Vaterlandes, endlich gar die Sache des Geistes und tausend andere Sachen. Nur meine Sache soll niemals meine Sache sein. Ich über den Christen, der nur an sich denkt.“

„Ich hab' meine Sache auf Nichts gestellt!“ ruft Stirner in philosophischer Frivolität aus und in der That hat er seine Sache auf ein Nichts gestellt, indem er sie auf ein atomistisches, aller allgemein-geistigen Bewegung entfremdetes Dasein stellt. Was verteidigt er Anderes als die Brutalität? Aber er ist selbst noch viel zu sehr vom „Sparren“ besessen, als daß er in seiner Apologie des Brutalen, in der Auflösung des ganzen Weltorganismus in lauter brutale Einzelsein, die nichts von Association wissen wollen, sondern bloß auf sich verharren und einer den andern fressen, sobald der eine dem andern zu nahe kommt, consequent werden könnte. Denn anstatt eine Apologie Seiner zu schreiben, seines ganz besondern Stirner'schen Ichs, dann anstatt sich um Niemand anders als um sich, Max Stirner, den einzigen „Einzigen“ zu bekümmern, bekümmert er sich um das „Ich“, welches er so zu einer allgemeinen Abstraction erhebt, um die „Einzigkeit“, eben auch eine Abstraction, die er aber nur schaffen konnte, weil es ihm noch nicht möglich geworden, vom „Sparren des Geistes“ frei zu werden, und in das brutale, von ihm vielfach gepriesene Dasein zu versinken.

Er, der vor Allem frei sein will, vom „Geiste“, vom „Menschen“, macht sein besonderes Ich gleich von vornherein von dem Ich, von der geistigen Einheit aller besondern Iche, abhängig, und indem er so von vornherein alle Abstractionen, alle Allgemeinheiten auflösen will, bleibt er selbst einer Abstraction unterthan. Indem er den Geist bekämpfen will, muß er sich selbst als vom Geiste „besessen“ beweisen. Wie Bauer die Theologie theologisch bekämpft, so kann Freund Stirner den Geist eben auch nur geistig bekämpfen. Der Frosch im Sumpfe bekämpft den Geist besser als Stirner, denn er kümmert sich nicht um ihn. Stirner's geistiger Kampf gegen den Geist heißt von vornherein die Inconsequenz des eigenen Standpunktes zugeben, so richtig auch die Konsequenzen sein mögen, die aus der ersten Inconsequenz gezogen werden. Wie gesagt, Stirner's Kampf gegen den Geist beruht auf einer „Schulle“ und hat nur Interesse für den Auflösungsproceß, in welchem sich die Hegel'sche Philosophie gegenwärtig befindet.

Der Mensch ist dem Menschen das höchste Wesen, sagt Feuerbach. Der Mensch ist nun erst gefunden, sagt Bruno Bauer. In dem Beide den menschlichen Geist als den höchsten und das Höchste anerkennen, indem sie an der Befreiung desselben von allem „Unmenschlichen“ oder „Übermenschlichen“ arbeiten, ihn aber gelten lassen und ihm einen Cultus verschaffen wollen, stellt sich sogleich, ihren Principien gegenüber, die Verschiedenheit des Stirner'schen Standpunktes heraus, welcher ebenso wenig den Geist als den Gattungsmenschen anerkennen will — nur sagen will, denn er kann in Wahrheit nicht von den Abstractionen loskommen — und Alles auf den „Egoisten“ zurückbringt. Beschäftigen wir uns nun aber einmal mit dem „neuen Funde“ Freund Stirner's, mit dem „Einzigen“, mit dem „Egoisten“ und sehen wir zu, wie er seinen neuen Cultus zu entwickeln bemüht ist.

Zuerst sucht Stirner in „einem Menschenleben“ die Wahrheit seines Standpunktes nachzuweisen. Von dem Augenblicke an, sagt er, wo der Mensch das Licht der Welt erblickt, sucht er aus ihrem Wirrwarr, in welchem auch er mit allen Andern bunt durcheinander herumgewürfelt wird, sich herauszufinden und sich zu gewinnen. Aber die Entstehungsgeschichte des Menschen und seine hilflose Jugend prebigen in der That weniger den Egoismus, die Einzelheit aller Menschen, als die Verbrüderung Aller mit Allen. Vom anthropologischen Standpunkte betrachtet wird ein solches bloßes „Dasein“ wie Stirner es will ein wahrhafter Unsinn. Aber diesen Standpunkt übergeht Stirner vollkommen, wo er „ein Menschenleben“ entwickelt. Sonst redet er so viel davon, daß der „Leib“ auf Kosten des „Geistes“ beeinträchtigt werde. Ein Kind hat nichts von der „Einzigkeit“, es geht vollkommen auf am Busen der Mutter, also im Zusammensein mit einem Andern und im Bedürfnis nach diesem Andern, es lebt nicht durch sein „Ich“, seine „Einzigkeit“, sondern nur durch die Mutter, durch die Familie, welche es deckt und umfängt. Ist die Existenz im Mutter Schooße die erste Stufe des menschlichen Daseins, so ist die Existenz in der Familie die zweite, die erste Stufe weicht der zweiten als einer höhern u. s. w., indem der Mensch „sich zu gewinnen“ sucht. Aber er gewinnt sich, wie Stirner meint, keineswegs im entschiedenen Gegensatz zu allen übrigen gleichberechtigten Existenzen, sondern nur dadurch, daß er über den Standpunkt des vegetativen Daseins weg und „hinter die Dinge“ kommt, daß er sich nicht als „Einzigen“, sondern als organischen Theil im Ganzen erkennen lernt und sich als solcher im Ganzen bewegt. Stirner entwickelt das „Menschenleben“ weder psychologisch noch anthropologisch, auf beide Art würde er einsehen müssen, wie falsch seine Voraussetzung der „Einzigkeit“ ist. Er begnügt sich, das „Menschenleben“ unter der Lupe gewisser theologischer und schulphilosophischer Abstractionen zu betrachten und da hält es denn in der That nicht schwer, diesen Abstractionen gegenüber die Natur hervorzuheben, aber diese Natur wird nicht in ihren Grundbeziehungen geprüft, sondern sogleich wieder in eine neue Abstraction

„Ich“, „Egoismus“, „Eigenheit“ verwandelt und also in ihrem wahren Wesen durchaus unberücksichtigt gelassen. Da hat die „Schrulle“ inners Einzigen Raum und Gelegenheit genug, sich ein Menschenleben nach der unmöglichen Voraussetzung der „Einzigkeit“ zurechtzumachen und hinzustellen. Stirner macht sich das Alter des Jünglings zu jener Lebensperiode, wo der „Geist“ die größte Gewalt ausübt. Umgekehrt aber könnte man ebenso gut sagen, daß der Jüngling am meisten vom Egoismus befallen wird, denn der Jüngling ist noch nicht über sich hinausgekommen, er hat sich noch nicht als Theil erkannt, ihm sind die Fugen des Weltgebäudes noch fremd, er sieht Alles nur in Bezug auf sich, er will Alles sein, er will Alles können, die erste Liebe ist gewöhnlich eine rein egoistische, man liebt sich selbst nur in dem geliebten Gegenstande und strebt nach Selbstbefriedigung. Psychologisch und anthropologisch ist diese Charakteristik des Jünglings jedenfalls richtiger als die, welche Stirner gibt und wonach sich „der Jüngling an den allgemeinen Geist verlieren soll“. Endlich findet der Mann nach Stirner den „leibhaftigen Geist“. Was ist denn das für ein Geist? Hören wir Stirner:

„Erst dann, wenn man sich leibhaftig liebgewonnen und an sich wie man leibt und lebt eine Lust hat — so aber findet sich's im reifen Alter, beim Manne — erst dann hat man ein persönliches oder egoistisches Interesse nicht etwa nur Unfers Geistes, sondern totaler Befriedigung, Befriedigung des ganzen Kerls, ein eigenartiges Interesse. Der Mann macht sich mehr zum Mittelpunkt als der Jüngling, der für Anderes, z. B. Gott, Vaterland und Dergleichen «schwärmt». Der Mann zeigt eine zweite Selbstfindung. Der Jüngling fand sich als Geist und verlor sich wieder an den allgemeinen Geist, den Vollkommenen, heiligen Geist, den Menschen, die Menschheit, kurz alle Ideale; der Mann findet sich als leibhaftigen Geist.“

Also das Mannesalter wäre die rechte Zeit für den Egoismus? Erweist sich das nun in Wahrheit so? Steht sich der Mann als „Einziger“ Allen gegenüber, erklärt er Allem was außer seinem „Ich“ den Krieg? Betrachten wir doch einmal den Kreis des Mannes. Schon durch seine Stellung als Familienvater, welche er meistens einnimmt, wird seiner Neigung zur „Einzigkeit“ ganz entschieden widersprochen und seine Lust am Zusammensein ausgedrückt. Ebenso und noch mehr durch seine praktische Betätigung an den Fragen des Staats und der Gesellschaft. Steht er ihnen gegenüber „einzig“ da, macht er ihnen gegenüber sich wirklich zum Mittelpunkt, anerkennt er nicht vielmehr eine große, allgemeine, tragende Idee, und stellt er sich nicht, indem er für den rechten Ausdruck derselben thätig wird, jeder „Einzigkeit“ gegenüber, fühlt er nicht als schaffender, thätiger Theil in einem Ganzen seine Freude und seinen Beruf? Allerdings ist er zu einem Bewußtsein, zu einer Bestimmtheit über sein „Ich“ gekommen und er verlangt die Anerkennung dieses Ichs im Ganzen und Rechte dafür, den Schutz der Geseze, staatsbürgerliche Freiheit, gesellschaftliche Stellung u. s. w., aber eben indem er dieses verlangt, läßt sich in ihm der Feind jeder ausschließenden Einzigkeit erkennen. Wo aber der Egoismus auch nur zum Theil hervorbricht, wie in den Konkurrenzverhältnissen der Gegenwart, wo der Krieg des „Einzigen“ gegen den andern „Einzigen“ beginnt, da ist kein natürlicher, sondern ein durchaus unnatürlicher und verderbter Boden, und er wird im Durchbruch einer großen Idee, welche sich der „Concurrenz“ gegenüber als „Association“ erkennen läßt, seine Aufhebung erhalten. Wenn Stirner also behauptet, daß der Mann der rechte Egoist sei, daß er „sein persönliches Interesse über Alles setze“, so muß Dem entschieden widersprochen werden. Der rechte Mann wird sich immer der leitenden Ideen bewußt sein und ihnen nöthigenfalls zu opfern wissen, der ordinaire Egoist aber wird selbst aus Instinct diese leitenden Ideen anerkennen und sich vergebens gegen sie sträuben, er wird z. B. an seine Familie denken. Ein

Stirner'scher Egoismus, als allgemein ist vollkommen undenkbar, er ist eben nichts Anderes als eine schulpilosophische „Schrulle“.

Was wäre nun ein „Menschenleben“ nach Stirner'scher Manier? Ein inhaltsloses, gleichgültiges Dasein, ein Zustand ohne alle Entwicklung, denn diese bekommt das einzelne Leben nur durch die Durchkreuzung anderer Existenzen und nicht im Zustande einer trostlosen „Einzigkeit“, eine brutale Existenz, der alles Gemeinsame feindlich, der alles Menschliche jenseitig, der alle Vernunft Fieberphantasie sein würde. Sonderbar. Die Apologie einer solchen Brutalität entwickelt sich aus einer Philosophie, welche den „Geist“ in den Retorten ihrer Dialektik und Metaphysik superfein destillirte; ein solcher Zustand kann einen Bertheidiger finden in einer Zeit, wo die tiefsten Brüche der Gegenwart und ein Blick in die Zukunft mehr als deutlich beweisen, daß nur in einer Vereinigung, welche den Egoismus so weit als möglich ausschließt, Heil und Hilfe erwartet werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz aus Frankreich.

Savarni's gesammelte Werke.

Wer hätte sich nicht schon an den herrlichen Skizzen Savarni's ergötzt, und wer freute sich nicht, daß es diesem fruchtbareren Künstler endlich gefällt, eine Auswahl dieser geistreichen, wichtigen Zeichnungen nach dem Leben zusammenzustellen? Savarni hat sich einen Namen gemacht, welcher vor allen populair geworden ist. Und in der That hat er den Ruhm, den er sich mit seinem frischen Griffel binnen wenigen Jahren verschafft hat, wohl erworben. Niemand ist es einem Zeichner im gleichen Grade als ihm gelungen, die flüchtigen Gestalten des bunten Lebens aufzufassen und wiederzugeben. Alle seine Zeichnungen — und er ist fruchtbar wie selten ein Künstler — sprechen Geist und Leben. Mit wunderbarer Schärfe weiß er die Erscheinungen der gesellschaftlichen Verhältnisse zu erfassen, und wenn er nun eine solche Gestalt vor uns hinzeichnet, so wird sie unter seiner Feder sogleich zum Typus einer ganzen Gattung. Dies ist ein unleugbares Zeichen seiner Genialität. Dieselbe bewährt sich nun aber ebenso auch in der Ausführung bis ins kleinste Detail. Über jede der Figuren, welche er ins Leben ruft, ist eine eigenthümliche Grazie ausgeschüttet, die selbst da, wo er seinen Griffel in Galie getaucht hat, verschönernd wirkt. Der „Charivari“, zu dessen thätigsten Mitarbeitern Savarni gehört, verdankt demselben eine Galerie der heitersten Lebensbilder. Wir erinnern an die Genrestücke, welche unter die Rubrik „Les Lorettes“ gehören und an einige Kummern seiner „Enfants terribles“. Außerdem ist der unerschöpfliche Künstler aber auch nach allen Richtungen hin thätig. Kur selten erscheint ein illustriertes Werk, zu dem er nicht wenigstens etwas beigetragen hätte. So prangt sein Name unter den vorzüglichsten Mitarbeitern der „Grande ville“, des „Diable à Paris“ und vieler andern ähnlichen Unternehmungen. Savarni hat sich bei so vielen Werken betheiligigt, daß er nicht einmal selbst mit Bestimmtheit weiß, wohin seine geistreichen Blätter zerstreut sind, und daß er seinen ganzen Reichtum nicht einmal vollständig überschauen kann. Einen Theil Dessen, was ihm gerade zur Hand ist, vereinigt er gegenwärtig in seinen „Oeuvres choisies“. Wir wollen nicht gerade behaupten, daß er in diese Sammlung nur das Beste von seinen Productionen aufnimmt: denn es würde hier schwer halten, einen Unterschied zu machen. Gewiß wird Jeder, der näher bekannt ist mit seinen Leistungen, irgend eine Skizze, die ihm lieb und werth geworden ist, vermissen, und wenn das Werk zum Abschluß gekommen sein wird, so wird man gewiß von allen Seiten den lebhaften Wunsch äußern, es möge dem geistreichen Zeichner noch nicht gefallen, seinen Griffel bei Seite zu legen. 17.

J u s t u s M ö s e r .

(Schluß aus Nr. 36.)

Möser machte auch selbst nicht Ansprüche auf den Namen eines Dichters, obgleich er hin und wieder einen Vers machte und in seiner Jugend ein Trauerspiel „Arminius“ gedichtet hatte, sondern erklärte sich höchst bescheiden für einen Laien im Orden der schönen Geister. Seine Bestimmung, schreibt er, habe ihm nicht zugelassen, die Probejahre auszuhalten, welche zur Aufnahme in irgend eine gelehrte oder schöne Gesellschaft erfordert werden. Aber er hatte viel Geschmac an und in der Poesie; er las die altdutschen Dichter und hatte eine Sammlung und Herausgabe derselben im Sinne; er sammelte Volkslieder in Westfalen, pries die in den schottischen Gebirgen nach lebendig erhaltenen alten Balladen, und wünschte von einem Bürger die alten Volkserzählungen bearbeitet. Für das Poetische in der Sprache befaß er den feinsten Sinn; er beklagte, daß das Deutsche, indem es eine Buchsprache geworden, so arm sei:

Aber das ist der Fehler aller Buchsprachen und am meisten der französischen, die wiederum so sehr gereinigt, verfeinert ist, daß man kaum ein mächtiges, rohes oder schnurriges Bild darin ausdrücken kann, ohne wider ihren Wohlstand zu sündigen. Die englische Sprache ist die einzige, die, wie die Nation, nichts scheut, sondern Alles anpreist und gewiß nicht aus einer gar zu strengen Keuschheit schwindfüchtig geworden ist; sie ist aber auch die einzige Volkssprache, die in Europa geschrieben wird, und ein auf den Thron erhobener Provinzialdialekt, der auf seinem eigenen fetten Boden steht, nicht aber, wie unsere Buchsprache, auf der Tenne dörrt.

Er rühmt Lessing's Verdienst, der Provinzialwendungen und Wörter, wo es die Bedürfnisse erforderten, auf die glücklichste Weise nationalisirte,

sodas wir nunmehr wol hoffen dürfen, bald eine Sprache zu haben, worein alle Muthwilligkeiten und Affereien, deren sich der Mensch zum Ausdruck seiner Empfindungen und Leidenschaften bedient, dargestellt werden können. Doch ich will darauf nicht wetten, daß nicht Viele, denen es schwer fällt in deutscher Luft zu athmen, die französische der deutschen immer vorziehen werden.

Möser selbst muß als Bereicherer und Reiniger der deutschen Sprache geehrt werden, in welcher er manchen Ausdruck lech und glücklich gewagt hat, und er ist in einzelnen Ausdrücken und Prädicaten oft wirklich poetisch, er versinnlicht aufs überraschendste und treffendste

einen Gedanken, er stellt uns mitten in eine lebendige Anschauung hinein und kommt der schärfsten, bündigsten Logik mit einem wirksamen Aufzug und Schläge der Einübungskraft zu Hülfe. Die Reinheit, mit welcher er Deutsch schreibt, ist um so höher anzuschlagen, als er nach französischen Mustern seinen Stil gebildet, Marivaux und St.-Evremont eifrig studirt, und später mit der englischen, so reichen und in ihren Dichtern, namentlich Shakespeare und Pope, ihm besonders zuzugenden Literatur sich vertraut gemacht hatte; aber die deutsche Natur, das deutsche Herz drang durch, und er ahmte den Franzosen nur die Correctheit und Zierlichkeit, den symmetrischen und gefälligen Satzbau, den Engländern die gedankenschwere, kernige Kürze nach, ohne seine Sprache zu einem Gemenge von Ausländischem zu machen. Offenbar hat Möser auf Composition und Stil große Aufmerksamkeit und Kunst verwendet, so leicht seine Aufsätze hingeworfen scheinen; aber er wartete auch immer die günstige Stimmung ab und ließ solche Arbeiten sogleich liegen, wenn die rechte Stimmung verfliegen war. Daher die nie fehlende Frische und Ungezwungenheit in den „Patriotischen Phantasien“, die immer zuströmende Gedankenfülle, die reizende Beweglichkeit, welche Eigenschaften, verbunden mit dem beständigen Wechsel der Form und der höchst angemessenen, wenn auch nicht im höhern Sinne poetischen Erfindung, den angenehmsten Eindruck auf den Leser hervorbringen und nothwendig eine hohe Meinung von dem Geist des Verf. erwecken müssen. Man könnte bedauern, daß Möser nicht einer eigentlichen Kunstform, etwa der Komödie, sich zuwandte; aber vermuthlich kannte er doch seine Kräfte selbst genau genug, um in der Wahl der ihnen gemäßen Form nicht fehlzugreifen; und es ist immer besser, wenn das Geleistete einen unbenutzten Überschuss von Kraft verräth, als wenn der Versuch einen Mangel, eine Unzulänglichkeit entdecken läßt. „Harlekin's Heimat“, aus Möser's Jugend, ist eine ganz artige Poesie und enthält ziemlich viel Wit, ist aber zu klein, um einen Maßstab zu geben, was Möser in größer angelegten Stücken hätte leisten können. Diese Poesie ist ein Nachtrag zu seinem Aufsatz über das Grotesk-Komische, worin er sehr treffende Gedanken über die Literatur und das Theater ausspricht, und namentlich

das Komische gegen die Einwendungen eines übertrieben strengen und zarten Geschmacks sowie gegen die engherzigen Moralisten und Nützlichkeitsmänner vertheidigt. Die Komödie, die Pöffe soll nicht sowol auf eine lustige Weise belehren und bessern, als vielmehr den Menschen aufheitern, ihn lachen machen und ihm so eine gesunde physische und moralische Bewegung verschaffen. Ueberhaupt erhebt sich Möser in seinen ästhetischen Ansichten über und gegen alles Pedantische, Engherzige, Kleinliche; er redet der freien, tüchtigen Natur, dem Charakteristischen und Mannichfaltigen gegenüber dem Verkünstelten und Conventiönnellen das Wort, besonders aber dringt er nachdrücklich auf den nationalen Charakter der Kunst und Literatur. Er schreibt:

Meiner Meinung nach müssen wir durchaus mehr aus uns selbst und aus unserm Boden ziehen als wir bisher gethan haben, und die Kunst unserer Nachbarn höchstens nur insoweit nutzen als sie zur Verbesserung unserer eigenthümlichen Güter und ihrer Cultur dient. Zwar können wir auf diese Weise leicht auf Irrwege gerathen. Denn indem wir tief in uns zurückgehen, und was wir also empfinden ausdrücken, verlassen wir einen Pfad, welchen auch schon Meister vor uns geebnet haben, und gerathen leicht auf Verhältnisse, die wir hernach mit der Rechnung nicht bezwingen können; oder wir folgen, wie Goethe in „Werther's Leiden“, bios der erhöhten Empfindung und opfern die logische Wahrheit der ästhetischen auf. Allein wir bringen doch damit eigene edle Erge zu Tage, und es werden sich dann auch Philosophen unter uns finden, welche sie prüfen, läutern und zu großen Werken verarbeiten werden.

Über englischen und französischen Geschmack sagt Möser:

Vergleichen Sie einen englischen und französischen Garten. In jenem finden Sie, eben wie in Shakspeare's Stücken, Tempel, Grotten, Chauffeen, Dichtete, Riesensteine, Strahhügel, Ruinen, Felsenhöhlen, Bälber, Wiesen, Dorfschaften und unendliche Mannichfaltigkeiten, wie in Gottes Schöpfung durcheinander vermischt; in diesem hingegen schöne gerade Gänge, geschorene Hecken, herrliche schöne Obstbäume, paarweise geordnet und künstlich gebogen, Blumenbeete wie Blumen gestaltet, Lusthäuser im feinsten Geschmack — und das Alles ist so regelmäßig geordnet, daß man beim Auf- und Niedergehen so gleich alle Eintheilungen mit wenigen Linien abzeichnen kann und mit jedem Schritte auf die Einheit stößt, welche diese wenigen Schönheiten zu einem Ganzen vereinigt. Welcher von diesen beiden Wegen sollte nun aber wol der beste sein? der Weg zur Einförmigkeit und Armuth in der Kunst, welcher uns der Conventionswohlstand, der verfeinerte Geschmack und der sogenannte gute Ton zeigen? oder der Weg zur Mannichfaltigkeit, den uns der allmächtige Schöpfer eröffnet? Ich denke immer der letztere, obgleich er zur Verwilderung führen kann. Der Weg zur Mannichfaltigkeit ist der wahre Weg zur Größe und wir werden nothwendig einmal zur mannichfaltigen Natur wieder zurückkehren, aus dieser von neuem schöpfen und eine größere Menge von Naturalien als bisher zu vereinigen suchen müssen.

In derselben Abhandlung nimmt sich Möser des „Göz von Berlichingen“, welchen bekanntlich Friedrich II. so geringschätzig behandelt hatte, gegen den großen König, in welchem er doch den echt deutschen Kopf und das echt deutsche Herz, deutsche Kraft und Dauer findet und den er, als ein Deutscher, bedauert, in seinen Schriften und deren Verzerrungen hinter einem Wortworte zu

erblicken, „da er doch auch in deutscher Art und Kunst unser Aller Meister sein könnte“, nachdrücklich an und sagt:

Schön und groß können unsere Producte werden, wenn wir auf den Gründen fortfahren, welche Klopstock, Goethe, Bürger gelegt haben. Ihr Zweck ist die Veredlung einheimischer Producte; und dieser verdient den dankbarsten Beifall der Nation. Goethe's Absicht in seinem „Göz von Berlichingen“ war gewiß, uns eine Sammlung von Gemälden aus dem Nationalleben unserer Vorfahren zu geben und uns zu zeigen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der wigigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären und, wie billig, Veränderung suchten.

Vertraut mit der schönen Literatur der Franzosen, der Italiener, der Engländer, wie es scheint auch der Spanier, sowie mit der Entwicklung der deutschen Poesie und Kunst, sodas ihm ein einsichtsvolles Urtheil zustand wie nur Wenigen seiner Zeitgenossen, und es scheinen konnte, als lebe er ganz in diesen Studien, ordnete doch der überwiegend praktische Mann, der thätige Patriot auch diese wichtigen und edeln Interessen ohne Bedenken der politischen Ehre und Größe der Nation unter, und schätzte Literatur, Poesie und Kunst nur, sofern sie zur Hebung des Volks im Ganzen und Großen beitrugen, sofern sie damit im Einklang standen und von nationalem Aufschwung zeugten. Alles Einseitige, Erkünstelte, Überfeinerte war seiner wohlorganisirten Seele fremd und abstoßend, und ein hochgesteigerter „Luxus der Seele“ war dem Manne von „wohlgewogenen Neigungen“ ebenso zuwider als dem einsichtsvollen Haushalter und trefflichen Wirth ein Wohlstand und das Glück der Familien zerrüttender Luxus in leiblichen und äußern Dingen, den er mit so ergötzlicher Laune häufig in seinen „Patriotischen Phantasien“ geißelt. Ein Mann ohne Vorliebe für das Ideale, Phantastische und Geniale, aber orginel in seinem ganzen Wesen und Charaktergepräge, echt deutsch von Geist und Herzen, besonnen, verständig und vom reinsten Wohlwollen befeelt, ist Möser ein Schriftsteller, auf den die Deutschen immer stolz sein dürfen, und der, ohne je das Ideal einer Partei gewesen zu sein, immer eine Zierde der Nation bleiben wird. Möge er Nachfolger in seinem Sinne, von seiner Einsicht, Kraft und Vaterlandsiebe haben! Besonders möchten wir dies für die Literatur der Zeitungen wünschen. Die journalistische und periodische Literatur hat in Deutschland seit Möser's Zeiten einen ungemainen Aufschwung genommen, was Umfang und Verbreitung betrifft, und auch in Beziehung auf den Inhalt — wie viel Geist, Wiß, Salz, Kunst und Glanz des Stils, Feuer und auch Kenntnisse und würdige Bestrebungen finden sich in den vielen Blättern, welche unser Vaterland jetzt Tag für Tag hervorbringt: aber wie schwer dürfte es doch halten, aus der ungeheuern Masse solche gebiegene Werke zu sammeln, solche Bücher, nicht bios von augenblicklichem Glanz, sondern von bleibendem Werthe, wie es Möser's „Patriotische Phantasien“ oder die auf ähnliche Art entstandenen, freilich in einem ganz andern Geist ge-

schriebenen, aber in ihrer Art wenigstens ebenso classischen „Briefe des Junius“ sind! 33.

Der Einzige und sein Eigenthum. Von Max Stirner. (Beschluß aus Nr. 34.)

Indem Stirner nun, nach der Betrachtung des Menschenlebens, an die „Weltgeschichte“, an „die Menschen alter und neuer Zeit“ seinen Maßstab legen will, zeigt sich neben der Unhaltbarkeit seines Standpunkts auch die Dürftigkeit desselben. Wenn Feuerbach sagt, daß den Alten die Welt eine Wahrheit gewesen sei, so setzt Stirner hinzu: „hinter deren Unwahrheit sie zu kommen suchten“ und deren Unwahrheit hervorbrachte mit dem Todestage der alten Welt. Aldam die Epoche der „Neuen“, das Resultat von der Riesenarbeit der Alten, daß der Mensch sich als beziehungs- und weltloses Wesen, als Geist weiß. Statt der Periode des „Lebens“ die Periode des „Denkens“. Diese Auffassung der menschlichen Entwicklung ist nicht neu und in ihren Grundpunkten jedenfalls begründet, aber diese Entwicklung ist von einem so großen Inhalte und so mannichfachen Ausstattungen erfüllt, daß es seltsam erscheinen muß, wenn Stirner glaubt, den bisherigen Lauf der Weltgeschichte mit folgenden Worten abmachen zu können:

„Die Weltgeschichte, deren Gestaltung eigentlich ganz dem kaukasischen Menschenstamm angehört, scheint bis jetzt zwei kaukasische Weltalter durchlaufen zu haben, in deren erstem wir unsere angeborene Regerkraftigkeit aus- und abarbeiten hatten, worauf im zweiten die Mongolenhaftigkeit (das Schinesenthum) folgte, dem gleichfalls endlich ein Ende mit Schrecken gemacht werden muß. Die Regerkraftigkeit stellt dar das Alterthum, die Zeit der Abhängigkeit von den Dingen (vom Hahnenfraß, Vögelzug, vom Niesen, vom Donner und Blitz, vom Rauschen heiliger Bäume u. s. w.); die Mongolenhaftigkeit die Zeit der Abhängigkeit von Gedanken, die Christliche. Der Zukunft sind die Worte vorbehalten: Ich bin Eigener der Welt der Dinge und ich bin Eigener der Welt des Geistes.“

Die Zukunft soll also dem gedankenlosen Dasein leerer Ich-Atome gehören, der Organismus des menschlichen Lebens, an dem die Weltgeschichte in ewigen Rhythmen gearbeitet hat, soll in lauter einzelne Punkte zerfallen, all unsere Betriebsamkeit war nur Ameisenbätigkeit und Froschsprung, Jongleurkünste auf dem unbeweglichen Seile des Objectiven, Frohndienst unter der Herrschaft des Unveränderlichen oder „Ewigen“. Dieses Ewige aber ist bei Stirner nicht bloß ein theologisches Jenseits, sondern auch das menschliche Denken ist für ihn eine unerträgliche Ewigkeit, er empört sich, nachdem Bauer und Feuerbach sich gegen „Sott“ empört haben, auch gegen die Autonomie des Menschengeistes, gegen die Menschheit, in deren ideeller Auffassung er ein neues unerreichbares Jenseits sieht. Er will eben nur ein Sein in seiner ganzen Brutalität. Dieser Brutalität der vereinigten Ich-Atome soll die Zukunft gehören, wie die Vergangenheit und zum Theil auch die Gegenwart noch dem „Geiste“, dem „Gedanken“ gehört. Stirner ist consequent auf dem Wege der Negation weitergegangen und konnte man seine Grundprincipien als richtig anerkennen, so würde sich gegen die Consequenzen, welche er aus ihnen zieht, kaum etwas vorbringen lassen.

Sein Grundgedanke ist die Verachtung des Geistes, des Gedankens, die Behauptung, daß der Geist, der Gedanke etwas Unmenschliches sei. Aber Stirner's Consequenz ist, wie schon oben gesagt, nicht so weit gegangen, daß er den Geist, den Gedanken gänzlich von sich gewiesen, vielmehr sucht er den Geist, den Gedanken mit Geist, mit Gedanken zu bekämpfen und an die Stelle der Abstraction Menschheit, Freiheit u. s. w., die doch einen lebendigen Inhalt haben, setzt er eine neue Abstraction, die der Freiheit, der Einzigkeit. So schlägt sich der Einzige selbst. Er hat selbst nicht ohne Geist, ohne Abstraction

sein können. Der Horizont, den er aber gewinnen möchte, ist der Horizont des Chaos. Wie über starre Ich-Atome jede leitende Idee und überhaupt die ganze Geschichte verloren gehen mußte, so mußte ebenfalls über die verkommenen, verkrüppelten Menschenkörper, die keinem Ideale entsprachen, die Kunst, welche auf diesem „Ideale“, dem „Geiste“ beruht, verloren gehen und wir kämen mit der „Geistlosigkeit“ wohin anders als zur Verthierung, zu lauter sich gegenseitig abstoßenden, vereinigten Thierwesen? Wer erinnert sich hier nicht an die Verirrungen des großen Rousseau, die, so geistvoll sie auch durchgeführt waren, doch immer Verirrungen blieben!

Stirner hat eine durchaus falsche, nämlich eine materialistische Ansicht vom Geiste. Er will ihn fassen, er will ihn packen und weil er das nicht kann, ist er ihm ein „Spuk“, ein „Gespens“. „Hast du schon einen Geist gesehen“, fragt er materialistisch. Weil er ihn nicht gesehen hat, weil er nicht ganz Geist, weil er nicht der Mensch werden kann, will er nichts vom Geiste, nichts von der Menschheit wissen, alle Ideen zu einem „Jenseits“ machen und alles Leben auf ein bloßes Dasein mit persönlichem Vortheil zurückbringen. Er wird also nichts weiter wollen als Scharfsinn. Denn das ist genug für den persönlichen Vortheil und er wird sich zu keiner andern Aufgabe hingezogen fühlen. Er müßte, da er nun einmal nicht auf die Thierstufe zurückkehren kann, wenigstens auf die Stufe der alten Welt zurücktreten, welche aber nur Scharfsinn an den Dingen übte und die reiche Welt des Geistes, wie sie mit dem Christenthum sich aufschloß, nicht kannte. Aber indem er seinen Egoismus nicht an den Dingen übt, sondern sein ganzes Buch den Beweis liefert, wie sehr er bemüht ist, mit seinem Egoismus über die Dinge hinauszukommen, anerkennt er selbst das „Wesen“, den „Geist“, der hinter den Dingen steht. Es läuft bei ihm nur auf ein Wortgefecht hinaus. Wenn der Eine das Wesen des Menschen in den Geist setzt, so setzt Stirner es materialistisch in den „Egoismus“. Aber damit ist nicht das Wesen vernichtet, es bleibt vollkommen. Wie es unmöglich wird, der Mensch zu sein, so ist es unmöglich, der Egoist zu sein. Der Egoismus bleibt also ebenso sehr ein „Spuk“ wie die „Menschheit“, und wenn der Eine vom Geiste „beseffen“ ist, so ist Stirner eben auch nur vom Egoismus „beseffen“. Es ist im Wesentlichen gar nichts geändert und er ist in einer „fremden Idee“ gefangen. „Der Geist ist etwas Anderes als Ich.“ Gut. Aber wir setzen hinzu: Das „Ich“ ist auch wieder etwas Anderes als Max Stirner. Das „Ich“ bleibt immer etwas Geistiges, es kann den Geist, die Abstraction nicht los werden und so recht egoistisch ist also nur die Unvernunft, der Klotz, der Stein, das Vieh, es bekennt „geistlos“ in sich selbst und hat nichts Anderes als sein brutales Dasein. Stirner muß die Menschen unvernünftig machen, um sie von der „Difion“, von dem „Sparren“ des Geistes zu befreien.

Feuerbach ist von dem Übermenschlichen auf das Menschliche, auf das Wesen des Menschen zurückgekehrt. Wenn man die speculative Philosophie nur umkehrt, sagt er, d. h. immer das Prädicat zum Subject und so das Subject zum Object und Princip mache, so bekomme man die gute blanke Wahrheit. Stirner geht nun weiter. Vom Standpunkte seiner „Einzigkeit“ aus erscheint ihm selbst das „Wesen des Menschen“ als etwas Übermenschliches, Unmögliches. Man verliere durch die Umwandlung des Prädicats ins Subject allerdings den Sott, der auf diesem Standpunkte Subject ist, aber man tausche dafür die andere Seite des religiösen Standpunktes, den sittlichen, ein. Nun heißt es: Das Sittliche ist das wahrhaft Menschliche. Aber ist der Sott auch aus seinem Himmel vertrieben und seiner „Transscendenz“ beraubt, so ist er darum, nach Stirner, doch noch keineswegs befreit, wenn er dabei nur in die Menschenkraft gejagt und mit unvergänglicher Summenz besetzt wird.

Das „Wesen des Menschen“, welches Feuerbach setzt, ist und bleibt für unsern Stirner ein unmenschliches. „Ein Un-

mensch ist Derjenige, welcher dem Begriffe „Mensch“, dem „Gattungsmenschen“ nicht entspricht.“ „Die Herrschaft des Geistes, des Gedankens ist Hierarchie.“ Mit dem Aufgeben des überirdischen Gottes wäre nichts gethan, denn „als ob nicht die Herrschaft der Sittlichkeit auch eine vollkommene Herrschaft der Heiligen, eine „Hierarchie“ sein würde.“ Freilich ist die Sittlichkeit der „Kritischen“ eine ganz andere als die der „Bürgerlichen“, aber „sie hat am Ende nur die Reinheit des Princips voraus“, das, aus seiner Verunreinigung mit dem Religiösen befreit, in seiner geläuterten Bestimmtheit als „Menschlichkeit“ zur Allgewalt gekommen ist. Aber der „Einzige“ will nichts von dieser „Menschlichkeit“ wissen, welche ebensowol Bauer als Feuerbach an die Spitze ihres Systems stellen, er sieht darin nichts als einen neuen „jenseitigen Gott“, eine „Umwenschlichkeit“. Eine richtige Consequenz seiner einmal angenommenen und vorausgesetzten „Einzigkeit“. Aber der „Einzige“ wird ebenso weit hinter dem Begriffe der „Einzigkeit“ zurückbleiben als der Mensch hinter dem Begriffe des Menschen, und ein „Senfseits“ steht also über ihn, wie und wohin er sich auch wende.

Stirner legt den Maßstab der „Einzigkeit“ im Verlaufe seines Buchs an alle tiefen Bewegungen und leitenden Ideen, d. h. er bemüht sich, dieselben durch das „Ich“ aufzulösen und an die Stelle der Herrschaft der Begriffe die Herrschaft der geist- und gedankenlosen, vereinzelt existierenden zu setzen. Mit seiner „Einzigkeit“ sucht er den Staat, das Recht u. s. w. zu kürzen, seine „Einzigkeit“ stellt sich den Associationsbemühungen gegenüber, er predigt Auge um Auge, Zahn um Zahn, Gewalt um Gewalt:

„Die Weltgeschichte ist mit uns grausam umgegangen und der Geist hat eine allmähliche Gewalt errungen. Du wirst meine elenden Schuhe achten, die deinen nackten Fuß schützen könnten, mein Salz, wodurch deine Kartoffeln genießbar werden und meine Pruntparosse, deren Besitz dir alle Noth auf einmal abnähme: du darfst nicht danach langen. Von alle Dem und unzähligen Andern soll der Mensch die Selbständigkeit anerkennen, es soll ihm für ungreifbar und unnahbar gelten, soll ihm entzogen sein. Er muß es achten, respectiren, wehe ihm, wenn er begehrend seine Finger ausstreckt: wir nennen das «lange Finger machen». Wie so bettelhaft wenig ist uns verblieben, ja wie so gar nichts. Alles ist entrückt worden, an Nichts dürfen wir uns wagen, wenn es uns nicht gegeben wird. Wir leben nur noch von der Gnade des Gebers. Nicht eine Nadel darfst du aufheben, es sei denn, du habest dir die Erlaubniß geholt, daß du es dürfe. Und geholt von wem? Vom Respekte. Nur wenn er sie dir überläßt als Eigenthum, nur wenn du sie als Eigenthum respectiren kannst, nur dann darfst du sie nehmen. Und wiederum sollst du keinen Gedanken fassen, keine Sylbe sprechen, keine Handlung begehen, die ihre Gewähr allein in dir hätte, statt sie von der Sittlichkeit, oder der Vernunft, oder der Menschlichkeit zu empfangen. Glückliche Unbefangenheit des begehrlischen Menschen, wie unbarmherzig hat man dich an dem Altare der Befangenheit zu schlachten gesucht!“

Zu diesem Ausspruch muß allerdings der „Einzige“ kommen, indem er sich die „Hierarchie des Geistes“, den „Spuk“ und die „Sparren“ betrachtet und indem er das Wesen zum Sein in Widerspruch setzt. Das Sein Stirner's, wie er es verlangt, ist ein Sein ohne das Wesen des Seins, dadurch wird es unmöglich, dadurch wird sein Grundprincip eine „Echtrulle“. Stirner will von jedem Inhalte des Seins abstrahiren und zwar von allem Inhalte, denn Alles ist Inhalt des Seins. Da bleibt ihm ganz natürlich nichts weiter als ein bloßes Dasein übrig. Stirner verachtet das Wesen, aber was mein Wesen ist, ist auch mein Sein, das Sein ist die Position des Wesens. Stirner will, indem er Sein und Wesen trennt, eben nur auf den althegeßlichen Widerspruch von Denken und Sein zurück, und das Sein, welches er predigt,

die „Einzigkeit“ steht ebenso sehr im Widerspruche mit dem wirklichen Sein als das Sein, womit die „Phänomenologie“ beginnt und welches in der „Logik“ aufgestellt worden ist. Er ist, so weit er auch über die Schule hinausgegangen scheint, doch ganz und gar innerhalb der Schule geblieben.

Übrigens kann man es nicht verkennen, daß das vorliegende Werk noch eine andere Bedeutung hat als eine bloß schulphilosophische. Es spricht ein großes Geheimniß aus, das größte Geheimniß unserer Lage. Es predigt den Egoismus mit einer Offenheit und Ehrlichkeit, wie er sich sonst noch nirgend hervorgewagt hat. Der Egoismus, wie er unser ganzes Leben durchdringt, hat seine besondere Awecke immer hinter eine „gute Sache“, „Recht“, „Freiheit“, „Vaterland“ u. s. w. verborgen, Stirner wirft diese Larve weg und zeigt ihn offen, er zeigt ihn in seiner ganzen Nacktheit, er macht einen Cultus aus ihm. Aber gerade die ordinären Egoisten scheinen sich am meisten zu entsetzen über die Nacktheit, mit der Stirner ihre stillen Wünsche ausspricht und aus ihren Ansichten seine Consequenzen zieht; sie stellen „die gute Sache“, die „Sittlichkeit“ u. s. w. voran und verschreien den einsamen Propheten Stirner. Daß Stirner den Egoismus aufgedeckt hat, daß kann nicht anders als gebilligt werden, aber daß er diesen Egoismus, so weit der seinige auch von dem ordinären unterschieden sein mag, zum Cultus machen will, das ist und bleibt eine Verirrung. 28.

Literarische Notizen aus England.

Reliquien in Irland.

Die irische Alterthums-Gesellschaft hat ein altes Manuscript „The book of obits and martyrology of the Holy Trinity, commonly called Christ Church“ (Dublin) herausgegeben, worin unter Anderm die in dieser Kathedrale aufbewahrten Reliquien beschrieben sind, die es gewiß mit dem Noche zu Erier aufnehmen können. Diese Reliquien bestehen nämlich: 1) in einem „Crucifix und Bildniß unser Herr Jesus, von dem berichtet wird, daß es zweimal wunderbarerweise gesprochen hat“; 2) dem Stab Jesus, den ein Engel dem heiligen Patric, dem Schutzheiligen Irlands, schenkte; 3) einem tragbaren marmorenen Altare, auf welchem ein Ausfäziger wunderbarerweise von England nach Irland geschwommen kam; 4) dem Gürtel der Jungfrau Maria und einem Theil ihrer Milch; 5) einem Dorn aus der Dornenkrone des Herrn nebst Gebeinen des heiligen Petrus und des heiligen Andreas; endlich 6) einem Stück von den Rosafäßen Geseftafeln; einem Theil der Bindeln, in denen Christus als Kind gewickelt wurde, sowie einem Stück von Lazarus' Grab.

Der Jesuitismus.

Die Übersetzung der Duller'schen Schrift über die Jesuiten ins Englische: „The Jesuits as they were and are“, von einem gewissen J. S. Car mit einer Vorrede von Sir C. Cardley Smith, veranlaßt das „Athenaeum“ zu der Bemerkung, der Gegenstand sei trotz Alles, was darüber geschrieben worden, noch interessant genug: in dem Bestehen dieses Ordens liege ein praktisch wichtiger Grundsatz verborgen, dessen Lösung noch nicht von dem Weltgeschickal dargeboten worden sei. Der Vorschlag aber, auf Seiten des Protestantismus eine ähnliche Einrichtung im Geiste des letztern zu schaffen, sei abgeschmakt, weil eine solche dem Geiste des Protestantismus selbst zuwiderlaufe und zu dessen Bestand unnötig sei. Aber es gebe freilich Geister, die in die Freiheit und die Vernunft kein Vertrauen setzen und der Natur selbst durch künstliche Mittel zu Hülfe kommen wollten in Fällen, wo letztere den Fortschritt eher hemmten als ihn dem gewünschten Ziele entgegenführten. 12.

Österreichische Geschichte.

1. Maria Theresia und ihre Zeit. Von Eduard Duller. Acht Hefte. Wiesbaden, Beyerle. 1843—44. Gr. 16. 2 Bde. 5 Rgr.
2. Kaiser Joseph II. und seine Zeit. Von Karl Ramshorn. Zehn Lieferungen. Leipzig, Ph. Reclam. 1844. Lex.-8. 2 Bde. 15 Rgr.
3. Erzherzog Karl von Österreich. Geschildert von Eduard Duller. Erste bis achte Lieferung. Wien, Kautsch Witwe, Prandel und Comp. 1844—45. Lex.-8. 2 Bde. 20 Rgr.
4. Böhmen. Geschichte des Landes und seines Volks von der frühesten bis auf die neueste Zeit, von J. P. Jordan-Wit Stabskirchen. Erster und zweiter Band. Leipzig, Naumburg. 1844—45. Gr. 16. 2 Bde. 22½ Rgr.
5. Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten. Von Gottlieb Freiherrn von Ankershofen und Heinrich Hermann. Erste Abtheilung, erstes und zweites Heft. Zweite Abtheilung, erstes und zweites Heft. Klagenfurt, Leon. 1842—44. Gr. 8. 2 Bde. 9½ Rgr.
6. Geschichte des österreichischen Kaiserstaates. Nach Quellen und den besten vaterländischen Hülfswerken. Zunächst zum Gebrauche bei seinen Vorlesungen dargestellt von Leopold Pafler. Wien, Rong. 1842. Gr. 8. 2 Bde. 10 Rgr.
7. Uebersicht der Geschichte des österreichischen Kaiserthums, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Von Sznaz Weidtel. Leipzig, F. Fleischer. 1844. Gr. 8. 1 Bde. 20 Rgr.
8. Geschichte des Entstehens, des Wachsthums und der Größe der österreichischen Monarchie. Von Johann Sporschil. Erste bis dreißigste Lieferung. Leipzig, Kengler. 1843—45. Gr. 8. 10 Bde.

Die „Annalen der österreichischen Literatur“, eine Zeitschrift, welche sich vor etwa 40 Jahren die unantworbene Mühe gab, das auf dem vaterländischen Parnas emporwuchernde Unkraut auszureißen und es nebenbei übernahm, „alle literarische Producte, die seit dem Anfange des neuen Jahrhunderts in den österreichischen Staaten in allen Wissenschaften und Sprachen erschienen sind, nicht nur anzuzeigen, sondern auch zu prüfen und das Resultat ihrer Prüfung dem Publicum vorzulegen“, sehen sich genöthigt zu gestehen, daß man über die älteste Geschichte Österreichs, in deutscher Sprache und für das große Publicum leider kein lesbares und besseres Werk habe als „Anton's Eblen von Seussau's, des heil. römischen Reichs Ritters, Wienerischen Magistrats-Beamten, Geschichte Österreichs von der ältesten bis auf gegenwärtige Zeiten“ (Wien 1800—1), und fügte bei:

Daß Österreich eine so ausführliche, richtige und lehrreiche

Landesgeschichte, als viele deutsche Staaten bereits haben, jemals bekomme, ist mehr zu wünschen als zu hoffen. Ein guter Anfang dazu ward zwar durch die berühmten Hefen von Sttweih, Gottfried Bessel und Magnus Klein, gemacht, aber diese Männer starben zu früh. Nicht einmal Das, was Magnus Klein bereits ausgearbeitet hatte, ward vollständig gedruckt. Das hinterlassene Manuscript soll verschwunden sein, ohne daß man weiß wohin, und ohne daß man sich Mühe gegeben zu haben scheint, es wieder ausfindig zu machen und zum Drucke zu befördern. Seitdem zeigt sich keine Aussicht, daß ein so wichtiges und nütliches Unternehmen fortgesetzt werden würde. Ein Privatgelehrter ist einzeln der Arbeit nicht gewachsen, und auch nicht im Stande, sich alle nöthigen Quellen anzuschaffen; eine Gesellschaft der Wissenschaften aber zur Bearbeitung der vaterländischen Geschichte ist bisher in Österreich nicht zu Stande gekommen, und wenige Vorsteher der öffentlichen Bibliotheken haben Sinn für die Sammlung der Quellen der österreichischen Geschichte. Man wird in allen wienerischen Bibliotheken zusammengenommen schwerlich zwei Drittheile der Schriften finden, deren Benutzung bei Verfassung einer gründlichen und lehrreichen Landesgeschichte nothwendig ist. Möchte doch einer der reichen österreichischen Cavaliers, die Geld genug zu den kostbarsten Sammlungen von Steinen, Gemälden, Münzen u. s. w. verwenden, den Einfall haben, eine Sammlung aller zur vaterländischen Geschichte gehörigen Schriften zu veranstalten und zum öffentlichen Gebrauche zu bestimmen. Das schöne Beispiel, das die Grafen Ossolinski und Czeczeny (Czeczynski) mit ihren Sammlungen, Jener für die polnische, Dieser für die ungarische Geschichte geben, möge für die österreichische nicht unnachgeahmt bleiben. . . . Bei einer fortwährenden Gleichgültigkeit gegen die Quellen der österreichischen Geschichte wird und muß diese immer dunkel, zweifelhaft, mit Unrichtigkeiten überladen, unvollständig, kurz in ihrer Kindheit bleiben.

Seussau's elende, von Plagiaten wimmelnde Complilation ist seitdem verschollen, aber die Klagen, welche an die Anzeige seines Buchs geknüpft wurden, könnten in der Hauptsache noch immer ausgesprochen werden, ohne daß man dadurch den Vorwurf der Übertreibung auf sich laße. Eine Gesellschaft der Wissenschaften, die, so zweifelhaft auch der Nutzen sein mag, den solche Körperschaften in andern Ländern jetzt noch stiften, bei zweckmäßiger Einrichtung in Österreich gewiß nur wohlthätig wirken würde, ist dort noch immer nicht zu Stande gekommen, ungeachtet sie von Leibnitz bis Hamner manchen gewichtigen Fürsprecher fand; von einem Unternehme wie es Herz für das gesammte Deutschland ausgeführt, ist im Kaiserstaate noch immer nicht die Rede; und von einem „Cavalier“ der mehr Sinn für Geschichtsquellen als für die „noblen Passionen“ hätte, ist

im Vaterlande Rhevenhüller's auch noch nichts bekannt. Ja, es hat sich zu diesen Übelständen noch manches Schlimmere gestellt, und das Ergebnis ist, daß von allen deutschen Staaten von einiger Bedeutung Osterreich allein noch eine den Forderungen der Zeit entsprechende Geschichte entbehrt. Wer sollte sie schreiben, wo sollte sie geschrieben werden? Sprechen wir es aus, daß das in Osterreich selbst geradezu unausführbar ist. Nicht weil es an den Gaben fehlt, ohne welche die Lösung einer solchen Aufgabe gelingen kann — die Namen Kurz, Chmel, Muchar, Hornmayr, Palacki, Mailath, Lichnowski, denen sich manche von nicht minder gutem Klange anreihen lassen, leisten dafür Bürgschaft —, sondern weil man noch nicht gelernt hat, der Vergangenheit lühn ins Angesicht zu schauen. Man gefällt sich in Täuschungen, die das Licht der Forschung nicht vertragen würden; insbesondere glaubt man dynastische Interessen zu fördern, indem man zwischen dem habsburgischen und lothringischen Herrscherstamme einen bis zur Identität gesteigerten Zusammenhang annimmt, der in der Wirklichkeit nie bestand, und das Thun der Sprößlinge Franz I. mit jenen der Nachkommen Rudolfs I. durch eine Art solidarischer Verantwortlichkeit verkettert. Dies führt zu jener historischen Schönfärberei, die alle Schwächen in den sogenannten Ahnen des regierenden Hauses mit geschäftiger Loyalität überpinselt, dadurch aber die Geschichte, statt zu einer Lehrerin der Wahrheit für die kommenden Geschlechter, zur Fabel macht, die zu nichts weiter taugt als in den Schulen auswendig gelernt und im Leben vergessen zu werden. Es ist uns unmöglich, ein einziges in Osterreich selbst erschienenen Werk zu nennen, auf welches dieser übelverstandene Patriotismus nicht seinen verderblichen Einfluß geübt hätte. Wir sprechen hier noch gar nicht von der Censur; denn die Censur kann wol Wahrheiten unterdrücken, sie kann jedoch, selbst wie sie in Osterreich gehandhabt wird, nicht zwingen Lügen zu verbreiten.

Wie soll ferner österreichische Geschichte geschrieben werden? Es gibt eine deutsche, französische, russische Geschichte, weil es ein deutsches, französisches, russisches Volk gibt: in diesem Sinne also kann von einer österreichischen Geschichte nicht die Rede sein. Und da wir die Aufzählung einer Reihe von Regenten und Dessen was ihnen zu thun und verordnen beliebt hat, nicht Geschichte nennen, so kann eine österreichische Geschichte nur die Aufgabe haben, eine Darstellung der Entwicklung des deutschen, slawischen, magyarischen und italienischen Volksstammes auf dem Gebiete zu geben, das im Laufe der Zeiten in den österreichischen Kaiserstaat zusammengeschmolzen ist. Andere Schilderungen mögen auf den Titel von Geschichte der Familie Habsburg und Lothringen Anspruch machen, einen höhern Werth aber können wir ihnen nicht zugestehen.

Ein Muster jener officiellen Geschichtschreiberei, die Alles vortrefflich findet was und weil es ein Habsburger gethan hat, ist das Werk Nr. 6. Hier beginnen die Entstellungen schon bei Thatsachen, von denen man

glauben sollte, daß sie doch wol längst festgestellt, und der Willkür orakelnder Sophistik entrückt seien. S. 112 z. B. heißt es:

Inzwischen hatten sich in der Schweiz große Gefahren zusammengedogen, und der Hauptkampf begann, dessen Ausgang das unbefangene Gemüth erschütterte und mit Trauer erfüllt. Ohne Rücksicht auf altgebrachtes und auf geschriebenes Recht, auf Gesetze und Friedensschlüsse, strebten die Eidgenossen ganz offen danach, in den helvetischen Landen jede, auch die billigste Abhängigkeit zu vertilgen. Die Herren ergrimmt über den steigenden Trog und den fortschreitenden Abfall ihrer Unterthanen, welche der stets bereite Schutz der Schweizer ermutigte. Osterreich zumal konnte mit Recht die Eidgenossen wiederholten Friedensbrüches zeihen. Mehrere seiner Landschaften und Städte waren zur Abtrünnigkeit verleitet, ja mit offener Gewalt genommen, viele Burgen der Edeln oder der Amtleute gebrochen, verschiedene Bollstätten zerstört, besonders von Luzern großer Frevel begangen worden. Als dessen kein Ende war, griff Herzog Leopold zu den Waffen.

Die Ermordung Gessler's durch Wilhelm Tell und dessen Pfilschuss werden ohne Weiteres für Sagen erklärt, „die eines jeden historischen Grundes entbehren“, und der Verf. zergliedert den Mythos mit einer Sicherheit, wie wenn er bei der Genesis desselben in eigener Person zugegen gewesen wäre. Er sagt:

Diese Erzählung entstand offenbar aus der Sage von einem gewissen Wilhelm Tell und einem Grafen von Seedorf, der Herr eines Theiles von Uri war und im 12. Jahrhundert lebte, aus der Fabel vom Könige Harald und dem Schützen Thorko, und endlich aus dem Streben, die Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft, gleich dem Entstehen Roms, in ein romanenhaftes Gewand zu hüllen. Die Sage gab den Namen, die Fabel den Stoff, und Eitelkeit verbunden mit Keigung zum Seltsamen brachte die Sache in Umlauf.

S. 80 läßt Hr. Hasler die Güter der „Laufenburg-Kyburg'schen Linie“ nach dem Erlöschen (1415) „wieder an die habsburgische Hauptlinie“ zurückfallen. Der letzte Sprößling jener Linie aber, Graf Ego von Kyburg, hatte schon Alles, was er in den helvetischen Landen besaß, an die Berner abgetreten, als er auf die Güter seiner Gemahlin nach Frankreich zog, wo er spurlos verschollen ist. Wir hätten diese Verwechselung ungerügt gelassen, und würden auch nicht erwähnt haben, daß Hr. Hasler dem Großvater Rudolfs von Habsburg, den Grafen Ulrich von Kyburg, der Schwager des letzten Herzogs von Zähringen war, irrtümlich einen Abkömmling dieses Herzogs nennt, wenn solche Verstöße, die nicht die einzigen ihrer Art sind, nicht in einem Werke vorkämen, dessen Verfasser im Staate nur das Patrimonialgut einer Dynastie sieht, deren Genealogie also in ihren geringsten Einzelheiten für ihn nothwendigerweise von besonderer Wichtigkeit sein muß. Naiv klingt:

Diese Verbindung (mit der Tochter Galeazzo Maria's Sforza von Mailand) gab dem Kaiser (Maximilian I.) Gelegenheit, kräftig in die Angelegenheiten Italiens einzugreifen, wo unter harten Kämpfen der Grund zu dem System des politischen Gleichgewichts gelegt ward, das auf der anerkannten Rechtmäßigkeit des Besitzes und auf der Gültigkeit der abgeschlossenen Verträge beruhte, und, freilich unter manchen wesentlichen Veränderungen, fortbauerte bis zur Zeit der französischen Revolution — und den Geist dieses Geschichtschreibers bezeichnet, was er S. 482 sagt:

Eigene Frömmigkeit und eigenes Nachdenken überzeugte den Kaiser (Franz), daß die strenge Aufrechthaltung der Religion in seinen Staaten das vorzüglichste Bedürfnis sei, daher war es sein Wille, daß alle Heiligtümer der Religion, und daß selbst ihr fernster Schein von der profanen Berührung weltlicher Gewalt unangefastet blieben. Er kannte die traurigen Folgen, welche in andern Staaten die dem Glauben feindlich entgegengetretene Aroepheosophie hervorbrachte, und verabscheute dieselbe als das gefährlichste Übel.

Welleicht ist auch die Furcht vor dieser Aroepheosophie Ursache, daß im vorliegenden Buche Cultur- und Literaturgeschichte gar nicht berührt sind. Hr. Häfler ist Nachfolger Schneller's. Dies kann man in der That gemäßigten Fortschritt nennen!

(Der Beschluß folgt.)

Quellensammlung der badischen Landesgeschichte im Auftrage der Regierung herausgegeben von F. J. Wone. Erster Band, erste Lieferung (Bogen 1—30). Karlsruhe, Macklot. 1845. Gr. 8. Preis des vollständigen Werks 5 Thlr.

Wenn wir mit gerechtem Stolge wahrnehmen, wie in den letzten zwei Jahrzehnden die verschiedensten Landschaften unsers gemeinsamen Vaterlandes mehr oder minder glücklich, immer aber rühmlich, in Veröfentlichung der Quellen zur Kunde ihrer Vorzeit miteinander gewetteifert haben, so dürfte es wol befremden, wie ein Volk, das wir stets als Vorkämpfer unserer Nation zu betrachten gewohnt waren, aus dessen Mitte unsere größten Geschlechter hervorgingen, ein Land, das die Schatzkammer unserer theuersten Erinnerungen ist, dessen Geschichte uns die ersten Jugendträume des deutschen Volks offenbart, so lange diesen löblichen Bestrebungen scheinbar theilnahmslos zuschauen konnte; desto freudiger aber müssen wir das Erscheinen eines nach Plan und Ausführung so vollkommenen Werkes begrüßen, welches, mit den gleichzeitig in dem schwäbischen Nachbarlande ans Licht tretenden „Monumenta“ sich ergänzend, dazu bestimmt ist, jene empfindliche Lücke in der Reihe unserer Quellensammlungen auszufüllen.

Die Aufgabe, wie sie dem Verf. des fraglichen Quellenswerks vorlag, hatte fürwahr ihre ganz eigenthümlichen, zunächst in dem Territorium, auf welches sich dasselbe erstreckt, begründeten Schwierigkeiten. Das Großherzogthum Baden umschließt nicht die Söhne eines Volksstammes, ist auch nicht unter der schaffenden Hand eines Regentenstammes allmählig emporgewachsen, sondern erst in Folge neuerer Zeitergebnisse aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen künstlich zusammengefügt; die Pfalz, der Kern des deutschen Frankenlandes, das fränkisch-alemannische Alt-Baden, der theils alemannische, theils schwäbische Süden: welche Mannichfaltigkeit des innern Lebens und der Geschichte deutscher Stämme bieten sie nicht, aber wie schwierig ist es auch, hier immer das gehörige Maß und Ziel zu halten und über den alten Völkergrenzen nicht die neuern politischen Schranken außer Acht zu lassen. Der Verf. hat hier, so weit aus den vorliegenden Proben geurtheilt werden kann, vollkommen die richtige Grenzlinie getroffen und das Werk möglichst auf seine territoriale Grundtaste beschränkt, ohne darum dem allgemeinen Interesse, welches dasselbe bei den Freunden deutscher Geschichtsforschung nothwendig finden muß, zu nahe zu treten.

Andererseits aber hat er, was wir ganz besonders anerkennen müssen, rücksichtlich der Wahl des Materials und der Behandlung desselben seinen Plan weit über die von den Herausgebern anderer Quellensammlungen bisher beobachtete Grenze ausgedehnt.

Die erste Hauptabtheilung bilden die Geschichtsbücher:

und zwar werden darunter nicht nur Chroniken, mit Einschluß von Heiligen-Legenden und Annalen, zu denen auch Denkwürdigkeiten und Tagebücher zu rechnen sind, sondern auch die für Feststellung historischer Daten oft so wichtigen Nekrologien, wie nicht minder historische Gedichte begriffen, an welchen das romantische Schwabenland so reich ist; auch werden hier zum ersten Male die vielen in alten Codices zerstreuten historischen Notizen, welche sonst von dem Forscher leicht übersehen werden oder ganz verloren gehen, hier zu einer Sammlung fortlaufender Annalen variorum vereinigt.

Die zweite Abtheilung, die der Briefbücher, umfaßt zuvörderst ältere Urkunden, deren die Archive des badischen Landes, trotz der Thätigkeit der manheimer Akademiker und der fleißigen St.-Blasianer, noch viele theils mangelhaft, theils noch gar nicht gedruckte — wir erinnern nur an die urkundlichen Schätze der bis jetzt gänzlich unberührt und unerschert gebliebenen alten Klosterarchive von Salem und Herrenab — enthält. Hieran schließt sich eine Sammlung diplomatischer und historischer Briefe, eine Rubrik, welche bisher wenig berücksichtigt worden ist; denn die Epistolae Petri de Vineis, Innocentii III. papae, Rudolphi I. regis blieben lange ohne Nachfolge und erst die neuere Geschichtsforschung, besonders aber das Beispiel der Franzosen, hat das Bedürfnis fühlbar gemacht, auch solche Quellen (als z. B. der von Rommel herausgegebene „Briefwechsel Heinrichs IV. mit Hessen“, die „Correspondance de la maison d'Orange-Nassau“ von Groen van Prinsterer, der „Briefwechsel Landgraf Philipp's des Großmüthigen“ von Duller, die „Correspondenz des Kaisers Karl V.“ von Lanz) zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Auch für diese Rubrik ist des interessanten Stoffs viel vorhanden, besonders wenn auswärtige Archive (die in München aufbewahrten Correspondenzen des pfälzischen Hauses, die in Paris befindlichen Correspondenzen über die Kriege am Rhein u. a. m.) dabei benützt werden.

Die dritte Hauptabtheilung, Rechtsbücher, enthält Landrechte und alte Statutarrechte, insofern sie nicht bereits gedruckt sind, Hausgesetze und Familienstatute der Häuser Baden und Pfalz, Stadtrechte und Weisthümer, auf deren Wichtigkeit erst in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit gelenkt worden ist und für welche das großherzogliche Generalandesarchiv eine reiche Ausbeute zu geben verspricht.

In die letzte oder statistische Abtheilung endlich, welche mit dem allgemeinen Ausdruck Grundbücher umfaßt werden kann, gehören: Codices traditionum, deren historischer Werth in jüngster Zeit durch die trefflichen Arbeiten eines Wigand, Heuß und Dronke recht einleuchtend geworden ist; ferner Salbücher späterer Zeit, Bins- und Gültbücher, Inventarien wichtiger Personen und Orte (z. B. über Burgen, Kirchen- und Domschätze), Schatzungsregister und alte Budgets u. s. w.

Um eine solche Masse von Materialien zu sammeln, dazu gehörte ein langjähriges eifriges Forschen und eine ausgedehnte literarische Verbindung mit dem Auslande, namentlich auch mit auswärtigen Auktoren, in welche so manche einheimische Schätze zur Zeit der Säkularisation geküchelt wurden; um sie zu bearbeiten bedurfte es einer umfassenden Gelehrsamkeit, wie sie der Verf. in frühern Werken erprobt hat; zu ihrer Herausgabe endlich war eine seltene Ausdauer erforderlich, eine anregende Aufmunterung von oben herab und eine materielle Unterstützung, wie sie die badische Regierung mit wahrhafter Liberalität bewilligt hat.

Was die Behandlung des Stoffs anlangt, so gewärtigen wir, daß der Verf. sich darüber in der dem ersten Bande beizufügenden Einleitung ausführlich aussprechen, darin auch zugleich, neben einer Charakteristik der mittelalterlichen Historiographie im Allgemeinen, eine literarische Übersicht der theils gedruckten, theils ungedruckten Werke älterer badischer Historiker liefern und seine verdienstvollen Vorgänger, einen Wäpertz, Herr, Seibert, Reugart, Schöpflin, Ramey, nach ihren Werken sowol als aus ihrer vertraulichen Correspondenz getreu

schieden wech: indessen gibt uns schon die vorliegende Probe (T. 3. B. S. 83) ein Bild von der Art und Weise der Behandlung. Vor Allem springt, was die deutschen Quellen anlangt, die Mannichfaltigkeit der Schrift in die Augen, wodurch der Verf. mit seltener Genauigkeit die verschiedenen Sprachidiome auszeichnet, sodas das Werk zugleich für den Sprachforscher nutzbar gemacht wird, ein Vorzug, welchen wenige der bisherigen Quellsammlungen — und keine in solchem Grade — mit demselben theilen. Der Text der schon früher gedruckten Quellen findet sich durchgehends mittels besserer Handschriften berichtigt, von denjenigen Stücken aber, welche in gangbaren Werken wesentlich richtig abgedruckt sind — wie z. B. das Leben des heiligen Meinrat — und für das betreffende Land keine größere Bedeutung haben, werden, der Raumesparnis halber, nur die Varianten mitgetheilt. Über die kritischen Hülfsmittel des Verf. sowie über Alles, was zur Würdigung, zum Verständniß und zur Benutzung der Quellen sowohl im Allgemeinen als im Einzelnen notwendig scheint, findet der Leser theils in der jedem Stücke vorangeschickten Einleitung, theils in den zahlreichen Noten — welche letztern auch viele ungedruckte Bemerkungen früherer Gelehrten, eines von der Meer, Schmidfeld, Reugart u. A. m. einverleibt sind — hinlängliche Auskunft.

Die vorliegende erste Lieferung nun beginnt mit dem ältesten Culturdenkmale, dem Leben des heiligen Fridolin (zu Anfang des 6. Jahrhunderts), des Stifters des Frauenklosters Cädingen; darauf folgt eine nach mehreren Handschriften verbesserte Ausgabe der als Quelle für die Vorgeschichte des Hauses Habsburg denkwürdigen beiden Biographien des heiligen Erudbert (gest. um 643), des Stifters des nach ihm benannten Klosters im Schwarzwald. Ferner erscheint hier zum ersten Male das Leben des heiligen Yrminius, welcher als Gründer der altherühmten Abtei Reichenau (im J. 724) die Keuchte des Christenthums am Bodensee aufstreckte und so dem früher in jener Gegend, zu Conzang, begründeten, aber nur kümmerlich vegetirenden Bisthum neue Nahrung gab; dann das Leben des (in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts) von dem Kloster Rheinau aus sagen spendenden heiligen Findan, welcher bereits der zweiten Reihe der nach dem Festlande ausgehenden irischen Glaubensboten angehört. Ein ganz besonders vaterländisches Interesse gewährt endlich das bisher unbekante, nach einem verloren gegangenen Original des 11. Jahrhunderts ins Deutsche übersezte Leben des Grafen Eberhard III. von Kellenburg, des Gründers des Klosters zu Schaffhausen.

An diese Heiligen-Legenden, welche den wissbegierigen Forscher nicht minder befriedigen als die frommen Gemüther, für die sie verfaßt sind, reihen sich die Chroniken, unter welchen sowohl ihres Alters als ihres Umfangs und ihrer Bedeutsamkeit wegen die des Klosters Petershausen mit Recht obenan steht. Sie wurde, wie der gelehrte Herausgeber in der Einleitung darthut, in der ersten Hälfte für die 12. Jahrhunderts, zu einer Zeit, wo die Geschichtschreibung am Bodensee eifrig gepflegt ward, von einem Knechten des Abtes Gabino begonnen, und zwar nicht in der annalistischen Form des „Hermanaus contractus“ und seiner Fortsetzer, sondern nach dem Muster der St. Gallen und der verlorenen Schaffhauser Klosterchronik. Die diese, sollte sie auch, nach Vorausschickung einer, dieser Classe von Geschichtswerken eigenthümlichen Einleitung, zunächst nur die Geschichte des (im J. 976 begründeten) Klosters enthalten, da indessen die Klöster am Bodensee, als Durchgangspunkte nach Italien, häufig von Fremden besucht wurden — wie allein schon das merkwürdige Calendarium von Reichenau darthut, in welchem so viele Pilger ihre Namen verewigten — und einen lebhaften Verkehr mit dem Auslande unterhielten, so kann der Geschichtschreiber sich nicht enthalten, auch viele ihm ferner liegende Eragnisse, besonders aus den stämmischen Zeiten Heinrich's IV., mitzutheilen, wodurch sein Werk eine Hauptquelle für die Geschichte seiner Zeit wird.

Von dem J. 1156 an, als wie weit die Arbeit des Urhebers reicht, bis 1164 wurde die Chronik nacheinander von zwei andern Verf. fortgesetzt, mit letztem Zeitpunkte aber wurde sie wegen der im Kloster eingetretenen Verwüsthungen gänzlich abgetrohen und es finden sich bis zum J. 1248 nur einige Bruchstücke angehängt. Die ershönt hier zum ersten Male nach der Urchrift, wodurch der noch einer fehlerhaften Abschrift gedruckte Uffermann'sche Text wesentlich berichtigt wird.

Eine werthvolle Gabe ist noch die zwar weniger umfang- aber desto inhaltreichere Salmannsweller Chronik (d. a. 1124—1210), welche selbst noch den gelehrten St. Blasern unbekannt war, sowie die für die ältere Geschichte des Hauses Baden so merkwürdige Chronik des Klosters Lichtenthal und die von dem Herausgeber in früheren Zeiten abgeschrieben und somit — da inzwischen das Original verloren gegangen — vom Untergange gerettete Gensheimer Chronik. Bei Anblick der dem „Codex minor Spiroensis“ entnommenen datireichen Chronik der Bischöfe von Speyer konnte Ref. den Wunsch nicht unterdrücken, das es dem Herausgeber gefallen möge, in einem der nächsten Bände die in jenem „Codex“ enthaltenen, für den Forscher deutscher Geschichte so wichtigen Urkunden, soweit es irgend mit seinem Plane vereinbar ist, mitzutheilen und auch das treffliche „Neecrologium Spiroense“, wemnschon es zum Theil überheinische Namen enthält, zu veröffentlichen, da schwerlich sobald eine so geeignete, ehrenvolle Stelle wie in dieser Sammlung sich für dasselbe finden dürfte.

Den Beschluß der vorliegenden ersten Lieferung machen die oben erwähnten „Annales variorum“.

Was die äußere Ausstattung dieses nur in 240 Exemplaren erscheinenden Werks betrifft, so ist noch besonders anzuerkennen, das dabei nicht nur ein feiner Gewichtigkeit angemessenes Format, sondern auch eine deutliche, dem angestregten Auge des Gelehrten wohlthuende für diesen Zweck eigens gezeichnete Schrift und ein treffliches Papier gewählt wurde.

Diese äußern Vorzüge mit den hervorgehobenen innern zusammengemommen müssen wir nicht, ob wir dem Hrn. Verf., welcher diese den Leistungen der großen Benedictiner an die Seite zu stellende Arbeit unternahm, oder der Regierung, die sie ins Leben rief und so bereitwillig dafür sorgte, das sie in einer eines solchen Nationalwerks würdigen Gestalt erscheinen könne, zu großem Danke verpflichtet sind.

83.

Literarische Anzeige.

Preisherabsetzungen.

Nachstehende als Supplemente zu allen Auflagen des **Conversations-Lexikon** zu betrachtende Werke sind zu **herabgesetzten Preisen** durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Conversations-Lexikon

der neuesten Zeit und Literatur.

Vier Bände.

Gr. 8. 1832—34. Ladenpreis 8 Thlr.

Herabgesetzter Preis 3 Thlr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Vier Bände in fünf Abtheilungen.

Gr. 8. 1838—41. Ladenpreis 12 Thlr.

Herabgesetzter Preis 5 Thlr.

Leipzig, im Januar 1846.

F. A. Brockhaus.

Sonntag,

Nr. 39.

8. Februar 1846.

Österreichische Geschichte.

(Beschluß aus Nr. 28.)

Obwol das Werk Nr. 7, welches ein Mitglied des höhern Beamtenstandes zum Verfasser hat, vor der Rathherlichkeit des Hrn. Professors der gräber Universität in jeder Beziehung den Vorzug verdient, so müssen wir uns doch begnügen, es im Allgemeinen als eine gut gelungene übersichtliche Darstellung der politischen Geschichte des österreichischen Kaiserstaates zu empfehlen, um zur „Geschichte des Entstehens, des Wachstums und der Größe der österreichischen Monarchie“ von Johann Sporschil überzugehen, deren Titel uns unwillkürlich an Gibbon und an Amilian Janitsch' „Geschichte der Entstehung und des Wachstums der österreichischen Monarchie von den ältesten bis auf diese Zeiten“ (Wien 1805) erinnert hat. Inwiefern sich die Ähnlichkeit zwischen dem letztgenannten Buche und dem des Hrn. Sporschil auf mehr als den bloßen Titel erstreckt, vermögen wir, da uns jenes nicht zur Hand ist, nicht anzugeben; von Gibbon's Geist jedoch, dafür können wir bürgen, ist in diesem keine Spur zu entdecken. Der Verf. hat es passender gefunden, aus dem Arsenal des Restaurators der Staatswissenschaften, Karl Ludwig von Haller's, einige halbverrostete Waffen zu borgen, um damit den contrast social und was daran hängt zu bekämpfen, und belehrt uns in der Einleitung über den Vorzug des „historisch gewordenen und sich fortbildenden Staats“, wie wir wissen nicht, vor welchem andern, da wir keinen kennen der fix und fertig aus den Wolken heruntergefallen wäre, und selbst Frankreich und den Vereinigten Staaten, diesen warnenden Beispielen von der Verderbtheit der Theorie des Urvertrags, ein „historisches Werden und Sichfortbilden“ kaum abzusprechen ist. Redensarten wie: „Auch nur mit einem einzigen Verbrechen würde die wünschenswertheste Umwandlung viel zu theuer erkauft“ (Hr. Sporschil versuche einmal dieses Axiom auf die Einführung des Christenthums anzuwenden). „Sene Lehre unserer Tage, welche der Staatsgewalt zuruft, dem Volke einen immer größern Antheil an ihr zu gewähren, weil sie selbst dadurch festern Bestand gewinnen würde, bildet das zeretzende Element der Staaten“ (in diesem Sage scheint der Eifer gegen das „zeretzende Element der Staaten“ Hrn. Sporschil's Stil irrageleitet zu

haben). „Es wurde das Geschlecht der Habsburger, Zucht und Ehre stets heilig haltend, eine providentia divina für Deutschland, für Europa, für die Welt“ (wir verweisen hier auf Das, was wir oben von historischer Schönfärberei und übelverstandnem Patriotismus sagten). Diese und ähnliche Redensarten werden, wir fürchten es, nicht im Stande sein, die Welt von den alleinseligmachenden Eigenschaften jenes Systems zu überzeugen, dessen Verkörperung Hr. Sporschil in der österreichischen Monarchie aufzufinden so glücklich gewesen ist.

Maria Theresia, Joseph, und Erzherzog Karl — die drei populärsten Gestalten des österreichischen Herrscherhauses — in ihrem Leben und Wirken zu schildern, diese Aufgabe haben sich die Verf. der unter Nr. 1—3 angezeigten Schriften gesetzt. Über die fromme Kaiserin und ihren Enkel, den Helden von Aspern, sind die Meinungen wol einig, und bei Ersterer kann es sich nur darum handeln, den vorhandenen reichen Stoff zu sichten und in ein die Volküberlieferungen möglichst treu bewahrendes Charakterbild abzurunden; bei Letztem aber, den Antheil, welchen er an den großen Begebenheiten der Zeit genommen, in das angemessene Licht zu stellen. Belweitem schwieriger ist es dagegen, den rechten Standpunkt zu gewinnen, von dem Joseph II. betrachtet werden muß; denn an ihm haben sich schon die verschiedensten Geister versucht, ohne daß es ihnen gelang, den Schlüssel zu seinem Wesen zu finden. Wir erinnern nur an die Auffassung Brougham's, der in Joseph bloß einen brutal zusahrenden Despoten, einen talentlosen Nachäffer Friedrich's II. sieht, während Paganel *) sein Urtheil über des Kaisers Streben in folgenden, freilich was die Gegenwart betrifft zu optimistischen Worten zusammenfaßt:

In unsern Tagen lebt Osterreich von denselben Ideen, welche es von sich stieß; ganz von Joseph's Geiste durchdrungen, genießt es ein glückliches Gedeihen im Schatten seiner Reformen. Ein Staatsmann, dem Niemand lange Erfahrung und hohes Ansehen abstreiten kann, hat gesagt, daß Joseph, indem er diesen heilsamen Keim dem Körper der Monarchie eingimpfte, ihn auf lange Zeit vor allen Revolutionen bewahrt hat.

*) „Geschichte Joseph's II., Kaisers von Deutschland, von Gamille Paganel. Aus dem Französischen von Friedrich Kbhler“ (Leipzig 1844).

In Osterreich selbst hat die öffentliche Meinung ihren Ausdruck in den schönen Strophen gefunden, mit dem der „Wiener Poet“ „Sein Bild“ begrüßt:

Ein Despot bist du gewesen! Doch ein solcher wie der Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dyden mag,
Der zu dunkeln Dreibeschlüssen die verhasste Leuchte trägt,
Und mit gold'ner Hand ans Fenster langer Schläfer rastlos schlägt.

Ein Despot bist du gewesen! Doch fürwahr, ein solcher bloß
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht er-
barmungslos;

Der den ärgsten Griesgram lustig mit dem heißten Thau
besprengt,

Und mit seinen Festeskränzen selbst den ärmsten Strauch be-
hängt.

Das dankbare Volk hat ihm seine Fehler und Schwächen längst verziehen und erinnert sich bloß, daß er es von seinen Drängern befreien wollte.

Hr. Dr. Ramshorn hat nun, wenngleich er seinem Gegenstande keine neue Seite abgewonnen, was er vielleicht auch nicht beabsichtigte, die vorhandenen gedruckten Quellen fleißig benutzt und das Ergebnis in fließender Rede dargestellt. Das Rämliche läßt sich von Duller's Arbeiten sagen, und wir können hier nur den Wunsch beifügen, unsere Landsleute möchten, statt sich durch die in inländischen Übersetzungsfabriken mundgerecht gemachten Erzeugnisse ausländischer Romanfabriken den Geschmach zu verderben, Büchern wie den vorliegenden rege Theilnahme schenken, und dadurch zu neuen Strebungen auf diesem in Osterreich verständigen Anbau noch so sehr bedürftigen Gebiete ermuntern.

Von den beiden sich mit der Geschichte einzelner österreichischer Provinzen beschäftigenden Werken, die wir unter Nr. 4 und 5 zusammengestellt haben, wendet sich das eine, Jordan's „Geschichte Böhmens“, an ein Publicum, das dem Eindringen in die Tiefen gelehrter Forschungen, selbst wenn ihm dabei ein Palatin als Führer zu Gebote steht, die weniger mühsame Aneignung ihrer Ausbeute vorzieht, zu der es auf den Wegen, die es täglich zu betreten pflegt, gelangen kann. Das „Handbuch der Geschichte Kärntens“ hingegen ist mit allen Zuthaten geschmückt, ja überladen — wir bedauern, bei einer so wahrhaft verdienstvollen Arbeit dieses Beiwerk brauchen zu müssen —, auf denen das Auge des Kenners wohlgefällig ruht, während sie der Menge entweder ehrerbietige Scheu einflößen, oder zu spöttischem Lächeln Veranlassung geben. Es zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die eine, die „Geschichte des Herzogthums Kärnten bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern“ enthaltend, den Freiherrn von Ankershofen zum Verf. hat, die andere aber, welche die Geschichte des Landes bis auf unsere Tage fortführt, vom Consistorialkanzler des Bisthums Gurk, Heinrich Hermann, bearbeitet ist. Günstig für das ganze Werk stimmt schon die Pietät, mit der Ankershofen in der Widmung und Vorrede seiner verewigten Lehrer und Gönner, der nach St.-Paul in Kärnten übersiedelten vormaligen Mitglieder der berühmten Benedictiner-Congregation von St.-Blasien im Schwarzwalde, Trudert Neugart

und Ambros Eichhorn, zweier um die Geschichte ihrer neuen Heimat hochverdienten Männer, gedenkt, und die Bescheidenheit, mit welcher er seine eigenen Leistungen der Nachsicht seiner Landsleute empfiehl. Die Vorrede selbst liefert einen sehr beachtenswerthen Beitrag zur Culturgeschichte Osterreichs, indem sie über die literarische Thätigkeit dieser eingewanderten Benedictiner und ihrer Mitbrüder ausführliche Nachrichten gibt, und es ist erfreulich, aus ihr zu ersehen, was das dem Werke beigelegte Subscribentenverzeichnis bestätigt, daß in einer vom Mittelpunkt der Monarchie so weit entlegenen Provinz wissenschaftlichen Bestrebungen so wirksame Förderung zu Theil wird. Das Unternehmen der Herren von Ankershofen und Hermann ist nach jahrelangen Vorarbeiten begonnen worden und auf die würdigste Weise ins Leben getreten. Jede Seite des Buchs legt von der Emsigkeit Zeugniß ab, mit der Alles gesammelt ward, was auf den Gegenstand desselben auch nur den entferntesten Bezug hatte, und wir glauben nicht, daß den Verfassern in der Geschichte ihrer Heimat irgend etwas von Belang entgangen ist. Diese Emsigkeit hat jedoch zu einem Uebelstande geführt, der sich in der ersten Abtheilung auf störende Weise geltend macht, und bei einem Handbuche doppelt auffällt. Wir meinen die Überladung mit Anmerkungen aller Art, Quellenstellen, Erläuterungen u. s. w., die so weit getrieben ist, daß in den zwei ersten Heften die am Schlusse beigelegten Noten, zu denen noch unter dem Texte fortlaufende kommen, nicht weniger als 152 Seiten einnehmen, während der Text selbst nur 143 umfaßt. Geschichtsforscher, die zum ersten Male vor das größere Publicum treten, haben ohne Zweifel die Verpflichtung, ihre Sachkenntniß durch Berufung auf die Quellen zu bekräftigen; dabei müssen sie jedoch, wenn sie sich nicht die Mühe zu ziehen wollen, daß sie den Stoff zu bewältigen unvermögend gewesen, das Neue vom Bekannten, das Wesentliche von den Nebendingen zu sondern und überall das rechte Maß zu treffen wissen. Sie dürfen das, was in den Hintergrund gehört, nicht mit übertriebener Genauigkeit ausmalen, und brauchen das Geräth, dessen sie sich bei der Arbeit bedient, nicht vor aller Welt auszustellen, um zu beweisen, daß sie in ihrer Kunst Meister sind. Hätte Hr. von Ankershofen den Plan zu seinem Werke überhaupt weniger weitläufig angelegt — was soll z. B. in einem „Handbuche der Geschichte Kärntens“ eine bis ins Einzelste gehende Beschreibung des byzantinischen Hofes und Verwaltungssystems auf 20 Seiten Text mit 24 Seiten Anmerkungen? —, so würde es ihm auch, davon sind wir überzeugt, nicht schwer gefallen sein, die Erzählung zu den Beweisstücken in ein richtiges Verhältnis zu bringen.

Zum Schlusse möge uns noch verstattet sein, hier auszusprechen, was uns und gewiß Viele, denen die Ehre ihres Vaterlandes am Herzen liegt, schon lange schwer gedrückt hat. Vor 27 Jahren äußerten sich die wiener „Jahrbücher der Literatur“:

Um wie viel werden wir nicht dem hohen Ziele einer pragmatischen Staatsgeschichte des österreichischen Kaiserthums

näher gekommen sein, wenn die historische Kritik, in Herausgabe und Benützung der Quellen, in Zusammenstellung der Materialien einzelner ständischen, geistlichen und wissenschaftlichen Körper, Städte, Comitate u. s. w. von 1818—33 in eben der Stufenfolge vortrüdt, wie es (vorzüglich unter Begünstigung einer liberalen Censur und unter dem Vortritte der vaterländischen Journalistik) von 1803—18 unteugbar gesehen ist?

Wie wenig wir nun diesem Ziele, über dem ein höheres ragt, näher gekommen sind, wurde im Laufe dieser Besprechung anzudeuten versucht. Wer trägt die Schuld? Andere Regierungen verwenden jährlich beträchtliche Summen auf die Förderung würdiger Bestrebungen im Fache der Geschichte: die französischen z. B. schickt Gelehrte auf Reisen, läßt Urkunden sammeln, bedeutende Werke veröffentlichen, unterhält ein Ecole des chartes u. s. w. Was thut die österreichische, die, ganz eigentlich den Staat vertritt? Die Ernennung eines Ausländers, über den man das mildeste Urtheil fällt, wenn man sagt, daß er einem Extreme angehört, zum Hofhistoriographen zeigt klar genug, welchen Werth sie diesen Dingen beilegt. Sie gestattet auf dem Gebiete derselben nicht einmal den freien Spielraum, der sogar an der Newa zugestanden wird, und wir zweifeln, daß es einem österreichischen Geschichtschreiber erlaubt würde, Ferdinand einen Jesuitenknecht zu nennen, wie ein Russe Swan einen Tyrannen nennen darf. Diesen hemmenden Einflüssen gegenüber hat der Einzelne, hat die Journalistik allerdings einen schweren Stand; aber dennoch bleibt ihnen Boden genug, auf dem sie sich behaupten und allmählig ihre Wirksamkeit ausdehnen können. Was hindert z. B. die an geistigen und materiellen Mitteln so reichen österreichischen Stifter: St.-Florian, Reik, Kremsmünster, Göttweih u. s. w. an der Spitze, gemeinschaftlich eine Zeitschrift für Geschichtsforschung zu gründen, großartige Quellensammlungen zu veranstalten u. s. w.? In ihrer Mitte sind alle Kräfte dazu vorhanden, und wenn die Nachfolger der Bessel und Klein, der Pesz und Hanthaler mit uneigennütziger Hingebung in die Fußstapfen dieser ehrwürdigen Männer treten, dann werden, hoffen wir, vielleicht auch die Nachfolger der Singendorf, der Eugen und Kauniz ihre Aufgabe besser begreifen.

60.

Die Geheimnisse der Inquisition von B. von Féral.
Aus dem Französischen von L. Meyer. Acht Theile.
Leipzig, D. Wigand. 1845. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

In der Mysterien-Literatur sind merkwürdige Misgeburten zu Tage gekommen; mehre derselben sind mit Eugen Sue's Geist ungefähr ebenso nahe verwandt wie das Dorfenthier mit dem Löwen. Der schaudervolle Inquisitor Peter Arbues, das höchst beklagenswerthe Mädchen Dolores und der König José (eigentlich ein Frauenzimmer) sind Hauptpersonen des vorliegenden Buchs. Peter Arbues hatte sich tüchtig betrunken und stand ungefähr um 10 Uhr Morgens auf. „Er war todtensleich. Mit der von der Unmäßigkeit herrührenden Aufregung vereinigten sich noch die Qualen einer unerwiderten Leidenschaft, und der stille Grimm gegen die Agenten seiner Verbrechen. Besonders regte Enriquez seinen Groll im höchsten Grade an; die ungestüme Leidenschaft des Inquisitors für Do-

lores steigerte sich nur durch die Hindernisse, die seine Pläne vereitelt hatten. Die gelbliche Blässe von Peter Arbues mischte sich hier und da mit bläulichen Flecken; sein großes, dunkelblaues, strahlendes und tiefes Auge wurde wild wie das des Tigers, und sein Krampfhaft zusammengezogenes Gesicht erhielt den Ausdruck einer entsetzlichen Wildheit.“ Mandaminto, das Oberhaupt der Banditen, tritt ein. „Er blieb mit bedecktem Haupte vor dem Inquisitor stehen. Dieser unbändige Mensch hatte eine so übertriebene und wunderliche Vorstellung von der Bedeutung seiner Stellung, daß er glaubte, vor seines Gleichen zu stehen. Enriquez winkte Mandaminto, sein Haupt zu entblößen, der Meister antwortete mit einem Blick der Verachtung. Der Inquisitor lächelte“ u. s. w. Mandaminto erhält den Auftrag, Dolores herbeizuführen; er verspricht es auf Spitzbubenparole und tritt ab. „Dieser wunderbare Mensch ging mit stolz erhobenem Kopfe und zuversichtlichem Blicke hinaus. Er hatte eine hohe Idee von seiner Wichtigkeit, und diese durch sein ganzes eccentricisches Dasein, und durch die schon von Natur stolze und poetische Haltung des spanischen Geistes noch gesteigerte Thorheit drückte allen Geberden, allen Bewegungen Mandaminto's etwas Feierliches und doch Ungebundenes auf, was der Gedanke (eigentlich der Finsel) nicht wiedergeben kann.“ Gleich darauf läßt sich der edle, poetische und feierliche Gauner von dem König José bestechen und Dolores ist vorläufig gerettet. Auch moral-theologischer Sermon kommt mit vor. Arbues unterhält sich mit seinem Familiar. „Was sie sagten, wissen wir nicht, aber gewiß mußte die Hölle bei diesem vertrauten Gespräche, bei diesen schmutzigen und frechen Mittheilungen lächeln, die sich diese beiden entsetzlichen Menschen machten; und wenn Gott sich nicht erührte, hierbei eingemischt zu werden, so geschah das nur, weil seine Güte unendlich ist und weil er die Bösen auf Erden duldet, nicht um die Guten zu läutern, wie man gesagt hat, sondern weil er Vater ist und ein Vater selbst für seine verworfensten Kinder stets Rücksicht behält.“ Der König José hat sich zum Schluß in ein Mädchen verwandelt und den Inquisitor Arbues ermordet. Dafür wird sie, die nun Paula heißt, nach spanischer Sitte geräbert, d. h. die Glieder werden ihr vom Henker mit einer eisernen Keule zerschlagen. Die Beschreibung ihrer Qualen ist schauerlich schön; wer sich daran weiden will, muß das Buch kaufen. Gelegentlich hat José eine furchtbare Vision, in welcher ihm allerlei dummes und faßes Zeug vor die Sinne tritt; unter Andern erscheint ihm der Inquisitor „unter der Gestalt eines Tigers mit den Pfoten und dem Schnabel eines jungen Gänzens“. Gerade so ist und der Roman des Hrn. v. Féral erschienen.

So viel über den dichterischen Werth des Buchs; sein wissenschaftlicher documentirt sich durch zahlreiche Anmerkungen über das innere Getriebe der spanischen Inquisition. Hier empfängt man die gründlichsten Aufschlüsse und gegen den gelehrten und scharfsinnigen Féral ist selbst Florente nur ein unwissender Schwachkopf.

13.

Literarische Notizen aus England.

Eine Sage von den Ufern des kaspischen Meeres.

Ein vor kurzem erschienenen englisches Reiseverl.: „Sketches on the shores of the Caspian, descriptive and pictorial“, von W. H. Holmes, widmet den Sagen und Legenden der um den Kaspisee und am Elbrus wohnenden zahlreichen Völkersämme besondere Aufmerksamkeit. Viele dieser zahlreichen Sagen und Märchen verrathen eine innige Verwandtschaft mit denen der germanischen und celtischen Völkersämme, andere gehören dem Morgenlande eigenthümlich an. Darunter wird folgende aus dem Orte Semraun mitgetheilt, der, wie die Sage meldet, von Sem und Ham, den beiden ältern Söhnen Noah's — in der Sprache der dortigen Stämme Sin und Lam genannt — in der Nachbarschaft einer von den Gebern oder Feuerandern bewohnten Stadt angelegt worden war.

Dieser Ort wurde durch einen Bach mit Wasser versehen, der von der Stadt der Geberrn herunterkam; welche Letztere eines Tages das Wasser abgruben und auf diese Weise das Fortbestehen jenes Wohnortes der beiden Noachiden bedrohten. Deshalb wallfahrte diese nach Dschedschin, so hieß die dortige Geberrnstadt, und setzten die dortigen Häuptlinge an, den Bach wieder in sein altes Rinnsal zu leiten. Zuerst ward die Bitte abgeschlagen; aber endlich vereinbarte man sich dahin, daß gegen Erlegung einer Summe von 1000 Lomans das Wasser so lange nach Semnun abgelassen werden sollte, als der Kopf einer Fliege, den man abriß und in ein Wasserhecken warf, Leben behalten würde. Als dies geschehen, mußten die Geberrn zu ihrer höchsten Bewunderung sehen, daß 13 Tage lang der Kopf der Fliege fortlebte, welches Wunder sie dergestalt gegen Ein und Lam aufbrachte, daß sie einen bewaffneten Haufen nach Semnun sandeten, um die frommen Männer gefangen zu nehmen. Mittlerweile war dieser Anschlag den Letztern zu Ohren gekommen und sie ergrißen die Flucht. Im ersten Ort, wo sie kurze Rast hielten, zu Schabdircon, baten sie die Einwohner, ihren Verfolgern den Weg nicht zu zeigen, auf dem sie ihre Flucht fortsetzten. Kurz darauf trafen die Geberrn ein und fragten, in welcher Richtung die Weiden gestochen seien. Die Ortsbewohner bezeichneten zwar nicht mit Worten den von den Frächtigen eingeschlagenen Weg, verriethen ihn aber dadurch, daß sie den Kopf über die Schulter gewendet mit den Augen die Richtung der Flucht verriethen; und seit dieser Zeit werden alle Nachkommen mit einem also verrenkten Hals und Kopf in diesem Dorfe geboren. Der nächste Ort, welchen die Verfolgten berührten, hieß Schabdirwan und dessen Einwohnern trugen sie in gleicher Weise auf, ihre Flucht zu verheimlichen. Auch diese handelten verrätherisch, indem sie den nachgehenden Geberrn durch Verstreuen des Kinn den Weg, auf welchem die gottesfürchtigen Erzdäter ihre Flucht bewerkstelligt, andeuteten. Ein fürchterlicher Donner Schlag kündigte den Zorn Gottes darob an, und die Verräther sahen sich und ihre Nachkommen mit ähnlichem Fluch wie die Bewohner Schabdirwans getroffen, indem ihnen das weit vorgestreckte Kinn erblich blieb. Nachdem die Geberrn ihre Verfolgung noch lange fortgesetzt, erreichten sie dieselben am Fuße eines steilen Hügel, von wo sie in eine kleine Ebene hinabstiegen, auf der sich vor den erkaunten Blicken der Verfolger die Erde aufthat und ihre ausersehenen Opfer in der Höhlung verschwanden, die sich wieder über ihnen schloß. Da es Abend geworden, so errichteten die Geberrn einen Steinhäufen an der Stelle und beschloßen früh am Morgen, die Erde aufzugraben und sich so der Entkommenen zu bemächtigen. aber als sie früh erwachten, fanden sie die ganze Ebene mit gleichem Steinhäufen bedeckt, sodaß alle Bemühungen, den von ihnen aufgeschichteten ausfindig zu machen, fruchtlos blieben, und sie unverrichteter Sache nach Dschedschin zurückkehren mußten. Jetzt steht eine kleine Moschee an der Stelle, wo Ein und Lam versunken sein sollen; es ist ein berühmter Wallfahrtsort für die Bevölkerung in der Umgegend; auch zeigt man an dem steilen Hügel in der Nähe noch die Spuren, welche die Geberrn mit den Hufen ihrer Rosse bei der Verfolgung hinterlassen haben.

Die Behandlung der Strafgefangenen in den Gefängnissen.

Die Überzeugung, daß die durchschnittliche Einrichtung des Gefängniswesens, insbesondere die Behandlung der Verbrecher in den gestifteten Staaten nicht mehr im Einklang stehe mit der Bildung des Zeitalters und der Stufe seiner Civilisation drängt sich allenthalben auf. Nicht lange mehr wird man einer durchgreifenden Umgestaltung desselben sich entziehen können. Bisher haben alle Reformen, obwohl von den besten Absichten eingegeben und von glücklichen Erfolgen begleitet, sich mehr auf die Form beschränkt; den Geist und die Grundsätze hat man nicht ändern wollen. Aber auch dazu wird man über kurz

oder lang sich entschließen müssen. Leider sind bis jetzt großentheils diese Reformen nur von kirchlichen Eiferern betrieben worden, die außer menschheitlichen Zwecken noch besondere religiöse verfolgten. Unter den neuern Werken, welche die notwendigen Reformen in Behandlung der Strafgefangenen und die dadurch zu erzielende Besserung derselben erörtern, ist zu erwähnen: „Benevolence in punishment; or, transportation mode reformatory.“ Obwohl der Hauptzweck des Buchs darauf hinausgeht, die Besserung der Sträflinge in den englischen Strafcolonien zu erwirken, so enthält es doch auch viele richtige Bemerkungen über die Art und Weise, die Strafeinrichtungen für Verbrecher mit ihrem einzigen vernünftigen Zwecke und der Besserung der Letztern in Einklang zu setzen. Die Grundsätze, daß selbst die größten Verbrecher empfänglich sind für liebreiche Behandlung, fähig der Dankbarkeit, daß man ihnen beweisen müsse, Tugend liege in ihrem eigenen Interesse, daß man eine wahre Theilnahme, keine kalte, amtliche zur Schau getragene, sondern eine aufrichtige, herzliche ihnen widmen müsse, daß man endlich eine Belohnung ihres guten Betragens ihnen vorzuhalten habe: diese Grundsätze finden an dem Verf. einen warmen Verteidiger. Ganz mit diesen Ansichten stimmt, wie man aus dem jüngst erschienenen Werke einer Nordamerikanerin, „Letters from Newyork“, von Maria Child, ersieht, die öffentliche Meinung in einem großen Theile der Vereinigten Staaten, welche in dieser Hinsicht in Wahrheit die „neue Welt“ vertreten, überein. Der Vorsteher des Aufsichtsamtes über das Sing-Sing Gefängniß, Edmonds, äußert in seinem letzten Bericht: er lege in das System des Zwangs, welches so lange in der Welt geolten, nicht den mindesten Werth; jenes System, die Strafgefangenen durch martervolle Behandlung zu Dem anzuhalten, was man gute Ordnung nenne, und das darin bestehe, nie auf etwas Besseres als auf das entwürdigende Gefühl der Furcht sich zu berufen. Er habe in seiner Erfahrung genug gesehen, um sich zu überzeugen, daß, wie entartet solche Verbrecher auch waren, sie noch Herzen besaßen, die durch Milde gerührt, Gewissen, die durch Berührung an den Verstand erweckt wurden und die die Sehnsucht nach einem bessern Lebenswandel in sich trugen, welche oft nur der freundlichen und zusprechenden Stimme der Theilnahme und Hoffnung bedurften, um zur dauernden Besserung sich zu fähigen. In Folge dieser Überzeugung ist in dem genannten Gefängniß der Grundsatz angenommen, so selten als möglich zu strafen und, wo immer sich eine Sehnsucht nach Besserung kund gibt, Muth und Hoffnung einzusprechen. Die Erfolge dieses Systems sollen über alle Erwartung günstig ausfallen. 12.

Bibliographie.

- Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1846. Nürnberg, Bauer und Raspe. Gr. 8. 20 Ngr.
- Fabeln vom Verfasser des Glockenhuben. Nürnberg, Bauer und Raspe. 12. 7 1/2 Ngr.
- Hesse, C. A., Gedichte. 1ster Theil. Berlin, Logier. 1845. 8. 25 Ngr.
- Huschke, P. E., über das Recht des Nexam und das alte römische Schuldrecht. Eine rechtshistorische Untersuchung. Leipzig, Gebauer. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
- Lamping, C., Erinnerungen aus Algerien. 2te Auflage. Oldenburg, Schulze. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.
- Mönnich, W. B., Dr. Martin Luther. 1ste Lieferung. Nürnberg, Korn. Gr. 16. 5 Ngr.
- Reitberg, A. v., Nürnberger Briefe. Hannover, Helwing. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Schönke, K. A., Das Weihnachtsfest in Erzählungen und Gedichten. Posen, Cohn. 12. 10 Ngr.
- Die Wächterschule. In drei Erzählungen nach dem Französischen von S. P. Gilbert. Wien, Wallishausser. 1845. 8. 25 Ngr.

Montag,

Nr. 40.

9. Februar 1846.

Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechts. Vier Theile. Als Manuscript gedruckt. Wien 1844.

Wenn die Lanzknechte ihrer Zeit Wanderbücher geführt hätten, so wüßten wir mancherlei wo nicht Wichtiges, doch Charakteristisches und gewiß Interessantes über die Sittenzustände einer Zeit, die uns historisch zwar ziemlich deutlich ist, für die dem Dichter und Novellisten aber, wenn er das Kleinleben schildern will, das Material sehr dürftig und zerstreut unter andern Wust oder Wichtigern zugewachsen ist. Die Lanzknechte selbst Jürg's von Frundsberg führten keine Tagebücher, aber auch unter den heutigen dürfte es noch eine Seltenheit sein, ohne daß man um deshalb zu klagen hätte. Was unser Soldat von dem Zeit-, Feld- und Lagerleben berichten könnte, wissen wir aus tausend andern Quellen. Mit dem „verabschiedeten Lanzknecht“ hat es eine andere Bewandniß. Fast, seinen abenteuerlichen Zügen nach zu schließen, könnte man ihn, mit etwas verändertem Costume, in jene Zeit des freiwilligen, wandernden und umschweifenden Soldatenthums versetzen. Er kämpft in Algier gegen die Beduinen, er zieht in Frankreich für seine Meinung (wenn auch nicht geradezu mit der Lanze), er garnisonirt in Italien, Wien, er streift durch Ungarn und Galizien, und ist ein echter Lanzknecht im alten Sinne (wenn auch ohne Sold) unter den Karlisten in Biscaya. Überall sieht und erlebt er viel, urtheilt auch über die Dinge mit einer gewissen Sicherheit, doch nicht mit fanatischer Vorliebe, und was er davon des Eintragens in sein Tagebuch für werth gehalten, ist ein schätzbare Beitrag zu unserer anderweitigen Kenntniß der Länder, Verhältnisse, Parteien, Völker und Individuen.

Der Lanzknecht, welcher so viel von seinen Zügen durch so vieler Herren Länder zurückgebracht hat, daß er dies Wanderbuch auf eigene Kosten für seine Freunde hat drucken lassen können, ist, wie Fama sagt, eine aristokratische Notabilität, welche in vielen Ländern, wo sie sich gezeigt, eines ehrenwerthen Rufes genießt. Ein Cavalier, im besten Sinne des Wortes, sucht er in altritterlicher Art Abenteuer auf, wo sie sich gerade am lockendsten für ihn darbieten und wo seine Parteienacht nothdürftig vertreten ist. Er schlägt sich, oft Mann gegen Mann, scheut keine Gefahr, sondern

sucht sie auf; muthig im Felde, ist er noch muthiger, auch offen zu bekennen, wo er sich gefürchtet hat, selbst auf die Gefahr hin lächerlich zu erscheinen. Das bewährt den Muth, den vorzugsweise der Deutsche hat; den Romanen und, ich glaube, auch den Slawen ist die Eigenschaft fremd, sich selbst zu persifliren oder gar dem Gelächter preiszugeben, wie unser Lanzknecht mit so lebenswürdiger Offenheit thut, als er uns seine Flucht in gestrecktem Galopp vor fünf berittenen Juden erzählt, und daß er vor Geistern nicht immer ganz fest ist. Wo er erscheint, ist er vortrefflich ausgestattet, an Pferden, Kleidungsstücken und Waffen; er ist sogleich in der höhern Gesellschaft eingeführt, deren Comfort und anmuthige Seiten er wohl zu schätzen weiß. Diese Genüsse, weder die geistigen noch die materiellen, können ihn aber nicht so fesseln, daß er sie nicht jeden Augenblick im Stich zu lassen bereit ist, wo Ehre und Pflicht rufen, oder ein gefährliches Abenteuer zu bestehen ist. Er ist Aristokrat, nicht von Geburt allein, sondern auch von Gesinnung, er huldigt den Legitimitätsbegriffen; aber wir haben es darum mit keinem verrosteten Verehrer des ci-devant Regime zu thun, der jede Falte und jede Troddel der alten beschädigten Vorhänge des Ackerbauigen im Feudalismus erhalten wissen wollte. Zwar ist er mit dem Gedanken noch nicht in die neue Zeit eingebrungen und fern davon, die Nothwendigkeit der Forderungen anzuerkennen, welche immer verbreiteter, immer mächtiger hervortreten, aber er hat zu viel unter allen Parteien, Nationen und Verhältnissen gelebt, um nicht inne geworden zu sein, daß man diesen Forderungen gegenüber nicht mehr den hochmüthigen Ton von ehemals anstimmen darf, daß die tiefen Klüfte Brücken fordern, die keine Partei ohne eigenen Nachtheil zerstören soll. Während er die bevorzugten Stände als eine Nothwendigkeit verteidigt, weil sie nach jedem Umschwung der Dinge immer wieder, wenn auch in veränderter Gestalt, zum Vorschein kommen, während er seine Vorliebe für den Adel nirgend verbirgt, gesteht er doch, daß ihm, was wir die bürgerlichen Naturgefühle nennen möchten, über allen Glanz, Wiß, Comfort und die befriedigte conventionnelle Eitelkeit in den Salons gehen. Ihm ist wohl in Paris bei dem Incognitoleben vier Treppen hoch in der Rue de Laharpe, im Umgange mit einer sinni-

gen, feinen und herzlichen Grifette, bei den ländlichen Partien mit ihr auf den grünen Wiesen von Saint-Germain, als in den diplomatischen Salons, wo fürstlicher Glanz über illustre Personen sich verbreitet, und der halb in Paris erzogene deutsche Fürst in seinem Elemente wäre. Noch wohler aber wird ihm, wenn er in seinen vaterländischen Gauen auf die Alpen steigt, und unter den Schneefirnen mit dem steirischen Wildschützen die Hand schüttelt, von seiner Liebe und seinem Haß mit ihm plaudert, von seinem Brod und seiner Milch ist, nahe erschrickt vor seiner zuweilen mit Menschenblut gefärbten Hand, aber mit Schrecken zurückdenkt, daß eine Stunde unterhalb dem Berge die Eisenbahn aus der wilden Gottednatur ihn wieder in ein, zwei, drei Stunden nach der Hauptstadt zurückzaubert, aus der Luft der Giftniren, aus dem Sonnenlicht, das sie vergoldet, in die parfümirten, von hundert Girandolen strahlenden Ballfäle.

Ein deutscher Lanzknecht ist es, der unter der Noth der Soldateska, der Grausamkeit des Bürgerkrieges und des Aufstandes unter Barbaren, unter der Plünderung der diplomatischen Welt sein Gemüth, ein warmes Herz, eine feine Beobachtungsgabe, und mehr als alles Das, einen Charakter sich bewahrt hat. Er kennt viele Menschen und Völker, auch, und besonders, die Frauen, denen er mit ritterlicher Zuneigung ergeben ist, von denen er aber auch mit süßlicher Unbefangenheit den Zoll der Gunst fodert, ihn gern hinnimmt und es gern und offen gesteht, unbelümmert um die norddeutschen Sittengesetze. Er kennt auch noch mehr, die Geschichte seines Vaterlandes, dem er mit conservativer Liebe ergeben ist. Die Revolutionen, die Bürgerkriege, in denen er doch lebt, verabschaut er wie ihre Quellen, ohne doch unbedingt den Stab über die Geister zu brechen, welche sie hervorrufen aus edelm Drange. Er reflectirt gern über die Wege und Irrwege, durch die der Mensch sein Glück auf Erden erstrebt, er ist religiös und hat seine sinnige und sinnliche Freude an dem alten katholischen Gottesdienst; er wirft aber auch gelegentliche Blicke in die Zukunft der Völker und Staaten, wobei mancher Lichtfunke aufgeht. Die Auserwählten sind seine Bekannten durch Geburt, Erziehung; aber ebenso genau kennt und schätzt er das Volk, er wirft sogar neue Lichter auf manche oft beleuchtete Seiten des pariser, des französischen Volkslebens. Die Samens und Grifetten, den pariser Duvrier, die Helden der Straße, den ehobaren und gemäßigten Epicier, sogar die reiche Bourgeoisie führt er uns in kurzen, schlagenden Skizzen vor, durch welche die Kenntniß noch erweitert wird, die wir aus Paul de Kock schöpfen. Aber etwas kennt er nicht, das Medium zwischen diesen Extremen, den Fonds, aus welchem die Bewegungen der Zeit hervorgingen, den Stand der Intelligenz. Er kennt die Legitimisten und Republikaner, die Chouans und Jakobiner, auch die Jullihelden in ihrer moderirten Frisur, auch die Selbstmächte, die sich anscheinend der Herrschaft bemächtigt haben, aber die still wirkende, weit hinausreichende Doctrin,

der intelligente Mittelstand scheint dem Lanzknechte bei allen seinen Streifzügen unbekannt geblieben zu sein.

Das wirkt denn auch auf seinen Charakter als Schriftsteller zurück. Er ist kein Mann des Studiums, sein Stil ist kein erlernter. Er schreibt wie er denkt und fühlt, wo Stoff und Gedanke sich begegnen, vortrefflich. Wo das nicht ist, schwankt er zwischen zwei Extremen. Hier ist der Stil zu voll und breit in Darstellungen, über die ein gelehrter Schriftsteller leicht hinwegginge; doch das ist nur der seltene Fall, der Verf. liebt eigentlich die Kürze. Auf der andern Seite will er künstlich schreiben, verfällt aber in die Krankheit anderer Schriftsteller aus der Hantevolke, die wir die stiltliche Cavalierperspective nennen möchten, und von der die schreibenden Cavaliere keinen Begriff haben, wie widerwärtig, ja gemein sie unserm ästhetischen Gefühle klingt. Dieses wüßig sein sollende Gemengsel von Fegern, Lumpen, Phrasen, Französisch und Deutsch, die in der intimern Salonunterhaltung noch für geistreich gelten mögen, für uns Andere wie wahres Gebredn des Ungehalts, der Art, daß wir selbst auf dem Theater nicht mehr darüber lachen können, sind so kräftig und schlagend bei Gelegenheit der Pücker'schen Schriften vom Zimmermann abgefertigt worden, daß wir nicht begreifen, wie noch ein Cavalier damit sich bei der Lesewelt insinuirn zu können vermeint. Ist doch auch in einer höhern Sphäre der Jean Paul'sche geschränkte Stil unter den Deutschen gänzlich abgethan. Eben wie das Sezivielte und Geschraubte einer Vergangenheit angehört, so alles Bombastige, auch wo der Gedanke sich hebt; und doch glaubt unser Lanzknecht, wenn er in Gedanken sich ergeht, welche die Darstellung eines Factums einleiten sollen, einen solchen Stellenanfang nehmen zu müssen, wofür ihm Niemand dankt. Doch, wie gesagt, dies sind nur Auswüchse, Früchte mühseligen Studiums, welches er sich selbst hätte erlassen können. Wo der interessante Stoff ihn ganz ergreift, wo der Gedanke einfach und natürlich von selbst kommt, schreibt er auch einfach und reißt die Leser mit sich fort; ja in einzelnen Darstellungen ist der Stil, die wienerischen Idiotismen abgerechnet, meisterhaft.

Der Schavplag fliegt hin und her, wie in einer Laterna magica wechseln die Bilder; aber das ist kein La-bel, man folgt dem Verf. gern in seinen Sprüngen. Es scheint wirklich ein Tagebuch gewesen zu sein, was aber sehr stark gewesen sein muß. Beim Überlesen hat der Lanzknecht gestrichen, und viel gestrichen, entweder was ihm nicht mehr gefiel, oder was er für das Publikum nicht geeignet hielt; so sind denn oft, ganze Seiten hindurch, nur rhapsodische Drosken geblieben, darunter aber, neben Expreu, zuweilen kostbare Perlen. Hinwiederum hat er, als er an den Druck dachte, nachträglich einzelne Skizzen, die ihm besonders gefielen, zu großen Bildern ausgearbeitet und aus einzelnen Zügen vollständige Novellen gemacht. Ob alles Das wirklich erlebt ist, bezweifeln wir. Das schadet aber nichts, die Grundzüge sind wahr, und die Novellen in der Mehrzahl interessant.

Dahin rechnen wir die Novelle von der hübschen Helgoländerin, die so höchst einfache, aber vortreffliche ungarische Erzählung „Haburet“, in welcher und die Steppen Ungarns mit ihrer Poesie und Barbarei und ihre wilden, freien Räuber mit ungemainer Lebendigkeit ins Auge treten. Manche höchst gewöhnliche Garnisonssoldate, manches Wischwaschi, was sichtlich hätte fortbleiben können, ist freilich unter diesen Papierschnitzeln mit zum Abdruck gekommen. Unter den Freunden des Langknechts wird es auch seine dankbaren Leser finden. Dafür entschädigen uns solche idyllische Bilder wie die vom Duell in Marseille, dem eine humoristische pariser Duellgeschichte zur Ausgleichung für den grauenhaften Eindruck, welchen jenes Bild hervorgerufen, beigelegt ist. In beiden zeigt sich die intensive Stärke des Verf., den französischen Nationalcharakter zu schildern. Irrten wir nicht, so lasen wir schon seiner Zeit in den öffentlichen Blättern von jenem französischen Seemann, der mit unerbittlicher Grausamkeit als Duellant die Unbill an den Liberalen rächte, welche in der ersten Revolutionszeit durch die Jakobiner ihm zugefügt worden. Es ist das Bild einer Gemüthsverhärtung, die das Haar zu Berge steigen macht, um so gräßlicher, als dabei die Religion mitspielen muß und solchen Verfechter von Thron und Altar vor sich selbst gerechtfertigt erscheinen läßt. Unser legitimistischer Langknecht kann, seiner politischen Inclinationen ungeachtet, das deutsche Gemüth doch nicht verleugnen; auch er schaubert trotz des Frühstücks, das er mit ihm einnehmen muß, über den kaltherzigen Mörder, der mit völliger Seelenruhe den blutriesenden Degen abwischt, und zwischen den Zähnen murmelt: „Das war nun der siebzehnte.“ Der junge, hübsche, harmlose Mensch hatte ihm nichts gethan als daß er das Julikreuz trug und eine Freiheitshymne gesungen. Eine Seelenmesse läßt er für seine Opfer lesen, aber nicht sowohl seiner Seele wegen, als, um seinem Freund, dem Abbé, einige Francs zu verdienen zu geben. In diesem Bilde ist gewiß nichts erfunden, es ist der cheralereste Altfranzose, mit politischem Grimm und südfranzösischer Grausamkeit ausgestattet. Wenn aber Viele, ihm ähnlich, unter der Restaurationsperiode im mittäglichen Frankreich so gegen die Liberalen und Reformirten gewüthet haben, darf man sich da wundern, daß auf der andern Seite die Wuth auch zu Excessen gesteigert wurde? Nur über die Mäßigung der Julisieger darf man sich wundern. Der Langknecht macht sich in seinem zweiten Duellbilde darüber lustig. Der Sergeantmajor der Nationalgarde, sein Rival bei der hübschen Schauspielerin, wird zum Hühneraugenoperateur, den seine Nachbarn zum Offizier gewählt, seiner — gemäßigten Gesinnungen wegen. Welche interessanten Züge, welche lehrreichen Beobachtungen dagegen über den französischen Charakter in Bezug auf das Ehrgefühl. Auch einen Julihelden, der sich rühmt zwei Gardisten erschossen zu haben, obrsteigt ein Gardist, schlägt sich mit ihm und ersücht ihn. Ist's ein Legitimist? Nichts davon, er ist nicht Royalist, nicht Republikaner, nicht Constitutioneller, er ist von Religion und

Farbe nichts als Gardist, gleichviel ob Consulargardist, kaiserlicher oder königlicher Gardist, aber als solcher kann er es nicht ertragen, daß ein Kadendienter sich rühmen darf, einen Gardisten erschossen zu haben. Von diesem seltsamen Ehrgefühl unter den Soldaten führt der Langknecht mehre charakteristische Züge an. Jener östreichische Husar bei Kofsbach, der sich vom preussischen erbitten ließ: „Bruder Deutscher, laß mich erst den Franzosen todt machen“, hat doch noch eine nationale Bedeutung; aber der esprit de corps hat sich in den Kriegen oft weit merkwürdiger manifestirt. Feindliche Husaren auf den Vorposten zusammen trinken zu sehen ist nichts Ungewöhnliches; aber daß sie, als Husaren, Partei nehmen gegen andere Truppencorps, aus Kastengeist Freund und Feind zusammen, das ist ein Ding, welches dem Psychologen Manches zu rathen aufgibt und dem Philanthropen und Kosmopoliten ein Stein sein dürfte, in seinen Weg geworfen. Der Langknecht hat noch eine andere Eigenschaft der Franzosen entdeckt. Es ist die Lust, der Kugel, im Pulverdampf mitzuknallen, der weit heftiger und unwiderstehlicher auf sie wirkt als politischer Haß und religiöser Fanatismus. Es trieb in den Julitagen Viele ins Getümmel, die, gar keine politische Meinung hatten, aber sie mußten mit darauf los. Ein junger Mann schoß sehr ungeschickt mit seiner guten Flinte auf die Soldaten. Da entreißt ihm ein ehemaliger Napoleonischer Soldat das Gewehr, legt an, zielt, und der Anführer der Cavalerie stürzt vom Pferde. Der Brautkopf gibt dem jungen Mann die Flinte zurück: „So, mein Herr, muß man zielen, übrigens kümmert mich die Sache nicht und ich bin auch nicht von Ihrer Partei.“ Er hatte nur einen Probeschuss gethan. In London trifft der Langknecht einen alten Chouan, dem es wohl geht, der sich aber doch überreden läßt, wieder zu einem vorbereiteten Aufstande überzuschiffen. Weshalb? Er ist nicht Legitimist, nicht Fanatiker für Thron und Altar, Republik und Constitution sind ihm gleichgültige Dinge geworden, aber er hat wieder Lust einmal auf die Blauen zu schießen. Das sind Züge, die ein Volk charakterisiren, und die nicht jeder Langknecht aufgreift. Ähnliche Züge liefert er aus Spanien. Im meuchelmörderischen Zweikampf ist der Geliebte zweier Mädchen erstochen worden. Sie schwören blutige, ewige Rache. Da erscheint der Escrivano mit den Gerichtsdienern, aber von den hundert Zeugen des Kampfes will Niemand etwas Bestimmtes gesehen haben, Niemand wissen, wohin der Mörder entflohen ist. Auch — beide Mädchen nicht. Auf die Frage des verwunderten Fremden erwidern sie mit Entrüstung: „Haltet ihr uns für so verwoorfene Personen, den Mörder dem Gericht anzugeben? Er wird seine Strafe empfangen, aber pfui, wer die Gerichte darum anriefe!“

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Kanzlei in Osterreich. Leipzig, Grunow. 1845.
12. 10 Rgr.

Seit einigen Jahren, ungefähr seitdem die liberale Partei in Deutschland zur Überzeugung gelangt zu sein glaubte, daß die dormalige Regierung in Preußen die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllen werde, und seitdem man bemerkte, daß die östreichische dem Fortschritte in der Vermehrung der materiellen Güter der Gesellschaft nach den Ansichten der Gegenwart nicht abhold blieb, ja sogar für eine großartige Darstellung von Eisenbahnen bedeutende Kosten verausgabte, behandelt die Presse die Möglichkeiten eines Fortschritts jenes isolirten Staatensystems auch in den Forderungen des Geistes auf eine lebhaft und andauernde Weise. Es sind besonders zwei Punkte, welche hervorgehoben werden: Erhebung des Unterrichts und der Beamten. Es ist darüber in Journalen, Zeitschriften, Reisebeschreibungen eine Masse von allgemeinen Rathschlägen gegeben, nicht minder von Flugschriften erschienen. Aus Osterreich selbst erwähnen wir besonders das Gesuch der Schriftsteller um Minderung des Preßzwangs.

Der Ort aber, wo jene Rathschläge und die Form, in welcher sie erschienen, läßt zum voraus schließen, daß eine umfassende Behandlung der Frage nicht wol gegeben worden. Es ist eine Rodesache; die Redactoren sehen dergleichen Artikel sehr gern, und mit wenigen Stichworten ist sehr bald ein recht hübscher gemacht. Es ist zudem ein reichhaltiges Feld; man darf nur mit der Hand darüber hinstreifen, um die Ähren abzuschlagen.

Die Leichtigkeit dieses Verfahrens, die Gewißheit, daß der Rode gefällig zu sein ein Buchhändler wol sich finden werde, mußte begreiflicherweise viele Inländer, die in den Verhältnissen leben, anreizen, davon etwas zu schreiben. Etwanige Vorgesetzte erfahren ja nichts; man hat es ganz bequem, nach wie vor sich im Stillen an der Brüche zu sättigen, die man öffentlich für das fürchterlichste Gebein ausstreut. Von dem Ehrenpunkte, unter solchen Umständen frei heraus zu treten, wissen solche Leute nichts. Dadurch erhält aber einestheils unsere politische Literatur einen maßlosen Zuwachs von trivialen Klatsch-Flugschriften, wie sie ihn bereits in den Correspondenzartikeln der Tageschriften in einem ungeheuern, bei keinem Bolke der Erde bemerkbarern Grade täglich und stündlich auf sich eindringen sieht; andernteils wird der Geschmack des Publicums durchaus verdorben, und endlich denjenigen Schriftstellern ihr Weg erschwert, durch welchen sie auch die politische Freiheit der Nation auf das Wissen und das demselben entspringende Gefühl begründen wollen; und unglücklicherweise: die Tageschriften, welche auf diesem Wege anscheinend vorwärts streben, sind in den traurigsten Händen.

Diese einleitenden Betrachtungen sollen dazu dienen, darauf hinzuweisen, daß der vorliegende Bericht aus der Kanzlei nichts Besseres ist als etwas von jenen anonymen Klatschereien, die nur ein einziges gewisses reelles Resultat haben.

Der Verf. sieht nichts weiter als die alten Klagen über den Unterricht und die Schlechtigkeit des Beamtenwesens auf, mit Geschichten verbrämt, die den Saunen reizen, also ihren Leserfreis finden werden.

Daß der Verf. wirklich nicht nur in der Kanzlei ist, sondern auch durch seine literarische Production darin geblieben ist, beweisen die Kleider seiner Gedanken, sein Stil. Er ist durchgängig sozusagen anklebend und nur kriechend; z. B.: „Denn es ist denn doch lächerlich, wenn ein Kreiscommissair Klagen mit Dem von sich weist, daß er u. s. w.“, oder: „Wie widersinnig muß es einem Unbefangenen doch scheinen, wenn er hört, daß bei einer und derselben Behörde zwischen dem Einzelnen über Recht oder Pflicht der Übernahme einer Arbeit selbst schon heftig gestritten wird, wo der Referent A sagt: die Sache gehört nicht mir zu, sondern dem B, dieser hält entgegen eine A. B. C. Handlung u. s. w.“ Es könnten noch

mehr solcher Proben gegeben werden, wenn man nur wollte ob es auch Nutzen brächte.

Den Inhalt näher anlangend, so hat sich der Verf. selbst nicht enthalten können mehrfach anzuerkennen, daß die Reform vorschreitet, wenn auch langsam. Er sagt selbst, daß manches Berallete abgeschafft worden, und doch hat er sich mehrfach auch über dieses Vergangene lustig gemacht. Ist das Liebe zur Sache, oder zum Vaterlande? Oh, wann wird man doch endlich anfangen einzusehen, daß auch für die Freiheit die Liebe das schaffende Element ist; das Gefühl, welches von dem Wissen, dem innerlichen Holen des Besonderen oder Fallschen, welche uns wehe thut, nach der Idee sehnüchzig schaut, und das Stehende in eine fließende Melodie der Zeit zu verwandeln strebt. Das freie, große und schöne Leben ist lediglich eine Entäußerung, ein Fortschwingen des Gemüths, welches seinen Ton vom Himmel hat.

Diese Principien waren einst anerkannt in Deutschland, als Schiller, Herder, Klopstock die Säger der Humanität und der deutschen Freiheit und Größe waren. Jetzt, den Kryskall zerbrochen, liebt man es sich mit den Scherben der Puz- und Rodesucht und der blinden Reugierde zu behängen, und wie wir schon bemerkt, die es bessern wollen, fahren mit einem plumpen Prügel darein, den sie ein aristokratisches Ritterstecher nennen, oder werfen aus der Ferne mit officiellen Schleudern hinüber.

Die vorliegende Schrift hat uns nur zu diesen flüchtigen Bemerkungen über einen Auswuchs unserer politischen Literatur Veranlassung geben können, weil sie leider die Krankheit vermehrt und nach ihr noch unzählige dieselbe gleichfalls vermehren werden; im Übrigen ist sie ganz wertlos.

G. Marquard.

Literarische Notizen.

Ein weiblicher Rousseau.

Die bekannte Schriftstellerin Mrs. Loudon hat eine Erziehungschrift herausgegeben: „The light of mental science, being an essay on moral training“, die von dem sehr gesunden Grundsatz ausgeht, daß die Gesetze der Natur unfehlbar sind und daß sich die Kenntniß und Beobachtung derselben für die Erziehung äußerst wohltätig und nützlich erweisen muß. Eine ihrer Äußerungen, daß „Unwissenheit aufhört kein Vergehen zu sein, wenn Zeit und Gelegenheit Kenntniß zu Handen des Einzelwesens gestellt haben“, enthält eine Verurtheilung für das ganze lichtscheue und dämmerungsfüchtige Gulgengeschlecht auf Burgen und in Klostermauern, das, zu träge oder zu neidisch von den zu Gebote stehenden Mitteln der Wissenschaft und Bildung Gebrauch zu machen, Alles anbietet, diese Schätze der Menge vorzuenthalten.

Die Weisheit Guicciardini's.

Dieser berühmte italienische Geschichtschreiber bemerkt irgendwo: „Ein Fürst, der zur Verschwendung geneigt ist, wird ohne Zweifel mehr geliebt als einer, dem man Geiz vorwirft: aber es sollte gerade das Gegentheil stattfinden. Denn ein verschwenderischer Fürst sieht sich zu Erpressungen und gewalthätigen Handlungen in Bezug des Eigenthums Anderer veranlaßt, während der kniderige Nachhaber Niemanden beraubt; auch sind Derer, welche von den Unterdrückungsgelüsten eines Verschwenders betroffen werden, weit mehr an Anzahl als die aus seiner Freigebigkeit Nutzen ziehen. Nach meiner Ansicht ist deshalb zu folgern, daß, da die Hoffnung eine größere Gewalt über die Menschen ausübt als die Furcht, die Anzahl Derer, welche Wohlthaten von ihm zu erlangen hoffen, größer sein wird als die Anzahl Derer, die durch ihn bedrückt zu werden fürchten.“

12.

Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechts. Vier Theile.

(Beschluß aus Nr. 40.)

Die beiden Hauptstücke dieses Wanderbuchs sind die Abschnitte über den Feldzug in Algier und den in den Amascoas unter den karlistischen Banden. Der Legitimist kann in Algier natürlich nur unter dem Eroberungsheer der Bourbonen dienen. Er landet, als das französische Heer noch vor der Stadt campirt. Über die Eroberung Algiers erfahren wir wenig, und das eigentlich Interessante dieses Abschnitts ist nur der erste Ritt, die Promenade nach Delida unter Bourmont und der unglückliche Rückzug nach Algier. Hier ist aber Alles Leben, Plastik, Anschaulichkeit, Wahrheit. Wir lernen was der Krieg mit den Beduinen ist. Wie der Orient immer derselbe bleibt, hat sich auch in den 15 Jahren in der Kriegführung wenig geändert, außer, daß die Franzosen klüger und vorsichtiger, und die Araber und Kabysen unter Abd-el-Kader geschickter operirende Soldaten geworden sind. An Grausamkeiten, an Gefährlichkeit und Listen ist es heute wie damals. Mann kriegt gegen Mann, nicht der Tapferste, sondern der Verschlagendste siegt. Wer aus dem Zuge zurückbleibt ist verloren. Der Lanzknecht findet greulich verstümmelte Leiber, Unglückliche, die sich verspätet, an Bäumen hängend, die Köpfe zwischen ihren Beinen, ein Weib darunter mit aufgeschligtem Duche. Ihm selbst droht ein ähnliches Schicksal. Wir zittern im Lesen für ihn, als bei der Flucht vor den Kabysen der Bauchriemen unter seinem Pferde reißt und der Sattel zu schwanken anfängt. Niemand will mit ihm halten und den Sattel wieder befestigen! Dafür sehen wir auch Scenen furchtbarer Vergeltung: einen gefangenen Araber mit den Armen an den Schweif eines Chasseurpferdes gebunden. Im Anfang läuft der Unglückliche mit, endlich läßt er sich, seinem Schicksal sich ergebend, mit fortschleifen, sodas der Chasseur selbst gerührt wird und den Offizier fragt, ob er mit der Lanze die Qualen des Armen enden dürfe. Der Offizier übernimmt es, und zerschmettert mit seiner Pistole, an das Ohr des Gefangenen gelegt, den Kopf desselben. Denselben Offizier sieht der Lanzknecht später in einem pariser Salon, wie die Rosenfinger einer schönen Dame in der Hand spielen, welche er auf der

Ebene Metidja mit dem Hirn des Arabers besprüht sah! Auch hier reiche Züge aus dem französischen Nationalcharakter. Der Lanzknecht stillt die Wuth eines ergrimmtten Sergeanten, der seinen Gefangenen ermorden will, indem er seine Rationaleitelleit anstachelt: ein Krieger der Civilisation darf sich nicht auf eine Stufe stellen mit einem Geschöpfe, das dem Thiere nahe steht, an einer Bestie darf ein Soldat des 37. Regiments keine Rache nehmen! Und der Krieger der Civilisation gehorcht. Dann die Rückkehr zu Schiff, die Nachricht von der Julirevolution auf dem Wasser, und der Veränderung zuziehende Bemannung, und der loyale Commandeur, dessen Herz selbst aufjubelt beim Anblick der drei Farben, dennoch aber, sich selbst bezwingend, die Lilienflagge wehen läßt, bis er officielle Befehle von der neuen Regierung erhalten habe.

Nach Spanien, in das Heer des Don Carlos, treibt den Lanzknecht geständig der Überdruß an der Fülle von Unthätigkeit und Frieden. Wir mögen meinen, daß es noch andere Motive gewesen, die er jetzt zu verschweigen für dienlich findet. Er hat nicht gefunden, was er erwartete. Dies gesteht er zwar nicht ein, es ist aber deutlich zwischen den Zeilen zu lesen. Zwar fehlt es nicht an tönenden Worten und prachtvollen Schilderungen von der loyalen Hingebung dieser getreuen Kämpfer für Thron und Altar, wie sie ihr Alles der Idee opfern für die sie fechten, wie herrlich, kolossal alle diese Männer sind, die Eguia, Maroto, Merino, Cabrera, Balmaseda u. s. w., aber den Worten und Schilderungen merkt man an, daß gerade dieser Aufsatz erst lange nachher geschrieben ist, nachdem der Verf. unter ihnen gelebt hat. Auch der König (Don Carlos) und seine schöne, herrliche Gemahlin (die Prinzessin von Beira) werden mit einigen (dem spanischen Hossil abgelernten) Floskeln belobt; damit aber hat es sein Bewenden. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß sie nur geschrieben sind, weil möglicherweise das gedruckte Buch diesen hohen Herrschaften in die Hände fallen könnte. Wäre der Verf. wirklich von Don Carlos' königlicher Persönlichkeit bezaubert worden, hätte er sich anders darüber ausgelassen. Er ist zu gesundem Sinnes, um sich von einer politischen Überzeugung zu solcher Unwahrheit hinreißen zu lassen. Überhaupt ist der diplomatische Cha-

rakter gerade dieses Abschnitts auch in anderer Beziehung augenfällig. Für Ref. entspringt aus der Darstellung allerdings auch ein sehr klares Bild, welches aber in seinen Effecten Dem, welches der Verf. in seinen Worten liefert, schnurstracks entgegen ist: eine Sache, die keinen Anhang im Lande selbst hat, vertreten durch eine fürstliche Persönlichkeit, die ihr nur schadet, unterstützt durch zügellose Banden, die zufolge des spanischen Charakters und der zerrütteten Verhältnisse überall gegen die gesetzliche Ordnung dort auftreten, durch einige Kühne, talentvolle, tapfere Chefs gehalten, mehr noch durch Selbunterstützungen aus der Fremde, und accompagnirt durch eine Zahl vornehmer, zum Theil illustrier Adventuriers, welche aus Fouqué und Walter Scott die Legitimitätsbegriffe erlernt haben und begierig sind in der ritterlichen Treue einige Studien zu machen, von den eingeborenen Spaniern aber dafür gehaßt und verachtet werden, weil diese praktisch genug sind zu wissen, daß es sich hier um ganz andere Dinge handelt als den Kampf um ein Princip. Zufällig kennt Ref. einige dieser Legitimitätshelden aus dem karlistischen Heere, und kann versichern, daß ihm die pathetischen Epitheta, welche der Lanzknecht ihnen gibt, manchmal ein kleines Lächeln entlockten. Diese Palatine der Legitimität wußten so ziemlich Alle, was sie dort suchten, und hätte die letztere keine uneigennützigern Ritter, so stände es mit ihr in Europa schlimmer als es schon der Fall ist. Aber in den Seilen des Lanzknechts ist auf dieser Seite Alles herrlich, edel, talentvoll, groß; inbegriffen den Baron dos Balles, dessen Muth und anderweitigen Talenten wir alle Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen, dessen joviale Persönlichkeit indeß weder den Begriffen von einem Roland und Sid noch denen eines Diplomaten in unserm Sinne entspricht. Weil es auf der andern Seite faul aussah, was gern eingeräumt sei, erscheint die diesseitige Fäulniß darum nicht als Frische. Der Erfolg hat es gelehrt. Nur ein gesundes Element war hier, das Volk der Basken, welches durch tropige Beschränktheit der einseitigen Ansichten drüben in seinem Heiligthum verbiederter Selbständigkeit und Freiheit angegriffen, gezwungen war, seine Sache mit der des Prätendenten zu vereinigen. Was der Lanzknecht über die Basken sagt ist Wahrheit; wir folgen ihm gern, und hätten lieber noch mehr von ihm gehört. Übrigens ist auch dieser Abschnitt in den Details reich an Interesse und lehrreichen Mittheilungen. Die Unmenschlichkeit dieses Bürgerkriegs, wie er von beiden Seiten geführt wird, ist echt spanisch. Nord um Nord, Grausamkeit um Grausamkeit; keine Partei gibt der andern nach. Maroto, der kaltblütigste aller Menschenschlächter; seine Zähne beim Mittagstisch stoßernd, läßt er auf einen Wink mit der Hand fusilliren. Wo noch die Erde vom Blute raucht, wo kaum der Leichnam eingescharrt worden, tanzen Soldaten und Mädchen. Am unglücklichsten die Neutralen, besonders die Ortsobrigkeiten; von den Karlisten werden sie erschossen wenn sie Christinos, von den Christinos wenn sie Karlisten beherbergt

haben. Wie noch Jemand dort sich zu einer Obrigkeit hergab! Der Lanzknecht ist plötzlich aus Spanien eskapirt, ehe es losgegangen. Warum, sagt er uns nicht. Gewiß nicht aus Furcht. Wir meinen, weil er bei seinem gefunden, deutschen, vernünftigen Charakter Das erkannt hat, was auszusprechen Rücksichten ihm verbieten.

Unser Maß ist gemessen und es ist voll. Sonst sprächen wir so gern noch von Bielefeld, z. B. von seiner geistreichen Ansicht über den Staat Preußen, wo man, zuletzt von Allem, auch ein Volk erschaffen; auch würden wir ihm Antwort geben auf seine Frage: weshalb die deutsche Spießbürgerlichkeit noch immer mit Theilnahme den Pfändlichen Meisterstücken zusieht, wo die vornehmen Leute immer Schufte, die Niedern Tugendhelden sind, da doch, nach des Verf. Ansicht, „diese Bedrängnisse der Bourgeoisie längst beseitigt waren“. (Warum sieht man in Berlin und anderwärts die „Antigone“ mit wahrhafter Theilnahme und tiefer Rührung, da es doch keiner Schwester jetzt mehr verwehrt ist, ihren Bruder zu begraben?) Doch wir müssen schließen, und schließlich sagen wir, daß es, obwol wir nicht überall mit ihm einverstanden sind, mit Achtung für den Verf. geschieht. Eine Cavalierperspective ist es, aber keine aus einer frivolten Höhe. Es fließt Blut in ihm, das wir für unser Blut erkennen mögen. 7.

Ein Stück aus Goethe's Leben, zum Verständniß einzelner Werke desselben. Von B. R. Abeken. Berlin, Nicolai. 1845. 8. 15 Ngr.

Indem wir dies Büchlein eines alten geliebten Freundes und literarischen Mitbruders in geistigen Jugenderinnerungen zur Hand nehmen, dasselbe, vielleicht allzu spät, aber mit immer warmem Herzenantheile freundlichen Lesern zu empfehlen, bewegen uns die Schauer der Vergangenheit aus jenen heiligen Seiten, über die Goethe das Friedenswort rief:

über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelin schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Wol ruht er nun schon schier anderthalb Decennien, was der große Römer Tacitus als einen „mächtigen Zeitraum sterblichen Daseins“ bezeichnet, neben seinem fürstlichen Lebensgenossen, den er unter jenen nämlichen Wipfeln mit dem Liede begrüßte, dessen sinnige Erläuterung den Hauptgegenstand dieses Büchleins bildet. Es ist das Geburtsstagsgedicht auf Herzog Karl August, überschrieben „Ilmenau am 3. Sept. 1783“. Wie viel geliebte Schatten steigen auf in der Betrachtung Dessen, der noch die Abendröthe jener unvergleichbaren und unermessbaren Festzeit gesehen, wo diese erhabenen Gestalten als frischblühende, jüngerliche Männer sich gegenüber standen, Karl August sein 26. Jahr soeben, Goethe sein 34. um fünf Tage zuvor abschließend! Blicken wir in das Waldesgrün, in das Wipfelsäufeln, in das Lannendickicht, lauschen in den munteren Vogelgesang jenes in dem besagten Gebichte gefeierten Tages hinein; und wenden uns dann aus dieser poetischen Camera obscura zurück in die Jetztwelt und das Getümmel des Tages — o Himmel! welche schneidende Augluft weht dann die dort

im Musenhaine, an dem Sonnenstrahl jugendfrischer Dichterbegeisterung, am melodischen Geräusche der Wasserfälle gelabte und gebähete Brust an! Die Poesie ist aus den Menschen heraus in die Zeit, in die Geschäfte, in die Ereignisse gezogen: aber eine Poesie der Zeit, des geistigen Drängens und Särens, des Emportreibens und Umrundens der Lebensformen läßt sich in keiner künstlerisch zusammenhaltenden und einen ruhigen, sinnvollen, frohherzigen Betrachtungsgegnuß vermittelnden Rahmen fassen; man ist selbst nur gährendes, treibendes, nach Gestaltung ringendes Element; das Haupt und der Geist ist voll Sunder, voller Brennstoff, voller Pläne: aber das Herz bleibt leer und sehnt sich vergeblich nach einer stillen Stunde, die alten, liebevollen, goldenen Erinnerungen eines beglücktern Geschlechts, einer genügsamern Epoche, eines beschränktern, aber vom Zauber des Schönen wonneselig durchleuchteten Zustandes wieder zu beleben. Es war eine monarchische Zeit, eine Zeit großgliederter, eindrucksvoller, plastisch vor die Seele tretender Persönlichkeiten; man staunte hinan, aber man fühlte sich erquict und erhoben an dem Glanze und Werthe so vieler Majestät; es waren Charaktere, keine bloßen Figuren, keine Kummern, keine gleichgültigen Zeichen, die nach Willkür die nächste beste mathematische Größe in der ungeheuern Abrechnung des Solls und Habens der socialen Realitäten bedeuten müssen! O es mag ein großer Moment sein in dem wir leben, aber ein herzerfreuender, gemüthvoller Moment ist es nicht. Das Große steigt uns nicht mehr in der edlen Menschengestalt aus himmlischen Höhen hernieder; es erscheint in Ziffern, in Verhältnissen, in Maschinen. Es ist die Demokratie der Weltentwicklung, das Zeitalter des Radicalismus, wir leiden keine Individualitäten mehr, wir nivelliren die Erhabenheiten, damit im großartigen Republikanertroge des Gesamtschritts Alle frei, aber auch Alle gleich werden. Müht nicht: auch in meiner Brust ist der Panrusf erklingen, der im Balde Arfa verkündete: „Der Sieg ist euer!“ auch ich freue mich des neuen, stolzen, kämpfenden Lebens, ich kämpfe mit, ich bin bereit zu fallen, ich bin ein Sohn meines Volkes und will keinen Ruhm als zu ihm zu stehen, ihm zu eignen mit Allem, was in mir hebt und glüht, seiner Sache und Fahne anzugehören, der übel angeesehenen, verkleumdeten, verhassten Sache und Fahne: — aber mit Ehrfurcht und Bewundrung denke ich jener noch unerschütterten und stillberechtigten Lage des geistigen Aristokratismus, der Welt voll Geniesterne, die nicht für Götterliebende, nicht für Auserwählte, nicht für Menschen aus anderm Leige zu halten auch dem Kühnsten ein Freivol gebüht hätte. Sie schlafen einen heiligen, gottgeliebten Schlaf: die Regenwart hätte nicht Zeit, sie zu verehren, und der Waffenlärm von Generationen, die ihnen fremd wären, würde den Frieden ihrer musenungebenen Nähe stören.

Für unsere Zeit ist von Goethe beinahe nur der „Faust“ noch lebenswarm und homogen, und ihn versteht sie mitten aus seinen Tiefen heraus, weil er ihr eigenstes Wesen und Streben in einem anticipirten Prophetengesichte vorhält, er ist ein Revolutionsstück, und sie ist eine Revolutionszeit, obgleich wir sehr gut wissen, daß sie nicht wie Faust aus einem gelehrten Übermuth den Himmel stürmt, auch der entschiedenen Überzeugung leben, daß sie sich diesen Himmel durchkämpfend erobern wird und ihn nicht als don gratuit des „ewig Weiblichen“ dahin zu nehmen gedenkt. Darum bedarf vielleicht der „Faust“ am wenigsten eines Commentars und desto eher jene gerühmten, götterhaft gelassenen, im Schooße der reinen Schönheit empfangenen Gestaltungen, welche für die ältern Freunde der Goethe'schen Muse desto seelenvollere Beziehungen haben, je mehr sie ihnen das Bild einer idealisch gestimmten Menschenwelt im milden Lichtglanze heiterer Vollenbung widerstrahlen und sie an Zeiten gemahnen, wo die Elemente der Gesellschaft kräftiger zusammengehalten und gezügt, aber auch freisinniger gewürdigt und väterlicher gepflegt waren. Hr. Prof. Abeken besitz vor Vielen gerade jenen Jartfynn, der dazu erfordert wird, solch eine ideale Welt in ihrer poetischen Baubergewalt auf das

Gemüth wirken zu lassen und den Empfindungen, welche bei dergleichen innigen und sinnigen Compositionen des Dichters Seele bewegen mußten, einen gleichstimmigen Widerklang zu leihen. Wenn ihn daher der große Vortheil, im Strahlenlichte des weimarischen Musenherdes schöne und erhebende Jahre durchlebt zu haben (er stand bekanntlich zu derselben Epoche in Schiller's Hause der Erziehung beider Söhne vor, als der nun so unerwartet dahingeflohene Kiemer zu gleicher Bestimmung bei dem einzigen Sohne Goethe's berufen wurde), vorzüglich befähigt, einem seitdem in ganz andern Stadien der gesellschaftlichen Entwicklung eingeschrittenen Zeitalter sich als Dolmetsch jener dichterischen Lage darzustellen, so steigert nicht um Weniges die Ansprüche auf solchen Beruf seine lebenswarme Gefühligkeit, die in die leisern Wurzeln und Verfämnungen eines poetischen Zusammenhanges mit Glück einzubringen geschaffen ist. Hr. Abeken hat diese hohe Gabe in so mancher literarischen Mittheilung, namentlich auch d. Bl., so erfreulich betätigt, daß wir ihn nur auffodern möchten, uns seine reichen und vielseitigen Studien in diesem Felde einmal in einem Ganzen zu geben und dazu die Ergänzungen und Zwischenglieder zu fügen, welche ihm sicher aus den gehaltvollen Vorräthen seines Pultes zu Gebote stehen. Das fragliche Gedicht „Altenau am 3. September 1783“ läßt er ganz eigentlich vor uns entstehen. Der Dichter entwirft vor unsern Augen ein unvergleichliches Nachtstück jenes genialischen Wald- und Jägererlebers, dem sich die üppig frohe, in Jugendkraft übermüthige, aber gleichwol den Ernst eines hohen Berufs zu einer edeln Hölle ihres geselligen Laumels habende Gesellschaft des jungen Herzogs auf ihren Reisen und Jagdpartien durch das ganze Ländchen überließ, und das in jenen Schafspearschen Szenen im Ardennerwalde aus „Wie es auch gefallt“ das treffendste Gleichniß nicht nur der wirklichen Lage, sondern auch dem poetischen Adel des Gedankens nach, findet. Es ist gewiß, daß bei diesen Abenteuerherzen mancher mehr als excentrische Einfall ausgeführt, besonders in galanten Rencontres manches nicht allzu sittliche Beispiel gegeben worden: allein gleichwol dürfte kaum der strengste Richter gesellschaftlicher Zustände den Stab brechen wollen über eine solche Art, den Regierungserberuf gleichsam unter den Schwänken einer Fastnachtmaskerade zu exerciren. Der Vortheil, daß dem lebenslustigen, dabei aber durchaus vom reinsten Eifer Gutes zu thun, und seinen Beruf als Landesherr in einem von dem Vorbilde des großen Dheims in Sanssouci elektrisirten Sinne zu erfüllen, tief und wahrhaft beseelten Fürsten bei solcher Lebensart nichts entgegen konnte, daß er den ungehörtesten Verkehr mit den Unterthanen unmittelbar unterhielt, daß ihm der versteckteste Fleck seines Gebiets wie sein Arbeitszimmer bekannt war, trug unschätzbar viel dazu bei, daß Karl August ein selbständiges Urtheil in seinen landeväterlichen Geschäften und Sorgen ebenso sehr als das Erste und Wesentlichste ansah, wie er es Zeit seines Lebens geltend zu machen gewußt hat. Nur geht in dieses großartige und erhaben gestimmte Fürstengemüth damals freilich noch manches wilde Element hinein, das einen Schlag Schatten auch in die Betrachtung des Dichters wirft: wie jedoch Lehterer dieses humoristische Walbleben, die im Tiefen brausende und pochende Trübe, und die Entbindung der erfreulichen, lebenversüßenden, hoffnungsreichen Segenskräfte aus dem noch obwaltenden Gährungs- und Läuterungsproceße zu einem herrlichen Prognostikon für ein ganzes fruchtbares, ein Land und Volk beglückendes Menschenleben dermaßen verarbeitet, daß er dies Gedicht seinem Fürsten als Geburtstagsglückwunsch überreichen konnte — dazu gehörte allerdings nicht bloß ein Geist künstlerischer Composition, wie er nur in Goethe war, sondern auch ein Großsinn im Feiern und in Gefeierten zugleich, der eben abermals nur dies Gedicht zu einem Denkmale des seltensten und idealischsten Bundes menschlicher Seelenhöhe erhebt, den die Nachwelt mehr bewundern als seines Gleichen wird aufzeigen können.

Für den dem Schauptag der Verhältnisse fernstehenden

Leser waren zunächst die im Gedichte lebendig treu hingestellten Persönlichkeiten ein Räthsel. „Die markige Gestalt aus altem Helmschambe“ war der Oberjägermeister Freiherr v. Stein auf Kogberg, wie die meisten Glieder dieser hochberühmten, weitverzweigten und echt altritterlichen Familie eine kernhaft biebere, deutschkräftige, dabei humoristische Natur, dem sentimental Element der weimarischen Gesellschaft durch drohenden Witz und gesunden Geist einer praktischen Ansicht zu einem wünschenswerthen Gegengewichte dienend. Der „ekstatisch faul“ seine Glieder deh nende und „ein monotones Lied“ vom LANGE der himmlischen Sphären „mit großer Inbrunst“ Singende ist Knebel, ein Charakter, in welchem der Streit eines nur sehr mäßig productiven Talents mit den Anforderungen seines durch Geschmack und so ausgezeichneten Umgang geläuterten Urtheils jenes unruhige Mißbehagen hervorbrachte, das wir an solchen dilettantischen Geistern kennen, das ihm die eigentliche Freude an seinen Bestrebungen immer zuerst selbst verdarb, und ihn frühzeitig zu jener halb mißgestimmten, halb neutralen Stellung bewegte, die wir ihn in diesem glänzenden Geisterbunde nach den Briefwechseln, die uns vorliegen, einnehmen sehen. In dem am Eingange der Hütte, darin der fürstliche Jüngling schlummert, Wache haltenden Dritten hat nun Goethe sein eigenes Individuum in klaren Strichen gezeichnet und uns die hohen Gedanken, die ihn bei der Sendung, welche er sich mit seiner Berufung nach Weimar vom Himmel aufgetragen offenbar ansah, besetzten, in einem feurigen, begeisternden Sinne anschaulich gemacht. Fassen wir in das Auge, welche glückliche und folgenreiche Resultate, wie sie uns jetzt thatsächlich gegeben sind, diese Sendung gehabt, und wie durchaus glücklich sein Ausbuchen in Verfolgung des unverrückt vorschwebenden Ziels den hohen Geist geleitet hat, so werden wir kaum umhin können, an ein ahnungsvoll Vorschauendes und ein selbstbewußt Naturnothenwendiges in den außerordentlichen Menschen, wie deren einer Goethe wahrlich nicht bloß als Dichter, sondern gerade auch als Mensch und als Glied einer moralischen Weltordnung war, zu glauben, und selbst dieses Providentielle und Verhängnißvolle in seiner gesellschaftlichen Stellung muß und treiben, in des Verf. liebevolle Bemerkungen einzustimmen, daß eine solche Sendung und ein solches Ausbuchen in derselben ohne ein religiöses Moment in diesem Gemüthe gar nicht zu vollbringen war, wie denn auf das gläubige Gefühl ausdrücklich hingedeutet wird, welches sich in folgenden tiefen Zeilen vom 3. August 1776 ausspricht:

Das Schicksal.

Was weiß ich, was mir hier gesäht,
In dieser engen, kleinen Welt
Mit leinem Zauberband mich hält!
Wein Karl und ich vergessen hier,
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet;
Und, ach ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl,
Daß ohne dich wir nur vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gemüth
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpsheit uns gehüllt.
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Bemerkungen über Goethe's „Italienische Reise“, geschrieben im J. 1830, in welchen aufs interessanteste erörtert wird, wie diese Reise gerade das Naturwüchsige, den Sinn für Natur und die Kraft, unmittelbar als Natur sich dichterisch zu äußern, als welche Goethe's eigentlichstes Wesen bildeten, an der Anschauung des Griechenthums zur höchsten Potenz und Klarheit steigerte, beschließen dies lehrnswürdige und anmuthvolle Büchlein. **W. C. Weber.**

Literarische Notizen aus Frankreich.

Saint-Marc Girardin.

Von allen Schriftstellern, welche sich an der Cisyphus-Arbeit der Journalpolemik betheiligen, versteht keiner so trefflich die Feder zu führen als Saint-Marc Girardin. Dieser Mann wäre vielleicht berufen gewesen, in wissenschaftlicher Beziehung etwas Luchtigeres und Gediegeneres zu leisten, aber er hat es vorgezogen, sich dem glänzenden Glende der Journalistik mit Leib und Seele zu verschreiben. Niemals wird einem der Sinn und die Bedeutung des Goethe'schen Spruchs „Mit Worten läßt sich trefflich streiten“ so klar als bei ihm. Ja, Worte und noch dazu schönklingende, wohlgeordnete Phrasen stellen sich bei ihm stets zur rechten Zeit ein. Was kommt es ihm auf den Inhalt, auf die Gesinnung an; sein Gewissen ist weit und seine Feder wohl gespißt. Seine elastische Geschmeidigkeit leiht sich jeder Sache und nimmt jede Farbe an. Mit leichten, gefälligen Wendungen überflücht er die allzu grellen Übergänge und mit der unschuldigsten Miene von der Welt verteidigt er heute, was er gestern noch verwarf. Dieses fortwährende Plänkeln, dieses neckische Spiel frivoler Wendungen und diese Latit, deren unerhöpliche Kriegskisten ihm im reichlichen Maße zu Gebote stehen, konnten den edlen Armand Carrel, der am liebsten mit offenem Bisier focht, vor Wuth ganz außer sich bringen. Seine derbe, gerade Natur stand mit dem parteiischen Charakter Saint-Marc Girardin's im schroffen Gegensatz. Auch auf dem Gebiete der Literatur ist derselbe eigentlich nur ein Plänkler und Parteigänger; auch hier treibt er sein leichtfertiges, aber höchst dankbares und einträgliches Spiel mit Worten. Niemals faßt er eine literarische Frage, welche er behandeln will, tiefer und in ihrem eigentlichen Wesen; immer schweift er an der schillernden Oberfläche und er trägt kein anderes Verlangen, wenn er sich nur an die Außenseite der Dinge halten kann, die seiner gefälligen Feder Stoff genug liefert. Ein ziemlich abgerundetes Bild seiner ganzen literarischen Persönlichkeit, eine klare Anschauung von seinem ganzen Treiben und von seiner Art und Weise kann man aus folgender Sammelchrift erwerben, welche eine Zusammenstellung seiner kleinen literarischen Aufsätze bietet und den Titel führt „Essais de littérature et de morale“ (2 Bde.). So viele Punkte werden hier in Anregung gebracht, aber keiner wird ganz erörtert; so viele Töne klingen hier an, aber keinem geschieht sein volles Recht; Alles ist fragmentarisch, unbefriedigend für Den, der tiefer zu dringen begehrt; aber zugleich auch Alles gefällig, einschmeichelnd für Jeden, der sich bestechen läßt vom Sauber süßer Worte.

Der Rechtsgelahrte Berriat Saint-Pris.

Die Rechtsfacultät in Paris hat durch den Tod des Professors Jacques Berriat Saint-Pris einen Verlust erlitten, welcher sich so leicht nicht wird ersetzen lassen. Er gehörte zu den gelehrtsten Rechtslehrern und seine literarische Thätigkeit erstreckte sich nach verschiedenen Richtungen hin. So war eine seiner ersten schriftstellerischen Productionen eine historische Studie über Jeanne d'Arc. Zu seinen wichtigsten juristischen Werken gehört seine „Histoire du droit romain“, an die sich eine „Histoire de Cujas“ anreihet. Obgleich der Verstorbene sich im Allgemeinen mehr mit rechtshistorischen Forschungen beschäftigte, so hat er doch auch auf dem Felde der Theorie Bemerkenswerthes geleistet. Dahin rechnen wir seinen „Cours de procédure civile et de droit criminel“, ein Werk, welches aus seinen Vorlesungen hervorgegangen ist. Seine Vorliebe für historische Studien veranlaßte ihn auch wol, solche Thematika zu behandeln, welche außerhalb des Kreises seiner eigentlichen Wissenschaft lagen. So bearbeitete er eine recht brauchbare „Histoire de l'ancienne université de Grenoble“. Unter seinen kleineren Abhandlungen antiquarischen und literarhistorischen Inhalts erwähnen wir endlich seine „Remarques sur les anciens jeux des mystères“. 17.

Die sociale Frage.

1. Die naturgemäße Volkswirtschaft gegenüber dem Monopoliengeiste und dem Communismus. Von Karl Arnd. Danau, König. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Ueber die innern gesellschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit. Mit besonderer Rücksicht auf Schweden. Von E. S. Geijer. Aus dem Schwedischen von U. B. Dieterich. Stockholm, Bagge. 1845. Gr. 8. 25 Rgr.
3. Geld und Geist. Versuch einer Sichtung und Erlösung der arbeitenden Volkskraft. Von Heinrich Bettziech (Beta). Berlin, Hayn. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Die Armuthsnoth in ihrer wahren Entstehung und sichern Bekämpfung. Von Heinrich Koll. Solingen, Amberger. 1845. 12. 7½ Rgr.
5. Die Lage der arbeitenden Classe in England. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen von Friedrich Engels. Leipzig, D. Wigand. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Ursachen der Armuth, des Elends und des Verbrechens aufzufinden, die Mittel zu suchen und anzuwenden, welche die Uebelstände unsers socialen Lebens gründlich und auf die Dauer beseitigen können, das ist eine Frage, von der unsere Gegenwart mehr als von jeder andern beschäftigt wird. Praktiker und Theoretiker, Philosophen und Arbeiter, Regierungen und Privatpersonen, eigens dafür gebildete Vereine und Gemeinden sind an sie herangetreten. Resultate, wie man deren bedarf, hat man noch nirgend erzielt, fehlgeschlagene Versuche, stürmische Hoffnungen und neue Systeme, das ist bis jetzt noch Alles, was bisher aus der Bearbeitung und Wendung dieser inhaltschweren Frage hervorgegangen. In einem Zeitraum von zehn Jahren haben wir verschiedene „Theorien der Armuth“ erhalten, und während man sich an Untersuchungen über die Armuth abmühte, ging sie selbst immer weiter. Das ist nicht anders. Im J. 1835 wurde von der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt die Preisfrage gestellt: ob die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrunglosigkeit gegründet sei? — würde jetzt, zehn Jahre später, wol noch irgend Jemand so fragen? Die Beantwortung jener Preisfrage veranlaßte verschiedene Schriften, in denen eine „Theorie der Armuth“ versucht wurde. In Frankreich hatte die Armuth schon ein anderes Feld als das theoretische erobert, in England war man zu derselben Zeit mit einer Reform der Armenpflege beschäftigt

und schon deshalb genöthigt, umfassende Untersuchungen über den factischen Bestand der Armuth anzustellen.

Die Untersuchungen haben zu verschiedenen Resultaten geführt, es haben sich aus ihnen heraus Parteien gebildet, die sich streng gegenüber stehen. Die einen haben es versucht, dadurch hinter das Wesen und den Grund der Armuth zu kommen, die Verarmungsurfachen von einer Menge Verarmungsfälle, die ihnen vorgekommen, duzendweise herauszufuchen, dieses so gesunde Duzend mit einem zweiten hinzuraisonnirten Duzend zu vermehren und endlich die ganze Summe nach gewissen Eintheilungsgründen zu classificiren. Da kam es denn häufig vor, daß gegen jede besondere Ursache ein besonderes Mittel empfohlen wurde, daß man glaubte, ein organisches Leiden unserer ganzen Gesellschaft rein äußerlich curiren zu können, die beschränktesten Ansichten vorbrachte und consequent zu nichts Anderm als zu unendlicher Verwirrung und Zersplitterung kommen konnte. Dabei nannte man sich aber gern praktisch und sah mit unendlicher Verachtung auf Diejenigen hin, welche das Wesen und die Natur der Armuth tiefer auffaßten und mehr oder minder den Zustand und die Grundlagen der ganzen Gesellschaft in den Kreis ihrer Kritik zogen. Einem concreten Ubel ein concretes Mittel entgegenzusetzen, das war hier der Wahlspruch und das ewige Gerede. Während man was man that und wie man verfuhr „praktisch“ nannte und rühmte, bewies man recht eigentlich das „Unpraktische“ dieses Verfahrens, denn mit allen sogenannten praktischen Bemühungen konnte nirgend geholfen, konnte nirgend der giftige Quell gestopft werden, woraus unaufhörlich das Elend und das Verderbniß in die Gesellschaft fließt. Die neue englische Armengesetzgebung wurde der großartigste und der schlagendste Beweis von dem Unzureichenden und von der Verfehltheit dieses „praktischen“ Standpunkts, welcher besserungsgeachtet noch immer nicht wenige Befenner unter uns findet, und namentlich da, wo man zu bequem ist, um der Natur des Menschen und seinen Beziehungen zu den materiellen Gütern auf den Grund zu gehen, als auch da, wo man fürchtet, durch ein allgemeines Eindringen in die große Frage der Gegenwart den so lange behaupteten privilegiirten Boden zu verlieren und Consequenzen anerkennen zu

müssen, welche der Egoismus fürchtete und welche er allerdings zu fürchten hat, denn sie können zu nichts Anderem als zur Auflösung jedes Privilegiums führen.

Unter Denen, welche die Dürftigkeit und Unhaltbarkeit dieses „praktischen“ Standpunkts, dieser gedankenlosen Bettelvogelbehauptung einsahen und sich genöthigt fanden, eine tiefere Grundursache aufzusuchen, lassen sich aber wiederum einige strenge Verschiedenheiten nachweisen. Die Einen nämlich betrachten die Armuth als ein nothwendiges Übel, die Andern dagegen sehen in ihr ein Übel, welches von der Gesellschaft verschuldet ist, welches bekämpft werden muß und beseitigt werden kann. Man sieht, welche ungeheure Differenz, welches Auseinandergehen nach ganz verschiedenen Polen hin und wie durchaus nothwendig es ist, sich über diesen Punkt eine feste Überzeugung zu bilden, um in der Armuthsfrage nur einigermaßen ein Wort haben, wie viel mehr gar die nöthigen Mittel finden zu können!

Die, welche die Armuth als ein nothwendiges Übel betrachten, pflegen in der permanenten Uebersättigung die Ursache der Armuth anzugeben, und diese finde nicht bios in den dicht bewohnten civilisirten Ländern, sondern ebenso gut in den sparsam bevölkerten Jagdgebieten der Indianer Nordamerikas statt. Zu dieser Ansicht bekennen sich die sämmtlichen Whig-Liberalen Englands; Malthus war bekanntlich der Erste, welcher sie aufstellte. Malthus sprach das massenhafte Verkümmern der Menschheit aus. In ihrer praktischen Bedeutung muß diese Ansicht zur Härte, ja zur Grausamkeit gegen die Armen führen, wie sie es denn auch in England gesah, wo sie keinen geringen Einfluß auf die Reform der Armenpflege übte, wo sie den Haß der arbeitenden Classen und den Vorwurf einer barbarischen Gefinnung auf sich gezogen hat. Bei dem philanthropischen Charakter, der sich vielfach bei uns in Deutschland, wenn auch häufig nicht gesund und kräftig, sondern nur wehlich geltend macht, fand dieses System, worin die Empfehlung der Enthaltsamkeit und später Ehen und gar des Ehebanns einseitig vorherrscht, unter uns eben nicht allzu viele Vertheiler; am härtesten ist diese Ansicht von Godofroi „Theorie der Armuth“ (Hamburg 1835) geteilt gemacht worden. Er betrachtet den „Stand der Armen“ als einen von der Vorsehung angeordneten Grundstand der Gesellschaft, dessen krankhaftem Uebersicheln nur durch Beschränkung der persönlichen Freiheit der untern Classen, namentlich auch durch strengere Sacht über die Almsenempfänger, entgegenzuwirken sei. Während dieser Standpunkt in Malthus seine Philosophie hat — Malthus' Verdienste um die Wissenschaft der Populationslehre werden stets bedeutend bleiben und auch von seinen Gegnern anerkannt worden — tritt er bei Godofroi ohne höhere Berechtigung in seiner ganzen Deutlichkeit hervor. Der Reiche wiegt sich im Besitz auf dem leuchtenden Rücken des besiplofen Armen, das soll, nach Godofroi, der Wille der „Vorsehung“, das die naturgemäße Organisation der Menschheit sein. War jener „praktische“ Standpunkt als Bettelvogelstandpunkt

zu bezeichnen, so ist dieses der rohe Selbstenstandpunkt. Der bloße Selbstenstandpunkt betrachtet sich als — *natus consumere fruges*, die Masse ist nur dafür da, sich seinetwegen zu mühen und zu darben. Wenn diese Ansicht nun auch nur wenige theoretische Anhänger unter uns findet, so kann man doch nicht umhin zu bemerken, daß sie im praktischen Leben gäng und gäbe ist, und wir können es täglich sehen, wie der Reichthum die mühsamen Erwerbniße der Armuth dahinnimmt, als ob er dazu von der „Vorsehung“ berufen sei, als ob es gar nicht anders sein und werden könne. Dieser Indifferentismus des Reichthums höhnt die Armuth ebenso sehr, wenn auch größtentheils unbewußt, wie jene „Theorie der Armuth“ ihre höhern Berechtigungen geradewegs leugnet und die Armen als Sklaven, als „Grundstand der Gesellschaft“ betrachtet. Eine schöne Gesellschaft das, in der die Freiheit Weniger durch die Sklaverei und das Verderbniß der Massen erworben werden müßte und die über einen solchen Zustand, wie er allerdings factisch existirt, nicht hinauskommen könnte. Eine schöne Errungenschaft vieljahrtausendjährigen Kampfes! Nach dieser „Theorie“ hört der Mensch auf ein freies, sittliches Wesen zu sein und er sinkt zum Naturproducte herunter, auf eine entgeistete Stufe, wo die rohe Gewalt der Stärke zur Berechtigung über alle schwächeren Wesen wird. Sie läßt aber die Geschichte an, denn alle Privilegien, deren Herrschaft sich in unserer Gesellschaft geltend macht, beruhen nicht, wie sie behauptet, auf einem ursprünglichen, der geschichtlichen Nachforschung entgehenden Verhältnisse oder lassen sich auf Stammunterschiede zurückführen, sondern sind geschichtlich nachweisbar immer nur aus Ufurpationen hervorgegangen.

Eine zweite Ansicht betrachtet die Armuth als von der Gesellschaft verschuldet, als nicht in der Natur des Menschen begründet, also als kein ursprüngliches Verhältniß. Es liegt ihr demnach ob zu untersuchen, wodurch und inwiefern die Armuth von der Gesellschaft verschuldet worden sei und je nach dem Ergebnisse ihrer Untersuchungen Mittel zur Abhülfe in Vorschlag zu bringen und anzuwenden. Hier bildet sich denn wiederum eine große Differenz. Daß die Armuth von der Gesellschaft verschuldet worden, darüber streiten sie nicht, aber das Wodurch macht Die, welche im Vorderzuge einig sind, zu entschiedenem Gegnern. Im Allgemeinen machen Beide einen strengen Unterschied zwischen der frühern Gestalt der Armuth und derjenigen, welche sie in der Neuzeit angenommen hat, nur aber wollen die Einen den Grund unserer „Massenverarmung“ des sogenannten Pauperismus darin finden, daß die frühern Schranken niedrigergerissen worden sind, daß die Civilisation zu weit gegangen ist und sich zu frei entwickelt hat, sie sehen die Ursache der großen Verarmung einerseits in Institutionen wie die der Gewerbefreiheit mit ihren anhängenden Erwerbswegen leichter Berechtigung, andererseits aber in der religiösen Aufklärung und der aus ihr erfolgten „geistigen Anarchie“. Die Deutlicher

dieses Standpunktes lassen häufig die frühere Armuth als ein unabweidliches Uebel gelten und werten darin mit dem Godtfroi'schen Standpunkte zusammen, aber sie fügen die Beschränkung der gegenwärtigen Armuth, des Pauperismus, in einer möglichst strengen Restauration der früheren bürgerlichen und geistigen Zustände zu empfehlen und möglich zu machen. Dies ist der Standpunkt unserer politischen und theologischen Restaurateure, er hat sich in jüngster Zeit ganz besonders in Preußen hervorgethan und seine Angriffe waren dann vorzüglich gegen die liberalen Institutionen dieses Staats gerichtet. Ihn machte z. B. der Landrath v. Sparre geltend. Diese Ansicht will die Gesellschaft in Formen zurückzwingen, aus denen sie sich lange herausgelebt hat, und die Prozesse der Neuzeit sind ihr vollkommen unverständlich geblieben. Dem Industrialismus und der freien Concurrenz stellt sie ein geschlossenes mittelalterliches Gewerbeswesen gegenüber, und die großen Schäden, welche im Verlaufe des modernen Entwicklungsganges hervorgetreten sind, glaubt sie nicht anders austrotten zu können als daß sie überhaupt jeden Entwicklungsgang unmöglich macht und die chinesischen Mauern, welche der Strom der Zeit mächtig durchbrochen, überall wieder sowohl politisch als kirchlich neu zu errichten sucht. Die Geschichte geht aber niemals rückwärts, sondern immer vorwärts, Formen, die einmal erloschen sind, können nicht wieder lebendig werden. Das Ideal eines mittelalterlichen Gewerbeswesens steht im entschiedenen Widerspruch zu der großen industriellen Bewegung der Gegenwart, es ist eine vollkommene Unmöglichkeit geworden, und am allerwenigsten kann auf dem Wege des Privilegiums, der Verbummung und Verdampfung der Pauperismus beseitigt werden.

Die Andern, welche ebenfalls die Armuth als von der Gesellschaft verschuldet betrachten, sehen im Gegentheil zu den politischen und kirchlichen Restaurateuren darin das beste Mittel, ihrer Überwucherung entgegenzuwirken, daß die begonnene geistige und bürgerliche Freiheit vollendet wird. Dies ist der Standpunkt unserer Liberalen, sie wollen „blos die individuelle Freiheit und Aufklärung schützen und erweitern und die zusammenhaltende, die Freiheit allerdings erst vollendende Gemeinschaft im Oeconomischen und Geistigen sich allmählig und stückweise eben aus der sich erweiternden Freiheit entwickeln lassen“. Ebenso entfernt von „socialistischer Systemmacheret“ wie von allen Restaurationsgedanken, haben sie ihr Augenmerk ganz besonders auf die Ausbildung der Volksschule, der Communications- und Creditanstalten wie zugleich auf möglichste Selbstverwaltung in Gemeinde und Staat gerichtet. Davon soll nach ihnen die beste Wehr gegen den Pauperismus gefunden werden, dahin streben und dafür schreiben sie. Einige unter ihnen sind über diesen liberalen Standpunkt schon hinausgegangen, indem sie sich dem Grundgedanken des Socialismus dadurch näherten, daß sie die Gewerbefreiheit in ein „industrielles Gemeinwesen“ übergehen lassen und die „geistige Anarchie“ der religiösen Aufklärung

durch eine neue „rein humanistische“ Religion bewältigen möchten; die Mehrzahl jedoch glaubt nur an eine mittelbare Milderung der Armuth und sucht, da sie den Grundursachen der Armuth nicht recht beikommen kann, sich mit den secundären und geselligen Gelegenheitsursachen der Armuth zu beschäftigen und durch Spat- und Prämienklassen, durch eine verbesserte Armenpflege u. s. w. zu wirken.

Eine solche Behandlung der Armuth war im Durchschnitt der Zweck der vor einem Jahre vielfach besprochenen Vereine für das Wohl der arbeitenden Classen, obgleich sich auch restaurationsförmige und socialistische Gedanken in ihnen geltend zu machen suchten. Sie nannten die heutige Armuth ganz bestimmt ein „Resultat unserer socialen Zustände“, und wenn auch zum Theil von den Vereinen das Heil erwartet wurde, so glaubte man doch vielfach — und das war das liberale Moment — die gründliche Hülf vom Staate und seinen Veranstaltungen erwarten zu müssen. Seitdem ist die Vereinsbildung eben durch den Staat wieder zum Stillstande gebracht, es fragt sich aber, ob, ohne diese äußere Hemmung, der Liberalismus in den Vereinen wol seinen großen Zweck, von dem er so viel redete, hätte ermöglichen können?

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Die Blume von Kischach. Drei Bände. Berlin, Buchhandlung des Lefecabinetts. 1845. 8. 5 Bde.

Ref. begann die drei vorliegenden Bände mit einem Aufseher: so umfangreich! — und anonym! dachte er. In jeder Zeit nennt sich doch ein Jeder gern der etwas Ordentliches schreibt; und Jeder meint etwas Ordentliches schreiben zu können. Ref. las die drei Bände mit immer steigendem Interesse: eine mächtige Phantasie hat hier die Feder geführt, ein großes Talent den Faden geschlungen; der unbekante Autor bekundet sich als ein zur Autorität Bernfener. Die Blume von Kischach ist eine schöne deutsche Erzählung, Alma; sie wohnt auf einer alten Burg in den deutschen Alpen und ist die einzige verzogene Erbin ihres Oheims, eines Reichsgrafen, welcher einst werden will, und dieses mittels der Verbindung seiner Tochter mit einem edeln deutschen Fürsten Rudolf von der Gnade des deutschen Kaisers zu erreichen hofft. Der junge Fürst Rudolf huldigt Alma aus Convenienz, dagegen glüht ein junger Mann für sie, Namens Edward v. Eberdingen, von einer herabgekommenen adeligen Familie und ihr Jugendgenosse, welcher sich der Malerei bestetigt und die Wohn im Mondschlein am Fenster sitzend malt. Ein Italiener, Silvio, trägt indes den Sieg über ihr Herz davon. Er ist der jüngere Bruder des Fürsten Della due Torre, welcher allgemein als Räuberhauptmann bekannt ist; dieser trachtet Silvio nach dem Leben und Alma liebt den Verfolgten, durch seinen glühenden Liebesblick gewonnen. Durch Banditenhand fällt der Fürst Della due Torre, der jüngere Bruder erhält Güter und Adel und heirathet Alma. Der Fürst Rudolf wirbt um ihre anspruchslöse Cousine Maria, und der verschmähte, oft verachtete Edward wendet sich nach Italien, wo man ihn als berühmten Maler wiederfindet, mit einer reichen Lady, die er von Räubern gerettet hat und welche ihm ihre Hand reicht. In Neapel sieht er die bleiche unglückliche Alma wieder und fühlt daß er seine erste Liebe nicht vergessen hat. Alma ist unglücklich an das leidenschaftlichen Mannes Seite, welcher sein Vermögen verspielt und jeder Art von Ausschweifung sich hingibt. Endlich

empfindet er eine Leidenschaft für eine reiche Fürstin, und will von der deutschen Gemahlin geschieden sein. Da die Kirche Hindernisse bietet, soll die Ehe auf andere Art gelöst werden. Wir sehen die junge Frau auf dem einsamen Schlosse in Calabrien; alle Schrecknisse kommen über sie; der Tod naht ihr in den verschiedenen Gestalten, als Gift, Hunger und Henterschwert; sie ist eine Gefangene und der für sie freie Raum wird immer enger; eine Döuse mit Gift steht in ihrer Nähe, damit sie sich selbst den Tod gebe! Mit außerordentlicher Lebendigkeit, mit den glühendsten Farben ist diese Zeit der Schrecknisse gemalt; Befreiungsversuche, welche misslingen, beängstigende Träume, worin das furchtbare Leben sich spiegelt. Endlich unter Donnern und Blitzen, unter Erdbeben und heftigen Stößen, unter Regengüssen und Wolkendröhnen, als die Verzweiflung aufs Höchste gestiegen, wird sie gerettet, und zwar durch den treuen Eckard v. Esterdingen, dessen Gemahlin geborben und ihn zum Erben ihres großen Vermögens eingesezt hat. In dem Flüschen Aischach, zwischen den Alpen, ihrer Geburtsstätte, wird sie getraut. Dieses ist nur das Gerippe, es sind nur die einzelnen Punkte der Erzählung, welche eine Menge der mannichfaltigsten Gruppen aufnimmt und durchzieht. Die Naturschilderung und deren poetische Auffassung führt und gleichsam von einem Gedicht zum andern. Der Contrast der deutschen Scenen mit den italienischen, des deutschen Volks mit dem von Neapel, der deutschen Leidenschaftlichkeit, welche Eckard repräsentirt, mit der italienischen in Silvio; die Sorgfalt, womit Nebenpersonen ausstaffirt sind; die alte Stiftbrauerin in einem Walde Deutschlands, ihr Gegenstück im Schloß Due Torre; die deutsche Oberhofmeisterin, die intrigante italienische Herzogin, der ehrgeizige, eitle Reichsgraf, die falsche, wigige Freundin Agathe, die verschiedenen Freunde: — Alles ist in seinen Einzelheiten vollendet, um ein vollendetes Ganze zu bilden. Hätten wir etwas an dem vorliegenden Werk auszusagen, so wäre es der allzu große Reichtum an Reflexionen, an Phantasie, an Figuren; der Leser wird überwältigt von einer Fülle Gedanken und Beschreibungen. Wir hoffen, daß der Verf. sich nennt, und uns bald wieder Ähnliches wie das vorliegende Werk zu lesen gibt.

2. Graf Chala. Von Ida von Düringsfeld. Berlin, A. Duncker. 1845. 8. 1 Thlr.

Der vorliegende Roman beschäftigt den Leser mit einem großen Räthsel des Lebens, ohne dasselbe zu lösen: „Warum Männer, welche kalten Herzens sind, so viel Anziehendes für Frauen haben, so oft heiß geliebt werden und die Gelegenheit finden, so manches Glück zu zerstreuen?“ Graf Chala ist ein solcher Mann; in einer kleinen Garnison stehend, hat er sich der Frau eines Kameraden in einem freundschaftlichen Verhältnis genähert; sie ist eine jugendhafte Frau, unnahbar, weil sie ihren Mann und ihre Pflichten liebt. Der Graf stört ihren Seelenfrieden; er beweist ihr, daß sie nicht glücklich, nicht befriedigt ist. Ein schönes unschuldiges Mädchen kommt nach der kleinen Stadt, sie ist mit einem Freund Chala's in der Stille verlobt; als derselbe auf einige Zeit krank wird, nähert sich Chala ihr mit dem absichtlich magnetisirenden Blick, mit den Klagen des Alleinseins, Nichtgeliebtheits, wodurch er schon Bertha, die Frau eines andern Freundes, an sich gekettet hat. Alir, das schöne Mädchen, liebt ihn bald leidenschaftlich; als er dessen gewiß ist, hält er um sie an. Hierbei entdeckt Bertha, daß sie auch liebt, und die Kämpfe eines pflichtgetreuen, edlen Herzens gegen diese Leidenschaft sind mit meisterhafter Wahrheit angedeutet. Während des Brautstandes entdeckt Alir indeß, daß sie nicht geliebt ist, daß Bertha dem Grafen theurer ist als sie, nicht seinem Herzen, sondern seiner Sinnenwelt näher steht; das junge Mädchen weiß das nicht so ganz zu unterscheiden, doch folgt sie dem ahnenden Gefühl, und trotz ihrer tiefen Leidenschaft für Chala bricht sie das Verhältnis mit ihm ab. Chala verläßt nun die Garnison, wo zwei Frauen um ihn weinen. Ein Brief von ihm erklärt Bertha

seine Liebe; das Verhältnis der beiden Frauen, welche dieselbe Liebe besetzt, ist sehr zart angedeutet, sie verstehen sich mit wenig Worten, und das Gefühl wird ein Band zwischen ihnen. In diesen beiden Frauen ist die Liebe bewußtlos, beide haben kein Urtheil über Chala, sie folgen einem dunkeln Gefühl; eine dritte Frau, Antonie, welche Chala nicht liebt, durchsicht und charakterisirt ihn, sie verhilft dem Leser zu der Ansicht, welche er haben soll über seinen Charakter. Die Erzählung hat keine äußere Bewegung, Alles ereignet sich innerhalb der Gemüther, es ist ein ganz psychologisches Gemälde voll tiefer Wahrheiten, für welche man indeß keine Worte findet; man muß sie in allen ihren Schattierungen ahnen. Nachdem Chala von der Braut verabschiedet worden, verläßt er die Garnison. Er sucht den Freund auf, welcher Alir einst liebte, er gesteht ihm sein Unrecht und bittet es ihm ab. Der junge Mann verzeiht und kehrt zu Alir zurück. Mitleid fesselt ihn an Alir wieder aufs neue — sie ist unglücklich in ihrer Liebe zu Chala —, doch nimmt sie die dargebotene Hand an; sie stirbt nach der Trauung, „die Liebe zu Chala tötet sie, um nicht die Berührung des Gemahls zu ertragen“. Ein bitterer Brief des Letztern an Chala übergibt diesen der Reue; man sieht ihn noch einmal stüchtig auf Alirens Grab. Bertha findet sich wieder in das Leben und ihre Pflichten; sie erzieht ihr Kind in häuslicher Einsamkeit; die Erinnerung, daß sie geliebt war von dem herz- und gemüthlosen Chala, beglückt sie. Das Unbegreifliche tritt uns aus der Erzählung ebenso fragend entgegen wie aus dem Leben, deshalb ist es auch ein treues Lebensbild und macht ganz den Eindruck eines solchen. Chala ist eine Erscheinung des 19. Jahrhunderts; in seiner Glaubens- und Hoffnungslosigkeit, in seinem Losgerissensein von Vorurtheilen und hergebrachten Ansichten, in seiner Gleichgültigkeit für Leben und Menschen, oder in seiner egoistischen Eitelkeit. Die Details der Erzählung sind äußerst sorgfältig gezeichnet, der Natur abgelaußt, mit zarter Poesie unterwoben; ein poetischer Hauch hat das Ganze überzogen. Man ahnt immer die Tiefen des Lebens, doch sieht man sie nicht, sie sind mit Blumen überwachsen.

3. Wildfeuer. Novellen von Bernd von Gusek. Zwei Theile. Berlin, v. Puttkammer. 1845. 8. 3 Thlr.

„Die Brautkrone“, „Dunkle Wege“, „Das Kind der Biber“ und „Straburgs Fall“ heißen die vier Novellen, welche in den zwei Theilen enthalten sind. Sie gehören keineswegs zum gewöhnlichen Novellenschlag, sind reich an Bewidelungen und Ereignissen, zeugen von Erfindungs- und Darstellungsgabe des Autors, welcher das Positive in der Erzählung mit dem Farbenschmelz einer poetischen Anschauung auszustatten weiß. Die erste Novelle „Die Brautkrone“ schließt sich an die Geschichte Heinrich's VIII. von England an; der Name ist nicht so glücklich gewählt wie die Geschichte erzählt ist. Die historischen Charaktere sind treu geschichtlich gezeichnet und bilden einen passenden Hintergrund für das Liebespaar, besonders für die etwas trozige und heftige deutsche Christine, welche des Königs Liebesanträge abweist und selbst dem Feuertode troht, von dem das plötzliche Sterben des Tyrannen sie erlöst. Auch die übrigen Novellen sind spannend und ereignisreich, den Leser fesselnd und unterhaltend. 46.

Literarische Anzeige.

Von **J. C. Brockhaus** in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wladyslaw und Diffepli.

Eine tscherkeffische Erzählung

von

J. S. Sievers.

Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Donnerstag,

Nr. 43.

12. Februar 1846.

Die sociale Frage.

(Fortsetzung aus Nr. 42.)

Die gemäßigten Liberalen erwarteten mehr vom Staate und, als dem Hauptorgane desselben, mehr von der Beihülfe der Regierung als von den Vereinen, die Ultraliberalen glaubten durch die Vereine eine selbständige Kraft, ein Stück self-government, zu erzielen, welches sich in die bestehenden Staatsverhältnisse „einwurzeln“ und unumgänglich mächtig werden sollte. Die Ersten sind durch das Einschreiten der Regierung in ihrem Grundsatz geschlagen worden, die Zweiten nur in ihrem Erfolg. Aber auch ihr Erfolg hätte ohne die Regierungshemmnisse kein ihren Worten, ihren Voraussetzungen und Programmen entsprechender sein können, da sie sich nicht im Stande zeigten, die Lage der Gesellschaft gründlich zu untersuchen, die Grundquellen der Armuth zu erforschen, da sie ihre Mittel vergriffen und überschätzten und meinten, daß die große Frage durch eine Art neuen Verwaltungssystems erledigt werden könne. Der Liberalismus muß an der Armuthsfrage seine Unfähigkeit beweisen, er kannte den Boden nicht, auf welchem er sich bewegen wollte, er wird ihn nicht kennen lernen, da er die Verhältnisse und Resultate der Armuth immer nur „stückweise“ ansieht. Er kennt das Problem nicht, dessen Lösung es gilt, die Entwicklung des Princips der freien Concurrrenz ist ihm nie deutlich geworden, da er es immer nur ökonomisch oder politisch, aber nie social betrachtet. Die Entwicklung dieses Princips aufhalten wollen, das konnte der Liberalismus nicht, das würde höchstens die Gesetzgebung können, aber auch diese würde, wenn sie sich eine solche Aufgabe stellte, nur mit der größten Vorsicht zu Werke gehen dürfen, da ein festgewurzelttes Princip in seiner Entwicklung stören nichts Anderes als Revolutionen herbeiführen heißt. Da nun der Liberalismus das Princip der freien Concurrrenz weder hemmen noch stürzen kann, so bleibt ihm, wie er es denn auch thut, nichts Anderes übrig als dieses Princip als Voraussetzung anzunehmen und unter dieser Voraussetzung wirken zu wollen. Da nun eben die Concurrrenz es ist, welche die Noth der arbeitenden Classen hervorruft, so muß er die Grundursache dieser Noth auf sich bestehen lassen und doch will er gegen diese Noth wirken! Da ist die Un-

fähigkeit, die Inconsequenz dieses Standpunkts deutlich gegeben, der Liberalismus kann weder das Princip der freien Concurrrenz aufheben, noch kann er Arbeit, wenn sie nicht vorhanden ist, schaffen, noch kann er neue Märkte erobern, noch kann er die Consumtion erweitern, um die Arbeit zu erweitern, noch kann er die Conjunctionen beherrschen, welche einen Fabrikzweig lähmen, er kann weiter nichts als sich auf seinen guten Willen berufen, seine Illusionen fortspinnen, bei einer „stückweisen“ Wirkung verharren und erklären, daß er „blos die individuelle Freiheit und Ausflärung schützen und erweitern“ wolle. Das ist aber, der großen Frage gegenüber, an die er sich bei uns gemacht hatte, so gut wie gar nichts!

In Frankreich, wo die Entwicklung des Princips der freien Concurrrenz sich am freiesten und reinsten durchgesetzt hat, ist der Liberalismus schon seit lange von solchen Illusionen in Bezug auf „das Wohl der arbeitenden Classen“ zurückgekommen, er hat eingesehen, daß es weder seine Sache noch sein Interesse ist, der Armuthsfrage bis auf den Grund zu gehen, und nur deshalb erscheint, worauf Hefß im ersten Hefte seines „Gesellschaftsspiegel“ (S. 2) aufmerksam macht, im Verhältnisse zum französischen Proletariat und zur deutschen Bourgeoisie Dasjenige, was die besizende Classe in Frankreich zur Hebung der gesellschaftlichen Noth vorschlägt, geringfügig. Die Parteien haben sich in Frankreich schärfer spirt, die Stellungen und Interessen sind weit bestimmter auseinander gegangen als in Deutschland, wo Jeder, so lange es nur irgendwie geht, den Anschein von Philanthropie und Humanismus zu wahren sucht. Der französische Liberalismus hat kein Hehl daraus, daß er sich gegen die Bedürfnisse und Strebungen der arbeitenden Classe feindselig verhält — im Gegensatz zu ihm nehmen sich Legitimisten derselben an: Graf Dubouchage in der Pairskammer, Derryer im Proceß der Zimmerleute —; der französische Liberalismus hat ganz andere Dinge zu treiben und zu thun als die Zustände der Arbeiter zu untersuchen und ihrer Verbesserung eine aufrichtige Sympathie zu schenken. So hat sich denn in Frankreich, im Gegensatz zum Liberalismus und überhaupt zu jeder politischen Partei, jene Bewegung ausgebildet, welche man allgemein als

„Communismus“ bezeichnet und die allmählig auch nach Deutschland ihre Ableger und Apostel hineinsendet.

Fassen wir fürs erste ihre historische Entwicklung ins Auge. Obgleich neuere Schriftsteller die Erscheinung des Communismus bis auf den Bauernkrieg und auf die Reformation zurückführen wollen, so wird doch gewöhnlich Babeuf (unter dem Directorium) als erster Gründer des Communismus bezeichnet. Er stellte als Zweck seiner Bemühungen, als Basis seiner Lehre das Glück Aller, *le bonheur commun*, auf, und daher, sowie von der Gütergemeinschaft, der *Communauté des biens*, stammt der Name des Communismus. Seine Idee war schön und poetisch, aber von praktischer Seite blieb sie roh, sie war nur ein Anfang, aber von inhaltsschwerer Bedeutung unter den rein politischen Wendungen der französischen Revolution. Die Revolution nämlich hatte die wichtigsten Fragen des Volks und der Menschheit nur sehr oberflächlich behandelt, sie hatte den Grundbesitz in andere Hände gebracht, sie hatte die Zerstückelung des Bodens begünstigt, sie hatte die Besitzungen des Adels, der Geistlichkeit, der Emigrirten in die Hände der Mittelclassen gegeben, — das Loos des Volks, das Loos der arbeitenden Classen war unverändert dasselbe geblieben, gegen den Pauperismus, diesen Krebsgeschaden der modernen Gesellschaft, wurde kein Mittel gefunden. Und doch war diese Frage die wichtigste, von ihr wurde die ungeheure Majorität der französischen Bevölkerung ganz direct berührt. Ob eine monarchische, ob eine republikanische, ob eine constitutionelle Regierungsform, am Ende ist doch nur der Staat ein geordneter, wo es keine Nothleidenden, keine unfreiwilligen Arbeitslosen gibt. Und doch haben rein politische Fragen die europäische Welt ganze 50 Jahre hindurch beschäftigt, an den Zustand der Masse, an die Bedürfnisse der Arbeiter dachte Niemand. Die ungeheure Entwicklung der Mechanik, welche unser Jahrhundert auszeichnet, brachte die Nothwendigkeit einer Lösung dieser Frage immer näher und näher. Die Maschinen, der Dampf, die Eisenbahnen begannen ihre Wirkung, entwickelten ihre ungeheuern Kräfte und jeder dieser modernen Giganten machte die Menschen und ihre Handarbeit wenn nicht gerade zu nichts, doch zu sehr untergeordneten Instrumenten. Jede neue Erfindung im Gebiet des Maschinenwesens mußte viele Tausende von Arbeitern brotlos machen und das Proletariat, mit ihm der Pauperismus, stiegen und reckten sich in erschreckender Progression, während die Eisenbahnen alle Zwischenpunkte und kleinern Plätze vernichteten und nur im Centrum und an den äußersten Auslaufpunkten die Arbeit, die Bevölkerung, den Reichthum und die Production concentrirten. Der Arbeiter war durch die Maschinen nun selbst zu einer Maschine geworden, der Mechanismus, dem er preisgegeben, ließ ihn in Indolenz und Thierthum versinken; aber durch die Maschinen war es nun auch nothwendig geworden, so viel und so wohlfeil als möglich zu produciren, für die Productmassen immer neue Märkte zu finden und das Princip der Concur-

renz ebenso wol im Großen wie im Kleinen, ebenso wol zwischen Völkern wie zwischen Privatpersonen geltend zu machen. Das ungeheuer rasch entwickelte und angeschwollene Proletariat bildet für diese industrielle Riesebewegung nicht Anderes als die mechanische Triebkraft; aller Druck derselben fällt auf dasselbe zurück, ohne daß es einen constanten Vortheil von derselben ziehen könnte. Deshalb weil diese Masse nichts zu verlieren hat, weil der Druck aller bestehenden Einrichtungen dasselbe immer mehr erbittern muß, ist sie der gefährlichste Feind, besonders in England und Frankreich, des Staats und überhaupt der ganzen Gesellschaft wie sie einmal ist geworden. Die Regierungen haben allmählig die Gefahr erkannt, welche von dieser Seite droht, aber Angst, Unschlüssigkeit oder auch wirkliche Ohnmacht hielten sie bisher ab entscheidende Schritte zu thun. In Frankreich z. B. vereinigte die Regierung sich seit der Julirevolution immer mehr mit den Interessen der Bourgeoisie, die Masse des Volks wurde immer mehr nur als das Feld betrachtet, auf dem man operirte, es kam wenig darauf an, wie viele Leichen die Speculation und der Industrialismus erforderten. Das Loos der Massen war also durch die politische Entwicklung der Gegenwart nur verschlechtert worden, die Revolution hatte nur die Macht des Adels gebrochen, um ein neues Privilegium, das Privilegium des Vermögens, an die Spitze der Zeit zu stellen. Vor der Revolution waren es 80,000 adelige Familien, welche den größten Theil der ländlichen Bevölkerung in Druck und Abhängigkeit erhielten, jetzt, nachdem sie den privilegierten Grundbesitz vernichtete, sind es 200,000 begüterte Familien, in deren Händen die Macht concentrirt ist. Millionen liegen darunter! In frühesten Zeit Sklave, im Mittelalter hörig, war die Masse auch elend gewesen, aber damals empfand sie nicht die Stacheln dieses Elends, sondern betrachtete es als eine natürliche Folge der göttlichen und menschlichen Bestordnung; nachdem aber die Philosophie des 18. Jahrhunderts, der Protestantismus, die Revolution die Freiheitsidee, den Begriff allgemeiner Menschenwürde lebendig gemacht hatten, mußte der Trieb nach Verbesserung ihres Looses in der Masse immer mächtiger werden, und gegen den harten Druck von oben mußte sich ein grimmitiger Widerstand von unten geltend machen. Der neue Zustand der Dinge mußte auch eine neue Organisation der Arbeit nothwendig machen, denn die alte reichte nicht länger aus, das Pulver hatte die Bogenschützen, der Buchdruck die Copisten verdrängt, das Maschinenwesen hatte die Handarbeit niedergedrückt, eine neue Combination für Lohn und Arbeit war immer dringlicher geworden, das sprach aus dem ganzen Zustande der Welt. Die Geister bemächtigten sich dieser Frage und so sahen wir dann, wie von St.-Simonisten, Fourieristen, Communisten, Owenisten u. s. w. Theorien auf Theorien aufgestellt wurden, ohne daß man in der Praxis zu irgend etwas Anderem gekommen war als zu der Bestätigung: der Zustand der Gesellschaft sei ein unnatürlicher, Millionen Menschen befänden sich zum

Beinheit weniger in einem Zustande, auf dessen Abänderung mit allen möglichen Kräften Bedacht genommen werden müsse.

Das „allgemeine Glück der ganzen Menschheit“, diese schöne Idee gewann viele Herzen und begeisterte viele für sich in poetischer Allgemeinheit, aber im Wief lag der gordische Knoten, dessen Lösung unmöglich blieb. In dem Wief dieser Änderung wichen alle Systeme voneinander ab; ja, die meisten kamen nur zu schönen Phantasien anstatt zu einer praktischen Vothätigung. Der Geist der Revolution von 1789 hatte in den meisten Ländern die Zünfte und Corporationen vernichtet, der Handwerker stand nun ganz isolirt, seine Arbeitskraft konnte sich unmöglich gegen die Macht des Capitals und des Maschinenwesens wehren; neue Associationen zu bilden verbietet in den meisten Ländern das Gesetz. So wuchs denn, während die Theorien beiseite gingen, der Pauperismus immer gewaltiger und die Regierungen suchten Palliativmittel anzuwenden. In England suchte man sich mit der Armentaxe zu helfen, in Frankreich wurden auf Kosten des Budgets ungeheure öffentliche Bauten und Arbeiten ausgeführt, in Deutschland suchte man Hilfsvereine zu organisiren, aber — was half das Alles? Ähnliche Mittel hatte man schon in Aegypten und Babylon angewendet! In England genügte die Armentaxe nicht, in Frankreich werden die Bauten bald vollendet sein, in Deutschland scheiterten die Hilfsvereine ebenso wol an der Ungültigkeit der Regierungen als an ihrer innern Unfähigkeit, in den vorgeschriebenen Grenzen die große Frage zu lösen, mit der sie sich beschäftigen. Der Industrialismus breitete sich immer mehr aus, das Proletariat vermehrte sich immer fort, das Wief steht ungelöst vor der erschrocken und brennendsten Gesellschaft. Die Lösung aller auf die Regelung der Arbeit bezughabenden Fragen ist immer weiter hinausgeschoben worden, der alte Zustand verharrete fortwährend, und der jüngste Arbeitsstillstand der pariser Zimmergefallen hat recht auf die Schwierigkeiten der Frage des Arbeitslohns aufmerksam gemacht: Regierung, Kammern, Polizei, Municipalität und Tribunale wußten keinen Ausweg zu finden!

Das praktische Wief blieb ungelöst. Und eben weil man dem Communismus keine Praxis geben konnte, machte man ihn zu einer Religion. So ist er in den arbeitenden Classen Frankreichs wirklich zu einer Art von Religion geworden, diese Religion hat eine Hoffnung gegeben, aber sie hat den realen Zustand nicht im geringsten erleichtert. Stellen wir uns nun den Feind recht deutlich vor Augen, an dessen Bekämpfung man sich ebenso wol in der Theorie als in der Praxis bisher so vergeblich abgemüht hat. Erst dann kann das Wief kritisiert werden.

Zuerst muß hier ein bestimmter Unterschied zwischen Armuth und Proletariat gemacht werden, um die große Frage, deren Lösung es gilt, rein zu erhalten und sie nicht mit mehr oder minder verwandten Stoffen und Erscheinungen zu vermischen. Zwischen Armuth im ge-

wohnlichen Sinne und zwischen Proletariat existirt ein wesentlicher Unterschied. Der Arme ist dadurch arm, daß er entweder nicht arbeiten kann oder nicht arbeiten will, der Proletarier dagegen kann arbeiten, auch will er arbeiten, aber es fehlen ihm die Mittel oder die Gelegenheit, sein Können und Wollen geltend zu machen. Dies halte man fest, hier ist der wesentliche Differenzpunkt zwischen Armuth und Proletariat. Arme hat es immer gegeben, aber die Erscheinung, daß weder Arbeitslust noch Arbeitsfähigkeit sich zur Genüge der Existenz verwerthen ließen, diese Erscheinung gehört der modernen Zeit an. Wir haben die Entstehung des Communismus oben auf die französische Revolution zurückgeführt, gleichzeitig beginnt diese Erscheinung. Nachdem von der Revolution alle Corporationen, alle bestimmt geschlossenen Kreise aufgelöst waren, stellte sie den Grundsaß auf: Jeder kann unternehmen was er will. Dadurch wurde dem Thätigkeitstriebe ein ganz ungeheures Feld geöffnet, es setzten sich Kräfte in Bewegung die früher gebannt gewesen waren, es kamen Capitalien in Umlauf die früher brach gelegen hatten, die Industrie nahm einen raschen Aufschwung; aber natürlich kann nur dann Jemand etwas unternehmen was er will, wenn er zur Ausführung seines Plans auch die geistigen und materiellen Mittel hat. Die Concurrenz war eröffnet, das Wettrennen wurde ungeheuer. Concurrenz durfte Jeder, wenn er die Mittel dazu hatte, aber worin bestanden diese Mittel? Im Capital! Für Den, der kein Capital aufweisen konnte, gab es auch keine Concurrenz, er war von vornherein vom Wettkampfe ausgeschlossen. Also hatte der Wahlspruch: Ein Jeder kann Alles unternehmen, seine arriére pensées, seine bedeutenden Schranken. Das Princip der freien Concurrenz läuft also auf nichts Anderes als auf die Herrschaft des Capitals hinaus, und die Welt scheidet sich nun wieder in die Capitalisten, die Ritter, und die Capitallosen, den Troß, die Sklaven. Die Capitalisten verwenden die Arbeitskräfte der Capitallosen für ihren egoistischen Zweck, der Troß ist an den Ritter gebunden. Unter den Rittern wird gekämpft auf Leben und Tod, jeder sucht Sieger zu sein und dem Mitbewerber den Rang abzulaufen. Das Ziel aber, nach dem jeder strebt, ist nicht anders als durch Wohlfeilheit zu gewinnen, und diese wieder ist nicht anders als durch Herabsetzung der Productionskosten zu erreichen. Der Arbeitslohn wird herabgesetzt oder die Zahl der Arbeiter wird vermindert, denn Maschinen gewähren das Mittel, denselben Zweck durch sie weit schneller und billiger als durch Anwendung menschlicher Kräfte zu erreichen. Der Industrialismus mit all seinen Schrecken und Kämpfen brüct zuletzt immer auf die Masse der capitallosen Arbeitskräfte, derjenigen deren einziges Capital die Arbeit ist. Der Industrialismus kann ferner nicht bei einer natürlichen Production, die durch die Consumption in Schranken gehalten wird, stehen bleiben, er producirt um zu produciren, er ruft eine Menge Industriezweige hervor, die nicht durch eine naturgemäße Entwicklung, sondern nur

unter dem Einflusse zufälliger Umstände entstanden sind. Fallen sie, versiegen sie, stockt die Production, treten schlechte Conjunctionen ein: Jeder da oben sucht sich zu retten, der ganze Druck fällt auf die capitallose, arbeitende Masse, deren Existenz an die Schwankungen des Industrialismus gebunden ist. Die Consumenten müssen das für sie ganz gleichgültige Bestehen einiger Producenten mit Tribut erkaufen oder, fallen die künstlichen Industriezweige, so verlieren die auf dieselbe angewiesenen Arbeiter ihre Existenz, ihr Brot. Für die Letztern wird ein solcher Fall um so verderbenbringender, als dies bis ins Kleinste geltend gemachte Princip der Arbeitstheilung ihnen nicht so leicht den Übergang von einer Beschäftigung zur andern gestattet. Auf diesen Zuständen beruht die Natur des Proletariats, aus ihnen resultirt es in seiner ganzen Fruchtbarkeit und Entseßlichkeit; locale, secundaire Zustände können es noch steigern, aber die Natur des Proletariats beruht auf dem Principe der freien Concurrenz oder, was Dasselbe sagt, auf der heututage geltend gemachten Plutokratie. Die Concurrenz ist der Krieg Aller gegen Alle und dieser Krieg, welcher so viele Leiden macht, beschränkt sich nicht auf die Grenzen eines Landes, sondern die einzelnen Nationen concurriren ebenfalls untereinander und hier geschieht Dasselbe, was im Einzelnen stattfindet. Da man an die Fabrication die Wohlfahrt der Länder und Völker geknüpft hat, so sucht man sie so weit als möglich auszudehnen, für die eigene Production viele fremde Märkte zu gewinnen, die fremde so viel als möglich aus dem eigenen Lande zu verdrängen, und so kann denn auch nur hier durch die Macht eines größern Capitals eine Nation auf Kosten der andern den Sieg erringen; das liegt im Wesen des Industrialismus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von Hohenfriedberg oder Striegau am 4. Juni 1745. Ein Beitrag zur Geschichte des zweiten schlesischen Kriegs. Mit neun Beilagen und zwei Plänen. Von Leo Freiherrn von Lützow. Potsdam, Riegel. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der tapfere preussische Cavalieroffizier, der Generallieutenant v. Lützow, der nicht minder als sein Bruder, welcher in dem Befreiungskriege der Jahre 1813—14 das bekannte Freicorps führte, in jenen Kämpfen sich auf das Ruhmvollste auszeichnet, ist vor der Ausgabe des vorliegenden Werks bereits gestorben. Er hatte dasselbe indes nach dem Manuscripte durchgesehen und Alles, was wir erhalten, ist von seiner Hand, ohne fremden Zusatz. Das Werk selbst ist eine schätzbare, mit Klarheit und Einfachheit abgefaßte Schlachtschreibung und durch genaue Schlachtpläne und Terrainaufnahmen verfnlichst, so daß wir uns ein recht vollständiges Bild dieses wichtigen Sieges entwerfen können. Ein solches aber verdiente eine Schlacht, in der sich das hohe Talent Friedrich's II., ein Treffen zu ordnen und zu leiten, und die ausgezeichnete Tapferkeit seiner Truppen in dem hellsten Lichte gezeigt haben. Den Gang derselben können wir jedoch hier nicht verfolgen: die Östreicher und Sachsen ließen es keineswegs an Tapferkeit fehlen, aber man sieht auf das deutlichste, wie ihre Oberanführer, Prinz Karl von Lothringen und Herzog Johann Wolf von Weissen-

fels, den strategischen Künsten Friedrich's nicht gewachsen waren und wie die einmal eingeriffene Unordnung und Verwirrung ihre Truppen gegen die mit ungemainer Raschheit vordringenden Preußen nicht länger Stand halten ließ. Unter diesen zeichnete sich besonders des Dragonerregiment Baireuth aus, welches 19 feindliche Bataillone über den Haufen warf, vernichtete, größtentheils gefangen nahm und ihre Kanonen und Fahnen eroberte. Diese glänzende That ist von S. 76—84 mit sorgfältiger Kritik aller Angaben und mit richtiger Abwägung des Maßes von Lob und Ehre, das den Generalen Schwerin, Schmellau und Seibler zumut, beschrieben worden, und auch der Tapferkeit der Gemeinen, die Friedrich II. in seinem Schlachtberichte und in seinen historischen Werken so dankbar erhoben hat, die gebührende Erwähnung erwiesen. Werfen wir nun überhaupt einen Blick auf diese Schlacht und ihre Beschreibung, so wird man in der neuern Kriegsgeschichte selten Beispiele finden, wo den Operationen der Feinde mit solcher Überlegung entgegengewirkt ist, wo sie mit solcher Überlegung durchkreuzt und endlich durch einen entscheidenden Schlag so zernichtet sind, als es den Operationen des Prinzen Karl von Lothringen in der ersten Hälfte des Feldzugs des Jahres 1745 durch das Benehmen des Königs und durch die Schlacht bei Hohenfriedberg widerfahren ist.

Bei Abfassung der vorliegenden Schrift hat Hr. v. Lützow alle ihm zu Gebote stehenden gedruckten Hülfsmittel mit Umsicht benutzt, nicht bloß die preussischen Armeberichte und die zerstreuten Einzelheiten in verschiedenen Werken preussischer Offiziere, sondern auch, so viel als ihm möglich war, die östreichischen und sächsischen Kriegsnachrichten zu Rathe gezogen. Eine bis dahin unbenutzte Quelle bot ihm das sogenannte Schöppenbuch, eine Chronik des auf dem Schlachtfelde liegenden Dorfes Pilgramshain aus den Jahren 1694—1763, muthmaßlich aus der Feder eines Geistlichen oder Schullehrers. Man sieht auch hieraus wieder, wie gut sich selbst nach einem so langen Zeitraume die Chroniken der Städte und Dörfer bewahren, und sollte noch jetzt alles Ernstes auf deren Anfertigung oder Fortführung Bedacht nehmen. Kamenlich wird dies auch in Bezug auf die Örtlichkeiten für künftige Geschichtsforscher von Wichtigkeit sein, weil die Anlage von Eisenbahnen die bisherigen Straßen und Wege so bedeutend ändert und ganze Gegenden dadurch eine durchaus veränderte Gestalt empfangen.

20.

Bibliographie.

Bachmann - Korbett, J., Söhne Lieder. Offenbach. 1845. Gr. 16. 10 Ngr.

Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts. Mit geschichtlichen Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von J. E. Pippi und G. Fink. 3ter Band: Rich. Oginski's Denkwürdigkeiten über Polen, das Land und seine Bewohner. Mit einer Einleitung: Polnisch - russische Nachbarverwandtschaften vom Einzug der Polen in Moskau (1605) bis zum Einzug der Russen in Warschau (1831). Belle-Vue, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bresler, C. S., Die Geschichte der deutschen Reformation. Dem deutschen Volke nach den Urkunden und Schriften der Reformatoren und ihrer Gegner wahr und klar dargestellt. 1stes und 2tes Heft. Danzig, Gerhard. 12. à 5 Ngr.

Diskeli, M., Schweizerischer Bilderkalender für das Jahr 1846. Solothurn. 4. 5 Ngr.

Leo, G. C., Stimmen aus der Kirche. Eine Reihe bibliischer Betrachtungen. Dresden, Kaumann. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Banotti, J. N. v., Genealogische Tabellen über die verschiedenen Aweige der Familien von Montfort und von Berenberg. Belle-Vue bei Constanz, Verlags- und Sortiments-Buchhandlung. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Freitag,

Nr. 44.

13. Februar 1846.

Die sociale Frage.

(Fortsetzung aus Nr. 43.)

Haben wir uns das Princip deutlich gemacht, welches die Welt beherrscht und drückt, so können wir auch nach seiner Macht auf die Macht und Möglichkeit der Mittel schließen, durch welche man das Proletariat zu mildern oder gar aufzuheben sucht. Das noch kein Radicalmittel gegen den Pauperismus gefunden, das kann kein Vorwurf sein, aber Das wird zum Vorwurf, wenn man glaubt, mit Bekennung der modernen Armuthsursachen radical wirken zu können. Wir können den großen Conflict nicht lösen, in den die Welt, in den die Gesellschaft allmählig hineingetrieben ist, uns bleibt nichts Anderes als vorzubereiten und die große That der Geschichte zu überlassen. Deshalb ist es auch für den Communismus der allergeringste Vorwurf, daß er nicht „praktisch“ wirke, nein, praktisch im gewöhnlichen Sinne kann er nicht sein, weil er ein Princip bekämpft, welches er nicht auszrotten kann, so lange der geschichtliche Proceß es nicht in seinen Konsequenzen zerschmettert. Der Communismus kann nichts Anderes thun als die Welt kritisiren, als die ganze Unzulänglichkeit der bestehenden Zustände nachweisen. Wo er praktisch werden wollte, gab er sich immer auf, wo er Religion wurde und ein communisticches Gebäude dogmatisch construirte, wie vielfach in Frankreich, da wurde und wird er abgeschmackt. Damit wollen wir nicht gesagt haben, daß es dem wachsenden Pauperismus gegenüber genug sei, die Hände in den Schoos zu legen, und die bekannten Schlagwörter: „Abschaffung des Geldes, Gütergemeinschaft, Organisation der Arbeit, absolute Gleichheit“, auszustoßen und sich in einer blinden Ideologie festzurennen; im Gegentheil, der Communismus kann eben darin seine höhere Praxis beweisen, daß er, in fester Beziehung auf das Princip, welches er bekämpft, mit kritischer Schärfe die alten Hüllen löst, welche die Gesellschaft beengen und dem Wachsthum der neuen Fruchtnoten befählich ist, welche sich ansetzen wollen. So kann er z. B. dadurch, daß er im Innern den Trieb der Association steigert und nach außen die Colonisation begünstigt, eine Art von Praxis beweisen und dadurch zeigen, daß er sich ebenso weit von phantastischer Träumerei wie von abstracter Systemmacherei fern

halten und den Boden des Lebens suchen wolle. Aber wir leugnen es nicht, daß dieser höhere praktische Trieb, welcher allein, so lange das Princip der Concurrenz die europäische Welt beherrscht, noch zu etwas nützen und überhaupt fördern kann, nur eine Seltenheit unter den Communisten ist. Wir wüßten nur Weitling zu nennen, der in seinen „Garantien“ den Versuch wagte den Communismus zu organisiren, aber er that weiter nichts als daß er von allen politischen und religiösen Systemen Lappen entlehnte, und die Unausführbarkeit seines Versuchs wurde (z. B. die Idee der Arbeitsstunden selbst von seinen Anhängern) anerkannt. Die meisten Communisten sind entweder Pessimisten oder Ideologen und weder diese noch jene können dem mächtig geschlossenen Princip, welches ihnen entgegensteht, die Zähne zerbrechen, noch überhaupt die innere Entwicklung des Communismus fördern. Ehe der Communismus die Welt organisiren kann, wird er sich erst selbst zu organisiren haben, und wenn dieses bis jetzt noch nicht geschehen, sondern noch Vieles im Dunkeln schwebt, so muß allerdings dagegen bedacht werden, daß diese Bewegung noch viel zu neu ist als daß man schon eine vollständige Krystallisation von ihr mit Recht erwarten könnte. Der Communismus, wie er in Deutschland, namentlich in der „Eriertischen Zeitung“ und im „Gesellschaftsspiegel“ erscheint, hat aber an Klarheit und Umsicht Vieles vor der gleichen Bewegung in Frankreich voraus, und fast möchte es scheinen, daß auch in dieser Angelegenheit unser Vaterland einst berufen sein wird ein entscheidendes Wort abzugeben. Die communisticche Bewegung in Deutschland ist weder pessimistisch noch ideologisch-religiös, sie construirte nicht, sie prüft sich vielmehr an der Kritik der gesellschaftlichen Verhältnisse wie die „Eriertische Zeitung“, oder sie sammelt den factischen Bestand derselben wie der „Gesellschaftsspiegel“, sie radottirt nicht wie Blanc, sie träumt nicht wie Cabet, und könnte man ihr einen Vorwurf machen, so wäre es der, noch allzu häufig nach der philosophischen Schule zu schmecken!

Wir haben in den obigen Andeutungen es versucht, die verschiedenen „Theorien der Armuth“, welche sich gegenwärtig geltend machen, kurz darzustellen und wir glaubten keine zweckmäßigere Einleitung zur Besprechung der an die Spitze dieses Artikels gestellten Schriften ge-

ben zu können. Diese Besprechung wird uns Veranlassung werden, theils auf die allgemeinen Punkte zurückzukommen, theils uns in eine Erörterung von Einzelfragen, die zur Hauptfrage in directer Beziehung stehen und von allgemeiner Wichtigkeit sind, einzulassen.

Nr. 1. Arnd, „Die naturgemäße Volkswirtschaft“. Es ist so viel und so verschiedenartig mit dem Volke und den Völkern gewirthschaftet worden, die Nationalökonomie hat sich in so enge Gesichtskreise verloren, daß man wohl sagen dürfte, eine naturgemäße Volkswirtschaft, wahrhaft gegründet auf das Wohl des Volkes, könne nur durch die Auflösung aller bestehenden Volkswirtschaft erzielt werden. Wir werden bald sehen, was unser Verf. unter „naturgemäßer“ Volkswirtschaft versteht und ihm nachzuweisen suchen, daß er sein System eben auf dem unnatürlichen Grunde begründet hat. Vorerst aber dürfte es nothwendig sein, in besonderer Rücksicht auf die „Volkswirtschaft“ sich die Aufgabe der Gegenwart und der Zukunft durch einen Blick in die volkswirtschaftliche Vergangenheit zu vergegenwärtigen.

In der ersten Periode des germanischen Europas herrschte eine Wissenschaft, welche Brüggemann („Der deutsche Zollverband und das Schußsystem“, S. 109) als patrimoniale Antheilswirtschaft bezeichnet. Hier war das ganze Vermögen des Volkes, sein Besitz und sein Erwerb, in Antheile vertheilt und geschützt mit Bannrechten. Das Lehnswesen, das Zunftwesen, das Hörigkeitswesen, die Servitute ordneten die Gesellschaft. Aber in den Städten, wo sich der Handel sammelte, mußte sich bald eine andere Ansicht von dem Rechte und von dem Wesen der Oekonomie entwickeln, und mit dem Fortschritte der europäischen Cultur begann die zweite Periode der „commerciellen Volkswirtschaft“. In Italien wurde sie geboren, mit der Reformation, mit der Entdeckung der Seewege nach Amerika und Ostindien, überhaupt mit der höhern Entwicklung der Völker brach sie entschieden durch. Die Nationen, welche unmittelbar bei den großen Weltbewegungen thätig waren, erwarben sich dadurch auch eine ökonomische Kraft, mit der sie die andern mehr und mehr überflügelten. Von ihnen aus bemächtigte sich die neue Volkswirtschaft allmählig aller mit ihnen verkehrenden Nationen, und dadurch wurden denn immer mehr die alten Abhängigkeits- und Antheilverhältnisse gebrochen und größere Bildung verbreitet, größerer Reichthum gewonnen. Mit dieser commerciellen Volkswirtschaft, mit dem einerseits gesteigerten Reichthume bemerken wir andererseits aber auch, wie sich bei allen Nationen die Armuth vermehrt und sich daraus der Pauperismus, das Massenelend entwickelt. Die Hauptfache dieser in beschleunigter Zunahme begriffenen Krankheit ist oben nachgewiesen worden. Was ist nun die volkswirtschaftliche Aufgabe der Gegenwart? Sie liegt in den Geburtswehen einer dritten Periode, das wird Jedem klar. Aber was wird das Princip dieser neuen Periode sein? Brüggemann glaubt die neue Pe-

riode als die einer „nationalen“ oder „socialen Volkswirtschaft“ bezeichnen zu können. Wir wissen nicht recht, was er unter dieser „socialen Volkswirtschaft“ versteht, um so weniger, da er meint, sie könne auch „nationale Volkswirtschaft“ genannt werden. National und social ist uns ein bedeutender Unterschied und vor der socialen Auffassung der wirtschaftlichen Verhältnisse sehen wir alle nationalen Abgrenzungen verschieden. Social ist allerdings die Aufgabe der Gegenwart und eben indem sie diese verfolgt, ist es ihr darum zu thun, die alten nationalökonomischen Begriffe aufzulösen und ein neues Princip, das Princip der Association, an ihre Spitze zu stellen.

Der Liberalismus in der Volkswirtschaft hat es zum Princip der freien Concurrenz gebracht; diese trägt allgemach Früchte, welche mit den ersten Bedingungen der menschlichen Würde und Freiheit in einem directen Widerspruch gerathen. Die Volkswirtschaft mit dem Princip der freien Concurrenz wahrt und schützt nicht das Interesse des Volkes, sondern der Mittelklasse, welche nach oben einen politischen Liberalismus geltend macht, nach unten dagegen in Rücksicht auf die Masse des Volkes immer ausschließender wird. Ihre Basis ist das Capital und die Ausschließlichkeit des Capitals. Die alte Gesellschaft beruhte auf dem Rechte des Stärkern, die moderne hat die Arbeit befreit, aber in ihren Folgen zur Unfreiheit des Arbeiters geführt. Es ist der Privatbesitz, welchen die Gegenwart auf die Spitze getrieben hat und in der Concurrenz den Kampf um den Privatbesitz. Die Macht des Privateigentums hat mit dem dritten Stande ihren Anfang genommen, denn auch in dem vollständigsten Eigenthumsrechte des Feudalismus waren Beschränkungen damit verbunden, welche man jetzt nicht mehr anerkennt. Geijer sagt:

Ein absolutes Privateigentum war im Feudalsysteme wenn auch nicht unbekannt, doch durchaus nicht das herrschende. Das Eigenthum war von allen Seiten mit einem Netze von persönlichen Verhältnissen umspinnen, welche alles Sachrecht in ein persönliches Recht verwandelten und zu gleicher Zeit das Band zwischen Besizer und Eigenthum zu einem gegenseitigen, in der That selbst moralischen Bunde machten. Ein erbliches, unveräußerliches an persönliche Verpflichtungen gegen den Staat geknüpftes Eigenthum besaß einen edlern Werth als das bloße Privateigentum.

Die Macht des reinen Privateigentums, theoretisch vertheidigt in dem durch die Juristen wiederbelebten römischen Rechte, wurde erst durch die moderne Gesellschaft befreit und in ihr, welche ihren Ausdruck im Bürgerthum findet, eben durch das Bürgerthum sowol zur Basis des Staats, der Gesetzgebung als auch der Volkswirtschaft erhoben. Alle Volkswirtschaft, wie wir sie bis jetzt haben, geht von der Macht des Privateigentums aus und stellt dieses direct an die Spitze. So der Gründer der modernen Volkswirtschaft, Adam Smith, welcher den Nationalreichtum als bloße Summe der in einer Nation zu irgend einer Zeit sich verbindenden Privatreichthümer betrachtete. Schon der Graf Lauberdale bekämpfte diesen Satz und stellte die Theorie Adam Smith's als die Herrschaft ei-

nes „desorganisirenden Individualismus“ dar, er dringt darauf, daß neben dem einseitigen Streben nach Dis-membration der Gesellschaft das andere ebenso wesentliche nach Conföderation nicht übersehen werde. Zwar leidet er dabei an einer Vorliebe für romantisch-feudalistische Nebensarten. In neuerer Zeit hat man den Adam Smith'schen Begriff vom Nationalreichtum beachtigt, z. B. Adam Müller, man hat gesagt, der Reichtum wie die Oekonomie sowol der Privaten als der Personen besteht durchaus „nicht allein in einer Anhäufung von brauchbaren Sachen“, die bald verzehrt und verschwunden wären oder ungebraucht daliegend werthlos blieben, vielmehr allein in jener reproductiven Kraft der Wirthschaft, aus welcher die Sachen nicht nur mittels der Production hervorgehen, sondern in welche sie auch mittels einer wohlgeordneten Consumption so zurück-zehren, daß sie, indem sie verbraucht werden, nicht verschwinden, sondern nur ihren Grund befruchten und bereichern, um reichlicher wieder hervorzugehen; allein mit der Berichtigung einiger allgemeinen volkswirtschaftlichen Begriffe ist die Hauptvoraussetzung keineswegs umgefloßen worden, und der Privatbesitz in seiner Ausschließlichkeit und Concurrenzfreiheit ist immer die Grundlage der Volkswirthschaft geblieben. Eben dadurch ist sie in Widerspruch zur Freiheit überhaupt getreten, denn im Besen der Freiheit liegt die Allgemeinheit. Nur dann kann eine wahre Freiheit sich bilden, wenn eben Alle frei sind. Diese Allgemeinheit wird aber von der bisherigen Volkswirthschaft dadurch ausgeschlossen, daß sie den Besitz ganz wieder wie in der ältesten germanischen Zeit zur Bedingung der Freiheit gemacht hat. Allerdings kann eine innige Beziehung zwischen Freiheit und Besitz nicht geleugnet werden, aber die Freiheit ist der bedingende Grund, der Besitz ist die Folge der Freiheit und ihre Erfüllung. Dieses Verhältniß ist vom Staate sowol wie von der Volkswirthschaft umgekehrt worden: die Substanz ist Accidens, die Accidens aber ist Substanz geworden.

Da nun aber der Besitz seiner Natur nach beschränkt ist, so muß er auch, sobald er zur Bedingung der Freiheit gemacht wird, nothwendigerweise zu einer Beschränkung und Abschließung der Freiheit führen, sobald er in seiner beschränkten Natur erscheint und einen abgeschlossenen Charakter annimmt. Die Zahl Derjenigen, die zur Freiheit berechtigt sind, vermehrt sich, nicht so der Besitz. Man ist so weit gegangen als man konnte, man hat die Theilung des Besitzes anerkannt und die weiteste Concurrenz eingeführt, aber nie die Bedingung des Besitzes fallen lassen. So verstopft sich die Quelle der Freiheit, die Bedingung der Freiheit wird zur Unfreiheit und die Volkswirthschaft, wenn sie von der alten Voraussetzung nicht abgehen kann, ist in Widerspruch zu Dem, was die Zeit will und was sie muß, immer mehr gerathen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bildnisse der deutschen Könige und Kaiser von Karl dem Großen bis Franz II. nach Siegeln an Urkunden, Münzen, Grabmälern, Denkmälern und Originalbildnissen gezeichnet von Heinrich Schneider; nebst charakteristischen Lebensbeschreibungen derselben von Friedrich Koblrausch. Zweites bis sechstes Heft. Gotha, F. u. A. Perthes. 1844—45. Lex. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Seit wir das erste Heft des genannten Werks in Nr. 129 d. Bl. f. 1814 anzeigten, sind als Fortsetzung fünf andere erschienen, von denen das dritte und vierte uns die Reihe der Hohenstaufen bis zum Erlöschen des großen Kaiserhauses vorführt, das letzte mit Heinrich von Luxemburg schließt. Vielleicht ist der Gang des Werks diesem oder jenem Leser zu langsam vorgekommen, aber mit vollem Rechte kann hier das Wort angewendet werden: Gut Ding will Weile haben. Denn gewiß, ein gutes Ding ist hier von den Verlegern unternommen, von dem Künstler und dem Biographen ausgeführt. Nicht erhalten wir hier von den Königen und Kaisern Deutschlands Bilder in der Phantasie des Künstlers entsprungen, wie eine eigenthümliche Ansicht oder Vorliebe dieselben erzeugt hatte, sondern auf gleichzeitige Monumente gegründete, in welchen demnach die Spuren der Wirklichkeit und Echtheit so weit verfolgt sind, als dieses bei so weit von uns gelegenen Gegenständen nur irgend möglich ist. Siegel an Urkunden, Münzen, Grab- und Denkmäler sind hier benutz, und wenn diese auch keine volle Gewißheit über das Äußere des Mannes geben, den sie darstellen, so wird man sie doch immer jenen Phantasiebildern vorziehen, wie uns ja gleichzeitige Münzen mit den Bildnissen ausgezeichneter Männer, auch unvollkommen, lieber sind als die aus einer spätern Zeit herrührenden Abbildungen derselben. Den vorliegenden sieht man es auf den ersten Blick an, daß es dem Künstler um Treue zu thun war; er hätte leicht durch künstlerische Ausführung etwas Gefälligeres geben können, aber die Wahrheit hätte gewiß darunter gelitten. Indeß enthält das letzte Heft doch einige Bildnisse, in denen der Künstler nach größerer Gefälligkeit gestrebt hat, ohne der Treue Abbruch zu thun.

Wie nun diese Bildnisse, indem sie die Kraft und Deutlichkeit jener Fürsten ahnen lassen, dem Deutschen eine dankenswerthe Gabe sind, so läßt sich dies in reicherm Maße von den Lebensbeschreibungen sagen, mit denen Hr. Koblrausch dieselben begleitet hat. Wir sprechen sogleich aus, welchen Kreis von Lesern er sich besonders gedacht haben mag, für welche sie vorzugsweise geeignet sind. Der Geschichtsforscher wird zu den Quellen gehen; dem gebildeten, der Geschichte nicht fremden Manne werden diese Könige und Kaiser aus dem Verlaufe der Geschichte, aus den Veränderungen, die vorzüglich durch sie in ihr vorgegangen sind, bekannt sein, wiewol auch dieser die Reihe der in jenen Zeiten vorzugsweise wirkenden, auf sie Einfluß übenden Männer gern nacheinander verfolgen und in Gesamtheit übersehen wird. Aber den größten Reiz werden diese Biographien für deutsche Jünglinge haben, der eigentliche Segen dieser Lecture wird für sie sein.

Der Unterricht auf unsern höhern Schulen bringt es mit sich, daß der reisende Knabe, der Jüngling vor allen mit den großen Charakteren des Alterthums bekannt wird. Dies ist ein großer Gewinn. Aber in dem deutschen Jünglinge soll früh auch Vaterlandsliebe erzeugt werden, ihm gezeimt es, die großen Männer kennen zu lernen, die sein Vaterland gehoben, geehrt und ehrwürdig gemacht haben, er soll lernen sich ihrer würdig zu machen, er soll die Geschichte seines Vaterlands lernen, und wer weiß nicht, daß Biographien großer Männer im jugendlichen Alter die vornehmsten Punkte sind, an die sich am leichtesten und sichersten die ganze Breite, der Gehalt der Geschichte anknüpft!

So hat der deutsche Jüngling in den großen Fürsten sei-

nes Volks ein Gegenbild und ein Gegengewicht zu jenen Göttern des Alterthums. Wenn ein Solon, ein Kuma, ein Alexander und Cäsar ihn begeistern, so erkennt er, daß sein Deutschland nicht minder große Männer hatte an seinem Karl, seinem Heinrich und Otto, an den Hohenstaufen; seine Liebe und Begeisterung wird nicht durch ein fremdes Volk aufgezehrt werden, er wird sich das Große um so lieber aneignen, da er sagen darf: Diese Männer gehören uns an.

Solche Betrachtungen sind öfters angestellt worden und die Zeit liegt nicht weit hinter uns, wo dies mit besonderm Nachdruck geschah. Wir gedenken der Zeit, die den Freiheitskriegen unmittelbar vorausging und der auf diese zunächst folgenden. Aber leider litt diese Zeit auch an dem Uebel, das sich einem rückwärtslosen Enthusiasmus so leicht zugesellt. Man ging bilderstürmerisch zu Werke und vergaß, daß man einen geliebten Gegenstand nicht dadurch ehrt, daß man alles Andere neben ihm herabsetzt, sondern dadurch, daß man ihm die gebührende Stelle anweist, wo auch Anderer Glanz den seinigen nicht übertrifft. Wie dieser Leutonismus in das demagogische Treiben eingriff und dasselbe förderte, wie verderblich er auf die deutsche Jugend wirkte, ist bekannt. Ganz anders als die Wortführer jener Zeit verfährt Hr. Kohlrusch. Er läßt das Große einfach in seiner Natürlichkeit auf den Leser wirken, verdeckt die Schattenseite nicht, läßt die Charaktere der Könige und Kaiser sich in ihrem Handeln entfalten, und wenn er selbst einmal vortritt, ist es der verständige Lehrer, der durch vielfältige, im Leben und in dem einflussreichen Amte, das er bekleidet, gesammelte Erfahrung zu lehren befähigt ist. Liebe, Gerechtigkeit und Maß sind die Eigenschaften des Biographen, die sich überall kundgeben. Besonders die letzte Tugend, unserer Zeit vor allen nöthig, und ach, so selten! zeigt sich hier in ihrem Lichte, und sie thut noth, wenn mit Gerechtigkeit von den eben jetzt so oft über das Maß gepriesenen und verdammten Hohenstaufen oder von den großen Päpsten geredet werden sollte.

Denken wir uns einen andern Kreis, für den das Buch geeignet scheint, so sind es die deutschen Frauen. Sie können sich nicht in ein tieferes Studium der Geschichte einlassen, sie werden vor Allem von dem biographischen Theile derselben angezogen, sie haben von Natur Empfänglichkeit für das Große und Edle im Namen. Und hier begegnen ihnen auch hohe Muster ihres Geschlechts, deren Eigenthümlichkeit und Geschichte verständig, zweckmäßig in die Geschichte der Männer, und mit Liebe, eingeflochten ist. Da haben sie des großen Karl's Hildegard, Heinrich's Mathilde, Otto's Edgitha und Adelheid, Heinrich's III. Agnes und so manche andere erhabene Frau. Welche Nation hätte eine ähnliche Reihe anzuweisen? und welche deutsche Mutter wird nicht mit Freuden die Ehrfurcht, von der sie durchdrungen ist, in die Herzen ihrer Töchter und Söhne einzufloßen suchen!

Es sind Biographien, die hier gegeben werden. Aber man denke nicht, daß sie vereinzelt aus der Geschichte des Volks herausgerissen sind. Dies wäre nicht möglich, und hier ist die gleichzeitige Geschichte so geschickt in ihren Hauptmomenten in die Biographien verflochten worden, überall finden wir diese Momente massenweis so gut vertheilt, daß man übersichtlich das Ganze erhält, indem vorzugsweise das Einzelne hervorgehoben ist. Wie mancher große Mann neben denen, von denen hauptsächlich gehandelt wird, auftritt, wie die Quellen, auch die neuerdings durch den Fleiß der Forscher zu Tage geförderten, benützt sind, das ist bei Gelegenheit der Anzeige des ersten Hefts gesagt worden. Wir bemerken zum Schluß, daß die fünf folgenden in keiner Hinsicht jenem nachstehen, daß überall gleicher Fleiß, gleiche Liebe und Genauigkeit sich kundgibt. Und so wünschen wir dem würdigen Verf. Rufe, um das schöne Werk vollenden zu können, das in seiner Fortsetzung zwar nicht eine Reihe so großer und hervorleuchtender Charaktere, so erfreuliche Ereignisse behandeln, aber doch reich an Belehrung sein und zeigen wird, wie Deutsch-

lant nach und nach die Welt gewann, in der wir es gegenwärtig erblicken. 84.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Ein vor kurzem verstorbenes Theaterdichter.

Indem wir die vor kurzem erschienenen „Oeuvres de Laville de Mirmont“ (4 Bde.) zur Hand nehmen, können wir die literarische Thätigkeit eines Ehrenmannes überblicken. Seine dramatischen Stücke haben viel zur Unterhaltung des Publikums beigetragen, und wenn sein Name jetzt nicht mehr so bekannt ist als er es zu sein verdiente, so ist dies weniger dem Gehalte seiner Leistungen als dem Umstande beizumessen, daß er das Klumpen, welches nun einmal, wie schon das Sprichwort sagt, zum Handwerk gehört, nicht verstanden hat. Bescheidenheit und das Bewußtsein redlichen Strebens hielt ihn ab, um die Gunst der journalistischen Nachhaber zu buhlen, von deren Aussprüche allein der ephemere Ruhm abhängt. Laville war am 7. April 1783 zu Versailles geboren. Er gehörte zu einer angesehenen Familie, und eine glänzende Laufbahn wäre ihm erschlossen gewesen, wenn nicht der Sturm der Revolution auch seine Kartenhäuser über den Haufen geworfen hätte. Indessen verschafften ihm seine Talente und Kenntnisse in der Folge doch eine angemessene Stellung im Staatsdienste. Nachdem er einige Zeit dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten attachirt gewesen war, erhielt er einen einflussreichen Posten im Ministerium des Innern, der ihn besonders mit Laine in nähere Berührung brachte. Dieser angesehene Staatsmann, welcher die Befähigung Laville's erkannt hatte, schenkte ihm sein volles Vertrauen und übertrug ihm wichtige Geschäfte. Dadurch wurde er indessen nicht abgehalten, eifrig im Dienste der Muse zu arbeiten, welche ihn schon von früh an gefesselt hatten. Nachdem er anfangs bei seinen eigenen poetischen Productionen der Mode der Zeit geopfert und sich besonders in dem damals beliebten Genre der Heroide versucht hatte, wandte er sich in der Folge mehr der Bühne zu. Hier gelang es ihm zum Theil glänzende Triumphe zu feiern.

Griechische Colonien in Sicilien.

Auf der Philologenversammlung zu Dresden kam das Verhältniß des griechischen zum romanischen Element, wie es sich in Italien und vorzüglich in Sicilien herausstellt, zur Sprache. Interessante Notizen wurden vom Director Schulz in Betreff der langen Dauer der griechischen Sprache in Sicilien gegeben. Wir werden an diese Erörterungen durch das Erscheinen einer Schrift erinnert, welche die griechischen Niederlassungen auf dieser Insel sehr erschöpfend behandelt. Es ist dies eine Arbeit, welche von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften gekrönt ist. Sie führt den Titel: „Recherches sur les établissements des Grecs en Sicile, jusqu'à la réduction de cette Ile en province romaine“, von Vladimir Brunet de Presle. Obgleich die Alterthümer, deren Sicilien eine reiche Fülle bietet, in verschiedenen Büchern und zum Theil mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit beschrieben sind, so fehlte es doch gerade noch an einem Werke, welches die für die älteste Geschichte Siciliens so wichtigen griechischen Colonien näher beleuchtete. Eine solche Darstellung wird uns in vorliegendem Werke geboten. Dem Verf. gebührt das Lob, daß er die Resultate der neuern Forschungen auf eine befriedigende Weise verarbeitet hat. Wie viel seit einem Jahrhunderte für die Kenntniß der ältern Geschichte dieser Insel geschehen ist, sieht man recht deutlich, wenn man diese „Recherches“ mit der Geschichte Siciliens von Burigny vergleicht. Diese Schrift, welche ihrer Zeit ganz brauchbar war, gegen die neuern Untersuchungen gehalten aber recht dürftig genannt werden muß, erschien im J. 1745. 17.

Die sociale Frage.

(Fortsetzung aus Nr. 44.)

Der Verf. des vorliegenden Werks beschäftigt sich keineswegs mit der Weise und den Mitteln, die Volkswirtschaft aus der Collision, in welche sie auf ihrem bisherigen Gange kommen mußte, zu befreien und ihr ein neues Princip unterzulegen, er spricht eben nur noch einmal das Princip aus, welches sich schon lange in ihr geltend gemacht hat und dessen Entwicklung immer weiter vorschreitet, um in seinen Konsequenzen zusammenzubrechen, nämlich das Princip der freien Concurrenz. Das Capital wird ihm zur Hauptsache. Man höre ihn selbst:

Da in civilisirten Staaten nur mittels des Besizes von Vermögen die meisten Zwecke der Menschen erreicht werden können, so geht das Streben aller thatenlustigen Personen auf den Erwerb und auf die Vermehrung von Eigenthum; denn je mehr Eigenthum eine Person besitzt, über eine desto größere Masse menschlicher Kräfte kann sie gebieten; deshalb sagt man mit Recht: Reichthum ist Macht.

Ferner werden wir sehen, daß in civilisirten neuen Ländern die Erzeugung neuer materieller Mittel nur mittels der Anwendung eines Vorraths bereits erzeugter materieller Güter — nur mittels der Früchte früherer Arbeiten — mittels Capitalen — stattfinden kann.

Bevor ein neues Erzeugniß verwerthet werden kann, müssen die dazu erforderlichen Materialien angekauft, — es muß den mit dessen Hervorbringung beschäftigten Arbeitern ihr täglicher Lohn verabreicht — es müssen die erforderlichen Werkzeuge und Maschinen angeschafft worden sein.

Es beruht daher der Betrieb der Landwirthschaft und der Gewerbe auf Capitalbesitz; ebenso ist es beim Handel; da sich der Handelsmann die weiter zu verkaufenden Waaren nur mittels Capitalbesitz verschaffen kann; — nur nach Maßgabe des Capitalbesitzes können daher Landwirthschaft, Gewerbe und Handel emporblühen und sich ausbreiten.

Nun wird es zwar Niemand leugnen, daß in civilisirten Staaten die meisten Zwecke der Menschen nur durch den Besiz von Vermögen erreicht werden können und daß eben deshalb die Masse der Menschen diese Zwecke nicht erreicht, aber rechten darf man mit dem Verf., wenn er auf diesen Zustand eine „naturgemäße Volkswirtschaft“ begründen will. Hat er weiter nichts wollen als ein Compendium für die Besizenden schreiben — und es scheint zuweilen so —, um ihnen für ihre Macht einen theoretischen Anstrich zu geben, so hätte er dieses Interesse

offen aussprechen und sich nicht stellen sollen, als sei es ihm um eine „naturgemäße“ Volkswirtschaft zu thun. Wer wie der Verf. den mörderischen Krieg der Concurrenz naturgemäß findet, wer das bestehende Verhältnis der Arbeit zum Capitale „naturgemäß“ nennt, dem müssen wir in einer Zeit, welche ein neues Princip gebiert, so ziemlich alle volkswirtschaftliche Befähigung und eine richtige Beurtheilung aller dahin einschlagenden Zustände absprechen. Ohne daß es uns nothwendig scheint, ihm in die Ausbreitung jener Zustände zu folgen, welche er auf Capital und Concurrenz begründet, wollen wir doch den Stod seiner Grundsätze ins Auge fassen, um so mehr, da der Verf. eigentlich nur dem Interesse und dem Gedanken unserer liberalen Bourgeoisie Worte verleiht. Der Verf. will nachweisen, daß

die ewige Weisheit sich als hauptsächlichstes Mittel zur Verwirklichung ihrer Absichten — in Beziehung auf die Regelung der wirtschaftlichen Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft — der Concurrenz der menschlichen Kräfte bedient; — daß es zu den wirtschaftlichen Fortschritten, im Entwicklungs gange dieser Gesellschaft, weiter nichts bedarf als der Befreiung dieser Concurrenz von den ihr angelegten Fesseln; — daß alle diese Fesseln nur von jenem von der menschlichen Selbstsucht ausgehenden Monopolieneigthe herrühren, welcher schon im Alterthume die Sklaverei und in neuerer Zeit die Privilegien, Majorate, Mauthen und Korn Gesetze einführt.

Für die „ewige Weisheit“ war die Concurrenz der menschlichen Kräfte eben nichts als die freie Entwicklung aller Kräfte, eine Gleichberechtigung aller Kräfte zum Leben, zur Arbeit, ein harmonisches Sinecuregreifen; was ist aber die gegenwärtige Concurrenzwirtschaft? Ein Krieg Aller gegen Alle, ein Kampf auf Tod und Leben, ein Triumph Weniger auf Kosten der Masse. Der Verf. versucht es diese Concurrenz mit der Concurrenz der menschlichen Kräfte zu identificiren und seiner Liebblingstheorie dadurch ein geoffenbartes Dasein zu verschaffen; aber der Unterschied zwischen der natürlichen Concurrenz und derjenigen, welche uns beherrscht und welche der Verf. predigt, muß Jedem einleuchten. Wie kann die moderne Concurrenz noch auf den Namen Concurrenz menschlicher Kräfte einen Anspruch machen, da das Capital ihr Beherrscher ist! Der Verf. will nicht die ganz freie Concurrenz der menschlichen Kräfte, ohne Voraussetzung von Capital, Besiz, Eigenthum — damit wären wir ganz einverstanden —, er

will die Concurrnz auf der Voraussetzung des Capitals, welche die Masse der menschlichen Kräfte erniedrigt, geltend machen und auf diese Concurrnz, welche wir schon oben als den Quell des Pauperismus nachgewiesen haben und deren praktische Folgen wir noch deutlicher bei der Beurtheilung des Engels'schen Buchs darstellen werden, seine „naturgemäße Volkswirtschaft“ begründen. Mit einer freien Concurrnz der menschlichen Kräfte stehen die Grundsätze des Verf. in einem directen Widerspruche, sie gestatten nichts Anderes als die Concurrnz des Vermögens.

Für den Standpunkt des Verf. ist es sehr bezeichnend, daß er in seiner „naturgemäßen Volkswirtschaft“ über die Arbeit, über ihre sittliche Natur, über ihre „naturgemäße“ Forderung und Berechtigung gar nichts zu sagen hat, sondern eben nur von ihrem „ökonomischen Effecte“ (S. 22) redet. Er gesteht zwar, daß die Arbeit „in mancher unserer Fabriken nicht sehr verschieden ist von den Verrichtungen unvernünftiger Thiere“, aber er läßt diese Entwürdigung der Arbeit vollkommen auf sich beruhen und kommt auf die Theilung der Arbeiten zu reden. Die Darstellung und die Entwicklung dieser Arbeitstheilung ist sehr klar gehalten, aber über die Folgen dieser ins Unendliche gehenden Arbeitstheilung im gegenwärtigen Gesellschaftszustande weiß der Verf. nichts zu sagen. Er führt zwar die Ursachen des überraschenden Erfolgs an, welche durch die allseitige Theilung der Arbeit hervorgebracht werden, aber nicht die Übel, welche sie für den vereinzeltten Arbeiter mit sich bringt. Der Verf., welcher überall die Concurrnz predigt, hätte doch an der Theilung der Arbeit sehen können, daß es eben der Associationsgeist ist, welcher die großen Erfolge bezweckt, denn was ist die Theilung anders als das Zusammenwirken Aller für einen Zweck? Aber unter den gegenwärtigen Zuständen ist durch die Herrschaft des Capitals und der Concurrnz das naturgemäße Verhältniß dieses Zusammenwirkens vernichtet worden, der Arbeiter erfreut sich nicht der Theilung der Arbeit, sondern er leidet unter ihr, nur dem Capitalisten kommt sie zugute, der Arbeiter wird durch sie in eine willenlose Maschine verwandelt, die einseitige Ausbildung einer kleinen mechanischen Fähigkeit zerstört seinen menschlichen, sowol seinen physischen als psychischen Organismus, und den großen Resultaten, zu denen die Arbeitstheilung auf allen Gebieten des Lebens führt, steht er elend und isolirt gegenüber. Das Princip der Association will eben nur die Theilung der Arbeit auf ihre naturgemäße Basis zurückbringen, welche durch den Egoismus und die Concurrnz vernichtet werden, aber davon weiß der Verf. nicht nur nichts zu sagen, sondern er stellt sich dazu gerademwegs in einen directen Widerspruch. Seine Arbeitstheilung soll die Willkür der Concurrnz beherrschen. Höre man ihn selbst:

Werfen wir einen Blick in den täglichen Verkehr, in die Vertheilung der Güter, der Beschäftigungen und Berufsarten der menschlichen Gesellschaft, so werden wir bald sehen, daß alles Dieses die Regelmäßigkeit seines Ganges und die Natur-

gemäßheit seiner Anordnung nur all-in der Concurrnz der menschlichen Kräfte verdankt.

Wir haben gesehen, daß dem Verf. die Concurrnz der menschlichen Kräfte gleichbedeutend ist mit der modernen Concurrnz, welche auf der Voraussetzung des Capitals beruht. Ferner:

Der Leser wird leicht entnehmen, welche Meinung wir von den Systemen eines St.-Simon, Fourier und Owen und von der in unserer Zeit so oft empfohlenen Organisation der Arbeit hegen; — diese Organisation setzt die beiden Hauptkräfte, auf welchen die wirtschaftliche Ordnung der menschlichen Gesellschaft beruht, außer Wirksamkeit, um sie durch künstliche Anstalten zu ersetzen, durch welche dieselben Zweck unmöglich erreicht werden können; — es ist dies das selbständige Streben nach Gewinn und Genuß, angeregt vom Sporn des Wett-eifers; es ist dies die gerechteste, von der Concurrnz vollzogene, Vertheilung der Gewinne, nach dem genau abgewogenen Maße der Leistung.

Der Mangel an der erstern muß zur Sorglosigkeit und Faulheit, und der Mangel der letztern muß zur Ungerechtigkeit und hiermit zu Reibungen — zur Empörung und zur Auflösung des ganzen Organismus führen!

Da haben wir die „Meinung“ des Verf. in nuce! Er „meint“ eben nichts Anderes als was wir tausendfach hören, als was tausendfach vorgebracht und tausendfach widerlegt worden ist. Zuvörderst möchten wir dem Verf. bemerken, daß man noch gar kein „Communist“ zu sein braucht, um eine Organisation der Arbeit zu wollen. Eine Organisation der Arbeit ist noch keine Organisation der ganzen Gesellschaft. Diese letztere kann man bekämpfen, ohne daß man deshalb auch schon die erstere bestreiten müßte. St.-Simon, Fourier, Owen entsprechen wahrhaftig nicht unsern Ansichten, aber das Princip, die Bewegung, welche sich in ihnen durcharbeitet, ist auch die unserer und sie steht mit dem Princip des Verf. in einem so directen Widerspruch, daß es sich kaum noch der Mühe verlohnt auf seine „Meinung“ gründlich zu antworten. Die neue Theorie setzt die Hauptkräfte, auf denen die wirtschaftliche Ordnung beruht: 1) das selbständige Streben nach Gewinn und Genuß, 2) die gerechteste, von der Concurrnz vollzogene Vertheilung der Gewinne, außer Wirkung, sagt der Verf. Sehen wir uns diese Behauptung einmal näher an! Das Streben nach Genuß setzt die neue Theorie gewiß nicht außer Wirkung, im Gegentheil sie dehnt dieses Streben aus, sie vermenschlicht es und fodert, daß Alle genießen, daß nicht Einzelne zum Genuße privilegirt sind auf Kosten der darbenenden Masse. Aber auch das selbständige Streben nach Genuß setzt sie nicht außer Wirkung, denn sie verlangt, daß jeder sich des Wertes, der Bürde seiner Arbeit bewußt werde, daß er eben durch seine Arbeit selbständig nach Genuß strebe, wie er dieses bei der von der Concurrnz der Capitalisten beherrschten Arbeitstheilung unmöglich kann. Das Bedenken, daß Faulheit — Sorglosigkeit allerdings — die Folge sein würde, hängt mit den blinden Gedanken zusammen, welche man sich gewöhnlich von einer Organisation der Arbeit macht und wird durch das zwecklose, phantastische Construiren französischer Communisten gefördert. Sei

der Verf. überzeugt, daß eine Organisation der Arbeit noch kein Eden hervorbringen wird, wo Milch und Honig fließt und der Mensch weiter nichts zu thun hat als spazieren zu gehen, sondern daß es auch dann noch immer heißen wird: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, nur mit dem Unterschiede, daß der Schweiß dann wirklich das Brot und die Arbeit den wirklichen, ungeschmälerten Lohn bringen muß. Die zweite „Hauptkraft“, „die gerechteste, von der Concurrenz vollzogene Vertheilung der Gewinne, nach dem genau abgewogenen Maße der Leistung“, wird allerdings von dem neuen Zustande der Dinge aufgehoben werden müssen, denn die Gerechtigkeit der Concurrenz ist nichts Anderes als das Privilegium der Einzelnen und das Elend der Massen. Die Entwicklung des Concurrenzprinzips, welche wir oben gegeben haben, beweist zur Genüge, daß die „gerechteste Vertheilung der Concurrenz nach dem genau abgewogenen Maße der Leistung“ die furchtbarste Ungerechtigkeit ist, daß sie, ganz abstrahirend von dem wahren Werthe der Arbeit, die Einzelnen ebenso unverhältnißmäßig begünstigt wie sie die Leistungen der Masse nicht nach ihrem Werthe, sondern nach rein äußern Verhältnissen, Überproduction, Handelskrisis u. s. w. unbarmherzig schmälert. Wir empfehlen dem Verf. die Lecture des Engels'schen Buchs oder wenigstens der Auszüge, welche wir unten geben werden, um seine „Reinung“ zu berichtigen, doch er ist ja selbst in England gewesen und hat selbst dort, wo die Concurrenz alle ihre Folgen schamlos enthüllt, nichts lernen können! Von der Einführung der neuen Theorie erwartet er „Reibungen, Empörung, Auflösung des ganzen Organismus“! Wie wenig muß er die wirklichen Zustände des Lebens kennen, wenn er von einem Princip Das erwartet, was sein eigenes Princip alle Tage hervorbringt und immer mehr droht hervorzubringen. Ein Blick in den täglichen Verkehr wird Jedem beweisen, daß ein Concurrenzverhältniß zu den heftigsten „Reibungen“ Anlaß gibt und aus den besten Freunden plötzlich die bittersten Feinde macht, ein Blick aber auf die sociale Lage der Welt zeigt Jedem, daß die Concurrenzherrschafft zur Empörung führt und immer mehr an der Auflösung des ganzen gesellschaftlichen Organismus arbeitet. Was ist die Ursache der Arbeiterempörungen in England? Was hat selbst den Weberaufstand in Schlesien herbeigeführt? Wo anders als in der Herrschafft des Capitals und der Concurrenz ist die Ursache solcher Zustände zu suchen? Die neue Theorie will eben dieses unnatürliche Verhältniß schlichten und der Gesellschaft den Frieden und mit dem Frieden die volle Lust des Lebens und der Arbeit wiedergeben und da fürchtet der Verf., daß sie einen Zustand, Reibungen, Empörung, Auflösung des ganzen Organismus herbeiführen möchte, den sein eigenes Princip schon lange herbeigeführt und durch den die Masse der Menschen unmenschlich vernichtet wird. Das ist jedenfalls ein merkwürdiger Irrthum!

Betrachten wir jetzt die Ansichten des Verf. über den Arbeitslohn, diesen Punkt, welcher in neuester

Zeit eine so große Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Wir müssen ihn hier selbst reden lassen:

Zunächst bestimmt sich zwar die Größe des Arbeitslohns durch das Verhältniß des Bedarfs an Arbeitern zu deren vorhandenen Menge. Da jedoch durch das übergroße Fortpflanzungsvermögen die Menge beinahe allenthalben ihre Grenze nur in dem Mangel an Subsistenzmitteln findet, so bestimmen diese letztern die Größe des Tageslohns.

Unter den Subsistenzmitteln haben wir zu verstehen: den Aufwand für Nahrung, Kleidung und Wohnung, welchen, nach der bestehenden Sitte jedes Landes, der gemeine Arbeiter daselbst zu machen gewohnt ist.

Steigt sein Lohn in Folge vermehrten Begehres nach Arbeitern oder fällt der Preis der Lebensmittel auf einige Zeit herunter, so sieht er sich in den Stand gesetzt, eine Familie zu stiften; — in seinen Kindern vermehrt sich dadurch die Zahl der Arbeiter, — fällt hierauf der Lohn wieder herab, so sehen sich wieder weniger Arbeiter zur Stiftung von Familien in den Stand gesetzt, es vermindert sich der Nachwuchs und somit der Vorrath an Arbeitern.

So bildet der Tageslohn den natürlichen Regulator für die Bestimmung der Menge der Arbeiter und hiermit auch der Bevölkerung der Länder.

Der Erfahrung gemäß findet bei einem Tageslohne, welcher doppelt so viel beträgt als der Preis der Nahrungsmittel für einen Menschen, einige Menschenvermehrung statt; — beträgt er dagegen nur ein und ein halbmal diesen Preis, dann tritt Verminderung ein.

Die Landesitte regelt jene Subsistenzmittel auf die mannichfaltigste Weise. In dem Lande, wo der gemeine Arbeiter größtentheils von Kartoffeln und Wasser lebt, im Sommer keine Schuhe und Strümpfe trägt und sich an Sonntagen in ganz grobe Stoffe kleidet, ist der Preis seiner Subsistenzmittel kleiner als da, wo er täglich Fleischspeisen und Wein oder Bier genießt, wo er immer Schuhe und Strümpfe trägt u. s. w.

Diejenigen, welche Übervölkerung und Dürftigkeit der untern Arbeitersklasse als unvermeidliche Thatfache voraussetzen und hieraus unverschuldete Armuth und Elend folgern, verwechseln die Wirkung mit der Ursache; — denn ihr eigener Mangel an Ehrgefühl bei der leichtsinnigen Stiftung von Ehen und der Kindererzeugung, und ihre Anspruchslosigkeit in Beziehung auf ihre Lebensbedürfnisse sind es, was ihre Anzahl übermäßig vermehrt, — und diese übermäßige Anzahl drückt den Tageslohn herab und diese selbstverschuldete Niedrigkeit ihres Lohns verlagert ihnen die Lebensgenüsse der Wohlhabendern und erhält sie fortwährend in Armuth.

Als Resultat dieser Ansichten erhalten wir nun Folgendes:

So sehr wir auch das in den untern Volksclassen häufig vorkommende Elend beklagen müssen, so können wir es doch nur als ein selbstverschuldetes ansehen; — denn alle organischen Gebilde bringen ein Übermaß neuer Zeugungen hervor — dieses Übermaß muß immer aus Mangel an Subsistenzmitteln frühzeitig zu Grunde gehen; erhebt sich der Mensch nicht durch seine Vernunft über die übrigen Gattungen der Naturgebilde; — setzt er ebenso wenig wie sie seiner Zeugungsfähigkeit Schranken, so muß er auch das Schicksal dieser bewußt- und vernunftlosen Gebilde theilen; — er setzt sich mit seinen Kindern der Gefahr aus, wegen Mangels an Subsistenzmitteln frühzeitig zu Grunde zu gehen.

Die Erscheinung kann keineswegs durch eine andere Vertheilung des Besizes oder des Einkommens — wie die Communisten träumen — eine wesentliche Aenderung erleiden, denn sie ist ganz unabhängig von der zeitigen Theilung der vorhandenen Subsistenzmittel, sie gründet sich nur allein auf das Verhältniß, welches zwischen der Summe dieser Subsistenzmittel und der Anzahl der von ihr zu erhaltenden Menschen besteht; — läßt diese Menschenzahl ihrem Zeugungsvermögen freien Lauf, so findet eine solche Vermehrung derselben statt, daß jene vor-

handenen oder erzielbaren Substanzmittel zu ihrer Ernährung nicht ausreichen können; es muß daher die obenbezeichnete Erscheinung nothwendig eintreten, jene Vertheilung mag in der einen oder in der andern Weise stattgefunden haben. Die einzige Veränderung, welche eine andere Vertheilung des Zusammenkommens zur Folge haben würde, kann nur darin bestehen, daß das eindruckende Uebel andere Personen treffen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rheinisches Jahrbuch mit Beiträgen von A. W. von Schlegel, G. Pfarrius, C. Bauernfeld, R. Suptow, W. Barnhagen von Ense, K. Simrock, Anastasius Grün u. A. m. Herausgegeben von Levin Schücking. Erster Jahrgang. Köln, Kohlen. 1840. Lex. 8. 4 Thlr.

Das „Rheinische Jahrbuch“, das von Freiligrath, Magerrath und Simrock für 1840 und 1841 ausging, aber nur diese zwei Jahrgänge alt wurde, hat sich nach vierjähriger Unterbrechung durch eine neue Verlagsabhandlung in prachtvoller Gestalt erneuert. Diese großartige typographische Ausstattung kostete freilich nur einen Entschluß der Verlagsabhandlung; aber es gehörte Glück für den neuen Herausgeber dazu, in der kurzen Zeit vom Sommerantritt des Verlegers bis zur Herbsterscheinung des Buchs wenigstens doch so gute Beiträge zu gewinnen, als in der prachtvollen Ausstattung erscheinen. Ein Beweis, wie viel Freunde der geachtete Levin Schücking besitzt! Freilich wird unter diesen Umständen auch manches eben Fertige, für den Zweck nicht besonders zubereitete mit dargeboten. Namentlich erscheint von eigentlich rheinländischem Leben nur sehr wenig. Wir erhalten deutsche Spenden, die sich bloß am Rhein zusammengefunden haben. Doch, wenn schon, wie bekannt geworden, die bloße Auswahl aus den eingeschickten Beiträgen eine, selbst auf Nebenbinge und Beiläufigkeiten gerichtete Anglichkeit und Rücksicht des Herausgebers für rheinländische Bestimmungen erforderte, wie viel bedenklicher würde es gewesen sein, aus diesem verstimmtten Leben selbst mehr oder das Beste zu schöpfen, ohne Saiten zu berühren, die das Rheinland jetzt nicht vertragen kann! Ja, es ist betrübend wahrzunehmen, wie dies klare, heitere, kräftige Volk aus politischer Verdrossenheit kirchlich eifert und römisch empfindlich ist; wie es, anstatt der neuen deutschen Bewegung anzugehören, sich an die alten Überstände anlehnt, die jene Bewegung hervorgerufen haben; wie ihm zu seinen Demonstrationen die Männer und die Mittel gut genug sind, die den Widerwillen des gebildeten Deutschlands erregen. Der Kampf ist rühmlich, den sie für echt deutsche Interessen führen, nicht aber dessen römischer Rückhalt. Gewiß würden sie auch mit der Flut der neuen Überzeugungen politisch besser fahren als mit der Ebbe des Mittelalters.

Doch wir haben nicht das Rheinland zu kritisiren, sondern das „Rheinische Jahrbuch“. In der Vorhalle desselben steht das sauber ausgeführte Bildniß August Wilhelm v. Schlegel's, Stich von Gougenbach. Gemalt scheint es in Schlegel's noch nicht ganz wecker Zeit, wiewol schon mit dem großen Stern auf der Brust, von dem er selbst Seite 15 sagt:

Wie man mit Wölfen heult, prunk' ich vor eillen Leuten.

Diese Bescheidenheit geht übrigens aus den „Reliquien“, die aus seiner Verlassenchaft mitgetheilt sind, nicht immer hervor. Köstlich ist das Eingangssonett, das er zu einer Schelle seines eigenen Werthes und Verdienstes gegossen und polirt hat. Daran schließt sich das folgende Sprüchlein *νεφ' ευρωδ.* Es ist wahr, wie Schlegel artig sein konnte, hat er vor seinem seligen Ende dem bleibenden Geschlecht die Mühe erspart, ihm ein Latorator seiner Verdienste und ein vollbadiger Lobredner seines Werths zu sein. Es erkennt ihn, wie er selber im Sonett sagt — beim Namen August Wilhelm Schlegel!

Schlegel war ein Formengeist, begabt zerstreuten Gedanken-

gehalt um: und zusammenschmelzen, in verschiedenen Sprachen sich meisterlich auszudrücken. Auch unter diesen „Reliquien“ finden wir Gedichte, correct und glatt in antiken und modernen Formen. Das Diquante, Witzige, Launige herrscht vor. „Der Prophet des jüngsten Tages“ ist sehr ergötzlich. Weniger erquicklich sind die kleinen Spöttereien über kleine Nebenbinge in Goethe's und Schiller's Briefwechsel, das verkohlene Rufen an Schiller's Korbern und die Sticheleien auf Goethe. Auch die hier und da hervorstehende Lächerlichkeit und Sinnlichkeit welcher Phantasie erweckt ungünstige Erinnerung; da man nicht weiß, aus welcher Zeit diese Versen sind, ob vor- oder nachheilig erzeugt. Die letzte „Reliquie“, der Brief an eine Dame, worin Schlegel sich über sein Verhältnis zu den religiösen Bekenntnissen ausspricht, gewährt auch keinen erhebenden Schluß. Über diesen diplomatischen Gegenstand hat er sich französisch — in bewusster Eleganz — ausgebrückt. Ganz interessant spricht er über die Neigung seiner Zeit und seiner Freunde, zur alten Kirche zurückzukehren. Für sich selbst aber findet er endlich das Resultat, daß er verschiedene Versuche gemacht, an manches Thor angeklopft habe. „Zuweilen“, sagt er, „suchte ich mich zu überreden, daß ich des Christlichen Glaubens sei: dann aber sah ich ein, daß es eine Täuschung war. Ein lebendiger Glaube muß doch wol so stark sei, daß man sich durchaus nicht von ihm losmachen kann. Ein willkürlicher, erkünstelter Glaube dient zu nichts. So habe ich mich denn entschlossen, wahr gegen mich selbst zu sein. Ich lasse mein Denken frei walten, und erbege mich darin, welche Zweifel und Verneinungen dabei herauskommen. Ich halte mich an die ursprüngliche, eingeborene, allgemeine Religion. Das ist der Schluß meiner Irrfahrten des Wiffes, das ist mein Ithaka!“

Rheinisches Leben bringt zunächst G. Pfarrius in Druckstücken aus Denkwürdigkeiten über „Das Ende des Hauses Dhaun“. Ein Leibarzt der letzten Rheingräfin von Dhaun soll diese Memoiren hinterlassen und Pfarrius will nur den vorliegenden Ausschnitt gemacht und hinsichtlich der Diction nachgeholfen haben. Jedenfalls hat das mitgetheilte Druckstück ein novellenartiges Ansehen, malt sehr anschaulich die widromantische Scenerie zwischen den malerischen Vorhügeln des Junsrück und seßelt durch seine Einblicke in das Leben der Familie und der Zeit um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Erzählung hätte poetisch potenzirt werden können, wenn man, von der angeblich wirklichen Geschichte ein wenig abgehend, die manchmal doch etwas zu sehr von außen kommenden Ereignisse mehr von innen heraus entwickelt und die Katastrophe näher an die französische Revolution gerückt hätte. Die Zerstörung der Burg wäre dann nicht als ein zufälliges Anhängsel, sondern als verhängnißvoller Ausgang erschienen, wenn die Familie von Grumbach, die zur Ausführung ihres frevelhaften Erwerbs der Dhaun'schen Besitzung sich französischer Glücksritter bedient hatte, durch glücklich erfundenen innern Zusammenhang an französische Revolutionnaire den ungerechten Besitz wieder verloren hätte.

„Die Reichsversammlung der Thiere“ gibt eine ironische Abspiegelung deutsch-constitutionellen Staatslebens im Thierreiche. Das leichtgehaltene Drama zeigt, wie man, von der Idee der allgemeinen Gleichheit ausgehend, doch bei der alten Gewaltherrschaft der Besitzenden und Mächtigen wieder anlangt. Es fehlt dem Scherze nicht an guten Einfällen, unerwarteten Wendungen und verständlichen Seitenhieben. Man glaubt in mehr als einem deutschen Ländchen zu sein, wenn der Herold verkündigt:

Der Reichstag ist aus,

Geht Alle nach Haus!

Das Budget ist vollirt,

Jetzt wird weiter regirt.

Wohlweislich hat der Poet seinen dichterischen Reichstag nicht in derselben Stunde der Eröffnung verlag; sonst hätte er nicht einmal Raum zu seinen bezüglichen Scherzen gehabt, sondern nur eine kurze Post gebracht.

(Der Beschluß folgt.)

Sonntag,

Nr. 46.

15. Februar 1846.

Die sociale Frage.

(Fortsetzung aus Nr. 45.)

Nach dem Verf. würde die Höhe des Tagelohns in einem richtigen Verhältniß zum Preise der Lebensmittel stehen, dieses ist aber durchaus nicht der Fall. Tausendfache Beispiele ließen sich aus englischen, aus französischen, aus deutschen Fabrikdistricten beibringen, wo es dem Arbeiter unmöglich wird, bei der angestrengtesten Arbeit seine nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Ein richtiges Verhältniß zwischen dem Preise der Lebensbedürfnisse und dem Lohne der Arbeit wäre schon eine Art Organisation der Arbeit, aber diese wird unmöglich gemacht von der Concurrnz, welche mit ihren entfernten Zwecken die Arbeit beherrscht. Zwar wird die Concurrnz den von ihr beschäftigten Arbeiter nicht geradewegs verhungern lassen, da sie ihn gebraucht, aber sie wird ihn, des billigen Preises wegen, womit sie auftreten kann, dem Hunger, dem Elend, der Entblößung so nahe bringen müssen als möglich. Dies ist überall der Fall, wo sie herrscht. Der Arbeitslohn steht in keinem natürlichen Verhältniß zu den physischen, zu den geistigen, zu den allgemein menschlichen Bedürfnissen des Arbeiters, der von der Concurrnz willkürlich gesetzt hin- und herschwantende Arbeitslohn entmenslicht den Arbeiter. Aber, sagt der Verf., die Arbeiter sind selbst schuld an der Niedrigkeit des Lohns, je mehr Arbeiter, desto niedriger der Lohn! Warum befriedigen sie ihre geschlechtlichen Bedürfnisse, warum heirathen sie, warum vermehren sie die Zahl der Arbeiter durch ihre Kindererzeugung! Nachdem der Verf. den Arbeiter zu einem Paria, zu einer von der Concurrnz willenlos getriebenen Maschine herabgesetzt hat, verlangt er noch von ihm einen Act freier, menschlicher Selbstbestimmung, eine freie Beherrschung seiner Lage! Das ist etwas zu viel. Nachdem dem Arbeiter alle menschlichen Genüsse unmöglich geworden, ist sein einziger der natürliche, der thierische geblieben. Was kümmert es ihn, welche hoffnungslosen Geschöpfe er in die Welt setzt, mit welchen elenden Creaturen er die statistischen Tabellen des Staatsmanns bevölkert? Ihm, dem isolirten, ist es gleich, was nach ihm kommt, sein Elend kann durch ein paar Kinder nicht vergrößert werden, was kümmert ihn das Ganze, der Zustand der Gesellschaft, da die Gesellschaft ihm feindlich ist? Das

Elend braucht die Uebevölkerung nicht zu fürchten, nur der besitzenden Gesellschaft wird sie gefährlich, und ihr zu Liebe soll der Arbeiter auch noch seinem letzten Genuß entsagen? Die Forderung, welche der Verf. an die Arbeiter stellt, ist ebenso unbarmherzig als unnatürlich. So lange die Welt sich auf die Familie gründet, muß Jeder das Recht haben, sich eine Familie zu schaffen, oder auch sie wird das Privilegium des Capitals, des Vermögens. Und ist es wirklich blos der Arbeiterstand dem die elenden Geschöpfe unserer Populationstabellen ihre Existenz verdanken? Ist es nicht ebenso häufig die privilegierte Gesellschaft, der das Weib, die Tochter des Arbeiters ein Spiel ihrer Lüste wird, die auf diese Art tausende elender Wesen erzeugt, sie unter die Arbeiter stößt und dadurch die Zahl derselben vermehrt, den Lohn derselben vermindert? Kann der Verf. dies leugnen? Wer verschuldet diese, eben die allerelendeste, Uebevölkerung? Aber wir geben es auch durchaus nicht zu, daß der jetzige Gesellschaftszustand sich auf ein richtiges Verhältniß zwischen der Summe der Subsistenzmittel und der Anzahl der von ihr zu erhaltenden Menschen begründet, da sich die Productionskraft der Erde bis ins Unendliche steigern ließ, da Erfindungen jeder Art die Befriedigung der Bedürfnisse immer mehr erleichtern, da noch ungeheure Theile der Erde brach und unbenuzt daliegen und dem Menschengeschlechte angewiesen werden können: — es ist eben nur der privilegierte Besitz der Einzelnen auf Kosten der Menge, es ist die Herrschaft der Concurrnz, des Geldes, welche bisher die Fortentwicklung der Menschheit ausgebeutet haben, ohne der Menge ihre menschlichen Rechte zu gewähren, und es gibt andere Mittel die Gesellschaft aus ihrem unnatürlichen Zustande zu erlösen als jenes unnatürliche, in dessen Nichtanwendung der Verf. den Ursprung des „selbstverschuldeten“ Elends der untern Volksklassen sieht. Selbst ohne schon die Gesellschaft radical aus ihren Fugen zu reißen können solche Mittel angewendet werden, wir meinen nämlich nach innen die Association, nach außen die Colonisation.

Die Regelung des Arbeitslohns ist eine der wichtigsten Fragen, welche die Gegenwart kennt. Und der Verf. thut ebenso unrecht als er unpolitisch handelt, wenn er sie mit ein paar national ökonomischen Ben-

dungen abmachen zu können glaubt und den bestehenden Zustand gar als „naturgemäß“ betrachtet. Die Frage der Regelung des Arbeitslohns ist die eigentliche Schlagader des Communismus; wollen unsere Liberalen den Communismus seiner Basis berauben, so können sie nichts Klügeres thun als diese Frage zu der ihrigen machen. In ihr findet der Communismus seine praktische Kraft, nur durch sie hat er so großen Anhang, so bedeutende Sympathien in den untern Volksclassen gefunden! Wenn man dem Arbeiter sagt: Jetzt bestimmt das Capital den Lohn deiner Arbeit, die Capitale wollen so hohe Interessen ziehen als möglich, es soll aber dein Arbeitslohn im Verhältniß zu deinen Bedürfnissen stehen und zum Gewinne, den die Arbeit abwirft — so begreift er das leicht und ist schnell damit einverstanden. Unsere Arbeiter denken wahrlich nicht an die Aufhebung des Eigenthums, an die Abschaffung des Geldes u. s. w., es ist ihre gegenwärtige Lage, die sie beschäftigt, es ist eine billige Regelung des Arbeitslohns, die sie wollen. Ihnen da sagen, wie der Verf. thut: Ihr verschuldet eure Lage selbst, warum zeugt ihr Kinder? das ist nicht bloß ungerecht, es ist auch im höchsten Grade unklug! Kann man die Arbeitslohnfrage lösen, gelingt es der nächsten Zukunft, den Verdienst der arbeitenden Classe mit ihren Bedürfnissen in Einklang zu bringen, dann ist etwas Großes gethan und der communistische Bewegung ein starker Damm entgegengesetzt worden. Es scheint aber, als ob weder unsere Staatsmänner noch unser liberales Bürgerthum die Bedeutung dieser Frage einsehen wollen! Wir sehen das an dem Verf.

Was die Vertheilung des Vermögensbesizes betrifft, so gesteht der Verf., daß es ebenso wol im Interesse der naturgemäßen Entwicklung der menschlichen Gesellschaft wie in jenem der Humanität und der gesellschaftlichen Ordnung zu wünschen sei, daß die Zahl der Eigenthumslosen auf das kleinste Maß zurückgeführt und daß der Vermögensbesitz möglichst gleich vertheilt werde; aber — setzt er hinzu — wollen wir uns nicht von utopischen Lustschlößern verführen lassen, so müssen wir uns dahin beschränken, daß wir inmitten unserer gesellschaftlichen Verhältnisse nur alle jene Ursachen der Eigenthumslosigkeit und der Ungleichheit im Vermögensbesitze zu entfernen trachten, welche nicht in den Naturgesetzen der Volkswirtschaft begründet, sondern vom Monopollengeiste herrühren.

Über die Vertheilung des Grundbesizes sagt der Verf., im ursprünglichen Zustande bringe Jeder sein Anrecht wie auf seine Existenz so auch auf den Wittgeuß der Früchte in die Welt, welche die allgemeine Quelle derselben — die gemeinschaftliche Grundfläche — Jedem zu spenden hat; sobald indes alle Grundfläche in den ausschließlichen Besitz bestimmter Personen und Corporationen übergegangen ist, verliert ein Theil der Gesellschaftsmitglieder — bloß durch den Zufall der Geburt und in Folge der bürgerlichen Gesetze — jenes allgemeine Anrecht auf die Basis seiner Existenz. Es ist

dieses ein in dem Entwicklungsgange der menschlichen Gesellschaft begründetes Ubel, welches Ubel nur dadurch auf das kleinste Maß beschränkt werden kann, daß jedem solchen Benachtheiligten die möglichste Leichtigkeit verschafft werde, sich durch Fleiß und Sparsamkeit einen, wenn auch nur kleinen, Antheil an jenem angefallenen allgemeinen Grundbesitz zu erwerben.

Für die Vertheilung des Vermögensbesizes ist dem Verf. das Concurrenzprincip in den Naturgesetzen der Volkswirtschaft begründet, dasselbe macht sich denn auch bei der Frage der Gütervertheilung geltend und — führt darin zur Auflösung des Güterschlusses, des Erstgeburtsrechts u. s. w., zur Dismembration. Allein der Verf. täuscht sich, wenn er dadurch die Besitzfrage gelöst zu haben glaubt. Der Besitz bleibt immer geschlossen, er ist ausgebehnter geworden, aber seine Natur blieb dieselbe, er blieb immer ein Monopol der besitzlosen Menge gegenüber. Ihr ist damit durchaus nicht geholfen, daß jetzt Mehre besitzen was sonst Einer besaß, sie hat dadurch nur mehre Herren bekommen. Die natürliche Berechtigung eines Jeden ist durchaus nicht anerkannt, die Frage ist durchaus dieselbe geblieben und in dem Kampfe gegen alle Monopolen nach oben, um nach unten das Monopol um so stärker festzustellen, wird sie nie ihre „naturgemäße“ Lösung finden.

In dem Kampfe gegen alle Monopolen nach oben sucht der Verf. seinen Beruf, und zu diesem Kampfe hat er nicht ohne Klarheit und Scharfsinn alles volkswirtschaftliche Material in Bewegung gesetzt und systematisch gegliedert. Er steht, wie man sieht, auf dem Standpunkte des Liberalismus. Wir können und wollen ihn nicht in allen seinen Operationen gegen den „Monopoliengeist“ begleiten und es wäre auch unauß, nachdem wir nachgewiesen haben, wie sich der Verf. zu der großen socialen Frage, zu der Stellung und zu der Berechtigung der arbeitenden Classe verhält. Was kümmert uns sein Kampf gegen den Güterschluß, gegen die indirecten Steuern, gegen den Justizzwang, gegen das Prohibitivsystem und die Schuzzölle! Wir haben gesehen, was hinter dem Kampfe gegen die Monopolen steht: — nichts als ein neues Monopol. Immer das Monopol des Capitals, immer das Monopol, zu welchem die an Besitz, an Capital gebundene Concurrenz führt. Darauf hat der Verf. seine „naturgemäße Volkswirtschaft“ begründet und er hat das Verdienst, klar und bestimmt ausgesprochen zu haben, was die Gesellschaft beherrscht, und sein vorliegendes Buch, das Resultat eines langen Lebens, ist als eine Art von Bibel zu betrachten, worin Capital und Besitz ihre Beherrschung finden. Zum Schluß wollen wir als äußerst charakteristisch für den Standpunkt des Verf. noch folgende Stelle anführen (S. 363):

Es ist zwar sehr wünschenswerth, daß der Fabrikant, Güterbesitzer und Pächter seine Arbeiter mit theilnehmender Liebe behandelte und ihnen in vorkommenden Verlegenheiten beistehende, daß zwischen beiden Theilen ein vertrauensvolles Verhältniß walte; allein unter keinen Umständen kann verlangt werden, daß der Fabrikant u. s. w. einem höhern Lohn zahle als ihn

das Verhältnis zwischen Angebot und Begehr bestimmt und der in Kraft stehende Vertrag festlegt. Jeder Aufstand von Arbeitern zum Behufe der Lohnsteigerung — durch welche andere Arbeiter genöthigt werden, auch ihre Werkstätten zu verlassen oder durch welchen gar Maschinen und Fabrikanlagen zerstört werden — kann nur von diesem Gesichtspunkte betrachtet werden, denn es stehen jedem Arbeiter jederzeit zwei friedliche Wege offen: — fühlt er sich nämlich in seinem Vertragsverhältnisse verletzt, so schreite er zur Klage vor Gericht; — erscheint ihm der in der einen Werkstätte gewährte Lohn zu niedrig, so suche er einen höhern Lohn in einer andern Werkstätte zu erhalten.

Muß man sich doch wundern über die Freiheit, welche dem Arbeiter geblieben ist! welchen Schutz ihm die Gesellschaft gewährt, um von seiner Arbeit leben zu können!

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung, Nr. 47.)

Rheinisches Jahrbuch. Herausgegeben von Levin Schüding. Erster Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 43.)

„Über Theaterschulen“ liefert Karl Gutzkow ein Gespräch. Das Theater beschäftigt jetzt den rafflosen Mann auch von dieser aus Berlin angeregten Seite. Zwei Schauspieler besprechen sich auf einem Spaziergang über diese Frage, die die schulmäßige Ausbildung der Künstler schwärmend, der andere darüber spottend. Auf diesem Wege bringt Gutzkow die Bedenken gegen ein solches Institut und die etwaige Einrichtung desselben rückwärts zur Sprache, geistreich, treffend, wiewol nicht erschöpfend und mit jener Bescheidenheit, die diese Frage nicht interessanter machen will als sie unter den jetzigen Tagesfragen ist.

Barnhagen von Ense als geborener Rheinländer spendet ein neues Stück seiner „Denkwürdigkeiten“, zwei Abschnitte, die sich an die Abtheilung „Wien 1849“, Bd. 5, S. 191, der zweiten Auflage jener Memoiren anschließen. Die Scene eröffnet sich in Ungarn mitten in einem müßigen und lästigen Lagerleben, über welchem die dumpfe Stimmung vor einem zu erwartenden Friedensschlusse lastet. Die Eifrigen hegen noch eine Hoffnung für Wiederaufnahme des Kampfes. Allein „das ganze Heer, welches im August und September mit bewundernswürdiger Anstrengung sich wieder stark und schlachtfertig aufgestellt hatte, sank im October auf die Hälfte seines Bestandes zurück, und die Angabe, daß 90,000 Kranke gezählt wurden, war ein Hauptgrund, den Frieden um jeden Preis nöthig, die Wiederaufnahme des Kampfes für ganz unmöglich zu erachten“. Im zweiten Abschnitte werden wir nach Wien in die, auf den Abzug der Franzosen noch etwas verworrenen, schnell aber sich wieder echt wienersich ordnenden Zustände eingeführt. Wir wandern mit dem lebhaft sich umtreibenden jungen Offizier Barnhagen in verschiedene Kreise der höhern Gesellschaft sowie des befreundeten Verkehrs. Es ist eine stille aber nicht unbedeutende Zeit, in die uns Barnhagen so behaglich legt, so umständlich orientirt, und durch leise fingerzeigende aufmerksam macht. Man kennt Barnhagen's Darstellungsweise. Sie weicht darin durchaus vom Stil der meisten Jüngern ab, daß sie ihre Gegenstände nicht erfasst, um individuelle Stimmungen, persönliche Befangenheiten, Launen und geistreiche Sprünge daran auszulassen, sondern daß sie auf die objective Wahrheit und auf eigenthümliche Charakterisirung der Personen und Dinge ausgeht. Sich selbst macht es Barnhagen nicht so bequem als seinen Lesern. Manche seiner Sätze müssen freilich mit seiner und voraus nicht eingenommener Zunge genossen werden. Wie mancher Professor tabelt einen seltsamen oder gesuchten Ausdruck, ohne wahrzunehmen, daß er mehr ist als correct, nämlich — bezeichnend. Wie treffend und kurz ist

z. B. S. 183 der Unterschied der Dicter von den Norddeutschen hinsichtlich literarischer Bedürfnisse, wenigstens zu damaliger Zeit, bezeichnet! „Blieb uns eine gewisse norddeutsche Bildung, wie sie literarisch überliefert ward, für uns selber ein unentbehrliches Element, so erließen wir dasselbe doch gern den Andern, wo das Licht ohnehin nur als Blendung hinstreifte.“ Barnhagen wird manchmal durch den Syntax geistreich, wo der Stoff nicht funkenhaltig ist. Er besitzt die Kunst, auch ganz gewöhnliche Lebensereignisse so geschmackvoll und bezeichnend mitzutheilen, daß man wähnt Ungewöhnlichem entgegen getragen zu werden. Möchten sich hierin einmal so manche unserer jungen Gähne versuchen, die so gern ihre Federn gegen einen Mann sträuben, der sich doch in seinem Kreise nicht abschließt, sondern so warm wie irgend Einer allen Strömungen der Literatur folgt.

Die Gedichte nehmen einen verhältnißmäßig kleinern Raum ein: „Dietrich und Walthar, deutsche Heldensage“, von Karl Simrock, ist launig und in altdeutschem Ton und Stoff neubezüglich; drei Gedichte von Anastasius Grün, darunter ein spasshaftes über die bekannte Anekdote vom Kaiser Leopold, dem es in sein österreichisches Maul geregnet, sind — was die Form betrifft — ein wenig schwerfällig in ihrem ungegliederten Gang; von Annette Droste-Hülshoff zwei Gedichte — in der bekannten markig anmuthigen Weise der ausgezeichneten Dichterin. Andere, weniger bekannte Lyriker suchen hier, zum Theil mit recht artigen Spenden, des Lesers fernere Gunst.

Wir haben noch der artistischen Zugaben zu gedenken. Diese werden, an sich betrachtet, den ungertheiltesten Beifall finden, während ihr Erscheinen an diesem Plage bereits Mißbilligung erfahren hat. Ein rheinisches Taschenbuch, sagt man, und bringt, mit Übergehung der hüsselborfer, der frankfurter Malerschulen, Zeichnungen ausländischer Künstler, zur Illustrirung eines nicht deutschen literarischen Productes fremdschichtlichen Inhalts! Referent will selbst deutschen, und namentlich rheinisch-deutschen Eifer genug haben, um vornherein diesen Laub mehr gelten zu lassen als Das, was die Verlagshandlung zu ihrer Entschuldigung anführen mag, daß sie nämlich etwas an sich ausgezeichnetes und, damit die Erscheinung des Jahrbuchs nicht verzögert werde, etwas schon Fertiges genommen habe. Es sind Zeichnungen des bekannten und berühmten belgischen Malers de Keyser zu einem ihm gewidmeten Werke seines Freundes Felix Bogarts, einer „Lord Strafford“ betitelten Episode der ersten englischen Revolution. „Verlichte, von S. Brown meisterhaft in Holz geschnittene Compositionen, womit de Keyser die Phantasiegebilde seines Freundes individualisirt und mit jener Freiheit, Energie und Charakterisirung, mit jener Leichtigkeit, Anmuth und Wahrheit der Gruppierung, die wir längst an ihm kennen und bewundern gelernt haben, in die Sphäre stantlicher Anschauung hereinzaubert.“

Der erste Jahrgang dieses Unternehmens hat einen glänzenden und großartigen Anlauf gethan. Möge der Versuch die verdiente Theilnahme des Publicums finden, damit sich das Jahrbuch mit den folgenden Jahrgängen immer mehr zu einem rheinisch-deutschen Erzeugniß unserer Literatur, Kunst und Presse individualisire. 21.

Bibliographie.

Briefe des Hans Michel aus Obersteier an seinen Ogd, den Eisenhändler in der Led über Steiermark und Grazer bis 17es Bändchen. Jedes mit einem colorirten Bilde. Graz, Dirnböck. 1845. 8. à 6 Ngr.

Agnes Franz. Eine Lebensskizze. Mit dem Bildniß der Dichterin. Breslau, Diet. Gr. 8. 10 Ngr.

Gardinenpredigten. Aus dem Englischen von F. Gerstäcker. Leipzig, D. Wigand. 8. 1 Zhr.

Die Gesetze des preussischen Staats im systematischen Auszuge, herausgegeben von C. F. Ebert. Ister Band: Das

- allgemeine Landrecht. 1stes bis 3tes Heft. Berlin, Reichardt und Comp. Gr. 8. Preis für 10 Hefte 1 Thlr. 20 Ngr.
- Quericke, P. E. F., Allgemeine christliche Symbolik. 2te, zum Theil umgearbeitete Auflage. Leipzig, Köhler. Gr. 8. 3 Thlr.
- Hiecke, R. F., Shakspeare's Macbeth, erläutert und gewürdigt. Merseburg, Kulandt. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
- Iridion in Rom. Nach dem Polnischen bearbeitet. Berlin, Herms. Gr. 8. 1 Thlr.
- Jacobi, C. G. J., Über Descartes' Leben und seine Methode die Vernunft richtig zu leiten und die Wahrheit in den Wissenschaften zu suchen. Eine Vorlesung. Berlin, Adoff und Comp. Gr. 8. 7/8 Ngr.
- Lewald, L., Russische Geschichten. Zwei Theile. Hannover, Klub. Gr. 12. 2 Thlr.
- Liskovius, K. F. S., Physiologie der menschlichen Stimme für Ärzte und Nichtärzte. Leipzig, Barth. Gr. 8. 21 Ngr.
- Meurer, M., Luther's letzte Lebensstage, Tod und Begräbniß. Aus den Quellen erzählt. Dresden, Neumann. 8. 8 Ngr.
- Niederer's, J., Briefe von 1707—1803 an seinen Freund Zabler. Herausgegeben von seiner Witwe Rosette Niederer. Genf, Kelmann. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Spolz, C. G., Allgemeine Weltgeschichte. 1ster Band: Alte Geschichte bis auf Augustus. 1stes Heft. Langensalza, Schulbuchhandlung des Thüringer Lehrervereins. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.
- Starklof, L., Armin Galoer. Zwei Theile. Leipzig, D. Wigand. 8. 3 Thlr.
- Sue, C., Maribde. Memoiren einer jungen Frau. Aus dem Französischen. 1ster bis 3ter Band. Nordhausen, Fürst. 1845. 8. à 7 Ngr.
- Suß, M. B., Beiträge zur Geschichte der Typographie und des Buchhandels im vorrnaligen Erzstifte nun Herzogthume Salzburg. Salzburg, Dupic. 1845. 8. 15 Ngr.
- Tezner, Th., Gewöhnliche Wahrheiten in ungewöhnlichem Gewande. Kleine Aufsätze pädagogischen Inhalts. Langensalza, Tezner. 1845. 12. 3/4 Ngr.
- Tillier, A. v., Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittlungsakte. Von ihrer Einführung im Frühjahr 1803 bis zu ihrer Auflösung in den letzten Tagen des Jahres 1813. 1ster Band. Zürich, Schulthess. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.
- Über Gewissensfreiheit. Briefe eines alten Idioten an einen alten Wassenbruder. Dresden, Neumann. 12. 28 Ngr.
- Vetter, G. R., Gedichte. Olmütz. 1845. 8. 15 Ngr.
- Vogel, F., Die alten Chroniken oder Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich von den ältesten Zeiten bis 1820 neu bearbeitet. 1ste Lieferung. Zürich, Schulthess. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.
- Wegweiser durch die Literatur der Deutschen. Ein Handbuch für Laien. Herausgegeben von G. Schwab und K. Klüpfel. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

- Anhalt, C., Aus Weimars Novembertagen. Sechs Gedichte. Jena, Frommann. 1845. 12. 2 Ngr.
- Kritische Beleuchtung der rheinischen Gemeinde-Ordnung und der Frage: Ist die Annahme der revidirten Städteordnung für die Rheinprovinz erprießlich? Rebst einer historischen Einleitung. Von einem rheinischen Verwaltungsbeamten. Leipzig, D. Wigand. 1845. Gr. 8. 7/8 Ngr.
- Bernhard, G., Die sieben Grabeshügel in Leipzig. Gedicht in Bezug auf die Vorfälle in Leipzig vom 12.—15. August 1845. Leipzig, Rhein. 1845. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
- Braun, J. F., Die Bedeutung der lateinischen Schule, mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart und ihre Bedürfnisse. Stuttgart, Schmidt und Spring. Gr. 8. 7/8 Ngr.

Böckerlein, L., Festsche bei dem 100jährigen Stiftungsfest der Königl. Studienanstalt zu Erlangen am 14. Juli 1845. Erlangen, Bläking. 1845. Gr. 8. 3/4 Ngr.

Die Lübeck-Schweriner Eisenbahn in ihrem Verhältnis zu Mecklenburg und seinen Seestädten. Lübeck, Uschensfeldt. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Herzfeldt, Vorschläge zu einer Reform der jüdischen Ehegesetze. Braunschweig, Meyer sen. Gr. 8. 7/8 Ngr.

Kries, C. S., Über die Verhältnisse der Spinner und Weber in Schlefien und die Thätigkeit der Werrine zu ihrer Unterstützung. Breslau, Überholz. 1845. 8. 7 1/2 Ngr.

Krummacher, F. W., Seid getroßt! Ein Wort an häusliche Bedrängte, am Erntedankfeste. Eberfeld, Haffel. 1845. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

— — Zeitpredigten. III. Das Weib im Epha. Eberfeld, Haffel. 1845. 8. 2 1/2 Ngr.

Kruse, C. A. W., Preußens Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, oder: Über die Entwicklung der Menschheit unter dem Hause Hohenzollern. Festsche. Eberfeld, Haffel. 1845.

Unter Rünzweien und seine Rängel. Neubrandenburg, Bräunlow. 1845. 8. 2 1/2 Ngr.

Kaumer, F. v., Einleitungsworte zur öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 16. October 1845. 3te Auflage. Berlin, Buchhandlung des Lesecabinet. 1845. 8. 3 Ngr.

Schatter, C. G., Wie lieb und werth uns unsere protestantisch-evangelische Kirche beim Hinblick auf die deutsch-katholische Gemeinschaft werde. Predigt. Neustadt a. d. D., Wagner. 1845. 8. 3 Ngr.

Schrader, J. F. L., Worte der Liebe und des Ernstes an die Glieder der evangelischen Kirche unter den Bewegungen und Kämpfen der Zeit. Zwei Predigten. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1845. Gr. 8. 3/4 Ngr.

Stier, R., Daß und wozu wir auch an den biblischen heiligen Tadel finden dürfen und sollen. Predigt über Hiob 14, 14—15. Barmen, Langewiesche. 1845. Gr. 16. 2 1/2 Ngr.

Toluck, A., Wie selig der Mensch ist, der Christum zum Heilande hat. Predigt zu Stockholm am 11. Sonntag nach Trinitatis 1844. Stockholm, Friße. 1845. 8. 3/4 Ngr.

Wein, S., Rante als Politiker. 2te Auflage. Grunberg, Levysohn. 1845. 8. 5 Ngr.

Wünsche der hohen Staatsregierung und der hohen Ständeversammlung des Königreichs Sachsen ehrenbetitelt vorgelegt von einer Anzahl sächsischer Volksschullehrer. Grimma, Verlagscomptoir. 1845. 8. 6 Ngr.

Unermäßige Darstellung der gegen den Gymnasial-Oberlehrer Aug. Witt in Königsberg geführten fiscalischen Untersuchung. Leipzig, Hartmann. 1845. 8. 1 Thlr.

Günther, F. J., Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm IV. Halberstadt, Franz. 1845. Gr. 8. 4 Ngr.

Mühlensfels, L. v., Berichtigung einiger mich betreffenden Angaben in der Schrift des Herrn Staatsministers v. Kamptz „Prüfung der grellen Irrthümer des Stadtgerichtsraths Simon“. Berlin, Reimer. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Pöhlant, F. W., Der Zuruf der Constitution an ihr Volk. Predigt über Ev. Matth. 6, 24—34. Altenburg, Helbig. 1845. 8. 3 Ngr.

Sendschreiben eines Rabbiners an die Rabbiner-Versammlung zu Frankfurt a. M. Herausgegeben und ins Deutsche übersetzt von K—m. Frankfurt a. M. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Verordnung über die Anwendung der Kriegsartikel und insbesondere der darin vorgeschriebenen Militärstrafen. Grunberg, Levysohn. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Wagner, F. L. W., Roms Wirken überhaupt und besonders in Deutschland. Mit besonderer Rücksicht auf die neueste von dem Hrn. Geh. Staatsrath Dr. v. Linde erschienene Schrift von neuem gewürdigt. Darmstadt, Leske. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Die sociale Frage.

(Fortsetzung aus Nr. 46.)

Nr. 2. Geijer, „Über die innern gesellschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit“. Daß man in Schweden den Blick mannichfach auf die Natur der innern gesellschaftlichen Zustände richtet, ist schon in den Verhältnissen dieses Landes begründet. Schweden ist ein armes Land, die Adelsregierung hat dort eine arme, elende bäuerliche Bevölkerung geschaffen, die Industrie der Städte bleibt immer spärlich und dürftig und doch ist in Schweden eigentlich nur Armuth, wenigstens kein ausgebildeter Pauperismus. Wenn der Kampf, welcher Schweden bewegt, auf den ersten Augenblick rein politisch oder gar noch als ständisch erscheint, so entwickeln sich doch auch schon in ihm mehr sociale Momente und der weiterschende Geschichtschreiber ist vollkommen berechtigt sie ins Auge zu fassen und ihre allgemeine Bedeutung nachzuweisen. In Schweden kämpft gegenwärtig die Mittelklasse als neue Gesellschaftsmacht, aber auch unter ihr regt sich eine neue Schicht, und schon in dem ersten Constitutionsausschusse war von den Ansprüchen der Unrepräsentirten als von einem „fünften“ Stande die Rede. Man meinte freilich unter diesem fünften Stande ebenso wol die unrepräsentirte Mittelklasse als das unrepräsentirte Volk und war sich über die socialen Gegensätze keineswegs klar. Geijer fixirt die Gegensätze zwischen Mittelklasse und Volk, indem er nachweist, wie mit der Acceptation der Mittelklasse und ihrer politischen Distinction die Herrschaft des Vermögens beginnen werde. Er meint, man könne die Mittelklasse zwar in ihrer neugewonnenen Bedeutung anerkennen, aber man müsse ihre Ansprüche, ausschließend das Volk zu repräsentiren, zurückweisen. Dies hiesse, sagt er, eine schon fertige neue Gesellschaftsbildung anerkennen und zugleich einer mehr umfassenden Platz machen.

Es liefert diese Auffassung den Beweis, daß der große Geschichtschreiber Schwedens sein Auge nicht so der socialen Weltbewegung verschlossen hat wie wir es mannichfach an unsern ersten deutschen Historikern zu rügen haben, mag seine Auffassung selbst auch immerhin noch so begrenzt und befangen sein wie wir es nachweisen wollen. Er hat den Punkt auf den es ankommt erkannt, mag er sich nun immer als monarchisch gesinnt

beweisen und von der Zukunft noch ein allzu großes Heil von einer religiösen Entwicklung erwarten. Seine Ansichten über die Macht der Concurrrenz und die Herrschaft des Vermögens, ebenso über das absolute Privat-eigenthumsrecht, welches die neue Zeit erst geschaffen hat, sind bestimmt und entschieden.

Der Durchbruch des Persönlichkeitsprincips gilt ihm als die große innere Ursache, aus der sich alle unerhörten Veränderungen der Neuzeit herleiten lassen. Die Declaration der Menschenrechte in der französischen Revolution war ein solcher mächtiger Durchbruch des Persönlichkeitsprincips. Allein wir müssen sogleich das religiöse Princip Geijer's an die Spitze stellen, um danach seine ganze Weltanschauung zu begreifen. Er sagt:

Das Verhältniß der Menschen zueinander wird im Innersten von ihrem gemeinschaftlichen Verhältniß zu Gott bestimmt. Religion, sagt man, ist die Erkenntniß Gottes. Allein keine Erkenntniß kann rein gegeben oder einzig von außen mitgetheilt werden. Die edelsten Gaben sind die, welche man nicht als bloße Geschenke empfangen kann, sondern sich zugleich selbständig aneignen muß. Die Wahrheit ist vor Allem eine Gabe dieser göttlichen Art. Sie kann nicht verlehnt werden. Daraus folgt, daß das Wesen, welchem Gott den hohen Vorzug seiner Erkenntniß mitgetheilt hat, auch von ihm mit der selbständigen Fähigkeit ausgestattet sein müsse, die dazu erfordert wird, und daß von der Entwicklung dieser Fähigkeit ebenfalls die Weise Gott zu begreifen abhängt. Hat nun diese Fähigkeit von Gott selbst das Gesetz ihrer Entwicklung erhalten, so hat er auch von dieser Entwicklung die Beschaffenheit seiner eigenen Erkenntniß abhängig gemacht. Er hat es gethan, weil er nur mit einsehender, freiwilliger Unterwürfigkeit verehrt werden will. Das ist seine Ehre, das ist das Ziel seiner Schöpfung.

Eine mitgetheilte Selbständigkeit, sagten wir, sei die Bedingung für die Erkenntniß Gottes. Schon als mitgetheilt erhebt diese Selbständigkeit den Menschen über die Natur und ist aus derselben nicht erklärbar. Er muß diese Erklärung zugleich in sich selbst und oben über sich selbst suchen. Alles Höhere aber ist dem Niedern unbegreiflich, wenn es sich nicht selbst mittheilt. So ist es gegangen mit dem absoluten Wunder, der eigentlichen Offenbarung, in welcher sich Gott, der ebenfalls über der Vernunft ist, zu dem Menschen herabgelassen hat. Daß Gott das von ihm geschaffene freie Wesen, in dessen Macht es also ebenfalls stand von ihm abzufallen, so sehr liebt, daß er dem dadurch in das Irdische versunkenen Menschen seinen Sohn, des Menschen Bruder, sandte, um durch den größten aller Liebesbeweise das Herz der Menschen zu bewegen, sich zu ihm zu bekehren: das ist Gottes Barmherzigkeit, die höher ist denn alle Vernunft. Die Liebe ist über der Vernunft.

Es kommt hier nicht darauf an, das Innere dieser christlichen Mystik genau zu prüfen und sie im Einzelnen zu widerlegen, nur die Anschauung Geijer's soll sich durch jene Worte fixiren. Er ist fern von aller Autonomie des Geistes und in seiner Auffassung unserer gesellschaftlichen Verhältnisse tritt das christliche Element entschieden hervor. Für ihn ist das Christenthum nicht bloß die Religion der Vergangenheit, sondern auch die heilbringende der Zukunft. Nicht genug, daß das Christenthum zuerst den menschlichen Persönlichkeitsbegriff in die Welt gebracht hat, die „mitgetheilte Persönlichkeitsidee des Christenthums“ soll auch die Dissonanzen der Gegenwart und der Zukunft versöhnen. In dieser mystischen Anschauung liegt Geijer's Poesie, aber auch seine Schwäche und seine Unklarheit. Er sieht die Welt wanken, aber er hält Symbole fest und will mit ihnen die Welt noch einmal erlösen. Geijer knüpft die Rettung der Welt an den Himmel, die Freiheit der Person an die Mittheilung von oben, bei uns aber in Deutschland, wo der philosophische Proceß alle diese Illusionen verschlungen und aufgerieben hat, wird eine solche persönliche Freiheit nicht anders als persönliche Unfreiheit betrachtet werden können. Und wie das Christenthum, als es in den Institutionen des Staats und der Kirche seine kräftigste und großartigste Ausbildung fand, ganze Stände der Unfreiheit preisgab, so zweifeln wir auch, daß er im Stande sein wird, mit seinen alten Symbolen die Gesellschaft aus dem Zustande der Unfreiheit und Bedrückung zu befreien, zu dem sie eben unter der Entwicklung des Christenthums gelangte. Das Christenthum ist, nach unserer Ansicht, eine entschieden positive Religion. Seine positiven Sagen sind eben das specifisch Christliche. Der consequenteste und vollkommenste Ausdruck des Christenthums war die Hierarchie des Mittelalters. Läßt man alles Positivchristliche, eben das specifischchristliche fallen und stellt dafür das Phantasma einer „christlichen Liebe“, einer sogenannten „Brüderreligion“ auf, so mag man Alles haben was man will, aber man hat eben kein Christenthum. Nichts ist einseitiger und schwächlicher als wenn Diejenigen, welche sich die neue Weltgestaltung angelegen sein lassen, eine Verbindung zwischen ihrem Princip und dem Princip des Christenthums suchen. Dieses ist häufig bei den Communisten in Frankreich der Fall, aber auch in Deutschland kommt es vielfach vor. Man redet da von der christlichen Liebe, von dem „Urchristenthume“, von der Gütergemeinschaft der ersten Christen und von Gott weiß für welchen Illusionen und berauscht sich in himmlisch-irdischer Seligkeit. Ein „Urchristenthum“, weit genug um Alles hineinzulegen, zu reguliren, ist unmöglich, die Geschichte lenkt in keine alten Bahnen zurück und wenn man von der Gütergemeinschaft der ersten Christen jetzt ein so großes Aufheben macht, so vergessen unsere socialen Phantasten ganz und gar, daß sie rein aus der Nothwendigkeit des äußern Drucks und durchaus nicht aus einem geschlossenen Princip hervorging. Wenn Das socialistisch ist, daß sich das Christenthum

über die privatrechtlichen Verhältnisse hinausgesetzt und dafür christliche Zustände geschaffen hat, so mag man das Christenthum socialistisch nennen; wenn aber die Auflösung der privatrechtlichen Verhältnisse zum Wesen des praktischen Socialismus gehört, so sind auch schon die ersten Anfänge des Christenthums in einem ganz entschiedenen Widerspruche mit Dem, was wir Socialismus nennen, denn sie lassen alle privatrechtlichen Fragen ganz auf sich beruhen, gehen darüber hinaus und befriedigen sich in einer abstracten Bruderverliebe, in Gott, bei Christus, im Himmel, während die Welt immer mehr geknechtet wird und das Privatrecht sich immer härter gestaltet. So wird denn auch man mit einem „Urchristenthume“ und mit dem Princip der christlichen Liebe der Welt nicht geholfen werden können. Wir brauchen den menschlichen Ernst. Zwischen dem Princip der christlichen Liebe und dem Princip des entschlossenen Socialismus liegt eine ungeheure Kluft, zwischen ihnen ist keine Verbindung möglich. Die christliche Liebe kann das Jenseits nicht aufgeben, der Socialismus hat allen seinen Ernst auf das Diesseits gerichtet; die christliche Liebe schaut die jenseitige Gleichheit an, der Socialismus bekämpft die diesseitige Ungleichheit, der christlichen Liebe ist das Eigenthum werthlos, denn ihr Eigenthum ist Christus und sie verabscheut das Jagen nach irdischem Gute; der Socialismus bekämpft das Princip des Privateigenthums, weil er Jedem zum Genuße irdischer Güter berechtigt nennt u. s. w. Geijer nun steht auf dem Standpunkte der christlichen Liebe und es ist nach ihm der Glaube, die Liebe, die Hoffnung, welche versöhnend in allem Menschlichen wirken sollen!

Das Persönlichkeitsprincip, wie es in der französischen Revolution durchbrach, kritisiert Geijer nun folgendermaßen:

Daß alle Menschen an Rechten gleich geboren werden und gleich bleiben, war der Grundsatz, welchen die Revolution an die Spitze der Declaration der Menschenrechte stellte. Er ist so wenig ein Axiom, daß er höchstens nur als Postulat gelten kann, welches die Unterfuchung voraussetzt, worin die Menschen gleich sind und gleich bleiben. Denn sieht man auf die Wirklichkeit, so fällt im Gegentheil die natürliche Ungleichheit in die Augen. Man findet auch durch die Geschichte, daß in der That selbst alle Rechte erworben sind, ja, daß die sogenannten angeborenen Rechte — als Recht zum Leben, Besitz, Gewissensfreiheit — die am theuersten und langsamsten erworbenen sind und keineswegs der Pluralität der Menschen anerkannt, sondern bei der Minorität, welche lange allein oder vorzugsweise Rechte besaß, ein Attribut von Macht und nicht von Recht waren. Denn das Recht findet sich nur insofern es gegenwärtig ist. Allein diese Natur der Gegenseitigkeit des Rechts ist auch die einzige Gleichheit desselben. Daß die menschliche Persönlichkeit im Allgemeinen das Subject der Rechte ist, wird damit anerkannt; allein der objective Umfang der Rechte ist nicht zu gleicher Zeit bestimmt. Man sieht die Gesetze diesen ungleich bestimmen. Nach dem Eintritte des Persönlichkeitsprincips in die Welt haben sie sich zuerst den Schluß aufdringen lassen, daß kein Mensch rechtlos sei. Dies war vor 1800 Jahren eine Neuigkeit. Ein anderer aus demselben Principe gefolgter Schluß ist in diesen Tagen in die Welt gekommen, daß es nämlich im Staate keine andern

Wenigen für die Erwerbung von Rechten gäbe als die, welche für Alle gelten und in dieser Hinsicht aus dem gleichen Rechte Aller folgen. Dies ist die geheißte Gleichheit der Zeit vor dem Gesetze. Sie hat sich gegen alle alten verjährten Beschränkungen dieses allgemeinen Rechts gewandt. Wessen sie sich am deutlichsten bewußt, ist, daß sie dem Verdienste die Bahn des Wettstreits nach allen Richtungen hin eröffnet habe.

Also für Geijer ist die gleiche Berechtigung aller Menschen nur ein Postulat, welches im Einzelnen bewiesen werden muß! Mit diesem Maßstab kritisiert er die Declaration der Menschenrechte! Den richtigen Punkt der Kritik hat er vollkommen verfehlt, nämlich den, daß die französische Revolution nur politisch frei und gleich machen wollte und die sociale Ungleichheit bestehen ließ, daß sie über die Form den Inhalt veräußerte. Die Folge dieser Veräußerung ist eben die sociale Bewegung im Kampfe mit dem politischen Formalismus. Die politische Freiheit und Gleichheit hat es bis zur freien Concurrenz gebracht, von welcher Geijer richtig sagt, daß sie, nachdem sie in die Gesellschaft eingetreten ist, sich in allen Consequenzen geltend zu machen sucht und daß Alles, was man liberale Ideen nennt, von diesem einzigen Gedanken umfaßt wird.

Bei der Entwicklung der Concurrenzverhältnisse zeigt Geijer sich unparteiischer und freier von seinen historischen und religiösen Voraussetzungen als sonst. Er sagt, der Liberalismus sei allmählig dazu gekommen, an seinem eigenen Princip zu verzweifeln, an dem Princip der freien Concurrenz. Die Einzelheit der neuen Classe, der Mittelclasse, welche sich gebildet habe, bestehe darin, daß ihre Grenze nach oben unbestimmt ist, sodas sie ebenfalls die wahren Interessen der höhern Classen in sich aufnehmen kann und in der That immer mehr mit sich vereinigt; nach unten dagegen sich immer schärfer bestimmt und in Rücksicht auf die Masse des Volks ausschließend wird. Die Grenze ist die des Vermögens geworden und ein gewisser Betrag von Vermögen Bedingung für alle Ausübung politischer Rechte. Die socialen Folgen der Geldherrschaft läßt Geijer unberücksichtigt, er beobachtet eben nur die politische Seite, aber er ruft aus:

Daß die alte Gesellschaft allzu sehr auf das Recht des Stärkern gebaut war, ist, was wir derselben vorwerfen. In dessen was wäre die freie Concurrenz, wenn diese nur ein neues Mittel würde, den Schwachen zu unterdrücken und wieder in die Gesellschaft das Recht des Stärkern einzuführen? Was wäre die gefeierte Befreiung der Arbeit, wenn sie in ihren Folgen die Unfreiheit des Arbeiters mit sich führte? Was Aufklärung, wenn sie der beständig wachsenden Menge der auf den Grenzen der jetzigen Gesellschaft irenden Anhaltlosen und Besitzlosen alles Das nur lehren sollte, zu dessen Entbehnung sie verurtheilt zu sein scheinen? So sind die Fragen, bei deren Beantwortung auch der Freisinnigste mit dem Auge auf die Zeichen der Zeit zurückzustrufen und sich zu bedenken anfängt.

Wenn in der That der Mittelstand immer mehr auf das Gebiet der frühern Stände eingedrungen sei, so könne er, meint Geijer, einzig und allein seinen Platz durch Erfüllung aller Pflichten des Mitbürgers und Menschen behaupten. Dazu gehöre aber auch die Anerkennung alles menschlichen Rechtes, und da sich der

Eintritt der menschlichen Rechte eigentlich in der freien Concurrenz zeige, so umfaßt dies zugleich das Anerkennen dieses Principes in allen seinen Folgen. Dieses Anerkennen ist es, wovon der Liberalismus der Mittelclasse zurückflucht. Die Concurrenz, welche Geijer verlangt, ist wirklich eine Concurrenz der menschlichen Kräfte und nicht, wie bei Arnd, eine privilegirte Concurrenz des Capitals, des Besitzes. Wir wollen Geijer sich im Wesentlichen selbst entwickeln lassen:

Die Arbeit ist beweglich, wie könnte das Vermögen fest bleiben? Es ist die freie Concurrenz, welche die Arbeit losgemacht und dadurch die neue Beweglichkeit des Eigenthums verursacht hat. Weshwegen ist diese Bewegung so zum Schaden des Schwächern ausgefallen, sodas Der, dessen einziges Capital seine Arbeitskraft ist, auch mit unverdrossener Anwendung derselben so oft der Gefahr preisgegeben wird, in eine immer tiefere Abhängigkeit zu versinken? Was ist es, was den Werth des persönlichen Capitals herabsetzt, da die Bahn nach allen Richtungen der Arbeit freigegeben ist? Es muß sich ein Vortheil außer der Arbeit finden, welcher auf der Bahn des Wettstreits einen entschiedenen Vorzug gibt. Es gibt ein solches Plus, welches im voraus Die des Sieges vergewissern könnte, die im Besitze desselben sind. Dieses Plus in der Arbeit ist die abgethane Arbeit und das Dispositionsrecht über dieselbe. Allein das Capital an und für sich selbst und im unpersonlichen Sinne ist in der That selbst bios die abgethane Arbeit, und das Geld, welches eine abgethane Arbeit repräsentirt, ist gerade deswegen ein Kaufmittel für neue. Die durch das Geld repräsentirte Macht des Capitals sollte also auf die capitallose Arbeit unterdrückend wirken können. Dies stimmt mit der allgemeinen Ansicht überein, was in unsern Tagen auf adelige Herrschaft, priesterliches Ansehen und königliche Macht gefolgt, das sei die Plutokratie — sei die Gewalt des Reichthums, sei die Gewalt des Geldes.

Wie aber die Macht des unpersonlichen Capitals, die Macht des Geldes so unvortheilhaft auf das persönliche Capital, auf die einzelne Arbeitskraft wirken könne, das liege in dem gegebenen Übergewicht der collectiven Arbeit über die isolirte Arbeit. Das Capital ist das Mittel, durch welches sich die collective Einheit der Arbeit in demselben Grade entwickelt wie die Vertheilung der Arbeit. Es zieht den isolirten Arbeiter zu sich, es vereinigt ihn in große Massen, es vermittelt alle Vorzüge der großen Industrie vor der kleinern: zu gleicher Zeit größere und bessere Production mit geringern Productionskosten. Das Fortschreiten auf der Bahn, welche den Arbeiter immer mehr von seinem Brotherrn abhängig und währenddessen sein eigenes Schicksal dennoch immer unsicherer macht, ist ebenso schleunig als unvermeidlich.

Die Ursache dieses Zustandes findet Geijer darin, daß, während man dem wachsenden Antheile der Intelligenz an der Arbeit nach einer Richtung freien Spielraum gelassen, man fortfährt, ihn in einer andern zu hemmen; daß, während man sagt, man hulbige der freien Concurrenz, man in der That selbst das Princip nicht in allen seinen Folgen anerkennt oder wenigstens die einzige, aber nothwendige Voraussetzung übersehen und verkannt habe, unter welcher ihre Folgen sich frei entwickeln und möglicherweise allgemein wohlthuend werden können.

So kommt denn auch Geiser auf das Princip der Association. Es wird von Interesse sein, einen Mann wie ihn darüber selbst zu vernehmen:

Das Uebel wird überall vom Volke, von den Regierungen gefühlt und beide haben einschreiten wollen, jedes auf seine Weise. Bei dem Volke hat sich dies bloß als Gefühl einer Krankheit geäußert, die ihr eigenes Heilmittel nicht kennt. Der Proletarier, deren Masse in der modernen Gesellschaft unaufhörlich wächst, protestirt gegen das Eigenthum: er thut es in der That, er hat es angefangen in Lehre und Überzeugung zu thun. Die Statistik der Criminalfälle gewährt Belege zu Tenem, der Communismus, dessen einziger Glaubensartikel die Forderung der Gemeinschaftlichkeit und Gleichheit des Eigenthums ist, gibt Belege zu Diesem. Der Socialismus steht eine Stufe höher, wenigstens innerhalb des Gebiets der Vernünftigkeit. Er arbeitet mit Dem, was man die Organisation der Arbeit nennt, nach der an und für sich richtigen Voraussetzung: daß die kleinen Capitalien zusammengelegt und recht verwaltet wie die großen und zum Gewinne aller Theilnehmer wirken müßten. Und es ist wahr: das Associationsprincip ist ein Rettungsmittel der Zeit, allein gewiß nicht bloß das industrielle. Hierzu wird erfordert, daß das Associationsprincip selbst ein höheres, ein edleres Leben erhalte, daß es von dem wahren Gesamtheitsgeiste, der jetzt in der Commun, der Corporation, dem Stande seine alte politische Bedeutung verloren hat, belebt werde. Wie eng die Socialisten ihr Princip gefaßt haben, erscheint schon daraus, daß sie immer mehr Religion und Staat beiseite lassen. Auf eine wichtige, an die Gesetzgebung gerichtete Forderung haben sie indessen hingewiesen. Schon lange ist es anerkannt gewesen, daß weder die criminelle noch die civile Gesetzgebung ein Werk der Willkür oder des Zufalls sein dürfe. Die Zeit ist da, wo sich dieselbe Forderung immer mehr auf die ökonomische Gesetzgebung der Gesellschaft erstreckt, wo man immer deutlicher einseht, daß es sich in dieser nicht weniger als in jener von Jedermanns Recht handele; woraus, da das Geld selbst unter den Gesetzen der Arbeit steht, besonders folgt, daß die Gesetzgebung, welche, anstatt sich hiernach zu richten, das Geld willkürlich zu schaffen oder zu reguliren sucht, zu gleicher Zeit unvermeidlich die Arbeit desorganisire.

Wie die Regierungen bis jetzt auch versucht, gegen das Uebel einzuschreiten, nichts habe gefruchtet; daraus folge denn deutlich, daß die Kraft des moralischen, persönlichen Capitals verstärkt werden müsse, wenn es nicht immer mehr unter der Macht des unpersonlichen, des materiellen Capitals erstickt werden solle, ein solcher Zweck aber sei nur zu gewinnen durch das Associationsprincip.

(Die Fortsetzung folgt.)

Portugiesische Dichter.

Der Verf. der „Revelations of Spain“, I. Hughes, gibt in seinem neuesten Werke „The ocean flower, a poem“, unter welcher „Blume des Weltmeers“ er die Insel Madeira besingt, zugleich eine übersichtliche Darstellung der Entdeckungen der Portugiesen und der Geschichte ihrer Seefahrten, endlich eine Abhandlung über die portugiesische Literatur zum Besten. Er bemerkt in letzterer, mit Ausnahme von Camoens wisse man im übrigen Europa nur sehr wenig von portugiesischen Dichtern. Jedoch dürfe man, weil der Schatten dieses großen Sängers die übrigen ins Dunkel gestellt, nicht annehmen, Portugal entbehre anderer Dichternamen von Auszeichnung und Verdienst. Denn wenn man in der Zeit nach dem Tode Camoens' bis zum vorigen Jahrhundert nur auf Nicolao Luiz als einen Dichter vom ersten Range stufe, dessen „Sgnez de Castro“ ein herrliches und classisches Trauerspiel sei, so habe Portugal ge-

gen Ende des vorigen Jahrhunderts Dichter hervorgebracht, die sich den besten anderer Völker zur Seite setzen könnten. Als ein solcher wird zuerst genannt Francisco Manoel do Nascimento oder mit seinem Schriftstellernamen Filinto Elizio. Er war ein Geistlicher von großer Gelehrsamkeit und vielen Kenntnissen, aufs innigste vertraut mit dem Geiste der classischen Literatur, aber der Inquisition von viel zu liberaler Gefinnung, als daß sie ihn in Ruhe gelassen hätte. Er entfloß ihren Verfolgungen und lebte mehre Jahre theils in Frankreich theils im Haag. Ein wie glühender Freund seines Vaterlandes er auch war, so ward ihm das Glück nicht beschieden, dasselbe wiederzusehen. Er hat sehr viel geschrieben und zeichnete sich mehr in erhabener Poesie als im erotischen Genre aus, obwohl er auch darin sehr fruchtbar war. Man macht ihm trotz seiner Eleganz die Nachahmung lateinischer Formen und Nebenarten zum Vorwurf. Ein anderer zu derselben Zeit lebender Dichter, Manoel Maria Barbosa du Bocage, genoß gleichfalls als solcher eines bedeutenden Rufes. Er starb 1805; in der humoristischen Gattung, die er sich selbst setzte, bezeichnete er sein Leben als ein fortdauerndes sociales Wunder. Seine Extrantitäten brachten ihn ins Gefängniß; um der Haft zu entkommen ließ er seine Nase sich demüthigen und dem allmächtigen Minister Pomal einige Schmeichelverse widmen. Bei den Mönchen stand er hoch in Gunst und wochenlang war er ein geringsehener Gast in deren Klöstern, bis er sie sich durch einige seiner beißenden Satiren zu Feinden machte. Schwelgte er nicht in den Klöstern umher, so tafelte und zechte er bei seinen reichen weltlichen Bekanntschaften; doch gab es auch Zeiten, wo er sich dem größten Elende preisgegeben sah. Seine dichterischen Talente waren vorzugsweise geselliger Natur. Er war vielleicht der erste Stegreiddichter, den die Welt je hervorgebracht. Kann man Filinto Elizio den Horaz der Portugiesen, so kann man Bocage ihren Ovid nennen, ja er vereinigt auf wunderbare Weise die Gaben dieses römischen Dichters mit denen Tibull's und Martial's. Meister seiner Muttersprache kam er im Wohlklang des Verses fast dem großen Camoens gleich. Seine Liebesgedichte sind wahrhaft überausend; auch hat wol selten ein Volk einen bessern Übersetzer aufzuweisen. Unter den gegenwärtigen Dichtern Portugals ist nur einer von Auszeichnung. Es ist dies Senhor Almeida Garrett, der Führer der ultra-liberalen Opposition am Landtage; wie als Dichter, so als Redner ist er hoch begabt, obwohl ursprüngliche Gedankenfülle ihm versagt scheint. Seine Prosa ist glänzend und gewaltig. Seine Dichtungen sind zahlreich und nicht der geringste ihrer Reize sind die Gelehrsamkeit und der Reichthum seiner Kenntniß des Alterthums, die sie beurkunden. 26.

Literarische Anzeige.

Vollständig ist bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Arnd (Ed.),

Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung des französischen Volks,

oder

Darstellung der vornehmsten Ideen und Thaten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einfluß sie sich ausgebildet hat.

Drei Bände.

Gr. 8. 1844 — 46. 11 Thlr.

Der erste und zweite Band kosten jeder 3 Thlr. 15 Ngr.; der dritte Band 4 Thlr.

Die sociale Frage.

(Fortsetzung aus Nr. 47.)

Wir haben gesehen, daß der Geschichtschreiber Schwedens sich in Beziehung auf die Concurrenz und die Herrschaft des Geldes zu Grundsätzen bekennt, welche ganz socialistisch genannt werden können, wir müssen nun aber auch nachweisen, wo er dem Socialismus entschieden den Rücken zuwendet. Verfolgen wir seine Erörterungen über das Associationsprincip:

Man kann den Charakter der socialen Umwälzung, welche wir täglich vor Augen sehen, mit den Worten bezeichnen, daß der Staat mit dem Auseinandergehen des Bankrotts der Corporationen beschäftigt sei. Gewiß hat er dadurch allzu viel zu schaffen bekommen, und wird ihm nicht bei Zeiten von einem neuen Associationsprincip beigeprungen, so ist er wahrscheinlich der Aufgabe nicht gewachsen. In industrieller und finanzieller, in literarischer und wissenschaftlicher, in moralischer und religiöser Hinsicht zeigt sich dieser neue Associationsgeist. Alle diese Associationen, Gesellschaften, Vereine zu eigenen und allgemeinen Zwecken gehören zu den Zeichen der Zeit. Dies ist die mit der Beweglichkeit der Arbeit ebenfalls beweglich gewordene Corporation, in welcher die anrückenden Hülfsstruppen des neuen Staats sichtbar werden. Allein der eigentliche Ausdruck des Gesamtgeistes ist der Staat. Er hat seine Zeit in den Ständen gehabt, von denen ein jeder auf seine Weise einmal die ganze Gesellschaft zu beherrschen gesucht hat. Sie sind einzeln genommen bloß Ausdruck des unvollständigen Associationsprincips. Das eigentliche Leben dieses ist politisch. So hat es sich einmal bei einer herrschenden Priesterschaft, bei der aufblühenden freien Commun geäußert; bis nach gegenseitigen Kämpfen das Aggregat von Corporationen, welches die Gesellschaft des Mittelalters war, unter die Gewalt der Staatseinheit und Königsmacht fiel. Diese äußere Staatseinheit ist endlich umgeschlagen und hat sich als Bedürfnis einer innern Staatseinheit bei dem Volke entzündet. Dieses Bedürfnis hat das Bewußtsein erzeugt, daß keine Classe von den Mitgliedern der Gesellschaft jetzt von der Theilnahme ebenfalls an den politischen Rechten ausgeschlossen werden dürfe. Es ist das politische Leben, was bis zum Volke herabgedrungen ist. Dies anerkennen heißt bloß Das anerkennen was ist.

So ist Geijer denn glücklich von seinem socialistischen Anfluge wieder auf den politischen Grund und Boden zurückgekehrt! Staat und Religion sollen die Regulatoren der Zukunft sein. Die Religion läßt die Persönlichkeit nicht frei werden, sondern bindet sie als eine „mitgetheilte von oben“; der Staat, nachdem Geijer einmal gesagt hat, daß die Gleichheit der Menschen kein Axiom, sondern nur ein Postulat sei, welches im Einzel-

nen bewiesen sein müsse, tritt mit seinen politischen Forderungen trennend und ungleich berücksichtigend ein; er macht sein ganzes historisches Material geltend und diesen historischen Spaltungen und Gegensätzen gegenüber setzt Geijer in dem Königthume die Idee der Staatseinheit. Es kommt uns hier nicht darauf an, eine Deduction seines politischen Bewußtseins zu liefern, nur seine sociale Auffassung kann uns beschäftigen, und da leuchtet es denn ein, daß sie, ungeachtet des richtigen Blicks, welchen er in das Wesen der Concurrenz und in die Stellung des Volks zur Mittelclasse geworfen hat, noch sehr befangen geblieben ist. Er sagt, die Socialisten haben ihr Princip zu eng gefaßt, weil sie immer mehr Staat und Religion beiseite lassen, aber gerade im Gegentheil, indem sie dieses thun, beweisen sie die Weite ihres Principis und die Größe ihrer Forderung. Bei Geijer ist der Begriff der Gesellschaft noch nicht weder mit den historischen Formen der Politik noch mit den Symbolen der Religion in Widerspruch gerathen, er möchte sich unter ihnen entwickeln und ihnen accommodiren und Religion und Staat als Herrscher und Ordner anerkennen; der socialistische Gesellschaftsbegriff hat Religion und Staat durchbrochen und sich auf eigene Kosten gestellt. Es gab eine Zeit als die Religion in ihrer wirklichen Erscheinung, der Kirche, die Welt beherrschte und der Staat ihr vollkommen unterthan war; allmählig rückte der Staat an den Platz der sinkenden Kirche und die Einheit des Staats, das politische Recht wurde der Regulator der Welt und des Lebens, im Gange der Neuzeit aber sehen wir, wie Europa in seinen politischen Gestaltungen immer mehr erschöpft und die Wirkungen des constitutionellen Regiments kein besseres Resultat liefern als die des monarchischen. Da tritt eine neue Macht hervor, die Macht der Gesellschaft, zugleich die älteste Macht, älter als der Staat, den man sich nie ohne Regierungsmacht wird denken können. Ist es nun natürlich, die politische Form des Staats als den Beherrscher der neuen Ordnung anzuerkennen und geräth der historische Staat nicht überall in einen entschiedenen Conflict mit ihr, z. B. kann der Staat das Proletariat aufheben, kann es die Sache des Staats sein, eine Regelung des Arbeitslohnes geltend zu machen? Zwar redet man häufig von einem freien

Staate, von einem Staate der Zukunft, auf dem man als tabula rasa operiren will, aber eben nur Das ist der wirkliche Staat, als was er sich historisch entwickelt hat, mit seinem ganzen politischen Formalismus, mit all seinen ungleichen Berechtigungen und Forderungen. Er kann nicht der Herr der neuen Ordnung sein, er ebenso wenig als die Religion. Dieser Gegensatz zwischen dem neuen Princip und dem alten ist für Geister noch verschleiert geblieben, es ist aber nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß Schweden von der großen Krisis, welche das mittlere Europa immer gewaltiger erfasst, nur erst sehr mittelbar berührt wird, und wir mögen in den Entwicklungen des großen Geschichtschreibers über die Concurrenz u. s. w. immerhin die Überzeugung gewinnen, daß auch dort der neuen Weltordnung vorgearbeitet wird und die Gegensätze, wo sie bis jetzt noch nicht klar geworden, sich allmählig immer bestimmter herausstellen werden.

Nr. 3. Vortzich, „Geld und Geist“. Wir wüssten nicht zu sagen, daß die Lecture dieser Schrift einen besondern Eindruck auf uns gemacht hätte und daß sie ein erheblicher Beitrag wäre zur Lösung der socialen Frage. Sie ist etwas allzu sehr ein berliner Product, es fehlt ihr die Ruhe, der Ernst; statt der gründlichen Erörterungen tritt uns überall eine journalistische Flüchtigkeit entgegen und Facta und Notizen, aus Journalen und statistischen Tabellen bekannt, sind mit socialistischer Prädicantenmanier zu einem unvollständigen Ganzen verbunden. Diese Schrift, welche zwischen Broschüre und Buch hin- und herschwankt, arbeitet etwas allzu sehr auf den bloßen Effect los, zuweilen wipelt sie, zuweilen heult sie und Beides wollen wir nicht, wo nur der sichtende Ernst in seinem Verufe ist. „Geld und Geist“ besteht eigentlich nur aus verschiedenen Journalaufsätzen ohne innere Einheit, wenn wir nicht die Declamation, welche von Anfang bis zu Ende durch das Buch geht, dafür nehmen sollen.

Zuerst predigt der Verf. gegen die Autokratie des Geldes: „Entthronung des Geldes, des Rothschildismus, des furchtbarsten Fetischismus.“ Er sagt:

Wollen's ehrlich versuchen, das Geld wieder auf sein Nichts zurückzuführen und nachzuweisen, daß der goldene und silberne, lockende Schein kein eigener, nur ein geborgter sei, wie der Mond, dieser kolossale Louistor des Himmels, nur mit dem Lichte der Sonne die Nächte schwach beleuchten kann.

In diesem Tone geht's weiter. Was der Verf. nun versucht, das ist schon lange vor ihm geschehen und über das Verhältnis der Production zur Consumption, des Lohnes zur Arbeit ist längst Besseres gesagt worden als er zu sagen vermag. Der Verf. behauptet, das Geld sei Selbstzweck geworden und darin beruhe der Grund alles Elends. Nichts ist unwahrer als diese Behauptung. Zwar beherrscht das Geld alle Zustände des Lebens, aber es selbst steht wieder unter einem höhern Gesetz, es ist Bedingungen unterthan, die sich durchaus nicht auf den toden Selbstzweck des Geldes

zurückführen lassen. Keine Zeit widerspricht der leeren Behauptung des Verf. so stark als die unserige. Das Geld ist ihr nur ein Mittel, aber darin, daß es ein Mittel für Alles geworden, daß es die Welt in „Bemittelte“ und „Unbemittelte“ getheilt hat, äußert es seine furchtbaren, zerstörenden Wirkungen. Der Verf. geht also in seinen Phantasten sogleich von einem unwahren Vorderfrage aus und muß sich, in Folge dessen, immer mehr in eine unbestimmte Declamation verlieren. Wir erhalten da denn auch wieder ein hübsches staatliches Utopien; „es komme nur darauf an, daß der Staat zu seinem Begriffe komme, sein Wesen und seine Aufgabe erfasse und durchführe“; der „Staat“ soll die „Volkskraft sichten und erlösen“ können. Wenn der Staat das Heil der Zukunft bringen kann, so macht der Verf. ihm darin den stillschweigenden Vorwurf, daß er allein Schuld sei an dem jetzigen Elend des Volks! Er hätte ja den „furchtbarsten Fetischismus“ nicht aufkommen lassen müssen! Das Eine ist ebenso falsch als das Andere! Die Association besiegt, nach dem Verf., den „Rothschildismus“ nicht, aber so beschränkt ist sein Gedankenkreis, daß er sich außer Stande zeigt, das Princip der Association zu begreifen und aus ihrer Unzulänglichkeit im Einzelnen die Unzulänglichkeit ihres Principes nachzuweisen will! So local-berlinisch wird er, daß er sich einbildet, die Unzulänglichkeit der Association gezeigt zu haben, indem er berichtet, es bestehe in Berlin eine „geheime Association“ zwischen Fleischern und Bäckern; Fleisch und Brot seien bei gesteigerten Preisen des Materials wol theurer, aber die Preise nicht wieder herabgesetzt worden, nachdem die Preise des Materials gefallen waren! Was ist gegen ein solches Weißbier-Philister-Raisonnement zu sagen!

Die „Concurrenz“ gibt dem Verf. nun Gelegenheit, recht viele Schlaglichter aufzusetzen. Die „Concurrenz“ ist den socialistischen Prädicanten ganz so ein Schlagwort geworden wie den politischen Liberalen Volkvertretung, Öffentlichkeit und Mündlichkeit u. s. w. Wenn es interessant ist, etwas Näheres über den Einfluß der Concurrenz auf die berliner Lebensverhältnisse zu erfahren, der wird hier mancherlei Journatnotizen zusammengetragen finden, eine bestimmte Auffassung des Concurrenzprincipes, eine allgemeine Entwicklung desselben erwarte man nicht. So predigt der Verf. z. B. äußerst eifrig gegen die „Kippfächer“ der berliner Damen. Es ist aber seltsam, wie der Verf. das Princip der Concurrenz verkennt. Er eifert z. B. dagegen, daß die 15 Schornsteinfeger Berlins durch policeiliche Maßnahme gegen Vermehrung geschützt sind und daß dasselbe auch bei den Apotheken, Gasthöfen und Droschkentutschern gilt. Wie gleichgültig ist eine solche Ausnahme für das durchwirkende Princip der Concurrenz, sie schwächt es weder noch steigert sie es; nur wenn man der Concurrenz des Capitals die Concurrenz der befreiten Arbeitskraft oder die Organisation der Arbeit entgegenstellt, kann sie richtig kritisiert werden. Ob innerhalb des Capitalmonopols und bei der allgemeinen Anerkennung des

Concurrenzprincips hier und da auch noch Schutz gegen weitere Concurrenz stattfindet, ist für die große Frage nicht anders als vollkommen gleichgültig zu nennen! Aber freilich, in dem unklaren Gedankengange des Verf. spielt das politische Element, der „Staat“ und Alles, was er thun und lassen soll, eine nicht unbedeutende Rolle. Keineswegs ist der Verf. irgendwie über den Standpunkt Louis Blanc's hinausgekommen.

Wenn der Verf. mit berliner Localfarben malt, gefällt er uns weit besser als wenn er allgemeine Standpunkte einnehmen und behaupten will, z. B.:

Eine eigenthümliche Frucht des städtischen Gelddienstes sind die berliner Kaufburschen. Diese Kaufburschen sind weder Männer, noch Jünglinge, noch Knaben, weder Gesinde, noch Tagelöhner, noch Hausdiener, sie sind alles und nichts, sie sind General-Stadtposten u. dgl. Man klagt allgemein über ihre Veruntreuungen, Lügen und Betrügen, über ihre Lücke und Verschämtheit. Sie bilden wie die Lohnbedienten (auch ein Product der Geldherrschaft) eine Art Kunst und haben wie diese ihre Herbergen und Niederlagen. Es soll über 2000 professionirende Burschen der Art von 12—16 Jahren in Berlin geben, die überall herumlaufburschen von Dienst zu Dienst, bis sie, in allen Arten der Betrügerei routinirt und moralisch runirt, nicht mehr als Kaufburschen unterkommen und nichts gelernt haben. Sie lassen sich dann zu freien Rittern der Industrie schlagen und suchen so lange als möglich als Gauner, Bagabunden und Spigbuben auf klottem freien Fuße zu leben. Ungefähr 200 dieser Burschen sind beständig brotlos. Ihr einziger Trost ist im Intelligenzblatt die Rubrik: „Dienste und Beschäftigungen, wozu Personen verlangt werden.“ Hier geht es stets auf Tod und Leben. So haben denn mehre Kellerschänken diese Verhältnisse speculativ genug benutzt. Sie erhalten täglich gegen geringe Zahlung vom Intelligenzcomptoir jene Rubrik besonders voraus. Damit locken sie brotlose Bediente, Arbeiter und Kaufburschen in ihre Kufelhöhlen, wo sie natürlich wenigstens für einen Dreier spirituellen Trost zu sich nehmen. Der Junge von 12—14 Jahren setzt auch eine Ehre darin, möglichst viel Schnaps vertragen zu können. So blühen diese mißbärtigen Knaben bald mit rother Nase und vergiften sich körperlich und moralisch. Der „angestellte“ Kaufbursche bleibt seinem Keller treu und hält die brotlosen Kollegen von dem Ertrage seiner Betrügereien frei u. s. w.

Auf dem Felde dieses Berlinismus, in der Versprigung von berliner Localintinen ist der Verf. weit besser zu Hause als in der allgemeinen theoretischen Behandlung principiteller Fragen; dafür reicht weder das Material, über welches er gebietet, aus, noch überhaupt der berlinisch-beschränkte Horizont seiner Bildung. Interesse verdient, was der Verf. über das berliner Zeitungswesen sagt, nicht vom idealen Standpunkte aus, sondern vom Standpunkte des Rechts zu leben, materiell zu existiren; dies ist für ihn eine „Messer- und Gabelfrage“, und es ist allerdings ein auffallender Anachronismus, daß man in Preußen im Bereiche der Freiheit die Beschränkung und Hemmung gesetzlich bestehen läßt, während man im Kreise der Unfreiheit, im materiellen Thun und Treiben, die Freiheit zum Principe erhoben hat. Der Verf. sagt über das berliner Zeitungswesen:

Was in Berlin selbst erscheint, hält man in der Regel für das Schlechteste, was in Bezug auf die preussischen Zeitungen auch sehr genau zutrifft. Jeder, der Zeitungen liest und kennt, wird zugeben, daß die Bößsche und Spener'sche Zeitung unter

allen preussischen Tageblättern an Inhalt und Form die unterste Stelle einnehmen. Ihre in geistiger Beziehung und Vergleich zu andern Zeitungen niedrigste Industrie steht gleichwol in materieller Hinsicht am höchsten. Die Zeitungen sind nämlich privilegiert; neben ihnen dürfen sich keine neuen Organe der Zeit aufstun. Während materielle Arbeitskräfte sich ungezügelt bekriegen dürfen, ist es den geistigen Kräften, wo der Krieg der Vater alles Guten, Rechten, Wahren ist, unendlich aufeinander zu plagen. „Lasset die Geister aufeinanderplagen!“ sagt Luther. So ist die Talentlosigkeit hier sicher und fest in ihren Privilegien und zieht alljährlich Massen Geldes aus dem Volke, von welchen unzählige tüchtige Arbeiter im Weinberge des Herrn leben könnten. Daß solche privilegierte Zeitungen auch den Sinn für Öffentlichkeit und sociale und politische Bildung überhaupt niederhalten, geht schon aus der Selbstkritik derselben hervor. Einige handwerksmäßig-thätige und talentlose Leute besorgen den Zeitungsinhalt. Ist da etwas zu berichtigen, besser darzustellen, wahrer, eindringlicher, ist jemand geistig oder materiell beleidigt, ist eine Lagefrage, ein öffentliches Interesse schief und einseitig oder gar lügenhaft dargestellt, so entsteht in allem Betreffenden die Nothwendigkeit, das Nöthige dagegen zu sagen an denselben Orte, in derselben Zeitung. Dazu hat jeder Betreffende und jeder Betroffene ein Recht und die moralische Pflicht. Will er aber sein Recht ausüben, seine Pflicht thun, so muß er sich erst die Erlaubnis dazu a Zeile 2 Sgr. erkaufen. Die Wenigsten haben Geld genug, der Öffentlichkeit immer mit Opfern zu dienen. Ganz natürlich ist schon deshalb die Abneigung und der geringe Sinn für Öffentlichkeit, weil sie als Geldinstitut in den Händen einiger Menschen ist, die sich in Berlin noch dazu durch entschiedene Talentlosigkeit als unfähig beweisen. Wodurch hat Hr. Lessing seinen Beruf, ein Organ der Presse zu leiten, je bekundet? Wodurch hat es Hr. Dr. Spiker gethan? Haben sie werthvolle publicistische Werke geschrieben? Haben sie dem Staate, dem Volke, dem Gemeingeiste irgendwie besondere Dienste geleistet? Daß ich nicht wüßte! So lange solche privilegierte Institute die Öffentlichkeit fortwährend beeinträchtigen und ausbeuten, ist an kein Gedeihen und Erstarren einer öffentlichen Meinung und eines sittlichen, politischen Gemeingeistes zu denken. Die privilegierte „Königliche Zeitung“ bringt dem privilegierten Eigenthümer, Buchhändler Dumont, jährlich über 21,000 Thaler „reinen“ Überschuss. Davon könnten 24 deutsche Geister prächtig leben und schaffen, jetzt fallen sie einem einzigen Buchhändler zu, der als solcher nicht einmal was Rechtes für die deutsche Literatur zu thun versteht. Stockholm hat mit 80,000 Einwohnern sechs politische Zeitungen, Berlin mit beinahe 400,000 Einwohnern nur zwei, denn die „Preussische Allgemeine“ kann man gar nicht mitzählen. England hat über 370 größtentheils politische Zeitungen, welche zum Theil in der ganzen Welt gelesen werden, Preußen dagegen unter mehr als 450 Zeitschriften nur 42 politische für 15 Millionen Einwohner, zu denen doch noch einige Millionen andere Deutsche kommen, die sich für Preußen interessieren. Schweden hat für seine 3 Millionen Einwohner 20 Zeitschriften, unter denen gewiß mehr als 42 politische sein werden. Ist in Preußen, dem Staate der Intelligenz, ist die erste und frischeste Quelle der Intelligenz, die Presse, am dürftigsten.

Wo dem Verf. keine Localverhältnisse zu Hülfe kommen, zeigt er sich ziemlich unfähig zur selbstständigen Behandlung der großen socialen Fragen. So findet sich denn in der ganzen Schrift auch eigentlich kein einziger Aufsat, der auf eigenen Füßen stände, der ein wahrhaftiges Studium des Verf. verräthe. Er hat als Journalist eine Menge verschiedener Bücher und Broschüren, aber wie es scheint ohne Ordnung gelesen, die Grundzüge dieser verschiedenen Bücher zieht er aus und umwirft dieselben mit einem pathetischen, social sein sol-

lenden Raisonnement. Stielich hat ihm gesagt, das Geld sei Selbstzweck geworden und er sagt es getreulich nach; L. Blanc und selbst A. Weill müssen für die Concurrenz als Stützpunkte dienen. Was über Landgemeinden gesagt wird, ist kaum etwas Anderes als ein Auszug aus der Schrift: „Die Landgemeinde in Preußen“ von M. v. Lavergne-Veguillien. Das Positive im Aufsätze „Der Geldfleiß“ lehnt sich wieder an Hoffmann's Broschüre „Die Macht des Geldes“ an, woraus denn auch wörtlich die Mittel gegen die Macht des Geldes angegeben werden u. s. w. Mit einem Worte, wir haben es hier mit einem Journalisten zu thun, der es verschmäht hat, eigene, gründliche Studien zu machen und sich befähigt glaubt, durch Zusammentragung einer ungeordneten und unverarbeiteten Lecture und Piquanterien auf einem Gebiete erscheinen zu dürfen, wo nur der größte Ernst und die reinste Selbstständigkeit berechtigt werden kann. Wir müssen eine solche Frivolität um so stärker rügen, je mehr es zu fürchten ist, daß wir durch sie einen Wust sogenannter socialer Literatur erhalten, welcher die eigentliche Frage nur verdunkeln und die Empfänglichkeit für sie und ihre Konsequenzen mit seinem leeren Pathos verderben kann.

So unselbständig, schwach, ungleichmäßig und inconsequent der Verf. nun schon da ist, wo er sich an einer Kritik des Bestehenden versuchen wollte, so ganz unfähig wird er da, wo er anfängt, von der „Organisation der Arbeit“ zu peroriren. Der arme Mann kann auch hier wieder nichts Anderes thun als sich an Hoffmann lehnen. Bei den Handwerkern soll dadurch eine „Organisation der Arbeit“ erreicht werden, daß die Gesellen sich wieder fester an den Meister schließen und mit ihm an seinem Familientische essen; die Fabrikarbeit soll dadurch organisiert werden, daß der Fabrikant verpflichtet wird, seine Arbeiter zu versorgen und „dadurch würden die Menschen einander so befreundet und genähert, wie sie sich jetzt entfremdet und entgegengesetzt werden“; bei den Landbauern soll es verhältnißmäßig ebenso sein, „und das Tagelöhnerwesen, diese Quelle des dörflichen Pauperismus, würde allmählig verschwinden“ u. s. w. Nachdem der Verf. anfangs mit lautem Geschrei gegen die Concurrenz zu Felde geritten, will er dieses Princip, welches die Welt beherrscht, plötzlich patriarchalisch überwinden, allein eigentlich will er es nicht, sondern Hoffmann und er spricht demselben nur nach. Nachdem er anfangs den ganzen Weltzustand als verderbt und vom „Selbstzweck des Geldes“ beherrscht gemalt, will er mit Palliativmitteln helfen; nachdem er einmal Alles davon erwartet hat, daß „der Staat zu seinem Begriffe komme“, soll dieser Begriff durch eine Steuer erreicht werden und diese Steuer uns von Pauperismus, Selbstzweck des Geldes und wer weiß wovon sonst noch erlösen! Doch genug von einer solchen Confusion und von einem Buche, welches wir unmöglich anders als vollkommen verfehlt bezeichnen können!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Englische Schmähen gegen Nordamerika.
Wieder hat sich der Unmuth John Bull's über seinen Stiefsohn jenseit des Weltmeers, der, nachdem er sein bevormundendes Joch abgeworfen, es zu Ehren und Ansehen in der Welt gebracht und es ihm selbst an Macht und Einfluß allenthalben weitzuthun sucht, durch reiche Gallergießungen in den Reiseberichten eines gewissen Rubio Luft gemacht, welche unter dem Titel „Rambles in the United States and Canada, during the year 1845, with a short account of Oregon“ erschienen sind. Nach diesen Schilderungen bliebe, mit Ausnahme der Schnelligkeit ihres Reisens, kein gutes Stückchen an den Bürgern der Vereinigten Staaten. Selbst die Schilderungen der Mrs. Trollope und des Hrn. Featherstonehough sind Schmeicheleien im Vergleich zu Dem, was Rubio den Amerikanern nachsagt. Die ganze Nation ist ein Haufen von Schurken und Schufken ohne Ausnahmen, geistig und leiblich entartet und verderbt. Nicht einmal dem schönen Geschlecht gekehrt er eine Auszeichnung zu, indem er behauptet, er habe in einem Lage in London mehr hübsche Frauen gesehen als in ganz Amerika während seines langen Aufenthalts daselbst. Natürlich fehlt es auch nicht an Prophezeiungen, daß die Freistaaten über kurz oder lang in Trümmern gehen und die Monarchie auf denselben ihren Herrscherstuhl aufschlagen werde. Die Amerikaner mögen darüber lächeln; wissen sie doch, daß selbst auf dieser Seite der Wasser Laufende und Hunderttausende in ihrem Staate den künftigen Träger der fortschreitenden Civilisation erblicken, wenn einst dem hereinbrechenden Barbarenthum des Ostens die polizeilich geschulten und zum schweigenden Gehorsam gewöhnten Staaten des Westens sich werden beugen müssen. Dieses Schmähen des amerikanischen Namens aus allen Winkeln und Ecken des monarchischen Europa ist nur ein Beweis, wie klein und ohnmächtig man sich dem erblickenden freien Weltvolke gegenüber fühlt.

Großes Buchhändlerunternehmen.

Der londoner Buchhändler Bogue gibt unter dem Titel „The European library“ eine Reihe „der besten Werke der besten Schriftsteller“ heraus, bei deren Auswahl er von dem Gesichtspunkte ausgeht, „daß die höchsten Bestrebungen der menschlichen Intelligenz, die, wie es zum allgeröchtesten Theile geschehen, von Männern des Volks ausgegangen, auch dem Volke vollkommen faßlich sind; und daß für die Erhebung des Volksgelstes in Zukunft nichts nothwendig ist als ihm in greifbarer Form den gesammelten Geist darzubieten“. Deshalb sollen in dieser Sammlung die großen schriftstellerischen Werke jedes Landes und jedes Zeitalters Platz finden, um dieselben zum Gemeingut jeder Haushaltung zu machen. Bis jetzt sind von dieser „Europäischen Bibliothek“ erschienen Roscoe's „Life of Lorenzo de Medici, called the magnificent“, und Guizot's „History of the English revolution“, übersezt von William Hazlitt.

Judenemancipation.

Auch in England zeigt sich unter den Juden eine Partei, welche die Emancipation ihres Stamms nicht allein von einer Entfernung des äußern noch auf ihm lastenden Druckes erwartet, sondern durch eine innere Wiedergeburt, durch die Befreiung des Geistes von den Fesseln menschlicher Sagenungen diesem Zwecke näher zu kommen hofft. Von dieser Ansicht geht die kürzlich erschienene Schrift „Jewish emancipation“ aus. Der Verf., selbst ein Jude, sagt in dieser Beziehung: „Keine Ketten sind drückender als die den Geist fesseln; keine Knechtschaft ist entwürdigender als die moralische; keine Gewalt ist so zwingender als die ungebändigter Leidenschaften; keine Herrschaft so tyrannisch als die unserer eigenen Vorurtheile und Frömmerei.“ Jedoch bleibt dieser Reformator gleichfalls bei der Anerkennung des Pentateuch als Ausfluß göttlicher Offenbarung stehen.

12.

Mittwoch,

Nr. 49.

18. Februar 1846.

Die sociale Frage.

(Fortsetzung aus Nr. 2.)

Nr. 4. Röll, „Die Armuthsnoth in ihrer wahren Entstehung und sichern Bekämpfung“. Der Verf. dieser kleinen Schrift ist Lehrer in einer Fabrikgegend, er kommt dadurch in eine unmittelbare Berührung mit den armen und arbeitenden Classen. Wie er über ihre Noth und ihre Lage denkt, bietet er uns in den wenigen Bogen. Wol schon seine Lebensstellung hat es ihm unmöglich gemacht, unsere gesellschaftlichen Verhältnisse frei von oben zu betrachten und die Ueber des Lebens überall hin richtig zu verfolgen, er bewegt sich deshalb nur auf dem moralischen Standpunkte und hat ganz vorzüglich die Commune im Auge. Daß den Communen in der Arbeitsfrage unendlich viel zu thun bleibt, daß sie durch richtige Auffassung der Verhältnisse unendlich viel nutzen und abwehren können, wird wol Jeder zugeben müssen. Die Commune war in ihrem Anfange die bürgerliche Gesellschaft im Kleinen. Nun aber hat sich die bürgerliche Gesellschaft im Großen gefunden und die großen socialen Garantien übernommen; allein auch die kleinern localen, welche für die Sorgfalt der Communen übrig sind, verlieren ohne das Leben, welches nur der Zusammenhang mit den großen Interessen und Bedingungen der Gegenwart gewährt. Eine bloße Betrachtung der Armuth vom communalen Standpunkte kann deshalb ebenso wenig genügen als die bloß moralische Beurtheilung derselben.

Der Verf. sagt: „Daß der Wohlstand in Stadt und Land im Allgemeinen ab-, dagegen das Armuthsverderrben zugenommen hat, das ist eine nicht zu leugnende traurige Thatsache.“ Diese Thatsache nimmt er hin, er läßt sich nicht auf allgemeine Untersuchungen ein und glaubt die Armuth auf vier Quellen: Arbeitslosigkeit, Arbeitsunlust, Verschwendung und Verwahrlosung der Kinder zurückführen zu können. Aus der Annahme dieser vier Quellen geht deutlich hervor, daß der Verf. über das Wesen des Pauperismus zu keiner principiellen Klarheit gekommen ist, sondern ihn immer noch mit der alten gewöhnlichen Armuth zusammensetzt, während er selbst den Zustand des Proletariats folgendermaßen ganz richtig darstellt:

Bei vielen unserer Arbeiter ist aber wegen des künftigen

täglichen Verdienstes eine Ersparung für künftige mittliche Verhältnisse durchaus unmöglich. Das tägliche Einkommen in guten Zeiten reicht kaum hin, die allernothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen, und jealiche Schmälerung oder wol gar Stöckung des gewohnten Verdienstes führt unausbleibliche Dürftigkeit und Mangel herbei.

Hier hat der Verf. selbst das Wesen des Proletariats gezeichnet. Hier ist nicht von einer zufälligen Arbeitslosigkeit, noch auch von einer Arbeitsunlust die Rede, sondern Das ist die Sache, daß der Arbeiter von der angestrengtesten Arbeit nicht so viel hat, um leben zu können. Ferner:

Es treffen aber leider Zeiten in Fabrik- und andern Gegenden ein, in welchen es wirklich an der gewöhnlichen Arbeit und somit an Gelegenheit zu der gewohnten Beschäftigung fehlt. Diese Perioden sind theils von regelmäßig wiederkehrenden, theils von ganz zufälligen Zeitverhältnissen abhängig. Daß z. B. der Maurer, der Schleifer, der Schiffer bei anhaltendem Froste zur Winterzeit seinen gewöhnlichen Beschäftigungen nicht nachgeben kann, liegt in der Natur der Sache; es ist dies also gar nichts Ungewöhnliches, nichts Überraschendes, die Art der Beschäftigung dieser Arbeiter bringt das so mit sich. Außerdem können aber auch andere, namentlich alle Fabrikarbeiter in den Fall kommen, ihre gewohnte Beschäftigung zum Theil oder ganz einstellen zu müssen. Der unzertrennliche Gefährte solcher Störungen ist dann Armuth und Elend, Noth und Jammer.

Der Verf. hat hier ebenso einfach als wahr die Wirkungen des Industrialismus dargestellt und er muß also zugeben, daß die Grundquelle des Pauperismus in Zuständen beruht, welche der Arbeiter mit aller moralischen Kraft und aller Arbeitslust unmöglich aufheben kann, sondern welche ihn willenlos als eine Maschine benutzen und vernichten. Der Verf. empfiehlt den Gemeinden dagegen Beschäftigung der arbeitslos gewordenen Arbeiter. Das ist allerdings eine augenblickliche, aber durchaus keine dauernde Hilfe, und einer einzelnen Gemeinde stehen nichts weniger zu Gebote als die Mittel, wodurch dem Principe des Industrialismus entgegenge wirkt werden könnte. Es wäre zu wünschen gewesen, der Verf. hätte sich das Wesen des Proletariats und die Natur des Industrialismus, wie er sie ganz richtig angegeben, etwas schärfer in ihren Ursprüngen und Consequenzen entwickelt. Er hätte dann unmöglich in den Fehler verfallen können, welchen er jetzt dadurch begeht, daß er neben der unnatürlichen Arbeitslosigkeit, welche durch den Industrialismus, die Concurrenz u. s. w. her-

vorgebracht wird, Arbeitsunlust, Verschwendung und Verwahrlosung der Kinder als Quellen der modernen Armuth betrachtet. Die Verwahrlosung der Kinder ist keine Quelle, sondern nur eine Folge der modernen Armuth, und die Verschwendung und Arbeitsunlust, wo sie aus den Wirkungen des Industrialismus resultiren, sind als solche Resultate ebenso keine Quellen, sondern nur Folgen. Der Verf. scheint Armuth und Pauperismus nur allzu oft zusammenzubringen und miteinander zu verwechseln. Er legt sich häufig auf das Moralisieren, wo er untersuchen sollte. Dennoch hat er so viel gefunden Verstand, daß er immer wieder das Richtige trifft.

Nachdem er ein Langes und Breites von den Müßiggängern und Tagelöhnen geredet hat, welche ein wahres Gift für den Gemeindeverband sind dem sie angehören, erklärt er sich folgendermaßen:

Aber auch dem braven und tüchtigen Arbeiter kann es begegnen, daß er die Lust an seiner Arbeit verliert, und dies ist dann meist der Fall, wenn die mit seiner Thätigkeit verbundene Kraftanstrengung mit dem dafür zu gewärtigenden Lohne nicht in dem richtigen Verhältnisse steht und er somit nicht im Stande ist, beim treuesten Fleiße sich und die Seinen redlich zu versorgen.

Wol mag die fast in allen Gewerbszweigen eingetretene vermehrte Concurrenz, die oft so leichtsinnigen Speculationen angeheurer Kaufleute, der bis zum Übermaße gestiegene Credit und andere Verhältnisse den redlichen und wohlmeinenden Kaufmann gezwungen haben, seine Fabrikate ebenfalls zu geringern Preisen loszuschlagen, allein es bleibt doch immer unverantwortlich, wenn der ungerechte Schweiß des Arbeiters dem Brotherrn die fehlenden Procente ersetzen soll. Mag dies nun dadurch geschehen, daß man dem Arbeiter an dem bestimmten Lohne die desfalligen Abzüge macht oder daß man ihn direct oder indirect zwingt, für seinen Lohn Waaren zu erhöhten Preisen oder auf mehre Monate laufende Anweisungen zu nehmen, immer klebt des Arbeiters Schweiß und Blut an den so gewonnenen Procenten.

Werden nur Geschäfte gemacht, um solche zu machen, sichert das leitende Princip der kaufmännischen Thätigkeit weder das eigene noch das Bestehen der wirklichen Arbeiter, geht die Concurrenz darauf hinaus, dem redlich gesinnten Kaufmann oder Fabrikanten die bescheidenen Procente und dem Arbeiter die Butter vom Brote wegzunehmen; dann verdient solche Handlungsweise mit öffentlicher Verachtung bestraft und mit allen gesetzlich zulässigen Mitteln in ihrer unheilbringenden Wirksamkeit gehemmt zu werden.

Daß unter solchen Verhältnissen Arbeitsunlust unter den Arbeitern herrscht, ist ganz natürlich. Aber der Verf. hat sie oben als eine Quelle der Armuth bezeichnet, während er jetzt selbst nachgewiesen, daß sie aus dem unrichtigen Verhältnisse zwischen Lohn und Arbeit, also aus der Armuth hervorgeht. Eine Folge kann nicht zugleich Ursache sein. Die Verwechslung zwischen der zufälligen und der Massenarmuth hat den Verf. zu dieser Inconsequenz verleitet. Wo die Arbeitsunlust wirklich Quelle der Armuth ist und sich nicht wieder auf ein allgemeines, sociales Gebrechen zurückführen läßt, da nimmt sie mehr oder minder einen rein persönlichen Charakter an und man braucht ihr bei der Entwicklung der socialen Frage keineswegs die Hauptaufmerksamkeit zu schenken, welche der Verf. ihr in verschiedenen Unterabtheilungen widmet, verfehlte Berufswahl, Überbildung u. s. w., die

dann wieder Ursachen der Ursache sind, da sie ganz anders ihre Erledigung findet.

Ähnlich ist es mit der Verschwendung. Ihr eigentlicher Grund liegt, nach dem Verf., „in dem durch die Sünde gestörten Verhältnisse zwischen unserer sinnlichen und geistigen Natur und namentlich in dem unseligen Übergewicht, welches jene über diese unteugbar besitzt“. Von diesem christlich-moralisirenden Standpunkte aus kämpft der Verf. dagegen „mit dem Schwerte des Geistes, welches ist das Wort Gottes“. Er verlangt besonders von den Seelsorgern, daß sie „den Seelentranken Speise und Trank bringen sollen“ und „die in der Wüste umherirrenden Schafe aufzufuchen“. Wie wenig wir in der Lösung der socialen Frage von bloßer Moral und von der Lehre des Christenthums erwarten, ist oben bereits angedeutet worden. Die Bedürfnisse haben sich gesteigert, der Lohn ist zu ihnen nicht im richtigen Verhältnisse geblieben. Dies und nicht „das durch die Sünde gestörte Verhältniß zwischen unserer sinnlichen und geistigen Natur“ ist der Grund der Verschwendung in den untern Classen, wenn man nämlich die sorglose Verwendung eines doch für die Befriedigung aller nothwendigen Bedürfnisse niemals ausreichenden Lohnes so nennen darf. Der Industrialismus, indem er die Existenzen der Arbeiter unsicher macht, die Concurrenz, indem sie den Lohn herabdrückt, äußert auch hier Wirkungen, gegen die der Verf. vergeblich mit dem „Worte Gottes“ aneifert, die sich in unserm ganzen gesellschaftlichen Zustande begründen und die er, von seinem einseitigen Standpunkte aus, als Ursachen betrachtet. Er wittert allenthalben die „Sünde“; aber wer ist denn der Sünder: der Einzelne oder das Ganze, aus dem das Einzelne resultirt? das Opfer des Princips oder das Princip?

Während der Verf. in der Verwahrlosung der Kinder zu Anfang eine Ursache der Armuth sieht, sagt er (S. 51) selbst, „daß sie sich als Folge der Armuth zeigt“. Nachdem er also seine eigene Inconsequenz aufgedeckt, brauchen wir ihn nicht weiter zu berichtigen. Die Verwahrlosung der Kinder schafft immer neue Proletarier, aber nicht das Proletariat, sie ist eine Folge desselben, „denn wo die Sorge um das tägliche Brod die ungetheilte Thätigkeit und den sorgsamsten Fleiß der Mutter in Anspruch nimmt, da ist an eine gehörige Pflege und Wartung, an eine tüchtige körperliche und geistige Erziehung gar nicht zu denken“. Hier ist allerdings vom Staate und von der Gemeinde, wenn auch nicht radical, doch mit Palliativmitteln zu helfen und es geschieht weniger als man verlangen darf. Eine heilsame Organisation der Volksschulen und des Armenwesens sind als solche Palliativmittel zu nennen; das mörderische Grundprincip vernichten sie nicht, aber sie retten Personen. Die in den Fabriken arbeitenden Kinder haben schon mannichfache Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Man hat ihre Arbeitsstunden beschränkt und für den Fall, daß schulpflichtige Kinder in den Fabriken verwendet werden, die Einrichtung besonderer Fabrikshu-

len vorgeschrieben. Aber man weiß auch, wie dieses Gesetz gehalten wird und die Abendsschulen, wohin die Kinder müde und matt, häufig auch gar nicht kommen, leisten wenig oder nichts. Ebenso wenig würde wol mit Schulstunden geholfen sein, die des Morgens, vor der Arbeit, stattfinden. Hartort, selbst ein großer Fabrikant, verlangt deshalb: „Die Regierung muß mit aller Strenge das Gesetz hinstellen und handhaben, daß durchaus keine Kinder vor zurückgelegter Schulzeit in Fabriken angestellt werden dürfen.“ Durch eine solche Negation wird allerdings noch kein positiver Boden für eine gute Erziehung gewonnen, aber als Palliativmittel wäre ein solches Gesetz immer anwendbar, weil dadurch, wie Hartort sagt, wenn die Unmündigen aus dem Kreise der Dienstbarkeit ausscheiden „die Aelteren eine bessere Vergütung für die Arbeit ihrer Hände finden“. Das wäre aber auch noch keineswegs genug, vielmehr müßte auch durch den Staat für eine tüchtige Ausbildung des Leibes wie des Geistes gesorgt werden. Die Verbesserung des Gehalts der Volksschullehrer, ernstere Pflege des Armenschulwesens u. s. w., wäre ebenfalls zu fordern.

Unser Verf. geht auf solche Palliativmittel, wie wir sie eben angedeutet haben, nicht ein. Er übersieht nicht die allgemeine Lage der Dinge, sein Hauptgedanke ist der, die verwahrlosten Kinder in Familien unterzubringen oder zu sammeln, „da der Einfluß einer guten häuslichen Erziehung durch gar nichts ersetzt werden kann“. Alsbald schlägt er eine Organisation der Gemeinde vor, wie sie zur Zeit der Localvereinsbewegung vielfach besprochen und endlich an dem Veto des Staats unmöglich geworden ist. Sätze der Verf. in einem solchen neuen Verwaltungssystem nur Palliativ- und keine Radicalhülfe, so wäre wol nichts dagegen einzuwenden; aber indem er „das mit der Inschrift «Menschenwohl» gezierte Panier hochaufplaktern läßt“ entschwindet ihm wieder einmal der wirkliche Boden. Worte freilich können wir nicht für baare Münze und die Aufwallungen eines guten Willens noch für keine Thaten halten. Gegen das Princip der Gewerbefreiheit, gegen das Wesen des Industrialismus, gegen das Princip der Concurrenz kann ein Verein, wie der Verf. ihn will, keinen Kampf bestehen, also kann seine Hülfe auch nichts weniger als eine radicale sein und selbst zu Palliativmitteln gegen die Massenarmuth möchte, nach unserer Ansicht, noch etwas mehr erfordert werden als der gute Wille einer Gemeinde. Gegen die Armuth kann eine Commune unendlich viel thun, gegen das Proletariat wird nur noch durch den Staat, sei es durch die gesetzgebende Macht, sei es durch die Vereinigung und sittliche Erhebung aller Staatsbürger, mit einigem Nachdruck palliativ gewirkt werden können. Eine radicale Hülfe aber geht auch über die Möglichkeiten und Kräfte des Staats hinaus. Steuerreform, eine allgemeine Fabrikenordnung, Organisation der Volksschule und des Armenwesens, Ausbildung eines gewissen Personalcredits für den besitzlosen Arbeiter, Kassenvereine zu gegenseitiger Versicherung, unter gewissen Bedingungen auch ein Sparkassensystem, Sterbe-

und-Krankenkassen u. dgl. mögen als Palliativmittel angewendet werden und sich bald mehr bald minder nützlich erweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Galerie schweizerischer Dichter. *)

3. Abraham Emanuel Fröhlich, mit besonderer Berücksichtigung seines neuesten Gedichts.

Unter allen schweizerischen Dichtern der Gegenwart hat sich keiner einer größern Anerkennung zu erfreuen als Fröhlich, und in der That besitzt derselbe ein sehr reiches Talent, das ihm, wie wir zuversichtlich hoffen, ein immer zahlreicheres Publicum verschaffen wird, wenn er sich hütet, seine Muse zur Magd persönlicher Leidenschaften herabzumwürdigen, wie es leider schon einmal geschehen ist.

Fröhlich ist, wenn wir nicht irren, zuerst durch Menzel (in seiner „Deutschen Literatur“) in Deutschland bekannt geworden; jedoch hat er ihn nur sehr einseitig und oberflächlich aufgefaßt. Neuere Literaturhistoriker haben ihn deshalb für weniger bedeutend gehalten als er wirklich ist, und so kommt es denn, daß weder Servinus, noch Schäfer, noch Wilmar ihn berühren; dagegen wird er von Pischon und Helbig lobend erwähnt. Am meisten ist er wol dadurch in Deutschland bekannt geworden, daß zwei der größten Musterfassungen ihm einen gehührenden Raum gewidmet haben, denn seitdem erscheint kaum irgend ein Lesebuch oder ähnliches Werk, in welchem nicht mehre Gedichte von ihm aufgenommen wären.

Die ersten Dichtungen, welche Fröhlich bekannt machte, sind seine „Fabeln“ (Zürich 1825); sie haben nicht nur seinen Ruf begründet, sondern sind auch jetzt noch das Beste was er geliefert hat. Dieselben zeichnen sich zunächst durch ihre eigenthümliche Behandlungsweise aus, die von der altgebrachten sehr abweicht, aber im Grunde doch auf die älteste Form derselben zurückführt. Während die meisten Fabeldichter von Hagedorn an immer die alten Erfindungen wieder neu behandelten und von ihren Mustern nur in einzelnen Zügen abwichen, oft auch nur in der Darstellung, sodaß die spätern häufig lediglich als Übersetzungen oder Umarbeitungen der frühern anzusehen sind, findet man bei Fröhlich gewiß nicht eine einzige Fabel, die an ältere auch nur von fern erinnerte; vielmehr sind die Erfindungen durchaus sein Eigenthum, und schon dieser Umstand reicht hin, uns darzutun, daß sein poetisches Talent bedeutend und reich sein muß. Noch entscheidender ist aber der folgende Punkt: Wenn wir die Fabeln früherer Dichter lesen, wird der Eindruck mit seltenen Ausnahmen der sein, daß die Fabel einzig und allein der Moral wegen geschrieben worden ist; diese bildet den Mittelpunkt, die Stütze des ganzen Gebäudes, während die erzählte Begebenheit als Nebensache erscheint, die der Dichter nur aus dem Grunde mitgetheilt hat, die Moral anschaulicher zu machen. So hatte die Fabel nach und nach alles epische Leben verloren, das didaktische Element war durchaus vorherrschend geworden. Man sah es den Fabeln an, daß der Dichter sich zuerst die Moral ausgesucht hatte, die er an einer erdachten Begebenheit aus der Thierwelt anschaulich machen wollte, und daß er dann erst sich bemühte, eine solche Begebenheit ausfindig zu machen, die der Moral angepaßt werden könne, woraus denn natürlich gar manche gezwungene und geschraubte Erfindungen hervorgingen. Fröhlich hat dagegen die Fabel viel naturgemäßer und daher auch weit poetischer behandelt. Er ging von der Betrachtung der ihn umgebenden Thier- oder Pflanzenwelt aus, suchte deren tiefere Bedeutung zu ergründen und diese sodann an einer ebenfalls aus der Natur entnommenen oder in ihr wenigstens liegenden Begebenheit zur Anschauung zu bringen. Er hat mit

*) Bgl. Nr. 177 u. 178 d. Bl. f. 1845.

einem Worte Dasselbe auf epischem Wege erreicht, was Karl Mayer, Lanner u. A. m. in lyrischer Weise erkredten. Was sagt Herder in einem seiner tief sinnigen Gedichte, in der Natur hat eine tiefere Bedeutung, und wenn der Mensch diese erfährt, so ist er gleichsam ein zweiter Schöpfer derselben. Dieser Ausspruch, dessen Wahrheit in materieller Hinsicht sich tagtäglich durch die neuen Erfindungen kund gibt, in denen der Mensch die Kräfte der Naturerscheinungen beherrscht, gibt den Schlüssel zu der gesammten romantischen Schule und ihrer Fortbildung durch Uhland und dessen Nachfolger, sowie er ganz insbesondere den eigentlichen Werth jener obengenannten Dichter erschließt. Die Naturerscheinungen waren ihnen nicht mehr todt und leblos, einer äußern Nothwendigkeit unterworfenen Objecte; sie waren ihnen vielmehr der verkörperte Ausdruck einer Idee, die sie poetisch zu erfassen und in menschliche Sprache zu übersetzen strebten. So hat z. B. Anastasius Grün in seiner vortrefflichen „Baumpredigt“ die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Bäume als äußere Darstellungen, gleichsam als Verkörperungen der in ihnen liegenden Idee entwickelt: die Pappel streckt die Arme gen Himmel, weil sie sich nach dem lichten Segensquell sehnt, der dort oben strömt; die Weide dagegen blickt zur Erde, ihrer Mutter, deren Liebe sie immer noch mit Blumen kränzt u. s. w. In diesem Sinne sagt die Belle bei Lanner: daß das kurze Dasein eine Wohlthat sei, da auch die Leiden dann nur von kurzer Dauer seien.

Wenn nun der Dichter diese in den Naturerscheinungen liegenden Ideen nicht in ihrer Allgemeinheit darstellt, sondern sie an einem einzelnen Falle anschaulich macht, so wird sich ihm das lyrische Gedicht zur Fabel gestalten. Wenn z. B. Lanner gesagt hätte: Einst klagte eine Belle als sie eben am Ufer sich zerbrach: „Ach wie kurz ist dieses Wandern!“ Da entgegnete ihr die andere, welche heitern Muthes dem Tod verkündendessen Felsen sich näherte: „Kurz gelebt, ist kurz gelitten!“ so wäre aus dem lyrisch-allegorischen Gedichte eine Fabel geworden, aus der die Belle von selbst hervorgehen würde, ohne daß der Dichter sie zu bezeichnen nöthig hätte, und ohne daß er, was die Hauptsache ist, von dieser ausgegangen wäre.

Von diesem Standpunkte aus sind Fröhlich's Fabeln zu erfassen, wenn man sie in ihrer ganzen Bedeutung und Worttreue verstehen will; wer, wie Menzel, nur Anspielungen auf die schweizer Wirren sieht, beurkundet durch solchen Anspruch, daß ihm alle Einsicht in die Poesie fehlt. Allerdings hat Fröhlich oft Verhältnisse des Tages berührt, und nicht nur seiner Heimat, sondern auch oft genug Deutschlands; aber er hat dieselben so objectiv aufgefaßt — und dies ist gewiß kein geringes Zeichen seines poetischen Talents —, daß der Leser dennoch die vollkommenste Befriedigung findet, auch wenn er von dem speciellen Fall nichts weiß, der möglicherweise den Dichter zur Abfassung dieser oder jener Fabel veranlaßt haben mag. Ja, wir glauben sogar, daß die Befriedigung, welche ein Kunstwerk gewährt, nur dann vollkommen sein könne, wenn wir von der speciellen Veranlassung gar nichts wissen, und daß es eben deshalb ein sicheres Kriterium einer gelungenen Dichtung ist, wenn wir gar nicht ahnen, daß ihm eine specielle Veranlassung zu Grunde liegt, und es uns nicht in den Sinn kommt, nach einer solchen zu fragen. Sobald sich im Leser das Bedürfnis kund gibt, nach dem Entstehungsgrund irgend einer Dichtung zu forschen, so ist es ohne Zweifel ein Beweis, daß der Dichter es nicht verstanden hat, sich über den einzelnen Fall, der ihm vorlag, zu erheben und ihn zu allgemeiner Geltung zu bringen. Niemand, der z. B. Goethe's schönes Bundeslied „In allen guten Stunden“ liest und wieder liest, wird sich einfallen lassen, nach den Umständen zu fragen, die den Dichter bewogen haben mögen, dasselbe zu verfassen, und wenn man einem von dem Liede begeisterten Leser sagte, es sei ursprünglich ein Hochzeitsgedicht auf die Vermählung eines bestimmten Paares gewesen, so wird er uns, wenn er wirklich Sinn für Poesie hat und wenn er nicht aus

wissenschaftlichen Gründen nach ähnlichen Dingen forscht, gewiß keinen Dank dafür wissen, daß wir ihm eine solche Mittheilung gemacht haben; denn es wird ihm ungewisselhaft der Haubt verschwinden, der ihm das Lied als für alle Menschen, also auch für ihn gedichtet erscheinen ließ.

Wir wollen ein anderes Beispiel aus Fröhlich selbst anführen, weil wir zugleich die Gelegenheit erhalten, eine seiner Fabeln mitzutheilen:

Liebesmäntler.

Ein Lamm ward weggebracht
In einer dunkeln Nacht,
Und nur der Diebe Spur
Entdeckt man auf der Flur.

Da wird zum Augenschein
Von seiner Dorfgeheim
Der Fuchs dorthin geschickt.
Doch in der Spur erblickt
Er seines Betters Fuß.
Der ihm auch hehlen muß:
Drum mit gewandtem Schwanz
Bewerbel er sie ganz.

Wer diese Fabel liest, wird sich kaum denken können, daß sie einem speciellen Fall ihren Ursprung zu verdanken habe, da sich in ihr ein allgemeines Bild menschlicher Schwäche darstellt. Der Fuchs und die Dorfgeheim sind für den Leser keine bestimmten Individuen, da er weiß, daß es solcher Liebesmäntler in allen Ländern gibt und zu allen Zeiten gegeben hat; die Fabel enthält für ihn nicht die Charakteristik eines historischen Menschen, sondern die poetische Darstellung einer ganzen, weit verbreiteten Gattung von Charakteren, und sie erfreut ihn durch ihre Wahrheit sowohl als durch poetische Veranschaulichung. Und doch ist diese Fabel, wie wir zufällig und zuverlässig wissen, aus einem ganz speciellen Fall hervorgegangen, wie denn der Dichter muthwillig genug den Namen des Fuchses durch das letzte Zeitwort der Fabel gar deutlich bezeichnet hat. Dieser letzte Umstand kann wol dem die Verhältnisse kennenden Leser ein Lächeln abgewinnen, aber wird ihm gerade durch dieses Lächeln nicht die höhere Freude an der Dichtung geraubt? Wird er nicht aus der poetischen Anschauung in die gemeine Wirklichkeit versetzt? Und gar, wenn er noch dazu weiß, daß unter dem Diebe ein geistlicher Herr zu verstehen ist, der eins der ihm anvertrauten Schafe zu Fall gebracht, wird sich nicht das Wohlbehagen in Ekel verwandeln? Wird nicht die Freude, die er ob der gelungenen poetischen Veranschaulichung einer menschlichen Schwäche empfand, zur Verachtung des unwürdigen Geistlichen sowohl als seines Helfershelfers werden? Der Dichter hatte vollkommen Recht, den ihm vorgelommenen Fall zum Thema einer Fabel zu machen; er hatte um so mehr Recht, als es ihm dadurch gelingen mußte, seinen Gedichten Wahrheit zu verleihen; aber wir sind ihm auch den größten Dank schuldig, daß er uns den speciellen Fall vollkommen entrückt und ihn zur höchsten Allgemeinheit gehoben hat; dadurch hat er vor Allem seinen Beruf als Dichter beurkundet.

Außer den Fabeln verdanken wir Fröhlich auch lyrische, und insbesondere elegische Gedichte, von denen einige alles Lob verdienen. Dagegen hat er sich durch sein Pasquill — denn Satire können wir es unmöglich nennen — „Der junge Deutsch-Richel“, harten, aber wohlverdienten Tadel zugezogen, den auch wir vollkommen theilen, da diese Schrift nur ein Ausfluß der ungezügeltsten Parteilichkeit ist und die Poesie in ihr gänzlich untergeht. Wir können übrigens uns so eher hier eine eindringlichere Darstellung des Buchseins unterlassen, als es schon früher in Nr. 33 d. Bl. f. 1844 besprochen wurde und wir die Ansicht des Beurtheilers in allen Stücken theilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Donnerstag,

Nr. 50.

19. Februar 1846.

Die sociale Frage.

(Fortsetzung aus Nr. 49.)

Nr. 5. Engels, „Die Lage der arbeitenden Classe in England“. Diese Schrift nimmt in unserer socialen Literatur eine sehr bedeutende Stellung ein und trägt unendlich viel dazu bei, den Punkt, worauf es bei der socialen Bewegung vorzüglich ankommt, richtig zu erkennen, das Wesen und die Wirkungen des Industrialismus und der Concurrnz deutlich einzusehen. England ist immer der Gegenstand des Neides unserer „großen Industriellen“ gewesen, Englands ungeheure Handelsmacht haben wir vielfach bewundert; hier sieht man nun, auf welchem unnatürlichen, ja auf welchem unmenhlichen Zustande die Macht und die Kraft des stolzen Albions beruhen. Hier haben der Industrialismus und die Concurrnz die philanthropische Larve abgeworfen, welche sie noch bei uns zu tragen pflegen, und machen ungescheut, unter dem Schutze der Gesetze, Tausende von Opfern, Tausende von Leichen. Wir sind allerdings nicht der Ansicht, welche Hef in dritten Hefte seines „Gesellschaftsspiegel“ ausspricht, daß durch die Engels'sche Schrift das Werk von Buret „De la misère des classes en Angleterre et en France“ ganz in den Hintergrund gedrängt werde, betrachten sie aber als eine gesichtete Zusammenstellung von Facten und Notizen, aus der Vieles zu lernen ist und die einen dauernden Werth behalten wird. In England selbst gibt es bis jetzt nur zerstreute und, wenn man sich zu diesem Zwecke nicht selbst längere Zeit in England aufhält, schwer zu beschaffende Schriften über die verschiedenen Erscheinungen dieser Zustände; Engels hat uns ein Totalbild geliefert. Er führt uns in die Zustände der arbeitenden Classen Englands ein, welche das Gros der Nation bilden und aus deren Niederdruck die wenigen Millionaire und großen Grundeigentümer ihre so häufig angekaufte Kraft schöpfen. Was uns aus verschiedenen Parlamentsberichten und Untersuchungsergebnissen zerstreut bekannt geworden war, das hat Engels mit der umsichtigsten Auswahl zusammengestellt, er hat diesen Stoff durch seine eigene Anschauung mit manchem Neuen vermehrt und so ein Ganzes hervorgebracht, dessen Eindruck für Jeden, er sei wer er wolle und er be-

kenne sich zu einem Princip welches es auch sei, von großer Bedeutung bleiben wird.

Im Vorworte seiner Schrift stellt Engels den Gesichtspunkt auf, von welchem er bei seiner Darstellung geleitet worden. „Die Lage der arbeitenden Classen ist der thatsächliche Boden und der Ausgangspunkt aller socialen Bewegungen der Gegenwart, weil sie die höchste, unverhüllteste Spitze unserer bestehenden socialen Misère ist“, und deshalb, „einerseits um den socialistischen Theorien, andererseits um den Urtheilen über ihre Berechtigungen einen festen Boden zu geben, um allen Schwärmereien pro et contra ein Ende zu machen“, sei die Erkenntniß der proletarischen Zustände für die Staatswissenschaft und Staatskunst der Gegenwart eine unumgängliche Nothwendigkeit geworden. Die proletarischen Zustände in ihrer „classischen Form“, in ihrer Vollenbung existirten nur im britischen Reiche und zugleich sei nur in England das nöthige Material so vollständig zusammengetragen und durch officielle Untersuchungen constatirt als es zu einer irgendwie erschöpfenden Darstellung des Gegenstandes nöthig sei. Für Deutschland aber habe die Darstellung der englischen Proletariatszustände, namentlich im jetzigen Augenblick, noch eine besondere Bedeutung. Der deutsche Socialismus und Communismus sei mehr als jeder andere von theoretischen Voraussetzungen ausgegangen, die deutschen Theoretiker hätten sich noch wenig um „die schlechte Wirklichkeit“ bekümmert und es sei fast kein Einziger anders als durch die Feuerbach'sche Auflösung der Hegel'schen Speculation zum Communismus gekommen. Eine Kenntniß der Thatsachen thue uns aber um deshalb so sehr noth, weil, wenn auch die proletarischen Zustände noch nicht zu der Classicität wie bei den Engländern ausgebildet, doch auch in Deutschland dieselben Grundursachen vorhanden seien und auf die Dauer dieselben Resultate erzeugen müßten, „falls nicht bei Zeiten die Einsicht der Nation Maßregeln zu Stande bringt, die dem ganzen socialen System eine neue Basis geben“.

Der Verf. beginnt seine Darstellung mit einer Einleitung, worin der Ursprung der heutigen proletarischen Zustände nachgewiesen wird. Er sucht diesen Ursprung in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in welcher die Erfindung der Dampfmaschine und der Ma-

schinen zur Verarbeitung der Baumwolle den Anstoß zu einer Revolution gaben, die zugleich die ganze bürgerliche Gesellschaft umwandelte und deren weltgeschichtliche Bedeutung erst jetzt anfängt erkannt zu werden. Indessen geht die Geschichte dieser Revolution über den besondern Zweck des Verf. hinaus. Sehr getreu ist die Schilderung des Übergangs der frühern Feldgärtnererei mit Spinnerei und Weberei verbindenden Häusler-Familien in neuere Fabrikarbeiter-Familien und des damit zusammenhängenden Umschwungs sowohl der ökonomischen als auch der moralischen Zustände der arbeitenden Classen. Nachdem er in aller Kürze, aber in allen wesentlichen Zügen den Zustand der Arbeiter vor der industriellen Revolution geschildert hat, concentrirt er sein Urtheil folgendermaßen:

Sie lebten in Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit, ohne geistige Thätigkeit und ohne gewaltsame Schwankungen in ihrer Lebensfrage. Sie konnten selten lesen und noch viel seltener schreiben, gingen regelmäßig in die Kirche, polstirten nicht, conspirirten nicht, dachten nicht, ergötzten sich an körperlichen Übungen, hörten die Bibel mit angestammter Andacht vorlesen und vertrauten sich bei ihrer anspruchslosen Demuth mit den angesehenern Classen der Gesellschaft vortrefflich. Dafür aber waren sie auch geistig todt, lebten nur für ihre Privatinteressen, für ihren Webstuhl und ihr Gärthchen und wußten nichts von der gewaltigen Bewegung, die draußen durch die Menschheit ging. Sie fühlten sich behaglich in ihrem stillen Pflanzgelen und wären ohne die industrielle Revolution nie herausgetreten aus dieser allerdings sehr romantisch-gemüthlichen, aber doch eines Menschen unwürdigen Existenz.

Alsdann stellt der Verf. den allmählig wachsenden Eindruck des Industrialismus und des Maschinenwesens auf diese alte, gemüthliche Ordnung der Dinge dar. Den ersten Einbruch machte die spinnende Jenny von J. Hargreaves im J. 1764; durch sie konnte ein Mann 16 — 18 Spindeln in Bewegung setzen. Früher hielt ein Weber drei Spinnereien beschäftigt und es war niemals Garn genug da, jetzt war mehr Garn da als die Arbeiter verbrauchen konnten. Diese Nachfrage nach Zeuchen, ohnedies schon in Zunahme, stieg noch mehr durch den billigen Preis. Man brauchte mehr Weber, das Webelohn stieg bedeutend in die Höhe. Da nun der Arbeiter an seinem Stuhle weit mehr verdienen konnte, so verließ er allmählig seine Ackerbaubeschäftigung ganz und gar und „nach und nach“ verschwand so die Classe der ackerbauenden Weber ganz und löste sich in die neu entstehende Classe der reinen Weber auf, die allein vom Arbeitslohn lebten und somit Proletarier wurden. Bisher war, soweit dies anging, unter einem Dache das Garn gesponnen und verwebt worden. Jetzt, wo die Jenny ebenso gut wie der Webstuhl eine kräftige Hand erforderte, gingen auch Männer an zu spinnen und ganze Familien lebten von ihr allein, während andere wiederum das überflügelte Spinnrad beiseite stellen und allein von dem Webestuhle des Familienvaters leben mußten.“ Während so das industrielle Proletariat sich entwickelte, gab dieselbe Maschine auch Anlaß zur Entstehung des Ackerbauproletariats. Bisher hatte es viele kleine Grundstücke gegeben, jetzt trat die

Classe der großen Pächter hervor, welche 50, 100, 200 und mehr Morgen pachteten und durch ihre verbesserte Wirthschaft den kleinen Grundbesitzer, den Yeoman, nöthigten, sein Besitztum zu verkaufen und entweder eine Jenny oder einen Webstuhl anzuschaffen oder sich als Proletarier des Acker, Tagelöhner, bei dem großen Pächter zu verbinden. Die Industrie und die rationelle Wirthschaft steigerten sich nun immer weiter, und wenn schon in der Jenny der Anfang des Fabriksystems lag, so erhielt dieses durch die Spinning Throftle, von vornherein auf die mechanische Triebkraft berechnet, eine immer weitere Ausdehnung. Ihr folgte die Mule und die Cardir- und Vorspinnmaschine; hiermit war für das Spinnen der Baumwolle das Fabrikssystem zum allein herrschenden geworden. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts erfand noch Dr. Cartwright den mechanischen Webstuhl und dieser war 1804 so weit gebracht, daß er erfolgreich gegen die Handweber concurriren konnte. Alle diese Maschinen erhielten doppelte Wichtigkeit durch James Watt's Dampfmaschine, die um 1764 erfunden und seit 1785 zur Betreibung von Spinnmaschinen angewandt worden war. Mit diesen Erfindungen, die seitdem noch jedes Jahr verbessert wurden, war der Sieg der Maschinenarbeit über die Handarbeit entschieden.

Der Verf. schildert diesen fortwährenden Sieg der Maschine, wie er sich in England in der Baumwollindustrie, der Strumpfwirkerie, Spigenfabrikation, Meißerei und Druckerei, in der Wolleindustrie, Leinenindustrie, Seidenindustrie, in der Eisenproduction und Bearbeitung, in der Kohlenproduction, in den Töpfereien und ebenso endlich auch im Ackerbaue immer weiter durchgekämpft hat. Die Bevölkerungsdichtigkeit und die Ergiebigkeit der Production stiegen mit ungeheurer Schnelligkeit, aber nur gleichzeitig mit einer totalen Umwandlung der socialen Physiognomie des Landes. Es erhoben sich die großen Fabrik- und Handelsstädte des britischen Reichs, in denen mindestens Dreiviertel der Bevölkerung der neuen Arbeiterklasse, d. h. dem Proletariat angehören, jener Classe, die jetzt nicht mehr durch den kleinen Handwerker mit den besitzenden Classen vermittelbar wird, sondern ihnen gegenüber als fest und erblich abgeschlossen erscheint. Wer jetzt als Arbeiter geboren wurde, sagt der Verf., der hatte keine andere Aussicht als lebenslang Proletarier zu bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Galerie schweizerischer Dichter.

3. Abraham Emanuel Fröhlich.

(Fortsetzung aus Nr. 40.)

In den letzten Jahren hat sich Fröhlich im Epos versucht; im J. 1840 gab er heraus: „Ulrich Zwingli.“ (Zürich 1840); und ganz neuerlich: „Ulrich von Hutten. Gesänge.“ (Zürich, Meyer und Zeller, 1845, 8., 2 Hft.) Sein „Zwingli“ ist ebenfalls schon in Nr. 177 d. Bl. f. 1842 besprochen und namentlich nach seinem Inhalte dargelegt worden. Wir erlauben und daher auf jene Recension zu verweisen, der wir nur folgende Bemerkungen noch hinzufügen.

Frühlich's „Swingli“ ist kein eigentliches Epos, es bildet kein in sich abgeschlossenes Ganze, sondern er besteht nur aus abgerissenen, unter sich in keinem notwendigen Zusammenhange stehenden Rhapsodien, die miteinander in der That nichts weiter gemein haben als daß sie von einer und derselben Hauptperson handeln, deren verschiedene Lebensschicksale in mehreren voneinander unabhängigen Bildern dargestellt werden. In es stehen sogar mehr Gesänge in keiner oder nur gesuchter Beziehung zum Helden, wie z. B. ganz insbesondere der für sich wohlgeordnete dritte Gesang: „Die Schlacht zu Ragnano“, in welchem Swingli nur ganz vorübergehend erwähnt wird, bloß damit wenigstens sein Name genannt werde, so daß diese Erwähnung sichtlich hätte unterlassen werden können, ohne daß der Gesang im mindesten an Werth und das Ganze an Zusammenhang verloren hätte. In „Ulrich von Hutten“ ist dagegen ein strengerer Zusammenhang zwischen den einzelnen Gesängen vorhanden, indem sie der Dichter durch wohlgeordnete Übergänge miteinander verbunden hat. Dies ist ohne Zweifel schon ein großer Fortschritt, allein wir halten ihn noch lange nicht für hinreichend. Der Dichter soll uns nicht eine chronologisch geordnete, wenn auch im Einzelnen poetisch ausgeführte Lebensbeschreibung seines Helden geben; er soll uns das Leben neugeformt, neu geschaffen vorführen und hat ganz vorzüglich dahin zu streben, daß es uns als ein Ganzes erscheine. Er soll uns nicht einzelne Bilder, sondern ein einziges Bild geben, dessen kunstreiche und umfassende Composition alle Einzelheiten in sich vereinigt, in sich gleichsam untergehen läßt, obgleich sie eben dadurch an wahrer Leben und Bedeutsamkeit gewinnen. Dabei kann der Dichter ebenso streng an der historischen Wahrheit halten; ja er kann sogar die chronologische Folge der Lebensschicksale seines Helden hervortreten lassen, wenn er es für seinen Zweck notwendig finden sollte. Man denke nur an die „Iliade“ oder die „Dipste!“ Auch in ihnen entwickeln sich große Zeiträume, aber der Dichter hat die Begebenheiten so anzuordnen verstanden, daß wir im Ganzen doch nur eine verhältnismäßig sehr kurze Periode zu durchleben glauben, wodurch der unermessliche Vortheil gewonnen wird, daß uns das Ganze mit allen seinen reichen Einzelheiten doch als ein einziges leicht faßbares Bild erscheint. Wird uns dagegen die Masse der Begebenheiten chronologisch vorgeführt, so müssen wir ebenso viele Jahre durchleben als sie in der Wirklichkeit zu ihrer vollständigen Entwicklung gebraucht haben, wir verlieren alle Überschaubarkeit, weil das Gedicht unmöglich zu einem Totalindruck gelangen kann.

Wenn aber alle einzelnen Gesänge für sich betrachtet vollkommen gelungen sind, könnte man entgegenen, und der Dichter eben nur einzelne Bilder geben wollte, von denen jedes, obgleich mit den andern durch den Stoff, die Form, die Haltung allgemein verbunden, doch als selbständiges Ganze betrachtet werden kann und als solches Wohlgefallen erregt, warum dann von dem Dichter verlangen, daß er es anders mache? Hat er nicht auch auf seinem Wege seinen Zweck erreicht? Wozu ihm dann Befehle vorschreiben und andere Composition u. s. w. wünschen? Ganz einfach, antworten wir, damit das Gedicht wirklich ein Gedicht werde; denn in solcher Haltung und Anordnung ist es eben weiter nichts als eine gereimte Biographie, und bleibt eine solche, selbst wenn das Einzelne mit allem Zauber der poetischen Erfindung und Darstellung ausgekattelt wurde. Der Dichter soll vor Allem auch Künstler sein und er kann nur dann auf Anerkennung Anspruch machen, wenn er auch in dieser Beziehung vollkommene Befriedigung gewährt. Wir zweifeln nicht, daß sein Gedicht auch in dieser unkünstlerischen Form gefallen werde, wir gestehen sogar sehr gern zu, daß wir selbst, als wir den „Ulrich von Hutten“ durchlasen, Freude und Interesse empfanden; allein so viel des Schönen wie auch gefunden haben, so war doch der Rückblick auf das Ganze kein angenehmer, kein befriedigender, weil sich unserer Erinnerung nur einzelne Punkte zeigten, während wir so gern auf das Ganze zurückgeschaut hätten. Es

that uns dies um so mehr leid, als wir der Überzeugung sind, daß der Dichter die Schwierigkeiten einer künstlerischen und lebensvollen Anordnung wol überwunden hätte, wenn er gewollt, so groß dieselben in der That auch sein mögen.

Der „Ulrich von Hutten“ ist wie der „Swingli“ in der sogenannten Ribelungenstrophe gedichtet. Es hat der Dichter in der Behandlung derselben ebenfalls Fortschritte gemacht; im „Ulrich von Hutten“ ist sie viel freier und reicher gehalten als im „Swingli“, und doch ist sie dabei viel reiner. Übrigens wissen wir nicht, ob wir uns täuschen, aber uns dünkt diese Strophe für ein größeres Gedicht kaum passend, da man ihr bei der Entwicklung unserer Prosa doch nicht die reiche Mannichfaltigkeit geben kann, die sie früher besaß; sie erscheint nach und nach einförmig und erregt dadurch gewiß eine Art Mißbehagen. So vortrefflich sie sich für kleinere epische Gedichte eignet, so wenig scheint sie uns für größere Dichtungen mit Glück verwendet werden zu können. Freilich wüßten wir nicht anzugeben, welches Metrum ein epischer Dichter wählen sollte, denn der Herausgeber ist bei aller seiner Vortrefflichkeit undeutsch und hat auch in der deutschen Sprache keineswegs die bewegliche Mannichfaltigkeit, die wir an ihm bei den Griechen bewundern, die italienische Stange aber ist zu lyrisch. Wir sind der Überzeugung, daß ein der deutschen Sprache angemessenes episches Maß noch erst gefunden werden muß.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen wollen wir einen gedrängten Überblick des neuesten Gedichts Frühlich's geben, doch vorher noch die Bemerkung voranschicken, daß der Dichter offenbar die gründlichsten Studien gemacht und nicht bloß die Schriften Hutten's, sondern auch die seiner bedeutendsten Zeitgenossen gelesen und sonst Forschungen aller Art angestellt hat. So hat er einen überaus großen Reichtum von Einzelheiten gewonnen, den er meistens glücklich zu verwenden weiß; doch kommen auch Stellen vor, in denen die Andeutungen für Den, der die Geschichte jener Zeit nicht genau kennt, räthselhaft sein mögen.

Im ersten Gesang, die Flucht aus dem Kloster, im Frühling 1344, zeigt uns der Dichter seinen Helden in „Judas altem Kloster“, in der Hölle sein Schicksal beklagend, da sein Vater ihn gegen seinen Willen zum Geistlichen bestimmt hat. Am folgenden Tag soll die Einkleidung stattfinden. Sein Freund und Better Johannes v. Hutten, der der Feier beizuwohnen kommt, findet ihn in dieser düstern Stimmung; er erbietet sich, ihm zur Flucht behäuflich zu sein, welche denn auch glücklich gelingt. Aber der Vater Ulrich's spricht den Fluch über ihn aus, so sehr die übrigen Verwandten sich des Flüchtlings annehmen. Der zweite Gesang, die erste Wanderschaft 1345 und 1346, erzählt uns in Form eines von Ulrich an Johannes geschriebenen Briefs die Abenteuer des Wanderers in den zwei ersten Jahren nach seiner Flucht. Besonders gelungen ist die Darstellung der Zusammenkunft Hutten's mit Luther in Erfurt, als dieser sich eben entschloß in das Kloster zu gehen, sowie die Erzählung des Aufenthalts in Augsburg, wo wir mit Pirtheimer, Düter und Peutingen bekannt werden, dessen Tochter Konstantia mit dem Ritter einen Liebesbund schließt, der ihn später in den unglücklichsten Augenblicken aufrecht erhält. Von hohem Interesse sind ferner die Charakteristiken Reuchlin's und Seiler's, Brandt's und Erasmus', sowie die Schilderung des Rheins und der Gefühle, die Hutten bei seinem Anblicke erfüllten:

Nun rheinwärts immer schneller ritt ich das Land hinaus;
Bald dann am Waldebrande brach ich in Laugen aus,
Als fern ich Strassburgs Mäuer erblickt' im Abendroth,
Fernher der Rhein mit Rauschen und Strahlenbilden Gräße bot.

Als nun ich raunend, jubelnd vor seinem Strome stand,
Unendlich wie sein Wallen war da was ich empfand.
Seht fählt' ich's wie am Ganges der Hindu niederfällt,
Nacht, Ewigkeit und Segen des Stromes für Gott selbst hält.

Mit raußte die Ersichte des deutschen Volks vorbei,
Dort läßt und wild im Kampfe, hier mild und immer frei;
Und seine Zukunft raußte vorbei im Stageszug.
Die Flüße, Bäch' und Quellen vereint in einem Zug und Flug.
In einem Zug und Fluge die Banner all gefahrt
In einem Lärtenkriege, zu einer Römertfahrt,
In einem Zug und Fluge die Segel all geschwellt,
Aus allen deutschen Strömen zur alten und zur neuen Welt.

So schaut' ich in die Fluten noch durch die späte Nacht;
Im Strome glommt der Himmel, Vollmond und Sternentraut;
Ich sah vom Himmel kommen mit sammt des Himmels Heer
Den Strom der Offenbarung, die Welt verzügend mehr und mehr.
Bis in der großen Kälte der Zeit auch er erstarrt,
Sesseffelt im Verliese lang auf Erdsung harret;
Nun kam die Sonne wieder, und Wärme weht durchs Feld:
Den Göttergang hör' ich donnern, und frei ist wiederum der Feld.

Überhaupt ist der Dichter in Naturschilderungen glücklich,
nur möchte man ihnen mehr Mannichfaltigkeit wünschen. Den
Schluß des Gesangs bildet der Bericht Hutten's über seinen
Aufenthalt bei Sickingen und in Köln, bei welcher Gelegen-
heit wir erfahren, woher der unauslöschliche und Hutten so
verderbliche Haß kam, den die Dominicaner und ganz vorzüg-
lich der Regerrichter Hogstraten gegen ihn faßten.

Der dritte Gesang führt uns zu einem schwelgerischen Ge-
lage der Dominicaner, in welchem sich uns ihre Absichten ent-
hüllen; der vierte enthält die Beschreibung von Hutten's zwei-
ter Wanderfahrt (1510—11). Wir halten diesen schon we-
gen der künstlerischen Composition für einen der gelungensten
Abschnitte des ganzen Gedichts. Voll Wirkung ist insbeson-
dere der Anfang, wo uns Hutten im Bettlerkleide, von Krank-
heit ermattet, aber doch in der ganzen Kraft seiner Feuerseele
erscheint. In Elmig wird er vom Bischof gastfreundlich auf-
genommen, der seinen Werth erkennt. Ihm erzählt er seine
bisherigen Abenteuer. Er war nach Frankfurt an der Oder,
der neu gestifteten Hochschule gezogen, dort aber durch Hog-
straten's Einfluß bald wieder vertrieben worden. Nach einer
unglücklichen Seefahrt war er nach Greifswald gekommen, wo
die Freundschaft seiner ersten Gönner, der Lüge, sich bald in
die bitterste Feindschaft verwandelte, sodaß er, der auch dort
von Hogstraten nicht unangefochten blieb, wiederum weichen
mußte. Auf dem Wege nach Rostock ward er von Neuchel-
mördern der Lüge überfallen, und er wäre, mitten im Winter,
an seinen Wunden erlegen, wenn ihn nicht ein edler Priester,
Albert von Harlem, zu sich genommen hätte. Als er wieder
gesund geworden, war er durch Sachsen und Böhmen gezogen
und nach einer neuen Krankheit bis Nürnberg gekommen. Der
fünfte Gesang, Kriegszug nach Italien 1512—14, zeigt uns
zuerst den Ritter auf der Reise nach Wien, zu der ihm der
edle Bischof die Mittel gegeben hatte. In der Kaiserstadt wird
er nach und nach mit den bedeutendsten Männern bekannt und
erhält zuletzt Zutritt zum Kaiser Maximilian, der ihn in seine
Dienste nimmt. Er zieht mit dem Heere nach Italien; der
Zug ist lebendig dargestellt, sowie die Schlacht bei Ravenna,
in welcher Hutten den Cardinal Johann v. Medici, nachmaligen
Papst Leo X., von dem Schwerte der Landsknechte rettet.
Bald darauf rief der Kaiser sein Heer zurück, allein Hutten
blieb in Italien; er zog nach Pavia, wo er sich ganz den Stu-
dien widmete, aus denen er aber durch den wilden Überfall
der schweizerischen Söldner aufgeschreckt wurde, die auch ihn
mißhandelten und plünderten. Als er schon seinen Bundgenossen
zu erliegen glaubte, ward er von Zwingli, der damals als Prie-
ster bei den Schweizern in Italien war, gerettet und gepflegt.
Die schließen innige Freundschaft und theilen sich ihre Ideen
über die Nothwendigkeit einer Umgestaltung der kirchlichen Ver-
hältnisse mit. Als sie sich trennen müssen, zieht Hutten nach
Bologna, wo ihn zuerst Krankheit und dann Elend aller Art
zwingt, sich als Landsknecht anwerben zu lassen. Endlich ent-

schließt er sich, in die Heimat zurückzukehren, und so finden
wir ihn im sechsten Gesange in Stuttgart, wo sein Better
Johannes Hutten in großer Gunst bei dem Herzoge Ulrich von
Württemberg stand. Doch bemerkte unser Held bald, daß der
Herzog, dessen tyrannische Gemüthsart allgemein bekannt war,
freie Absichten gegen die Frau seines Betters hege. Er machte
diesen, aber umsonst, darauf aufmerksam, ja er wagte selbst ge-
gen den Herzog Andeutungen zu machen, die diesen so erzürn-
ten, daß er bald darauf gezwungen wurde, das Land zu ver-
lassen. Der Dichter hat jede Gelegenheit ergriffen, Hutten,
dessen Werke, wie schon erwähnt, er mit dem größten Fleiße
studirt hat, mit seinen eigenen Worten reden zu lassen, so
z. B. in diesem Gesange, wo er eine vortreffliche Bearbeitung
des Gedichts „Nemo“ mit großem Glücke einzuflechten weiß.

Im siebenten Gesange erfährt Hutten die Ermordung sei-
nes Betters Johannes; die Klage des Ritters, zu der der Dich-
ter ebenfalls dessen Werke benutzt hat, ist vortrefflich und ent-
hält einige sehr gelungene Stellen; er faßt den Entschluß, den
Gemordeten zu rächen, und eilt deshalb nach Hause um sich
mit den Seinigen zu vereinigen. Heimgekommen verfährt er
sich mit seinem Vater. Man beschließt, daß er zum Kaiser und
von dort nach Rom reisen solle, um sich dort für Keuchlin zu
verwenden, der mit den Dominikanern harten Kampf zu be-
stehen hatte.

Der achte Gesang, zweite Reise nach Italien 1515 und
1516, scheint uns seinem Inhalte nach durchaus gegen die poe-
tische Wahrheit zu sein. So nahe dem Ritter Keuchlin's An-
gelegenheit auch am Herzen lag, so sehr er sogar persönlich
dabei theilhaftig war, so konnte dieselbe doch unmöglich die
Rache gegen den Herzog so sehr zurückdrängen. Da der Dich-
ter dem Kriegszug gegen Ulrich von Württemberg den erwähnten
Grund unterlegte, so hätte er, um die epische Einheit
nicht zu stören, denselben nicht so lange hinausschieben sollen;
die drei Gesänge, welche auf den Rachechwur folgen und ganz
heterogene Begebenheiten oder Thatfachen behandeln, vernich-
ten allen Eindruck, den der siebente Gesang hervorgebracht
hatte, sodaß, als der Kriegszug endlich begonnen und ausge-
führt wird, die Theilnahme für den Ritter gar sehr abgenom-
men hat und uns sogar das ihm zugeschriebene jahrelange Rache-
gefühl beleidigt und abstößt. Diesen unsers Bedünkens sehr
großen Mangel des Gedichts hat der Dichter lediglich dadurch
herbeigeführt, daß er die einzelnen Lebensumstände seines Hel-
den chronologisch vorführen wollte; dies ist aber wie schon be-
merkt Sache des Historikers, nicht aber des Dichters. Hätte
der Verf. z. B. den siebenten Gesang zum zehnten gemacht,
und ihm die drei andern vorausgeschickt, was er durch geschickte
Einkleidung leicht hätte bewerkstelligen können, so würde der
Rachechwur und der Kriegszug Schlag auf Schlag gefolgt sein,
und die Wirkung wäre gewiß bedeutend größer gewesen, wie
denn auch der Leser weit höhere Befriedigung gefunden hätte.

(Der Beschluß folgt.)

R o t i z.

Die Schrift der Kabylen.

Bis jetzt war es den sorgfältigsten gelehrten Forschungen
nicht gelungen, zu ermitteln, ob die Kabylen, deren Sprache
bekanntlich dem semitischen Stamme nicht angehört, ein ei-
genes System von Schriftzeichen besitzen oder je besitzen
haben. Durchweg bedienen sie sich jetzt der arabischen Lettern;
ob sie vor Eroberung der Moslemien überhaupt durch Schrift sich
verständigen konnten, war ungewiß. Jetzt soll, wie ein Jour-
nal in Algier meldet, ein bei der Civilverwaltung angestellter
Dolmetsch daselbst so glücklich gewesen sein das langgesuchte
kabyllische Alphabet in einigen Manuscripten aufzufinden. Der
französische Kriegsminister hat eine Commission niedergesetzt,
welche die fragliche Entdeckung prüfen und über deren Werth
und Echtheit Bericht erstatten soll.

12.

Die sociale Frage.

(Fortsetzung aus Nr. 50.)

Auf diese Weise wurde die ungeheure Masse von Arbeitern zusammengebracht, welche das ganze britische Reich erfüllt und deren sociale Last sich mit jedem Tage der Aufmerksamkeit der civilisirten Welt mehr und mehr aufdringt. Hören wir den Verf.:

Die Lage der arbeitenden Classe, das heißt die Lage der ungeheuern Majorität des englischen Volks, die Frage: Was soll aus diesen beschloßenen Millionen werden, die heute das Verzeihen was sie gestern verdient haben, die mit ihren Erfindungen und ihrer Arbeit Englands Größe geschaffen haben, die täglich ihrer Macht sich mehr und mehr bemußt werden und täglich dringender ihren Antheil an den Vortheilen der gesellschaftlichen Einrichtungen verlangen, — diese Frage ist seit der Reformbill die nationale Frage geworden. Alle ein-germaßen wichtigen Parlamentsdebatten lassen sich auf sie reduciren; und wenn auch die englische Mittelclasse es sich bis jetzt nicht gestehen will, wenn sie dieser großen Frage auch auszuweichen und ihre Interessen als die wahrhaft nationalen hinzustellen sucht, so hilft ihr das gar nichts. Mit jeder Parlamentssession gewinnt die arbeitende Classe Terrain, verlieren die Interessen der Mittelclasse an Bedeutung und obwohl die Mittelclasse die Hauptmacht, ja die einzige Macht des Parlaments ist, so war doch die letzte Session 1844 eine fortwährende Debatte über Arbeiterverhältnisse (die Armenbill, die Fabrikenbill, die Bill über das Verhältniß von Herren und Dienern), und Thomas Duncombe, der Vertreter der Arbeiterclasse im Unterhause, war der große Mann der Session; während die liberale Mittelclasse mit ihrer Motion wegen Abschaffung der Getreidegesetze und die radicale Mittelclasse mit ihrem Antrag auf Steuerverweigerung eine jämmerliche Rolle spielten. Selbst die Debatten über Irland waren im Grunde nur Debatten über die Lage des irischen Proletariats und die Mittel, ihm aufzuhelfen. Es ist aber auch hohe Zeit, daß die englische Mittelclasse den nicht bittenden, sondern drohenden und fordernden Arbeitern Concessionen macht, denn in kurzem möchte es zu spät sein.

Die Lage dieser Classe nun ist es, welche der Verf. uns schildert. Um es gründlich zu können, muß nach seiner Meinung das Proletariat in verschiedene Unterclassen abgetheilt werden, da sich in den verschiedenen Kreisen auch ein verschiedenes Stadium seiner Reife zeigt. Im Kreise der Zeugindustrie, welche zuerst von dem großen industriellen Umschwunge berührt wurde, hat das Proletariat die höchste Reife erlangt, alsdann kommen die Arbeiter in den Kohlengruben und den Metallbergwerken, ihnen folgen die englischen Ackerbauproleta-

rier, und auf der vierten Stufe endlich stehen die Ir-länder als dem alten faulen genügsamen Häuslerleben noch am nächsten. Da aber, sagt der Verf., in diesem Augenblicke bereits so ziemlich das ganze Proletariat von der Bewegung ergriffen ist und die Lage der einzelnen Sectionen viel Gemeinsames hat, so muß dieses Gemeinsame zuerst durchgenommen werden, um später dann jede einzelne Verzweigung desto schärfer in ihrer Eigenthümlichkeit betrachten zu können. Der Verf. bespricht deshalb in der ersten Hälfte seines Buchs das Gemeinsame der Lage der Arbeiterclassen, in der zweiten die Lage der Arbeiter in den einzelnen Arbeits-zweigen.

Sehen wir hier zuerst auf den ersten Theil, auf das Gemeinsame der Lage der Arbeiterclassen. Hier wird unser Blick zuerst auf die großen Städte gerichtet; in ihnen bewelst sich die centralisirende Kraft der Industrie, die Bevölkerung wird durch sie ebenso centralisirt wie das Capital. Deshalb treten auch in den großen Städten die Consequenzen der Industrie in Bezug auf das Proletariat am deutlichsten hervor. Eine Stadt wie London, wo man stundenlang wandern kann ohne auch nur an den Anfang des Endes zu kommen, die kolossale Concentration, welche in London drittheilb Millionen Menschen zusammengehäuft und dadurch die Kraft dieser drittheilb Millionen verhundertfacht hat, ist zuerst so massenhaft, so großartig, daß man gar nicht zur Besinnung kommt. Aber bald „tritt die brutale Gleichgültigkeit, die gefühllose Isolirung jedes Einzelnen auf seine Privatinteressen um so widerwärtiger und um so verletzender hervor, je mehr dieser Einzelnen auf den kleinen Raum zusammengedrängt sind“; aber wenn man erst die „schlechten Viertel“ der Hauptstadt besucht und gesehen hat, wie dicht „barbarische Gleichgültigkeit und egoistische Härte auf der einen und namenloses Elend auf der andern Seite“ in dieser großen Menschenanhäu-fung nebeneinander wohnen, dann sieht man, „daß diese Londoner das beste Theil ihrer Menschheit aufopfern mußten, um alle die Wunder der Civilisation zu voll-bringen, von denen ihre Stadt wimmelt, daß hundert Kräfte, die in ihnen schlummerten, unthätig blieben und unterdrückt wurden, damit einige wenige sich voller ent-wickeln und durch die Vereinigung mit denen anderer

multipliziert werden könnten". Es ist der sociale Krieg, der Krieg Aller gegen Alle, welcher in den großen Städten furchtbar ausgebrochen ist, und da in diesem Kriege das Capital, der directe oder indirecte Besitz der Lebensmittel und Productionsmittel die Waffe ist, mit der gekämpft wird, so ist es einleuchtend, daß alle Nachteile dieses Zustandes auf den Armen fallen.

Diesen Zustand schildert der Verf. mit furchtbaren, aber unzweifelhaft wahren Farben; er gründet seine Schilderung auf Thatfachen und authentische Berichte. Man höre ihn:

Jede große Stadt hat ein oder mehrere „schlechte Viertel“, in denen sich die arbeitende Classe zusammenbrängt. Oft freilich wohnt die Armuth in versteckten Gäßchen dicht neben den Palästen der Reichen, aber im Allgemeinen hat man ihr ein apartes Gebiet angewiesen, wo sie, aus den Augen der glücklicheren Classen verbannt, sich mit sich selbst durchschlagen mag so gut es geht. Diese schlechten Viertel sind in England in allen Städten ziemlich egal eingerichtet; die schlechtesten Häuser in der schlechtesten Gegend der Stadt; meist zweistöckige oder einstockige Diegelgebäude in langen Reihen, möglicherweise mit bewohnten Kellerräumen und fast überall unregelmäßig angelegt. Diese Häuschen von drei bis vier Zimmern und einer Küche werden Cottages genannt und sind in ganz England, einige Theile von London ausgenommen, die Wohnungen der arbeitenden Classe. Die Straßen selbst sind gewöhnlich ungepflastert, höckerig, schmutzig, voll vegetabilischen und animalischen Abfalls, ohne Abzugskanäle oder Abflüsse, dafür aber mit stehenden, stinkenden Pfützen versehen. Dazu wird die Ventilation durch die schlechte, verworrene Bauart des ganzen Stadtviertels erschwert und da hier viele Menschen auf einem kleinen Raume leben, so kann man sich leicht vorstellen, welche Luft in diesen Arbeiterbezirken herrscht. Die Straßen dienen überdies bei schönem Wetter als Trockenplatz, es werden von Haus zu Haus Leinen quer herüber gespannt und mit nasser Wäsche behangen.

Der Verf. geht nun einige der „schlechten Viertel“ welche er besucht hat speciell durch. Zuerst London mit St. Giles und Umgegend, mit Whitechapel und Bethnal-Green, wo überall ganze Familien in einem Zimmer zusammengedrängt sind, sehr oft ohne alles Mobiliar, ohne Bett. Aus dem reichen, schrecklichen Material, welches der Verf. zusammenstellt, hier nur ein, eben noch nicht das furchtbarste Bild:

Bei Gelegenheit einer Todtenschau, die Hr. Carter, Coroner für Surrey, über die Leiche der fünfundsiebenzigjährigen Ane Galway am 14. Nov. 1843 abhielt, erzählen die Journals Folgendes von der Wohnung der Verstorbenen: Sie hatte in Nr. 3, White-Lion-Court, Bermondsey-Street, London, mit ihrem Mann und ihrem neunzehnjährigen Sohne in einem kleinen Zimmer gewohnt, worin sich weder Bettstelle oder Bettzeug oder sonstige Meubles befanden. Sie lag todt neben ihrem Sohne auf einem Haufen Federn, die über ihren fast nackten Körper gestreut waren, denn es war weder Decke noch Bettuch vorhanden. Die Federn klebten so fest an ihr über den ganzen Körper, daß der Arzt die Leiche nicht untersuchen konnte, bevor sie gereinigt war und dann fand er sie ganz abgemagert und über und über von Ungeziefer zerissen. Ein Theil des Fußbodens im Zimmer war aufgerissen und das Loch wurde von der Familie als Abtritt benutzt.

Von London führt uns der Verf. durch Dublin, Edinburgh, Liverpool, die Fabrikstädte Nottingham, Birmingham, Glasgow, Leeds, Bradford u. s. w. und das ganze an Fabrikstädten so überreiche Lancashire. Überall

dasselbe unmenschliche Elend der Massen. Sehr detaillirt endlich, durch eingedruckte Holzschnitte und den Plan der Stadt erläutert, ist die Schilderung von Manchester, dieser Krone aller Fabrikstädte. Der Verf. hat dort längere Zeit gelebt und indem er uns überall einführt in die Lebensverhältnisse der Arbeiter, was Wohnung, was Kleidung, was Nahrung betrifft, bekommen wir durch ihn von den vielen physisch und moralisch verderblichen Umständen des Arbeiterlebens ein erschütterndes Bild. Das Ganze überblickend schließt der Verf. seine Schilderung der Arbeiterviertel:

Die Arbeiterklasse der großen Städte bietet uns so eine Stufenleiter verschiedener Lebenslagen dar, von einer erträglichen Existenz bis zum bittersten Elende, das sich bis zur Obdachlosigkeit und bis zum Hungertode steigern kann, in dem aber der Durchschnitt dem schlimmsten Falle weit näher liegt als dem besten. Und diese Stufenleiter theilt sich nicht etwa bloß in fünf Classen, sodaß man sagen könnte: dieser Fraction der Arbeiter geht es gut, jener schlecht, und so bleibt es und so ist es schon von jeher gewesen, sondern, wenn das auch hier und da der Fall ist, wenn einzelne Arbeitszweige im Ganzen einen Vorzug vor andern genießen, so schwankt doch auch die Lage der Arbeiter in jeder Branche so sehr, daß ein jeder einzelne Arbeiter in den Fall kommen kann, die ganze Stufenleiter zwischen verhältnismäßigem Comfort und dem äußersten Mangel bis zum Hungertode durchzumachen, wie denn auch jeder englische Proletarier von bedeutenden Glückswechseln zu erzählen weiß.

Diese Glückswechsel sind in der That eine der wesentlichsten und folgereichsten Seiten des heutigen Proletariats und wenn es auch bis jetzt nur in England seine classische, zwei Drittel bis drei Viertel der ganzen Bevölkerung umfassende Ausbreitung gewonnen hat, so können wir doch auch schon in Deutschland dasselbe nirgend mehr verleugnen und verkennen. Suchen wir nun nach der eigentlichen Ursache dieser geschilderten Zustände und nach dem mächtigsten Princip ihrer innern Bewegung, so erkennen wir als solches die moderne Concurrenz. Der Verf. hat uns gezeigt, wie die Concurrenz gleich im Anfange der industriellen Bewegung das Proletariat schuf, indem sie bei vermehrter Nachfrage nach gewebten Stoffen den Webelohn steigerte und dadurch die webenden Bauern veranlaßte, ihre Ackerwirtschaft aufzugeben, um am Webestuhl desto mehr verdienen zu können, und wie sie das Proletariat schuf, so hat sie dasselbe auch immer weiter entwickelt. Was der Verf. im Allgemeinen über die Concurrenz sagt, ist bekannt genug, da es eben nur das hinlänglich Bekannte enthält. Höchst interessant aber ist die Darstellung, welche der Verf. von den in England so gefürchteten und schon unvermeidlich gewordenen Fluctuationen der Production, von den periodischen Krisen und von der Lage und Zunahme der „überflüssigen Bevölkerung“ entwirft. Man höre:

Dieser Überflüssigen gibt es nach den Berichten der Armengefeh-Commissäre durchschnittlich anderthalb Millionen in England und Wales; in Schottland läßt sich die Zahl wegen Mangel an Armengefeh nicht bestimmen und von Irland werden wir speciell zu sprechen haben. Diese anderthalb Millionen schließen übrigens nur Diejenigen ein, die wirklich die Armenverwaltung um Hilfe ansprechen; die große Menge, die

sich ohne dies letzte so sehr geschonte Auskunftsmitel anzuwenden forcht, ist darin nicht eingeschlossen; dafür fällt aber nun ein guter Theil der obigen Zahl auf die Ackerbau-districte und kommt hier also nicht in Betracht. Während einer Krisis vermehrt sich diese Zahl natürlich um ein Bedeutendes und die Noth steigt auf den höchsten Grad. Nehmen wir z. B. die Krisis von 1842, die weil die letzte, auch die heftigste war — denn die Intensität der Krisen wächst mit jeder Wiederholung und die nächste, die wol 1847 spätestens eintreten wird, wird allem Anscheine nach noch heftiger und dauernder sein. Während dieser Krisis stieg die Armensteuer in allen Städten auf einen nie gekannten Höhepunkt. Unter Anderm mußten in Stockport von jedem Pfund, das als Hausmiete bezahlt wurde, 8 Schilling Armensteuer bezahlt werden, so daß die Steuer allein 40 Procent vom ganzen Miethebetrage der Stadt ausmachte. Dazu standen ganze Straßen leer, sodaß mindestens 20,000 Einwohner weniger als gewöhnlicher da waren und man an die Thüren der leerstehenden Häuser geschrieben fand: Stockport to let — Stockport zu vermieten! In Bolton, wo in gewöhnlichen Jahren der Armensteuer zahlende Mietvertrag durchschnittlich 86,000 Pf. St. betrug, sank er auf 36,000 Pf. St.; dagegen stieg die Anzahl der zu unterstützenden Armen auf 14,000, also über 20 Procent der Einwohnerzahl. In Leeds hatte die Armenverwaltung einen Reservecfond von 10,000 Pf. St. Dieser sowie eine Collecte von 7000 Pf. St. wurde schon ehe die Krisis ihren Höhepunkt erreichte vollständig erschöpft. So war es überall; ein Bericht, den ein Comité der Anti-Korngezeq-Ligue im J. 1843 über den Zustand der Industriebezirke 1842 erstattete und der auf ausführlichen Angaben der Fabrikanten beruht, sagt aus, daß die Armensteuer durchschnittlich doppelt so hoch gewesen sei als 1839 und die Zahl der Unterstützungsbedürftigen sich seit jener Zeit verdreifacht, ja verfünffacht habe; daß eine Menge Applicanten einer Classe angehörten, die bis jetzt nie um Unterstützung angehalten hätten u. s. w.; daß die arbeitende Classe über zwei Drittel weniger Lebensmittel zu verfügen habe als 1834 und 1836, daß die Consumption von Fleisch bedeutend geringer gewesen sei, an einigen Orten 20 Procent, an andern bis zu 60 Procent; daß selbst die gewöhnlichen Handwerker, Schmiede, Maurer u. s. w., die sonst in den gedrücktesten Perioden noch volle Beschäftigung hatten, ebenfalls viel an Mangel an Arbeit und Lohnherabsetzung gelitten hätten; und daß selbst jetzt, im Jan. 1843, der Lohn noch fortwährend im Fallen sei. Und das sind die Berichte von Fabrikanten! Die brotlosen Arbeiter, deren Fabriken stillstanden, deren Brotherrn ihnen keine Arbeit geben konnten, standen überall auf den Straßen, bettelten einzeln oder in Haufen, belagerten scharfweise die Chausseen und sprachen die Vorüberkommenden um Unterstützung an; sie baten aber nicht kriechend wie gewöhnliche Bettler, sondern drohend durch ihre Zahl Geberden und Worte. So sah es in allen Industriebezirken aus, von Leicester bis Leeds und von Manchester bis Birmingham. Hier und da brachen einzelne Unruhen aus, so im Juli in den Zöpfereien von Nord-Staffordshire; die furchterlichste Gährung herrschte unter den Arbeitern, bis sie endlich im August in der allgemeinen Insurrection der Fabrikdistricte zum Ausbruche kam. Als ich Ende Nov. 1842 nach Manchester kam, standen noch überall eine Menge Arbeitsloser an den Straßenecken und viele Fabriken standen noch still; in den nächsten Monaten bis Mitte 1843 verloren sich die unfreiwilligen Elendensther allmählig und die Fabriken kamen wieder in Betrieb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Galerie schweizerischer Dichter.

3. Abraham Emanuel Fröblich.

(Beschluß aus Nr. 26.)

Im neunten Gesange wird Hutten's Heimkehr von Rom und seine Ankunft in Augsburg geschildert, wo er mit Con-

stantia den Seelenbund erneuert; der zehnte Gesang beschreibt uns des Ritters Dichterkrönung, der erste den Kriegszug gegen Ulrich von Würtemberg, worauf er an den Hof des Erzbischofs von Mainz zog, der jedoch aus Angst, sich Unannehmlichkeiten zuzuziehen, ihm andeutet, daß es gut wäre, an einem andern Ort bessere Zeiten zu erwarten. Dies ist der Inhalt des zwölften Gesangs; im dreizehnten finden wir den Ritter in Brüssel, wo er sich umsonst bemüht, Zutritt zum Kaiser (Karl V.) zu erhalten, denn die Dominicaner hatten den Herrscher schon mit ihren Rehen umspinnen. Auf der Rückreise wird er vor den Raststellungen Högstraten's gewarnt; viele Freunde geben ihm das Geleit, und so trifft er den Regerrichter, der selbst ausgegangen war, den Ritter zu suchen, in einer abgelegenen Gegend. Der erste Gedanke Hutten's war, ihn zu tödten, doch mäsigt er sich und begnügt sich, den Glenden mit der flachen Klinge zu züchtigen. Der vierzehnte Gesang führt uns den Reichstag zu Worms vor (1521), wohin Hutten von Sickingen's Burg aus gezogen war, um Luther den Schutz des tapfern Freundes anzubieten. Wirkungsvoll ist die Schilderung des Einzugs Karl's V. und dann Luther's. Dort Pracht und Glanz aller Art, aber Abneigung von Seiten des Volks; hier einfaches Geleit der Freunde und Anhänger nebst kaiserlicher Bewachung, aber der allgemeinste Volksjubel. Als es bekannt wurde, daß der Kaiser das sichere Geleit zurücknehmen wolle, das er Luther versprochen habe, bietet ihm Hutten den Schutz Sickingen's an, aber der kühne König weigert sich ihn anzunehmen. Nach Ebernburg zu Sickingen zurückgekehrt, geloben sich die Freunde, für die Freiheit Alles zu wagen. Es soll ein Bund des Adels und der Städte geschlossen werden, und Hutten soll die Macht seines Talents gebrauchen, das Volk für die heilige Sache zu gewinnen. Er sagt:

Ich will die Stimmen erheben wie der Posaune Ton,
Und auch von nun an reden deutsch zu der deutschen Nation.

Kuher hab' ich gesungen und lang genug Latein;
Doch bin ich durchgedrungen und bring' wol tiefer ein,
Reb' ich in deutscher Zunge, wie Luther recht und schlecht;
In deutscher Pfalz und Kirche sei deutsch das Wort und deutlich
das Recht!

Während Sickingen auszieht, Theilnehmer zum Kampfe zu werben, läßt Hutten seine Schriften erscheinen, die dem Freund mächtig vorarbeiten. Es wird ein Rittertag in Landau gehalten und auf demselben beschloffen, die neue Lehre mit den Waffen zu unterstützen. Sickingen, zum obersten Hauptmann gewählt, beschließt, zuerst den Erzbischof von Trier zu überfallen, und Alles wird trotz der Warnungen Molampad's zu dem Zuge gerüstet, Hutten aber in die Schweiz geschickt, um Hülfe zu holen. So weit der funfzehnte Gesang. Im sechzehnten sehen wir den Helden auf der Burg seiner Väter, um von den Seinen Abschied zu nehmen. Auch der Vater, so sehr er mit dem Geiste der neuen Lehre einverstanden ist, warnt vor Gewaltschritten, doch umsonst; Hutten eilt nach Augsburg, um auch dort von der Geliebten Abschied zu nehmen und die baldige gängliche Vereinigung mit ihr zu besprechen. Ihrer Treue sicher setzt er heitern Muthes seine Wanderfahrt fort.

Er singt: Ich wagt's mit Sinnem und trage keine Reu',
Und sollt' ich nicht gewinnen, noch muß man spüren Reu'.
Das soll man noch erkennen, wie wohl man daran thut,
Nicht Pfaffenfeind zu nennen; das kommt dem deutschen Land zu gut.

Da laß' ich Leben lügen und reden was er will;
Hätt' Wahrheit ich verschwiegen, mir wären hundert viel.
Ich habe, mich zu trösten, ein gut Gewissen doch,
Daß Keiner von den Bösten die Ehre mir abbreht noch.

Und was mir mag erdenken der Curtisanen List,
Ein Herz läßt sich nicht tranken, das guter Meinung ist.
Noch müssen Sieg erwerben, die widersteh'n auf's Blut;
Nicht lassen nicht verderben Landstättliche gut und Reitermuth.

Die Siegeshoffnung ward aber nur zu bald und bitter

geträufelt. Kaum ist der Ritter in der Nähe von Basel angekommen (siebzehnter Gesang), als ihm „Schweikard Stillingen, des Freundes erster Sohn“, begegnet und ihm das gänzliche Mislingen deszugs gegen Erier und den Tod des Heldenvaters berichtet. So ist denn das Vaterland für Hutten verloren. Zwar hofft er noch auf Basel, wo er allerdings auch die beste Aufnahme bei Rath und Bürgerschaft findet, aber Erasmus zieht sich von ihm zurück, ja er arbeitet sogar gegen ihn und wendet den Rath von ihm ab.

Da spricht sein Auge Feuer, in Feuer wallt sein Blut,
Und an Erasmus schreibt er also in höchster Boerzeglut:

Bist ich, weil nun unglücklich, deshalb ein schlechter Mann?
Ist Recht zu Unrecht worden, weil's nicht den Sieg gewann?
Und du hast uns die Waffen in diese Schlacht gerichtet,
Der nun so feig und schimpflich von seinen Kampfgenossen weicht.

Und du verschänt dich wieder mit dem Dogmaten gar,
Mit einem Eck und Faber und ihrer finstern Schar,
Und schweizerische Briefe sind uns von dir bekannt
An die Legaten, welche du mit uns eine Pest genannt.

Und von der heil'gen Kirche nennst du dich ungetrennt;
Nun sag, wo ist die Kirche, die ihren Herrn bekennt?
Ist sie in Rom denn einzig, in Köln noch oder Erier,
Und da, wo Kirchenfürsten erweisen Günst und Gnaden dir?

Ja mehr als Freundestreue gilt dir der Herren Günst;
Mehr als der Wahrheit huldigt dem Ruhme deine Kunst;
Von fürstlichen Geschenken, der herrscher Jahrgelalt
Wird dir das Gold des Wortes, des Wortes Perle übertrah't.

Und dennoch wir in Schatten beim hoher Ruhm gestellt
Von Luther's Heldenmuth, der aufregt alle Welt;
Drum heißet uns dein Neben abtrünnig und empört,
Die Sekte, so die Kirche und beines Lebens Werk zerstört.

Und du zerstückst es selber, das Evangelium,
Das du hervor und holtest, verblügst du wiederum;
Du mußt dich selbst besinden, daß Rom die freundlich sei;
Doch, was du wilderruffst, Rom selber laßt der Heuchelei.

Wie bist du zu beklagen, noch an des Grabes Rand
Um Menschengunst zu buhlen! — Und wenn du deine Hand
Im Kampf ermüdet fühltest, warum erhebst du dich
Denn wider deine Freunde, und warum denn verfolgst du mich.

Der dich so oft beschützte, den du besobt so oft?
Wie wenig hast verstanden das Wort du: Wer da hofft,
Sein Leben zu gewinnen, dem wird's verloren sein;
Ich kam, das Schwert zu bringen, für mich muß sich die Welt
entzwei'n.

Sei dieses Schwert geschwungen nunmehr auch wider dich!
Was Gutes du vollbrachtest, will selbst verfechten ich;
Doch solch ein schänd Verleugnen, Verrätherei und Trug
Gallarven und bekämpfen bis zu dem letzten Athemzug.

Erasmus' Benehmen und die Furcht vor dem Dolch oder Gift der Dominicaner, die ihm auch in Basel auflauerten, trieb den Ritter nach Zürich, wo er von Zwingli trotz Erasmus' leidenschaftliche Briefe gut aufgenommen wurde. Doch Hutten sehnt sich nach Abgeschiedenheit und so führt ihn Zwingli auf die Insel Ufnau (im Zürchersee), wo der Kapellan ihn mit der treuesten Liebe aufnimmt. Aber die alten Wunden waren wieder aufgegangen und die Wunde des Herzens drang immer tiefer ins Leben. So ward er bei aller liebevollen Pflege täglich matter, so daß der Kapellan, der sich nicht mehr täuschte, Zwingli herbeirief. Dieser eilte sogleich herbei, aber als er gekommen und mit dem Freunde den Ritter im Freien suchte, fanden sie ihn an einem Baume zurückgelehnt erblaßt sitzen, vor ihm seine Schriften, die Feder der Hand entfallen neben ihm.

Er war ein' Held, sagt Zwingli, bewährt in Kampf und Noth,
Und war ein edler Säng' er, und starb des Säng'ers Lob,
Umstrahlt von Seligkeiten, von Lieb' und Treu' umschwebt;
Sein Schwert und seine Feder, gesegnet bleibt, was er erstrebt.

Sein Schwert und seine Feder, sein letztes Eigenthum,
Er hat damit erworben Unsterblichkeit und Ruhm.

Sein Grabmal ist die Insel; Jahrhunderte vergehn.

Der Deutsche wird nach Hutten zur Ufnau noch hinübersehn!

Wir hoffen, daß diese Übersicht des Ganzen des Gedichts manchen unserer Leser bewegen wird, dasselbe ganz kennen zu lernen, und wir sind überzeugt, daß, abgesehen von der Anordnung und künstlerischen Gestaltung, Jeder bei der Lecture Befriedigung finden wird. Uns scheint freilich, daß die Composition vor Allem ins Auge gefaßt werden muß, wie wir denn die innigste Überzeugung hegen, daß die Dichtung unendlich höher stehen würde, wenn sich der Verf. zur künstlerischen Anschauung erhoben hätte, weshalb wir bei der Beurtheilung vorzugsweise von diesem Standpunkte ausgegangen sind; zumal wir wünschen, daß der Dichter bei spätern Productionen selbst die Wahrheit unserer Bemerkungen einsehen und beherzigen möge. Hätten wir dagegen mehr das Einzelne berücksichtigt, so hätten sich der schönen, ja trefflichen Stellen genug geboten, die wir unsern Lesern hätten mittheilen können, so daß es uns trotz unserer Ansicht doch wol vergönnt ist, das Gedicht zur Lecture zu empfehlen. Denn, wir wiederholen es, im Einzelnen wird Jeder Befriedigung finden. 65.

Eine Bittschrift Jean Paul's.

Über den in Nr. 2 d. Bl. unter dieser Überschrift mitgetheilten Artikel enthält die ausgburger „Allgemeine Zeitung“ in Nr. 29 Folgendes:

„Es macht gegenwärtig ein Brief Jean Paul's an den Kaiser Alexander von Rußland die Runde in deutschen Zeitungen, in welchem der Dichter des Kaisers Verwendung beim Wiener Congreß für den Fortbestand der ihm vom Fürsten Primas ertheilten Pension in Anspruch nimmt. Die «Blätter für literarische Unterhaltung» theilen ihn zuerst und zwar aus russischen Quellen mit. Der Brief war näher zu haben, da er in der bei War in Breslau 1826—33 erschienenen Biographie Jean Paul's (Bd. 8, S. 18) bereits abgedruckt ist. Hier würde man auch finden, was genannte Blätter nicht mittheilen, daß Jean Paul's Brief an den menschenfreundlichen Kaiser gänzlich erfolglos war, daß selbst Stagemann aus Berlin vergeblich sich für ihn verwandte, und daß es dem königlich bairischen Minister Montzela vorbehalten blieb, der Schuld des Vaterlands gegen einen ihrer großen geistigen Wohlthäter Anerkennung zu verschaffen, und die zwei Jahre lang sistirte Pension auf die Staatskasse zu übertragen. Vielleicht werden nach obigem Brief auch Jean Paul's Worte an diesen Minister nicht ungerne wieder gelesen; sie lauten: «Empfangen Sie meinen gerührtesten Dank für nicht bloß erhörte, sondern sogar überhoffene Hoffnungen. Aber am besten dank' ich Ihnen, wenn ich Ihnen, soweit der Abstand der Kraft verstatet, nachahme, nämlich wenn ich das Licht, das Sie durch Akademien und Schulen, durch Vereinigung und Belohnung heller Köpfe in die dunkeln und jungen senden, mit meiner kleinen Feder fortpflanzen helfe; das Licht, das moralisch wie physisch das köstlichste und kräftigste Element der Erde bleibt, ohne welches jedes andere Element erstirbt.»

Literarische Anzeige.

Bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Adolphine, Neue Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen.
Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

Von der Verfasserin erschienen im Jahre 1844 ebendasselbst:
Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen. Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

Die sociale Frage.

(Fortsetzung aus Nr. 51.)

Eine andere Concurrenz, worunter besonders die englischen Arbeiter leiden, geht aus der „irischen Einwanderung“ hervor. Sie bildet die niedrigste Arbeiterbevölkerung Englands und gefährdet durch ihre Concurrenz die Civilisation der englischen Arbeiter auf das allerempfindlichste. Schmutz und Trunksucht u. s. w. werden von diesen irischen Einwanderern zugleich mit der Erniedrigung des Lohns eingeführt und die ganze unterste Arbeiterklasse Englands wird dadurch gewaltfam herabgezogen.

Der Verf. stellt nun die Resultate dar, was aus dem Arbeiter in einer solchen socialen Lage körperlich und geistig werden mußte. Er verfolgt zuerst, und zwar immer auf officiële Zeugnisse gestützt, die Wirkung der beschriebenen Umstände auf die Gesundheit. Er beobachtet die Schwindsucht und andere Lungenkrankheiten und daneben den Typhus in ihrer Intensität unter den arbeitenden Classen nach Beschaffenheit der Wohnungen in den verschiedenen Arbeitervierteln. Er bespricht alsdann die mit den schlechten Nahrungsmitteln zusammenhängenden Unterleibskrankheiten, Stropheln, Rachitis u. s. w., die langsame Vergiftung der Kinder durch beschwichtigende Opiate, wie das allgemein angewandte „Godfrey's Cordial“, die Trunksucht bei beiden Geschlechtern, die Quacksalberei, durch schlechte Sorge für das Medicinalwesen befördert u. s. w. Er vergleicht die Sterblichkeit der verschiedenen Classen der Gesellschaft, die enorme Zunahme derselben in Zeiten der industriellen Krise. Alles nach officiellen Zeugnissen. So wird ihm hier zum Resultat, daß der Mangel pflichtmäßiger Sorge der Gesellschaft für die Arbeiterklasse vielfachen Todtschlags an dieser fortwährend schuldig werde, woraus er die Anklage „des socialen Nordes“ gegen die Bourgeoisie formulirt, weil diese jene Übel kenne, also um jenen Todtschlag wisse, die Macht der Gesellschaft, die Staatsgewalt, inne habe und doch auf Verhütung derselben nicht ernsthaft Bedacht nehme.

Dann bespricht der Verf. die Wirkung der Lage der Arbeiterclassen auf ihre intellectuelle und moralische Bildung. Er weist den erschreckenden Grad des Mangels an Bildungsmitteln nach und die vollständige Unzulänglichkeit der Abend- und Sonntagsschulen. Nicht allein, daß der Arbeiter weder lesen noch schreiben ordentlich lernt, auch über fittliche Verhältnisse, ja selbst

über die in England doch für so wichtig gehaltenen positiven Religionslehren fehlt der nachwachsenden Jugend der Arbeiterklasse in einem uns Deutschen fabelhaft scheinenden Grade alle Vorstellung. Der Verf. bringt Zeugnisse aus officiellen Prüfungen bei, die allen Glauben übersteigen. Die Armuth mit ihrem brutalisirenden Einflusse, die Unsicherheit der Nahrung und die Verdammung zu einer abstumpfenden Zwangsarbeit untergraben die Sittlichkeit des Proletariats. Hierzu tritt alsdann das Gefühl, Unrecht zu erdulden, der tägliche Anblick des oben bezeichneten „socialen Nordes“ mit dem Haß gegen die Unterdrücker, wobei dann die Centralisation der Bevölkerung die demoralisirende Wirkung der genannten Ursachen noch verstärkt und ausbreiten hilft. Der englische Arbeiter zeigt aber dennoch, wofür der Verf. auch englische Gewährsmänner anführt, mehr Mitgefühl und Hingebung für fremde Noth als der Engländer der besitzenden Classen, sodaß die Armen am meisten von den selbst dürftigen Standesgenossen unterstützt werden, und hierin will er einen guten Einfluß des Zusammenlebens mit dem geselligern und hingebendern Irländer erkennen. Dagegen seien Trunksucht, Zügellosigkeit des Geschlechtsverkehrs, Auflösung der Familie und Nichtachtung der socialen Ordnung die gleichzeitig in erschreckendem Maße vorhandenen und in überaus rascher Zunahme begriffenen bösen Seiten des proletarischen Charakters. Die Erfolge der Mäßigkeitspredigten würden weit übertrieben, indem freilich z. B. in Manchester jährlich mehr Mäßigkeitsgelübde abgelegt würden als es dort erwachsene Mitglieder der arbeitenden Classen gäbe, ein wirkliches Halten aber nur selten bemerkt werde. Verbrechen, namentlich gegen das Eigenthum, nehmen nach officiellen angeführten Mittheilungen von Jahr zu Jahr um mehrere Procent zu, z. B. „in England und Wales versiebenfachen sich die Verhaftungen in 37 Jahren“ und ein Krieg der Nichtbesitzenden gegen die Besitzenden ist bereits so gut wie ausgebrochen. Auch das Bewußtsein darüber reift in einem Theile der Arbeiterklasse schon heran und veranlaßt anders geartete, besonnene und geschlossene Bewegung derselben.

Specialia können wir hier nicht geben, wir müssen deshalb auf das Werk selbst verweisen. Aber am Schluß der ersten Hälfte des Buchs, welche das Gemeinsame der Lage der Arbeiterclassen untersucht und

die wir kurz skizzirt haben, theilt der Verf. ein paar Strophen eines Gedichts mit, das die Ansicht der Arbeiter selbst über das Fabrikssystem ausspricht. Es ist der richtige Ausdruck der unter den Arbeitern herrschenden Stimmung, verfaßt von Edward Mead in Birmingham, und lautet folgendermaßen:

Ein König lebt, ein zorniger Fürst,
Nicht des Dichters geträumtes Königsbild,
Ein Tyrann, den der weiße Sklave kennt,
Und der Dampf ist der König wild.

Er hat einen Arm, einen eisernen Arm,
Und obgleich er nur Einen trägt;
In dem Arme schafft eine Zauberkrast,
Die Millionen schlägt.

Wie der Moloch grimm', sein Ahn, der einst
Im Thale Hinnom saß,
Ist Feuersglut sein Eingeweid'
Und Kinder sind sein Fraß.

Seine Priesterschar, der Menschheit bar,
Voll Blutdurst, Stolz und Wuth,
Sie lenken — o Schand'! — seine Riesenhand
Und zaubern Gold aus Blut.

Sie treten in Staub das Menschenrecht
Für das schänd'ge Gold, ihren Gott,
Des Weibes Schmerz ist ihnen Scherz,
Des Mannes Thran' ihr Spott.

Muskel ist ihrem Ohr das Schen'n
Der Armen im Lodeskampfe;
Skelette von Jungfrau'n und Knaben füll'n
Die Höllen des Königs Dampf.

Die Höll'n auf Erd' sie verbreiten Tod,
Seit der Dampf herrscht, rings im Reich,
Denn des Menschen Leib und Seele wird
Gemoedet d'rin zugleich.

Drum nieder den Dampf, den Moloch wild,
Arbeitende Tausende all,
Bindet ihm die Hand oder unser Land
Bringt er über Nacht zu Fall!

Und seine Bögte grimm, die Mill-Lords stolz,
Goldstrogend und blutigroth,
Stürzen muß sie des Volkes Born,
Wie das Scheusal, ihren Gott.

Der Verf. geht nun von dem Gemeinsamen in der Lage der arbeitenden Classen zu dem Eigenthümlichen der einzelnen Arbeitszweige über und hier steht natürlich die Abtheilung der eigentlichen Fabrikarbeiter oben an, d. h. derjenigen Arbeiter, die unter dem „Fabriact“ stehen. Dieses Gesetz regulirt die Arbeitszeit in den Fabriken, in welchen Wolle, Seide, Baumwolle und Flach mit Hilfe von Wasser- oder Dampfkrast gesponnen oder gewoben wird und erstreckt sich also auf die bedeutendsten Zweige der englischen Industrie.

Die von ihnen lebende Classe ist die zahlreichste, älteste, intelligenteste und energischste, daher aber auch die unruhigste und der Bourgeoisie am meisten verhaßt. Sie steht, und speciell die Baumwollen-Fabrikarbeiter stehen an der Spitze der Arbeiterbewegung, wie ihre Brodherren, die Fabrikanten, an der Spitze der Bourgeoisie-Agitation (der Anti-cornlaw-league).

Die Arbeiter dieser Industriezweige wurden zuerst durch neue Maschinen aus ihren bisherigen Verhältnissen herausgerissen und auch später noch von den Fortschrit-

ten des Fabriksystems am meisten berührt. Noch immer geht in diesen Zweigen die Arbeiter ersparende Maschinenvervollkommnung weiter. In Manchester z. B. waren in 35 Fabriken nur 1060 Mulespinner mehr angestellt als 1841, obwohl die Anzahl der Spindeln in eben diesen Fabriken in dieser Zeit um 99,239 vermehrt worden. In fünf Fabriken sind gar keine Spinner mehr, indem sie durch sogenannte self-actors ersetzt sind. Seit 1841 sind aber schon wieder so viele Verbesserungen besonders durch Verdoppelung der Spindelreihen eingeführt worden, daß in einigen der genannten Fabriken seitdem wieder die Hälfte der Spinner entlassen worden ist, z. B. in einer Fabrik, wo vor kurzem noch 80 Spinner waren, sind nur noch 20; die übrigen sind weggeschickt oder müssen Kinderarbeit für Kinderlohn thun. Ebenso in Stockport, wo 1835 noch 800 Spinner und 1841 nur noch 140 beschäftigt wurden, obgleich die Spinnerindustrie Stockports in dieser Zeit bedeutend zugenommen hatte. Besonders Männerarbeit wird immer mehr überflüssig. Der mechanische Webstuhl beginnt auch schon in die Wolle- und Leinwandweberei einzubrechen und es ist nicht mehr abzusehen, wie die überzähligen Arbeiter Verwendung finden sollen.

In den Spinnerereien findet man bei den Throstles nur Weiber und Mädchen, bei den Mules einen Spinner, einen erwachsenen Mann (der bei den self-actors wegfällt) und mehre „Piecer“ zum Anknüpfen der Fäden, meist Kinder und Weiber, zuweilen auch junge Männer, meist von 18—20 Jahren, und hier und da einen alten, brotlos gewordenen Spinner. (Der Fabrik-inspector L. Homer sagt in seinem officiellen Bericht vom Oct. 1844: Der Stand der Dinge in Beziehung auf den Arbeitslohn ist augenblicklich sehr verdröht in einigen Zweigen der Baumwollenfabrikation in Lancashire. Es gibt Hunderte von jungen Männern, zwischen 20—30 Jahren, die als Piecer und sonst beschäftigt sind und nicht mehr als 8 oder 9 Schilling wöchentlich erhalten, während unter demselben Dache Kinder von 13 Jahren 5 Schilling und junge Mädchen zwischen 16 und 20 Jahren 10—12 Schilling wöchentlich verdienen.) Bei den mechanischen Webstühlen arbeiten meist Weiber von 15—20 Jahren und darüber, auch einige Männer, die aber selten über ihr einundzwanzigstes Jahr bei der Beschäftigung bleiben. Von den 419,560 eigentlichen Fabrikarbeitern des britischen Reichs (1839) waren 192,887, also beinahe die Hälfte, unter 18 Jahren und 242,296 weiblichen Geschlechts, von denen 112,191 unter 18 Jahren waren, wonach also die Zahl der männlichen erwachsenen Arbeiter nur 23 Procent der Gesamtzahl, also noch kein volles Viertel betrug. Durch die Fabrikarbeit der verheiratheten Weiber wird eine vollkommene Auflösung der Familie herbeigeführt. Die Kinder wachsen wild auf oder werden zum Verwahren für 1 oder 1½ Schilling die Woche ausgemietet oder bleibenden furchtbar sich häufenden Unglücksfällen preisgegeben. „Die Listen des Todtenschau-Beamten von Manchester hatten in 9 Monaten 69 durch Verbrennung, 56 durch Er-

trinken, 23 durch Fallen, 77 durch andere Unglücksfälle Getödtete aufzuweisen." Man lese das Nähere selbst in dem Buche. In vielen Fällen wird die Familie durch das Arbeiten der Frau mehr auf dem Kopf gestellt als aufgelöst. Die Frau ernährt die Familie, der Mann sitzt zu Hause, verwahrt die Kinder, kehrt die Stube und kocht; „in Manchester allein ließe sich manches Hundert solcher Männer, die zu häuslichen Verrichtungen verdammnt sind, zusammenbringen." Es wird vom Verf. ein Brief mitgetheilt, in dem die Empfindung eines Arbeiters über diese zunehmende Umkehrung Sprache erhält. Wie sehr ein solcher Zustand den tüchtigen Arbeiter empören muß, kann man sich denken; auch auf das weibliche Geschlecht wirkt er äußerst traurig. Die nachwachsende Frauengeneration hat schon nichts mehr von häuslicher, weiblicher Arbeit gelernt, dagegen nur allzu früh vieles Andere. Ein Zeuge aus Leicester sagt, er wolle seine Tochter lieber betteln als in die Fabrik gehen lassen und die meisten Freudenmädchen in der Stadt hätten ihre Entstehung den Fabriken zu verdanken, — und ein anderer aus Manchester „hat keinen Anstand, zu behaupten, daß drei Viertel der jungen Arbeiterinnen von 14—20 Jahren unkeusch seien".

Wie der physische Zustand der Fabrikarbeiter durch die Überanstrengung der Kinder degenerirt, wurde seit lange hervorgehoben und durch verschiedene officielle Untersuchungen bestätigt. Seit der Apprentices-bill von 1802 sind die ärgsten Mißbräuche wenigstens etwas beschränkt. Wenn aber auch die Kinder meist nur noch mit 8—9 Jahren beschäftigt werden, so ist doch auch für dieses Alter eine Tagearbeit von 14—16 Stunden mörderisch und die große Parlamentsuntersuchung von 1833 hat die Folgen in Verkümmungen des Rückgraths und der Schenkel und in allgemeiner Schwächung der ganzen Constitution unwidersprechlich herausgestellt. Über das Nähere lese man die Schrift selbst. Mit 40, höchstens 45 Jahren gelten die Arbeiter für „alte Leute", sie werden nicht mehr für voll arbeitsfähig gehalten und sehen um 10—15 Jahre älter aus als sie sind. Für die weibliche Constitution zeigen sich noch besondere Übel, welche die Geburten erschweren. Einzelne Beschäftigungen in den Fabriken sind wegen beständiger Nässe oder Hitze oder Staubes noch besonders nachtheilig für die Gesundheit und es ist empörend, wie wenig im Allgemeinen gethan wird, solche Unzuträglichkeiten zu vermindern. Wäre der Arbeiter Sklave, meint der Verf., so würde der Herr es gewiß vortheilhaft finden, einige Kosten auf Vorrichtungen zu verwenden, sein Besitztum an Sklaven vor so schnellem Verschleiß zu bewahren; aber nun ist der Arbeiter frei! Besonders gilt dies auch in Betreff der vielen Unglücksfälle, welche dadurch entstehen, daß die Maschinen nicht mit Brustwehren und Verschlägen versehen werden. Das Krankenhaus von Manchester hatte 1843 allein 962 Verwundungen und Verflümmelungen durch Maschinen zu heilen, während die Anzahl aller übrigen Unglücksfälle im Bereich des Krankenhauses sich auf 2426 belief, sodas zwei Fünftel

allein auf Rechnung des genannten Uebelstandes kamen. Häufig waren diese Zustände schon zur Sprache gebracht, aber immer von den Sprechern und Schriftstellern der Fabrikantenpartei gelehnet worden. Im J. 1831 setzte nun die humane Torypartei, damals von Michael Sadler geführt, ein Parlamentscomité zur Untersuchung des Fabriksystems durch, und das Comité erstattete 1832 einen Bericht, der einen Schrei des Entsetzens im ganzen Lande hervorrufen mußte. Dieser Bericht war von der Art, daß die Fabrikanten nun selbst auf eine gründlichere Untersuchung drangen und aus diesem neuen Berichte vom J. 1834 hat der Verf. seine Schilderungen entnommen. Die Folge dieses Berichts war das Fabrikgesetz von 1834, das die Arbeit von Kindern unter 9 Jahren verbot, die Arbeitszeit der Kinder zwischen 9 und 13 Jahren auf 48 Stunden wöchentlich und höchstens 9 an einem Tage, die von jungen Leuten zwischen dem 14. und 13. Lebensjahre auf 60 wöchentlich und 12 höchstens an einem Tage beschränkte, ein Minimum von 1½ Stunde Zwischenzeit für Mahlzeiten festsetzte und das Nachtarbeiten für alle unter 18 Jahren nochmals verbot. Zugleich wurde ein täglich zweistündiger, zwangsmäßiger Schulbesuch für alle Kinder unter 14 Jahren eingeführt und der Fabrikant für straffällig erklärt, wenn er Kinder ohne Alterscertificat der Fabrikärzte oder ohne Schulbesuchscertificat vom Lehrer beschäftigte. Außerdem wurden Fabrikärzte oder Inspectoren ernannt, die zu jeder Zeit in die Fabrik gehen, die Arbeiter eidlich verhören durften und auf die Beachtung des Gesetzes durch Klage beim Friedensgerichte zu halten hatten. Die Folge dieses Gesetzes war, daß die Arbeit durchschnittlich auf 12—13 Stunden und die Kinder so gut ersetzt wurden als es ging. „Damit verschwanden einige der schreiendsten Übel fast gänzlich; Verkrüppelungen kamen nur noch bei schwachen Personen vor, die Wirkung der Arbeit trat weniger eclatant an das Tageslicht." Indes lieferten spätere Fabrikberichte noch oft genug den Beweis, daß die gelindern Übel, „Anschwellungen der Fußgelenke, Schwäche und Schmerzen in Weinen, Hüften und Rückgrath, varicose Adern, Geschwüre an den untern Extremitäten, allgemeine Schwäche, besonders Schwächung des Unterleibes, Neigung zum Erbrechen, Mangel an Appetit abwechselnd mit Heißhunger, schlechte Verdauung, Hypochondrie u. s. w." auch noch jetzt den Fabrikarbeitern eigen geblieben sind. Mannichfach wurde das Gesetz auch noch von den Fabrikanten umgangen. Bereits 1839 war deshalb unter den Arbeitern die „Zehnstunden-Agitation" im vollen Schwange und besonders seit 1841 widmete auch die Toryregierung den Fabrikgesetzen größere Aufmerksamkeit. Die Bill Graham's von 1843, wodurch besonders das Schulwesen ernstlich verbessert werden sollte, fiel deshalb durch, weil sich die Herren der Fabrikantenpartei, die Whigs mit den gegen den Einfluß der Staatskirche eifersüchtigen Dissenters verbanden und eine psaffische Agitation im Lande erregten. Zwar setzte Lord Ashley am 19. Mai 1844 die Zehnstundenclausel durch, als aber die Mini-

ster mit ihrem Rücktritte drohten, gab das Haus seinen Beschluß wieder auf. Und seitdem herrscht unter den Arbeitern eine gesteigerte Abneigung gegen das bestehende Repräsentationssystem; zu ihrer Unzufriedenheit trägt noch die formelle Abhängigkeit vom Fabrikanten durch unterdrückende Fabrikregeln und durch das sogenannte Truck- und Cottage-system bei. Von diesen Fabrikregeln hier nur ein Beispiel: Im Oct. 1844 stellten die Arbeiter des Fabrikanten Kennedy in Manchester ihre Arbeit ein. Kennedy verklagte sie auf Grund einer in der Fabrik angeschlagenen Vorschrift, daß aus jedem Zimmer nie mehr als zwei Arbeiter auf einmal kündigen durften, und das Gericht gab ihm Recht und den Arbeitern die Antwort: „Ihr wart ja euer eigener Herr, ihr brauchtet ja einen solchen Contract nicht einzugehen, wenn ihr keine Lust hattet.“ Das Trucksystem ist auch schon bei uns in Deutschland bekannt geworden, noch schlechter ist das Cottage-system, wonach die Arbeiter in den Häusern der Fabrikherren wohnen müssen; bei Zerwürfnissen mit dem Fabrikherrn wird dann der Arbeiter, da die übliche Kündigungsfrist nur eine Woche beträgt, nicht nur brotlos, sondern auch obdachlos, er verfällt dadurch als „Bagabund“ dem Gesetze und wird von diesem ohne Gnade auf einen Monat in die Tretmühle geschendet!! Hier haben wir ein vollendetes, modernes Mittelalter!

Wir hielten es für zweckmäßig, die Zustände der eigentlichen Fabrikarbeiter etwas ausführlicher zu skizzieren, weil in ihnen das Proletariat am weitesten ausgebildet worden und seine höchste Selbständigkeit gewonnen hat. Ihnen schließen sich als verwandte Arbeitszweige der Fabrikarbeit an: die Strumpfwirkerei, die Spigenfabrikation, die Rattundruckerei, die Sammettheerei, die Seidenweberei, die Metallwaarenfabrikation, die Löfferei und das Handwerk der londoner Puzmacherrinnen und Näherinnen. Weil die Gesetzgebung ihren Schutz auf diese Zweige noch nicht erstreckt hat, weil die dahin gehörenden Arbeiter theils geringer an Zahl, theils schwächer durch ihre Vereinzelung sind, ist die Lage der Arbeiter in diesen Industriezweigen noch schlimmer als in der eigentlichen Fabrikindustrie. Der Stand des Lohnes ist theilweise noch schlechter als bei unsern schlesischen Webern und erzgebirgischen Spigenklöpplerinnen, oft — z. B. 1 1/2 Sgr. Nähelohn für ein ganzes Hemde — bei englischen Lebensmitteln kaum glaublich. Der Verf. schließt diesen Theil seiner Untersuchungen folgendermaßen:

Das ist die Lage des englischen industriellen Proletariats. Überall wohin wir uns wenden finden wir dauerndes oder temporäres Elend, Krankheiten, die aus der Lage der Arbeiter entspringen, Demoralisation; überall Vernichtung, Langsamkeit, aber sichere Untergrabung der menschlichen Natur in körperlicher wie geistiger Beziehung. Ist das ein Zustand der dauern kann? Dieser Zustand kann und wird nicht dauern. Die Arbeiter, die große Majorität des Volks, wollen es nicht. Sehen wir zu, was sie von diesem Zustande sagen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Ein Amerikaner in Genf.

Daniel Sam, der es seinem Vetter und Nebenbuhler, John Bull, allenthalben zuvorthun trachtet, fängt nachgerade an, auch den Reigungen des letztern Geschmac abzugewinnen, die nicht bloß auf Beschäftigungen in Handel und Wandel, in Politik und Kirche hinauslaufen. Der anslogermanischen Race ist die Reiselust, die eben nichts Anderes ist als ein individueller Eroberungstrieb, einmal angeboren; dieser Stamm wird allem Anschein die Reise um die Welt noch früher vollenden als nach dem bekannten Ausspruch jenes großen Staatsmanns die Revolution; zum Glück für die Welt tragen jedoch Briten wie Yankee das Ergebnis ihrer und aller Revolution, den Fortschritt, bei ihren Zügen nach Ost und West, nach Süd und Nord mit sich fort und das ist am Ende besser als wenn sie in eigener Gestalt die Tour vollendet. Wie gesagt, der Amerikaner, ein geborner Tourist wie der Engländer, fängt auch an wie dieser, wenn er sich von dem Lärmen seines öffentlichen und Handelslebens erholen will, nach den stillen Alpenhöfen des europäischen Festlandes zu blicken und lieber dorthin als in die großartige Natur seiner eigenen Wildnisse den Schritt zu lenken. Einer der vielen nordamerikanischen Reisenden, die in der neuern Zeit diesen Weg eingeschlagen, Dr. G. B. Cheever hat die Beobachtungen, die er darauf gesammelt, kürzlich unter dem Titel „Wanderings of a pilgrim in the shadow of Montblanc“ veröffentlicht. Der Verf., ein eifriger Calvinist, nimmt die religiösen Zustände in der Schweiz, namentlich in Genf, wo er d'Aubigné kennen lernt, zum Ausgangspunkt von Betrachtungen, worin er als ein entschiedener Gegner der Vereinigung der Kirche und des Staats auftritt, in welcher Beziehung dies Buch in jetziger Zeit, wo diese Frage in allen gesitteten Ländern einen so wichtigen Streitpunkt bildet, von großem Interesse ist. Doch enthält es auch in anderer Hinsicht viel Lehrreiches und Unterhaltendes und zeichnet sich besonders durch warme und lebendige Schilderungen der Natur aus, von der der Verf. gleich im Eingange behauptet, daß sie ebenso wol eine Seele als Charakterzüge habe. Im Übrigen zieht ein religiöser presbyterianischer Geist durch die Darstellung.

Bopp's „Vergleichende Grammatik“ in England.

Bopp's berühmtes Werk hat eine englische Bearbeitung erfahren, die unter dem Titel „A comparative grammar of the Sanscrit, Zend, Greek, Latin, Lithuanian, Gothic, German and Slavonic languages“ jüngst erschienen ist. Der bekannte Orientalist Wilson und der Linguist Eastwick, dessen deutsche Sprachstudien kürzlich in diesen Blättern erwähnt worden sind, haben ihre Arbeiten zum Zweck der Herausgabe dieses Werks vereinigt. Anlaß dazu gab dem erstgenannten Gelehrten, wie er in der Vorrede selbst erwähnt, der bekannte Lord Francis Egerton, der bei der Arbeit sich auch selbst betheiligte. Bei Ausführung des Unternehmens stellten sich diesem im Anfange zwei Bedenken entgegen: der Umfang des Originals und die Menge der Tafeln, welche die Schriftzeichen der orientalischen Völker, des Sanskrit und Zend erforderlich machten. Er gewann daher die beiden genannten Männer dafür, von denen Wilson die Revision des orientalischen Schrifttextes übernahm, während Eastwick, der bei seinem Aufenthalt in Bombay sich mit der heiligen Sprache der Parsen vertraut gemacht hatte, seine längere Anwesenheit in Deutschland dazu benutzte, sich die zur Übertragung des Werks noch nöthigen Kenntnisse anzueignen. Wilson erklärt in seiner Vorrede in voller Anerkennung der Verdienste Bopp's, daß dieses Werk auf das Studium der vergleichenden Sprachkunde in Großbritannien einen sehr wohltätigen Einfluß äußern dürfte.

12.

Die sociale Frage.

(Schluß aus Nr. 52.)

So kommen wir denn nun auf die englischen Arbeiterbewegungen, welche sich unter den Manufacturarbeitern immer rascher und gefährlicher entwickeln. Der Zunahme der Verbrechen gegen das Eigenthum ist bereits oben gedacht, sie ist der Protest gegen die bestehenden Gesellschaftsverhältnisse in seiner rohesten Form, aber es hat sich allmählig auch eine andere Reaction des Proletariats ausgebildet, bestimmter, geschlossener. Sie äußerte sich zuerst in vereinzelten Aufständen gegen Maschinenrie, ganz der Art wie die böhmischen Druckerunruhen im Juni 1844. Die Fabriken wurden gestürmt, die Maschinen zer schlagen. Wenn der augenblickliche Zweck erreicht war, so fiel die volle Wucht der gesellschaftlichen Macht wieder auf die Übeltäter und sie mußten sich doch unter die Maschinen beugen. Allmählig sahen die Arbeiter die Ohnmacht solcher Versuche ein; auf diese Art konnten sie sich keine „bessere menschlichere Stellung verschaffen“, ihre Reaction trat in eine neue Entwicklungsstufe. Dazu war ihnen ein Gesetz vom J. 1824 außerordentlich günstig, welches alle Acte aufhob, wodurch bisher Verbindungen zwischen Arbeitern für Arbeiterzwecke verboten gewesen waren. Nachdem die Arbeiter so das Recht der freien Association erhalten hatten, trat an die Stelle der geheimen Verschwörungen die offene Verbindung und Agitation. Es entstanden in allen Arbeitszweigen offene Vereine zu dem Zwecke, der Lohnerniedrigung entgegenzuwirken und deshalb in Masse mit den Arbeitgebern zu unterhandeln und die unbefähigten Arbeiter zu unterstützen. Ihr gesetzlich zulässiges Mittel haben sie an den Arbeitseinstellungen (turn-out oder strike genannt). Da die Fabrikanten aber bei dieser Stimmung unter den Arbeitern schon in ihrem eigenen Interesse die Lohnherabsetzung möglichst vermeiden, während die Arbeiter auch in den durch die Handelsverhältnisse unvermeidlich gewordenen Lohnverkürzungen eine Verschlechterung ihrer Lage fühlen, so fielen die meisten Arbeitseinstellungen zum Nachtheile der Arbeiter aus. Sie haben dann nur noch die Bedeutung von Protestationen des Proletariats gegen seine Lage und durchaus nichts von Mitteln zur Verbesserung. Dabei kommt es dann allerdings zuweilen zu fürchterlicher Erbitterung,

grausamen Excessen, bis zu Vorfällen wie sie in dem Prozesse der „Thugs von Glasgow“ 1838 bekannt wurden, bis zum systematischen Mordmorde. Diese Thugs hatten noch ihren Ursprung in den alten geheimen Verbindungen.

Das neuere Streben geht auf die Allgemeinheit der Arbeiterassociation, durch die Entkämpfung der Volksharte (people's charter), und der Chartismus ist die heutige, compacte Form der englischen Arbeiterbewegung geworden. Im J. 1835 wurde von einem Comité der „Allgemeinen londoner Arbeitergesellschaft“ mit William Lovett an der Spitze die Volksharte in sechs Punkten entworfen. Diese lauten: 1) Allgemeines Stimmrecht für jeden mündigen Mann, der bei gesundem Verstande und keines Verbrechens überführt ist. 2) Jährlich zu erneuernde Parlamente. 3) Wahlen für die Parlamentsmitglieder, damit auch Unbemittelte die Wahl annehmen können. 4) Wahlen durch Ballotage, um Bestechung und Einschüchterung durch die Bourgeoisie zu vermeiden. 5) Gleiche Wahlbezirke, um gleich billige Repräsentation zu sichern und 6) allgemeine Wählbarkeit aller Wähler. In diesen Punkten findet man die Consequenz der Grundsätze der aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich herschreibenden Radicalenpartei. Nun aber liefert der Verf. den Nachweis, wie sich in der Chartism-Agitation von 1837 und 1839 der Arbeiterchartismus schon von dem Radicalismus sich geschieden habe, indem der erstere die Charte nur als Mittel betrachtete. Schon 1838 sagte ein methodischer Priester, Stephens, vor dem Meeting von 200,000 Menschen bei Manchester: „Der Chartismus, meine Freunde, ist keine politische Frage, sondern das ist eine Messer- und Gabelfrage; die Charte, das heißt gute Wohnung, gutes Essen und Trinken, gutes Auskommen und kurze Arbeitszeit.“ So waren auch schon damals die Bewegungen gegen das neue Armen-gesetz und für die Zehnstundenbill und bei all den Meetings dieser Epoche war auch schon der Lord Castler thätig. Im Frühlinge 1842 vereinigten sich wegen des Armengesetzes die Liberalen und Chartisten wieder etwas mehr, sie entwarfen eine Petition, welche ebenso wol auf Abschaffung der Getreidegesetze wie auf Einführung der Charte drang und am folgenden Tage, am 16. Febr.

1842, wurde sie von beiden Parteien angenommen. Als es sich aber bei den Aufständen im Spätsommer zeigte, daß die Arbeiter keineswegs wie man erwartet hatte die Abschaffung der Getreidegesetze unter ihren Forderungen obenanstellen wollten, begannen die Radicalen die Chartisten zu fürchten und 1843 trennten sie sich, unter der Leitung von Sturge, von ihnen. Seitdem wird von den Chartisten ihr Chartismus als wesentlich socialer Natur betrachtet. „Politische Macht unser Mittel, sociale Glückseligkeit unser Zweck“, dies ist jetzt ihr ausdrücklicher Wahlspruch. Ihre sociale Theorie ist sonst sehr wenig entwickelt. Neben dem Chartismus aber geht der von Owen begründete englische Socialismus her. Er verlangt „allmähliche Einführung der Gütergemeinschaft in Heimatscolonien von 2—3000 Menschen, welche Industrie und Ackerbau treiben, gleiche Rechte und gleiche Erziehung genießen, Erleichterung der Ehescheidung und Abschaffung der Strafen, die durch eine vernünftige Behandlung des Verbrechers ersetzt werden sollen“. Sie sind sehr zahm und friedfertig, erkennen die bestehenden Verhältnisse, so schlecht sie auch sind, insofern als gerechtfertigt an, als sie jeden andern Weg als den der öffentlichen Überzeugung verwerfen, und sind doch zu gleicher Zeit so abstract, daß sie in der jetzigen Form ihrer Principien diese öffentliche Überzeugung nie gewinnen würden. Sie rekrutiren sich theilweise aus der Arbeiterklasse, von der sie aber nur einen sehr kleinen Theil, freilich die Gebildeten und Charakterfestesten, herübergezogen haben. In seiner jetzigen Gestalt, meint der Verf., wird der Socialismus nie Gemeingut der Arbeiterklasse werden können, er wird sich sogar erniedrigen müssen, einen Augenblick auf den chartistischen Standpunkt zurückzutreten; aber der durch den Chartismus hindurchgegangene, von seinen Bourgeoisie-Elementen gereinigte, echt proletarische Socialismus, wie er sich schon jetzt bei vielen Socialisten und bei vielen Chartistenführern, die fast alle Socialisten sind, entwickelt, wird allerdings, und das in kurzem, eine bedeutende Rolle in der Entwicklungsgeschichte des englischen Volks übernehmen. Die Socialisten haben unendlich viel zur Bildung des Proletariats gethan, sie haben die französischen Materialisten Helvetius, Holbach, Diderot u. A. übersezt und nebst den besten englischen Sachen in billigen Ausgaben verbreitet. Strauß' „Leben Jesu“ und Proudhon's „Eigenthum“ werden ebenfalls nur unter den Proletariern gefunden. Shelley und Byron haben ihre meisten Leser unter den Arbeitern, die Bourgeois besitzen nur castrirte „family-editions“, die nach der Moral von heute zugestuzt sind. Die beiden größten praktischen Philosophen der letzten Zeit, Bentham und Godwin, müssen ferner Eigenthum des Proletariats genannt werden und wenn auch Bentham unter der radicalen Bourgeoisie eine Schule besitz, so gelang es doch nur dem Proletariat und dem Socialismus, aus ihm einen Fortschritt zu entwickeln. Das Proletariat hat sich auf diesen Grundlagen eine eigene Literatur gebildet.

In der folgenden Abtheilung stellt der Verf. das

Bergwerks-Proletariat, die Lage der Arbeiter in Cornwall, Alston Moore, in den Eisen- und Kohlenbezirken dar. Er schildert die eigenthümlichen Krankheiten, denen die Arbeiter in den niedrigen Stellen ausgesetzt sind, die häufigen Explosionen und Unglücksfälle, vorzüglich in Folge der Ersparniß von Ventilationsmaschinen u. s. w. Die Bildung und die Moralität dieser Arbeiter sind äußerst niedrig. Obgleich ein neues Gesetz die Verwendung von Weibern und Kindern in den Gruben verbietet, so wird es doch nicht befolgt, denn es sind keine eigenen Bergwerksinspectoren ernannt und die Friedensrichter sind entweder selbst Bergwerksbesitzer oder Bettern derselben. Neuerdings hat sich jedoch auch unter diesen Arbeitern das Associationsprincip geltend gemacht und 1844 fand bekanntlich in den nördlichen Graffschaften Englands eine großartige Bewegung statt. Ein fünfmonatlicher turnout, mit seltener Geselligkeit und Festigkeit durchgeführt, hob die Bergwerksarbeiter auf den Standpunkt, auf dem sie sich nun bereits an die Chartisten angeschlossen haben.

Der nächste Abschnitt ist dem Ackerbau-Proletariat gewidmet. Wie der Verf. uns dieses schildert, ist hier die Bildung am allerniedrigsten und das Elend am permanentesten. Unwillkürlich wird man an Alexander Schnerer's „Darstellung der Arbeiter der schlesischen Leinwandbezirke“ erinnert. Treibt die Noth auch hier Bewegungen hervor, so erscheinen sie doch nur noch in der Form des planlosen Verbrechens. Die Tagelöhner sind es in England, welche in den frostigen Wintertagen die Scheunen der Pächter anzünden. In Wales sind es die kleinen Pächter, welche mit den reichen betriebsamen Pächtern Englands keine Concurrenz aushalten können und deshalb in den „Rebellenruhen“ ihren Stoll gegen Begehd und Thorsperre auslassen. In Irland waren es sonst bei den elenden Kartoffelgärtnern die gräßlichsten Thaten der Whiteboy's-Banden und ist es jetzt die allerdings weit höher stehende, zugleich ein Agrargesetz bezweckende Repealbewegung. Bis jetzt haben weder der Chartismus noch der Socialismus einen besondern Erfolg in Irland gehabt.

In dem letzten Aufsatze bezeichnet Engels die Stellung der Bourgeoisie zum Proletariat. Ihm sei nie eine so tief demoralisirte, eine so unheilbar durch den Eigennuß verderbte, innerlich zerfressene und für allen Fortschritt unfähig gemachte vorgekommen als die englische Bourgeoisie. Alle Lebensverhältnisse werden nach dem Selberwerb gemessen und was kein Geld abwirft, das ist dummes Zeug, unpraktisch, idealistisch. Darum ist auch die Nationalökonomie, die Wissenschaft des Selberwerbs, die Lieblingswissenschaft der englischen Bourgeoisie. Jeder ist Nationalökonom. Das Verhältniß zum Fabrikanten zum Arbeiter ist kein menschliches, sondern ein rein ökonomisches. Die offenste Kriegserklärung der Bourgeoisie gegen das Proletariat nennt der Verf. die Malthus'sche Theorie der Population und das aus ihr entstandene neue Armengesetz. Diese Theorie, heißt es, ist jetzt die Leibtheorie aller echten engli-

sehen Bourgeois. Die Arbeitshäuser (workhouses) oder wie sie das Volk nennt, Armengesetz-Bastillen (poor-law-bastiles) sind die empörenden Thaten dieser Theorie. Der Verf. führt Beispiele von Vorgängen in englischen Arbeitshäusern an, gegen die auch der niedrigste Grad von Menschlichkeit aufwallen wird. Unter solchen Umständen ist es natürlich, daß die Arbeiter in die furchtbare Tiefe des Elends versunken sein müssen, bevor sie in diese Bastillen gehen, und von Newcastle bis nach Dover herrscht unter den Arbeitern nur eine Stimme der Empörung über das neue Gesetz.

Endlich entwickelt der Verf. die Chancen, welche die Bourgeoisie Englands für die Zukunft hat. Er meint, England sei nicht im Stande, noch lange die Concurrenz Nordamerikas auszuhalten, dieses Land sei ganz dazu begabt, das industrielle Monopol an sich zu reißen. Wenn nun, sagt er, auf diese Weise die englische Industrie geschlagen wird, — wie dies in den nächsten 20 Jahren, wenn die jetzigen socialen Zustände bleiben, wol nicht anders geschehen kann, — so wird die Majorität des Proletariats auf immer „überflüssig“ und hat keine andere Wahl als zu verhungern oder zu revoltiren. Aber selbst wenn England das industrielle Monopol behielte, würden die Handelskrisen bleiben. Engels sagt:

Ich glaube nicht, daß das Volk sich noch mehr als eine Krise wird gefallen lassen. Wahrscheinlich bringt schon die nächste 1846 oder 1847 eintretende Krise die Abschaffung der Getreidegesetze und die Charte. Was die Charte für revolutionnaire Bewegungen veranlassen wird, steht zu erwarten. Aber bis zur dann folgenden Krise, die nach der Analogie der bisherigen 1852 oder 1853 eintreten müßte, durch die Abschaffung der Getreidegesetze jedoch verzögert, wie durch andere Umstände, auswärtige Concurrenz u. s. w. beschleunigt werden kann, bis zu dieser Krise wird es das englische Volk wahrlich überdrüssig sein, zum Vortheil der Capitalisten sich ausbeuten zu lassen und, wenn die Capitalisten seiner nicht mehr bedürfen, zu verhungern. Wenn sich bis dahin die englische Bourgeoisie nicht befinnt — und das thut sie allem Anscheine nach gewiß nicht, — so wird eine Revolution folgen, mit der sich keine vorhergehende messen kann. Die zur Verzeiwung getriebenen Proletarier werden die Brandfackel ergreifen, von der Stephens ihnen gepredigt hat; die Volkswrache wird mit einer Wuth geübt werden, von der uns das Jahr 1793 noch keine Vorstellung gibt. Der Krieg der Armen gegen die Reichen wird der blutigste sein der je geführt worden ist.

So muß die Geschichte des englischen Proletariats voll großer Weissagungen für das ganze abendländische Europa sein. Dasselbe furchtbare moderne Übel, welches in England seine classische Höhe erreicht hat und offen zu Tage liegt, durchwüthet auch Belgien und Frankreich, und — wir dürfen uns nicht über unsere Lage täuschen — auch in Deutschland greift es immer weiter und mächtiger um sich. Die sociale Frage ist deshalb die wichtigste der Welt. Ihre friedliche Lösung bringt der Zukunft den Frieden, ihre immer größere Verwirrung muß nothwendig zu einem Kampfe führen, dessen Ende nicht abzusehen, dessen Grauenhaftigkeit nicht zu ermessen ist. Möge sich Niemand darüber täuschen und möge es namentlich unsern Staatsmännern gelingen, sich einen unparteiischen Blick über die Lage der

Dinge zu verschaffen und jenen engherzigen Gesichtspunkt aufzugeben, der die gewaltige sociale Bewegung des ganzen abendländischen Europas mit dem Schlagworte „Communismus“ bezeichnet, nur als eine Propaganda der Presse und junger phantastischer, irrefeiteter Männer betrachten will. Sie haben eine große Verantwortung auf sich genommen und können Vieles verhüten. 28.

Bibliographie.

- Adolphine, Neue Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 16. 24 Ngr.
- Almanach für Freunde der Schauspielkunst auf das Jahr 1845. Herausgegeben von L. Wolff. 10ter Jahrgang. Berlin. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Arnd, C., Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung des französischen Volkes, oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Falken, von denen die französische Nationalität vorbereitet und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat. 3ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.
- Beckmann, F., Der Eckensteher Rante im Verhör. Komische Scene. 32te Auflage. Berlin, Rücker und Püchter. 1845. Kl. 8. 10 Ngr.
- Bender, S., Die deutschen Ortsnamen, in geographischer, historischer, besonders in sprachlicher Hinsicht, mit steter Berücksichtigung der fremden Ortsbenennungen. Siegen, Friedrich. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.
- Bergher, G. W., Vater Faust. Eine Erzählung für Jung und Alt. Elberfeld, Bädeler. 8. 3 Ngr.
- Graf C. D. v. Blücher-Altona. Das Leben desselben in seinen Hauptmomenten dargestellt. Altona. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.
- Damen-Kalender für 1846. Elberfeld, Hassel. 32. 10 Ngr.
- Der Edle und sein Hund. Von Melancholikus Bremanus. Oldenburg. Gr. 8. 4 Ngr.
- Erinnerungen und Bedenken über das deutsche Schulwesen, als Stoffe zum weiteren Nachdenken für Alle, die sich für die Erziehung und den Unterricht der Jugend interessiren können, sollen und müssen. Augsburg, Krieger. 1845. 8. 6 1/2 Ngr.
- Geib, R., Theorie der Dichtungsarten. Nebst einem Anhange über Rhetorik. Manheim, Koefler. Gr. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.
- Gosler, J. G., Pilgerreise nach Jerusalem im Jahre 1843 und 1844. 1ste Lieferung. Paderborn, Sunfermann. 1845. 8. 7 1/2 Ngr.
- Holzhausen, F. A., Der Protestantismus nach seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung. 1ster Band: Die geschichtliche Entstehung des Protestantismus. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.
- Kerner, L., Gedichte. Sena, Rauke. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Klette, G., Spinnstube. Märchen. Berlin, Hasselberg. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Koch, F., Der wohlunterrichtete Begleiter auf der malerischen Donaureise mit dem Dampfschiffe von Ulm bis Konstantinopel. 1ster Theil: Ulm bis Wien. Wien, Singer und Cöering. 1845. 12. 15 Ngr.
- Kratochwill, A. R., Die Armenpflege der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien, verbunden mit einer besondern Abhandlung über die Zuständigkeit oder das Heimathrecht. Wien, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Krebs, J., Kleine Abendbibliothek. Neueste Novellensammlung. 1ster Band. 1stes und 2tes Heft. Breslau, Günther. 1845. 10 Ngr.
- Luge, A., Die Allopathen als Würge-Engel. Eine Warnung für Jedermann durch Thatfachen bewiesen. Sondershausen, Cappel. 1845. Gr. 16. 5 Ngr.

Mathieur, S. P., Geschichte der Stadt Köln. Köln, Mathieur. 1845. 12. 1 Thlr.

Dfvinger, J., Geschichte des Alterthums. Baden, Schneider. 1845. 8. 26 1/2 Rgr.

Schäfer, L., Skizzen von Louise. Historische Novellen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Rgr.

Das Großmüth's Tochter. Ein historischer Roman von dem Verfasser des „Walter Clayton“. Nach dem Englischen von W. du Roi. Zwei Theile. Braunschweig, Leibrod. 8. 2 Thlr. 20 Rgr.

Volls-Bibliothek. Zwey Band: Den alte Heim. Leben und Wirken Ernst Ludw. Heim's, königlich preussischen Geheimraths und Doctors der Arzneiwissenschaft. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von G. W. Kefler. Mit Heim's Bildniß. 2te, mit Zusätzen vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Evangelische Zeugnisse gegen Rom und das Papstthum. Herausgegeben von S. L. Pasig. Leipzig, Grunow. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Rgr.

L a g e s l i t e r a t u r.

August, C. F., Protestantische Klänge. Berlin, Amelang. 1845. Gr. 8. 3 1/2 Rgr.

Politische Beobachtungen. 2tes Heft: Über die protestantischen Freunde in der Provinz Sachsen. Berlin, Röske. 1845. Gr. 8. 10 Rgr.

Glückler, H., Offene Antwort auf ein Sendschreiben des königlichen Regierungs- und Schulraths Hrn. Striez, betreffend die Erklärung vom 15. August d. J. Potsdam, Stühr. 1845. Gr. 8. 7 1/2 Rgr.

Oberhard, F., Der erorbitante Rationalismus, oder: Die falschen Propheten des 19. Jahrhunderts. Ein Wort an die Zeit. Magdeburg, Falkenberg und Comp. 1845. Gr. 8. 3 Rgr.

Florencourt, F. v., Fliegende Blätter über Fragen der Gegenwart. Nr. 1. Raumburg, Lange. 1845. Gr. 8. 5 Rgr.

Die protestantischen Freunde nach dem Leben gezeichnet von M. A. Leipzig, Einhorn. 1845. 8. 7 1/2 Rgr.

Frosch, R., Zur Verfassungsfrage in der evangelischen Kirche. Drei Vorschläge, gehalten auf der ersten schlesischen Provinzial-Synode. Breslau, Gohoborsky. 1845. 8. 10 Rgr.

Der Geist der Evangelischen Kirchenzeitung. Allen Lichtfreunden gewidmet. Berlin, Bethge. 1845. Gr. 8. 5 Rgr.

Griffon, Ein kurzes Wort der Rechtfertigung gegen eine Denkschrift des Hrn. Regierungs- und Schulraths Striez. Nebst Verlage von 87 Geistlichen und Nicht-Geistlichen unterzeichneten Erklärung vom 15. August d. J. 2te mit einem Nachwort vermehrte Auflage. Potsdam, Stühr. 1845. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Hagen, S. H. C., Die Christusvorstellung der protestantischen Freunde. Magdeburg, Falkenberg und Comp. 1845. Gr. 8. 3 Rgr.

Hanne, W., Der ideale Protestantismus, sein Wesen, seine Genesis und sein Verhältnis zum Bibel- und Kirchenglauben, sowie seine Stellung zu den gegenwärtigen religiösen Zeitrichtungen. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1845. 8. 2 Rgr.

Hoffmann, C. A. C., Die Protestation der protestantischen Freunde in Wittenberg, zur Belehrung für Jedermann über die Glaubensansichten der protestantischen Freunde überhaupt. Wittenberg, v. Schroeter. 1845. Gr. 8. 5 Rgr.

Kell, J., Lebensbeschreibung Benj. Franklin's, des thatkräftigen Mannes und freisinnigen Volksfreundes. Leipzig, Klinckschardt. 1845. 8. 10 Rgr.

Kiefert, K., Dr. Mart. Luther, ein Vorbild der Lehrer in seinem Streben nach Licht und Wahrheit, in Hinsicht seines Glaubensmuthes und seiner Glaubensfreudigkeit, in sei-

nem rastlosen Streben und in Hinsicht seines biedern, deutschen Charakters. Striegau, Hoffmann. 1845. 8. 2 Rgr.

Leffing, Bernardin de Saint-Pierre und ein Dritter. Eine Trilogie von Bekantnissen. Zur Verständigung in dem religiösen Streite der Gegenwart. Berlin, Amelang. 1845. Gr. 8. 10 Rgr.

Lübcke's Bedrückung durch die dänische Politik. Ein Wort an die deutschen Fürsten. Braunschweig, Bestermann. 1845. 8. 15 Rgr.

Märcker, J. H., Das Wesen des Protestantismus, in 14 Thesen. Allen wahren Protestanten geweiht. Nebst Einleitung und einigen Beilagen. Berlin, Wolf. 1845. Gr. 8. 5 Rgr.

Nicht Papst! nicht Luther! nicht Calvin! Einer ist unser Meister: Christus!!! Mahnungen und Rügen der Zeit an die Zeit von R.... Dessau, Neubürger. 1845. Gr. 8. 10 Rgr.

Die Nothwendigkeit und der Werth der Symbole der evangelisch-protestantischen Kirche. Allgemein fastlich dargestellt von einem sächsischen Geistlichen. Leipzig, Klinckschardt. Gr. 8. 5 Rgr.

Nöhr, J. F., Gemeinverständliche und schriftgemäße Darstellung der Grund- und Glaubenssätze der evangelisch-protestantischen Kirche. Zur Vermittelung eines richtigen Urtheils in den jetzigen kirchlichen Wirren. Neustadt a. d. D., Wagner. 1845. 8. 7 1/2 Rgr.

Schebe, C. F., Das Grundprincip der Reformation. Sendschreiben an Hrn. Prediger Jonas zu Berlin, betreffend die „Erklärung vom 15. August“, zugleich als Beitrag zur allgemeinen Verständigung über die kirchlichen Fragen. Berlin, Schröder. 1845. Gr. 8. 5 Rgr.

Schlosser, J. F. H., Die morgenländische orthodoxe Kirche Rußlands und das europäische Abendland. Heidelberg, Mohr. 1845. Gr. 8. 20 Rgr.

Schröder, J. F. L., Das verachtete Luthertum. In drei Unterredungen eines Christen der unirten Kirche mit einem Lutheraner dargestellt. 2te unveränderte Auflage. Cöln. 1845. Gr. 8. 12 Rgr.

Stahl, Zwei Sendschreiben an die Unterzeichner der Erklärung vom 15., beziehungsweise 26. August 1845, zugleich als ein Votum in der augsbürgischen Confessionsfrage. Berlin, Schröder. 1845. Gr. 8. 5 Rgr.

Thilo, L., Unmündige Frage eines Landpastors über die Erklärung der Pastoren, Doctoren und Bischöfe wider die Freunde der Evangelischen Kirchenzeitung. Berlin, Thome. 1845. 8. 2 1/2 Rgr.

Ulbricht, F., Die merkwürdigsten Verfassungen evangelischer Landeskirchen Europas, nach ihren Grundzügen zusammengestellt. Dresden, Arnold. 1845. Gr. 8. 15 Rgr.

Valenti, de, Christliche Glaubenslehre nach dem Glauben und dem Bekenntniß der alten und neuen Kirche dargestellt. Zwei Hefte. Bern, Huber und Comp. 1845. 8. 1 Thlr. 20 Rgr.

Das Kleeblatt der Heiligkeit, Möhler, Schleiermacher, Riggs; oder: das neue Evangelium, geprüft nach der evangelischen Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Bern, Huber und Comp. 1845. 8. 7 1/2 Rgr.

Wagner, L., Die evangelisch-lutherische Kirche in Preußen im wahren Lichte dargestellt und vertheidigt. Posen, Gebr. Scherf. 1845. Gr. 8. 5 Rgr.

Was sagt Jesus zu den symbolischen Büchern? Dresden, Arnold. 1845. Gr. 8. 2 Rgr.

Wiegand, W., Über die Natur und Bedeutung der Gemein-Schule mit Beziehung auf die Wünsche der Gegenwart. Worms. 1845. 4. 3 1/2 Rgr.

Zur Verständigung in der Noth dieser Zeit. Ein Wort aus dem Volke an die Gebildeten aller Stände mit besonderer Rücksicht auf Berlin und seine Lichtfreunde. Von einem evangelischen Laien und Freund evangelischen Lichts. Berlin, Enslin. 1845. Gr. 8. 5 Rgr.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 54.

23. Februar 1846.

Über neuere publicistisch-diplomatische Literatur.

Die Nützlichkeit allgemeiner Sammlungen der öffentlichen Urkunden und Actenstücke, welche die auswärtigen Verhältnisse der Staaten in ihren wirklichen Beziehungen zueinander und gegeneinander betreffen, wurde schon von den Publicisten früherer Zeitalter eingesehen. Die europäische Literatur des 17. Jahrhunderts hat darum bereits dergleichen aufzuweisen. Den Anfang machte der große Leibniz durch Herausgabe des „Codex juris gentium diplomaticus“, welcher 1693 zuerst zu Hanover in Folioband im Druck erschien und ebendasselbst 1700 wieder aufgelegt wurde. Dann kam Jak. Bernard mit der Publication seines „Recueil de traités de paix, de trêves, etc. depuis la naissance de Jésus-Christ jusqu'à présent“, welches 1700 im Haag in vier Folianten die Presse verließ und die Periode von 536—1700 in sich begriff. Dieses Werk hat der großen Sammlung zur Grundlage gedient, welche späterhin Dumont in acht Foliobänden veröffentlichte und den Zeitraum von 800 n. Chr. Geb. bis 1731 umfasste. Sie kam unter dem Titel „Corps universel diplomatique du droit des gens“ zu Amsterdam und im Haag 1726—31 heraus und wurde nachgehends ebendasselbst 1739 von Rouffet bis zum Ende des J. 1738 in fünf neuen Folianten fortgesetzt. Im ersten Supplementbande zu Dumont's „Corps diplomatique“ wurde zugleich eine Geschichte der Staatsverträge seit 1496 v. Chr. bis 815 n. Chr. von Darbenrac mitgetheilt. In Deutschland veranstaltete J. J. Schmauß 1730 in Leipzig eine Sammlung von minder großem Umfange; sein „Corpus juris gentium“ in zwei Octavbänden ging bis 1696 hinauf und reichte bis 1731. In England wurde 1732 in London eine die Zeitperiode 1495—1731 in sich schließende „General collection of treaties and other public papers relating to peace and war“ in vier Octavbänden gedruckt. In Frankreich gab der Vicomte de la Mailardier im zweiten Theile seiner „Bibliothèque politique“ ein „Abrégé des traités depuis 1500 jusqu'à 1778“. Auch an nachfolgenden Ergänzungen der großen Dumont-Rouffet'schen Sammlungen fehlte es nicht. Eine solche kam unter Anderm auch zu Warschau 1773 in polnischer Sprache in drei Octavbänden unter dem Titel „Traktaty Mie-

dri Mocarstwami Europejskiemi od roku 1648 zasze do roku 1763“ zum Vorschein. Daneben dienten die in einzelnen Ländern nach und nach herausgegebenen, diese speciell betreffenden öffentlichen Verträge zur Vollständigung der Generalsammlungen. So war schon 1693 in Paris von F. Leonard ein „Recueil de traités de paix, de trêves, etc. faits par les rois de France avec tous les princes de l'Europe depuis près de trois siècles“ in sechs Quartbänden zum Druck befördert worden. In Beziehung auf Großbritannien waren 1704 in London von Thomas Rymer die „Foedera, conventiones etc. inter reges Angliae et quosvis imperatores, reges etc.“ in 20 Foliobänden veröffentlicht worden, ein Werk, das 1739 im Haag in einer vermehrten Ausgabe erschien. Außerdem hatte man die unter dem Namen Jenkinson's bekannte, zu London in drei Bänden gedruckte „Collection of all the treaties between Great-Britain and other powers“ vom Westfälischen Frieden 1648—1783, wovon der erste Band 1772 erschien, eine mit Beifall von den Publicisten aufgenommene Sammlung, die 1785 eine neue Auflage erlebte. Für die pyrenäische Halbinsel war von Dr. Jos. Ant. de Utrera y Bertodano 1740—52 zu Madrid eine „Collection de los tratados etc. hechos por los pueblos, reyes y principes de España 1598—1700“ in 12 Folianten publicirt worden. Für Deutschland und Italien fand sich in den 24 Foliobänden des „Reichsarchivs“ von Lünig (Leipzig 1710—22) und spätern Werken desselben Verfassers manche Lücke ausgefüllt. Für Preußen insbesondere besaß man das schätzbare, den Zeitraum 1756—91 umfassende „Recueil“ des Grafen von Herzberg. In Betreff der Niederlande hatte man ein „Recueil van de tractaaten tusschen H. M. S. G. ende verscheijde koningen etc. 1576—1792“ in zwei Quartbänden. Für die Kenntniß der völkerrechtlichen Verhältnisse der Schweiz gaben zwei 1732 und 1737 in Bern von J. R. Holzer herausgegebene Werke: „Sammlung der vornehmsten Bündnisse, Verträge, Vereinigungen u. s. w., welche die Krone Frankreich mit löblicher Eidgenossenschaft aufgerichtet“ und „Die Bündnisse und Verträge der helvetischen Nation, welche theils die verschiedenen Städte und Republiken miteinander, theils alle insgesammt mit auswärtigen Potentaten haben“

Hülfsmittel an die Hand. Für Schwedens Beziehungen zum Auslande besaß man die Arbeiten von S. N. Modie: „Utdrag af de emellan Hans Koniglige Majestæet och Kronan Suerige a ena och utrikes Magter a andre siden, sedan 1718 slutna allianser traktator och afhandlingar 1718—33“ (4., Stockholm 1761) und „Utdrag atur publique handlingar 1748—79“ (4., Stockholm 1742—83). In Betreff Polens waren seit 1758 in Wilna drei Bände in Folio von Dogiel eines „Codex diplomaticus Poloniae et magni ducatus Lithuaniae, in quo pacta, foedera, tractatus pacis etc. continentur“ erschienen. Außerdem waren in Warschau acht Folianten „Prava konstatyucye y przywileie królestwa polskiego y wilkiego księstwa litewskiego y wszystkich Provincyi“ gedruckt worden; Jesjerski hatte dasselbst 1789 „Traktaty Polakie etc. 1618—1775“ herausgegeben und 1791 waren ebendasselbst zwei Bände „Traktaty, Konwencye, Handlowe y Gramiczne etc. 1764—91“ herausgekommen. In Russland waren in Petersburg seit 1782 acht Quartbände von Ischutkow's „Istoriceskoe opisanie rossijskoi komercii“ veröffentlicht worden.

Es sind dies nur die vornehmsten und bekanntesten General- und Specialsammlungen, welche gemeinlich zum Nachschlagen bei der Auffindung früherer Staatsverträge dienen und in solchen Fällen zu Rathe gezogen zu werden pflegen; der Raum d. Bl. gestattet nicht, das Verzeichniß noch weiter auszudehnen und noch mehr hier aufzuführen. Allein jene Werke schon bilden eine so große Menge und lange Reihe von Bänden und sind, größtentheils verschwunden aus dem Buchhandel, so selten mehr zu haben, daß sie vollständig kaum immer selbst in den größten öffentlichen Bibliotheken anzutreffen sind. Die öffentlichen Verträge aus den früheren Jahrhunderten sind indessen auch lediglich eigentlich für den Historiker von Werth, in der diplomatischen Praxis kommt höchst selten der Fall vor, worin man nöthig hat, über die Epoche des Westfälischen Friedens zurückzugehen. Was der Staats- und praktische Geschäftsmann im diplomatischen Fach heutzutage bedarf, ist vorzüglich Kenntniß der Verträge, die sich aus der Neuzeit datiren. Die meisten vorhandenen Sammlungen aber gingen nicht über die Mitte des vorigen Jahrhunderts herunter, und je mehr in der neuern Zeit die völkerrechtlichen Berührungen und Verbindungen der Staaten sich vervielfältigten, desto fühlbarer ward das Bedürfniß neuer zu veranstaltender, die jüngste Zeitperiode umfassender Sammlungen. Im J. 1781 fing endlich Friedr. Aug. Wilh. Wend an, denselben durch Herausgabe eines „Codex juris gentium recentissimi“ abzuheften. Allein diese vortreffliche zu Leipzig im Druck erscheinende Sammlung schritt so langsam fort, daß in einem Zeitraum von zehn Jahren erst zwei Bände die Presse verlassen hatten, welche die Periode von 1735—54 in sich schlossen. Dies veranlaßte Georg Friedrich v. Martens, öffentlicher Lehrer des Völker- und Staatenrechts auf der Universität zu Göttingen, darauf zu denken, die so sichtbare und mit

jedem Jahre merklicher empfundene Lücke in der neuern publicistischen Literatur schneller auszufüllen, und er brachte diesen Plan 1790 mit Hülfe der Dieterich'schen Buchhandlung auf eine Weise zur Ausführung, daß die Verdienlichkeit dieses Unternehmens sehr bald allgemeine Anerkennung bei den Männern vom Fach fand. Die Erscheinung des Wend'schen Werks bewog ihn, bei der Mittheilung der Verträge und anderer merkwürdiger diplomatischer Actenstücke aus der Jetztzeit nicht über die Epoche des Friedens von Fontainebleau hinaufzugehen. Diese Martens'sche Sammlung kam unter dem Titel: „Recueil des principaux traités d'alliance, de paix, de trêve, de neutralité, de commerce, de limites, d'échange, etc., depuis 1761 jusqu'à présent“ 1791 anfangs bloß in drei Bänden heraus; der vierte, der nachgeliefert wurde, enthielt nur Ergänzungen für die nämliche Periode von 1761—90. Auch würde diese Sammlung wahrscheinlich damit geschlossen worden sein, wenn die Wend'sche fortgesetzt worden wäre. Von dieser war zwar 1795 noch ein dritter Band ausgegeben worden, der die Tractate bis 1772 lieferte; aber der 1811 erfolgte Tod des Herausgebers unterbrach diese Arbeit und es kam kein vierter Band. Unter solchen Umständen befaßte sich Martens mit einer Fortsetzung seines „Recueil“ und gab nach und nach vier Supplementbände heraus, wodurch seine bis zu acht Bänden und drei Supplementen angewachsene Sammlung bis 1808 fortgeführt wurde. Martens war zugleich mit der Absicht umgegangen, noch eine andere Sammlung zu bearbeiten, welche die Staatsverträge seit dem Ende des 17. Jahrhunderts bis zu der Epoche, von der sein „Recueil“ ausging, in sich schließen sollte; aber er gab diesen Plan späterhin auf, nachdem 1802 zu Basel das Koch'sche Werk erschienen war, welches nachgehends Schöll in einer neuen vermehrten Ausgabe zum Druck beförderte. Inzwischen trat die westfälische Periode ein und der hanoversche Hofrath und Professor von Martens wurde vom Könige Hieronymus in dessen Staatsrath nach Kassel berufen. In Folge dieser veränderten Stellung des Herausgebers fand sich die weitere Fortsetzung des Martens'schen „Recueil“ eine Reihe von Jahren hindurch unterbrochen; denn derselbe bekleidete während der sechsjährigen Dauer des Königreichs Westfalen das ehrenvolle Amt eines Staatsraths und war mit ganz andern Dingen beschäftigt. Nach Auflösung des westfälischen Staats trat Martens indessen wieder in hanoversche Dienste zurück, und späterhin zum hanoverschen Bundestagsgesandten ernannt, faßte er, aufgesodert von mehreren Seiten, in Frankfurt den Plan, seine mit so vielem Beifall aufgenommene Sammlung nunmehr wieder fortzusetzen und bis zu dem damaligen Zeitpunkt fortzuführen. In der Zwischenzeit aber hatte die starke Auflage der bisher erschienenen Bände sich bereits vergriffen, und da die Nachfrage stets noch zunahm, so wurde eine neue vermehrte Auflage derselben besorgt. Von dieser zweiten Ausgabe wurden die vier ersten Bände, welche den Zeitraum 1761—90 in sich schlossen, von

Hrn. v. Martens von Frankfurt aus selbst herausgegeben; sie erschienen 1817 und 1818 zu Göttingen. In der Vorrede zum ersten Band schrieb Derselbe: „J'ai terminé cet ouvrage à une époque où je n'avais plus ni les mêmes facilités ni les mêmes motifs pour le continuer. Sous de plus heuroux auspices je reprends aujourd'hui ce travail.“ Die Besorgung der Herausgabe der übrigen Bände in der neuen Ausgabe wurde späterhin von dem Baron Karl v. Martens, Kessen des Bundestagsgesandten, übernommen. Unter dessen Redaction kam der fünfte Band, der den Zeitraum 1791—95 in sich begriff, 1826 zu Göttingen in der Verlagshandlung des ganzen Werks heraus. Der sechste Band enthielt den Zeitraum 1795—99 und erschien 1829; der siebente für den Zeitraum 1800—3 1831 und der achte für den Zeitraum 1803—8 erst 1835. Diese vier Bände führten zugleich den Titel des ersten, zweiten, dritten und vierten Suppléments in Beziehung auf die vier vorhergegangenen Bände, welche den Zeitabschnitt 1761—90 in sich faßten. Georg Friedrich v. Martens selbst hatte indessen 1817 eine neue Reihenfolge von Bänden seiner Sammlung unter dem Titel „Nouveau recueil de traités, etc., depuis 1808 jusqu'à présent“ eröffnet. Der erste Band derselben, der 1817 erschien, gab die öffentlichen Urkunden aus dem Zeitraum 1808—14; der zweite folgte schon 1818 nach und lieferte bios Actenstücke aus den beiden Jahren 1814 und 1815, dem noch in dem nämlichen Jahre ein drittes nachgeliefert wurde, um die Mittheilung bis 1818 fortzusetzen. Aber nach Herausgabe des vierten Bandes des „Nouveau recueil“, der 1820 erschien und neben Ergänzungen bis 1808 herauf die Sammlung bis 1819 fortführte, ging der hanoversche Bundestagsgesandte v. Martens zu Frankfurt mit Tod ab, wodurch die Fortsetzung mehre Jahre in Stocken gerieth. Im J. 1824 fügte jedoch dessen Nefte, Karl v. Martens, noch einen fünften Band hinzu, der Staatsverträge bis 1822 enthielt. Im J. 1828 übernahm endlich Professor Saalfeld in Göttingen die Redaction, der sowal durch eine reiche Nachlese zur Ergänzung des fünften Bandes keitrag, als auch das „Nouveau recueil“ mit vier Bänden — den sechsten, siebenten, achten und neunten — vermehrte, worin er die Sammlung von 1822—31 fortführte. Der letzte Band von Saalfeld's Hand erschien 1833 und durch dessen bald darauf erfolgten Tod erlitt die Fortsetzung des Werks eine abermalige, jedoch auch diesmal nur vorübergehende, nämlich vierjährige Unterbrechung. Endlich wurde von der Verlagshandlung dem Hofrath Dr. Friedrich Murhard in Kassel die Redaction übertragen, der dieselbe von 1837 an bis auf die jetzige Zeit besorgt hat. Von ihm sind sieben neue Bände des „Nouveau recueil“ und außerdem noch drei Bände „Nouveaux suppléments“ zu dem ganzen Werke herausgegeben worden. Solchergestalt war diese große von Martens gegründete und bis 1839 fortgesetzte Sammlung bis zu mehr als 30 Bänden angewachsen und die Anschaffung derselben mußte mit der

noch weitem Vermehrung der Bändzahl immer kostspieliger und schwieriger werden. Diese Betrachtung bewog die Verlagshandlung, um den Ankauf des Werks allen Denjenigen zu erleichtern, welchen vorzüglich ein Kenntniß der öffentlichen Verträge in der jüngsten laufenden Zeitperiode zu thun war, die bisherige Sammlung mit dem sechzehnten Bande des „Nouveau recueil“ zu schließen und mit dem fünften Jahrzehnd unsers Jahrhunderts eine neue Sammlung in einer neuen Reihenfolge von Bänden beginnen zu lassen. Von dieser ist im Jahre 1843 der erste Band unter dem Titel:

Nouveau recueil général de traités, conventions et autres transactions remarquables, servant à la connaissance des relations étrangères des puissances et états dans leurs rapports mutuels. Rédigé sur des copies authentiques par Frédéric Murhard. Continuation du grand Recueil de feu M. de Martens. Tome I, comprenant l'an 1840, avec des suppléments aux tomes antérieurs de cette collection.

in den Buchhandel gekommen und der vierte Band, welcher das J. 1843 umfaßt, befindet sich gegenwärtig unter der Presse, um im Jahre 1846 ausgegeben zu werden. Es ist zugleich dafür Sorge getragen worden, daß, statt früherhin in unbestimmten Zeiträumen, von nun an regelmäßig alljährig ein Band erscheint, sodas hinfüro nicht nur keine Unterbrechung des Fortgangs bei diesem periodischen Werke zu besorgen, sondern dasselbe auch im Stande sein wird, stets mit der Zeit gleichen Schritt zu halten. Zur Erleichterung der Erwerbung der nunmehr geschlossenen alten bände-reichen Sammlung, welche den langen Zeitraum von 1761—1839 einschließlich in sich begreift, also von der Epoche des Friedens von Fontainebleau und dem Ende des Siebenjährigen Kriegs im 18. Jahrhundert bis zum Schluß des vierten Jahrzehnds des 19. reicht, hat die Verlagshandlung in Göttingen in der neuesten Zeit den früheren Ladenpreis bedeutend herabgesetzt, was den Vorsehern von Bibliotheken, welche diese große Sammlung noch nicht besitzen sollten, sehr willkommen sein wird. Die Staatsmänner, Diplomaten und Geschichtschreiber, die oft in den Fall kommen, Tractate aus frühern Zeiten nachzuschlagen, werden es überdies der Dieterich'schen Buchhandlung Dank wissen, daß sie ihnen bei dem Gebrauche dieser aus so vielen Bänden bestehenden Sammlung durch Bewerkstelligung eines allgemeinen Registers für dieselbe zu Hülfe gekommen ist. Dieses ist in zwei Theilen unter dem Titel „Table générale alphabétique et chronologique du Recueil de traités etc.“ zu Göttingen im Druck erschienen, und bietet auch für Solche, welche sich nicht im Besitze der ganzen Sammlung selbst befinden, ein nützliches Hülfsmittel dar, um sich eine Übersicht der seit dem Zeitraume von fast einem Jahrhundert von den einzelnen Staaten abgeschlossenen Verträge zu verschaffen. Der erste Theil dieses Generalregisters, welches auch als ein für sich bestehendes Werk auf dem Wege des Buchhandels besonders zu haben ist, der 1837 herausgekommen, schließt in chronologischer

und alphabetischer Ordnung das Verzeichniß der in den acht Bänden des Martens'schen „Recueil“ nach der zweiten Ausgabe für den Zeitraum 1761 — 1807 und in den sechs ersten Bänden des „Nouveau recueil“ für den Zeitraum 1808 — 28 enthaltenen Artikel in sich. Der zweite 1841 nachgelieferte Theil umfaßt die zehn übrigen Bände des „Nouveau recueil“ bis 1839 inclusive nebst den drei Bänden „Nouveaux suppléments“. Man hat also hier ein sowohl chronologisch als alphabetisch nach den Namen der Staaten geordnetes Verzeichniß der aus dem Zeitraume 1761 — 1839 vorhandenen und in der Martens'schen Sammlung mitgetheilten Staatsverträge. Die Nützlichkeit dieses Generalverzeichnisses für den praktischen Gebrauch in vielen vorkommenden Fällen würde allerdings noch vermehrt, wenn der neulich von einem Diplomaten im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen“ geäußerte Wunsch in Erfüllung ginge, daß einer unserer Publicisten sich der freilich etwas mühsamen Arbeit unterzöge, ein nach Maßgabe der Verschiedenheit der Gegenstände, welche die einzelnen Staatsverträge berühren, geordnetes Verzeichniß sämmtlicher in der großen Martens'schen Sammlung zu findenden Artikel anzufertigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Venedig und die Eisenbahn.

Ein englischer „Tourist“ in Italien, welcher in dem „Athenaeum“ sehr interessante Reiseberichte liefert, warf sich kürzlich die Frage auf: Auf was sich denn die Furcht vor der modernen Wissenschaft und Erziehung gründe, die man mit so großem Pathos und Argwohn als destructiv anklagt? „Ist die utilitarische Dampfmaschine“, gab er sich selbst zur Antwort, „ein ebenso großer Verwüster der Unschuld im Volke und der dichterischen Schönheit als die Lehnherrschaft und der Krieg im Mittelalter? So bemerke ich in Murray's Reisehandbuch eine empfindsame Klage über die strada ferrata, die sicherlich die malerische Heiligkeit des vielbesuchten Venedigs zerstören werde. Wer der Augen und Gedächtniß hat sollte sich nicht eher darüber freuen, da dieser Schienenweg geeignet ist, die in der Sage lebende Blüte Venedigs zu erneuen! Bei der Einbiegung der Bahn in das Viertel von Canaregio ist nur einer einzigen malerisch-schönen Aussicht auf die Stadt Eintrag geschehen. Der großartige Anblick von den Lagunen her bleibt wie er früher war; während das Leben, welches die Bahn selbst in ihrem noch unvollendeten Zustande in die Stadt gebracht, indem sie durchschnittlich Tag für Tag 500 Fremde dahin führt, außer aller Frage ist. Vor vier Jahren sprach ich im „Athenaeum“ den Wunsch aus, daß es einem freundlichen Potentaten gefallen möge, Venedig vor seinem Verfall zu retten. Dieser Wunsch geht seiner Erfüllung entgegen. Die Paläste am großen Kanal finden sehr schnell wieder Einwohner; ich kann sehen, wie an vielen berühmten Plätzen, die vor kurzem noch völliger Verödung und gänzlichem Verfall entgegengingen, Bauten zur Wiederherstellung vorgenommen werden. Die Verkaufsläden (mit Ausnahme der Buchhändlerläden, welche auf beklagenswerthe Weise öde stehen) haben sich vermehrt und sind schöner geworden, während der Marcusplatz am Abend belebter und lustwanbelnden und Musik ist als je seit den Tagen des armen schwachen Dogen Manini. Auch die Einführung der Gasbeleuchtung hat mächtig zur Verschönerung

der Stadt beigetragen. Die Säulengänge von Scamozzi, Sansovino und Bergamosco, die alte sarazenische Fassade des Dogenpalastes, die verschwenderische Pracht der alten St. Markuskirche scheinen unter dem Zauber des Gaslichts das traurige Aussehen des Verfalls das sie bei Sonnenschein haben abzuwerfen. Wer könnte nun die Wiederherstellung der früheren Öde wünschen? und ist es nicht weiser und besser statt auf diese Weise eine Vergangenheit, die nicht zurückkehren kann, zu beklagen, die Gegenwart mit vollem Danke anzunehmen und weiterzubilden mit allen ihren Mitteln und Verwendungen des Lichts und der Verbesserungen, wie sehr wir auch die Vergangenheit als einen edeln Traum oder ein malerisches Gedicht oder eine Vorrathshalle tiefer Wahrheiten betrachten mögen, deren Princip ewig ist, deren Form und Weise aber in Übereinstimmung mit dem Loos des Sterblichen dahinschwinden muß.“

Arago und Cormenin.

Der Verf. der „Voyage autour de la Chambre des députés“ entwirft von diesen beiden hervorragenden Persönlichkeiten folgende kurze Skizze: „Herr Arago ist das schlagendste Gegenbild des verstorbenen Laffitte. Verbunden durch gleiche Ansichten und Gesinnungen suchten sich diese Männer oft im Sprachzimmer der Deputirtenkammer auf und ergingen sich im vertraulichen Gespräch. In eben dem Maße als Laffitte sich durch sorgfältige Toilette auszeichnete, macht sich Arago durch Nachlässigkeit im Anzug bemerklich. In einem langen schwarzen Überrock, der bis zum Kinn zugeknöpft ist, erscheint der berühmte Sternkundige, von dessen Haupt das weiße Haar stets verworren in wilden Locken auf die Schultern herabfällt. Mir erschien er als Ixus jener ersten Gesetzgeber der ersten constituierenden Versammlung, deren Büge durch die Hand der Künstler auf uns gekommen sind. Hr. Arago wandelt oft in jenem Saale, einen breitgeträmpelten Hut auf dem Kopfe, in lebhaftem Gespräch mit Denen, welche ihn anreden, zum großen Theil englischen, deutschen und amerikanischen Gelehrten, die den Naturforscher selbst im Vorfaal der Deputirtenkammer aufsuchen, auf und nieder. Hr. Cormenin trägt sich ziemlich ebenso wie Arago, einen langen zugemachten Reiterock, Hosen ohne Stege, langes geblicktes Haar, das er aber sorgfältig hintenübergelammt trägt. Er geht, bleibt stehen, läßt sich mit Jedem ins Gespräch ein, ohne es zu suchen oder zu vermeiden, Alles in einfacher, ziemlich gleichgültiger Weise. Man möchte ihn nach seinem Äußern und Auftreten für einen guten protestantischen Pfarrer inmitten seiner Herde halten; nichts in seinen offenen und ruhigen Zügen, in seiner bescheidenen und wohlwollenden Erscheinung verräth den schlauen, launischen, witzigen und unbestreitbar volksthümlichsten politischen Schriftsteller Frankreichs.“ Das Letzte hat sich freilich in der neuesten Zeit und nach dem Erscheinen der Pamphlets zu Gunsten der Ultramontanen gewaltig verändert. 12.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von **F. W. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schulz (Dr. Heinrich Wilhelm),
Über die Nothwendigkeit eines
neuen Galeriegebäudes
für die
königliche Gemäldesammlung
zu Dresden.
Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

Dienstag,

Nr. 55.

24. Februar 1846.

Aber neuere publicistisch-diplomatische Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 54.)

Werkwürdig ist es, daß dieses Werk, dessen Fortsetzung nummehr, wenigstens so lange als der jetzige Herausgeber lebt, verbürgt und gesichert sein dürfte und das dem Namen Martens in der publicistischen, insonderheit in der diplomatischen Welt eine so große Berühmtheit verschafft hat, während der langen Dauer seiner Existenz, ungeschadet mehrmals eingetretener, auf geraume Zeit sich erstreckender Unterbrechungen in seiner Erscheinung, doch niemals eine Concurrnz mit ähnlichen literarischen Unternehmungen zu bestehen gehabt hat. Je mehr in unserm Zeitalter die wechselseitigen Berührungen, Beziehungen und Verbindungen der Staaten zu einander und untereinander sich vervielfältigten und je mehr die Zahl der Reiche und Nationen sich vergrößerte, zwischen denen völkerrechtliche Verhältnisse eintraten, desto nöthiger wurden Werke, die eine erleichterte Kenntniß und Uebersicht der mannichfaltigen Uebereinkünfte und Verträge verließen, die zwischen den verschiedenen einzelnen Ländern in Kraft bestanden und täglich sich vermehrten. Man hätte also wol denken sollen, daß es in der Schriftsteller- und Buchhändlerwelt nicht an mehrfachen Unternehmungen fehlen würde, um einem solchen Bedürfnisse mehr oder weniger Abhilfe zu verschaffen und Genüge zu thun. Gleichwol hat das Martens'sche Werk seit seiner Gründung bis zur Gegenwart, während mehr als 30 Jahren, in der neuern europäischen Literatur allein gestanden, ohne auf einen Nebenbuhler zu stoßen, und auch jetzt hört man nirgend, daß hier oder dort irgend ein Publicist oder irgend eine Buchhandlung mit dem Plane umginge, sich mit einem analogen Unternehmen zu befassen. Theils die nicht geringe Mühseligkeit einer solchen fortlaufenden Arbeit, theils die große Schwierigkeit der Herbeischaffung und Zusammenbringung der dazu erforderlichen Materialien aus so vielen nahen und entfernten Gegenden der Erde, sowohl aus den verschiedenen europäischen als auch außereuropäischen Ländern, mag davon abgeschreckt haben. Es gehört dazu eine stets fortgesetzte Lecture der Tageblätter und Journale, vorzüglich der Amtsblätter, die in den einzelnen Staaten erscheinen, eine sorgfältige Durchsicht der Gesesammlungen dersel-

ben, eine stete Kenntniß der officiellen Bekanntmachungen der Regierungen neben einer weit ausgebreiteten Correspondenz. Auch wird dabei eine Vertrautheit mit so vielen Sprachen und Idiomen vorausgesetzt, die selten anderswo bei den Gelehrten und Schriftstellern als in Deutschland anzutreffen ist. Dieses hat wol in andern Ländern davon abgehalten, an ein Unternehmen zu denken, welches bestimmt sein könnte, das Martens'sche „Recueil“ zu ersetzen. So ist es gekommen, daß Deutschland, wiewol es als solches kaum eine Rolle auf der politischen Weltscenabühne spielt, doch in seiner Literatur ein Werk besitzt, welches einen europäischen, ja selbst außereuropäischen Ruf genießt und von den Politikern und Staatsmännern aller Zonen in der civilisirten Welt bei allen Fragen, welche das positive Völkerrecht und die auswärtigen Verhältnisse der Staaten betreffen, vorzugsweise zu Rathe gezogen wird. Das den Publicisten aller Länder, welche sich des Besizes europäischer Bildung erfreuen, unter dem Namen Martens so allgemein bekannte Werk ist zugleich zum Handbuch für die moderne Diplomatie geworden und zwar zum unentbehrlichen, weil in der gesammten neuern Literatur kein anderes vorhanden ist, das demselben an Vollständigkeit und Authenticität gleich käme. Aus diesem Grunde sieht man denn auch in allen diplomatischen Verhandlungen, wo es auf existirende Verträge ankommt, sich auf dasselbe berufen und in den Protokollen der Congresse zu Wien und Aachen, zu Laibach und Verona findet man es in solchen Fällen citirt. Ebenso wird es in Geschichtswerken häufig als Quelle angeführt. Man kann daher wohl behaupten, daß die große Martens'sche Sammlung zu den Erzeugnissen der deutschen Literatur gehört, die dieser in mehr als einem Betracht zur Ehre gereichen und deren Werth auch überall im Auslande anerkannt ist. Der Dieterich'schen Buchhandlung in Göttingen wird es darum als Verdienst anzurechnen sein, daß sie beharrlich auf die Fortsetzung dieses Werkes bedacht gewesen ist und zu diesem Ende keine Kosten gescheut hat.

Weber die Engländer noch die Franzosen haben in ihrer neuern Literatur ein Werk, das diesem deutschen an die Seite zu stellen wäre, geschweige denn andere Nationen. In England hat man sich darauf beschränkt, eine

möglichst vollständige Sammlung der noch in Kraft befindlichen, den Handel und die Schifffahrt zwischen Großbritannien und den fremden Mächten regulirenden Verträge und Übereinkünfte zu veranstalten. Dieselbe erschien 1827 zu London in drei Bänden herausgegeben von Lewis Hertlet, Conservateur der Archive des auswärtigen Departement, unter dem Titel: „A compleat collection of the treaties and conventions and reciprocal regulations at present subsisting between Great-Britain and foreign powers. Compiled from authentic documents.“ In der jüngsten Zeit erkannte man jedoch auch in England das Bedürfnis einer allgemeinen Sammlung, um zur Kenntniß nicht bloß der Handels- und Schifffahrtsverträge, sondern auch aller andern Tractate zu dienen, die theils zwischen Großbritannien und fremden Staaten, theils von letztern untereinander zum Abschluß gelangten. Es wurde deshalb die Herausgabe einer fortlaufenden Sammlung beschlossen, die seit 1819 zu London, jedoch nur zum Gebrauche der Regierung und ihrer diplomatischen Agenten bei auswärtigen Höfen, alljährig dem Druck übergeben ward und den Titel führte: „British and foreign state papers. Comprizing the principal documents which have been made public, relating to the political and commercial affairs of nations and to their relations with each other, from the termination of the war in 1814 to the latest period. Printed exclusively for the use of the government and of its diplomatic agents abroad. Compiled at the Foreign office by the librarian and keeper of the papers.“ Nachdem indessen eine Reihe von Jahren hindurch dieses ursprünglich für das britische Ministerium und die britischen Gesandtschaften im Auslande ausschließlich bestimmte, auf Staatskosten in der Druckerei des Foreign office zu London gedruckte Werk erschienen war, fand man, daß dessen größere Verbreitung auch für das Publicum von Nutzen sein würde, und es wurde hierauf die Einrichtung getroffen, daß Exemplare desselben auch öffentlich verkauft wurden und zu einem bestimmten Preise auch für Privatpersonen zu haben waren. Die Buchhandlung James Ridgway und Sohn wurde mit dem Verkauf beauftragt. Da anfangs nur eine geringe Anzahl Exemplare für den officiellen Gebrauch gedruckt worden waren, so mußten die frühern Jahrgänge, um die Nachfrage zu befriedigen, von neuem aufgelegt werden. Von dieser Sammlung sind im Ganzen 20 Bände erschienen, welche die Periode 1818—33 in sich begreifen. Aber 1836 ward der letzte Band ausgegeben und seit der Zeit ist die Fortsetzung unterblieben. Die Herausgabe dieser periodischen Sammlung hatte übrigens, da sie nicht über die Epoche des Sturzes der Napoleon'schen Herrschaft hinausging, den fortdauernden Gebrauch des Marten'schen Werks selbst in England nicht überflüssig gemacht.

(Der Beschluß folgt.)

4. Des Amerikaners Charles Fenow wilde Scenen in Wald und Prairie mit Skizzen amerikanischer Lebens von Hoffmann. Aus dem Englischen von Fr. Gerßäcker. Zwei Bände. Dresden, Arnold. 1845. 12. 2 Thlr.
5. Skizzen aus Nordamerika. Schilderungen aus der Natur, dem religiösen, politischen und socialen Leben. In Briefen eines katholischen Missionairs. Augsburg, Schmid. 1845. 8. 1 Thlr.
6. Meine Reise nach Nordamerika im Jahre 1842. Mit statistischen Bemerkungen über die Zustände der katholischen Kirche bis auf die neueste Zeit. Von Joseph Salzbacher. Wien, Wimmer, Schmidt und Leo. 1845. Gr. 8. 4 Thlr.
7. Briefe aus und über Nordamerika, oder Beiträge zu einer richtigen Kenntniß der Vereinigten Staaten und ihrer Bewohner, besonders der deutschen Bevölkerung, in kirchlicher, sittlicher, socialer und politischer Hinsicht und zur Beantwortung der Frage über Auswanderung, nebst Nachrichten über Klima und Krankheiten in diesen Staaten. Von J. G. Büttner. Zwei Bände. Dresden, Arnold. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es kann nicht genug über Amerika geschrieben werden, um uns zu belehren, sagte ich ungefähr im vorigen Artikel, seit und so lange unsere Hoffnung auf die neue Welt gerichtet ist; und wie die strafende Erfüllung eines thörichten Wunsches liegt wieder ein ganzes Paß von Schriften über Amerika vor mir. Wenn ich nun aber meine Ansicht geändert hätte, denn Monate, ein ereignisreicher Sommer sind seitdem verstrichen! Ich war auf einem Rheinschiffe, das eine ganze Ladung deutscher Auswanderer nach dem Hafen führte, von wo sie dem Vaterlande auf ewig Lebenswohl sagen sollten. Deutsche Bauernfamilien aus der Pfalz, Hessen, Baden und Schwaben; alle in Gesicht, Gestalt, Tracht, Sprache der körnige Ausdruck deutscher Natur und deutschen Wesens. Männer, Frauen, Greise, Junglinge und Kinder. Alle selbst voll Muth, sogar voll Freierheit, mit Gesichtern, noch strogend von der Erwartung des Glückes, das ihnen bevorstand, ohne Ahnung der Bitterkeiten, welche vielleicht schon die nächsten Wochen ihnen bereiten dürften, Alle gehoben von dem seligen Gefühl, ihre Lage zu verändern, und Alle versichernd, wenn wir sie über das Warum fragten: in Deutschland wäre nichts mehr für sie zu machen. Wissen sie, was drüben für sie zu machen ist? Wissen das die armen verhungerten Geschöpfe in Ostpreußen, Massuren, Lithauen, deren Ernte im dritten Jahre wieder verdorben ist, die mit leeren Magen, ohne Arbeit, in Befürchtung eines neuen strengen Winters, ohne Brot, Kartoffeln, Streu und Holz, der Verzweiflung und dem Hungertode entgegen sehend, an die Thüren der Regierungspaläste jetzt eben pochten und stürmisch von der Regierung verlangten, daß man sie nach Amerika hinüberschaffe? So viel wird geschrieben und gedruckt, und sie Alle, die es wissen müßten, weil es sie zunächst angeht, wissen nichts. So viel Linte, so viel Druckerwärze, so viel Papier verwandt, um uns zu unterrichten, die wir es nicht brauchen, und warum ist noch kein populäres Werk erschienen, welches den Inhalt aus allen diesen Schriften in einer einzigen kurzen und klaren fürs Volk niederlegte. Das Beste für dasselbe wäre noch die Caricatur in den „fliegenden Blättern“, die Auswanderer unterschrieben, wo auf einem Bilde die Seligkeiten, auf dem andern die Missethäten des Auswanderers und Colonisten handgreiflich dargestellt werden. Dort sitzt der glückliche Plantagenbesitzer auf einem Baumstamm, schlürft seinen Kaffee und eine junge Kegerin zündet ihm knieend die Pfeife an; hier adert einer in einem Feld von Steinen, während seine hungernden, zerlumpten Kinder vor den Pflug gespannt sind.

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 7 und 8 d. Bl.

Gegegenstände und keine Vermittelung! So stellen sich uns auch die Schriften dar; es ist ein buntes Gemengel, Licht und Schatten, Hitze und Frost, Überkultur und Rohheit u. s. w. Das Resultat mag jeder verständige Leser sich selbst daraus ziehen, aber eben ein Resultat, das sich nicht in wenige positive Sätze fassen läßt. Sehen wir, wie die Dinge stehen, auch um deswillen von dem Vorsatz und Versuche ab, die uns vorliegenden Bücher systematisch zu ordnen. Der Verf. eines derselben sagt in dem Vorwort, daß er es mit seiner Materie ebenso gehalten. Nachdem er lange nachgedacht, wie sie zu ordnen, co- und subordiniren, habe es ihm als das Zweckmäßigste erschienen, gar nichts zu ordnen, sondern niederzuschreiben was ihm von seinen Erlebnissen und Erfahrungen gerade in den Sinn gekommen. Eine Bauerfrau am Ohio machte es ebenso mit einem Krämer, der ein Stück nach dem andern vorzog und ihr anbot. Lieber, schützte deinen ganzen Kram aus, sprach sie, statt Eins nach dem Andern anzupreisen; denn es ist an uns zu wählen, und was wir wählen, preist sich von selbst und besser als du es kannst.

Das vierte Buch, nämlich nach der Ordnung, die der Titel unsers Artikels angibt, und die wenig mehr als das Loos entschied, hat einen prachtvollen Titel, ist aber doch nur leichte Waare. Hätten wir Hrn. Gerßacker's Buch, des Übersetzers eigenes, nicht vorher gelesen, so könnte es in Rangerei belehren. Aber wir kennen nun schon die wilden Szenen in Wald und Prairie, und zwar aus dem Munde eines Landmanns, der sie selbst erlebt hat. So wunderbar sie unserer civilisirten Aube und Gemächlichkeit erscheinen, sind sie doch immer nur Abenteuer, die auf derselben Weise spielen: Bärenjagen, Hirschjagen, zu Land und zu Wasser, Fährlichkeiten der erstaunlichsten Art, Lebensrettungen, Streifereien ins Wüste, Verirrungen, seltsame Wiederauffindungen u. s. w. Daß sie ein geborener Amerikaner berichtet, gibt ihnen in unsern Augen nicht mehr Werth. Es ist uns weit interessanter zu hören, wie Jemand von unserm Gefühl, unsern Sitten, unserer Denkweise und unserer Sprache diese fremden Dinge aufsaßt. Die Überschriften der Abschnitte sind poetischer als ihr Inhalt, übrigens ist die Schreibweise nicht ohne Lebendigkeit und Klarheit. Der erste Theil führt uns in die nördlichen Theile der Vereinigten Staaten, in die weniger bekannten Quellengegenden des Hudson. Hier sind noch Wildnisse, die nur der Fuß des Trappers betritt, und der Verf. entwirft in einem wie er versichert getreuen Portrait nach der Natur das Bild eines solchen unermüdeten Jägers, wie es von den amerikanischen Romancisten vielfach zu zeichnen versucht worden ist. Wir erfahren, daß dort noch solche unzugängliche, weit ausgedehnte Wildnisse des Hochlandes sind, daß die armen Indianer, welche, obgleich christlich und civilisirt gemacht, von ihren angloamerikanischen Nachbarn aus Maine und Newyork unbarmerzig fortjagt werden, in denselben noch lange Jahre einen sichern Versteck fanden. Grauenhaft interessant ist eine Reminiscenz aus dem Freiheitskriege, des Majors Erzählung überschrieben, in welcher, freilich von amerikanischer Feder, die Grausamkeiten wieder aufgestrichelt werden, zu denen die Engländer gegen ihre amerikanischen Brüder sich verstanden, indem sie die Gefangenen der kannibalischen Wuth der ihnen verbündeten Rothhäute überließen. Der zweite Theil bringt vorzugsweise Märchen, Sagen und meist spukhafte Erzählungen aus der amerikanischen Vorzeit. An der Legende aus der großen amerikanischen Bildniß „Die gespenstlichen Reiter“ hat sichtlich europäische Phantasie mitgearbeitet. Sie ist schauderhaft, aber schon Virgil gedenkt dieser Art der schaudervollen Sage.

Nr. 5, in Briefen geschrieben, ist von einem katholischen Missionair, der im Norden der Vereinigten Staaten seinem Bekehrungsgeschäft nachgeht. Wir erfahren aus der Vorrede, daß „der Katholik eine andere Art hat die Dinge sich zu besehen als der außerhalb der Kirche Stehende“. Er sei „im Besiz des geistigen Auges, das alle Gegenstände unter den richtigen Focus bringt“ und urtheile deshalb mit einer

Sicherheit, die jedem andern nicht so Begabten mehr oder minder als Selbstüberhebung oder Anmaßung erscheine. Nach diesem Vorwort müßten wir uns eigentlich aller Kritik enthalten, da wir außerhalb der Kirche stehen, also nicht im Besize des geistigen Auges sind, um den Gegenstand unserer Kritik unter den richtigen Focus zu bringen. Wenn wir aber als Protestanten urtheilen wollten, die auch eine andere Art haben die Dinge sich zu besehen, müßten wir nach solcher Voraussetzung wenig von dem Buche erwarten. Einigermaßen würde uns aber dieses protestantische Urtheil täuschen, denn auch von unserm falschen Standpunkte aus betrachtet glauben wir in dem Missionair einen jungen Mann von Gefühl, deutschem Gemüth und Phantasie, auch mit einiger Bildung begabt zu erblicken, dessen frische und warme Anschauungen von Interesse sind, auch wenn der Standpunkt, von dem aus er betrachtet, uns beschränkt erscheint. Er schlürft die Augenblicke der amerikanischen Natur mit Begeisterung ein, er erfreut sich an dem Naturleben der wilden Indianer und ist über seine katholischen Bekehrungen in eben der Art erfreut als irgend ein rigoroser Puritaner oder Methodist. Umfassende Anschauungen des amerikanischen Lebens, der Sitten und der Politik darf man hier nicht fordern, aber in manchen Einzelheiten wird man Belehrendes finden. Sehr malerisch, deutlich und interessant ist die Schilderung eines Camp meeting, und in das Urtheil des Katholiken über diese Ausartung religiöser Brunst werden auch alle vernünftigen Protestanten gern einstimmen, wenn er sagt: „Kein Sturm auf dem Meere hat mich so ergriffen als der religiöse Wahnsinn dieser Sektirer, nachdem sie ihre Geistes- und Körperkräfte zu wilden Wogen der Werrücktheit aufgepeitscht und zu einem tobenden See voll Menschenrauferei zusammengeschwellt hatten“, und von den revivals sagt, daß er eher alle Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen für möglich gehalten hätte als an die Möglichkeit eines solchen Teufelspüks geglaubt. Bedenklicher erscheint dagegen folgendes allgemeine Urtheil über die Amerikaner: „Das Streben der Angloamerikaner, sich den Anstrich einer strengen Sittlichkeit zu verschaffen, ist charakteristisch, und trotz seiner sündhaften Heuchelei immer noch ein — freilich schwacher Damm, daß die gemeine Sittenlosigkeit bei der Freiheit und Gleichheit des Landes nicht auf die unverwundteste und schreckhafteste Weise öfentlich auftritt. So lange die wahre Religion und eine gesunde, gründliche, echt christliche Kindererziehung in Amerika nicht die Oberhand gewinnt, so lange die Bibel nur zum immerwährenden Bankapfel, und der Schulunterricht bloß zum Mittel dient, daß einige Lehrindividuen von den Gemeindegelbgebern unterhalten werden, so lange muß man selbst wünschen, daß das Pharisäerübel des Puritanismus in den Vereinigten Staaten nicht plötzlich verschwinde. Denn der zügelloseste Libertinismus herrscht da, wo ohne Religion und gute Erziehung auch die Anstandschränken niedergebrosen wurden, welche die republikanische Klugheitsregel errichtet hatte: vor seinen Mitbürgern als gut zu scheinen, um bei allenfallsigen Wahlen nicht übersehen zu werden. An der Krankheit äußerer Scheinheiligkeit bei innerer Verderbtheit leidet ein großer Theil der Bevölkerung in Amerika sehr stark. Daraus weil die Volksmasse so wenig oder keine eigentliche Jugend besitzt, entspringt auch der schnelle Glaube, wenn den edelsten Männern die niederträchtigsten Verbrechen angedichtet werden. Man hielt ihren wirklichen Jugendwerth auch nur für legalen Jugendchein. Dieses Verbrechen kann nur von einer tief eingehenden, den ganzen Menschen erfassenden, echt religiösen Erziehung durch sähige, tadellose, sich selbst aufopfernde Lehrer gebellt werden. Das sehen die vernünftigen Angloamerikaner sehr gut ein, und obgleich sie gegen die katholische Religion schimpfen und toben, senden sie dennoch ihre Kinder in die Collegien und Institute, die von geistlichen Personen der verdorbenen und geschmähten Religion geleitet werden.“

Das sechste Werk, Salzbacher's „Reise nach Nordamerika“, schließt sich in der Tendenz dem vorigen Buche an, ist aber

ein Buch von so solidem Bau, daß es außerhalb der Beschreibung über leichtere Journealschriften und seinem Inhalte nach außerhalb der unsern liegt. Der Verf., welcher im J. 1837 eine Pilgerreise nach dem gelobten Lande unternommen, trat im J. 1841 eine ähnliche unter oberhirtlicher Einwilligung und mit Genehmigung des heiligen Stuhls nach den nordamerikanischen Freistaaten an, weil dieselben in politischer und religiöser Beziehung gegenwärtig so sehr die Aufmerksamkeit des Continents auf sich ziehen, und von deren Entwicklung nicht allein ein großer Theil der künftigen Weltgeschichte, sondern auch der künftigen Kirchengeschichte abhängt. Er wollte insbesondere den Zustand der katholischen Missionen in jenem Welttheile und namentlich den der deutschen Katholiken kennen lernen. Der Bericht über diese Reise, mit der ehrenfesten Genossigkeit eines Reisenden aus der alten Schule niedergeschrieben, nebst den reichhaltigen und ausführlichen statistischen Mittheilungen über die Zustände der Katholiken in den Freistaaten, füllt die 478 enggedruckten Seiten dieses Werks. Über seine Tendenz gibt das Verzeichniß der Subscribenten, die fast insgesammt dem höhern katholischen Clerus in Oeßreich und seinen Anhängern angehören, im voraus Auskunft. Das Resultat ist einerseits, daß der Zustand der Katholiken und namentlich über Missionnaire ein zur Zeit noch trauriger ist, weil den Letztern die gehörigen Unterstützungen abgehen, weshalb auch der Ertrag dieses Buches der deutsch-katholischen Missionen in Nordamerika gewidmet ist; andererseits aber die Zuversicht des Verf., daß es sich mit der Zeit zum Bessern wenden wird. Das praktische Sichere in dem ganzen Wesen der römischen Kirche verfehlt nicht, einen tiefen Eindruck auf den praktischen Amerikaner zu machen. So sei denn zu Gott zu hoffen, daß unter seinem Schutze die heilige römische Kirche auf amerikanischem Boden immer mehr und mehr gedeihe. Nach der Ansicht eines katholischen Bischofs in Nordamerika fehlt aber dazu noch etwas. Zwar erfreue sich die katholische Kirche seit der Unabhängigkeitserklärung einer gänzlichen Freiheit; das Wort Gottes werde ungehindert gepredigt, die Kirchen stiegen zahlreich aus dem Boden empor, ohne das geringste Hinderniß zu finden, die Wirkksamkeit des Bischofs, den Eifer der Missionnaire begrenzten keine Gesetze, die Sonne des Friedens leuchte über die junge Ausfaat, aber — es fehle noch der befruchtende Regen des Bluts der Märtyrer. Das Erdreich werde durch den beständigen Sonnenschein ausgetrocknet, die Saat fasse keine tiefe Wurzel, und am Ende verdorre sie, bis der einst kommende Regen, d. i. eine offenbare Verfolgung, neue Pflanzen hervorbringe, die alten befruchte und die ermunterten Früchte hervorbringe. Auf einem Sturm der Verfolgung beruht also die Hoffnung für die katholische Kirche in Amerika. Der ehrenwerthe Reisende hegt übrigens auch die zuversichtliche Hoffnung, daß für die katholische Kirche in England eine reiche Ernte, vielleicht die ganze Insel umfassend, bevorstehe, und sieht die Puseyisten als die sichere Brücke an, über welche Rom siegreich in England einzziehen werde. Über die Puseyisten und seinen Besuch bei Pusey selbst finden sich interessante Details in dem Buche.

Das siebente Werk, die Büttner'schen Briefe tragen ihre Tendenz schon auf dem Titel, als Beiträge zur richtigen Kenntniß der Vereinigten Staaten und ihrer Bewohner, besonders der deutschen Bevölkerung, in kirchlicher, sittlicher, socialer und politischer Hinsicht, und zur Beantwortung der Frage über Auswanderung, nebst Nachrichten über Klima und Krankheiten in diesen Staaten. Eine tüchtige Arbeit, bestimmt durch thätigste Darstellung dem Eindruck entgegen zu arbeiten, welchen das Griffon'sche Werk (vergl. unsern ersten Artikel) auf des Verf. Landsleute hervorgebracht haben könnte. So tief, bezeugt er, sei das amerikanische Volk Gott sei Dank noch nicht gesunken als es Griffon dort male; es liebe sich selbst, sein Eigenthum, seinen Vortheil, aber es liebe ebenso seine Constitution, seine Freiheit, seine United states. Dies spreche sich nirgend deutlicher aus als in Amerikas Motto: American

knows every man will do his duty, während England (nur) exposes every man will do his duty. Das sind Thesen, die durch Aufsätze, Schriften und Bücher sich nicht erschöpfen lassen; die That, die Gesichte allein kann darüber entscheiden. Weder bewies uns Griffon die Negation, noch bewies dieser Autor uns die Position. Der Letztere ist weniger Schriftsteller, der durch Ausdruck und eigenthümliche Auffassung gewinnen will, als ein getreuer, aufmerkamer Referent, dem ein gutes Gedächtniß zu Hülfe kommt, und der eine solche Masse von Daten zusammenstellt, daß der Verständige sein Urtheil sich selbst fällen kann. Erquickend und lochend wird es jedoch, für europäische Begriffe, als Totalität, auch nach der geistlichen Büttner'schen Darstellung nicht ausfallen. Die schreiende Ungerechtigkeit der Nordamerikaner gegen die Indianer, nicht aus alten Zeiten, sondern in der neuesten Gegenwart, nicht gegen die barbarischen Wilden der Urwälder geübt, sondern gegen die civilisirten Reste der ausgerotteten Stämme im Nordosten, die Ackerbau treiben und sich zu den Künsten des Friedens neigen, tritt auch hier in ein schreiendes Licht, um so mehr als er sich aller declamatorischen Phrasen enthält und nur die nackte Thatfache, aber darunter das bereite Weggeschrei, die Argumente der Natur mittelt, mit der die Unglücklichen, ihren unausbleiblichen Untergang vor Augen, ihre heiligen Rechte zu vertheidigen suchen. Büttner fährt uns besonders nach den neuen Territorien und werdenden Staaten von Wisconsin und Iowa, wo dem Fleiß und der ausdauernden Thätigkeit des Anflüßlers eine neue reiche Welt sich darbietet.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Rancé's Briefe.

Man erinnert sich, daß Chateaubriand, der seit Jahren schon von sich mit klager Stimme sagte, daß er am Rande des Grabes stehe und daß er vom politischen sowie vom literarischen Leben Abschied genommen habe, seine Zeitgenossen vor kurzem noch einmal in seiner Biographie des Stifters des Trappistenordens mit einem Erzeugnisse seiner glänzenden Feder beschenkte. Dieses Werk, welches sich im Grunde mehr im Kreise des Genres bewegt, das der Franzose durch den Ausdruck *logos* bezeichnet, hat auch in Deutschland, wo es durch eine Uebersetzung eingeführt ist, einige Verbreitung gefunden. Gegenwärtig erhalten wir ein neues Werk, welches gewissermaßen eine Art von Nachtrag oder eine Sammlung historischer Belege zu demselben bildet. Es ist eine Zusammenstellung von Originalbriefen des Mannes, dessen Lebensbeschreibung die Schrift von Chateaubriand gewidmet ist. Dieselbe führt den Titel „Lettres authentiques de l'abbé de Rancé“. Inwiefern der berühmte Schriftsteller bei der Veröffentlichung dieser Briefe, unter denen sich manches interessante Document befindet, betheilig ist, sind wir nicht im Stande nachzuweisen.

Französische Lustschlösser.

Schon öfters ist in d. Bl. ein Werk erwähnt, aus welchem diejenigen unserer Romanisten und Romanschreiber, welche ihre Stoffe aus der französischen Königsgeschichte entlehnen, eine Menge der verschiedensten Mittheilungen schöpfen können. Es ist dies ein Werk, welches besonders zur genauern und speciellern Kenntniß der Localität von besonderm Interesse sein dürfte. Wir meinen die „Souvenirs historiques des résidences royales“. Der Verf. dieses umfassenden Werks, Batout, welcher sich seiner Arbeit mit vieler Mühe unterzogen zu haben scheint, hat ein sehr reichhaltiges und buntes Material zusammengebracht; aber zugleich hat er es auch auf eine anziehende Weise zu gestalten und zu verarbeiten gewußt. Der neueste Band dieser interessanten Publication, welche noch nicht bis zu ihrem Ende gediehen ist — gegenwärtig erhalten wir den sechsten Theil — behandelt die Beschreibung des königlichen Lustschlosses von Amboise und die historischen Erinnerungen, welche sich an diesen Namen knüpfen. 17.

Mittwoch,

Nr. 56.

25. Februar 1846.

Über neuere publicistisch-diplomatische Literatur.

(Beschluss aus Nr. 55.)

In Frankreich war es der Graf von Hauteville, sous-directeur des archives et chancelleries au département des affaires étrangères, der es, in Verbindung mit seinem Vorgänger im Amte Ferd. v. Cussy, unternahm, ein ähnliches Werk wie das von Hertlet für England bearbeitete, dessen große Nützlichkeit sich durch die Erfahrung bewährt hatte, herauszugeben, jedoch in einem größern Umfange. Bei der Ausarbeitung des englischen Werks war der Grundsatz befolgt worden, nur solche öffentliche Verträge aufzunehmen, die als noch dormal in Kraft bestehend angesehen werden könnten; aber den Herausgebern des französischen Werks erschien die scharfe Unterscheidung zwischen den Staatsverträgen, die ganz oder theilweise noch als gültig zu betrachten, und denen, welche ihre Gültigkeit ganz oder theilweise verloren, unthunlich, da in der That eine Menge von dergleichen Urkunden vorhanden war, auf die sich, wenngleich der stipulirte Termin der Dauer ihrer Gültigkeit längst abgelaufen ist, doch noch immer häufig in Beziehung auf darin aufgestellte Grundsätze und in Gemäßheit dieser stattgehabte Vorgänge berufen wird. Auch gibt es gar manche Tractate, die, während sie von dem einen der pacificirenden Theile in Folge späterer Ereignisse als nicht mehr in Anwendung kommend angesehen werden, von den andern als noch in Kraft befindlich anerkannt sind. Zugleich erkannten die Herausgeber, von welcher Nützlichkeit es sein würde, nicht bei Mittheilung bloß solcher Staatsurkunden stehen zu bleiben, in welcher Frankreich als pacificirender Theil aufgetreten, sondern daneben auch noch eine Sammlung der vornehmsten, den Handel und die Schifffahrt betreffenden Verträge zu veranstalten, welche zwischen andern Mächten untereinander abgeschlossen worden waren. „L'usage assez généralement adopté entre les puissances amies“, bemerken sie in der Vorrede, „de s'assurer réciproquement la jouissance du traitement et des privilèges qui sont accordés ou qui pourraient l'être par la suite à la nation la plus favorisée, ainsi que le portent beaucoup de traités modernes, démontre en effet la nécessité d'un tel second recueil comme complément indispensable du premier. Car il ne suffit plus à une nation quelconque de connaître les traités conclus par son gouvernement,

il lui devient encore nécessaire de connaître ceux qui unissent les autres nations entre elles, puisqu'ils sont fondés dans certains cas à réclamer par assimilation les privilèges dont elles jouissent.“ Daher haben sie ihre Sammlung in zwei Abtheilungen geschieden, von denen die eine die seit dem Westfälischen Frieden von Frankreich, und die andere die von fremden Mächten untereinander abgeschlossenen Staatsverträge in Beziehung auf Handel und Schifffahrt in sich schließt. Alle hier mitgetheilten Documente wurden vor dem Abdruck aufs sorgfältigste mit den Originalinstrumenten, die sich in den Archiven des Ministeriums des Auswärtigen zu Paris vorfinden, collationnirt und haben dadurch einen Grad von Authenticität erlangt, der gestattet, sich, sei es bei diplomatischen Unterhandlungen oder vor den Gerichten, auf sie zu berufen. Jede der beiden Abtheilungen dieser Sammlung zerfällt in ebenso viele Capitel als pacificirende Staaten aufgeführt werden, die nach Maßgabe ihrer Namen in alphabetischer Ordnung aufeinander folgen. Die in jedem Capitel enthaltenen Tractate, die bis 1648 hinaufgehen, finden sich dann chronologisch geordnet. Am Schluß der ganzen Sammlung ist noch eine die Brauchbarkeit derselben erhöhende „Table raisonnée des matières“ beigefügt. Dieses Werk erschien zu Paris bei den Buchhändlern Ney und Cravier 1834—37 in acht Grosfortabänden zum Preis von 64 Francs, unter dem Titel: „Recueil des traités de commerce et de navigation de la France avec les puissances étrangères, depuis la paix de Westphalie, suivi du recueil des principaux traités de même nature conclus par les puissances étrangères entre elles depuis la même époque.“ Supplemente, um diese Sammlung stets bis zur Gegenwart weiter fortzuführen, sind nicht erschienen; dagegen ward 1838 ein periodisches Werk von D. Henrichs in Paris gegründet; worin von der Zeit an in monatlichen Lieferungen die neuesten Handels- und Schifffahrtsverträge bekannt gemacht wurden, bei deren Mittheilung aus officiellen Quellen geschöpft ward, indem das französische Ministerium des Handels dieses Unternehmen unterstützte und dem Herausgeber authentische Abschriften der Urkunden und Aktenstücke zugehen ließ. Diese „Archives de commerce ou recueil de tous les documents officiels commerciaux de France et de l'étranger“ sind späterhin

unter dem Titel „Nouvelles archives“ von J. Colombel fortgesetzt worden und 1845 bis zum sechsunddreißigsten Band angewachsen. In England hat man nicht einmal ein eigenes periodisch im Druck herauskommendes Werk, das als Fortsetzung der Hertlet'schen nur bis 1827 reichenden Sammlung dienen könnte. Selbst um die von Großbritannien abgeschlossenen Tractate kennen zu lernen, hat man kein anderes literarisches Hülfsmittel, wenn sie nicht zufällig in Tageblättern, Monats- oder Quartalschriften zur Veröffentlichung gelangen, als die jährlich zu London erscheinende „Collection of the public general statutes“, welche, nachdem sie das Parlament passiert, die königliche Sanction erhalten haben.

Alle diese verschiedenartigen Erzeugnisse der englischen und französischen Presse in der neuern Zeit haben jedoch den Gebrauch des in Deutschland herauskommenden großen und vielumfassenden Martens'schen Werks keineswegs überflüssig gemacht und machen können, weder in England noch in Frankreich. Denn theils erstreckten sie sich, wie die eine Reihe von Jahren hindurch erschienenene „British and foreign state papers“, auf einen kurzen Zeitraum aus der jüngsten Periode, sodas man immer wieder zu der deutschen bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückgehenden Sammlung seine Zuflucht nehmen mußte, so oft es sich um die Kenntniß früherer Staatsverträge handelte, theils waren sie bei der Mittheilung der Actenstücke speciell bloß auf einen Gegenstand der öffentlichen Verträge, nämlich Handel und Schifffahrt, beschränkt. Der Publicist, Diplomat und Historiker war aber oft der Kenntnißnahme von Verträgen auch über andere Gegenstände bedürftig. Dazu kam, daß die in England und Frankreich publicirten Sammlungen lediglich zum Gebrauche der Engländer und Franzosen bestimmt und hierauf berechnet waren, weshalb sie in der Regel, ja gemeinlich ausschließlich den Inhalt der Urkunden bloß in ihrer Muttersprache lieferten. Allein zur genauen und richtigen Auslegung und Deutung der vorhandenen Verträge und für die Erklärung des Sinnes ihrer Bestimmungen nach dem Wortlaute war nicht selten die Einsicht des Originaltextes erforderlich und diesen fand man häufig nur im Martens'schen „Recueil“ mitgetheilt. In der That bietet dieses letztere, durch deutschen literarischen Unternehmungsgeliste schon vor länger als einem Vierteljahrhundert gegründete und über ein Menschenalter hindurch mit deutschem Fleiße fortgeführte Werk auch dormalen noch in der gesammten publicistischen Literatur Europas die einzige allgemeine Sammlung der Verträge jeglicher Art und aller Länder nach ihren Originaltexten in einer ununterbrochenen Reihe von fast 100 Jahren dar, welche die Grundlage für das moderne Völkerrecht aller civilisirten Nationen der Erde bilden. Aber immer schwieriger und kostspieliger wird die Fortsetzung, da in unserer Zeit der Raum eines Bandes kaum hinreicht, die Ergebnisse eines Jahres in sich zu fassen, während früher die von mehreren Jahren sich füglich in einem einzigen Bande vereinigen ließen. Der Verlagsbandlung ist darum zu wünschen, daß ihre rühmliche Ausbauer bei diesem Un-

ternehmen durch hinreichende Unterstützung von Seiten des Publicums belohnt werden möge.“) 85.

A m e r i k a n a .

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 85.)

Über die confessionellen Kämpfe in Amerika bietet uns das Büttner'sche Werk die bedeutungsvollsten Nachrichten. Wer sich darüber unterrichten will, für den ist es von ungleich größerer Wichtigkeit als sämtliche vorher genannte. Was uns die beiden katholischen Schriften von ihrem Standpunkte aus sagten, und woran wir dennoch als von einem einseitigen Parteistandpunkte aus betrachtet zweifeln konnten, wird uns hier vom entgegen-gesetzten bestätigt. „Die römisch-katholische Kirche befindet sich in einem mächtigen Wachstume, ihr Mut und ihre Rechte wachsen, und ihr Grundsatz: Aufgehoben ist nicht aufgehoben, setzt die Gemüther der in die Zukunft Blickenden auch da in Angst, wo sie augenblicklich von ihren Anforderungen zurücktritt. Die römische Priesterschaft tritt auch in den Vereinigten Staaten schon herausfordernd auf. Die Errichtung eines Bischofthums für Connecticut hat die Gemüther der Protestanten besonders erbittert, da nach den alten Gesetzen dieses Staats in Connecticut nicht allein kein katholischer Priester wohnen, sondern bei Todesstrafe aus der Verbannung auch nicht zurückkehren sollte. Jedermann durfte einen Priester auch ohne Verhaftsbefehl gefangen nehmen. Auch in dem altpuritanischen Hartford wird ein Bischofthum errichtet, was mehr ist als die Nachkommen der alten Congregationisten, welche sich so mutig der anglicanischen Kirche widersetzen, ertragen können. Im J. 1843 sind nicht weniger als fünf neue Bischofthümer errichtet worden. Die römische Kirche zählt gegenwärtig im Ganzen 22 Bischofthümer, 25 Bischöfe und Coadjutoren, 634 Priester, 671 Kirchen und Kapellen, 19 theologische Seminare, 16 literarische Institute, 48 Akademien für Mädchen und 15 Zeitschriften zur Verbreitung des Katholicismus bestimmt. Die Unterstützungen, welche sie aus Europa erhält, sollen größer sein als man glaubt. Daher ist denn nicht zu verwundern, daß die nordamerikanischen Protestanten um die Fortdauer ihrer religiösen und politischen (?) Freiheit besorgt werden und gleich den Schweizern zur Bewahrung dieser theuer erkauften Rechte Alles aufbieten.“ Man denke an die blutigen Kuffände in Baltimore und Philadelphia, durch welche übrigens die oben ausgesprochenen Wünsche des Bischofs von Newyork nach einem Martyrium sich der Erfüllung genähert hätten!

Leider ist nur, was der Verf. über die Zustände der protestantischen Sekten mittheilt, ebenso wenig erfreulich. Schon das Herumziehen, Feilschen und Markten mit den evangelischen Predigern hat nach unserm Gefühl etwas Berlegendes. Geistliche auf Kündigung angenommen und wieder fortgeschickt; auch da nicht sicher ihres temporellen Besitztandes, wenn ein anderer Geistlicher kommt und durch mehr Rednergabe, laxer oder orthodoxer Grundsätze, je nachdem die Gemeinde gestimmt ist, list, oder Connerionen die Gemüther sich zu- und dem andern abwendet; oder endlich durch eine neue Sektirerei um seine Gemeinde betrogen! Bei Heranzählung dieser Schattenseiten der unbedingten religiösen Freiheit ruft der Verf. aus: „Man sollte alle Die, welche in Deutschland nach dieser Freiheit schreien, hierher schicken; hier an Ort und Stelle, wo sie Gelegenheit haben, diesen gräßlichen Unfug und dies tolle Treiben mit eigenen Ohren anzuhören, würden sie zu ganz andern Ansichten kommen u. s. w.“ Dagegen ließe sich wol viel ein-

*) Über das seeben mit dem ersten und zweiten Bande begonnene „Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers états souverains du globe, depuis l'année 1700 jusqu'à l'époque actuelle. Par le Baron Ch. de Martens et le Baron Ferd. de Cussy“ wird nächstens in d. Bl. berichtet werden. D. Red.

wenden, wenn dazu hier der Ort wäre. Ist denn der sociale Zustand in America schon gesetzt (settled)? Ist er nicht im ganzen Westen noch ein Wanderleben, ein Werdeproceß? Wenn der Grundeigentümer selbst seinen Boden nur als eine fungible Sache betrachtet, und nach den ersten Ernten verkauft, aufpachtet und westlich in neues Land zieht, um neu zu kaufen, bauen, ernten und wieder verkaufen und aufpachten, wie soll da die Kirche, die christliche Gemeinde in dieser Unruhe schon Ruhe gewinnen? Ist es nicht schon in den östlichen Staaten America anders; und wie kann denn dieses Bild auf die gefesteten europäischen Zustände Anwendung finden! Ferner ersehe man aus Büttner's eigenen Berichten nur, wie es mit der Erziehung, den Schulen, dem Bildungsstande in diesen westlichen Staaten aussieht, und frage sich dann, ob die religiöse Freiheit auf solchem rohen Fundamente erprießliche Früchte tragen könne. Wo solche mangelhafte Schulbildung vorangeht, verfällt das Gemüth, das nach geistiger Nahrung strebt, von selbst dem Bigotismus und Fanatismus, und es ist nicht zu verwundern, wenn Phantasten und schlaue Betrüger ungeheure Eroberungen in diesem wilden Territorium machen und die schwachen, gläubigen Gemüther zu ihrem Vortheil ausbeuten.

Aber traurig sind des Verf. Mittheilungen über das Sectenwesen, trauriger als alle die wir bisher gelesen, und namentlich sind nach ihm die deutschen Einwanderer besonders zur Sectirerei geneigt. Er führt uns nicht weniger als folgende Secten unter den Deutschen auf: Lutheraner und Reformirte, diese zerfallend in die Anhänger der alten und neuen Maßregeln, Mennoniten, reformirte Mennoniten, Quäker, Albrechtsleute, Vereinigte Brüder in Christo, Lumische, Weinbrennerianer, Siebenlärer, Methodisten, Rappisten, Bäumlerianer, Habskonleute, Kimmelleute (eine neue Sekte, die unter seinen Augen entstanden), Keilpiten, Baptisten, Holländisch-Reformirte, Evangelisch-Protestantische, Nationalisten, päpstlich und nicht päpstlich gesinnte Katholiken und eine Menge Nothingarians, d. h. die sich zu gar keiner Sekte bekennen, aber gegen alle streiten. Die merkwürdige Sekte der Shakers, von der mysteriösen Mutter Anna Leo gestiftet, sind bekannt genug geworden, der Verf. theilt uns aber die Hauptvorschriften und Befehle ihrer Obern mit, unter die, im Lande der Freiheit, die Laufende von unglücklichen Bethörten sich blindlings fügen. Da heißt es: „Es ist gegen die Vorschrift, einen Handel zu untersuchen, den die Vorsteher abgeschlossen haben oder treiben.“ „Die Vorsteher sind die Grenzen der Vorschriften.“ „Man darf nicht weiter sagen, was sie gesprochen haben.“ „Man darf nicht Briefe schreiben oder empfangen, ohne sie den Vorstehern vorgelegt zu haben.“ „Ohne ihre Bewilligung darf kein Mitglied ein Buch lesen.“ „Man darf nicht zur Kirche gehen mit Sünden, die noch nicht gebichtet sind.“ — „nicht reisen ohne Erlaubniß, noch Freunde (Weltkinder) besuchen.“ „Es ist gegen die Vorschrift, ohne Erlaubniß der Obern Zeitungen zu lesen.“ „Es ist gegen die Ordnung, mit Hunden oder Katzen zu tändeln.“ — „gegen dieselbe, einbällige Schuhe zu tragen, oder die Hinterlappen niederzutreten“ u. s. w. Man muß bekennen, daß die römische Kirche zur Zeit ihrer ärgsten Geistespeccannei nie eine Willkürherrschaft ausgeübt hat, welche diesem despotischen Unsinne gleichläme, abgesehen von dem andern Unfug der Trennung der Geschlechter, welche den Naturgesetzen den empörendsten Hohn spricht.

Betrübend lauten auch die Nachrichten über die aus Preußen und Sachsen ausgewanderten Altlutheraner, die, nicht enttäuscht durch die entdeckten Frevel des Bischofs Stephan, in ihrer Starrgläubigkeit nicht allein verharrten, sondern in Stolz und Dünkel sich möglicherweise noch steigerten. Auch sie sind schon wieder in Secten zerfallen, die sich gegenseitig excommuniciren. Allein in Buffalo gibt es schon drei altlutherische Gemeinden. Die unter dem Pastor Grabau aus Erfurt, „der in päpstlicher Herrschucht, Intoleranz und Verfluchung die Erfüllung seines Berufs zu finden scheint“, verdammten ihre Glaubensgenossen, die nicht zu ihnen halten, natürlich alle anders Denkenden, ihr deutsches Vaterland und ihre frühern Regierungen und nur — des Glaubens willen. Das gesammte

deutsche Volk wird in ihren Liedern ein „von Gott verworfenes, frevelndes Geschlecht und freche Schlangengebrut“ genannt. Nur die altlutherische Kirche ist die Kirche der Rechtgläubigen, denn sie lehrt allein die reine, evangelische, apostolische, katholische Glaubenslehre und spendet die heiligen Sacramente allein unverfälscht. „Sie bekennt feierlich und muß so bekennen, daß ausschließend der Glaube, welchen sie lehrt, allein seligmachend ist.“ Die Gewalt der Pastoren über diese Gemeinde ist noch bewundernswürdig groß, Stephan's Beispiel scheint es nicht im geringsten erschüttert zu haben. Der Verf. fand in Buffalo einen Schneider aus Breslau, der Weib und Kind verlassen, weil sie in ihrer Verblendung beharrt. Sein Pastor hatte es ihm um seines ewigen Heils willen befohlen! Bei solchen Erscheinungen darf man sich nicht wundern, wenn die katholische Kirche in America wirkliche Fortschritte macht! 7.

Wilhelm Jerusalem.

Seit der Erscheinung der „Leiden des jungen Werther“ sind bereits mehr als 70 Jahre verlossen; doch ist mit der gewaltigen Aufregung, die dieser Roman bei seiner ersten Verbreitung veranlaßt, das Interesse, das man an demselben nimmt, nicht erloschen. Natürlich! denn nächst dem eigenen innern Werthe des Buchs ist es von großer Bedeutung für Den, der, von den Anfängen des größten deutschen Dichters ausgehend, die Bildungstufen verfolgt, die diesen endlich zu einer so seltenen Höhe führten. Dem Verehrer Goethe's ist auch das Kleinste wichtig, was zu seinem Leben und seinen Werken in Beziehung steht; und man wird ihm nicht ein bloß stoffartiges Interesse Schuld geben, wenn er Umständen nachforscht, die auf Dieses oder Jenes seiner Dichtungen, vor allen auf die bedeutendsten, Bezug haben. Hat doch der Dichter selbst Manches mitgetheilt, was zu dem seinem „Werther“ zu Grunde liegenden Stoffe gehört. Freilich ist dies nur Weniges; und gleich nach der Erscheinung des Romans folgten Berichtigungen der Geschichte des jungen Werther; wie denn uns eine solche aus dem Jahre 1775 (mit Angabe des fingirten Druckorts Freistadt) vorliegt. Aber diese enthält manches Unrichtige; und wenn Goethe sagt: „Jerusalem's — in diesem sieht der Verf. der Berichtigung das Urbild Werther's — Tod sei durch die unglückliche Reizung zu der Gattin eines Freundes veranlaßt worden“, so sagt Jener: „So viel ich schließen kann, war nicht Härtlichkeit, sondern die Ehrbegierde Werther's Leidenschaft. Der Liebfinn und die Zurückhaltung entfernten ihn von weitläufigen Bekanntschaften. Lange beschäftigte ihn der Gedanke des Selbstmords, dessen Rechtmäßigkeit er bei jeder Gelegenheit verteidigte.“ Dann spricht er von einem Verdacht, dem Jerusalem nicht habe entgegen können, er liebe die schöne Frau eines Gesandtschaftssecretairs in Weglar.

Wir hoffen den Verehrern Goethe's, den Bewunderern seines frühesten Romans etwas Angenehmes zu erweisen, indem wir ihnen Einiges aus Briefen, die ein günstiger Umstand uns in die Hände brachte, mittheilen, und zwar aus Briefen, von dem Vater des Unglücklichen und von einem vertrauten Freunde desselben, dem in der Literatur wohlbekannten Eschenburg, geschrieben. Daraus schicken wir indeß, was Goethe in seiner Biographie über das unglückliche Ereigniß sagt:

„Jerusalem's Schicksal hatte großes Aufsehen gemacht. Ein gebildeter, liebenswerther, unbescholtener junger Mann, der Sohn eines der ersten Gottesgelahrten und Schriftstellers, gesund und wohlhabend, ging auf einmal, ohne bekannte Veranlassung, aus der Welt. Jedermann fragte nun, wie das möglich gewesen? Und als man von einer unglücklichen Liebe vernahm, war die ganze Jugend, als man von kleinen Verdrehlichkeiten, die ihm in vornehmerer Gesellschaft begegnet, sprach, der ganze Mittelstand aufgeregt, und Jedermann wünschte das Genauere zu erfahren.“

Nächst nun ein paar Stellen aus Briefen des Abts Jerusalem, gerichtet an einen Verwandten in Dönabrück, dem Geburtsorte des Schreibers:

„25. August 1768. Um Michaelis kommt Wilhelm (von der

Mademie) nach Haus, worauf wir uns Alle sehr freuen. Dieser Winter bleibt er bei uns, und um Ostern schickt ihn der Prinz (von Braunschweig) entweder nach England oder nach Wien. Wenn der Baron G. im Leben geblieben wäre, so wäre er erst nach Wien gegangen, da ich schon Abrede mit ihm genommen hatte."

Aus einem spätern Briefe ohne Datum: „Wir haben das Vergnügen, daß Wilhelm noch bei uns ist, indem seine Einführung in die Rangkai erst am Ostern sein wird; seine Interimspension à 500 Thaler hat indessen schon seit zwei Quartalen angefangen."

23. Febr. 1771. „Wilhelm ist in Wexlar recht vergnügt."

7. Jan. 1772. „Wilhelm befindet sich in Wexlar sehr vergnügt. Sein hiesiger (vielmehr dortiger) Hr. Subdelegatus ist zwar ein sehr guter Patron; aber er hat sich mit ihm auf einen Fuß gesetzt, wie es sein muß; und er wird durch die distinguirte Freundschaft der übrigen Herren Gesandten sowohl als Assessoren schadlos gehalten, da er von allen Legationssecretairen, wie mir der Geheimrath von S. schreibt, der einzige ist, auch den mainischen, der der Sohn eines dastigen Geheimraths und der Kette des Gesandten ist, nicht ausgenommen, der die Entrée in die Gesellschaft hat. Der Präsident, der Hr. Graf von B., hat ihm ein für allemal sein Haus und seine Tafel angeboten, und mir seinetwegen sehr verbindlich geschrieben. So! halte ihn gesund!"

Brief Eschenburg's an einen Freund, einen Prediger in der Nähe Braunschweigs, vermuthlich einen Verwandten Jerusalem's. „Braunschweig, 16. Nov. 1772. Recht ängstlich habe ich an Sie seit der Zeit gedacht, da ich Ihnen meinen Brief von so entsetzlichem Inhalte überschickte, und an die Unruhe, in welche Sie dieser Brief versetzen würde. Sie schienen mir schon die schwersten Anbrungen eines schrecklichen Vorfalls in Ihrem Briefe zu verrathen; Sie verlangten Alles zu wissen; und ich schrieb es Ihnen, vielleicht zu sehr geradlinig; aber meine Betäubung, in der ich noch immer bin, so oft ich nur an den Fall denke, und die kurzen Augenblicke, die mir vergnügt waren, Ihren Brief zu beantworten, welches in einer Gesellschaft am dritten Orte geschah, machten mich alle behutsame Vorsicht vergessen. Sie wissen es nun, und haben recht, es kaum begreiflich zu finden. Den rechten Zusammenhang, alle nähere Ursachen und Triebfedern weiß ich bis jetzt selbst noch nicht; aus der mir genau bekannten Denkungsart des Verstorbenen und einigen hierher geschriebenen Nachrichten setze ich mir nur wahrscheinliche Vermuthungen zusammen. Könnte ich zu Ihnen hinüber und mit Ihnen in einer freundschaftlichen Unterredung Alles sagen, was ich denke, was ich vermuthete — unsere Herzen würden leichter, und ein an sich nur immer noch äußerst unerwartetes Unglück Ihnen doch begreiflicher werden. Einem Briefe läßt sich das Alles nicht wohl anvertrauen. Aber kurz, ich glaube es gern, daß die ganze Sage, worin er sich dort befand, zu seinem Misvergnügen sehr viel beigetragen, daß der Mangel eines vertrauten Freundes ihm das Leben gleichgültiger gemacht hat; aber in seinem Temperamente, das wirklich, wie Sie selbst, bester Hr. Pastor, bemerkt haben müssen, viel melancholische Mischung hatte, in seiner unglücklichen Festigkeit, eine schwarze Idee unverändert zu verfolgen, sich ihr Widriges eher zu vergrößern als zu zerstreuen, und Alles nur von der unangenehmsten Seite anzusehen, und nicht anders ansehen zu wollen, dann in seiner oft übertriebenen Dedicatess und einem vielleicht zu wenig gemäßigten, wiewol auf strenge Rechtschaffenheit gegründeten Ehrgeize, endlich in einem Gange zu gewissen ver liebten Schwärmereien, die ihm so manche Stunde verbitterten, und von denen er, wie ich gewiß weiß, auch in der letzten Zeit nicht frei gewesen — in allen diesen Umständen glaube ich Keims zu finden, woraus wahrscheinlicher Weise, vielleicht aus einem mehr als dem andern, der Entschluß zu jener schrecklichen That nach und nach erwachen ist. Denn leider! scheint sie, nach allen bisher bekannten Umständen, nicht so ganz rasch, sondern vorbereitet gewesen zu sein. Sie halten mir's zugute, daß ich so

aufsichtig rede; denn Gott weiß, wie gern ich unsern armen Freund entschuldigen, wie gern alle Veranlassungen außer ihm finden und voraussehen möchte. Aber ich urtheile so von ihm, wie ich ihn gekannt habe; und Sie wissen er war mein Vertrauter. Ich schätzte seine Vorzüge, und vor Allem sein treues, freundschaftliches Herz ungemein; ich habe noch nie, nichts von, noch nach ihm, soch einen ganz für mich geschaffenen Freund gefunden; aber ich kannte auch seine Schwächen, so wie er die meinigen, und beide waren oft, sehr oft der Inhalt unserer vertrauten Gespräche, noch des letzten! Aber daß ihm die Festigkeit so weit führen, daß er alle übrigen Betrachtungen so ganz vergessen, und besonders die Verhältnisse seiner Familie und die gegenseitige Liebe derselben, die doch auch bei ihm hätte Leidenschaft sein sollen, so ganz unwirksam würde sein lassen, wer hätte sich das eingebildet?"

„Und Alle beschwichtigt der Gedanke um meissen, was die Entdeckung aller Umstände, die doch in der Länge wol schwerlich unterbleiben wird, für Folgen auf die Gesundheit und Gemüthsverfassung der guten Ältern und Geschwister haben wird. Gott! wie wird die sonst so aufmunternde Erinnerung an den Verstorbenen künftig der würdigen Familie alle Freuden verbittern! und wie viele der besten, gegründetesten Hoffnungen hat sein schrecklicher Entschluß auf einmal vernichtet!"

„Leben Sie recht wohl. Wie bedauere ich's, daß wir nicht zueinander können! Ich weiß, wie beklemmend es ist, solchen Schmerz verschlossen zu halten. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, die mir überaus schätzbar ist, und lieben Sie ferner Ihren Eschenburg."

Wir wissen, daß Goethe manche eigene Erfahrung und die ihn in einer gewissen Periode seines Lebens eigene Gemüthsstimmung in seinen Roman verwebt hat. Daß auch Jerusalem in Hinsicht auf die letztere Werther verwandt war, geht aus dem Briefe Eschenburg's hervor. Auch hatte er aus der Quelle geschöpft, aus der Goethe zum Theil jene Selbstqualerei herleitet, aus der englischen Literatur. *) Daß er sich mit ihr beschäftigte, läßt schon die vertraute Bekanntschaft mit Eschenburg und der Umstand vermuthen, daß der Prinz von Braunschweig ihn für England bestimmt hatte; und Goethe sagt es ausdrücklich. Ubrigens findet sich in weitern Briefen des Vaters an den Verwandten, dem er sonst alle Familienangelegenheiten mittheilt, kein Wort über die unglückliche Katastrophe.

Nach allem Diesem wird man hier nicht ungern lesen, was Goethe im Allgemeinen über Jerusalem sagt: „Auch er, der Sohn des frei und zart denkenden Gottesgelehrten, war bei der Gesandtschaft angestellt; seine Gestalt gefällig, mittlerer Größe, wohlgebaut, ein mehr rundes als längliches Gesicht; weiche, ruhige Züge, und was sonst noch einem hübschen blonden Jünglinge zukommen mag; blaue Augen sodann, mehr anziehend als sprechend zu nennen. Seine Kleidung war die unter den Niederdeutschen, in Nachahmung der Engländer, hergebrachte, blauer Frack, lebergelbe Weste und Stiefeln mit braunen Stöpseln. Die Äußerungen des jungen Mannes waren mäßig, aber wohlwollend. Er nahm an den verschiedensten Productionen Theil; besonders liebte er solche Zeichnungen und Skizzen, in welchen man einsamen Gegenden ihren stillen Charakter abgewonnen hatte. Man sprach von einer entscheidenden Leidenschaft zu der Gattin eines Freundes. Offenlich sah man sie nie miteinander. Als der Sohn eines wohlhabenden Mannes brauchte er sich weder ängstlich Beschäften zu widmen noch um baldige Anstellung bringen zu bewerben."

Was wir hier in Bezug auf Goethe's Roman mitgetheilt haben, ist etwas Geringses. Einen viel reichern Schaß besitzt die Familie Kestner. Möchte sie sich endlich bewegen lassen, die gerechtesten Wünsche des deutschen Publicums durch Mittheilung desselben zu erfüllen!

84

*) Die beiden von Goethe in seiner Biographie aufgeführten englichen Strophen sind aus Klopstock („A satire against mankind") und Barton („The suicide") genommen.

Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer, ehemaligen kurmainzischen Ingenieur-Oberstlieutenants, sodann im Dienste der französischen Republik. Herausgegeben von Heinrich Koenig. Frankfurt, Literarische Anstalt. 1845. 8. 1 Thlr. 22½ Rgr.

Der Roman, mit welchem Heinrich Koenig seit längerer Zeit beschäftigt ist, hat, wenn mir recht ist, Georg Forster zum Helden. Die Geschichte der mainzer Zustände, namentlich der Clubisten dort in den neunziger Jahren, fielen also wesentlich in die Studien zu diesem poetischen Plan. Barmhagen v. Ense war es, der den Herausgeber zuerst auf das Vorhandensein von Denkwürdigkeiten aufmerksam machte, welche General Eickemeyer seiner Familie hinterlassen habe. Die weitere Ausmittelung der Papiere an den Herausgeber geschah wahrscheinlich durch die Familie v. Ploennies in Darmstadt, die mit dem 1825 verstorbenen General verwandt ist. (Dr. v. Ploennies ist Leibarzt am darmstädter Hofe, Frau Luise v. Ploennies ist die bekannte Schriftstellerin.) Der Herausgeber steht darüber im Vorwort nicht Rede; wir stellen deshalb nur unsere Muthmaßung hin, wie er in weitem Besitz der Papiere gekommen sein dürfte. Sein Vorwort ist wesentlich ein Fürwort zum Besten des Generals, den falsche Zeugen mit dem Vorwurf belastet, bei der räthselhaften Übergabe der Reichsfeste an Custine die Rolle des Verräthers gespielt zu haben. Dies große Bollwerk des Reichs gegen Frankreich fiel am 21. Oct. 1792 ohne Belagerung und Vertheidigung, gleich auf die erste Auffoderung eines feindlichen Generals von wenig schreckbarem Namen, sodas die Vermuthung von Verrätherei nahe lag, eine Vermuthung der öffentlichen Meinung, die von den obern Offizieren und den geflüchteten Beamten des Kurfürsten lebhaft unterstügt und zu ihrem eigenen Nutzen ausgebeutet wurde. Namentlich hat der Verfasser der erst vor sechs Jahren erschienenen Schrift: „Der Untergang des Kurfürstenthums Mainz, von einem ehemaligen kurmainzischen General, herausgegeben von Reigebauer“, sich bemüht, auf Rudolf Eickemeyer den Verdacht der Verrätherei zu werfen. Der Plan, die Festung den Franzosen in die Hände zu spielen, sei so fein angelegt gewesen, sagt er, das man ihn „gar nicht vermuthet“

habe. Oberstlieutenant Eickemeyer, der französischen Sprache mächtig, wurde als Parlementaire ins Lager des Feindes gesandt. Diese Thatsache steht fest. Der Argwohn gegen ihn ist vom Verfasser jener Schrift erst sehr spät erhoben und steht mit der von ihm selbst angeführten ebenso sichern Thatsache, das Eickemeyer im Kriegs Rath zu Mainz der Einzige gewesen, der gegen die Übergabe der Festung förmlich protestirt habe, im geraden Widerspruch. Als Verfasser jener ebenso rathlosen als verworrenen Schrift nennt man den Oberbefehlshaber der mainzer Garnison, den Grafen Franz Ludwig v. Hatzfeld, dessen Verhalten auf das absichtliche darin gerühmt wird. Argwöhnisch gegen die Tendenz dieser Spätschrift müssen wir auch die von ihr angegebenen Thatsachen in gerechten Zweifel ziehen und wenden uns zu dem Angeklagten selbst, ihn zum Verhör zu nehmen. Bald nach Übergabe der Feste verließ er den kurmainzischen Dienst und trat zum Feinde Deutschlands über. Aus diesem Schritte erklärt sich, das ihn die öffentliche Meinung damals als Verräther bezeichnete. Die Scham über die Erbärmlichkeit der deutschen Zustände und das Bewußtsein der nationalen Fäulnis suchte nach einzelnen Opfern, um die allgemeine Schande zu decken. Der Vorwurf, die Sache Deutschlands aufgegeben zu haben, trifft Eickemeyer wie Forster. Der Vorwurf des speciellen Verraths bei Übergabe der Festung muß dann noch besonders für Eickemeyer erledigt werden.

Der einfache, natürliche Ton, in welchem Eickemeyer uns seine Erinnerungen vorführt, verräth uns einen sehr ruhigen Beobachter, einen schlichten Mann des Verstandes, der das Vertrauen einflößt, immer richtig gesehen, nie das Schlechte gewählt, immer das Bessere, wo es ihm unerreichbar blieb, gewünscht zu haben. Es fehlt ihm auch nicht an Muth das Bessere zu erstreben, aber da ihm jede höhere Aufregung der Lebensgeister abgeht, muß ihm das Ziel nahe, es muß ihm gleichsam auf der Hand liegen, wenn er es für erreichbar halten soll. Er ist im Einzelnen umsichtig, thätig, kenntnißreich; sein einfaches Rechtsgefühl ist im Bunde mit einer Klugheit, die das Nächste angreift, das praktisch Mögliche schnell ausführt. Er hat mitten im Gewühl der Auflösung aller Bande des Gehorsams und des Ehrgefühls fast die classische Ruhe jenes Xenophon, der uns mit einer

Kindlichen Hingebung an das Einzelne, das der Augenblick bringt, den unglückseligen Rückzug der Zehntausend schübert. Was wir bei den Alten klassische Ruhe nennen, scheint uns beim Modernen nüchtern. Diesen Zustand der Nüchternheit möchten wir nicht mit der blasirten Abgestorbenheit verwechselt wissen; diese Ruhe des schlichten Verstandes in ihrer unerschütterlichen Festigkeit ist nur kindlichen Naturen eigen. Naturen dieser Art aber fehlt jene sittliche Entrüstung, jene Erhebung der höhern Lebenskräfte zu einem Wollen, die wir im Conflict moderner Interessen der Menschheit zur Berechtigung für höhere Achtung fordern. Sittliche Empörung entwickelt plötzlich ungeahnte Lebensgeister, besüßelt den positiven Muth zum Angriff, drängt zum Wagniß, dessen Gelingen uns ein Triumph dünkt, dessen Scheitern unser warmes Mitgefühl aufruft. Siegen oder Unterliegen! heißt da das Wort und gilt. Diese Aufregung des Geistes fehlt Naturen von so schlichtem, simplem Bau, die nur das Richtige, selten die höhere Wahrheit, zu welcher Begeisterung gehört, vor Augen haben. Das Richtige mit einfachem Verstande zu treffen ist in stürmischen Zeiten, wo es die heiligsten Lebensgüter zu retten oder zu verlieren gilt, meistens sehr viel werth, aber doch nicht genug, unsern Anforderungen zu genügen. Diesen Anforderungen, die sich eben mit der Gefahr und mit der Wichtigkeit der bedrohten Heiligthümer steigern, entspricht Rudolf Eickmeyer's Verhalten in seinem stürmisch bewegten Zeitalter nicht. In Epochen freilich, wo nicht bloß Alles Leidenschaft ist, sondern die Leidenschaft für das Höhere sich nicht selten mit gemeinen Antrieben färbt, muß es von großem Interesse sein, den nüchternen Verstand eines Ehrenmannes, der an seine Ehre nichts wagt aber auch nichts verliert, aus dem finstersten Gewühl des bewegten Lebens hindurch sich ruhig und still entwickeln zu sehen. Dies Schauspiel gewährt uns General Eickmeyer, dieser kühle, freundliche, nie getrübt, nie außer sich gebrachte Rheinländer. Mich dünkt, die ganze Landschaft von Mainz habe dasselbe Blut und Rudolf Eickmeyer sei in vieler Hinsicht, auch in einer gewissen Gleichgültigkeit gegen den Formenwechsel in Kirche und Staat, ein Vertreter seiner Landschaft. Das geistliche Regiment mit seiner Erschlaffung hat Jahrhunderte lang daran gearbeitet, das leichte, freie Blut des Rheinländers an Indifferenz gegen schwere Lebensfragen zu gewöhnen.

Ein Zug aus der Jugend des Mannes bezeichnet schon früh die Eigenthümlichkeit seines Naturel. Der Knabe war zum Geistlichen bestimmt und sollte in die Fußstapfen seines Großvaters treten, der Dechant am Liebfrauenstift zu Mainz war. Er las heimlich in der Bibel. Er flüchtete auf Stellen die ihm ungeheuerlich vorliefen, auf schlüpferige Partien die ihm Angst machten. Der Gedanke, Geistlicher zu werden, schreckte ihn jetzt; er gab ihn auf und bat die Seinigen inständig ihn Soldat werden zu lassen, wozu seine heitere Art ihn auch mehr bestimmte. Mathematik ward sein Lieblingsstudium und bei Fleiß und gutem Verhalten ward er

im Ingenieurcorps des Kurfürsten bald zum Offizier und zum Lehrer der Kriegswissenschaften an der Universität zu Mainz befördert. Er machte als junger Offizier den Feldzug der Pfaffenkrieger gegen die Lütticher mit und erzählt uns in ungesuchter, ungeschminkter Weise komische Züge davon. Der Ton seiner Mittheilungen, nicht scharf genug zur Satire, ist immerfort jovial. Er will nicht verlegen, aber auch nicht sittlich aufregen. Die Erbärmlichkeit jenes in allen seinen Stoffen und Formen erschlafften Zeitalters wird uns durch die heitere Mittheilungsweise Eickmeyer's möglichst gelinde zur Schau geführt, während uns Georg Forster in seinen Schilderungen höher stimmt und empört. Mit dem Eintritte des Frühlings 1791 kamen die Executionstruppen nach Mainz zurück und sagten sich mit vieler Selbstgefälligkeit, sie hätten die „Patrioten“ doch endlich über die Klinge springen lassen. „Patriot“ war damals der Schimpfname für Männer von Ehre, die sich in Lüttich gegen die Anmaßungen eines schwelgerischen und lägnerischen Pfaffen erhoben. Die Offiziere bedauerten nur, daß ihnen nicht mehr Gelegenheit geboten wurde Patriotenblut zu vergießen. Als sich mehre dieser närrischen Helden, die in Lüttich die ruhigen Zuschauer gespielt, in einem Weinhaufe in solchem Tone lauter vernahmen ließen, erzählte ein junger Mann vom Civil die Geschichte vom Boock, der, um seinen Durst zu löschen, an den Bach geht, sich im Wasser bespiegelt und beim Anblick seiner Hörner stolz auf seine Kraft wird. Wäre jetzt nur der Wolf da! rief er aus, er sollte schön ankommen! Der Wolf hörte das und stellte den Boock zur Rede. Da entschuldigte sich der Boock und sagte, er habe es beim Trunke gesagt.

Die Schilderung von Mainz unter den beiden Kurfürsten Emmerich Joseph und Karl Friedrich Joseph (v. Erthal) muß der Geschichtsfreund willkommen heißen, denn kleine Züge, ungesucht zwischengekreuzt, werfen oft mitten ins Dürchlicht der Zustände ein überraschendes Licht. „Damals herrschten in Mainz Kriecherei, Unwissenheit und Aberglaube“, sagt Eickmeyer ganz einfach. Die Gewalt des Fürsten war durch 24 Domcapitulare beschränkt, die die öffentlichen Ämter mit ihren Privatdienern besetzten und das Land ausfogen. Der stiftsfähige Adel befand sich ausschließlich im Besitze der Hofstellen und ersten Staatsämter. Alle Lasten lagen auf dem Landmanne; der Städter zahlte wenig; die Güter des hohen Adels und der Geistlichkeit waren gänzlich steuerfrei. Ohne die vielen Stifter, Mönchs- und Nonnenklöster auf dem Lande, hatte Mainz selbst deren etliche zwanzig; 3—400 Müßiggänger fanden hier reichlichen Unterhalt; mit Ausnahme der Jesuiten und der welschen Nonnen, die Unterricht gaben, beschränkte sich deren Verpflichtung auf täglichen Chorgefang von einigen Stunden. Die Weltgeistlichen und Stiftsherren lebten selten ohne hübsche Haushälterinnen, trieben Spiel und Jagd, hielten viel auf Gastereien und vereinten sich gern des Abends in kleinen Gesellschaften beim Becher. Um ungestörter und mit Wahrung des

Anstandes solchen gemüthlichen Freuden obzuliegen, waren ihre Wohnungen in der Regel so gebaut, daß die Schlaf- und Gesellschaftszimmer nach dem Hofraume hinausliefen. Die Mönche mit strengerer Ordensregel besuchten Abends die Bürgerhäuser, machten dort Familiencirkel mit und hätschelten die Weiber. Öffentlich, vor dem großen Haufen spielten Alle die Andächtler, und Eickemeyer erzählt komische Spuk- und Gespenstergeschichten die zu seiner Zeit vorkamen. Baron Erthal war zu Emmerich Joseph's Zeit als Gesandter nach Wien geschickt, weil er ein Gegner des bisherigen Regiments zu sein schien. Er erheuchelte sich durch frommen Schein und strenge Maximen die Stimme zur Kurwürde und wurde seines Gegners Nachfolger, um dessen schlaffe Wirthschaft mit dem ganzen Schimmer eines frivolen Freigeistes nur zu steigern. Die Andächtelei war nur Mittel zum Zweck für ihn gewesen; er warf die Maske ab, hielt sich Gesellschaftsfräulein, die ihm die „Pucelle d'Orléans“ vorklaffen, verschwendete unsinnig und berief, um sich einen Namen zu machen, Johannes Müller, Georg Forster, Wilhelm Heine an die Universität. Am Verfasser des „Ardinghello“ liebte er nicht die Kraft des freien Naturmenschen, sondern den Darsteller wollüstiger Gemälde; Forster, den er sich vielleicht berief, um vom Weltumsegler hübsche Anekdoten zu hören, durchschaute bald die ganze Wirthschaft mit Ekel; Müller schmeichelte sich fest ein in die Gunst des eiteln, hochwürdigsten Herrn. Eickemeyer erzählt das nicht, aber wir wissen es aus Forster's Äußerungen, entnehmen es aus der ganzen Stellung der Figuren zueinander. Der Kurfürst hatte sich von Preußen zum Fürstentum gewinnen lassen. Die Auswürflinge Frankreichs, die prahlerischen Geden des ancien régime, fanden an seinem Hofe glänzende Aufnahme; das ganze Elend des Franzosenthums jener Zeit in Deutschland ekelte uns in Mainz entgegen wie nirgendwo sonst in gesunkenen Waterlande, während Frankreich selbst die alte heuchlerische Schminke seiner gleichnerischen Cultur abzuwerfen und aus voller Brust aufzuathmen beginnt. Als Custine Speier eroberte, bestand die Besatzung in Mainz, dem großen Bollwerk des Reichs, aus 1200 Mann, theils Invaliden, theils Rekruten, theils Truppen von fünf verschiedenen kleinen Reichsfürsten, Weilburgern, die beim ersten Lärm vom Heranrücken der Franzosen davonliefen, sodas die guten, immer jovialen Mainzer das Witzwort machten: Er reißt aus wie ein Weilburger. Der Kurfürst war der Erste der floh. Auf der Flucht hinterließ er noch den Cabinetbefehl, daß Jeder, der von jetzt ab die Stadt verlasse, ein Staatsverräther sei. Der Adel war ihm nämlich haufenweise gefolgt, mit allen Schätzen, mit allem Comfort und mit einem Aufwand, mit dessen Kosten zur Hälfte die Festung in gutem Belagerungsstand gesetzt werden konnte. Der ganze Hof war versprengt, die Flucht war allgemein, vom Bischof bis zum Kanonicus, vom Premierminister bis zum Kammerjunker, vom Majoratsherrn bis zur Magd die ihn bediente. Mainz, der Schauplatz täglicher Luftbarkeiten, war ein ausge-

storbenes Nest; der Bürger, auf den Luxus des Hofes verwiesen, war brotlos, ohne Mittel und ohne Trieb zum Erwerb. Mainz, dessen Gräben der Commandant seit langen Jahren mit Küchenkräutern bepflanzt, auf dessen Schanzen der Kurfürst seine Gärten und Lusthäuser angelegt hatte, sollte jetzt gegen die Männer der Freiheit, die den Hütten Freundschaft, den Palästen Verderben ankündigten, in Befestigungsstand verwandelt werden. Der Kurfürst hatte noch, wie Forster erzählt, eine Kriegskasse von ein paar mal hunderttausend Gulden zusammengebracht, zu welcher Adel und Geistlichkeit freiwillig beitrugen — mußten. An diesen Fonds verkaufte er aus seinen Waldungen das Holz zu den nöthigen Pallisaden und gewann mittels dieser Finanzoperation eine ansehnliche Summe für seine Reise, statt zu den Kriegsbedürfnissen beizutragen. Die Pupillengelder und die Waissenkasse hatte er, vielleicht in der Zerstreung oder aus allzu väterlicher Fürsorge, mitgenommen. Inzwischen wurde doch gerüstet und Mainz möglichst in Stand gesetzt, einem Streifcorps zu trotzen. Mehr als ein fliegendes Corps hatte Custine nicht, es fehlte ihm alles Belagerungsgeräth, er zog heran auf gut Glück, ohne im Ernst an eine Bezwingung der Feste zu denken. Der Franzose ließ es sich nicht träumen, wie erbärmlich er die Grenzwehr des deutschen Reichs fand, wie ehrlos zwölf Generale mit 3000 Mann jeden Gedanken an Widerstand aufgaben. Zu seiner Überraschung öffnete ihm Mainz die Thore. Schon bevor ein Kriegsrath zusammengetreten war, hatte der Gouverneur beschloffen, den Platz unter billigen Bedingungen den Franzosen zu räumen. General Graf Hassfeld erklärte sich, wie Eickemeyer erzählt, zuerst für die Nothwendigkeit einer Capitulation; General v. Faber trat dieser Meinung mit Hinzufügung dringender Gründe bei; Müdt, Busch, Stuger sind die Namen der deutschen Generale, die ohne Weiteres zur Übergabe stimmten. Da der Fall von Mainz so vorbedeutungsvoll für spätere Jahre war, wo Offiziere mit preussischem Adelsnamen sich an Feigheit überboten, so muß wol diese erste große Schmach unsers alten Jahrhunderts vorzugsweise den Annalen der deutschen Geschichte tief eingegraben werden. Man sage nicht, daß die Thaten der Jahre 1813—15 jene Schmach ausgemerzt hätten. Diese Thaten waren Thaten des Volks das sich endlich erhob. Jene Schmach war Ergebniß des geistlichen und aristokratischen Regiments, das auf lange hin mit seiner Sittenfäulnis auch die untern Stände angesteckt hatte. Überall wo aristokratischer Dünkel unsern Fürsten in die Zügel der Herrschaft greifen will, halte man ihnen aus dem Buche unserer Geschichte die Tafel entgegen, wo die Namen der Ehrlösen verzeichnet stehen, die unsere Festungen schamlos und ohne Schwertschlag den Feinden überlieferten!

Neben zwölf hochadeligen Offizieren vom Stabe war der Ingenieur-Oberstlieutenant Eickemeyer der Einzige, der im Kriegsrath zu Mainz gegen die Übergabe der Festung stimmte. Der Gouverneur fragte ihn um seine Ansicht. Er antwortete, nach Dem, was soeben schon

einmüthig beschlossen worden, würde seine Meinung überflüssig sein. Aber er könne nicht einsehen wie es selbst bei den flüchtig getroffenen Vertheidigungsanstalten dem Feinde möglich wäre, einen offenen Angriff mit Erfolg auszuführen, sofern es nur Allen Ernst sei Widerstand zu leisten. Der Gouverneur fragte ihn, ob er für die Folgen eines misslingenden Versuchs zum Widerstande persönlich verantwortlich sein wolle. „Diese Forderung“, sagt Siedemeyer, „war bei der eben laut gewordenen Gesinnung der Commandirenden und bei dem unter den Truppen und den Bürgern herrschenden Geiste doch wol etwas zu stark!“

Die Übergabe ward beschlossen und Siedemeyer selbst wurde als Parlementaire an Cusine abgesendet. Er fand gute Kriegszucht im französischen Lager; schon in Speier, in Worms hatten die Franken sich edel benommen. Königsblut klebte noch nicht an ihren Händen, Frankreich wollte damals mehr durch die öffentliche Meinung als durch Gewalttherrschaft fügen, es hatte feierlich erklärt, es wolle keine Eroberung machen, aber der Freund und natürliche Bundesgenosse jener Völker sein, die sich für seine Grundsätze erklärten. Und diese Grundsätze, waren sie für den geknechteten Diener der elenden kurmainzischen Hochwürdigkeit abschreckender Natur? Wir müssen diesen Punkt ins Auge fassen, um Forster's und Siedemeyer's eigentliche Verrätherci, d. h. ihr Aufgeben der deutschen Sache zu erläutern. Es waren in Mainz bald Männer zusammengetreten, die es vernunftbegabter Wesen für würdig erachteten, über eine Regierungsform nachzudenken, die auf den natürlichen Rechten des Menschen und des Bürgers beruhe. Der Entschluß war bei der Ungewißheit des Waffenglücks sehr gewagt und es gehörte ein hoher Grad von Selbstverleugnung und Begeisterung dazu, um ihn zu fassen. Siedemeyer sagt:

Die Grundsätze, auf denen Frankreichs neue Staatsverfassung in der ersten Phase der Revolution beruhete, nämlich monarchische, durch Vertreter des Volks gemäßigte Gewalt, Abschaffung der das Land drückenden Privilegien einzelner Personen und Stände, gesicherte Rechtspflege und verbesserter Staatshaushalt, werden heutigtages allgemein und von allen Völkern, die nicht etwa noch auf der untersten Stufe der Cultur stehen, als die einzige und nothwendige Grundlage des öffentlichen Glücks und einer zwischen dem Herrscher und dem Volke gesicherten Wohlfahrt angesehen. Sie bestanden zwar damals als die Franzosen nach Mainz kamen nicht mehr in ihrer ersten Reinheit: Gewaltthätigkeiten, an die Stelle des Rechts getreten, und ungezügelter Leidenschaft hatten sie überspannt und verderbt. Allein das Uebel, als Folge eines heftigen Kampfs zwischen Denen die auf das Neuzuschaffende drangen, und Jenen die vom Altbergebrachten nicht lassen wollten, konnte nicht von Dauer sein; man mußte endlich zu ruhiger Besonnenheit zurückkommen. Die Anhänger an der Sache der sogenannten Neufranken mochten daher auch, ungeachtet der grausamen Mißbräuche, welche diese edle Sache zuerst erfahren hatte, ihr doch nicht entsagen; sie hofften daß Vernunft über Vorurtheile, Wahrheit über Trug siegen würde.

Darauf hin und in diesem guten Glauben nahm Siedemeyer Theil an der Sache der Franzosen, denn sie schien ihm eine Sache der Menschheit. Cu-

sine selbst machte ihm, als Siedemeyer Nachts vor sein Lager trat und ihm die Botschaft von der Entschließung seiner Generale brachte, eben auch nur den Eindruck eines constitutionellen Monarchisten. Cusine war gesprächig, er ließ sich sogar auf die innern Zustände Frankreichs ein. Ludwig XVI. konnte nach seiner Ansicht nach dem allgemein verlorenen Vertrauen, nach dem Versuch einer Flucht zu den Feinden nie wieder den Thron besteigen, aber er hoffte, daß man bis zur Volljährigkeit seines Sohnes das Reich unter die Regentschaft würdiger Männer setzen und dem Prinzen eine den liberalen Grundsätzen der Franzosen angemessene Erziehung geben werde.

Dies — sagt Siedemeyer — war wirklich der Plan, den Cusine damals im geheim verfolgte, — gewiß für das Wohl Frankreichs und ganz Europas der beste, wenn er ausführbar gewesen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Das Nibelungenlied in England.

Vor einigen Jahren löste eine Dame, wenn ich nicht sehr irre eine russische Gräfin, die gewiß nicht leichte Aufgabe, die gebildete Welt des Auslandes durch eine Bearbeitung des Nibelungenliedes in französischer Sprache mit den Schätzen unserer alten Heldensage bekannt zu machen. Das „Journal des débats“ theilte damals ihren Lesern und Leserinnen, um dieselben auf die Schönheiten der Dichtung aufmerksam zu machen, selbstsamere Weise gerade jene Stelle daraus mit, wo Günther im Brautgemach mit dem Mannweib Brunhilde ringt und er von dieser besiegt, statt die Freuden der Brautnacht zu genießen, an einem Nagel aufgehängt wird. Jetzt hat auch ein Engländer, S. Gostik, in seinem „Spirit of German poetry“ unter Andern seine Landsleute mit unserm alten Nationalepos bekannt zu machen gesucht, indem er den Inhalt desselben erzählt und hier und da metrische Übertragungen einzelner schöner Stellen daraus mittheilt. So überträgt er z. B. die bekannte Eingangstrophe

Es wuchs in Burgonden ein edel Magedin
Daz in allen Landen nichts schoneres magte sin
Ghrtmehild was sie geheizen und was gar schone Wip
Darumbe muosen verliessen vile kuone Degnen den lip
wie folgt

In Burgundy there flourished a maiden wondrous fair
In all de lands around nonewith her could compare
And Kriemhilde was the name of this most beauteous maid,
For whose sake many warriors brave in bloody graves were laid.

Die Ausleger der Apokalypse.

Ein englischer Swedenborgianer, der Geistliche Cliffoß, hat in einer „Review of the principles of apocaliptical interpretation“ alle die unzähligen Ansichten und Auslegungen gesammelt, die von den ältesten Zeiten des Christenthums bis auf unsere Tage über den Inhalt der Offenbarung Johannis zum Vorschein gekommen sind, eine Sammlung, der man, von unbesangenen und unparteiischem Standpunkt aus unternommen, füglich den Titel eines wichtigen Beitrags zur Geschichte der Verirrungen und Ausschweifungen des menschlichen Geistes beilegen könnte. Auch der Verfasser dieser Sammlung ist der Ansicht, daß alle seine Vorgänger bei Auslegung des räthselhaften Buchs den unrechten Weg gegangen und er will in dem dritten Theile seines Werks, der noch nicht erschienen ist, den wahren zum Besten geben. Aber nach der Sekte, der er angehört, zu urtheilen, wird er nur die Anzahl der frühern Träumer und Schwärmer vermehren helfen. 12.

Freitag,

Nr. 58.

27. Februar 1846.

Denkwürdigkeiten des Generals Eickmeyer. Herausgegeben von Heinrich Koenig.

(Fortsetzung aus Nr. 57.)

Die hohen Generale von Mainz, deren Feigheit lediglich den Verrath an der Sache des Vaterlandes verübt, waren in Folge der Capitulation abgezogen; einer ausgenommen, der nebst Eickmeyer beauftragt war, den Platz erst nach förmlicher Besetzung von Seiten der Franzosen zu verlassen. So kam Eickmeyer mit dem Obergeneral der französischen Truppen in weitere Verbindung. Dessen politische Ansichten waren von dem seinigen nicht verschieden und Eustine machte ihm beim Austausch ihrer Meinungen den Antrag in französische Dienste zu treten.

In der kurfürstlichen Militärverfassung — sagt Eickmeyer — bestand kein Gesetz, das den Offizier hinderte, nach Gutbefinden seine Stelle niederzulegen und andere Kriegsdienste zu nehmen; er glaubte also ohne Pflichtverletzung den Antrag annehmen zu können.

Dies sind seine Ausdrücke und hier ist der Punkt in Eickmeyers Verhalten, der etwas Verlegendes hat. Wäre er aus Leidenschaft für die Sache der Menschheit, die er damals von den Franzosen vertreten glaubte, stürmisch zu ihren Fahnen übergegangen, sein Schritt erschiene mir gerechtfertigter. Er bespricht seinen Übertritt zur Partei der Feinde Deutschlands wie einen gleichgültigen Entschluß, ohne Kampf, ohne Schmerz, selbst nicht von Ruhmsucht und Thatendrang getrieben; er bespricht ihn mit derselben kühlen Nüchternheit, mit der er die sittliche Fäulniß seiner heimischen Zustände schildert. Wir entziehen ihm hier unser tieferes Interesse, weil er in seiner Harmlosigkeit das Schicksalvolle in der Wendung der Dinge nicht ahnte. Die deutsche Sache die er verließ war freilich ein Sumpf, der alle guten Kräfte gleichgültig verschlang und begrub. Und wen ein besseres Bewußtsein von der Aufgabe des Menschen erfüllte, als Deutschland sie damals für sich und seine Söhne stellte, konnte leicht zu dem Egoismus geführt werden, der sich selbst das Lösungswort gibt: Rette sich wer kann! Von gewinnfüchtigen, unreinen Beweggründen blieb die ruhige, einfach verständige Seele Eickmeyers frei. Werfe deshalb Niemand von den Nachgeborenen einen Stein auf ihn! Ich spreche ihm bloß das tiefere Interesse ab, das der rin-

gende, schmerzlich im Kampfe mit sich selbst und den Ideen der Menschheit Befangene mit größerm Recht verdient.

Eickmeyer schrieb an den Kurfürsten, ihm den Dienst aufkündigend, und nahm keinen Anstand ihm zu sagen, daß das Deutsche Reich noch im Besitze der Festung wäre, hätte man ihm Gehör gegeben. Er ließ das Schreiben in die frankfurter und die mainzer Zeitung rücken; keiner darin enthaltenen Angabe ward widersprochen; nur seinen Vater ließ man es entgelten. Als der Kurfürst bald nach Wiedereroberung der Feste durch die Preußen seinen Einzug in Mainz hielt, suchte man überhaupt das zurückgekehrte Schamgefühl in Wuth und Rachedurst zu ersticken. Es ist nicht das einzige Mal, daß deutsche Regierungen Rache übten, wo sie strafen sollten. Jeder Mainzer, dessen Name sich auf der Liste der Clubisten fand, sah sich der Erbitterung des zurückkehrenden Adels, der Mißhandlung der gereizten Soldaten, der Zügellosigkeit eines raubfüchtigen Pöbels preisgegeben. Ohne Anschuldbigung eines durch die Gesetze bezeichneten Verbrechens, lediglich als Clubist, ohne Rücksicht auf Alter und Krankheit, ward der Bürgersmann in ungesunde Kerker geworfen, in denen einige ohne ärztliche Pflege starben. Ein unbescholtener, blühendes Mädchen, erzählt der ruhige Eickmeyer, der nie übertreibt, nie aufgeregter ist, — wurde mit Flintenkugeln so mißhandelt, daß sie nach zwei Tagen starb. Man legte ihr nichts zur Last als daß sie auf einem Liebhabers-theater unter Direction der Clubisten gespielt habe. Ihre beiden jüngern, ebenfalls mißhandelten Schwestern folgten ihr bald nach. Viele rechtliche Männer, die ohne die mindeste Theilnahme an Politik in Mainz geblieben waren und während der Belagerung, in welcher Deutsche eine deutsche Stadt einzuäschern suchten, den Wurf- feuern ausgesetzt, oft genug ihr Leben gewagt hatten, um Wohnung und Eigenthum ihrer ausgewanderten Mitbürger zu schützen, wurden nicht minder die Opfer des Parteihasses. Geplündert, verhaftet, über ihr Verhalten zur Verantwortung gezogen, wurden sie in Ermangelung anderer Schuld, bloß als der Anhänglichkeit an die französische Verfassung verdächtig, aus der Stadt verwiesen. Die mainzer Regierung theilte damals dem Grundsatz der französischen Emigranten, nach welchem sie

sich lediglich für die eigentliche Nation ansah und Alle, die nicht so feig wie sie entflohen waren als Vaterlandsfeinde behandelte. Jene Clubisten wurden einige Jahre lang auf Festungen aufbewahrt. Dort mit mehr oder weniger Härte behandelt, je nachdem das Kriegsglück sich auf diese oder jene Seite neigte, verdankten sie ihre endliche Befreiung den von Frankreich über die Verbündeten erfochtenen Siegen. Nach der Abtretung von Mainz kehrten sie in ihre Vaterstadt zurück und bezeichneten ihre Ankunft durch eine feierliche Erklärung gänzlicher Vergebung und Vergessenheit der ihnen zugefügten Uebel.

Bei der Wiedereroberung von Mainz durch die Preußen, bei der Plünderung und Verheerung der deutschen Stadt durch Deutsche, steht in den Annalen nur ein einziger denkwürdiger Zug ehrenhafter Gesinnung. Prinz Louis, der später bei Saalfeld blieb, ein genialer Mensch, der weit mehr dem Gefühl der Erbitterung gegen ein entartetes Zeitalter als den Kugeln der Feinde erlag, ließ Georg Forster's des Weltumseglers Haus durch eine Wache schützen. Wo die Wissenschaft in den Büchern des Lebens nach Wahrheit geforscht, gleichviel ob sie sie gefunden oder vergeblich gesucht, da sollte die rohe Faust nicht walten, die deutsche Hand sich nicht mit Schmach bedecken. Eickemeyer erzählt nichts davon, aber es ist von andern Seiten hinreichend beglaubigt. Damit war freilich der Erbärmlichkeit nicht abgeholfen, daß man auf Forster's Kopf einen Preis setzte, einen Preis von solcher Geringsfügigkeit, daß Forster selbst darüber spotten mußte. Es ist hier nicht am Orte, Forster's tragisches Ende in den Kreis der Eickemeyer'schen „Denkwürdigkeiten“ zu ziehen. Freilich erfolgter Strafe auf seine Lossagung von dem Schicksale deutscher Nation, die Strafe der bitteren Enttäuschung, in Frankreich den Vertreter der Sache der Menschheit, in Paris die Lösung der Aufgaben des neuen Zeitalters zu suchen. In den Tagen der Tiger lag dort die Wohlfahrt des Geschlechts; so fand er die Dinge zur Zeit des Terrorismus, und Gram und Verzweiflung tödteten ihn still ab. Von seinem Gefährten Lur, mit welchem Forster im Frühjahr 1793 von Seiten der Stadt Mainz nach Paris geschickt war, berichtet Eickemeyer kürzlich. Lur starb unter der Guillotine. Ergriffen von Abscheu vor den Grausamkeiten, die unter dem Scheine des Republikanismus verübt wurden, trat er nämlich mit einer Vertheidigung der Charlotte Corday auf, als kein Franzose es wagte seine Stimme für das Weib zu erheben, das so vielen deutschen Herzen ein begeistertes Mitgefühl erweckte. „Ich weiß es“, redete Lur die Jakobiner in einer andern Schrift, in seinem „Ausruf an das französische Volk“ an, „ihr seid allgewaltig, erkläre aber nichtsdestoweniger, daß ich nicht aufhören werde euch öffentlich anzugreifen, bis ihr mich aufs Schaffot führt oder eurer angemessenen Gewalt entsagt, die ihr zu Gräueltthaten und zum Untergang der Freiheit misbraucht!“ Felix Blau, ein dritter Clubist, Professor der Theologie und Vorstand des Seminars in

Mainz, allgemein geschätzt als Gelehrter und noch mehr als biederer menschenfreundlicher Mann, starb 1798 zu Mainz an den Folgen der bei der Wiedereroberung erlittenen Mißhandlungen. Nezer, der vierte, den Eickemeyer aufführt, starb als Präsident des Tribunals zu Kaiserslautern, seiner Kenntnisse, seines uneigennützig-menschenfreundlich biedern Charakters wegen allgemein geachtet.

Rudolf Eickemeyer's fernere Schicksale waren ohne tragischen Ausgang, aber auch ohne Aufschwung nach innen oder außen. Er zeigt uns überall das Bild der simplen Rechtsschaffenheit, die in leidenschaftlich bewegten Zeitaläufen nirgend eine dauernde Stätte, nirgend eine angemessene Stelle findet. Die Ereignisse erschüttern ihn nicht, sie treiben ihn nicht zurück, sie reißen ihn nicht vorwärts; er fühlt sich der Welt gegenüber mit seinem anscheinend so praktischen Sinne bald auf sich selbst und die unverlierbare Reinheit seines nüchternen Willens verwiesen. Weber Stimmung noch Talent drängen ihn in eine glänzende Laufbahn, wo die Leidenschaften ihren Wettkampf eröffnet haben und der Ehrgeiz, die Ruhmsucht, die Gier nach Herrschaft sich bald mit diesem bald mit jenem Mantel verbrämen. Die einfache Redlichkeit sah sich bald beiseite geschoben. Klar, einsichtig im Einzelnen, und mit der unveräußerlichen Ruhe die ihn bezeichnet beurtheilt Eickemeyer drüben wie hüten die Fehler seiner Umgebung, ohne doch den Anreiz zu spüren, mit energischer Faust in das schwächliche Gewebe der Menschen zu greifen, die erschafften, misbrauchten Jügel an sich zu reißen. Eustine, der ihn anfangs nach Glaubensbekenntnis und Haltung als Mensch und Krieger für sich eingenommen, erliegt ebenso bald wie die Generale von Mainz dem ruhigen Calcul seines Verstandes. Er machte unter ihm den ganzen Feldzug am Rhein mit und ward zum General befördert, obschon sein Angriffsplan verworfen wurde. Eickemeyer charakterisirt seinen französischen Befehlshaber mit folgenden Worten:

Eustine besaß kein Feldherrntalent und war theils nicht mit Leuten umgeben, die ihn hätten berathen können, theils ließ es seine Eigenliebe nicht zu fremden Rath zu befolgen. Übermüthig durch das Glück, das ihn in Mainz begünstigt hatte, neigte er sein Ohr der Schmeichelei, traute seinen Kräften zu viel zu, versprach dem Convent und den Ministern mehr als er leisten konnte, und war dann sehr geneigt, um seine Fehler zu decken, Andere zu opfern. So beschuldigte er die Generale Kellermann, van Helben, Kewinger u. A. des Verraths. Er würde selbst nach dem Überfalle bei Hochheim Houchard nicht verschont haben, wenn dieser nicht sein eigenes Geschöpf gewesen wäre und er ihn nicht vorher dem Convent auf eine zu vortheilhafte Weise empfohlen hätte. In seinen Berichten wich Eustine nicht selten von der Wahrheit ab und nahm keinen Anstand seinen Adjutanten Sachen zu dictiren, von deren Gegentheil sie Augenzeugen gewesen. Seine politischen Grundsätze waren zwar für die constitutionnelle Monarchie; aber er war keineswegs des Verraths gegen die Republik schuldig. Die gegen ihn aufgestellten Anklagepunkte waren erbärmlich, und die höchste Betrachtung verdienten die wider ihn aufgetretenen Zeugen. Sie waren in Allem was auf den Krieg Bezug hatte so unwissend wie seine blutgierigen Richter selbst, die von Rache, von persönlichem Haffe geleitet, oder vollends Nar-

ren waren. Die wirklichen Fehler, deren sich Eufine schuldig gemacht hatte, und die nur Folgen seines beschränkten Talents und seines eichen Charakters waren, kamen bei seiner Beurtheilung gar nicht in Betracht.

(Der Beschlus folgt.)

Rime antiche, ossia poesie liriche italiane de' secoli XIII, XIV, XV, scelte ed illustrate da Luigi Selliers di Moranville. Wien, Kaulfuß, Prandel und Comp. 1845. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schon öfter ist über die Vernachlässigung Beschwerde geführt, welche die altitalienischen Lyriker im Vergleich mit den deutschen und provenzalischen bis jetzt erfahren haben. So reiches Material auch die Handschriften für die italienische Dichtkunst des 13. und 14. Jahrhunderts bieten, so wenig ist doch davon gedruckt, und dies Wenige mit geringer Kritik, vielfach unter falschen Namen, und was schlimmer ist mit entstelltem, nicht selten völlig unverständlichem Text. Überdies bietet die alterthümliche, noch in der Gestalt begriffene Sprache jener Alten bedeutende Schwierigkeiten, und so erklärt es sich denn leicht, wie die Literaturgeschichte, wenn sie der ältern Lyrik in Italien gedenkt, ihr Auge fast nur dem glänzenden Gestirn von Daufuse zuwendet. Dennoch hängt die lyrische Bildung Petrarca's lange nicht so ausschließlich als häufig behauptet ist, ja nicht einmal vorzugsweise, mit der der alten Provenzalen zusammen, sondern ist vielmehr als naturgemäße Fortentwicklung aus der Bildungsstufe seiner italienischen Vorfahren hervorgegangen. Es beschränkt sich aber das Interesse an jenen ältern Dichtern keineswegs auf jenen nur geschichtlichen Gesichtspunkt. Im Gegentheil gegen die Überverfeinerung des Meffer Francesco, seine dreimal destillirten Empfindungen, seine sauber gedrechselten, nadelspitzen Phrasen, finden wir bei jenen Alten wenigstens zu Zeiten die naturkräftige Sprache eines gefunden Gefühls. Auch sind es durchaus nicht allein Lieder der Liebe von denen dieser ältere Parnas ertönt. Manche erörtern speculativ einzelne der großen Fragen des Daseins, oder strafen die Unsitte der Zeit; wieder andere sind Hymnen des frommen Glaubens, der die Zeit durchdrang.*)

Um uns diese Fundgruben besser zu erschließen als bis dahin gesehen war, konnte Zweierlei gethan werden. Einmal boten die Bibliotheken, namentlich die von Mailand, Venedig, Florenz und Rom reichen Vorrath von ungedrucktem Material, dessen vollständige Ausnutzung noch manche Generation künftigen kann, sodann aber bedurften diese ehrwürdigen Überreste eines in so vielfacher Beziehung uns weit entrückten Alterthums gar häufig kundiger Deutung. Kähmliches in beiden Beziehungen hat in neuester Zeit der wackere Vincenzo Kannucci („Manuale della letteratura del primo secolo della lingua italiana“, 3 Bde., Florenz 1837—39) geleistet. Seltene Kunde beweist Kannucci namentlich in der provenzalischen Literatur, und die zahlreichen Parallelen, welche Castelvetro, Crescimbeni, Perticari und Galvani nachgewiesen, dürften zusammen genommen kaum den Reichthum von Kannucci erreichen. Weniger erschöpfend ist seine Bekanntheit mit den einheimischen Zeitgenossen der Schriftsteller, deren Erläuterung er übernommen, und obwohl er auch in dieser Beziehung die Vergleichung mit Andern nicht zu scheuen hat, beruhen doch seine Interpretationen nicht selten auf irrigen Grundlagen, und unter Andern konnte es ihm geschehen (II, 286), einige Strophen der vielleicht berühmtesten Canzone von Dante („Voi che intendendo il terzo ciel movete“) als ein unedirtes Gedicht von Guido Novello da Polenta herauszugeben.

Wenn nun ein Artikel der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ Hoffnung machte, Hr. Luigi Selliers di Moranville,

dem als Beamten der k. k. Hofbibliothek in Wien zu weitverbreiteten literarischen Verbindungen, namentlich auch in Italien, reiche Gelegenheit geboten war, werde in seiner Sammlung altitalienischer Gedichte (die auf dem Umschlagstittel ziemlich unitalienisch als „Rime antiche edite da Luigi Selliers di Moranville“ bezeichnet werden) ungedruckte Fundgruben eröffnen, so scheint dies zwar auf entschiedenem Irrthum zu beruhen; doch haben wir keinen Grund darüber zu rechten, da der Herausgeber in seiner nur allzu kurzen Vorrede nichts Dergleichen verspricht, und da schon in gehöriger Bearbeitung des gedruckt vorhandenen Stoffes, an kritischer Sichtung der Autoramen, an Berichtigung des Textes und vorzugsweise an gehöriger Erklärung hinreichend genug zu thun vorlag.

Es ist nun zu prüfen, ob auf diesem beschränktern Gebiete Hr. v. Moranville billigen Erwartungen genügend entsprochen hat.

Was zunächst den äußern Umfang betrifft, so finden wir 248 Gedichte, von 101 Dichtern aus dem 13., 14. und 15. Jahrhundert zusammengestellt. Darunter werden 43 Dichter des 13. Jahrhunderts mit nur 62 Poesien aufgeführt; dagegen erscheinen 39 Autoren des 15. mit 111 Gedichten, und 20 des 14. (Dino Frescobaldi, der schon im 13. Jahrhundert einen Platz gefunden, kehrt nämlich im 14. noch einmal wieder) gar mit 75. Während nun die überwiegende Reichhaltigkeit der für dies letztere Jahrhundert ausgewählten Stücke durch die Namen Dante, Cino von Pistoja, Petrarca und Boccaccio hinlänglich gerechtfertigt wird, und während wir auch im Allgemeinen mit dem Herausgeber über die von ihm getroffene Auswahl nicht rechten wollen, müssen wir doch bedauern, daß uns nicht, statt mancher ziemlich gehaltloser Reimereien aus jener Zeit, umfassendere Proben von den bedeutendsten unter den Dichtern des 13. Jahrhunderts geboten sind. So erscheint es denn namentlich unzureichend, wenn Pietro delle Vigne, Jacopo da Lentino und Brunetto Latini jeder nur durch ein Sonett, und die beiden ältern Guido (delle Colonne und Guinicelli) jeder nur durch eine Canzone vertreten sind.

Die Frage, aus welchen Quellen der Herausgeber geschöpft habe, läßt sich bei seinem eigenen Stillschweigen und bei dem unverkennbaren Schwanken mit dem er verfahren ist, nicht durchgängig mit Sicherheit beantworten. Jedemfalls aber ist die Erwartung, das überreiche Material, welches Hr. v. Moranville leicht zu Gebot stand, mit einiger Vollständigkeit benützt zu sehen, unerfüllt geblieben. Noch auffällender aber als daß manche Hülfsmittel, und zum Theil sogar leicht zugängliche, übersehen worden sind, ist der Umstand, daß sichere Spuren zufolge andere dem Herausgeber wohl bekannt waren und dennoch an zahlreichen Stellen, wo es dringend notwendig gewesen wäre, nicht von ihm benützt wurden. So hat der Herausgeber z. B. Spalte 51, 52 die Canzone des Dino Frescobaldi aus Kannucci's oben erwähneter Schrift (II, 108) entlehnt; die zahlreichen Berichtigungen aber, welche ihm Kannucci zu 24 Gedichten des ersten Jahrhunderts geboten hätte, sind vernachlässigt. Ebenso ist das hier mit aufgenommene sechste Sonett des Cino (Sp. 77) erst von Ciampi herausgegeben; übrigens aber findet sich in den mitgetheilten Gedichten Cino's keine Spur, daß Ciampi's mit Recht geprisene Ausgabe gebraucht sei. Endlich finden wir in den Gedichten Dante's, obwohl der Herausgeber sich in Betreff derselben Fraticelli ausschließlich zum Führer genommen, noch einzelne Textstellen (z. B. Sp. 63, Sonett 5, S. 6), die seit den Zeiten des alten Giunta aus allen Ausgaben verschwunden waren.

Für die Gedichte des 13. Jahrhunderts ist die Sammlung Valeriani's („Poeti del primo secolo“, Florenz 1816), so weit dieselbe reicht (und mit Ausnahme der einen aus Kannucci entlehnten Canzone) ausschließlich benützt. Valeriani hat aber die Gedichte derjenigen Autoren nicht mit aufgenommen, deren Poesien selbständig gesammelt sind: namentlich die des Guittone d'Arezzo, des Brunetto Latini und des Guido Cavalcanti. Den Ersten und den Letzten scheint nun Hr. v. Moranville

*) Eine Charakteristik des „Minnegesangs in Italien“ habe ich versucht in Newman's „Italia“ (Jahrgang 1839, S. 108—106).

nicht in den neuern Ausgaben von Valeriani (Florenz 1820) und Cicciaporci, sondern nur nach der alten Sammlung des Giunta (1527) benutzt zu haben. Das einzige Sonett des *Mantuan* stammt aus *Crescimbeni*.

Die Reihe der Dichter, von denen Proben mitgetheilt werden, eröffnet als der älteste der *Sienese* *Folcacchieri* de' *Folcacchieri*, den der Herausgeber zu Anfang des 13. Jahrhunderts setzt. *Ciullo d'Alcamo* gilt ihm zwar als noch älter, doch schließt er dessen bekanntes Zwiegespräch als in zu niedriger Sprache gebichtet von seiner Sammlung aus. Wir bewahren, ein so charakteristisches Beispiel altitalischer Sinesart nicht aufgenommen zu sehen, halten aber nach den sehr sorgfältigen Untersuchungen des wackern de *Angolis* die von *Fr. v. Moranville* in der Vorrede ziemlich geringschätzend verworfene Meinung allerdings für die richtige, daß *Folcacchieri* um 1177, *Ciullo* aber erst unter *Friedrich II.*, genauer nach 1231, dichtete.

Unter den Gedichten des 13. Jahrhunderts ist Spalte 38 unter dem Namen des *Mico* von *Siena* nach *Valeriani's* Vorgang (II, 417) die Ballade mitgetheilt, an welche *Boccaccio* („*Defameron*“, X, 7) die Entwicklung einer seiner Novellen knüpft. Wie aber schon von *Andera* bemerkt ist, rührt dies zerstückte Gedicht aller Wahrscheinlichkeit nach von *Boccaccio* selbst her.

Für die folgenden Zeiten stand dem Herausgeber *Valeriani* nicht mehr zur Seite, doch vermehren sich mit jedem spätern Jahrzehnt die Hülfsmittel, und so sollen denn hier nur noch über einzelne der dem 14. Jahrhundert angehörenden Gedichte ein paar Bemerkungen gemacht werden. Das zweite Buch eröffnet *Dante*. Auf zehn Sonette (von denen sieben der „*Vita nuova*“ angehören) folgen fünf Ballaten, deren erste gleichfalls der „*Vita nuova*“ entlehnt ist; den Beschluß macht eine Canzone („*Amor, ohe muovi tua virtù dal cielo*“). Ist nun diese lange Auswahl, besonders in Betreff der Canzonen, sicher ungenügend, so ist besonders zu beklagen, daß unter diesen wenigen Gedichten wenigstens eins (die Ballade „*Fresca rosa novella*“) wol unzweifelhaft nicht von *Dante*, sondern von *Guido Cavalcanti*, oder nach *Andera* vom *König Enzo* herrührt. Außerdem sind die drei letzten Sonette und noch eine Ballade („*Poi ch'è assai non posso gli occhj miei*“) von zweifelhafter Echtheit.

Überhaupt scheint die schwierige Frage, ob die einem Dichter zugeschriebenen Poesien ihm auch wirklich angehören, *Fr. v. Moranville* wenig beschäftigt zu haben. Unter den vier Canzonen des *Cino* von *Pistoja*, die Aufnahme erhalten haben, sind drei, ohne daß sich darüber hier eine Notiz fände, in andern Ausgaben, obwohl mit Unrecht, *Dante* beigelegt; eine aber („*La bella stella che 'l tempo misura*“) rührt wol unbedenklich von *Guido Guinicelli* her. Noch befremdlicher ist es, ohne alle Autorität, lediglich auf Grund einer willkürlichen Vermuthung, eine wol richtiger dem *Gasio degli Uberti* beizulegende Canzone unter den Gedichten des *Boccaccio* zu finden. Manche dieser Mißgriffe wären sicher vermieden worden, wenn *Fr. v. Moranville* den deutschen Forschungen über verwandte Gegenstände, mindestens den in *Wien* selbst gedruckten, einige Aufmerksamkeit hätte zuwenden wollen.*

Eins der wesentlichsten Erfordernisse für ein Buch, das die altitalienische Lyrik zugänglich zu machen dienen sollte, wäre die größte Correctheit des Textes gewesen. Verzichtete der Herausgeber also auch auf das Verbießen, in den bisher genen Ausgaben befindliche Entstellungen zu berichtigen, so lag ihm wenigstens ob, mit der größten Sorgfalt darüber zu wachen, daß deren nicht neue in den Text sich einschlichen. Da

* *J. B. Wiener* „*Jahrbücher*“, 1838, Anzeigebblatt Nr. 42. Auch die erste Ausgabe meiner Arbeiten über *Dante's* lyrische Gedichte ist in *Wien*, wenn ich nicht irre bei *Schub*, nachgedruckt.

Stattener als *Editor* und *Corrector* am *Druckort* dieses Buchs nie fehlen, und da auch der Herausgeber an demselben Orte weilt, ließ sich erwarten, daß dieser Anforderung möglichst genügend entsprochen sein werde. Leider ist dies indes durchaus nicht der Fall, und zwar sind die zahlreichen Fehler, was besonders auffallen muß, zu einem beträchtlichen Theil nicht so wol eigentliche Druck- als vielmehr Schreib- und Lesefehler, wie z. B. wenn in *Guido Cavalcanti's* zweitem Sonett (Spalte 43, letzte Zeile) *crudeltate* für *vanitate* steht, oder wenn in der Ballade des *Giani Alfani* (Sp. 35) für *disconde* *diadico* gesetzt und dadurch der Reim zerstört ist. Daß solche Versehen häufig das Verständniß erschweren bedarf nicht erst der Erwähnung; noch häufiger vielleicht ging die *Rhythmi* des Verses durch Auslassung einzelner Silben verloren. So sind z. B. allein in den beiden ersten Ballaten des *Guido Cavalcanti* (Sp. 46, 47) in fünf Zeilen, zu gänzlicher Verunstaltung des Versbaus, einzelne Worte vergessen worden (Ball. I, Str. 3, 3. 9; Str. 5, 3. 9. Ball. II, Str. 2, 3. 2; Str. 3, 3. 1 und 3). Noch schlimmer ist die Entstellung, wenn, wie es auch hierfür nicht an Beispielen fehlt, ganze Zeilen übersprungen sind. So sind (Sp. 23) in der berühmten Canzone des *Guido Guinicelli* die dritte und vierte Zeile der ersten Strophe ineinandergefloßen; Str. 2, 3. 9 fehlt dagegen ganz. In der zweiten Canzone des *Cino* von *Pistoja* (Sp. 80) sind Str. 1, 3. 2 und Str. 2, 3. 5 und in der vierten (Sp. 82) gar drei Zeilen hintereinander (Str. 1, 3. 6—8) ausgelassen.

Endlich machten die sehr großen Schwierigkeiten, welche diese Gedichte dem Verständniß entgegenstellen eine Beigabe von Erläuterungen dringend notwendig. Im Allgemeinen haben in dieser Beziehung die italienischen Herausgeber (mit fast alleiniger Ausnahme einiger *Koten* von *Salvini*) wenig gearbeitet; erst in neuester Zeit hat *Rannucci* die von ihm ausgewählten Gedichte, zum Theil vielleicht mit allzu freigebiger Hand, erläutert. Auch *Fr. v. Moranville* hat dies Bedürfniß gefühlt und deshalb den Text mit kurzen Anmerkungen begleitet, deren Zahl und Umfang leider nur allzu beschränkt ist. Weitaus am reichlichsten mit (vorzugsweise aus *Rannucci* II, 52—59, entlehnten) Erläuterungen bedacht ist *Guido Cavalcanti's* Canzone über die Natur der Liebe; dennoch aber reichen diese 28 Zeilen keineswegs hin, dies vielleicht schwierigste Gedicht der italienischen Lyrik, über das wir allein acht selbständige Commentare besitzen, vollkommen verständlich zu machen. Weit tiefmüthlicher sind die übrigen Gedichte behandelt. Leider genügen aber nicht selten die Anmerkungen nicht nur nicht, sondern sie bieten Irriges. So findet sich z. B. Sp. 34, Anmerk. 11, und Sp. 72, Anmerk. 2, immer noch die schon oft widerlegte völlig verkehrte Erklärung des Wortes *la stella* durch: die Sonne, während es nur: der gestirnte Himmel heißen kann. Auch an folgenden, bei flüchtiger Durchsicht angezeigten Stellen wird der kundige Leser ohne Mühe die Irrigkeit der von *Fr. v. Moranville* gegebenen Deutungen erkennen: Sp. 10, Anmerk. 9, 10; Sp. 20, Anmerk. 9; Sp. 31 (Sonett 3), Anmerk. 6; Sp. 32 (Canzone 1), Anmerk. 2; Sp. 37, Anmerk. 4; Sp. 41, Anmerk. 8; Sp. 62, Anmerk. 5; Sp. 66, Anmerk. 1 und 5; Sp. 68, Anmerk. 3, 10; Sp. 69 (Ballade 4), Anmerk. 2 u. s. w. Auch von diesen Mißverständnissen hätten manche vermieden werden können, wenn der Herausgeber den in *Deutschland* erschienenen Bearbeitern seine Aufmerksamkeit hätte zuwenden wollen.

Ist denn unser lange gehegter Wunsch, daß ein genügend vorbereiteter Gelehrter sich die Zusammenstellung und Erläuterung der überreste altitalienischer Lyrik zur Lebensaufgabe machen möge, durch vorliegende Schrift nur unvollkommen erfüllt, so begrüßen wir doch auch sie, als ein Zeichen des diesen Studien zugewandten Strebens, das, wie wir hoffen, in nicht allzu langer Zeit reifere Früchte tragen möge.

Karl Witte.

Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer. Herausgegeben von Heinrich Koenig.

(Beschluß aus Nr. 58.)

Eickemeyer stand als Befehlshaber einer Brigade in Belfort und schildert den Nachklang des pariser Terrorismus in dem kleinen Orte. Fast ergötlich ist wie er uns den Jakobiner Haupt, seinen Landsmann, vorführt. Eines Tages erschien aus Paris ein Commissair des Heilsausschusses, dessen Sendung in Belfort dahin ging, die jungen Freiburger zu revolutionnairen Maßregeln aufzufodern, die radicalen Grundsätze zu verbreiten und die Beamten zu beobachten. Er kam mit einem Secretair zu Eickemeyer, ihn zu prüfen, ob er sich nicht des Moderantismus verdächtig zeige. Zwei junge Menschen mit noch dünnen Schnurbärten, mit rothen Mügen und in Wänsen und Beinkleidern von Kalmuck, dicke Knotenstöcke und lange Säbel zur Seite, traten auf ihn ein und er erkannte sie alsbald für seine ehemaligen Schüler auf der Universität zu Mainz. Der Commissair Namens Haupt war der Sohn eines mainzer Hofraths. Bald nach der Ankunft der Franzosen hatte er bei ihnen Kriegsdienste genommen, in einem Gefecht von den Preußen gefangen, war er entflohen und klagte seinen General der Verrätherie an, ging auch nach Paris, um gegen Cuffine als Zeuge aufzutreten. Hierdurch machte der Republikaner seine Laufbahn. Haupt hatte nicht übel Lust, seinen eigenen Vater unter die Guillotine zu bringen. Der ehemalige Hofrath von Mainz habe ihm zur Überreichung an den Wohlfahrtsausschuß eine Schrift übersendet, die ein erbärmliches aristokratisches Nachwerk sei und ihrem Verfasser wenigstens Einsperrung zuziehen könne, wenn er sich aus seinem Schlupfwinkel in der Schweiz nach Paris wagte. Hofrath Haupt war ebenfalls aus Mainz entflohen und hoffte, Frankreich werde der Welt die Bahn des Rechts eröffnen. Der fanatische Sohn lachte über den gemäßigten Vater und sagte, des Spases halber wolle er ihm nicht abrathen nach Paris zu gehen. Als Eickemeyer ihm sein Mißfallen darüber bezeigte, machte Haupt Wien, auch ihn beim Tribunal des Aristokratismus und Moderantismus anzuklagen. Nur das Eickemeyer sich wirklich mäßigte, seine Empörung unterdrückte, war seine Rettung. In der Stadt Belfort selbst berief Haupt alsbald die Volksgesellschaft zusammen, überdrachte

den Bruderkuß von den Jakobinern und vertheilte rothe Mügen. In der Kirche bestieg er die Kanzel und bewies in einer Rede, es gebe außer der Göttin Vernunft keine Gottheit weiter, der Glaube an Unsterblichkeit sei eine Thorheit, nur die Materie habe Dauer und der Mensch als Theil dieser Materie gehe nach Auflösung seiner Persönlichkeit in die Allgemeinheit zurück, um als Stoff zu neuen Schöpfungen zu dienen. Haupt wirkte durch die Macht seines klozigen, breitmäuligen Volksrednertalents dergestalt, daß der Pöbel alsbald über die Heiligenbilder herfiel und die Kirchengeräthe zertrümmerte. Auf dem Marktplatz ward Alles zu einem Scheiterhaufen aufgehürmt und der Haufe tanzte, die Carmagnole singend, um die lodernnden Flammen. Ein altes Weib rief beim Anblick eines vom Altar geworfenen Crucifixes: „Nun hast du's, schlechter Herrgott! Es ist gut, daß deine Regierung ein Ende nimmt, du hast dich wenig um die armen Leute bekümmert!“ Ein Brotschmied hatte sich eines wunderthätigen Marienbildes bemächtigt, schleifte es an einem Stricke durch die Straßen, indem er ihm Säbelhiebe versetzte und dabei rief: „So thue doch Wunder, du alte —!“

Eickemeyer hat weder zur Charakteristik noch zur Ausmalerei von Scenen Talent und Veruf; bei alledem drängt ihn der frappante Stoff seiner Erlebnisse hier und da zur lebendigen Schilderung. Er bleibt uns auch nicht Haupt's spätere Lebensschicksale schuldig. Man sah den Menschen, der sich in Contributionsgeschäften bereichert hatte, in Italien als Baron v. Haupt eine Rolle spielen. Er lebte zur Kirchenzeit in Rom auf vornehmerm Fuß, erhielt vom Papste den Orden vom goldenen Sporn und ward Mitglied einiger gefehrten Gesellschaften. Bei alledem war sein Ende kläglich. Er machte nach manchen Wechselfällen des Glücks den Feldzug nach Rußland mit und erfror auf dem Rückzuge von Moskau.

Eickemeyer's Begegnisse seien hier mit wenigen Strichen erledigt. Er machte unter Vizegru und Moreau die Feldzüge in Süddeutschland mit. Höfe und Volk schildert er hier mit derselben Ruhe, die an Kälte grenzt. Was er in Baiern fand, reizte ihn am wenigsten zum Rücktritt in die Dienste des Vaterlandes; in seinen Bekennnissen findet sich keine Spur von Neue französische Waffen zu tragen. Nachdem ich schon meine Ansicht

über ihn ausgesprochen, begnüge ich mich dies als Thatsache zu berichten. Es ist schlimm, wenn ein Ehrenmann solch Verhalten zu seiner Nation an den Tag legt; schlimmer noch, wenn diese Nation Epochen und Zustände aufweist, die dem Ehrenmann Nöthigkeiten solcher Art anfertigen. Seines Lebens in französischem Dienste war übrigens nicht allzu lange. Unter dem Consulat ward er beauftragt eine Nordarmee zu organisiren. Der Veruntreuung öffentlicher Gelder beschuldigt, rechtfertigte er sich in einer Schrift, die er anpolitisch genug war auch dem Publicum zu überliefern. Seine Regenanträge fiel halb und halb auf einen Schwager Berthier's. Er ward völlig freigesprochen, aber gleich darauf entlassen. Er war einer der ältesten Brigadegenerale, aber den Fögling Pichegru's und Moreau's wollte man nicht befördern, den ruhigen, festen, unbestechlichen und unerschütterlichen Mann von Gewissen verdrängten die glänzenden Lakaien des ersten Consuls. Einige dreißig Generale und Generaladjutanten traf zu gleicher Zeit dasselbe Loos. Mehrere von ihnen wurden bei Napoleon's spätern Kriegen wieder einberufen. Sidemeyer verschmähte es sich vom Kaiser berufen zu lassen. Er sagt:

„Ohne persönliches Interesse war ich aus deutschen Kriegskünsten in französische getreten; es galt damals die Vertheidigung der Rechte des Menschen. Napoleon's Kriege hatten aber keinen andern Zweck als die Menschen zu unterjochen und Eroberungen zu machen. Ich hatte gelernt, falschen Ehrgeiz zu verschmähen, meine physischen Bedürfnisse zu beschränken und eine unabhängige Mittelmaßigkeit einer glänzenden Knechtschaft vorzuziehen.“

Mit diesen Worten schließt die Handschrift Sidemeyer's. Mich dünkte, sie sind eines Ehrenmanns würdig. Er hatte sich auf ein kleines Landgut seiner Familie in Rheinheffen zurückgezogen. Er arbeitete dort in ländlicher Stille mehre kriegswissenschaftliche Schriften aus, in denen er als Soldat seine Erfahrungen öffentlich niederlegte. Sein 1820 erschienenes „Lehrbuch der Kriegsbaukunst“ und seine „Abhandlung über Belagerungs- und Befestigungsmethoden“ mag der Soldat von Fach prüfen. Der Gemeinde des kleinen Orts, dem Sidemeyer angehörte, war sein patriotischer Sinn mehrfach von Nutzen. Sie wählte ihn zum Vorstande, die Provinz zum Abgeordneten für die zweite Kammer des Großherzogthums Hessen. Konstitutioneller Monarchist zu sein war von jung auf der Wunsch seines Herzens, der Inbegriff dessen gewesen, was er in frühern Zeit die Menschenrechte genannt hatte. Somit ward ihm, als sein heimathliches Hessen-Darmstadt sich 1820 eine Konstitution, d. h. eine gesetzmäßige Ordnung gab, der Wunsch der Jugend im Ordnel seines Lebens ungesucht verwirklicht.

H. Gustav Adms.

Kuffhände und Ohrfelgen. Taschenbuch für Dumbr und Satire von Eduard Amthor. Leipzig, Schrey. 1845. Gr. 16. I Thlr. 10 Ngr.

Der Herr Verf. tritt mit nicht geringen Präntensionen auf. Humor und Satire — ja, das ist ein vielversprechender

Titel; leider versprechen aber die meisten Titel mehr als erfüllt wird. Freilich glauben bis auf diese Stunde noch Viele, daß der Humor in nichts als einem unbändigen Capriolenmachen bestehe; sogar der heidelberger Schlosser spricht es in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ mehrmals aus, und von ihm finden wir's begreiflich, denn was Stil sei, davon hat er gar keinen Begriff, wie seine eigene unglücklich unpoetische Schreibart beweist. Der Stil des Humoristen ist allerdings oft, wie Damann sagt, ein Wurststil; aber ein mühsames Uebereinanderschöpfen der Sätze ist darum noch nicht humoristisches Schreiben; das Wechseln der humoristischen Stimmung mag unberechenbar wild sein, aber ein absichtlicher Humor vernichtet sich selbst. Echt Humoristisches ist in dem ganzen Amthor'schen Buche wenig zu finden. Die Hauptstärke des Verf. liegt im Wig, und zwar in einer untergeordneten Gattung desselben, im Wortwig; der berliner Wig ist Wortwig, auch Herr Saphir gibt sich Mühe, darin zu excelliren, und Herr Saphir scheint Herr Amthor sehr hoch zu stellen; doch das ist auch wol nur Schein. Denn wenn Jemand sagte, er stelle diesen Substanten von Nullitäten hoch, so schriebe er sich einen schlimmen Empfehlungsbrief; Herr Amthor z. B. würde in dem Falle einräumen, daß er sein Buch in die Reihe derer gerechnet wissen wolle, auf welchen steht: „man soll und muß lächerlich“, oder „zum Lächeln“, Sachen, die mit der Literatur nichts zu schaffen haben. Die vielen Aphorismen, die der Herr Verf. mittheilt, sind größtentheils sehr matt. Wir führen als Beleg an S. 156, wo es heißt: „Die Fränksten Leute sind die Kassirer: sie müssen immer einnehmen; die schwächste Verdaunung haben die Buchhändler: sie vertragen, obgleich das Fleisch so zart ist, nicht mal Aesbes; die gütlichstigen Menschen sind die vornehmen Damen: sie thun nie etwas.“ Ferner: „Die Lieblinge der Fürsten und Könige waren von jeher die Kron- und Kammergüter. Kein Wunder also, daß sie auch so große Lieblinge der Frauen sind; denn das schönste Kammergut des Mannes bleibt stets das Weib; der Mann könnte daher schon von Natur auf den Titel Kammergüterpächter Anspruch machen.“ Ferner: „Wie nennt sich der Mann, welcher die Mutter seiner Frau, der Gatte seines Kindes, Vater, Großvater und Großmutter in Einer Person ist? Adam.“ Ferner: „Wie heißt der Proceß, in welchem stets der rechthabende Mann verliert? Die Ehe.“ Ferner: „Wie können die Autoren am besten sehen, wie viel ihre Bücher werth sind? In den Auktionen, wo man nach dem Gewichte kauft. Was ist also das beste Mittel, folge Autoren zahm zu machen? Man schicke sie in die Auktionen, damit sie mit eigenen Ohren hören, wie hoch ihre Werke angeschlagen werden.“

Aus den mittgetheilten Proben wird man erkennen, daß die gleichen vielleicht gut aufgenommen werden mag, wenn es einmal in lustiger Gesellschaft ausgesprochen wird; aber für Humor und Satire darf es sich nicht ausgeben wollen.

Daß übrigens der Herr Verf. des humoristischen Talents nicht bar sei, beweist der Aufsatz „In richtiger Beurtheilung der Liebe und Ehe“ (S. 97—106), ohne Widerspruch der beste im ganzen Buche. Herr Amthor hätte doch lieber nicht so eilig mit der Herausgabe eines ganzen Bändchens humoristischer Sachen sein sollen.

Was nun die Satire in dem angezeigten Buche betrifft, so finden wir sie unbefriedigend. Wer die Ferkheit der Gotz'schen Satire kennt, oder die Strenge der Juvonal'schen, oder das Delirium der Persius'schen, der muß lächeln, wenn Herr Amthor meint, er habe auch Satire geschrieben, nämlich in diesem angezeigten Buche. Unser Decennium liefert der Satire einen eraterreichen Boden: *Amicula est satiram non scribere*, d. h. es ist in der That schwer, das Satirische zu unterlassen; wie denn aber in sich Drang und Kraft dazu liegt, der mag auch schreiben über Das, was unsere Gegenwart Dürftiges darbietet, und nicht über die miserabelste Misere des Pöbelbürgerlichen Lebens; den wirklich großen Geistern unter den Satirikern hat das Letztere niemals genügt. Beim Abenden

ein echter Satiriker gewesen wäre, was für Satire hätte er schreiben müssen in jenem Wachen, wo die Fürsten sardanapalischten, wo die verachtungswürdigste Sorte Menschen regierte; statt dessen satirisierte Kadener über alle Jungfern, über ehe-lose Geizhalse, über arme Hofmeister und Gouvernanten. Wenn Herr Knthor einen Juvenal'schen oder Persius'schen Genius hätte, so würde er unmöglich in einer so ernstlichen Zeit wie die unsere den Artikel „Deutschlands Bierde“ (S. 45—52) haben schreiben können, worin behauptet wird, diese Bierde seien Klöße und Bier; nach medicinischer Eintheilung würde diese Dofe unter die Stimulantia zu rechnen sein, aber der Fehler ist, daß das ganze Medicament zu mast ist. Um Herrn Knthor sein Recht zu geben, theilen wir ein Paar Zeile mit: „Deutschland hat ein Recht auf Klöße, denn der Kloss ist nicht bloß deutsch, sondern der Deutsche auch Klossig. Wie der Kloss ist er in seiner Jugend zart und wellig, bald jedoch wird er zähe, grob, hartnäckig, ungenießbar. Der Deutsche läßt sich kneten und quetschen wie Klossige, er ist wie der Kloss die personificirte wohlhabige Gutmüthigkeit, Ruhe und Geduld, und wie es dem Klose einetlei ist, wer ihn ver-gehet, so hämmert sich der Deutsche nicht darum, ob er einem Adler oder Löwen anheimfällt. Ich bin auch überzeugt, der erste Mensch war ein Deutscher, denn derselbe wurde, wie aus der Bibel bekannt, aus einem Erdklose erschaffen. Doch die Klöße, sagt man, wollen schwimmen. Der Deutsche hat das zum Schwimmen vorzüglich geeignete Element, er hat das Bier, und zwar ist dies sein eigentliches Element, das er sich in Ermangelung und in Unzufriedenheit mit andern Elementen selbst geschaffen. Seine Lust ist ja zu schwül, sein Feuer verbrannt, seine Erde nicht fein und das Wasser zu dünn. Das Bier ist des Deutschen Arznei, seine Unterhaltung, sein Tagesgespräch. Das Bier ist seine Erfrischung und sein homöopatheisches Mittel gegen die vielen Bitterkeiten des deutschen Daseins. Das Bier ist das Opium, das ihn einlullt, der Erldfester, der ihn felig macht. Der Genuß von Bier steht ihm höher als der Genuß seiner Rechte, und der Biertrug manchmal über Weib und Kind. Heißt's «frei von Rom», fragt er vor Allem: «Gibt's auch Bier ohne Rom?» Heißt's «frei von Steuern», fragt er: «Gibt's auch Bier ohne Steuern?» Lieber bleibt er römisch, lieber bezahlt er Steuern, aber Bier trinkt er, am Sapfen muß er liegen, im Laumel vegetiren, im Throne leben.“

Die angeführte Stelle wird überzeugen, daß die Satire des Verf. mehr äffend und zwielich als direct und kräftig an-geht.

Wenn Ref. den Inhalt der Vorrede sich vergegenwärtigt, so erscheint ihm Herr Knthor so jugendlich keck, daß, wenn er vielleicht selbst zugibt, kein Buch sei kein Meisterwerk, er gerade dadurch gestachelt wird, ein zweites zu schreiben, welches diesem Ruhme näher kommt; das billigen wir und wün-schen es. 25.

Die ägyptische Reise des Prinzen Paul von Württemberg.

Schon im J. 1822 unternahm der Prinz eine wissenschaftliche Reise nach Amerika. Von da zurückgekehrt betrieß derselbe 1823 Sizilien und Sicilien, worauf er 1829 am 24. Januar abrückte nach Amerika sich einschiffte und 1830 zurückkehrte. Die zahlreichen schönen Früchte dieser wissenschaftlichen Reisen sind bekannt; und so ließ sich ihm voraus erwarten, daß der Reichthum des mit so hohem Ansehen versehenen und so vielfältigen Kenntnissen ausgerüsteten Prinzen in dem noch immer zu wenig untersuchten Lande der Pharaonen der Wissen-schaft manchen unerwarteten und erfreulichen Zuwachs bringen würde. Diese Reise wurde 1829 unternommen und bis zum 6. der nächsten Woche unter so günstigen Umständen fort-gesetzt, als nur wenigen Reisenden vergönnt ist. Ganzlichlich hat der Umstand dazu beigetragen, daß der Director Ägyptens

eine besondere Buntigung zu dem Reisenden setzte und dessen Zwecke überall zuvorkommend unterstützte. Sogar das Recht, keine Alterthümer auszuführen, wurde für die Person des Prinzen bei seiner Abreise aufgehoben. Auf dieser ganzen lan-gen Reise, die, was bis jetzt nur sehr Wenigen gelungen ist, bis zu einer Entfernung von 120 Meilen vom Äquator fort-gesetzt wurde, hat der Prinz nicht bloß in seiner gewöhnlichen Weise auf Alles sein Augenmerk gerichtet, was Botanik, Zoologie, Geologie, Ethnographie u. s. w. betrifft, sondern es hat derselbe auch den vorhandenen Alterthümern des Landes, von denen er manche Kostbarkeiten nach Deutschland verpflanzt, Aufmerksamkeit geschenkt. Mit Uebem fand er die Katakombe des Ramses Memnon, des Osymandyas wieder, deren Grundriß auf zwei turiner Papyrus aus jener Zeit abgebildet steht, und in welcher der kolossale Granitstatue des Ramses im Kouvre, nebst seinem Deckel zu Cambridge gestanden haben. Das Ramseschild Memnon's, über dem Eingange der Katakombe in Stein gehauen, hat der Prinz selbst mitgebracht. Es stimmt genau mit dem Schilde auf dem Obelisk an der Porta del popolo zu Rom, welcher demselben Osymandyas er-richtet worden war; jenem Obelisten, den Hermapion unter August nach Syffarth's vor drei Jahren bekannt gemachter Entdeckung in das Griechische übersetzt hat und der, als eine zweite Inschrift von Rosette, die endliche Entscheidung über Champollion's und Syffarth's Hieroglyphensysteme herbeige-führt hat. Alle besonders merkwürdigen, auf seiner Reise ge-fundenen Gegenstände, sowohl die archäologischen als die natur-historischen, hat der Prinz zeichnen, großentheils auch coloriren lassen; sie fallen nicht weniger als zwei starke Fotiobände. Schreiber dieses, der Gelegenheit hatte, die Sammlung zu sehen, war erstaunt über die Menge der höchst sauber aus-geführten naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Einzelheiten, wozu namentlich die höchst merkwürdigen ethnographischen Ge-genstände gehören. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß diese belehrenden und anziehenden Abbildungen mit einer aus-führlichen Reisebeschreibung zu einem deutschen Gemeingute ge-macht würden, da sie so vieles Neue, besonders aus Ländern enthalten, von denen wir zur Zeit noch sehr wenig wissen. Auch würde diese Reisebeschreibung schon deshalb vielen früheren den Rang streitig machen, weil ihr Ueherer mit dem Direc-tor und vielen hochgestellten Beamten bis nach Äthiopien hinauf in genauerer Verbindung gestanden, den Zustand und die Regierung des Landes besser als tausend Andere kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat. 80.

Bibliographie.

- Alt, J., Die Kirchenlehre in ihrer historischen Entwickelung an den Bekenntnisformeln der einzelnen christlichen Con-fessionen und Secten dargestellt. Berlin, Plahn. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.
- Boz (Dicks), Das Heimchen auf dem Herde. Eine Volksgeschichte. Aus dem Englischen von J. Seybt. Mit vier Federzeichnungen. Leipzig, Lohd. Gr. 16. 10 Rgr.
- Conscience, J., Ausgewählte Werke. Unter Mitwir-kung des Verfassers deutsch von J. B. Wolf. 1tes Bänd-chen: Abendstunden. 1ter Theil. Bonn, Marcus. Gr. 12. 7 1/2 Rgr.
- Das östliche Europa und Kaiser Nikolaus. Vom Verfasser des „enthaltenen Ausland“ und der „weißen Schaverei“. Aus dem Englischen von H. Kreschmar. 1ter Band. Grimma, Verlagocomptoir. 8. 1 Theil. 15 Rgr.
- Guarini, G. B., Der treue Hirt. Aus dem Stalien-schen metrisch übertragen von R. E. Werbaq. Grimma, Verlagocomptoir. Kl. 8. 15 Rgr.
- Reinhold, B., Gesammelte Schriften. 1ter Band: Maria Schwedler, die Bernsteinhöhle. Kapelle in der Sprache des 17. Jahrhunderts. 1te verbesserte Auflage. Leipzig, We-ber. 8. 1 Theil. 15 Rgr.

über ihn ausgesprochen, begnüge ich mich dies als Thatsache zu berichten. Es ist schlimm, wenn ein Ehrenmann solch Verhalten zu seiner Nation an den Tag legt; schlimmer noch, wenn diese Nation Epochen und Zustände aufweist, die dem Ehrenmann Nöthigkeiten solcher Art auferlegen. Seines Lebens in französischem Dienste war übrigens nicht allzu lange. Unter dem Consulat ward er beauftragt eine Nordarmee zu organisiren. Der Veruntreuung öffentlicher Gelder beschuldigt, rechtfertigte er sich in einer Schrift, die er anpolitisch genug war auch dem Publicum zu überliefern. Seine Gegenanträge fiel halb und halb auf einen Schwager Berthier's. Er ward völlig freigesprochen, aber gleich darauf entlassen. Er war einer der ältesten Brigadegenerale, aber den Bögling Dichegru's und Moreau's wollte man nicht befördern, den ruhigen, festen, unbestechlichen und unerschütterlichen Mann von Gewissen verdrängten die glänzenden Lakaien des ersten Consuls. Einige dreißig Generale und Generaladjutanten traf zu gleicher Zeit dasselbe Loos. Mehrere von ihnen wurden bei Napoleon's spätern Kriegen wieder einberufen. Sidemeyer verschmähte es sich vom Kaiser berufen zu lassen. Er sagt:

Ohne persönliches Interesse war ich aus deutschen Kriegsdiensten in französische getreten; es galt damals die Vertheidigung der Rechte des Menschen. Napoleon's Kriege hatten aber keinen andern Zweck als die Menschen zu unterjochen und Eroberungen zu machen. Ich hatte gelernt, falschen Ehrgeiz zu verschmähen, meine physischen Bedürfnisse zu beschränken und eine unabhängige Mittelmaßigkeit einer glänzenden Knechtschaft vorzuziehen.

Mit diesen Worten schließt die Handschrift Sidemeyer's. Mich dünkt, sie sind eines Ehrenmanns würdig. Er hatte sich auf ein kleines Landgut seiner Familie in Rheinhesen zurückgezogen. Er arbeitete dort in ländlicher Stille mehre, kriegswissenschaftliche Schriften aus, in denen er als Soldat seine Erfahrungen öffentlich niederlegte. Sein 1820 erschienenes „Lehrbuch der Kriegsbaukunst“ und seine „Abhandlung über Belagerungs- und Befestigungsmethoden“ mag der Soldat von Fach prüfen. Der Gemüthe des kleinen Orts, dem Sidemeyer angehörte, war sein patriotischer Sinn wechsfach von Nutzen. Sie wählte ihn zum Vorstands, die Provinz zum Abgeordneten für die zweite Kammer des Großherzogthums Hessen. Constitutioneller Monarchist zu sein war von ihm auf der Wunsch seines Herzens, der Jubelstich dessen gewesen, was er in früherer Zeit die Menschenrechte genannt hatte. Somit ward ihm, als sein heimatliches Hessen-Darmstadt sich 1820 eine Constitution, d. h. eine gesetzmäßige Ordnung gab, der Wunsch der Jugend im Endziel seines Lebens ungesucht verwirklicht.

G. Gustav Kühne.

Kuffhände und Ohrfelgen. Taschenbuch für Humor und Satire von Eduard Amthor. Leipzig, Schrey. 1845. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Herr Verf. tritt mit nicht geringen Präntensionen auf. Humor und Satire — ja, das ist ein vielversprechender

Titel; leider versprechen aber die meisten Titel mehr als erfüllt wird. Freilich glauben bis auf diese Stunde noch Viele, daß der Humor in nichts als einem unbändigen Capriolenmachen bestehe; sogar der heidelberg'sche Schlosser spricht es in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ mehrmals aus, und von ihm finden wir's begreiflich, denn was Stil sei, davon hat er gar keinen Begriff, wie seine eigene unglücklich unbesonnen Schreibart beweist. Der Stil des Humoristen ist allerdings oft, wie Damann sagt, ein Burleskstil; aber ein müßiges Übereinanderstopfen der Sätze ist darum noch nicht humoristische Schreibart; das Wechseln der humoristischen Stimmung mag unbedenklich wild sein, aber ein absichtlicher Humor vernichtet sich selbst. Echt Humoristisches ist in dem ganzen Amthor'schen Werke wenig zu finden. Die Hauptstücke des Werks liegt im Wig, und zwar in einer untergeordneten Gattung desselben, im Wortwitz; der bestimter Wig ist Wortwitz, auch Herr Saphir gibt sich Mühe, darin zu excelliren. Und Herrn Saphir scheint Herr Amthor sehr hoch zu stellen; doch das ist auch wol nur Schein. Denn wenn Jemand sagte, er stelle diesen Fabrikanten von Nullitäten hoch, so schrie er sich einen schlimmen Empfehlungsbrief; Herr Amthor z. B. würde in dem Falle einräumen, daß er sein Buch in die Reihe derer gerechnet wissen wolle, auf welchen steht: „man soll und muß lachen“, oder „zum Lachachen“, Wachen, die mit der Literatur nichts zu schaffen haben. Die vielen Aporismen, die der Herr Verf. mittheilt, sind größtentheils sehr matt. Wir führen als Beleg an S. 156, wo es heißt: „Die Frankken Leute sind die Kaffirer: sie müssen immer einnehmen; die schwächste Verdaulichkeit haben die Buchhändler: sie vertragen, obgleich das Fleisch so zart ist, nicht mal Krebs; die gutmüthigsten Menschen sind die vornehmen Damen: sie thun nie etwas.“ Ferner: „Die Bekümmerte Fürsten und Könige waren von jeder die Kron- und Kammergüter. Kein Wunder also, daß sie auch so große Liebhaber der Frauen sind; denn das schönste Kammergut des Weibes bleibt stets das Weib; der Mann könnte daher schon von Natur auf den Titel Kammergüterpauper Anspruch machen.“ Ferner: „Wie nennt sich der Mann, welcher die Mutter seiner Frau, der Gatte seines Kindes, Vater, Großvater und Großmutter in Einer Person ist? Adam.“ Ferner: „Wie heißt der Proceß, in welchem stets der rechthabernde Mann verliert? Die Ehe.“ Ferner: „Wie können die Autoren am besten sehen, wie viel ihre Bücher werth sind? In den Auctionen, wo man nach dem Gewichte kauft. Was ist also das beste Mittel, Folge Autoren zahn zu machen? Man schicke sie in die Auctionen, damit sie mit eigenen Ohren hören, wie hoch ihre Werke angeschlagen werden.“

Aus den mitgetheilten Proben wird man ersehen, daß dergleichen vortreflich gut aufgenommen werden mag, wenn es einmal in lustiger Gesellschaft ausgesprochen wird; aber für Humor und Satire darf es sich nicht ausgeben wollen.

Daß übrigens der Herr Verf. des humoristischen Talents nicht bar sei, beweist der Aufsatz „Su richtiger Beurtheilung der Liebe und Ehe“ (S. 97—106), ohne Widerspruch der beste im ganzen Buche. Herr Amthor hätte doch lieber nicht so eilig mit der Herausgabe eines ganzen Bändchens humoristischer Sachen sein sollen.

Was nun die Satire in dem angezeigten Buche betrifft, so finden wir sie unbedeutend. Wer die Feinheit der Horaz'schen Satire kennt, oder die Strenge der Juvenal'schen, oder das Delen der Persius'schen, der muß lächeln, wenn Herr Amthor meint, er habe auch Satire geschrieben, nämlich in diesem angezeigten Buche. Unser Decennium liefert der Satire einen einkreisigen Boden: *Amicula est satiram non scribere*, d. h. es ist in der That schwer, das Satirische zu unterlassen; wer denn aber in sich Ordnung und Kraft dazu findet, der mag auch schreiben über Das, was unsere Gegenwart Wichtiges darbietet, und nicht über die miserabelste Misere des plebejischen Lebens; den wirklich großen Geistern unter den Satirikern hat das Letztere niemals genügt. Wenn Kadent

ein rechter Satiriker gewesen wäre, was für Satire hätte er schreiben müssen in jenen Wochsien, wo die Fürsten farbanapaliskerten, wo die verachtungswürdigste Sorte Menschen regierte; hatt dessen satirische Kadener über alle Jungfern, über ehelose Weibhülfe, über arme Hofmeister und Gouvernanten. Wenn Herr Anthor einen Juvenal'schen oder Persius'schen Genius hätte, so würde er unmöglich in einer so ernstlichen Zeit wie die unsere den Artikel „Deutschlands Bierde“ (S. 45—52) haben schreiben können, worin behauptet wird, diese Bierde seien Klöße und Bier; nach medicinischer Einteilung würde diese Dosis unter die Stimulantia zu rechnen sein, aber der Fehler ist, daß das ganze Medicament zu matt ist. Um Herrn Anthor sein Recht zu geben, theilen wir ein Paar Sätze mit: „Deutschland hat ein Recht auf Klöße, denn der Kloss ist nicht bloß deutsch, sondern der Deutsche auch Klossig. Wie der Kloss ist er in seiner Jugend zart und wollig, bald jedoch wird er jäh, grob, hartnäckig, ungenießbar. Der Deutsche läßt sich kneten und quetschen wie Klostkeig, er ist wie der Kloss die personifizierte wohlthätige Gutmüthigkeit, Ruhe und Geduld, und wie es dem Klose einerlei ist, wer ihn verkehrt, so kümmert sich der Deutsche nicht darum, ob er einem Adler oder Löwen anheimfällt. Ich bin auch überzeugt, der erste Mensch war ein Deutscher, denn derselbe wurde, wie aus der Bibel bekannt, aus einem Erdklose erschaffen. Doch die Klöße, sagt man, wollen schwimmen. Der Deutsche hat das zum Schwimmen vorzüglich geeignete Element, er hat das Bier, und zwar ist dies sein eigentliches Element, das er sich in Ermangelung und in Unzufriedenheit mit andern Elementen selbst geschaffen. Seine Luft ist ja zu schwül, sein Feuer verbraucht, seine Erde nicht fein und das Wasser zu dünn. Das Bier ist des Deutschen Arznei, seine Unterhaltung, sein Tagesgespräch. Das Bier ist seine Erfrischung und sein homöopathisches Mittel gegen die vielen Bitterkeiten des deutschen Daseins. Das Bier ist das Opium, das ihn einullt, der Erlöser, der ihn selig macht. Der Genuß von Bier steht ihm höher als der Genuß seiner Rechte, und der Biertrug manchmal über Weib und Kind. Heißt's frei von Rom?, fragt er vor Allem: «Gibt's auch Bier ohne Rom?» Heißt's frei von Steuern?, fragt er: «Gibt's auch Bier ohne Steuern?» Lieber liebt er römisch, lieber bezahlt er Steuern, aber Bier trinkt er, am Zapfen muß er liegen, im Laumel vegetiren, im Thronen leben.“

Die angeführte Stelle wird überzeugen, daß die Satire des Verf. mehr äffend und zwickend als direct und kräftig angehend ist.

Wenn Ref. den Inhalt der Vorrede sich vergegenwärtigt, so erscheint ihm Herr Anthor so jugendlich frei, daß, wenn er vielleicht selbst jugibt, sein Buch sei kein Meisterwerk, er gerade dadurch gestachelt wird, ein zweites zu schreiben, welches diesem Ruhme näher kommt; das billigen wir und wünschen es. 25.

Die ägyptische Reise des Prinzen Paul von Württemberg.

Schon im J. 1822 unternahm der Prinz eine wissenschaftliche Reise nach Amerika. Von da zurückgekehrt bereiste derselbe 1825 Italien und Sicilien, worauf er 1829 am 24. Januar wiederum nach Amerika sich einschiffte und 1830 zurückkehrte. Die zahlreichen schönen Früchte dieser wissenschaftlichen Reisen sind bekannt; und so ließ sich im Voraus erwarten, daß der Wichtigkeit des mit so hohem Anschauungsvermögen und so vielseitigen Kenntnissen ausgerüsteten Prinzen in dem noch immer zu wenig untersuchten Lande der Pharaonen der Wissenschaften manchen unerwarteten und erfreulichen Zuwachs bringen würde. Diese Reise wurde 1829 unternommen und bis zum 8. der nächsten Decade unter so günstigen Verhältnissen fortgesetzt, als nur wenigen Reisenden vergönnt ist. Ganzschicklich hat der Umstand dazu beigetragen, daß der Director Ägyptens

eine besondere Buntigung zu dem Reisenden faßt und dessen Zwecke überall zuvorkommend unterstützte. Sogar das Geseß, keine Alterthümer auszuführen, wurde für die Person des Prinzen bei seiner Abreise aufgehoben. Auf dieser ganzen langen Reise, die, was bis jetzt nur sehr Wenigen gelungen ist, bis zu einer Entfernung von 120 Meilen vom Äquator fortgesetzt wurde, hat der Prinz nicht bloß in seiner gewöhnlichen Weise auf Alles sein Augenmerk gerichtet, was Botanik, Zoologie, Geologie, Ethnographie u. s. w. betrifft, sondern es hat derselbe auch den vorhandenen Alterthümern des Landes, von denen er manche Kostbarkeiten nach Deutschland verpflanzt Aufmerksamkeit geschenkt. Bei Theben fand er die Katakombe des Ramses Memnon, des Dymandias wieder, deren Grundriß auf zwei turiner Papyrus aus jener Zeit abgebildet steht, und in welcher der kolossale Granitarkophag des Ramses im Louvre, nebst seinem Deckel zu Cambridge gestanden haben. Das Namensschild Memnon's, über dem Eingange der Katakombe in Stein gehauen, hat der Prinz selbst mitgebracht. Es stimmt genau mit dem Schilde auf dem Obelisk an der Porta del popolo zu Rom, welcher demselben Dymandias errichtet worden war; jenem Obelisk, den Hermapion unter August nach Syffarth's vor drei Jahren bekannt gemachter Entdeckung in das Griechische überfetzt hat und der, als eine zweite Inschrift von Rosette, die endliche Entscheidung über Champollion's und Syffarth's Hieroglyphensysteme herbeigeführt hat. Alle besonders merkwürdigen, auf seiner Reise gefundenen Gegenstände, sowohl die archäologischen als die naturhistorischen, hat der Prinz zeichnen, großentheils auch coloriren lassen; sie füllen nicht weniger als zwei starke Folioebände. Schreiber dieses, der Gelegenheit hatte, die Sammlung zu sehen, war erstaunt über die Menge der höchst sauber ausgeführten naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Einzelheiten, wozu namentlich die höchst merkwürdigen ethnographischen Gegenstände gehören. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß diese belehrenden und anziehenden Abbildungen mit einer ausführlichen Reisebeschreibung zu einem deutschen Gemeingute gemacht würden, da sie so vieles Neue, besonders aus Ländern enthalten, von denen wir zur Zeit noch sehr wenig wissen. Auch würde diese Reisebeschreibung schon deshalb vielen Früchten den Rang freitig machen, weil ihr Uebersetzer mit dem Vicekönig und vielen hochgestellten Beamten bis nach Äthiopien hinauf in genauerer Verbindung gestanden, den Zustand und die Regierung des Landes besser als tausend Andere kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat. 80.

Bibliographie.

Alt, J., Die Kirchenlehre in ihrer historischen Entwicklung an den Bekenntnisformeln der einzelnen christlichen Confessionen und Secten dargestellt. Berlin, Plahn. Gr. 8. 2 1/2 Rgr. Boz (Dickens), Das Heimchen auf dem Herbe. Eine Elfen Geschichte. Aus dem Englischen von J. Seydt. Mit vier Federzeichnungen. Leipzig, Lortz. Gr. 16. 10 Rgr. Conscience, J., Ausgewählte Werke. Unter Mitwirkung des Verfassers deutsch von J. W. Wolf. 1tes Bandchen: Abendstunden. 1ster Theil. Boan, Marcus. Gr. 12. 7 1/2 Rgr.

Das östliche Europa und Kaiser Nikolaus. Vom Verfasser des „enthaltenen Ausland“ und der „weißen Schwärze“. Aus dem Englischen von L. Kreschmar. 1ster Band. Grimma, Verlagscomptoir. 8. 1 Theil. 15 Rgr.

Suarini, G. B., Der true Ditt. Aus dem Italianischen metrisch übertragen von M. E. Werbach. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 15 Rgr.

Reinhold, B., Gesammelte Schriften. 1ster Band: Maria Schwebler, die Bernsteiner. Kapelle in der Sprache des 17. Jahrhunderts. 1te verbesserte Auflage. Leipzig, Weber. 8. 1 Theil. 15 Rgr.

**Der rabbinisch-jüdische Decident. I. Die kosmische Ur-
idee und die historische Erscheinung.** Hamburg, Berendsohn.
1845. 8. 10 Ngr.

Siewers, J. G., Bladyslaw und Dissepti. Eine tſcher-
keſſiſche Erzählung. Leipzig, Brodthaus. 8. 20 Ngr.

Wißel, L. v., Ruhmwürdige Thaten, welche in den
legten Kriegen von Unteroffizieren und Soldaten der englisch-
deutschen Legion und der hanover'schen Armee verrichtet sind.
Hanover, Selwing. Gr. 12. 20 Ngr.

**Die Zustände der Religion und Kirche im 15. Jahrhun-
dert.** Aus den ersten Quellen dargestellt von einem Laien.
Magdeburg, Falkenberg und Comp. 1845. Gr. 8. 18 Ngr.

Z a g e s l i t e r a t u r.

**Anſicht eines Laien über die Frage: was ist das Essen-
tielle des Christenthums?** Den protestantischen Freunden ge-
widmet vom Verfasser. 2te vermehrte Auflage. Magdeburg,
Falkenberg und Comp. Gr. 8. 3 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Herr Dr. Behnisch als Kritiker, Logiker und Theolog,
nebst untermischten Reflexionen über die kirchlichen Zeitbewe-
gungen. Breslau, Adersholz. 1845. Gr. 8. 2 $\frac{1}{2}$ Ngr.

**Beiträge zu einer Kritik der neuen, deutsch-katholischen
Glaubensbekenntnisse.** Von einem Breslauer Bürger. 1ste Lie-
ferung. Breslau, Trewendt. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Berechtigung des Rationalismus. Ein Sendschreiben
an den Prediger S. A. Kämpfe. Magdeburg, Rubach. Gr. 8.
10 Ngr.

Berends, S., Was wir wollen! Eine Beleuchtung der
beiden Berliner Proteste. Berlin, Krause. 1845. Gr. 8.
2 $\frac{1}{2}$ Ngr.

**Erste Betrachtungen eines zwölf Jahre gebienten Unter-
offiziers.** Borken, Brunn. 1845. 12. 2 Ngr.

Bezzel, P., Die Lösung des behaupteten Widerspruchs
in der protestantisch-evangelischen Lehre von der Rechtfertigung
durch den Glauben allein, und der Forderung an die Men-
schen, das Gesetz zu erfüllen. Ansbach, Dollfuß. 1845. Gr. 8.
6 Ngr.

Preuske, J. G., 22 Fragen in drei Abtheilungen ge-
stellt zur Selbstbeantwortung für Lichtfreunde und die es wer-
den wollen. Frankfurt a. d. D., Erwigisch und Sohn. 1845.
Gr. 8. 5 Ngr.

**Neun Briefe über den eventuellen Anschluß Hamburgs an
den Zollverein.** Im Jahre 1841 in der Hamburger Börſen-
halle-Liſte zwanglos erschienen. Mit einem Vorworte von
E. n. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1845. 8. 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Buttman, A., Einige nachträgliche Bemerkungen zu
den Vertbeidigungsschriften gegen die Angriffe namentlich von
Striez, Stahl, Kunze und Schede auf die Erklärung vom
15. August. Potsdam, Horvath. 1845. 8. 5 Ngr.

Carus, P., Briefe an Immanuel. Spiegelbilder der
Zeit für Protestanten und Katholiken. Augsburg, Schmid.
Gr. 8. 12 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Credner, R. A., Die Berechtigung der protestantischen
Kirche Deutschlands zum Fortschritt auf dem Grunde der heil-
igen Schrift. Aus den in Deutschland allgemeine Gesetzes-
kraft habenden Bestimmungen urkundlich nachgewiesen. Frank-
furt a. M., Sauerländer. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Decher, C., Die Religion, mit Hinblick auf die religio-
sen Wirren dieser Zeit, vornehmlich in der protestantischen
Kirche Deutschlands. Gießen, Ferber. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Eberhard, P. R., Die Augsbürgische Confession ver-
deutſcht und mit Anmerkungen für unsere Zeit herausgegeben.
Nebst einem Anhange: Das apostolische, Nicänische und Atha-
nasiaische Symbolum. Altenburg, Helbig. 1845. Gr. 8.
7 $\frac{1}{2}$ Ngr.

v. Florencourt, Nebe, gehalten in der Raumburger
Versammlung der „protestantischen Freunde“ am 8. Juli 1845.
Werfeld, Schmachtenberg. 1845. 12. 1 Ngr.

**Kurze Geschichte und Beschreibung des zu Eriet aufbe-
wahrten heiligen Kodes, nebst Andachtsübungen.** 2te unver-
änderte Auflage. Borken, Brunn. 1845. 12. 2 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Hot von Hornegg, Evangelisches Handbüchlein wider
das Papstthum. Nach der 12ten Originalausgabe mit den nö-
thigen Zusätzen herausgegeben und bis auf unsere Zeiten fort-
geführt von F. Leuschner. Weimar, Voigt. Gr. 8. 15 Ngr.

Luther's, M., Prophetische Zeugnisse wider die Beräch-
ter des göttlichen Worts in der evangelischen und katholischen
Kirche Deutschlands. Herausgegeben von B. Böttcher.
Hamburg, Agentur des Raupen Hauses. 1845. 8. 12 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Maassen, C. D., Zur Charakteristik der jetzt in der
Kirche herrschenden Ansichten und Zustände. Eine Sammlung
von Briefen. Breslau, Trewendt. 1845. Gr. 8. 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Probst, F., Die sogenannte Reformation und die wirk-
liche Reformation. Ein Beitrag zur 300jährigen Jubelfeier
der allgemeinen Kirchenversammlung von Eriet am 3. Decem-
ber 1845. Nebst einem Anhange: Kurzer Überblick über die
Unterscheidungslehren der Katholiken und Protestanten. Mainz,
Kunze. 1845. 8. 15 Ngr.

Raumer, F. v., Einleitungsworte zur öffentlichen Sitzung
der Akademie der Wissenschaften am 16. October 1845. 2te
Auflage. Berlin, Buchhandlung des Lesecabinetts. 1845. 8.
3 Ngr.

Schmakowsky, B. v., Preußen und das Concordat.
Breslau, Trewendt. 1845. Gr. 8. 6 Ngr.

**Schrift und symbolische Bücher im Widerspruche für Je-
dermann faßlich nachgewiesen aus der Lehre des Trinität, Erb-
sünde und Abendmahl.** Leipzig, Goez. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Schulz, C. G. F., Erwiderung an den Hrn. Regierungs-
Schulrath Striez zu Potsdam auf das Sendschreiben an die
Geistlichen zu Berlin und Potsdam, welche die Erklärung vom
15. August unterzeichnet haben. Berlin, Schmidt. 1845. Gr. 8.
3 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Schulze, C. A. S., Die Zukunft der deutschen Uni-
versitäten. Bewillkommungsrede bei dem akademischen Erin-
nerungsfeste zu Greifswald am 30. September 1845. Greif-
swald, Bamberg. 1845. Gr. 8. 6 Ngr.

Snüffelmann, Jenny Lind und die Hamburger, oder
ein Ständchen im Jungfernstieg. Genrebild. Hamburg. 1845.
Gr. 8. 3 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Stichert, F. D., Dr. Martin Luther's Tod. Eine aus-
führliche Darstellung der letzten Lebensumstände, des Todes
und Begräbnisses des großen Reformators, nebst den bei lez-
terem gehaltenen Predigten und Reden. Annaberg, Rudolph
und Dieterici. 1845. 8. 20 Ngr.

Lobisch, A., Der Streit des Pfarrers Billicenus vom
rechtlichen Standpunkte. Ein Conferenzvortrag. Altenburg,
Helbig. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Ulich, Die Throne im Himmel und auf Erden und die
protestantischen Freunde. Eine Erörterung zunächst den Len-
kern in Staat und Kirche dargereicht. Dessau, Frische. 1845.
Gr. 8. 5 Ngr.

Ullmann, C., Für die Zukunft der evangelischen Kirche
Deutschlands. Ein Wort an ihre Schirmherren und Freunde.
Stuttgart, Cotta. 1845. 8. 11 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Wache auf der du schläffst! Ernster Ruf an Deutsch-
lands geknennungsvolle, gläubige Christen, Katholiken wie Pro-
testanten. Von einem Laien in der Gemeinde. Breslau, Aders-
holz. 1845. Gr. 8. 2 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Wegnern, A. v., Über die Erklärung der Sechs und
Achtzig in Sachen der Lichtfreunde wider die evangelische Kir-
chengeitung. Ein Wort aus dem Glauben an Alle, die es hö-
ren wollen. Halle, Rühlmann. 1845. Kl. 8. 5 Ngr.

Wellfelder, C. E. W., Gefahr für die evangelische Kirche!
Ober: Die Liturgie in der „Agende für christliche Gemeinden
des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses, herausgegeben von
B. Löhe“ beleuchtet. Ansbach, Dollfuß. 1845. Gr. 8. 4 Ngr.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Zur Judenfrage.

Die Aufgabe des Judenthums und des Juden in der Gegenwart. Acht Vorlesungen, gehalten in Berlin, vom 15. Januar bis 12. März 1845. Von S. Stern. Berlin, Buchhandlung des Lesecabinet. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Theoretiker haben fast aller Orten ihre Stimmen für die Emancipation der Juden erhoben und laute Klagen erschallen lassen über die Barbarei unserer Zeit, die sich noch immer nicht von der Nothwendigkeit überzeugen wolle, das Unrecht früherer Jahrhunderte endlich gut zu machen. Nichtsdestoweniger ist die Praxis überaus hartnäckig geblieben. Die Staatsmänner haben nicht allein die Aussprüche der Theorie nicht berücksichtigt, sondern wol gar ausdrücklich gegen dieselbe sich verwahrt. Man hat ihr die Befugniß abgestritten, über praktische Rechtsforderungen zu entscheiden, in Fragen des Lebens eine Antwort zu geben. Von mehr als einer Seite ist geäußert worden, was in der Theorie für Zulassung der Juden zum Staatsbürgerthum spreche, entscheide eben nur eine theoretische Zulassung oder die Zulassung in den theoretischen Staat; zwischen diesem aber und dem der Wirklichkeit sei glücklicherweise oder unglücklicherweise ein gerade so gewaltiger Unterschied als zwischen dem abstracten allgemeinen Begriffe und der sinnlichen einzelnen Anschauung. Was von jenem gelte, brauche wenigstens nicht nothwendig auch für diese zu passen.

So stehen denn also in der Beantwortung der Judenfrage Theorie und Praxis einander gegenüber, jede auf ihr gutes Recht pochend, jede das der andern bestreitend, die Theorie die Macht des Geistes, die Praxis die des Lebens von sich rühmend: ein Gegensatz wie er in tausend Formen und Gestalten im heutigen Dasein wiederkehrt. Fast in allen Gebieten sehen wir die Theorie Forderungen stellen, denen die Praxis nachzukommen sich nicht entschließen will, fast überall die Wissenschaft

Reformvorschläge aussprechen und das Leben in starrender Gleichgültigkeit dagegen verharren. Ganz unwillkürlich dringt sich die Frage auf, welcher Umstände Schuld dieser durchgehende Gegensatz sei. Wären wir nur Theoretiker und huldigten einseitig dem Gedanken, so würden wir sicherlich nicht anstehen, über die faule Gewöhnung der Praxis, über die Bequemlichkeitsliebe der Menschen und ihr Hängen am Alten und einmal Hergebrachten mit allem Aufwand von Worten der uns zu Gebote steht Klagen über Klagen zu erheben. Wir würden unfehlbar in jenen gewaltigen Zorn und Ingrimm gegen die Wirklichkeit ausbrechen, darin der Gedanke seine eitle Selbstgefälligkeit am gott- und geistverlassenen Dasein der Welt gegenüber feiert. Wir würden ohne Zweifel endlich diesen Zorn durch die gewöhnlichen pompastischen Versicherungen von der Allgewalt des Geistes wieder beruhigen, des Geistes, der sich trotz alles Widerstrebens der Wirklichkeit, trotz aller Hemmnisse, welche ihm das Leben entgegensetze, mit unabänderlicher Nothwendigkeit siegreich durchführen und seine Ziele erreichen müsse. Wir würden schließlich und zuletzt nach solchem Versuche, uns Muth einzusprechen und in unserer spröden Beharrlichkeit gegen die ungläubige Welt uns zu bestärken, — die Sache auf sich beruhen lassen. Aber wir sind keine Theoretiker und darum weder geneigt noch berechtigt, es uns gar so leicht zu machen. Wenigstens meinen wir, erst ganz ernsthaft untersuchen zu müssen, ob nicht die Praxis am Ende doch noch ein höheres Recht als das der bloßen Bequemlichkeitsliebe für ihr Abweisen der Theorie geltend machen kann.

Daß das Leben der Wissenschaft bedarf, um über sich selbst zum Bewußtsein zu gelangen, liegt auf der Hand. Nicht minder, daß solches Bewußtsein die unumgängliche Bedingung, die *conditio sine qua non* jedes naturgemäßen Handelns ist. Denn da die Menschheit von keinem Instinct getrieben ihren Zielen entgegengeführt wird, so

würde sie ohne die Einsicht in die Gesetze des Lebens, wie sie durch die Bedürfnisse, leibliche und geistige, vorgezeichnet werden, dem vererblichen Schwanken völliger Rathlosigkeit preisgegeben sein. Sie würde in ihrer Freiheit einen Quell ausschließlichen Irrthums, in ihrer Willensfähigkeit die Möglichkeit nur des Bösen besitzen: erst in der Erkenntniß erreicht die Freiheit ihre Wahrheit, der Wille seinen Bestimmungsgrund. Die Erkenntniß ist der Menschheit ein Leitfad, der sie im Wirren und zügellosen Treiben da und dorthin ausschreitender Willkür, in den mannichfachen Abirrungen der Leidenschaft und vom Augenblick erregter Begierde, bei ihrem rechten und wahren Wesen, bei sich selbst erhält. Sie ist das Maß des Freiheitsgebrauchs. Eben um deswillen aber darf sie auch nichts Außerliches, nichts außer dem Leben Liegendes für die Wissenschaft, darf nicht Namen enthalten, die nicht aus der Wirklichkeit des Daseins geschöpft sind, nicht Lehren bieten, die als ein Neues und Fremdes an das Leben herantreten. Vielmehr würden ihre Lehren, ihre Grundsätze, ihre Machtprüche die zum Bewußtsein gekommenen Thatsachen dieses Lebens sein und die Praxis hat ein gutes Recht zu dem Verlangen, in denselben sich und eben nur sich wiederzufinden.

Gleichwol ist die gegenwärtige Wissenschaft gerade das Gegentheil von dem Allen. Sie hat zwar an der Wirklichkeit der Welt ihren Ausgangspunkt — denn das Wissen an und für sich ist ein leeres und bedarf der Wirklichkeit zum Inhalte —; aber von Abstraction zu Abstraction fortsteigend und so diesen Ausgangspunkt mehr und mehr zurückschiebend, sucht sie ihre Ziele in einem allerallgemeinsten Gedanken, der kaum noch einen Schatten, einen leisen Schimmer des Daseins widerspiegelt. Aus der sinnlichen Anschauung ihren ersten und ursprünglichen Inhalt empfangend, arbeitet sie an dessen Umwandlung durch das Denken so lange bis er ein allersubjectivstes Gepräge trägt und seine Beziehung zur Gegenständlichkeit auf ein Minimum gebracht ist. Mit einem Worte, sie entkleidet die Dinge ihrer unmittelbaren Wesenheit und verkleidet sie zu einfärbigen Begriffen, solche Unwirklichkeit dann für das wahre Wesen derselben ausgehend. Ist es da zu verwundern, daß die sinnliche Welt da veranlassen, bei solcher sich stößt? Oder wie vermöchte sie noch in derselben sich wiederzuerkennen? Die Praxis findet eine Theorie vor, die Alles eher enthält als eben ihre unmittelbar erfundenen Bedürfnisse, ihre Thatsachen und Bedingungen, eine Theorie, die somit keineswegs geeignet ist, sie über sich selbst aufzuklären, ihr zum Selbstverständnisse zu verhelfen: was sollte sie da veranlassen, bei solcher sich Rathes zu erholen und solcher Aussprüche für sich gelten zu lassen? Gewiß, die gegenwärtige Wissenschaft, unfähig dem Leben rechte Belehrung zu spenden, trägt allein, einzig und allein die Schuld, wenn dieses nunmehr seinen eigenen Forderungen nicht zu genügen, auf seine eigenen Fragen keine Antworten zu geben, seine eigenen Streitpunkte zu keiner naturgemäßen Entscheidung zu führen im Stande ist.

Wir werden uns überzeugen, daß dies wesentlich der Fall in der Judenfrage ist. Bei einem großen Theile der Theoretiker beruht der ganze Rechtsitel der Judenemanicipation in der Annahme einer natürlichen Gleichheit der Menschen. Alle Menschen, heißt es, sind gleich geboren und darum gleicher Rechte und Pflichten fähig; Unterschiede der Berechtigung und der Verpflichtung widerstreiten der Natur und ihre Existenz ist ein Zustand der Krankheit der Gesellschaft. Die gesunde Vernunft muß dagegen ankämpfen und ist bestrebt, den gegenwärtigen Staat auf jene natürlichen Verhältnisse und Bedingungen zurückzuführen. Ganz natürlich ist die Judenemanicipation eins ihrer ersten und dringendsten Postulate. Denn es läßt sich doch wol nicht in Abrede stellen, daß die Ausschließung der Anhänger eines Glaubensbekenntnisses von politischen Rechten, in deren Genuße die eines andern sich befinden, eine gewaltige Störung des als normal bezeichneten Zustandes der Gesellschaft ist. Von diesem Standpunkte aus wird also die Judenemanicipation zu einer Frage der Humanität, der allgemeinen Menschlichkeit. Es wird darum auch ohne Aufhören von der allgemeinen Bruderliebe geredet, welche den Menschen mit dem Menschen verknüpfen müsse, und natürlich kann es nun und nimmermehr begriffen werden, wie solche der Vergangenheit habe so gänzlich fehlen können. Wird nach dem Erklärungsgrunde für solchen bedauernswerthen Mangel gesucht, so muß in der Regel religiöse Unduldsamkeit Alles verschuldet haben. Die Phrase der Toleranz spielt dann ihre eitle selbstgefällige Rolle und unter überströmenden Gefühls-ergüssen wird die emancipationslustige Judenmenschheit in ihre „natürlichen Rechte“ — vorläufig theoretisch — eingeseht. Aber von vornherein muß das politische Leben solche natürliche Gleichheit der Menschen als eine leere Einbildung, als ein Truggespinnst abweisen. Dieses weiß nichts von allgemeiner Menschlichkeit, von allgemeinem Menschenthume; es ist nur gewöhnt, die Menschen in ihrer Sonderung zu verschiedenen Nationalitäten, in ihrer Sonderung durch Geschichte und Bildung aufzufassen. Es hat es nirgend und an keinem Punkte mit dem Menschen als Menschen, d. h. eigentlich mit dem Menschenbegriffe, in welchem allein alle Menschen als etwas Gleiches in Eins zusammenfallen, zu thun. Denn dieser allgemeine Mensch wird nirgend im staatlichen Leben erfahren. Wird also eine Emanicipation der Juden auf Grund des Umstands verlangt, daß an diesen sich alle diejenigen Merkmale zusammensünden, welche den Menschen im Allgemeinen ausmachen, so geht dies die politische Praxis nichts an. Denn diese Forderung fodert ganz eigentlich nicht die Zulassung der Juden in den bestimmten, besondern Staat, in das bestimmte besondere Volksthum, sondern nur die Zulassung zum allgemeinen Menschenthume, und jene hat wahrlich solcher Forderung Recht noch niemals bestritten. Sie hat noch nie die Juden ihres Menschenseins berauben, sie darin verkürzen wollen, man müßte denn etwa die Judenverfolgungen früherer Zeiten als derartige Versuche

auslegen. Gottlob aber! in der Gegenwart braucht Vergleichen nicht mehr gefürchtet zu werden. Tritt nichtsdestoweniger die Theorie und dies nicht ohne Eifer und Hitze für das gute Recht der Juden als Menschen zu gelten in die Schranken, so erinnert dies an das Gesetz jenes akademischen Senats, der verordnete, daß hinfüro Derjenige, welcher einen Nachwächter tödte, ganz ebenso bestraft werden solle als Derjenige, welcher ein gleiches Verbrechen gegen einen andern Menschen verübe. Die Juden haben alle Ursache, diesen ihren Freunden, welche sich auf die Entdeckung, daß ein Jude doch so zu sagen auch ein Mensch sei, wunders wie viel zu gute thun, gänzlich abzufagen.

Eine andere Beweisführung, wie sie von der Theorie für die Judenemancipation beliebt wird, beruft sich auf die Vortrefflichkeit der Moral des Judenthums. Dem Staate, wird gesagt, könne keine Gefahr drohen von Bekennern einer Religion, die nicht minder als jede andere zwischen Gutem und Bösem zu unterscheiden wisse, und es sei somit kein Grund vorhanden, die Juden von demselben auszuschließen. Aber wer hat denn schon je behauptet, muß die Praxis dagegen reden, daß der Staat nichts weiter als eine moralische Anstalt? In China etwa könnte diese Beweisführung eine schlagende sein und auch da nicht einmal ganz. Der Staat hat es mit noch ganz andern Dingen zu thun als die bloße Moral zu executiren; diese entnimmt sich vielmehr der specifisch staatlichen Sphäre und ist eine allen Völkern der Erde in gleicher Weise gemeinsame. Aus der Moral könnte Niemand die Verschiedenheit der Staaten begreifen, aus der Moral Niemand die wesentlichen Bedingungen des Bestehens derselben herleiten; — denn ihre Gebote sind durchaus allgemeine, über jede Besonderheit hinausreichende, und ein tugendhaftes Leben ist zu vielen Dingen nütze, aber es gewährt an und für sich noch keinen Patriotismus, kein politisches Ehrgefühl und alles Das nicht, was den Staatsbürger als Staatsbürger befehlen soll. Mit der Moral mag es sich im Privatleben gut haushalten lassen als Einzelner gegen den Einzelnen; die politische Oekonomie hat mehr Bedürfnisse als daß sie damit ausreichen könnte. Das staatliche Leben, welches selbst wieder ein deutsches oder französisches oder englisches u. s. w. ist, verlangt von der Theorie Belehrung darüber, ob die Juden in das gegenwärtige Deutschtum oder Franzosenthum oder Engländerthum u. s. w. eingegangen, mit diesem innerlich verschmolzen sind. Die Antwort darauf ist: „Das kann ich nicht sagen, aber es sind im Allgemeinen recht eheliche Leute und weder Räuber noch Mörder.“ Ist das nicht ganz ausnehmend theoretisch?

Könnte nun das Leben in keinerlei Weise durch solche Theorien veranlaßt werden, die Nothwendigkeit der Judenemancipation anzuerkennen und demgemäß zu verfahren, so wurde die Frage gänzlich verschoben und der Knoten ein geradegu unauf löslicher, als ein gewisser philosophischer Absolutismus sich darein mengte. Dieser erklärte, die Gegenwart des staatlichen Lebens sei durch-

aus nicht berufen dazu, die Zulassung der Juden zum Staatsbürgerthum auszusprechen, und machte, um Alles in Einem zu sagen, die Möglichkeit der Emancipation von tausend Unmöglichkeiten abhängig. Die ganze Frage in ihrer jetzigen Stellung wurde ins Gebiet der Theologie verwiesen: die ganze Sache, wurde behauptet, ist ein Zank des Judenthums und des Christenthums, der um des begrifflichen Gegensatzes zwischen diesen beiden an und für sich nicht zu beschwichtigen, nur mit Aufgabe sowohl des Christenthums als auch des Judenthums, mit Herstellung eines allgemeinen Humanismus zu seiner „kritischen“ Entscheidung gebracht werden kann. Der Christ soll den Christen, der Jude den Juden ausziehen, beide sich zu allgemeinen Menschen verflüchtigen, dann gibt es von vornherein keine Trennung mehr und die Judenfrage braucht gar nicht erst aufgeworfen zu werden. So lange dagegen der Jude noch Jude ist, wie sollte er in den „christlichen Staat“ eingehen können, — so lange der Christ noch Christ, wie sollte er den Juden als seines Gleichen bekennen? Denn Christ und Jude sind Todfeinde und müssen sich um des Begriffs willen durchaus hassen. Die Theorie gebietet ihnen geradezu: Haßt und verfolgt euch! und der Schlaf, in welchem sie befangen, ist tief genug, um ihr den Traumwahn nicht zu nehmen, sie sei wirklich eine absolute Gebieterin des Lebens. Diese Theorie macht scheinbar einen Ansaß dazu, der wirklichen Sachlage sich zu nähern; sie stellt wenigstens die Frage: Ist der bestimmte, nach ihr der „christliche“, Staat im Stande, die Juden in sich aufzunehmen, und diese, in einen solchen bestimmten einzugehen? Sie bringt also scheinbar schon Verhältnisse und Thatsachen der Wirklichkeit zusammen und untersucht, ob dieselben einer Einigung fähig oder nicht; aber in Wahrheit und bei Lichte besehen sind freilich diese Thatsachen der Wirklichkeit keine, sondern wieder ganz willkürliche theoretische Begriffe. Oder wo in aller Welt besteht heute der „christliche Staat“, wo in aller Welt gibt es Juden, die so ganz und gar noch mit dem Judenthume zusammenfallen, daß sie außer demselben nicht auch noch etwas für sich sind? Der Staat ist von Anfang an nur ein nationaler gewesen und hat im Volksthum ganz ausschließlich seinen Träger gehabt. Die Religion hat die Kirche, ein allgemeines Reich der Heiligen und Gläubigen begründet, aber die Staaten haben sich innerhalb dieses allgemeinen Reichs nach der Verschiedenheit der Nationalitäten gegliedert und das Christenthum hat diesen gegenüber niemals Gewalt gehabt. Im Verlauf der Geschichte hat sich dieses Verhältniß der Gleichgültigkeit zwischen Volksthum und Religion immer schärfer, immer offener herausgestellt, sodaß in der Gegenwart auch die äußere völlige Trennung beider ein unabweisbares Bedürfnis geworden. Wer gab der Theorie das Recht, der Geschichte und der Natur der Dinge zum Hohne auf die im Augenblick allerdings noch bestehende, aber längst als Lüge von den Verständigen empfundene Verbindung des Staats thums mit dem Kirchentume die Behauptung zu grün-

den, daß der gegenwärtige Staat ein christlicher sei? Nicht allein, daß sie damit das Wesen des Staats, welches ein reiches und mannichfaltiges ist, in einem einzigen Merkmale untergehen läßt, dieses eine Merkmal ist nicht einmal ein dem Staate wesentlich zugehöriges, sondern ein nur zufällig und momentan mit ihm verbundenes. Wahrlich die Christlichkeit des heutigen Staats steht der Judenemanzipation nicht mehr entgegen als etwa der Mohammedanismus desselben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sechs humoristische Vorlesungen von Edward. Gedruckt als Fastnachtsgabe für Freunde. Nachen, Bengler. 1845. 16. 7 1/2 Ngr.

Diese Vorlesungen sind, wie der Verf. im Vorworte sagt, vor zahlreichen Versammlungen zu Nachen, Köln und Leipzig „unter kühnem Beifall“ gehalten worden. Dabei kommt das Meiste auf die Stimmung der Gesellschaft an. Ist der Redner sonst als ein joviales Haus beliebt, haben sich seine Zuhörer durch Gespräch und Wein hinlänglich erwärmt, so kann er mit einem sehr mächtigen Aufwande von Witz großes Gekächel, mit andern Worten kühnem Beifall, hervorruhen. Gedruckt freilich machen sich die Sachen anders; betrachtet man sie dann in nüchternem Zustande näher, so wundert man sich wohl, wie es möglich gewesen ist, darüber zu lächeln. Das sollte Jeder, welcher dergleichen Vorlesungen gehalten hat, reiflich bedenken, ehe er sich zum Druck derselben entschließt, und wäre es auch nur für Freunde. Wir waren nicht so glücklich, in den Kreisen zu sitzen welche Hr. Edward mit seinen mündlichen Vorträgen erheiterte; was hier gedruckt vorliegt, hat uns nicht angesprochen und vergeblich haben wir darin nach Humor gesucht. Doch enthalten wir uns billig einer kritischen Besprechung dieser Neben und glauben gern, daß sie in lustigen Gesellschaften einen bessern Eindruck gemacht haben.

13.

Bemerkung.

Liebenswürdigkeit der Frauen.

Alle Liebenswürdigkeit, also auch weibliche, verlangt ihre Zeit und ihren Raum, und ist dadurch von beiden abhängig. Den Raum gewährt ihr das gefittete Gesellschaftsleben, denn vor Huronen ist sie nicht an ihrem Ort; die Zeit wird von selber durch das Lebensalter bestimmt. Darum soll die Liebenswürdigkeit gleich der Wissenschaft fortgehen mit der Zeit, d. h. sie soll nicht stehen bleiben in einer veralteten Form; die Frau und Mutter soll nicht mit der Liebenswürdigkeit des Mädchens, die Matrone nicht mit derjenigen einer jungen Frau erscheinen; sonst wird es den Weibern gehen wie den van ihnen gelesebenen Romanen, wie dem beliebten Lafontaine und Walter Scott, deren Zeit vorüber. Doch ist es ein verzeihlicher Irrthum, wenn Frauen, deren Gemüth viel länger jung bleibt als das männliche, das Wlausein einer Zeitepoche nicht gewahren, sonach ihre Liebenswürdigkeit zu starr festhalten, die Manier nicht verändern, gleichwie Lafontaine seine polternden Oheime und empfindsamen Jünglinge, Scott seine wahnsinnigen alten Weiber und spißbüßischen Helben wiederbringt. Möglicherweise sind durch Kunst die Grenzen der Zeiträume etwas zu verschieben, durch Nachhilfe kann die anfängliche Abnahme blühender Besichtigtsarbe oder eine Runzel verborgen werden; doch größere Kunst von Jahren und die Ungefügigkeit des Vergangenen und Gegenwärtigen macht sich endlich immer geltend. Daß nun Weiber dennoch mit Kunst Zeiträume zu vertiefern suchen, gereicht ihnen bei strengen Richtern zum Nach-

theil, und man folgert daraus eine widrige Bewegung der Natur. Freilich gefällt von Natur das Weib dem Manne; allein zur ausgezeichneten Liebenswürdigkeit ist Kunst erforderlich, eine Erhöhung des Natürlichen, eine mit Reiferschaft vollendete Darstellung desselben. Dann will das Weib gefallen, und man gewahrt dies gern, man wird bezaubert, bis hinterher der überlegende Verstand entdeckt, das Weib sei seiner Kunstmittel gewiß, brauche dieselben bei Jedem und Allen für allgemeinen Beifall. Sogleich ist die männliche Eitelkeit beleidigt, welche Bemühungen des Gefallens für sich allein begehrt und gern den Ruhm davontrüge, durch persönliche Anregung das Liebenswürdige des Weibes in volles Licht gestellt zu haben. Daraus entspringen Vorwürfe von Unwahrheit, Bitterkeit, und Eitelkeit, die so häufig gehört werden: — Beschuldigungen der Eitelkeit wurzeln meistens in der eigenen. Man klagt über ermüdende gesuchte Unterhaltung, über Vertheilung von Gefühlen, über ein von blinden Verehrern erwecktes und unglücklich angestrebtes Ideal, man spräche vielleicht lieber selbst, erwecke zu neuem Gefühl, und gäbe dem Ideale das erste Lob. Wie ungerecht! Kunst und künstlerisches Bewußtsein sollen fehlen, bloße reine Natur soll gelten, und zwar in derjenigen Gestalt, die der Beobachter als die vollkommenste sich ausgedacht. Dies ist bei allgemeiner Liebenswürdigkeit unmöglich, sie muß genommen werden in ihrer eigenen Art, in einer kosmopolitischen nicht immer dem engeren Ich und Hausinn zu sagenden Weite, mit einem Bühnengeschmack, der andere Vorlesungen verlangt als das Auftreten in der Familie und das Preiswürdige unter vier Augen. Dabei mag denn die Gefahr nicht gesehnet werden, daß liebenswürdige Frauen im weiten Raume der großen Welt sich selbst verlieren und eine Sammlung ihres Wesens entbehren, ohne welche die Innigkeit und Wahrheit des Gefühls schwerlich besteht, und für deren Pflege ihnen Zeit und Ruhe mangelt. Sie sind alsdann mehr zu bedauern als zu verurtheilen, und der Fehler ist zu suchen, wo er überhaupt für viele menschliche Verhältnisse zu finden ist — im unrichtigen Maß von Raum und Zeit.

24.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Luther's Leben.

Erste Abtheilung:

Luther von seiner Geburt bis zum Ablassstreite.

(1483—1517.)

Von

Karl Jürgens.

Erster Band.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Wunsch des Verfassers dieses Werkes geht dahin, möglichst vielen Denkenden ein deutliches und wahres, den Bedürfnissen und Forderungen der Gegenwart genügendes Bild von Luther zu geben. Die zu lösende Aufgabe besteht vornämlich in der Nachweisung, wie Luther ganz mit seiner Zeit sich bildete, mit ihr wurde was er geworden ist, mit ihr that was er gethan, fest in ihr stehen bleibend sie weiter führte, ihre Richtungen in sich aufnahm, durchbildete, zur Reife brachte und eben dadurch neue Wege bahnte, sodas er dasste als Vertreter und Werkzeug des Gebots der Verhältnisse, des Willens, der Vernunft seines Zeitalters, sofern es auf ihn und er auf die Zeitgenossen eingewirkt hat.

Leipzig, im März 1846.

H. W. Brockhaus.

Zur Judenfrage.

(Fortsetzung aus Nr. 60.)

Ein ebenso begriffliches Unding oder undinglicher Begriff als der Staat ist der Jude dieser Theorie. Nicht im mindesten berücksichtigt sie, daß zwischen dem Juden der Gegenwart und dem der Zeiten etwa des Königs David ein gar gewaltiger Unterschied ist, daß nicht minder Unterschiede sich herausstellen, wenn man die polnischen, russischen, spanischen Juden u. s. w. mit den deutschen, französischen und englischen vergleicht, daß man also die einen nicht für die andern verantwortlich machen, die charakteristischen Eigenschaften der einen nicht zugleich von den andern aussagen kann. Sie hat es immer nur mit dem allgemeinen Juden zu thun und weiß von diesem kein anderes Merkmal geltend zu machen als eben das Judenthum nur. Daß aber der Jude des Lebens, der leibhafte und wirkliche Jude, nicht bloß Jude, ein durch und durch jüdischer Jude ist, sondern so gut wie der Christ auch eine von der Religion unabhängige, selbständige Sphäre noch ausfüllt, das kümmert sie nicht, darum will sie sich nicht kümmern. Ihr Eins und ihr Alles ist der Begriff; das Leben seinerseits mag zusehen, wie es diesem sich unterordnet, oder des ganzen Jarns der Theorie sich gewärtig halten.

Freilich aber ist es auch vom Standpunkte des Begriffs aus ganz und gar unbegreiflich, wie der Glaube und ein vom Glauben nicht bedingtes Leben nebeneinander hergehen können. Denn der Begriff vermag sich über den logischen Widerspruch des religiösen und eines davon unabhängigen politischen Lebens nicht zu erheben und ist immer bereit, sein Entweder — Oder dazwischen zu schreiben. „Entweder sei ein Religiöser — heischt er — oder sei Lebemann, entweder hulbige Gott oder hulbige den Menschen; denn du kannst nicht Beides wollen, nicht zweien Herren zugleich dienen. Der Dienst Gottes verlangt Hingabe an ein Übernatürliches, an eine jenseitige Welt der Wahrheit; der Dienst der Menschen verlangt, daß du diese irdische Welt als die wahre anerkennst und deinen Genuß und deine Befriedigung auf Erden suchst. Du würdest ein untanglicher Weltmann sein, wollest du über dem Anshauen des Gottesreiches die Gegenwart mit ihren Forderungen und Bedürfnissen aus den

Augen verlieren.“ Aber der Begriff vergift dabei gänzlich, daß auch nicht die mindeste Nöthigung vorhanden ist, solche widersprechende Momente in eine Einheit zusammenzufassen, wie er dies willkürlich thut. Er hat allerdings Recht zu der Behauptung, daß Niemand zweien Herren gleichzeitig dienen könne; aber wie dann, wenn von solcher Gleichzeitigkeit gar nicht die Rede? Gerade dieses „gleichzeitig“ wird vom Begriffe nur erschlichen, denn in ihm selbst wird von Zeit und Raum ganz und gar abgesehen. Seine Einheit ist eine zeitlose und kann darum für das Leben nicht gelten, dessen wesentliche Form und Bedingung die Zeit. Was im Begriffe nicht zusammenpassen will, kann immer noch getrennt existiren; was nicht gleichzeitig möglich, kann in der Aufeinanderfolge möglich sein; was als Einheit nicht ist, kann als Zweiheit sein; mit einem Worte: der Widerspruch, welcher logisch unstatthaft, ist es um deswillen nicht in der Praxis und das Leben mehr als eine logische Abhandlung. Die Theorie hat zu ihrer Forderung: Entweder Himmel oder Erde! nicht ein Haar breit mehr Recht als zu der Forderung: Entweder Tisch oder Bank! Wie dieses ant — ant am Raume, so splittert jenes an der Zeit. Man kann es sehr gut begreifen, daß Tisch und Bank nebeneinander bestehen können; nicht schwieriger ist die Einsicht in die Möglichkeit, daß der Mensch dem Himmel und der Erde suum cuique! Jedem sein bescheiden Theil der Verehrung und Liebe zukommen läßt.

Nach allen diesen Verirrungen der Theorie kann es nicht mehr schwer fallen, die sachgemäße Stellung der Judenfrage zu finden. Sie ist einfach diese: Sind die gegenwärtigen Juden fähig, in den modernen volksthümlichen Staat einzugehen, haben die jetzt lebenden deutschen Juden das Deutschtum wahrhaft in sich aufgenommen, sodas gleiche volkliche Interessen mit den naturwüchsigen deutschen Staatsgenossen bei ihnen möglich sind? Wir werden diese Frage nicht beantworten können, ohne ein schon Angeedeutetes, einerseits das Verhältniß des gegenwärtigen Christenthums, andererseits das gegenwärtigen Judenthums zum nationalen Staate ausführlicher und sorgfältiger zu prüfen.

Das Christenthum ist seiner innersten Natur nach alle Dem abgewandt, was den Genuß des irdischen Lebens angeht. Nur und ausschließlich dem religiösen

Bedürfnisse der Menschen Befriedigung bietend, läßt es den ganzen übrigen Menschen unberücksichtigt außer sich liegen. Es ist eine Religion, die nichts weiter sein will als Religion, die nicht mehr geben will als Erbauung, die keineswegs alle Seligkeit, alle Genüsse und alles Heil des Menschen in sich schließt. Wenn sie gebietet: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott was Gottes, so bekennt sie ausdrücklich, daß das gesammte Leben nicht unter ihr befangen, daß es auch selbständige Sphären außer ihr gebe. Etwa nur in den frühesten Zeiten ihres Daseins, da noch der Gegensatz eines maßlosen und überreizten weltlichen Lebens dem Gläubigen unmittelbar vor Augen stand, mochte sie über diesen eine ausschließliche Herrschaft führen, die sie sich mit der Summe seiner Bedürfnisse ihr unterordnen. Wer aber sieht nicht, daß dies eine bloße zeitwähliche Erscheinungsform ist, nicht das Wesen der Religion selbst? So war es denn auch eine Nothwendigkeit, daß das staatliche Leben auf durchaus unabhängigen Basen erwuchs. Das Christenthum bewies sich so wenig als ein staatenbildendes Princip, daß es selbst in seiner ersten Frische nicht im Stande war, den entgeisteten antiken Staat, in den es einging, umzuschaffen oder ihm neuen Halt, neue Lebensfähigkeit zu geben. Der griechisch-römische Staat blieb der er gewesen, obwol das Christenthum zur Staatsreligion erhoben worden. Ebenso wenig hat es den germanischen Staat geschaffen. Wäre dies der Fall, so müßte derselbe nothwendig ein Staat aller Gläubigen, nicht ein Staat des besonders Volksthums sein. Empfangung er nichtsdestoweniger das Prädicat allgemeiner Christlichkeit, so konnte ihn dies doch nicht hindern, seine speciellen Interessen, und war es auch zum Nachtheil der ganzen übrigen Christenheit, zu verfolgen. Zu wiederholten Malen führte er sein besonderes Volksthum gegen ein anderes in den Kampf, wenngleich beide in gleicher Weise dem einigen christlichen Glauben huldigten. Das staatliche Interesse zeigte sich also wenig mit dem der Religion verbunden, die Religion vermochte den Staat, der Staat die Religion nicht zu bedingen. Während Deutsche gegen Welsche die ganze Schärfe ihres nationalen Jornes lehrten, blieben Deutsche wie Welsche doch Brüder im Glauben.

Noch schärfer stellte sich dies Verhältniß der Gleichgültigkeit zwischen Religion und Staat nach der Reformation heraus. Diese zerklüftete den bisher einigen Glauben in zwei schroffe feindliche Gegensätze: gleichwol behauptete der Staat seine Einheit und umfaßte in dieser die getrennten Parteien. Mußte er nicht also den Träger seiner Einheit in einem durchaus andern Princip finden als in dem des Glaubens? in einem Princip, das sich durch Spaltungen der Glaubensmeinungen nicht wirklich erschüttern ließ, das stabiler und fester war denn diese? Protestant und Katholik, im Glauben getrennt, wurden Genossen eines und desselben Staats, fanden in diesem eine Sphäre, welche sie vereinigte, ihnen gleiche Interessen gab. War dies möglich, wenn Staatsleben und Glaubensbekenntniß wesentlich in Eins zusammenfielen?

Seit der Reformation aber ist die Trennung im Glauben eine immer mannichfaltigere geworden. Die verschiedensten und entgegengesetztesten religiösen Überzeugungen wurden geltend; fast jeder Befenner des Christenthums bekannte einen andern Glauben, sodaß es heutzutage kaum noch zwei Christen geben mag, deren Ansichten vollkommen und ganz und gar übereinstimmen. Wolte nun der Staat die Bedingung seiner Existenz, die Garantie seines Bestehens in die Religion setzen, welcher Staat bestände wol noch? Wahrlich, es kann nichts Lächerlicheres geben als die Ansicht Derer, welche die naturwüchsige Einheit des Volksthums durch eine etwanige künstliche Einheit des in seinem Wesen zerklüfteten und, weil die mannichfachen Deutungen und Auslegungen, die mannichfachen Gegensätze zulassenden Glaubens ersetzen wollen. Der Staat betrügt sich selbst, der an der Religion seine Stütze sucht. Nach den vielfachen Erfahrungen, die er in dieser Beziehung zu seinem Schaden gemacht hat, wird er es sich nicht bergen können, daß er die Religion nun auch wirklich äußerlich von sich abscheiden und sich selbst anheimgeben muß. Er wird endlich das Staatsbürgerthum nur noch von der Hingabe an das Volksthum, wie es durch Natur und Geschichte geworden, abhängig machen dürfen und die Juden zu jenem berechtigten müssen, sobald er sich davon überzeugt hat, daß ihr Eingehen in dieses eine wirkliche Thatsache.

Allerdings aber hat es mit dem eigentlichen Judenthume eine ganz andere Verwandniß als mit dem Christenthume. Wenn dieses in seinen Bekennern nur eine Seite, nur ein Bedürfniß in Anspruch nimmt und die übrigen frei entläßt zu selbständiger Befriedigung, so umfaßt das wahre alte Judenthum den ganzen Menschen. Es bietet nicht nur religiöse Erbauung, es bietet in sich selbst auch schon den Genuß der Weltlichkeit; es scheidet sich nicht von dem staatlichen Leben als ein besonderes und diesem gleichgültiges ab, sondern macht den Staat von sich abhängig. Der christliche Gott hat es mit Volksthum, mit Staat und Politik nicht zu schaffen, er ist ein Gott aller Gläubigen, gehören diese einem Volksthume an welchem es immer sei; aber der jüdische Gott ist ein Gott seines auserwählten Volks, Jehovah ist der Träger und das Princip des jüdischen Stammes. Der Jude findet in seiner Religion sein Eins und sein Alles; sie ist ihm Glaube, Heimat und Vaterland, die Garantie nicht bloß innerer Seligkeit, sondern auch äußern Gedeihens und weltlichen Wohlstandes. Im Judenthume werden alle Bedürfnisse des Gläubigen gesättigt; das Leben dieses ist von der Religion ganz und gar durchdrungen, und es gibt kein Moment, das sich ihr entziehen, eine selbständige Geltung für sich in Anspruch nehmen könnte. Das Judenthum ist eine gründliche Heiligung, eine durchgehende Vergöttlichung der gesammten Weltlichkeit: — diese für sich ist nichts, sie empfängt ihr Sein, ihr Wesen, ihre Bedeutung erst von Jehovah. So konnte es denn auch geschehen, daß als die Judenzeit längst ihrer naturwüchsigen

gen Rationalität beraubt, als sie vom Boden ihrer Väter vertrieben und über alle Länder der Erde zerstreut war, sie nichtsdestoweniger ihr Volksthum in aller Starre aufrecht erhielt. In ihrer Religion fand sie es wieder und da, wo ihr nur so viel Raum geboten war, um Jehovah einen Altar zu errichten, hatte sie auch ihre Heimat. Glaube und Volksthum waren ihr so unzertrennlich, daß der Abfall vom rechten Glauben zugleich ein Verrath an der Nation und solcher ohne jenen nicht denkbar war. Anders hätten auch die Juden mitten in dem bewegten Treiben der Völker, welche die moderne Geschichte geschaffen, nicht ihre unbewegte Ruhe, die Starrheit des Todes behaupten können; und jene Verfolgungen, deren Gegenstand sie zu wiederholten Malen gewesen, hätten sicherlich ebenso sehr, wenn nicht mehr noch, in einem beleidigten Volksthum ihren Grund als in religiösem Fanatismus. Beides verband sich der Judenheit gegenüber überaus leicht. Die Fähigkeit, mit welcher die Juden die Vergangenheit mitten in der Gegenwart festhielten, eine längst abgestorbene Nationalität innerhalb einer lebendigen und in frischem Ringen und Kämpfen begriffenen, mußte das Selbstgefühl und den Stolz dieser gegen sich aufbringen. Nicht ewig aber konnte der Widerspruch dieser Stellung der Juden dauern; er mußte endlich seine geschichtliche Lösung finden und es machte sie hier wie in allen ähnlichen Fällen das weltgeschichtliche Recht des lebendigen Volksthums geltend. Kann man auch keinen bestimmten Zeitpunkt angeben, wo das Leben der Geschichte zuerst in die Judenzeit einbrach und das Judenthum bewältigte, so sind doch die Folgen eines solchen Einbruchs unwiderleglich vorhanden. Die deutschen Juden der Gegenwart sind nicht mehr was ihre Väter und Vorfahren; sie sind nicht mehr eine abgeschlossene Nationalität, wenigstens freuen sie sich derselben nicht mehr, wenigstens wollen sie dieselbe nicht weiter behaupten. Wie dieser Proceß vor sich gegangen, wie allmählig die religiöse Nationalität der naturwüchsigen gewichen, wie das Judenthum in seinen Bekennern auf das rein religiöse Gebiet zurückgedrängt worden und alle übrigen Sphären des Lebens, die an und für sich nicht religiösen, freigegeben hat, darüber fehlen uns noch die Nachrichten. Es ist leicht begreiflich, daß die Juden, welche allmählig zum Bewußtsein des Widerspruchs ihrer Stellung zum Leben kamen und dem modernen Volksthum sich anzuschließen strebten, wenig an die Darstellung solchen Proceßes, in welchem sie unmittelbar befangen waren, denken konnten. Den Christen aber fehlten wieder alle andern Bedingungen, welche Forschungen danach ermöglichen.

Das Judenthum der Gegenwart enthält nun zwar allerdings noch alle jene Dogmen, welche den vergangenen und zukünftigen Gottesstaat verkündigen und die Erinnerungen des Gewesenen nicht minder als die Verheißungen des Kommenden festhalten; es wird im heutigen Judenthume noch gelehrt, daß der Messias erscheinen werde, um alle Feinde desselben ihm zu Füßen zu legen und einen Schemel der Herrlichkeit der Judenheit dar-

aus zu bereiten; so laut auch in verschiedenen Gegenden Deutschlands reformatorische Stimmen sich haben vernahmen lassen, der große, ja vielleicht der größte Theil der Juden bleibt dem Glauben seiner Väter getreu und ändert kein Jota an dem Überkommenen; — aber gleichviel, das weltliche Herz ist bei diesen Dogmen nicht. Das weltliche Herz hat sich vom religiösen Gemüthe getrennt, sich von dessen ausschließlicher Herrschaft emanzipirt und lebt und schlägt für den Genuß des lebendigen Daseins der Gegenwart. Nur als Religiöser noch preißt der heutige Jude den kommenden Messias, aber auch er unterscheidet ganz unwillkürlich zwischen seiner Religiosität und seiner weltlichen Bestimmung, seiner Lebensaufgabe. Er rüttelt am Dogma nicht, weil es ihm von früh an Erbauung und eine beseligende Erregung des Gemüths geboten, — wer aber mag behaupten, daß sein ganzes Sein in solch seligen Träumereien aufgeht, daß er nicht vielmehr neben diesen noch andere Freuden, seiner andern Bedürfnisse Befriedigung suche? Er ändert Das, was ihm von den Vätern überliefert worden, nicht und versucht es nicht, „zeitgemäße Bestimmungen“ hineinzutragen, weil dem Frommen die Religion nicht Menschenwerk, sondern ein unantastbar Heiliges ist, weil er in dieser Heiligkeit keine Unterziede zu machen weiß und jede Veränderung und Umgestaltung eines Theiles ihm die Heiligkeit des Ganzen zu gefährden scheint; — aber da, wo er nicht Religiöser ist, wo ihn das Leben der Welt mit seinen tausenderlei Forderungen und Ansprüchen umfängt, wie sollte ihn da noch das religiöse Bekenntniß hindern, jenem ganz und gar und mit ganzem Herzen sich hinzugeben? Nur etwa der Gebildete, bei dem das Bedürfnis des Denkens rege geworden, der der Consequenz huldigt und gewöhnt ist sein ganzes Leben in strengster Folgerichtigkeit, in völliger Übereinstimmung aller seiner Theile aufzufassen; nur dieser wird veranlaßt sein, seiner religiösen Überzeugung einen dem Leben entsprechenden Ausdruck zu geben. Er wird ein Dogma nicht weiter bekennen wollen, was er im Leben nicht zugleich bekennt, und sich demgemäß eine Religion für seinen weltlichen Gebrauch zurechten. Aber darum etwa zu meinen, daß nur dem Gebildeten das Bedürfnis nach Anschluß an das Leben der Gegenwart aufgegangen, wer sieht nicht wie irrhümlich, wie wenig auf die Erfahrung gegründet solch Urtheil wäre! Wir wagen ohne Furcht vom Leben Lügen gestraft zu werden die Behauptung, daß den gegenwärtigen deutschen Juden sammt und sonders Ungebildeten wie Gebildeten die Religion, obwohl sie in sich selbst ein eigenes Volksthum begründet, kein Hindernis mehr ist, sich an das gegenwärtige hinzugeben, mit diesem zu verschmelzen. Ja, wir gehen noch weiter und behaupten, daß der nicht bloß mögliche, sondern wirkliche Anschluß an den modernen Staat und dessen Voraussetzungen eine damit gleichzeitige, davon gar nicht zu trennende Thatsache ist. Der Jude konnte den religiösen Staat, das religiöse Volksthum um keines Anders willen aufgeben als um des wirklich lebendigen Staats der Geschichte willen.

Ist es nun unsere Aufgabe, diejenigen Thatsachen im jüdischen Leben aufzuzählen, welche die Beweise dafür an die Hand geben, so können wir derselben nur genügen, indem wir wieder die unmittelbare Anschauung und Erfahrung des Lesers zu Hülfe rufen. Auf diese müssen wir fort und fort zurückgehen; sie ist die Voraussetzung, ohne welche unser ganzes Thun ein vergebliches ist. Wird man es uns verübeln können, wenn wir an der Unbefangtheit der Anschauung eines großen Theiles der Leser beschreibende Zweifel hegen? Nicht zu gedenken Derer, die von vornherein jeden Gedanken an Emancipation der Juden ablehnen, so haben von den Andern die meisten gerade nur theoretisch sich damit abgefunden und meinen es sich um deswillen nicht verbieten zu müssen, im Leben die allermerkwürdigsten Vorurtheile gegen die Juden beizubehalten. Sie wollen die Juden als allgemeine Menschen emancipirt wissen und halten es darum für etwas Gleichgültiges, daß sie dieselben als besondere Menschen nicht leiden mögen und gewöhnt sind, nicht ohne Widerwillen sie zu betrachten. Daß dies jeder ernstlichen Forschung hinderlich entgegentritt, ist gewiß und wir fürchten, offen gestanden, geradezu daran zu scheitern. Nichtsdestoweniger soll wenigstens der Versuch gewagt werden, den Leser zur Unbefangtheit zu — nöthigen.

(Der Beschluß folgt.)

Thomas Morus und sein berühmtes Werk „Utopia“. Aus dem Englischen übersetzt. Mit bio- und bibliographischer Einleitung herausgegeben von E. M. Dittinger. Leipzig, Th. Neclam. 1846. Gr. 8. 22 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Nach dem Titel dieses Büchleins sollte man vermuthen, es sei die Übersetzung eines englischen Werks über Thomas Morus, und man sieht nicht wohl ein, was die „bio- und bibliographische“ Einleitung des Hrn. Dittinger dabei sollte. Es ist aber nur eine Übersetzung der von Thomas Morus verfaßten „Utopia“, und die Einleitung, die über den Verf. handelt, ist nur vier Seiten lang, und besteht größtentheils in der Aufzählung von Titeln von Übersetzungen des Buchs in mehrere europäische Sprachen, und Biographien des Verf. Das eigentlich Biographische dieser Einleitung nimmt nur 15 Seiten ein. Endlich ist die Übersetzung „aus der gewandten Feder des Hrn. Hermanns Kothe“ nicht nach der Ursprache angefertigt, denn das Buch ist vom Verf. lateinisch abgefaßt worden, sondern nach einer englischen Übertragung. Das nennt man Buchmacherei! Ref. kann sich von der Nothwendigkeit der vielen Übersetzungen, welche heutzutage erscheinen, nicht überzeugen. Wer nicht die wenigen Sprachkenntnisse besitzt, die zum Verständnis wissenschaftlicher Werke erforderlich sind — und wie sollte dazu viel erforderlich sein, da ja die Kunstausdrücke in allen Sprachen dieselben sind? — dem ist auch nicht der Bildungsgrad zuzutrauen, den eine sachgemäße Benutzung derselben voraussetzt. Und vollends ein Buch das in englischer Sprache zu lesen ist, die sich der Deutsche mit so leichter Mühe entsignet! Der Verf. führt eine Äußerung des berühmten Schriftstellers G. B. Böhmers an: „es würde eine Übersetzung dieses

Buchs unsere Literatur mit einem interessanteren Lesestücke zur Geschichte der Rechtsphilosophie jenes Zeitalters bereichern.“ Lieber Gott, wenn alle „Lesestücke zur Geschichte“ übersetzt werden sollen! „Und“, heißt es weiter, „selbst bei neuen Criminalgesetzgebungen angewendet werden können.“ Von wem? Nun, wird man antworten, von Landtagsdeputirten etwa: willst du denn diese Angelegenheiten wieder ganz in die Hände studirter Romanisten legen? Um Vergebung! die Mitwirkung von schlichten Männern aus dem Volke — denn von diesem handelt es sich in diesem Falle allein, den Gebildeten ist das Englische zugänglich — bei dergleichen Dingen ist ein großer Fortschritt, aber man muß sie richtig verstehen. Sie ist von ganz anderer Art als die der Studirten. Sie kann nicht darauf gehen, diese in ihrer wissenschaftlichen Begründung und historischen Gelehrsamkeit zu controliren — und dazu scheinen ihnen dergleichen Übersetzungen dienen zu sollen, durch die sie doch gerade ganz und gar von den Andern abhängig würden, die ihnen dergleichen nur nicht anzufertigen brauchen —, sondern sie kommt als die ganz unmittelbare Stimme des Volks und Zeitalters in Betracht. Nun bedarf zwar auch diese einer gewissen Ausbildung; allein dazu möchte ein Werk, das ganz im Geiste des 16. Jahrhunderts abgefaßt ist, vielleicht am wenigsten geeignet sein. Es ist historisch interessant, daß schon damals eine Stimme erschollen gegen die Uebel, an denen England krankt oder noch vor kurzem krankte, der Anhäufung des Grundbesitzes in wenigen Händen, der Todesstrafe für den Diebstahl — aber was dagegen vorgebracht wird, ist heutzutage Jedermann geläufig. Und von manchen andern Missständen, die hier zur Sprache gebracht werden, z. B. der Kriegslust der Fürsten oder den Bedrückungen derselben, ist schon lange nicht mehr die Rede. Aber der Grundgedanke des utopischen Staats, den der berühmte Kanzler von einem gewissen Rafael Hythlaée schildern läßt, der ihn, vom America Vespucci auf seiner vierten Reise zurückgelassen, in America entdeckt haben soll, ist die Gütergemeinschaft. Da haben wir vielleicht den Grund, weshalb das Buch den heutigen Lesern in die Hände gespielt werden soll. So hat man sich vor kurzem von communistischer Seite auch auf die Republik Platon's berufen. Aber mit schlechtem Glück; wenn die modernen socialistischen Theorien darauf ausgehen, das Individuum geltend zu machen, läuft die Platon'sche Staatslehre gerade auf das Gegentheil hinaus. Und so kann auch das vorliegende Buch im Grunde zur Lösung unserer Tagesfragen nichts beitragen; denn seine Tendenz ist nicht sowol social als moralisch. Übrigens scheint die Übersetzung an einigen Stellen etwas flüchtig gearbeitet zu sein; es wird (S. 132) von den Utopiern gerühmt, sie seien gewandt und nervös — ein seltsamer Vorzug! — es wird im Englischen wahrscheinlich nervos stehen, das bedeutet aber muskulus oder nervig. 42.

Literarische Notiz.

Neue englische Erzählungen.

„The master passion, and other tales and sketches“, von Thomas Colley Grattan (London 1845), sind nur eine Sammlung in Zeitschriften erschienener Erzählungen des durch seine „Highways and byways“ rühmlichst bekannten Verfassers. Die Erzählung, welche dem Buche den Titel gegeben, ist unstreitig die beste, mit dem jetzt seltenen Verdienste origineller Schöpfung und dem alleinigen Fehler hier und da zu stark aufgetragener Farben. Die übrigen Erzählungen sind indigest amübler und flüchtiger, empfehlen sich aber der großen Masse der Leihbibliothekbesitzer durch inwobende Schwärze. Außerdem fehlt es keiner an Handlung, an Ereignissen, an Überraschungen und nebenbei an Särthlichkeiten. 16.

Dienstag,

Nr. 62.

3. März 1846.

Zur Judenfrage.

(Fortsetzung aus Nr. 61.)

So lange die Juden noch nicht wirklich durch das Gesetz emancipirt sind, sondern vom eigentlichen staatl. chen Leben noch ausgeschlossen, liegt es auf der Hand, daß die Krise, in denen sie ihre Hingabe an das Volksthum der Gegenwart bewähren können, nur geringe und beschränkte sind. Nur in einzelnen Theilen Deutschlands besitzen sie schon die Rechte der Gemeindeglieder, wie in Preußen; in dem übrigen Theile dagegen ist es ihrer Thätigkeit noch fast gänzlich verwehrt, über das Privatleben hinauszugehen. Gleichwol bietet auch dieses schon ein reiches Feld zu den fraglichen Beobachtungen. Man wird es wenigstens nicht für unwesentlich halten dürfen, daß das Familienleben der Juden längst seine frühere Abgeschlossenheit aufgegeben und dem eindringenden Volksthum Thor und Thür bereitwillig geöffnet hat, — oder es ignoriren, daß das gesellige Leben überall am deutschen Elemente seine Ergänzung und Bereicherung sucht. Es ist eine Thatsache, von der Jeder, der mit Juden verkehrt hat, sich überzeugen haben muß, daß von diesen die Freundschaft und ein traulicher Verkehr mit christlichen Volksgenossen als ein lebhaftes Bedürfnis empfunden, daß sie selbst mit Opfern gekriegt und erkaufte wird. Die Familien schließen ihre Angehörigen in die christlichen Schalen und nicht nur diese und jene, sondern wo es irgend die Verhältnisse gestatten. In der Schulgenossenschaft aber wird von früh an dem Einzelnen seine Gemeinlichkeit mit den Andern schon durch den gemeinschaftlichen Unterricht, durch ein gemeinsames Lernen und Streben zum Bewußtsein gebracht. Die Bande jugendlicher Freundschaft, die sich hier knüpfen, mögen noch so wenig dauernd sein, so erschließen sie doch das Herz und erheben es über die Schranken der bloßen Glaubensgenossenschaft. Wie sollte die Familie den Thigen dies gestatten, wenn ihr selbst solche Gemeinlichkeit zuwider wäre? Das vollkommene Element muß ihr vielmehr kein fremdes mehr sein, würde sie doch sonst durch solches thun den Druck ihrer selbst heraufbeschwören. Hand in Hand damit geht die durchaus deutsche Bildung unserer gegenwärtigen Judenheit. Nicht mehr die Kenntnis des Alten Testaments und Rabbinerei gilt ihr als Lebensbedürfnis des Lebens, sie zieht ihre wesent-

liche geistige Nahrung aus dem deutschen Geiste. Vielleicht wird von uns selbst nicht mit größerer Berechtigung den Heroen unserer Wissenschaft und Kunst geschuldigt als von den modernen Juden und gewiß ist, daß wenn diese oft zu einem lächerlichen Enthusiasmus sich aufspreizt und von der Eitelkeit eines „jüdischen Selbstgeistes“ zur Schau getragen wird, darin ein nicht minder Ankenntnis zu suchen ist. Unter all dieser Verzerrung leuchtet noch immer das gesunde Bedürfnis hervor, mit dem volkstümlichen Geiste sich zu verknüpfen. Mögen es auch innerlich schlechte Gemüther sein, die ihre Liebe ewig und immer im Munde führen, so bekenne sie doch, daß die Ehe ihnen etwas Wesentliches ist. Denn mit Unwesentlichem oder als unwesentlich Erkanntem pflegen die Menschen nicht zu prunken. Es ist denn auch die deutsche Sprache der Juden heutzutage die Sprache des Lebens. Nicht mehr fremdsprachige Laute, sondern die heimischen sind es, in denen das Kind zum ersten und frühesten Verständnis der Welt gelangt, in denen es seine ersten Beziehungen zum Dasein, zum Ausdruck bringt. Und das ist eine gar wesentliche Sache, denn Sprache und Erkennen hängen innig zusammen, und mit der Sprache, da wo sie nicht bloß äußerlich erkent, sondern erlebt wird, wird zugleich die Anschauungsweise eines Volks errungen. In der Sprache legt ein Volk auf die unmittelbarste Weise sein ganzes vollkommene Empfinden, Fühlen und Vorstellen nieder: sollte Deckenige, welcher in ihr so zu sagen geboren und erzogen wird, noch ein Fremder sein können? Was dann es überhaupt außer der Geburt von deutschen Vätern noch für ein natürlicheres Band der nationalen Genossenschaft geben als eben das der Sprache? Muß aus ihr nicht ganz unmittelbar vollkommene Besetzung und Gewöhnung auf die Familie und den Einzelnen überströmen? Aber nicht genug, daß die Juden auf diese Weise das deutsche Volksthum in sich aufnahmen, von ihm genährt und durchdrungen werden, sie haben das Empfangene auch schöpferisch weiter gebildet und wahrlich nicht in geringem Maße an der Fortentwicklung des deutschen Geistes sich betheiliget. Welt ihnen alle andern Sphären, die Gebiete praktischer öffentlicher Thätigkeit noch abgeschnitten sind, haben sie sich mit einer kaum zu überschätzenden Energie auf Literatur, Kunst und Wissenschaft geworfen.

Die große Menge der Juden, die heutzutage in diesen Feldern mit Leistungen aufgetreten sind, zeugt von dem weiten Umfange des Bedürfnisses, an der Bildung des vaterländischen Lebens mitzuwirken. Wir finden unter ihnen Männer, die das Höchste erreicht, die als ein Stolz des deutschen Namens aufgeführt werden, denen die Nation nicht in ephemerem Beifalle, sondern in aufrichtiger Anerkennung das Zeugniß ausgestellt hat, daß sie in ihnen sich selbst verklärt wiedergefunden. Wir begehen gerade unter den Juden Männern, die einer überhandnehmenden Nachahmung des Fremdländischen gegenüber das deutsche Wesen aufrecht erhalten und mit seltenem Erfolge vertreten. Haben wir es doch erst in diesen Tagen erlebt, daß gerade von einem solchen wieder die Richtung auf das Volksthümliche in der Literatur angebahnt und einer gewissen kosmopolitischen Verstandesbildung unserer gegenwärtigen Gesellschaft das Bild des Lebens in Kreisen, die strenger und inniger am Heimischen hängen, entgegengehalten wurde. Ebenso zählt gegenwärtig die deutsche Musik unter ihren hauptsächlichsten Trägern einen von jüdischer Abstammung. Die Musik aber ist die Weise, darin die reinste Innerlichkeit des Gefühllebens zu Tage kommt. Wenn im Worte der Mensch seine Beziehung zur Außenwelt darlegt, so redet im Tone die in sich selbst versunkene Seele. In den Ton faßt der Mensch jenes Fühlen und Empfinden, das gegenstandslos in seinem tiefsten Innern waltend lebt. Er ist die reine Beziehung der Psyche auf sich selbst, der Ausdruck innigsten Selbstgenusses. Welch völlige Hingabe an das Volksthum erheischt es also nicht, wenn in der Musik ihm eine tönende Erscheinung gegeben werden soll? Gewiß, eine Hingabe, die aller selbstlichen Besonderheit sich entäußert.

Und wenn nun die Juden auf diese Weise ihre private Stellung in jeder möglichen Hinsicht ausgebeutet, wenn sie als Private nicht nur das lebendigste Interesse am deutschen Volksthum an den Tag gelegt, sondern bewiesen haben, daß dieses in sie und sie in dieses wirklich eingegangen, so ist nicht minder anzuerkennen, daß da, wo eine weitere Sphäre ihnen erschlossen gewesen, auch diese vollkommen ausgefüllt worden. In dem Kampfe gegen die französische Herrschaft haben Juden freiwillig sich in die Scharen der Streiter für Gott und Vaterland eingereiht und damit den Beweis gegeben, daß auch ihnen die vollkommene Ehre und Freiheit Deutschlands eine unabweißbare Bedingung des Lebens. Als in sich geschlossene Nationalität hätte es sie allerdings wenig kümmern können, ob Deutschen oder Franzosen die Herrschaft anheimfalle; aber schon damals hatten sie aufgehört eine solche zu sein. Sie gaben ihre Kräfte willig hin zum Gedeihen des großen Ganzen, als dessen Glieder sie sich fühlten. Nun, eine Verbindung, die in der Noth erprobt wird, ist sicherlich nicht die lockerste. Ohne noch zum vollen Staatsbürgerthum zugelassen zu sein, haben die Juden nichtsdestoweniger auch später in den Zeiten des Friedens die Verpflichtung zum Militärdienste nicht als eine Last gezwungen übernom-

men, sondern als ein wesentliches theures Recht verteidigt. Sie unterziehen sich mit Freuden einer Leistung, die ihnen doch noch keinerlei Gegenleistungen von Seiten des Staats gewährt und würden Den sicherlich nicht als ihren Freund betrachten, der sie davon entbinden wollte. Kann man ein Recht schöner verdienen als durch Erfüllung der entsprechenden Pflichten? Dieser Eifer der Juden, mit welchem sie die Zulassung zur Vertheidigung des gemeinsamen Vaterlandes in Anspruch nehmen, ist nicht der geringste Rechttitel, auf Grund dessen eine endliche Emancipation gefordert werden kann.

Gleichwohl wäre es irrtümlich zu behaupten, daß die Juden in ihrer Gesamtheit schon völlig und ganz und gar nationalisirt seien. Dem widerspricht der Augenschein und gegen solchen hilft alles Sträuben nicht. Vielmehr ist gewiß, daß das Deutschtum selbst in ihnen noch als ein apartes Deutschtum, als ein jüdisches Deutschtum zu Tage kommt. Bei aller Erinnerung des vollköhigen Elements scheint dieses aus einem specifisch gefärbten Spiegel wider. Aber keineswegs kann solcher Umstand gegen die Judenemancipation gekehrt werden. Wenn auch verlangt wird, daß diese schon eine Thatfache sei, ehe sie die Kraft des Gesetzes erhalte, so darf doch nicht andererseits außer Acht gelassen werden, daß eben dieses Gesetz selbst wieder eine die ursprüngliche Thatfache weiter bildende Kraft hat. Kraft wird erst wirklich in der Kraftäußerung, in der Übung: so kann auch die im Wege geistiger Bildung mögliche Nationalisirung der Judenheit nicht anders erreicht werden als indem ihr alle Sphären des Volksthums ohne Ausnahme erschlossen werden. So lange sie nur auf einzelne beschränkt ist, muß es genügen, wenn diese ausgefüllt werden: die Nothwendigkeit der Judenemancipation ist vorhanden, wenn in allen andern Gebieten des Lebens, außer dem staatlichen, von den Juden das Volksthum bewahrt wird. Eben in der Beschränktheit jener Gebiete aber und nicht in den Personen liegt es, wenn dieses noch keine volle und ganze Wahrheit ist. Man braucht wenigstens nicht gar zu weise zu sein, um einzusehen, daß das Verlangen, daß Jemand völlig gut schwimmen solle, noch ehe er je ins Wasser gegangen, eine Unmöglichkeit enthält. Uebrigens aber ist das Volksthum ein naturwüchsiges. Nur durch die Ehe ist von je jede wahre Verschmelzung zweier Nationalitäten vor sich gegangen. Will also der Staat die Emancipation — und er muß sie wollen, wenn er seine gesetzliche Aufgabe der Fortbildung des Lebens begreift —, so muß gleichzeitig die engherzige kirchliche Ehe fallen und an ihre Stelle die Civilehe treten. Diese ergibt sich auch schon aus der vielberühmten Nothwendigkeit der Abscheidung des Staats von der Kirche überhaupt.

Wir wenden uns jetzt zu dem Werke, welches zu vorstehender Auseinandersetzung Veranlassung gegeben hat.

Hr. Stern hat nach unserer Ansicht den richtigen Standpunkt der Judenfrage durchaus verrückt, indem er sie mehr

oder weniger auf das Gebiet der Theologie hinüberspielt. Natürlich mußte er dadurch auch zu einem verkehrten Resultate, zu einer ungenügenden Antwort gelangen. Statt nämlich die Emancipation auf Grund des thatsächlichen Bedürfnisses der Juden, in das moderne Volksthum einzugehen, zu fordern, macht er sie von einer Abänderung des jüdischen Glaubens abhängig. Diejenigen, welche zu dieser sich nicht verstehen wollen, bleiben ausgeschlossen; denn nur das reformirte Judenthum gibt dem Staate die nöthigen Garantien und muß demgemäß consequenterweise zur dritten Staatskirche erhoben werden.

Herr Stern ist Theoretiker und das Element, in dem sein Anschauen sich bewegt, ist der Begriff. Darum begreift er nicht, wie der Widerspruch gewisser kirchlicher Dogmen ohne Gefahr neben dem Staate einhergehen könne. Er sucht in dem altjüdischen Glauben an ein künftiges Messiasreich eine wirkliche Gefahr für das gesunde Volksthum, einen wirklichen Abbruch desselben. Triebe er aber die Consequenz bis zu den Grenzen ihrer Möglichkeit, so würde er dabei nicht stehen bleiben können. Er würde dann einsehen, daß jede Religion als die Hingabe an ein Überirdisches mit dem irdischen Treiben der Politik an und für sich, d. i. im Begriffe unvereinbar sei. Die Wahrheit seines Standpunkts ist also ganz unleugbar die Bruno Bauer'sche Anschauungsweise. So sehr er sich dagegen sträuben mag, er kann nicht anders, er muß dieser endlich verfallen. In seiner jetzigen Auffassung der Judenfrage kann er wenigstens den gerechten Tadel der Halbheit in keiner Weise ablehnen.

Aber freilich, Herr Stern ist Theoretiker und Religionsgelehrter zugleich. Er will sein übrigens sehr nüchternes und abgeklärtes Judenthum mitten in das Leben hineinverpflanzen und erwartet von solcher Verbindung eine Heiligung des Lebens und eine Verlebendigung des Heiligen. Es ist dies ein Versuch, vergleichbar mit dem der Reformation im Christenthume, aber eben um deswillen ein Zuspätgekommenes. Denn wenn es auch dieser gelungen, im Anfange Heiliges und Weltliches in Beziehung zueinander zu setzen, so hat die Geschichte längst wieder geschieden und solche Beziehung als eine Unmöglichkeit aufgewiesen. Die Religion hat in ihrer Gestalt zur Landeskirche die erträumte Verlebendigung nicht erhalten, statt dessen mancherlei Zwang und Gewalt erfahren; der Staat seinerseits hat in seinem Verhalte zu den verschiedenen Landeskirchen mehr als einmal selbst die wahre Einheit seines Volksthumes gefährdet gesehen. Und man darf, um solcher Anschauung sich zu entziehen, die Augen nicht mehr willkürlich zudrücken. Will das Judenthum mit dem modernen Volksthum sich vermählen, ist es ihm rechter Ernst damit, so muß es auch die Resultate desselben in sich aufnehmen. Die Lüge der Landeskirche dagegen bestärken, ihr einen neuen Halt geben wollen, ist in der Gegenwart ein durchaus unhistorisches Verfahren. Die Judenemancipation ist nur dann möglich, wenn Staat und Kirche sich trennen und

des seinen eigenen Schwerpunkt, diese im Glauben, jener im Volksthum findet. **W. Friedensburg.**

Literarische Notiz.

Gregor VII.

Die Freunde der Hierarchie und des Papstthums in Frankreich jubeln über das vor kurzem in Paris erschienene Werk: „Grégoire VII etc.“, von E. J. Delécluze (2 Bde.). Hildebrand, diese Personification päpstlichen Übermuths und geistlichen Despotismus, wird von neuem den Gläubigen zur Puldigung aufgestellt. Der jetzt verstorbene sonst verehrungswürdige englische Dr. Arnold hat diesen Papst zu recht fertigen gesucht; Herr Guizot nennt ihn den Bar Peter der katholischen Kirche; Prof. Boigt in Königsberg rühmt ihn als den größten und fehlerfreiesten aller sogenannten Statthalter Christi, und ein orforder Katholik, Herr Bowden, spricht jenem deutschen Geschichtenschriftener und berühmten deutschen Geschichtsschreiber hierin nach. Endlich werden der Herr Delécluze und die „Bibliothèque universelle de Genève“ durch dieses Thema in die Region erhoben, wo Rhetorik und Poesie aneinander grenzen, während der Abt Jäger ein Triumphlied darüber anstimmt, daß die Energie, Klugheit und Charakterfestigkeit dieses Papstes auch von einigen geschichtskundigen Protestanten anerkannt worden sind. Doch war er der Gründer einer nicht weniger verhassten Tyrannie als die war, der er Einhalt that, und wurde offenbar von einem ebenso selbstischen und rücksichtslosen Ehrgeiz zu seinen Handlungen angetrieben als seine weltlichen Gegner. Hildebrand's einziger Anspruch auf den ihm von Guizot beigelegten Titel eines Bar Peter der Kirche ist der, daß er durch seinen eisernen Willen ihre Institutionen und Satzungen zu seinen Zwecken modelte. Aber der russische Bar arbeitete im Geiste eines Baumeisters, welcher seinen eigenen Plan erfindet, ordnet und ausführt; Hildebrand im Geiste eines Mannes, der auf göttlichen Befehl einen Tempel errichtet, wovon die Hand Gottes den Plan entworfen und die Materialien herbeigeschafft hat. Ihn als einen christlichen Stoiker zu preisen, den die Trümmer einer Welt von dem Wege der Rechtsschaffenheit und Wahrheit zu entfernen nicht vermocht hatten, ist gar zu übertrieben. Seine Politik war herrschend und gebietend, seine Mittel und Wege die eines Priesters. Bannflüche und Schmeicheleien, halbschwarzer Trost und schlaue Insinuationen, Schimpfreden wie sie von Seneca hätten herabgedonnert, und Vertheidigungskreden wie sie von Augustus hätten hergesteuert werden können, folgten einander in seiner Geschichte ohne irgend eine Spur von Scham oder Bedenklichkeit. Sogar seine Orthodoxie ist zweifelhaft geworden durch sein Betragen und seine Sprache gegen den eifrigen Bekämpfer der Transsubstantiation, Berengar. Mit Wilhelm von England, Philipp von Frankreich, Robert von Apulien und selbst mit Heinrich IV. von Deutschland temporisirte er auf Kosten seiner eigenen Grundsätze so oft er es für vortheilhaft hielt. Er fand das Papstthum abhängig vom Kaiser und machte es durch Bündnisse mit andern Mächten von ihm unabhängig. Er fand die niedere Geistlichkeit abhängig von und verbündet mit der weltlichen Macht und verwandelte dieselbe, besonders durch das Verbot der Priesterehe in unzertrennliche Unterstützer der seinigen. Er fand die höhern Würdenträger der Kirche der weltlichen Herrschaft ungethan und unterwarf sie der dreifachen Krone. Mit Einem Worte, er vollendete den Niesenbau der römischen Hierarchie. 31.

Bibliographie.

Fournier, M. K., Geheimnisse eines politischen Spions. Ein Beitrag zur geheimen Geschichte der Diplomatie. Aus dem Französischen. 1ster Theil. Grimma; Verlagscomptoir. Kf. 8. 15 Rgr.

Unsere Gegenwart und Zukunft. Herausgegeben von R. Biedermaier. 1ster Theil. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 1 Theil. 20 Ngr.

Israeli, B. d', Sybil oder die beiden Nationen. Aus dem Englischen übertragen von F. Herrmann. 1ster Theil. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 15 Ngr.

Raube's, F., dramatische Werke. 2ter Band: Kololo. Lustspiel in fünf Acten. Leipzig, Weber. 8. 1 Theil.

Das Liebhabertheater. Eine Sammlung der neuesten und besten leicht darstellbaren Theaterstücke des In- und Auslandes, für Privatbühnen und Familientheater herausgegeben von Th. Hell. 1stes bis 4tes Heft. Grimma, Verlagscomptoir. 16. à 5 Ngr.

Reumont, A., Dichtergräber. Ravenna. Arqua. Certaldo. Berlin, A. Dunder. 8. 15 Ngr.

Seabock, A., Gedächtnisrede auf Alessandro Volta, gehalten in der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Dresden. Dresden, Arnold. Gr. 8. 8 Ngr.

Trane, L., Leichter Sinn und Leichtsin. Humoristischer Roman. Aus dem Dänischen übersetzt von A. Rathgeber. Zwei Theile. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 1 Theil.

Tagesliteratur.

Dall, C. J., Offenes Sendschreiben an die Unterzeichner der Berliner Erklärung am 15. August 1845 gerichtet. Darmen, Sartorius. 1845. Gr. 8. 3/4 Ngr.

Behr, M. A., Daß Alle, die an den kirchlichen Bestrebungen unserer Zeit Theil nehmen, sehr wohl thun, wenn sie sich das Bild Luther's vorhalten. Predigt am Reformationsfeste 1845. Leipzig, Hahn. 1845. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Ein Krieger's Blatt aus dem Vaterlande. Herausgegeben von C. C. Cramer. Leipzig, Frieße. Gr. 8. 3 Ngr.

Dobe, C. J., Zeitgemäße Mahnungen am diesjährigen Stiftungsfeste der evangelisch-lutherischen Kirche. Reformationspredigt. Leipzig, Klinkhardt. 1845. 8. 3 Ngr.

Doben, A., Schlußerklärung gegen Drn. Hofrath Prof. R. Wetcker. Frankfurt a. M., Kestler. 1845. Gr. 8. 3/4 Ngr.

Falkson, F., Die Emanzipation der Juden und die Emanzipation der Denkenden. Altona, Hammerich. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Feger, J., Der Geist unserer Zeit und des wahren Christenthums. Pörsburg, Landes. Gr. 8. 1 Theil. 6 Ngr.

Fräncke, G. C. L., Versuch einer Beantwortung der Frage, wie soll die Strauß'sche Ansicht vom Christenthume aufgefaßt und widerlegt werden? Hamburg, Kestler und Melle. 1845. 8. 15 Ngr.

Gebauer, R. C., Die Reform der Kirchenverfassung. Ein Beitrag zur Würdigung der in Vorschlag gebrachten Presbyterianisch-Synodal-Verfassung mit Bezug auf den der vorjährigen Provinzial-Synode zu Königsberg vorgelegten und hier vollständig mitgetheilten Entwurf einer solchen. Königsberg, Tag und Koch. 1845. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Gespräch eines vernünftigen Christen mit einem sogenannten Pietisten. Berlin, Grobe. 1845. 16. 3 Ngr.

Großmann, C. G. L., Die kirchliche Bewegung der Gegenwart als ein Zeichen der Zeit für die evangelische Kirche. Predigt am Reformationsfeste 1845. Leipzig, Kollmann. 1845. Gr. 8. 4 Ngr.

Haas, R., Vertheidigung des Protestantismus gegen die politische Verdächtigung von Seiten des Ultramontanismus nach ihren beiderseitigen Principien und der Geschichte durchgeführt. Sieben, Meyer. 1845. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Hast, J., Offene Aufforderung zu einer öffentlichen Disputation über 135, die jetzigen Religionswirren betreffende Sätze. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Giffenhardt. 1845. 12. 2 1/2 Ngr.

— **Es ginge wohl, aber es geht nicht** oder: Glaubensbekenntniß der Berliner Privilegirten Protestpartei, durch das man die ganze Dissidenten-Welt und was daran hängt unter

einen Hut bringen möchte. Von falschem Fittlerthum entsetzt und vom Jochen zur Prüfung vorgelegt. Berlin, Giffenhardt. 1845. 12. 7 1/2 Ngr.

Iffland, F. M., Geist oder Buchstabe? Noch einige Worte zur Beherrigung, hervorgehoben durch die Angriffe auf die Unterzeichner der Erklärung vom 15. August 1845. Berlin, Schroeder. 1845. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Die böhmische Kirche was sie war und wieder werden soll. Berlin. 1845. 12. 3 Ngr.

Köhler, F. A., Was spricht unsere Verfassung zum Geiste der Zeit? Predigt am Constitutionsfeste 1845. Neusalza. 1845. 8. 4 Ngr.

Körner, J., Zum Verständniß der Gegenwart und ihrer religiösen Wirren. Ein Versuch. Schneeberg. 1845. 8. 10 Ngr.

Löffler, A., Die bevorstehende Staatsveränderung in Preußen. Berlin, Cohn und Comp. 1845. 8. 6 Ngr.

Die hervortretenden Merkmale, Elemente, Richtungen und Wirkungen der Zeit auf das positive Christenthum im Allgemeinen; insbesondere aber auf den Stand der römisch-katholischen Kirche und die Einwirkungen zum Abfall von derselben. Von einem römischen Katholiken. Berlin, Giffenhardt. 1845. Gr. 8. 6 Ngr.

Sapper, A., Die Pietisten. Eine Skizze. Berlin, Reichardt und Comp. 1845. 8. 15 Ngr.

Schleswig-Polkein. Ein Wort zur Vertheidigung. Leipzig, Reil. Gr. 8. 7/8 Ngr.

Scholl, C., Meine Suspension. Mit einem Vorwort von G. A. Biblicenus. Leipzig, D. Wigand. 1845. Gr. 8. 6 Ngr.

Schüler, A. F. C., Sind die Rationalisten unter den Geistlichen freche Lügner? Ein Bekenntniß auf den Abdruck der Rede des Hrn. v. Florencourt. Stolberg a. S., Kleinsche. 1845. 8. 2 1/2 Ngr.

Schwarz, J. C. E., Die Kirchenverbesserung der Gegenwart. Predigt am Reformationsfeste zu Sena. Sena, Frommann. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Sendschreiben an die Stadt Berlin. Worte des ewigen Lebens zur Vereinigung aller Lichtfreunde unter den Juden und Christen, von Siegfried Zusus I. Berlin, Reichardt und Comp. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Seybt, D., Über die Wünsche und Bestrebungen, die sich gegenwärtig in unserer Kirche zu erkennen geben. Predigt am Reformationsfeste 1845. Baugen, Schulze. 1845. Gr. 8. 4 Ngr.

Stimmen aus dem Volke über den Berliner Protest vom 1. August 1845. Herausgegeben von einem evangelischen Protestant. Berlin, Krause. 1845. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Die Theologie des Berliner Magistrats. Münster, Deiters. 1845. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Uhlich, „Hier stehe ich, ich kann nicht anders.“ Reformationspredigt. Magdeburg, Creuz. 1845. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.

Die preussische landständische Verfassung. Vortage zur Discussion von einem preussischen Beamten. Leipzig, D. Wigand. 1845. Gr. 8. 1 1/2 Ngr.

Volk und König. Oder die Adressfrage und ihre Behandlung in der gegenwärtigen Ständeversammlung Sachsens. Leipzig, Frieße. 1845. 8. 6 Ngr.

Was sind Lichtfreunde, wie sind sie entstanden und was wollen sie. Rebst der Rede des Hrn. v. Florencourt. Zur freien allgemeinen Selbstbeurtheilung zusammengestellt von einem Freunde des Lichts. Berlin, Schepeler. 1845. 8. 2 1/2 Ngr.

Wetfen, F., Das Wesen unserer evangelischen Kirche. Reformations-Predigt. Erfurt, Körner. 1845. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Wiß, F. R., Gottes Wort und die Kirche. Eine gemeinfaßliche protestantische Schul- und Lehrschrift. Stuttgart, Steinkopf. 1845. 12. 7 1/2 Ngr.

Wollenau, A., Ist Christus Gottes Sohn? Ein Sendschreiben an den Archidiaconus v. Krause. Breslau, Verlagscomptoir. 1845. 8. 1 1/2 Ngr.

Zur Geschichte der Entwicklung des Dramas in Deutschland.

Während im südlichen und westlichen Europa die Poesie schon vor den Kreuzzügen zu einer schönen Blüte sich entfaltete, ward dieselbe in Deutschland bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts nur spärlich gepflegt und konnte zu keinem selbständigen Leben gelangen. Zwar hatte bereits zu Karl's des Großen Zeit, besonders nach seinem Zuge gegen die spanischen Saracenen, und etwas später nach den Kämpfen der Franken mit den Normannen, eine Menge von Sagen sich gebildet, die theils aus dem südlichen, theils aus dem nördlichen Frankreich sich nach Deutschland verbreiteten, wo sie übersezt oder umgearbeitet wurden; zwar hatte selbst Karl der Große seine Vorliebe für vaterländische Poesie dadurch bekundet, daß er (nach der gewöhnlichen Interpretation der Worte seines Biographen Eginhard „memoriae mandavit“) die alten einheimischen Heldenlieder sammeln ließ und die wenigen Dichter an seinem Hofe auf alle Weise ehrte und hob: indessen wollte doch in Deutschland, und namentlich in den Klosterschulen, wo die Wissenschaften und Künste zu der Zeit ausschließlich mit Eifer gepflegt wurden, ja selbst in den schnell ausblühenden Dom- und Stifteschulen, wo man die alten Classiker, insbesondere die Dichter, mit großem Fleiß studirte, die vaterländische Poesie keineswegs in dem Maße gedeihen, daß sie nicht durch den in Folge des vermehrten Reichthums und der überschwänglich wachsenden Macht des Klerus eingetretenen Verfall dieser Pflegerinnen geistiger Bildung gleichfalls hätte sinken oder doch wenigstens in ihrer selbständigen Entwicklung aufgehalten werden müssen. Von manchen Gedichten aus der Karolingischen Zeit ist nichts als die Nachricht ihres ehemaligen Daseins auf uns gekommen, von andern besitzen wir lateinische Umarbeitungen; die Originale waren entweder nie aufgeschrieben oder in der bewegten Zeit wieder verloren gegangen. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl hat sich indessen in ihrer Urgestalt erhalten, deren Werth uns zu der Voraussezung berechtigt, daß ohne Hemmnisse und nachtheilige Einflüsse von außen die deutsche Poesie sich früher und reicher würde entfaltet haben als es in der Wirklichkeit geschah. Es darf zum Belege dieser Behauptung nur auf das bekannte „Hildebrandslied“, auf

das nach deutschem Vorbilde von dem St.-Galler Mönch Ekkehart I. verfaßte lateinische Gedicht „De prima expeditione Attilae in Gallias ac de rebus gestis Waltharii Aquitan. principis“, auf das vortreffliche „Ludwigslieb“, auf das alliterirende „Bessobronner Gebet“, auf Otfried's berühmte „Evangelien-Harmonie“, auf die Legende vom heiligen Georg u. a. m. hingewiesen werden.

Erst unter den glorreichen Hohenstaufen gewannen die innern und äußern Verhältnisse Deutschlands eine solche Gestalt, daß die Poesie in unglaublich kurzer Zeit sich zu einer schönen Blüte entfalten konnte, während die Prosa nur einer karglichen Pflege genoß. Insbesondere waren es die Kreuzzüge, die in Deutschland ein der Poesie günstiges Ritterthum hervorriefen, wie es die westlichen Völker schon früher kannten, aus dem dann bald das Nitterepos hervorging, welches sich durch Verschmelzung mit einer Fülle von Sagen und Legenden aus dem Oriente und dem Byzantinerreiche um so romantischer gestaltete. Als einmal in Deutschland diese Anregung der Geister Boden gewonnen und das neue kräftige Leben in der Poesie sich rasch durch alle Gauen zu verbreiten begonnen hatte, mußte auch bald Empfänglichkeit für fremde Dichtwerke sich offenbaren und den Einfluß vermitteln, den die provençalischen Dichter unbestreitbar auf die deutschen ausgeübt haben. Ob die Wettgesänge französischer und deutscher Dichter in Mainz vor Friedrich Rothbart historisch haltbar sind, mag hier dahingestellt bleiben; jedenfalls kam eine Menge poetischer Stoffe aus dem Westen nach Deutschland herüber, und während die lyrische Poesie ihren nationalen Charakter rein bewahrte, erschienen uns die meisten epischen Erzählungen und Nittergedichte dieser Zeit als Nachbildungen wälscher Originale. Durch die Hohenstaufen ward zum Heil für die deutsche Poesie der schöne, süßsame schwäbische Dialekt allgemeine Schrift- und Dichtsprache, deren sich selbst die Mehrzahl niederländischer Dichter bediente; und noch jetzt können wir nur mit Behemuth auf eine Zeit zurückblicken, die uns eine selbständige, durch den musikalischen Vortrag bestimmte Dichtersprache hätte geben können, wenn man ihren Werth früher erkannt und sie festzuhalten gewußt hätte.

Unstreitig war es die größere politische Einheit, deren sich Deutschland unter den kräftigen Hohenstaufen zu erfreuen hatte und in deren Gefolge Ackerbau und

Handel neu aufblühten, welche den wachsenden Wohlstand der Einwohner hervorrief, ihnen eine behagliche Ruhe verschaffte und so den Sinn für alle das menschliche Leben verschönernde Künste weckte. Die enge Verbindung zwischen Italien und Deutschland übte vorzugsweise auf die Städtebewohner des letztern Landes einen belebenden Einfluß, und die mannichfachen Wirren und Zerwürfnisse in den Verhältnissen des öffentlichen Lebens, insbesondere zur Zeit Friedrich's II., regten selbst die Dichter dergestalt an, daß viele der vorzüglichsten Gedichte der Zeit, namentlich lyrische, unmittelbar aus den damaligen politischen Erschütterungen hervorgingen. Dazu kam das äußere Anerkenntniß, daß die Poesie in dieser ruhmreichen Zeit fand, indem mit ihrer Ausübung die höchste Ehre verbunden war, da selbst Grafen und Fürsten, ja Könige und Kaiser den Dichterruhm nicht verschmähten oder wenigstens eine Ehre darin suchten, öffentlich als Sönnner und Förderer der Kunst aufzutreten. Dies gilt namentlich von dem Landgrafen Hermann von Thüringen, von dem Herzoge Leopold von Osterreich, von den Kaisern Heinrich VI., Friedrich II., von dem jungen Konradin u. A. Dadurch ward es möglich, daß auch ärmere Kunstjünger sich aus dem Staube erheben und unter dem Schutze reicher und mächtiger Herren Sängerkorden und Sängerschulen gründen konnten, die ihren Einfluß bald über ganz Deutschland und alle Volkstheile geltend machten. Nicht blos der Ritter öffnete nun dem wandernden Dichter bereitwillig seine Burg, auch bei den Künstlern in den Städten und bei den Bauern war er wohl gelitten, und während dort das deutsche Epos in seiner reichsten Schönheit sich entfaltete, gewahren wir hier die ersten, wenngleich rohen Anfänge der dramatischen Poesie in den Darstellungen der umherziehenden sogenannten Spruchspröcher, die zwar derb, formlos, ungesittet, aber kräftig und voll lebendigen, immer treffenden Wises gewesen sein sollen.

So war also auch für letztgenannte Dichtart die Bahn gebrochen, und es war zu hoffen, daß bei der allgemein verbreiteten Empfänglichkeit für Kunstgenüsse gerade sie, die sich in einem unmittelbar aus der Gesinnung hervortretenden, im Dialog sich entwickelnden Handeln offenbart, wegen ihres tiefen Eindringens in die Verhältnisse des wirklichen Lebens und wegen ihrer innigen Verwandtschaft mit dem so glücklich cultivirten Epos, da die Basis beider das sittliche Element der Menschennatur ist, zu einer kunstgemäßen Gestaltung gelangen mußte; — aber leider ging diese schöne der Poesie so günstige Zeit zu schnell vorüber. Mit der innern Zerklüftung des Deutschen Reichs nach dem Erlöschen der Hohenstaufen-Dynastie, mit der Auflösung aller Ordnung und der daraus erwachsenen gegenseitigen Befehdung des Adels und der Städte, hörte zunächst das Interesse auf, das der Ritterstand bis dahin an der Poesie genommen hatte, und auch in den Städten weckte das täglich gefährdete Leben andere Sorgen als die um Kunst und Lebensgenuß. Der arme Dichter fand keinen reichen Patron mehr und die noch unlängst so laut

ertönende Sängerstimme verstummte gänzlich. Dieser Verfall der Poesie, der selbst durch die kräftigen Bestrebungen eines Rudolf von Habsburg, nach Aufhören des Interregnums, nicht gehemmt werden konnte, mußte vorzugsweise das junge noch unmnündige Leben des Dramas verderblich berühren; denn während die lyrische und epische Poesie nur zeitweilig verstummte, um ihre reichen Schätze der Folgezeit als Nachahmungsmuster zu entfalten, ging Alles, was von dramatischer Poesie vorhanden war, gänzlich wieder unter, da diese ihren Platz als selbständige Kunstgattung sich noch nicht hatte erringen können. Zu einer Neubelebung dieser Dichtungsgattung war die nächstfolgende Zeit aber um so weniger geeignet, als mit der Trennung Italiens von Deutschland eine Menge großartiger, die Phantasie des Dichters mächtig anregender Verhältnisse aufhörte, und auch das Leben im engeren Kreise sich immer unfreundlicher und kleinlicher gestaltete, so daß die meisten Dichter der Zeit ihre poetischen Stoffe nicht mehr außer sich fanden, und deshalb zu einer frostigen Dialektik, zu einem überschwänglichen Allegorisiren und zur oft nüchternsten Reflexion ihre Zuflucht nahmen. Dieser allgemeine Verfall der Poesie offenbart sich am deutlichsten in den Meisterfängern jüngern Schlags, die den frühern Epikern nur mühsam und zumeist erfolglos nachringen und selbst in ihren lyrischen Dichtungen in künstelndem Stropfenbau und andern Formweisen erstarrten. Aus der innern Zerspaltung des Reichs ging gleichzeitig die Nichtachtung einer allgütigen Schriftsprache hervor; die Provinziodialekte verlangten und fanden, zum Nachtheil für die Poesie, ihr Recht, und es bildete sich bald überall eine harte, unpoetische Mengsprache, in der von dem Wohlklänge und der Gefügigkeit des schönen schwäbischen Dialekts keine Spur zu entdecken war.

So verfloß die letzte Hälfte des 14. und das ganze 15. Jahrhundert, ohne daß der Raum der Poesie andere als verkümmerte Früchte getrieben hätte; erst ums Jahr 1500 erblicken wir aufs neue Anfänge der dramatischen Poesie, die freilich noch eine geraume Zeit hindurch zu roh sind, um sich eine Stelle als selbständige Kunstgattung zu sichern oder belebend auf das Gesamtgebiet der Dichtkunst zurückzuwirken. Dagegen eilt, bei aller Sprachverwilderung, die Prosa rasch ihrer Entwicklung entgegen und gewinnt in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen hohen Grad von Bestimmtheit. Die Gründe, welche ein schnelleres Aufblühen der dramatischen Poesie hinderten, und um diese Zeit überhaupt kein neues Auftreten in die Dichtkunst kommen ließen, liegen größtentheils wiederum in den politischen Verhältnissen Deutschlands. Im Innern des Reichs mangelte es auf der einen Seite an Einheit und auf der andern an großartigen Begebenheiten, Unternehmungen nach außen hin, wie früher unter den Hohenstaufen, fanden ebenso wenig statt. Die Macht des Kaisers war nicht mehr ausreichend, die festen Anmaßungen der Großen des Reichs zu bewältigen und den unaufhörlichen, gegenseitigen Befehdungen, die alle Ordnung untergruben und

das Recht des Stärkern zum höchsten Befehl erhoben, einen Damm entgegenzusetzen. So verwilderten Fürsten und Adel, die von nun an nur an Waffenübungen, sei es im ersten Kampf oder im Turnier, sowie an Tringelagen und Jagden ein Behagen fanden, den vaterländischen Sängern aber, als unwürdigem Geschäfte fröhnend, verspotteten. Auch in den Städten, die unter den mannichfachen Begünstigungen der Kaiser durch Handel und lebendige Industrie bald hochaufblühten, namentlich in den norddeutschen, wo die Hanse durch Reichthum und Macht außerordentliche Bedeutung gewann, wurde die Blume der Poesie wenig gepflegt, da Faustrecht und Belagerungen von Seiten des raubsüchtigen Adels den thätigen Bürger unaufhörlich störten und neckten und ihn die den schönen Künsten so nöthige Muße nie erlangen ließen. Etwas besser war es zwar in den süddeutschen Städten, wo die alte deutsche Sangeslust fortbauerte und bald in ordentlichen Zünften eine fleißige, aber wenig erfolgreiche Pflege fand. Auch die Reformation übte insofern auf die Poesie einen nachtheiligen Einfluß, als sie das Interesse der Zeitgenossen ausschließlich auf die religiösen Angelegenheiten hinlenkte und in Deutschland einen mehrere Generationen überdauernden Zwiespalt hervorrief. Keineswegs war jedoch der Sinn für Poesie gänzlich erstorben, denn wo nur irgend ein Begebniß höherer Bedeutung sich zutrug, da fehlte es auch nicht an einem Sänger, der die Thaten seiner Mitbürger der Nachwelt zu überliefern strebte. So besang Rosenplüt den Sieg der Nürnberger 1450 und die zwischen dem Kurfürsten von Köln und der Stadt Coest 1437 — 59 geführte Fehde; so Preischuch das kostniger Concil; so Veit Weber die Heldenthaten der Schweizer, insbesondere den Sieg über Karl den Kühnen von Burgund bei Murten 1476. Leider wirkte der Gelehrtenstand, der seit der Wiederbelebung des classischen Alterthums sich mit allen Schätzen griechischer und lateinischer Kunst und Wissenschaft vertraut gemacht hatte, und von dem man daher hätte erwarten können, daß er der vaterländischen Poesie die rechte Bahn anweisen würde, dieser am meisten entgegen, indem er, mit vornehmer Verachtung der Muttersprache, die lateinische so ausschließlich zur Gelehrtensprache erhob, daß selbst Dichter, die Universitätsstudien gemacht hatten, sich nur der lateinischen Sprache zu ihren Poesien bedienten. Dadurch mußte natürlich eine weite Kluft zwischen der gelehrten und der volksthümlichen Bildung entstehen, die um so weniger ausgefüllt werden konnte als der Gegensatz zwischen beiden von Jahr zu Jahr immer greller hervortrat. So war denn die vaterländische Dichtkunst ganz in die Hände des niedern, bildungslosen Volks gegeben, das sich allein noch mit Lust und treuer Anhänglichkeit zu seinen alten Liedern hielt. Darin liegt theilweise auch der Grund, warum die schon am die Mitte des 15. Jahrhunderts in den Städten auftauchenden dramatischen Spiele so wenig Beifall und Aufmunterung an den Fürstenhöfen fanden, denn da sie von der niedern Volksklasse ausgingen, so waren sie zu derb und roh, um die höhere

Ansprüche der feiner Gebildeten zu befriedigen. Immer mehr zogen sich die höhern Stände von der Poesie zurück, die jetzt verkümmerte und sich abmühte, eine frostige Dialektik mittels roher Reime in einer harten, ungefügigen Sprache zu handhaben. So blieb Deutschland hinter seinen romanischen Nachbarn, die um diese Zeit schon mustergültige Schriftsteller aufzuweisen hatten, weit zurück; freilich ward es leptom durch die innige Verwandtschaft ihrer Sprache mit der lateinischen ungleich leichter, die Nationalliteratur zu einer schnellen Reife zu bringen.

Als Vorläufer der dramatischen Poesie sind in Deutschland schon lange vor der Mitte des 15. Jahrhunderts, wo, wie erwähnt, die ersten dramatischen Spiele in den Städten vorkamen, die unter dem Namen *Mysterien* bekannten, geistlich-komischen Schauspiele anzusehen, von denen freilich nicht viel auf uns gekommen ist, und die wol in der Regel lateinisch abgefaßt waren, wenigstens in dem *Mysterium „Das Leiden Christi“*, wovon wir noch Bruchstücke besitzen, deutsche Verse den lateinischen untermischt sind. Späterhin gab es indessen wol ganz deutsche *Mysterien*. Diese Dichtungen, worin Gott, Engel, Heilige und in der Regel wenigstens vier Teufel auftreten, sollen zuerst in Frankreich zum Vorschein gekommen sein, sich aber bald nach Deutschland übertrugelt haben, wobei es allerdings merkwürdig bleibt, daß in der neuern Zeit, wie im Alterthum, der Ursprung des Schauspiels in der Religion gefunden wird. In Frankreich soll freilich schon ebenso wie Deutschland eine Art dramatischen Spiels diesen *Mysterien* vorgegangen sein, denn bereits die *Troubadours* sollen dialogische Gesänge aufgeführt und davon zuerst den Namen *les Comiques* erhalten haben; doch waren diese Dialogen, gleich den Leistungen der deutschen *Joculatores*, wol nur *Bänkelfängereien*, jedenfalls wenigstens zu formlos, um sie als Anfang der eigentlichen dramatischen Kunst anzusehen. Die ersten *Mysterien* wurden in Frankreich etwa ums Jahr 1375 — erweislich noch vor dem 1380 erfolgten Tode Karl's V. — aufgeführt, und sollen in dialogisirten geistlichen Gedichten bestanden haben, welche die aus dem heiligen Lande oder andern Wallfahrtsorten rückkehrenden Pilger bei festlichen Anlässen öffentlich absangen. Bald darauf erhielten die dabei agirenden Schauspieler den Namen der *Passionsbrüderschaft*, weil ihre Dramen großentheils die *Passion Christi* zum Inhalte hatten. Schon bei dem 1380 erfolgten Einzuge Karl's VI. in Paris zeichnete sich die *Confrérie de la passion* durch ihre Festspiele aus. Unter Ludwig XI. hatten diese *Mysterien* einen außerordentlichen Fortgang, sie verbreiteten sich rasch über ganz Frankreich und von hier aus auch bald über Deutschland. Ihr Stoff war in der Regel der biblischen Geschichte oder den Legenden entnommen, und sie dienten anfangs wol weniger zur Belustigung als zur Erbauung des Volks; bald aber arteten sie in bloße Ergötzlichkeiten aus, um deren willen nicht selten der Gottesdienst abgekürzt ward. Es ist in der That eine eigenthümliche Erscheinung der Zeit, daß in allen Richtungen der Volks-

poesie die schroffen Gegensätze des Biblisch-Erbaulichen und des Obscön-Scurrilen eng verbunden hervortreten: eine Erscheinung, die wol geeignet ist, uns manche Zweifel an der hochgepriesenen Frömmigkeit jener Zeit aufzudrängen. Bald nahmen diese Ergösklichkeiten einen immer frivolern Charakter an und wurden zu wahren Travestirungen der heiligen Geschichte, sodas man nicht begreift, wie eine solche Verhöhnung alles Heiligsten jemals mit religiösen Acten zu frommer Erhebung in enge Verbindung gebracht werden konnte. In Paris führten die Passionsbrüder anfänglich ihre Stücke auf freier Straße auf; dann ward ihnen im Hospital der heiligen Dreieinigkeit ein förmliches Theater erbaut, auf dem an allen Festtagen Passionsstücke gegeben wurden. Die Zuschauer saßen schon damals auf amphitheatralisch ansehnlichen Sitzen, deren höchster das Paradies genannt wurde. In Deutschland, wo die Mysterien neben einer andern Art geistlicher Schauspiele, Moralitäten genannt, vorzüglich in den Klöstern einheimisch wurden und mit allerlei Carnevalsmummereien in Verbindung kamen, nahmen sie eine etwas veränderte, durch die Drlichkeit bedingte Gestalt an und gewannen überhaupt nicht die Bedeutung wie in Frankreich; doch erschienen auch dort Gott der Vater, die Engel, die heilige Jungfrau und wenigstens vier Teufel jedes Mal auf der Bühne, welche legtern so wüthend umhertobten, das davon bald die Redensart: einen teuflischen oder höllischen Lärm machen (die Franzosen sagten: faire le diable à quatre) in Schwang kam. In der Regel waren diese Mysterien sehr lang, und nicht wie bei uns die Schauspiele in Acte, sondern in Tage abgetheilt, sodas jede Vorstellung während so vieler Tage spielte als sie Abtheilungen hatte. Dessenungeachtet spielte jede Abtheilung noch so lange, das die Vorstellung um einige Stunden unterbrochen werden mußte, um die nöthige Zeit zum Essen zu gewinnen. Dadurch ward man freilich in Stand gesetzt, mit Verletzung aller Zeiteinheit ganze Lebensläufe in breitester und weiterschweifigster Weise aufzuführen, selbst ganze Geschlechterreihen auf die Bühne zu bringen, die nicht selten einen Zeitraum von einem halben Jahrhundert und darüber ausfüllten; ja oft wurden in einem Stücke Kinder geboren, die heranwuchsen, sich verheiratheten und Kinder erzeugten, welche dieselbe Stufenleiter durchmachten und noch in demselben Stücke hochbejahrt starben. Ebenso wenig wie auf Zeiteinheit, kam es dabei auf historische Treue an, und die schlechten Personen der heiligen Geschichte wurden drolligerweise immer zu Heiden oder gar zu Mohammedanern gemacht, welches Loos in der Regel den König Herodes traf. Ein wesentliches Element bei diesen Darstellungen war der Lustigmacher, der durch seine extemporirten Späße das Publicum belustigen mußte, wodurch das Tragische und Komische oft auf die abenteuerlichste Art vermengt ward. So trat unmittelbar nach einer Kreuzigung Christi, nach einer Enthauptung des Johannes, der Narr vor und suchte durch die plumpsten und obscönsten Gaukeleien die Zuhörer zu ergözen. So roh und form-

los diese Schauspiele im Ganzen auch waren, so fehlt es doch nicht an einzelnen Dichtungen darunter, die sich über die Mittelmäßigkeit erhaben; besonders in Frankreich, wo sie zum Theil mit Chören und andern Gangpartien ausgeschmückt waren. Von der damaligen Bühneneinrichtung in Deutschland wissen wir fast nichts; in Frankreich war sie unabänderlich folgende (vergl. Beauchamp, „Recherches du théâtre français“): Mitten auf der Bühne war ein erhabenes Gerüst errichtet, worauf Gott der Vater in einem langen Salare, von Engeln umgeben, saß. Etwas mehr nach vorn befand sich die Hölle in der Gestalt eines grausenregenden Drachen, durch dessen weit geöffneten Rachen die im Stücke agitirenden Teufel ein- und aussparrten; der übrige Raum stellte die Welt vor. An der einen Seite war eine mit einem Vorhange versehene Nische angebracht, worin alles Das vorging, was nicht füglich auf die Bühne gebracht werden konnte, so die Niederkunft der heiligen Jungfrau, die Geißelung oder Kreuzigung Christi, die Enthauptung des Johannes u. dgl. m. An der andern Seite standen Bänke, auf welche diejenigen Acteurs sich niedersetzten, die nicht gerade in der Scene beschäftigt waren; denn alle waren immer gleichzeitig auf der Bühne, welche sie erst nach gänzlicher Beendigung des Stückes verließen. Neben diesen Mysterien gewannen bald die schon erwähnten sogenannten Moralitäten große Verbreitung, eine Art allegorisch-moralischer Schauspiele mit rein didaktischer Tendenz, indem durch Personification von Tugenden und Lastern Liebe für jene und Abscheu gegen diese eingefloßt werden sollte. Sie enthielten oft einen höchst ergösklichen Stoff und waren mit vielem Wize gewürzt. In einer solchen Farce unter dem Titel „Bantets Verurtheilung“ kommen folgende Personen vor: Leckerei, Schmarogerei, Gute Gesellschaft, Ihr Wohlsein. Zur schuldigen Dankagung, Dobagra, Sitt, Kollit und Schlagfluß, die in eine arge Balgerei gerathen, worauf sich die Erfahrung zu Gericht setzt und nach erfolgtem Urtheilspruche die Diät das Henkeramt verzieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neugriechische Literatur.

Außer der schon früher erwähnten „Geschichte der alten Völker“ („ἱστορία τῶν ἀρχαίων Ἑλλήνων“) von R. D. Schinas erschien kürzlich in Athen auf dem Gebiete der historischen Literatur eine „Kurzgefaßte allgemeine Geschichte“ („Στοιχείωσις γενικῆ ἱστορίας“) von Konst. Paparrigopoulos, der sich schon durch einige Schriften bemerklich gemacht hat. Er hat dieselbe für die griechischen Gymnasien bestimmt, übrigens dabei besonders das Werk des Franzosen Lewi als Grundlage benützt. Die Professoren Asopios und Manassis in Athen haben den Abdruck der byzantiner nach der bonner Ausgabe für Griechenland begonnen. Alexander Sutfos hat sich kürzlich wieder einmal in seiner gewohnten Weise vernehmen lassen. Es erschien von ihm ein „Ἱστορικὸν χειρογράδιον“ („Poetische Brieftasche“), eine Sammlung politischer Satiren, worin er sich offen für Kolettis als eine Nothwendigkeit und gegen die Opposition erklärt, zugleich aber auch die Lähmung der Regierung und die Besetzung, d. h. die Vernachlässigung der Gelehrten beklagt. 5.

Donnerstag,

Nr. 64.

5. März 1846.

Zur Geschichte der Entwicklung des Dramas in Deutschland.

(Fortsetzung aus Nr. 63.)

Neben den Mysterien und Moralitäten dürften auch die während mehrerer Jahrhunderte des mittlern Zeitalters in den Rheingegenden Deutschlands — auch in andern Ländern — üblichen Narren- und Eselsfeste nicht ohne Einfluß auf den Charakter des sich entwickelnden Dramas geblieben sein. Die Narrenfeste sollen bis in das 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinaufreichen; erweislich waren sie um das Jahr 1500 in Deutschland noch nicht abgeschafft. Sie wurden von Geistlichen und Laien unter den größten Narreheiten um die Weihnachtszeit gefeiert und waren wahrscheinlich eine Nachahmung der römischen Saturnalien. Anfangs agirten bei einem solchen Feste nur die Chortnaben und untergeordneten Geistlichen, weshalb es auch wol das Fest der Subdianen genannt wurde, und der Bischof, die Canonici und die übrige höhere Geistlichkeit bildeten die Zuschauer; in der Folge nahmen jedoch selbst höhere Geistliche und auch Laien an dem Spectakel Theil. Die jungen Acteurs wählten dabei aus ihrer Mitte unter komischen Ceremonien einen Narrenbischof, der dann mit lächerlichem Gepränge in der Kathedrale selbst zum Bischofe geweiht und auf den gewöhnlichen Thron des Bischofs gesetzt wurde. Hierauf hielt derselbe unter den fragenhaftesten Grimassen das Hochamt und erteilte dem Volke den Segen. Unterdessen fanden sich eine Menge junger Leute als Narren in allerlei Vermummungen und Maskenanzügen in der Kirche ein, neckten die Anwesenden und verübten die ausgelassensten Tollheiten; sie sangen unsittliche Lieder, führten verdächtige Tänze auf und bildeten Gruppen in den obscönsten Stellungen. Wir besitzen noch vollständige Ritualien, nach denen diese Feste, die ebenfalls aus Frankreich stammen sollen, begangen wurden. Im 14. und 15. Jahrhundert wurden diese Feste, die freilich mit dem Ernste der Religion schwer zu vereinigen sind, von Päpsten, Bischöfen und Concilien häufig, jedoch selten mit rechtem Erfolg, verboten. Verwandt mit diesen Narrenfesten waren die Eselsfeste, welche um dieselbe Zeit, gleichfalls zu Weihnachten, gefeiert wurden. Sie haben ihren Namen von

dem Esel, der in geistlicher Amtskleidung unter feierlichen Gesängen mitten in die Kirche geleitet wurde, wo man dann ebenfalls Tänze und tausend Possen unter wildem Geschrei und Nachahmung der Eselsstimme auführte. Gewöhnlich erschien auch Bileam auf einer Eselin, weshalb man in der Regel annimmt, daß dies Fest zum Andenken der Propheten, welche die Geburt des Heilandes geweissagt hatten, gefeiert worden sei; indessen ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß man ursprünglich damit bloß die Flucht der heiligen Jungfrau nach Aegypten versinnlichen wollte.

Nicht unähnlich den alten Mysterien ist ein ums Jahr 1480 geschriebenes merkwürdiges Drama unter dem Titel: „Ein schön Spiel von Frau Lutten“, von einem Geistlichen Namens Schernberk. Dies Stück, das die famöse Geschichte der Päpstin Johanna zum Gegenstande hat, ist vielleicht die älteste deutsche Originaltragödie, denn wenngleich das Gedicht erst 1565 im Druck erschienen ist, so sagt doch der Herausgeber, M. Hieronymus Tilesius, Hirschyergensis, ausdrücklich, daß es „im Jahr Vierzehnhundert und achtzig durch einen Messpaffen Theodoricum Schernberk in einer Reichstatt gemacht und geschrieben ist, wie man mit des Authoris eignen Handschrift in Originali darthun kan: und zwar jederman auch leichtlich in der Composition sehen wird. Darüber ist's auch also approbiret, das es öffentlich zur selben Zeit also gespielet und agiret ist worden.“ Dies wunderliche Product, das von Katholiken häufig für ein Nachwerk von Protestanten späterer Zeit ausgegeben worden ist, trägt eben in seinen vielen Gebrechen die innern Merkmale der Echtheit; auch ist es eine unleugbare Wahrheit, wie dies der Kirchenhistoriker Platina ausdrücklich erzählt, daß man die lächerliche Fabel von der Päpstin Johanna selbst in der römischen Kirche lange Zeit allgemein geglaubt hat. Die Angriffe auf die Kirche können nichts beweisen, denn Ähnliches kommt auch in Rosenplüt's Fastnachtsspielen vor, deren Echtheit unmöglich bezweifelt werden kann. Gottsched hält diese Dichtung — ob mit Recht mag dahingestellt bleiben — für das älteste neueuropäische Trauerspiel und hat es aus dem Grunde neu abdrucken lassen. Wie mangelhaft dies Gedicht auch in vieler Hinsicht sein mag, indem der Verf. weder eine Idee von Ein-

heit der Handlung noch von dramatischer Ökonomie und Charakterzeichnung hat, so ist es doch keineswegs so arm an Erfindung und Originalität der Stoffbehandlung, daß es nicht außer einem literarhistorischen auch einen poetischen Werth in Anspruch nehmen sollte. Die agirenden Personen in diesem Drama, in dem ein der modernen Romantik ziemlich verwandter Geist weht, sind folgende:

Teuffel.	Lucifer.	Basilus, Babst.
	Bnuersün.	Primus
	Lillis, des Teuffels Großmutter.	Secundus } Cardinalis.
	Sathanas.	Tertius
	Spiegelglanz.	Quartus
	Fedderwisch.	Senator, ein Römischer Rathsherr.
	Kottis.	Simson, vom Teuffel besessen.
	Astrot.	Christus Saluator.
	Krengelein.	Maria.
	Babst Jutta.	S. Nicolaus.
	Clericus, Babst Jutta	Gabriel } Engel.
	Buhle.	Michael }
	Magister Nooster Parisiensis.	Mors, der Todt.

Den herrschenden Ton in diesem Gedicht kann man schon aus dem Eingang entnehmen:

Lucifer rüffet seinem Hellschen Gefinde zubauff und spricht:

Wolher, Wolher, Wolher,
 Alles Teuffelisches heer,
 Aus becken vnd aus brüchich,
 Aus wiesen vnd aus rorich,
 Nu kompt her aus holze vnd aus felden
 Eher denn ich euch begin zu schelden.
 Alle meine liebe Helle Kindt,
 Die mit mir in der Helle findt,
 Krengelein vnd Fedderwisch,
 Darzu Kottis ein Teuffel frisch,
 Astrot vnd Spiegelglanz,
 Vnd machet mir ein lobetang,
 Darnach wil ich euch sagen,
 Heutte an diesem Tagen,
 Was ich von euch begeren,
 Disz sollet ihr mich geweren,
 Daun solt ihr haben den lohn,
 Das schwere ich euch bey meiner kron.
 Nu heb an, knecht Bnuersün, den gfang,
 Des soltu allweg haben danck,
 Mit meinem Freunde Sathanas,
 Der mir je der liebste Schalck was.

Bnuersün, ein Teuffel.

Das sol, Herr Lucifer, geschehen
 Also balde von mir gar eben,
 Ich erfülle gern den willen dein,
 Nu liebster Herr vnd Freund mein,
 Womit ich dir gebienen kündte,
 Mit Sathanas dein guten freunde,
 Des wer ich vnuerdrossen,
 Vnd wolte das durch niemands lassen.
 Nun wil anheben den edlen gesang,
 Vnd wil das nicht machen lang,
 Vnd wolken tanzen vnd reyen
 In diesem kühlen Reyen.

Bnuersün der Teuffel, singet vor, die andern Teuffel singen nach:
 Lucifer in dein thron
 Rimo, Rimo, Rimo

Barstu ein Engel schone,
 Rimo, Rimo, Rimo
 Nu bistu ein Teuffel grewlich
 Rimo Rimo, Rimo.

Lillis, des Teuffels Großmutter, springet auch an der Reyen, vnd spricht:

Die lauffe ich trawn auch mit ombher,
 Vnd mich nimpt gros wunder,
 Was ihr euch habt vermessen,
 Das ihr meiner habt vergessen,
 Vnd kan ich doch gar hösslich geschregte,
 Vnd wil an den Reyen gelegte,
 Auch kan ich gar weiblich geschwange
 Vnd mich verdruchen an diesem tanze,
 Darumb solt ihr nicht mit mir grunzen,
 Last mich auch schütteln die alten rungen
 Vnd last mich auch helfen singen
 Vnd meine rosterige kele erklingen
 Bey dem edlen guten gesang,
 Des solt ihr allweg haben danck.

Des Teuffels Großmutter fodert darauf Lucifern auf, den versammelten Teuffeln sein Begehr zu offenbaren, was dieser sodann mit folgenden Worten thut:

Das wil ich liebe mutter thun so drotthen,
 Vnd habe mich darauff geride berotthen,
 Darumb mein lieben Herrn gebet rath
 Der vns allen wol anstatt,
 Sehet hin zu jener Awen,
 Da gehet gar ein schön Jungfrawen,
 Die ist Jutta genant,
 Die wil ziehen aus Engellandt
 Mit einem Schreiber wiß.
 In die hohe Schule legen Paris,
 Vnd sie wil sich anderst lassen nennen
 Das man sie nicht mag erkennen,
 Auch wil sie heimlich vnd leise
 Bekleidet gehen in Mannes weise,
 Vnd ihr Nam sol sein genant
 Johannes aus Engellandt,
 Da rathet liebe gesellen zu
 Das sie das gar balde thu,
 Vnd mögen sie vns gerücken
 In ihrem großen unglücken,
 Das wird vnser grosser frome werden,
 Nach alle vnser herzen begerden.

Die Teuffel vollbringen das Werk und berücken die Jungfraw, die mit ihrem Buhlen nach Paris geht, dort verkleidet sich unter die Studenten mischt, große Gelehrsamkeit einsammelt und dann mit ihrem Begleiter nach Rom wandert. Hier werden Beide zu Cardinälen ernannt, und nach dem Tode des Basilus wird Jutta Papst. Bald darauf geräth sie mit dem Teuffel in Conflict, der sie aus Rache Mutter werden läßt, was zu allerlei Skandal und einer Zwiesprach zwischen Christus und der Jungfraw Maria Anlaß gibt. Letztere bittet für Jutta, worauf Christus den Engel Gabriel an sie abschickt, um sie zu bekehren, was ihm auch gelingt. Dann ruft Christus den Tod herbei und spricht:

Darumb gebiete ich dir Todt zu dieser frist,
 Das du mir gehorsam bist,
 Vnd machst dich auff die bah,
 Da dir die Fraw wird vntertthan,
 Die solche missethat
 Wider mich begangen hat,

Und tödtet sie gar brotthen,
Drauff bis schnell und bald brotthen.

Mors, der Todt.

Sie, ihu ich bereit heiliger Gott,
Und will gern halten dein gebot,
Wenn ich bin grawlich und grawsam,
Alles das mir je fürquam,
Sey stark oder dick,
Wenn ich es recht erblicke,
Ich geb ihm ein solchen schlag,
Das er ewiglich an mich gedenden mag,
Ich messe ihm in die lenge und in die breithen,
Das er meiner kaum mag erleithen,
Ich treibe solchen gespuß,
Darzu solchen ungesuß,
Das ihm die Seele in dem leiben
Nirgend mag gebleiben,
Ich schrey ein koll gekochen,
Das ihu knacken alle knochen,
Auch gebe ich ihm zu trincken hier von starkem Hopffe
Das sich ihm verwenden die augen in kopffe,
Zulezt kome ich ihm auff das herge,
Da mus die Seele leiden grosse schmerze,
Bis das sie reumet dieselbige stadt
Die sie lange besessen hat,
Es kan mich nicht erbarme,
Mir ist der reiche wie der arme,
Der Deutsche als der Wahle.^{*)}
Ich rück: sie alle aus ihrem fahle,
Und müssen von mir leiden den todt,
Auch ward noch nie kein munde so rodt,
Ich mache ihn wol missfahr,
Ich breche die siechten augen klar,
Ich hawe sie hin als das Hawen^{**)},
Ich fürcht auch niemands Dramen,
Ich werde, ich werde grawlich,
Mir ist der Riese mit dem Zwerge gleich,
Was von der Erden ist geboren
Das ist zumal mit mir verloren,
Hierumb wil ich, Himlischer Gott,
Mich auffmachen also droth,
Und wil nicht lenger gedagen
Und wil das weib darumb fragen,
Was sie damit gemeinet hat,
Das sie solche missethat
Hat wider dich bezangen,
Darumb wil ich sie anlangen,
Und wer sie noch so klug und weisen
So sol sie doch nichts aus meinen henden reisen.

Der Tod begibt sich zu Jutta, die nun noch viele
Neuworde spricht und singt, zu welchem Behufe Noten
eingeschaltet sind, sodas der Tod dessen zuletzt überdrüssig
wird und unwillig in die Worte ausbricht:

Ku höre auff mit deinem Klaffen,
Ich mus mein geschefte schaffen
Alhier an dieser statt,
Denn du machst mich mit deinem reden matt.

Dann verstet er ihr einen Schlag; sie fällt nieder,
wird Mutter und stirbt während der Geburt, worauf
ein Teufel mit ihrer Seele von dannen fährt. Auf
Fürbitte der Maria und des heiligen Nikolaus wird die
Seele, die als agirende Person auftritt, aus dem Fege-

*) Der Wahle, d. i. der Wälsche.

**) Die das Heu.

feuer erlöst und durch den Engel Michael in den
Himmel geführt, worauf dieser spricht:

Himlischer Gott und Herr,
Hier bring ich her mit ehren
Die arme sünderin,
Die hab ich genomen aus der pein,
Die begeret nu deine gnade,
Die las ihr Herr kome zu stabe.

Saluator.

Bis wilkomen du liebste Tochter mein,
Du solt mit mir frölich sein
In meinem Himelreiche,
Das sage ich dir sicherliche,
Ku und zu ewiger zeit,
Das glaube mir abe neidt.
Und was du gethan hast in deinem leben,
Das soll dir all sein vergeben
Wenn Maria die liebe Mutter mein
Hat dir gethan ihrer hülfte schein
Mit dem heiligen Nicolao,
Drumb soltu sein wolgemut und fro,
Du bist aus sorgen genesen
Und solt mit mir in ewigen freuden wesen.

Dieses formlose Gedicht, das gegen alle Regeln der
dramatischen Dreieinigkeit verstößt, würde als Drama
freilich ganz zusammenfallen, wenn A. W. Schlegel mit
seiner Behauptung, daß im Drama die Anforderung des
Theaters, als seiner nothwendigen Ergänzung, liege,
Recht hätte; indessen hat schon Jean Paul die Unhalt-
barkeit dieses Satzes genügend nachgewiesen, und selbst
Goethe antwortet auf Schiller's Vorwurf, daß es seinen
Dramen an der nöthigen Concentration zu wirksamer
Bühnendarstellung fehle: daß er die Wirkung ad extra
nicht als Hauptsache ansehen könne, und daß die poeti-
sche Anforderung an das Drama erlebiger sei, wenn durch
Auffschließung des menschlichen Innern mittels der Hand-
lung ein ästhetischer Zweck erreicht werde. Wie wenig
es überhaupt mit der Einheit der Zeit und des Orts
im Drama auf sich habe, zeigt sich am deutlichsten bei
Shakespeare. Dagegen sündigt unser Gedicht zu stark
gegen die unerlässliche Einheit der Handlung, die nicht
genügend in sich abgeschlossen erscheint, indem der Dich-
ter weder den Anfangs- noch den Endpunkt richtig auf-
zufassen gewußt hat, sondern rückwärts und vorwärts
über die festen Grenzen des Dramas hinausstreift.

Nicht viel später als dieses Drama und wahrschein-
lich noch vor 1500, sind einige Komödien des Terenz
deutsch bearbeitet worden, wie dies aus den geschriebenen
Auszügen zweier dieser Komödien in der Schulbibliothek
zu Zwickau erhellt. Wahrscheinlich waren sie zu Auf-
führungen bei Schulfeierlichkeiten bestimmt, wie dies aus
dem Prolog hervorgeht, der so anhebt:

Achtbare, Erbare, nahmhafter, großgünstige Herren,
Die ihr seydt igt auff vnser bytt erschiene gern,
Desgleichen andern herrn vnd freundt,
So viel ihr igt vorhanden seindt,
Die bytt ich allesamt hie entgegen,
Von aller vnser schüler wegen,
Welt günstiglich diß vnser spiel.
Anhörn auff dießmal in der still,
Denn hie nicht wie sich mancher ihrt
Die Büberey gelernet wirdt;

Es hatt gar viel ein ander fin
 Wie ihr denn werdet hörn hiezin
 Damit vielmehr die iungen Leudt
 Von Düberey wern abgesehutt,
 Wenn sie all nun vermercken eben
 Solcher Belge vngöttlich leben
 Ihr falsche vnd geschmirtte wortt
 Da durch manch seel wirdt gemorpt,
 Was hic sonst ist zu mercken weytter
 Wern euch die knaben alhie bedeuten,
 Wolt derhalben euern gueten willn
 Hierin erzeuggen vnd schweigen still.

Das erste übersezte Stück führt die Überschrift „Phä-
 dria“ und besteht aus einer Reihe wunderlicher Person-
 beschreibungen ohne genügenden Zusammenhang; vielleicht
 aber wurden lateinische Scenen dazwischen eingeflochten.
 Der Anfang des Epilogs macht die bereits geäußerte
 Vermuthung, daß dies Stück bei einem Scholactus auf-
 geführt worden sei, noch wahrscheinlicher. Er lautet so:

Hiermit habt ihr großgünstig herrn
 Gehert, hoff ich on all beschweren
 Unser schulrecht auff diß mall
 So wirs nun hetten trocken woll,
 Das ihr daran gut gnügen heutt
 Wern wir alsampt hochlich erkreutt u. s. w.

Etwas höher steht das zweite Stück, eine Ummoder-
 lung des Terenz'schen „Heautantimorumenos“. Gottsched
 ist der Meinung, daß das Ganze nur Einschaltung zu
 den wirklich Lateinisch aufgeführten Komödien des Te-
 renz habe sein sollen, zum Verständniß für diejenigen
 Zuschauer, die des Lateinischen nicht kundig waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedichte aus Böhmens Vorzeit verdeutscht von Joseph
 Mathias Grafen von Thun. Mit einer Einlei-
 tung von P. J. Sazarik und Anmerkungen von
 F. Palacky. Prag, Calbe. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Noch widerhallen die Worte des Herrn Grafen Mathias
 v. Thun, die er im „Slawismus in Böhmen“ gesprochen, von
 einem Ende Böhmens zum andern, als die frohe Nachricht
 sich verbreitet, der edle Graf, der es für seine „Ritterpflicht“
 erklärt hatte, an der Seite der schwächern Czechen zu stehen,
 habe ein zweites Werk in Bereitschaft, die Ehre der böhmischen
 Nation zu verteidigen. In kurzer Zeit erschien es und über-
 raschte durch die Gediegenheit der Arbeit, die um so werth-
 voller je schwieriger sie an sich ist, nicht minder als durch
 ihren Inhalt. Die ältesten böhmischen Gedichte, wie sie die
 sogenannte Königinhofer Handschrift und einige andere zufäl-
 lig erhaltene Blätter alter Manuscripte aufbewahrt haben,
 waren zwar bereits früher vom Prof. Zwoboda und Andern,
 ja eins sogar von Goethe ins Deutsche übersetzt worden; al-
 lein theils hatten sich seitdem mancherlei neue Auffassungen
 einzelner Stellen herausgearbeitet, theils waren es andere
 Gründe, welche eine Auffrischung des Gegenstandes unter der
 Lesewelt nothwendig machten; genug, der Wunsch einer neuen
 Übersetzung ward von vielen Seiten gefühlt. Auch der Verf.
 des vorliegenden Buchs scheint das Bedürfnis getheilt zu ha-
 ben. Als ihm daher, sagt er in seiner Vorrede: „das Glück
 wurde, diese Heiligthümer im Urtexte lesen und verstehen zu
 können, ergriff mich eine unnennbare Wehmuth, und lebhaft
 erwachte der Wunsch in mir, dieses Zeugniß nicht geahnter Cultur
 auch deutschen Augen, die sehen wollen, vorzulegen. In den
 Geist einzubringen suchend, wählte ich mich selbst von ihm
 angehaucht, und so entstand dieser Versuch.“ Sein Zweck war:

„eine in Form und Ausdruck möglichst treue Copie vorzulegen
 solchen deutschen Lesern, welche durch universelle Bildung über
 nationale Einseitigkeit erhoben sind.“ Der Verf. gesteht ein,
 daß die Übersetzung an sich wegen der gänzlichen Verschieden-
 heit der beiden Sprachen ungemein schwierig gewesen; trotzdem
 kann man nicht anders als die ungemeine Gewandtheit bewun-
 dern, mit welcher er sich an das Original anzuschmiegen weiß;
 nicht bloß dieselbe Sylben- und Verszahl, vielmehr noch das
 möglichst treue Wiedergeben des Gefühls, der edeln Einfach-
 heit, der Gedankenfülle und der für unsere Zeit nicht selten
 allzu kühn erscheinenden poetischen Wendungen, mit einem
 Worte, der ganze alterthümliche Geist des böhmischen Originals,
 der uns hier in deutsche Wörter gekleidet entgegentritt,
 ist es was wir an der vorliegenden Übersetzung besonders löb-
 lich hervorheben müssen. Ein vorurtheilsloses, offenes Hinge-
 ben, ein Sichversenken zu uns herüberragt. Wer ähnliche Arbei-
 ten nur einigermaßen kennt, wird die Leistungen des Verf. zu
 würdigen wissen. Das Buch enthält alle Gedichte der Köni-
 ginhofser Handschrift sowie einige andere der ältesten und besten
 böhmischen Dichtungen. Zur Vergleichung steht der Original-
 text der Übersetzung gegenüber; ersterer ist nach der jetzigen
 Orthographie geschrieben, aber in den Wortformen dem Texte
 in der Handschrift möglichst nahe gehalten. Jedem Gedichte
 geht eine kurze Beschreibung der Handschrift, in der es sich
 erhalten, die Bestimmung der Zeit, aus welcher dasselbe ab-
 stammt sowie derjenigen, in welcher das Gedicht abgefaßt wor-
 den sein mag, und dergleichen archäologische Angaben mehr,
 voran. Diese Notizen sind von Palacky. Die Einleitung von
 Sazarik dagegen erzählt auf 40 Seiten den ganzen Hergang,
 wie der Bibliothekar Hanka auf einer seiner vielen Reisen zur
 Auffindung alter Sprachdenkmäler die Handschrift in einzelnen
 Blättern nicht zufällig, sondern beim Untersuchen einer alten
 Kumpelkammer in der Königinhofer Kirche entdeckt hat; verthei-
 digt dieselbe dann gegen jeden Vorwurf der Fälschung und ge-
 gen alle gegen sie vorgebrachten Verdächtigungen; schildert die
 Theilnahme, welche dieselbe bei allen slavischen Völkern und
 auch anderwärts gefunden; geht dann auf den Inhalt selbst
 über; bestimmt die historischen Eigenschaften des Fragments;
 zeichnet die Dichtungsweise in den Liedern, Metrum und derglei-
 chen, und schließt mit der Erklärung, er wolle auf weitere
 Beweise der Echtheit der Handschrift sich nicht weiter einlassen,
 „weil wir in der Eile des kurzen Lebens viel wichtiger Pflich-
 ten zu erfüllen haben als gegen die Grillen einer pyrrhonischen
 Kritik ein Denkmal ängstlich in Schutz zu nehmen, welches,
 nach unser lebendigen Überzeugung, das Gepräge seiner Ab-
 kunft für jeden Urtheilsfähigen und Unbefangenen deutlich an
 der Stirn tragend, unfers ängstlichen Schuges durchaus nicht
 bedarf. Wir überlassen demnach getrost die Königinhofer Hand-
 schrift ihrem Schicksale: möge sie ihre Sache vor der unpar-
 teiischen Rit- und Nachwelt selbst führen und beweisen, ob
 sie eine Schöpfung der Wahrheit, wofür wir sie halten, oder
 eine Ausgeburt der Lüge sei, wofür sie Einige ausgeben.“

J. P. Jordan.

Literarische Anzeige.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:
**Alberti (J. G.), Der Stand der Ärzte
 in Preußen.** Ein historisch-kritischer Versuch,
 mit Beziehung auf die bevorstehende Reform des
 preussischen Medicinalwesens. Gr. 12. Geh. 24 Ngr.
 Leipzig, im März 1846.

F. A. Brockhaus.

Zur Geschichte der Entwicklung des Dramas in Deutschland.

(Fortsetzung aus Nr. 64.)

Ungleich wichtiger als die genannten Erzeugnisse sind die Fastnachtsspiele des Hans Folz oder Volz und des Johann Rosenplüt, genannt Schnepferer, die ältesten vollständigen deutschen dramatischen Gebichte, da sie schon aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammen. Sie sind zwar äußerst roh in Anlage und Ausführung und das Material besteht fast nur aus einer Reihenfolge von groben Gemeinheiten, indessen sind sie doch reich an treffendem Witz und liefern ein Bild echter Volksthümlichkeit. Hans Folz, ein Wormser von Geburt, lebte um 1450 in Nürnberg als Barbier und war zu der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts als Meistersänger berühmt. Von seinen der Schule angehörigen Gedichten ist das Meiste verloren gegangen, doch besitzen wir von ihm noch vier Fastnachtsspiele, die zu der Zeit und noch lange nach des Verf. Tode sehr beliebt waren, sodas sie im Anfange des 16. Jahrhunderts wiederholt abgedruckt wurden. Diese vier Stücke sind: „Salomon und Markolf“, „Ein Bauerngericht“, „Eine gar häuerliche Bauernheirath“ und „Der Arzt und der Kranke“.

Um dieselbe Zeit, jedenfalls noch in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebte Johann Rosenplüt mit dem Beinamen Schnepferer, d. h. loser Schwäger, Zotenreißer, welchen er wegen der entsetzlichen Frechheit und Zügellosigkeit erhielt, die durchweg in seinen Fastnachtsspielen herrscht, deren wir noch sechs vollständig besitzen. Auch seine Stücke entbehren durchaus alles dramatischen Interesses, indem sie aus einer wenig zusammenhängenden Scenenreihe bestehen; indessen herrscht doch in ihnen ein sehr kräftiger, treffender Witz und ihre wohl berechnete satirische Tendenz macht sie jedenfalls höchst beachtenswerth. Wenn wir von Rosenplüt nichts weiter als seine Fastnachtsspiele besäßen, so wären wir allerdings berechtigt, ihn für den unzüchtigsten, frivolsten Mann zu halten; ganz anders erscheint er uns aber in seinen recht gelungenen komischen Erzählungen, in denen sich viel Geist und ein ungleich feinerer Witz ausdrückt. Wir müssen daher glauben, das jener schlüpferige Ton durch

den damals herrschenden Charakter der Fastnachtsspiele bedingt wurde. Das erste von seinen sechs Stücken hat bloß den Titel „Ein Fastnachtspiel“ und ist eine Satire auf die Untreue der Ehemänner und die Fehler der Frauen, die jene veranlassen. Bei dem Bischofe von Bamberg, unter dessen Kirchenregiment Nürnberg zu jener Zeit stand, sind so viele Klagen der Frauen gegen ihre Ehemänner eingegangen, das er seinem Official die Untersuchung der Sache aufträgt; dieser tritt auf und spricht:

Ihr herren wen man hie wird nennen
Der tritt herfür vnd lasse sich kennen
Vnd thu sein Antwortt auf die clag
So horet man auf ewer beyder sag,
In wem man das vnrecht wird verken,
Der mus sein fürpaß abgen
Vnd wenn wir eins mer auf ein valbenpferd finden
So wolten wir es in dem hohen pan verkünden.

Herman Sunnenglanz,
Dietrich Scydenschwang,
Eberhart Blumental
Verantwortt euch vor dem Official.

Dann treten die Frauen als Klägerinnen nebst ihren Männern vor, worauf Rede und Gegenrede beginnt; der Official spricht zuletzt das Urtheil. Schade, das der Ton in diesen Dialogen so unsittlich ist, das er keine Auszüge gestattet. Das es bei diesen Fastnachtsspielen auf eine gute Bewirthung der Agitanden abgesehen war, scheint aus der Schlußrede hervorzugehen, die ein Herold — übrigens ein hors d'oeuvre — spricht:

Der der Wirt nu gebt vns eine gute nacht,
Ob wir es zu grob hatten gemacht,
So sollt ir es für einen Schimpff *) verken,
Wenn alle die heint zu euch gen
Die wollen mit euch schimpffen vnd lachen,
Die Fastnacht kan manchen narren machen,
Das er in torrechter weise umbget
Wenn ir das selber wol verket
Das man zu Fastnacht frelicher ist
Dann am Karfreitag so man den passion list,
Wer des nicht glaubt von mannen vnd weiben
Den wollen wir in vnser narren Buch schreiben.

Das zweite Stück führt den Titel „Die syben Meister“ und enthält eine sehr einfache Fabel. Ein Jüngling meldet sich bei den sieben Meistern, um von ihnen

*) D. i. Scherz.

die Kunst zu lernen „den Frauen zu gebinden und wol zu gefallen“. Die sieben Meister preisen ihm der Reihe nach ihre Wissenschaften zu diesem Behufe an, so der erste Meister die Grammatik:

Ein man der Frauen dienen sol
Der bedarffe Grammatika recht wol
Das er In dyen mit rechtem fleiß,
Das er nicht nyder Iren Höhen preißt
Wann Frauen dinst ist gar ungleich,
Einer ungeschaffen, einer semberleich u. s. w.

Der zweite Meister spricht die Logik rühmend:

Einer der Frauen dienen wil mit fleiß
Der bedarff zu wissen swarty vnd weiß
Halten vnd lassen nicht terwschen vnd essen
Henngen vnd haben nicht selen vnd treffen
Nicht zwey geheissen vnd drew gefelt
Vnd allweg wilt seyn one gelt
Nicht große clage vnd kleine smergen
Vnd heiß Im mund vnd kalt im herzen u. s. w.

Der dritte Meister empfiehlt die Geometrie:

Einer der in Frauen dinst wil leben
Dem ist Geometria eben

Wor das nicht kan der ist schab ab
Vnd weren zehen kunigreich sein
So muß er dennoch der Frauen großloffel seyn.

Der vierte Meister preist die Rhetorik:

Rethorica die lert einen man
Das er mit Frauen wol reden kan
Nicht viel geschreyß vnd wenig wollen
Als oft thun die narren vnd vollen
Vnd golt geheissen vnd kupffer gelten
Vnd voren loben vnd hinten schelten
Vnd oben schon vnd unten der schwerer
Vnd außen edel vnd Innen ein Bawer,
Welcher man den Frauen recht dyenen wil
Der gelob In wenig vnd halt In viel.

Der fünfte Meister empfiehlt die Musik:

Ein man der Frauen dienen wil
Der bedarff gesanges vnd septenspiel
Damit er hoch vnd nyder reich
Wann süße stym Frauen erweicht
Das sie kein bene Man auf entlewt
Der vor nicht gewesen Ir freunt
Das sie sollich freuntshaft zu Im tragt
Das sie sich an sein arme legt u. s. w.

Der sechste Meister preist die Arithmetik:

Die Arithmetica die zelt
Wie — — — ein Jung gelt
Den Frauen dyenen sol — — —
Das ich In einem Frauen dyener schreib
Hat er gekempfft gestärmt vnd gestritten
Geschermungelt — — —
Gedumret gestochen gekant geprungen
Mit snellen gelawffen mit starcken gerungen
Vnd mit hohen eren ist kumen her
Erst schreib ich In ein halben Frauen dyener.

Der siebente Meister endlich empfiehlt die Astronomie:

Astronomia ist ein kunst
Die einem wolff hilfft zu Frauen gunst
Wann rechte zeit macht grünen im Tzliche Kraut
Dannumb wer zu rechter zeit pamt
Der gewint ein fruchtreichs eren
Das kan die kunst Astronomia betweren.

Der Jüngling dankt den Meistern mit folgenden Worten:

Ir weisen Meister wol geleert
Ich dank euch ser auff dieser vart
Das Ir mich habt wol entricht
Das hab ich hie bey euch gefunden
Nun wil ich den fremden vnd kunden
Von ewren hohen kunsten sagen
Vnd wil ewren preise in alle lant tragen.

Die Frauen, zufrieden mit seinem Vorsege, ihretwegen alle Wissenschaften und Künste zu lernen, belohnen ihn mit ihrer Gunst, indem sie sprechen:

Fort junger Man wir haben euch wol vernomen
Das Ir durch Frauen willen seit aus komen
Vnd wolt euch in allen den kunsten niesen
Damit man vnns Frauen mag ere erpieten
Mit kunst mit tangen vnd mit springen
Mit steyen mit turniren mit sagen vnd mit singen.
Vnd Allzeit vnser lob gemeren
Darumb wollen wir euch mit diesem Cleynot vereren.

Auch in diesem Stück findet sich ein Herold, der nachkehrenden Prolog (worin ein arger Anachronismus vorkommt, indem der Astronom Ptolomäus mit einem der Könige gleiches Namens verwechselt wird) an das Publicum hält:

Nun horet ir fremden vnd ir kunden
Die wirt groß kunst vnd weißheit funden
Bey syhen weisen meistern gra
Brisclimäus mit gramatica
Die lert lateinisch reden vnd sprechen
Die Sylben spalten piagen vnd brechen.
Die sind man loyca mit ir list
Die lert was dalsch vnd vnracht ist
Sie krumpt sie slicht sie genzt sie trent
Die lug sie bey der wahrheit kent
Ir meister heißt Aristotiles.
Die Geometria lert Euclides
Die misst hoch tief eng vnd weyt
Kurz langt smal preit die kunst das zeit.
Cullius lert Rethorica
Subschlich reden neyn vnd ia
Vnd mit gebumten wortten dictiren
Vnd sach von sach specificiren.
Bohetius lert die musica
Wie vt re mi fa sol vnd la
So sonst her klingt auf septen spilen
Mit vngern vnd mit vederkilen.
Pythagoras lert practiciren
Vnd kan auch wol außziferiren
Wie sich veder numerus gemert
Die Arithmetica das lert.
Astronomie zeit zu versten
Wie sunne mond vnd sterren umhgen
Vnd wie sie all frucht wuelken hin vorten
Das hat mein her kunig Ptolomäus gefunden.
Ob yemanat sie kernaum wolt
In kurzer weil vnd umb kleinen salt
Der fülle es den meistern offendaren
Vnd fülle In das mit Wortten erklaren
Wie er heil vnd wer er sey
Der larnen wolle der tretz herbey.

Zum Schluß fodert der Herold die Zuhörer mit folgenden Worten zur Fastnachtstust auf:

Darumb solt ir frolich leben
Der Dabst hat vnns den gewalt geben,
Wann wir die Fastnacht nicht frolich funden
Den wolt wir bis Sontag in dem pan lassen verkunden.

Das dritte Stück, betitelt „Des Türken Aufnahm-
spiel“ hat ein wunderliches Sujet. Der Dichter läßt
den Großtürken Mohammed II. nach der Unterwerfung
Griechenlands und Eroberung Konstantinopels, also ge-
rade um die Zeit, wo Rosenplüt lebte, mit seinem wei-
sesten Rathe unter sichern Geleit der Stadt Nürnberg
nach Deutschland ziehen, um die Streitigkeiten unter den
Christen zu schlichten. Das Ganze ist eine bittere Satire
auf das vor dem Gebot des Landfriedens in Deutsch-
land herrschende Faustrecht. Auf höchst possitliche Weise
protestirt ein Nürnberger gegen die Einmischung des
Türken und sagt zu dem weisen Rath:

Davor sol uns vnser got behüten

Wann vnser got hat deinen got von oben herab gestahen.

worauf dieser sich an den Großtürken wendet und ihn
bittet, solche Rede nicht übel zu nehmen, „zumal die
Christen auch einen starken Gott hätten, der unüber-
windlich wäre, so lange sein Gebot nicht übertreten
würde“. Der Sultan versteht darauf:

Wir großmehlig Turck von hoher gepurt

Es hat kein Übel vnser hertz noch nie angerürt

Wir sein nicht herkumen das wir wollen kriegen

So wollen wir nyemant hier betriegen

Aber doch wollen wir vnser heil versuchen

Wir haben gelesen in den Buchen

Wenn der reiche den armen beugt

Und wenn der weise dem narren sein gut abtreugt

Und der voll den hungrigen nicht wil speisen

Und wenn die geleerten vnd schrifft weisen

Dem leyen hofe ebenpild vortragen

Und wenn der vater ober das kind wird clagen

Und wenn der her nicht befridt seinen Bawerksman

So hebt sich dann der Cristen vnglück an,

Die stuch horen wir alle in irem land clagen u. s. w.

Dann zählt er die neun Cardinalssünden der Christen
auf und erklärt, er wolle diese Übel abstellen, weil sie
Gott mißfallen. Plötzlich aber erscheint ein Abgesandter
des Papstes, der dem Türken die unflätigsten Grobhei-
ten sagt, die dieser auf gleiche Weise erwidert. Nun
kommt ein Gesandter des Kaisers, der den Türken mit
ähnlichen Grobheiten anläßt und ihn mit Krieg, Gefan-
genchaft und Strafen bedroht, worauf dieser unter
Schimpfen und Fluchen betheuert, er werde mit den
Schnigen nicht abziehen, sondern Gericht über die laster-
haften Christen halten. Ein Bote vom Rheine her, von
den versammelten Kurfürsten abgesandt, kommt dazu
und legt im Namen derselben Protest gegen die Grobe-
rang von Konstantinopel ein, was den Türken in die
größte Wuth versetzt. Jetzt tritt der Bürgermeister
der Stadt Nürnberg auf und eröffnet dem Sultan in
einer sehr höflichen Rede, die so anhebt:

Altehöchster Der allerbesten Imperator

Alter Türken vnd Heyden gubernator

Der allernächst nach deinem got Nachmet,

daß das sichere Geleit des Herrn von Nürnberg mit
dem nächsten Tage zu Ende gehe und daß er daher
noch vor der Besper die Stadt räumen müsse. Dies
besänftigt alsbald den tobenden Großtürken und er spricht:

Wir nemen Süchhofft in den Mund

Wenn sieg vnd sich sein vnns vngesunt.

Er dankt für das gehaltene Geleit und schließt höflich
mit folgenden Worten:

Und wo it inndert kumpt in vnser gepiet

So muß euch alle heydnische Dyt *)

Große ere vnd würde erzeigen

Wanfer hertz soll sich nyimmer von euch neygen.

Das wollen wir euch halten wie Türckische Heyden

Ku vollauff vnd laffet vnns von hymnen scheyden.

Das vierte Fastnachtspiel unter dem Titel „Von
dem Pawern und dem Bod“ ist sehr unbedeutend und
besteht in einem kurzen dialogisirten Schwank. Ein
ehelicher Bauer, der nie eine Lüge gesprochen, besitzt das
volle Vertrauen seines Herrn; die Frau wettet mit Leg-
tertin, ihn durch List zu einer Lüge zu bewegen, welches
ihr aber nicht gelingt, sodas sie die Wette verliert.
Ebenso inhaltsarm sind die beiden andern Spiele: „Von
dem Jüngling“ und „Die Kuchenpeise“.

In der zwickauer Bibliothek befindet sich auch noch
eine Umarbeitung des Terenz'schen „Eunuchus“ mit über-
setztem Prolog, deutschem Argument und einer Menge
wunderlicher deutscher Erklärungen und Glossen, welche
die Jahreszahl 1486 auf dem Titel trägt und von
Gottsched für das älteste im Druck erschienene Lustspiel
gehalten wird. Der vollständige Titel lautet: „Ein
maisterlich vnd wolgesetzte Comedien, vnd vnd zehören,
lustig vnd kurzweilig, die der Hochgelert vnd groß Mai-
ster vnd Poet Therencius gar subtil mit grosser kunst
vnd hohen flyß gesetzt hat, darin man lernet die gemuet
eigenschafft vnd sitten der Menschen des gemainen Volcks
erkennen. Darvmb ain yeden so durch lesen oder hören
des wissen-empfachet, sah dieser bas vor aller betrügnuß
der bösen Menschen mag hätten vnd wissen zebewahren.“
Am Ende steht: „Diese Comedia hat Hanns Nythart
zu Wlm lassen drucken den Cunrat Dintmut in fol.
Nach Cristis gebürt 1486.“ Unter den Erklärungen be-
findet sich auch folgende Definition des Lustspiels:

Was Comedia zeteutsch gesprochen seie, wie sie auch ge-
teilt vnd ausgelegt werde: „Comedia ist ein geicht, aus men-
gerlei das gemuet vnd ansehung miltler Person inhalte.
Daraus man lernet was gut ist zebrauchen, vnd das Böß
gemalton. Vnd spricht Cicero das Comedia menschlich wesen
ein spiegel seie vnd ain bildung der Warheit.“

Die erste gedruckte vollständige Übersetzung des Te-
renz ist aus dem Jahr 1499. In der Vorrede wird
gesagt, daß die Übersetzung von demselben Verfasser sei,
nämlich „dem ersarnen und wysen Hanfen Nythart,
Burger zu Wlm“. Zur Einleitung dienen folgende
Verse:

Zu Cartago in der Stat so hoch

Ward geborn ich Therencius, doch

Zu dem Römschen rich kam ich gerobt

Von miner vernunft vast hoch begobt,

Aler mensch sytten beschriben hab

Gar von iugent an bis in das grab.

Wie auch die knecht die herren betriegen

Wie ein schönöd frow vnd freybard ligen.

Ein peglicher der das lesen ist

Der macht sich sicher zu aller frist.

Am Schluß des aus 166 Blättern in Folio bestehenden Bandes stehen die Worte:

Getruet in der kaiserlichen und freyen Stadt Straßburg von Hannß Grüniger. Bud selichlich beendet uff ynnstag vor sant Gregorientag. Nach Christi geburt 1499.

Die Übersetzung ist ein erbärmliches Nachwerk und in dem kaum zu enträthselnden, damaligen schwäbischen Idiom abgefaßt, wie dies zur Genüge aus der ersten Scene des ersten Actes (die Acte nennt der Übersetzer „Übungen“) der „Andria“ erhellt, die nebst den Anmerkungen so lautet:

Symo. Sofia.

Ir die Ding hynnyn, nemenz hynweg, gond darvon. Ober also secundum Donatum.) Ir nement hyn die Ding hynnyn gangen hynwegf. Sofia näher dich mir, mit wenigem ich dich wil.

Sofia.

Du schepst es sy sagt. Fürwahr das die Ding recht getocht werden.

Symo.

Sar wyt ein anders.

Sofia.

Was ist es meer dann das myn kunst verbringen mag u. f. w.

- *) Mit vrsach mangelt das er nit ansacht mit dem eygen namen. Dergleichen das Virgilius ansacht mit dem eygen namen.
 *) Er melbet ein vrsach den andern hynwegf zu gon so er spricht. Nement hyn die Ding hynnyn, das er nit argthoon hestode dan Sofiam blyben sie, vß vrsach im teilhastig machen sner heymlichkeit u. f. w.

Jede Komödie hat zur Ausschmückung einen Holzschnitt, auf dem alle handelnden Personen mit ihrem Namen, sämtlich in damaliger schwäbischer oder elsasser Tracht, nebst der gesammten Scenerie des Stückes abgebildet sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Ein Bibelspruch in dem Munde eines maurischen Diplomaten.

Die christliche Diplomatie der neuern Zeit, obwol sie schon heilige Allianzen geschlossen, hat es meines Wissens noch immer vermieden, in diplomatischem Notenwechsel sich auf Bibelstellen zu berufen. Sie mag guten Grund gehabt haben davon abzusehen, da das Verfahren der christlichen Staaten zu und gegeneinander in den meisten Fällen der Art ist, daß eine Anwendung solcher Argumentation jeder Seite höchst wahrscheinlich in den Augen frommer Seelen nur schaden könnte. Die Bedeutung Dessen, was man heute christlichen Staat zu nennen sich gefällt, würde bei solchem Verfahren die ihr gebührende Beachtung erhalten. Die Ungläubigen, Türken und Heiden, haben dergleichen Rücksichten nicht zu nehmen und deshalb findet sich in den diplomatischen Verhandlungen solcher Mächte mit christlichen dann und wann eine Berufung auf die Bibel. Ein sehr merkwürdiges und gewiß ergötliches Beispiel ist eine Note des vorigen Sultan von Marokko Mulei Soletman an den französischen Consul zu Langer, der wegen Gewaltthätigkeiten, die ein Canton, d. i. ein im Geruch der Heiligkeit stehender Wahnsinniger an ihm begangen, Genugthuung verlangt hatte. Diese Note befindet sich in dem vor einiger Zeit erschienenen Werke des Franzosen R. Thomassy „Le Maroc et

ses caravanes etc.“ Dieses seltsame Actenstück lautet: „In der Furcht des barmherzigen und gnädigen Gottes! Es gibt weder Gewalt noch Stärke außer bei dem höchsten und allmächtigen Gotte! An den Consul Frankreichs, Sourdeau. Heil Jedem, der da wandelt auf dem rechten Weg! Einemalen du unser Oest, unter unserm Schutze stehst und Consul einer großen Nation in unserm Lande bist, können wir dir nur die höchste Rücksicht und die köstlichste Ehre wünschen. Daraus magst du ersehen, wie sehr uns der Vorfall am Herzen liegt, der dich betroffen, ebenso sehr, als wäre er einem unserer theuersten Verwandten oder Freunde widerfahren. Und obwol man den Beschlüssen der göttlichen Vorsehung nicht zu widerstehen vermag, können wir doch eine solche Sache nicht unbenutzt hingehen lassen, sollte auch der Leidende der niedrigste der Menschen oder selbst der Thiere sein. Deshalb werden wir nicht anstehen, so es Gott gefällt, dir Gerechtigkeit zu verschaffen. Aber ihr Christen habt Herzen voll Mitleiden, und seid demüthig unter Beleidigungen nach dem Beispiel eures Propheten (dem Gott Ehre verleihet!) Jesus, des Sohnes Maria's, welcher in dem Buch, das er uns brachte, in dem Namen Gottes auch die Lehre gibt: so man euch auf eine Wange einen Streich gibt, die andere hinzureichen; und der selbst (möge ihn Gott allezeit segnen!) keinen Widerstand leistete, als die Juden kamen ihn zu tödten; weshalb ihn Gott zu sich nahm. In unserer eigenen heiligen Schrift wird auch uns von unserm Propheten gesagt, daß kein Volk gefunden werden könnte, welches den wahren Gläubigen in Barmherzigkeit mehr gleich komme als diejenigen, welche sich Christen nennen. Und dies ist sehr wahr, da unter ihnen es heilige Priester und Männer gibt, die sicherlich ohne allen Stolz sind. Unser Prophet sagt uns auch, daß den Handlungen dreier Gattungen Menschen kein Vorwurf gemacht werden kann, nämlich dem Narren, bis er wieder zu Verstande kommt; dem kleinen Kinde und dem Mann im Schlafe. Nun ist der Mensch, welcher dir Schimpf angethan, ein Narr, der des Verstandes völlig ermangelt; aber wir haben Befehl erteilt, daß man Genugthuung an ihm nehmen soll wegen seines Vergehens. Wenn du ihm hingegen verzeihen willst, wirst du sehr edel handeln und wirst bei dem Allbarmherzigen belohnt dafür werden. Aber bestehst du darauf, daß Gerechtigkeit in dieser Welt geübt werde, so hast du nur zu sprechen; denn wenn es Gott gefällt, so soll in meinem Reiche Niemand Ursache haben, vor Ungerechtigkeit oder Schlägen sich zu fürchten.“ Dem französischen Consul blieb natürlich auf ein so feinhin abgefaßtes Schreiben nichts übrig als dem Fanatiker zu verzeihen.

Schrift über die Reform der englischen Universitäten.

Die Universitätsreform ist in England ein noch dringenderes Bedürfnis als in Deutschland, obwol die Verbesserung in den beiden Ländern nach einer ganz verschiedenen Richtung hin gesucht werden muß. Unter den vielen Schriften, die in England in neuerer Zeit über diese Frage erschienen sind, dringt die von Bhythead „College life, letters to an under-graduate“ auf größere „Ausbildung der Einbildungskraft“ der Wissenschaftsbeflissenen auf den dortigen Universitäten. Ein englischer Kritiker bemerkt deshalb: „Der Verfasser ist in seinen Auffassungen etwas Deutscher“; der Gegenlag aber, den er daran knüpft, daß sich auch vieles Gute in dem Buche findet, beweist, daß er mit dieser Bezeichnung eben keine Empfehlung beabsichtigt. Haben wir auch Grund, uns darüber zu beschweren, daß das Ausland die Deutschen nicht für praktische Leute, sondern für Phantasten ansieht? Ein Volk, das stolz darauf ist die Buchdruckerkunst und die Weltweisheit und das Allerbürgerthum erfunden zu haben, und sich das Censiren und das Bevormunden sowie den Druck von innen und außen gefallen läßt!

Zur Geschichte der Entwicklung des
Dramas in Deutschland.

(Fortsetzung aus Nr. 65.)

Nach solchen Anfängen hätte man wol erwarten sollen, daß das Drama, das in den bedeutendern und reichern Handelsstädten, namentlich Süddeutschlands, mit großer Liebe gepflegt wurde, sich recht bald aus seiner Niedrigkeit erheben und kunstgemäßer gestalten müßte; allein gerade der Umstand, daß es seine Hauptpflege nur in den Städten fand, wo Meisterfängerschulen blühten, ward die Veranlassung, daß fast nur Junftmitglieder, also meistens ungebildete Handwerker als dramatische Dichter auftraten, die nach der Tendenz ihrer Schule überhaupt sich ausschließlich den religiösen Interessen zuwandten und rein moralische Zwecke verfolgten. Selten beschäftigte sich ein Gelehrter mit der dramatischen Poesie, und wo es geschah, kamert monströse, von Pedantismus und Ungeßmack strogende Mißgeburten zur Welt. So blieb denn das Fastnachtspiel die einzige Dramengattung, die einen selbständigen poetischen Werth behauptete und bald unter der gewandten Hand des nürnberg'schen Schuhmachers und Meisterfängers Hans Sachs zu höherer Ausbildung gebrach. Doch bald darauf — für das Drama, das gerade im Entwicklungsstadium begriffen war, jedenfalls zu früh — regte die bewegte Zeit der Reformation ganz andere Interessen in Deutschland an, wodurch auch die Poesie eine neue, veränderte Richtung erhielt, in welcher das lebenskräftige Fastnachtspiel allmählig spurlos unterging. Während die Prosa in Folge der vielen durch die Reformation hervorgerufenen polemischen Schriften, besonders aber durch die Ausbildung und Verbreitung der neuhochdeutschen Schriftsprache als Gesamtsprache aller Deutschen, rasch zu einer gewissen Höhe gelangte, verkümmerten die poetischen Stimmen, die nur für engere Kreise gesungen und sich gern des Provinzialdialekts bedient hatten, immer mehr; und die Künstler, die sich von den Fachgelehrten verpöthet sahen, entsagten bald gänzlich der edlen Singekunst. Die Gelehrten, die sich im Laufe des 16. Jahrhunderts mit dem Studium der griechischen und römischen Dramatiker beschäftigten, hatten zu wenig Einsicht und Geschmac, um günstig auf eine kunstgemäße Entwicklung des deutschen Dramas einzuwirken; ihr ganzer Einfluß beschränkt

sich auf Auserlichkeiten, wie auf die Einführung der Benennungen Tragödie und Komödie und der Eintheilung in Acte. Wie wenig sie selbst dabei in das Wesen der Dichtung einzudringen verstanden, erhellt zum Genüge daraus, daß man den ganzen Unterschied zwischen Tragödie und Komödie darin setzte, ob Menschen in dem Stück ums Leben kommen oder nicht. Auch mit der Eintheilung in Acte oder Wirkungen verband man keine klare Vorstellung, denn es entstanden Stücke von 10, 12, ja 19 Acten. Es fehlte also an allem Begriffe eines organischen Zusammenwirkens, da die Zwischenacte bloß als Ruhepunkte für den Zuschauer und als das Resultat einer rein mechanischen Zerlegung oder wol gar einer arithmetischen Proportion betrachtet wurden; während sie doch in der That nothwendige Momente in der organischen Entwicklung sind und sich genau an die verschiedenen Acte der Exposition, der Knotenschürzung und der Katastrophe schließen. Ebenso fremd blieb die innere Ökonomie in Verwendung des Personals und Ausschließung alles Episodischen, sodas unter Andern ein gewisser Matthias Holzwart ein aus 10 Acten bestehendes Drama „Saul“ auf die Bühne brachte, zu dessen Darstellung 100 redende und 500 stumme Personen erforderlich waren; ja Johann Dummer ließ 1592 die ganze Apostelgeschichte als „Tragikomödie“ von 250 Personen aufführen. Die Vorliebe für religiöse Dramen dauerte durch das ganze Jahrhundert fort und war um so weniger geeignet, auf die so nothwendige Charakterzeichnung einen günstigen Einfluß zu äußern, als die Dichter allen Anforderungen vollständig zu begegnen glaubten, wenn sie die Religionsstreitigkeiten in das Drama hinüberzogen und diesem dadurch einen groß polemischen oder dorb satirischen Charakter gaben. So blieb Anlage und Durchführung der Stücke ebenso roh als Diction und Versbau. In den Stücken, die keine biblischen Stoffe behandeln, herrscht eine züchtere Moral und frostige Reflexion, die den fehlenden dramatischen Geist durch präcisen Sentenzen- und Allegorienvorrath zu ersetzen suchen; sie sind daher ungleich unpoetischer als jene. Etwas gehaltreicher sind die sogenannten weltlichen Komödien und Tragödien, deren Fabel aus der alten Geschichte, insbesondere aus der altdeutschen Sage entlehnt ist, die aber auf der andern Seite an allen den Gebrechen leiden, an denen noch

heutzutage die aus epischen Dichtungen hervorgegangenen Schauspiele tranken. Hin und wieder kamen auch noch lateinische Komödien zum Vorschein, die meistens als Zugabe von Schulfeierlichkeiten dienten, wogegen die deutsch geschriebenen in der Regel unter freiem Himmel aufgeführt wurden.

Aus dem Zeitraum von 1499, wo, wie schon erwähnt, Nythart den Terenz übersezte, bis 1517 ist kein dramatisches Product auf uns gekommen; in letztem Jahre erschien das erste Fastnachtspiel von Hans Sachs, nämlich „Das Hofgesind Veneris“, dessen Inhalt hier, um einen Einblick in die dramatische Dichtweise dieses gepriesenen Meisterfängers zu gewähren, näher angegeben werden soll. Zur Aufführung gehörten 13 Personen, darunter 4 redende. Nach herkömmlicher Art der Fastnachtspiele ist die Scene in eine Privatgesellschaft verlegt, wo zunächst ein Ehrnhold (Herold) als Prolog auftritt und spricht:

Got grüß euch alle ihr Byderleut,
Als ihr denn hie gesamlet seyd,
Der kompt mit mir ein kleines heer,
Der wöllen euch allen zu ehr,
Ein kurzes Fastnachspiel hie machen,
Wer denn lust hat mag sein wol lachen,
Doch wird in diesem Fastnachspiel
Geredt zu weng oder zu vil,
So bitten wir euch all voran
Ir wöllt es in gutem verstan,
Snd vns zu dem besten auslegen,
Nun will ich euch stellen entgegen,
Ein in ein langen graven Bart,
Derselbig heist der trew Eckhart,
Der kompt her aus dem Venusberg
Wird euch sagen groß Wunderwerk.

Darauf erscheint der aus mehreren andern Gebichten damals genugsam bekannte treue Eckard und berichtet, daß die Königin Venus sogleich, in der Absicht erscheinen werde, ihr „Hofgesind“ zu vermehren; er warnt männiglich vor ihren Pfeilen und rath Allen, bei Zeiten zu fliehen. Aber sowohl der „Danheuser“ — eine bekannte Figur aus dem 13. Jahrhundert — als auch ein Doctor, ein Bürger, ein Bauer, ein Landsknecht, ein Spieler und ein Trinker, die sämmtlich der Macht der Venus spotten, werden darauf von den Pfeilen der Göttin getroffen und müssen sich ihrem Dienste weihen. Dann erscheint eine Jungfrau und darauf ein „Frewlein“ (d. i. junge Frau), denen es nicht besser ergeht. Von Mitleid bewegt, wendet sich der treue Eckard jetzt an die Göttin mit der Bitte, Niemanden weiter zu verlegen, und wird erhört. Dann klaget der Danheuser im Namen aller Getroffenen über ihre tiefen Wunden und verlangt Befreiung, welche Bitte jedoch nicht gewährt wird. Venus vielmehr spottet ihrer Leiden und spricht dann zum Schluß:

Wolauß, wolauß mein Hofgesin,
Wolauß, wolauß mit mir dahin,
Ich wil euch füren da ich han
Vorhin gefürt mannichen Man
Auch manch jungfraw und schöne Frawen
Von einem Turniren vnd Stechen
Mannich ritlerlich Speer zu brechen,

An meinem Hof sehten vnd ringen
Lanzen, hosiern vnd singen,
Auch mannich süßes Seitenspiel,
Sonst ander kurzweil one Ziel
Die hie von mir sind ungenandt
Dergleich man find in keinem Landt,
Darum wolauß mit eil vnd jach,
Wer mit vns wil, der kom hernach,
Wir wöllen in Frau Venus Berg,
So spicht Hans Sachs von Rürnberg.

In diesem einactigen Spiel offenbart sich freilich noch wenig dramatische Kunst, denn es fehlt sowohl an aller Einheit und Charakterzeichnung als an Verwicklung und einer Alles lösenden Schluskkatastrophe; nichtsdestoweniger gewahren wir in ihm schon eine nicht gemeine Fruchtbarkeit in Erfindung und ein ungewöhnliches Talent für lebendige Darstellung. In seinen spätern Dramen, deren Zahl bis auf 208 steigt, entwickelt sich sein Talent immer üppiger und freier und läßt es uns innig bedauern, daß seine mangelhafte Bildung ihn hinderte, der Gründer eines deutschen Nationaldramas zu werden. Die Sprache bleibt zwar auch in seinen spätern Producten rauh, doch haben sie einen trefflichen Kern und zeichnen sich nicht selten durch eine höchst sinnreiche Erfindung, durch tiefe Gemüthlichkeit, eine wichtige Darstellung und treffende Satire aus. Bis 1530 haben die Dramen des Hans Sachs nur einen Act; in diesem Jahr schrieb er das erste dreiactige Stück unter dem Titel: „Comoedia, darinnen die Göttin Pallas die Tugend und die Göttin Venus die Wollust verfiht.“ Späterhin schrieb er fünfactige und 1551 das erste siebenactige Stück, nämlich: „Florio des Königs Sohn auß Hispania mit der schön Diancephora.“ Sein letztes Drama ist eine wunderliche Umarbeitung des Terenz'schen „Eunuchus“ und führt den Titel: „Ein Schöne Comedi Terenzii, des Poeten, vor 1700 Jahren beschrieben, Von der Vulerin Thais, vnd ihren zweyen Vulern, dem Ritter Thraso vnd Phädria.“ Es ist 1563, also 13 Jahre vor des Dichters Tode geschrieben und liefert den Beweis, daß Hans Sachs sich 46 Jahre hindurch mit der Abfassung von Komödien und Fastnachtspielen beschäftigt hat, nämlich vom J. 1517—63.

Unter den Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolgern von Hans Sachs beschäftigten sich zwar Viele mit der dramatischen Poesie, indessen stehen sie in ihren Leistungen größtentheils tief unter dem großen Meisterfänger. Fast in allen spricht sich die damals ziemlich allgemein herrschende Vorliebe für alte Religionsdramen deutlich aus; namentlich ist es die Geschichte Joseph's, die von den Dichtern vorzugsweise dramatisirt wird. Selten ist der Stoff der alten Mythologie, noch seltener der altdeutschen Sage — was Beides bei Hans Sachs so häufig der Fall ist — entnommen. Die bessern dramatischen Dichter des 16. Jahrhunderts sind folgende: Gengenbach (seit 1519), Grymm (seit 1520), Ham und Gref von Zwidau (seit 1535), Rebhun (seit 1536), Tyrolf (seit 1538), Thomas Kirchmeyer von Straubing (seit 1541), Friginger und Jacoby (seit 1555), Schward

(seit 1565), Ruff (seit 1566), Röll (seit 1573), Agricola (seit 1578), Bitter (seit 1583), die Gebrüder Nicodemus Frischlin, der Lateinisch und Jakob Frischlin, der Deutsch schrieb (seit 1589), Spangenberg (seit 1590), Puschmann, ein Schüler des Hans Sachs, der sich noch Meisterfänger nennt und in der Vorrede zu einer seiner Komödien eine Art Poetik liefert, und Jakob Ayrer, der alle genannten bei weitem überragt und der einzige epochemachende unter ihnen ist. Indessen darf nicht unerwähnt bleiben, daß schon 1535 Heinrich Ham des Terenz „Andria“ und den „Cunuchus“ mit vielem Geschick übersezt und daß seine Arbeit so allgemeinen Beifall fand, daß sie in den J. 1553, 1586 und noch 1602 neue Auflagen erlebte. In demselben Jahre (1535) wurde auch die erste Komödie des Plautus, nämlich „Aulularia“, von Gress von Zwickau ins Deutsche übertragen, eine gleichfalls nicht verdienstlose Arbeit. In metrischer Hinsicht sehr beachtenswerth ist Paul Rehhun's 1536 erschienenes Lustspiel: „Ein Geistlich spiel von der Gotsfürchtigen vnd keuschen Frauen Susannen ganz lustig vnd fruchtbarlich zu lesen.“ Rehhun schreibt so gute Verse, wie kein dramatischer Dichter vor ihm, und läßt jambische und trochäische Verse in regelmäßigen Abtheilungen, bald mit ausschließlich männlichen, bald mit ausschließlich weiblichen, bald mit gemischten Reimen aufeinander folgen. Außerdem führt er einen in vier Strophen getheilten Chor ein, der wirklich eine Art Schicksalsrepräsentanten oder Interpreten vorstellt. Die Länge der Verse ist ungleich; die Jamben sind meistens vierfüßig, mitunter auch dreifüßig; die Trochäen ebenfalls vierfüßig, theilweise aber auch sechsfüßig. Der Chor, dessen Versmaß einige Ähnlichkeit mit den antiken lyrischen Metren hat, ist mit Noten versehen und war also zum Absingen bestimmt. Sonst ist die Dichtung werthlos. Im J. 1594 erschien die erste, dem Geiste des Zeitalters angepasste, deutsche Übersetzung einer griechischen Tragödie, nämlich Euripides' „Iphigenia in Aulis“, die freilich nur eine literarhistorische Bedeutung hat, da die Übertragung höchst geschmacklos und die Sprache ungleich fehlerhafter ist als bei andern gleichzeitig lebenden Schriftstellern, wie dies schon aus dem Titel erhellt, der vollständig so lautet: „Iphigenia in Aulide, ein vberaus schöne Historia oder Comoediotragedia, von des Myeenischen Königes Agamemnon's Tochter, welche sich willig für die Griechische Armada, so nach Troia geschiffet, in todt gegeben. Nüzlichen zu lesen vnd zu Agiren, aus Griechischer sprach mit vreis beschriben. Durch Michaelem Babst von No, Pfarrherrn zu Mohorn.“ (1584.)

Ungleich höher steht, wie schon erwähnt, Jakob Ayrer, ein jüngerer Zeitgenosse von Hans Sachs, Notarius und Procurator zu Nürnberg, wo er auch 1618 starb. Er hielt sich nicht ausschließlich an biblische Stoffe, sondern nahm sein Material theils aus der alten Sage, theils aus der Geschichte; dabei ist seine Sprache ungleich reiner als die seiner Vorgänger und seine Charakterbildung treffender und gehaltener. Auch offenbart er bereits eine gute Einsicht in die dramatische Oeconomie,

gibt eine ziemlich geschickte Exposition und weiß den Situationen durch gesteigerte Verwicklung bis zum Schluß Interesse zu geben. Einige seiner Lustspiele können, wie schon Roberstein richtig bemerkt, als die ersten deutschen Intrigenstücke angesehen werden. Die Zeit, wann seine Dramen entstanden, läßt sich nicht genau angeben; nach Einigen soll er sein erstes Stück ein Jahr vor Hans Sachs' Tode, also 1575, sein letztes 1584 geschrieben haben; nach Andern soll er die meisten erst nach 1600 geschrieben haben, und nicht mit Unrecht will man in ihnen den Einfluß der englischen Dramen, die zu Anfange des 17. Jahrhunderts durch umherziehende englische Schauspieler in Deutschland bekannt geworden waren, wahrnehmen. Ayrer ist ein außerordentlich fruchtbarer Dichter, denn die Gesamtzahl seiner Schauspiele soll sich auf ungefähr 100 belaufen, von denen jedoch nur 66 gedruckt erschienen sind, und zwar 1618 zu Nürnberg in einem Foliobande unter dem Titel: „Opus Theatricum, oder dreißig ausbündige schöne Comedien vnd Tragedien von allerhand Denkwürdigen alten Römischen Historien vnd andern Politischen geschichten vnd gebichten; Sampt noch andern Sechs vnd dreißig schönen lustigen vnd kurzweiligen Fasnacht oder Poffen - Epilen. Durch Beyland den Erbarn vnd wolgefahrten Herrn Jacobum Ayrer, Notarium Publicum vnd Gerichts - Procuratorn zu Nürnberg seeligen. Auf mancherley alten Poeten vnd Scribenten zu seiner weil vnd lust mit sonderm fleiß zusamen colligirt, vnd in Teutsche Reimen Spilweise verfasst, das man persönlich agiren kann.“

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Literatur über die Pyrenäen.

Seit einiger Zeit ziehen die Pyrenäen die Aufmerksamkeit unserer beweglichen Touristen im vorzüglichsten Grade auf sich. Die Rheingegenden, Italien und die übrigen Länder, welche zur großen fashionablen Tour gehören, sind nachgerade so ziemlich abgewendet. Es gilt nun Partien aufzusuchen, welche weniger von den Wellen blasierter Reisenden überflutet sind. Bis jetzt gehörte jener majestätische Gebirgszug nicht eben zu den Partien, welche das gewöhnliche Ziel zwecklos umherirrender Wanderer genannt werden könnten; aber wie gesagt, schon kommen die Pics der Pyrenäen en vogue, und bald werden ihre Thäler ebenso sehr der Lummelpfad moderner Touristen sein wie seit langer Zeit schon die Heerstraße Italiens es ist. Unter den Reisenden, welche sich längere Zeit in jenen Gegenden aufgehalten haben, zeichnet sich der Engländer Taylor vorthellhaft aus, weil sich in seinem Werke, das er über jenen Aufenthalt herausgegeben hat, eine ungemaine Sachkenntniß auspricht. Dasselbe führt den Titel: „De l'influence curative du climat de Pau.“ Es war ursprünglich in englischer Sprache geschrieben, und ist dann erst ins Französische übersetzt worden. Sein Inhalt ist nicht etwa, wie der Titel vermuthen lassen könnte, rein medicinisch, sondern erstreckt sich auch auf andere Gegenstände von allgemeinem Interesse. So zeichnet uns der Verf. ein ansprechendes Bild der Gegend, deren vorthellhafter Gesundheitszustand das eigentliche Thema seines Werks bildet.

Ein französischer Baron des gleichen Namens hat unter dem Titel „Les Pyrénées“ ein noch umfassenderes Werk herausgegeben, welches der vielseitigsten Beleuchtung jenes pittores-

den Theils vom südlichen Frankreich gewidmet ist. Der Baron von Taylor ist bekannt als freigebiger Mäcen und Beförderer aller wahrhaft künstlerischen Bestrebungen. Bei wichtigen Werken, welche ohne bedeutende Geldunterstützungen nicht hätten ins Leben treten können, hat er sich auf die uneigennützigste Weise betheiliget, sodas mehr als ein Schriftsteller und Künstler sich ihm zum lebhaftesten Danke verpflichtet fühlen muß. Auch als geschmackvoller Schriftsteller hat er sich auf die vortheilhafteste Weise bekannt gemacht. In dem vorliegenden Werke, welches auf seine Anregung und zum größten Theil auch aus seiner Feder entstanden ist, wird die Geschichte desjenigen Landstrichs, den man als zu den Pyrenäen gehörig betrachtet, ferner die zum Theil sehr verwickelten Rechtsverhältnisse dieser Provinzen behandelt; dabei werden die wichtigsten Partien der Archäologie, insofern sie auf die Überreste Bezug haben, welche jene Districte aus dem Alterthume aufzuweisen haben, berücksichtigt. Besonders interessant und selbst für das größere Lesepublicum eine reiche Ausbeute gewährend sind die Mittheilungen, welche der Herausgeber von den dichterischen Sagen und Volksliedern der Pyrenäen macht. Besonders reich und mannichfach ist das Material, welches Taylor in Betreff der Provinzen Bearn, Navarra, Bigorre und der Grafschaft Foix zusammengebracht hat. Ein Theil desselben war bereits in brauchbaren Werken verarbeitet; wir erinnern hier nur an die „*Kanzeln historiqués sur le Béarn*“ von Saget de Mauze (1818). Überhaupt ist nicht zu verkennen, daß der Herausgeber in der französischen Literatur mehr als eine gebiegene Vorarbeit vorfand. Dahin rechnen wir das „*Album pittoresque et historique des Pyrénées*“, von Fourcade, und vorzüglich die reichhaltige „*Archéologie pyrénéenne, ou antiquités historiques, religieuses, militaires*“, von Dumège (5 Bde.). Im Allgemeinen muß man, ungeachtet mancher Irrthümer und obgleich einige Partien, z. B. Das, was er über die Basken sagt, etwas flüchtig gehalten sind, dem Verf. das Zeugnis geben, daß er diese Quellen auf eine angemessene Weise benutzet und eine ganz annehmbare Arbeit geliefert hat, welche des Verf. der „*Voyages pittoresques dans l'ancienne France*“ würdig ist. Da wir hier einmal einige hervorstechende Punkte der auf die Pyrenäen bezüglichen Literatur berührt haben, wollen wir auch schließlich noch erwähnen, daß dieser Stoff mehr als einmal eine dichterische Behandlung erfahren hat. Am ansprechendsten ist dieses mit historischen Erinnerungen so reich geschmückte Gebirge von Dureau-Desmalle besungen. Das dichterische Werk dieses Poeten, welches im J. 1808 erschien, führt wie die Publication des Barons Taylor den Titel „*Les Pyrénées*“.

Simon als politischer Proteus.

Selten haben wol Flugschriften eine Verbreitung gefunden, welche im gleichen Maße wie die fliegenden Blätter von Simon selbst in die untern Kreise der Gesellschaft gedrungen wären. Man wird unwillkürlich an die Popularität Courier's erinnert, dessen einschneidende Productionen voll künstlicher Rhetorik die mit bitterer Galle geschriebenen Pamphlets von Simon freilich bei weitem übertrafen. Cormenin, der sich bekanntlich hinter die Maske des Simon birgt, ist gar kein so großer Berächter der Menschen als er uns durch Annahme seines Pseudonym glauben zu machen krebt. Wenn er die Beziehungen zu den Menschen wirklich kenne, so würde er auch früher nicht durch piquanten Stil, durch blendendes Leuchtspiel eines rücksichtslosen Witzes und durch einen teügerischen Anstrich von Liberalismus auf die Gunst und den Beifall der Menge speculirt haben. In letzter Zeit scheint er freilich dieses Puhlen mit einer wohlfeilen Popularität, dieses Schwärmens mit dem tausendköpfigen Despoten der öffentlichen Meinung — dieser Sündenbienst ist ungleich mühsamer als die Plage Desjenigen, welcher den wirklichen Machthabern schmeichelt —

allerdings von sich geworfen zu haben. Am offensten und entschiedensten trat er den herrschenden Ansichten der Menge in seinen Flugschriften entgegen, welche dem bekannten Haber um die leidige Unterrichtsfreiheit — sowie man sie faßte, ein weissenloches Schemen — gewidmet waren. Das französische Pflasterthum ist erstaunt die Augen auf und glaubte von Bahne einer optischen Täuschung befangen zu sein als es Cormenin, diese Freude und Wonne aller Derer, welche die Regierung, den Urquell aller Ubel, gern in Bedrängnis wissen, an der Stelle, wo er sonst zu stehen pflegte, vermisste. Man trante seinen Dyr kaum als man vernahm, Cormenin habe sich zum Vertheidiger des Clerus, gegen den das Journal der Episcopat jeden Morgen seine Blige schleuderte, aufgeworfen. Und wie führte er die Vertheidigung! Wie regneten von seiner kampfgelübten Hand die Streiche auf den dickfelligen Rücken der blinden Menge! wie wußte er die Journalisten, diese bezahlten Gauleter jedes Tages, mit seinen Raketen aus dem Wege zu fegen! Es war eine Lust für jeden Unparteiischen, aber der empörte und beleidigte Gewürzträger, der Cormenin beim Erscheinen seiner „*Briefe über die Civilliste*“ in den Himmel gehoben hatte, wandte sich mit Entrüstung von diesem „*Apostaten der Freiheit*“ ab. Dieser Unwille der Menge gegen den sonst so vergötterten Pamphletisten stieg aber noch als es sich herausstellte, wie Simon in neuerer Zeit mehr und mehr darauf bekliffen war, die allzu radicale Färbung seines vielgelesenen „*Livre des orateurs*“ zu mildern und zu mäßigen. Das war ein unerhörter Frevel, der ihm von seinem früheren Publicum nun und nimmermehr verziehen werden kann. Nichts ist leichter als in dieser Beziehung einem Schriftsteller Widersprüche mit sich selbst und den frühern Erzeugnissen seiner Feder nachzuweisen. Als wenn ein Autor allein dem Entwicklungsgange der Zeit nicht folgen dürfte, als wäre jedes auch noch so gesinnungsvolle Abweichen von frühern Aussprüchen ein Hochverrath. Mit dem schweren Geschniß solcher Anschuldigungen kommt man denn jetzt in der That schon gegen Cormenin angerückt. Bouton, der früher Commis beim Buchhändler Pagnette, dem Verleger des Cormenin'schen Flugschriften, war, und der sich in dieser Stellung in den Besitz vertrauter Mittheilungen von Simon setzen konnte, hat das ergiebige Thema von der Apostasie des ehemals so beliebten Volkschriftstellers nach Herzenslust ausgebeutet. Aus dreifachem Schlunde läßt er das Feuer gegen den „*Vertheidiger ultramontaner Finsternisse*“ sprühen. Diese Libelle eines obskuren Pfenningsschriftstellers führen die Titel: „*Boulet rouge*“, „*Cormenin, facamille pour orner ses dements*“ und „*Esquisses parlementaires pour faire suite au Livre des orateurs, par un pamphletaire qui rassemble à Timon*.“ In diesen leichtfertigen und zusammengewürfelten Fabrikationen einer liberalen Büchermacherei findet sich eine Sammlung aller möglichen Documente und Belege, zu der besonders der Papierkorb Cormenin's reichliche Beisteuer geliefert hat. Bouton wurde von Simon häufig als Abschreiber gebraucht, und in dieser Eigenschaft war er im Stande sich Papiere zu verschaffen, die er jetzt nicht Anstand nimmt der Öffentlichkeit zu übergeben. Es befinden sich darunter zum Theil vertrauliche Mittheilungen vom Verf. des „*Livre des orateurs*“ an seinen Verleger, die allerdings nicht immer für ein weiteres Publicum bestimmt waren. Für diese Verletzungen des Vertrauens hat nun Cormenin seinen unbefugten Portraitisten vor das Gericht gezogen. Er leugnet die Authenticität der Äußerungen, welche Bouton auf seine Rechnung setzt, durchaus nicht, sucht aber ihren Inhalt auf seine eigentliche Bedeutung zurückzuführen und will den Verleger des Vertrauens bestrafen wissen. Dies Letztere ist man zwar nicht geschehen: Bouton ist von der Strafe losgesprochen und nur zu den Kosten verurtheilt; aber die ganze Verhandlung, welche bei dieser Veranlassung gepflogen ist, gewährt einen interessanten Blick in die literarischen Verhältnisse Frankreichs.

Zur Geschichte der Entwicklung des Dramas in Deutschland.

(Beschluß aus Nr. 66.)

Der rasche Aufschwung, der in der Literatur der romanischen Nationen gegen das Ende des 16. und zu Anfange des 17. Jahrhunderts als Folge des neu erwachten Studiums der alten Classiker sichtbar wird, konnte in Deutschland nicht hervortreten, theils wegen der geringern Verwandtschaft der deutschen und lateinischen Sprache, theils wegen der ungünstigen Einwirkung der politischen Zerwürfnisse in Deutschland auf die Entwicklung eines freien geistigen Lebens. Während jene daher rasch einer zweiten Kunstvollendung entgegen gingen, schritten die Deutschen auf der Entwicklungsbahn nur langsam vor, und der belebende und richtig leitende Einfluß der Alten offenbarte sich bei ihnen nur in vereinzelten Erscheinungen, welche die allgemeine Geschmackverirrung und die verkehrte Richtung der Dichter zu verhüten nicht im Stande waren. Der lang verhaltene gegenseitige Haß der verschiedenen Religionsparteien in Deutschland brach endlich in hellen Flammen aus, und der verheerende Dreißigjährige Krieg zerriß Deutschlands Einheit gänzlich und lähmte alle Kräfte des Volks auf lange Zeit hin. Entsetzliche und Verarmung gingen Hand in Hand und führten zu einer solchen Erniedrigung der ganzen Nation, daß sie eines vollen Jahrhunderts bedurfte, um die eigene Würde und die Achtung des Auslandes wieder zu gewinnen. Dazu kommt, daß gerade um diese Zeit der Einfluß der französischen Sitten und Moden allgemein wird und vorzugsweise diejenigen Stände berührt, die zunächst berufen waren, der neuern Literatur ein wahrhaft nationales Leben einzubringen, Fürsten und Adel. Die französische Sprache wurde gesprochen; der Adel, immer an die Fürsten sich drängend, gab sich diesen zu Gefallen einen französischen Anstrich, und der höhere Bürgerstand schämte sich nicht, durch Nachäffung des Adels zum gänzlichen Verfall deutscher Eigenthümlichkeit ebenfalls die Hand zu bieten. Daß unter solchen Umständen die Literatur sich nicht heben konnte, ist augenfällig, und es darf uns gar nicht befremden, wenn bald eine verderbliche Sprachmengerel entstand, die zu vollständigem Bar-

barismus zurückzuführen drohte und die Deutschen der damaligen Zeit zu dem lächerlichsten und verächtlichsten Volke in Europa machte. Der Gelehrte schrieb Lateinisch, der Bornehme Französisch; wer sich etwa herabließ, in seiner Muttersprache zu schreiben, der staffirte dieselbe bergeseit mit lateinischen und französischen Ausdrücken und Redensarten aus, daß ein Gemengel daraus hervorging, in dem sich der höchste Grad von Pedanterie und Geschmacklosigkeit kundgab, und der alle Nationalliteratur, zumeist die poetische, die sich gegen fremde Elemente immer am meisten sträubt, zu vernichten drohte. Zwar fehlte es nicht an Einzelnen, die das Verderben erkannten und dem Unwesen zu steuern suchten, aber ihre Bestrebungen waren unzureichend und ihre warnende Stimme verhallte. Selbst die Vereine, die unter dem Namen „Der Palmenorden“, „Die deutschgefinnte Genossenschaft“, „Der gekrönte Blumenorden“, „Der Schwanenorden an der Elbe“ und andern sich bildeten, erreichten das vorgesezte Ziel, Reinigung der Muttersprache von fremden Wörtern, so wenig, daß sie sich vielmehr den Spott der verblendeten Zeitgenossen zuzogen. Kein Wunder daher, daß selbst das fleißigste Studium der Dichter des klassischen Alterthums der vaterländischen Poesie keinen Nutzen brachte, sondern daß sie in eben dem Grade an innerem Gehalt verarmte wie sie an äußerem Prunk und Glitter zunahm. Erst mit Opitz, der die kräftige reine Sprache Luther's zur allgemeinen Dichtersprache erhob, und dessen Verdienst um Sprachreinigung und Einführung reinerer und edlerer Formen in die Poesie nicht genug anzuerkennen ist, begann eine neue Epoche in der deutschen Nationalliteratur. Er verwandte auf Stil und Versbau den größten Fleiß und lehrte die deutschen Dichter die verschiedenen Vermaße unterscheiden. Freilich stieg er dabei nicht zu der Quelle zurück, aus der er hätte schöpfen sollen — zu den kunstreichen poetischen Formen der Dichter aus der schwäbischen Periode —, sondern entlehnte seine Metern von Franzosen, Italienern und Holländern; indessen kann ihm dies nicht zum Vorwurf gerechen, da jene reiche Quelle seinem Zeitalter ganz fremd geworden war. Leider erwarb sich Opitz, neben Beckherlin, das Unverdienst, den von den Franzosen erfundenen Alexandriner in die deutsche Poesie, insbesondere in die dramatische

einzuführen, wo er als kein geringes Hemmnis der Entwicklung des Gefühls für rhythmischen Wohlklang sich bis tief in das 18. Jahrhundert hinein in großem Ansehen erhielt. Überhaupt sind Dpiz's Verdienste um diese Dichtungsart ungleich geringer als um die lyrische, die didaktische und die beschreibende; denn sie beschränken sich auf die Übersetzung der „Antigone“ des Sophokles, der „Trojanerinnen“ des Seneca und zweier italienischen Stücke, nämlich des Singspiels „Daphne“ und des geistlichen Trauerspiels „Judith“. Wie wenig Dpiz in das wahre Wesen der dramatischen Poesie einzudringen vermochte, geht zur Genüge aus seinem Urtheile über den lateinischen Dichter Seneca hervor, den er als musterergültigen Dramatiker ansieht und alles Ernstes dem Sophokles und Shakespeare an die Seite gesetzt wissen will. Seine Neigung zum Rhetorischen und zur Reflexion — die freilich seine Zeitgenossen nicht für einen Fehler hielten — hemmte den freien Ausflug seiner Phantasie und ließ ihn nicht zum selbstständigen Schöpfer von Nationaldramen werden, sondern verführte ihn, die eigene Kraft misachtend, Ausländer zu Vorbildern zu wählen und den Franzosen und Holländern ihre sentenziöse Rührternheit und steife Glätte zu entnehmen. Diesem Geschmacks huldigten auch seine zahlreichen Schüler, die nach dem Muster der Holländer die Chöre wieder einführten und auch sonst die Tragödien mit zahlreichen Gesängen durchflochten, wodurch sie, ihrer Meinung nach, sich kein geringes Verdienst erwarben, indem sie so den Reiz des italienischen Schäferspiels mit dem Ernst des allegorischen Dramas zu verbinden glaubten. Erst dem glogauer Dichter Andreas Gryphius (er starb am 16. Juni 1664) gebührt das Verdienst, die dramatische Poesie der Deutschen aus ihrer Niedrigkeit hervorgezogen und sie mit Trauerspielen und Lustspielen bereichert zu haben, die durch geschickte Wahl des Stoffes, gute Anordnung, richtige Charakterzeichnung und eine edle, poetische Sprache Alles was bis dahin auf diesem Gebiete erschienen war weit überragen. Ihm wurde daher auch mit Recht der ehrenvolle Beiname zu Theil: Vater des deutschen Dramas. 87.

Englische Taschenbücher.

Was von dieser hübschen leichten Waare einst ein volles Mandel ausmachte, reicht jetzt nur eben hin, ein Collegium zu bilden, und möglich daß die Zeit nicht fern ist, wo Collegium conservatur in uno, bis auch dies eine letzte Glied absterben wird. Ob das gut oder nicht gut, ein Beweis verbesserten oder verschlechterten Geschmacks und welche Ursachen den Verfall herbeigeführt, kann hier weniger in Frage kommen als ob die drei letzten Repräsentanten des einst so zahlreichen Geschlechts Anspruch auf ihre Fortdauer haben. Und die Frage steht im Allgemeinen zu bejahen. Die drei Überlebenden nennen sich:

1. Forget me not. For 1846. Edited by Fred. Shoberl.
2. The Keepsake. For 1846. Edited by the countess of Blessington.
3. Heath's Book of beauty. For 1846. Edited by the countess of Blessington.

Wenn in dieser Folge das älteste der englischen Annuals den Reichen beginnt, während eins der jüngsten ihn schließt, so

erscheint das für Ersteres ein um so günstigeres Zeichen als die vor wenigen Jahren die Verlagshandlung — Utermann und Comp. — getroffene Bedrängniß noch heute nicht zu den Dingen gehört, die gewesen sind. Aber unparteiisches Urtheil kann das Zeichen nicht unterstützen. Die Bilder verrathen ein Sparsystem, das, weil nicht anlockend nach außen, nicht einträglich zurückwirken dürfte und auch im literarischen Theile insofern bemerkbar ist, als die Träger desselben wenig berühmte Namen haben. Unter den Erzählungen sind einige vielleicht nicht werthloser als die geringsten in den besten deutschen Taschenbüchern, doch möchte wol keine die Mühe des Übersetzens lohnen. Gedichte sind mehr Geschmacksfache. Eins und das andere wird gern gelesen werden. So ohne Zweifel in unserer durch und durch politisch fühlenden Zeit das Gedicht einer Mistress J. Sigourney auf den letzten Besuch der Königin Victoria bei Ludwig Philipp. Zur Probe die zwei Schlusstropfen, deren frommer Wunsch freilich nicht in Nordamerika allein auf keine Sympathie rechnen kann. Sie lauten:

Shout, chivalry of France!

Shout, England's true and brave,
Nor bid your battle thunders vex
Again the affrighted wave;
But let the cherished olive tree
Perennial verdure keep,
And with its fruitage bless the lands
That set its roots so deep.

On history's annal fair,
In golden letters grave,
The visit of the youthful Queen,
Who boldly rode the wave;
And strongly with a diamond pen
Be the true date impressed,
When he, the Mentor of his realm,
Received that royal guest.

Das „Keepsake“ bekundet seinen aristokratischen Charakter schon durch das vorgelegte, idealisch schöne Bild der Prinzess Royal und die von der Gräfin Blessington ihm beigegebenen Verse, die im Ganzen sich weit über das Gewöhnliche solcher Anfügungen erheben und nur vielleicht in den Zeilen ein Rätseln erregen, wo die Königin „intent on weighty cares of state“ und voll „anxious thoughts for Englands weal“ genannt wird. Ein ferneres aristokratisches Merkmal sind die Namen der Contribuenten, hochgeborene Frauen und Herren, die sich gern gedruckt sehen und statt dem Verleger Honorar zu Kosten ihm den Absatz manches Exemplars im Kreise ihrer Bekannten verbürgen. Keine ihrer Gaben kann jedoch absolut schlecht heißen; die meisten sind gut, einige mehr als das. So ein Gedicht von Lord John Manners und eins von Landor. Auch die Erzählungen haben jede ihren Werth. Der „Country banker“ von Miss Abby ist geschickt angelegt und durchgeführt. D'Israeli hat eine Beschreibung der Gärten von Etonha beigegeben, die es sehr begreiflich macht, warum Alle, die sie gesehen, mit Bewunderung von ihnen sprechen. Unter den nicht wenigen Beiträgen der Herausgeberin verdient besonders „Cortile Salviati“ Erwähnung, ein tiefer Blick in das Gemüth der unglücklichen Bianca Capella.

Das „Book of beauty“ ist bekanntlich noch aristokratischer, beschränkt aber diesmal seine Hoffähigkeit auf die ausgezeichnet schön in Stahl gestochenen Illustrationen englischer Frauenschönheit, indem unter den Erzählern und Dichtern beiderlei Geschlechts auch nicht eben illustre Namen sich finden. Die Leistungen sind jedoch deshalb keineswegs geringhaltiger. Eher das Gegentheil. Zu den vorzüglichsten im ersten Fache gehören „The postman's knock“ von Miss Power, „The impatient man and his deaf family“ von Reynolds, „The debtors and creditors“ von Miss Camilla Loumin. Im komischen Fache: „Uncle Benjie's ring“ und „Stolen piece of linen“ anonym nebst „The old brown Coat“ von Mar-

1841. Ein Gemälde des heiligen pariser Lebens in „The parisian couple“ vom Chevalier de Chatelain leidet zu sehr an Übertreibung, um gefallen zu können. Doch möchte ihm nicht alle Wahrheit abzusprechen sein. Wie im „Keepsake“ hat die Herausgeberin auch hier lange Beweise ihres Fleißes niedergelegt, von welchen namentlich die Erzählung „Clemence d'Hermon“ ihr Ehre macht. 23.

Bibliographie.

Gräfe, J. G. L., Die Sage vom Ritter Tanhäuser, aus dem Munde des Volks erzählt, mit verwandten Sagen verglichen und kritisch erläutert. Nebst einem Anhang von alten, die Sage betreffenden Volksliedern. Dresden, Arnold. 8. 10 Ngr.

Löbe, W., Das Musterdörfchen. Eine lehrreiche Geschichte für den Bürger und Landmann. Dresden, Arnold. 20 Ngr.

Lubojakky, F., Die sieben Todsünden. Nach E. Sue. 1ster und 2ter Theil. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. à 15 Ngr.

Mulder, G. J., Reden über die Welt der Materie, als ein Mittel zu höherer Entwicklung. Aus dem Holländischen übersetzt von J. Moleschott. Utrecht, Bötticher. 1845. Kl. 8. 7½ Ngr.

Rundt, L., Allgemeine Literaturgeschichte. Drei Bände. Berlin, Simion. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Sachs, H., Ein Lobgedicht auf Regensburg. Mit erläuternden Anmerkungen von J. R. Schuegraf. Regensburg. 1845. 8. 6½ Ngr.

Seifen, D., Geschichte der Reformation zu Heidelberg von ihren ersten Anfängen bis zur Abfassung des Heidelberger Catechismus. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 22½ Ngr.

Stägemann, Elisabeth v., Erinnerungen für edle Frauen. Nebst Lebensnachrichten über die Verfasserin und einem Anhang von Briefen. Zwei Bände. Mit Portrait und Facsimile. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Das A und D. Eine Bornlampe zur Beleuchtung der Schrift des Dr. Daniel: Aktenstücke in Bezug auf den von neun Bremer Pastoren gemachten Versuch, den Hrn. Pastor Ragel aus dem Ministerium auszufließen. Oldenburg. Gr. 8. 2 Ngr.

Anrede an einen kleinen Kreis katholischer Christen, welche die römische Kirche verlassen wollen. Danzig, Gerhard. Gr. 8. 3¼ Ngr.

Aurelius, Der Kirche Krieg und Sieg. Eine theologische Denkschrift. Raumburg, Lange. Gr. 8. 15 Ngr.

Baligky, B. v., Begründung des Glaubensbekenntnisses der christlich-apostolischen Gemeinden durch Zeugnisse der heiligen Schrift und der ersten Kirche. Danzig, Gerhard. 1845. 8. 10 Ngr.

Ballnus, A., Leget an die Waffen des Lichts! Eine politische Predigt über Röm. 13, 12. Danzig, Gerhard. 1845. Gr. 8. 3¼ Ngr.

Baron, R., Das Princip und die Versammlungen der protestantischen Freunde beleuchtet. Offene Antwort auf das Sendschreiben an den Verfasser: „Die protestantischen Freunde und ihre erste Hauptversammlung in Breslau u. von E. W. A. Krause.“ Breslau, Goshorsky. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Bernhard, S., Der sächsische Landtag von 1845—1846. Ein patriotisches Gedicht. Leipzig, Rein. Gr. 8. 3 Ngr.

Binder, W., Meine Rechtfertigung und mein Glaube. Augsburg, Kollmann. 12. 5½ Ngr.

Offener Brief an A. Adler, Mitglied der Br. Rabbiner-Versammlung. Als Antwort auf sein Sendschreiben an die 77 „sogenannten Rabbiner“, die durch Verdächtigung und Ver-

läumdung zu gewinnen wähen. Bon R.—m. 2te Auflage. Bockenheim, Levy. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Offener Brief an die Bonner Studenten. Bonn, Pleimes. 1845. 12. 4 Ngr.

Die symbolischen Bücher der protestantischen Kirche in ihrem Widerspruch mit Schrift und Vernunft. Eine Übersicht der Geschichte und des Inhaltes der symbolischen Bücher für das deutsche Volk. Leipzig, Pest. Gr. 8. 15 Ngr.

Calmer, H., Die confessionellen Fragen der Gegenwart von kirchenrechtlichem und theologischem Standpunkte, mit besonderer Rücksicht auf die in Mainz erschienenen beiden Schriften: „Betrachtungen über die neuesten kirchlichen Ereignisse von einem rechtsgelehrten Staatsmann“ und „v. Linde's Staatskirche, Gewissensfreiheit und religiöse Vereine.“ Darmstadt, v. Auw. Gr. 8. 15 Ngr.

Carlo, B., Wacht! Mystiker und jesuitische Mauthwürfe untergraben die protestantische Kirche! 2te vermehrte und veränderte Auflage. Hamburg, Berendsohn. 1845. 8. 5 Ngr.

Der Conflict zwischen der bischöflichen Behörde zu Münster und der dortigen königlichen Regierung über die Anstellung der Schullehrer. Mainz, Kirchheim, Schott und Thilmann. 1845. 8. 2 Ngr.

Czerstk's Leben und Wirken. Mit mehreren Beilagen. 2te Auflage. Jena, Euden. 1845. 16. 3 Ngr.

Christliches Denkmal zum 300jährigen Gedächtniß des Lebendigen Dr. Martin Luther's am 18. Februar 1846. Güttersloh, Bertelsmann. 8. 5 Ngr.

Domiat, R., Meine Conversion. Danzig, Gerhard. 1845. 8. 1¼ Ngr.

Duncker, R., Die Krisis der Reformation. Ein Vortrag in der Versammlung der protestantischen Freunde zu Halle am 6. August 1845. Leipzig, Kirchner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eisenbeil, F., Reformator Dr. Mart. Luther. Ein Vergleich zu den Reformatoren der heutigen Zeit. (Gedicht.) Schweidnitz. 1845. 1½ Ngr.

Engeljohann, A., Der Mäßigkeitsverein in seinem Verhältnis zu Kirche und Staat. Ein theologisches Bedenken. Denabrucl, Nachorst. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Die katholisch-theologische Facultät an der Universität zu Breslau. Prüfung der über die Verhältnisse derselben von Hrn. Prof. Dr. Movers veröffentlichten Denkschrift. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 8. 6 Ngr.

Florencourt, F. v., Fliegende Blätter über Fragen der Gegenwart. Nr. 2. Raumburg, Lange. Gr. 8. 12½ Ngr.

Freytag, J. A., Der Mensch lebet nicht vom Brode allein. Ein Wort für die Gustav-Adolph-Stiftung an das evangelische Volk und seine Jugend. Hannover, Heiming. 1845. Gr. 8. 2½ Ngr.

Friß, A. C., Die gegenwärtigen Kämpfe und Spaltungen in der christlichen, besonders evangelischen Kirche, in ihren tieferen Gründen und ihrer großen Bedeutung beleuchtet für Alle, die eine klare Einsicht davon gewinnen wollen. Magdeburg, Rubach. 1845. 8. 5 Ngr.

Frosch, R., Wider die Predigt Krause's vom Reinigungsstreite über die Person Jesu; mit einem Anhang: Pantheismus, Atheismus, die Dreieinheit Gottes und der Gott-Mensch des Christenthums. Breslau, Goshorsky. 8. 5 Ngr.

Fuchs, J. B., Unparteiische Würdigung der Frage: „Sind die Protestanten wirklich reicher als die Katholiken?“ Regensburg, Manz. Gr. 8. 10 Ngr.

Die christkatholische Gemeinde zu Breslau. Vom Entstehen bis zu der Eröffnung ihres Gottesdienstes u. am 9. März 1845. Breslau, Günther. 1845. 8. 1½ Ngr.

Gerhard, R., Das neue Licht oder die alte Wahrheit — wofür sollen wir uns erklären? Eine Frage in Beziehung auf die protestantischen Freunde beantwortet. Nebst einem Anhang über den rechtfertigenden Glauben nach dem Lehrbegriff der symbolischen Bücher. Breslau, Trewendt. 1845. Gr. 8. 22½ Ngr.

Solz, G. F. S., Die rechte Mitte zwischen den extremen Parteien unserer Zeit auf dem Gebiete der evangelischen Kirche. Fürstenwalde. Gr. 8. 10 Ngr.

Hagen, G. L., Wie kann der protestantischen Kirche in unsern Tagen aufgeholfen werden? Jena, Lueden. 1845. 8. 6 Ngr.
Handtman, R., Kritische Notizen zu dem dogmatischen Inhalt der Erklärung vom 15. August 1845, mit besonderer Beziehung auf die Vertheidigungsschrift des Herrn Predigers Cister: „Offene Antwort etc.“ Potsdam, Stuhr. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Hartnagel, F. J., Apologie mehrerer Hauptpunkte des Katholicismus, eine Reihe von Kanzelreden, den religiösen Bewegungen der Gegenwart gegenüber in der katholischen Kirche zu Gießen gehalten. Regensburg, Manz. 1845. Gr. 8. 25 Ngr.

Hauber, J., Das Wiederaufleben der geistlichen Orden und Klöster in unserer Zeit, eine erfreuliche Sache. Dargestellt in Erzählungen aus der Geschichte des 19. Jahrhunderts. Schaffhausen, Purter. 8. 11 1/2 Ngr.

Der Herausgeber der evangelischen Kirchen-Zeitung gegen die Erklärung vom 15. August. Berlin, Dehmgke. 1845. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Hinrichs, H., Verfassungswesen des Großherzogthums Oldenburg. Jever. 8. 6 Ngr.

Hoffrichter, L., Wir wissen, daß wir aus dem Tode in das Leben gekommen sind. Zwölf Predigten, gehalten in den christkatholischen Gemeinden zu Breslau, Friedeberg a. N., Görlitz, Landeshut, Lauban, Liegnitz, Lüben, Striegau und Waldenburg. Lauban. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Hofmann, J. G., Betrachtung der gemachten Vorschläge für das Wohl der arbeitenden Klassen. Berlin, Wohlgenuth. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Jacoby, J., Beschränkung der Redefreiheit. Eine Pro- vocation auf rechtliches Gehör. Mannheim. Gr. 8. 3 Ngr.

Jahn, C., Einige Worte über allgemeine Studentenschaft, zunächst für die Bonner Studenten. Bonn, Wittmann. 1845. 8. 5 Ngr.

Index librorum prohibitorum. Katalog über die in den Jahren 1844 und 1845 in Deutschland verbotenen Bücher. 1ste Hälfte. Jena, Lueden. 1845. 8. 3 Ngr.

Instruktionen und Rathschläge des Satans an die in Frankreich durch Mischelet und Quinet ins Irrethum gebrachten Jesuiten. Herausgegeben von Herrn v. Beelzebub. Nach dem Französischen von Lucifer. Weimar, Voigt. 8. 12 1/2 Ngr.

Johannsen, J. C. S., Die Zeichen dieser Zeit. Drei Predigten. Kopenhagen, Reigel. 1845. 8. 7 1/2 Ngr.

Jordan's Bewußtsein über seine Schuld oder Unschuld. Siegen, Friedrich. 1845. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.

Die Kirche nach der heiligen Schrift. Von dem Verfasser der Beleuchtungen des Zeitgeistes. Bern. 1845. 8. 5 Ngr.

Koethe, F. A., Zur Lobtenfeier Dr. Martin Luther's am 18. Februar 1846. Leipzig, Brockhaus. 12. 24 Ngr.

Lambert, A. G. S., Welche Überzeugung muß der Christ haben von der Bibel, von der Person Christi, seinem Wundern, seiner Auferstehung und der durch ihn bewirkten Erlösung, wenn er in Wahrheit als Christ will angesehen werden? Thoren, Lambert. 1845. 8. 7 1/2 Ngr.

Lehren der katholischen Kirche gegenüber den Irrthümern der deutschen Sektirer. Regensburg, Manz. Kl. 8. 2 1/2 Ngr.

Lisco, F. G., Die Scheidlehren der evangelisch-protestantischen und der katholischen Kirche. Berlin, Müller. 8. 1 1/2 Ngr.

Die Literatur in Bezug auf die Rockfahrt, Ronge und Schneidemühl. 1ste und 2te Lieferung. Jena, Lueden. 1845. 8. à 3 Ngr.

Mendelssohn, J., Über Zettelbanken, mit besonderer Hinsicht auf eine preussische Landesbank. Nebst Auszügen aus den Statuten und Reglements der österreichischen, bayerischen, französischen und englischen Bank. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 10 Ngr.

Möhl, A., Über die neuen religiösen Bewegungen in Deutschland. Mannheim, Bensheimer. 1845. Kl. 8. 5 Ngr.

Motive und Grundlinien einer allgemeinen Staats-Religion und sittlicher Weltgebote für das Jahrtausend. Dresden, Krenndt. 8. 15 Ngr.

Müller, E. F., Ansichten in Biedermann's deutscher Monatschrift über die deutsche Postreform. Jena, Lueden. 1845. 8. 7 1/2 Ngr.

Müller, G., Sind die Unterzeichner der Erklärung vom 15. August Bauchsdiener? Offene Anfragen an die Herren Prediger Ronge und Souhon. Berlin, Endlin 1845. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Nagel, F. G., Das Papstthum und die reformatorischen Bestrebungen in der christlichen Kirche, von ihrem Ursprunge bis auf Ronge und Czerki. Ein Volksbuch für Protestanten und Katholiken. 1ste und 2te Lieferung. Halberstadt, Lindenquist und Schönrock. Gr. 16. à 7 1/2 Ngr.

Neander, A., Worte des Friedens unter den Gegensätzen. Berlin, Lüderig. 1845. 8. 4 Ngr.

Zwei Reden gegen den Branntwein von einem Mitgliede des Oldenburgischen Mäßigkeitsvereins. 2te Auflage. Oldenburg, Schulze. 1845. 8. 5 Ngr.

Reich, G., Der deutsch-katholische Gottesdienst zu Dörfenbach a. M. am 3. October 1845 durch Ronge und Begleiter. Ein Zeitbild, zugleich eine ernste Frage an die Gemeinde. Frankfurt a. M., Zimmer. 1845. 8. 3 1/2 Ngr.

Rudelbach, A. G., Der Abschied des Fremdling's. Abschiedspredigt bei der Amtsniederlegung am Älften Sonntage nach Trinitatis 1845. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Schäffer, C., An sie. Eine Rede mit Unterbrechungen am Jahrestage des Ronge'schen Briefes. Vor dem deutschen Publicum gehalten. Darmstadt, Leske. 1845. Gr. 8. 4 Ngr.

Schiller, J., An die Unkirchlichen unserer Zeit. Predigt. Frankfurt a. M., Zimmer. 1845. 8. 2 Ngr.

Schröder, A., Die Augsburgische Confession ein Bekenntniß und keine Formel. Zwei Sendschreiben an Hrn. Prof. Dr. Stahl zur Antwort und Verständigung. Potsdam, Stuhr. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Schweder, G., Antwort auf die zwei Sendschreiben des Hrn. Prof. Dr. Stahl an die Unterzeichner der Erklärung vom 15. August 1845. Berlin, Reimer. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Segnitz, G. W., Von der Gefahr einer gänzlichen Spaltung, welche gegenwärtig die evangelische Kirche bedroht. Ein Vortrag. Meissen, Goebische. 12. 4 Ngr.

Sintenis, W. F., Herr Prediger-Gustav Adolph Kämpfe in Magdeburg und die Kirchenlehre oder die kirchliche Rechtgläubigkeit des Antwortgebers auf Uhlich's Bekenntnisse, dargestellt in Briefen an den Herrn Pastor König in Auerbeck. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 8 Ngr.

Smets, B., Wir bauen mit am Kölner Dome. Rede. Aachen, Boisseree. 8. 2 1/2 Ngr.

Starke, H., Die rationalistischen Bewegungen der Gegenwart. Rede am Geburtsfeste Königs Friedrich Wilhelm's IV. Neu-Ruppin. 1845. 8. 5 Ngr.

Thomas, H., Kann in der evangelischen Kirche die Augsburgische Confession oder eine andere Bekenntnisschrift Lehrnorm sein? Sendschreiben an den Hrn. Prof. Stahl. Berlin, Müller. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Weissenborn, R. S., Muß der Rationalismus aus der evangelischen Kirche und dem Gustav-Adolph-Bereine scheiden? Erörterung, geknüpft an die Sendschreiben des Regierungsraths Schebe an den Prediger Jonas und des Dr. Evers an den Consistorialrath Dr. Lücke. Magdeburg, Buchh. 1845. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Wolterstorff, J. A. G., Beleuchtung der Antwort Kämpfe's auf Uhlich's Bekenntnisse. Wolfenbüttel, Hölle. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Montag,

— Nr. 68. —

9. März 1846.

Hans von Helm. Ein preussisches Charakterbild. Von K. A. Barnhagen von Ensa Leipzig, Weidmann. 1845. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein preussisches Charakterbild? Es läßt sich wol vom englischen, spanischen, polnischen und manchem andern Nationalcharakter ein fester Begriff aufstellen, nicht aber vom preussischen. Ein spezifisches Preussenthum gibt es in Bezug auf die Gesamtheit des Volkes nicht. Allenfalls lassen sich die verschiedenen Provinzen des Landes, die verschiedenen Stände seiner Einwohner nach hervorstreichenden Eigenthümlichkeiten sondern; man könnte von einem schlesischen, rheinischen, pommerischen, sogar von einem märkischen Charakter sprechen; man könnte sich bei dem Worte „preussischer Beamter“ u. s. w. etwas denken, was gerade in Preußen seinen Typus für sich hat; auch einzelne Zustände und Einrichtungen mögen immerhin als ausschließlich preussische gelten. Ein bestimmtes Gepräge aber, eine Originalität der Sitten, Denkweise oder auch nur der äußern Erscheinung, wodurch sich die Bewohner der preussischen Monarchie von andern Nationen unterscheiden, existirt nicht; nicht müssen wir die Bezeichnung „preussisches Charakterbild“ für unstatthaft halten, so lange die Sache für den Namen fehlt.

Wenden wir uns nach dieser sühntigen Bemerkung, welche sich bei Lesung des Titels aufdrängt, zu dem Inhalt des Buchs, so finden wir die dankenswerthe Mittheilung einer Lebensgeschichte, welche Barnhagen mit seiner bekannten Meisterschaft in Klarer und anziehender Darstellung vorführt. Es ist das Bild der kühnen Heldthat in einer moralisch bankrotten Zeit; es sind die zur That anfirebenden Humanitätsideen, mit welchen Voltaire, Rousseau und Friedrich II. ihr Jahrhundert erleuchtet hatten; es ist ein edler, rückichtsloser Enthusiasmus, der hier vor uns auftritt, den ungleichen Kampf gegen vornehme Schlechtigkeit wagem und verlierend.

Hans v. Helm ist der jüngern Generation nur wenig bekannt, da seine Schicksale und sein Wirken mit der Gegenwart in keinem Zusammenhange stehen; der interessanteste Theil seiner Erlebnisse fällt in den Zeitraum, welcher mit des großen Königs Tode begann und mit dem Tilfiter Frieden abschloß: ein Zeitraum, in welchem feurige, für Recht und Wahrheit begeisterte

Männer genug Anlaß fanden, durch unwillkommenes Aufstehen gegen Verderbnis aller Art sich selbst ins Verderben zu stürzen. Zu diesen gehörten namentlich Hans v. Helm und sein Freund Zerboni. Von geheimten Verbindungen großes Heil erwartend, hatte Helm schon auf der Universität sich vielfach um die Ausbildung des Constantistenordens bemüht. Der erste Hauptzweck dieses Bundes war wie bei den spätern Burschenschaften Veredelung und Vervollkommnung der Verbrüdeten an Geist und Herz. In Betreff der Staatsverhältnisse wollten sie das Bestehende ehren und alle damit verbundenen Pflichten treu erfüllen, so lange sie nicht in zu auffallenden Widerspruch treten mit den höhern Pflichten der Menschlichkeit und den unspränglichen Forderungen des — Naturrechts! Wie lange hätte wol unter diesen Bedingungen die Ehrfurcht vor dem damals Bestehenden Stich halten können? Nach vielen mühsamen und fruchtlosen Versuchen sah Helm sich veranlaßt seinen Plan aufzugeben; am wenigsten hatte er damit in Berlin ausgerichtet. Er sagt selbst in einem spätern Aufsatze:

Die Berliner konnten sich nicht einigen, weil das Actenwesen, die Vergnügungen, Zerstreuungen und Lieblichkeiten der Hauptstadt, endlich die Unverträglichkeit, Klatscherei, Geld borgen und nicht wiedergeben, dazwischen kam.

Wem fallen nicht hierbei manche neuern berliner Vereinsprojekte ins Gedächtniß?

Ein paar Jahre später schloß Helm, der unterdes Oberactse- und Zollrath geworden war, mit dem in Glas angestellten Kriegsrathe Zerboni und mit dem aus Ostreich gestühten Kapuziner Ignaz Fesler einen Bund. Im Oct. 1793 kamen die drei Freunde auf dem wüsten Schlosse des polnischen Dorfs Tarnau zusammen, stellten ihre Satzungen fest und nannten ihren Bund den der Evergeten oder Guteschuer. Einige Mitglieder wurden bald zu demselben geworden; doch blieb die Sache in dem geringen Anfange stecken; der Bund ging unter, ehe er entstanden war, und die Freunde betrachteten ihn selbst nur noch als ein Spielwerk jugendlicher Träume, nicht ahnend, daß aus diesem verlassenen Spielwerke ihnen noch fürchterlicher Ernst erwachsen würde.

Das Jahr 1796 brachte Widrigkeiten und Verwicklungen, welche zunächst auf Zerboni fielen, in denen aber auch Helm tief theilhaftig war und die er später

durch freiwillige That ganz auf sich riß, sodaß sein nachheriges noch langes Leben von den Folgen heimge sucht wurde. Schlesien und Südpreußen standen damals unter Hoym's fast unumschränkter Verwaltung. Nach Barnhagen besaß Hoym wirkliche Herzengüte und große Liebendwürdigkeit, doch, ohne sittliche Kraft, entbehrten diese Eigenschaften alles ernsten Haltes und dienten nur der Eitelkeit und Selbstsucht. Von Schmeichlern aller Art umgeben, seiner Stützen am Hofe sicher, überließ er sich bald allen Schwächen eines eiteln und mächtigen Mannes, der die Welt vorhanden glaubt, um seines Gleichen zu tragen und zu verehren; denn Geburt und Stand galten ihm über Alles, und der traurige Wahn, daß vornehmes Befehlen und gewandtes Weltwesen zum Staatsmanne genügen, hatte sich tief in ihm festgesetzt. Was die betreffenden Provinzen unter Hoym's Willkür und Verschwendung litten, ist begreiflich. Verschwendungen der Staatsgüter an unwürdige Menschen, Unterschleife aller Art waren an der Tagesordnung. Einige dortige Beamte hatten den Staat um eine Million betrogen; Zerboni, der indes nach Petrikau versetzt worden war, entdeckte den Betrug und machte pflichtgetreuen Bericht an Hoym; doch will dieser nichts von der Sache hören, nennt Zerboni's Angabe einen unberufenen Fürwitz und verweist ihn mit beleidigenden Ausdrücken zur Ruhe. Nun gehen Zerboni die Augen auf; von des Ministers scheinbarem Edel Sinne bisher getäuscht, wird ihm dessen wahres Wesen deutlicher. Die Unzufriedenheit war mittlerweile in Schlesien auf den höchsten Grad gestiegen, der Haß gegen Hoym zeigte sich immer offener und drohender; in Breslau kam die gährende Mißstimmung bei einem zufälligen Anlaß zum Ausbruch. Die ganze Stadt gerieth in Aufruhr, die anrückenden Truppen wurden zurückgedrängt, und der Sturm, einmal losgelassen, wandte sich schnell mit ganzer Stärke gegen Hoym, auf dessen Palast das Volk herantobte. Hoym, leichenblau und zitternd, hielt sich für verloren, jammerte um sein Leben, versprach jede Besserung. Kaum war aber die Gefahr beseitigt, so trat er aufs neue wieder in alter Hoffahrt auf und nachdem er durch Truppen und Behörden seine Macht erst wieder gesichert sah, dachte er nur einzig an Rache für die erlittene Demüthigung. Der breslauer Aufruhr hatte am 6. Oct. 1796 stattgehabt, die tobende Menge war zuletzt durch Kartätschenhagel auseinandergejagt worden, gegen hundert Menschen waren umgekommen, Verhaftungen folgten und scharfe Drohungen, die ganze Stadt war in Trauer und Schrecken. Zerboni empfing in Petrikau mit tiefster Bewegung die Nachricht von diesen Vorgängen, von dem Muth des Volks, von der Angst des Ministers; mit Unwillen und Schmerz hörte er, wie Hoym nun zu Handlungen des Hasses und der Grausamkeit fortgerissen wurde und sich dadurch neues Unglück bereite. In der leidenschaftlichen Stimmung eines aus Erbitterung und Mitleid, Verachtung und Theilnahme gemischten Gefühls, seiner redlichen Absicht gewiß, einen guten Erfolg noch für möglich haltend, schrieb er am 12. Oct.

an Hoym einen Brief, der den mächtigen Mann aufs heftigste erbittern mußte. Held, für welchen dieser Brief ebenfalls verhängnißvoll wurde, war keineswegs zufrieden mit dessen Inhalt; er schalt ihn „ein unseliges Mittel ding von Schmeichelei und Grobheit, nur halbdreiß und eigentlich mehr kränkend und neidend abgefaßt als der Ausbruch eines von der Unordnung, Zweckwidrigkeit und Unmoralität in der innern Verwaltung empörten Gemüths ist.“

Vier Wochen blieb Zerboni ohne Antwort; plötzlich wurde er am Abend des 17. Nov. in der Mitte seiner Familie verhaftet und als Staatsgefangener auf die Festung Olaz abgeführt. Hoym ließ sämmtliche Papiere bei Zerboni in Beschlag nehmen und nach deren Durchsichtung glaubte er eine andere, weit schwerere Schuld auf ihn wälzen zu können. Man hatte nämlich Schriften und Briefe gefunden, welche den Evergetenbund betrafen, und dieser wurde als ein Staatsverbrechen dargestellt. Mit großer Härte, theils nicht streng dem Gesetze gemäß, theils entschieden parteilich, wurde nun gegen den Gefangenen verfahren. Was ein Mann wie Barnhagen hier über richterliche Verirrungen bei den politischen Processen äußert, verdient wol die allseitigste Beachtung:

Überall hat man die traurige Erfahrung gemacht, daß die Richter, wenn sie einen sogenannten politischen Proceß überkommen, alle Fassung verlieren, sie sehen sich in ungewohnter Wichtigkeit, das Gewissen wird von dem Eifer betäubt, sich bei solcher glänzenden Gelegenheit auszuzeichnen, den Dank und die Belohnungen der Herrschenden zu erwerben; da wird jeder zweifelhafte Umstand als erwiesene Schuld ausgelegt, jede gewaltsamste Schlussfolgerung versucht.

So geschah es auch hier; vergebens betrieb sich Zerboni auf die gesetzlichen Vorschriften, verlangte vor seinen ordentlichen Richter gestellt zu werden, bestand darauf, die Anklage wegen des Briefs nicht mit der wegen des vergessenen Ordens vernemen zu lassen; das Verfahren ging seinen Gang, in welchem solche „Unregelmäßigkeiten“ (diesen Euphemismus braucht Barnhagen) vorkamen, daß sogar zwei Minister, der Großkanzler von Goldbeck und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Graf von Haugwitz, eine Bekanntmachung unterschrieben, welche über die Verhafteten falsche Angaben durch die Zeitungen verbreitete. Noch einige Andere wurden mit in den Proceß hineingezogen und verhaftet; gegen Held wurde nicht eingeschritten, da man Briefe von ihm an Zerboni vorfand, in denen er den Evergetenbund als unnütz und unausführbar verworfen und sich gänzlich davon losgesagt hatte. Das Gericht erkannte in zwei Instanzen auf mehrjährige Festungsstrafe gegen Zerboni; doch brachte der Regentenwechsel bald Milde in sein Schicksal, er wurde 1798 befreit gänzlich entlassen und kehrte nach Petrikau zurück. (Später machte Zerboni noch gute Carrière und starb als Oberpräsident von Posen.)

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Weltglück. Von Therese. Braunschweig, Vieweg. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Aus Cäcilien's Papieren wird uns mitgetheilt, und wir erhalten eine Reihe von Lebensbildern aus den höhern Kreisen, in jenen verblichnen Farben der Resignation, des Unbefriedigtseins, wie die höhern Kreise wol erzeugen können. Cäcilie ist ein Fräulein von Rudolphzell, das Stammschloß heißt Schöninggen. Schon in ihrem Alterpaar erkennen wir eine nicht glückliche Ehe; der Vater gehört mehr der Welt, der Idee an als der Familie, und die Mutter, welche aus Liebe geheiratet hat, sehnt sich nach Liebe und ist unglücklich. Sie stirbt. Zwei Jahre lang fühlt sich unsere Heldin allein, eine Keigung zu einem jungen bürgerlichen Baumeister schleicht sich in ihr Herz und wird getheilt; doch der junge Mann überwindet sein Gefühl, er erkennt die Klust, welche der Stolz einer aristokratischen Familie zwischen ihm und der Geliebten zieht, und sein Stolz erhebt eine noch unübersteiglichere Barriere, er heirathet des Pfarrers Tochter. Cäcilien's Vater heirathet wieder, und abermals lernen wir eine unglückliche adelige Familie kennen, in jenem Mißklang lebend, welcher das Scheinwollen was man nicht ist hervorbringt. Die Tochter dieser Familie wird Cäcilien's Stiefmutter und bringt Unglück in deren väterliches Haus, indem sie durch unmäßigen Luxus auch Cäcilien's mütterliches Vermögen verschwendet. Ein ungeheures Mißbehagen ergreift den Leser bei dieser Schilderung eines rastlosen Strebens nach außen, einer verzweifelten Komödie von Glück und Größe in dem im Innern zerquälten Familienleben.

Cäcilie wird Hofdame und abermals findet man nur Mißbehagen hinter den Coulissen des Hofes, auch hier fühlt sich unsere Heldin nicht glücklich. „Die ewigen Sorgen um die Toilette, das ewige Einerlei eines Lebens, wo jede Stunde im Tage vorausbestimmt ist, wo die Kreise so eng gezogen werden, daß sie vergoldete Sitter vorstellen, wo die ganze Existenz aus nichts als aus Rücksichten besteht, wo man weder krank noch betrübt sein darf und so zu sagen die ganze Schönheit in einem Nebel verschwimmt. Und in dieser Beweglichkeit ein fürchterlich drückendes Stillstehen.“

Auf der ersten Seite des vorliegenden Romans wird derselbe als Tendenzroman gestempelt durch folgende Worte: „Da unsere Zeit eine solche ist, wo jede Sphäre aus der einen in die andere strebt, wo ein Verkennen des Gegebenen durch das Ringen nach dem Entzagten entsteht, wo Keinem der Platz auf den das Schicksal ihn stellt genügen will“ u. s. w., weshalb die Verf. sich berufen fühlt, diesem Übel durch den Beweis zu begegnen, daß jegliches Individuum sein Maß Leiden, in welchem Kreise es sich immer bewege, zu tragen hat; sie will darthun, daß dieses Leiden sogar im Verhältniß mit äußerem Glanz empfindlicher wird, sie will den Unbegüterten, welche den Reichen nachahmen, zurufen: „Glaubt doch nicht, daß das Glück im Palaste, hinter golddurchwirkten Vorhängen wohne“ u. s. w. Da der Roman nun in diese Tendenz eingeht, müssen wir auch die dieser Tendenz am meisten sich zuwendenden Punkte vor allen beleuchten. So sagt die Verf. unter Anderm: „Sind denn die Großen glücklich? Bei ihnen besteht Alles mehr als anderswo nach der einmal eingerichteten Ordnung; es tritt eine Gewöhnung des Herkömmlichen ein, was nur durch einen gewaltigen Schloßbrand getilgt werden könnte; da werden neben uraltem schwerem Silberzeug durchhöchere Servietten ausgetheilt, da bekommt man den Kaffee wässrig und die Butter verdorben, da verläßt sich der Höhere auf den Niedern, die Kammerfrau auf die Kammerjungfer, und so fort, sodasß nie etwas Bedentliches zu Stande kommt und alle, außer vielleicht die Herrschaften, darunter leiden. Ja die Herrschaften sind oft selbst die Opfer ihrer Untergebenen, das Opfer ihrer Verhältnisse.“ Sie schildert nun ihr großes unheimliches Zimmer als Hofdame mit dem verbliebenen Teppich, dem taugenden Kamine der entfernt wohnenden Kammerfrau. Wir thun auch einen Blick in das kalte

Verhältniß der Herzogin zur Tochter, wie fremde Einflüsse das Kind der Mutter entfremdet haben, wie eine wunderliche Schrockheit durch falsche Behandlung in der Prinzessin erzeugt ist. Cäcilie ist Hofdame der Prinzessin, und es gelingt ihr deren Vertrauen zu gewinnen. Die Reflexionen über die so oft verfehlten Erziehung der Prinzen und Prinzessinnen verdienen hier Erwähnung. „Wie sollte auch in einem Dasein innere Freiheit Eingang finden, das nach Stunden und Minuten geregelt nie das träumerische Element, das himmlische Dolce for nichts zuläßt; das mit einem gedruckten und eingerahmten Plan alle freien Lebenszüge niederschlägt; das tanzen muß wenn es schlafen, schlafen muß wenn es lesen, schreiben muß wenn es zeichnen möchte; dem Spiel Arbeit ist; das im dritten oder vierten Jahre Orden und im zehnten Generals- Pauletten hat; das vom System der Combination abhängt; dem nie ein freier Athemzug geodant ist, dem alle Kinderfreuden immer geknickt sind. Wie oft geschieht es, daß sie, zur Selbständigkeit gelangt, die geraubten Genüsse nachholen, sich in unerlaubte Bestreuungen gerade dann stürzen wollen, wenn ihre Lage Ernst, Sammlung und äußerste Zurückhaltung erheischt.“ Die von der Etiquette von allen Seiten eingezogene junge Fürstin, der nie ein Vergnügen der Jugend sich aufthut, bricht in die Klage aus: „Das ist Fürstenbestimmung.“ Das Schicksal legt den sogenannten Begünstigten heimliche prickelnde Entbehrungen gleich Strafen auf. Am öftersten behagt das Herz die äußern Glücksgüter, am öftersten ist hier die Freude ein Traum, der Genuß eine Laune, die Etiquette ein Lebenszweck.“

Interessant ist die Schilderung des Hoflebens, wie der Tag mit Geschwindigkeit durchflogen werden muß, wie nichts mit Ruhe und Muße getrieben werden kann, wie zu nichts ordentlich Zeit ist, auch nicht zum Lesen der Bittschriften der Untertanen, die nur im Excerpt vorgelegt werden; das hastige Leben, das hastige Reisen, das hastige Drängen von einem Vergnügen zum andern. Man meint bekannte Züge zu erkennen in jenem fürstlichen Portrait.

Die Prinzessin wird die Braut eines ausgezeichneten, geistreichen, vielgereisten Erbprinzen. Schon früher hatte er verheiratet die Prinzessin umschlichen, und wie es scheint sich in die Hofdame verliebt. Eine glühende Leidenschaft erwacht für Letztere in ihm, und sie wird getheilt. Wir erleben Kämpfe des tugendhaften Mädchens; ihr Herz hatte einst eine Keigung unter ihrem Stand erlebt, jetzt erhebt es sich über denselben, ebenso hoffnungslos und trostlos. Um dieser Gefahr sich zu entziehen, nimmt sie den Heirathsantrag des Hofmarschalls an und erträgt den kalten verachtenden Blick des Geliebten. Ihre Ehe wird nun wieder eine unglückliche; der Weltmann genügt ihrem Herzen nicht und gibt ihr kein häusliches Glück. Und neben ihr wohnt der einst geliebte Architect, mit Frau und Kind, und sie kann von ihrem Fenster aus dessen häusliches Glück beobachten. Ihr Gemahl wird Gesandter am Hofe des von Cäcilien so hochgestellten Fürstensohnes; sie findet die Prinzessin bleich und unglücklich wieder, eine unbefriedigte Ehe in höhern Sphären. Der Erbprinz liebt seine Gemahlin nicht und ist auf Jahre verreist. Cäcilie hat nun zwar keine Kämpfe für ihre Jugend zu bestehen, doch andere werden ihr auferlegt. Der eitle Gemahl überbietet sich in äußerem Luxus, er will keinem der Gesandten nachsehen an Pracht, und Cäcilie muß im Innern des Hauses die größte Sparsamkeit üben; sie schildert mit den grellsten Farben jenen Zustand, wo mitten im Reichthum die Armuth herrscht, wo dem Anstand die wirkliche Bezaglichkeit geopfert wird, wo zwar silberne Schüssel vorhanden, aber meist leer oder dürrig besetzt sind. „Die Bevorzugten der Erde werden beneidet, man glaubt, daß sie beständig über große Mittel zu gebieten haben und weiß selten, daß es einen Mangel im Überfluß, einen Zwang gibt, der alle wirklichen Freuden vernichtet. Ja das Glück der großen Welt ist illusorisch; unter hundert Familien gibt es kaum zehn, deren Stellung im Einklang mit ihrem Einkommen ist. Immer muß der Anstand dem Schein geopfert werden, immer liegt hier die freie harmlose Bewegung in Banden. Zwar wissen

die Admanscheiber über Millionen zu gebieten, aber die Wirklichkeit nimmt sich wie eine Ironie gegen diese sardanapalischen Sillusionen aus. Ist es doch schon schwer genug zu sagen, was nothwendig, was überflüssig ist. Hat doch hier schon der kühne Verstand Raum genug, um mit lächelndem Munde über die Nothwendigkeit, in feinen Kleidern Kartoffeln in der Schale offen zu lassen, zu beschreiben."

Als Herzog sieht Cäcilie den Erbprinzen wieder und die alte Neigung erwacht in Beiden; beide erblicken in einander das Ideal, dessen Phantasie Herzen bedurfte. Cäcilie war, wie dies in verfehlten Ehen meist der Fall ist, eine leidenschaftliche Mutter geworden und dieses Gefühl hielt das Gegengewicht der wieder erwachenden Neigung. Der Herzog besucht sie, bietet um Verzeihung wegen früherer Leidenschaftlichkeit, bietet seine Freundschaft an und besucht die Freundin nun täglich, deren Umgang ihm Erheiterung und Trost in seinen vielfachen Sorgen war.

"Es liegt eine tief angelegte Sehnsucht in mir, sagt der Fürst, die bis jetzt nichts heißen konnte. Weil ich Fürst bin, soll ich meine Schmerzen tragen, aber sind sie darum weniger bitter? Pflichterfüllung, bürgerliche, ja selbst im edelsten Sinne menschliche Pflichterfüllung ist lange nicht ausreichend genug, um mir ganz zu helfen. Auf Augenblicke lehrt sie vergessen." Und weiter sagt er: „Man legt so gern die ganze Last des geistigen Dranges in die Seele eines Andern, und thut aus der heraus, was man aus der eigenen unsicher thun würde. Es ist das eigentlich der höchste Gipfel des Gefühls, das Ende in der Liebe und der Anfang in der Religion. So grenzen die beiden heiligen Gebiete dicht aneinander. Das was die Dichter ihre Muse nennen, geht nur auf die Form, und ist lange nicht so heilig als Das was ich meine."

Dieses Verhältnis konnte natürlich der falschen Auslegung nicht entgehen; die Fürstin, welche nie ihrem Gemahl etwas hatte sein können, meinte doch durch Cäcilien beraubt worden zu sein, und bewirkte endlich die Abberufung des Gesandten. Aber der Fürst konnte seine Freundin nicht ziehen sehen und erkannte ihren Gemahl zum Minister. Nun beginnt wieder eine neue Phase von Unglück. Der neue Minister ist seiner Stelle und deren Anforderungen nicht gewachsen; nach den aufreibendsten Kämpfen, vom Ehrgeiz gespornt, von seiner geistigen Unzulänglichkeit und durch die mangelnden Fähigkeiten und Kenntnisse gehemmt, unterliegt er der innern und äußern Aufregung; er wird wahnsinnig und stirbt in Cäcilien's Armen. Sie beweint in ihm den Vater ihrer Kinder, ihren Schutz. Jetzt war sie frei und liebt. Was sollte sie thun? Die Verantwortlichkeit einer Witwe, die Pflichten einer auf ihre Redlichkeit gewiesenen Mutter, erschienen mit furchtbarer Schwere. Sie erkannte, daß es etwas Höheres und Heiligeres gibt als ein freies Leben, als ein der Liebe geweihtes Dasein. Sie reißt ab und zurück in die Heimat. Sie bewohnt wieder das Haus, in dessen Nachbarschaft der einst geliebte Baumeister wohnt. Dessen Sohn liebt Cäcilien's Tochter. „Wenn er sie zum Weib begehrt", schließt Cäcilie, „ob ich wol den Muth hätte, Nein zu sagen. Ob mir wol von dem Stolz der Standesvorurtheile nach allen diesen Kämpfen noch so viel übrig geblieben wäre, noch jetzt an eine bevorzugte Gesellschaft zu glauben? Wir sind uns Alle gleich, gleich in unsern Hoffnungen auf Glück, gleich in unsern Anschauungen. Wenn diese Blätter bewiesen haben, daß die große Welt ärmer an wahren Glück ist als die kleine, so haben sie ihren Hauptzweck erreicht."

Wie alle Lenzdromane ist auch der vorliegende einseitig, und man könnte wol ebenso viel Bilder unbefriedigter Eristenzen und unharmonischer Ehen unter den Menschen, welche als einfachere Menschen bezeichnet werden, finden als unter den sogenannten bevorrechteten. Indes ist es immer gut, der Menschheit zu wiederholen, daß nicht Alles Gold ist was glänzt, und die aneinander gereihten Lebensbilder sind meist so schön und von tiefen Reflexionen und von tief poetischen Anschauun-

gen durchwoben, daß, wenn Ref. auch nicht die Wahrheit der Aufstellung möchte gelten lassen, er doch den einzelnen so anmuthig vorgetragenen Wahrheiten volle Zustimmung geben muß.

2. Prag unter König Benzel IV. Historischer Roman von Friedrich Wallmar. Drei Bände. Leipzig, Reclam jun. 1846. 8. 4 Thlr.

Der erste Theil dieses Romans beginnt im J. 1380, der dritte 13 Jahre später. Das ganze Werk umfaßt Benzel's Regierung in Böhmen, Sigmund's Regentschaft während König Benzel's Gefangenschaft und Benzel's Rückkehr. Charakteristische Bilder aus jener Zeit mit ihren tiefen mittelalterlichen Schatten sind aneinander gereiht. Judenverfolgungen, Raufereien, Geseßlosigkeiten und Bösewichte, noch jene echten Bösewichte aus den höhern Ständen, welche böse sein wollen und auch lange böse sein können, ehe die schreckliche Strafe sie erreicht. Die drei Bände enthalten auch einen doppelten Roman. In der ersten Hälfte stirbt die Heldin des ersten Romans; deren Cousine ist die des zweiten. Der Held des ersten Romans ist der väterliche Freund des zweiten Helden, und die Grafen Scala, Vater und Sohn, spielen in beiden Romanen das böse Princip, indem sie die Verfolgungen der Unschuld leiten und zuletzt dafür büßen; der eine wird enthauptet, der andere erhängt sich selbst. Die Bruchstücke der Geschichte und der Zustände jener Zeit werden dem Leser durch zahllose Dialoge kund gethan; in Dialogen entwickeln sich auch die verschiedenen Charaktere; die Dialoge vergegenwärtigen uns die Liebesverhältnisse, wodurch bei vielen Verdiensten der Roman etwas Schleppeendes enthält, was nicht eines jeden Geschmack ist.

3. Frauen-Novellen von Luise v. C. Zwei Bände. Darmstadt, Songhaus. 1845. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Die anmuthigen Novellen machen der weiblichen Hand Ehre die sie schrieb. Wir begegneten schon einigen derselben in verschiedenen Journalen und freuten uns, sie in guter Gesellschaft wieder zu finden. In die größern Novellen sind oft kleinere Erzählungen eingeschaltet, welche, obgleich sie nicht in den Faden der größern eingreifen, doch hübsche Epikoden bilden. Zwei Geistesgeschichten erregten besonders des Ref. Aufmerksamkeit, und wir können nicht angeben, ob sie erfunden oder nachgezählt sind; auf jeden Fall sind sie sehr gut erzählt. Die erste handelt von einem jungen Mädchen, welche im kölner Dom einen spanischen Schädel bewundert und im Ebers demselben ihre Liebe zuflüßert; in der Nacht erscheint ihr eine Gestalt und erklärt sie als Verlobte und nimmt einen Ring; auch fehlt ihr wirklich ein Ring, und kurze Zeit darauf stirbt das Mädchen am Nervenfieber, in ihren Phantasien beständig mit dem Spanier verkehrend. Die Novelle, worin diese Erzählung enthalten ist, „Der Egoist", hat manche sehr gute Bemerkungen, doch kann Ref. nicht umhin, die Heldin überspannt zu finden in ihrem Stolz, und bei diesem Stolz, bei ihrem klaren Verstande, ist es nicht natürlich, daß sie vom Egoisten so schnell eingenommen sein konnte. Wollte Gott, daß wir immer Novellen in die Hand bekämen, welche so viel Gutes und so wenig Schwächen aufzuweisen hätten als die vorliegenden! 46.

Literarische Anzeige.

Sieben erschien bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Génévion von Toulouse.

Historische Novelle

von

Leopold Schefer.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Carlrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. W. Brockhaus** in Leipzig.

Dienstag,

Nr. 69.

10. März 1846.

Hans von Held. Ein preussisches Charakterbild.
Von K. A. Barmhagen von Ense.

(Bechluss aus Nr. 68.)

Durch die Verhaftung und Beführung Zerboni's wurde Held im Innersten erschüttert; sein Haß gegen den Verfolger Hoym loderte in wahren Grimm auf. In Schlessen und Südpreußen war der Staatsbetrug unter diesem Minister systematisch ausgebildet und verurthachte allgemeines Argerniß. Unter solchen Umständen machte ein Festlied „An den Gemeinfinn“, welches Held zur Geburtstagsfeier des Königs am 25. Sept. 1797 in Posen drucken ließ, das größte Aufsehen. Jubelnd wurden Strophen wie folgende aufgenommen:

Allen Vuben ihren Lohn,
Die den Staat betrügen,
Und aus Raubsucht um den Thron
Sich wie Schlangen schmiegen.
Später Rache heißer Tag,
Dräut aus fernem Bettern
Sie mit Einem großen Schlag
In den Staub zu schmettern.

Diese letzten Zeilen wurden als eine Anspielung auf den künftigen König Friedrich Wilhelm III. gedeutet, der als Kronprinz in schweigendem Unwillen den herrschenden Günstlingen als ein drohendes Schreckbild erschien. Hoym war außer sich über den Druck und die freudige Aufnahme dieses Gedichts, und der ihm schon längst verhasste Autor sollte schwer dafür büßen. Die Druckerlaubnis war durch den Regierungspräsidenten von Dandelmann in Posen harmlos ertheilt, aber es wurde nachher behauptet, dies sei nicht geschehen, und solchen Vorwand ergreifend (wieder eine „Unregelmäßigkeit“), fandte Hoym eine Anklage gegen Held nach Berlin, daß derselbe ein Gedicht von frechem und jedenfalls für die Geburtstagsfeier des Königs unziemlichem Inhalt gegen das Verbot der Censur habe drucken lassen; er gehöre überhaupt zu den unruhigen Köpfen, die, von dem Freiheitschwandel ergriffen, diesen überall zu verbreiten suchten, und es sei daher zweckmäßig, ihn aus Posen, wo er solches Argerniß gegeben, und überhaupt aus Südpreußen zu entfernen. Diese Anklage gerieth, da Friedrich Wilhelm II. mittlerweile am 16. Nov. 1797 gestorben war, in die Hände seines Nachfolgers, der in den ersten Tagen seiner Regierung solche Sache unde-

ntlich nach den Angaben seines geheimen Cabinetstaths entschied. Dieser war Wenken, ein ehemals vielbelobter, aber schwacher und furchtsamer Mann, früher mit Held bekannt, jetzt aber persönlich wider ihn eingenommen. Held war zur Zeit des Thronwechsels auf Urlaub in Berlin, speiste gerade beim Minister Struensee, als dieser über Tisch eine Cabinetsordre empfing, deren Inhalt er ihm noch an demselben Tage bekannt machte. Der König hatte befohlen, Held unverzüglich in eine kleine Stadt der Mark zu versetzen; demgemäß schickte ihn der Minister Struensee, der übrigens viel Wohlwollen für ihn hegte, nach Brandenburg, wo er mit Belassung seines zeitherigen Gehalts Mitglied der Provinzialhollidirection wurde. Im Gasthose, wo Held dieses Schreiben empfing, verfaßte er sofort seine Verantwortung und reichte sie am folgenden Morgen dem Minister ein. Er sagt darin ohne Rückhalt und Scheu gerade heraus, was die Welt von Hoym offenkundig wußte und urtheilte. Er bewies, daß es eine Lüge sei, wenn gesagt werde, sein Gedicht sei ohne Censur gedruckt, sodann bekannte er frei, daß er dasselbe absichtlich gegen manche Personen zugespitzt, welche die Gutmüthigkeit des vorigen Königs misbraucht hätten und welche der jetzige König bereits begonnen habe unter das Gesetz zu stellen und zu bestrafen. Er sagt:

Manches darin gilt den Verkrüpplern des gesunden Menschenverstandes und des an sich guten Nationalcharakters, die seit zehn Jahren ihr Unwesen getrieben und die Monarchie auswärtig lächerlich gemacht haben; denn seit dem Religionsedict kriegten zahllose Heuchler die Treppe der Confessionen, insonderheit aber der Kanzeln alle Sonntage hinauf, und befahlen und predigten wunderliche, unfruchtbare, unbegreifliche Dinge, statt häusliche und bürgerliche Tugend zu lehren, die auf die bessere Praxis des wirklichen Lebens eingreifen; doch ich besaße mich mit dieser Menschenforte nicht weiter, da ihr Reich jetzt dahin ist.

Schließlich hofft er, daß der König diese Verantwortung lesen, die abgebrungene Rothwehr aus dem rechten Gesichtspunkte fassen und die Frage: Ob solche Minister wie Hoym oder solche Dichter wie Held mehr der bürgerlichen Ruhe schaden? nicht zu des Lesern Unglück entschieden werde. Diese Eingabe, welche von der Vertheidigung so lebhaft zum Angriffe übergieng, hatte nur zur Folge, daß Held mit wiederholtem Verweise den Bescheid erhielt, es habe bei dem Verfaßten sein Bewenden.

In Brandenburg angelangt, fand er sich anfangs in der kleinen Stadt sehr einsam. Der Ruf seiner Ungnade war ihm vorangegangen, man scheute den staatsgefährlichen Mann, einige Beamte und Offiziere wollten ihre gute Gesinnung dadurch beweisen, daß sie ihm mit schönster Räte begegneten. Mit frechem Uebermuth wurde er einmal öffentlich von drei höhern Militairpersonen beleidigt und sah sich dadurch veranlaßt, bei dem Könige Beschwerde zu führen „über den Generallieutenant v. Ruchel wegen unbefugter und neckender Anmaßung, gegen den General v. Puttkammer wegen Brutalität und gegen den Major v. Bömden wegen anderer Ungezogenheiten“. In dieser Beschwerdeschrift äußerte sich Held freimüthig über die schmählige Roheit und Geringschätzung, mit welcher sich damals die meisten Offiziere gegen die Civilisten betrug. Er schrieb:

In solchen Ungerechtigkeiten sollten Ew. Majestät doch ein strenges Einsehen haben. Brutale Soldaten schaden offenbar der Achtung und Liebe zum Regenten im Ganzen. . . . Wir Civilisten sind offenbar gegen solche Militairs nicht geschützt und im gesellschaftlichen Gleichgewicht. . . . Es ist hier nicht der Ort, diese traurigen Verhältnisse näher zu erörtern, welche Ew. Majestät nur dann genau einleuchten würden, wenn Allerhöchstdieselben vollkommen sich herabdenken könnten in die Lage eines kleinen engbeschränkten Privatmannes, der nicht Soldat ist. Nur dann könnten Allerhöchstdieselben ganz fühlen, daß auf Erden nichts unerträglich und empörender ist als militairische Insofenz gegen den ruhigen unbewaffneten einheimischen Bürger.

Nicht besonders erfreulich lautete der Bescheid aus dem Cabinet; es wurde gerügt, daß Held nicht zuerst an die nächsten Behörden, sondern gleich an den König gegangen war.

Berboni hatte indeß die Acten seines Processus drucken lassen; hierfür sollte er aufs neue zur Strafe gezogen werden. Held ergrimmte darüber und beschloß auf der Stelle, das Verderben, welches dem Freunde drohte, auf die Häupter seiner Feinde zurückzuführen. Er nahm hier eine Saat der Aufreizung in sein Gemüth, die schnell und gewaltig emporstieg und ihm persönlich das größte Unglück brachte. Er wußte sich durch Ueberredung und Schlaueit Abschriften der Acten eines höchst dringlichen Processus zu verschaffen, in welchem Hoym und Goldbeck sehr bloßgestellt waren, schrieb in Eile, begeistert von Unwillen und Zorn, heftige Erläuterungen dazu und nahm die druckfertige Schrift „Das schwarze Buch“ mit nach Berlin. Hier begab er sich zu dem Minister v. Struensee, erbat sich geheimes Gehör und legte ihm die Schrift vor. Held sagt:

Struensee's Rienen waren anfänglich mißbilligend und er schüttelte den Kopf, je länger ich aber sprach und ihm Alles verdeutlichte, je mehr Härte sich sein Gesicht auf, bis zu jenem satonischen Lächeln, welches diese in der Regel ernsthafteste Physiognomie so wohl heidete und so großes Vertrauen erweckte.

Struensee behielt die Schrift einige Tage und als er sie zurückgab, erklärte er die Thatfachen für ganz richtig, allein bei weitem noch nicht vollständig; er wisse den Zusammenhang, ein Geheimniß, das der Verfasser nicht habe wissen können. Struensee fuhr zu Held fort: Indes enthält das Buch Stoff genug, um dem König aufzufallen. Sie wagen damit viel. Entweder wird damit etwas

recht Gutes oder etwas recht Schlimmes gestiftet, und Sie können sich dadurch recht glücklich oder noch unglücklicher machen als Sie schon sind. Abzuthun will ich Ihnen nicht, mich darein meliren kann und will ich aber auch nicht. Die Vorgänge sind zu sehr verriegelt.

Held empfand es schmerzlich, daß Struensee ihm eine eigennützige Absicht auf Glück beizumessen schien, und lehnte dies entschieden ab, worauf Struensee erwiderte:

Für Ihr Heil würde eine Portion Egoismus Ihnen sehr dienlich sein.

Er fügte noch hinzu:

In unserm Staate ist kein Reformiren möglich als das unmittelbar vom Könige ausgeht, im Einzelnen ist nirgend ein vernünftiger Anfang zu machen; jeder Geschäftsmann bei uns arbeitet nur dahin, daß er sich durch die Form decke und nicht actenmäßig verantwortlich werde.

Und so sprach Struensee noch Vieles, was den Zustand des Staats betraf, für Held aber, anstatt ihn abzuschrecken, nur zu stärkerer Anreizung wurde, die Schrift drucken zu lassen. Der Buchhändler Frölich, dem er sein Geheimniß anvertraut hatte, übernahm den Druck; sie gaben sich das Ehrenwort, daß keiner den andern in dieser Sache je nennen wolle. Held setzte auf seine Schrift den Titel: „Die wahren Jakobiner im preussischen Staate, oder actenmäßige Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführung zweier preussischen Staatsminister.“ Nach seiner Ausstattung — nicht nur der Umschlag, auch der Schnitt war schwarz — erhielt das Werk den Namen des Schwarzen Buchs. Drei Exemplare ließ Held in den ersten Tagen des Februar 1801 von Rauen zur Post nach Berlin abgehen, an den König, an den Obersten v. Köckig und an den Minister Graf v. d. Schulenburg. Durch das Zusammentreffen mehrerer Umstände wurde die Sache entdeckt und sofort Held's Verhaftung beschloffen. Er war gerade in Berlin als dies geschah. Held wurde auf die Hausvogtei vor den Geheimen Justizrath Warfing citirt. Frölich hatte Alles gestanden, es blieb für Held nichts weiter übrig als seine Autorschaft einzuräumen. Warfing ließ ihn noch in derselben Nacht in ein dunkles schmuziges Gefängniß bringen. Held erzählt:

Kaum war ich drinnen, so brachte man eine Bettstelle und eine elende Matrage, zündete ein Feuerlicht an, schlug die Thür zu, legte die rasselnden Riegel und Schlüssel anwendig wieder vor und so ward ich in aller Geschwindigkeit ein Staatsgefangener. Meine Blicke überflogen nun den kleinen Raum in dem ich mich befand. Auf einmal stieg aus dem Bette linker Hand eine lange, hagere, blasse Mannsfigur mit einer überaus großen Nase, trübem verblöhten Augen, eine schmutzige Nachtmüge auf dem Kopf und in ein überall lächerliches Nachtkamisol gekleidet, empor. Wir begrüßten uns, und meine erste Frage war: Warum sitzen Sie hier? was haben Sie gethan? Antwort: Ich habe an das Kammergericht geschrieben, daß dessen Mitglieder Spitzbuben, Mörder und Schinder wären, und habe mit dem Justitiarius in der Stadt Strassburg einen Proceß wegen eines Mädchens gehabt, welches mich als Vater zu einem Kinde angab, dessen eigentlicher Vater der Justitiarius wol selbst sein möchte; ich bin reformirter Prediger in Strassburg gewesen, siße schon zum dritten Mal, und dies letzte Mal bereits in dem achten Monat.

Dennoch eine Woche dauerte es, ehe die Verhöre begannen; wir fühlen uns gedrungen hier noch eine Stelle aufzunehmen, in welcher Wernhagen sich über das Loos der Staatsgefangenen ausspricht:

Wer von unsern Zeitgenossen wachen Auges und fühlenden Herzens an den Tagesereignissen Antheil nimmt, dem brauchen wir nicht zu sagen, welch ein trauriges Geschick in den meisten Fällen das eines Staatsgefangenen ist. Die schrecklichen Beispiele in Deutschland, des Professors Jordan, des Richters Weidig, die bitteren Klagen, die unaufhörlich aus Frankreich herüberhallen, sind aller Welt bekannt; einzig England macht in diesem Bezug eine nie genug zu preisende Ausnahme. Wir sehen, wie für den Unglücklichen, der unter jene Benennung fällt, mehr noch als die Strenge des Gesetzes, die Leidenschaften der Macht zu fürchten sind, wie Unparteilichkeit und Milde dem unterthänigen Eifer, der fühllosen Härte weichen, wie die Untersuchung fast immer in Haß und Feindschaft, in schadenfrohen Hohn ausartet. Wir wissen, durch welche unnütze Verfolgungen, peinliche Förmlichkeiten und endlose Dingsgerungen die Kerkerhaft zur verzweiflungsvollen Marter wird, wie jede Kleinigkeit zur Erleichterung des Lebens, zur Erquickung des Geistes oder gar zum Bedarf der Vertheidigung, meist demüthig erbetelt, langwierig erwartet und allenthalben mit Geld aufgewogen werden muß; nicht zu gedenken der tausendfachen Qualereien, welche bald durch Einsamkeit und Stille, bald durch unwürdige Genossenschaft, durch Unbill und Lüge der Unterbeamten, durch vorrätzerische Aushorcher, durch alle die schändlichen Hülfsmittel, die man zu dem sogenannten Würbemachen gebraucht, auf den politischen Gefangenen sich häufen, der vielleicht das reinste Bewußtsein trägt, noch nicht verurtheilt ist, vielleicht am Ende wirklich freigesprochen wird, einstweilen aber schlimmer als der gemeinste Verbrecher gehalten wird, aufgegeben von den erspürtesten Freunden, abgeschnitten von der öffentlichen Stimme, deren scheues Anfragen in dunkler Unkunde auch bald verhallt.

In Held's Proceß war die Beleidigung der beiden Staatsminister offenbar; die Verletzung der Ehrfurcht für den König wurde nachdrücklich hervorgehoben, so konnte es nicht fehlen, daß Held unterlag; die Criminaldeputation des Kammergerichts erkannte für Recht, daß er mit Amtsentsetzung und achtzehnmonatlicher Festungshaft zu bestrafen sei. Das Urtheil zweiter Instanz bestätigte das der ersten und Held wurde nach Kolberg geschafft. Vorher hatte er noch Audienz bei Schulenburg und Struensee; was ihm Beide sagten, ist nicht bloß für die damalige Zeit bezeichnend.

Wie konnten Sie — rief Schulenburg — doch so etwas unternehmen und auszuführen hoffen, was ich nicht kann. Das hängt Alles an persönlichen Verhältnissen, wovon Sie nichts wissen.

Struensee zeigte sich herzlich und gerührt, gedachte seines in Dänemark enthaupteten Bruders und vergoß Thränen. Hiernach sprach er ausführlich über den Zustand der Welt, über die Stellung der Gebieter, welche überall, freilich aus eigener Schuld, weit weniger mächtig seien als man im gewöhnlichen Leben dafür halte; sie schämten sich, die Verbrechen Derer, welchen sie ihre Macht und ihr Ansehen geliehen, aufzudecken und zu strafen, weil sie dadurch die Achtung vor aller Obrigkeit zu schwächen fürchteten, — wiewol das Gegentheil dies noch schneller zu bewirken pflege. Held berichtet weiter:

Er demonstirte es mir an den Fingern, warum die Obrigkeit, in der Aufrechthaltung ihrer Stellung obenan in der So-

ciété, sich erleichtert finde, wenn sie von den besessenen Mächten der das Wesen der Gesetze verhöhnenen Bösewichter, so lange sie die Formen geschickt beobachten, keine Rottiz nimmt, und die rechtschaffenste That des tugendhaftesten Mannes, die gegen die Formen anstößt, als ein Verbrechen abndet. Er sagte unter vier Augen gerädehin, daß, so weit er sehe, die Welt nur von einem minimum sapientiae und von persönlichen Rücksichten, keineswegs aber nach reinen, consequenten Grundsätzen regiert werde; daß die Macht Alles, die Vernunft wenig oder nichts sei; endlich daß die Menschen insgesamt, ohne Ausnahme, mit ihren Tugenden und Lastern, ihren Sympathien und Antipathien, mehr noch unter der Herrschaft des Geldes als selbst des Hungers und der Wollust ständen.

In der That eine große Offenheit von Seiten eines preussischen Staatsministers gegen einen in Ungnade gefallenen Sträfling, der eben zur Festung wandern soll!

Nach Ablauf seiner Strafzeit wurde Held zwar frei gelassen, hatte aber mancherlei Drangsal, die sich während der französischen Occupation steigerten, zu bestehen, ehe er zu einiger Ruhe und Zufriedenheit gelangte. Sein Gönner Struensee war gestorben und erst nach langer Zeit wurde dem viel geprüften Manne wieder eine gute Anstellung zu Theil. Durch Hardenberg erhielt Held die Salzfactorie in Berlin. Von dieser Zeit an entsagte er den politischen Kämpfen. Zwar hatte Hardenberg, der aufmerksam auf gewandte Schriftsteller war, Held auffodern lassen, seine Feder den neuen Staatseinrichtungen zu widmen; dieser antwortete jedoch:

Wenn würde ich Ew. Excellenz meine Feder anbieten, wenn ich hoffen dürfte, Ihnen damit nützlich zu sein. Allem, was im gemeinen Sinne Bergnügen heißt, längst abgestorben, und auf den Umgang nur weniger und achtbarer Freunde beschränkt, hätte ich im Winter Zeit genug dazu. Ach! aber meine traurigen Erfahrungen haben mich misstrauisch gemacht, meine erwahtete Seele ist zu träge geworden für alles Detail; keine Gensur von Lissabon bis Wiga und Wien duldet die Berührung Dessen, worauf es eigentlich ankommt, die einheimischen Regierungen gestatten ebenso wenig wie die französische eine freie Sprache, nur schales Geschwäg wird erlaubt, ganz Europa liegt wartend in einem politischen und Ideen-Interim. Ich wünsche mir weiter nichts als Ruhe und, hinter meine Salztonnen verschängt, die Begebenheiten der Weltereignisse im Vaterlande gleich den Bildern der *Laterna magica* anschauen zu können.

Gleichwol versant Held nicht in stumpfe Gleichgültigkeit gegen die Außenwelt; den großen Ereignissen, besonders denen, in welchen das Menschliche gefördert erschien, widmete er fortwährend eine lebhafteste Aufmerksamkeit. Doch traten auch nah und fern genug Begebenheiten ein, die seinen Sinn umwölkten, weil sie in seinen Augen Rückschritte waren und wieder verloren gaben, was für immer gewonnen schien. Ihm, der mit immeriger Andacht die Reformationstage feiern half, waren andere religiöse Eiferungen, in denen er nur Verdunkelung oder gar Heuchelei erblickte, zum tiefsten Abscheu. Den neuen Bahnen, welche die Philosophie brach, welche die Poesie und die ganze Literatur nahm, konnte er sich nicht befreunden; das Licht der Vernunft, welches für Alle leuchten sollte, dünkte ihm in spitzfindiger Schulweisheit zum Eigenthume weniger Auserlesenen gemacht, und das Ziel der Sittlichkeit in romantischem Wust verdeckt. Die frömmelnde Kunstliebhaberei mathete ihn als eine Schwächlichkeit an, die zur Entnerung führen

müßte. Nun, diese Periode ist zum großen Theil überwunden, und hatte Held so ganz unrecht?

Nach erlebte er im J. 1840 den Thronwechsel; bald darauf wurde er von hartem Mißgeschick heimgesucht und machte seinem Leben durch Selbstmord ein Ende, wie der Verf. in folgender Weise erzählt:

Held stand bereits im achtundfiebzigsten Jahre und diente dem Staate im dreihundfünfzigsten, als noch zuletzt den nur Frieden suchenden und der Ruhe bedürftigen Kreis unvermuthet und von mehreren Seiten zugleich bitteres Unglück besiel und an der Schwelle des Todes noch zu harten Lebenskämpfen aufrief. Durch Diebstahl hatte die Salzklasse, welche er verwaltete, einen beträchtlichen Verlust erlitten; wenn ihm auch hierbei persönlich nichts vorzuwerfen war als höchstens eine zu große Arglosigkeit, so war ihm doch auferlegt, den Schaden zu ersetzen. Hierzu fehlten die Mittel, fehlte alle Aussicht sie herbeizuschaffen. Er sah neue grenzenlose Berrüttungen vor Augen; nach so vielen ausgestandenen Leiden, in diesen Jahren, mußte eine solche Wiederholung desselben Unglücks ihm eine unerträgliche Schmach dünken. Dazu kam, daß ihm wegen des Baues des neuen Museums plötzlich sein kleiner Garten genommen wurde, das Legte, was ihm und seiner seit langer Zeit erkrankten Frau noch von Lebensreiz geblieben war, und auch die Dienstwohnung selbst mußte geräumt werden. Seine Augen nahmen ab, seine bisher gute Gesundheit fing an zu wanken, bald mußte er dienstunfähig werden und in dieser Aussicht mit Sorgen und Mühen ringen, die auch den muthigsten Streiter erschrecken konnten. Er wollte es nicht, er beschloß die Welt zu verlassen. Seine beiden Söhne waren verstorbt, seine Frau wurde es durch seinen Tod, der überdies in der Großmuth des Königs die Tilgung seiner Schuld bewirken sollte. Er beschloß zu sterben. Still und überlegt waren seine letzten Tage und Handlungen; schwebte seinen Angehörigen auch schon lange die Möglichkeit eines äußersten Entschlusses als ein furchtbares Gespenst vor, so war doch am Vorabend der That in seinem nur etwas mildern Wesen kein besorgliches Anzeichen zu entdecken. Mit ruhigem Blute, festem Willen und klarem Blick in die Zukunft traf er seine Anordnungen, schrieb mehre Briefe und legte sich dann zum Schlafe nieder. Früh Morgens um 7 Uhr ging er hinaus zum Invalidenbause, wo dessen Commandant, sein Bruder, wohnte. Hier unter den Fenstern desselben, in einem grünen Busche, fiel ein Schuß. Die Herbeieilenden fanden seinen schon entseelten Körper. Dabeim auf seinem Tische lagen wohlgeordnet und schwarzgesegelt eine Anzahl von Abschiedsbriefen, einer darunter an den König, dem er in so edeln als rührenden Worten seine Bitte vortrug und seine Söhne empfahl. Die Großmuth des Königs, nicht vergeblich angerufen, erfüllte die Bitte des edeln Todten. 13.

Literarische Notizen aus England.

Ein englisches Urtheil über die Gräfin Hahn-Hahn.

„Es ist schwer“, äußert sich das „Quarterly review“ über die Gräfin Hahn-Hahn, „ein uns selbst genügendes Urtheil über eine solche Schriftstellerin zu fällen. Die Vorzüge und Mängel ihrer Schriften sind so eng miteinander verwoben, daß man kaum darüber sprechen kann, ohne ungerecht gegen die einen und viel zu nachsichtig gegen die andern zu sein. Die gnädige Frau ist eine Art von Pückler-Ruskau, nur mit dem Unterschied, daß dieselbe Art von Geist besser einer Frau ansteht, dieselben Irrthümer bei ihr unausstehlicher sind, und daß sie beide in weit höherem Grade besitzt. Auch möchten wir vermeinen, daß der Gräfin Hahn-Hahn Laufbahn als Novellenverfasserin eine geeignete Vorbereitung zu ihrer neuen Laufbahn als Touristin gewesen. Ihre geistreichen und piquanten Gedanken, den leichte und malerische Fluß ihrer Rede blei-

ben auch hier kostbare Vorzüge; aber ihrer lebhaften Phantasie ist weniger Spielraum gestattet, ihr Reich im Duche fast widerspiegelndes Ich muß mehr vor der Welbllichkeit zurücktreten. Was beim Novellisten ein Hauptvorzug ist, die subjective Natur seines Stoffs, das Innerlich-Durchgeliebte Dessen was er erzählt, das wird der größte Fehler beim Touristen. Nun sind aber die Erfahrungen und Stimmungen des Herzens, das Gemüthleben, die Stoffe, welche Gräfin Ida am kunstfertigsten zu verarbeiten weiß, und wenn sie junge, hübsche, geistreiche und unabhängige Heldinnen schafft, welche diese Empfindungen aussprechen, und romantische Seelungen und Verhältnisse, welche geeignet sind, solche Charaktere zu erzeugen, so sind sie gewiß an ihrem Plage, obgleich wir sie selten billigen können. Ganz anders aber wird die Sache, wenn der Schleier des erfundenen Namens fällt. Denn wenn uns eine Dame einladet, sie selbst auf Reisen durch Länder zu begleiten, die einen reichen Schatz von interessanten und neuen Eindrücken darbieten, dabei aber bei jedem Schritt stillsteht, um nicht allein ihre eigenen Gedanken in Gefühle darzulegen, sondern auch alle jene Gemohnheiten, Eigenheiten, Sympathien und Antipathien, welche selbst sie, sollte man meinen, in solchen Augenblicken vergessen sollte, so fühlen wir uns an eine Gesellschafterin gefesselt, die zu Hause langweilig sein muß, in der Fremde aber jedenfalls unerträglich wird. Wenden wir uns jedoch zu den glänzenden Vorzügen, die selbst einen so widerwärtigen Fehler in anderer und ersterer Art nicht verbunkeln können, so müssen wir eingestehen, daß die Gräfin einige von den dem Touristen erforderlichen Gaben in einem ungewöhnlichen Grade besitzt. In seinem empfindender Beobachtungsgabe, Beweglichkeit und Reichtum des Geistes, in leichtem und gewandtem Ausdruck steht sie einzig da unter allen Schriftstellerinnen die wir kennen, geschweige denn unter ihren Landsmänninnen. Wo sich daher ihre Feder mit Gegenständen beschäftigt, wo der sentimentale Egoismus des deutschen Weibes nicht ins Spiel kommt oder das Schicklichkeitsgefühl des englischen Lesers nicht verlegt wird, folgen wir ihr mit der Bewunderung, die seltenen Talenten gebührt.“

Das „Edinburgh review“ über Prescott's „Geschichte der Eroberung von Mexico“.

Über Prescott's Werk, von dem im Original jetzt bereits die zweite Auflage erschienen und auch in einer trefflichen deutschen Übersetzung vorhanden ist, sind die englischen Kritiker einstimmigen Lobes voll. Das „Edinburgh review“ sagt darüber: „Prescott scheint uns fast jede nöthige Eigenschaft zum Geschichtsschreiber eines solchen Gegenstandes zu besitzen. Ein reiner, einfacher und beredter Stil, ein lebhaftes Gefühl für das Malerische, eine schnelle und scharfe Einsicht in die Charaktere der Handelnden, und eine ruhige, edle und aufgeklärte Philanthropie sind die Hauptzüge des Werks. Ohne Übertreibung läßt sich behaupten, daß seine „History of the conquest of Mexico“ — wenn man die geringe Wichtigkeit und den mindern Umfang seines Vorwurfs mit in gehörige Betrachtung zieht — die meisten der werthvollen Eigenschaften besitzt, welche die populairsten englischen Geschichtsschreiber der Jetztzeit auszeichnen. Sie vereinigt den ritterlichen und gebiengen Enthusiasmus des Obersten Rapier, und die Lebendigkeit des Verf. der „Chronicle of the conquest of Granada“ mit dem geduldigen Forschungstrieb und der reichen Wissenschaft Tytler's. Wollten wir Auszüge geben, so wäre es uns leicht, zahlreiche Seiten zu füllen mit Landschaftsbildungen die Scott's würdig wären, mit Schlachtszenen die mit denen Rapier's wetteifern, mit Schilderungen von tragischen Ereignissen keine weniger pathetisch als sie Thucydides geschildert. Aber trotz des Glanzes der Details vergißt man die Schönheit des Colorits fast über die Großartigkeit der Contouren, und der Hauptvorzug des Werks ist eben, daß es uns durch den ganzen Reichtum abenteuerlicher Episoden und Nebenvorfälle die ganze Bewegtheit des Unternehmens in scharfen und großen Umrissen erblicken läßt.“ 6.

Leistungen auf dem Gebiete der modernen Epik.

Die letzten Jahre haben uns wenig Ausgezeichnetes in epischer Hinsicht gebracht, wie sich Solches aus den Überflüssen, die wir alljährlich in d. Bl. den Lesern geben, klarlich erweist. Es fehlt nicht bloß an materiell reichen Producten dieser Gattung, an jenen Oeuvres à longue haleine, denen in früheren Zeiten hochergiebende Geister Athmen und Leben weihen, sondern der poetische Zeitgeist scheint sich auch ausschließlich dem Subjectiv-lyrischen zuzuwenden und dem in der Gesellschaft und im Staate wirklich Vorhandenen, und somit die idealen Gestaltungen der Romantik nach und nach zu antiquiren. Überdies zeichnet das junge epische Europa nicht mehr mit so kräftiger Hand wie ehemals. Wo finden wir in unsern Tagen so markige Heldengestalten wie Odysseus, Achill, Aeneas, Gottfried, Orlando, oder Ferrau und Robomont? Wer wagt es denn jetzt noch, die Unsterblichen mit mächtigem Arm auf die Erde zu ziehen und sie in unsere häuslichen, socialen und religiösen Verhältnisse und Angelegenheiten zu verflechten? Unsere Epiker stellen uns nur ländliche oder gar kleinstädtische Situationen und Charaktere vor das Auge; sie steigen eine Stufe abwärts in das Gebiet der Idylle, und größtentheils stammt die Invention von einem stubensitzenden Gelehrten von sentimental-larmoyanter Stimmung her. Die Helben sind daher zarte Gestalten mit einer Siegwart-Physiognomie oder ätherische Frauengebilde, die an Jean Paul's Eliane im „Titan“ gemahnen. Diese letzte Behauptung bewahrheitet sich gleich in dem ersten der hier anzugehenden epischen Erzeugnisse, betitelt:

1. Hesperus. Gedicht in drei Gesängen von Theodor Stamm. Wien, Gerold. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

zunächst drängt sich uns beim Lesen des Buchs die Bemerkung auf, daß bei den südostdeutschen Epikern das lyrische Moment fast immer überwiegend ist und vorherrscht. Die Gegenwart mit ihren Reizungen zu sinnlichem Genuß und ihren materiellen Interessen scheint die Dichter an der Donau wieder stark zu berühren und sie in ihre Wirbel dahinzuziehen, wie wir dies bei den Norddeutschen wahrnehmen. In dem uns vorliegenden Gedicht ist von Handlung und Wechsel der Begebenheiten blutwenig die Rede; desto häufiger stoßen wir auf Schilderungen psychischer Zustände, auf Naturmalerei und Blicke in das Reich höherer Geister oder schönerer Welten, und das Ganze ist überall so ätherisch und nebelhaft gehalten, daß man alle Kraft der Seele aufbieten muß, um die oft formlos zerfließenden Gestalten nicht aus den Augen zu verlieren. Der Held selbst ist nicht einmal mehr ein Wesen von Fleisch und Bein, ein Bewohner unferer Planeten. Er hat das Erdenkleid ausgezogen und ist Bewohner eines schönen Sterns (des Hesperus) geworden. Halb verkehrt er mit seligen Geistern, halb ist er mit unsterblicher Liebe der hier zurückgebliebenen Geliebten zugewendet, für die er freiwillig gestorben ist, indem

er ihr das Rattenngift aus der Wunde gezogen. Dies ist aber auch das einzige Factum im ganzen Buche, und um dasselbe dreht sich Alles; denn eine Art von Episode, in welcher ein neugriechischer Held auftritt, bei dessen Schilderung wir an Byron's Manier erinnert werden, ist zu unbedeutend und zu handlungarm, als daß sie gerechnet werden könnte, obwohl sie die Katastrophe vorbereitet. Maria, dies ist der Name der zurückgebliebenen, zwölf Monate lang sehnfüchtig nach dem Hesperus blickenden Geliebten, soll — wir wissen nicht warum — dem Griechen Heliodor ihre Hand reichen; aber in dem Augenblick vor der Copulation, wo die ersten Strahlen des Hesperus sichtbar werden, entwindet sich ihr Geist der Körperhülle und sie rettet sich in die Arme des ihrer auf dem seligen Sterne wartenden Guido. Wir theilen den Lesern die letzte Scene mit, nicht bloß um sie mit Geist und Sprache des Gedichts, sondern auch mit dessen Form bekannt zu machen:

Maria ist allein — allein
Zum letztenmal im Purpurschein
Des Abends, dessen hold Erblaffen
Sie arm an Freuden nie gelassen;
Und wieh sie heut', in herbster Pein,
Verlassen, ohne Rettung sein?
Sie steht träumend, ohne Schmerz,
Denn kraftlos ist ihr Herz,
Verblutend an dem schärffsten Pfeil.
Du fühlst Pein, zu hoffen Hell;
Und wenn im Auge Thränen blinken,
Sind's Thränen, welche nimmer sinken,
Ein Reiz, vom Herbstfroste hergeweht,
Der mit der Blume nur vergeht.
Sie blickt zum Himmel auf — „es ruht
Noch undurchfurcht die blaue Flut
Von ihren tausend Silbernachen. . . .
Einst — war es nicht? — als müßt' ich wachen
Ob eines Schiffleins stiller Fahrt?
Und unaussprechlich selig ward
Mein Herz, wenn seiner Wimpel Saum
Mir kündete den schönsten Traum?
Und hatte ich in jener Zeit
Nicht ein Gebet für ihn bereit? . . .
„Stern meiner Liebe, Silbernes Boot“ —
Es steigt! — Mein Stern! Ägä'ger Gott!
D nicht verstoßen hast du mich!
Dich seh' ich wieder! Guido dich!
Dich Engel meiner stillen Stunden!
Du hast mein heiß Gebet empfunden,
Und kommst, bevor der Leidensstrang
Die Stirne senkt, mit Himmelsglanz
Mich zu entküssen diesem Sein,
Das Gott gehd't und dir allein.
Allliebender! verdien' ich nicht
Den Segen, den mein Fleh'n begehrt.

Hält deine Liebe doch Gericht
Und gibt den Thränen Jugendwerth.
Ich sehe Guido! lächelnd, winkend
In deiner sel'gen Blume dich!
Wie ist, als löstest Flügel blinkend
Aus meinen letzten Schaltern ich,
Du dir wachst doch empor zu heben,
Stirn mal'ner heißen Bärlichkeit,
Den Gottes Güte und gegeben
Zum Wohnort ew'ger Seligkeit!

Etwas mögen diese kurzen Lambern dazu beitragen, des Gedichts ganze Idee noch mehr zu erschaffen; aber mag dies auch sein, mögen auch manche Wunderlichkeiten in Reim und Wortbildung geskizziert als originell und geistreich hingestellt sein — ein schönes Talent, eine freie Seele ist dem Verf. doch nicht abzusprechen. Wer sich davon überzeugen will, der lese die Schilderung der Seelenstimmung Maria's (S. 50).

2. Des Kärgers Grab. Ein modernes Epos von R. Eich. n. er. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Allerdings gebührt diesem Epos das ihm vom Verf. be-
gegebene Epitheton modern; denn aus modernen Zeitanfah-
ten und Zeitverhältnissen ist es hervorgegangen, und des Dichters Seele gleicht einem Spiegel, aus welchem die Unbillen und Wirren der Gegenwart klar hervortreten; diese Spiegelbilder sind hier und da so scharf ausgeprägt, daß die Gemüthsbede (wie das aus zwei Läden hervorgeht) sich bemogen gefunden hat, die schärfsten Ecken abzustossen und die greifsten Macken zu verwischen. Doch ist des Dichters Stimmung nicht die jetzt vorwaltend herrschende, harte, rauhe, von langverhättemem Grolle erzeugte, sondern weich und elegisch, hin und wieder übergehend in die oben erwähnte larmoyante Sentimentalität. Der hier dargestellte Weltkummer tritt in dem Helden nicht auf mit den Waffen des Sarcasmus, oder mit unverstehbarem Limonischen Haffe, oder mit dem dämonischen Hohn eines Shelley und Byron, oder gar mit den fanatisirenden Phrasen eines Jakobiner, sondern mit der Wehmuth eines Platen, der das Gute will, der aber bei Ausführung seiner Pläne tausend Hindernisse findet und nun, erfüllt mit dem Gefühl des Mitleids mit der blinden Welt, mit dem stillen Weh des Verkanntseins, mit dem Schmerz vereitelter Wünsche und Hoffnungen auf all und jedes Glück diesseit des Grabes mit gebrochenem Herzen verzichtet. Er würde dem „Jacopo Ortis“ des Ugo Foscolo gleichen, wenn es dem Verf. gefallen hätte, ihn Hand an sich selbst legen zu lassen; das thut er aber nicht, sondern läßt die Hand der Natur dies Werk an ihm vollziehen. Vom Namen dieses Helden, seiner Herkunft und seinen Verbindungen mit dem bürgerlichen Leben erfahren wir gar nichts und auch in dieser Hinsicht hat das Werk einige Ähnlichkeit mit dem vorher besprochenen „Hesperus“. Allenfalls erblicken wir einige Züge seines Bildes in einigen Stanzzen (S. 42—43). Da tritt er auf als

Ein Mann, und zwar ein edler deutscher Mann!
Wie er gewandelt, hat er auch gebüht,
Wie dieser Sang es auch verkünden kann.

Mit reinerer Lieb' und höherm Gottvertrauen
Nahm er die Welt in seinen Busen auf.
Man sah ihn ruhig in das Leben schauen,
Denn eine schönere Zukunft ging ihm auf.

Dem Menschenwohl, dem theuern Vaterlande
Gelobt' er, seine Thätigkeit zu weih'n,
Und nicht zu ruh'n, bis er am Grabestrande
Von dem Gelübde würd' entbunden sein.

Und manche hohe, herrliche Gedanken
Erkanden schnell in seinem Geiste auf,
Er hielt sie pflegend fest und ohne Wanken
Befolgt' er seinen selbstgewählten Lauf.

Den Mann solcher geistigen und sittlichen Natur finden wir gleich im Beginn des Gedichts am Gestirne der schäumenden Uria liegen, tiefen Schmerz auf Aug' und Stirn, und Klagen auf den bleichen Lippen über die verlorene Geliebte. Dem in einen kurzen, unruhigen Schlummer Gesunkenen zeigt ein Traum seine verklärte Laura, die ihre Lippen auf seine Stirn drückt und scheidend ihm zuzuft:

Bis hürher folgt' ich dir im stillen Leben
Und schritt, von dir geleitet, Himmel an;
Doch länger ist es uns nicht mehr gegeben,
Bereint zu wandeln auf der Sinnen Bahn.

Jetzt scheiden uns're Wege; hier der meine
Erhebt sich aufwärts und führt hin zum Licht!
Zum vollen Leben leitet dich der meine,
Und Wirk'n, Schaffen ist nun deine Pflicht!

D'rum lebe wohl! Mag Gott dir Frieden geben!
Bleib' deiner hohen Liebe treu und dir!
Ich werde dich als Genios umschweben;
Doch ach! auf ihn! — Leb' wohl! — Lass' folgt' du mir.

Wie er erwacht, erblickt er stauend die Laura, die eben zu ihm gewendet und ihn ermuntert hat; aber es ist eine wirkliche, noch im Leben wallende Laura, vielleicht von der Verklärten gesendet, um ihn zu beruhigen und zu stärken. Sie führt den Dankenden gastfreundlich in das Haus der Mutter. Der Kummer wirft ihn hier auf das Krankenlager. Der Wieder-genesene will die Gastsfreundinnen verlassen; aber sie halten ihn, die Mutter durch sanfte Vorstellungen, die Tochter durch die Gewalt einer in ihrer Seele rasch emporgeblühten Reigung zum Leidenden. Der unglückliche Jüngling kann indeß der wenig Liebenden nichts werden als Freund und Bruder; Laßt, sagt er ihnen,

Laßt mich jetzt! Umsonst ist jedes Streben!
Denn sterben muß ich doch am Fluß der Zeit.
Und an dem falschen so cilleu Leben,
Das nur dem Mitlein seine Lieb' weicht!

Diese trübe Ahnung wird bald Wirklichkeit. Die Liebende findet den Freund im Garten als Leiche. Sie ruft der Mutter zu:

Er, den ich liebe, ist vorausgegangen,
An' seine Thränen sind nun ausgeweint;
Ich folg' ihm nach, zu ihm steht mein Verlangen,
Bis mich ein sanfter Tod mit ihm vereint.

Mit dem Tode der Liebenden, die der Schmerz tötet, schließt ein Gedicht, dem eine gewisse Vollendung in Gedanken und Form nicht abzusprechen ist, und welches, da es Zeitidern anregt auch zweifelsohne Sympathien wecken wird; indeßen genügt es keineswegs allen epischen Postulaten. Der Handlung ist zu wenig, der Declamation zu viel. Der Held ist kein Held, der aus dem Kampfe mit dem Leben als Sieger hervorgeht. Er gibt sich nicht bloß selbst auf, sondern weiß auch den Schmerz nicht mit jener Würde zu tragen, die dem Manne ziemt. Er läßt die Bogen des Zeitjammer's über seinem Haupte zusammenschlagen, ohne nur einen Rettungsversuch zu machen. Er redet, reflectirt, klagt und weint, und über dem weithen Worte vergißt er das Handeln. Laura, das schwache Weib, nimmt sich im Buche wirklich viel besser aus. Von ihr erwartet man nichts weiter als Resignation; ja sie bewährt ihren Heldenmuth fogar, wenn sie am gebrochenen Herzen stirbt. Aus dieser Ausstellung halten wir uns jedoch verpflichtet, die Begabtheit des Verf. anzuerkennen, dem es gewiß bei eifrigem Studium nicht an Geschick fehlen wird, eine echte Heldengestalt und vor das Auge zu stellen und eine Dichtung zu bilden, die von einem buntbewegten Leben durchzogen ist. *)

*) Der Verf. des hier besprochenen Gedichts ist bald noch bes-
sen Erscheinen gekunden. D. Red.

3. *Relusine*. Gedicht in drei Gesängen von Theodor Apel. Leipzig, Schmidt. 1844. Gr. 12. 20 Ngr.

Wer die Geschichte der schönen Relusine nicht aus dem Munde des Volks oder von einer reiseligen Haus- und Familienantante als Kind vernommen, der kann sie in Warbach's „Deutschen Volksbüchern“ in echter Originalität finden; Jedem aber, mag er aus einer Quelle schöpfen welche es sei, muß sich die Überzeugung aufdrängen, es ruhe in diesem Märchen eine tiefe, rührende Poesie, und „Relusine“ sei wirklich eine frische, duftende Blüte der Romantik. Als solche ist sie auch von dem begabten Verf. erkannt, der den gegebenen Stoff mit vieler Geschicklichkeit verarbeitet, indem er weder überflüssige Ornamente hinzufügt, noch etwas Charakteristisches wegschneidet, auch den Genuß des Lesers durch seine melodisch dahinkieselnden Octaven erhöht. Historisch bemerken wir nur, daß die Geschichte Relusines nicht deutschen Ursprungs ist, sondern von einem Schweizer Namens Ringoltinger und zwar nach dem Französischen bearbeitet ward, sowie auch, daß das Schloß Lusignan der Schauplatz der Leiden und Freuden Relusines, dessen Ruinen noch heute den Krisenden von Hirtin und Landleuten gezeigt werden, in den bastischen Provinzen gelegen ist. Wir empfehlen das kleine, wohlgeklungene Werk jedem Freunde der Romantik.

4. *Pepita*. Italienische Idylle von Eduard Boas. Leipzig, Bop. 1844. 8. 12 Ngr.

Dieses kleine, freundliche, italienische Idyll, welches zuerst die „Zeitung für die elegante Welt“ ihren Lesern mittheilte, hat so viel Ansehen beim lesenden Publicum gefunden, daß der Dichter desselben sich bewogen gefunden hat, es als selbständiges Werklein drucken zu lassen. Unrecht das liebliche naive Mägdlein von einem Kritikus jüngst recht hart angebellt wurde, braucht es sich doch deshalb wol nicht zu fürchten; sie ist gar lieblich, naiv, piquant, und mit leichter Feder gezeichnet. Ein Freund des Ref., der diese Bekanntheit schon in der „Zeitung für die elegante Welt“ gemacht hatte, meinte, der Idyllendichter habe eben nicht in seinem und *Pepita's* Vortheil gehandelt, daß er den leichtem gefälligen Stoff in die Form reimloser, kurzgemessener Trochäen gegossen habe. Wol möglich, daß er recht hat.

5. *Die Verlobung*. Ein ländliches Gedicht in acht Idyllen. Von G. F. Eduard Crusius. Sondershausen, Cappel. 1844. 16. 20 Ngr.

Schade, daß das Gedicht in Form und Geist gar zu lebhaft an Bop's „Luise“ erinnert, sonst könnte man es empfehlen wegen der Schlichtheit der Erfindung, der patriarcalischen Färbung der Charaktere und der würdigen sittlichen Haltung. Uebrigens ist es nur ein Werk in Cebes dem Format und dem Geiste nach.

6. *Rajappa*. Ein Gedicht von G. E. C. Spremberg. 1844. 8. 11 1/2 Ngr.

Als wir den Titelnamen „Rajappa“ lasen, glaubten wir natürlich, der Verf. sei auf den Gedanken gekommen, dem gleichnamigen Werke des hochberühmten britischen Dichters seinen Stoff zu entnehmen und neu zu bearbeiten; allein dies ist keineswegs also. In dem kurzen Vorworte gibt er uns die Versicherung, daß er das Byron'sche Gedicht, vor der Bearbeitung des gegenwärtigen, dessen Stoff einer Novelle entnommen sei, gar nicht gelesen habe. Das glauben wir ihm gern; denn beide Arbeiten haben nicht die geringste Ähnlichkeit miteinander. Dort singt ein hoher Meister in der Kunst, hier übergibt ein Lehrling die Erstlinge seiner Muse dem Publicum, in welchem er das einzige, unparteiische Tribunal der Dichter sieht; dort wird uns ein großartiges Bild des slavischen Nationallebens und Charakters entrollt, hier wird der an und für sich gute Stoff unter Schwulst, schülerhafter Unbehilflichkeit im Ausdruck, ermüdender Breite und in einer Form abgehaspelt, die nicht schlechter sein kann als sie ist. Nicht einmal der Sprache ist der junge Mann Herr. Er treibt ein gar wun-

derliches Spiel mit dem Gebrauch der Präpositionen. Die Verwechslungen von *das* und *daß* können auch nicht immer auf die Rechnung des Seters geschrieben werden. Seine Rektionen gehen auf Stelzen, und hin und wieder steigert sich die Barockage darin zum Konsens. Er beginnt hinsichtlich der Form mit einer Art von Stangen, die manchmal wie Octaven aussehen; männliche und weibliche Reime wirft er planlos durcheinander; in die vier- und fünffüßigen Sambaen mischt er — eine poetische Lizenz vielleicht! — trochäische Verse, und wiederum, wenn er die Emphasis zu streigern gedenkt, läßt er der Veränderung halber daktylische Verse ihre Capriolen machen. Hören wir als Beleg zu dem Gesagten nur zwei Stangen, in denen er (S. 9) von einem menschlichen und weisen Könige redet:

Wenn wir von der Sonne gold'nen Strahlen
Rings um ihn das Glück der Länder blüht,
Wolken fernend zogen, sel'ge Wonne
Wie ein Rosenkranz das Land umziet,
Nah die Freude ihm im reichsten Prangen,
Hält die Seligkeit ihn hier umfengen,
Und im Jenseits, wenn die Erde weicht,
Die Vergeltung ihm die Palme reich.

Aber wehe, wenn er seinen Nachen
Auf dem Ähränenmeer der Menschheit treibt,
Wenn er rutzlos und Berberden brekend (?)
In der Selten Buch den Namen schreibt,
Wenn das Pfand er nicht vermehren kann,
Daß ihm Gott gab, ewig dann
Wird er Qual und Hülensangst ertragen
Nach des Herrschens unheilvollen Tagen.

Weise hat dieser angehende Homeros seinen Namen dem Publicum nicht genannt. Um jedoch auch nicht geradehin als ungerecht und tadelstüchtig zu erscheinen, wollen wir nicht in Abrede stellen, daß in einigen Stangen, namentlich in denen, wo uns geschildert wird, wie *Rajappa*, auf das wilde tatarische Ross gebunden, die Wüsten durchfliegt, einige Spuren poetischer Begabung sichtbar werden. Einige Spuren — aber nicht mehr. Wir wünschen, daß das gebildete Publicum, auf dessen Urtheilspruch der Verf. einzig und allein provocirt, das auch finden möge.

7. *Der Feierabend eines Greises*. Ländliches Gemälde von Karl Kirsch. Leipzig, Teubner. 1844. Gr. 16. 22 1/2 Ngr.

Das Anschauen dieses ländlichen Gemäldes, welches in den antiken Rahmen volltönender Hexameter gefaßt ist, hat auf des Ref. Gemüth einen wohlthätigen Eindruck gemacht und ihn in eine Stimmung versetzt, wo das nach und nach erwärmte Herz sich den glücklichen Bewohnern einer Welt der Unschuld und des Friedens ganz hingeben möchte. Aber nicht deshalb hat das Buch diese Wirkung gehabt, weil wir neuerfundene Situationen, piquante Charaktere oder ausgezeichnete Begabung in demselben gefunden; denn die Ingedienzen die hier hinzugethan sind unterscheiden sich in keiner Art von den gewöhnlichen. Ein hochbetagter Landpfarrer, der jedoch wie an die Stereotype Landpastorenfigur des Pfarrers von Grünau erinnert; seine Enkelin Maria, die keineswegs einer Luise ähnelt; eine edle, gräßliche, kinderlose Gutsherrschaft, die ein liebliches Adoptivkind zu sich genommen, das im Buche in der That nicht viel mehr ist als die Statistin auf einer Bühne; ein friedliches Dorf mit einem neuerbauten Kirchlein; eine Weibe der für dasselbe bestimmten Glocken; Sophie, eines Försters Tochter, die von Kurt, einem zweiten Enkel des greisen Pfarrers, verlassen worden; einige Morgenstunden im weinranken Pfarrhause, wo man des Greises Subelst vorbereit, und wo sich Maria mit Herrlich, dem jungen Pastor aus Grünhain, verlobt; ein Subelst mit seinen Processionen, frommen Theilnehmern, geistlichen Reden und Orgelklängen; ein Abend auf dem Friedhofe, auf welchem der Greis unter theuern Gräbern wandelt, wohin Maria mit dem Verlobten eilt, daß sie den

großväterlichen Segen auf den neuen Bund der Herzen legen lasse, und wo sich Kurt, der halbverlorene Sohn, reuig wieder einführt, um an die versöhnten Herzen des Großvaters, der Schwester und der Geliebten zu fallen: — das ist der ganze, höchst einfache, idyllisch-epische Apparat, den der Verf. aber so geschickt zusammenstellt, daß das Auge mit Wohlgefallen darauf ruht. Nirgend sind bei Schilderungen die Farben zu stark aufgetragen. Der Verf. redet überall die Sprache der Empfindung, ohne dabei in das trügerische Spiel einer larvösen Sentimentalität zu verfallen. Um dies zu belegen, theilen wir aus der Einleitung in die vierte Idylle eine Apostrophe an den Friedhof mit:

Friedhof, Garten des Herrn, wie wandl' ich so gern durch die Hügel,

Die wie ein blühendes Bett, du über die Stuhenden breitest! —
 XL' die Laufende schlummern, vom Kampfe des Lebens ermüdet,
 Ach, Viel hast du begraben: der Freuden viel und der Schmerzen,
 Manches gebrochene Herz und manches weinende Auge. —
 Manches prangende Bild und manches blühende Leben. —
 Jugenden viel, viel Sünden, — des Hasses viel und der Liebe.
 XL' Das bedeckst du zu! — dein Grabstein ist ja der Grenzstein
 Aller irdischen Lust und alles irdischen Wehe; —
 Deine Gräber, — sie sind nur Furchen, darinnen die Saat liegt,
 „Saat, von Gott gesät, am Tage der Garben zu reifen“;
 Jeder Hügel ein Labor, um welchen der Himmel die Strahlen
 Höherer Erklärung gleißt. Du bringest „Segen nach dunkler
 Nacht“; du nimmst aus der Hand des ermüdeten Erdenpilgers
 Seinen Wanderstab und eröffnet die Pforten der Heimat.
 Friedhof, heiliges Land! wie wandl' ich so gern durch die Hügel.
 Ob mir auch jeder Gang aufreißt die blutenden Wunden.
 Viele der Gräber sind hier von melnen Thränen begossen, —
 Ach, wie i Gräber vor allen, nur keine! — Doch sind sie mir großer
 Schmerzens Quell. Seht, dort von den duftenden Linden beschattet,
 Unter den grünen Hügeln, von weißen Steinen bedeckt,
 Ruh'n zwei liebliche Kinder, die Wonne der glücklichen Eltern,
 Nun ihr Schmerz! Ich weichte die Stätte mit strömenden Thränen. —
 Oskar, Knabe voll Kraft! Klottke, du herziges Mägdlein.
 Die, im Tode noch schön, noch lächelte mild wie im Leben!
 Wandelt ihr Hand in Hand in den Palmenhainen des Himmels?
 Ja, ihr habt euch gefunden, ihr seid nun Engel geworden.
 Gleiset nun manchen Strahl, geschöpft aus dem ewigen Lichtmeer
 Jenes himmlischen Friedens in uns're bekümmerten Herzen.
 Leitet als Genien uns auf den stürmischen Wogen des Lebens
 Und empfängt uns einst dort in dem Hafen der ewigen Heimat!

Das Buch kündigt im Außern eine ungewöhnlich geschmackvolle Zierlichkeit. Ein Stahlfisch, die Glockenweihe darstellend, kündigt die Hand eines feinen und geschickten Künstlers, und das Buch eignet sich vortrefflich zu einer Gabe auf den Geburtstags-, Weihnacht- oder Toiletentisch einer liebenden und geliebten Jungfrau.

8. Der Prättigauer Freiheitskampf. Ein Bild aus der Geschichte Graubündens, von Alfons von Flugl. Chur, Grubenmann. 1844. Gr. 12. 12 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Hier will die bildende Phantasie auf einer historischen Unterlage arbeiten; denn die Prättigauer haben einst wirklich einen Kampf gegen die sie knechtenden Östreicher gekämpft und Sieg davongetragen. Das erzählt uns nun hier der patriotische Verf. in sechsfüßigen Jamben, in die sich mitunter lakonische Trochäen oder euphonische Daktylen mischen; das erzählt er, aber auch nicht mehr als eben das. Es erwarte also der Leser ja nicht etwa eine Darstellung der Motive des Kampfs, detaillierte Schlachtfelder, anziehende Charaktere der Helden, den epischen Hebel von Erscheinungen aus der Geisteswelt, oder Hindeutungen auf verwandte Zustände in der religiösen und politischen Welt der Gegenwart. Unser Epiker hält sich ans Allgemeine; tautologisch erzählt er, wie die Östreicher

*) Abschiedsworte Zwingli's an seine Gattin.

von Schweizerbauern aus diesem und jenem Orte verjagt wurden; dazwischen etwas Declamation, die aber weder die Einbildungskraft befügelt noch das Herz erwärmt, sondern so mohnartig wirkt, daß wir bei der Lecture alle Mühe hatten, uns den Schlaf abzuwehren. Vielleicht geht's indessen des Verfallsleuten nicht so; wir wünschen das von ganzen Herzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Geschichte des Ritterwesens.

Wir haben Delcuse bisher immer nur als einen mittelmäßigen Novellisten und einen gutmüthigen, aber jeder tiefern Kritik ermangelnden Kunstrichter gekannt. In seinen kritischen Aufsätzen, denen das „Journal des débats“ seine ungeheuern Spalten öffnet, spielt er im Allgemeinen mehr die Rolle eines wohlwollenden Erklärers und Beschönigers als die eines tiefer gehenden Aesthetikers. Er erscheint in dieser Eigenschaft recht eigentlich der Protector und Beschützer aufsteigender Talente, die er mit aufmunternden Andeutungen und selten nur mit tabulierenden Winken anzutreiben sucht. Ein solcher Kritiker ist bei dem biffigen, gallischen Lenz, dessen sich sonst die höchsten Richter in Sachen der Kunst zu bedienen pflegen, allerdings eine seltene, ausnahmsweise Erscheinung; aber derselbe wäre doch nicht geeignet, seinem Namen in literarischer Beziehung irgend einiges Gewicht beizulegen, wenn Delcuse nicht in letzter Zeit angefangen hätte, sich einer ernstern, nachhaltigern Production zuzuwenden. Wir haben vor nicht langer Zeit aus seiner Feder einen ganz gediegenen Beitrag zur Geschichte des Wiederaufblühens der Künste und Wissenschaften erhalten. Es war dies eigentlich nur der Vorläufer oder das Bruchstück einer umfassendern Arbeit, in der uns die verschiedenen Richtungen jener Zeit in ausführlicher Darstellung vorgeführt werden sollen. Wir erhalten jetzt vom Verf. einen neuen Beitrag zur Sittengeschichte des Mittelalters. Das Werk, in welchem derselbe enthalten ist, behandelt die Geschichte des Ritterwesens und führt den Titel „Roland ou la chevalerie“ (2 Bde.). Der Verf. hat seinen Stoff mit Fleiß und Sachkenntniß zusammengbracht, und wenn man aus seinem Werke auch keine neuen Ideen oder großartige Anschauungen gewinnt, so ist es doch immer eine dankenswerthe Zusammenstellung vieler interessanter und beziehungsreicher Einzelheiten, welche in diesem Punkte noch nicht zu einem Überblick verarbeitet waren. Zudem fehlt es seiner Darstellung keineswegs an Geschick oder Amuth, sodaß wir seine Arbeit eine in mehr als einer Beziehung empfehlenswerthe bezeichnen können.

Handbuch der Nationalökonomie.

Die nationalökonomische Literatur der Franzosen verdankt den Italienern schon mehr als eine Bereicherung. Wir könnten hier mehrere wichtige Werke dieser Art nennen, welche zwar Italiener zu Verfassern haben, aber durch Übersetzungen in der französischen Literatur eingebürgert sind. An diese Schriften reiht sich eine neue Arbeit eines jungen Italieners, welche sich mit einer Entwicklung der nationalökonomischen Grundideen befaßt. Wir erhalten soeben eine französische Übersetzung davon und sind also berechtigt, sie in dieser den bedeutenden Erscheinungen der französischen Literatur gewidmeten Rubrik flüchtig zu berühren. Der Titel dieser Bearbeitung lautet: „Principes de l'économie sociale, exposés selon l'ordre logique des idées, par M. Scialoja (de Naples); traduit et annoté par M. de Villers.“ Der Verf. hat sich im Allgemeinen auf kurze Andeutungen beschränkt, und sagt ausdrücklich, daß er sich der größten Kürze befeißige. Vielleicht sind hier und da seine Sätze allzu gedrängt und zum Theil selbst etwas dunkel geworden. Im Ganzen aber ist es nicht zu verkennen, daß er mit wenig Worten viel zu sagen weiß, eine Kunst, welche in unsern Tagen nicht allzu häufig genannt werden kann. 17.

Donnerstag,

Nr. 71.

12. März 1846.

Leistungen auf dem Gebiete der modernen Epik.

(Fortsetzung aus Nr. 70.)

9. Beserlieder, von Ludwig Heinrich Meyer. Hannover, Bahn. 1844. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.

Da Hr. Meyer das Dampfschiff, in welchem er den von ihm besungenen Strom beschiffen will, also anredet:

Mein Schifflein, nun eile! Suche! Suche!
Du sollst uns tragen bis an die See,
Die reizenden Ufer der Weser entlang,
Bei lustigem Scherz, bei frohem Gesang.
Wisch auf zur fechtlichen Fahrt!

Du sollst uns zeigen die Städte schön,
Die ragenden Felsen, die Bergeshöh'n,
Die Schlösser, die Dörferchen im grünen Thal,
Die statulichen Burgen im Sonnenstrahl.
Wisch auf zur fechtlichen Fahrt!

so müssen wir sein Buch schon mit zur epischen Kategorie ziehen. An Patriotismus fehlt es ihm keineswegs, auch nicht an Lust und Willen, jede historische Bagatelle oder Sage am Besergerade aufzuspüren; wol aber fehlt es an dem poetischen Hauche, der die historische Wahrheit zur Dichtung macht, und zuweilen haucht uns aus Romane und Sage eine eiskalte Prosaftelle an. Am besten gefällt uns der hamelnische Rattenfänger (S. 41). So viel steht aber fest, daß Hr. Meyer bei den Bewohnern des Gestades der Weser viel mehr Beifall finden und frischer Lorbern ernten wird als bei den Städten an der Pleiße und Spree. Jene haben ja doch nun einmal eine große Vorliebe für heimathliches Wasser.

10. Karthäusernelken. Sagen und Legenden aus der christlichen Vorzeit. Von Johann R. Vogl. Wien, Strauß' Witwe u. Sommer. 1845.

Nach dem vorhin Erwähnten können wir auch dieses neueste Opus des wackern wiener Dichters hier nur kurz besprechen. Was zunächst das Materielle des Buchs anlangt, so weicht es von der gewöhnlichen äußern Form etwas ab; denn es ist mit großen gothischen Lettern und in großem Octavformat gedruckt. Hinsichtlich der Beurtheilung seines Inhalts aber beziehen wir uns auf das Schreiben des Hrn. Jakob Rutenstock, eines Prälaten im Stifte zu Kloster-Neuburg, welches der Dichter den Legenden hat vordrucken lassen und welches lautet: „Bei Durchlesung Ihres Manuscripts fand ich die günstige Meinung, welche schon Ihre frühern poetischen Leistungen mir eingeflößt hatten, neuerdings bestätigt, und ich kann nicht umhin, per transennam zu bemerken, daß ich den würzigen Duft Ihrer «Karthäusernelken» in vollen Bügen einathmete. Nachdem die kirchlich-alterthümliche Sage in poetischer Hülle, wie sie von Goethe, A. W. Schlegel u. A. bearbeitet wurde, in unsern Zeiten immer seltener wird, so ist Ihr diesem beinahe verwahrlosten Fache zugewandtes poetisches Streben aller Anerkennung würdig, und um so erfreulicher, als es Ihnen

gelang, nicht nur aus der Masse zahlreicher Legenden lehrreiche und erhebende Sagen auszufondern, sondern auch diese in einfache, schlichte und dabei doch poetische Sprache religiöser Gemüthlichkeit zu heben“ u. s. w. Es genüge hier die Versicherung, daß der kritische Prälat recht hat, und daß auch die Veröffentlichung dieses belobenden Schreibens dem Dichter nicht als Eitelkeit und Eucht zu glänzen ausgelegt werden könne. Das versicerte Vorwort spricht sich bescheiden genug über die „Karthäusernelken“ aus. Einige Nummern sind kleine Meisterstücke in diesem Genre.

11. Licht und Leben in Stillnau. Ein Erntefestlied von Johannes Friedrich. Erlangen, Blasing. 1845. 16. 20 Ngr.

Das Büchlein, obwol minder gutso im Äußern sich dem Publicum darstellend, erinnert seinem materiellen Inhalte nach an den oben besprochenen „Feierabend eines Greises“ von Kirsch, und wenn, wie wir dort bemerkten, der Kirsch'sche Pfarrer dem Pastor von Grünau gar nicht ähnlich sieht, so ist der Pfarrer von Stillnau von dem denksläubigen, liberalen Bof'schen Pastor vollends himmelweit unterschieden. Stillnau ist nämlich ein Dorf, wirklich bewohnt von den „Stillen im Lande“, und der Geist der strengsten Orthodorie durchweht das ganze kleine Epos, an dessen Licht und Leben sich die Stillen und Auserwählten im Reiche Gottes zweifelsohne erquiden werden. Der Sprache wird nur einmal Gewalt angethan, wo wir (S. 82) lesen statt lesen finden; die Bilder, wo sie mit bescheidenen Farben etwa auftreten, sind nicht ohne Leben; es redet durch alle sechs in Hexametern abgefaßte Gesänge die Sprache der Heiligen Schrift, und die Naturanschauung ist überall die biblisch-christliche. Der Verf., welcher aller Wahrscheinlichkeit nach seinen wahren Namen nicht genannt hat, und durch den auf dem Titelblatte angegebenem vielleicht nur den Geist des Werks und seinen eigenen Charakter bezeichnen wollte, schildert einen Erntefesttag in Stillnau's frommer Gemeine, deren geistlicher Hirt seinen wohlthuernden und belebenden Einfluß nicht bloß auf die Mitglieder derselben, sondern auch auf den gräflichen Gutsheeren des Orts verbreitet. Gern lassen wir uns von diesem wahrhaft evangelischen Geistlichen und seiner liebenswürdigen Familie auf die Erntefestur von Steinfeld führen, machen die Bekanntschaft des zwar noch in manchen Religionszweifeln besangenen, aber nach Licht und Wahrheit eifrig ringenden jungen Pfarramtsgehülfen von Reichstein, und treten mit der Pfarrersfamilie auf dem gräflichen Schlosse ab, wo derselbe fromme Geist wie im Pfarrhause zu Stillnau athmet, redet und seinen Frieden ausgießt. Nun hat dieses Opus noch eine Eigenthümlichkeit, durch welche es sich vor allen andern dergleichen Producten neuer und älterer Epik wesentlich unterscheidet. Nicht die Liebe und Ehe ist es nämlich hier, worauf am Ende Alles hinausläuft, sondern der Arbeit Ziel und Spitze ist — eine christliche Mission in die Heidenwelt! Es hat zwar den Anschein, als ob das frommen Grafen frommer Sohn sich mit zarter Empfindung zu Theodulia, der lieblichen Pfarrers-

tochter, wige; aber der Jüngling unterdrückt dieses Gefühl, vielleicht es als Stöckpflanze einer sinnlichen Leidenschaft betrachtend. Dagegen ist es ein neunzigjähriger überaus frommer Greis zu Stillnau, welcher Konrad, einen wahren Jüngling, dahin stimmt, die Segnungen des Christenthums in die heidnischen Länder jenseit des Weltmeers zu tragen, und so schließt das Büchlein mit einem keinen Missionsstef. Ist das nicht eigenenthümlich und ungewöhnlich? D, mit welchem Eisenhammer der Kritik würde Johann Heinrich Voss, wenn er noch lebte, auf den gottseligen Pfarrer von Stillnau und seine Umgebung losschlagen!

12. Das Lutherbuch. Ein Lieberkranz, dem deutschen Glaubenshelden gewunden von Ludwig Bender. Siegen, Friedrich. 1845. 8. 1 Thlr.

Die Blüten dieses Lieberkranzes, von welchem wir erst das eine Halbbrund vor uns liegen sehen, sind weder auf mark- und saftlosen Stengeln gewachsen, noch entbehren sie der Farbe und des Dufts, und die Vermuthung, die wir anfänglich näherten, das ganze Unternehmen sei auf eine temporäre Richtung und Reizung des Publicums gegründet, hat sich uns bei der Lecture als ungegründet und als böser Argwohn dargehan. Denn der uns unbekante Verf. scheint wirklich durch des großen Reformators Verdienste und Sinnesart von einer edeln, sich stets gleichbleibenden Begeisterung durchdrungen zu sein. Er sieht in dem Helden einen Meisterfänger, von welchem die deutsche Poesie eine neue Ara datirt, in dessen Bibelübersetzung der majestätische Strom des Kirchenkampfes seinen Duell hat, der unsere Sprache neu bildete und verjüngte, und dem eben deshalb die Muse zu unauslöschlichem Danke verpflichtet ist. In den nachstehenden Liedern will er ihr etwas von unserer Schuld abtragen. Die Lieder selbst schildern Luther nicht als einen mythischen, sondern historischen Helden; sie stellen nicht vage Phantasiegebilde und Ideale auf, sondern fassen, in Kalliope's Dienste getreten, die Wirklichkeit in einen poetischen Rahmen, wo jeder Charakterzug des Mannes in einem historischen Factum sich darstellend heraustritt. Er läßt das Ganze in fünf Bilder mit folgenden Überschriften zerfallen: „Die Ausrüstung“, mit zwölf Nummern, die uns bis zu seiner Opposition gegen Rom führen; „Der Kampf“, wo wir bis gen Worms mit ihm fahren; „Der Sieg“, dessen letzte Nummer der Bauernkrieg; „Der Triumph“ und „Der Feierabend“, der mit dem Tode des Helden das Werk schließt. Die vor uns liegenden 28 Nummern erscheinen als ein Cyclus von Bildern, jegliches in eigentümlicher Färbung und Form, die uns ein vollständiges Bild Luther's geben sollen. Was nun die Form anlangt, so hat er weder den antiken Hexameter, noch den allerdings wenig beweglichen Nibelungenvers, noch auch die südlische Stange durchgehend gewählt, sondern er bewegt sich, weil Luther's Leben so mannichfache, abwechselnde Situationen bietet, stets in unsern neuern romantischen Formen mit Rhythmus und Reim, und wir meinen, die Wahl sei nicht übel. Genug, daß wir selten auf eine rhythmische, ohrbeleidigende Härte stoßen, und daß nirgend gegen die Kürze, welche die eigensinnige Kalliope nun einmal vorschreibt, gesündigt ist.

13. Der Eidsschwur im Rütli, oder wie es einst war im Schweizerlande. Poetisch geschildert von einem Freunde des Vaterlandes. Schaffhausen, Brodtmann. 1845. 8. 10 Krgr.

Patriotisch, gesinnungsvoll, gemäßigter politischer Ansicht und fromm ist dieser Freund seines helvetischen Vaterlandes, aber ein Poet ist er nicht, und am wenigsten ist ihm Kalliope mit ihren eigensinnigen Forderungen gewogen. Aber auch Polyhymnia lächelt ihm nicht. Nicht genug, daß er mit Rhythmus und Reim nicht recht fertig werden kann, es tauchen auch hier und dort die mattesten Prosastellen auf, die Diction labort an einem heftigen Husten, und eine gewisse Unbehülflichkeit in der Bildung der Formen kommt besonders im Anfang des Liedes zum Vorschein. Er will die denkwürdigen, dem

Schweizervolke unvergeßliche Nacht im Rütli schildern, wo Stauffacher, Furst und Melchthal nebst 30 Mitverbündeten den Bundeseid zur Befreiung des Vaterlandes von der Zwingherrschafft österreichischer Bögte schwuren: ein trefflicher epischer Stoff, der bei zweckmäßiger Bearbeitung gewiß nicht ohne Effect bliebe; aber die drei Männer und ihre Bundesbrüder gehören, wie sie hier geschildert sind, keineswegs zu jenen markigen, großartigen Heldengestalten, die uns für sich einnehmen, und die Reden, die sie hier führen, sind nur Geschwäg und ein vages Hin- und Herreden, das den Leser nicht selten gähnen macht. Die epische Form oder der Strom der erzählenden Rede wendet sich, mit Ausnahme von ein paar Nummern, zum Dramatischen, aber auch darin ist keine Gewandtheit und Alles ist zu einer widerlichen Breite ausgesponnen. Ein national-tyrillisches Moment ist allenfalls in „Nächtliches Gespräch der Landleute“ (S. 80). Das Erträglichste und Lesbarste im ganzen Buche ist der Schluß, wo der Verf., ins Didaktische übergehend, seine eraltirten Landsleute der Gegenwart über Freiheit, Gleichheit und Staatsverfassung vom Standpunkte der Gerechtigkeit und des Christenthums aus belehrt. Hier ist mehr als eine Wahrheit über diese in unsern Tagen so viel bewegten Gegenstände ausgesprochen; dessenungeachtet müssen wir es uns versagen, auch aus diesem Schluß des Büchleins den Lesern eine Probe zu eigener Beurtheilung vorzulegen.

14. Deutschlands Freiheitskämpfe von W. R. Stehling. Drittes Buch: Andreas Hofer 1809. Ein Heldenlied von W. R. St. Düsseldorf, Stahl. 1845. 8. 15 Krgr.

Den heldentühnen, biederben Sandwirth, welcher im Kampfe gegen den Raumpart (so nannten die Tiroler den Kaiser Napoleon) zum Märtyrer ward, kann man hier schon recht lieb gewinnen. S. D wird uns sein Bild gezeichnet:

Wol größer noch um Hauptes Länge
Ist er als einer in der Menge.
Und Alles schweigt und sieht ihn an.
Der Held ist einfach angethan:
Hat Leberhosen, schwarz und kurz,
Hat Strämpf und Brustlaß purpurroth;
— Das ist sein Weg, der durch viel Blut
Am Ende führt zum eignen Tod! —
Der Rod ist hellgrün, schwarz der Hut,
Und ober'm bunten Gürtel ruht
St. Georg's Bild in Glüd und Roth;
Sein Bart walt auf die breite Brust;
Sein Bild ist fromm, doch voller Eufz;
Und wie er rings um sich geschaut,
Anhebt er seine Rede laut:
„Gott grüß euch, Männer von Passiern! —
Seid ihr Tiroler oder Bayern? —
Tiroler hießen eure Väter,
Und ihr dürft also nicht mehr heißen?
Weil Schloß Tirol sie niederreißen? —
Ihr Männer von Tirol seid frei?
Wenn ihr ein hölzern Bild gemacht.
Könn't ihr's nach Wien zu Markte tragen?
Von dreien Ähren gebt ihr zwei? —
Eur' Sohn soll gegen Ötreich schlagen? —
Auf Männer denn zur Rettungsschlacht!
Berrüht die Feind', so lang' sie keh'n!
Doch Gnade denen, die drum keh'n! —
Wir schwören unser Gut und Leben
Für un're Freiheit, hinzugeben,
Für Gott, Tirol und Kaiser Franz!“
„Wir schwören!“ ruft der weite Krang
Der Männer mit entblühtem Haupt,
Und legen auf die Fah'n die Hand,
Die Ähren heben sie empor;
Ein einiger, ein hell'ger Chor
Der Ketter in Tirolerland!

„Nun auf noch Stürzjag!“ ruft Andre,
Winkt mit der Hand gen Saufen's Pöhl',
Und wie die Trommel und Schwögel (Pfeife) schallt,
Das Heer laut jauchzend von dannen walt.

Doch Hofer wendet sich zurück
Noch einmal mit dem frommen Blick
Und grüßt sein Weib; die sank auf's Knie
Dort oben auf der Gallerie;
Sie weint, indes die Kinder all
Sich ob der Pfeifen hellem Schall
Und ob der vielen Männer freu'n,
Und um die Mutter jubelnd schrei'n.

In diesen kurzgemessenen, jambischen Versen tritt hoffentlich dem Leser Form und Geist entgegen, in welchen dieses Heldentlied treugeschichtlich in 29 Nummern auf 96 Seiten gesungen ist. Wir meinen, der Verf. verdiene Aufmunterung; doch würde er vermuthlich auch ohne unser gnädiges, kritisches Perge fortfahren, sich in der modernen Epöde zu versuchen; denn, wie schon der Titel anzeigt, ist gegenwärtiges Heldentlied nur erst der dritte Theil eines größern, noch unvollendeten Werks, welches die deutschen Freiheitskämpfe besingen soll. Als ein in sich abgeschlossenes Ganze läßt er den Andreas Hofer als Probe vorangehen, um vorläufig nach Urtheilen aus der kritischen Welt hier und dorthin zu hören. Von ganzer Seele wünschen wir, daß ihm aus den Recensionsanstalten aller vier Himmelsgegenden unsers deutschen Vaterlandes ein gleiches Perge wie aus diesen Blättern zugerufen werde. Späterhin, wenn erst mehr vorliegt, kommen wir wol auf den wahrscheinlich noch jungen Verf. zurück.

15. Das Nahethal in Liedern von Gustav Pfarrius. Zweite Auflage. Bonn, Habicht. 1845. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist ein ganz nutzloses Geschäft, ein Buch zu recensiren, über dessen Werth oder Unwerth sich des Publicums Stimme ausgesprochen. Es liegt nämlich hier die zweite, mit topographisch-historischen Nachweisungen für die Besucher des Nahethals, mit acht Stahlstichen und einer Karte vermehrte Auflage vor uns. Wäre kein Verlangen nach dem niedlichen Büchlein, über dessen erste Auflage wir uns in Nr. 65 d. Bl. f. 1839 kurz ausgesprochen haben, gewesen, so hätte es nicht zum zweiten Male gedruckt werden können. Von größerm ästhetischen Werthe ist unkreitig die folgende hier anzuzeigende Schrift:

16. Sonnenberg. Kunden und Sagen. Ein Gedtenbuch der Ruine, von C. Dräxler-Manfred. Siegen, Friedrich. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schon das Außere des mit feinem Titelpapier und Titel vignette verzierten Buchs besichtigt das Auge, der Name seines rühmlich bekannten und auch in d. Bl. bereits oft erwähnten Verf. hat einen guten Klang, und das günstige Vorurtheil, mit welchem man diese „Kunden und Sagen“ von der romantischen Ruine Sonnenberg, in der Nähe von Wiesbaden gelegen, zur Hand nimmt, wird keineswegs getäuscht. Freilich werden diese „Kunden und Sagen“ an Ort und Stelle beiweitem mehr Interesse erwecken als bei uns Ober- und Niederrhein; auch ist es nicht zu leugnen, daß der Mehrzahl dieser Sagen jenes frische Colorit fehlt, welches ihnen sonst die Volkshantase anhaucht, aber der Geist und die Gewandtheit des Dichters weiß diese kleinen Uebelstände so in Schatten zu stellen, daß sie von den Wenigsten bemerkt werden. Auch wird das Buch um seines Verf. selbst willen nicht bloß eine freundliche Aufnahme finden, sondern es wird gewiß auch von manchem Badegaste als ein Auskunfts- und Gedtenbuch an das reizende Wiesbaden gekauft und mit zur Heimat genommen werden, da es jeden Solitententisch ziert und in jedem Damenthee gern gelesen werden wird. Einen noch ungetheiltem Beifall wird aber im leggenannten Kreise und anderswo finden

16. Romancero. Von Betty Paoli. Leipzig, C. Wigand. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die subjectiv-lyrische Betty Paoli, die mit der Annahme eines südeuropäischen Namens auch ein südlich-glühendes Naturell angenommen und das deutsch-schlesische Geblüt verleugnet zu haben scheint, haben wir bereits in Nr. 304 d. Bl. f. 1842 mit einigen Federstrichen zu skizziren uns bestrbt; hier tritt nun die objectiv-epische Betty vor uns auf. Ob auf ein ihr günstiges Terrain? Wir werden sehen. Der „Romancero“ bringt fünf Nummern. Die erste hat die Überschrift „Stabat mater“. Die Dichterin baut hier ein Schafot auf, an dessen Fuß ein junges Weib, wie sie mit ihrem Kinde vom Blute des hingerrichteten Vatters sich bespritzt sieht, einen Schmerzenslaut ausstößt:

So mochte an des Welterlders Kruppe
Der Graß erlösen von der Hirten Lippe,
So mochten fromme Seraphikaren weinen,
Als sühnend litt der Reinske von den Reinen.

Dieser Ton dringt in die Seele Pergoleses und entflammt ihn zur Composition jenes herrlichen bekannten „Stabat mater“, womit der junge Ländlicher sein irdisches Lagerwerk erst würdig vollbracht zu haben glaubt, und mit dessen Vollendung er selbst aus dem Leben scheidet. Die Erzählung dieses an sich einfachen Ereignisses kleidet die Dichterin so geschickt in Reflexion und Schilderung, daß man kaum bemerkt, wie sie Polyhymnia's Gebiet verlassen und sich in Kalliope's Dienste begeben habe. Diesem ersten Stück möchten wir den Preis zuerkennen. In Nummer zwei: „Maria Pellico“, tritt uns die ganze Betty Paoli in ihrer elegisch-lyrischen Stimmung aus dem Jahre 1841 und mit dem ganzen überschwenglichen Reichthum ihrer eigenen schmerzlich-süßen Empfindung entgegen, und wird somit, wol ohne es zu wissen und zu wollen, der ernstem Kalliope untreu. Sie stattet nämlich Maria Pellico, die in schwersterlichem Mitgefühl vergehend vor dem Kerker gitter ihres Bruders Silvio ihren Schmerz in melancholischer Betrachtung und Klage aushaucht, und diesem Schmerz Freiheit, Bräutigam und Leben zum Opfer bringt, mit dem reichen Schatz subjectiver Empfindung aus, und gibt sich jenem Zuge der Seele in süßer Verauschung hin, der sie zuerst in den heiligen Korberhain führte. Ein gelungenes, anziehendes Bild. Nummer drei: „Ein Todtenopfer“ (Cosenza). Wir theilen eine Stelle daraus zur Probe mit. Nachdem sie erzählt, wie ein Schiff mit athenienfischen Jünglingen nach Kretas suchbeladener Küste, wo der Minotaurus ihrer harrete, gesegelt sei, fährt sie (S. 110) also fort:

Das ist vorbei. — So manch' Jahrtausend schwand,
Doch steht die Sonne stets dasselbe wieder.
Und wieder kößt ein Schiff vom griech'schen Strand,
Bom Hauch gewiegt der süßen Meereslieder,
In Südenklarheit krahlt des Himmels Blau,
Es schwellt der frische Morgenwind die Segel,
Zum Bugspriet schäumt die Flut und Seegebögel
Umkattert schon des Mastes schlanken Bau.
Die Anker lichten sich, gehorsam theilt
Die Woge sich, aufsteufend tief und bange.
Ein letzter Gruß! Das Fahrzeug schwebt und eilt
Dem fernem Westen zu, dem Untergange.
Ja wol: dem Untergang! Ihm sind geweiht,
Die träumend jetzt den feuchten Pfad beschiffen,
Es harret ihrer bei Cosenza's Riffen
Der grimme Minotaurus unsrer Zeit.
Ihm g'nügen die gemeinen Opfer nicht!
Er streckt die mordgewohn'ten Tigerfräßen
Nach Jenen nur, in deren Seele Licht.
Ein Strahl von oben zündend ist gefallen.
Nur Jene, die bereit zum heil'gen Strauß,
Triffst seines Grolles unversöhnlich Habern,
Und mit dem edeln Duell aus ihren Adern
Eßht er das kaum entflammte Hoffen aus.

Was so geschah. Ihr Karbt, wie ihr gelebt.

D daß den Denkern solcher Tod nicht werde! u. f. w.

Wir sehen hieraus einmal, wie auch die Zeit mit ihren Erscheinungen und Bestrebungen das Gemüth der Dichterin beschre, und dann, daß sie wirklich subjectiv sein kann. Den Beschluß machen zwei Klostersagen oder Legenden: „Die Beichte des Rönchs“ und „Giamma“. Die phantastische Romantik, wie sie in mittelalterlicher Farbe in dem erstgenannten Stücke athmet, ist nicht allein schon allzu oft dagewesen, sondern es scheint auch, als ob die geist- und gemüthreiche Dichterin nicht im Stande sei, die Kühheit und Ruhe zu bewahren, welche die Behandlung eines Legendenstoffs heischt. Diese „Beichte“ ist so outrirt und die Farben sind hier und da so stark aufgetragen, daß das Ganze keinen befriedigenden Eindruck machen kann. Mehr befriedigt „Giamma“, eine echte Legende, in südlicher Volkspoesie empfangen, und vielleicht hier nur ein wenig zu weit ausgehoben. Die Ausstattung des Werks von Seiten des Verlegers ist seinem ästhetischen Werthe vollkommen angemessen, Bettina v. Arnim aber ist es als Ausdruck freudiger Bewunderung für ihren Genius bedient.

18. Gustav Adolfs Heldentod für die Freiheit der evangelischen Kirche Deutschlands. Ein historisches Gedicht in vier Gesängen, von G. Friederich. Dritte, neubearbeitete Auflage. Mit Kupfern. Frankfurt a. M., Dehler. 1845. 8. 1 Thlr.

Hätte sich nicht eine lächerliche Vereinswuth Deutschlands bemächtigt, vorliegendes Gedicht, über dessen Erscheinung wir uns schon in Nr. 203 d. Bl. f. 1833 des Breiten ausgesprochen haben, würde schwerlich zum dritten Male aufgelegt worden sein. Wir können das früher gefällte Urtheil nicht widerrufen. Die Beziehungen auf Modernes zeugen von Veränderungen in dieser neuen Auflage, vielleicht S. 109, 114, jedenfalls S. 158 (König Oskar). Wie kommt aber Luther in die Balhalla? (S. 159.) Ganz neu hinzugekommen ist der vierte Gesang; aber, obwohl hier Vieles poetisch aufgefaßt wurde, so ist er doch nicht befriedigend. Wie unpassend ist die Erklärung Clemens' XIV.! Die historischen Erklärungen scheinen für sehr unkundige Leser berechnet. Unrichtig aber ist es, daß der Schwedenkstein bei Lügen durch ein neues Denkmal ersetzt sei; der Stein liegt, vom Denkmal überbaut, noch da. Doch genug des Räselns und Krittelns! Das Publicum hat ganz anders über das Werk geurtheilt als wir; dessenungeachtet aber gestehen wir, daß Hr. Friederich ein bei weitem besserer Theolog und Homilet ist als epischer Dichter!

19. Ottilia, die Bergmannsbraut. Ein poetisches Gemälde aus der Zeit des Mittelalters, von C. Schreiber. Cisleben, Reichardt. 1845. 8. 10 Ngr.

Ein Freund, der dieses Werkchen durchflog, brach den Stab über dasselbe mit den Worten: „Eine wenig ansprechende Sage, behandelt in schülerhafter Weise, ordinair ebenso in Erfindung, Versbau und Sprache wie in Druck und Papier.“ Ref. kann dem also scharf aburteilenden Freunde nicht ganz beistimmen. Beurtheilen wir freilich das Werkchen vom Standpunkt der Ansprüche aus, welche unsere Zeit an derartige Kunstproducte macht, so mag er recht haben; aber das dürfen wir hier nicht; das kleine Gemälde, trotz all seiner ordinären Reime und seines gänzlichen Mangels an Idealisirung des Stoffes, hat eine große Popularität und Verständlichkeit, und da es auf einen Kreis von Lesern berechnet ist, die eine vollendete Kunstform weder beanspruchen noch beurtheilen können, die Sage selbst auch in ihrer Einfachheit und Natürlichkeit ein poetisches Moment und vor allen einen gewissen Localwerth hat, so wollen wir dem Schriftchen immer sein kurzes Dasein hienieden gönnen, und uns freuen, wenn die Bergknappen des Thüringergewaldes sich für den civilen Preis von zehn Kreuzroschen hier daß ergögen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus England.

Chesterfield.

Lord Chesterfield denken wir uns gewöhnlich als das Muster eines Weltmannes, glatt, kalt und egoistisch, geistreich und hochhaft, ausgestattet mit aller Grazie der äußern Erscheinung, innerlich aber hohl und leer. Noch neuerlich entwarf Dickens, der freilich mit seiner hausbackenen Sentimentalität und spießbürgerlichen Beschränktheit am wenigsten geeignet zu sein scheint, staats- und weltmännische Vorzüge zu würdigen, in seinem Sir Chester im „Barnaby Rudge“ ein solches Bild von ihm. Jetzt hat Lord Mahon, der Verf. einer guten Geschichte Englands vom Utrechter Frieden an, den Briefwechsel seiner berühmten Verwandten (Beide gehören der Familie Stanhope an) neu herausgegeben und mit einer historischen Einleitung versehen, die uns genügendes Material zur gerechten Würdigung eines Mannes an die Hand gibt, der aus Mensch, Schriftsteller und Staatsmann gleiche Ansprüche auf unsere Beachtung hat. Chesterfield's Ruf als Schriftsteller ruht vorzugsweise auf seinen Briefen über Erziehen an seinen unehelichen Sohn, aus dem der Vater ein Muster von Gelehrtheit, Bereitwilligkeit und weltmännischer Bildung machen wollte, dessen natürliche Anlagen aber keineswegs einer solchen Rolle entsprachen. Was Johnson nicht ohne Einfluß persönlicher Rancune von diesen Briefen sagt, sie lehrten die Moral eines Freudenmädchens und die Manieren eines Langmeisters, ist allzu willig von der Masse der Urtheilslosen als Orakelspruch hingenommen worden. Der Vorwurf, mit Bewußtsein Immoralität zu lehren, kann sie nur treffen, wenn man die gesellschaftlichen Zustände der damaligen Zeit ganz und gar aus den Augen verliert. Eine Liaison mit einer verheiratheten Dame, womit Chesterfield seinem Sohne seinen Eintritt in die Welt zu beginnen anrath, hatte bei den laxen Sitten der damaligen pariser Gesellschaft durchaus nichts Auffälliges und galt nicht für unsittlich. Über andere Punkte der Moral kann der musterhafteste Vater kaum eindringlicher sprechen als es Lord Chesterfield thut. Ein zweiter Vorwurf ist der, daß der Briefsteller zu großes Gewicht auf äußerliche Politur lege. Diesem begegnet Lord Mahon durch die bekannte Thatsache, daß Philipp Stanhope (der Sohn) eher allzu eifrig in der Erwerbung von Kenntnissen war, er also in dieser Hinsicht keines Sporns bedurfte, sein Äußeres dagegen über alle Gebühr vernachlässigte. Im Bewußtsein dieses Mangels mag Lord Chesterfield die Erwerbung gesellschaftlicher Anmuth und äußerer Politur angelegentlicher empfohlen haben als ihm eigentlich ums Herz war. Deswegen ist man noch nicht zu dem Vorwurfe berechtigt, er habe diese Vorzüge ungebührlich überschätzt. Eher ließe sich einwenden, daß er der Erziehung überhaupt die Macht zuschreibt, die Richtung eines Charakters im Widerspruch mit der natürlichen Begabung desselben zu bestimmen. Über neben diesen Mängeln sind die Briefe überreich an Bemerkungen und Rathschlägen voll feiner Welt- und Menschenkenntnis, an Stellen, über die La Rochefoucauld nachdenken, und die Labruyère beneiden würde. Allerdings können nur Personen von gereiftem Urtheil die Vorzüge dieser Briefe vollkommen würdigen, während sie durchaus nicht geeignet sind, der Jugend selbst in die Hand gegeben zu werden. Wol aber sind sie einem Vater zu empfehlen, der seinen Sohn für das öffentliche Leben erziehen will. Neben der Feststellung der Verdienste Chesterfield's als Schriftsteller beschäftigt sich die Biographie noch weitläufig mit seiner politischen Laufbahn, und schildert uns ihn als einflußreichen Redner des Oberhauses, als Gesandten in Holland, als Minister und als Vicekönig von Irland, wo seine aufklärten und der damaligen und zum Theil selbst der jetzigen Zeit weit vorangeschrittenen Regierungsprincipien noch heute in dankbarer Erinnerung sind. Lord Chesterfield starb am 24. März 1773, 79 Jahre alt. Langjährige Laubheit hatte ihm geboten, von der politischen Bühne abzutreten und ihm Ruhe zu literarischen Arbeiten gegeben, denen er mit Eifer oblag. 6.

Leistungen auf dem Gebiete der modernen Epik.

(Fortsetzung aus Nr. 71.)

20. Die Bekehrung der Preußen durch Hermann von Salza. Gebieth in zehn Gesängen von Karl Gentschel. Mit dem Bildnisse Hermann's. Sonderhausen, Cappel. 1845. 8. 1 Thlr.

Hr. Gentschel ist in Langensalza geboren, und weicht sein Buch theils den noch lebenden Nachkommen Hermann's, theils den Bürgern seiner Vaterstadt, die auch die Geburtsstadt des Helden ist,

Der ruhmvoll, Salza, deinen Namen trägt,
Ihn, seiner Zeit den weisen der Feister,
Des Papstes Liebling und des Kaisers Freund,
Des deutschen Dabens hochberühmten Meister,
Der Heldenmuth mit Edelinn vereint.

Er tritt seinen Gang in das epische Gebiet an der Hand der Geschichte, der Mythe und der sagenhaften Legende an. Über so befreundet und vertraut jeder Epiker mit diesen drei Führerinnen sein sollte, ist unser Sänger keineswegs. Dem das Schöne bildenden Geiste müssen wir zwar die Freiheit zugeben, historische Facta zu idealisiren, und mögen ihm auch einen Anachronismus durchgehen lassen; so haben wir z. B. nichts dagegen, wenn Hr. Gentschel in einer Note (S. 126) sagt: „Man wird es dem Dichter verzeihen, wenn er sich nicht streng an chronologische Ordnung bindet“; aber wir meinen doch, unser Epiker gestatte sich allzu viel Lizenz in dieser Hinsicht. So muß dem geschichtskundigen Leser schon alles Interesse an diesem Heldenliede schwinden, weil er weiß, daß Hermann von Salza schon vor der Eroberung Romovos gestorben, ja daß er nie persönlich in Preußen gewesen sei; wenigstens Boigt, unsers Sängers historische Hauptautorität, erwähnt kein Wort davon. Nichten wir den Blick auf das mythische Moment des Werks, wo gebraucht der Verf. zwar den altbekanntesten epischen Helden, indem er höhere, unsichtbare Mächte ins Spiel zieht und uns die altpreussische Götterwelt rathend und handelnd vor Augen stellt; aber diese Götter sind wahrlich keine Homerischen, erhabenen Gestaltungen, sondern werden hier und da bis ins Fragenhafte verzerrt, und gewinnen uns noch weniger durch ihre Gespräche. Welch ein klägliches Zwiegespräch z. B. auf S. 156 sq. zwischen dem Donnerer Percunos, der sich ein schwaches Kind nennt, und seinem göttlichen Kollegen Potoll, der es nicht an Robomontaden fehlen läßt, indem er ausruft:

Wie durch den Fort im Sturme raßt das Feuer,
Und Baum um Baum verzehet durch seine Glut. —
So will ich wüthen, will, ein Ungehener,
Wollüstig äßen mich am Christenblut.

Alle mythischen Personen, bis auf die Zauberin Paganja, spielen von A bis Z eine klägliche Rolle. Hinsichtlich des sagenhaften, legendenartigen Moments kann man schon eher befriedigt werden. Der Verf. gestellt nämlich den heiligen Adalbert,

den bekannten Apostel der Preußen, seinem Helden als Schutzgeist bei, und das wunderbare Züchterspiel desselben ist hier und da nicht ohne Effect. Wäre übrigens unser Sänger aus Langensalza nur ein Vierteljahr lang bei seinem berühmten Kollegen aus Sorrento, dem Torquato Tasso, in die Schule gegangen, so würde sein ziemlich materiel gehaltenes Werk einen höhern, geistigern, poetischern Anflug bekommen haben; aber nicht allein Das, sondern er würde auch dasselbe mit anziehenderen Episoden durchwebt haben als hier geschehen ist. Diesem allgemeinen Urtheile über das Buch könnten wir noch einige besondere Ausstellungen und Rügen anfügen, die dem Leser wenigstens beweisen würden, daß wir alle zehn Gesänge gelesen haben, indeß unterlassen wir es aus Rücksicht auf den beschränkten Raum. Die Reime sind theils ganz gewöhnlich, theils fehlerhaft, ja das Ganze hat den Anstrich einer gereimten Chronik. Wo so viel Schatten ist, müssen Strophen, wie S. 19:

O Hoffnung, Hoffnung, deren Schmeichelworte
Beruhigen das schmerzgeriffne Herz,
Die du noch tröstend an des Todes Pforte
Des Dulbers Blicke leitest himmelwärts,
O Schummer, süßer Schummer, der hienieden,
Der Hoffnung gleich, die Sterblichen beglückt,
Ihr gabt auf kurze Zeit dem Priester Frieden,
Und habt zu schwerer Prüfung ihn erquickt.

Ober S. 93:

O Vaterstadt, gebente dieser Tage,
Die, wie ein süßer Traum die froh entschwebt,
Dein eigen's Kind rief sie hervor; ich frage:
„Hast du wol Schön'res jemals noch erlobt?
Dein Kind, Hochmeister von dem deutschen Orden,
Dein Kind, durch Herz und Geld und Tapferkeit
In aller Welt so hochberühmt geworden,
Dein Kind, der Held, der Führer seiner Zeit!“

Ober die Beschreibung S. 143:

Der Preuze steht den Streich; ihm auszuweichen,
Gelingt ihm durch gewandten Seitensprung,
Und blühschnell hebt er unter lautem Reuchen
Die Keule zum gewalt'gen Todeschwung;
Da schreit das Noß und sieh' des Ritters Glieder
Sind unversehrt; die Keule streift den Fuß;
Nun rasselt schnell der mächt'ge Flamburg wieder
Dem Helden bringend blut'gen Todesgruß.

Ober S. 165:

Soll sich des Dichters Geist in Formen zwingen?
Nein! ist sein Herz nur rein, sein Gang nur wahr! —
Des Dichters Gruß, gewebt aus leichten Klängen,
Umfäule sanft des Vaterlands Altar;
Der König ist der Priester am Altare,
Nur segnend blickt er auf den Unterthan,
Der König will das Gute, Schöne, Wahre; —
Ihr Engel, ehret seine Herrscherbahn!

Oder endlich S. 215:

Und Alles laiet und schweigt. Doch, Bittertlage!
Und noch einmal läßt Adalbert sich seh'n,
Und noch einmal zu der erkaunten Menge
Kraft er, entweichend in des Himmels Höh'n:
„Triumpf! des Weisses Dunkel ist zerronnen:
Das Preußenvolk erkennt des Kreuzes Macht,
Auf ewig fir' dem Christenthum gewonnen,
Heil, Salva, dir, du hast's mit Gott vollbracht!“

als freundliche Lichtpunkte erscheinen.

21. Zuleika. Ein Seelengemälde in vier Schilderungen frei nach Byron's „Braut von Abydos“ dargestellt von E. R. Harfenton. Stendal, Franzen und Grosse. 1845. 8. 2 1/2 Ngr.

Wer des genialen Lords „Bride of Abydos“ in der Originalsprache gelesen hat, der lese gegenwärtige Nachbildung derselben ja nicht. Der Nachbildner, der das sein Streben gut bezeichnende Pseudonym Harfenton angenommen, verzerrt nicht eben die Erzählung mit ihrer östlichen Scenerie und ihren echt-türkischen Charakteren, aber er zerrt sie jämmerlich auseinander, und Ref. kann das Beginnen und Thun desselben mit nichts Andern vergleichen als mit dem eines Mundkochs, der einer kräftigen Fleischbrühe so viel warmes Wasser zugießt, daß die Quantität sich zwar ein Bedeutendes vermehrt, aber die gesunde Speise an Qualität unenblich verliert, wenn sich auch der primitive Geschmack den Zungenwärtchen noch fühlbar macht. Edel mag das hier gebrauchte Bild nicht sein, aber es ist gewiß bezeichnend. Das englische Original nimmt vielleicht zwei Druckbogen ein, hier müssen wir uns durch zehn Bogen mit Petitschrift durcharbeiten. Von Übersetzen kann die Rede nicht sein, obwohl es hin und wieder scheint, einzelne Passus seien in der Muttersprache wiedergegeben. Was Byron andeutet, wird hier ins Breite gesponnen; was er nur ahnen läßt, ist hier weitläufig erklärt; was er mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt, ist hier durch Conjectur oder klare Belehrung enthüllt und eben dadurch alles Reizes beraubt. Ja es scheint, als ob der Nachbildner es verschmäht habe, einzelne Genieusblicke des britischen Ursängers mit in sein Nachwerk hinüberleuchten zu lassen; so, um nur ein Beispiel anzuführen, erinnert Pascha Giasir, eine echte despotische Türkennatur, seinen ersten Haremwächter Harun, er habe mit seinem Kopfe dafür, daß Zuleika (des alten Paschas einzige Tochter) nicht wieder mit Selim sich im Garten ergehe; „sonst“, fügt er hinzu, „du siehst jenen Bogen, er hat eine Sehne“ (If thus Zuleika oft takes wing, thou seest you bow — it hath a string!). Diese schlagend lakonische materielle Drohung ist hier gar nicht wiedergegeben. In der dritten Schilderung ist vielleicht das Beste, was in epischer Hinsicht sich hier findet. Da wird der Harem und (S. 71) eine Odalische beschrieben:

Verführerisch auf Elfenbeinsschimmer
Der Perlenzähne winkt der süße Kesch,
Dess' duft'gen Rand wie Sonnenthaue Gesimmer
Ein Lächeln engelgleich umspielt. O, weh!
Ein Liebreiz schwimmt im Glanz der Wange,
Und schmeichelt rieselnd sich mit sanftem Drange
Lief in dein Herz hinein, bis sinnethört
Die Seele ganz dem schönen Weib gehört.

Denn glühend Südländebhut in raschen Schlägen
Durchwogt die hingegoss'ne Puldgestalt.
Die Marmorarme zitternd sich bewegen
Im Pulseshlag; und zaubervoll umwallt
Wie sonn'ger Woge Schaum der Schwänen Flügel
Ein Silberflor des Busens Ellenbügel.
Der Silberflor in ipp'gem Wellenschwung
Drängt auch das Eisenherz zur Puldbigung.

Zuleika's Monologe (S. 10 fg.) wären schön, wenn man Lord Byron nicht kannte; aber sie sind zu langathmig, tautologisch

und gedehnt, um sich in ihrer ursprünglichen Glut erhalten zu können, das erglühte Mädchen kann kein Ende mit ihren Jauchzen und Wangen der Liebe finden, und schwägt und trippelt und seufzt in ihrer Zelle von S. 88 — 114! Und dann ist sie noch nicht fertig! Wäre das Ganze die Erfindung des Verf., so würde sich natürlich die Kritik ganz anders darüber aussprechen, und sie könnte auch nichts dagegen haben, daß er sein Werk ein Seelengemälde nennt, oder daß er gesuchte Ausdrücke, Lautologien, allzu lange Perioden und einmal (S. 110) eine Reminiscenz aus Schiller's „Glocke“ dem Geiste und der Form nach mit unterlaufen läßt.

(Der Beschluß folgt.)

Religionsproceß des Predigers Schulz zu Gieltsdorf, genannt Zopfschulz, eines Lichtfreundes des 18. Jahrhunderts; actenmäßig dargestellt von Leopold Volkmar. Leipzig, Reclam jun. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Prediger Schulz zu Gieltsdorf, welcher im J. 1782 noch einen unmöglichen Pops trug, und mit solchem sogar, und nicht in einer „Perücke oder gekräuseltm Haare“ auf der Kanzel zu erscheinen wagte, daher den Namen Zopfschulz davongetragen hat, wurde im J. 1791 wegen seines sittlichen Lebenswandels und seiner religiösen Überzeugungen in eine Untersuchung verwickelt. Die königliche Cabinetsordre vom 17. August 1791, welche sie anbefahl, sagte, daß von dem längst berühmten Prediger Schulz zu Gieltsdorf so viele böse Dinge gehört würden, daß man unmöglich dazu stille schweigen könne. Diese bösen Dinge lassen sich nach dem Vernehmungs-Protokolle vom 23. August darauf zurückbringen, daß Schulz die Gottheit Christi nicht gelehrt habe, nichts über das Verlöbniß Christi, über die Dreieinigkeit, Buße und Glauben, und überhaupt seiner Gemeinde nichts von kirchlichen Definitionen, sondern nur die christlichen Pflichten des Lebens vorgegetragen habe. Erfolglos war solche Wirkfamkeit nicht geblieben. Nach dem Zeugnisse des Magno v. Pful, Patrons des Schulz, hatte während der Amtsführung desselben zwischen dem Gutsherrn und den Untertanen kein Rechtsstreit obgewaltet, in 20 Jahren war kein Verbrechen vorgefallen, so daß der Justitiarius niemals Veranlassung gehabt hatte, einen Gerichtstag abzuhalten. Indessen das bekannte Religionsedict des Rinniers Wöllner beabsichtigte den lutherisch-kirchlichen Glauben einzuschärfen, welchen Schulz freilich bei Seite setzen zu wollen schien. Eine fernere Cabinetsordre nahm daher Veranlassung, ausdrücklich auszusprechen, daß das Kammergericht, als urtheilende Behörde, bezagtes Religionsedict nicht aus den Augen lassen solle, und so wol kein Bedenken tragen werde, auf die im Edicte festgesetzten Strafen zu erkennen. Der Vertheidiger des Schulz, Criminalrath Amelang, erklärte, daß diese Drede der künftigen richterlichen Prüfung mit zu unterwerfen sei. „Er. Majestät allerhöchste Person sind zu gerecht, als daß dieselben auch nur eine Äußerung wagen dürften, welche den Gesetzen nicht vollkommen entspräche, und mit selbigen überall bestehen könnte.“ Die Vertheidigungsschrift des Schulz selbst beschränkte sich darauf nachzuweisen, daß es sein alleiniger Zweck sei: „die wahre Lehre des Jesus von Nazareth unter der Last der irrigen Vorstellungen und Lehrsätze, womit sie in der Folge überladen und dadurch fast ganz erstickt worden ist, so viel an ihm liege, wieder hervorzu ziehen und sie in ihrer ursprünglichen Gestalt, als die schönste Unterweisung für Menschen zu ihrem gegenwärtigen und künftigen Glück, ihnen vor Augen zu stellen. Nicht die in der Bibel und in specie im Neuen Testamente erzählten Geschichtsbegebenheiten, sondern einzig und allein die wahre Lehre Jesu sei der eigentliche Grund des Christenthums.“ Die Sache kam demnach zum Erkenntnisse des Kammergerichts. Hier ist die wesentlich bedeutende Stelle der vorliegenden Schrift wahrzunehmen, wie ein Gericht damaliger Zeit seine Stellung zu Fragen der Re-

ligion aufstellte. Denn Widerspruch gegen Dogmen und Cabinedverfolgung sind in Kirche und Staat nie etwas Neues gewesen, und hier sind sie auch ohne allgemeine Folgen geblieben. Dann aber hat uns die historische Kritik von Strauß, die Philosophie von Feuerbach ganz andere Dinge über das Christenthum gesagt als jener Prediger nur zu ahnen fähig war. Das Kammergericht aber behandelte die Frage ganz so, als wenn ihm vorgelegen hätte zu entscheiden, ob z. B. Jemand eine durch ein Privilegium geschützte Fabrikation einer Waare in derselben Weise nachgebildet habe oder nicht. Es ist dazu ein technisches Gutachten Sachverständiger nöthig. Dieses erforderte es vom Oberconsistorium in folgenden fünf Fragen: 1) Ob die Lehre Jesu sämtliche Grundwahrheiten der christlichen Religion enthalte? und worin diese Grundwahrheiten bestehen? 2) Ob außer den Lehren Jesu noch Grundwahrheiten der Religion vorhanden? und worin diese bestehen? 3) Ob die Grundwahrheiten der lutherischen Confession mit den Grundwahrheiten der christlichen Religion übereinstimmen? oder worin ihre Nichtübereinstimmung sich gründe? 4) Was es mit den sogenannten Glaubenswahrheiten für eine Bewandniß habe? und ob sie die Grundwahrheiten der Religion überhaupt und der lutherischen Confession insbesondere ausmachen? 5) Ob der Prediger Schulz bei seinen Lehren, wie solche bei der Untersuchung ausgemittelt worden, von den Grundwahrheiten der christlichen Religion überhaupt? oder der lutherischen Confession abgewichen sei? Wir können in der That dem Könige nicht ganz unrecht geben, wenn er über diese Fragen an den Großkanzler v. Sarnier schrieb: daß das Kammergericht sich sehr wunderbar aufführe, und allerlei unnütze Fragen an das Consistorium habe gelangen lassen. Dieses begutachtete übrigens: der ic. Schulz sei nach dem Sinne des Religionsedicts kein lutherischer Prediger; der Oberconsistorialrath Zeller in einem besondern Votum: daß er überhaupt wol ein lutherischer Prediger sein könne. Hierauf entschied das Kammergericht: daß der ic. Schulz zwar für keinen protestantisch-lutherischen aber wol für einen christlichen Prediger und seine Gemeinden zwar für keine protestantisch-lutherischen, wol aber für christliche Gemeinden zu halten, und er hiernach als christlicher Prediger, und seine Gemeinden als christliche Gemeinden, sowie bisher geschehen ist, anzusehen und zu dulden. Mag man nun auch der Tendenz dieses Urtheils seine Bestimmung nicht versagen, so ist doch vom juristischen Standpunkte aus unstreitig, daß es über die Grenzen des Streits gegangen ist. Was die Gemeinden wären und ob sie geduldet werden mußten, war nicht im entferntesten Gegenstand der Untersuchung gewesen. Das Urtheil drang ihnen ein Prädicate auf, welches sie weder beanspruchten, noch welches ihnen abgesprochen war. Dann aber ist mit dem Prädicate „christlich“ eine Gesellschaft nicht im mindesten bezeichnet, eine Person wol, wenn sie diese innere Eigenschaft, dieses Wesen hat. Eine Gesellschaft muß aber auch äußerlich eine christliche Form haben, eine Kirche sein. Dies kann sie nur durch Aufnahme und Gestaltung derjenigen Kirchenformen, die aus der Geschichte ein Recht entnehmen können. Ob dies Alles vorhanden, lag dem Kammergerichte aber nicht vor. Dann aber ist ein christlicher Prediger ebenso wenig etwas. Ein Prediger ist dies nur in Bezug auf eine bestimmte Kirchengesellschaft; ein christlicher Prediger heißt so viel als kein jüdischer oder mohammedanischer, was das Kammergericht ebenfalls nicht zu entscheiden hatte. Es ist augenscheinlich, daß es nicht wußte, was es mit dem Religionsedict anfangen sollte; darum hatte es die langjährige stillschweigende Duldung der Gemeinden hervorgehoben, damit diese dem Prediger selbst zur Stütze gereichte. Der König cassirte das Erkenntniß und setzte dafür: daß der ic. Schulz für einen protestantisch-lutherischen Prediger nicht zu achten; solchennach dieses Amtes bei den lutherischen Kirchen zu Sieltdorf ic. zu entsetzen. Dieses Rescript wurde durch das zweite Urtheil des Appellationsfenats des Kammergerichts zu einem Rechtsausprüche erhoben. Das Erkenntniß, lediglich auf das Religions-

edict gestützt, konnte nicht anders ausfallen. Es ist hier nicht der Ort, die Anwendbarkeit jenes Edicts zu prüfen. Hiermit aber nahm die ganze Angelegenheit ein Ende. Wir erfahren nicht aus dem Buche, was mit Schulz weiter geworden und wie das Ende seines Lebens gewesen sei. Der Herausgeber schließt nur damit: es sei Pflicht weiter zu wirken an dem Werke Jenes mit männlicher Gesinnung. Wir möchten es aber für sehr schwer halten, nur zurückzuführen zu seinen einfachen Principien, und noch schwerer aus der deutschen Kirche der Geschichte eine heimlich-friedliche Dorfkirche zu machen. **F. Marquard.**

Bibliographie.

- Allgemeine deutsche Bibliothek. Neueste Encyclopädie der deutschen Nationalliteratur. Die deutschen Classiker von Goethe bis auf unsere Zeit. 1stes bis 3tes Bändchen. Grimma, Verlagscomptoir. 16. à 2½ Rgr.
- Buchinger, Geschichtliche Nachrichten über die ehemalige Grafschaft und das Landgericht Dachau. Bis 1840. München, Franz. 1844. Gr. 8. 21 Rgr.
- Conrad und Adelsig. Ein Märchen. Berlin. 1845. 16. 1½ Rgr.
- Curtmann, W., Die Räthsel des Lebens, ein Versuch. I. Senses. Darmstadt, Diehl. Gr. 8. 20 Rgr.
- Gabriele von Belle-Isle oder die verhängnißvolle Wette. Schauspiel in fünf Aufzügen. Nach A. Dumas übertragen von L. Dsten. Hamburg, Berenssohn. 1845. 12. 15 Rgr.
- Henrici, Das Leben der Heiligen, ein Glaubenspiegel. Erweckungen für Geist und Leben. Mit Titelpuffer. Leipzig, Hartung. 1845. Kl. 8. 20 Rgr.
- Koritz, A., März-Beichen. Ein Kranz des Andenkens auf das Grab seiner Minna. Berlin, Wohlgenuth. 1845. 8. 10 Rgr.
- Müller, S. v., Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in der Mark Brandenburg. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Rgr.
- Marthalla-Lieder mit Bildern und Singweisen. Mainz, Birth. Gr. 16. 15 Rgr.
- Ortlepp, C., Gesammelte Werke. 1ster und 2ter Band. Winterthur, Literarisches Comptoir von Hegner älter. 1845. Gr. 16. à 18 Rgr.
- Enriko und Blanka oder die Heirath aus Rache. Trauerspiel in fünf Acten. Winterthur, Literarisches Comptoir von Hegner älter. 1845. Gr. 16. 9 Rgr.
- Schellenberg-Biedermann, C., Ein Jahr aus Ursula's Leben. Winterthur, Literarisches Comptoir von Hegner älter. 1845. 8. 1 Thlr. 24 Rgr.
- Tournesfort, J. v., Der Antichrist. Ein Gegenstück zu Eugen Sue's „Ewigler Jude“. Aus dem Französischen. 1ste Lieferung. Aachen, Cremer. Gr. 12. 5 Rgr.
- Walter, W., Der Anacharis des 13. Jahrhunderts. Ein Sittengemälde der Vorzeit. Zwei Theile. Aachen, Cremer. 1845. 12. 20 Rgr.

Tagesliteratur.

- Ammann, F., Der Styl der römischen Curie und der fromme Betrug des heiligen Stuhls, historisch nachgewiesen an einem höchst merkwürdigen römischen Documente. 2te Auflage. Baden, Schneider. Gr. 16. 7½ Rgr.
- Die religiöse Aufregung der Gegenwart, in besondrem Bezug auf die Symbolfrage. Grimma, Verlagscomptoir. 1845. 8. 6 Rgr.
- Baron, R., Zum confessionellen Frieden! Ein Neujahrsgruß an Katholiken und Protestanten. Breslau, Goseporsky. 1845. Gr. 8. 5 Rgr.
- Baumgarten, Die Flug- oder fliegende Schrift des A. G. Friedr. Freih. v. Strachwitz, angeblich nur den katho-

Wägen Priester Ronge vor dem lesenden Volke beschreibend. Breslau, Schulz und Comp. 1845. Gr. 8. 2 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Offene Beantwortung der Frage des Hrn. P. Müller, ob die Unterzeichner der Erklärung vom 15. August Bauhandwerker? Von einem Freunde der Wahrheit. Berlin, Thome. Gr. 8. 2 Ngr.

Bemerkungen über Stahl's Sendschreiben gegen die Erklärung vom 15. August 1845. Berlin, Schulze. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Berneaub, Dr. R. G. Bretschneider's Reformationspredigt, angegriffen von Konst. Christ, vertheidigt von ic. Gottha, Müller. 1845. 8. 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Collmann, C. L., Ein Wort zur Erinnerung an den 100. Geburtstag Feinr. Pestalozzi's und an dessen erstes Säcularfest, nebst einigen Aufsätzen über die Pestalozzi-Stiftung und zwei Actenstücke von S. Falk über die Erziehung verwahter Kinder. 2te veränderte und vermehrte Auflage. Kassel, Bohné Gr. 8. 15 Ngr.

Das Definitivum des Hrn. Sporschil in Betreff der Deutsch-Katholiken. Beleuchtet und zurückgewiesen von M. A. Leipzig, Einhorn. Kl. 8. 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Franke, F. A., Schattenriß eines großen Reformators oder Dr. Anton Theiner nach seiner Stellung in der Wissenschaft und im Leben gezeichnet. Glatz, Pirschberg. Lex.-8. 15 Ngr.

Freimund, A., Die historisch-politische Schule und Böhmers geschichtliche Ansichten. Eine deutsche Kritik. Berlin, Schulze. 1845. 8. 10 Ngr.

Gabe der Liebe. Dem Herrn Sem.-Director Dr. F. A. W. Diesterweg dargebracht zum 3. Juli 1845. Von einem Nichtlehrer. 2te Auflage. Meurs, Dolle. Gr. 8. 2 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Giese, F. M., Bekenntnisse eines Freigewordenen, mit besonderer Bezugnahme auf Kämpfe's Beantwortung der Wllich'schen Bekenntnisse. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 16 Ngr.

Glaubens-Bekenntniß der nach dem Protest vom 15. Mai 1845 zu Berlin sich bildenden christ-katholischen Gemeinde. Berlin, Wohlgenuth. Gr. 8. 3 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Günther, F., Der Gelegenheitsdichter. 2te Auflage. Erfurt, Hennings und Hopf. 1845. Du. 8. 10 Ngr.

Harms, Einer wider Einen. Eine Erklärung. Hamburg, Berendsohn. 1845. 8. 3 $\frac{1}{2}$ Ngr.

v. Holgendorff-Bietmansdorf, Brief an den Landtags-Abgeordneten ic. Herrn v. Arnim auf Criewen bei Schwedt. Berlin, Springer. 1845. Gr. 8. 3 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Johannes, Welche Zeit ist's im Reiche Gottes? Grimma, Verlagscomptoir. 8. 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Jordan's Bewußtsein über seine Schuld oder Unschuld. Siegen, Friedrich. Gr. 8. 1 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Julius, G., Bankwesen. Ein neues Gespenst in Deutschland. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

König, C., Wider den Kornwucher. Leipzig, Hartmann. Kl. 8. 2 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Der Konflikt der waadtländischen Geistlichkeit mit ihren Staatsbehörden, und ihre Verhandlungen vom 11. und 12. November 1845, welche den massenhaften Rücktritt vom Amte zur Folge hatten. Arau, Christen. Gr. 8. 10 Ngr.

Konrad, J. A., Die Idee Gottes aus dem Standpunkte der christlichen Offenbarungslehre dargestellt. Ein wissenschaftlicher Versuch. Baden, Höhr und Langbein. 1845. 8. 11 Ngr.

Lauter, Nationales Zeugniß von Christo und für Christum. Eine Predigt über die Frage: Wie dünkt euch um Christo? wofür Söhn ist er? Halle, Schwesfke und Sohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Lisco, G., Von dem Verhältniß der Geistlichen zu der Gemeinde. Antrittspredigt. Berlin, Bethge. 8. 2 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Luther's Leben, Wirken und Sterben in zwölf Originalen geschildert von Melancthon, Luther selbst, Justus Jonas und andern Augen- und Ohrenzeugen. Karlsruhe, Braun. 8. 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Mager, Einrichtung und Unterrichtsplan eines Bürger-Gymnasiums (Real- oder höhere Bürgerschule). Bielefeld, Verlags- und Sortiment-Buchhandlung. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Rann, G. F., Der Kampf des Lichts mit der Finsterniß. Gedicht. Weissenf., Großmann. 1845. Gr. 8. 6 Ngr.

Martyrertum der Oberin Irina Marzina Niczyslawska und ihrer Feldensgefährtinnen. Aus dem Französischen. Mit einem Vorworte und dem Bildniß der Oberin Niczyslawska. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 5 Ngr.

Doppel, C., Joh. Heint. Pestalozzi's Leben, Wollen und Wirken. Frankfurt a. M., Kestler. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Orth, C., Jakob und Esau. Drei Predigten nebst einem offenen Schreiben an Hrn. Prediger Runge. Berlin, Dehnbau. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Pätzsch, H. F. W., Der Herr ist der Geist. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Rede an gebildete Christen zum einfachen und richtigen Verständniß dieses auch in gegenwärtiger Zeit so oft gemißdeuteten und gemißbrauchten apostolischen Ausspruchs. Berlin, Amelang. 8. 3 Ngr.

Perez, Die Vorschläge des Oberkonsistorialraths Dr. Smetlage und des Abtes Dr. Ruppstein zur Vereinigung der evangelischen Kirche Deutschlands. Grimma, Verlagscomptoir. 8. 5 Ngr.

Piper, G. D., Der Pfarrer Gustav Adolph Wilschenus, und die Bedeutung seiner Bekenntnisse und Erlebnisse für die Gesamtheit. Eine Zuschrift an die Protestanten. Halle, Schwesfke und Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Ringeltaube, C. F., Das Christenthum und der Zeitgeist, oder Beleuchtung einiger Zeitfragen auf dem Gebiete der Kirche mit den Worten der heiligen Schrift. Berlin, Wohlgenuth. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

Rothe, R., Christus ist nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Heidelberg, Winter. 1845. 8. 5 Ngr.

Scholz, L., Die Volksschule. Döbenburg, Schulze. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Schönwetter, P. J., Was sagt das Wort Gottes in Betreff des Lichts, das unserer Kirche gegenwärtig noth thut? Predigt über 1. Mos. 1, 3, 4. Krdlingen, Beck. Gr. 8. 2 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Schubarth, F. M., Daß der evangelische Landmann in alltäglichen Erfahrungen seines Berufs ein sehr wirksames Schutzmittel habe gegen die Neuerungssucht auf dem Gebiete seines Glaubens und seiner Kirche. Kratespredigt. Grimma, Gebhardt. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Schütz, W. v., Protestantischer Jesuitenhaß und katholischer Fastengruß. Der Gesellschaft Jesu und ihren Freunden gewidmet. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 11 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Eine Stimme aus der Mitte der Theologie Studirenden über die sächsischen Ministerialerlasse vom 17. und 19. Juli 1845. Grimma, Verlagscomptoir. 1845. 8. 5 Ngr.

Herr M. A. Thiers und seine Geschichte des Consulats und Kaiserreichs. Leipzig. 12. 10 Ngr.

Wllich, Über den Amteid der Geistlichen. 2te Auflage. Leipzig, Klemm. Kl. 8. 3 Ngr.

— Offenes Sendschreiben an die protestantische deutsche Konferenz in Berlin. Wolfenbüttel, Holle. 8. 5 Ngr.

Volkmann, G., Der höchste Grundsatz des Christenthums, der Reformation und des freien Katholizismus der Gegenwart. Siegen, Friederich. 8. 2 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Werner, B., Unsterblichkeit, Heilige und Fegfeuer und was etwa noch daran hängt, in einigen Umrissen für alle Christenthum segenden Rationalisten. Darmstadt, Kern. 1845. Gr. 8. 2 Ngr.

— Zum Besten des Dr. Seydensticker in Hannover. Einige Verse an alle milden Nichtphilister Deutschlands. Darmstadt, Kern. 1845. 16. 3 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Wille, M. A., Der evangelische Christ am Reformationsfeste 1845. Predigt. Leipzig, Klinckschardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Leistungen auf dem Gebiete der modernen Epik.

(Schluß aus Nr. 72.)

22. Balladen. Von Karl Weidtel. Leipzig, Brockhaus. 1845. 8. 1 Thlr.

Die Inhaltsanzeige mit ihren piquant überschriebenen Nummern sowie der erste rhapsodische Durchflug der Balladen selbst erfüllte uns mit einem sehr günstigen Vorurtheil für den Verf., der hier sein erstes poetisch-episches Debut zu machen scheint; denn es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß nur wenige Stücke in dieser Sammlung sind, durch die nicht irgend ein schöner geistreicher Gedanke, ähnlich einem abendlichen Wetterleuchten, zuckte, oder uns ein ebenso neues als reizendes Bild überraschend vor Augen träte. Aber eine sorgfältigere Lecture zerstreut dieses günstige Vorurtheil und die Schattenseite des Buchs tritt mit einem gewissen Glanz hervor. Die Sachen laboriren nämlich sämmtlich an Dunkelheit. Man verzeihe uns indessen recht. Wir rügen hier nicht die melancholisch-trübe Färbung, die alle Stücke tragen — denn die Ballade, um sich von der heller zu haltenden Romane zu unterscheiden, soll ja nach der Theorie unserer Poetiker in eine schwermüthig dunkle Farbe eingetaucht sein — sondern wir rügen hier die Dunkelheit, Unklarheit und Unverständlichkeit der Gedanken, die uns auf jeder Blattseite entgegenkommen und allen ästhetischen Genuß vergällen. Es sind Stücke hier zu lesen, wo der Leser seine Geschicklichkeit im Ergrathen des Sinnes auf die Probe stellen kann, wo er aber doch schwertlich aufs Reine oder vielmehr ins Feste kommt, z. B. „Aug' um Auge“ (S. 36) und „Der falsche Heintzmann“ (S. 105). Diese Dunkelheit paralyßirt natürlich den Eindruck des Geistvollen und Ungeöhnlichen, den das Lesen dieser Sachen anfänglich auf unser Gemüth macht. Richten wir den Blick auf den inhaltlichen Stoff, so finden wir eine nicht geringe Anzahl original erfundener Stücke, z. B. das erste: „Die liegende Pest“, nimmt sehr ein und bezieht uns; aber im Verlauf der Lecture offenbart sich doch eine große Einförmigkeit des Inhalts und immer wiederkehrende Ideen, Facta und Situationen. Die Hauptrolle spielen immer und immer fast Jäger, Wassermänner, Rixen, Hexen, und er betritt überall gern die Region des Wunderbaren, Mythischen und Gespensisch-unheimlichen, worüber er sich in einem Prologe vortrefflich also auspricht:

Auch macht sich hier und da der alte Glaube
An Götter, Mächten und Träume gelten,
Und hebt die Todten aus der Erde Staube.
Das wilde Heer zieht durch die finstern Forste,
Die Lurlei hat auf hohem Klippenborste,
Der Tod läuft über's Grab, die Snomen schelten,
Zulezt mit Schlüsselbund und Spigenhaube
Tritt uns die Ahsfrau an aus andern Welten.

Diese Worte aber verheißten uns mehr als uns gegeben wird, und sind viel besser als die Schilderungen selbst. Eins seines Lieblichsthematen ist die Treulosigkeit des Mädchens, die einen bessern Liebhaber und Freund kennen gelernt hat, z. B. „Der

Rixe Rache“ (S. 159). Ähnlich sind „Der weiße Ritter“ (S. 33) „Der Bahrgast“ (S. 171), „Die letzte Jagd“ (S. 67). „Die letzte Nacht“ (S. 142) ist der Anlage nach ein vortreffliches Sujet, aber die Ausführung täuscht uns; der Verf. beherrscht auch hier die Klarheit der Gedanken und Bilder so wenig, daß es uns alle Augenblicke ist als ständen wir vor der Räthsel ausgehenden Sphinx. Der Sprache nach ist „Das verschwundene Brautpaar“ (S. 73) das geistreichste Stück, aber der Verf. macht es effectlos durch den unmotivirten Schluß und Ausgang. Ebenfalls schön ist „Das Muttergottesbild“ (S. 81) und „Aus der Schweiz“ (S. 122), was freilich an Weidtel's „Hans Euler“ allzu sehr erinnert. „Der Treubruch“ (S. 75) wird zuletzt dadurch, daß die Gattin todt ist, völlig verdorben. Schön ist auch das kleine fabelähnliche Stück „Mutterliebe“ (S. 191). Was Vers und Reim betrifft, erlaubt sich Hr. Weidtel viele Freiheiten; von kataphonischen Rhythmen ließe sich eine reiche Blumenlese halten, und Reime wie Balbe auf halbe, packt und gewagt, entzückt und gewiegt sind etwas ganz Gewöhnliches. Auch die Sprache, sonst das Beste und die Lichtseite im Buche, erlaubt sich Willkürlichkeit und Anomalien, welche hypergenial sind; z. B. schwacherröten statt erröthet, gewunken statt gewinkt, entzunden statt entzündet, ja gar gemalen statt gemalt. In Hinsicht der ihm eigenen Orthographie drängt sich uns die Bemerkung auf, daß der Verf. ein Feind des Spiritus ist: er verbannt das ehrliche deutsche h gänzlich aus den Worten. Versuchen wir, ob wir den Leser nach den hier gemachten Bemerkungen und Ausstellungen verzeihen können mit den epischen Leistungen des Hrn. Weidtel, wenn wir hier das Stück mittheilen, welches wir für das Juwel der Sammlung erklären:

Die fliegende Pest.

„Steh', Alter, auf von jenem Grabeshügel,
Der Frost versilbert Busch bereilt und Hecke,
Zu Abend schloße ich der Thüre Riegel
Und suche meines Bettes warme Decke.“

„Die hergebetet du zu ew'ger Ruhe,
Die Sonne war's in meinem Jugendlande,
Sobald der Deckel fiel auf ihre Truhe,
War meine Hoffnung, war mein Glück zu Rande.“

Der Käster lächelt: „Wunderlicher Alter,
Willst du mit fremdem Mißgeschick dich quälen?
Komm in mein Haus, erst fing' ich einen Falter,
Dann will von diesem Mädchen ich erzählen.“

Es sind wol fünfzig Jahre, daß mit Andern
Nach dieses Städtchens engen Häuserreihen
Ein Jüngling kam nach jahrelangem Wandern,
Um an der Sieben Anbitt' sich zu freuen.

Der gelbe Strom, der Birche grüne Schilde
Erzählen ihm von tausend festen Schergen,
Die Knabenzelt, die wühlige, die wilde,
Lebt wieder auf in stürm warmen Bergen.

Und eines Vögels denkt er blau wie Äther,
Die Sonnenstrahlen glänzend, ohne Fäße,
Er folgte seinem Fluge, bis es später
Verborg'n sich in einem Mauerrisse.

Im Sinne froh, das Hundertkrieger zu fangen,
Ein jeder Knabe er nach dem Versteck,
Doch wie er langt, er kann es nicht erlangen,
Nur sagt das Thier in dunkler Mauerede.

Erboht, daß seiner Hand der Fund entwischt,
Nimmt einen laßen Ziegel er vom Dache,
Fügt sorgsam in die Fugen ihn der Ritze
Und geht entzückt ob der gelungenen Sache.

Doch was geschähe, quälte ihn allmächtig,
Ob lange er zum Hängling aufgeschossen,
Das blaue Vögelin, glänzend, wunderprchtig,
Es macht ihn fester, träumerisch, verschlossen.

Aus jedem Haus sah es, aus allen Spalten,
Und nirgend Ruhe seinen flücht'gen Schoten,
Eich schablos für das Ungewöhn zu halten,
Will er sich nun des Vögels Tränen holen.

Und nach dem Haus, in dessen Mauertiefe
Der Vogel einst geflohn, eilt der Geselle,
Nach dem verklebten Ziegel späht die Blicke,
„Da ist er, da, und das die Grabestelle.“

Er klimmt hinauf, geöffnet ist die Mauer,
Der Vogel lebt, er sieht ihn blüßschnell fliegen,
Da überkommt es ihn wie eifriger Schauer,
Wie er erwacht, sieht er im Bett sich liegen.

Und schwachen Blickes steht mit bleichen Wangen
Sein Lieb vor ihm und ringt die zarten Hände:
„Des Vaters Auge hat das Grab umfassen,
Der Mutter, den Geschwistern naht das Ende.“

„Die Pest . . . die Pest! Die Gassen still und öde,
Du warst der Erste, der an ihr erkrankte,
Ein blauer Vogel deine einz'ge Rede
Als mir vor deinen Phantasten bangte.“ — —

„Ein blauer Vogel?“ . . . Die Doctoren wiegen
Die Köpfe, wie den Fall er ihnen berichtet:
Ob's concentriert Miasma vor? . . . Es liegen
Grempel vor, daß durch die Luft es leuchtet.“

„Um meine That, um meine Reugier müssen
Nun Laufende in Todesqual vergehen!“
Der Kranke sinkt verzweifelt in die Kissen,
Um spät zu neuem Leben zu ersehen.

„Wo ist das Mädchen, das zuerst willkommen
Gehessen mich auf meiner Väter Boden?“
„Die Knechte frag', die sie von hier genommen,
Und fortgeschleppt gleich tausend andern Todten.“

„Mein Mütterchen, wo bist du? Wo die Brüder,
Wo eine Hand, die sonst die meine drückte?
Nur Kummerblasse Brute seh' ich wieder
Und ich, der ihrer Wangen Furchen pflegte.“

Nicht Einer will den Heimgekommenen grüßen,
Nicht Einer trinkt mit ihm aus Einem Glase,
Da schüttelt er den Staub von seinen Füßen
Und wandelt fernab einsam seine Straße.

Man sagte mir, auf Asghanistans Erde,
Im heitern Kaukasus sei er gewesen;
Doch heimlich wurde er an keinem Herde,
Denn was er wollte kann er nie vergessen.

Auf jenem Grab die freibeweißen Rosen,
Die Schwelgerin dorer sah's, die seiner Lieben
Man sterbend in die Loden stockt, die losen,
Und daß sie eine Braut erkühne dräben.

D'rum, so ihr ein verloren Kind betrauert,
Das war der Stein nicht, unter dem es moberet.
Nun est und trakt und in die Erde lauert
Euch hin, will seh'n, ob's im Kamme lobert.“

Der Alte räthet sich nicht. Der Käster leuchtet
Ihm ins Gesicht, erschrocken steht er stille:
„Ihr seid der Mann, dem Schicksal ich gebeichtet,
So meine Sinne treu. Was Euer Wille?“

„Was ich gesucht, ich habe es gefunden,
Zur letzten Stunde holet aus der Hammer
Und leb'ig dess', was Andere gebunden,
Geh' ich zur bleichen Liebe in die Kammer.“

Nun fällt das Antlitz auf die mageren Hände
Die an des Altes Bedne sich gehalten.
Auf vaterländ'scher Erb' ein stilles Ende,
Welt wachte über das Gesicht des Alten.

23. Paulus. Geistliches Gedicht in zehn Gesängen von Heinrich Alexander Seidel. Schwerin, Kurfürstener. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses christlich-biblische Epos scheint uns aus einem doppelten Grunde einer sorgfältigen Beachtung werth. Einmal weil es in seinem bedeutenden materiellen Umfange von 934 wohlgebauten Ottaven schon als eine Seltenheit auf Deutschlands literarischem Bazar erscheint. Wir haben zwar ebenso umfangreiche geistliche Epopöen, aber keine in solchem Geiste abgefaßt; denn Rückert's allbekannte „Evangelienharmonie“ ist am Ende nichts weiter als eine gereimte evangelische Geschichte, in welcher des heiligen Originals eigenthümliche Reize noch obendrein oft vermischt werden. Das ist hier nicht der Fall. Dann aber ist das Buch auch deshalb beachtenswerth, weil der Verf. der doppelten Anforderung, die man an den geistlichen Dichter unserer Zeit macht, vollkommen Genüge leistet, die aber in unsern glaubensarmen und nur auf materielle Interessen sich richtenden Tagen höchst selten erfüllt wird: der Sänger des „Paulus“ verbindet nämlich dichterische Begabung mit gläubigem Sinne, Eigenschaften, die man nicht oft beisammen findet. 2. Schefer in seinem „Laienbrevier“ und Sallet im „Laien-evangelium“ geben uns in diesen Schriften als reichbegabte Dichter eine Fülle von poetischen Anschauungen und anziehenden Gemälden; aber umschürt von den Banden einer in sich streng abgeschlossenen Schulweisheit fehlt ihnen das christliche Moment, der Glaube, und somit sind sie eben keine echt geistlichen Dichter. Mit H. A. Seidel (wir wissen nicht, ob er mit Heinrich Seidel, dessen „Rosait“ wir in Nr. 22 b. Bl. f. 1844 rühmlich gedacht haben, identisch ist) verhält es sich anders. Er gehört weder einer philosophischen Schule noch auch einer religiösen Partei der Reuzzeit an; es fehlt ihm weder die Weihe des Dichters noch der Glaube des Christen.

Weisen wir Beides im Werke selbst nach, wenn auch nur mit wenigen Federstrichen. Nicht eben der Paulus, den uns Lukas in seiner Erzählung der Thaten und Schicksale der Apostel Jesu vor Augen gestellt hat, wird uns hier gezeichnet, sondern wir sehen das heroische Charakterbild des wunderbaren Mannes aus Tarsus in Cilicien, wie es als eigenthümliches Spiegelbild in die Seele des Verf. gefallen ist; das stellt er uns in markigen Zügen mit psychologischem Scharfblick und mit großer Geschicklichkeit, wechselnde Zustände und Stimmungen der menschlichen Seele zu malen, vor Augen. Diese Geschicklichkeit offenbart sich vorzugsweise im sechsten Gesange, der uns die Reue, Scham, Furcht und Selbstverachtung, und dann wieder die keimende Hoffnung, den sich belebenden Muth und das neue Leben des von dem Herrn ergriffenen und umgewandelten Selben in großartigen Zügen und mit psychologischer Wahrheit schildert. Uebrigens webt auch die dichtende productive Phantasie manche Scene und manches Ereigniß episodensartig mit ein, wozon in der heiligen Urkunde kein Wort steht und keine Andeutung sich findet. Dahin gehört die Erscheinung der Mutter des Stephanus, das Weilen des Hedden am

Grabe dieses ersten Blutzuges, der Charakter des greifen Samualiel, des Lehrers Pauli, die anziehende Gestalt des Iosef, mit welchem Paulus durch die Bande der innigsten Freundschaft verbunden erscheint, welcher aber schon vor des Apostels Bekehrung sich zu Jesus wandte, den Paulus später im Hause des Lazarus und seiner beiden Schwestern in Bethanien findet und der ihm zuletzt unter dem Kreuze Jesu wieder verfehlt in die Arme sinkt, die Schilderung der Marten, die Paulus zu Jerusalem über einige Christkinder kommen ließ, die Laufe des Apostels durch Ananias im Flusse Pharpar bei Damaskus und des fanatischen Synagogenvorsethers Simon zu Damaskus. Dabei zieht der Verf. nach apostolischer Sitte und Brauch die Mächte der Geisterwelt in die Kreise der handelnden Sterblichen; aber er bedient sich solcher Werkzeuge aus dem Kuffhaufe Kalliope's mit einer gewissen Discretion. So macht der Heilige des Evangeliums dem Helden selbst und den Seinen seine Nähe nur ein paar Mal fühlbar und bewegt die Stätte des Hauses, wo sie weilen. Ein überaus glücklicher und poetisch gebaltener Gedanke ist es, daß der Geist des Stephanus dem Paulus in wichtigen Lebensmomenten als Engel mit dem Palmenzweig, mahnend und warnend im Anfange, und tröstend und ermunternd am Ende erscheint. In der Rolle, die der Verf. den Satan spielen läßt (denn wie dürfte diese fehlen!), ist durchaus nichts Verzerrtes und Barockes, wie wir das in früher erschienenen epischen Werken wahrnahmen.

Die Ökonomie, mit welcher der materielle Stoff des Buchs eingetheilt und gegliedert ist, verdient alle Anerkennung. In den ersten fünf Gesängen, deren jedem ein biblisches, seinen Inhalt andeutendes Motto vorangestellt ist, sehen wir den schnaubenden, in Satans Schlingen noch wandelnden, verblendeten Saulus vor uns; in des Buchs zweiter Halbtheil oder in den letzten fünf Gesängen dagegen tritt der durch Christus gewonnene, in einem neuen Leben wandelnde Paulus vor uns auf. Inbessenen umfaßt dieser zweite Theil nicht die Thaten und Schicksale des Helden auf seinen Missionsreisen bis zu seiner Gefangenschaft in Rom, sondern schließt schon mit dem Augenblick, wo Paulus in dem Kreis der andern Apostel als Bruder erkannt und als Mitarbeiter im Weinberge des Herrn aufgenommen und durch Gebet geheilt wird, und wo er sich anschickt, den Namen Jesu zu den Heiden zu tragen und das Kreuz in den Ringmauern kleinasiatischer Städte aufzupflanzen. Den Referenten theologischer Blätter müssen wir es überlassen, den stofflichen Inhalt des Epos weiter zu exponiren. Dazu kommt nun die edle, reine Sprache, die fliegenden Rhythmen (denn daß der Verf. Jehovah bald als Daktylus, bald als Anapaßt mißt und gebraucht, ist am Ende irrelevant), die euphonischen Octaven, die fast durchgängig reinen Reime, die richtigen Bilder und Vergleichen! Nirgend ein prosaischer Passus, eine Erschlaffung des Flügels der Begeisterung! Ein Guß durch das Ganze von der ersten bis zur letzten Octave! Kurz, ein Dichter hat das Buch geschrieben; aber auch ein gläubiger Dichter! Er ist orthodox, aber doch kein Ultra; sein Lied preist den Herrn der Herrlichkeit in hoher Davidischer Begeisterung, aber er tändelt nicht mit Worten, heilandelt und lämmelt nicht; er glüht für das Heilige, für das was droben ist und ewig währt, aber man sieht, es ist kein erheucheltes Glühen oder mystisches Träumen und Winkeln; er legt seinem Helden die Ansichten von der Rechtfertigung, der Erwählung, der Stellvertretenden Genugthuung und der Erlösung in den Mund, er kann aber nicht anders, wenn er historisch und psychologisch treu schildern und berichten will. Von seinem Glauben, und zwar dem echt lutherischen, legt gleich die Widmung an die evangelische Kirche Kunde und Zeugniß ab:

Durch Werke nicht wird jeder Mensch gerecht.

Im Glauben nur an ein gekreuzigt Lieben

Erlanget Heil das sündige Geschlecht.

Wie Paulus mit Menschen- und Engelzungen redet, ergibt sich zunächst aus seiner begeisterten Anrede an Ananias nach

der Laufe im siebenten Gesange von Stange 30—31. Wir theilen hieraus zur Probe einige Stellen mit, die der Verf. den brieflichen Worten seines Helden an die Römer entnommen und rhythmisiert hat (S. 224):

Wie? jaget ihr? euch schreckt das ferne Dröhnen
Des Sturmes, der auf Erdenwolken führt?
Schreckt, Brüder, euch der morschen Rüstung Löwen,
Damit die Welt sich gegen euch beweert?
Schreckt euch der Spott, der süge giftig Ödnen,
Der Erdensöhner, der nur den Leid versteht?
Da, schaut, worunter und worauf ihr steht!
Die Gnade trägt, euch schämt das Kreuz erlöset.

Ist Gott für uns, wer mag uns widerstehen?
Der nicht verschont den eingebornen Sohn,
Der liebend ihn für uns dahin gegeben,
Wie soll' er nicht mit ihm der Himmel Kron',
Uns Alles schenken? — und der, uns zum Leben,
Das Grab verkauft mit der Himmel Thron,
Wie soll' er nicht, wenn seinen Weg wir gehen,
Der Herrliche, zu unsrer Seite stehen?

Wer will beschützig, die Gott erwählt?
Ja, Gott ist hier, der macht uns gerecht!
Und wer verdammen, die ihm zugehlet?
Wer, frag' ich, wer? o Satanskinder, spricht!
Christus ist hier, der sich mit uns vermählt,
Christus ist hier, gekorben als ein Knecht,
Ja, Christus, der, erweckt und auferstanden,
Uns nun vertritt, er macht euch zu Söhnen!

Wer will, o wer, von Gottes Lieb' uns scheiden?
Trübsal und Angst! Verfolgung! Hunger! Schwert!
Schmach! Häßlichkeit! Gericht! des Ketters Seiden?
Da, wäth' o Welt! — wir bleiben unverfehrt!
Die Liebe gibt uns Sieg und Siegesfreuden,
Nicht Tod, nicht Leben uns're Bande lört;
Nicht Engel, Fürkenthum, Gewalt kann Helden
Von Gottes Lieb', die sich in Christo weiden.

O nimmer bangen wir, denn Abba schreit
Der Geist in uns, den wir von ihm empfangen,
Der zeugt, daß uns zu Kindern Gott geweiht,
Und Kinder ja zum Erbtheil einst gelangen.
Was achten wir der Leiden dieser Zeit!
Durch Leiden ist zur Herrlichkeit gegangen
Der uns erlauft und trägt mit Liebesarmen:
Der Gnade Preis, dem ewigen Erbarmen!

Wie schön aber noch schildert uns Paulus das selige Gefühl seiner Gemeinschaft mit Christo noch in demselben siebenten Gesange, der so reich an großartigen und gottinnigen Gedanken ist. Wir erlauben uns noch vier Stangen (S. 231) darüber mitzutheilen:

Sahst du den Bräut'gam die Gefährten fleh'n,
Und zögernd geh'n, auf stillem Pfad verloren?
Sahst du den Mann dem Pause sich entzieh'n,
Darin ihm ward der erste Sohn geboren,
Und einsam wandeln? Sahst du glüh'n
Den Helden, den sein Volk zum Hört erkoren,
Am Abend, da der Sieg gekrönt sein Streiten?
Dann magst du ihre Einsamkeit wohl deuten?

Und war dir schon, in ew'gen (?) Augenblicken
Unendlich wohl im hochgewölbten Pala,
Wo nichts beengt der Seele Hochentzücken,
Wo schön ihr Sang dir widerklingt und rein?
Wo Geisterstimmen dich der Welt entdrücken
Und Himmelswiegenlieder singen ein
Mit hehren Weisen von den dunkeln Bäumen
In Himmelsruhe, voll von Lebensströmen?

Wo klarer du als bei dem Karsten Waschen
Das Leben schauest durch sein Nebelkleid,

Wo nicht, was dir Gottes Rechte sprechen,
 Wer wunderbar und deutlich sich erweist?
 Und, wie die Strahlen, die des Oran beschwunden
 Bergberg's Licht mit Köstern dich durchstrahlt,
 Wo, wie das Blau durch grünen Dornes Spalten,
 Der Himmel lacht in deiner Seele Balken?

Dann ehnest du, was in dem Herzen webet,
 Der still für sich die schatt'gen Gänge geht,
 Des' Geistes hoch auf Tausendfüßeln schwebet,
 Und sanft sich wiegt, vom Geiste angetrieben,
 Dann ehnest du das Lieb, das in ihm lebet,
 Wie Silber fließt und schwellend sich erhebt;
 Dann ehnest du die Liebe, die entschweben
 Dem Himmelstübchen, und darauf Antwort geben.

Ganz gewürdigt, wie wiederholen es am Schluß dieser Relation, ist Seidel's Werk hier nicht; aber unser Wort zieht vielleicht die Aufmerksamkeit anderer Kunstrichter oder des größern Publicums auf dasselbe und verschafft ihm die Anerkennung die ihm gebührt. 54.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Mignet's Reformationsgeschichte.

Die nun schon seit Jahren mit Ungeduld erwartete Geschichte der Reformation von Mignet, der erst neuerdings wieder in seinem „Antonio Perez“ ein glänzendes Zeugnis von seiner hervorragenden künstlerischen Gestaltungsgabe abgelegt hat, wird nun als binnen kurzem erscheinend angekündigt. Wie es heißt wird dieses Werk, welches bereits unter der Presse ist, sein Thema mit einer gewissen Ausführlichkeit behandeln. Man spricht von zehn Bänden, aus denen es bestehen soll. Wer einigermaßen Gelegenheit gehabt, sich, wie Schreiber dieser Zeilen, von der Gründlichkeit zu überzeugen, mit welcher der berühmte Geschichtschreiber der Revolution seine Studien über die Geschichte des Reformationszeitalters Jahre lang betrieben hat, der wird sich gewiß von der bevorstehenden Publication Ausgezeichnetes versprechen. Zunächst wird freilich sein Werk wol ein näheres Interesse für Frankreich haben, indem es der französischen Literatur an einer Darstellung der Reformationsgeschichte, welche den Forderungen der neuern Geschichtschreibung einigermaßen angemessen wäre, immer noch gebricht, obgleich dieses Thema gerade neuerdings von verschiedenen Seiten her zur Behandlung gewählt ist. In der Regel waren die Vorarbeiten, aus denen diese Werke hervorgegangen sind, nicht genügend genug, wie denn namentlich in diesem Punkte die unendlich wichtigen Forschungen deutscher Gelehrter in Frankreich fast gar keine Berücksichtigung gefunden haben. Häufig aber auch fehlte es denen, welche sich an diese Aufgabe machten, diesen wichtigen Zeitabschnitt, welcher den Anfangspunkt der neuern Zeit bildet, zu behandeln, an Reife des Urtheils und Gediegenheit der Gesinnung, welche allein der Geschichte so einflußreicher religiöser Bewegungen das Gepräge einer würdigen Darstellung aufzudrücken im Stande sind. Alle diese Eigenschaften nun wird Niemand Anstand nehmen Mignet im reichlichen Maße zuzuerkennen, welcher außerdem noch damit die Vorzüge einer künstlerischen Darstellung verbindet. Unter diesen Umständen kann man wol behaupten, daß der französischen Literatur eine wesentliche Bereicherung bevorsteht. Aber auch für Deutschland wird dieses Geschichtswerk nicht ohne Bedeutung sein. Freilich werden wir hier wirklich neue Resultate, welche dem Forscherblicke deutscher Gelehrten bisher gänzlich entgangen wären, schwerlich zu erwarten haben. Aber Mignet gehört offenbar zu den Schriftstellern, welche, wenn sie sich eines Gegenstandes einmal bemächtigt haben, denselben immer neue Seiten abzugewinnen wissen. So werden gewiß auch deutsche Leser, wenn sie im Stande sind, in einem historischen Werke etwas Anderes zu sehen als eine rohe Aufzählung einzelner Notizen, das Werk, auf welches wir gleich

im voraus die öffentliche Aufmerksamkeit hinlenken möchten, nicht unzufriedigt und ohne neue Anregung gefunden zu haben aus der Hand legen.

Zur französischen Provinzialgeschichte.

Das Leben der verschiedenen Theile von Frankreich ist viel bunter und mannichfaltiger als es gewöhnlich geschildert wird. Aus der Ferne betrachtet scheint es fast, als seien schon die Verschiedenheiten des provinziellen Lebens in der Centralisation, welche von Paris aus sich über alle Theile des Landes erstreckt, aufgegangen; tritt man aber näher heran, so erblickt man statt der verschwimmenden Einförmigkeit ein vielgegliedertes, vielfach abgestuftes und zum Theil selbst höchst verschiedenartiges Leben. Die charakteristischen Züge desselben kann man natürlich nur entdecken und auffinden, wenn man Gelegenheit hat, an Ort und Stelle sich von der Richtigkeit der gewöhnlichen Behauptungen zu überzeugen, oder wenn man es nicht verschmäht zu solchen Werken zu greifen, welche in dieser Beziehung allein Belehrung gewähren können. Ein wahres, tiefes Verständniß eröffnet sich aber uns auch erst, wenn wir auf die frühere Provinzialgeschichte und auf die Entwicklung und historische Gestaltung des provinziellen Lebens zurückgehen. Einen interessanten Beitrag zur Kunde einer der wichtigsten Provinzen Frankreichs erhalten wir in folgender Schrift „L'Auvergne au 14^{ème} siècle“, von A. Mazure. Der Verf., bekannt durch ein gebiegenes Werk über die Geschichte von Bearn, hat sich nicht begnügt, die äußern politischen Ereignisse, von denen die Auvergne berührt wurde, und die historischen Momente, welche im Schooße dieser Provinz sich herausstellten, in allgemeinen Umrissen zu zeichnen, sondern die Aufgabe, welche er sich gestellt hatte, ging dahin, uns ein lebendiges Bild von dem Treiben dieser Gegenden während einer erscheinungsreichen Zeit des Mittelalters zu entwerfen. So werden hier also die Sitten und Gewohnheiten, die abweichenden Formen der öffentlichen Institutionen, die Verhältnisse des alltäglichen Lebens ebenso gut berücksichtigt als die eigentlich historischen Bewegungen. 17.

Literarische Anzeige.

Allgemeines

Bücher-Lexikon etc.

Von

Wilhelm Meinius.

Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält.

Herausgegeben von

Otto August Schulz.

Erste bis siebente Lieferung, Bogen 1—70.

(A—Luchs.)

Gr. 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpap. 25 Ngr., auf Schreibpap. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die ersten sieben Bände des „Allgemeinen Bücher-Lexikon“ von Meinius (1812—20) sind jetzt zusammen genommen im **herabgesetzten Preise** für 20 Thlr. zu erhalten; auch werden einzelne Bände zu verhältnißmäßig erniedrigten Preisen erlassen. Der achte Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckp. 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpap. 12 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im März 1846.

F. A. Brackhaus.

Künstler-Dramen. Von Ludwig Franz Deinhardstein. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Suchen wir uns zuvörderst von dem Titel „Künstler-Dramen“ Rechenschaft zu geben, so hat derselbe doch nur dann eine erfassbare Bedeutung, wenn wir annehmen, daß nicht nur die innere Welt des Künstlers eine andere sei als die der andern Menschen, sondern daß auch die äußern Erscheinungen sich dem Künstler anders darstellen und abspiegeln als dies bei seinen Mitbrüdern der Fall ist. Von dieser Annahme, wenn auch die Hypothese etwas stolz und kühn sein sollte, geht denn der Verf. dieser Dramen allerdings auch aus. Er legt den Künstlern, welche er zum Vorwurf seiner Leistungen nimmt, eine gewisse typische Grundform unter, welche individuell nur geringe Abweichungen erkennen läßt; er nimmt an, daß in gewissen Grundzügen des Wesens und des Geistes alle Jünger der Kunst übereinkommen. Alle seine Künstlerhelden sind Naturmenschen, um die Welt und ihre Sitte nur wenig bekümmert; alle fühlen lebhafter als andere Menschen Leid und Freude; alle sind stolz, etwas schelmisch und unzuverlässig, sehr warmblütig und leicht reizbar; alle daher stark der Liebe ergeben und gegen Diejenigen, welche sich das Ansehen geben, die Kunst zu verachten, höchst erbittliche und sehr gefährliche Widersacher. Wir können nun wol diese Grundform zugeben; glauben jedoch im Allgemeinen, daß der Verf. etwas mehr subjective Verschiedenheit hätte gelten lassen sollen als er in „Doccaccio“, „Salvator Rosa“, „Pigault Lebrun“, „Garrick“ und „Hans Sachs“ zur Darstellung zu bringen für gut fand. Die Mannichfaltigkeit dieser Geister ist groß, in den zwei Theilen des Verf. erscheinen sie fast wie ein fünfblattiges Brudergeschlecht, bei dessen Zeichnung er davon ausgeht, daß die Künstler ein gefondertes Geschlecht für sich seien. Und er hat recht. Die innere Welt des Künstlers gleicht nur sich selbst. Wie er glüht, liebt und faßt, wie er eine ideale Welt aufbauend die reale mißkennt und geringschätzt, das ist ein Bild für sich, wenn es nur Jemand darzustellen weiß, wie Goethe im „Tasso“; es ist ein Gemälde so eigenthümlicher Art, daß wir die Ansicht gelten lassen müssen, es könne eine besondere dramatische Künstlerform — das Künstler-

Drama — wol geben und diese habe ein Recht für sich zu bestehen.

So viel vom Titel und seiner Berechtigung. Wir erwarten nun in diesen Dramen zu sehen, wie der Künstler die Höhen und Tiefen der Welt durchwandert, wie er verwirrt und von sich weißt, was die übrige Welt liebt und hochschätzt, wie er dagegen schwärmt und glüht für Das, was bei den Menschen in keinem Ansehen steht, wie er sich hingibt für ideale Lebensgüter und die realen Interessen mit Füßen tritt, wie er auf den innern Ruf lauscht und horcht, der an ihn ergangen ist, und für die Lockungen der Sirene „Welt“ taub ist, wie er Himmelsluft athmet und der irdischen um sich her vergißt. Dies Alles erwarten wir zu sehen; denn alles Dies ist der besondere Vorwurf bei diesen „Künstler-Dramen“. Wir wollen nun bekennen, daß der Verf. nach einem wie billig verkleinerten Maßstabe dies Alles auch in der That zur Anschauung bringt — wir sagen, in einem verkleinerten Maßstabe im Vergleich zu dem, welcher etwa an Goethe's „Tasso“ anzulegen ist —, wie es sich für die leichter aufgefaßten Verhältnisse eines Schauspiels oder Lustspiels paßt, und mit geringerer poetischer Betonung als sie im „Correggio“ von Dhlenschläger, im „Camoens“ und andern verwandten Arbeiten anzutreffen ist. Im Allgemeinen fehlt dem Verf. niemals eine geschickte Wendung des novellistischen Stoffes, der seinen Dramen zum Grunde liegt; seiner Handlung mangelt es in allen fünf Stücken niemals an einem geistigen Interesse, und wenn auch, in der Richtung auf Zeit und Lebensschilderung hin, sein „Hans Sachs“ beitem das ausgeführteste unter diesen Dramen ist, dem an poetischem Gehalt keins der übrigen gleichsteht, so sind doch die kleinern und mehr auf die Abrundung eines scenischen Stoffes hingedachten Arbeiten wie „Doccaccio“ und „Salvator Rosa“ den Charakter treugeblieben, den wir in Vorstehendem von einem „Künstler-Drama“ fordern zu dürfen glauben. Dagegen müssen wir einräumen, daß das Element des Wortwiges von dem Verf. völlig vernachlässigt ist, und daß in allen fünf Dramen eigentlich nur eine einzige Scene im „Pigault Lebrun“ dies Element anbaute.

Wir wollen diese Dramen nun der Reihe nach, in der sie uns geboten werden, etwas näher ansehen, indem wir von ihnen allen bemerken, daß sie, gut dargestellt

oder rasch vorgelesen, einen günstigen Eindruck zurücklassen und den Verf. in Dem, was man gemeinhin als „bühnengerecht“ bezeichnet, für einen Meister erkennen lassen. Zuerst also:

1. „Vigault Lebrun“, Lustspiel in fünf Acten. In dem Leben dieses lustigen Romanautors der Franzosen lag wol am wenigsten Grund und Anlaß zu einer Ausartung der eigenthümlichen Züge der Künstlernatur in dem Sinne wie wir sie nach Goethe und Ohlenschläger oben aufgefaßt haben. Inzwischen finden sich doch die allgemeinen Züge, heißes Gefühl, Unbesorgtheit, Schelmeret, Stolz und Selbstüberhebung, die sich viel erlaubt hält, in dem Charakter des Helden genugsam wieder, um wenigstens nicht mit der Idee eines Künstler-Drama in Widerspruch zu stehen. Der stoffliche Inhalt ist kürzlich dieser. Vigault, der ein Mädchen, in Pflege bei ihrem Verwandten Miraude, liebt, führt sich bei diesem, der die Schauspieler haßt, als Präceptor für Fleurette ein, gewinnt ihr Herz, wird von dem eifersüchtigen Miraude entlarvt und flieht mit der Geliebten. In Calais umstreifen ihn Umstände, welche ihn nöthigen in seinem eigenen Stücke auf die Bühne zu treten. Das dramatische Interesse beruht hier auf der geistreichen Zeichnung einer Schauspielerin Marion Lamotte und ihres Verehrers, des Oberrichters von Calais, und die Verwicklung löst sich durch die reizende Marion dahin, daß Miraude erst für ihre Hand, und als ihm diese entschlüpft, für ein Adelsdiplom Fleuretten fahren läßt und sie Vigault vermählt. Wir haben an dem Stücke auszusagen, daß die beiden ersten Acte nicht nur gedehnt und gewöhnlich, sondern auch ohne den Adel in den Charakteren erscheinen, der hier nicht fehlen durfte. Vigault nimmt viel zu viel von gemeinem Betrüge auf seine Schultern, als daß er uns hier zu gefallen ein Recht hätte. Vom dritten Acte gewinnt der Stoff jedoch eine andere Form. Die Handlung drängt sich, die Sprache wird um Vieles edler, der Vers lebhafter, Intrigue und Charaktere erwecken ein ungleich höheres Interesse. Das Bild der reizenden Marion ist vortreflich aufgefaßt; klug, anziehend, eine äußerst witzige, äußerst verwöhnte französische Schauspielerin aus dem Leben; ihr zur Seite die komische Gestalt Lafont's, des Oberrichters, der für sie glüht und dieser Leidenschaft sich im Gefühle seiner Würde schämt. Kurz, die drei letzten Acte, in welchen Held und Dichter sich von ihren Verirrungen läutern, gehören offenbar einem sehr unterhaltenden, feinen und geistreichen Lustspiel an, einem jener Conversationsdramen, durch welche die Hofbühne zu Wien vor ganz Deutschland glänzt. Allerliebste ist besonders die Scene des dritten Actes zwischen Lafont und Vigault, zwischen denen es zum Zweikampf kommen will und in welchem der Erstere einen Poeten also schildert:

Was allgemein Poet man nennt; das heißt:
Zwei Drittel Dünkel und ein Drittel Geist;
Ein wenig Witz, noch wen'ger Phantasie,
Am meisten lebensmüde Ironie;

Berspottend Alles, was uns Nutzen schafft,
Beständig prahlend mit erlog'ner Kraft;
Und wieder klagend von erlog'ner Pein,
Und nichts verehrend als nur sich allein u. s. w.

Zuletzt bemerken wir dem geehrten Verf., daß „des Adelsbriefs Erlebige“

in dem von ihm gedachten Sinne nicht deutsch ist, sondern ein österreichischer Kanzleierterminus.

2. „Boccaccio“, dramatisches Gedicht in zwei Acten, bietet in Erfindung und Anlage zu einer wesentlichen Ausstellung Grund und kann vor einer strengen Kritik in dieser Beziehung kaum bestehen. Indem der Dichter fingirt, daß Fiammetta, welche Boccaccio liebt, die „vermählte Gattin“ des Contarelli geworden sei ohne selbst eine Sybille hiervon zu wissen, und daß Contarelli dies Verhältniß durch seinen bloßen Willen zu lösen vermöge, gibt er sich und uns ein Räthsel auf, das wir nicht zu lösen wissen. Es ist fast unerklärlich, wie ein so bühnengeübter Dramaturg in einen so seltsamen und leicht vermeidlichen Fehler verfallen konnte, welcher, abgesehen davon, daß er die ethische Lauterkeit seines Subjects ohne Noth trübte, seine Erfindung zugleich allen Anspruchs auf Wahrscheinlichkeit beraubt, und schwer zu begreifen, wie der Verf. nicht auf das Mittel verfiel, einfach dadurch, daß er Fiammetta als die Verlobte des Contarelli hinstellte, allen diesen Schwierigkeiten sofort zu entgehen. Für die Wirkung des Dramas ging durch diese Änderung wenig oder nichts verloren; vielmehr das Drama gewann erst Existenz; dadurch, daß die dargestellte Handlung zu einer wahrscheinlichen wurde. Bei dem Fleiße, der sonst auf Ausarbeitung, auf Sprache und Vers dieses Stückes verwandt ist, haben wir um so mehr zu wünschen, daß es nicht für ein „non ens“ gehalten und für immer vergessen werde. So wie die Sachen jetzt darin stehen, können wir nicht annehmen, daß Isabella recht habe wenn sie sagt:

Es ist ein Ausweg möglich — gebt sie auf!
Sie war ein Kind, als sie vermählt euch wurde;
Seit dieser Zeit habt ihr sie nie geseh'n.
Wenn sie und ihr die Trennung anverlangt,
So trennt dergleichen Ehen das Gesez.

Wir zweifeln, daß das Gesez der Kirche so spricht; allein spräche es auch so, so bliebe immer noch unerklärt, wie Fiammetta von dieser Ehe keine Ahnung haben kann. Genug, wie Isabella rath, so geschieht es; in dem Augenblick, wo die Treuen sich für immer trennen wollen, erscheint ein Deus ex machina, das Blatt Contarelli's, das Fiammetta (Maria von Aquino) aufgibt. Im Übrigen hat uns der Verf. in diesem Stücke weit mehr den Liebhaber und viel weniger den Dichter Boccaccio dargestellt als wir wünschten; denn die mittelbare Schilderung, welche Francesco (S. 173) von ihm entwirft, können wir als eine solche kaum gelten lassen. Durch sich selbst und seine Handlungen soll der Künstler in einem Künstler-Drama zu uns sprechen. Am meisten geschieht dies noch durch die siebente Scene im zweiten Act, da wo Fiammetta sagt:

Du haßt mich nie geliebt, das fühl' ich nun!

und Boccaccio antwortet:

So liebt die Blume nicht das Sonnenlicht,
Der Vogel nicht die Luft wie ich dich liebe.

Giammetta.

Und gibst mich auf?

Boccaccio.

Weil es die Pflicht gebietet.

3. Eine reinere Freude gewährt das dritte der Dramen dieses Theils: „Salvator Rosa“, Lustspiel in zwei Acten, unter dem Titel „Das Bild der Danae“ auf vielen Bühnen gern gesehen. Hier ist eine leichte, beinahe kecke und dennoch warme und wahre Erfindung zu Grunde gelegt und mit so gefälliger Laune und so viel natürlicher Anmuth ausgestattet, daß das Stück in seiner Gattung Muster ist. Salvator Rosa entdeckt in seinem Wundarzt ein Malertalent, das aus Liebe zu Laura, der Nichte des Akademiedirectors, mit der Kunst ringt. Salvator nimmt sich des Arztes an, indem er ihm zum Ruhm und zugleich zu der Hand seiner Laura verhilft. Dies geschieht mittels einer Intrigue, welche etwas klarer und durchsichtiger sein könnte, die jedoch ihren Zweck erreicht, den Dheim Laura's, in der Malerei einen Stümper, zu beschämen und den Meister Ravienna zwiefach zu krönen. In diesem Drama spielt die Kunst eine Hauptrolle, obwohl der Künstler (Salvator Rosa) nicht die des Helden, sondern jene des Intriguanten zu übernehmen hat. Die Handlung selbst ist voller Leben, rasch entwickelt und fesselnd. Die Charaktere, der geizige, eitle und liebebeglühende Calmari, der schelmische, an Hilfsmitteln unerschöpfliche Salvator, der schüchterne, bescheidene Ravienna; setzen sich gegenseitig in das ergöglichste Spiel, und die Sprache, fein und gewandt, frisch und farbenreich, zeugt dafür, daß der Dichter mit Lust an diesem Stück arbeitete. Der Erfolg wird nirgend fehlen; denn die Art wie Calmari getäuscht, wie der See in ihm gefoppt wird, ist durch und durch ergöglich. Wir möchten von diesem Stücke sagen, daß es die Geistesform des Dichters am treuesten und reinsten wiedergibt und somit seine „eigenste“ Arbeit darstellt; fast mehr noch als sein weit mehr genannter und bekannter „Hans Sachs“.

(Der Beschluß folgt.)

Der taube Reisende.

Es ist eine bekannte Sache, daß die an der eigenen Natur des Individuums von diesem selbst durch genaue und strenge Beobachtung derselben gesammelten Erfahrungen die werthvollsten Materialien zum wissenschaftlichen Bau der Pathologie, der Physiologie und der damit im innigsten Zusammenhange stehenden Psychologie darreichen, welche letztere ihrem wahren Wesen nach ebenso eine Erfahrungs- und Naturwissenschaft ist und sein muß wie Chemie und Physik, Anatomie und Medicin, die der Engländer viel richtiger wie wir Deutsche die philosophischen Wissenschaften nennt, während wir uns darin gefallen, den Systemen abstracter Gedanken speculationen, den Metamorphosen des in überirdischen Sphären sich ergölgenden Denkbewußtseins, der alten Fabel von der Geschichte des Huts, diesen Namen beizulegen. Wie die Heilkunst erst zur Wissen-

schaft wurde, als sie aus dem Rebellkreise des Quacksalber- und Pfluscherthums, aus dem Wahne böser den Menschen qualender Geister, aus dem Amulet- und Beschwörungsmittelkram heraustrat, sich mit der Auffassung der Krankheitszeichen und der Auffindung ihrer stofflichen Ursachen befaßte, und die Wirkung der Heilmittel an dem gesunden Körper zu erproben begann, so kann auch die sogenannte Seelenkunde erst zur Wissenschaft werden, wenn sie den geheimnißvollen Dunstkreis eines übernatürlichen und überirdischen Daseins verläßt und sich auf den Boden der Natur und ihrer Erscheinungen stellt.

Dies sei beiläufig bei der Erwähnung eines Werks gesagt, das aus den obenangegebenen Gründen in physiologischer Hinsicht von größtem Interesse ist. Der Verf. desselben Dr. J. Kitto, hat unter dem Titel „The lost senses. — Deafness“, eine Schilderung des Befens der Taubheit geliefert, die er aus an sich selbst erfahrenen Beobachtungen geschöpft, da er in Folge eines tödtlichen Falles in seinem zwölften Jahre sein Gehör verloren und den größten Theil seines Lebens in eifrigen Studien zugebracht, um, wie er sagt, „die Merkmale und Eigenthümlichkeiten des tauben Zustandes zu ermitteln“. Da er zu der Zeit, wo er nach tödtlichem Krankenlager in Folge jenes Falles von einer Leiter erkannte, daß er das Gehör verloren, bereits lesen und schreiben konnte, so besaß er die nothwendigsten Mittel zu fernerer Ausbildung, aber bezeichnend ist es, daß die fortdauernde Taubheit auch einen traurigen Einfluß auf seine Sprache äußerte, indem nach und nach seine Aussprache in Eintönigkeit und Rißton der eines geborenen Taubstummen, welcher sprechen lernt, ganz ähnlich wurde. Auch machte das Sprechen ihm sehr viel Mühe oder Schmerz, und er zog es deshalb in frühern Jahren vor seine Gedanken und Begehren schriftlich auszudrücken. Merkwürdig ist ferner, daß die conventionnelle Umgangssprache, die im gegenseitigen Verkehr der Menschen oft die Stelle des Gesprochenen über wirkliche Angelegenheiten einnimmt, ihn stets anwiderte und er es nie über sich gewinnen konnte, seine Zuflucht dazu zu nehmen. „Ich konnte“, äußert er in dieser Beziehung, „wie sehr ich meinen Sprachwerkzeugen auch Gewalt anthun wollte, es nie über mich bringen Jemanden über sein Wohlsein zu fragen, den ich gesund vor mir sah; oder Lebensarten mit Andern über das Bettler zu wechseln, und ihnen zu sagen „Es ist sehr warm“, oder „Es ist ein nebelichter Morgen“, oder „Es ist sehr kalt“ u. s. w., wo sie selbst so gut wie ich die Sache bemerken mußten. In gleicher Weise habe ich mich stets der gewöhnlichen Begrüßungen „Guten Tag, guten Morgen“ u. s. w. enthalten, die ich nicht herauszubringen vermochte. Ein schweigendes Nicken mit dem Kopfe, ein Augenwinken, eine Verbeugung oder eine Bewegung der Lippen, war Alles was ich statt dessen zu thun im Stande war. Auch die Höflichkeitsphrasen „Ich danke Ihnen“, „Wenn es Ihnen beliebt“ standen nicht in meinem Wörterbuche, nicht aus Abneigung dagegen, sondern weil ich annahm, daß, wenn ich Alles gesagt hatte was wesentlich nothwendig war, alle Ausdrücke der Höflichkeit sich von selbst verstanden und daß aus meiner Art und Weise man mit Gewißheit schließen müsse, daß ich alles das fühle, was jene Höflichkeiten ausdrücken sollten.“

Dr. Kitto hat einen großen Theil Europas und Asiens durchkreist; es ist von höchstem Interesse, seinen Beobachtungen und Eindrücken auf diesen Reisen zu folgen, wobei ihm manchmal der Mangel seines Gehörs einen schlimmen Streich zu spielen drohte. Hören wir ihn darüber selbst:

„Für einen Tauben ist das Reisen trotz Allem nicht ohne Gefahren und Schwierigkeiten. Ich hielt mich am Bosporus in der Detschaft Orta Khot, etwas über eine Meile von Konstantinopel, auf, zu dessen Vorstädten der Ort gezählt wird. Ich pflegte von dort zu Wasser nach der Hauptstadt zu gehen und auf eben diesem Wege zurückzukehren. Eines Morgens wo ich meine Spazierfahrt antreten wollte drohte der Himmel mit Regen; aber ich nahm meinen Regenschirm und machte mich auf den Weg. Als ich am Strande ankam, schien es als

wenn alle Boote abgefahren wären, und es blieb mir nichts übrig, als mein Vorhaben aufzugeben, oder zu Fuß den Weg entlang zu gehen, der augenscheinlich hinter den Gebäuden und Häfen, welche den Bosporus einschließen, nach dem Ziel meiner Fahrt hinführte. Ich war nicht weit gegangen als es zu regnen anfang; ich spannte den Regenschirm auf und trollte vorwärts, während mir in einiger Entfernung ein alter Türke in gleicher Lage folgte; denn es muß bemerkt werden, daß in und um Konstantinopel die Leute dergestalt gewohnt sind sich der Wasserfahrten zu bedienen, daß der Gebrauch der Pferde in keiner morgenländischen Stadt weniger üblich ist als dort. Es begegnete mir nichts bis ich hinter den schönen Sommerpalast von Dolma Baltische gekommen war, dessen Vorderseite oft meine Bewunderung erregt hatte, wenn ich zu Wasser hinauf oder hinunter gefahren war. Hier bedeutete mich die Schildwache auf ganz eigenthümliche Weise, die ich nicht verstehen konnte. Sie hatte wahrscheinlich etzt mich angerufen, aber vergeblich. Da der Soldat sah, daß ich mich nicht darum kümmere, eilte er in sehr heftiger Bewegung auf mich zu und hielt sein Bayonnet mir dicht vor die Brust, als der gutmüthige Türke, welcher mittlerweile mich eingeholt hatte, mich eben nicht sehr höflich von hinten anfaßte, und mir den Regenschirm herunterriß. Nachdem er einige Worte mit der Schildwache gewechselt, ward mir gestattet unter seinem Schutze vorüberzugehen, bis wir außer dem Bereiche der Vorhöfe des kaiserlichen Lustschlosses gekommen waren, wo der Türke seinen eigenen Regenschirm aufspannte und mich bedeutete, ein Gleiches zu thun. Dadurch und durch die Reichen, die er zur Erklärung dieses seltsamen Auftritts machte, ernahm ich denn deutlich, daß Alles von wegen des Regenschirms geschehen war. Dieser Gegenstand nämlich, in regnihten Himmelsstrichen von so großem Nutzen und in allgemeinem Gebrauch, ist im Morgenlande eine färsliche Auszeichnung; und obwol der Gebrauch zu gewöhnlichem Zwecke sich auch in Konstantinopel eingeschlichen, so wird doch angenommen, der Padiſchah wisse nichts darum, und der Regenschirm darf in seiner Gegenwart und beim Vorübergehen vor einer der Residenzen des Sultans unter keiner Bedingung aufgespannt werden. An demselben Tage wurde ich in Vera länger als ich erwartete aufgehalten und es war dunkle Nacht geworden, als der Regen, auf dem ich zurückkehrte, bei Drta Khol anlegte. Nachdem ich das Fahrgeld entrichtet hatte und meinen Weg längs der Bai fortsetzte, folgten mir die Bootleute und gaben sich Mühe, zwar auf ziemlich nachdrückliche Weise, aber durchaus nicht unhöflich, mir etwas deutlich zu machen. Mir schien aber, als wollten sie noch etwas mehr als das ihnen gebührende Fahrgeld von mir erpressen; und da ich wußte, daß ich ihnen den richtigen Betrag verabfolgt, so beschloß ich mit dem ganzen Haß John Bull's gegen Erpressung nicht einen Deut mehr zu geben. Der Streit zwischen uns rief einige Soldaten des regulären Militärs aus dem nahen Wachtthause herbei, die die Partei der Schiffer ergriffen; denn als ich es versuchte meinen Weg fortzusetzen, weigerten sie sich, mir solches zu gestatten. Hier war ich in einem wirklichen Dilemma und fing eben an zu vermuthen, daß es sich um noch etwas Anderes als das bloße Fahrgeld handle, als ein Türke, dem Anschein nach von höherer Stellung, herbeikam und die Soldaten, nachdem zwischen jenem und ihnen einige Worte gewechselt waren, veranlaßte mich ungehindert weiter zu lassen. Als ich aber die Hauptstraße des Fleckens hinaufging, wurde ich durch ein von oben mit großer Gewalt herabgeworfenes Schwere irdenes Gefäß, das auf dem Pflaster dicht vor meinen Füßen in Scherben zersprang, in großen Schrecken versetzt. In demselben Augenblick hagelte es, während ich meinen Weg fortsetzte, von allen Seiten um mich von ähullichem Wurfgeschuß, das zu Scherben ging. Es ist ein Wunder, daß mir bei dieser Gelegenheit das Hirn nicht eingeschlagen wurde; ich trug nur einen schmerzlichen Schlag zwischen den Schultern davon. Als ich das wirthliche Dbbach erreichte, unter dem ich

meinen Wohnsitz aufgeschlagen, erfuhr ich, daß ich zu meiner Rückkehr gerade den Abend getroffen hatte, an dem die Armenier, welche den größten Theil der Bevölkerung des Fleckens bilden, ihre Häuser von den bösen Geistern säuberten, indem sie mit gewissen lauten Ausrufen, die den Vorübergehenden zugleich als Warnungen dienen sollen, irdenes Gefäß zum Fenster hinauswerfen; aber trotz dieser Warnungen ist das Scherben in den Straßen in dieser Zeit so gefährlich, daß kaum Jemand wagt, sich auf der Straße blicken zu lassen, so lange diese Teufelsausreibung stattfindet. Das Nichtthören der Warnungstrufe machte meine Lage doppelt gefährlich, und mein Entkommen aus dieser Gefahr schien den Leuten deshalb mehr als merkwürdig; auch muß ich gestehen, daß ich gleicher Meinung war, als ich am andern Morgen die ungeheurer Menge zerbrochener Gefäßsah, womit die Straßen bedeckt waren. Wahrscheinlich hatte der Austritt an der Bai seinen Ursprung in der wohlwollenden Absicht der Bootführer und Soldaten, zu verhindern, daß ich mich dieser Gefahr aussetze. Aber es bestand auch eine Verordnung, die verbietet, daß Jemand des Nachts ohne Laternen in den Straßen sich blicken läßt, und ihre Absicht war vielleicht, mich zur Beobachtung dieses Gesetzes zu zwingen, besonders da eine Laterne mir in dieser Nacht zum Schutz gebient haben würde, indem die Topfzerbrecher dadurch von meiner Anwesenheit in der Straße in Kenntniß gesetzt worden wären."

Notiz.

Der Neugriechische Keophytos Dulas.

Der zu Anfange des gegenwärtigen Jahres in Athen verstorbene Keophytos Dulas war einer der gelehrtesten Griechen unserer Zeit. Aus Epirus gebürtig dekleidete er früher, in den ersten Wirren des gegenwärtigen Jahrhunderts, zehn Jahre lang die erste Lehrerstelle an dem seiner Zeit ausgezeichneten Lyceum in Bukarest. Sein Patriotismus ließ auch ihn wie so manchen andern Griechen der neuern Zeit die Früchte seiner Gelehrsamkeit und literarischen Thätigkeit auf den Altar des Vaterlandes niederlegen, indem er die von ihm besorgten Ausgaben alter Classiker unentgeltlich in den Schulen Griechenlands und unter der bedürftigen aber lernbegierigen Jugend vertheilte. Von 1806—15 gab er auf seine eigenen Kosten über 40 Octavabände, unter Andern dem Thucydides in 10, Arian in 7, den Chryostomus in 3, die attischen Redner in 10 Bänden, ferner Apollodor und Herodian, später, 1818, Aeschines, im J. 1834 und folgenden, nachdem er nach dem freien Griechenland zurückgekehrt war, eine Rhetorik, Logik, Ethik, Physik und Methaphysik, sowie den Sophokles, Euripides und Homer, theilweise mit Übersetzungen, heraus. Außerdem hat er namentlich eine Pädagogik in drei Bänden (1813), ein Magazin für Kinder in zwei (1814), sowie später (1835) „*Επιτολὰι πρὸς διαφόρους περὶ διαφόρων πραγμάτων*“ in zwei Bänden drucken lassen. Sein Griechisch, das er schrieb, näherte sich bis zu einer, für das Volk und für Diejenigen, für welche er zunächst schrieb, nachtheiligen Unverständlichkeit dem Altgriechischen, und er war in Ansehung der Art und Weise, die neugriechische Sprache zu verbessern, ein erklärter Gegner des Korais, der dieselbe durchaus auf das Altgriechische selbst zurückgeführt wissen wollte. Auch hatte er bereits im J. 1804 eine methodischere Grammatik der altgriechischen Sprache unter dem Titel „*Τεχνικά*“ herausgegeben, die 1808 in zweiter, nach und nach in einer sechsten Ausgabe erschienen und gegen Korais gerichtet war, übrigens aber das Studium der altgriechischen Sprache sehr erleichterte. Besonders war Keophytos Dulas in früherer Zeit vielfach und eifrig bemüht, die Errichtung von Schulen in seinem Vaterlande zu veranlassen.

Montag,

Nr. 75.

16. März 1846.

Künstlerdramen. Von Ludwig Franz Deinhardstein. Zwei Theile.

(Beschluss aus Nr. 74.)

4. „Hans Sachs“, dramatisches Gedicht in vier Acten, eröffnet den zweiten Theil dieser Sammlung. Es ist über diese Arbeit im lobenden wie tadelnden Sinne so viel gesagt worden, daß wir darüber um so rascher hingehen können. Man hat namentlich daran ausgestellt, daß der Poet der Herrlichkeit des Mittelalters nicht Gerechtigkeit erzeugt und daß er den „Schuster“ zu sehr, den „Dichter“ zu wenig in seinem Helden herausgestellt habe. Gegen beide Vorwürfe glauben wir ihn in Schutz nehmen zu müssen. Über die vermeintliche Herrlichkeit des Mittelalters, die Macht und den Glanz Nürnbergs z. B. mögen wol erhebliche Täuschungen obwalten und das Ganze mag vollkommen so viel Kleinstädtereie und Jammer enthalten haben als an dem Bilde des Verf. gerade getadelt worden ist. Es spricht hier eine Parteiansicht, der wir nicht beizutreten geneigt sind. Was aber die Forderung betrifft, daß Hans Sachs mehr dichtend hätte auftreten sollen, so ist zwar nicht ganz zu leugnen, daß der Sachs des Verf. zuweilen als eine etwas prosaische Natur auftritt; allein es lag gerade sowol in dem Geß des Contrastes als in dem Doppelbilde, das die Historie uns von dem Meister gibt, daß es richtig war, in ihm wesentlich den Bürger und nur ausnahmsweise den Poeten zur Darstellung zu bringen. Nichtsdestoweniger geben wir zu wie es störend ist, daß gerade das einzige ganz poetische Fragment in diesem Stück, die Erzählung von dem Juwel, dem Kaiser Maximilian in den Mund gelegt ist. Der Gang der Fabel ist bekannt; sie ist, was sie sein soll, einfach, anmuthig, selbst, was heutzutage so überaus selten gelingt, hin und wieder naïv. Goethe hat davon gesagt:

Und hingeschrieben mit leichter Hand,
Als stünd' es farb'ig an der Wand,
Und zwar mit Worten so verständig,
Als würde Gemaltes wieder lebendig.

Einem solchen Lobe ist nichts hinzuzufügen, was noch von Wirkung wäre; es sei denn dies, daß es un-
gemein schwer ist, einem Charakter so lange Zeit hindurch alle Farben der „Kindlichkeit“ treu zu bewahren,

wie hier mit Hans Sachs geschieht, ohne in das Abgeschmackte und Lächerliche zu verfallen. In dieser Beziehung ist dies Drama ein Kunstwerk, dem wenige ähnlich sind, das für den Verf. Zeugniß gibt von dem Besitz eines eigenen Pinsels und eines Farbentones, den er mit Niemandem theilt. Citate und Belege hierzu kämen zu spät; allein es kann nicht ungehörig gefunden werden, wenn wir als ein würdiges Bruchstück schöner Reflexionspoesie aus dem trefflichen Monolog des Hans Sachs im ersten Act folgende Stelle hier für den Verf. reden lassen:

Komm doch zur Ruh', bewegt Gemüth!
Du mußt dies Erwidern unterlassen.
Wenn's gar so heftig in dir glüht,
Kann ich's ja nicht in Worte fassen.
Undenkbar fast erscheint es mir,
Wie And're oft so ruhig dichten;
Die volle Brust zersprengt mir's schier,
Muß ich den Sinn auf Doh'res richten.
Die Nacht mit ihrem Sternengelt,
Der Tag mit seinen Blütenzweigen,
Die ganze lieberfüllte Welt
Schau ich sich mir entgegenneigen.
Ich seh' vor mir gar sonderbar
Die Menschen durcheinander treiben,
Und von der heißbewegten Schar
Will keiner mir dahinter bleiben. . . .
Hilf du mir später Träume weben,
Jetzt zieht das Herz mich hin zu ihr —
Dort wartet mein ein schön' res Leben;
Wer recht geliebt, verkennt es nie:
„Lieb ist die höchste Poesie!“

Wir meinen doch, daß jenem Vorwurfe einer allzu prosaischen Zeichnung seines Helden gegenüber Hans Sachs sich hier ziemlich gut und wirksam als Poet zeichnet, mindestens als Eingeweihter jenes unbewußten poetischen Triebes, der den dichterischen Naturlaut sucht und findet.

5. „Garrick in Bristol“, Lustspiel in vier Acten, mit welchem der zweite Theil schließt, hat sich kaum geringere Geltung auf der Bühne verschafft als „Hans Sachs“, obgleich nach Stoff und Inhalt einem ganz andern Kunstgebiete angehörig. Tendenz und Führung der Fabel stellen es dem „Figuault Lebten“ zur Seite, mit dem es mehrere der Hauptcharaktere gemein hat. Vor diesem hat es jedoch eine von vornherein lebhaftere Scenenfolge, ein

reicherer Bühneninteresse in der Darstellung eines vielgestaltigen Schauspielers und eine größere Wärme in den Verhältnissen voraus, während es an Sprachgewandtheit und dramatischen Localeffecten alle andern Arbeiten des Verf. hinter sich zurück läßt. Sowol da wo Garrick in der Maske des Kritikers Johnson auftritt, als wo er durch sein Spiel das Stück seines Schüglings Frondham, das jedoch der betrogene Hild für sein eigenes gelten lassen möchte, bald hebt bald fallen läßt, ist die Intrigue von der ergößlichsten Art und die Seelenmarter des armen Gefoppten von durchaus komischer Wirkung. Nachdem der Feind der Schauspielkunst zu dem Auserksten gebracht worden ist, selbst das „Lampenfieber“ zu bestehen, sehen wir den redlichen Frondham durch Garrick's Kunst beglückt und hören befriedigt, daß ihn Hild selbst zu der Laufbahn einsegnet, die er verlassen will, indem er sagt:

Denn für die Qualen, die der Muse Günst
Mich finden ließ, erkenn' ich mich zu schwach.
Ihr geht nach London gleich, ich folg' euch nach,
Und lebe dort genießend nur der Kunst.

Wir fassen diese Übersicht gern dahin zusammen, daß der Verf. in diesen „Künstler-Dramen“ ein Feld angebaut hat, auf dem für ihn erfreuliche Früchte wuchsen. Der Geist des Dramas hat sich in unsern Tagen so seltsame Formen gefallen lassen müssen, er ist in diesen Verwandlungen so sonderbare Mißverständnisse durchgegangen und hat so viele leere Hüllen und Gewänder angenommen, daß es erfreulich ist, auf einen Dramaturgen zu treffen, der seine Gedanken in feste Ordnung gebracht hat und der seine Gestalten nach gefundenen Naturanschauungen zeichnet, und es nicht verschmäht, an seine Erfindungen, bevor er sich in sie vertieft, den Maßstab einer einsichtigen Kritik anzulegen. Seine Arbeiten sind ein Werk der Erwägung, nicht des unbewußten Triebes; sie sprechen die Kenntniß der Kunst mehr als den Impuls des Genies aus, sie athmen Feinheit, Sicherheit und Geschmack mehr als sie nach dem Ungeöhnlichen, Unerhörten und Überraschenden ringen. Seine Sprache ist ein natürliches Abbild der guten Conversation, seine Charaktere liegen in dem Kreise der Gesellschaft, die uns bekannt ist, und geht sein Ziel auch nicht auf ethische Erschütterungen hin, welche Gewittern gleich die Menschenseele reinigen und läutern, so erreicht er doch die Aufgabe, durch Reiz zu belehren, durch Wig zu strafen, durch Anmuth zu höhern Gedanken zu erheben. Seines Zwecks sich stets und voll bewußt, flieht er die Abgründe und Klippen zur Linken wie zur Rechten und lenkt das Schiff seiner Kunst gleichweit von der Charibdis des Alltäglichen wie von der Scylla des Unerhörten einem sichern Ziele zu. So ist er einer der angesehensten und besten Pfeiler der Kunstgattung geworden, die mit der Bezeichnung des Conversationsdramas auf der Hofbühne seiner Vaterstadt in langem und berühmtem Ansehen steht, den Fremden zum Genus, den Einheimischen zu gerechtem Stolz, zu einer Zeit, wo die Spukgestalten, welche auf andern großen Bühnen

ihr regelloses Wesen treiben, den Kreis der wahrhaft Gebildeten mehr und mehr von jenen entwelkten Räumen entfernen, welche ehemals im deutschen Leben eine so große Bedeutung hatten. Und in der That — soll an eine wirkliche Regeneration der deutschen Bühne gedacht werden, wollen wir in ihr etwas retten, das wenigstens den Schein von etwas Nationalem an sich trage —, so kann es nur geschehen durch den Anbau derjenigen Gattung des Dramas, welcher der Verf. die hier besprochenen beiden Theile gewidmet hat. Es wäre zu wünschen, daß die zur Nationaluntugend gewordene Scheu vor dem Ankauf dramatischer Sachen nicht so groß unter uns geworden wäre, damit diese in vielen Beziehungen als Muster zu bezeichnenden Dramen in recht viele Hände gelangten und somit an ihrem Theil dazu beitragen, der kläglichen Gattung des auf bloßen Sceneneffect berechneten Dramas oder dem noch bedenklicheren Jammer der französischen Sentimentalität einen Damm entgegenzusetzen.

19.

Literarische Notizen aus England.

Ein neuer Roman Cooper's.
Fast gleichzeitig mit Lytton Bulwer erschredte Fenimore Cooper die Romanleserwelt durch die Nachricht, daß er „in vorliegendem“ seinen letzten Roman geschrieben. Ersterer hat bisher Wort gehalten, letzterer nicht, sei es daß die Anzeige ihm nicht Ernst gewesen oder der Geist in ihm zu mächtig und der Schreibedrang unwiderstehlich. Sein wortbrüchiges Product heißt „The chain bearer; or the little page manuscripts. Edited by the author of the Spy, etc.“ (3 Bde., London 1845). Das „Edited“ soll den Wortbruch bemänteln; 's will's aber halt nit thun. Und wer einem literarischen Versprechen oder Vorsage in einer Weise untreu wird wie Cooper es geworden, braucht darüber nicht zu erröthen. Wahrscheinlich wird keine Kritik und kein Leser den „Kettenträger“ für Cooper's beste Dichtung oder auch nur für die nächste nach seiner besten erklären. Hätte er aber nie eine bessere geschrieben, er würde doch den Rang eines der ersten Romanen-dichter unserer Zeit verdienen. Cooper wird alt. Das bezeugt sein Geburtsjahr 1789. Er ist auch alt als Schriftsteller, denn obgleich er erst in gereifern Jahren zur „Federfahne“ geschworen, dient er doch schon lange. Damit hören aber die Werkzeichen seines Altverdens auf, wenigstens für den ihm fern stehenden Leser seines „The chain bearer“. Immer noch tüchtige Schöpferkraft, frische Phantasie und ein reicher Gedächtnisvorrath von Gesehenem und Gehörtem. Er strauchelt nie über den gefährlichen Stein des Anstoßes, pathetische Scenen genannt, hält immer die Grenzen zwischen wahren und erpochteltem Gefühl, verirrt sich nie zu hochtrabenden Schilderungen übermenschlicher Herzenseffekte, sondern schreibt einfach und natürlich, gruppiert weibliche und männliche Charaktere mit meisterhaftem Geschick, weist jedem den gehörigen Platz an und läßt nie eine Frau sagen was besser für einen Mann, oder einen Mann was richtiger für eine Frau sich geziemt hätte. Unter den auftretenden Personen sind allerdings einige alte Bekannte, Cooper'sche Stereotypen. Doch keiner macht sich unnützlich, sie sind insgesammt an ihrem Plage.

Scheimnisse von London.

Der erste Band der bestweise erschienenen „Mysterios of London“, von G. W. Reynolds (London 1845), von der Feder eines Mannes, der neben mehreren Novellen auch durch ein wissenschaftliches Werk über die neuere französische Literatur sich vortheilhaft bekannt gemacht hat, stellt ein gutes Gemälde

auf von den hervorstreichenden Zügen des londoner Lebens und Treibens — einige Grellheiten natürlich abgerechnet. Die Höhlen des Kastens, die Wohnungen der Armuth und die Paläste der Reichen werden geöffnet und zeigen Mancherlei, was nicht sein sollte. Der durchlaufende Faden ist die Lebensgeschichte zweier Brüder, die sich früh getrennt haben, um in verschiedenen Richtungen ihr Glück zu machen, und von welchen der eine der rebhichste, der andere der hübschste Mensch auf Gottes weiter Welt. Bis zum Ende des ersten Bandes sind die Charaktere gut gehalten und ist der Knoten derb gebunden.

Literarische Bildnisse.

Ein Buch, das viel kritisiert und wenig gelesen werden wird, ist „A gallery of literary portraits“, von George Wilson (Edinburg, 1845). Die Portraitirten, insgesamt aus der neuern Literatur und Lieblinge des Verf., sind namentlich Godwin, Hazlitt, Hall, Chalmers, Carlyle, Coleridge, Quincey, Prof. Wilson, Landor, Wordsworth, Shelley. Wie man hört ist der Verf. Prediger einer alten dissentirenden Gemeinde in Schottland und predigt er, wie er hier geschrieben hat, muß sein Vortrag keck und feurig, blühend und schwülstig, verworren und unverständlich sein. Das Buch hat unstreitig eine Menge Goldkörner; es kostet aber schwere Mühe, sie aus Schöffelsäcken voll Spreu herauszuklauben, und deshalb eben wird zwar die Kritik sich seiner bemächtigen, die Lesewelt aber wenig Notiz davon nehmen. Eine deutsche Übersetzung wäre ein frivoles Beginnen. 16.

Bibliographie.

Adolar, Morgengruße. Gedichte. 2te Auflage. Breslau, Trewendt. 8. 15 Ngr.

Faur, A., Die Kirchengeschichte in gedrängter Übersicht. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 12. 12 Ngr.

Seramb, M. J. v., Wallfahrt nach Jerusalem und dem Berge Sinai, in den Jahren 1831, 1832 und 1833. 2te verbesserte Auflage. 1ste und 2te Lieferung. Aachen, Cremer. 1845. Gr. 12. Vollständig in 6 Lieferungen 1 Thlr. 15 Ngr.

Geschichte Louis Philipp's I., Königs der Franzosen, von A. Boudin und F. Mouttet, nach vertraulichen Mittheilungen des Königs verfaßt. Übersetzt von K. Große. Mit Illustrationen. 1stes Heft. Weissen, Goedsche. 8. 7 Ngr.

Sogel, N., Russische Novellen. Nach E. Biarbot übertragen von S. Bode. Zwei Theile. Leipzig, Klemm. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gräffer, F., Wiener-Dosenstücke, nämlich: Physiognomien, Conversationsbildchen, Auftritte, Genrescenen, Caricaturen und Diefes und Jenes, Wien und die Wiener betreffend, thatsächlich und novellistisch. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Kleine Wiener Remoiten. 4ter Theil. Wien, Mörschner's Wwe. und Bianchi. Gr. 12. 1 Thlr.

Heger, J. J., über den Nutzen und die Wichtigkeit der Stenographie im gewöhnlichen Geschäftsleben überhaupt und über ihren gegenwärtigen Stand in Deutschland. Mit wörtlicher Übersetzung in stenographischer Schrift vom Verfasser eigenhändig lithographirt. Prag. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Kunst der Geschichtschreibung und Herrn Dahlmann's Geschichte der französischen Revolution. Magdeburg, Falkenberg und Comp. 8. 12 Ngr.

Lenau, K., Die Albigenfer. Freie Dichtungen. 2te Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Luther's, M., Zeugniß von der Herrlichkeit Jesu Christi. Aus Luther's Schriften herausgegeben von C. S. Hermes. Magdeburg, Falkenberg und Comp. 8. 22½ Ngr.

Der Ochsenkopf zu Arnheim. Historisch-romantische Erzählung aus dem Geldernschen Kriege. Aus dem Holländischen übertragen von S. Jacke. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Paulsen, P., Versuch einer Schulstatistik des Herzogthums Schleswig. Oldenburg, Fränkel. 1845. 8. 2 Thlr.

Stöber, E., Erzählungen. Gesamtausgabe mit Zeichnungen von K. Richter. 2te Auflage. 1ster Band. 1stes und 2tes Heft. Dresden, Raumann. 4. à 10 Ngr.

Tod und Unsterblichkeit. Poetisch bearbeitet nach Bernunft, Natur und Schrift. Breslau, Scholz. 1845. Gr. 16. 7½ Ngr.

Die Unbekannte. Aus den Papieren einer Fürstin von einem Unbekannten (Verfasser der Geheimnisse der vornehmen Welt in Wien, Prag und Pesth.) Zwei Bände. Weissen, Goedsche. Kl. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Deutsche Volksbücher nach den ältesten Ausgaben hergestellt von K. Simrod. Mit Holzschnitten. No. 11. Kaiser Octavianus. Frankfurt a. M., Brönnner. 8. 10 Ngr.

— — Derselben No. 12. Reineck's Fuchs. Frankfurt a. M., Brönnner. 8. 15 Ngr.

— — Derselben No. 13. Peter Dimringer von Staufenberg. Frankfurt a. M., Brönnner. 8. 3½ Ngr.

— — Derselben 2ter Band. Frankfurt a. M., Brönnner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wallot, Hedwig und Eleonore, Gedichte. Frankfurt a. M., Brönnner. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Carstädt, Die Verfassungsfrage der protestantischen Kirche in Preußen. Ein Synodal-Vortrag. Breslau, Gohorésky. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

23 zeitgemäße Desideria für das deutsche und namentlich das sächsische Medicinalwesen. Skizzen aus dem praktischen Leben zur würdigen Erhebung des ärztlichen Standes und Aufdeckung medizinischen Unfugs und Quacksalbereien. Von einem Arzte aus der Provinz. Dresden, Adler und Diege. 8. 10 Ngr.

Faucher, J., Die Vereinigung von Sparkasse und Hypothekbank und der Anchluss eines Häuserbauvereins als social-ökonomische Aufgabe unserer Zeit, insbesondere der Bestrebungen für das Wohl der arbeitenden Klassen. Berlin, Grobe. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Christliche Glaubensteine gefaßt in Worte treuer Liebe und Dankbarkeit an einen edeln Leidenden den Hrn. Seminarlehrer u. Bedemann in Weimar, von einem evangelischen Pfarrer. Leipzig. 1845. Gr. 8. 2 Ngr.

Humoristische Glossen und interessante nachträgliche Notizen zu dem Koch von Trier und was daran und darum hängt. Annaberg, Rudolph und Dieterici. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Sock, R., Der Lehrbegriff der römisch-katholischen Kirche und sein Widerspruch mit der Constitution des Königreichs Sachsen. Patriotische Bedenken. Annaberg, Rudolph und Dieterici. 1845. 8. 5 Ngr.

Günther, J., Luther's dreihundertjährige Todesfeier. Gedenkbuch für protestirende Christen mit Beiträgen von Biele. Jena, Rauke. 8. 1 Thlr.

Harles, C. G. A., Votum über die eibliche Verpflichtung der protestantischen Geistlichen in Sachsen auf die kirchlichen Symbole und die Änderung oder Aufhebung dieser Verpflichtung. Leipzig, Dörffling. Gr. 8. 8 Ngr.

Hasenlamp, S. v., Kritik der unter dem 3. April 1845, 20. Juli 1843, 16. Mai 1844 und 27. September 1845 erlassenen preussischen Militair-, Straf- und ehrengerichtlichen Gesetze, Verordnungen und Kabinettsordren. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hertling, S. G. A., Prüfungen oder Wegweiser durch die kirchlichen oder religiösen Zeitfragen für gebildete Laien. Frankfurt a. M., Hermann. 1845. Gr. 12. 26½ Ngr.

Höpfner, C. F., Bekehrung eines abgehenden Predigers, oder Schrift- und erfahrungsmäßiges Bedenken, ob ein evangelischer Lehrer im Königreich Sachsen gegenwärtig ein geistliches Amt antreten und verwalten könne, ohne sein Gewissen

zu verlegen. Eine Abschiedspredigt, gehalten bei der freiwilligen Niederlegung zweier Pfarrämter. Waldenburg. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Kaiser, P. L., Hirtenbrief an die Geistlichkeit und die Gläubigen seines Kirchen Sprengels bei dem Anfange der Fastenzeit 1845. 2te Auflage. Mainz, Wirth. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Klee, E. W., Papstthum oder Christenthum zur Feststellung der christlichen Freiheit oder der wahren Katholizität mit Bezug auf die in Mainz erschienene „Betrachtung eines rechtsgelehrten Staatsmannes über die neuesten kirchlichen Ereignisse“. Posen, Cohn. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

Kramer, S., Einige Bemerkungen über die für Christenthum und Kirchllichkeit bedenkliche Seite in der theologischen Richtung und den Bestrebungen der protestantischen Freunde. Helmstedt, Flecken. 1845. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Löschke, R. J., Dr. Martin Luther's letzte Lebensstage, Tod und Begräbniß. Aus Luther's eigenen Briefen und den Berichten seiner Freunde zusammengestellt, nebst vorangeschicktem kurzen Überblick über das Wirken des Reformators. Breslau. Scholz. Gr. 12. 3 1/2 Ngr.

Löwenstein, M., Einige Randbemerkungen zu Herrn Dr. Hengstenberg's Broschüre gegen die Erklärung vom 15. August 1845. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 Ngr.

Mittheilungen über die in den meisten Erziehungsanstalten der französischen Schweiz herrschenden pädagogischen Fehlgänge und Mängel. 2te unveränderte Abdruck. Baden, Seynder. Kl. 8. 4 Ngr.

Montanus, R., Die erste christlich-apostolisch-katholische Gemeinde zu Danzig freudig begrüßt. Danzig. 1845. 8. 3 1/2 Ngr.

Müller, M., Deutsch-katholisch, nicht römisch. Berlin, Hermes. 1845. Gr. 8. 1 Ngr.

— — Der sächsische Landtag und die Deutsch-Katholiken. Berlin, Held. 1845. 8. 7 1/2 Ngr.

Nachtlichtlein für die Philosophie bei langen Winternächten, oder Enzyklopädie der Religionsphilosophie von einem katholischen Priester. Landshut, Thomann. Kl. 8. 5 1/2 Ngr.

Ragel, F. A., Über die Medaille zur Erinnerung an die Ausstellung deutscher Gewerbezweignisse in Berlin. Waldow, Hirschberg. 1845. 8. 2 1/2 Ngr.

Die göttliche Offenbarung, oder Warnungsstimme an alle Bewohner der Erde. Eine merkwürdige Begebenheit, die sich mit einem Prediger in England, Namens Chaperlain, zgetragen hat. Aus dem Holländischen übersetzt. 4te unveränderte Auflage. Berlin, Grobe. 8. 2 1/2 Ngr.

Ohlert, P., Ein Hirte und Eine Herde, oder Friedenswort an die Gelehrten und das große Publikum. Danzig, Anshuth. 8. 10 Ngr.

Der Oberlehrer Dr. Paur zu Reife und sein Kampf gegen die Unvernunft. Breslau, Aderholz. 1845. Gr. 8. 2 Ngr.

Petermann, R. S., Dr. Martin Luther's letzte Tage nebst einem Abrisse seines Lebens, dargestellt für die evangelische Schuljugend Deutschlands zur 30jährigen Erinnerungsfeier seines Todes. Dresden, Arnold. Gr. 8. 2 Ngr.

Peters, D., Die evangelische Kirche und der Christkatholizismus. Ein Beitrag zur Verständigung über das gegenwärtige Verhältnis beider. Schweidnitz, Weigmann. 1845. 8. 5 Ngr.

Reinck, R. E., Die evangelische Kirche muß ein neues Glaubensbekenntnis haben! Neujahrswort beim Zusammentritt des Berliner „Concils“ an das deutsche Volk evangelischer Confession. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 10 Ngr.

Richter, A. L., Der Staat und die Deutsch-Katholiken. Eine staats- und kirchenrechtliche Betrachtung. Leipzig, Tauchnitz Jun. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Robert, A. F., Die Grundzüge der Ronge'schen Gemeindevorfassung, besonders ihr Glaubensbekenntnis, kritisch beleuchtet und gewürdigt. Breslau, Günther. 1845. 8. 2 Ngr.

Sandring, Aufruf an Israel und an die Welt. Magdeburg, Falkenberg und Comp. 1845. Gr. 8. 4 Ngr.

Sandring, Das Gewand des Feldfers. Entfaltung des Scheinmittels. Magdeburg, Falkenberg und Comp. 1845. Gr. 8. 4 Ngr.

— — Der letzte Prophet oder der Wahn des 19. Jahrhunderts. Magdeburg, Falkenberg und Comp. 1845. Gr. 8. 4 Ngr.

— — Offenes Sendschreiben an den Papst Gregor XVI. Magdeburg, Falkenberg und Comp. 1845. Gr. 8. 4 Ngr.

Scheele, C., Offenherzige Erklärung über Kirchenlehre, Augsburgische Confession und Symbolwang. Magdeburg, Rubach. Gr. 8. 10 Ngr.

Schmitt, L. J. K., Die Bewegungen unserer Zeit auf dem Gebiete der christlichen Kirche. Predigt über Luc. 49—58. 1ste Auflage. Marburg, Cwert. 1845. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Schulz, S. W., über die Nothwendigkeit eines neuen Galeriegebäudes für die königliche Gemäldesammlung zu Dresden. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Ngr.

Speners, P. J., pia desideria, herzlich Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche, sammt einigen einseitig dahin abzuwendenden christlichen Vorschlägen. Aufs neue überarbeitet und mit Anmerkungen versehen von F. W. P. Feldner. Dresden, Raumann. 8. 6 Ngr.

Stoevelen, S., Clemens August, Freier Drost zu Bischering, in seinem Leben, Wirken und Tode geschildert. Mainz, Kirchheim, Schott und Hielmann. Gr. 8. 6 1/2 Ngr.

Stohlmann, W., Einige ärztliche Stimmen gegen die Enthaltensvereine. Viefelsfeld, Helmich. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Die gegenwärtige allgemeine Synode der deutschen protestantischen Kirche in Berlin. Eine freimüthige Ansprache an Regierende und Regierte, an Geistliche und Laien von einem Laien. Berlin, Grobe. 8. 2 Ngr.

Soluck, A., Eröffnungsbrede zu der 6ten Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen zu Magdeburg am 2. April 1845. Magdeburg, Falkenberg und Comp. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Über preussische Justizämter und deren Einrichtung, sowie über neue Gerichtsverfassung. Quedlinburg, Franke. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Uhlisch, Bekenntnisse. Mit Bezug auf die protestantischen Freunde und auf erfahrene Angriffe. 4te unveränderte Auflage. Leipzig, Böhme. Gr. 8. 10 Ngr.

Uhlisch, Das Büchlein vom Reiche Gottes. Allen freien Christen gewidmet. 3te durchgesehene Auflage. Magdeburg, Creutz. 1845. 8. 5 Ngr.

Uhlisch's Vortrag bei der Versammlung protestantischer Freunde in Breslau am 30. Juli 1845. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Vorträge und Verhandlungen bei der am 16. Juli 1845 zu Quedlinburg stattgefundenen Allgemeinen Versammlung des Vereins der Gustav-Adolph-Stiftung für das Fürstenthum Halberstadt und Stift Quedlinburg. Quedlinburg, Franke. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Was bedeutet Papstthum, Eölibat, Ehrenbeichte! Ein freies Wort von einem deutschen Mann. 2te Auflage. Breslau, Günther. 1845. 8. 1 1/2 Ngr.

Was könnte und sollte geschehen in der Christenheit zur Herstellung eines allgemeinen apostolischen Gemeindevorbandes? Eine Stimme aus der Gemeinde. Nebst einem Nachtrag aus der Rede von Mele d'Aubigné, gehalten Mai 1815 bei der Generalversammlung der freien schottischen Kirche. Hamburg, Verthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Zur Erklärung vom 15. August 1845. Von Unterzeichnern derselben. Berlin, Müller. Gr. 8. 2 Ngr.

Zur Verständigung in der Noth dieser Zeit. Ein Wort aus dem Volke an die Gebildeten aller Stände, mit besonderer Rücksicht auf Berlin und seine Lichtfreunde. Von einem evangelischen Laien und Freund evangelischen Lichts. 2te vermehrte Auflage. Mit einem Vorwort von A. Reander. Berlin, Enslin. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Touristen im Orient.

Vierter Artikel. *)

4. Erinnerungen aus Rußland und dem Orient, ausgezeichnet während seiner Reisen im Norden, in der Türkei, Palästina, Ägypten und Griechenland durch Daniel Wegelin. Herausgegeben von H. Leemann. Mit 13 Ansichten und zwei Plänen. Zwei Theile. Zürich, Schulthess. 1845. Gr. 12. 2 Thlr. 14 Ngr.
5. Palästina. Bilder aus dem heiligen Lande, ausgezeichnet während seines Aufenthalts in Jerusalem von Daniel Wegelin. Herausgegeben von H. Leemann. Mit sechs Ansichten und zwei Plänen. Zürich, Schulthess. 1845. Gr. 8. 26 Ngr.
6. Wanderungen im Morgenlande während der Jahre 1842—43, von F. A. Laurent. Rastheim, Köfler. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
7. Fragmente aus dem Orient. Von Jakob Ph. Fallmeayer. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1845. Gr. 8. 4 Thlr.

Was hilft es, daß der hohe Bundestag zu Frankfurt erst neuerdings wieder in wohlverlauteten, reichlich erwogenen Paragraphen dem literarischen Eigenthum einen möglichst vollständigen Schutz gewährt und die rechtmäßigen Ansprüche auf den Gewinn der geistigen Arbeit der Familie und den Erben der Verfasser bis auf 30 Jahre nach ihrem Tode sichert, wenn die armen Schriftsteller ruhig zusehen müssen, wie man noch bei ihren Lebzeiten ihre wohlbegründeten Rechte ungestraft kränken kann! Allen polizeilichen Maßregeln und allen Protestationen des leipziger Literatenvereins zum Trotz hat sich das ergiebige Handwerk der literarischen Freibeuterei nie eines so fröhlichen Gedeihens zu erfreuen gehabt als gerade jetzt. Es ist eine unabwiesbare Thatsache, daß unzählige Winkels Journale und zum Theil selbst Zeitschriften, welche Anspruch auf einen ernsten, gewichtigen Charakter erheben, ihre Spalten mit unrechtmäßig erworbenen Schmuggelwaaren füllen. Der geschmeidige Geist der literarischen Chevaliers d'industrie weiß alle wohlmeinenden Bestimmungen der einsichtsvollen Polizei durch leichte Umgestaltungen und Veränderungen im Texte der gestohlenen Arbeiten, durch Verkürzungen oder nichtsagende Paraphrasen mit einer Frechheit und Gewandtheit zu umgehen, wie sie in den ge-

wöhnlichen Kreisen der eigentlichen Gewerthätigkeit nicht schlagender gefunden werden können.

Die Journalistik gewährt zufolge der Beschaffenheit ihres ganzen Terrains nur allzu viele Schlupfwinkel und Verstecke für diese dreisten Contrebandiers. Unbegreiflicher noch ist die Schamlosigkeit, mit welcher von den literarischen Wegelagerern selbst größere Werke geplündert und unter fremden Namen wieder dem Publicum vorgeschickt werden.

Im Allgemeinen mögen jetzt wol nur noch wenige Nachdruckereien im eigentlichsten Sinne des Wortes bestehen, welche ihr Handwerk mit wohlbekannter belgischer Unbefangenheit, wie man es vor Zeiten wol auch in Karlsruhe und Wien that, betreiben; aber nicht minder schmähslich ist darum das Verfahren, welches von pflichtvergessenen Buchhändlern und ehrlosen Personen, die sich für Schriftsteller ausgeben, zu einer stehenden Praxis gemacht ist. Früher druckte man das Buch, welches seinem Inhalte nach oder wegen des Verfassers einen einträglichen Absatz versprach, in unveränderter Gestalt, mit Beibehaltung des vollständigen Titels und oft mit der Bezeichnung der rechtmäßigen Firma ab; jetzt wird die Sache feiner betrieben. Man läßt hier und da ein Wort aus, schaltet eine leere, nichtsagende Phrase ein, verballhornirt auf das Gerathewohl irgend eine beliebige Stelle des Originals, auf das man es abgesehen hat, und bietet nun das gestohlene Gut als ein ganz neues Geistesproduct, auf das mit frecher Stirn unter obligatem Paukenlärm und mit Trompetenstößen die öffentliche Aufmerksamkeit hingelenkt wird. Dieser Frevel ist natürlich doppelt schimpflich; denn während früher höchstens der Buchhändler um seinen gebührenden Erwerb betrogen, der Schriftsteller aber nur durch Reaction in seinem Honorar geschmälert wurde, bestiehlt man jetzt beide ebenso unumwunden an ihrem materiellen Gewinne, indem man den Verfasser auch außerdem noch um einen Theil seines literarischen Rufes bringt. Auf diese Weise ist die gelehrte wie die belletristische Literatur in ein Lager verwandelt, in dem von frechen Marodeurs ohne Scrupel sowie ohne Gefahr geplündert wird. Bei dem ungenügenden Schutze, den die vorhandenen Gesetze gewähren können, halten es die beraubten, in ihren Interessen gekränkten Autoren in den meisten Fällen nicht

*) Vergl. den ersten, zweiten und dritten Artikel in Nr. 152—154, 200—202 und 274—277 d. Bl. f. 1845.

für der Mühe werth, Lärm zu schlagen und ihre Zuflucht zu gerichtlichen Verfolgungen zu nehmen. Läßt es sich aber ja einer derselben beikommen, sein „Haltet den Dieb!“ zu rufen, wenn er bestohlen wird, so sehe er sich wohl vor, ehe er einen förmlichen Rechtshandel gegen einen Pressfrevler anhängig macht, denn in der Regel ist der Plagiarius geliebt genug, um allen Verfolgungen zu entgehen, und dann wird der Kläger nicht nur abgewiesen, sondern zugleich auch noch in die Kosten verurtheilt. Wir könnten zahlreiche Beispiele aus der jüngsten Vergangenheit anführen, wenn es hier überhaupt der Belege bedürfte.

Die Veranlassung zu dieser langen Herzensergießung, welche gewiß bei Jedem, der bei seiner literarischen Thätigkeit auf Erwerb eines ehrlichen Namens und auf einen angemessenen materiellen Gewinn bedacht ist, ein Echo findet, gibt uns ein Werk, dessen Verfasser und Herausgeber bereits an einem andern Orte als des Plagiats schuldig gebührendermaßen an den Pranger gestellt sind. Wir sind bei unserer Rundschau über die Erscheinungen auf dem Gebiete der Touristen-Literatur genöthigt, auf diese Schrift, welche man mit Unwillen beiseite werfen sollte, noch einmal zurückzukommen.

Leemann — wir wissen nicht inwieweit er Mitschuldiger des literarischen Betrugs ist — führte das vorliegende Buch, welches sich als Erinnerungen dreizehnjähriger Reisen bietet, mit einer echt schweizerischen Gutmüthigkeit und zugleich mit einer Art Pathos ein, in den die Schriftsteller Helvetiens überhaupt leicht verfallen. Er meint, die bunten Erlebnisse eines „schweizerischen Mitbürgers“ würden gewiß von allen Landesleuten mit regem Interesse gelesen, indem man von allen Seiten bemerkt hätte, „daß diese anspruchlose Erzählung seiner Begebenheiten weit entfernt von der Vielrednerei mancher andern Reisenden das Gepräge der Wahrheit an sich trügen“ (S. v). Die Folge hat leider dem Herausgeber ein arges Dementi gegeben. Wie beschämt muß der vertrauensvolle Mann, welcher seinen Beistand zur Veröffentlichung dieses zusammengerafften Werks geliehen hat, gewesen sein, als er sich überzeugen konnte, daß diese Erzählungen, „welche das Gepräge der Wahrheit tragen“, nicht die Erinnerungen eines schlichten Wanderers, sondern zum Theil wenigstens die Auszüge aus einem vielgelesenen Werke sind, aus dem „Morgenland und Abendland. Vom Verfasser der Cartons“ (3 Bde., Stuttgart 1841).

Indem wir Wegelin oder Leemann — wer ist der Schuldige? — der größten literarischen Sünde zeihen, welche ein Schriftsteller begehen kann, sind wir aber keineswegs gewillt, alle Erlebnisse, die hier geschildert werden, und die ganze Reise, welche die Grundlage vorliegenden Werks bilden soll, für eine Fiction zu erklären. Wahrscheinlich waren die Notizen, welche Wegelin auf seiner Wanderung gesammelt hatte, etwas dürftig ausgefallen; das Gedächtniß, auf das er sich verlassen hatte, zeigte sich nicht immer frisch und regsam genug, und so mußte aus den nächsten Quellen, welche gerade

zugänglich waren, ergänzt werden. Aber weshalb sich zum Schriftsteller aufwerfen, wenn mit dem Material zugleich auch die Gewandtheit der Einleitung fehlt, wie man daraus ersehen kann, daß er die gesammelten Notizen einer fremden Ueberarbeitung zuweisen mußte!

Einigermassen zu entschuldigen wäre die allzu häufige Nachlese und stillschweigende Entlehnung aus fremden Werken, wenn sich dieselbe auf historische Notizen, Schilderungen malerischer Landschaften und allenfalls Betrachtungen allgemeinen Inhalts ausschließlich erstreckte. In Bezug auf literarischen Unterschleif dieser Art haben unsere modernen Touristen bekanntlich ein sehr weites Gewissen. Plumper muß man das Verfahren schon nennen, wenn wie hier selbst an solchen Stellen, welche nicht geradezu abgeschriebeu sind, doch ein sonderbares Zusammentreffen in Betreff der kleinlichen Erlebnisse des Tags mit frühern Reisenden stattfindet. So kann man es unserm Reisenden nachrechnen, daß er z. B. namentlich in Palästina überall die nämlichen Eindrücke empfängt als der bekannte Verfasser der „Cartons“.

Was einigen Zweifel gegen die innere Wahrheit der ganzen Irrfahrt, deren angeblicher Bericht uns hier geboten wird, zu erregen im Stande wäre, ist der Umstand, daß Wegelin nicht nur selbst auffallend häufig drohenden Gefahren ausgesetzt ist, sondern daß er auch überall bei wichtigen Ereignissen persönlich zugegen gewesen sein will. Freilich stimmt die Zeitrechnung, und seine Erzählungen liegen deshalb im Kreise der Möglichkeit; aber die Zweifel, in denen man von dem Gedanken, daß er sich in Benutzung fremder Schriften eine unverzeihliche Unredlichkeit hat zu Schulden kommen lassen, bestärkt wird, werden durch die Bestimmtheit, mit der er seine Erlebnisse hinstellt, nicht entkräftet.

Wir wollen mit wenigen Worten ein flüchtiges Bild von dem Plane, dem Reiseziele und den Abenteuern seiner Irrfahrten entwerfen. Wegelin erzählt, daß ihn früh schon ein lebhaftes Verlangen getrieben habe, sich in der Welt umherzutummeln; deshalb mochte er nicht länger in den engen Kreisen seiner Vaterstadt St.-Gallen ausharren, und begab sich, nachdem er seine Lehrzeit als Kaufmann im Hause seines Vaters beendet hatte, zuvörderst nach Riga, wo er mit Hülfe der Verbindungen, welche sein Vater mit etnigen dortigen Familien angeknüpft hatte, leicht eine Stellung zu finden hoffte. Die Schilderung seiner Reise über Berlin, Frankfurt, Königsberg, Memel übergehen wir füglich; sie ist mit Reisebemerkungen wie: „Berlin ist in einer sandigen und daher äußerst öden Gegend gelegen“ (I, 4), verbrämt. Die Hoffnungen, welche er auf Riga gestellt hatte, scheiterten, und er tritt deshalb etwas niedergeschlagen seine Rückreise nach St.-Gallen an, wird aber in Lübeck veranlaßt, sich nach Hamburg zu begeben, wo ihm eine Anstellung in Aussicht gestellt wird. Auf der Ueberfahrt nach Lübeck hat er, im Vorbeigehen gesagt, den ersten Seesturm auszustehen. Darauf finden wir ihn als interessanten Geschäftsreisenden für ein hamburgers Haus, das ihm nach einem sehr traurigen und größ-

tentheils erfolglosen Durchzuge durch Mecklenburg und die Markt den Auftrag gibt, nach Memel in Geschäften zurückzugehen. Neues Ungemach wartet seiner auf der Dfsse. Aber auch in Memel wollen die Geschäfte, welche ihm anvertraut sind, nicht recht gedeihen. Nun wendet er sich nach Petersburg, welches er ein „Palästemeer“ nennt. Hier findet er in einem Expeditions-hause das gewünschte Unterkommen. Nachdem er in dieser Stellung zwei Jahre gearbeitet hat, associirt er sich mit einem Kaufmanne. Während seines Aufenthalts in Petersburg erlebte er außer vielen andern Fährlichkeiten und denkwürdigen Ereignissen die ungeheure Überschwemmung am 19. Nov. 1823, deren Schilderung wir ihm gerathen haben würden aus einer geistreichen Novelle von Leopold Schefer zu entlehnen, und den denkwürdigen Aufstand, der unmittelbar nach dem Regierungsantritte des Kaisers Nikolaus stattfand. Eine körperliche Schwäche, Folge einer Fieberkrankheit, welche er sich durch einen Sturz in die Newa zugezogen hat, veranlaßt ihn, auf einige Zeit nach seiner Vaterstadt zurückzukehren; aber während seiner Abwesenheit bringt sein Associé das gemeinschaftliche Geschäft durch seine treulosen Speculationen dem gänzlichen Verfall nahe. Voll Verdruß bricht er nun seine petersburger Verbindungen ab. Zum Glück bietet sich ein Antrag, für ein petersburger Haus in Moskau ein eigenes Comptoir zu errichten (Dec. 1830). Der Verf. gibt uns Gelegenheit seinen Muth zu bewundern, welchen er dadurch beweist, daß er geraden Wegs der Cholera entgegenreist. Aber kaum ist er in Moskau, diesem „Kleinode der Russen“ wie er es bezeichnet, angelangt, so trifft ihn wie ein schwerer Schlag die betrübende Nachricht, daß seine Geliebte ihm ungetreu geworden ist. Nun ist ihm Rußland verhaßt, und er beschließt, ungesäumt seinen Wanderstab nach der Türkei zu lenken. Wir bemerken von den Fährnissen dieser neuen Reise nur, daß er von Wölfen, die ihm blutigierig nachschneuben, in nicht geringe Gefahr versetzt wird.

Nach flüchtiger Reise, auf der er die deutschen Colonien berührt — er erwähnt nur im Vorbeigehen und ohne irgend eine neue Notiz beizubringen Rudolstadt — langt er in Odeffa an, das er aber halb wieder verläßt, um sich nach Konstantinopel einzuschiffen. Auf der Überfahrt gibt es wieder den unvermeidlichen Sturm. Der Verf. würzt seine Schilderung von Konstantinopel — die, irren wir nicht, auch schon anderswo zu lesen ist — mit einer Beschreibung des Brandes von Pera (am 2. Aug. 1831). Wegelin, der für einen flüchtig Reisenden ganz vorzugsweise vom Glück begünstigt ist, wohnt diesem Schauspiel wiederum bei. Sonst ist uns in Bezug auf die Türkei und die Hauptstadt derselben im Allgemeinen nichts Neues aufgestoßen als Das, was er über die Toleranz der Türken mittheilt: „Über Unbuldsamkeit von Seiten der Regierung können sich die Christen in neuerer Zeit nicht beschweren“ (I, 196).

In dem moscheenreichen Stambul faßt im plötzlich unsern Reisenden, der uns allmählig fast im Lichte eines

planlos in der Irre umherwandernden Abenteurers erscheint, das Verlangen, eine Pilgerfahrt ins heilige Land zu unternehmen. Dieser Theil der Reiseschilderung ist nun derjenige, wo der Verf. nachweislich am wenigsten auf eigenen Füßen steht. Wir wollen uns deshalb nicht die Mühe geben, dem etwas problematischen Reisenden auf seiner ganzen Tour zu folgen. Wir erwähnen nur, daß er zu wiederholten Malen in Palästina gewesen zu sein vorgibt, und daß er nach mehrfachen Irrfahrten in Alexandrien eine Existenz findet, indem ihm der russische Viceconsul Lavison eine mit einer angemessenen Einnahme verbundene Beschäftigung auf seinem Bureau gewährt. In dieser Stellung hat er auch Gelegenheit, Mehemet Ali zu sehen. Er bemerkt über den äußern Eindruck dieses vielbesprochenen Mannes (II, 204):

Ich kann nicht sagen, daß seine Erscheinung den Eindruck auf mich gemacht hätte, welcher uns in der Nähe wahrhaft erhabener Männer zu erfassen pflegt. Ein kleiner lebhafter Greis, mit sprühenden Augen, gewöhnlichen Gesichtszügen, weißem langem Bart, zeigte keine Spur von der Majestät, mit welcher sonst glückliche Emporkömmlinge den mangelnden Stammbaum würdig zu ersetzen wissen.

Dieses Bild weicht von dem schmeichelhaften Portrait, welches der „Verstorbene“ von seinem Lieblinge entwirft, bedeutend ab. Nach längerem Aufenthalt in Alexandrien begleitet Wegelin Lavison nach Konstantinopel und begibt sich in Gesellschaft eines Herrn Puff — der Calembourg liegt hier sehr nahe — nach Napoli di Romania, von wo ihn sein lebhafter Wunsch das Vaterland wieder zu sehen und der Rath seines Arztes zum Aufbruch treiben. Unterdessen müssen wir noch zwei Seestürme einregistriren (II, 180, 231), welche fast den Gedanken aufsteigen lassen, die zahlreichen Beschwerden dieser Art, mit denen unser Reisender zu kämpfen hat, könnten etwa auf Übertreibungen oder auf optischen Täuschungen beruhen. Wenn dies Letztere der Fall sein sollte, so kann er sich mit dem schwungvollen Lamartine trösten, der auch in seinen orientalischen Reiseeindrücken einen mächtigen Seesturm beschreibt, der — wie später durch Versicherung von Zeugen notorisch geworden ist — bei näherer Betrachtung zu einer Fiction zusammenschrumpft. Der gefällige Capitain hatte nämlich dem berühmten Reisenden die Freude bereiten wollen, einem schönen Sturm, der sich von gewandter Feder beschrieben immer anziehender ausnimmt als in der Wirklichkeit, beizuwohnen.

Im Allgemeinen hält sich der Verf. mehr an die oberflächlichen Beobachtungen und äußern Eindrücke; nur hier und da streut er seiner Darstellung höchst willkürlich zusammengelesene historische Notizen ein. Bis zum Gel werden uns besonders in den Capiteln, welche Palästina gewidmet sind, die bekanntesten Dinge vorgeführt. Dessenungeachtet scheint der Herausgeber, der wie er selbst gesteht hier recht con amore nachgeholfen und gebessert hat, gerade auf diese Partie des Werks vorzügliches Gewicht zu legen, indem er sie noch eines besondern Abdrucks gewürdigt hat. Da nun gerade diese Abschnitte am meisten aus fremden Bestandtheilen

gebildet sind; so erhalten wir in dem Nr. 5 bezeichneten besondern Bande einen Abdruck eines Plagiats, was an die „Impressions de voyage“ von Alexandre Dumas erinnert, welche durch die unzähligen Bervielfältigungen, wie der „Charivari“ sagt, zu réimpressions des impressions geworden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Vollständigste Ausgabe von Labruyère.

Su den großen Contrasten, welche unsere Gegenwart charakterisiren, gehört auch der, daß das Publicum mit der unglaublichsten Leichtfertigkeit die wichtigsten Erscheinungen der Literatur in den Wind fahren läßt, und dann doch wieder andererseits eine fast rührende Pietät für einmal official beglaubigte Größen an den Tag legt. Diese sorgsame Liebe für die als classisch anerkannten Werke tritt auch in Frankreich in einer großen Menge von sorgfältigen Ausgaben solcher literarischen Productionen hervor. Ein Theil dieser Editionen verräth einen Sammlerfleiß und eine kritische Richtung, wie wir sie in Deutschland nur bei Werken des griechischen oder römischen Alterthums in Anwendung gebracht haben. Wir haben selbst in d. Bl. schon z. B. Ausgaben von Rollé's unsterblichen dramatischen Dichtungen erwähnt, welche mit einer in das Kleinliche gehenden Vollständigkeit jeden Unterschied der Lesarten aufzählen, und in denen der Rotenschwall über dem Texte zusammenschlägt. Gegenwärtig erhalten wir eine höchst verdienstvolle Ausgabe der „Caractères de Théophraste avec les Caractères ou les moeurs de ce siècle de Labruyère“, welche wir dem umsichtigen und thätigen Baron Waldenauer verdanken. Demselben muß das Recht zugestanden werden, seine Arbeit „Première édition complète“ zu nennen, und der Herausgeber macht auch von diesem Rechte auf dem Titelblatte Gebrauch. Von besonderer Wichtigkeit ist der Anfang, in welchem wir einen genauen Nachweis finden von allen Veränderungen, die der Verf. in den verschiedenen Ausgaben veranstaltet hat. Labruyère hat deren selber neun besorgt, welche zum Theil sehr voneinander abweichen. Besonders stellen sich in Bezug auf die Anordnung, welche dem Verf. sehr am Herzen gelegen zu haben scheint, da er sie so oft über den Haufen geworfen und umgekehrt hat, sehr merkwürdige Abweichungen heraus. Außerdem hat der Herausgeber die Sammlung, wie sie gewöhnlich abgedruckt wird, durch vier Charakterbilder bereichert, von denen zwei aus der fünften und zwei aus der sechsten Originalausgabe wieder hervorgezogen sind. Die historischen und anderweitigen Erläuterungen, durch welche der Herausgeber in das Verständnis einiger schwieriger Stellen und bisweilen dunkler Anspielungen einzuleiten sucht, bieten eine Vollständigkeit und Genauigkeit, wie wir sie noch in keiner Ausgabe dieser frischen Lebensbilder gefunden haben. Die biographische Notiz endlich, welche an der Spitze dieser Edition steht, ist ein lebendiges Bild des Schriftstellers und seiner Zeit.

Übersetzung von Vieira's Predigten.

Während man früher der französischen Literatur mit Recht den Vorwurf machen konnte, daß sie im zu geringen Maße die wichtigsten Erscheinungen des Auslandes berücksichtige, nimmt dieselbe immer mehr und mehr einen cosmopolitischen Anstrich an, als gelte es auch hier den von Goethe verheißenen Zustand der Weltliteratur herbeizuführen. Unter den neuesten Übersetzungen, durch welche die Franzosen den Schatz ihrer eigenen Literatur wie durch fremde Anleihen zu bereichern trachten, bemerken wir eine Bearbeitung der Predigten eines ausgezeichneten portugiesischen Kanzelredners. Der Vater Vieira, welcher dem Orden der Jesuiten angehörte, wird nicht ohne

Grund den hervortragendsten Rednern aller Zeiten beigezählt. Er war 1648 zu Lissabon geboren und brachte einen großen Theil seines vielbewegten Lebens in Amerika zu. Er erntete in seinem Vaterlande, in Paris, in Holland und Rom den reichlichsten Beifall. In der letzten Stadt predigte er vor Christine von Schweden, welche ihm wiederholt die Stelle ihres Beichtvaters antrug. Barbosa meint in portugiesisch-prunkvoller Weise, diese Königin sei vom eisigen Nordpole herbeigeleitet, um als eine zweite Königin von Saba diesen neuen evangelischen Salomo zu bewundern. Mehr als solche übertriebene, bombastische Lobreden ehren die mildthätigen Handlungen, welche dieser Priester an den armen Indianern Americas verrichtete, seinen Charakter. Man hat Vieira häufig mit Bossuet verglichen, und Ferd. Denis, dieser Kenner der portugiesischen Literatur, meint in seiner „Histoire de la littérature portugaise“, daß er an manchen Stellen allerdings den erhabenen Schwung dieses herrlichen französischen Redners erreiche. Die Besorgung einer lesbaren französischen Übertragung ist von einer Gesellschaft von Freunden erbaulicher Lecture dem als Reisenden und sorgfältigen Literaten bekannten Eugène de Monglave übertragen. Der Erzbischof von Paris hat dieses Unternehmen seines besondern Schutzes für würdig gehalten, nachdem er die Werke, welche es betrifft, durch den Abbl. Lacouture einer religiösen Prüfung hat unterwerfen lassen und nachdem ihm vom Bischof von Biseu über den Werth und die Bedeutung dieses Kanzelredners ein sehr vortheilhafter Bericht erstattet worden ist. Das Ganze wird 12 Octavbände umfassen.

Fichte ins Französische übersetzt.

Wir haben oft schon von der Verbreitung deutscher Philosophie in Frankreich gesprochen, welche Dank den Bestrebungen Einzelner in diesem Lande einen immer breitem Boden gewinnt. Es bedarf indessen nicht der Versicherung, daß wir uns darum noch nicht überspannten Hoffnungen hingeben dürfen. Eine neue Erscheinung, welche wiederum für das steigende Verlangen der gebildeten Franzosen, aus dem Borne deutscher Philosophie zu trinken, spricht, ist die Bearbeitung eines der wichtigsten Fichte'schen Werke, welche wir dem Prof. Bouillier verdanken, dessen Arbeiten über Geschichte der Philosophie in Frankreich Anerkennung gefunden haben. Diese Bearbeitung ist unter dem Titel „Méthode pour arriver à la vie bienheureuse“ erschienen. Die Wahl scheint uns deshalb nicht unglücklich, weil in diesem Werke die Lehre Fichte's den Franzosen weniger unverständlich erscheinen wird als dies in andern seiner Schriften der Fall sein dürfte. Diese Übersetzung hat dadurch für uns einiges Interesse, weil der Sohn des deutschen Philosophen sie mit einer besondern Einleitung versehen hat.

17.

Literarische Anzeige.

Von **J. W. Brockhaus** in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Heinrich Pestalozzi.

Jüge aus dem Wille seines Lebens und Wirkens nach Selbstzeugnissen, Anschauungen und Mittheilungen

von

A. Justus Blochmann.

Mit Pestalozzi's Bildniß und vier lithographirten Tafeln.

Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

Ein Theil des Ertrags dieser Schrift ist für das Pestalozzi-Stift in Dresden bestimmt.

Mittwoch,

Nr. 77.

18. März 1846.

Die Touristen im Orient.

Vierter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 76.)

Ein Werk von ganz andern Schrot und Korn wird uns in den „Wanderungen“ von Lorent geboten. Die etwas abgedroschene und allmählig verdächtig gewordene Bemerkung in der Vorrede, der Verf. habe sich nur auf „besonderes Zureden mehrerer Bekannten“ zur Herausgabe dieser Reiseskizzen entschlossen, und der etwas emphatisch-hochtrabende Anfang des Werks selbst flößte uns, offen gesagt, kein allzu günstiges Vorurtheil ein. Aber später sehen wir, daß die hohlgehenden Wellen der Wohlredenheit bald einen einfach natürlichen Fluß nahmen und nur hier und da die Spitze einer Inversion oder eine allzu häufig wiederkehrende Anziehung mythologischer Bilder — z. B. „in Aegypten ergreift Klio die Hand des wißbegierigen Forschers, führt ihn über Lethes Fluten wieder zurück und leuchtet ihm mit heller Fackel tief in die Nacht längst dahingefchwundener Aonen hinein“ — ein gezwungenes Kräuseln der glatten Oberfläche bewirkt. Dazu kommt, daß man im Reisenden bald einen wissenschaftlich gebildeten Mann erkennt, dessen Werk wenn auch keine große gelehrte Ausbeute doch eine ganz empfehlenswerthe Lecture bietet. Er erklärt es selbst, daß es nur seine Absicht war, den Orient im Allgemeinen kennen zu lernen (S. 4), und es scheint, daß er die wissenschaftlichen Zwecke — botanische Studien, deren Resultate er nach den Bestimmungen des Prof. Hochstädter am Ende seines Werks mittheilt — nur nebenbei verfolgt hat.

Der Verf. beginnt seine Beschreibung in Konstantinopel, um nicht durch Schilderung allzu bekannter Gegenden zu ermüden, und erstreckt sich dann über Aegypten, Syrien, Mesopotamien und Armenien. In Bezug auf die türkischen Zustände faßt er sich sehr kurz und wir bemerken nur, daß er dem Sultan Mahmud, den er „den Affen Peter's des Großen“ nennt, die Vernichtung der türkischen Nationalität vorzüglich zur Last legt. Über Smyrna, das wegen der vielen daselbst festhaften Christen gewöhnlich Saur Jemir (S. 13) genannt wird, begibt Lorent sich nach Alexandrien. Diese Stadt ist von den europäischen Touristen zu sehr abgeweidet als daß sich hier sonderlich viel Neues auffinden ließe.

Indessen gewährt Das, was er (S. 22 u. 34) über die ägyptischen Schulen sagt, einiges Interesse. Sodann geht er auf dem Mamudie-Kanale, welcher von 25,000 Menschen in sechs Monaten vollendet ist (S. 24), nach dem Nil. Kahira machte auf sein empfängliches Gemüth keinen geringen Eindruck, und besonders gefällt er sich in den Schilderungen der reizenden Gartenanlagen von Schudra (S. 42), die, wie wir gesehen haben, auch dem sachkundigen Pücker lebhafteste Bewunderung entlockten. Die Beschreibung der Hochzeitsfeierlichkeiten, deren Zuschauer Lorent war (S. 30), ruft uns das einfache, klare, aber gerade deshalb auch so ansprechende Reisebuch des ältern Niebuhr zurück, der sein Werk durch naive Darstellungen aus dem Volksleben zu einer Arbeit von dauerndem Werthe gemacht hat.

Seine Reise nach den Ruinen des hundertthorigen Theben legte Lorent auf einer eigens gemietheten Barkte zurück, die wie es ägyptischer Brauch ist zuerst in das Wasser getaucht wird, um sie vom Ungeziefer zu reinigen (S. 44). Unterwegs fallen die vielen Santon-(Heiligen-)Gräber am Ufer vorzüglich in seinen Blick. An dem Hügel des Scheich Said bitten ihn die Araber ein Stück Brot ins Wasser zu werfen, weil dann ein weißer Vogel kommen werde, um es für vorüberziehende Wanderer am Grabe des Heiligen niederzulegen (S. 48). Die Fahrt stromaufwärts geht natürlich nur sehr langsam von statten, und sie kann nur einigermaßen dadurch befügelt werden, daß die Ruderer an seichten Stellen ins Wasser springen, um den Kahn zu ziehen. Im Allgemeinen aber zeigen sich die eingeborenen Diener als träge, langsame Kerle, deren Eifer nur durch die Drohung, daß ihnen die Bastonnade verabsolgt werden soll (S. 52), einigermaßen befügelt werden kann. Das interessanteste Abenteuer auf dieser langwierigen Reise ist die Bekanntschaft des Reisenden mit einer Sawazieh (S. 56), d. i. mit einer jener Tänzerinnen, welche Mehemet wahrscheinlich ihrer allzu freien Sitten wegen nach dem obern Aegypten verbannt hat. Die Abenteuerungen, welche wir über den ägyptischen Lieblingsstanz Nachle, d. h. Diene, erhalten, lassen allerdings arge Vermuthungen über die Leichtgläubigkeit, den Sinnentaumel der Ägypter zu erregen, aufsteigen. Eine sorgfältigere Beschreibung dieser üppigen und über die Grenze bloßer

Frivolität hinausweifenden Gaukelei möge man in einem Auffage von Hammer (im Jahrgang 1844 der wiener „Jahrbücher“) suchen.

Über die Ruinen von Theben faßt sich der Verf. kurz, indem er ganz einfach gesteht, wie er sich hier auf seine persönlichen Eindrücke beschränken müsse. Man kann es nur billigen, daß er es verschmäht, mit einem Apparat zusammengesetzener Gelehrsamkeit, wie sie von den Reisenden gewöhnlich erst später im Studirzimmer und mit Zuziehung ganzer Bibliotheken aufgetrieben wird, zu prunken. Dabei haben seine schlichten Schilderungen von Karnak und Luxor und vorzüglich von Palaste Medinet Abu (S. 74) nichts verloren. Von Kahira aus, wohin er zurückkehrt, um daselbst einen längern Aufenthalt zu nehmen, besucht er auf einem Ausfluge die Pyramiden, über deren Bedeutung und Bestimmung erst jüngst wieder auf Anregung eines eigenen Werks vom Franzosen Fialin viel hin- und hergestritten ist. Der Eindruck, den diese kolossalen Monumente auf ihn gemacht haben, erscheint weniger überraschend. Er sagt in dieser Beziehung gewiß ganz richtig (S. 113):

Die große Einfachheit macht, was bei Tempeln nicht möglich ist, daß sich die Phantasie ihr Bild genau vorstellen kann, und daher sieht man sie das erste Mal so ganz vorbereitet und oft mit überspannten Erwartungen.

Wir haben es bereits in einem frühern Artikel dieser Umschau gesagt, daß man sich in neuester Zeit durch die Lebhaftigkeit politischer Debatte gewöhnt habe, bei einem Buche über Aegypten immer zuerst zu fragen: Was denkt der Verf. von Mehemet Ali? Hält er ihn für einen starken Tyrannen, für einen unbeugsamen Beherrscher gedrückter Unterthanen, oder erscheint er in seiner Darstellung — wir bedienen uns eines Ausdrucks von Pückler — als ein „Beglücker von Millionen“? So können wir es denn schon nicht unterlassen, unserm Reisenden mit dieser unserer unvermeidlichen Gewissensfrage entgegenzutreten. Im Allgemeinen, müssen wir zuvor bemerken, räumt Lorent der politischen Betrachtung nur eine untergeordnete Berücksichtigung ein; er überläßt es Andern, mit einem absprechenden Worte über die staatlichen Zustände fremder Völker, mit denen er in einen flüchtigen Verkehr getreten ist, ein dictatorisches Urtheil zu fällen. Nur so viel sieht man wol, daß er die unseugbare Strenge Mehemet's, seine gewaltigen Maßregeln, welche sich allerdings nicht in Abrede stellen lassen, als Product und Ergebnis der unerbittlichsten Nothwendigkeit betrachtet. Mit andern Hebeln als mit Härte, meint er, lasse sich die Trägheit der Fellahs nicht aufrütteln. Deshalb verwahrt er sich ausdrücklich gegen diejenigen, welche nach abendländischen Ansichten über den „Regenten Aegyptens“ den Stab brechen wollen: „Nur Europäer werden Mehemet's Regierung tyrannisch heißen, weil sie die Gesetze und nicht das Volk kennen.“

Wir wollen dem Verf. auf seiner Reise von Kahira über El Arisch (Larissa), Giza und Kamla (Arimatea, später Kamatha) nach Jerusalem nicht folgen. Auch

über Jerusalem schweigen wir, da die Schilderungen Lorent's, welcher hier von seiner löblichen Gemohnheit abweicht und sich in unnöthige historische Auseinandersetzungen einläßt — „weil es einzig eine Stadt, der Erinnerung ist“ (S. 146) — nichts wesentlich Neues bieten. Nach einem Ausfluge nach Jericho — jetzt ist es ein ärmliches Dorf Riha —, nach dem Todten Meere und Bethlehem, setzt der Verf. seine Reise nach Damascus fort und berührt dabei Naplus, Liberias, Nazareth, St. Jean d'Acre, Tyrus, Sidon und Beirut. In Tyrus (jetzt Sur) sah er Araber, welche nach Schätzen gruben, wie dies die Einwohner dieser Gegend zu thun pflegen, wenn sie Europäer mit ihren Reisehandbüchern auf den Ruinen umherwandeln sehen. Sie glauben dann, daß die Fremdlinge aus diesem zerfallenen Orte stammen, und ihre Vorfahren den Nachkommen schriftliche Nachrichten darüber hinterlassen hätten, wo ihre Schätze ruhten (S. 191). Überhaupt macht der Reisende uns in einigen zerstreuten Zügen eine sonderbare Vorstellung von der Art und Weise, wie die Bewohner des Orients Wissenschaft und Schriftenthum betrachten. So erzählt er wie er seine Begleiter, welche ihn wegen seiner botanischen Sammlungen verlachen, nur beruhigen kann, indem er ihnen allen Ernstes sagt, er sei in das Land gekommen, um auf hohen Berggruppen einige hundert Pflanzenarten zu sammeln, aus denen sich ein Trank der Unsterblichkeit zusammenbrauen lasse (S. 294).

Auf seinen Wanderungen nach Aleppo trifft er in Latakia (Laodice) den sonderbaren Reisenden Holman (S. 233), welcher, obgleich er des Lichtes seiner Augen beraubt ist, doch vom Reisetoufel besessen zu sein scheint und bereits mehre Male die Erde umreist ist. In Aleppo war unserm Wanderer die Bekanntschaft des Dr. Lutz für die Kenntniß der Landesverhältnisse von wesentlichem Belang. So verdankte er, der selbst Arzt zu sein scheint, demselben einige Mittheilungen über die interessante Krankheit bouton d'Aleppo, welche er für ein Ueberbleibsel der alten Lepra hält (S. 259). Von Aleppo begab sich Lorent nach Diarbekt. Auf diesem Zuge berührte er das Schlachtfeld von Nisibi, wo Ibrahim den glänzenden Sieg über die türkischen Armeen erfocht. Seine Absicht war es, nach dem Persischen Meere zu gehen; aber ein unglücklicher Sturz, welcher seinen Fuß beschädigte, nöthigte ihn, 14 Tage in Diarbekt zu liegen und dann an die Umkehr zu denken. Er bewerkstelligte dieselbe über Palan, Erzerum, Arake, Baibad, Gümüşhane und Erebisond nach Konstantinopel.

Über diesen letzten Theil der Reise gleiten wir flüchtiger hinweg; besonders enthalten wir uns jeder Mittheilung aus den Schilderungen, welche Lorent von Erebisond und der Umgegend dieser denkwürdigen Stadt entwirft. Wir thun dies, weil uns noch die Besprechung eines Werks vorliegt, welches — es gehört überhaupt zu den bedeutendsten Erscheinungen der Touristen-Literatur — ein herrliches, unvergleichliches Bild dieser Gegenden vor unsern Blicken aufrollt. Wir meinen Fallmerayer's „Fragmente“, die, nachdem sie in einem weit

verbreiteten Blatte bereits durch den Prunk ihrer Farben, durch die Kraft ihrer Schilderungen und die Gediegenheit ihres ganzen Inhalts ein weites Publicum entzückt hatten, jetzt nun in vollständigerer Sammlung und als selbständiges Werk sich in unsern Händen befinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Briefe aus der Schweiz.*)

II.

7. Gedichte und kritische Aufsätze aus den Jahren 1839 und 1840, von Georg Herwegh. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentshandlung. 1845. 16. 1 Bhr. 7½ Rgr. **)

Diese Schrift enthält eine Sammlung von Aufsätzen und Gedichten von Herwegh, die früher in der in Belle-Vue herausgegebenen „Volkshalle“ unter der Redaction Birth's erschienen waren. An wem es nun auch liegen mag, daß sie jetzt, ohne Vorwissen Herwegh's, wieder abgedruckt wurden, es bleibt dies ein unrechtmäßiges und unedelicates Verfahren. In Nr. 270 der „Allgemeinen Zeitung“ für 1845 erklärte Herwegh, daß er die Echtheit der von ihm herrühren sollenden Productionen nicht anerkenne, ohne daß ihm jedoch damals schon das Buch zu Gesicht gekommen war. Die jetzige Verlags-Handlung antwortete hierauf in Nr. 279 derselben Zeitung: „verbürgen zu können, daß die Sammlung keine Zeile enthalte, die nicht aus der Feder des Hrn. G. Herwegh geflossen wäre“. Da Herwegh hierauf nichts erwiderte, so ist wol die Echtheit dieser Aufsätze und Gedichte nicht zu bezweifeln. Es sind in ihnen die Reime unverkennbar, die später aufgingen und sich herrlich entfalten; es spricht für ihre Echtheit die lebendige Frische und Unmittelbarkeit sowie die bilderreiche, poetische Ausdrucksweise, auch im prosaischen Theile der Sammlung. Wol ist ersichtlich, daß es theilweise unbedeutende Jugendversuche sind, die uns hier geboten werden; unbedeutend besonders dadurch, daß die kritischen Aufsätze oft Schriften, die nicht der Rede werth sind, mit großem Eifer besprechen. Wir glauben es dem Verf. gern, daß er nie daran dachte, dem Publicum diese Arbeiten in der Form eines Buchs wieder vorzuführen. Aber immerhin bleibt es interessant, die Quelle eines Stroms kennen zu lernen, auch wenn er in seinem weiteren Laufe sein Bett verändern sollte. Herwegh indeß ist der Haupttrichtung, die sich in diesen Productionen ausdrückt, treu geblieben, der Richtung nach der Freiheit, nach der Wahrheit. Hoffen wir auch, daß noch jetzt dasselbe Herz in ihm schlägt wie damals, wo er in einem Aufsätze über die neue Literatur (S. 13) ausruft: „Ich schreibe einzig und allein für mein Volk, für mein deutsches Volk! Was seine besten Genien in stillen Nächten geträumt und gesungen, was sie Liefes herausgefördert aus den Schächten der Kunst und Wissenschaft, das will ich meinem Volke zeigen, ich will es ihm zu deuten und zu erklären versuchen. Echte Kritik ist ja nichts Anderes als Vermittelung der Production an die Masse. Wo etwas Luchtiges in der Literatur geleistet worden ist, wo ein Dichters Herz im Einklang geschlagen hat mit dem Herzen des Volks, wo ein Sänger gesungen von unsern Freuden, mitgelitten unsere Leiden, wo er Balsam geträufelt in unsere Wunden, da will ich keinen Augenblick ansetzen und begeistert rufen: Das ist der Mann, den sollt ihr lieben; das ist der Dichter, dem sollt ihr eure Theilnahme schenken!“

Der junge Kritiker hält Wort. Jedem wahren Talent reicht er mit vollen Händen seine Kränze. Mit besonderer Wärme nimmt er sich unter Andern des damals noch verkannten Platen an; er reißt ihn mit Enthusiasmus in die Zahl der echten Dichter; er sucht zu beweisen, daß er, der Geburt nach Aristokrat, dem Herzen nach Volksmann war. Wie hätte er auch sonst die herrlichen Polentlieder dichten können,

*) Vergl. Nr. 27 — 28 d. Bl.

D. Red.

**) Vergl. eine frühere Mittheilung hierüber in Nr. 245 d. Bl. f. 1845.

D. Red.

die dem Besten, was die politische Poesie später geschaffen, gleich kommen, und die zu einer Zeit entstanden, wo diese Art Poesie noch kein Modeartikel war!

Das Amt der Kritik, das er für so wichtig hält, verwaltete Herwegh wirklich nach den von ihm ausgesprochenen Ansichten: „Der Kritiker soll kein trockener Referent sein (ein Ausdruck den man endlich abschaffen möge!), der haarklein Alles wiederläuet, er soll öfter die Stimmgabel als das anatomische Messer führen. Er ist der Vorredner der Bücher. ... Eine Kritik soll reizen, soll locken. Ihr erstes Geschäft ist, dem Buche seine Stelle anzuweisen; was aber das Detail betrifft, so soll sie mehr andeuten und die Neugierde erregen als in breiten Ausführungen sich erschöpfen. Ein gutes Buch muß gekauft werden“ u. s. w.

Die Literatur überhaupt betrachtet Herwegh als eine eminente Macht von unberechenbarem Einfluß, und prophezeit ihr eine große Zukunft. Aber der Strom der Literatur fließt immer ergiebiger. Aus übergroßer Fruchtbarkeit entsteht eine Überschwemmung, die aber nicht wie die Überschwemmung des Nils, wenn sie auch viel Schlamm mit sich führt, reichlichen Segen verbreitet. Gegen die große Masse der Literatur muß nach und nach eine gewisse Blasirtheit entstehen. Das Bessere kann sich in dieser Masse nur mühsam geltend machen, manchmal nur durch einen Zufall. Herwegh sucht in mehreren Aufsätzen darzutun, wie die „junge Literatur“ im Gegensatz zu den früheren Zeiten eine demokratische Richtung genommen: „Für sie ist in jedem Zimmer ein Roman, für sie rauscht in jedem Herzen die Melodie des Schicksals. ... die junge Literatur stürzt sich mitten in den Strom des Lebens und schöpft aus ihm die meisten Wellen. Der Dichter verinsamt sich nicht mehr, er sagt sich von keiner gesellschaftlichen Beziehung mehr los, kein Interesse des Volks und der Menschheit bleibt seinem Herzen fremd; er ist nicht nur demokratisch, er ist auch universeller geworden.“ Zum Beweis indeß, daß Herwegh nicht in einer gewissen Einseitigkeit befangen war wie so manche Andere: „Der Dichter darf sich den Fragen der Zeit nicht entziehen; wir dürfen aber deswegen nicht Leben tadeln, der seine poetischen Gestalten nicht mit den bunten Farben der Gegenwart behängt, sofern er nur die ewige Eine Wahrheit im Auge behält und sie in genialen Formen wiederzugeben versteht.“

Vieles was Herwegh vor sieben Jahren sagte, findet erst jetzt seine rechte Anwendung, wie z. B. die folgende Stelle (S. 76): „Welchen unberechenbar größern moralischen Eindruck würden unsere großen Dichter und Denker machen, wenn sie fern von den Palästen in den niedern Sphären des Volks geblieben wären, wenn sie ihr Leben mehr in Einklang gebracht hätten mit ihren Worten! Sie haben der Freiheit viel geschadet; sie haben so hübsche Verse auf dieselbe gemacht und durch ihre sociale Stellung ihr so schnurstracks entgegen gehandelt.“ Eine demokratische Verirrung nennt es Herwegh, wenn manche Dichter mit der bloßen Wahl eines Zeitstoffs Alles gethan zu haben glauben und sich über die Form wegsetzen. „Es werden Geister kommen“, ruft er aus, „es sind schon Geister da, die ein Echo bilden für alle Laute der Freude und der Pein, welche aus der Brust des Volks kommen; wir wollen sie doppelt willkommen heißen, wenn sie im Stande sind, ihren Dichtungen die glühenden Farben des Moments zu geben, ohne darum der Schönheit Eintrag zu thun.“ Nichts doch dies Letztere besonders die neuern sogenannten socialistischen Dichter beherzigen. Manche unter ihnen, die alsdann freilich keine Dichter sind, gefallen sich nur im kleinsten Ausmalen der Armuth und des Elends; es fehlt außer der schönen Form auch die poetische Idee, der Götterfunke, der Licht wirft in die Nacht des Sammers. Herwegh's Bitte an die „Arbeiter im Weinberge der Hegel'schen Philosophie, weniger esoterisch, weniger ausschließlich zu sein und sich nicht so sehr einem bloßem Kastengeist hinzugeben“, war tauben Ohren gepredigt. Wenn auch jetzt die Neuphilosophen glauben, volksthümlich und praktisch geworden zu sein, so bleiben sie doch

nach wie vor Doctrinaires, die, versteinert, sich im alleinigen Besitze des Steins der Weisen wähnen.

Bemerkenswerth ist in dem Rande eines zwanzigjährigen Jünglings die folgende Stelle (S. 24): „Das ist eben der überall sogleich ab spricht, wo sie nicht den unmittelbarsten Ausdruck ihrer Sinn- und Denkweise findet.“ Sähen doch die Wahrheit dieses Ausspruchs so manche Männer ein, die in diesem Fehler wirklich befangen ihn durch den der Anmaßung und des Hochmuths noch augenfälliger machen. Von diesem Fehler spricht indeß Herwegh den Philosophen Rosenkranz in einem ihm gewidmeten Aufsatze frei. Jean Paul's Herz nennt Herwegh den schönsten Tempel des Göttlichen, und dieses Herz habe einen persönlichen Gott und eine persönliche Unsterblichkeit verlangt. Mit Jean Paul's Herz verlangen dies noch tausend und aber tausend andere Herzen, die keine Befriedigung im „Nichts“ finden. Wenn Herwegh (S. 165) ausruft: „Achtung, hohe Achtung vor dem harmlosen Gemüthe, das noch seine Befriedigung findet im theuern Glauben seiner Väter!“ so ergibt sich aus den darauf folgenden Stellen, daß, wenn er auch diesen Glauben nicht theilt, er doch nicht derjenigen Richtung angehört, die dem Volke in dieser Beziehung Alles nehmen will ohne ihm etwas zu geben. „Es gibt keine Atheisten, und die man so brandmarkt, suchen eben Gott am inbrünstigsten, und die sie verkümmern sind eben diejenigen, die unfähig sind, sich zum Ideal aller Ideale zu erheben. Man nimmt dir einen Gott, um ihn dir reiner, verkärter, schöner wiederzugeben“ (S. 166). In einem andern Orte schließt eine Betrachtung über die Hegel'sche Philosophie mit den Worten: „Gott ist allein das Maß aller Dinge“ (S. 38). Die humoristische Ader Herwegh's kommt mehrere Male höchst ergötzlich zum Vorschein, wenn auch nicht gerade in dem mitgetheilten sehr schwachen Bruchstück eines Lustspiels. Auch eine praktische Seite zeigt er uns in einem Aufsatz über Schriftstellerassociation, worin er sich besonders über die Übersetzungslüben und die im deutschen Buchhandel herrschenden Mängel verbreitet. Allen Schriftstellern und Buchhändlern zu empfehlen.

In Beziehung auf die deutsche Lyrik äußert Herwegh unter Anderm: „Man kann sein Leben lang in einer dichterischen Stimmung sein und doch kein gutes Gedicht zu Stande bringen. Ein Gedicht muß Hand und Fuß, muß Gestalt, muß Etwas das man greifen und packen kann haben; es ist noch gar weit von dem süßen Aufgelöstsein und Verwehen der Seele ins Blaue bis zur echten poetischen Concretion!“ Daß wir es aber hier mit einem echten Dichter zu thun haben, das beweisen die in dem vorliegenden Buche mitgetheilten Gedichte. Sie rühren aus dem Jahre 1840 her und sind gleich den ersten Blumen des Frühlings die Vorboten des reichen Blütenregens gewesen, den uns 1841 Herwegh's Genius brachte. Mehrere dieser poetischen Erstlinge drücken eine tiefe aber keineswegs sentimentale Schwermuth aus, einen Schmerz, der noch nicht weiß soll er sich an das Leben oder an den Tod halten. So schließt das schöne Gedicht „Frühlingnacht“ mit folgender Strophe:

Mein Schiffelein treibt im Sturm allein,
Und Niemand will es retten;
So müd' dies Haupt, schläft's doch nicht ein,
Ich muß ihm tiefer betten.

In einem Sonett tröstet er sich selbst:

Ihr wisset ja: Gewitter machen kalt:
So werd' ich denk vor meinem Winter alt -
Was griff ich auch so frühe in die Seiten?
Allein - kein Menschenleben brauch't's zum Glück!
Ich fühle oft, es ist ein Augenblick,
In dem wir uns die Ewigkeit erstrecken!

Später löste sich des Dichters Schwermuth in Born gegen das Unrecht und das Unwahre auf, und aus dem Todessehnsüchtigen erstand der „Lebendige“. Wenn er (S. 85) ausruft: „Ich

bin jung, ich leugne es nicht, ich möchte einst einige Theilnahme erwerben bei meiner Nation“, so hat er seinen Wunsch erreicht und wir wünschen ihm nun unsterblich, daß es ihm bald möglich werde, die ihm schon einmal gewordene Theilnahme bald wieder aufzufrischen.

Ein anderes, abwechselnd aus prosaischen und poetischen Productionen zusammengesetztes Buch liegt uns vor: 8. Deutsches Taschenbuch. Zweiter Jahrgang. Zürich, Fröbel und Comp. 1846. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. *)

Jedenfalls kann dieser zweite Jahrgang auf große Mannichfaltigkeit Anspruch machen. Dem Leser wird gleich in dem ersten Aufsatze: „Politische Skizzen aus Ungarn von einem Slawen“, ein interessantes Gemälde des die Aufmerksamkeit mehr und mehr in Anspruch nehmenden Landes geboten. Wenn in dieser Skizze eine etwas große Vorliebe für das Magyarenthum sich ausdrückt, so sind seine Schilderungen vielleicht gerade deshalb um so frischer, lebendiger und eindringlicher. Die Beschreibung der „Congregation des kalaber Comitats am 31. Aug. 1843“ ist wahrhaft plastisch. Es wird uns hier ein Volksfest vor Augen geführt, das durch seinen wichtigen politischen Zweck eine tiefe Bedeutung erhält. Die einzelnen Charaktere der „populären Männer in Ungarn“ werden mit ebenso viel Anschaulichkeit geschildert.

Die Abhandlung über den „Myriasmus“ oder den Panflawismus auf östreichischem Boden ist reich an interessanten Aufschlüssen und Bemerkungen. Von dem Slawen im östreichischen Bundesgebiete sagt der Verf., daß er „Christeigener“ des Deutschen geliebt, nachdem die Leibeigenschaft aufgehoben war, und daß er sich auch ferner mehr und mehr germanisieren werde. Der Myriasmus in Kroatien entstanden wird als die „ausgeprägte slawisch-nationale Bestrebung“ gegen den magyaren Geist bezeichnet: Indes wird weiter nachgewiesen, daß dieser Myriasmus, als weder im Volke haften noch auch von der östreichischen Regierung wegen seiner Sympathien mit Rußland begünstigt keine Wurzeln schlagen kann. Eine lebendige Charakteristik folgt von den Böhmen, den Krainern, Wenden, Kroaten, Slowaken u. s. w. Die Polen in Galizien werden als die Einzigen betrachtet, welche an rein slawischer Rationalität festhalten. Daß nicht bloß im Elsaß und in der Schweiz, sondern auch in Ungarn der Name „Schwab“ ein schlimmes Schimpfwort ist, wissen die Schwaben vielleicht selbst noch nicht.

In der Abtheilung „Über die kirchlichen Verhältnisse und den religiösen Volkscharakter in Ungarn und Oestreich“ erfahren wir, daß zwei protestantische Kirchenzeitungen, deren eine in deutscher, die andere in ungarischer Sprache erscheint, eine katholische hervorgerufen haben und daß sich an die hierdurch herbeigeführten wissenschaftlichen Erörterungen die Hoffnung einer Vereinigung beider Kirchen knüpfe. Merkwürdig wäre es, wenn in einem Lande, wo man es am wenigsten erwarten sollte, Das zuerst zur Ausführung käme, was jetzt theilweise auch in Deutschland angestrebt wird. Über die Liguorianer und Jesuiten enthält der Aufsatz noch einige merkwürdige Binde.

Eine Abhandlung „über Deutschlands Landstände in der ältern und jetzigen Zeit“ entwickelt genetisch an der Hand der Geschichte die verschiedenen Wandlungen, die das Institut der Landstände seit seinem Urbeginn bis auf unsere Zeiten erlitten. Der Verf. bezweckt besonders dadurch den Unterschied der Verfassungen zur Zeit des deutschen Reichs und derer der neuern Zeit zu zeigen, um davor zu warnen, die heutigen Verfassungen constitutioneller Staaten nur aus den altdeutschen zu erklären, als seien die erstern keine „repräsentativen“ Verfassungen, sondern deutsche „monarchisch-ständische“. Dieser in einer klaren für Jedermann verständlichen Sprache geschriebene Aufsatz ist Lesern der verschiedensten Art zu empfehlen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Über den ersten Jahrgang dieses Taschenbuchs wurde in Nr. 138 d. Bl. f. 1845 berichtet. D. Red.

Donnerstag,

Nr. 78.

19. März 1846.

Die Touristen im Orient.

Vierter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 77.)

Fallmerayer hat uns selbst in einem Aufsatze der Ergänzungsbücher „mild und schonungsvoll“ genannt, weil wir die über ihr Ziel hinausgehenden Angriffe gegen die Verfasserin der „Orientalischen Briefe“ auf ihr rechtes Maß zurückzuführen versucht haben. Vielleicht dünkt ihm deshalb hier unser unbedingtes Lob und unser freudiger Dank für die schöne Gabe, welche er uns in seinem neuesten Werke bietet, unbedeutend und geringfügig. Aber diese Betrachtung soll ebenso wenig den Ausdruck unserer Bewunderung schmälern oder zurückdrängen als die Überzeugung, daß er in jener beiläufigen Replik offenbar sich einer kleinen Verdrehung schuldig gemacht hat, wenn er meint, wir hätten ohne alles Weitere die Gräfin Hahn-Hahn als eine durchaus preiswürdige Erscheinung hingestellt. Was wir behaupteten, war nur, daß Fallmerayer bei der Beurtheilung jener Reisebriefe einen falschen Maßstab anlege, indem er an ein der leichteren Salonlectüre gewidmetes Buch gewissermaßen wissenschaftliche Anforderungen stelle, und daß er in einem seltsamen Widerspruche befangen sei, weil er einerseits den Werth jener Schrift auf Null anschlage und doch immer wieder und bei jeder Gelegenheit darauf zurückkäme. In der That glauben wir noch jetzt, daß es nicht ein Zeichen sonderlichen Geschmacks ist, wenn man auf eine Erscheinung, von deren Wichtigkeit man überzeugt zu sein vorgibt, immer und immer wieder zurückkommt und dieselben Worte z. B. über den „Schleppenden Schritt“, über „die Reisende“, über „die sentimentale Frau Ida“ oft selbst an solchen Orten, wo man gewiß derartige Ausfälle nicht erwartet, z. B. in einer Recension von Schaffarik's „Slawischen Alterthümern“, in den „Gelehrten Anzeigen der münchener Akademie“ u. s. w., bis zum Überdruß aufsticht.

Aber wie gesagt, dies thut unserer Achtung vor dem mächtigen Talente, welches Fallmerayer zu Gebote steht, und unserer Freude über die Gediegenheit und Trefflichkeit seiner jüngsten Production durchaus keinen Abbruch. Es ist indessen nicht die vollendete Form, nicht die reife und gewiegte Darstellung allein, welche auf uns den

günstigsten Eindruck bewirkt, obgleich auch dies schon Eigenschaften sind, die uns aus der Masse und dem Rufe der gewöhnlichen Reiseliteratur nicht allzu häufig entgegnetreten, nein, mehr als alle Vorzüge dieses glänzenden Stils, mehr als die Mannichfaltigkeit der Scenen, welche vor unsern Augen vorübergleiten, ist es die charaktervolle Haltung, die Unbestechlichkeit des Verf. Hier wird nichts bemäntelt und mit schönen Redensarten übertuscht, nichts um kleinlicher Rücksichten willen von der Wahrheit abgemarktet und abgefeilscht. Schonungslos tritt der muthige Kämpfer für seine entschiedene Sache heraus, und wenn er ja die Miene der Mäßigung und Schonung annimmt, so traut ihm nicht allzu sehr, denn in dieser Haltung führt er oft die nachdrücklichsten und gefährlichsten Hiebe. Jedes Thema ist ihm recht; die Verhältnisse der morgenländischen Staaten, die Zustände jener abgetriebenen Nationen, Sittengeschichte, sprachhistorische Untersuchungen, occidentalische Politik — Alles ist ihm geläufig, überall rührt er den alten Sauerteig auf. Dabei steht ihm jede Waffe zu Gebote. Von der ernsten, gemessenen, citatenreichen wissenschaftlichen Beweisführung bis zu den leichten, witzigen Plänkelleien des Feuilletonisten und den vergifteten Stichen Aristophanischer Satire ist er jeder Art von literarischer Kriegsführung kundig. Freilich wird er aber mit seiner ägenden, vernichtenden Manier von keiner Seite rechten Dank ernten noch irgend einer Partei angenehm erscheinen. Die Conservativen, die Freunde historischer Entwicklung werden vor ihm warnen und in ihm einen Geist der nur verneint sehen; die Liberalen, die „Glückseligkeitsdemirgen“, wie er sie selbst nennt, die sich so gern mit hochklingenden Freiheitsphrasen abspülen lassen, und die sich von einer erborgten Matamorstellung eine gewaltige Wirkung versprechen, wird er durch seine wiederholten Protestationen, daß es ihm auf „Umgestaltung der Regierungsform mit Schranken aus Papier durchaus nicht ankomme“, zurückstoßen und erzürnen. Den Machthabern wird er durch den freien Ton seiner Rede, durch die unumwundene Erklärung, daß die Russen unsere „Slavencapacität“ besonders hochhalten („wir Deutschen sind geborene Knechte unserer Fürsten“, S. xiv) anstößig und verdächtig erscheinen, während die indolente, stumpfe Menge, die er

durch kräftige Donnerschläge aufzurütteln versucht, ihn höchst unbequem und lästig finden muß (S. xxxii, xxxiii):

Keine Veränderung der Regierungsform hat Bestand und bringt die gewünschte Frucht, wenn die Umwälzung nicht von unten auf und gleichsam mit dem Individuum selbst beginnt, wenn sie nicht langsam, aber drohend und beengend wie die Wasser der großen Flut um den Sitz des Übels kreist. So lange die öffentliche Macht überall corrupte und für jede Schlechtigkeit bereitwillige Instrumente findet, und so lange Alles unter und neben ihr käuflich-unterthänig seine Dienste bietet, wird und kann sie ihrer Natur Böses zu thun und über die Schranken zu greifen menschlicher Weise unmöglich entfangen. Fast jedes Mal ist die Staatsgewalt nicht Muster und Vorbild, wie man sagt, sondern im Gegentheil nur moralischer Abglanz und Spiegel der öffentlichen Sittlichkeit. Habt den Muth selbst gerecht zu sein und ihr werdet auch gerechtere Fürsten haben.

Wie werden die politischen Philister den Kopf schützen über so lästige, anmaßende Behauptungen und Zumuthungen! Aber freilich sind sie nun gewarnt, die Wunden liegen offen und unsere Phantasten und Schreier dürfen nun nicht mehr ihre Hände in Unschuld waschen, alle Leiden auf Rechnung der Regierenden setzen und sich dann ruhigen Gemüths in einen süßen Schlummer wiegen. Am meisten aber werden die vollblütigen Patrioten, welche auf hoher Warte stehen und ins Land hinauslugen, um sogleich ins Horn zu blasen, sobald der Feind der Grenze zu nahen wagt, ihr Zeter erheben über diesen „Lobredner ausländischer Größe und fremden Ruhmes“, über diesen „Frevler an der heiligen Sache des Vaterlandes“. O, ihr überwachen Ebenbilder Don Quixote's, welche ihr Deutschland zur ersten Macht der Welt erhoben zu haben glaubtet, weil ihr euch in die Brust warfet und weil eure Lippen von prahlerischen Reden überflüthet, seht welche zermalmete Kunde dieser Wanderer aus dem Morgenlande, dem Lande des Aufgangs mitbringt, wenn er gleich im Anfange seines Werks euch unverfälscht und ohne die herbe Pille zu überzuckern die unerbittliche Eröffnung macht (S. vii, ix):

Bergeblüch sucht man es noch länger zu verdecken und zu vertuschen, es bricht überall durch die Rinde hervor und drängt sich in alle Gemüther ein: Wir Deutschen sind in der öffentlichen Meinung Europas auf Null herabgesunken, sind außerhalb der heimischen Grenzen als Nationaleinheit für nichts gehalten und im großen Wechselspiel der Weltgeschäfte von Niemandem mehr in Rechnung gebracht. Wir sind nur noch gemeinsames Object und gleichsam Materie des großen Börsenmarkts, wo der Fremde auf das „fleisch- und knochenreiche Thier ohne Kopf“ speculirt und seine Fonds auf die Deutschen legt als Guano für Befruchtung des Ackerbodens in Texas, am Pruth, am Kur und Amazonenstrom. Das größte Kleinod selbständiger Nationen — den äußern Credit und das öffentliche Vertrauen auf nachhaltige innere Kraft und expansive Wirkksamkeit — haben wir verscherzt. Daß wir in der zerbröckelten Ordnung zwischen zwei rührsamem Kolossen eingekengt in die Länge ungermalt bestehen können, glaubt außer den Deutschen selbst in Europa Niemand mehr.

Daß Fallmerayer übrigens bei seiner düstern Schilderung von dem geringen Einfluß und der Verachtung der „Niemeßstämme“ im Orient die Farben nicht zu stark aufträgt oder in Übertreibungen verfällt, sieht man aus allen Schilderungen unbefangener Reisenden. Man

nehme nur die „Briefe eines Reisenden am Schwarzen Meere“, auf die wir bei der Besprechung orientalischer Zustände immer wieder zurückkommen müssen, zur Hand, um sich zu überzeugen, daß Fallmerayer volle Wahrheit redet, wenn er behauptet, wir würden im byzantinischen Orient, bei Griechen und Türken allgemein und insgesammt für stupid und verzagt gehalten (II, 291). Man glaube aber nicht, daß er von unpatriotischer Spottsucht getrieben oder gar in der Absicht seine eigene Nation herabzusetzen mit diesen herben Reiseeindrücken hervortritt, noch daß er etwa durch Schmähung germanischen Wesens dem Auslande Geschmeichelt habe. Er kann sich vielmehr ohne Prahlerei rühmen, in jenen Gegenden die ersten vernünftigen Begriffe über unser politisches Dasein verbreitet zu haben. Freilich weint er aus Patriotismus sei er verworren und unverständlich geblieben (II, 294):

Hätte ich den Leuten freimüthig gestehen können, das Einssein des deutschen Staatencomplexes sei nur ein im abstracten Denkvermögen, nicht in der Realität bestehendes, sei gleichsam nur ein idealer Begriff, der in der Wirklichkeit keine Anwendung finde, so wäre Allen Alles gleich anfangs klar geworden.

Da nun der Deutsche einmal die sonderbare Präntension hat, Alles begreifen und genetisch erklären zu wollen, so, meint der Verf., fange man jetzt, wo die Thatsache, daß wir beim Auslande als Nationalität im erbärmlichsten Credit stehen, zur Evidenz geworden ist, allmählig an herumzuzfragen, wie Deutschland in der öffentlichen Schätzung so tief gesunken sei. Er für seinen Theil gibt unverhohlen zu verstehen, daß ein Hauptgrund davon die Herrschaft sei, welche die „unfruchtbare Idee“ und „das leere Wort“ in Deutschland ausüben, während unsere Zeit die That fordert (S. viii). Unsere „profunden Metaphysiker“, welche über die „Construction der Weltentwicklung“, über „Phänomenologie des (Hegelschen) Geistes“ disputiren, während man in „der Nachbarschaft verhandelt, wer uns das Pensum vorlegen und uns für Kost und Lohn in Dienst zu nehmen habe“, bekommen ein ganzes Sturzbad von der ägenden Lauge seines Wizes. Auch die „weise Praxis Deutschlands, seine Dänen-, Elbe-, Mauth- und Sunkstotten-Energie, seine andächtige Langeweile und sein melancholisches Fichtenwald-Verlangen“ (I, 242) gehen nicht leer aus und mitten in den lieblichen Buchenwäldern von Trebisond spottet er voll köstlichen Humors über die „Saturnalien eines allergnädigst concessionirten und polizeilich überwachten Volksfreiheits-Kanzlei-Rheinliedschwindsels in amtlich vorgeschriebener Form“ (I, 70).

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Briefe aus der Schweiz.

II.

(Beschluß aus Nr. 77.)

„Künftige Cabinetsordres Olim's des Großen“ sind eine Satire in 25 Paragraphen, und da kann unmöglich jeder Blät

gleich schwer wiegen. Der Bly läßt sich eben nicht commandiren, 13 Seiten lang stand zu halten und mit scharfgeschliffenen Waffen bei jedem Diebe zu treffen. Am tiefsten schneidet er ein, wenn er wie der Blyß aus heiterer Luft fällt. Doch wird der Leser einen vortrefflichen Paragraphen finden, dessen Entdeckung es wol werth ist daß er alle 25 lese.

„Protokolle des bewußt- und tendenzlosen Clubs zu Amensfeld“, von Janus (Johannes Müller), ist eine noch weit längere und so verfluchte Satire, daß man vergeblich nachsinnen muß, um den etwanigen Sinn aus dem Wust von Unsinn, der mit komischen Ausdrücken und Wendungen verbrämt ist, herauszufinden. Im endlichen Schluß: „Extraordinaires Bulletin für die Mondsüchtigen“ — der Verf. scheint ganz ertra zu den Mondsüchtigen zu gehören — findet sich des Pudels Kern, eine Satire auf Schelling, die zwar wigig genug ist, sich aber doch einen abgebrauchten Gegenstand gewählt hat.

Wenden wir uns zu etwas Erfreulicherm, zur Poesie: „Einundwanzig Liebeslieder von Gottfried Keller.“ Obwohl 21, so sind doch diese Liebeslieder höchst original und reich, abwechselnd sowohl an Form als an Inhalt. So verschieden und unerschöpflich die Individualität des Menschen ist, so unerschöpflich auch ist die Liebe, die zur Poesie wird bei einem Wesen, das dieses Gefühl wahr und rein in sich trägt. Aber doch nur einem echten Dichter konnte es gelingen, das oft behandelte Thema in so neue Farben zu kleiden, einem Dichter, der nicht durch hundert Liebeleien die Frische seines Herzens verloren hat. In diesem Cyklus wird uns ein rührender kleiner Roman, aus dem Leben gegriffen, vorgeführt, der gewiß auf die verschiedensten Naturen eine tiefe Wirkung nicht verfehlen wird. Großartig ist der Schluß, wo der Dichter, nachdem seine Geliebte im Grabe ruht, auch seine Liebe begräbt und von seinen Schmerzen auferstehend sich wieder dem „reinen Leben“ zuwendet, „Stirn und Herz den Stürmen bietend“. Die „Feueridylle“ von demselben Dichter besteht aus einer Reihe ohne Zweifel der eigenen Anschauung entnommener Bilder, in so einfachem, schmucklosen Gewande, die aber gerade deshalb so sehr ansprechen, weil sie zugleich die tiefsten Ideen ausdrücken, wie besonders das Gedicht S. 138. Von ausgezeichneter Schönheit auch ist das Gedicht, welches einen vom Feuer ergriffenen Blütenbaum schildert (S. 135), sowie das vom Wein (S. 133). Überflüssig erscheint auf dem Titel dieses Cyklus die Bezeichnung „Allegorie“, da jedes gute Gedicht in dem Sinne wie diese Feueridylle eine Allegorie ist.

Unter den „Elegien vom Verf. des „Hans von Ragenfingen““ ist die bedeutendere „Der Untergang“ reich an poetischen Schönheiten und Schilderungen. Aber welche trostlose und wenig poetische Weltanschauung offenbart sich darin! Der oft besagte „Weltschmerz“ und die „Berrissenheit“ in einer neuen Auflage! Der Dichter verzweifelt an Allem, nicht bloß an einem Könige — was man sich gefallen läßt —, er verzweifelt am Glauben, an der Hoffnung, an Zeit und Ewigkeit und gar auch an der Liebe. Nicht einmal die Erinnerung an seine Lieben, die er mußte sterben sehen, giebt Balsam in seine Wunden; auch von ihnen ist ihm nichts geblieben als ein „Nichts“. Gut, daß nicht Alles so ist wie er es anzusehen vorgibt, denn sonst müßte er sich noch heute eine Kugel vor den Kopf schießen, da die Aussicht auf den Untergang Europas und die Erhebung Amerikas, womit er sein Gedicht schließt, doch etwas weit aussehend ist. Die Stanzas sind theilweise schön, theilweise aber auch höchst mühselig. Es wird der Sprache Gewalt angethan, es kommen gezwungene Constructionen vor, was wol bei einem komischen Stoffe die Wirkung manchmal erhöht, hier aber Hörend ist und den ausgedrückten Gedanken unklar macht. Nur ein Beispiel: Die Natur, heißt es, lächelt, wenn der Mensch den Arm um ein geliebtes Kind schlägt.

Doch einsam steh'n auf ihrem höchsten Göt'n —
D sie ist schwarz! Denn sie ist wunderschön!

Auch eine Fortsetzung des komischen Gedichts „Hans von

Ragenfingen“ enthält dieser zweite Jahrgang des „Deutschen Taschenbuch“. Ist der negirende Dichter auch an seiner Produktionskraft verzweifelt? Man sollte es denken, denn die diesjährige Fortsetzung steht dem vorjährigen Anfange des Gedichts weit nach.

Die mitgetheilten Gedichte Otto's v. Benckstern sind zum Theil schon anderwärts abgedruckt und nebst den hier neu gegebenen von keiner großen poetischen Bedeutung. Wenn aber der deutsche „Michel“ seine Sympathien mit der Schweiz auf eine so schöne Weise ausdrückt wie es in den „Drei Liedern aus Deutschland“ geschehen, so berechtigt die Schweiz dies anzuerkennen. Schon ist das dritte Gedicht „Im April 1845“ (S. 362) in mehre Schweizerblätter übergegangen.

9. Es war in der ersten Abtheilung dieses Briefes von den socialen Dichtern, wie sie nicht sein sollten, die Rede. In Hr. Püttmann haben wir gleich einen solchen auf der That ertappt. Seine

Socialen Gedichte. Belle-Vue 1845.

lassen den Verf. der „Fischerkessen-Lieder“ nicht wieder erkennen. Demen kann schwerlich die Noth des Volks zu Herzen gehen, die ihm mit so schwachen Gedichten zu helfen meinen. Angenommen, daß sie wirklich in das Volk drängen, glaubt denn Hr. Püttmann, daß ihm etwas der Art auch nur gefallen könnte? Er möge sich doch des Weberliedes erinnern, das sich die schlechtesten Weber selbst gebichtet haben, und es zum Muster nehmen. O, das Volk, so roh es zum Theil leider noch ist, will statt eines Liebes keine „fabe“ Prosa. Es will etwas das ergreift, das eindringt, das packt. Und um sich ihm verständlich zu machen, braucht es da Geschmacklosigkeiten, Trivialitäten und — Dummheiten? Hr. Püttmann wird noch lange den „dürren Esel der Gelehrsamkeit“ (S. 154) verachtend das „Dromedar der Hoffnung“ (S. 119) und „das dumme Vieh der Schuld“ (S. 43) zusammenspannen können — er wird doch nicht auf den Parnas gelangen. Doch wir müssen vorn anfangen um eine kleine Unkrautlese zu geben.

Rübezahl läßt einen reichen Fabrikherrn träumen, daß er von einem armen Weber an der Hehle gepackt würde:

Vor seinem Bild wies's Nacht —

Die Bunge tritt aus dem Halse —

Da höhnt er und erwacht.

Sich die Bunge aus dem Hals herausträumen! Poesie verhülle dein Antlitz! Die Ausrufungen in Gedichten: „s ist nur insam!“ und „D's ist zum Entsetzen!“ wollen wir nicht einmal rechnen. Nun aber heißt es in der Erzählung der traurigen Geschichte eines armen Mannes, „der von des Tages Pflack bezwungen“ seine fünf Kinder umgebracht (S. 32):

In's Suchthaus sperrt ihr ihn nur achtzehn Jahr

Den Mörder-Vater? — Himmel das ist fabel!

Ja fabel! Bei einer zweiten Auflage der Gedichte gäben die vier letzten Worte des Verses ein recht passendes Motto. Und dieser Hr. Püttmann singt noch:

Die Wahrheit spricht aus meinem Dichtermunde. (!)

So macht denn Gedichte so viel ihr wollt, aber behaltet sie bei euch, oder wenn es durchaus sein muß, so laßt sie auch drucken wenn sich ein Versleger findet, aber nennt euch doch nicht alle Augenblicke „Dichter“! Das ist eine Verfündigung an diesem heiligen Namen.

Sehen wir weiter. S. 6 und 7 „erlebt man kein Jenseits“. Aber der Verf. weiß keine atkeistische Polizei zu halten; denn unversehens entwischt ihm (S. 31) fünf Seelen in den — Himmel!

Bum Himmel zogen fünf unschuld'ge Seelen —

wie man aus einem Hause ins andere zieht. Welche Inconsequenz, Hr. Püttmann, für einen Anhänger der neuen Philosophie! Man begreift nicht, warum (S. 33) gerade „zwei hundert Horfen süße Klänge schwirren“ sollen um den gequälten Mann? Wenn ich denn doch einmal nach Hunderten rechne,

könne mir es auf einige weitere Hunderte nicht an. In dem Gedicht „Am Wege“ kommt folgende Strophe vor:

Der Pilger? — ob ich's selber war' —
Wird auch nicht lang mehr wallen:
Bieleicht ertrinkt er in dem Meer,
Bieleicht in Festhallen.

Da kann er sich doch wol nur betrinken. S. 144 handelt es sich um „wohlgeruchig Paar“, der weitem Sprachfehler nicht zu gedenken. S. 167 hebt ein Vers folgenmaßen an:

Aber ach, das Lächerlein,
Bart von Nerven und von Nieren. (!)

Gehört der Verf. zu Denen, die sich selbst für Gott halten und darum glauben Herzen und Nieren zu prüfen? In der dritten „Eragonflanze“ heißt es:

Auch der Prinz leutselig grüßt
Mit der Peitsche, mit der Peitsche
Mit der Peitsche, mit — der Peitsche —
Auch der Prinz leutselig grüßt.

Eine sehr überflüssige Strophe, da Hr. Püttmann auch ohne Peitsche zu klatschen weiß. Ein Gedicht ist in der Sammlung, von dem man nicht begreift wie es hierher kommt, da es mehr werth ist wie der ganze andere Kram und eine wahrhaft poetische Idee darin liegt. Es heißt „Das Fabrikkind“ (S. 44), und ist früher schon im „Gesellschafts-Spiegel“ erschienen. Eine rühmliche Erwähnung verdient noch „Der Zigeunerkönig“ (S. 140), aber er ist mit „Zugrundlegung eines altdutschen Volksliedes“ entstanden. Das „Zugrundlegen“ scheint Hr. Püttmann aus dem Grunde zu verstehen. So schaltet er (S. 170) einen ganzen Vers des schönen Volksliedes ein: „So viel Stern' am Himmel stehen“, und fährt dann höchst geschmacklos fort:

So viel Liede gab's fürwahr
So vielmal der Graf ließ knuten.

Doch genug! Mögen dem Volke in seiner Mitte würdiger Vertreter seiner Sache ersehen; nicht Solche, die ihr durch eine falsche einseitige Auffassung derselben nur Schaden müssen. Handelt sich es auch vorerst um die Abstellung des materiellen Nothstandes des Volks, so ist dieser allein noch kein Gegenstand der Poesie. Die sociale Frage muß zugleich von der ideellen Seite aufgefaßt werden, und dazu muß man Kopf und Herz auf dem rechten Fleck haben.

10. Guerrillakrieg, versprengte Lieder. Belle-Bue 1845. wären wol der Erwähnung nicht werth, wenn es nicht gälte, an einem weitem Beispiele zu zeigen, wie jämmerlich es jetzt um einen Theil der deutschen Lyrik bestellt ist; denn leider sind die Dichter der „Socialen Gedichte“ und der „Versprengten Lieder“ nicht die Einzigen in ihrer Art. Der Wille unsers Guerrilla, der wol ein Rufensohn sein mag und kein Sohn der Muse, ist gut, aber seine Poesie ist schwach. Auch ist er nichts weniger als wild und kriegerisch. Er meint (S. 14):

Es trifft einst das Verlehrte
Auch ohne uns der Tod,
Drum mdgen wir zum Schwerte
Nicht greifen ohne Noth.

Und da greift er zum Gänsekiel, um gereimte Lieder in Prosa und mit Sprachfehlern zu schreiben. Und dazu thut es keins dieser „Versprengten“ unter 7—13 langen Strophen, und ach! wie langweilig sind sie erst! Da wird Herwegh's Gedicht „Die Zungen und die Alten“ (S. 11) neun Strophen hindurch variirt und imitirt:

Schmäht mir nicht die blonden Locken
Heißt es dort,
Ihr löhnt die braunen Haare

heißt es hier. Da werden Jahn und Jordan, der Bar und Erzherzog Stephan, Dr. Rauwerd' und die Jesuiten, Weitling und A. Grün gleich lang und langweilig angefangen und von

Letztem wird gesagt, er habe in den „Wibelungen im Grad“ Bild an Bild gezwungen „wie Lämmer in den Sack“. Dingelstedt fogar soll früher „mit Lieberknechten“ „den glatten Leuten geheißt“ haben! Da wird in 63 Reilen das alte Lied von dem „Was wir sollten“ geleiert. Vor Allem hätte der jedenfalls „junge“ Mensch wissen sollen, was er nicht gesollt: Lieder machen und sie drucken lassen auf so schönes Papier, jede Seite zierlich befrängt. Kein Wunder, daß „die Segner“ endlich im letzten Gedichte die Geduld verlieren, dem Guerrilla zu Leibe gehen und fragen:

Wozu die tausend Hände
Mit Stift und Federkiel?

Sawol, wozu, wozu? als dem Volke den Geschmack an Poesie zu verleiden und dazu beizutragen, daß man mißtrauisch jeden Band Gedichte zur Hand nimmt. Wo kommen nur die Verleger für die Masse unbedeutender Gedichte her? Wer kauft sie, oder gar wer liest sie als etwa ein mitleidiger Recensent? Ja, tiefes Leidwesen ergreift Einen bei diesem Theile der Literatur. Von der Pressefreiheit ist in dieser Hinsicht keine Besserung zu erwarten; sie ist nur zu erwarten von einem gesellschaftlichen Zustande, der jedem Gliebe der Gesellschaft seine richtige Stelle anweist und den schlechten Poeten etwas ihren schwachen Kräften Angemessenes zu thun gibt. 59.

Historische Miscellen.

Das Concilium zu Trident.

Als im J. 1545 das Concilium zu Trident war eröffnet worden, wußten weder die daselbst versammelten Bischöfe noch auch die vom Papste abgeordneten Cardinäle, was denn nun eigentlich zu thun und wie zu verhandeln sei. Sie erließen daher ein merkwürdiges Schreiben an den Papst Paul III., in welchem sie, mit der Bitte um Verhaltungsbefehle, eine Anzahl von Fragen vorlegten, die ins kleinste Detail sich verlorren und welche bei Sarpi nachgesehen zu werden verdienen. Die versammelten Väter hätten sich die Verlegenheit und die Mühe ersparen können, wenn sie wie 18 Jahre nachher wenigstens von der Mehrzahl gesehen offen das Geständniß abgelegt hätten: „Das Concilium sei nur dazu da, die Meinungen der Protestanten zu verdammen.“ Diese hauptsächlichliche Absicht hat sich denn auch laut ausgesprochen in der Schlusssene dieses Conciliums, das, unter dem Vortritte des Cardinals von Lothringen, mit dem einstimmigen Ausrufe sich endigte: „Anathema cunctis haereticis! Anathema! Anathema!“ Ein Ausruf, der mit der Lehre Christi: „Daran soll Jeder erkennen, daß ihr meine Schüler seid, wenn ihr Liebe unter einander habet“ (Ev. Joh. Cap. 13, V. 35) wol nimmermehr in Einklang zu bringen ist.

Heinrich VIII. und der Papst.

König Heinrich VIII. von England hatte wie bekannt ein Buch „Von den sieben Sacramenten“ erscheinen lassen, in welchem er die Autorität des Papstes vertheidigte und dagegen Luther's Lehre bestritt, wofür ihn der Papst Leo X. mittelst einer im October 1521 erlassenen Bulle mit dem Ehrentitel eines „Vertheidigers des Glaubens“ belohnte. Der König war darüber sehr erfreut und that sich auf den erhaltenen Titel nicht wenig zu gute. Als er nun gerade einmal in einer solchen fröhlichen Laune war, fragte ihn sein Hofnarr Patsch nach der Ursache seiner heitern Stimmung. Der König gestand ihm, daß der vom Papst erhaltene Titel eines „Vertheidigers des Glaubens“ ihn so hoch erfreue. „Du guter Heinrich“, versetzte darauf der Narr, „sorge nur dafür, daß du dich selbst wider den Papst vertheidigst, der Glaube wird sich wol ohnedies vertheidigen.“ Acht Jahre nachher besolgte der König den Rath seines Hofnarren und begann die Reformation in seinem Lande. 2.

Freitag,

Nr. 79.

20. März 1846.

Die Touristen im Orient.

Dritter Artikel.

(Schluß aus Nr. 78.)

Aber man zürne dem argen Spötter nicht; er geht ja selbst, daß, als ihm durch ein günstiges Unglück in Salonichi M—t's „Philosophie der subjectiven Natur“ in die Hände fiel, und er, müde der türkischen Syntax, darin las „Negation ist Negation des Auseinander der Natur“, ihn ordentlich das wohlthuende Gefühl eines süßen Heimwehs (II, 55) überschlich. Dabei verleugnet er, der so sehr auf die That und die Praxis pocht, doch keineswegs die wehmuthsvolle Schwärmerie, diesen Grundton, der durch unser ganzes Wesen klingt — die Russen legen uns deshalb bekanntlich den Namen Schmerz bei —, und wenn sein Auge über die prachtvollen Scenen des Hagion Dros hinschweift, so kann es sich der Thränen nicht erwehren. Dafür perfittirt er sich freilich dann selbst wieder (I, 73):

Gebt ihnen (den Deutschen) etwas Mondschein mit Belengebrumm, und ihr mögt ihnen ruhig die Taschen leeren und Fesseln an die Arme legen. und meint (I, 120):

Leider vollenden Andere, während wir irdischer Noth vergehend mit Einsamkeit und milden Tinten köstlicher Sommerlüfte huplen, ihre politischen Rechenexempel und legen der überraschten Welt ihr Facit hin.

Dabei ist aber seine ganz Reise, der Zweck und die Veranlassung zu derselben ganz so, daß man es ihr ansieht, sie könne nur aus dem Kopfe eines Deutschen, „welcher der Wissenschaft wie einer großen weltgebietenden Macht huldigt“ (S. XIII), hervorgegangen sein. Er zieht als „Papier-Jason aus dem innern Keltenlande bis Kolchis, um die politischen Momente eines unbekanntes romanhaften Schattenreichs aufzuhellen“.

Zum Glück haben ihm diese gelehrten Forschungen, an die er „wie an seine Lebensaufgabe gefesselt scheint“ seinen unbefangenen Sinn nicht etwa verwirrt und von der Wirklichkeit abgezogen, sodas er ungeachtet der gelehrten Bürde, welche er nach echter deutscher Art mit sich schleppt, von sich sagen kann (I, 133):

Ich streife als Abenteurer frei und sorglos durch die Länder von Byzanz; mich entzückt der Wald, die sanfte Schwelung des Höhenzugs, der immergrüne Busch, selbst Noth und Entbehrung sind für mich Genuss. Wo Andere eilen, bleibe

ich liegen, horche auf den dumpf und regelmäßig wiederkehrenden Wellenschlag der Pontus-Gunde und betrachte noch weit lieber als alte Pergamente die Menschen und ihre Sitten.

Seit langer Zeit haben wir kein Werk erhalten, in welchem die verwickelten orientalischen Verhältnisse zu einem so ruhigen, sichern Bilde zusammengefaßt würden als in diesen „Fragmenten“. Dazu kommt, daß der Verf. seine Überzeugungen, welche er aus unbefangener längerer Beobachtung gewonnen hat, mit rücksichtsloser Offenheit und ohne irgend welche geheime Sympathien zu schonen herausragt. Wir müssen uns hier auf einige Andeutungen beschränken, welche von der Kernhaftigkeit und Reife der politischen Ansichten sowie von der Gediegenheit und Kraft, mit der sie vorgetragen werden, nur ein schwaches Abbild geben mögen. Bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge, wo die Hauptstadt des türkischen Reichs den vorzüglichsten Schauplatz des diplomatischen Intriguenspiels abgibt, und wo „man fast stündlich mit Sorge dem Erlöschen des osmanischen Sultanats entgegenseht“, zieht wol die Frage, welchem Umstände vorzüglich das Verglimmen und Hinsiechen der früher so ungeheuren osmanischen Lebenskraft zur Last zu legen ist, besonderes Interesse auf sich. Fallmerayer sieht nicht sowol im Volke, das indessen, wie (I, 93) dargethan wird, über seine Kraft in einer unbegreiflichen Selbsttäuschung befangen ist, als in dem gänzlich vermorsteten und herabgewürdigten Herrscherhause und der Regierung den Grund und den Anstoß zum Verfall (I, 315). Dies sagt der Verf. auch mit bestimmten Worten (II, 266):

Herabgewürdigt und ohne Zuversicht ist in der Türkei nur die Regierung; das Volk hat weder von seiner fanatischen Energie noch von seinem Selbstvertrauen etwas verloren und fühlt sich dem meuterischen Sinn der christlichen Raja ohne fremde Dazwischenkunft sogar in der europäischen Hälfte des Reichs vollständig gewachsen.

Das Gemälde, welches hier von der Regierung entworfen wird, ist kläglich und jammervoll (II, 145):

Die Alesia ist das einfachste und kennbarste Bild der öffentlichen Zustände im Orient: Jeder sieht, was der Andere säet; die Regierungen aber nehmen hier Allen Alles weg, und Frieden hat nur wer Bettler ist.

Unsere politischen Rechenmeister haben nun im Hinblick auf den zerfallenden türkischen Staatskörper ihre Muthmaßungen über das wahrscheinliche Ende dieser

orientalischen Vermittelungen in der anspruchsvollen Form politischer Prophezeiungen ausgesprochen. Der Fragmentist tritt den meisten dieser politischen Wahrscheinlichkeitsberechnungen mit Entschiedenheit entgegen. Am haltlosesten scheint ihm die Ansicht, daß sich aus den losstehenden Theilen der türkischen Monarchie einzelne besondere kleine Staaten als Vertreter der verschiedenen bis jetzt unter einer Herrschaft zusammengewinkelten Nationalitäten herausbilden werden. Zur Zeit des Lärmens wegen des leidigen Jultvertrags fand diese Meinung auf der Tribune besonders in Lamartine einen phrasenreichen und begeisterten Verteidiger. Fallmerayer weist das Thorichte dieser Voraussetzungen, welche dadurch nichts an Nachdruck gewinnen, daß ihr hartnäckigster Vertreter den Orient selbst nach Touristenart durchzogen hat, auf das bündigste nach (I, 316). Er meint, immer würden die einzelnen Glieder dem einen gemeinsamen Mittelpunkt Konstantinopel wie ihrer gemeinsamen Sonne zustreben (I, 317):

Alle eure Künste macht die Stadt mit ihrem eingeborenen Genius zu Schanden. Schneide man immer entlegene Theile vom Ganzen weg und erwärme sie wie der begeisterte Pygmalion sein Steingebilde, sie verdorren dennoch aus Sehnsucht nach heimatlicher Lebensluft, oder rinnen von selbst unaufhaltsam wieder in den Schoos des Mutterstaats zurück. So groß ist der Zauber dieser geheimnißvollen, noch unbegriffenen Stadt.

Noch hirnloser scheint ihm die Annahme, für die unsere philologischen Schwärmer sich gern erwärmen, als ob die Hellenen, die selbst kaum im Stande sind, ein eigenes politisches Dasein zu stiften, „in die Competenzreihe zur künftigen Bacatur des Orients“ gestellt werden könnten (I, 326). Wer soll denn aber nun im Sinne des Fragmentisten das große Erbe der lebensmatten Osmanen antreten? Kein anderer als die Russen, deren ganze Politik seit ältester Zeit her von Byzanz wie von einem Magnet angezogen ist und die recht eigentlich vom Verhängnis mit dem nöthigen Leuze ausgerüstet scheinen. „Die Restauration von Byzanz, das ist Axiom, kann nur eine »slawogriechische«, keine »byzantinische«, am wenigsten aber eine »hellenische« sein“ (I, 336). Fretlich hat der unerbittliche Fallmerayer wol Recht, diese Antwort ist Vielen unbequem und verhaßt, welche ihr Gewicht widerlegt zu haben glauben, wenn sie ihrem Urheber Schuld geben, er sei ein Werkzeug russischer Politik. Diese Behauptung, welche sich wirklich in verschiedenen Journalen Luft gemacht hat, findet ihre schlagendste Widerlegung in dem entschiedenen Russenhaffe, der im ganzen Werke welches uns vorliegt athmet.

Von besonderer Bedeutung scheint zur Verfechtung seiner These dem Verf. die Stellung und das Verhältniß der griechischen Kirche, der er eine viel größere Macht und eine viel zähere Lebenskraft beilegt (I, 334) als man ihr gewöhnlich zuschreiben pflegt (II, 279):

Was der abendländischen Kirche nie ganz gelingen wollte, oder schnell wieder verloren ging, hat die morgenländische vollständig durchgesetzt: sie ist eine compacte Einheit in Sinn und Bestrebung und ihre größte Stärke liegt in der Mäßigung, mit der sie erst nur um Anerkennung gleicher Rechte ringt. Nach dem Siege wird sie ihrerseits zum Angriff übergehen.

Wir theilen endlich hier noch eine kurze Stelle mit, welche gewissermaßen ein gedrängtes Résumé der politischen Ansichten des Verf. über die orientalischen Zustände gibt (II, 267—268):

Zwei Dinge scheinen mir heute unmöglicher als je: einmal, daß sich im großen östlichen Dreieck irgend ein christlich-byzantinischer Staat durch sich selbst zu erheben und politisch selbständig zu constituiren, durch eigene innere Kraft sich frei zu erhalten und fortzuleben vermöge; zweitens, daß irgend eine bleibende Schöpfung genannter Art durch den Occidentalismus in jener Gegend zu erwerben sei.

Wir haben bereits angedeutet, daß der Reisende sich durch das Gift politischer Erörterungen keine Freude an der Pracht und der Mannichfaltigkeit der üppigen Scenerien, welche sich auf seiner Wanderung vor ihm aufrollen, nicht vergällen läßt. Dazu kommt, daß er das Talent, die äußeren Eindrücke, welche er empfängt, in ungetrübter Naturtreue abzuspiegeln und zu gestalten, im höchsten Grade besitzt. Einzelne seiner Naturbilder, besonders die farbenreichen, saftigen Landschaftsgemälde sind von einer künstlerischen Vollendung, daß wir ihnen auf dem weiten Gebiete der Literatur fast gar nichts zur Seite stellen können. Wo läßt sich eine schönere Schilderung auffinden als die, welche wir hier von Hagion Dros, vom Athos, erhalten, den der Fragmentist den kolossalen, von der Natur selbst aufgethürmten und mit unverwelklichem Festgewande umzogenen Münster von Byzanz nennt? (II, 5—8):

Kanggestreckt ist die Halbinsel, nicht flach, auch nicht wellenförmig hingegossen, noch als schiefe Ebene nur auf einer Seite aufsteigend, auch nicht ein mit Hügel- und Felsengewirre unregelmäßig ausgefülltes Conglomerat: halbig und sanft steigt es von beiden Strandsseiten gegen die Mitte empor und läuft fahlförmig mit wachsender Höhe und Steile in langen Bindungen fort wie ein Tempeldach, und am Ende strotzt leibig und wohlgenährt, von drei Seiten rund aus dem Wasserspiegel heraussteigend und auf der vierten bis zur halben Höhe mit dem Waldgebirge verwachsen, einsam und frei die riesige Athoskuppel in die Lüfte, auf der Plattform ein weit hin sichtbares Kirchlein, das höchste und luftigste Gotteshaus der morgenländischen Christen, zugleich Sitz der Sommerlust, der Andacht und der Windsbraut der Athoniten. Man denke sich eine Augustnacht in Purpurflor und mit allen Reizen des Südhimmels angethan, den glatten Spiegel über bodenloser Tiefe, mildhauchende Seelüste über die Gärten und Söller sächelnd, Nachtigallen im Rosenbusch, das lange Waddunkel und die Wachtfeuer auf der Bergspitze; oder wie das Morgenroth und der erste Sonnenstrahl goldfunkelnd auf die Felsenkrone fällt und weit unten auf dem Kastanienwalde noch schweigsame Nacht oder kaum das erste zweifelhafte Dämmerlicht über den Klosterzinnen am Strande liegt!

Athos ist Hochwarte des Ägäischen Meeres und Leuchtturm aller Orthodoxen in Byzanz. Vom Festlande in das Meer hinauspringende Cherfonese sind vorzugsweise eine Eigenthümlichkeit der griechischen Welt. Zu Kerasunt in Kolchis, bei Sinope in Paphlagonien und in der Nähe des Athos selbst hat die Natur ähnliche Gebilde bald nur begonnen, bald ausgeführt, nirgend aber ein so schlankes Maß angelegt, die Wände so romantisch ausgeführt und den Wuchs in so liebliche Formen ergossen wie hier. Ein felsichtes schroff und mühevoll zu erklimmendes Nadelholzgebirge, quer über den Isthmus streichend, hütet wie ein Säulengang das Thor zur immergrünen Baumregion des Athos, und wenn der Fremdling nach Überschreitung dieser Querrwand über tiefe Schluchten und Hügel

aus wildem Rosmarin den Hochpfad erklimmen hat, thut sich eine Scene auf, deren Schönheit man wol empfinden, aber nicht beschreiben kann.

Wie ein langer Silberfaden läuft über Zattelkamm und Bergschneide durch hellgrünes Gebüsch und dichtverwachsenes epheuumranktes Baumgewühl der Hochpfad mitten durch die Halbinsel bis zum hohen Athoskegel. Bald schroff und ohne vermittelnden Übergang, bald sanft und in verlorenen Palden senkt es sich zu beiden Seiten des Weges in romantischen Vorsprüngen und verschlungenen Thalwindungen oder in weiten, amphitheatralisch ausgehogenen Prachtfächern über Waldöde, über lieblich bebauten Einsiedlergehöfte, in dunkeln Waldschatten, hier zum singitischen, dort zum strymonischen Golf hinab; die Sonne blüht auf den Wasserpiegel und lockt, durch die laubigen Bäume fallend, eine Thräne wehmuthsvoller Erinnerung aus dem Auge des fremden Wanderers. Tief unten am Strande, in weiter Entfernung voneinander abgesondert, durch Wald und Vorgebirge getrennt, auf grüner Matte ausgebreitet oder in walüberhangenen Schluchten, an rauschenden Silberbächen, zwischen Linnengärten und langwipflichten Cypern heimlich verborgen, erscheinen die Mönchskastele mit hohen Mauern, mit gewölbten Thorgängen, mit Stockenhäusern, mit wart- und zinnenbekränzten Festungsthürmen und eisenschlagenen Doppelflügelu zur Püt der byzantinischen Heiligthümer wider feindliche Strövalten.

Nicht minder lieblich und poesieathmend sind die Landschaften aus der Umgegend von Trebisond, welche der Verf. abweichend vom Sprachgebrauch der alten Geographie, mit dem etwas weit ausgebehnten Namen Kolchis bezeichnet. Er sagt selbst von diesem Lande (I, 294):

Nicht das goldene Vließ, nicht bloß alte Pergamente und die melancholischen Ruinen der Kommeneburg zu Trapezunt haben mich nach Kolchis geführt; ich folgte geheimnißvollern Zügen, wiew einer unerklärten Sympathie der Erdgeborenen für heitere Lüfte und quellenreiche Einsamkeit immergrüner Waldpartien. Was Jerusalem für den mystischen Schwung der büßenden Seele, ist Kolchis für den Götzendienst irdisch bezau-berter Phantasie.

Aber das Talent des Verf. ist geschmeidig und vielseitig; er schildert mit demselben Glück die beschränktern Kreise eines heitern Stilllebens wie die Sitten der Völker im Ganzen und Großen. Mit viel Humor und anziehender Gemüthlichkeit führt er uns ein in das Haus seiner rechtgläubigen Wirthin, welche, um sich von seiner Frömmigkeit zu überzeugen, ihm heimlich auf- lauert, ob er die Messe mit Regelmäßigkeit besucht (I, 55). Auch die Scenen aus dem Mönchsleben, welche er seiner Darstellung einverwoben hat, enthalten der köstlichen Züge viel und geben uns ein lebendiges, klares Bild vom Treiben der „anatolischen Selbstüberwinder“. Was er ferner von seinen eigentlichen Reiseerlebnissen, von den Vorbereitungen und Abenteuern seiner Wanderungen selbst mittheilt, ist durchaus geeignet, den Reiz der Mannichfaltigkeit, welche dem ganzen Werke eigenthümlich ist, noch zu erhöhen. Wenn er sich auch nicht geradezu enthält, von seiner Person und von Dem, was unmittelbar darauf Bezug hat, zu reden, so läßt er sie doch gerade nur so viel bei seiner Darstellung in den Vordergrund treten als zur Belebung des Ganzen von Interesse scheint. Nirgend blüht jenes Haschen nach Piquantem, jene platte Indiscretion und das Coquettiren mit persönlichen Beziehungen durch, welche in den meisten Erscheinungen der modernen Touristen-Literatur so

widerwärtig wirken. Und wenn der Reisende auch wol von sich selbst redet, so lernen wir in ihm eine von unsern abgeheßten „europamüden Weltfahrtern“ so durchaus verschiedene Persönlichkeit kennen, daß wir diese fernhafte, gesunde Natur voll Saft und Kraft durchaus lieb gewinnen müssen.

Selbst die scharfe Polemik, welche hier und da gegen die Feinde und Widersacher des Fragmentisten vorbricht, und sich besonders gegen den Schluß des Werks hin in einem vollen Strom ergießt, thut für Leser, denen die literarischen Beziehungen der Gegenwart geläufig sind, dem Werthe des Ganzen keinen Abbruch. Diese polemischen Streiflichter beziehen sich, wie man wol vermuthet, auf die bekannte, vielfach angefochtene These Fallmerayer's über die Abkunft der Hellenen. Er sagt es unumwunden, er sei ungeachtet aller Angriffe und Verfeindungen, denen er sich durch seine allbekannte Behauptung, daß in der gegenwärtigen Bevölkerung von Griechenland das slavische Element überwiege, ausgesetzt hat, in seiner frühern Annahme noch immer nicht wankend gemacht. Alle Sätze, welche er früher in seiner „Geschichte von Morea während des Mittelalters“ aufgestellt hat, vertheidigt er noch jetzt, nur noch entschiedener (II, 376) und wie es uns scheint mit mehr Nachdruck und Gelehrsamkeit. In der That lassen sich seine gewichtigen Gründe, welche aus der Geschichte sowie aus sprachlichen Erklärungen entnommen sind, durch Demonstrationen und Manifeste wie sie z. B. in Athen gegen den „Verächter griechischer Rationalität“ an den Tag gelegt und unternommen wurden, nicht beseitigen und entkräften. Mit Recht spottet er über die begehrtesten Verehrer des hellenischen Alterthums, welche sich für verpflichtet halten, die Ehre und die Gebürtigkeit der modernen Griechen zu retten, und welche der unumstößlichen Überzeugung leben, „daß eigentlich die deutschen Philologen die Türken aus Griechenland vertrieben und das große Seetreffen bei Navarino gewonnen haben“ (II, 478). Am schlimmsten spielt der Fragmentist dem Prof. Greverus mit, welcher sich schmeichelte, den Beweis geliefert zu haben, daß „Fallmerayer ein Erzlägner“ sei. Es wird ihm vom Verf. ein eigener Abschnitt gemidmet, in dem derselbe „den friesischen Gruf des Herrn Greverus mit Höflichkeit erwidert“. Er meint, der oldenburger Gelehrte habe sein Buch „Reisefust in Ideen und Bildern aus Griechenland“ lieber „Wein- und Banzenchronik von Morea“ (II, 505) betiteln sollen. *)

F. S. Gantzer.

Bibliographie.

- Belani, H. E. R., Die Erbschaft aus Batavia. Volkseroman. Drei Theile. Leipzig, Frische. 8. 4 Bde.
 Engelhardt, J. C., Seligheitsgedichte. Reustadt a. d. Aisch. 1845. 8. 11 $\frac{1}{2}$ Ngr.
 Günzburg, A., Dogmatisch-historische Beleuchtung des alten Judenthums. Prag. Gr. 8. 2) Ngr.

*) Einen fünften Artikel geben wir später nach Verabfolgung von Alshendorfs Reise. D. Reb.

Musikrter Kalender für 1846. Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerverien und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. 2te Auflage. Leipzig, Weber. Hochschm. 4. 20 Ngr.

Löber, F., Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen dargestellt an den Reichsgesetzen Kaiser Friedrich II. Halle, Anton. Gr. 8. 15 Ngr.

Pfaffenhofen, F. Freih. v., Die Münzen der Herzoge von Alemannien. Karlsruhe, Nöldeke. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

Die himmlische Philosophie von Joseph Ben Nathan. Im Auszuge mitgetheilt von C. D. Schüller. Münster, Deiters. 1845. Gr. 8. 15 Ngr.

Schüg, B., Dreißig Jahre aus Napoleon's Leben. Dramatisches Gemälde in sechs Abtheilungen, nach dem Französischen des A. Dumais. Erfurt, Meyer. 1845. 8. 1 Thlr.

Siegmund, F. (Fr. Albrecht), Religiöse Dichtungen, allen Christkatholischen Glaubensgenossen gewidmet. Breslau, Trewendt. 1845. 8. 6 Ngr.

Landwirthschaftlicher Volkskalender für das Jahr 1846. Herausgegeben unter Leitung der F. Landwirthschafts-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg. 6ter Jahrgang. Innsbruck, Wagner. 4. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Ansichten über Sängere, Gesangsvereine und Gesangsfeiern. Schweinfurt, Siegler. Gr. 8. 3 Ngr.

Antwort auf Herrn Consistorialrath Dr. Pischon's Sendschreiben an Herrn Prediger Souhon. Von einem Mitgliede der Gemeinde Christi. Berlin, Wohlgenuth. 1845. 8. 2 1/2 Ngr.

Bemerkungen über das Sendschreiben des Herrn Stanger, Domcapitulars in Eriar, an seine ehemaligen Pfarckinder zu Kreuznach. Kreuznach, Rehr. 1845. Gr. 8. 2 Ngr.

Blicke auf den Hergang und den Geist des Orienters Concils. Für das deutsche Christenvolk geschrieben von einem Protestanten. Leipzig, Dribach. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Clemens August Freih. von Droste zu Vischering, Erzbischof von Cöln. Nach den zuverlässigsten Quellen treu und wahr geschildert von M. Rebst einem Anhange: Interessante Charakterzüge und einige bisher ungedruckte Gedichte des Verstorbenen. Mit dem Portrait des Erzbischofs. Xanten. 1845. 8. 5 Ngr.

Dietlein, D. W., Die Berliner Erklärung vom 15. August 1845 und deren Literatur. Berlin, Herbig. Gr. 8. 5 Ngr.

Eingabe der medicinischen Facultät zu Leipzig, in Beziehung auf die Beilage des Allerhöchsten Decrets vom 29. November 1845, die chirurgisch-medicinische Akademie betreffend. Leipzig, Köhler. Gr. 8. 4 Ngr.

Die große Feuersbrunst zu New-York am 19. Juli 1845. Hamburg, Berendsohn. 1845. 8. 5 Ngr.

Gember, A., Die Kirche der Zukunft. Ein Beitrag zur Verständigung über die Glaubenswahren der Gegenwart. Berlin, Schulze. Gr. 8. 10 Ngr.

George, L., Nicht Schrift, nicht Geist, aber der Geist der Schrift. Ein Wort zur Verständigung und zum Frieden in unserer aufgeregten Zeit. Berlin, Müller. Gr. 8. 3 Ngr.

Das Glaubensbekenntniß der allgemeinen christlichen Kirche. Ein Vorschlag zur Prüfung. Kreuznach, Rehr. 1845. Gr. 8. 1 1/2 Ngr.

Gög, G. S., Jesus und seine Zeitgenossen. Ein zeitgemäßes Wort an katholische Christen, ausgesprochen in sechs Fastenpredigten. Regensburg, Manz. Gr. 8. 11 1/2 Ngr.

Kämpfe, G. A., Erwiderung auf das unter dem Titel die Berechtigung des Nationalismus an mich gerichtete Sendschreiben eines Ungenannten. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 10 Ngr.

Rehr, K., I. Die Weihe der deutsch-katholischen Gemeinde zu Kreuznach am 25. Mai 1845 durch Herrn Pfarrer Kerbler. II. Zeitbemerkung eines Laien über Deutsch-Katholi-

zismus, Protestantismus und Romanismus. Rebst Beilagen. Kreuznach, Rehr. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Kortüm, F., Rückblick auf Joh. Feinr. Pestalozzi, nebst etlichen ungedruckten Blättern desselben. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 5 Ngr.

Krause, F. L., Frommes Andenken an Johannes Ronge in Weimar. Eine Nachmittagsbetrachtung. 2te verbesserte und mit einem Vorwort vermehrte Auflage. Weimar, Hoffmann. 1845. 8. 3 1/2 Ngr.

Luger, F., Heinrich Pestalozzi, ein Beitrag zur Feier seines Andenkens. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 5 Ngr.

Roll, K. B., Der Unterschied der wahren und der falschen Nichtfreunde. Predigt. Pafewalk, Köhler. 1845. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Roff, A., Haben wir von Menschen oder von Christus unser Heil zu erwarten? Predigt. Posen. 1845. 8. 2 1/2 Ngr.

Ramböhr, A., Was ist von dem Nichten über Andere wegen Glaubensverschiedenheiten zu halten? Predigt über 1. Kor. 4, 1—5. Potsdam, Stubr. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Reckum, Bitterwasser, verordnet dem nur zu treuen Hengstenberg. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 10 Ngr.

Ronge, J., Rede, gehalten am 23. September 1845 in der Münsterkirche zu Ulm. Ulm, Rübting. 1845. 8. 2 Ngr.

— Rede, gehalten am 18. October 1845 bei Konstanz auf der Schweizer Gränge. Dessau. 1845. 8. 2 Ngr.

Rupp, S., Die Symbole oder Gottes Wort? Ein Sendschreiben an die evangelische Kirche Deutschlands. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 4 Ngr.

Saint René Laillandier, Die politische Lage Deutschlands im Jahre 1845. Aus dem Französischen von J. Franke. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 15 Ngr.

— Die Verfassungsfrage in Preußen. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 10 Ngr.

Schäffer, C., Neujahr. Ein Drama oder ein Gedicht, wie man es will. Darmstadt, Dillweiler. 8. 8 Ngr.

Schreyer, L., Das Verhältniß zwischen Kirche und Staat. Nach den Lehrsätzen eines Jesuiten dargestellt. Regensburg, Manz. Gr. 8. 17 1/2 Ngr.

Schiller, S. M., Lebens-, Richtung-, Gesinnung- und Geist der 2ten Rabbinerversammlung zu Frankfurt a. M. 1stes Heft. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Hunger. 8. 7 1/2 Ngr.

Schuffelka, F., Ronge in Weimar den 14., 15. und 16. November 1845. Gedächtnißblätter. Weimar, Hoffmann. 1845. 8. 5 Ngr.

Der Tag Concordia. Eine Wächterstimme aus der neuen Lutherspforte an die deutsche Kirche in allen Landen. Erfurt, Hennings und Hopf. 4. 5 Ngr.

Theremin, F., Der Sieg des Glaubens über die Welt. Predigt. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Von dem Gesetze der Arbeit. Pastoral-Anweisung von dem Erzbischofe von Cambrai. Aus dem Französischen. Aachen, Kneuerk. 12. 5 Ngr.

Weichsel, F. F., Die Berliner Conferenz und Bislicenus. Ein offenes Sendschreiben. Wolfenbüttel, Holte. 8. 5 Ngr.

Widmann, A., Politische Bedenken wider die evangelische Kirchenzeitung. Berlin, Stubr. Gr. 8. 6 Ngr.

Widenhahn, C. A., Der christliche Glaube. Aus den Bekenntnißschriften der evangelisch-lutherischen Kirche für das allgemeine Verständniß dargestellt. Leipzig, Gebhard und Reislund. 8. 6 Ngr.

Wolff, G. A., Papstthum, Cölibat und Ohrenbeichte. Ein freies Wort an das deutsche Volk. 3te Auflage. Breslau, Günther. 1845. 8. 2 Ngr.

— Ein Wort an Kerbler und Eichhorn. Breslau; Günther. 1845. 8. 1 1/2 Ngr.

Zittel's Notion für Religionsfreiheit. Mannheim, Hoff. Gr. 4. 2 Ngr.

Der deutsche Zollverein und das Schutzollsystem. Ein Versuch zur Verständigung der Ansichten und für Ausgleichung der Interessen. Von K. H. Brüggemann. Berlin, Duncker und Humblot. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf. gibt in dem Werke eine geordnete Zusammenstellung der wichtigsten Argumente, die in einem fortlaufenden Kampfe dreier Jahre gegen die Anhänger des Schutzollsystems einerseits und gegen ihre einseitigen Gegner, die Bureaucraten und die Männer des Laissez faire andererseits von ihm angewendet worden sind und in den stettiner „Börsennachrichten von der Ostsee“ in kürzern und längern Artikeln veröffentlicht waren. Den Erstern will er nachweisen, daß die von ihnen aufgestellten ethischen Ideen theils anderweitig entlehnt worden, theils in dieser Entlehnung mißbräuchlich und falsch gehandhabt wurden und viel mehr nur aus seinem Systeme der Handelsfreiheit ausgesprochen werden und das Leben mit ihren Wirkungen erfüllen könnten; die Letztern aber daran erinnern, daß nur aus einer kraftvollen Erfassung, Einführung und Vollendung der „deutschen Staatsideen der erleuchteten preussischen Zeit von 1807—12“ das Heil zu erwarten sei, daß der Zollverein nur als eine Folge dieser erscheine und diesem in seiner ursprünglichen Auffassung die Idee der Handelsfreiheit zum Grunde gelegen, daher consequent nunmehr durchzuführen und, wenn auch für einzelne Artikel höhere Zölle für einen Zeitlauf zulässig wären, diese doch in Bezug auf die Grundidee einer Ausgleichung unterworfen werden müßten. Diese Sätze bilden den Inhalt der Schrift, deren Ausführung wir nunmehr in derselben verfolgen wollen.

Da die Anhänger des Schutzollsystems in dem Grundsatze der Erhebung der Manufacturarbeit die Ansichten des Mercantilsystems theilweise adoptirt hätten, hat sich der Verf. zur ersten Aufgabe gemacht, diese nach der Smith'schen Theorie zu widerlegen, welches er (S. 13—49) als „Kritik des gemeinen Mercantilismus“ unternommen hat. Hier berührt er zuerst (S. 13—16) die „Schimale der Handelsbilanz“, sie, wie längst nachgewiesen, mit dem Grundsatze der „Productivität der Arbeit“ kurz bekämpfend. Etwas verweilt er bei der auch von Bülow-Summersow dem Zollverein vorgeworfenen, um mehr als 22 Millionen größern Einfuhr als Ausfuhr in den Jahren

1837—39, also ebenso großem Verluste am Nationalvermögen, wogegen gleichzeitig der Oberfinanzrath Biersack berechnet habe, daß in den J. 1837—41 der Zollverein über 13 Millionen mehr aus- als eingeführt habe. Er behauptet, daß diese Zahlen nichts beweisen könnten, es vielmehr darauf ankäme, ob mit dem Mehreingeführten lieberlich gewirthschaftet worden und daher die Einfuhr sich vergrößert habe, welches im Zollvereine nicht bemerkbar geworden. Beweise sind für Dieses nicht angegeben worden; überhaupt auf die ganze Frage nicht näher eingegangen. Wenn aber der Verf. die Familienwirthschaft zum Beispiele genommen, so möchten wir ihm doch wol den Fall entgegenhalten, daß eine Familie fortwährend einnehmen kann und doch, wie man im gemeinen Leben sagt, zu nichts kommt, d. h. eben sich solche Gegenstände anzuschaffen bei aller Einnahme und ohne daß sie lieberlich wirthschaftet nicht im Stande ist, die über den notwendigen Bedarf des Lebens reichen, an deren Besitz eine Familie als etwas Schönerem sich erfreut, eine Nation aber als etwas Nützliches ausführt. Es möchten also Zahlen doch wol einen guten Sinn haben und nicht allein „frappiren“; und eine Nation die fortwährend und mehr einführt, lebt wie man von Familien zu sagen pflegt aus der Hand in den Mund, und ist eine arme, bei aller Ehrlichkeit und Rechtlichkeit der Wirthschaft. S. 16—35 wird sodann der Grundsatz der Schutzölle besprochen, das National Einkommen zu erhöhen, durch den Zwang der angestrengtern Verwendung der ökonomischen Productivkräfte. Der Verf. deducirt so: Da die Masse und die Güte dieser Kräfte, zu denen er Arbeit, Natur und Capital zählt, unmittelbar im Allgemeinen nicht erhoben werden, so kommt es darauf an zu untersuchen: 1) welche Wirkung äußern die Schutzölle auf jeden dieser Einkommensgründe im Besondern; 2) aber auch welche auf die Stände, die diese Gründe zur Darstellung oder Production in sich bringen. Für die reine Wissenschaft, unberücksichtigt die deutsch-nationale Färbung, die in der Schutzollfrage liegt, ist hier offenbar der Angelpunkt. Diese wissenschaftliche Seite hat aber der Verf. aus einem falschen Gesichtspunkte betrachtet; denn will man in die Einzelheiten des Lebens oder der Wirklichkeit hinabsteigen, so wird man bald nicht mehr allein bei

jenen Kräften und Ständen stehen bleiben können, sondern man wird getrieben werden, die Frage auf Personen und Familien auszudehnen. Das ist aber nur eine Ablenkung von dem wissenschaftlichen Wege und ein Versuch den Gegner aus der Ferns und hinter einzelnen Hinterhalt hervor, die für sich jedes eine Wahrheit haben mögen, mit Steinen zu bewerfen, anstatt offen auf dem freien, im Ganzen übersichtlichen Felde mit ihm zu kämpfen. Die Wissenschaft beurtheilt nur Begriffe, und diese sind umfassende Vorstellungen, deren einzelne für sich nichts sind, sondern nur, als bewusster Inhalt des Ganzen gelten. Die wissenschaftliche Frage ist also nur die: In welchem Verhältnisse steht die Idee der Schutzzölle zum Zwecke der Volksarbeit; die Arbeit ist aber nicht eine Productivkraft, sondern nur eine Maschine, eine Vermittelung der Kraft. Diese beruht lediglich auf dem Geiste des Volks, auf dem Willen zur Arbeit. Da nun aber die Idee der Schutzzölle keine andere ist als die, durch den Zwang den Willen zur Arbeit in Bewegung zu setzen, so handelt es sich zuerst um die Möglichkeit solcher Einwirkung; und da könnte man wol das Beispiel eines Gefängnisses heranziehen, wo gleiche Grundsätze geübt werden. Aber der Willenshoden einer Person ist deren Lebensniederschlag, den sie nur durch ihre geistige Freiheit zur Production der innern Güter bearbeiten kann; ebenso wird eine Nation ihre geschichtliche Natur, die sie sich nicht gegeben hat, nur durch ihre Freiheit zur Production der äußern Güter des Verkehrs, welche der Zweck der Volksarbeit ist, erheben können. Es fragt sich also endlich: Kann Zwang die geistige Freiheit erwecken? Und dann freilich wird man antworten müssen, daß es ein künstlicher wie im Gefängnisse nicht im Stande ist, sondern nur solcher, welcher wie bei Personen ein Lebensmoment so bei Völkern ein geschichtliches und planetarisches ist. Die insularische Lage und die Kriege des Continents haben für England den Zwang herbeigeführt, den man nach der Ansicht des Verf. jetzt für Deutschland durch Zölle aufschrauben will, wobei es sich aber noch fragt, ob diese deutschen Zölle nicht eine Noth der Geschichte sind.

Wir vermissen also bei der Ausführung des Verf. an dieser Stelle einen wissenschaftlichen Sieg über den Gegner. Es ist nur ein Umherzanken, wobei mancher treffende Hieb ertheilt, aber der Feind nicht getödtet wird. Dabei läuft aber auch viel Oberflächliches mitunter, was nicht zu vermeiden ist, sofern man eben von einzelnen Standpunkten aus redet. So heißt es z. B. S. 31:

In bestimmten Kreisen und für bestimmte Arten von Arbeiten können Schutzzölle den Arbeitslohn allerdings sehr wohl vorübergehend erhöhen, indem sie die Nachfrage nach bestimmten Arbeitskräften erweitern, aber nur indem sie dafür die Nachfrage nach andern, mit deren Producten früher die Einfuhren aus dem Auslande bezahlt wurden, desto mehr vermindern.

Klingt das nicht gerade so als wollte man z. B. Eisenbahnen um bedwillen verdammen, weil sie das Gewerbe der Fuhrleute behindert haben? Dieser reiche

Mittelpunkt hat vielmehr die Arbeitshätigkeit überhaupt erhöht, er hat das Mittel der Productivkraft überhaupt beweglicher gemacht, und dann kann es nicht interessieren, ob die untern Zweige abfallen, wenn der ganze Baum nur nach oben wächst. Die Vermehrung des Reichthums durch Schutzzölle wird überhaupt vom Verf. unbewiesen als auf Kosten der wenigen Reichen und der Armen hingestellt; dieses war ausführlich darzulegen, wodurch freilich die ganze Sache bedeutend tangirt worden wäre. Nun aber bleibt der Begriff „auf Kosten“ ganz unerklärt. Sollte der Verf. den geringern Besitz von Capital bei vermehrter Arbeitsgelegenheit, die auch durch den Reichthum kommen kann, unter Kosten des Reichthums verstehen, die dieser von den Capitalien an sich zieht? Der Verf. sagt jedoch selbst, daß seine „gedrängten Erörterungen über die allgemeinen Gesetze der Güterwelt durchaus nicht hinreichen, die ökonomischen Verhältnisse auch nur irgend einem einzigen Nation nach ihrer ganzen wirklichen Bestimmtheit vollständig zu erklären“, wiewol das Gedrängte den aufgedeckten Principienfehler nicht entschuldigen kann; aber er kommt nun (S. 35—39) auf die „Anwendung auf bestimmtere Interessen im Zollvereine“. Diese sind Agricultur und die arbeitenden Classen. Der Leser wird aber nichts an den besondern Verhältnissen des Zollvereins dargelegt finden, sondern nur eine Wiederholung des vom allgemeinen Standpunkte von gesonderten Kräften und Ständen bereits Gesagten und oben schon Widerlegten.

Nachdem der Verf. auf diese Weise den gemeinen Mercantilismus einer Kritik unterworfen, thut er dieses (S. 50—103) mit dem „höhern Standpunkte und dem nationalen Systeme des Hrn. Dr. F. List“. Er gibt zu, daß es einen höhern Standpunkt gebe, „auf dem die abstracten Gesetze der alten Theorie als lebendige historische Principien erfaßt werden, und auf welchem die Hindernisse und Bedingungen des freien Verkehrs in ihrem jedesmaligen historischen und nationalen Bestande mit aufgefaßt werden“; allein Dr. List habe von solchem „nur reden gehört, und rede nach, was er von Ad. Müller gehört oder gelesen, aber durchaus nicht verstanden hat“. Der Verf. unterzieht zuvor einer nähern Prüfung die Anwendung der Grundsätze des höhern Standpunkts des Dr. List auf die Erziehung der Nation, sowol in Bezug auf einen bestimmten durch den Zollsatz beschützten Industriezweig als auch in Betreff der allgemeinen Industriebildung, der nationalen Selbständigkeit und der geistigen Freiheit und sittlichen Bildung. Hiermit steigen wir nun von den Höhen der Wissenschaft, die wir freilich, da der Verf. selbst sie nicht erstiegen hat, in Dügern nur skizzirt haben andeuten können, in die fruchttragenden Thäler des Lebens herab. Denn alle die gegebenen Fragen von politischer Selbständigkeit, geistiger Freiheit und sittlicher Bildung und der Erziehung dazu haben nur Sinn für eine bestimmte Nation und kommen auf die eine wesentliche hinaus, ob ein bestimmter Zwang aus einem bestimmten geschichtlichen Fortgange einer bestimmten Nation

oder einem solchen nationalen Vereine wie der Zollverein ist reservirt und für den Fortgang Bedeutung hat. Wenn man sich nun überhaupt nicht enthalten kann, und der Verf. selbst, da er ethische Momente in der Völkerverbildung geltend annimmt, zulässig finden wird, die Bildung der Personen zum Vergleiche zu nehmen, so finden wir es anerkannt, daß Zwang ein Erziehungsmittel der Jugend ist. Der Schul- und Kirchenzwang ist das Bildungsmittel des Geistes und Gemüths; der Ungewohnungens ist ein vagabundirtendes Genie oder ein Verbrecher. Der Mann freilich hat Handels- und Verkehrsfreiheit seiner durch den Zwang erworbenen Güter nöthig. Erst aber müssen diese da sein, und erst muß man ein Mann geworden sein, ehe man Freiheit zu fordern berechtigt ist. Es fragt sich also: Ist Deutschland im Zeitakter einer füllreichen und heranwachsenden Jugend? Denn das alte Rußland wird man vergebens durch die Peitsche der Zölle vorwärts treiben wollen; es wird nie ein freihandelnder Mann werden. Jene Frage ist aber zu bejahen, denn der deutsche Handel im Mittelalter war nur an gewissen Orten und gewisser nord- oder süddeutscher Städte. Die deutsche Erhebung erfolgte erst durch den Krieg um die äußere Freiheit der J. 1813 und 1814. So ist Deutschland erst in seiner Jugend und der Zollverein nur eine Form seiner Jugend. Ehe es also Handel treibt, muß es auch haben womit es handle. Solche Güter hat der Verf. bei seiner Handelsfreiheit anzuführen vergessen; zu solchen soll ihm aber der Zwang verhelfen, und somit ist der der Zölle eine Nothwendigkeit der deutschen Geschichte, wovon der Zollverein nur ein Moment ist. Der Verf. sagt selbst (S. 61), daß in einzelnen Fällen bei vorzüglich sicherer Aussicht des Erfolgs, vorübergehende angekünftigstermaßen in bestimmten Fristen abnehmende Schutzzölle auferlegt werden könnten, und wenn er auch vor einem Zugeständnisse der Principien der Schutzzölle insofern sich reservirt, als diese etwa alle Zweige der Industrie ohne Rücksicht auf die nationalen Eigenthümlichkeiten erzeugen wollten, so ist doch unzweifelhaft, daß eine „Aussicht auf Erfolg“ bei der Erstickung des Manufacturbetriebs überall nicht in Abrede gestellt werden kann. Natürlich die Capitalien der Erde kann sich eine Nation nicht geben, wol aber den Arbeitswillen, welcher aus ihrer Freiheit fließt, und durch diese die freie Arbeit, die Manufacturkunst, und durch diese wieder die äußeren Handelsgüter, mit denen es frei zu verkehren hat. Die Freiheit wird aber überall durch den lebendigen Zwang gewedt, und so können das Zwangssystem und das System der Handelsfreiheit sehr gut nebeneinander bestehen; ein junger Baum wird durch das Band des Pfahls zum freien Wuchse in die Höhe gezwungen.

Gehen wir jetzt specieller auf die Ausführungen des Verf. ein, so vermissen wir überall die Widerlegung, daß die Agricultur und Manufactur zuerst die Güter erzeugen müssen, die dem Handel zum Objecte gereichen können. Der Verf. citirt das Zeugniß der Geschichte. Aber wird er leugnen, daß die handelstreibenden Phöni-

cier zuvor die künstlichsten Manufacturisten gewesen sind; oder daß die italienische künstliche Metall- und Glasindustrie und der deutsche nürnbergische Fleiß dem Handel vorausgegangen sind? Wir wollen nur ein einziges echt deutsches Beispiel vorhalten. Der deutsche Buchhandel und seine Folgen werden nicht in Abrede gestellt werden können, aber es mußten erst Bücher da sein, und so ist die Kunst oder die Manufacturarbeit der Buchdruckerel diesem Handel vorangegangen. Daß die Kunst der materiellen oder äußeren Güter auch neben dem Handel bestanden hat und bestehen muß, ist richtig; denn sie gibt ihm die Objecte. Nur der Handel mit den nationalen Kunstproducten ist der freie und freimachende; der mit den internationalen Naturproducten auch der sogenannten Colonialwaaren ist entweder ein flüchtiger Schmutz, sobald er nicht auf jener festen Basis beruht, welches Spanien und Holland zur Genüge bewiesen haben; oder aber nur der gemeine Tauschwerthhandel. Es ist richtig, daß der Handel, wenn er die sich bewegende materielle Kunst ist, worunter wir eben die arbeitende Freiheit, die Manufactur der Völker verstehen, diese zu ihrer individuellen Freiheit als selbständige, geschichtliche und handelsfähige Personen führt, daraus folgt aber nicht, daß die Freiheit der Arbeit der Freiheit des Handels nicht vorangehen solle, und ebenso wenig, daß ein Volk zu jener Freiheit durch den ihm anpassenden Zwang nicht hingeleitet oder erzogen werden könnte, sofern es eben nur erziehungsfähig ist.

Der Verf. hebt noch besonders zwei Gefahren hervor, die Überproduction und die Demoralisation der Fabrikarbeiter, sagt jedoch selbst, daß beide für Deutschland noch nicht drohten. Dann war aber entweder davon gegen deutsches Fabrikwesen kein Gebrauch zu machen, oder aber nachzuweisen, daß in jenem die Keime für gleiche Wirkungen lägen. In der Arbeit oder dem Hause werden diese für die Demoralisation doch nicht zu finden sein, wol nur in den Personen und dann deren nationalem Charakter als letztem Grunde. Oder glaubt der Verf. etwa, weil er englische und französische Vorgänge so schroff als Beispiele hinstellt, daß die Nationalität kein Moment sei, so wollen wir ihn daran erinnern, daß z. B. der Russe unter der Uniform der Ehre seine Gewohnheit zu stehlen forsetzt und unter den Spauletten Ohrselgen fürlieb nimmt. Nun aber, wenn der Einzelne eben als kein allgemeiner Mensch, sondern als eine nationale Persönlichkeit geboren wird und die arbeitende Freiheit ihn zu jener Höhe auch nicht hebt, welches nur der denkenden zusieht, der Arbeiter also in der Nation bleibt, so werfe der Verf. doch nur einen flüchtigen Blick auf die übrigen Erscheinungen der nationalen Freiheit in Deutschland, wovon die Freiheit der Arbeit nur eine ist. Sind denn in unserm politischen Leben die Factoren des „schamlosen Bestechens und Sichbestechenlassens, der Unpöthlichkeit“ und alle die Fleder der Gesinnung, mit denen das öffentliche Leben in Frankreich gesättigt zu sein scheint und die der Verf. so sehr rügt, bei uns in gleichem Maße vorhanden?

Wir glauben, daß der Verf. uns solches nicht aufbürden wird. Es möchte also kein Grund vorhanden sein, die offenbare Demoralisation unserer Arbeiter durchaus vorherzusagen. Die Überproduction ist ein Flecken der englischen öffentlichen Gesellschaftszustände; und da fragen wir wieder, ob der Verf. in unserer Gesellschaft den Egoismus, die Habgucht, den Luxus zu sehen im Stande ist, welche dort herrschen und in ihrer polyphenartigen Umspannung und Auszugaugung der Kräfte der untern Volksklassen die Erscheinungen hervorgebracht haben, welche Nationalökonomien dem Phantome der Überproduction zuzuschreiben für gut befunden haben? Endlich wirft der Verf. mehrfach böhmische Seitenblicke auf die deutschen Flotten und Colonien, welche vorzüglich in neuerer Zeit als eine Nothwendigkeit für Deutschland in Anregung gebracht worden sind. Es ist wahr, wir haben davon noch nichts, und scheint es einer langen Zeit zu bedürfen, ehe wir davon nur etwas besitzen werden. Aber, wenn aus dem Principe des Handels, dem der Verf. huldigt, alle Consequenzen angenommen werden müssen, so auch die des öffentlichen Schutzes und des öffentlichen und freien Aufpflanzens der Landeszeichen auf dem Felde der Wogen, wo noch weit mehr der Naturzustand der Feindschaft die leitenden Grundsätze abgibt als auf dem civilisirten Lande, wo doch auch die Staaten zur Wahrung ihres politischen Handelns das Bayonnet aufzustellen für eine Nothwendigkeit erachten. Die Handelscolonien freilich hatten den Zweck, von den Lieferstehenden zu profitiren, und ob nun bei dem erhöhten Wissen des Geistes in den Völkern sie noch diesen Nutzen abwerfen werden, ist fast mit Gewißheit zu verneinen; aber es waren wenigstens diese Fragen nicht ironisch beiseite zu legen. Der Verf. lebt überhaupt nicht in ihnen und hat nicht die Schätze ihrer Tiefen hervorgeholt. Für eine Zeitungslecture hat die Behandlungsweise ihren vollgültigen Reiz, gegen hin und wieder auftauchendes leichtes Raisonnement an Personen der Gegenwart zu kämpfen, und über die Production des Geistes hinstreifend hin und her eine Hand davon zu füllen und vor dem Leser auszubreiten; in gesonderter Schrift aber verlangt man auch Eingehen und mit dem vollen Kranze der Wissenschaft geschmücktes Hervortreten. So sehen wir aber den Verf., für den beiläufig Wissen nur ein Grad einer persönlichen Überzeugung ist (S. 108), in seiner Kritik nirgend, selbst da nicht, wo er die Entlehnung der von List aufgestellten Sätze aus A. Müller zu beweisen sucht. Dieser bewegt sich im Kreise abstracter Begriffe wie sie seiner verständigen Wissenschaft eigen sind. Seine Theorie von der Nationalkraft und dem Gemeinwesen hat nur diesen verständigen Sinn. List aber hat den unbestreitbaren Vorzug, daß er die Circulation des Lebens in die abstracten Begriffe der Nationalökonomien eingeführt hat; daß er die Bedeutung der Manufactur oder der Kunstproduction für die Bildung der Nationen nachgewiesen hat, wovon in A. Müller nicht ein Wort steht, welches der Verf. selbst sagt, und daß diese Kunststufe der Nationen, vergleichsweise

ihre thierisches Moment, wie das Pflanzliche in der Agerkultur sich wiederholt, eine Zwischenstufe zum frei einherstehenden und mit seinen Gütern verkehrenden menschlichen Momente nicht sein soll, will der Verf. zwar haben, hat es aber nicht bewiesen.

(Der Beschuß folgt.)

Literarische Notizen.

Eine neue Schrift Brougham's.

Lord Brougham's geistreiche Feder hat die Welt wieder mit einem jener Werke beschenkt, die er in den seltenen Intervallen des Parteientampfes auszuarbeiten liebt. Als Fortsetzung der früher erschienenen Reihe von Biographien von Staatsmännern sind jetzt von ihm „Lives of men of letters“ erschienen, die Biographien von Voltaire, Rousseau, Robertson, Black, Priestley, Cavendish, Simson, Watt und Davy enthaltend. Doch findet dies Werk nicht dieselbe günstige Aufnahme wie die frühere Serie. Ein Kritiker des „Quarterly review“ klagt den Verf. der Flüchtigkeit an, ein Vorwurf, den er hauptsächlich auf die Lebensbeschreibungen Rousseau's und Voltaire's stützt. Die Besangenhait der englischen Kritik, wo es sich um religiöse Fragen handelt, ist bekannt. Nur wenige aufgeklärte Geister, wie der verstorbene Dr. Arnold, Lord Brougham und Andere wagten und wagen es über das literarische Verdienst eines Schriftstellers ohne Rückblick auf seinen Glauben oder seinen Unglauben zu urtheilen. Daher darf es nicht Wunder nehmen, wenn sich die engrüstige englische Frömmigkeit gegen Lord Brougham's gewagten Versuch auflehnt, Voltaire gegen den Vorwurf des Atheismus zu rechtfertigen und seine Feindseligkeit gegen das Christenthum als das Resultat irreführender, aber doch aufrichtiger Forschung darzustellen. Daß Voltaire's ethischer Charakter von wesentlichen Flecken entsetzt war, daß er im heißen und ausdauernden Kampfe gegen alte Mißbräuche und schreiende Ungerechtigkeiten, die ihre feste Wurzel im blinden Autoritätsglauben, in der Macht und dem Ansehen einer vererbten Geistlichkeit hatten, so zu sagen das Kind mit dem Bade ausschüttete, und Bände löste, die nur gelockert werden sollten, wer möchte das leugnen? Aber mit dem englischen Kritiker in ihm nur den frechen Spötter, den raschüchigen Berleumder und feigen Schmeichler, den unermüdblichen Börsenspeculanten und unersättlichen Wucherer zu sehen, das kann nur einem englischen Hochkirchenmann einfallen, der in der Offenbarungsgläubigkeit den einzigen Weg nicht allein zum Seelenheil sondern auch zu literarischer Würdigkeit erblickt. Überhaupt ist es charakteristisch für englische Literaturzustände, daß Brougham sich vor allen Dingen bemüht, Voltaire in den Augen seiner Leser zu einem leidlich guten Christen zu machen.

Bosnien.

Das russische Ministerialjournal für November 1844 kündigt ein Werk über Bosnien und die angrenzenden Länder an. Es erscheint in serbischer Sprache mit einer Beilage von 110 Urkunden aus dem 6.—12. Jahrhundert, und ist um so beachtenswerther als die Quellen für die ältere Geschichte Bosniens sehr spärlich fließen. 6.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von **F. W. Brockhaus** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Nöben (S. S.),
Der souveraine christliche Staat, das Ende
unserer Zeitwirren.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sonntag,

Nr. 81.

22. März 1846.

Der deutsche Zollverein und das Schutzsystem. Von R. G. Brüggemann.

(Schluß aus Nr. 80.)

Indessen es sind noch die „eigenen praktischen Ansichten und Vorschläge“ des Verf. zu untersuchen, die er (S. 104—195) als „die gegenwärtige Aufgabe des deutschen Zollvereins, beurtheilt von dem wahren höhern, dem wahren, nationalen und historischen Standpunkte“, angegeben hat. Von der Theorie scheint der Verf. überhaupt kein großer Freund zu sein; denn so eifrig wir auch nach der Aussprache des höhern Standpunkts des Verf. gesucht haben, wir haben sie nicht gefunden; wenn sie nicht die „Politik“ der „bewußten Staatskunst“ und der „wahren Staatsmänner“ sein soll, die der Verf. als nationaler Factor anzuempfehlen scheint. Also des Sängerbundes der Politik, der Staatskunst, der Staatsmänner soll sich eine Nation erfreuen; und zwar einer bewußten, wenn der Verf. fast auf derselben Seite Wissen für einen persönlichen Überzeugungsgrad ausgibt? Das hieße doch wahrlich aus dem Regen der Fülle unter die Traufe der Decrete gerathen. Es ist aber dem Verf. vorzugsweise um das Praktische, um eine Verständigung und Ausgleichung zu thun. Zuletzt unternimmt er eine Orientirung über die „allgemeine sociale Aufgabe in der Gegenwart“. Nachdem er gesagt, daß die „patrimoniale Antheilswirtschaft“ und die „commercielle Geldwirtschaft“ die ökonomischen Perioden der Vergangenheit gewesen, fährt er fort:

Die in beschleunigter Zunahme begriffene Krankheit der gegenwärtigen Ökonomieperiode, der Pauperismus oder das moderne Massenelend, ist bereits überall Gegenstand des Nachdenkens geworden; und die Gegenwart ist überall in Wissenschaft und Praxis in den Geburtswehen einer dritten Periode, in welcher zwar nicht die alte patrimoniale Antheilswirtschaft zurückgeführt werden darf, jedoch der freie Verkehr wieder eine einheitliche Zusammenfassung zur Beseitigung seiner Störungen erhalten muß; eine Periode, welche wir allenfalls als die einer nationalen oder socialen Geldwirtschaft bezeichnen können. Der ökonomischen Krise geht natürlich überall die ganz gleichbedeutende und übereinkommende staatsrechtliche, eigentlich sogenannte politische Krise zur Seite. Beide sind ihrer Natur nach Eins und können auch überall miteinander zugleich ihre Lösung finden.

Und nachdem er auf diese Weise ausgesprochen, daß etwas da sei und daß etwas geschehen müsse, aber nicht

einmal versucht hat, in einer gegenständlichen Vorstellung das Wie zur Anschauung zu bringen, ja durch die ganz belibige unerklärte Vermischung mit dem eigentlich politischen Verhältnissen sein Object sich selbst ganz und gar vermischt hat, fügt er hinzu:

Damit haben wir uns nun in der Zeit orientirt und die allgemeine Aufgabe der europäischen Ökonomiepolitik der Gegenwart angedeutet. Alle Vorschläge und Maßregeln der heutigen Volkswirtschaftspflege, die nicht von dem hier angedeuteten Gesichtspunkte ausgehen halten wir für oberflächlich und unbedeutend.

Nun wenn das aber auch nicht eine oberflächliche Manier ist, mit den Gegenständen zu verfahren, dann wissen wir wahrlich nicht, wann wir dieses Epitheton gebrauchen sollen. Der Verf. geht hierauf die einzelnen Nationen nach seiner mysteriösen einheitlichen Idee durch, ohne aber auch nur im mindesten seine Fackel und Fackel hingeworfenen Urtheile durch Nachweisung zu legitimiren. Er sagt aber selbst:

Die Vorzüge der einheitlicher verfaßten Continentalstaaten fehlen dem freien Inselreiche so gut wie seine Vorzüge uns fehlen. Eine nähere Darlegung würde zu weit führen!

Für Preußen namentlich macht der Verf. eine ganz neue Entdeckung. Er sagt:

Die seinem größten Monarchen vorschwebende Idee war die einer Monarchie des Gemeinwohls und einer unaristokratischen Volksfreiheit.

Das ist in der That eigenthümlich, daß der Verf. nichts vom preussischen Adel gehört hat, nichts von dem Elende des Bürgerthums vor 1808, nichts davon, daß ein preussisches Volk erst anerkannt worden ist, nachdem man seines Geldes und seines Blutes bedurfte. Es wäre zwar sehr wünschenswerth, wenn die Pläne von 1807—11 oder wie anderweitig steht von 1808—12 für Preußen vollständig durchgeführt würden; aber wenn der Verf., wie bemerkt, Ökonomie und Politik gänzlich identificirt, warum nicht den Zahlen ein paar Jahre zuschreiben, etwa bis 1818 oder 1819? Sollte etwa das böse Gesetz vom 22. Mai 1815 den einheitlichen Wünschen des Verf. oder der bewußten Staatskunst so sehr zuwider sein? Zwar will er haben, daß der Stand der Manufacturisten und Kaufleute eine größere politische Ehre und ausgebreitete Theilnahme an der Verwaltung von Staat und Gemeinde (ist dem Verf. denn die „Revidirte Städte-

ordnung" noch nicht revidirt genug?) genießen sollen, damit der Industriegeist gehoben würde; aber wie hängt denn das damit zusammen, daß er wenige Seiten früher die Plutokratie in Frankreich so fürchterlich schmätzt und wie damit, daß er unmittelbar davon den Landbau nicht durch politische Ehre der Bauern, sondern durch „systematischen Aufschluß des Bodens durch umfassende Stein- und Schienenwegebauten, Stromregulirungen und Einrichtung einer vollständigen nationalen Creditorganisation“ gehoben wissen will? Aber nun in aller Welt, sind denn Wege kein Schutz für den Landmann? kein Zwang für ihn, wegen der leichtesten Communication, und dadurch des leichtesten Gelderwerbs, sein Gut speculativ zu nützen, damit so auch die Agricultur unter das Princip der Freiheit komme? Wollen Schutzzölle etwas Anderes? Das Denken, die Speculation wollen sie erzeugen, und somit die Freiheit und die Erhebung über die angeborene Gewohnheit als den Boden des Lebens. Aber lieber präsentirt der Verf. den König der politischen Ehre der Industrie, welche jedoch leider, wie man zu sagen pflegt, alt und grau darüber werden kann, ehe ihr Stand zu einer gewünschten Ehre hierin zu gelangen im Stande sein möchte. Wenn der Verf. weiter selbst zugeht, daß Preußen „in den Zeiten seiner tiefsten äußerlichen Erniedrigung die Idee des neuen Staates früh erkannt habe“, so fragen wir ihn, was sind Schutzzölle anders als eine „äußerliche Erniedrigung“, und warum soll nun gerade aus dieser die innere Erhebung der Idee nicht erfolgen, wenn nur ein erhabenes Gemüth vorhanden, welches doch der Verf. nicht etwa seinem Vaterlande abzusprechen geneigt sein möchte? Er schließt seine Betrachtungen über die sociale Aufgabe der Gegenwart mit folgenden Worten:

Was ist also die gegenwärtige Aufgabe? Die muthvolle Wiederaufnahme und Durchführung der großartigen preussischen Organisationsideen von 1808—12 und dann in dieser zugleich die Durchführung der ursprünglichen Idee des deutschen Zollvereins. Vermag Preußen die Idee des neuen Staates bei sich und dadurch schon unabweislich auch in Deutschland geltend zu machen, so wird es sich und ganz Deutschland den schönsten und ruhmvollsten Antheil an der bereits im Gange seienden großen Bewegung der Gegenwart zum Übergange aus der Periode der bloß commerciellen in die der nationalen oder socialen Selbstwirthschaft sichern. Und das ist eben seine Aufgabe; und zu ihrer Lösung beizutragen, das allein ist die wahre Bestimmung des deutschen Zollvereins.

Nun auf solchen Höhen ist der Verf. vor jedem Angriffe sicher; die Basis seiner Gedanken ist ein so unmögliches Terrain, daß Niemand im Stande sein wird darauf gegen ihn festen Fuß zu fassen. Denn erstens ist die Wiederaufnahme der Ideen von 1808—12 jetzt schon eine pure Unmöglichkeit; auch der wahrste Staatsmann nach dem Herzen des Verf. muß davor in der tiefsten Seele erbeben. Es wird dem Verf. nicht entgangen sein, daß in seine Periode auch das Edict vom 27. Oct. 1810 fällt, durch welches bereits im Allgemeinen eine Nationalrepräsentation versprochen ist; und dann die Idee eines einigen Deutschland, eine Wiedererhebung des Deutschen Reichs, welche im Hintergrunde

jener Ideen als ihre Folie glänzt; soll diese auch muthvoll von der preussischen Regierung durchgeführt werden? Eine zweite Unmöglichkeit ist die, daß die übrigen deutschen Staaten jetzt den Vorgängen in Preußen so lauschen werden, daß sie nicht eilig genug dieselben bei sich einbürgern könnten. Sachsen, Baden, Baiern haben ein ganz anderes Bewußtsein, ganz andern Willen und ganz andere Mittel als die preussische Regierung hat, von der doch nach des Verf. Ansichten die Initiative ergriffen werden soll. Eine dritte Unmöglichkeit ist die, daß Preußen die Aufgabe haben solle, die Gegenwart zu reformiren. Ein solches lebendiges Gefühl kann in dem Herzen eines jeden deutschen und außerdeutschen germanischen Staats pulsiren, der es ernstlich mit der Zeit meint. Ob aber gerade Preußen noch heute diesen Schlag des Lebens fühlt, ist bei seiner Regierung zum mindesten sehr die Frage. Der Verf. hat sich also auch hier nur in einen persönlichen Überzeugungsgrad eingesponnen, den nur Diejenigen mit ihm theilen können, die gleiche Idiosynkrasien als Maßstab an die Geschichte legen und die den Glauben des Verständnisses des Namens sociale Selbstwirthschaft zu haben geneigt sein möchten.

Indem der Verf. weiter die „gegenwärtige kritische Lage des Zollvereins“ bespricht, kommt er auf den preussischen Grundsatz einer „verständigen und concreten Handelsfreiheit“, indem es „verfehlt sein würde, dem ursprünglichen preussischen Zollsysteme alle Schutzzölle abzusprechen“. Dieses preussische System will er vertreten, wie er sagt, und doch nicht den wesentlichen Zusammenhang von Schutzzöllen mit dem Manufacturgeiste anerkennen? Freilich sagt er, daß die Kraft des Zollvereins sei „die allmähliche Ausbreitung des preussischen Princips der Verkehrsfreiheit über den ganzen Umfang des Vaterlands“; aber doch immer mit dem Grundsatz der verständigen und concreten Handelsfreiheit, also mit den nothwendigen Schutzzöllen nach außen. Denn der innere gegenseitige Verkehr ist im Zollvereine thatsächlich frei, und was im Innern der einzelnen Staaten selbst vorgeht, ist ganz gleichgültig, wenn sie nur im äußern Verkehre sich associirt haben. Man fragt eine Person, mit der man sich verbunden hat, gewiß nicht wie ihr Magen beschaffen ist, wenn sie nur ihren Willen in Gemeinschaft mit uns äußert. Daß aber nach außen dem Vereine beispielsweise in der Leinen- und Baumwollenindustrie einen Schutzzoll die öffentliche Meinung vorschreibt, hat der Verf. zugestehen müssen; und ist nun die öffentliche Meinung nicht ein Wissen, oder, mit dem Verf. zu reden, ein Überzeugungsgrad der Zeit? Das ist aber richtig, daß die Schutzzölle nicht ewig dauern sollen; dann würden sie in Fesseln ausarten: aber daß sie für eine gewisse Zeit nothwendig sind, hat der Verf. selbst zugestehen müssen; er ist gezwungen worden, sie durch eine Hintertür wieder hineinzulassen, um ihr dringendes Anklopfen zu steuern, nachdem sein System sie vorn auf die Straße hinausgeworfen. Er sagt zwar, seine Schutzzölle hätten mit denen der Gegner nichts gemein; so lange er aber

dieses nicht beweist und nicht diametral entgegengesetzte Resultate nachweist, müssen wir seine Ermunterungszölle für ein ganz gleiches Princip halten, und können es nur bedauern, daß er sie an einer Stelle statuirte, an der andern aber für ein „gefährliches Mittel“ hält. Die anempfohlene „Contrebalancirung“ endlich der Schutz-zölle hat zu sehr den Weg eines schwachen Schutzel-systems in politischen Angelegenheiten, um durch Auf-reibung der Kräfte eine allgemeine Verderbniß einzuführen, als daß daraus die männliche Kraft der Handelsfreiheit erblühen könnte, deren fortschreitende Resultate der Verf. zu sehen so sehr begierig ist. Es ist immer eine Schwäche der Systeme sowol wie des Willens, einen Weg nicht mit allen Consequenzen zu verfolgen.

Nun kommt der Verf. auf seine allgemeinen Erziehungs-mittel der Nationen; und zwar erstens: „Begünstigung des auswärtigen Handels.“ Dieser stimmen wir vollkommen bei. Nur müssen erst, wie wir schon bemerkt, nationale Objecte des Handels da sein, mit welchen zu handeln, und diese gibt eben nur die nationale Kunst als der Inhalt und der Körper der Handelsbewegung mit dem Mittel der Manufacturararbeit. Wir meinen auch gleichfalls, daß Differentialzölle den directen Handel an sich nie erzeugen werden, wenn sie auch, wo er schon besteht, einen freundschaftlichern Verkehr an gewissen Punkten zu mehren im Stande sind. Der Handel ist eine freie That, eine freie Selbstbewegung, ein Leben, welches seine Mängel und Krankheiten aus sich abstößt und sich reproduciren muß; sonst ist es eben kein Leben. Das zweite Mittel ist die „Pflege der nationalen Selbstständigkeit und Allseitigkeit“; und wenn der Verf. hierher Begehauten, Creditanstalten, Schulen, freie Landgemeindefordnungen, Aufhebung der Domanalpolizei und der Patrimonialgerichtsbarkeit, Ausbildung der ständischen Verfassung rechnet, ist ihm völlig beizustimmen. Aber warum sollen zur Allseitigkeit nicht auch die Fabriken gehören? Summa bei uns, die, wie der Verf. wol wissen wird, in allen Höhen und allen Tiefen, nur nicht im eigenen Hause einheimisch gewesen sind, und jetzt erst anfangen an der Leitung der constitutionellen Thätigkeit vom Himmel zur Erde herniederzusteigen. Des Verf. dritte Forderung ist „verdoppelter Eifer in Pflege der geistigen Freiheit und sittlichen Haltung der ganzen Gesellschaft überhaupt und der sogenannten arbeitenden Classen insbesondere“; welcher ebenfalls vollkommen beizustimmen und worüber um so weniger sich zu verbreiten nöthig ist als eigenthümliche Veranstaltungen dazu vom Verf. nicht anempfohlen sind. Ein Handelsministerium, auf welches der Verf. dringt, ist nicht zu verwerfen; aber es fehlen auch Handelsgerichte, die, wie Gans schon bemerkt hat, aus dem Dasein in den Verhältnissen den Spruch des Rechts mit der lebendigen Färbung der Zeit versehen werden.

Wenn aber der Verf. schließlich als die Felsen der preussischen Regierung bezeichnet die Städteordnung, die Volksschule und die allgemeine Landwehr, so ist

das wahr und nicht wahr, je nach dem Sinne, der in diesen Instituten kreiset und den das Volk oder die Zeit hineinführt. Niemals wird irgend eine Regierung der Welt ihren Instituten den nöthigen Inhalt zu geben im Stande sein ohne den Willen des Volks. Solche Dinge sind also niemals Felsen der Regierungen, sondern lediglich Säume des Volks, an denen dessen Blüten zu Tage gehen. Das aber ist keine Empfehlung für Felsen, wenn der Verf. emphatisch ausruft: „An ihnen würden alle noch so mächtigen Coalitionen privilegiensüchtiger Sonderinteressen zerfallen oder von ihnen zermalmt werden; gegen diese könne Niemand, er sei wer er wolle“; denn wenn Felsen zermalmen sollen, so müssen sie gefallen sein, und das wird der Verf. doch nicht haben sagen wollen!

J. Marquard.

Charlet.

Vor kurzem ist in Paris einer der berühmtesten französischen Zeichner, Charlet, im 53. Jahre seines Alters mit Tode abgegangen. Er war 1783 in Paris geboren und hat eine erstaunliche Menge Zeichnungen verfertigt, welche theilweise als Albums gesammelt im Kunsthandel vorhanden, theils in Privatbibliotheken zerstreut sind. Alles was Charlet gezeichnet hat ist mit Ausnahme Dessen, was er in den letzten Jahren gearbeitet, aus dem wirklichen, aber mit künstlerisch wählenden und ins Schöne malenden Augen angesehenen Leben aufgefaßt und ohne Prunk, ohne Fälschen nach künstlich überraschender Wirkung ausgeführt; das populaire Genre erhielt durch ihn einen bedeutenden Aufschwung und einen bis dahin unerhörten Grad von Feinheit und Wahrheit. Charlet zeichnete gewöhnlich in kleinem Format, in freien und sichern Umrissen, die er bald mit dem Stift meisterlich auf Stein skizzirte, bald mit der Feder so zu schraffiren verstand, daß sie radirten Blättern glichen; oder er tuschte und colorirte sie mit dem Pinsel in lieblich harmonischem Farbenspiel, sodas solche sorgfältig ausgeführte Arbeiten an jene sterblichen Handzeichnungen erinnern, welche von den niederländischen Genremalern des 17. Jahrhunderts auf uns gekommen sind. Alles darin athmet Leben, Seele und feines, originelles Gefühl. Gewissermaßen wie Hogarth verfertigte er vorzugsweise ganze Reihenfolgen von Bildern, welche, ohne den Anschein vorsäglicher Belehrung, immer eine politische Tendenz enthielten. Seine Zeichnungen sind daher an innerm geistigen Leben noch reicher als an technischem Gehalt, und tragen durchgehends das Gepräge des feinsten Geschmacks. Selbst in den Spottbildern überschritt er fast nie die Grenzen des Anstandes in ekelhaften Übertreibungen, und verlegte ebenso wenig das Heiligthum der Kunst, die sittliche Grazie. Seine komische Muse blieb durchweg keusch und rein. Dieses Talent, das Lächerliche treffend darzustellen und neckend zu geißeln, köpft mitunter beschränkten Personen vor seinem Wize eine Art von Scheu ein, die aber völlig ungegründet war; denn seine Outmüthigkeit, die keine Persönlichkeit zu beleidigen und keinen auch noch so abgeschmackten Menschen herabzuwürdigen vermocht hätte, übertraf noch sein Talent.

Charlet ist der Vätergen der Caricatur, heiter, drollig, geistreich; nie ist eine Bosheit aus seinem Zeichenstift noch aus seiner Feder geflossen. Ich sage absichtlich aus seiner Feder; denn die geschriebene Caricatur ergängt bei ihm die gezeichnete, und dieser ergänzende Theil ist ebenso piquant, mannichfaltig und originel als der erste. Man kann wol sagen, daß Charlet der eigentliche Schöpfer jener wichtigen Unterschriften ist, die aus einer Lithographie zugleich ein belletristisches Werk

machen und den Inhalt von zwei Seiten leuchten lassen wie einen doppelt geschliffenen Diamant. Kein französischer Künstler hat die je nach den Umständen so leicht mannichfaltige Physiognomie des Volks besser, und so ohne Übertreibung, ohne molliösen Nebenbezug und Rücksicht aufgefaßt als Charlet. Carl Bernet zeichnete mit possidlicher Laune Caricaturen auf die Lücherlichkeiten seiner Zeit, und Savarni liefert die beißende und durchdringende Satire der Gegenwart. Ersterer verachtete die Kleider und Moden, und ist daher nur noch aus Liebhaberei gesucht. Savarni, von tieferer historischer Bedeutung, ist so weit gegangen, als beißender, selbst an Gynismus freisender Spott und wüthender Hohn gehen können. Charlet, gründlicher als Carl Bernet und nativer als Savarni, ist beinahe nie aus den Schranken des heitern Scherzes und unerschütterlichen Spottes herausgegangen: die wunderlichen Eigenheiten, die Schnurren und Witze der untern Volksclassen, die Überheiten und Pöffen der Rekruten, die Schelmenstreiche der Schul- und Gassenbuben gaben zu seinen Compositionen die Motive. Savarni führt uns in die Gesellschaft der Studenten, der Börsenmäkler, der Loreetten; seine Zeichnungen haben daher einen weit unsittlicheren Inhalt; sie schildern uns eine Welt, wo Alles verdorben ist, sogar die Kinder.

Charlet's Zeichnungen sind ein interessantes Stück Opposition aus der Restaurationsperiode. Als Frankreich nach dem zweiten Sturze Napoleon's aus glorreichem Kriegs- und Kampferklärung mit einem Male in tiefen, ruhmlosen Frieden versank, der Kaiser, in dem der gemeine Franzose noch weniger den Welteroberer als den Plebejer, den Repräsentanten der Demokratie abgöttisch verehrte, in die Verbannung und die große Armee auf allerhöchsten Befehl des zurückgekehrten Königs auseinandergehen mußte; als Adel und Klerus über den Staatssturz herfürzten wie Jagdhunde über die Beute eines zu Tode geheuten Wildes; als alle alten Ansprüche und verschlafenen Vorurtheile wieder aufwachten und die Contrerevolution unter den Trümmern des Kaiserthrons wie eine alte Eule aus ihrem Versteck hervorhuschte, fühlte Charlet tief das Traurige und Lächerliche in dieser von Grund aus geänderten Lage der Dinge, und machte seinem verhaltenen Ingrimme gegen die neue legitimistische Wirthschaft in Spott- und Sittenbildern Luft. Die Leute, welche das Kunstverdienst und die Bedeutung derselben nicht begriffen, betrachteten diese Bilder als Lappalien, als Skizzen, und allerdings waren es Skizzen, in der Art wie Béranger's Den Chansons waren; kleine vollständige Dichtungen mit Schlußreimen und Gassenhauer-Refrains. Nie dem „angestammten Fürstenhause“ hold, es vielmehr aus tiefer Seele verabscheuend, hatten Béranger und Charlet von der ersten Restauration an still das Volk beobachtet, den Grund seines Herzens erforscht, und da fanden sie einen bitters, brennenden Haß gegen die Bourbons, eine schwärmerische Begeisterung für den Kaiser, eine unterhohlene Geringschätzung der Staatsreligion und ihrer Diener, und verkörpelt so auf denselben Gedanken: auszusprechen, was die Masse dachte und fühlte. Beide wußten aber wohl, daß nur Dinge, die leicht zu verstehen und zu behalten sind, bei der Masse Anklang und Eingang finden. Ein Baudouin-Refrain, eine bekannte Melodie sind Einprägungsmittel, und das Lustige, das drollig Prägnante frappirt Jedermann. Charlet stellte die Natur, von ihrer scherzhaftesten Seite genommen, dar, und Béranger schrieb Refrains zu bewundernswürdigen Versen, wozu die Melodie nicht recht passen wollte. Die Refrains und die caricaturartige Einleitung waren die Laufpässe für den tief sinnigen oder spöttischen Inhalt, für die liberale und demokratische Tendenz der Zeichnungen und Couplets. Die zwei Künstler — die ich gern zusammenstelle, obgleich die Formvollendung bei dem Dichter beivielem kostbarer und größer ist als bei dem Zeichner — verrechneten sich nicht; sie wurden populair, so populair, daß ihre Werke in den Schenkeln und Kassetten, in Klubs und Dachstuben, in glänzenden Salons und sogar in alt-

adeligen Häusern eine gänztliche oder enthusiastische Aufnahme fanden. Die unendliche Vollenbung des Stils und der Sprache in Béranger, die anmuthige und geistreiche Weise des Vortrags und der Erfindung von Charlet entschuldigte in den Augen Derer, welchen die Chansons und Zeichnungen galten, den leeren und verwegenen Inhalt, während dieser Inhalt das gleichgesinnte große Publikum, das sich weniger um die Form kümmerte, zur Bewunderung harrte.

(Der Rest folgt.)

Notiz.

Curiose gelehrte akademische Abhandlungen.

Derleichen kamen in älterer Zeit nicht selten vor. So schrieb z. B. ein Advocat Heinrich Küver in Stade zu Anfang des vorigen Jahrhunderts (1710 und 1711) ein „Bedenken über die juristische Frage, ob eine schwangere Frau, wenn sie während der Reife auf dem Wagen eines Kindes gemessen, für selbiges Fuhrlohn zu geben gehalten sei“, und ließ dann einen Commentar zu dem Sage folgen: „Jeder kann auf seinem Grund und Boden bis an den Himmel hinauf bauen“, worauf er nachher noch eine Abhandlung vom „Funderrecht“ herausgab, welche einen großen Aufwand von Gelehrsamkeit zeigt. Ein Anderer, J. F. Kraus, erwarb sich 1745 zu Wittenberg die Würde eines Doctors der Rechte durch eine Disputation „Über das Recht des Gesicht im Civilproceß“, in dem er weitläufig untersuchte, inwieweit das bei der Geburt verunstaltete Gesicht die Ansprüche auf Erbschaft, auf bürgerliche Rechte überhaupt, oder die Ähnlichkeit mit dem Vater Ansprüche auf eheliche Geburt, sowie der Mangel an Ähnlichkeit den Verdacht frätslichen Umgangs der Mutter mit einem Puplen u. s. w. bedinge. Noch ein Anderer verteidigte 1715 eine Abhandlung vom „Fingerrechte“; wieder ein Anderer über „Die durch Bilder zugefügten Verleibdigungen“, in dem hierbei nicht unsere Spottbilder oder Caricaturen, sondern Portraits in Betracht gezogen wurden, und in großen Sammlungen alter akademischer Dissertationen mögen hierzu noch zahlreiche, zum Theil komische Belege vorhanden sein; denn selbst über das „Recht der Käufe“ haben wir eine solche Streitschrift von einem G. A. Struve aus jener Zeit, um nicht von dem der Schafe, Ziegen und Lauben zu sprechen. Eine der wahrhaft komischsten akademischen Streitschriften solcher Art ist ohne Zweifel Dr. J. C. Schöpfer's „Specimen de proverbio: Hände und Füße wachsen nicht wieder wie die Krebschernen“ (Rostock 1712). Der Verf. nennt es selbst ein „Specimen medicinae curiosae“. Ein Seltenstück dazu, das aber auch den abscheulichen barbarischen Sinn jener Zeit darthut, kann die Abhandlung des Prof. J. J. Schöpfer in Rostock (gest. 1719) „De gemellis concreta“ abgeben. Er untersuchte darin die Frage, ob zusammengewachsenen Zwillingen*) die Folter zuerkannt werden könne, wenn der Eine eines Verbrechens wegen in Untersuchung sei, und entschied sie mit Ja; die Daumen und Weinschrauben könnten ohne Bedenken angelegt werden, sagt er, „quia ex tali compressione non facile alteri imminabit periculum“. Doch man würde nicht fertig, allen solchen gelehrten Unsin in der gelehrten Polterkammer aufzusuchen und durchzumustern.

88.

*) Zwei zusammengewachsene in Ungarn geborene Mädchen waren nach Rostock gekommen. Sie waren 1701 in Esda bei Komorn von einer Bauerfrau geboren worden und wußten später, wie die bekannten hameßischen Zwillinge, durch ganz Europa. Ihr Tod erfolgte ziemlich gleichzeitig, binnen etwa zwei Stunden, ungefähr im 18. oder 19. Jahre. Näheres über ihre Organisation in Dr. G. Ettmüller's „Dissertatio de monstro Hungarico“ (Erlang 1707).

Kunstwerke und Künstler in Deutschland. Von G. F. Waagen. Zweiter Theil. — A. u. d. L.: Kunstwerke und Künstler in Baiern, Schwaben, Basel, dem Elsas und der Rheinpfalz. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr. *)

Wir freuen uns einen zweiten Theil dieses Werks anzeigen zu können, dessen erstem die gebührende Anerkennung allseitig widerfahren ist. In dem Vorworte zeigt uns Hr. Waagen zuvörderst eine Abweichung von der bisherigen Behandlungsweise an, indem er hier auch Nachrichten über Denkmale der Kunst mittheilt, die er nicht aus eigener Anschauung kennt, weil er Orte, wo sich solche befinden, überhaupt nicht besucht hat, oder auch weil dieselben ihm nur aus einem oder dem andern Grunde nicht zu Gesichte gekommen sind. Diese „Abweichung“ ist um so lobenswerther als das Buch bereits, wie Ref. in seiner Anzeige vorausgesetzt, ein Führer auf Reisen geworden ist und zu den wesentlichsten Eigenschaften eines solchen nächst der Zuverlässigkeit auch die möglichste Vollständigkeit der Nachrichten gehört. Gleich dem vorigen Theile bringt uns der vorliegende sieben Briefe (vom achten bis zum vierzehnten), in welchen ein reiches Material zusammengetragen und verarbeitet ist. Ohne tiefer in die Einzelheiten desselben einzudringen, muß Ref. sich dermalen begnügen bei diesem bloß an der Oberfläche hinzustreifen und den sehr ergiebigen Inhalt öfters mehr anzudeuten als ausführlich zu besprechen.

Der erste (achte) Brief handelt von Augsburg, der schönen aber leider etwas verödeten Stadt, die wie Nürnberg das Gepräge ihrer Geschichte trägt. Während aber hier in Architektur, Sculptur und Malerei der deutsche Charakter vorkommt, zeigt sich in Augsburg, auf welches Italien durch seine Nähe und Handelsverbindungen einen großen Einfluß ausübte, mehr der italienische Geschmack. Wir erhalten durch die vielen palastartigen Gebäude, durch die stattlichen Brunnen, durch die gewaltigen Stadtmauern und Gräben einen vornehmen und großartigen Eindruck, der freilich dem mehr gemüthlichen, mannichfaltigen und malerischen, welchen Nürnberg erzeugt, nachstehen muß. Wie dürf-

tig auch gegen sonst enthält Augsburg doch noch Vieles, was den Kunstfreund lebhaft anziehen muß. Zuerst besucht Hr. Waagen das „geräumige Local“ des Antiquariums, welches nicht bloß antike, sondern auch mittelalterliche Gegenstände enthält. Gemälde aus dem 14. Jahrhundert suchte er in Augsburg vergebens, und die von Hrn. v. Stetten so gerühmten Bilder Peter Kastenhofers vom J. 1457 in der Amtsstube des Weberhauses fand er beiveitem unter seiner Erwartung. Ein paar Manuscripte mit Miniaturen auf der Stadtbibliothek gewährten für diese Täuschung einigen Ersatz. Sehr bedeutend ist die in einem ehemaligen Kloster aufgestellte königliche Bildergalerie und für das Studium der schwäbischen Malerschule, die einen durchaus eigenthümlichen und von der fränkischen Schule unabhängigen Charakter zeigt, sehr wichtig. Hier findet man ausgezeichnete Werke des ältern Holbein, Hans Burgkmair's, Bartholomäus Zeitbloom's, Martin Schaffner's u. A., aber auch eine beträchtliche Anzahl von italienischen und niederländischen Meistern. Wir können Hrn. Waagen in die mitunter zu weit ausgesponnenen Details der Beschreibung und Kritik, die über 40 Seiten füllen, nicht folgen, heben aber als sehr anziehend seine Charakteristik der schwäbischen Meister hervor. Nach den Bildern werden die Kirchen gemustert (Dom, St.-Ulrich und Afra, Annen-, Jacobs- und Barfüßerkirche), welche trotz vieler Entstellungen durch den Ungeschmack späterer Zeit doch noch des Ursprünglichen und alterthümlich Merkwürdigen viel aufzuweisen haben. An die Spitze der weltlichen Gebäude stellt der Verf. wie billig das Rathhaus mit seinem berühmten goldenen Saale, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erbaut von Elias Holl, dem vorzüglichsten Architekten, welchen Augsburg hervorgebracht, von dem auch das mit stattlichen bronzenen Statuen geschmückte Zeughaus und das Haus der Fleischerinnung, ausgezeichnet durch glückliche Verhältnisse und tüchtige Profillirung, herrührt. Nun folgen die herrlichen Brunnen in der schönen Maximilianstraße (Augustus-, Marcus- und Herculesbrunnen), jedem Besucher Augsburgs unvergesslich. Von dem Reichthum und der Kunstliebe der Fugger hat sich wenig oder nichts mehr erhalten. Leicht und flüchtig ausgeführte Wandmalereien im Geschmack der Raffael'schen Arabesken, welche sich in den jetzt dem Kunstvereine dienenden Badezimmern des Fuggerhauses

*) Vergl. über den ersten Theil Nr. 104 und 106 d. Bl. v. 1844. D. N. o.

befinden, gelten für Arbeiten Lijian's, haben aber, wie sich Ref. noch im vorigen Herbst überzeugte, nichts mit denselben gemein. Dazu kommt, daß zufolge einer Inschrift diese Malereien im J. 1572 angefertigt sind, als Lijian bereits 95 Jahre zählte. Von den Werken der Holzschneide- und Kupferstecherkunst, welche Augsburg während des 16. und 17. Jahrhunderts in so großer Anzahl erzeugte, ebenso von seinen berühmten Goldschmiedearbeiten und Sculpturen in Elfenbein und Holz legt dort keine Sammlung mehr ein würdiges Zeugniß ab. Vieles davon findet sich noch in den Kunst- und Raritätencabinetten sowie in den Schatzkammern deutscher Fürsten, wie denn z. B. der berühmte pommersche Schrank in der Kunstkammer zu Berlin eine solche ausgezeichnete Arbeit ist.

Der neunte Brief bringt uns Mittheilungen über Freisingen, Landshut, Regensburg und Amberg. In Freisingen ist wol nur der Dom bemerkenswerth, der nach dem Brande 1159 noch in der romanischen Bauweise, doch schon mit Übergängen in den gothischen Stil, ausgeführt ist. Landshut, höchst malerisch gelegen und von dem alten Schlosse Trausnitz überragt, besitz an seiner Martinskirche den höchsten Thurm in Baiern, indem derselbe sehr schlank bis zu 448 Fuß emporsteigt. Regensburg bietet für Kunst und Alterthum mehr Ausbeute dar. Die Musterung beginnt Hr. Waagen mit dem alten Dom, der hinter dem neuen Dom so versteckt liegt, daß er vielen Kunstfreunden entgeht; doch hat ihn Ref. zu verschiedenen Zeiten stets mit dem größten Interesse besucht. Er dürfte dem 10. Jahrhundert angehören. Im Alter zunächst folgt das Schottenkloster, merkwürdig durch sein Portal mit einem Reichthum an Sculpturen, wie ihn kein anderes Denkmal der romanischen Architektur in Deutschland aufzuweisen hat. Den Uebergang von dieser Bauweise in die gothische bezeichnen die sogenannte „Alte Pfarr“, die jetzt nicht mehr zum Gottesdienste dient, und die Kirche des aufgehobenen Nonnenklosters Niedermünster. Rein gothisch erscheint die bedeutende Kirche des vormaligen Dominikanerklosters; jedoch das schönste Monument Regensburgs und eine der schönsten gothischen Kirchen Deutschlands überhaupt bleibt immer der Dom. Bekanntlich ist durch die weise Fürsorge des Königs Ludwig von Baiern das wahrhaft herrliche Innere desselben von allem Fremdartigen befreit, in seiner Ursprünglichkeit hergestellt und noch mit mehren Glasgemälden der Fenster geschmückt worden, welche zu den ersten glücklichen Versuchen dieser wiedererstandenen Kunst gehören, die später in München den höchsten Triumph errungen hat. Die Kirche des ehemaligen berühmten Klosters St. Emmeran, wiewol schon im 7. Jahrhundert gestiftet und nach einem Brande 1163 wieder erbaut, besitz außer ihrer Vorhalle wenig Ursprüngliches mehr und ist auf das schmächtigste durch eine „Überleistung“ im spätern italienischen Baugeschmack entstellt. Ganz erhalten ist noch der große und überaus schöne Kreuzgang, in dessen Hofraum der Fürst von Thurn und Taxis eine Grabkapelle und un-

ter derselben eine Familiengruft hat einrichten lassen. Das ehemalige Kloster ist jetzt zu einem fürstlichen Palaß eingerichtet und enthält eine sehr werthvolle Sammlung von Bildern lebender Künstler, von denen der Verf. mehre ausgezeichnete namhaft macht. Nicht minder lobend gedenkt er der fürstlichen Reitschule mit Sculpturen von Schwantaler, an denen nur auszusagen, daß sie von Gyps und nicht von Marmor sind. Bei Gelegenheit des Rathhauses hätten wol als historische Merkwürdigkeit die unterirdischen Keller derselben und die noch vollständig vorhandenen Apparate der schauerlichen Folterkammern eine Erwähnung verdient. Viel Schatzbares enthalten auch die Sammlungen des historischen Vereins, namentlich Gemälde alter Meister und unter diesen von Albrecht Altdorfer, der, wie Hans Schäußlein in Nördlingen, so in Regensburg die Kunstweise Dürer's einheimisch machte. Diese Bilder hat dem Vereiner ein sehr eifriger Kunstfreund und Sammler, Hr. Kränner, verehrt, der aber auch in seinem Hause sehr werthvolle Kunstgegenstände besitz, unter welchen ein Gemälde Jan's van Eyck, Maria den todten Christus beweinend, von Hrn. Waagen für eine Kunstperle erklärt wird. Die Walhalla hat unser Verf. (er schreibt im J. 1839) noch nicht fertig gesehen; Ref., der sie schon einige Male seit ihrer Vollendung besucht, kann ihn versichern, daß die Ausführung des Ganzen in jeder Beziehung vortrefflich ist, jedoch die großartige Wirkung des überaus reichgeschmückten Innern durch nichts so sehr beeinträchtigt wird als eben durch den Kern dieser prachtvollen Schale, durch die Büsten.

Im zehnten Briefe kommt zuerst Ulm an die Reihe, eine Stadt, die vor vielen andern das Gepräge des Mittelalters treu bewahrt und noch viele Denkmale desselben aufzuweisen hat. Die bildenden Künste fanden hier einen fruchtbaren Boden, was uns durch die noch erhaltenen Bauwerke, Gemälde und Sculpturen bestätigt wird, wiewol gegen den ehemaligen Reichthum an Kunstwerken (bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts) die Stadt jetzt arm erscheinen muß. Namentlich bildete die ulmer Malerschule einen Hauptzweig der schwäbischen Schule. Im Vergleiche mit dem andern Hauptzweige, der Schule von Augsburg, erkennt Hr. Waagen bei jener eine mehr ideale Richtung, und findet zwischen beiden ein ähnliches Verhältniß wie zwischen der florentinischen und umbrischen Schule derselben Zeit. Eine sehr ausführliche Beschreibung und Würdigung erhält zuerst das berühmte Münster (S. 138 — 160), welches durch sehr viel Merkwürdiges, vorzüglich durch die Schaffner'schen Bilder, das schöne Sacramenthaus, hauptsächlich aber durch die vortrefflich in Holz geschnittenen Chorstühle Jörg Syrlin's des Alten ausgezeichnet ist. Nach dem Dome bildet der sogenannte Fischkasten, ein ansehnlicher Brunnen auf dem Markte, Ulms merkwürdigstes Kunstdenkmal, doch bietet die Stadt an und in vielen alten Häusern dem Forscher noch mancherlei Interessantes dar. Auf der Weiterreise besucht der Verf. die im deutsch-romanischen Stil erbauten Kirchen zu

Faurenbau und Brenz, und eine kleine gothische Kirche auf dem Heerberge, welche nicht ahnen läßt, daß sie ein bedeutendes Denkmal der schwäbischen Malerschule an ihrem Altarschrein besitzt. Das Innere desselben enthält geschnitzte und bemalte Figuren, aber Flügel, Staffeln und Rückseite beglaubigte Malereien von B. Zeitblom. Auch Hall besitzt manche interessante Schnitzwerke an Altarschreinen und an einer Grablegung in lebensgroßen Figuren ein bedeutendes Kunstdenkmal. In Romburg befindet sich in der Kirche der vormaligen Benedictinerabtei ein sehr reiches, künstlerisches Antependium aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts (abgebildet in Boissière's „Denkmälern der Baukunst am Niederrhein“) und im Kloster zu Blaubeuren ein Altarschrein; „dessen bemalte Schnitzwerke zu dem Schönsten gehören was Deutschland von dieser Kunstweise besitzt“. Eben geht uns eine Anführung zu von einem Stiche dieses Werks nach einer Zeichnung Heidehoff's, der nach allgemeiner Annahme die Arbeit dem Syrlin zuschreibt, welcher Ansicht aber Hr. Waagen entgegen ist. Noch bespricht derselbe in diesem Briefe eine in Holz geschnitzte Figur im Schlosse Erbach, einige Steinreliefs in der Vorhalle der Kirche zu Oberdisingen, einen Altarschrein in der Gottesackerkirche unweit des Dorfes Rispingen, ein Schnitzwerk zu Reutti an der Donau und eine Sammlung von Kunstdenkmälern des Professors Dürsch in Ehingen.

Der erste Brief ist aus Stuttgart datirt im J. 1842, mithin vier Jahre jünger als der vorige. Hier empfängt den Verf. ein sehr günstiger Genius loci und ein nicht unerhebliches Feld für seine Forschungen. Diese begann mit der Stiftskirche, einem immerhin noch bedeutenden Bau in dem schon minder reinen gothischen Geschmack der Zeit (1460), worin besonders der Chor mit den stattlichen Standbildern der alten Grafen von Württemberg einen reichen Eindruck hervorbringt. Zunächst untersucht der Verf. in der öffentlichen und in der Privatbibliothek des Königs die zahlreichen Evangelien und Psalterien, deren Miniaturen wie gewöhnlich ihn lebhaft beschäftigen. Im königlichen Schlosse erregen vor Allem das Interesse des Kunstfreundes die Gemälde von Wächter und Schick, durch welche nach dem Vorgange von Carstens der Anbruch einer neuen Ära für die deutsche Kunst bezeichnet wird; auch die neuen Fresken von Gegenbauer verdienen Aufmerksamkeit. In dem neuen Kunstgebäude waren die Gemälde, deren schätzbare Sammlung man selbst durch namhafte Selbstopfer zu vergrößern bemüht ist, noch nicht aufgestellt, doch bereits die reiche Sammlung von Gypsabgüssen seiner Werke, welche Thorwaldsen der Anstalt zum Geschenk gemacht, zur Stelle. Eine sehr ausführliche Beschreibung weicht Hr. Waagen der auch Ref. wohlbekannten Sammlung altdeutscher und altniederländischer Gemälde des Hrn. Oberprocurators Abel, welche für die Geschichte der schwäbischen Schule viel Wichtiges und namentlich ausgezeichnete Arbeiten von B. Zeitblom enthält. Schöne Bilder „aus den glücklichsten Epochen der italienischen und niederländischen Schulen“ sah Hr. Waagen noch

bei dem englischen Gesandten Sir George Shee, Legationrath v. Külle, Kriegsrath Landauer, dem französischen Gesandten Grafen Fontenay und Kangleirath Bühlen. Wenn ihm die Statue Schiller's von Thorwaldsen nicht ganz befriedigt, so werden ihm sehr Viele darin beistimmen, welchen die Auffassung des Dichterkopfes in Dannecker's kolossal Marmorbüste wahrer und darum schöner erscheint. Endlich fehlt es auch in der Menschenwelt Stuttgart's unserm Verf. nicht an interessanten Begegnungen und an einer wohlthuenden, ihm dort mehr als anderswo vorgekommenen Anerkennung seiner schriftstellerischen Arbeiten auf dem Felde der Kunstgeschichte, welcher Anerkennung er aber allenthalben gewiß sein kann, wo der Sinn für edle Bestrebungen und bewährte Leistungen noch nicht erstorben ist.

Auf Stuttgart folgen Mühlhausen am Neckar, Esslingen, Göppingen, Kloster Lorch, Weilheim, Urach, Ebingen, Herrenberg, Reutheim, Tiefenbronn, Maulbronn und Heilbronn, über deren artistische Merkwürdigkeiten Hr. Waagen nicht sowol aus eigener Anschauung als vielmehr nach den bekannten Mittheilungen Grüneisen's und Rauch's („Sendeschreiben“ und „Ums Künstlerleben im Mittelalter“) berichtet. Den Beschluß des Briefes macht Karlsruhe, welches Hr. Waagen jetzt ebenfalls nicht persönlich besucht, indessen gibt er doch von den neuen durch Hübsch ausgeführten Bauten, von dem Frescobilde Schwind's und von einigen Hauptbildern der Gemäldesammlung, die ihm bei seiner Anwesenheit 1818 aufgefallen, einige Nachricht. Der herrlichen Statue Karl Friedrich's mit den Statuen der vier badi-schen Kreise am Piedestal, einer Meisterarbeit Schwanthaler's, geschieht noch keine Erwähnung.

(Der Beschluß folgt.)

Charlet.

(Beschluß aus Nr. 81.)

Charlet hat zwei Fächer, in denen er Meister ist: die Soldaten und die Kinder. Seine alten Eisenkrieger aus den Napoleon'schen Heeren machten ihn zuerst als Zeichner berühmt; Keiner, selbst Horace Vernet nicht, hat den Appus des alten Brummbars, des sogenannten Grognard, so vortrefflich aufgefaßt. Die Haltung der Arme und Beine, die von der Bärenmütze gerünzelten und hinaufgezogenen Augenbrauen, das gefurchte und gebräunte Antlitz mit dem fürchterlichen Schnurrbart, das ganze Geberdenspiel, die ganze Gehabung des Soldaten der alten Kaisergarde wußte der talentvolle Künstler mit unvergleichlicher Kraft und Feinheit wiederzugeben. Von Charlet rührt das bekannte: „Le petit caporal, l'autre!“... Er ist der Napoleon von allen Malern Napoleon's; mit einigen Strichen zeichnete er den Umriss des Kaisers so täuschend ähnlich und lebendig, daß alle Reiterstatuen-Fabrikanten darüber aus der Haut fahren mochten. Charlet gefiel sich vor Allem in den Erinnerungen an den Kaiser, an den Ruhm der großen Armee; er war ein eingeseiselter Imperialist und unermüdlicher Repräsentant des Gedankens, daß die Franzosen die große Nation sind; seine Zeichnungen schlugen fast immer eine patriotische Saite an und schmeichelten hauptsächlich der französischen Rationaleitelkeit, sodas sie uns zum Theil wie Gasconaden erscheinen, die jedoch immer insofern in Ehren zu halten und gelten zu lassen sind, als sie ein gemeinsames Gefühl, einen gemeinsamen Stolz, einen gemeinsamen Schmerz eines ganzen

Vollst ausbrüchen. Es sind tiefe politische Abhandlungen, geschrieben wider Wissen und Willen, und wie Béranger's Chansons, so haben Charlet's Zeichnungen ebenso viel und mehr als die Journale der Oppositionspresse beigetragen, den unter der Asche glimmenden Volkshass gegen die Bourbons in beständiger Glut zu erhalten und so lange anzufachen, bis er endlich in hellen Flammen aufstoberte.

Eine eigene Unterabtheilung der Charlet'schen Soldaten bilden die Conserits. Der Bauernjunge im Soldatenrocke, Rekrut genannt, ist in Frankreich wie allenthalben das naivste, leichtgläubigste Geschöpf unter der Sonne. Der vornehmste Charakterzug desselben ist eine unbegrenzte, unglaubliche Eitelkeit auf seine Uniform und seine Person, und das riesenmäßige Fabelhafte ist ihm genehm und glaubwürdig, sobald es diese seine Eitelkeit figelt. Im Frieden träumt er in Paris von vornehmen Weibern und Mädchen, Gräfinnen und Prinzessinnen, die sich in ihn verlieben und ihn zum Glückseligsten der Sterblichen machen. Einstweilen und in Erwartung dieser Glückseligkeit er seine Kamasschen, macht links und rechts, und um dem trügen Stücke nachzuhelfen, bringt er von Zeit zu Zeit sein letztes Zwanzigstausend zu der Kartenschlägerin, die es natürlich an Prinzessinnen und Königinnen nicht fehlen läßt und davon gibt so viel er will; oder er besucht in seinen Freistunden den Jardin des Plantes und die Elysäischen Felder, wo ihm sein Nachbar zur Rechten oder zur Linken den Sparpennig aus der Tasche wegpracticirt, während er mit starren Augen die Herrlichkeiten der Menagerie betrachtet und den Späßen des Bären Martin zusieht, oder die Kunststücke der fahrenden Wundermänner angafft und vor Erstaunen über das Verschlingen der Kröten, Dolche, Schlangen, Schwert und glühenden Kohlen den Mund aufreißt. Charlet's Rekruten, in allen diesen Situationen durchgeführt, sind einzig. Keinem Andern ist es gelungen, das Etwas von Pinsel und Köpkel zugleich, das Gemisch von häuslichem und soldatischem Wesen, welches die französischen Conseribirten auszeichnet, die perffrige Dummbartsmiene der Einen und die gespreizte Eroberermiene der Andern, so komisch auszudrücken. Mit köstlichem Vergnügen betrachtete ich z. B. oft die Caricatur, auf welcher man einen jungen Soldaten vor einem Wahrsager in buntem, geheimnißvollem Anzuge sieht, der ihm mit hochwichtiger Miene sein zukünftiges Schicksal folgendermaßen verkündet: „Eine vornehme, reiche, mächtige Prinzessin verliebt sich sterblich in einen jungen französischen und blonden Corporal auf der Parade; sie läßt ihn entführen und in ihre Staaten bringen, wo er, wie die Regierung, auf Kosten der Prinzessin freie Bohnung, freie Kost und freie Wäsche hat.“ Und während der junge Corporal in pausbädiger Glorie seiner zukünftigen Größe horcht und sich in der Erhebung über seine Kameraden ausbläst, fliehet ihm der Handwurst das Schnupstuch aus dem Aschack, den er aus Ehrfurcht vor einer so wichtigen Person abgezogen hat, er, der sonst überall fürchtet, der Soldatenehre etwas zu vergeben, wenn er anders als mit bedecktem Haupte erschiene. Wer hat endlich nicht manchmal bis zum Weinen gelacht über jene kleinen, mit ebenso seinem Gefühl als mit Wig, Laune, Geist und Ausdruck behandelten Meisterwerke, welche folgende Unterschriften führen: „Si j'étais tant seulement le polichinelle!“ „Je m'ai pas assez méfié de la payse!“ „Vous seriez le petit caporal lui-même, quand je vous dis qu'on ne passe pas!“ In dem letztern Blatte sieht die entschlossene und grimme Haltung des wüthenden Soldatenknirpses aufs ergötlichste gegen die wohlwollende, schmunzelnde Ruhe Napoleon's ab.

Als die alten Kaisergarbisten und die jungen Rekruten aufgebraucht waren, machte sich Charlet hinter die Kinder. Sein feines und originelles Naturgefühl bewährte sich auch in dieser neuen Studienreihe. Er ist von natürl. anmüthiger Wahrheit in der Darstellung schelmischer oder trocknöpfiger Kinderphysiognomien; der Gamin, die Wuben aus der Schule der Christlichen Lehrbrüder oder des gegenseitigen Unterrichts sind

göttlich, wenn er sie sprechen oder handeln läßt. Er weiß in seinen kleinen Kinderdramen das allzu Kindische zu vermeiden, und gibt selbst den unbedeutendsten Vorgängen ein anziehendes Relief durch die Fülle von heiterer, gutmüthiger Laune, die er darüber ausgießt. Einige enthalten sogar verfechtete Lecturen von einer gewissen Schupfweite, wie das schöne Blatt, welches einen Trupp Arbeiterbuben darstellt, die mit Kindern von reichen Atern Soldatden spielen. Der größte von den schlecht gekleideten wilden Knaben droht den gut angezogenen kleinen Kameraden mit einer Pracht Prügel, wenn sie, wie er sagt, immer Generale sein wollen.

Nach der Julirevolution scheint es, als wäre dem Künstler der populaire Instinct ausgegangen, welchem er den eigenthümlichen Charakter seines Talents verdankte. Sei es, daß er geistig erschöpft oder daß seine Wigaber verstickt war, von jener Zeit an verließ Charlet den Weg, wo er so reichliche Lorbern gepflückt und tappte wie im Finstern umher, ohne bestimmte Richtung und klaren Bewußtsein. Seine Ausföhrung litt sehr darunter. Da er von der Natur abging, die ihn stets so glücklich inspirirt hatte, gebracht es ihm plötzlich an einem Anhaltspunkte, weil sein Talent sich durchaus nicht nach classischen Studien gebildet hatte. Seine Hand wurde schwer und sein Gedächtniß lieferte ihm nur noch schematische Typen oder todte Nachahmungen von alten Mustern. Seine letzten Lithographien sind mit Ausnahme einiger, welche die geschabte Manier nachahmen und eine gewisse Farbe haben, keineswegs Das, was man von Charlet hätte erwarten sollen, welches um so auffällender, da er noch nicht alt war und im Grunde noch immer acht oder zehn Jahre hätte fortarbeiten können; aber der gute Charlet war der neuen Generation fremd geworden und im Kaiserreich stehen geblieben, dessen Sitten und Sprache und Ideen er beibehalten hatte. Er gehörte keiner Schule, keiner Coterie an, und hatte keinen andern Lehrmeister als die Natur und seine Phantasie. Von seinen zahlreichen Nachfolgern und Schülern sind einige mit ihrer Zeit fortgegangen. Bellangé macht fast ebenso ähnliche alte Brognards als die von Charlet, nur fehlt ihnen der feine, belebende Hauch des Meisters. Raffet kommt dem Geiste Charlet's am nächsten, und man hat von ihm vortreffliche Schlachtstücke. Er ist nicht beständig gleich heiter und launig, hat aber mitunter eine poetische Ader getroffen, die man bei seinem Vorgänger vermißt.

Charlet war von sehr großer Natur und martialischem Außern, zumal in seiner Uniform als Capitain einer Grenadiercompagnie der Nationalgarde: er hatte den Kopf des olympischen Zeus, aber des Zeus bei guter Laune und in sarlastischer Bachmeisterstimmung. Sein Verleger ist reich an ihm geworden, er selbst aber nicht reich gestorben, obgleich er in seiner glänzenden Zeit außerordentliche Einnahmen hatte. Er lebte einfach, aber nicht ökonomisch; gleich Denjenigen, die in der gefahrvollen Unsicherheit ihres Lebens sich ganz dem Glück und Genuße des Augenblicks hingeben, weil sie nicht wissen, ob die nächste Zukunft noch ihnen ist, gleich den von ihm so heiß geliebten Soldaten hatte er die Gewohnheit, von dem Tage zu nehmen was er gab, und nur an die Gegenwart und sich selbst zu denken, sodas er gleich reich war, er mochte 10,000 Thaler oder 10,000 Groschen jährlich einnehmen. Seine Lithographien allein haben ihm eine halbe Million eingebracht; außerdem gibt es von ihm eine ungeheure Anzahl von Feder-, Tusch-, Kreide-, Aquarell- und Pastellzeichnungen, die er mit wunderbarer Leichtigkeit anfertigte und zu hohen Preisen verkaufte, und man darf wol annehmen, daß er damit ebenso viel als mit seinen Steinzeichnungen verdient hat, sodas er also während seines Lebens wenigstens eine Million Francs eingenommen hat. Man sieht, das französische Publicum weiß seine Lieblinge zu belohnen und bezahlt seine Günstlinge königlich; es läßt sich in seinen Sympathien durch die Schulkorpphän wenig irre machen, und wenn es darauf ankommt, Glück und Ruhm zu spenden, thut man immer noch am besten, es seiner Entscheidung zu überlassen. 89.

Dienstag,

Nr. 83.

24. März 1846.

Kunstwerke und Künstler in Deutschland. Von G.

F. Waagen. Zweiter Theil.

(Beschluss aus Nr. 82.)

Der zwölfte Brief ist 1843 aus Basel datirt und versetzt uns zuerst in das liebliche Freiburg im Breisgau, welches aber der Verf. auch nicht jezt, sondern zum letzten Male vor 20 Jahren besuchte. Seine Mittheilungen betreffen vorzüglich das herrliche Münster, sind aber nicht vollständig, da z. B. von den schönen Stadtmalereien der Schreiber Petrus u. A. noch nicht die Rede ist. So kennt er auch noch nicht die schöne alte, im romanischen Stil erbaute Kirche, welche von Lenzbach hierher versetzt und vom Hübsch mit einem achtseitigen Thurne geschmückt wurde, und die jezt zum evangelischen Gottesdienste benutzt wird. Das alte Basel bietet dem Kunstfreunde noch manchen Stoff zu Genüssen dar. Zuerst das Münster, von dessen ursprünglichem Bau, der 1019 beendet eingeweiht wurde, wol nur äusserst wenig noch erhalten sein mag. Sehr schön ist seine hohe Lage auf der sogenannten Pfalz mit der Aussicht auf Fluß, Stadt und Umgebung. Von der frühen Ausübung der Malerei in Basel zeigen einige Todtentänze, von denen aber nur noch Copien vorhanden sind; doch ihre höchste Blüthe erreichte die Malerei dadurch, daß die berühmte Malerfamilie der Holbein, wahrscheinlich seit 1517, von Augsburg hierher übersiedelte. Auch in literarischer Beziehung war jene Zeit für Basel eine sehr bedeutende, als Erasmus von Rotterdam, der gelehrte Buchdrucker Johannes Froben, der berühmte Geograph Sebastian Münster und der Reformator Colampadius gleichzeitig dort lebten. Es ist begreiflich, daß der Einfluß eines Meisters wie des jüngern Holbein auf alle Fächer der Kunst sehr groß sein muß, um so mehr hat es Basel zu beklagen, daß derselbe nur bis zum J. 1520 dort ansäßig blieb und später von England aus nur besuchsweise sich längere oder kürzere Zeit in Basel aufhielt. Ein noch größeres Unglück brachte die Reformationszeit, als am Achermittwoch 1529 ein förmlicher Bildersturm in den Kirchen stattfand und der große Reichthum derselben an Kunstwerken durch die Bürger auf zwölf Haufen verbrannt wurde. Auch in späterer Zeit hat Basel noch manches bedeutende Kunstwerk eingebüßt, wie denn z. B. Holbein's berühmtes Gemälde der Familie des Bürger-

meisters Meyer in Anbetung der heiligen Jungfrau eine Hauptzierde der Königl. Galerie in Dresden bildet und das Bildniß des Kaufmanns Georg Hysp „gegenwärtig die Krone der Portraits deutscher Schule im Museum zu Berlin ist“. Aller dieser Verluste ungeachtet hat doch kein Ort in der Welt noch heute so viele Denkmale von Holbein's Kunst aufzuweisen als die öffentliche Bibliothek in Basel. Sie entstammen hauptsächlich der Sammlung oder Kunstammer des mit Erasmus engbefreundeten Dr. Bonifacius Amerbach, welche die Regierung 1691 von den Erben desselben erwarb, und der Kunstammer der Familie Fesli, welche 1823 dem Staate anheimfiel. Jezt soll ein Museum für diese Schätze eingerichtet werden. Bei der sehr genauen und liebevollen Betrachtung, welche der Verf. den Bildern weicht, kann Ref. ihn nicht zu allen Einzelheiten derselben begleiten, aber es hat ihn innig gefreut hier beschäftigt zu finden, was er selbst zwei Jahre früher in seinen Tagebüchern über diese Bilder, namentlich die kleine Passion, den Zeichnam Eshoffi, einige Bildnisse u. s. w. angemerkt hat. Ebenso gewissenhaft wie die Bilder werden auch die zahlreichen Zeichnungen Holbein's gemustert, unter welchen sich Cartons zu Stadgemälden, Zeichnungen für Gold- und Wappenschmiede u. a. befinden. Im Rathhause, einem spätgothischen Bau, dessen malerische Wirkung man aus Duoglio's Zeichnung kennt, findet Hr. Waagen die Wappen der zwölf Cantone in Glasmalereien und in dem hier aufbewahrten Theile des vormaligen Vornschages mehre Gegenstände bemerkenswerth. Endlich bieten noch die Privatsammlungen der Herren Peter Wischer, Mäglin, Speyr und Minike Krug manches höchst schäßbare Denkmäl der Kunst und des Alterthums dar.

Im dreizehnten Briefe folgen wir dem Verf. nach Kolmar, wohin er sich der unbezweifelten echten Gemälde Martin Schongauer's wegen begab. Was von diesen noch vorhanden (denn auch hier hat die Reformationszeit und noch mehr die französische Revolution ihren Vandalismus an den Kunstalterthümern bewährt), befin det sich auf der Bibliothek und in der einsichtsvollen Pflege des Archivars Hugot. Mit großer Genauigkeit prüft und beschreibt Hr. Waagen diese merkwürdigen Bilder und wo er nicht ganz mit Passavant und Quandt über ihre Echtheit einverstanden ist, rechtfertigt

er seine Ansicht sehr überzeugend. Das Hauptbild des Meisters, Maria im Rosenhag, hängt im Seitenschiff der St. -Martinskirche leider etwas zu hoch, macht aber auch so einen sehr lieblichen Eindruck und läßt uns in den Wunsch des Verf. einstimmen, daß dieses kostbarste Werk des großen Meisters, mit dessen übrigen Bildern in der neuen Räumlichkeit vereint, vor weiterm Verderb bewahrt und den Kunstfreunden möglichst genießbar aufgestellt werde.

Der Brief ist aus Straßburg datirt (Nov. 1843), welches nun an die Reihe kommt und wie billig unsern Verf. ungemein beschäftigt. Nachdem er zuerst einen Blick auf die günstige geographische Lage, die Geschichte, die Blüte und Bedeutung der Stadt im Mittelalter bis auf die neueste Zeit geworfen, begibt er sich an die Betrachtung des Münsters, bei welcher Genuß und Belehrung sich in seltenem Grade die Hand bieten, da man hier wie an keinem andern Gebäude die gothische Architektur von ihrer Entwicklung aus der spät romanischen Bauweise bis zu ihrer höchsten und reinsten Ausbildung und wieder in ihrer Abnahme bis zu ihrer völligen Ausartung durch alle Stufen verfolgen kann. Wie viel Gründliches und Schönes man auch bereits über das Münster gelesen oder an Ort und Stelle selbst gedacht und empfunden haben mag, so wird man doch mit erneutem Interesse den Verf. durch alle Theile des merkwürdigen Gebäudes begleiten, seinen historischen und artistischen Auseinandersetzungen ein aufmerksames Ohr leihen und in seine begeisterte Bewunderung einstimmen. Aufgefallen ist es Ref., daß Hr. Waagen nur von drei Reiterstatuen (Chlodwig, Dagobert und Rudolf von Habsburg) an drei vorpringenden Pfeilern der Vorderseite spricht, da doch noch eine vierte, allerdings erst in neuerer Zeit aufgestellte, aber doch lange vor 1843 dazu gekommen ist. Vergebens freute sich Ref. schon im voraus bei dieser Gelegenheit mit dem Verf. auch in der Indignation zu sympathisiren, denn jener steinerne Reiter ist kein anderer als der königliche Räuber des Elsaßes, Ludwig XIV., welcher Namen in großen weißen Lettern auf schwarzem Grunde zu lesen ist. Ebenso scheint Hr. Waagen die Statue Gutenberg's von David, welche, beiläufig bemerkt, nicht auf dem Plage vor dem Münster, sondern weiter davon auf dem Gemüsemarkt (Marché aux herbes) steht und die Ref. schon 1842 dort sah, nicht aus Autopsie zu kennen, er würde sonst auf dem Druckbogen, den Gutenberg hält, nicht gelesen haben: Fiat lux! sondern: Et la lumière fut. Hr. v. Quandt in seiner eben erschienenen Schrift („Reise ins mittägige Frankreich“) fällt nicht nur über diese Statue ein sehr ungünstiges Urtheil, was sie nicht ganz verdient, sondern tadelt auch besonders die angeführten Worte, weil einmal Gutenberg nie ein französisches Wort gedruckt und weil das Lichtwerden keine Folge der Buchdruckerei, sondern umgekehrt diese eine Folge von jenem sei. Wir können hierin Hrn. v. Quandt nicht recht geben und nehmen die Worte in der gewiß vom Künstler selbst gemeinten Bedeutung, daß jene große

Erfindung eine Lichtquelle im Reiche des Wissens geworden sei.

In der Thomaskirche, deren Architektur ein schönes Beispiel von dem Übergang des romanischen Baustils in den gothischen darbietet, findet Hr. Waagen das berühmte Monument des Marschalls von Sachsen von Pigalle, welches er sehr wahr ein rechtes Prachtexemplar von dem verkehrten Geschmack jener Zeit nennt. In dem schönen gothischen Chor der alten Peterskirche befinden sich neun Bilder aus der Passion, in deren unbekanntem Meister der Verf. einen tüchtigen, dem Martin Schongauer verwandten Künstler erkennen will. Seit 1840 besitzt Straßburg auch ein städtisches Museum, welches in den prächtigen Sälen des Stadthauses eingerichtet ist. Unter den vom Verf. namhaft gemachten Bildern hat Ref. mit Verwunderung eine heilige Apollonia (Ste. - Apolline) vermist, die man oft für ein Werk Rafael's hielt, jetzt aber im Katalog mit dem Namen Perugino's bezeichnet findet. Hr. v. Quandt hält dieses Bild für eine theilweise alte Copie der dem F. Francia zugeschriebenen in München befindlichen Madonna vor dem Rosengehege, und zwar für eine aus Verehrung für Francia von Rafael selbst angefertigte Copie oder vielmehr Reproduktion „aus der liebevollsten Erinnerung“. Die dem Martin Schongauer zugeschriebene Verspottung Christi erkennen Hr. Waagen wie Hr. v. Quandt nicht als ein Werk dieses Meisters an. Die Vermählung der heiligen Katharina, die der Katalog dem Lukas von Leyden beimist, hält Hr. v. Quandt nur für ein Werk der Eyt'schen Schule, während der Verf. nach dem Vorgange Passavant's das Bild für ein ganz sicheres und sehr ausgezeichnetes Werk des Hans Memling und für das werthvollste Gemälde der ganzen Sammlung erklärt. Endlich enthält noch die Universitätsbibliothek eine sehr merkwürdige Sammlung von römischen Alterthümern und in der vormaligen Dominicanerkirche, worin jetzt ein großer Theil der Bibliothek aufgestellt ist, eine Reihe ausgezeichnet schöner Glasgemälde. Unter den merkwürdigen Handschriften ist der „Codex argenteus“ wichtig, unserm Verf. aber bei weitem interessanter der „Hortus deliciarum“ der Äbtissin Herrad von Landsberg, weil dieser Codex das einzige Denkmal ist, welches von der Art und Stufe der Malerei im Elsaß aus dem 12. Jahrhundert eine anschauliche Vorstellung gibt, weshalb Hr. Waagen ihm eine sehr ausführliche Betrachtung widmet.

Der vierzehnte Brief ist aus Oppenheim vom 11. Nov. 1845 datirt und führt uns zuerst nach Speier. Stadt und Dom haben viele harte Schicksale zu beklagen und namentlich trägt dies ehrwürdige und großartige Gebäude noch die tiefen Spuren des französischen Vandalismus. Um so lebhafter wird jeder Kunstfreund anerkennen, was bereits durch den König Ludwig von Baiern für den Dom geschehen ist und fortwährend geschieht. Nicht nur ist der fast zur Ruine gewordene Bau gänzlich wiederhergestellt, sondern auch ein Anfang gemacht worden zur künstlerischen Ausschmückung

des Innern. Die Monumente des Kaisers Adolf von Nassau (durch den verstorbenen Herzog von Nassau errichtet) und Rudolfs von Habsburg von Schwanzthal sind bereits fertig, und die nackten weißen Wände sehen Frescomalereien entgegen, mit welchen Schraubolph (nicht Schrauborff) in München beauftragt ist. In Heidelberg gibt die Geschichte der reizenden Stadt Hrn. Waagen Veranlassung zu manchen Blicken in die Vergangenheit und zu theuern Erinnerungen aus dem eigenen Leben, dessen akademische Jahre er dort zugebracht hat. Liebend verweilt er wieder in Betrachtung des alten Schlosses, von dem er mit Recht behauptet, daß an jenem malerischen Reiz, den verschiedenartige Gebäude, in deren Zusammenstellung Regel und Zufall angenehm wechseln, hervorbringen, an Anmuth und Zierlichkeit der nächsten Umgebungen, an Mannichfaltigkeit der schönsten Ausichten nah und fern sich kein anderes fürstliches Schloss in Deutschland und überhaupt in der Welt habe messen können, wie es denn auch in seinem jetzigen Zustande durch den über dasselbe ausgegossenen wehmüthig poetischen Zauber selbst noch großartigere Ruinen übertrifft. Große Befriedigung gewährte dem Verf. das Studium der Miniaturen auf der Universitätsbibliothek, welche durch die 1818 erfolgte Zurückgabe der sämtlichen 847 deutschen Handschriften aus der Vaticana und durch einige aus dem Kloster Salem am Bodensee vom Großherzog hierher gestiftete Codices wieder eine ungemeine Bedeutung gewonnen hat. In Handschuchsheim bei Heidelberg besucht Hr. Waagen die interessante Sammlung mexicanischer Alterthümer des Hrn. Uhde, aber aus Zeitmangel gelangt er nicht nach dem doch so nahen Stift Neuburg zu Hrn. Rath Schloffer, der, so viel Ref. sich erinnert, nicht sowol „eine Reihe werthvoller Gemälde lebender Künstler, namentlich von Overbeck“, als vielmehr herrliche Handzeichnungen von diesem Meister und von Eduard Steinle besitzt. Sehr belohnend ist ein Ausflug in den romantischen Odenwald und ein Besuch des Schlosses Erbach, über dessen Alterthümerammlung Hr. Waagen die bei einem frühern Aufenthalte gesammelten Notizen jetzt mittheilt. Vor uns weckt Erinnerungen an die Nibelungen und manches wichtige historische Ereigniß, hat aber von seiner vormaligen Bedeutung fast nichts mehr aufzuweisen als den Dom, der durch sein Äußeres und sein Inneres einen würdigen und ernstern Eindruck hervorruft. Von künstlerischem Schmuck ist fast gar nichts mehr vorhanden; merkwürdig jedoch und nicht ohne Kunstwerth sind die Steinernen Standbilder von drei Prinzessinnen, wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert, deren Namen mit Gindebe, Warbebe und Willebebe bezeichnet sind. Den Beschluß macht Oppenheim mit den Resten seiner Katharinentirche, die unstrittig zu den ausgezeichnetsten Denkmalen gehört, welche die gothische Architektur zur Zeit ihrer höchsten Blüte hervorgebracht hat. Von bewunderungswürdiger Schönheit und Eleganz ist namentlich das dreischiffige Langhaus sowol in seinen harmonischen Verhältnissen als in der Ausbildung der einzelnen

Theile. Hr. Waagen ist geneigt zu glauben, daß der gleichzeitige Erwin von Steinbach entweder selbst oder durch einen Schüler auf diesen Theil des Baues Einfluß ausgeübt habe, so sehr wurde er von der Übereinstimmung dieser Formen mit denen der Vorderseite des Strasburger Münsters überrascht.

Sind wir dem Verf. bis hierher mit stets gleichem Interesse gefolgt, so sehen wir auch seinen weitern Mittheilungen, namentlich München, die Rheinlande u. s. w., mit der größten Erwartung entgegen. Wünschenwerth würde es dann sein, die Beschreibungen einzelner Bilder u. s. w. zuweilen in etwas gekürzt zu finden, da alle technischen und ästhetischen Erläuterungen den Leser ohne Anschauung des Gegenstandes gewöhnlich bald ermüden und dem Beschauer an Ort und Stelle gewiß auch nur in der gedrängtesten Fassung die liebsten sind. Wahrscheinlich haben wir am bereinstigen Schlusse des ganzen Werks ein Register zu erwarten, dessen Mangel jedoch in den einzelnen Theilen sich schon sehr fühlbar macht.

32.

Bibliographie.

Andersen's, H. C., Märchen. Gesamtausgabe. Aus dem Dänischen übertragen von S. Reuschert. 2te Sammlung. Mit Federzeichnungen von A. Hofmann. Berlin, Simion. 8. 15 Rgr.

Brenne der Fuchs. Aus den hinterlassenen Papieren Duhert des Biber. Neubrandenburg, Bründlow. Gr. 8. 4 Rgr.

Dualis, Des Baters Rache oder Brano von Blutstein. Eine Rittergeschichte aus den Zeiten der heiligen Wehne. Nordhausen, Fürst. 8. 15 Rgr.

Fuchs, L., Grundriß der Geschichte des Christenthums der Griechen und Römer und der romanischen und germanischen Völker. Halle, Schwesche und Sohn. Gr. 8. 1 Theil. 15 Rgr.

— Kurzer Abriss derselben. Halle, Schwesche u. Sohn. Gr. 8. 5 Rgr.

Geschichte Ludwig Philipp's I., Königs der Franzosen. Von A. Boudin und G. Roussel. Aus dem Französischen übersetzt von A. Diezmann. 1ste Lieferung. Leipzig, Teubner. Gr. 16. 3/4 Rgr.

Herberstein's Gesandtschafts-Reise nach Spanien 1510. Herausgegeben von J. Schmel. Wien, Kohnmann. Gr. 8. 1 1/2 Rgr.

Jahn, G. U., Über den neuen Planeten Urtis und den Biela'schen Kometen. Leipzig, Giese. 8. 8 Rgr.

Löwenstein, C., Die Scaperte, oder: Der flammende Stern über der Lauraburg. Romantische Rittergeschichte. 2 Theile. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Theil.

Mantell, G. U., Die Denkmäler der Schöpfung, oder erster Unterricht in der Geologie, und in dem Studium der organischen Reste. Deutsch bearbeitet von K. F. L. Hartmann. 1ste Lieferung. Freiberg, Engelhardt. 1845. Kl. 8. 1 Theil.

Monatsschrift für Politik. Herausgegeben von K. Rauwerd. Jahrgang 1846 in 12 Nummern. Berlin, C. Krause. Gr. 4. 1 Theil.

Monatsschrift für Recht und Gericht. Herausgegeben von L. Volkmar. Jahrgang 1846 in 12 Nummern. Berlin, Springer. Gr. 4. 1 Theil.

Monatsschrift für Volksbildung. Herausgegeben von L. Rügge und F. Sabel. Jahrgang 1846 in 12 Nummern. Berlin, F. Bethge. Gr. 4. 1 Theil.

Monatsschrift für Volkswirtschaft und soziales Leben. Herausgegeben von Rutenberg. Jahrgang 1846 in 12 Nummern. Berlin, Bof. Gr. 4. 1 Theil.

Raumburg, zur Zeit der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges von **H. P. Raumburg**, Langs. 1845. 8. 3 Ngr.
Reil, F., Leopold Friedrich Franz, Herzog und Fürst von Anhalt-Desau, ältestregierender Fürst in Anhalt, nach seinem Willen und Werten. Mit Hinsicht auf merkwürdige Ereignisse seiner Zeit. Dessau, Aug. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Berliner Skizzen. Bilder und Charakteristiken aus dem Leben der Gesellschaft, von **H. Fränkel** und **L. Köppen**. 3 Bände. Berlin, H. Kief. 8. 3 Thlr.
R. A. Staubiger. Sein Leben und Wirken. Herausgegeben auf Veranlassung der patriotischen Gesellschaft zu Hamburg. Hamburg, Klett und Metz. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.
 Das Reichthum Croatiens zu Ungarn. Eine Erläuterung der Stephan v. Horvath'schen Untersuchungs-Geschichte Croatiens durch Ungarn. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 16 Ngr.
Pögler, J., Fabeln and Erzählungen. St. Gallen, 1845. 8. 20 Ngr.
 — — — **Katholische Erzählungen and Novellen**. St. Gallen, 1845. 8. 4 Thlr. 5 Ngr.

L a g e s l i t e r a t u r .

Der Welt von Padia de Fiore oder prophetische Lichtblicke im 12. und 13. Jahrhundert. Mit Bezug auf die Fragen „ob Schrift, ob Geist“ und „ob Papstthum oder Freiheit.“ Bremen, Geisler. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.
Apelt, R. F. G., Unsere Bekenntnisschriften, köstliche Kleinodien der evangelisch-lutherischen Kirche. Ne Auflage. Bautzen, Schlüssel. 1845. 8. 2 Ngr.
Belmann, Katholisches Zeugnis, katholische Mahnung und katholische Zuversicht in den kirchlichen Wirren der Zeit. Predigt. Münster, Deiter. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.
 Bericht, wie die Sache der katholischen Dissidenten im Königreiche Sachsen gefördert worden ist. Von einem unparteiischen Beobachter. Leipzig, Jacobowig. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
Bernhardi, K., Philipp der Großmüthige, Landgraf zu Hessen, über Gewissensfreiheit und über das Bedürfnis einer allgemeinen evangelischen Kirchenversammlung in Deutschland. Kassel, Bohné. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.
Bernhardi, W., Worte erster Liebe an den Archidiaconus u. Hrn. Krause, und an die Hörer und Leser seiner Predigt: „Der Meinungsstreit über die Person Jesu.“ Potsdam, Stahr. Gr. 8. 3 Ngr.
Bertholdi, D., Dante junior's Selbstsuch bei seinem Freund und Better David Nepomuk Pomuckel in Danzig. Danzig, Homann. 1845. 8. 6 Ngr.
Bromme, Verteidigung des Privatgelehrten Hrn. von Florencourt zu Raumburg in der wegen Preßvergehens gegen ihn empfangenen Untersuchung. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
Detroit, L., Das Alte ist vergangen; es ist Alles neu geworden. Predigt am Reujahrstage 1846. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 3 Ngr.
 — — — **Woh** sind dazu geboren, daß wir die Wahrheit zeigen sollen! Predigt am Sonntage nach Reujahr 1846. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 3 Ngr.
Dräseke, Schlichtes Nachwort zu der bekannten Erklärung vom 15. August 1845. Potsdam, Stahr. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
Eichholz, E., Die Skuiten und ihr Umwag: „Der Zweck heiligt die Mittel“. Zwei Vorträge, gehalten im Preussischen Handwerker-Verein. Berlin, Springer. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
Floß, Der Glaube, daß Jesus der Sohn Gottes ist, der Sieg, der die Welt überwindet. Predigt. Magdeburg, Paldenberg und Comp. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
Förstemann, K. E., Denkmale, dem Dr. Mart. Luther von der Hochachtung und Liebe seiner Zeitgenossen errichtet und zur 3ten Decularfeier des Todes Luther's herausgegeben. Nordhausen, Hörtmann. Gr. 8. 20 Ngr.
 — — — **Dr. Mart. Luther's** Tod und Begräbniß im Jahre

1546. Der amtliche Bericht über Luther's Tod, die Predigten und Reden aus Gerge Luther's nach den Originalausgaben mitgetheilt. Nordhausen, Hörtmann. Gr. 8. 8 Ngr.
 Der Freiheitszug und das Schicksal der Gefangenen in Luzern im März und April 1845. Dargestellt nach zuverlässigen Quellen und den Berichten von Augenzeugen. Bern. Gr. 8. 16 Ngr.
 Hörungen eines aufrichtigen Israeliten. Basel, Bohnmaler. 1845. Kl. 8. 2 Ngr.
Kiel und Lübeck. Eine Entgegnung auf zwei Stimmen aus Kiel über die Broschüre: Lübeck's Bedrückung durch die dänische Politik. Lübeck, v. Kolden. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.
 Mittheilungen aus dem vertrauten Briefen eines Katholiken aus Baiern über die religiösen Bewegungen unserer Zeit und den Protestantismus. Nebst Anmerkungen. Leipzig, Pönicke und Sohn. Gr. 8. 3 Ngr.
Pelz, C., Die Die Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Breslau. Breslau. 1845. 8. 5 Ngr.
 — — — **Die Bevölkerung der Land-Gemeinden**. Breslau. 1845. 8. 2 1/2 Ngr.
Pestalozzi, J. P., Die Abendstunde eines Einsiedlers. Mit einleitenden Bemerkungen herausgegeben von J. P. Schuenrath. 2te Auflage. Fürth, Schmid. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.
Ronge, J., Die römische und deutsche Kirche. 1tes Heft. Dessau, Neubürger. 1845. 8. 4 Ngr.
Schulze, J. W., Einige Bedenken, die Erklärung betreffend, welche in der Berliner Zeitung vom 26. August gegen die evangelische Kirchenzeitung und deren sogenannte Partei veröffentlicht worden ist. Potsdam, Stahr. 1845. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
Schulze, J. F., Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche im Königreich Sachsen. Ein Versuch, die Gemeinde über dieselben und über die neuesten sie betreffenden Kundgebungen der Behörden zu verständigen. Bautzen, Schlüssel. 1845. 8. 7 1/2 Ngr.
Schusella, K., Das deutsch-katholische Priesterthum. Mit einer Erinnerung an die Dedication Dr. Bergmann's durch Pfarrer Kerbler, am 1. December 1845 zu Esfurt. Weimar, Hoffmann. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
Sintenis, F. W., Denkschrift zur Feier des 18. Februar 1846, den 100jährigen Geburtstag Dr. Martin Luther's. Berlin, Kummer. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.
Souchon, A. F., Das dreifache Aufsehen in der gegenwärtigen Zeit. Predigt über Röm. 16, 17—20. Berlin, Wohlgemuth. 8. 2 1/2 Ngr.
Sperling, Bemerkungen und Aufsätze zu dem offenen Sendschreiben Ulrich's an die protestantische deutsche Confession in Berlin. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 3 Ngr.
 Stimmen aus Gräbern. Aussprüche berühmter Männer über Religion und Christenthum. Breslau, Verlags-Comptoir. 16. 3 Ngr.
Thiel, F. L., Finckenniß und Licht, oder der Weg des Heils. Rachen, Gerner. 1845. 12. 8 1/2 Ngr.
Träber, C. G., Rede an die deutsche Christenheit über Jacobi 5, 19. 20. in Folge des Treibens der sogenannten Lichtfreunde. Berlin, Wohlgemuth. 1845. 8. 2 1/2 Ngr.
Wiedebant, G., Die Wahrheit, daß der Mensch gerettet werde ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben, als die schöpferische Kraft der Reformation. Predigt. Berlin, Wohlgemuth. 8. 2 1/2 Ngr.
 — — — **Wahrheit! Freiheit!** Der Nachruf des Herrn an die Reueconfirmirten. Predigt. Berlin, Wohlgemuth. 8. 2 1/2 Ngr.
Zschische, C., Die protestantischen Freunde. Eine Selbstkritik. Sendschreiben an Ulrich. Alenburg, Gollig. Gr. 8. 16 Ngr.
 Zweite Petition der deutsch-katholischen Gemeinde zu Dresden an die hohe Ständeverammlung des Königreichs Sachsen und zwar zunächst an die hohe zweite Kammer. Dresden, Kilmay und Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde. Von Johann Erasmus Hoesel. Mit acht lithographischen Tafeln. Prag, Krönbirger und Wigwag. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Obgleich diese Schrift vorzugsweise darauf berechnet ist, die Kenntniß und dadurch auch die Liebe zu den heimischen Denkmälern der Baukunst, der Bildhauerei und Malerei wie der Dichtkunst in Böhmen selbst zu verbreiten, ist sie doch zugleich in einem besondern Grade dazu geeignet, diese Gegenstände auch im Auslande bei allen Freunden der Kunst und einer volksthümlichen Poesie in weitem Kreise bekannt zu machen als dies bisher der Fall war. Ref. hält es aber um so mehr für seine Pflicht auf dieses Buch aufmerksam zu machen, als er der Ansicht ist, daß die Czechen der edelste Stolz des großen slawischen Völkersammes sind, welcher mannichfaltige geistige Anlagen schon sehr früh zu einer bedeutenden Ausbildung gebracht hat. Der Verf. ist mit Leib und Seele ein Böhme und sein Buch athmet daher durchweg den wärmsten Patriotismus. Wenn ihn derselbe häufig zu einer gereizten Stimmung gegen die Deutschen hinreißt, so ist ihm dies insofern nicht zu verargen, als die Deutschen im Mittelalter als harte Unterdrücker der Slawen erscheinen und die im Ganzen mit Recht an ihnen gerühmte Eigenschaft, die Eigenthümlichkeit und das Verdienst fremder Nationen zu erkennen und mit Liebe zu würdigen, in vielen Fällen den Slawen, zumal den Böhmen gegenüber, nicht bewährt haben.

Das Werk zerfällt in zwei Hauptabschnitte, von denen der erste sich mit den Alterthümern der heidnischen, der zweite mit denen des Mittelalters beschäftigt. Für beide sind die vielen darüber vorhandenen Monographien mit Einsicht benutzt worden.

Den Hauptinhalt des erstern bilden natürlich wie überall die Gegenstände, welche sich in den Grabstätten vorfinden. Nach den auf den vier ersten Tafeln enthaltenen Abbildungen stimmen die meisten Formen der Steinernen wie der bronzernen Waffen und Geräte und der thönernen Gefäße in den Formen mit den ähnlichen Gegenständen überein, welche in den verschiedensten sonstigen Gegenden Deutschlands in heidnischen Grabstätten gefunden worden sind. Die Hauptfundorte für derglei-

chen in Böhmen werden aufgezählt und als die drei wichtigsten Sammlungen derselben die im Vaterländischen Museum, die des Müllers von Neuberg, welchem das Buch gewidmet ist, und die des Hrn. Hoesel, sämmtlich zu Prag, angeführt.

Die Benennung der kleinen bronzernen Figürchen als heidnische Götter ist bekanntlich einer der vornehmsten Theile der nordisch-heidnischen Archäologie, und es hat daher Ref. gefreut, daß der Verf. einige solche Benennungen nur als Meinungen anführt. Dagegen möchte Ref. die auf der Tafel II unter Nr. 8 abgebildete Person sowie die bronzernen Thiergestalten 6, 9, 10, 11 ebenda schon der frühern Zeit der christlichen Epoche angehörig halten, wie denn auch dem Verf. selbst bei den letzten drei eine große Ähnlichkeit mit andern auf dem Titelblatt einer Pergamenthandschrift des 12. Jahrhunderts aufgefallen ist. Derselbe Bemerkung macht der Verf. in Betreff einer sehr zierlichen weiblichen Figur (Tafel III, Nr. 2), welche als Relief auf dem Boden einer in einem unterirdischen Gewölbe am Bysehrad zu Prag gefundenen bronzernen Schüssel befindlich, in den Händen eine Blume und einen Kranz hält, auch ist dieses Relief gewiß aus keiner andern Zeit als dem 12. Jahrhundert. Der auf dem Rande befindliche Name der slawischen Göttin Siva, welche der Venus entsprechen soll, beweist nur, daß es in Böhmen nach Einführung des Christenthums insofern ähnlich wie nach demselben Ereigniß im altrömischen Reiche ergangen ist, daß man aus der frühern Religion gewisse Naturgöttheiten, wie z. B. bei den Römern Sol und Luna, auch noch längere Zeit gebildet hat. Nur findet hier insofern ein Unterschied statt, daß solche Abbildungen bei den Römern in der altheidnischen Form, bei den Böhmen aber in der neuern mit dem Christenthum eingewanderten gehalten waren. Etwas aber kann man aus diesem Relief, womit auch eine mit ähnlicher Inschrift versehene Miniatur, welche ich in dem merkwürdigen Liber „Mater verborum“ auf der Bibliothek des Vaterländischen Museum zu Prag gesehen habe, übereinstimmend, insamer auf die Darstellungswelse und die Attribute der Göttin Siva bei den heidnischen Böhmen schließen. Unter den Metallmassen sind die Tafel III unter Nr. 8 und 9 abgebildeten Schwerte nach der ganzen Form sichtlich Rö-

merschwerter, welche als Kriegsbeute oder durch Handel in den Besitz der Germanen oder Slawen gekommen sind.

Zunächst handelt der Verf. von den Opferplätzen und Ustrinen, oder den Orten, wo die Todten verbrannt wurden. Beide befinden sich durchgängig auf Hügeln von mehr oder minder ansehnlicher Höhe. Bei der Aufzählung der wichtigsten, um deren Erforschung sich neuerdings Dr. Kalina von Jätthenstein besonders verdient gemacht, ist nicht angegeben, ob ein solcher Ort das Eine oder das Andere ist. Auch mag dies, da das Aufsuchen von Asche, Trümmern von Gefäßen und Knochen den Zwecken beider entspricht, in vielen Fällen schwer zu bestimmen sein. Wo indes diese Gegenstände in so großer Masse vorkommen wie auf dem Berge zu Schlan oder dem Kahlstein bei Bilin, kann man wol mit Sicherheit auf Opferstätten schließen.

Endlich kommt der Verf. noch auf die Betrachtung der bisher wenig beachteten Erdwälle, welche sich in einigen Gegenden Böhmens befinden. Die bedeutendsten derselben im böhmischen Kreise, in der Nähe des Dorfes Brsec, zeigen einen erstaunlichen Aufwand menschlicher Kraft, denn die Länge derselben beträgt 600, die Breite 305 Klafter, die Höhe an vielen Stellen gegen 30 Fuß. Ref. stimmt den Gründen des Verf. bei, der diese Art Befestigungen unter den verschiedenen Völkerstämmen der Kelten, Germanen und Slawen, welche Böhmen nacheinander inne gehabt, am ersten dem keltischen Volke der Bosen beimessen möchte.

Im Folgenden beschäftigt sich der Verf. mit der schwierigen Aufgabe den Unterschied zu bestimmen, wonach man erkennen kann, welchem von jenen drei Völkerstämmen ein Grab beizumessen ist. Wenn er mit vollem Recht das partielle und unkritische Verfahren tadelt, welches Kruse u. A. in dieser Angelegenheit zum Nachtheil der Slawen beobachtet haben, so ermangelt es seiner Beweisführung, wonach er glaubt solche Gräber, welche in regelmäßigen Reihen und in den Ebenen angelegt sind und in denen sich besonders reiche Gaben von bronzenem Geräth und von silbernem und goldenem Schmuck der Frauen befinden, vorzugsweise den Slawen beimessen zu können, doch auch wieder an einer hinlänglich kritischen Grundlage. Er geht bei dieser Gelegenheit von den Untersuchungen aus, welche der Diakonus Alberti in den Grabstätten der kleinen Städte Ranis und Werneberg im ziegenrücker Kreise im Voigtlande ange stellt und in dem zweiten Stück der „Variscia“ bekannt gemacht hat. Zuvörderst wäre es wol angemessen gewesen, anstatt der einfachen Versicherung, daß jener Forscher jene Grabstätten als unbestritten slawisch anerkennt, die Gründe anzugeben, welche zu jener Annahme berechtigen, als worauf doch hier Alles ankommt. Da vom 5. Jahrhundert bis zur Verbreitung des Christenthums hier sicher die Sorben, ein slawischer Völkerstamm, anständig gewesen und eiserne Waffen, Schmuck und anderes Geräth, welches sich in jenen Gräbern vorgefunden, mit Gewißheit auf eine schon weit vorgeschrittene Cultur, das untrüglichste Kennzeichen, daß jene heidnischen

Grabstätten den spätesten Epochen derselben im nördlichen Europa angehören, schließen lassen, so ist auch Ref. allerdings vollständig überzeugt, daß dieselben slawischen Ursprungs sind. Nun aber gibt Alberti zu, daß die im Dreisgau gefundenen Gräber, welche sicher den Germanen angehören, indem in dieser Gegend niemals Slawen gefesselt haben, sowol in der Anlage in geordneten Reihen, als in dem Inhalt derselben mit jenen Gräbern im Voigtlande eine große Ähnlichkeit haben dürften, wonach also jene Eigenschaften offenbar nicht als sicheres Kriterium der slawischen Abkunft von Grabstätten gelten können. Daß übrigens in slawischen Grabstätten solche Gegenstände, welche einer schon weit vorgeschrittenen Cultur angehören, häufiger vorkommen als in germanischen Grabstätten, ist auch Ref. überzeugt. Dasselbe aber erklärt sich sehr natürlich aus dem Umstande, daß der Uebertritt zum Christenthum bei der Mehrzahl der Slawen viel später fällt als bei den Germanen, sodas sie noch zu einer Zeit, in welcher beide Völkerstämme in der Cultur schon mehr vorgerückt waren, ihre Todten nach heidnischer Art bestatteten, während dieses bei den Germanen längst aufgehört hatte. Hiernach dürfte in Ländern wie in den Oder- und Elbgegenden, wo früher Germanen, später Slawen sesshaft sind, bei solchen Grabstätten, in denen die Arbeit der darin gefundenen Gegenstände besonders geschickt ist, sowie das Vorkommen von Bronze und Eisen sicher auf eine slawische Abkunft zu schließen sein, um so mehr als der Verf. beweist, daß die Slawen ihre Todten nicht nach der bisherigen Annahme bloß begraben, sondern auch verbrannt haben, mithin der Grund wegfällt, solche Grabstätten, in denen sich Aschenurnen finden, den Slawen abzusprechen, wie dies bisher geschehen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Militairische Briefe eines deutschen Offiziers während einer Reise durch die Schweiz und das mittlere Frankreich im Anfange des Jahres 1844. Mit besonderer Bezugnahme auf die neuern französischen Befestigungsanlagen in militairischer und politischer Hinsicht. Mit Planen von Paris und Lyon. Adorf, Verlagsbureau. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Haben Montesquieu's berühmte „Lettres persannes“ in Lettres chinoises, grecques, indiennes u. s. w. mehrfache aber meist wenig glückliche Nachahmungen gefunden, und haben Eugen Sue's „Mysteres de Paris“ Anlaß zur Enthüllung einer Menge des Wissens durchaus nicht würdiger, berliner, altenburger und anderer Geheimnisse gegeben, so darf man sich nicht wundern, daß auch die bekannten „Militairischen Briefe eines Verstorbenen“ mehr oder weniger glückliche Nachbildungen finden mußten. Daß dieses aber im Interesse der Würde der Militair-Literatur nicht zu wünschen ist, haben wir bereits bei Besprechung der „Cavalerristischen Briefe“ (Nr. 218 d. Bl. f. 1844) näher auseinandergesetzt und es haben die vorliegenden „Militairischen Briefe“ uns in dieser Meinung nur bestärkt. Der ungenannte Verf. derselben theilt nämlich in zwölf Briefen, von denen simulirt wird daß sie auf einer Reise über Basel, Genf, Louson, Lyon nach Paris an einen Freund in Deutschland geschrieben worden, in oft sehr zwangloser Form

und Ausdrucksweise nicht nur seine Ansichten über militärische und politische Verhältnisse eines Theils der Schweiz und Frankreichs und über die zu Loulon, Lyon und Paris in neuerer Zeit zur Ausführung gekommenen Befestigungen mit, sondern er ergeht sich auch hin und wieder in Naturschilderungen, bringt Gefühlsäußerungen an und erörtert sociale Verhältnisse. An und für sich begründet letzteres zwar durchaus keinen Vorwurf und namentlich ist Ref. sehr weit davon entfernt, ein grämlicher Splitterrichter zu sein; aber wenn der Verf. gleich im ersten Briefe als Probe seiner Beobachtung socialer Zustände zwei Seiten mit einem über alle Beschreibung trivialen Dialog zweier Repräsentanten der alten und jungen Schweiz füllt, und wenn er bekennet, daß er die Alpennatur wegen des „precairen“ Zustandes der Agriculturnverhältnisse der Alpenbewohner wol „imposant“, aber nicht schön finden könne, und Diesem (gelegentlich der Aufsicht auf dem Plateau des Simpons) hinzusetzt: „Ich bin, du weißt es, für solche zwar majestätische, aber das Gefühl beklemmende, fast erstarrte Ansichten wenig empfänglich, hier zwingt aber die Größe zur Bewunderung und selbst ich (!!!) stand im Anschauen versunken“, so sind dieses Dinge, mit welchen der Verf. unserer Meinung nach seine Leser billig hätte verschonen sollen. Sehr interessant ist dagegen, was der Verf. im zweiten und dritten Briefe über das von dem französischen Ingenieurcorps seit 1830 in Ausführung gebrachte System einer allgemeinen Landesbefestigung mittheilt. Hier ist der Verf. ganz auf seinem eigentlichen Felde und bezeugt einen ebenso einseitigen als kenntnißreichen Beobachter. Um so unangenehmer wird man aber durch auch hier wieder häufig vorkommende theils gänzlich verfehlte, theils im nachlässigsten Stile ausgedrückte Gefühlsäußerungen berührt. So z. B. beginnt der Verf. eine auf Fort Napoleon zu Loulon angestellte Betrachtung mit den Worten: „Es ist eine eigene Sache um Orte, wo große Männer gewirkt und gehandelt haben. Ein anderer Wind weht den Soldaten an, der einen großen Kampfsplatz betritt, als den Bauer, der ruhig über die großen Gräber seine Pflugchar streichen läßt u. s. w.“ Dabei hat der Verf. aber offenbar übersehen, in welcher höchst anmaßenden Weise er seinen Stand überhebt, weil man doch wol wahrlich nicht eben nur Soldat sein muß, um an Stellen, wo große Männer gewirkt und gehandelt haben, für den Einfluß begeisternder Erinnerungen empfänglich zu sein, obgleich allerdings der pfühende Bauer für solche Erinnerungen wenig Sinn zu haben pflegt. Ebenso wird zwar jeder vaterlandsliebende Deutsche die gerechte Entrüstung des Verf. gegen die immer noch in Deutschland ziemlich zahlreiche Classe der Undeutschen völlig theilen, aber auch mit uns übereinstimmen, daß es zu wünschen gewesen, sie wäre in edlerer Weise als mit den Worten ausgedrückt worden: „Gott danken wollte ich, wenn alle diese Undeutschen hinübergingen und die rotze Hose (!!!) anzögen, da wären wir sie doch los.“

Glücklicherweise finden sich die im vierten und fünften Briefe enthaltenen umsichtigen Betrachtungen und scharfsinnigen Erörterungen, welche der Verf. über die politische und militärische Wichtigkeit Lyons als zweiter Hauptstadt Frankreichs, die aus ihrer Ueberfüllung an Fabrikarbeitern sich ergebenden Mißstände und die desfalls zur Anwendung zu bringende und theilweise auch zur Ausführung gelangte Art und Weise der Befestigung anstellt, von solcher mislungenen Phrasen fast gänzlich befreit. Die sehr ins Einzelne gehende Beschreibung der von dem General Fleury geleiteten und der Vollendung nahen Befestigung von Lyon wird durch einen sauber gestochenen und angeblich von dem Verf. sorgfältig berichtigten Plane in einem großen Maßstabe sehr verdeutlicht. Gleichwol ist es zu bedauern, daß hierbei nicht mehr Rücksicht auf die Darstellung des umliegenden Geländes genommen worden ist, und vollends verdient es eine Rüge, daß sich im Stadtplan nicht wenigstens dasjenige Detail der Straßen und öffentlichen Gebäude eingezeichnet findet, welches zum Verständniß der (recht anziehend beschriebenen) in

den Jahren 1831 und 1834 zu Lyon stattgefundenen Zustände durchaus nöthig erscheint. Von ganz ausnehmendem Interesse ist aber, was der Verf. in den folgenden vier Briefen über die Befestigung von Paris mittheilt und wobei er die gebiegenste und speciellste Sachkenntniß an den Tag legt. Ref. fand sich hiervon um so mehr angezogen, als er, wie er glaubt, der Erste in Deutschland gewesen ist, der öffentlich und im schroffen Gegensatz mit der damals vorherrschenden Ansicht sich dahin geäußert hat, daß die Bekräftigung Frankreichs durch die Befestigung von Paris leider einen Zuwachs von unerschöpfbarem Werth gewonnen habe. Freilich war damals die Ausführung noch wenig vorgeschritten und als Ref. die Umgegend von Paris fast nur im Fluge durchpflügte, war die Befestigung überhaupt erst zur Tagesfrage geworden, der Befestigungsplan selbst aber noch ganz unbestimmt. Desto größer die Befriedigung des Ref., daß der Verf. bei ungleich gründlicherer Untersuchung des Terrains und genauerer Augeninspektion der inzwischen fast vollendeten Befestigungswerke, und bei weit überlegener Sachkenntniß dennoch in allen wesentlichen Punkten, sowol bezüglich der Vertheidigung als des Angriffs, ganz dieselbe Meinung äußert. Überhaupt möchte dem Verf. der Ruhm zuzuerkennen sein, durch seine ebenso erschöpfenden als überzeugenden Untersuchungen die Acten über diese Frage geschlossen zu haben, weil nicht gut abzusehen ist, was weiter für das pro anzuführen sein möchte und noch weniger, mit welcher Begründung das contra sich ferner geltend machen könnte. Was die innere Vertheidigung gegen Volksaufstände betrifft, so hat es indessen Ref. überrascht, daß der Verf. die Stellung des Louvre und der Tuilerien als unerschöpfbar bezeichnet. Ref. kann sich zu dieser Ansicht wenigstens so lange nicht bekennen, bis nicht das ganze nördlich von der Rue St.-Honoré, östlich von der Rue des Poulies oder de l'Oratoire begrenzte und theils in den Carousselplatz hineinragende, theils nur durch die sehr enge Rue froimanteau von dem Louvre geschiedene Häuserquartier abgerissen und die nördliche Galerie des Louvre vollendet sein wird. Von dem beigefügten sauber gestochenen Plane versichert der Verf., daß er officiellen Ursprungs sei. Er enthält zwar die Umgegend in ausreichender Ausdehnung, doch scheint uns die Terrainbestimmung in jenem dem dreißigsten Bande des „Spectateur militaire“ beigefügten ansprechender zu sein, und nicht minder würde es zu wünschen gewesen sein, wenn die Vertheidigungslinien im Innern der Stadt bemerklich gemacht worden wären.

In den drei letzten Briefen wird die Organisation, Ausbildung, Geist und Wesen des französischen Heeres besprochen. Nicht unecht hat der Verf. in Dem, was er über die Mißstände äußert, die das System nach sich zieht, die Offiziersstellen in der Linie zu zwei Dritteln durch Unteroffiziere zu besetzen, denen meistens alle wissenschaftliche und häufig selbst jede gesellschaftliche Bildung mangelt, weshalb auch nur das Offiziercorps des état major général eine gesellschaftliche Stellung genießt und dem in Deutschland und England vorherrschenden Begriffe von einem Offiziercorps als einem Vereine gebildeter und anständiger Männer entspricht. Hiermit freilich sehr verschieden müssen hin und wieder anderswo die Offiziersaspiranten sich entweder halb blind oder hektisch studiren, oder auch wol eine Adelsprobe bestehen. Um so unvereinbarer aber auch wieder hiermit, daß trotz des vielen Geredes (à la baron de la Motte Fouquet) von der Adeligkeit und edelchönen Ritterlichkeit des Offizierstandes dessen Genossen mitunter einer Behandlung sich bloßgestellt sehen, die nichts weniger als passend für solche soldatischen Paladine zu erachten ist. Kun denn, etwas mehr jaute milieus haben und drüben möchte beiderseits zu wünschen sein. Bis dahin haben die Franzosen einstweilen, wie der Verf. selbst zugibt, ein höchst dienstfertiges, vortreffliches Unteroffiziercorps und unter jungen Stabsoffizieren viele vieux troupiers als Capitaine; und wir? ei nun wir haben gerade noch keinen Mangel an Exercir-, Parade- und Kleinmeistern und jungen Paladinen, qui n'écrivent pas volontiers, nur die

guten Unteroffiziere sind bei uns etwas selten; indessen einem solchen. Von dem französischen gemainen Soldaten sagt der Verf. sehr treffend und wahr: „Gebrauchen, benutzen läßt sich der Mann bis aufs Blut, aber hianiren? niemals, darum auch die vielen Subordinationsvergehen.“ Es scheint überhaupt, als wären in neuen Zeiten eine richtigere Ansicht über den Geist des französischen Heerwesens sich im deutschen militärischen Publikum zu verbreiten anfangen. Der Verf. der in der „Allgemeinen Militärzeitung“ erschienenen „Militärischen Reifeerinnerungen“ hat hierzu die Bahn gebrochen. Der Raum d. Bl. erlaubt uns leider nicht, hierauf weiter einzugehen, doch können wir nicht umhin zu bemerken, daß Robinsons Leben, wie sie der Verf. zu Evouon zu hören bekam, immer noch erträglicher, weil lächerlich, erscheinen als eine gewisse fassante Fremdschheit, welche sich zuweilen hin und wieder anderwärts bemerklich macht. Das vollends die S. 201 erzählte Anekdote betrifft, daß ein französischer Generalstabsoffizier sich bei einem deutschen Buchhändler zu Paris über die Zusammensetzung des achten Armeecorps des deutschen Bundesheeres erkundigt habe, so scheint die daraus abgeleitete Schlussfolgerung wol nicht ganz richtig zu sein, denn ersichtlich des fünften Bandes des „Journal des sciences militaires“ ist man in Frankreich mit jenen Verhältnissen wol genau bekannt und jedenfalls gibt es auch in Deutschland nicht wenige sehr tüchtige Generalstabsoffiziere, von denen zu argwöhnen ist, daß sie in nicht geringer Verlegenheit kommen würden, wenn sie plötzlich Rede und Antwort über die Zusammensetzung der Reserveinfanteriedivision des deutschen Bundesheeres geben sollten.

Hast man nach all Diesem den Gesamteindruck des vorliegenden Werks in einen Gesichtspunkt zusammen, so muß dasselbe als voll des interessantesten Stoffes und der schätzbaren Belehrungen bezeichnet werden. Solche zu einem vorzüglichen Werke zu verarbeiten würde der Verf. zwar vollkommen befähigt gewesen sein, ist indessen dabei leider durch die hierfür erwähnte, scheinbar so gefügige Form zu mannichfachen Rückschritten verleiht worden. Um so gerechtfertigter daher auch wol unsere gutgemeinte Warnung vor jener Form der Darstellung, welche zwar durch die „Militärischen Briefe eines Verstorbenern“ mit höchst glänzendem Erfolge in die Militär-Literatur eingeführt worden ist, deren Handhabung aber auch ebenso ungewöhnliche als eigenthümliche Befähigung erheischt. Daß übrigens dem Verf. trotz der gethätigen Strecken keineswegs das Vermögen edler Ausdrucksweise mangelt, hat er unter Anderm S. 217 in der höchst gelungenen Schilderung des Eindrucks bekrundet, welchen die Verbündeten empfunden haben möchten, als sie von dem erkürnten Montmartre herab die reizendste aller Sündenrinnen der Erde, das gemächliche Paris zu ihren Füßen erblickten, und wir glauben auch unsern Bericht nicht besser als mit den Schlussworten jener Stelle endigen zu können: „Einen Moment der Wehmuth für Die, die es nicht erlebten, ein Hurrah für den Feldherrn, der die Unfern dahin geführt.“ 10.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Philosophisches Elementarbuch.

Unter den vielen Erscheinungen auf dem Gebiete der philosophischen Literatur erwähnen wir den „Précis d'un cours élémentaire de philosophie“, von Ch. Bénard. Es ist dies ein Werk, welches auf eigentlich wissenschaftlichen Gehalt keinen Anspruch macht und das mehr auf eine Einführung in das philosophische Studium berechnet ist. Der Verf. bietet seine Schrift auch keineswegs als ein Resultat selbständiger Forschungen und deutet in der Vorrede selbst die Quellen an, aus denen er geschöpft hat. In Bezug auf die psychologischen Entwicklungen geht er, das Meiste den Werken Reid's und den Zusätzen, welche Royer-Collard zu den Werken des schottischen Philosophen herausgegeben hat, sowie den Vorlesungen von

Paromiquette zu verdanken. Außerdem hat er in dieser Partie nach eigener Angabe den Versuch Locke's über das menschliche Verstandniß sowie die Werke von Leibniz vielfach benutzt. Seine Logik lehnt sich an die Aristotelischen Entwicklungen, Descartes, Bacon und Euler's Briefe an eine deutsche Schrift an. Bei der Darlegung der Moralphilosophie sind Plato und Cicero vorzugsweise zu Grunde gelegt. Außerdem hat der Verf. Andeutungen über die Geschichte der Philosophie hinzugefügt, die zwar nur dürftig ausfallen konnten, doch aber dem vorgezeichneten Bedürfnisse vollkommen zu entsprechen scheinen. Man sieht, die Auswahl der benutzten Werke ist freilich etwas zusammengewürfelt; aber wenn man bedenkt, daß das Werk durchaus nicht eigentlich ein vollständiges System, sondern nur einzelne Andeutungen und ein für Anfänger im philosophischen Denken berechnetes Material bieten soll, so wird man dem Verf. einräumen, daß sein Werk einem in Frankreich längst gefühlten Bedürfnisse entgegenkommt.

Historische Documente.

Mehr als einmal bereits haben wir die unermüdlige Thätigkeit der Commission hervorgehoben, welche mit der Herausgabe wichtiger historischer Documente beauftragt ist. Die Sammlung, welche unter der Leitung dieser Commission erscheint („Collection des documents inédits relatifs à l'histoire de France“) hat vor kurzem eine wesentliche Bereicherung erhalten durch die Veröffentlichung von zwei neuen Bänden, welche sich auf die diplomatischen Verhältnisse zwischen Frankreich und Oesterreich beziehen. Ihr Titel lautet „Négociations diplomatiques entre la France et l'Autriche, durant les trente premières années du seizième siècle“, herausgegeben von le Mar. Der Herausgeber, Conservator der Archive des Departement du Nord, bekannt durch seine treffliche Geschichte der Grafen von Flandern, hat den größten Theil seiner wichtigen Documente aus dem Archive zu Lille entnommen; außerdem hat er noch die königliche Bibliothek in Paris und die königlichen Archive zu Brüssel reiche Ausbeute geliefert. Die Einleitung ergeht sich über die Verhältnisse, welche zum Verstandniß der mitgetheilten Documente von Wichtigkeit sind. In vieler Beziehung interessant sind die Notizen, welche uns mit den diplomatischen Agenten, deren im Werke Erwähnung geschieht, näher bekannt machen. 17.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Kellstab.

Dreizehnter und vierzehnter, oder
Neue Folge erster und zweiter Band.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Diese zwei Bände enthalten in einer neuen Auflage des Verfassers Roman „Ugler und Paris im Jahre 1830“. Die erste Folge, Band 1—12 der Gesamtausgabe, erschien 1843—44 in vier Lieferungen zu 3 Thlr. und enthält: 1812. Dritte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunstnovellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie. — Vermischtes. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Leipzig, im März 1846.

J. A. Brockhaus.

Donnerstag,

Nr. 85.

26. März 1846.

Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde. Von Johann Erasmus Vöcel.

(Fortsetzung aus Nr. 84.)

Der zweite, ungleich umfassendere Abschnitt, welcher von den Alterthümern des Mittelalters in Böhmen handelt, zerfällt in zwei Hauptepochen, deren erste den Zeitraum von der Einführung des Christenthums in Böhmen am Ende des 9. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts begreift. In dieser blieb in der Kunst wie im Leben noch die eigenthümliche Natur und Geistesart der Czechen, wenigstens in abnehmendem Maße, vorwaltend. In der zweiten Epoche von der Mitte des 13. Jahrhunderts ab bis zum Regierungsantritt Ferdinand's I. im J. 1526 wird jene Geistesart von dem immer mehr überwiegender Einfluß des deutschen Wesens zurückgebrängt.

Die erste Epoche beginnt der Verf. mit der Dichtkunst, welche wie überall so auch in Böhmen unter alten Künsten am frühesten zur Ausbildung gelangte. Die ersten drei Gedichte der berühmten „Königinhofer Handschrift“ sowie das Fragment von „Libussa's Gedicht“ gehören eigentlich noch der ersten heidnischen Epoche an, ja sind wie die sichersten so auch die bedeutendsten Kunstdenkmale derselben, und nur die Absicht, die Poesie der Czechen in ununterbrochener Folge in ihrer Gesamtheit zu behandeln, kann den Verf. bewogen haben, dieselben in diese zweite Epoche zu ziehen. Denn wenn auch die Kenner der heimischen Literatur der Ansicht sind, daß die Abfassung von „Libussa's Gedicht“ vielleicht erst in die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts fällt*), gehört es doch der Form und dem Geiste nach durchaus jener ersten Epoche an. Obgleich dem Verf. jene Gedichte nur in der deutschen Übersetzung zugänglich sind, ist er durch den eigenthümlichen und echtpoetischen Geist derselben immer innig erfreut worden. Hier zur Probe der Anfang von „Libussa's Gedicht“ nach der Übersetzung Swoboda's:

Et was trübst du Blitawa dein Wasser?
Was trübst du dein silberschäumig Wasser?
Hat dich aufgewühlt der wilde Sturmwind,
Schüttelnd her des weiten Himmels Wetter,

*) So nach Sazafil und Palacký. Die Zweifel, welche andere Kenner der slavischen Sprache gegen die Echtheit dieses Gedichtes geäußert haben, lasse ich hier auf sich beruhen.

Spülend ab die Häupter grüner Berge,
Spülend aus den Lehmgurnd, den goldsand'gen?
Wie doch sollt' ich nicht die Wasser trüben,
Wenn im Haber sind zwei eig'ne Brüder,
Eig'ne Brüder um des Vaters Erbgut?

Die Art, wie hier der Dichter dem Flusse menschliches Bewußtsein leiht, erinnert an die ähnliche Auffassung des Griechen. Höchst charakteristisch für den Ton echter Volkspoesie sind jene der Musik verwandten Wiederholungen, bei denen jeder ein neues Bild eintritt.

Der gerechte Nationalstolz auf eine so mächtige Stadt wie Prag findet seinen Mittelpunkt in diesen alten Gesängen in dem Preise der alten Königsburg, dem Wysehrad. So heißt es in dem Minnelied unter dieser Burg:

Ha du uns're Sonne,
Fester Wysehrad!
Stolz und trotzend ragst du
Dort auf steiler Föh',
Ragest am Felsen
Fremdlingen fürchtbar!

Ander Gedichte wie „Jabo“, „Slavoi“ und „Lubet“, welche siegreiche Kämpfe gegen die Deutschen feiern, athmen Heldenmuth und begeisterte Vaterlandsliebe.

Daß aber auch noch nach Einführung des Christenthums die heidnische Poesie mit dem besten Erfolg die verschiedenartigsten Löhne anschlag, beweisen die zarten Liebeslieder sowie das sich auf den Sieg der Böhmen über die Mongolen beziehende vortreffliche Epos „Jaroslav“ in der „Königinhofer Handschrift“.

Charakteristisch ist, daß alle diese echt nationalen Dichtungen reimlos sind. Erst mit der vom König Benzel I. begünstigten Nachahmung deutscher Dichtkunst tritt der Reim ein. Mit ihm aber wird der Sprache wie den Gedanken Zwang angethan, und in den öfter antiken oder deutschmittelalterlichen Stoffen verliert sich der Geist der nationalen Poesie. Als Beispiele führt der Verf. das als Handschrift in der Bibliothek des prager Domecapitels aufbewahrte Heldengedicht „Alexander“, eins von Tristan und ein anderes, ebenfalls dem Sagentreife der Tafelrunde entnommenes Gedicht „Lambart“ an, von dem sich das Manuscript in Stockholm befindet.

Sehr merkwürdig ist das Fragment eines Dramas, „Der Quackfalber“ überschrieben, welches Janka auf dem

Pergamentenbände eines alten Folianten gefunden hat und aus dem Schlusse des 13. Jahrhunderts herrührend gehalten wird. Es gewährt nämlich ein Beispiel, wie früh auch in Böhmen die sogenannten Mysterien benützt wurden, um allerlei lustige aus dem Leben genommene Scenen anzubringen. Der Dichter gefällt sich hier in den ersten Scenen in derber und übermüthiger Weise das Treiben eines Quacksalbers zu schildern, zu dem dann die Marien kommen, um Salben für den heiligen Leichnam Christi zu kaufen. Diese Auffassung der heiligen Geschichte erinnert an die der ältesten niederländischen Genremaler im 16. Jahrhundert. Auch die für echte Poesie so wenig fruchtbaren Gattungen der Reimchroniken und Lehrgebichte sind in dieser Epoche in Böhmen angebaut worden. Den größten Theil der Dichtungen des 15. und 16. Jahrhunderts machen indes, der vorwaltenden Richtung des Geistes entsprechend, Legenden, fromme Betrachtungen und geistliche Lieder aus.

Aus der „Königinhofer Handschrift“ erhellt, daß jene alten Gedichte gesungen und auf einem Instrument „Barito“ genannt begleitet wurden. Bei dem ausgezeichneten Talent, welches den Czechen für die Musik bis auf den heutigen Tag eigen ist, läßt sich voraussetzen, daß diese Kunst dort schon zeitig zu einer eigenthümlichen Ausbildung gelangt ist, wofür auch eine Stelle in der in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts geschriebenen Chronik des Domherrn Franz spricht, worin er sich beklagt, daß zu seiner Zeit die getragenen, edeln und gefühvollen Melodien außer Acht gelassen und von den schnellen und hüpfenden des Auslandes verdrängt worden. Der Umstand, daß der Verf. sich nicht ausführlicher über die vaterländische Musik verbreitet, läßt schließen, daß es darüber noch an genauern Forschungen fehlt. Es würde schon ungemein interessant sein, das Verhältniß der böhmischen Choräle des 15. und 16. Jahrhunderts, deren der Verf. als sehr ergreifend erwähnt, zu den gleichzeitigen deutschen kennen zu lernen.

Bei der Architektur, worauf der Verf. zunächst kommt, braucht sich Ref. nicht so lange zu verweilen, indem sich darin nicht wie in der Poesie eine nationale Eigenthümlichkeit kundthut, sondern sich die in den übrigen Abendländern gebräuchlichen Formen angewendet finden. Aus der Epoche des romanischen Baustils haben sich nur wenige Gebäude geringen Umfangs in Böhmen erhalten, von denen der Verf. die Krypten der Georgskirche zu Prag, der vormaligen Stiftskirche zu Doran und der Collegiatkirche zu Altbunzlau anführt.

Böhmens Hauptdenkmal der gothischen Baukunst, als deren Charakteristisches der Verf. nicht sowohl die Anwendung des Spitzbogens als das ganze, aus der Natur desselben originel entwickelte Bausystem hätte hervorheben sollen, ist bekanntlich die schöne, dem heiligen Veit geweihte Domkirche zu Prag, welche Kaiser Karl IV. nach dem Plan des Mathias von Arras aufzuführen ließ. Dem lebhaft ausgesprochenen Wunsche des Verf., daß derselbe in unsern Tagen zur völligen Aus-

Serzen bei. Dies wäre ein der Kunst wie der Vaterländeliebe der Stände Böhmens gleich würdiges Unternehmen. Von den gothischen Kirchen Prags, welche der Verf. noch anführt, erwähnt Ref. der am Karlshof und der Theinkirche, von den zahlreichen in andern Städten Böhmens nur noch der St. Barbara-Kirche zu Kuttenberg, welche fünf Schiffe hat. Auch in Mähren macht der Verf. eine Reihe gothischer Kirchen namhaft, von denen es genügen möge hier nur die zu Dimzig und Brünn anzuführen. Unter den gothischen Gebäuden Böhmens für weltliche Zwecke gebührt dem schönen Rathhause in der Altstadt zu Prag der erste Rang.

Den sogenannten Baustil der Renaissance beurtheilt der Verf. nach dem Vorgange von Stieglitz und Hope zu hart. Als das schönste Beispiel desselben in Prag führt er das unter Kaiser Ferdinand I. 1534 von dem Architekten Farabosco aufgeführte Lusthaus im königl. Schloßgarten, und von andern weltlichen Gebäuden die ungleich spätern Waldstein'schen und Cernin'schen Paläste an. Daß der letzte imposante Bau immer mehr droht eine Ruine zu werden, muß Ref. aufrichtig beklagen. Von den von dem Verf. angeführten Kirchen dieses spätern Geschmacks zu Prag bezieht sich Ref. die Salvator- und die Kreuzherrenkirche zu nennen.

Der Bauart der Burgen, welche im Mittelalter eine so bedeutende Rolle spielen, hat der Verf. ein eigenes Capitel gewidmet. Aus verschiedenen Stellen der Gedichte in der „Königinhofer Handschrift“ wird geklärt, daß die Böhmen schon im 9. Jahrhundert von Stein aufgeführte Felsenburgen gehabt haben. Ref. steht über das Alter jener Gedichte kein Urtheil zu. Indes ist es an sich nicht unwahrscheinlich, daß die in Böhmen überall zur Hand liegenden Steine die Czechen schon ungleich früher als ihre Stammverwandten in Pommern, deren Tempel und Befestigungen, wie wir aus dem Saxo Grammaticus lernen, noch im 12. Jahrhundert mit Ausnahme der steinernen Fundamente aus Holz bestanden, auf den Steinbau geführt haben mögen. Von Burgen größern Umfangs finden sich erst nach dem Einfall der Mongolen 1241 Nachrichten. In der Bauweise wurden von dieser Zeit an meist deutsche Burgen zum Muster genommen, ja sie erhielten bei der Vorliebe Benzels I. für die deutsche Sprache sogar häufig deutsche Namen, wie z. B. die von 1241—46 erbaute Burg Rosenberg, der Stammsitz der echtböhmischen Familie dieses Namens. Darauf gibt der Verf. die Namen der einzelnen Theile, welche denen in Leo's bekannter Abhandlung über Burgenbau und Burgeinrichtung entsprechen, in böhmischer Sprache, und führt die wichtigsten der noch in Böhmen und Mähren vorhandenen Burgen an, unter denen wie billig der Karlsstein die erste Stelle einnimmt. Interessant ist die hierauf folgende Übersicht der bedeutendsten Burgen, welche der Verf. nach Umfang, Befestigungsart und Lage in acht Classen theilt. Zu bedauern ist, daß derselbe seine Bemerkung, daß Sitte und Lebensweise auf diesen Burgen nationalböhmisch geblieben sei, nicht durch eine

Wahlberung besitzen etwas mehr ausführlich. Wenn der Verf. am Ende dieses Abschnitts die Festsetzung der stamischen Städte Thetra, Bineta und Artona beklagt, so ist zuvörderst von der zweiten zu bemerken, daß, nachdem Friedrich v. Kumsche und, ihm folgend, Levgow aus einem Vergleich der Nachrichten des frühern Adam von Bremen mit denen in der spätern Chronik des Helmsob augenscheinlich bewiesen, daß eine Stadt Bineta nie existirt hat, sondern dieser Name nur von Helmsob an die Stelle des bei seiner Quelle dem Adam von Bremen stehenden Julin gesetzt worden ist, von einem Bineta billig nicht mehr in der Geschichte die Rede sein sollte. Schwerlich aber würde von jenen Städten, auch wenn sie nicht, von feindlicher Hand zerstört worden wären, noch heute etwas vorhanden sein, da sie mit Ausnahme der Fundamente sicher nur aus Holz bestanden. Indes ist es nach denselben Zeugen ganz gewiß, daß diese Holzbaukunst sowohl in der Construction, als in der Sauberkeit daran geschuhter Zierathen einen sehr achtbaren Grad von Ausbildung erlangt hatte. Aus vollem Herzen stimmt Ref. in den Roth- und Hülfscuf des Verf. gegen die Barbarei ein, durch welche die alten Denkmale der Baukunst auch noch heute so häufig zerstört werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schule der Erziehung in biographischen Umrissen. Von Guseblus Schmidt. Berlin, Simion. 1846. 8. I The. 10 Rgr.

Der Verf. stellte sich die Aufgabe, unter vorhandenen Biographien diejenigen auszuwählen, welche pädagogisches Interesse gewähren, hierbei besonders die Jugendgeschichte und Charakterbildung zu berücksichtigen und diesem Zwecke Bemerkungen zur Anregung weitem Nachdenkens über mannichfache Seiten der Erziehungskunst beizufügen. Wir finden diese Aufgabe auf so befriedigende Weise gelöst, daß wir das Buch allen angehenden Erziehern und namentlich gebildeten Müttern, deren Berufspflichten nicht im Salonleben aufgehen, zur Benutzung empfehlen können. Aus den mitgetheilten 24 biographischen Skizzen läßt sich schon etwas lernen; reich flicht die Quelle der Erkenntniß aus dem Leben der Männer und Frauen, welche hier vorgeführt werden, die verschiedenartigsten Richtungen sehen wir in diesen bedeutenden Persönlichkeiten vertreten und in jeder einzelnen bieten sich anziehende und belehrende Momente menschlicher Entwicklung dar. Ungeachtet der Kürze, mit welcher der Verf. die Biographien behandelt, ist er nicht in den Fehler der Trockenheit verfallen; überall ist die Darstellung so gehalten, daß sie ein Interesse für die Gebildeten erweckt, und wenn der Mangel an Ausführlichkeit in dem Leser den Wunsch nach vollständigen Lebensbeschreibungen wege macht, so erwirkt sich die vorliegende Schrift noch das besondere Verdienst, zur Verbreitung des Geschmacks an guter und bildender Lectüre beizutragen. Denn wir dürfen wol nicht erst aufzählen, daß selbst mancher bedeutende Biographen Art den mittelmaßigen Romanen vorzuziehen sind.

Der Verf. hat seine biographischen Namke nach folgenden Rubriken geordnet: I. Lebenstrieb und Wirksamkeit vorherrschend religiös (Spener, Hingensdorf, Lavater, Jung-Stilling). II. Lebenstrieb und Wirksamkeit vorherrschend wissenschaftlich (Lafage, Kraus, Kunt, Richter, Bohlen). III. Die Wissenschaft, durchdrungen von der Religion (Böhmer, Herder, J. v. Müller, Steffens, Heber). IV. Kunstler (Wieland, Kogebue, A. R. v. Weber, Ring). Übergang zum praktischen Beruf (Creme, Darglo). V. Praktischer Be-

ruf. a) Ueber Verbindung mit der Wissenschaft (Ketteled). b) Durchdrungen von der Wissenschaft (Dauter, Erhard, Haas, Helwig). c) In Verbindung mit der Wissenschaft und durchdrungen von der Religion (Videl, Rogel, Kappeler, Pott). Lehrgang. Frauen (Anna Lavater, Elise v. d. Recke, Marie Sophie v. Laroche, Amalie Emma Schoppe, Dorothea v. Rabbe, Amalie v. Walligen).

Die Bemerkungen, welche der Verf. diesen biographischen Skizzen beigefügt hat, zeigen von richtigem pädagogischen Takt und enthalten eine Menge nützlicher Winke für die Praxis; in religiöser Beziehung hält er sich ebenso fern von härterer Strenge wie von schlaffer Gleichgültigkeit. Zum Besize darf ich lassen nur zwei Stellen folgen, die eine über die angemessene Art und Weise, wie man jüngern Kindern den Heiland vorstellen soll, die andere über das erzwungene Kirchgehen der Jugend. (S. 34.) „Offenbar liegt dem Kinde die Vorstellung Christi als des Erlösers der Menschheit von der Sünde ebenso fern als das tiefere Gefühl der eignen Sündhaftigkeit, das immer erst eine Frucht der Selbstkenntniß ist und nur als solche seine wahre Bedeutung erhält. Auch seine Jünger erkannten ihn nicht von Anfang her als solchen; er hatte ihnen noch viel zu sagen, als sie bereits lange in seiner Gemeinshaft gewesenen waren, wie denn auch heute noch Alle, die ihm wahrhaft und treu anhangen, ihn in dem Fortschritte ihres Lebens immer noch von andern Gesichtspunkten aus anschauen und lieben lernen. Wenn nun von der einen Seite kein Grund vorhanden ist, dem jungen Kinde die Bekanntheit Christi vorzuziehen, so kann es von der andern Seite auch durchaus nicht bedenklich und dem Geiste unferer Reiskers entgegengefezt erscheinen, daß wir das Kind die erste Bekanntheit mit ihm nur unter einer solchen Vorstellung machen lassen, die, an sich durchaus wahr und echt, zugleich der kindlichen Seele am angemessensten ist. Da erscheint mir denn die, unter welcher ihn Zingendorf zuerst auffassen lernte — daß er unser Bruder und aus Liebe für uns gestorben sei, als eine der anwendbarsten, sofern sie Liebe und Vertrauen weckt und erhält, und somit nicht nur die Haupterkennung und die Haupttugend des Christenthums, sondern auch zugleich die Bekennung und Tugend, deren das Kind am frühesten fähig ist.“

(Die betreffende Stelle aus Zingendorf's Leben lautet: „Echon im vierten Jahre betete er voll Ehracht und begte mit der Vorstellung, daß Christus unser Bruder und für uns gestorben sei, die herzlichste Liebe zu dem Heilande. Es dürfte ja mit dem Bruder, glaubte er schon damals, Jedermann herzlich umgehen, und brauche sich nicht zu scheuen, ihm Alles, wenn es auch noch so schlecht wäre, vorzutragen. So entspann sich in dem kindlichen Gemüthe ein traulicher Verkehr mit dem Heilande, der ihm für sein ganzes Leben eine feste und unerschütterliche Gewohnheit wurde.“)

Des Verf. beachtungswürdige Bemerkungen über das erzwungene Kirchgehen der Jugend knüpfen sich an die Mittheilungen aus Kogebue's Leben. Diefem stellt er in seiner Kindheit nicht an Frömmigkeit; er selbst erzählt: „Kaum hatte ich des Morgens mein Lager verlassen, so ging ich auch, um ganz ungehört zu beten, an einen heimlichen Ort, den die Obrigkeit zu nennen verbietet. Dort schloß ich mich sorgfältig ein, kniete nieder und betete, keine auswendig gelernten, sondern aus dem Herzen kommende Geufet.“ Über durch erzwungenes Kirchgehen — an jedem Sonntage Vormittag und Nachmittag führten die Hofmeister in Brimar ihre Böglinge in die Kirche — wurde jener Gang zur Frömmigkeit in dem Knaben erreicht. Hierbei nimmt der Verf. Veranlassung zu folgenden Betrachtungen:

„Echon öfter ist durch erzwungenes Kirchgehen bei der Jugend gerade das Gegentheil von Dem gewirkt worden, was durch dasselbe beabsichtigt war. Nur in seltenen Fällen ist das Kind vor dem zwölften Jahre — oft auch noch nicht nach demselben — fähig und geneigt, einem lange dauerndem zusammenhängenden Vortrage mit Aufmerksamkeit zu folgen,

selbst unter der Voraussetzung, daß derselbe dem kindlichen Fassungsvermögen ganz angemessen wäre. Die Predigt aber, als zunächst an Erwachsene gerichtet, wird auch von dem aufmerksamen Knaben oder Mädchen nur theilweise verstanden werden. So ist es denn kaum anders möglich, als daß das Kind während der Kirche in den peinlichen und schädlichen Zustand der Langweile geräth, der, je öfter er wiederkehrt, ihm desto unentraglicher werden muß. Freilich gibt es auch hier Ausnahmen von der Regel: eine haben wir bereits in Fichte kennen gelernt, der schon als achtjähriger Knabe eine Predigt aus dem Gedächtniß ziemlich vollständig wiederzugeben vermochte; eine andere bildet Volkmar Reinhard, dessen regelmäßige Sonntagsbeschäftigung es schon im ersten Jahre war, die Predigt seines Vaters aus dem Gedächtnisse aufs Papier zu bringen. Vorzüglich begabte Kinder bilden aber auch in andern Beziehungen Ausnahmen von der Regel. Zwar könnte von Denjenigen, welche für einen möglichst frühen regelmäßigen Kirchenbesuch sind, eingewandt werden: a) Wenn auch nicht die Predigt, so wird doch der Gesang der Gemeinde und deren fromme, andächtige Stimmung einen wohlthätigen religiösen Eindruck auf die Kinder machen und fromme Gefühle auch in ihnen wecken und beleben. b) Die Jugend muß an eine Sitte gewöhnt werden, die ihr im spätern Alter eine unerlässliche Pflicht ist und die ihr in dem Grade eine immer angenehmere werden wird, in welchem das Verständniß der kirchlichen Beziehungen ihr aufsteht. c) Es bleibt doch auch von der Predigt den Kindern etwas, das sie schon auf ihr jetziges oder auf das spätere Leben anwenden können. d) Es wird ihnen wenigstens die Gelegenheit genommen, während dieser Zeit Böses zu thun. — Nun läßt sich nicht leugnen, daß die angeführten Gründe zum Theil etwas für sich haben; aber was den ersten betrifft, so wird doch auch wieder der Eindruck um so stärker sein, je seltener das kleine Kind in die Kirche kommt, und er kann leicht ganz verloren gehen, wenn der Kirchenbesuch allsonntäglich wiederholt wird. Der zuletzt angeführte Grund hat nur unter bestimmten Verhältnissen etwas zu bedeuten und die beiden andern erhalten ein um so volleres Gewicht, wenn man die Gewöhnung zur regelmäßigen Theilnahme am Gottesdienste erst dann eintreten läßt, wenn das Kind fähig ist, ihm mit Verstand und Herzen beizuwohnen. Dies, meinen wir nun, könne etwa nach erreichten zwölften Jahre geschehen, ohne jedoch den einzig angemessenen Zeitpunkt bestimmen zu wollen, oder zu meinen, daß bis dahin gar nicht für das kirchliche Leben des Kindes gesorgt werden müsse. Vielmehr erklären wir diese Sorge für eine entschiedene Pflicht des Hauses und der Schule. Beide müssen nicht nur unterrichtlich darauf hinweisen, daß ein christliches Leben immer auch ein kirchliches sein müsse, sondern die Altern insbesondere müssen auch den Sonntag auf eine würdige Weise auszeichnen und durch ihr Beispiel zeigen, wie lieb und wie wichtig ihnen die Kirche sei. Geschähe dies und nähmen dann die Altern an den Hauptfesttagen und sonst zuweilen ihre Kinder mit in das Gotteshaus, so würden wir auch der in neuerer Zeit an manchen Orten eingerichteten Kinder-gottesdienste entbehren können, die, aus so löblicher Absicht sie hervorgehen, doch schwer den der kindlichen Natur angemessenen Taht und Ton treffen. — Von der Schule aus pflegt wol auch an erwachsenere Knaben und Mädchen die Anforderung gemacht zu werden, daß sie die Disposition der Predigt aufschreiben, und insofern dadurch eine Anregung zur Aufmerksamkeit und eine Anleitung zum vollständigeren Verständniß erzielt werden soll, kann diese Einrichtung nur gelobt werden. Indes hat sie doch auch ihr Bedenkliches. Das Kind wird dadurch gezwungen, gerade auf das abstracte, todtte Gerippe der Rede seine Aufmerksamkeit zu richten, und Herz und Empfindung gehen dabei leicht leer aus. Eine entwickelnde Unterredung über das Ganze der Predigt, in welcher man die Disposition finden läßt, möchte denselben Zweck ohne jenen Nachtheil erreichen."

Indem wir mit Hinsicht auf diesen Gegenstand an Lavater,

Stillung und Belesen erinnern, und auf Dieter Rappard, A. v. Gallig hinweisen, scheint uns noch besonderer Beachtung werth, was Bischoffe in seiner „Selbstschau“ darüber sagt: „Man hielt mich in meiner Kindheit eifrig zum Besuch des Gottesdienstes an, während mir unerklärlich war, wozu dem «lieben Gott» das lange Sitzen, Singen und Predigt-hören dienen könne, da es doch uns Kindern nur Langweile machte. Ich trieb's übrigens in der Kirche wie jeder meines Alters, flatterte in Gedanken in meinen Robinsonaden umher, betrachtete mir sehr andächtig des Pfarrers Geberdenspiel, den wechselnden Faltenwurf seines Kanzelrocks, lauschte dem Behalten seiner Stimme in den Kirchengewölben nach, oder ergögte mich an der Roth der Schlafenden, ihr anständiges Gesichtgewicht zu erhalten. Der erste Kempelbesuch eines jungen Menschen sollte ihm nur bei hinlänglicher Verstandesreife gestattet und sein erster religiöser Festtag sein.“ 13.

Literarische Notizen aus England.

Bulwer über Wassercuren.

Was man nicht Alles zu lesen bekommt! Sir Edward Lytton Bulwer, oder wie er sich jetzt schreibt, Bulwer Lytton, hat ein Büchlehen herausgegeben: „Confessions and observations of a water patient“ (London 1845), das im londoner Original 2s, in der Leipziger Ausgabe 4 Rgr. kostet und umsonst zu theuer ist. Daß der Verf. zur Sühne häufigen Weingenußes und sonstiger Uotrien ein Wassertrinker geworden ist, begreift sich. Wie er aber in nächstem Zustande das Büchlehen hat schreiben können, begreift sich kaum. Es erscheint in Gestalt eines Briefs an Harrison Ainsworth — etwa zum Behuf der Bekehrung? — und beginnt mit einer Artigkeit über dessen Redaction des „New monthly“, eine Würde, wie der bescheidene Verf. sagt, „welche ich die Ehre gehabt habe vor Ihnen zu bekleiden“. Daß das mit Wassertrinken weniger gemein hat als mit wässerlichem Schreiben, weiß Jeder, der das „New monthly“ kennt. Wo ist nun der Werth des Opus? Er hält der Wassercur eine Lobrede, ohne zu sagen, worin jene besteht. Ein Anlauf wird genommen, die schwere Kunst zu lehren, sich in ein nasses Bettuch einzuschlagen. Dabei bewendet es. Dann folgt der Rath, Wasser statt Weins zu trinken. Ein Jahrhundert alter, für Millionen Menschen völlig unnöthiger Rath. Aber was für Wasser? Quellwasser, Flußwasser oder Regenwasser? Davon kein Wort. In welcher Quantität? Kein Wort. Baden wird empfohlen. Heißes, warmes oder kaltes Bad? Fluß-, See- oder Bannenbad? Wieder kein Wort. Genug, das Büchlehen ist lediglich ein lobrednerisches Stück Autobiographie, das auf die Welt gekommen, um der Welt zu sagen, daß der Verf. noch am Leben. Und das einzig Neue, was der Leser erfährt, reducirt sich darauf, daß nichts der Gesundheit zuträglich als früh aufstehen, sich Bewegung machen und im Essen und Trinken mäßig sein. 's ist nicht zu glauben!

Eine neue englische Novelle.

Der öffentlich noch ungekannte Verf. der vielgelesenen dreibändigen Novelle „Lord Dacre of Gilsland“ hat eine zweite herausgegeben „Githa of the forest“ (London 1845), welche die erstere an Interesse übertrifft und das besondere Verdienst hat, einen tiefern Blick in die Sitten und Gebräuche der alten Dänen und Sachsen zu gewähren. Der Titel ist der Name der Heldin, der Schauplatz anfangs Lincolnshire, zuletzt Norwegen, und die Hauptangel der Geschichte die Berrätherei eines christlichen Hauptlings an einem guten, gaffrien Heiden unter der Regierung Ethelwulf's. In Folge dieser Berrätherei schwört die Gattin des Dänen dem Sachsen Rache und nimmt ihrem einzigen Kinde, einer Tochter, denselben Schwur ab. Der Rache wird dem Sachsen bis zum Rande gefüllt und er muß ihn leeren bis zur Reize. Die antiquarischen Forschungen sind so geschickt in die Fabel verwebt, daß der Fictiv, der sie eingeschlossen, sich nirgend damit breit oder auch nur bemerkbar macht. 16.

Freitag,

Nr. 86.

27. März 1846.

Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde.

Von Johann Erasmus Wocel.

(Fortsetzung aus Nr. 85.)

Von den bildenden Künsten, worauf der Verf. nun kommt, behandelt er zunächst die Malerei. Als Beispiel der typischen Darstellung Christi, wie sie die byzantinische Kunst ausbildete, führt er das Antlitz Christi in der Domkirche zu Prag an. Ref. gesteht, daß er darin nicht mit dem Verf. eine erhabene Würde und einen eigenthümlichen geistigen Reiz finden kann. Die ganz leeren, zinnoberrothen Lippen, der schwere, so frisch braune Ton des Fleisches scheinen ihm vielmehr für eine spätere Uermalung zu sprechen. Wenn der Verf. die altböhmische Malerschule als eine solche hervorhebt, welche mit der altitalienischen und der böhmischen vorzugweise Töchter der byzantinischen zu nennen wären, so muß Ref. bemerken, daß in der altböhmischen Schule ein solcher Einfluß nicht stärker wahrzunehmen ist als in den meisten Malerschulen des Abendlandes, in den Bildern vom Meister Wilhelm und seiner Zeit aber nur höchst bedingungsweise stattgefunden hat. Daß dagegen in Böhmen, in Folge der Einführung des Christenthums durch Method gegen Ende des 9. Jahrhunderts die byzantinische Kunst in den nächsten Jahrhunderten einen sehr entschiedenen Einfluß ausgeübt hat, erscheint auch Ref. sehr natürlich. Dieser Art mögen die Malereien gewesen sein, welche der Abt des Klosters Sazawa, Bozetch, der älteste böhmische Maler, von welchem wir Kunde haben, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts ausgeführt hat. In diesem Kloster ist die Kunst besonders gepflegt worden, wie denn auch ein Abt Silvester ebenfalls noch im 11. Jahrhundert dort Malereien ausführen ließ. Im J. 1129 aber ließ der Herzog Sobeslaw die Wände der Collegiatkirche am Wysehrad mit Malereien schmücken. Das älteste noch vorhandene Denkmal böhmischer Kunst ist nach dem Verf. der erste Theil eines mit gemalten Initialen geschmückten Evangelienbuchs, welches von dem heiligen Procop zwischen den Jahren 1010—49 eigenhändig geschrieben, seit 1574 merkwürdigerweise im Dome zu Opatowitz aufbewahrt wird. Diefem läßt der Verf. noch eine Reihe von zwölf Handschriften mit Miniaturen und später noch ein sehr schönes Messbuch in der prager Dombibliothek

folgen, welche, mit einigen Ausnahmen auch dem Ref. bekannt, seines Erachtens ungleich mehr geizig sind die Geschicke und Eigenthümlichkeit der altböhmischen Malerei kennen zu lernen als die noch vorhandene Wand- und Tafelgemälde; denn theils umfassen sie einen Zeitraum vom 11. bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, während die dem Ref. bekannt gewordenen größern Gemälde sämmtlich etwa von 1350—1600 fallen möchten, sohan ist die Zeit der Miniaturen fast durchgängig sicher beglaubigt, endlich sind sie meist weder verborben noch der ursprüngliche Charakter durch Restaurationen entstellt. Ref., welcher außer dem erstöchten noch eine Reihe von sehr wichtigen Handschriften mit böhmischen Miniaturen in der kaiserlichen und in der ambrosianer Bibliothek zu Wien gesehen hat, muß sich begnügen, hier einige Hauptergebnisse dieser Studien mitzutheilen, indem er die nähere Begründung derselben seiner Geschichte der Miniaturmalerei vorbehält. Der sogenannte „Wysehrader Codex“ auf der Universitätsbibliothek zu Prag, der wol sicher der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts angehört, beweist, daß schon sehr zettig ein Einfluß vom fränkischen Reiche aus stattgefunden hat, denn mit Ausnahme der Art des Zeichnens nach dem Ritus der griechischen Kirche zeigt er keinen byzantinischen Einfluß, sondern gleicht in Auffassung und Technik den echt romanischen Miniaturen des 10. Jahrhunderts so sehr, daß man versucht wäre, ihn für fränkischer Abkunft zu halten, wenn sich nicht schon hier das den slavischen Denkmälern eigenthümliche Vollwenn von schwarzer Farbe zum Auftragen des Goldes vorfände, während alle andern mir bekannten Mäler, welche den Goldgrund angewendet, zur Folie von Bolus gebraucht haben. Außerdem sind mir auch schon hier einige eigenthümliche, besonders glücklich aus dem Leben beobachtete Motive aufgefallen, welche sich in den im Allgemeinen ebenfalls in Stufe und Art der Ausbildung mit den deutschen Miniaturen der folgenden Jahrhunderte übereinstimmenden böhmischen Malerschule des 14. Jahrhunderts ist aber eine Modifikation einer idealistischen und sehr sügenäßen Richtung, welche, wie Ref. an verschiedenen Orten nachgewiesen, schon zuerst in Köln beobachtet, von der Mitte des 14. Jahrhunderts ab zu gleicher Zeit in ganz Deutsch-

land, den Niederlanden und Frankreich herrschte. Für Theodorich von Prag, dessen Bilder in der Königskapelle des Karlssteins sicher beglaubigt sind, besteht diese Modifikation vornehmlich bei den Männern in dem Streben nach Grandiosität und Würde, welches mit einer gewissen Schwerfälligkeit und zu großer Ausladung der Formen, besonders der der Nasen mit breitem Rücken, verbunden ist, in weitgeöffneten Augen, in einem sehr feinen grauen Tone der Schatten und Halböne und einer sehr zarten Verschmelzung der flüssigen Farben. In den Werken anderer böhmischer Maler der Zeit ist, zumal in den etwas geschlossenen Augen, bestimmt ein Einfluß des trefflichen italienischen Malers Thomas da Modena, den Karl IV. nach Böhmen berief, unverkennbar. In den Miniaturen gefellt sich noch ein Einfluß aus Frankreich und den Niederlanden hinzu, welcher wol am natürlichsten dadurch zu erklären ist, daß jener Kaiser, welcher seinen geliebten Böhmen gern in jeder Beziehung das Trefflichste zuwenden wollte, dergleichen Miniaturen aus Paris, dem damaligen Hauptort für diese Kunst, mit nach Prag gebracht hatte. An Schönheit der Farben, an Feinheit der Ausbildung sind die durch die Handschrift böhmischer Maler, z. B. eines Zbinko von Trotina, oder anderweitig sicher beglaubigten böhmischen Miniaturen den gleichzeitigen deutschen allerdings überlegen. Zugleich ist darin ungleich mehr als aus den dem Ref. bekannt gewordenen Wand- und Staffeleigemälden ein lebhaftes Gefühl für eine schöne und gefällige Bildung der Köpfe, zumal der weiblichen; und für Anmuth der Bewegungen, als durchaus eigenthümliche und sehr ausgezeichnete Eigenschaften der böhmischen Malerschule des 14. Jahrhunderts, zu erkennen. Hierzu kommt noch bei den Portraits ein sehr achtbarer Grad der Individualisirung. Aus Obigem erhellt, daß Ref. dem Verf. durchaus nicht beistimmen kann, wenn er der Ansicht ist, daß wegen des rohen Zustandes der Gebilde deutscher Malerei bis zum Anfange des 13. Jahrhunderts früher kein Einfluß der deutschen Malerei auf die böhmische stattgefunden hat. Er läßt sich, um dieses zu beweisen, von seinem Patriotismus dazu verleiten aus der „Geschichte der Kunst“ von Kugler einen Schluß zu ziehen, der keineswegs aus den Worten desselben folgt. Kugler spricht nämlich dort lediglich von den zufällig in Deutschland erhaltenen Mauer- und Staffeleigemälden, während er verschiedentlich geltend macht, was in Deutschland seit dem Anfange des 11. Jahrhunderts Bedeutendes in der Miniaturmalerei geleistet worden ist, welches der Verf. um so mehr hätte berücksichtigen sollen, als er die böhmische Miniaturmalerei, und zwar mit großem Recht, geltend macht. Übrigens scheint es dem Ref. ungleich weniger darauf anzukommen, ob in Böhmen fremde Einflüsse auf die Kunst stattgehabt haben, welche in der Vertretung der Kunstgeschichte sich bei allen Völkern des Mittelalters darthun lassen, als ob die Böhmen das Überkommene in ihr eigenes geistiges Lebensblut verwandelt und mit Geist und Geschick daraus etwas Eigenthümliches von Bedeutung herausgebildet haben, was aller-

dings, wie Ref. oben angedeutet hat, durchaus der Fall ist. Sehr dankenswerth ist die Vermehrung des Materials der Geschichte der Malerei in Böhmen durch die Aufzählung einer Anzahl bisher nur wenig bekannter Tafelgemälde aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert, von denen Ref. hier nur eine Maria mit dem Kinde in der wosherader Collegiatskirche, Vorgänge aus der Leidensgeschichte und den Tod Mariä in der Dechantenkirche zu Raubnic und ein Marienbild in der Kirche zu Hohenfurth als von besonderer Bedeutung hervorheben will. Selbst die böhmischen Maler des 17. Jahrhunderts verdienen, wie Ref. gelegentlich darzuthun hofft, viel mehr Beachtung als ihnen bisher zu Theil geworden ist.

(Der Beschlus folgt.)

Romanliteratur.

1. Eine Kunstreise und ihre Folgen. Lebensbild aus einer kleinen Stadt. Breslau, Kern. 1845. 8. 1 Thlr.

Wir können nicht umhin den vorliegenden Roman für den Erstlingsversuch einer weiblichen Feder zu halten; die Schriftstellerin scheint sich aber nicht klar geworden zu sein, ob sie diesen Versuch einer Tendenz widmen wollte oder nur der bloßen Unterhaltung. Zuweilen meint man die gute Lehre herausnehmen zu müssen, daß die Frauen auch praktische Hausfrauen sein sollen, um den Mann zu beglücken; zuletzt wird man indes mit der Gelehrten ausgehöhlt, als sie, indem sie den Sternenhimmel mit wissenschaftlichem Blick beschaut, das Feuer auf dem Landhause ihres Schwiegervaters erblickt und schöne Eigenschaften des Gemüths entwickelt. Eine Schauspielertruppe, welche in dem Städtchen Vorstellungen gibt, bringt Bewegung unter die Kleinstädter, welche Manchem zum Glück, Manchem zum Unglück gereichen; unter den Zuschauern werden Bekanntschaften angeknüpft und Ehen geschlossen wie auf der Bühne und der ehrliche Doctor Behrend entdeckt die Untreue seiner Diensthöten, welche, um ins Theater zu gehen, ihn betrügen. Der Roman enthält manche wahre Bemerkung, manche gute Reflexion, doch ist er ganz ohne Talent geschrieben und kleinlich; er beschäftigt sich mit Unbedeutendheiten, welche den gebildeten Leser gar nicht, den ungebildeten nur wenig interessieren können.

2. König und Karr. Roman von Bernhard Geßlein. Leipzig, Hunger. 1846. 8. 1 Thlr.

Warum das vorliegende Werk „König und Karr“ heißt, begreift man nicht, da der König Heinrich VIII. und der Karr weder die Extreme noch den Mittelpunkt des Romans bilden. Der König erscheint nur einen Augenblick, um ein witziges humoristisches Gespräch mit dem Karr zu halten, welcher allerdings dem Shakspeare'schen Karrer geistverwandt ist; doch es ist nicht der Karr, sondern ein Gauner welcher vom Karrer gezwungen war die Rolle zu übernehmen und welcher entdeckt wird, entspringt und Gauner bleibt bis er gehängt wird. Der Roman machte Ref. überhaupt den Eindruck, als habe der Verf. nur einzelne Bilder einer schöpferischen geistreichen Phantasie zusammengewürfelt; es sind lebendige Scenen voll Geist und Humor, welche zu einem Ganzen gezwungen wurden; der Roman ist unwahrscheinlich und geschraubt, es bleiben die bedeutendsten Ereignisse unmotivirt, unerklärt. Es hätten zwei Theile dazu gehört, um der Skizze die Deutlichkeit und Ausführung zu geben, die sie dem Verständnis des Lesers zugänglich gemacht haben würde. Einzelne Figuren sind trefflich geschildert, z. B. der Gauner Boetel, und der Konstaber Zappapp. Figsauld, der arme Bockige, welcher in der Krauer um seinen Affen dem Wahnsinn nahe steht, in seiner Liebe zur schönen Lina nicht minder, rühret trotz der zahlreichen Berzer-

zungen durch seinen Schmerz, des Kleinsehens und Ungeliebtheits. Ref. bedauert, die früheren Werke des Verf.: „E. Domingo“, „De Waage“ u. a., deren das Littelblatt erwähnt, nicht gelesen zu haben, denn wenn auch der vorliegende Roman nicht allen Anforderungen entspricht, und in vieler Hinsicht nicht genügt, so beurkundet er doch ein schönes Talent, und Ref. erscheint es als ein Zufall, wenn letzteres nichts Ganzes und Befriedigendes hervorgebracht.

3. Byron's Frauen. Von Ida von Düringsfeld. Breslau, Kern. 1845. 8. 1 Zhr. 7½ Rgr.

Wie in dem Seelen Spiegel einer Dichterin des großen Dichters herrliche Gestalten augenommen, wie sie wiedergegeben werden, ist gewiß der Lesewelt nicht ohne Interesse; und die Lesewelt hat schon mit so vieler Liebe und Dankbarkeit die Widerspiegelungen des wirklichen Lebens von dieser Verf. in den verschiedenen Werken, wie „Das Schloß Soezyn“, „Ragdalena“, „Graß Chala“, augenommen, daß das vorliegende Werk nur ein freudiges Willkommen finden kann. Die Kritik einer Kritik zu schreiben, ist indes eine schwierige Aufgabe und kein Gewinn für die Literatur; es steht immer zu befürchten, daß wie in einem Zimmer, wo allzu viel Spiegel angebracht sind, die so oft wiedergegebenen Bilder am Ende unklar und verzerrt werden, so auch die Kritiken der Kritik am Ende ins Unbeutliche verschwinden müssen. Von Kritik kann bei dem vorliegenden Werke übrigens gar nicht die Rede sein. Ref. kann die Byron'schen Frauen vielleicht anders aufgefassen, würde sie anders wiedergeben haben, darum hat er noch nicht das Recht, die vorliegende Auffassung zu kritisieren, und er wird wohlthun, wenn er, um einen Begriff von der Auffassungsweise der Autorin zu geben, sie für sich selbst sprechen läßt und eins ihrer Bilder dem Publicum vorlegt. Wir wählen Keila aus dem „Giaur“:

Sie war ein Bild von Leben und Licht,
Gesehen, ward sie zum Gesicht,
Und fand, wohin ich immer sah,
Das Sterabild der Erinnerung da.

„Die Skavin eines Pascha und die Geliebte eines Giaur, wie der Christ bei Mohammed's Gläubigen heißt, untreu ihrem Herrn und treu bis zum Tode ihrem Geliebten, getödtet durch den Born des Eines und gerächt durch die Liebe des Andern, das ist Keila's Bestimmung. Keila selbst ist die erste Schönheit welche Byron malte, bisher hatte er nur gezeichnet. Wie er da die Farben gleich in seiner Dichtergewalt hat! Wie sie ihm gehorchen und magisch zusammenfließen, damit in ihrem Glanze das Bild erscheine! Jedoch erzählt Byron nicht selbst von „der Tochter Circassiens, dem lieblichsten Vogel ihres Landes“; er läßt es erst einen alten türkischen Fischer, dann ihren Geliebten thun. Sie muß wunderschön gewesen sein; der alte Fischer ist noch ganz in Begeisterung, da er von ihr spricht, zu der Zeit, wo sie noch die geliebte Skavin des Paschas, die Gebieterin seines Harems war. Der Fischer meint: in ihrem Auge sei gewiß Seele gewesen; um ihrerwillen glaubt er es nimmermehr: das Weib sei nichts als seelenloser Staub. Keila muß wunderschön gewesen sein in der Mitte ihrer Mädchen, ihre Füße weißer als der Bergschnee, ihr Haar auf den Mar-morböden fallend. Der Fischer sagt, wie der Schwan im Wasser, so edel habe sie sich auf der Erde bewegt. Er erzählt weiter: Sonderbare Gerüchte wären damals in der Nacht des Weirams aus des Paschas Palast gekommen. Keila sollte als georgischer Page verkleidet mit dem Giaur entflohen sein. Doch der Fischer weiß es besser: der Giaur ist in jener Nacht gesehen, worden, wie er wüthend dahingesprenzt; aber er hat weder Mädchen noch Pagen hinter sich auf dem schwarzen Roffe gehabt. Das hat der Fischer gehört, selbst aber noch mehr erfahren. Eine Schaar kommt in jener Nacht, bewaffnet, eine Last sorgfältig tragend. Der Fischer bietet sein Boot an. Der Führer der Bewaffneten heißt in die Mitte der Felsen rü-bern, wo das Wasser still schläft, dort senken sie die Last in

das Meer. Die Last aber ist Keila's schöne Leiche gewesen; denn in der gemordeten Keila Namen überfällt der Giaur den Pascha kurze Zeit darauf. Der Pascha sinkt, seine Halle ver-ödet, der Giaur flieht in ein Kloster, da lebt er schweigend bis der Tod zu ihm kommt. In der letzten Stunde erzählt er einem Mönche von der Geliebten:

Ich liebte Vater sie; noch mehr,
Ich betete sie glühend an;
Doch Worte sind das, hohl und leer,
Die Jeder sie gebrauchen kann;
Durch meine That bewies ich mehr,
Doch Blut an diesem Schwerte ist,
Du siehst es wohl? es geht nicht ab —
Das habe ich für sie vergossen.
Die mehrethalb gekorben ist:
Der sie gefendet in das Grab,
Aus seinem Herzen ist's gekorben.

Die Liebe sucht sich einen Pfad,
Wo Wölfe kaum zu rauben wagen,
Und ist dann lähn genug ihr Wagen.
Empfängt sie wol den Lohn der That.
Gleich ist es wie es mir gelang,
Genug, daß nicht umsonst ich rang;
Doch wünsch' ich oft umsonst, daß nie
Mein heißes Glüh'n erwerbte sie.
Sie starb — doch wie ihr Tod gewesen,
Ich sag' es nicht, du kannst es lesen
In meines Angesichts Buch,
Da kehrt Kain's Schuld und Fluch,
Doch ob du mich verdammt, halt ein;
Die Ursach' nur der That war mein.
Doch was er that ich that's gleich ihm,
Wenn treulos sie geworden mir;
Er gab den Lohn der Untreu' ihr,
Ich rächte ihre Treu' an ihm.
Was sie auch Todeswürdiges that,
Nur Treu' an mir war ihr Verrath.
Sie gab ihr Herz mir — was allein
Frei in der Sklaverei kann sein —
Ich konnte nicht ihr Kettler sein.
Doch was ich geben konnte, gab
Ich treulich — unserm Feind ein Grab.
Sein Tod ist nichts; doch was dein Bild
Irgt schaut, ich ward's durch ihr Gesicht.

Im kalten Land ist kalt das Blut,
Und Liebe kaum, was man so nennt;
Mein Vieben glüh' der Savagut,
Wir sie in Kinos Tiefen brennt.
Ich konnte nicht schwermüthlich sagen
Von Schönheit'sglanz und Liebesfliegen;
Allein, wenn Wangen die erblichen,
Und Adern wo verlegt das Leben,
Und Lippen welche zuden beben,
Ein Herz das springt, ein Hirn das brennt,
Gewagte That und rächender Stoß,
Und was ich fühl' und fühl' an Dual,
Das sind, woran sich 'Lied' erkennt —
Die meine hatte diese Zeichen. —
Ich klagt' und seufzte nicht — erwerben,
Nur Das vermocht' ich oder Herben.
Ich sterbe, aber ich besag;
Und was da wolle mög' geschehen,
Ich werd' es ruhig kommen sehen,
Weil ich des Glücks nicht vergas.
Nicht bragt, daß ich herab, mit nieder,
Und wär' es nicht um ihr Gesicht —
Gib mir so Luß wie Leid zurück —
Mein ganzes Leben lebt' ich wieder.

Ich trauet tief, dich nicht und ihn.
Der Krieh, — um sie, die Länge wach.
Die schlummert unter Meeresthau; —
Ich kam' zu ihrer Grab' ich zieh!
Dies Haupt, dies Herz, sie suchten dort
In ihrer Brust den Ruhort.
Es war ein Bild von Leben und Licht.
Gesehen, ward sie zum Gesicht.
Und kam, wohin ich immer sah,
Das Sternbild der Erinnerung da.

Ich möchte auch sagen, daß Byron so unübersetzbar gedichtet! Der Sterbende ersättigt sich nicht, in seiner letzten Stunde von seiner einzigen Geliebten zu reden; die Lava seiner Liebe bricht in einem gewaltigen Strome hervor, und ihre Glut schülert in prachtvollen Farben. Aber wer kann diesen Farbenschmelz übertragen? Ich nicht. — Ein Bild nur noch! Die Liebe des Saur ist das Licht, die Schönheit Leila's der Edelstein. Wenn das Licht den Edelstein nicht fand, wo er im Dunkel des Harems ruhte — er hätte nie aufleuchten können; aber es konnte auch nur ein Edelstein dem Lichte seinen Kuß mit solchem Glanz erwidern. Leila mußte so schön sein, um so geliebt werden zu können. Jetzt, wie sie ist und der Saur liebt, geben sie einander Leuchten, Liebe und Leben, aber auch Schuld, Weh' und Tod. Doch wer möchte nicht lieben, weil Lieben Leiden macht? Keiner, der geliebt."

Auf diese Weise sind alle Frauen aus Byron's Dichtungen charakterisirt. Als besonders gelungen und mit Liebe bearbeitet erschienen uns zuletzt aus „Die Braut von Abydos“; Medora, Gulnara aus dem „Korsar“. An den modernen Frauen im „Don Juan“ scheint die Verf. weniger Freude gehabt zu haben als an den poetischen Gestalten des großen Dichters. Sie hat ihre Liebhaber, die sie mit besonderer Güte behandelt, das fühlt man heraus; bei den einen bleibt ihre Charakteristik eine Beschreibung, bei den andern wird sie ein Gedicht. Wir würden dem Leser rathen, das vorliegende Werk als Commentar zu Byron's Werken zu legen und zu lesen; als die Kerze die dessen Schönheit noch heller hervortreten läßt.

4. Aus der Zeit 1649—80. Historischer Roman von Maria Feodora von Dalberg. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Bauerländer. 1845. 12. 1 Bdt. 25 Ngr.

Der Roman behandelt die Liebe des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz zur schönen Hofdame seiner Gemahlin Marie Luise Susanne, Freiin von Degenfeld. Das unschuldige Mädchen erwidert diese Neigung und nach langem Kampfe wird sie seine Maitresse und endlich, nachdem er sich von seiner Gemahlin geschieden hat, ihm angetraut, und führt den Titel Kaugräfin. Die Aufgaben, welche sich die Verfasserin schon in ihrem frühern Werke „Ein Phantasielieben und seine Folgen“ gestellt hat, nämlich die stille resignirte Pflichterfüllung, das sich Fügen in die gegebenen Verhältnisse als glückbringender zu schildern als das Folgen phantastischen Eingebungen, als das Streben nach Idealen, hat sie auch hier vor Augen gehabt, indem sie dem Leser als Gegensatz die schöne Geliebte des Kurfürsten, Flora von Lodowig, vorführt, welche eine Neigung unterdrückt, um ihr Wort zu lösen. Der Roman ist kein Kunstwerk, weder in Form, noch im Inhalt, noch im Stil; er leidet unter Anderm auch an einer Überfülle von Figuren, welche nicht zur Entwicklung des Ganzen nöthig sind, noch dazu beitragen. Die Geschichte wird Stückweis erzählt, klar und kurz, doch sonst trägt nichts die Färbung der Zeit und des Orts, wo die Begebenheiten sich zutragen. Der historische Roman ist nicht das Feld worauf die Verf. Lorbern ernten wird, und wir ertheilen ihr den Rath, sich in den Grenzen des Gesellschaftsromans zu halten, wodurch sie der schönen Tendenz, der heiligen Moral und dem edeln Willen, der sie zu beselen scheint, besser entsprechen wird. 46.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Richer's Werke in einer französischen Bearbeitung.

Es gewährt eine gewisse Befriedigung zu sehen, wie die Forschungen unserer Gelehrten sich in Frankreich einer immer wachsenden Beachtung zu erfreuen haben. Einen neuen Beweis dafür, daß die beachtungswerthen Resultate der deutschen Wissenschaft auch bei unsern Nachbarn jenseit des Rheins nicht verloren sind, liefert ein vor kurzem erschienenenes historisches Werk, welches einen Theil der von der „Société de l'histoire de Franco“ herausgegebenen Sammlung ausmacht. Dasselbe betrifft das eigenhändige Manuscript Richer's, welches Perg. am 3. 1833 in der Bibliothek zu Bamberg aufgefunden und in seinen „Monumenta Germaniae historica“ zuerst veröffentlicht hat. Dieses historische Document war allerdings geeignet auf die ältere Geschichte Frankreichs manches Licht zu werfen. Daher läßt es sich denn erklären, daß die französischen Gelehrten des auf unerwartete Weise erworbenen Schazes sich bald zu bemächtigen suchten. Die erste ausführliche Kunde von der wichtigen Entdeckung verbreitete Guérard im „Journal des savants“. Die Société de l'histoire de Franco, welche durch diese interessante Notiz aufmerksam geworden war, glaubte das Werk Richer's in ihrer Sammlung nicht entbehren zu können. Sie übertrug deshalb die Herausgabe desselben dem geachteten J. Guadet, der seine Befähigung zu solchen Arbeiten bereits hinlänglich bekundet hat. Gegenwärtig erhalten wir den ersten Band seiner zweckmäßigen Bearbeitung („Richer, histoire de son temps, texte reproduit d'après l'édition originale donnée par G. H. Pertz, avec traduction française, notice et commentaire; par J. Guadet“). Der erste Band, welcher uns bis jetzt erst vorliegt, enthält außer einer ausführlichen Darstellung über das Leben Richer's und über die Zustände seiner Zeit die beiden ersten Bücher seines Werks. In denselben werden die zwischen den Jahren 888 und 954 liegenden Ereignisse behandelt. Der Übersetzung, welche dem lateinischen Texte gegenübersteht, sind erläuternde Noten kritischen und eregetischen Inhalts beigegeben. Die Fortsetzung wird uns außer dem Schluß des eigentlichen Werkes noch mehre abgesonderte Abhandlungen bringen, welche in Beziehung zu dem abgehandelten Gegenstande stehen. So haben wir unter andern Untersuchungen über die geographischen Verhältnisse Frankreichs im 10. Jahrhundert genealogische Tabellen über die in dem Richer'schen Werke erwähnten Familien u. dergl. zu erwarten.

Zur alten Geographie Frankreichs.

Es sind zwar schon vielfache Versuche gemacht, in Form einer Karte die geographischen Verhältnisse des ältern Frankreichs anschaulich darzustellen; aber alle diese Bemühungen haben noch kein vollkommen befriedigendes Resultat herbeigeführt. Immer noch bleiben einige Partien übrig, welche der Aufklärung bedürfen und über welche neue Forschungen das erwünschte Licht verbreiten müssen. Einen wichtigen Beitrag zur Kunde der geographischen Verhältnisse von Burgund erhalten wir in einem Werke, in welchem — dem Titel nach zu schließen — die Besprechung dieser Interessen nur von untergeordneter Bedeutung zu sein scheint. Dasselbe enthält eine Sammlung historischer Documente und führt den Titel „Chartes bourguignonnes inédites des neuvième, dixième et onzième siècles“, von J. Garnier. In der historischen Einleitung, welche dem Ganzen vorangeschickt wird, kommt der Punkt, welchen wir hier angebeutet haben, auf eine ebenso erschöpfende als geistreiche Weise zur Sprache. Die Documente selbst, welche hier mitgetheilt werden, 56 an der Zahl, sind zum Theil in der öffentlichen Bibliothek von Dijon in den Departementalarchiven der Côte-d'or aufgefunden. 17.

Sonnabend,

Nr. 87.

28. März 1846.

Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde. Von Johann Erasmus Boeck.

(Beschluß aus Nr. 86.)

Die Geschichte der böhmischen Sculptur, worauf der Verf. sodann kommt, ist bisher ungleich weniger beachtet worden als die der Malerei und daher auch hier magerer und fragmentarischer ausgefallen als jene. Nachdem verschiedene Zeugnisse für die Ausübung derselben schon seit dem 10. Jahrhundert angeführt, und sehr richtig bemerkt wird, daß die reiche Ausbeute der Gold- und Silberbergwerke in Böhmen viel zur Ausübung der Künste und auch mithin der Sculptur beigetragen, gibt der Verf. als allgemeinen Charakter der ihm bekannt gewordenen Denkmale der böhmischen Sculptur Wahrheit und Innigkeit des Ausdrucks, Fleiß und Tüchtigkeit der Ausführung und im Gegensatz zu deutschen Sculpturen einen leichten und natürlichen Faltenwurf an. Ref. kennt zu wenige der betreffenden Denkmale, um dieses Urtheil prüfen zu können, bemerkt indes, daß es in Betreff des Vergleichs mit den deutschen Sculpturen nicht richtig gefaßt ist, wenn ihnen so ganz im Allgemeinen ein knitteriges und kleinliches Faltenwesen beigegeben wird, indem dieselben bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts keineswegs diesen Vorwurf verdienen. Bei der Wichtigkeit der Münzen für die Geschichte der Sculptur, weil sie eine ununterbrochene Folge geben und die Zeit der einzelnen in der Regel ganz sicher ist, befremdet es, daß sich der Verf. mit einem allgemeinen Hinweis auf die vortreffliche im Museum zu Prag befindliche Münzsammlung begnügt. Ref., welcher dieselbe lediglich in kunsthistorischer Beziehung durchgesehen, fand sich überrascht von manchen Typen des 12. Jahrhunderts, welche nicht allein in dem heiligen Wenzel mit dem Engel in ganzer Figur, sondern auch in öfter lebhaft bewegten Compositionen von fünf bis sechs Figuren sehr richtige und verständliche Motive zeigen, wiewol die Ausbildung natürlich roh ist. Im 13. Jahrhundert tritt mit den Bracteatien dagegen ein großer Verfall ein. Der bildende Einfluß des Königs Johann in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ist auch hier auf eine auffallende Weise wahrzunehmen. Die ältesten unter ihm geschlagenen böhmischen Dukaten beweisen, daß dieser reiselustige Fürst das Muster hierzu aus Florenz mit-

gebracht hat, denn man sieht darauf in ganz ähnlicher Weise wie auf den alten Goldstücken Johannes den Täufer in ganzer Figur mit dem böhmischen Löwen daneben. Dagegen entsprechen die unter Kaiser Karl IV. geschlagenen Münzen keineswegs der Blüte, in welcher die bildenden Künste unter ihm standen. Daß dies mehr an dem bisweilen zufälligen Mangel geschickter Künstler für diesen besondern Zweig als an der Bildungsstufe der Sculptur im Allgemeinen liegt, beweist die 1373 von Martin und Georg von Cluffenbach gegossene Reiterstatue des heiligen Georg im Hofe des kaiserlichen Schlosses zu Prag, dessen Erfindung in Betracht der Zeit die größte Bewunderung verdient und als einziges Beispiel eines Werks, wie Böhmen sie dereinst ohne Zweifel in großer Zahl besaßen, von außerordentlicher Wichtigkeit ist. (Wie vielfach die Gießkunst in Bronze in Böhmen in Anwendung gekommen, dafür zeugen noch heute die bronzenen Lauffteine und Laufbeden, welche in vielen alten Kirchen vorhanden sind.) Wenn man die unruhigen Zeiten in Böhmen im Laufe des 15. Jahrhunderts bedenkt, darf es nicht Wunder nehmen, daß die öffentlichen Münzen aus demselben kein ausgezeichnetes Kunstverdienst haben. Hieron sind indes verschiedene mit dem Bildniß des Johann Fuß, als dem Gegenstande der Begeisterung eines großen Theils der Nation, sowie mancher der großen böhmischen Familien z. B. Lobkowitz, Waldstein, welche zum Theil eine sehr vorzügliche Arbeit zeigen, auszunehmen. Bei den wunderschönen Medaillen mit den Bildnissen von Kaiser Ferdinand I., seiner Gemahlin und seinem Sohne, Kaiser Maximilian II., welche sich in der Sammlung befinden, müßte, um sie als Beispiele böhmischer Kunst geltend zu machen, erst hervorgehoben werden, ob die Stempel hierzu von böhmischen Künstlern geschnitten worden sind, denn bei der Stellung jener Fürsten als deutsche Kaiser liegt es sehr nahe, daß sie sich zu diesen Arbeiten deutscher Künstler bedient haben, um so mehr, da gerade in dieser Zeit in Nürnberg und Augsburg in Bildnissen für Medaillen, nach der Ansicht des Ref., die größte Kunsthöhe des gesammten Mittelalters erreicht worden ist.

Für die Ausübung der Sculptur in Stein führt der Verf. die Arbeiten an den Außenseiten des Doms

zu Prag, der Barbaratirke zu Pilsen an. Auch die Holzsculptur ist in Böhmen vielfältig ausgeübt und zu großer Meisterschaft ausgebildet worden. Wichtige Beispiele hierfür geben das auch nach der Ansicht des Ref. großartige und mit ungemeinem Wissen durchgegebildete Crucifix in der Teinkirche, eine Bronzengruppe des Leichnams Christi ebenda, eine Maria mit dem Kinde im Franciscanerklöster zu Eger und sonstige Werke, welche der Verf. anführt. Daß endlich die Sculptur als Gegenstand der Goldschmiedearbeit und der Eisenbeinschnitzerei in Böhmen vielfach und mit großem Erfolg betrieben worden, beweisen die zahlreichen noch vorhandenen Reliquienkästen, die Reliefs und Gussstücke, deren namentlich der Domschatz zu Prag eine reiche Folge enthält.

Bei den drei letzten Abschnitten des Buchs, welche von dem Ritterwesen in Böhmen, von dem Kriegswesen der Hussiten und von dem Costume in Böhmen handeln, muß Ref. sich mit einer kürzern Betrachtung begnügen.

Mit einem freudigen und gerechten patriotischen Gesühl weist der Verf. nach, wie sich die Kampfkraftigkeit der Böhmen schon bei der Eroberung von Mailand durch den Kaiser Friedrich Barbarossa und in den Kreuzzügen bewährt. Obgleich das eigentliche Ritter- und Turnierwesen erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts aus Deutschland in Böhmen eingeführt wurde, so geht doch aus einem Gedicht der „Königinhofer Handschrift“ hervor, daß öffentliche Zweikämpfe dafelbst schon ungleich früher stattgehabt haben. Noch im Laufe desselben Jahrhunderts wurde aber das Ritterwesen mit großem Eifer betrieben und, wie der Verf. nachweist, der in Deutschland üblichen Weise in allen einzelnen Theilen nachgebildet. Darauf werden Jarostaw, Jarwis von Rosenbürg und Heinrich von Duba als besonders hervorragende Rittergestalten dieser Zeit angeführt und als Beispiel ritterlicher Pracht die Krönung Königs Wenzel II. 1297 beschrieben. Natürlich hebt der Verf. als die Gestalt, worin das Ritterthum in Böhmen im 14. Jahrhundert seinen Glanzpunkt erreichte, den König Johann hervor. Ingleich gebe er von einigen böhmischen Ritterskünden, welche diesem Könige rühmlich nachzueiferten. Die böhmischen Ritter des 15. Jahrhunderts aber zeichnen sich dadurch aus, daß sie, ohne an ihrer Wehrhaftigkeit einzubüßen, sich die hohe geistige Bildung, welche damals in ihrem Vaterlande herrschte, angeeignet hatten und, ungeachtet der furchtbaren Kämpfe in der ersten Hälfte jenes Jahrhunderts, auch äußerlich nicht verwildert waren, sondern in der zweiten Hälfte seine Sitte und große Hierlichkeit in Wehr und Tracht zeigten. Lieber als bei dem wüsten Fechtwesen, welches nach einigen vom Verf. gegebenen Beispielen dem der Deutschen an blinder Zerknirschungswuth nichts nachgab, und als bei den willkürlichen, unfer heutiges Gefühl empörender Gerichtskämpfen, verweilt Ref. noch einen Augenblick bei der freien und geachteten Stellung, in welcher sich die Frauen in Böhmen befanden. Die Achtung, welche eine Frau als

als solche genoss, war so groß, daß ein Adeltiger, wenn er sich mit einer Bürgerlichen oder Bäuerin vermählte, dadurch nicht an seiner Standeshöhe Schaden litt, indem sie durch eine solche Verbindung als geachtet angesehen wurde. Wenn aber ein zum Tode Verurthelter von seiner rechtmäßigen Gattin mit den Armen umschlungen oder mit ihrem Gewande bedeckt vorgefunden wurde, so durfte nicht Hand an ihn gelegt werden. Die heilige Ludmilla, Elisabeth, die Gemahlin des Königs Johann und einige andere werden als hervorragende Beispiele geschildert, wie sehr sich die Frauen jener geachteten Stellung würdig erwiesen.

Bei dem Kriegswesen der Hussiten gibt der Verf. nach gleichzeitigen Quellen sehr genaue Erörterungen von der Weise, wie die Wagnburg, welche die Hussiten gegen die Deutschen mit so furchtbarem Erfolg gebrauchten, gebildet und den jedesmaligen Umständen gemäß im Kriege benützt wurde. Der letzte Abschnitt über das Costume der Böhmen, welches verschiedentlich einen sehr entschiedenen Einfluß von den benachbarten Deutschen erfahren hat, enthält eine Reihe von sehr lehrreichen Bemerkungen, welche vorzugsweise, wie schon in dem trefflichen Werke des Prof. v. Hefner, durch die Miniaturen in Handschriften, als dem ergiebigsten und sichersten Leiter, begründet worden sind, die aber in dem Buche selbst im Zusammenhang gelesen werden müssen.

G. F. Waagen.

Die Abenteuer eines Auswanderers. Erzählungen aus den Colonien von Vandiemenland. Von Charles Rowcroft. Aus dem Englischen von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Leipzig, D. Wigand. 1845. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein gutes Buch, wer nicht mehr davon verlangt als die neue Welt wie sie war und im Werden ist kennen zu lernen. Wer an Uebersättigungs- und Verhungersmelancholie leidet, der mag Trost daraus schöpfen, wenn er den compacten, wüsten Klumpen, Vandiemenland genannt, auf der Karte betrachtet und ihn mit den popularisirten und civilisirten Ländern vergleichend ausmisst, und dann berechnet, wie viel Hungerleidende hier Nahrung, wie viel Arbeitslose da Beschäftigung finden mögen; wenn er aus diesem Buche ferner erfieht, daß der Boden zumißt gut, die Weiden fett sind, daß es an Wasser, Holz und Steinen nicht fehlt, daß unser Rindvieh gut aufgenommen ist und gedeiht, unsere Schafe aber wahrhaft wucherlich prosperiren, daß es an Wild die schmachtenden Kanguruhs gibt, welche die Hasen, Firsche, Arche, Auerwachen, Bären, kurz Alles in Allem, was anderwärts die Wälder belebt, ersetzen müssen. Trost mag er schöpfen, wenn er erfährt, wie aus den Rasenhütten allmählig Blockhäuser, aus den Blockhäusern steinerne Gebäude werden, wie Straßen durch die unweegsamen Wildnisse sich schlängeln, wie die Städte aufblühen, der Handel sich belebt, Grund und Boden in ungeheuren Progressionen an Werth steigt, und die Kassidler, statt zu hungern und auf die Früchte ihrer Jagdkinte angewiesen zu sein, jetzt in ziemlichem Comfort sich befinden. Auch die übrigen Schrecken verschwinden allmählig, die wilden Eingeborenen sind heimlich und auf gutem Wege ganz ausgerottet zu werden, die noch wildern Wasserzanger, entlaufene Sträflinge, die sich zu Räuberbanden constituirt haben, werden mehr und mehr in die Enge getrieben und endlich ganz ausgerottet sein, und wenn Europa

wird das unerschöpfliche Material von Menschen und Bergwerken, die zur Zeit noch immer nach diesen Colonie transportirt werden, so hätte es den Anschein, als könne in der neuen Welt einst das goldene Zeitalter der bürgerlichen Sicherheit und des behaglichen Friedens eintreten.

Das der Volk, den wir aus dem Buche schöpfen mögen, mehr aber nicht. Eine größere Dürftigkeit an Lebenshoffnung möchte man anderwärts schwerlich suchen. Wie ungerecht erscheinen uns da unsere ästhetischen Klagen von ehemals über Amerikas Krauth an Geschichte und erhebenden Elementen. Amerika mit seinen Urwäldern, seinen blauen Bergen, seinen reichen und tiefen Strömen, seinen Katarakten und Geysern, seinen wimmig stehenden roten Menschen, die ihren Untergang vor Augen sehen, den Pyramiden und Gräbern und Reliquen der untergegangenen Geschlechter, mit seinen Alligatoren, Büffeln, Hirschen und den zahllosen bunten Vogelheeren: wach eine Poesie der Vergangenheit, geschweige der Zukunft, die sich in so wunderbarem Prozesse damit verknüpft, bietet dieser Welttheil, nur in seinem Norden angesehen, gegen dies unfasslich arme Land am Äquator, trotz seiner blauen warmen Luft, seiner tropischen Natur. Scheint es doch wirklich erst eine Spätgeburt der Welterschöpfung, wo nichts da ist als Sand und Wasser mit spärlichen Bäumen, eine arde blancha, auf die der Mensch erst Charaktere eingegraben soll. Nur nicht die Menschen, welche dort gefunden werden, denn so jammervoll dürftig als diese schwarzen Kannibalen ist doch kaum ein Völkchen von Westküstern und Andedern irgendwo gefunden worden. Rache, Raub; gefräßige schwarze Geschöpfe, die, eines verhältnismäßig langen Verkehrs mit den Europäern ungeachtet, es noch nicht einmal dahin gebracht haben, sich etwas von ihnen anzueignen, nicht einmal die Lumpen ihrer Kleidung, geschweige denn den Gebrauch des Schießgewehrs, welches doch immer das Beste ist, was Barbaren von civilisirten Völkern annehmen. Nur der Allerweltschwinger, der Brannwein, hat auch dieses Geschlecht erobert. Ihre edlen Väter, die Neufeländer, verschmähten bis jetzt das Feuerwasser. Klebhafter kann kaum eine Schädigung sein als die eines der „Fräße“ dieser verkrüppelten Geschöpfe, welche der Verf. mittheilt. Das Drossum, ein so widerwärtiges Thier, das selbst verunglückte Sträflinge, die aus ihrer Haft entwichen, kaum sich überwinden, diese Beutelage zu verzehren, das Drossum ist ihre Hauptnahrung. Mit Haut und Haaren in die Kohlen geworfen und angemacht mit Baumharz, wird es von ihren Säbnen zerissen, ausgekostet und was übrig bleibt den Frauen zugeworfen. Selbst die Karibentänzen mit ihren röstenden und zerlegten Menschenbraten erscheinen gewissermaßen appetitlich gegen die Schwärzung der unschuldigen Mähigkeit, wie sie unser Autor entwirft. Vom Gebrauch des Metalls keine Spur, selbst der Stein ist von ihrer Erfindungskraft unberührt, ihre Waffen, Lanzen, sind zugespitzte Stöcke. Wo das fortdauernde kann nach zwanzig, dreißig bis fünfzigjährigem Umgang mit ihren weißen Feinden, spricht sich eine unüberwindliche Selbstachtung aus. Der Philanthrop kann nicht bedauern, daß solche Thoringier ausgelöscht werden.

Der Verf. des Buches steht in geistiger Beziehung mit seinem Thema au nivea, könnte man sagen. Wo nichts ist, trägt er nichts hin, aber was er findet schilbert und behandelte er wie er eben kann, und das ist das Beste. Ein Dichter ist er nicht, auch nicht was man nennt ein geistreicher Schriftsteller, und Erfindungskraft wohnt ihm am wenigsten bei. Oben darum glauben wir an die Aufrichtigkeit seiner Schilderungen. Er macht zuweilen Anstrengungen, sich über sich selbst und sein Thema zu erheben, aber die Reflexion gelangt ihm so wenig als der Humor und Wit. Er will interessant sein, er will einen Anfechtungsroman schreiben, und man sieht, daß er viel Anfechtungsromane gelesen hat, und in die weite Form preßt er den mageren Strom seiner eigenen Gedanken, seiner eigenen Beobachtungen. Da muß denn breit geschlagen, gedehnt, Schaum gemacht werden wo der Fluß nicht

ausreicht. Jeder Leser muß sich, es kann ihm gar nicht entgehen, daß es dem Verf. an Geist fehlt, um die leere Form aus Erzählungen zu füllen; wo er am Schluss im Selbstgespräch der vorgetragenen Erzählung einen Kindererschließungsprozess hineinbringt, um doch auch ein Romantische zu erzeugen, wird er sogar unaußsprachlich albern, und doch, wenn man sich genug, schadet alles Das dem wahren Interesse des Buches nicht. Die Wahrheit blüht hindurch und der ewige Reiz der Aufgabe, wie der Mensch die Natur bewältigt, wie er Herr wird über alle moralischen und physischen Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellen, übt auch in diesem australischen Roman seine unwiderstehliche Anziehungskraft. Ref. gesteht, daß, als er den Charakter des Buches erkannte, er eigentlich nur darin blättern wollte, denn was noch vorkommen konnte, durfte er sich selbst sagen; aber er hat nicht geblättert, sondern die drei Hände durchgesehen. Wir mögen es gern glauben, daß der Verf. ein alterer Colonist ist, wie er versichert, der nach fünfundsiebenzigjähriger Arbeit, die geübt ist, seinen Kindern Pflug und Spaten übergeben hat, um statt deren die Feder in die Hand zu nehmen und seine Erfahrungen und Ergebnisse aufzunotiren; zugleich glauben wir aber, daß er sie nicht zum Druck gegeben, wie sie mit australischer Linde geschrieben sind, sondern daß irgend eine londoner Feder das Umschreibeamt übernommen hat.

Bibliographie.

- Heindl, F. F., Pädagogische Hygiene, oder: Wichtiges und Bestes aus pädagogischen Schriften alter und neuer Zeit. 1tes Heft. Augsburg, M. Meier. Gr. 8. 3/4 Ngr.
- Ideler, C. B., Die allgemeine Diktetik für Gebildete. Wissenschaftlich bearbeitet. Halle, Schwesche u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.
- Kortüm, F., Grundriß der neuesten, völkisch-naturalistischen Geschichte Europas. Vom Ausbruch der französischen Revolution bis zum zweiten Sturz der spanischen Cortes (1789—1823). Heidelberg, Mohr. 1845. Gr. 8. 7/4 Ngr.
- Setzer, R., Erbauliche Betrachtungen, hebräische Sagen und Dichtungen. Prag. 1845. 8. 8 Ngr.
- Kartenfen, G., Grundriß des Systems der Moralphilosophie. Aus dem Dänischen. Kiel, Bänlow. 1845. 8. 15 Ngr.
- Montolon, Geschichte der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena. Aus dem Französischen. 1ter Band, 1te Lieferung. Leipzig, Brockhaus und Wenner. 8. 3/4 Ngr.
- — Geschichte der Gefangenschaft auf St. Helena. Aus Deutsche übertragen und mit historischen Anmerkungen begleitet von A. Kühn. 1tes Heft. Leipzig, Steinacker. Gr. 8. 7/4 Ngr.
- Hohl, A., Humoristische Erzählungen und Skizzen. Breslau, Trewendt. 8. 2 1/2 Ngr.
- Pyker, J. E., Lieder der Sehnsucht nach den Alpen. Neue vermehrte Ausgabe. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.
- Redon, Freih. v., Denkschrift über die österreichische Gewerbeausstellung in Wien 1845, deren Verhältnis zur Industrie des deutschen Zollvereins und die gegenseitigen Handelsbeziehungen. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 1/4 Ngr.
- Ross, L., Die Döner von Attika und ihre Vertheilung unter die Phylon. Nach Inschriften. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von M. H. E. Meier. Halle, Schwesche und Sohn. Gr. 4. 2 Thlr.
- Schmig, J., Christliche Gedichte. 1tes Bändchen. Neudr., Döle. Gr. 12. 10 Ngr.
- Schneider, J., Der Eltenberg Montferland und bei Kammerich. Ein Beitrag zur Geschichte des römischen Befestigungswesens auf der rechten Rheinseite. Kammerich, Roman. 1845. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.
- Couill, F., Es war Bett, oder: Auch das Beste hat sein Outo. Aus dem Französischen. 2 Hefte. Neudruck, Döle. 8. 1 Thlr.

Wheines, A., Herzogs Wrede von Preußen, gewesenen Hofmeisters des deutschen Ordens, erfolgte und Friedrich I., König von Preußen, verfaßte Rückkehr zur katholischen Kirche. Reist einem geschichtlichen Anhang über die Wiedervereinigung mehrerer Mitglieder der regierenden und fürstlichen Häuser von Hannover, Hessen-Darmstadt, Holstein und Württemberg, der reichsgräflichen Familien von Bentheim, Effing, Hohenlohe u. a. m. mit der katholischen Kirche im 17. Jahrhundert. Nach und mit Original-Urkunden. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Ukrälow, N., Anleitung zur ersten Erlernung der russischen Geschichte. Übersetzt von P. Kuhlberg. 2te Auflage. Witau, Lucas. 8. 11/2 Ngr.

Schüringischer Volkskalender auf das Jahr 1846. Herausgegeben von E. Kämpfer. Arnstadt, Reinhardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Schoffe, F., Brutens und Baidewut. Ein historisch-romantisches Gemälde aus Preußens Vorzeit. A. u. d. L.: Wanderungen durch Litauen und Samland. Altpreussische Sagen und Denkmäler, historisch geordnet und erläutert von F. Schoffe. Leipzig, Giese. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Bericht über die letzten Lebenstage und Stunden Dr. M. Luthers und seinen am 18. Februar 1546 erfolgten Tod, von einigen namhaftesten Augenzeugen. Getreu nach dem Originale. Leipzig, Pönicke und Sohn. 1845. Gr. 8. 3 Ngr.

Blätter der Erinnerung an die letzten Lebenstage des am 18. Februar 1546 zu Eisenach selig entschlafenen Dr. M. Luthers. Eisenberg, Schöne. 12. 1 1/2 Ngr.

Boden, A., Eine Stimme mehr für den Deutsch-Katholizismus. Ein Wort vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes an Gelehrte und Angelehrte. Reist einem Anhang über die kirchlich-resolutionäre Richtung der evangelischen Kirchenzeitung. Frankfurt a. M., Dpler. 8. 12 Ngr.

Deutschland und Rom. Beiträge zur Verständniß der kirchlichen Bewegung in der Gegenwart. Von einem Manne aus dem Volke für des Volkes Kern. 1ste Gabe. Rudolstadt, Froebel. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Festgottesdienst bei der Berliner Genossenschaft für Reform im Judenthum und die daselbst gehaltenen Predigten von dem Rabbiner Dr. Philippson in Magdeburg. Beurtheilt von einem der Mitglieder. Altona, Heibutt. 8. 7 1/2 Ngr.

Für christlich-katholisches Leben. Materialien zur Geschichte der christlich-katholischen Kirche, herausgegeben von W. H. Sch. 1ster Band, 1stes Heft. 2te Auflage. Breslau, Schulz und Comp. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Georgi, F., Worte des Friedens. Beleuchtung und Würdigung des Standpunktes der „Lichtfreunde“, gegenüber dem der Bibelgläubigen, nach Anleitung des Wortes: „ob Christ? ob Geist?“ und aus der Entwicklung des Geistes. Neurs, Dolle. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Gerber, J. G., Wider den heiligen Rock in der protestantischen Kirche Schleswig-Holsteins. Ein paar freitheologische Aufsätze. Hamburg, Riemeyer. 1845. Gr. 8. 6 1/2 Ngr.

Gesell, C., Ullrich's Sendschreiben ans Volk, beantwortet aus dem Volk fürs Volk. Magdeburg, Falkenberg u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Offenes Glaubensbekenntnis der christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde zu Schneidemühl. Ebersfeld, Bädeler. 1845. Gr. 8. 1 Ngr.

Der Gottesdienst in der christlich-katholischen Gemeinde zu Neurs, abgehalten den 5. Oct. 1845 durch die Herren R. Hockelmann und Koenen, nebst dem Glaubensbekenntnis der Gemeinde zu Neurs. Neurs, Dolle. 12. 2 1/2 Ngr.

Gröfner, F. G. L., Astronomie und Christenthum. Eine Antwort auf die von Biallicenus aufgeworfenen Fragen: 1) Glaubst ihr an die zu Sibeon stillstehende Sonne? 2) Glaubst ihr an den vor den Weissen des Morgenlandes hergehenden und end-

lich über einem Hause stehenden Stern? Bannensula, Schiedhandlung des Thüringischen Lehrervereins. 1845. 8. 3 Ngr.

Grundzüge der Glaubenslehre, des Gottesdienstes und der Verfassung der christlich-katholischen Kirche. Breslau, Schulz und Comp. 1845. 8. 4 Ngr.

Hansen, J. A., Rede bei der Säcular-Geburtsfeier J. G. Pestalozzi's am 12. Januar 1846. Altona, Schläter. Gr. 8. 5 Ngr.

Harles, S. C. A., Die falsche Höhe und die wahre Niedrigkeit. Predigt über Luc. 18, 9—11, gehalten am 3. August 1845 zu Bayreuth. Bayreuth. 1845. 8. 3 3/4 Ngr.

Haver, C., Laßt eure Lenden umgürtet sein und eure Lichter brennen! Ein durch die lichtfreundlichen Bestrebungen veranlaßter brüderlicher Ausruf an die wahren Glieder der evangelischen Kirche in Rheinland und Westphalen. Ebersfeld, Bädeler. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Heinrich, S. G., Wie wir uns bei einer neuen Glaubensrichtung zu verhalten haben? Predigt über Matth. 11, 2—10. Breslau, Schulz. 1845. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Hille, W., Predigt zur Empfehlung der Sache des Schar-Wolffs-Bertrins. Helmstedt. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Hofferichter, L., Unser Bekenntniß am Jahresabschluss. Predigt über Psalm 126, 1—3. Breslau, Trewendt. 8. 2 Ngr.

— — **Der Kirchenbann.** Predigt über Luc. 6, 37. Breslau, Trewendt. 8. 2 Ngr.

— — **Neujahrswunsch** für die allgemeine christliche Kirche. Predigt über 4. Mos. 6, 24—26. Breslau, Trewendt. 8. 2 Ngr.

— — **Womit sollen wir uns rüsten** gegen unsere Feinde? Predigt über Eph. 6, 10—17. Breslau, Trewendt. 8. 2 Ngr.

Jung, A., über die Freimüthigkeit innerhalb des Gesetzes. Kiel, Bänjow. 1845. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Krumhaar, K., Dr. M. Luther an seinem Lebensabend und in seiner Sterbestunde. Nach Autographa und andern Quellen gearbeitet. Halle, Lippert und Schmidt. 12. 8 Ngr.

Krüsi, H., Poetische Gabe auf den 100. Geburtstag Pestalozzi's. Zürich, Drell, Hüßli und Comp. 8. 4 Ngr.

Laff, C., Dr. Steiger's Leben, Berufthellung und Flucht aus dem Gefängnisse zu Luzern. Berlin, Wolff. 1845. 8. 2 1/2 Ngr.

Liturgie der christlich-katholischen Gemeinden in Schlesien. Breslau, Schulz und Comp. 1845. 8. 2 Ngr.

Rann, K., Die Jahresfeste der christlichen und menschenfreundlichen Gesellschaften in London im Mai dieses Jahres. Nach englischen Berichten herausgegeben. Karlsruhe, Rodt. 1845. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.

Rendelsohn, G. B., Die ständische Institution im monarchischen Staate. Bonn, Marcus. Gr. 8. 10 Ngr.

Rauch, F., Christus der Weinstock, wir die Reben. Joh. 15, 5. Predigt über die Person und Würde Christi im Verhältnisse zu Gott und zur Menschheit, über die Dreieinigkeitslehre und die Eigenschaften des wahren Glaubens. Leipzig, Böllner. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

— — **Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser Aller!** Predigt über Ephes. 4, 3—15. Leipzig, Böllner. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Ursprung und Schicksale der ehemaligen berühmten Walfahrt auf der Baldrast in Tirol. Innsbruck, 1845. 12. 5 Ngr.

Zwei Vorträge, gehalten am 6. August in einer Versammlung protestantischer Freunde in Halle von C. Schwarz und L. Hildenbagen. Altenburg, Helbig. 1845. Gr. 8. 6 Ngr.

Ein Wort zur Verständigung über die R. Sachs. Schullehrerseminarien, von O. L. K. J. C. Eiserberg, Diehl. Gr. 8. 3 Ngr.

Drei Zeitpredigten von H. A. Dietrich, J. C. G. Schmeidler, S. B. A. Krause, H. Rhode. (Wo ist Christus nicht? — Von dem Grauel der Verwüstung an heiliger Stätte. — Die Arglist. — Jesu Prophezeiung vom Schicksale der Liebenden und Lieblosen.) Breslau, Wendt. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Beobachtungen und Phantasien über Menschen, Natur und Kunst auf einer Reise ins mittägige Frankreich. Von Johann Gottlob von Quandt. Leipzig, Hirschfeld. 1846. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Über Reisen kein Vergnügen.
Wenn Gesundheit mit uns geht.

Worth aber und Gehalt dieses Vergnügens, wie unendlich verschieden sind sie! Natürlich prägt diese Verschiedenheit sich auch in den Beschreibungen der Reisen aus. Allerdings stehen auf ihrer untersten Stufe die „gedruckten Lohnbedienten, welche über Hôtels und Kafeehäuser Auskunft geben und dem Fremden die chronique scandaleuse des Auslandes erzählen“. Und doch ist einer und der andere dieser Lohnbedienten noch ein ganz respectabler Dursche, stellt man ihn in Vergleich zu touristischen Herrschaften, von deren Reisebeschreibungen die Salonwelt sich entzücken läßt, oder erinnert man sich eines Reisenden, den man von Zeit zu Zeit abfahren und heimkehren sieht, das Trachten immer nur darauf gerichtet, wie er durch alle ersinnliche Mittel, wohl-nachweisliche Aufschneiderien gar nicht ausgeschlossen, sich in des Publicums Meinung so hinauffschrauben könne als vernünftigerweise Niemand in der eigenen Meinung stehen kann. Scheint bei einer Schrift Quandt's diese Greifung nichts weniger als am Plage, so dient zur Entschuldigung, daß unser Reisender die Veranlassung dazu einigermassen selbst gegeben, indem er die Vorrede mit der Erklärung anhebt, seine Reisebeschreibung sei kein Lohnbedienter der eben bemerkten Art, und sodann weiter ausspricht, er könne mit Helvetius sagen: „Toujours de bonne foi avec moi-même, je n'ai rien dit que je n'aie cru vrai, et rien écrit que je n'aie pensé.“ Und das ist wirklich der Fall. Das Buch ist de bonne foi geschrieben, durch und durch de bonne foi; Bürge dafür kann Ref. einem Jeden sein, der ihm zutraut, daß er auch zwischen den Zeilen zu lesen hinlänglich geübt ist, um in Betreff der Redlichkeit eines Verfassers sich von einem 399 Seiten langen Buche nicht hinter das Licht führen zu lassen. Der Redlichkeit Quandt's ist der Lohn und Segen auf dem Fuße nachgefolgt; denn eben darum, weil er sich schlicht und ehrlich gegeben wie er ist, blieb von Seite zu Seite ihm fern, was den bösen Dämon der Langweile herbei-

schwört oder, schlimmer noch, statt erfreulich und anregend zu erhalten, nur zu Verdruss über widerwärtige Affectation stimmt. Möge es Ref. gelingen, das Vergnügen, womit er das Buch bespricht, dem Leser vorliegender Anzeige mitzutheilen.

Zunächst haben des Reisenden Freunde sich Glück zu wünschen, daß nicht schon vor dem Erscheinen das Buch aus der Reihe der Möglichkeiten getilgt worden ist. Denn liest man, wie bei Kehl die Rückreise durch die Rheinüberschwemmung genommen ward und als nirgend mehr Land zu sehen war, den ringsumfluteten Postillon Schwindel ergreift, so überzeugt man sich, daß hier mehr als ein unfreiwilliges Bad zu befürchten stand; ebenso auf der Rhonefahrt nach Valence, wo der Kessel des Dampfboots springt, und sodann auf der Fahrt von Valence nach Avignon; eine Stelle die überdem geeignet ist, um nach Vorschrift des Horaz den Leser gleich in medias res zu versetzen.

Er — ein alter Franzose, mit dem sich auf dem Verdecke Quandt in ein Gespräch eingelassen hatte — versicherte mir, daß er mein Vaterland sehr liebe, und hielt mich für einen Belgier, wofür ich in Frankreich oft angesehen wurde. Als ich ihm sagte: „Non Monsieur — je suis de Dresde“ — so verwechelte er Dresden mit Triest und ließ sich nicht ausreden, daß Beides einerlei sei und nur von den Franzosen richtiger Triest und nicht Dresde ausgesprochen werde. Ich suchte mich von dem Schwäger zu entfernen und setzte meinen Stuhl an einen Ort, wo ich eine freie Aussicht gewann. Hier genoß ich ein überaus abwechselndes malerisches Schauspiel. Nach Westen erhoben sich Gebirge über Gebirge, die nähern mit Oliven und Wein bedeckt, die fernern freilich und öde. Jede Wendung der Rhone zeigte ein neues Bild und führte mit reißender Schnelligkeit daran vorüber. Der Strom wurde vor Menschengedanken durch ungeheure Naturereignisse aus seinem Laufe verdrängt und flüchtete sich nun durch tiefe Schluchten, wo die hohen Felsen Denkmale des Kampfes der Elemente sind, welche die Kaltgebirge sprengten und glühende Lava und Basaltfäulen wie feurige Springbrunnen hervortrieben, die zu seltsam gestalteten Regeln erstarrten. Alles hat hier ein wildes Ansehen, sowol die verwitterten Felsen als die grauen verfallenen Städte. Am wunderbarlichsten sieht hier der kleine Ort Hochmaure mit den Thürnen der ungeheuern Burg aus. Die Bauart der Häuser könnte zu einem eigenen Stil Veranlassung geben, denn man hat die Basaltfäulen, ohne ihre Naturform zu ändern, zu Thür- und Fenstergehänden, die Lavaplatten zu Freitreppen und zu Verdachungen sehr zweckmäßig angewendet. In Kehl, Stricks und Bourg Saint-Andeol mit einer uralten Kirche sehen mehr wie Stadtmale als Wohnungen für Lebende aus. Der Strom riß uns

an diesen schauerlichen, aber erhabenen Bildern vorüber und ist hier sehr gefährlich zu befahren, weil unter seinen brausenden Bogen heimtückische Klippen verborgen liegen. Es wurde daher ein Bootse herbeigeholt, der das Fahrwasser kennen sollte und vier starke Steuermänner an das Steuerruder gestellt. Der Bootse gab das Warnungszeichen erst als wir uns schon in großer Gefahr befanden und die Steuermänner wußten das Schiff nicht anders zu retten als daß sie ihm eine so gewaltige Wendung gaben, daß es eine Kreisbewegung machte und in einem zweimaligen Wirbel von dem Strom mit größter Festigkeit gegen das Ufer geschleudert wurde, wo es ein angelandetes kleineres Schiff zermalmete. Wer auf den Beinen stand fiel, Alles schrie, die Matrosen zankten sich mit dem Bootsen. Der Besizer des zertrümmerten Schiffes fluchte. Der Schreck hatte Alles in die größte Verwirrung gebracht. Als man wieder beruhigt und das Schiff in vollem Laufe war, gewährte es mir eine große Unterhaltung, wie sich Jeder in seiner Weise über das Ereigniß äußerte. Ein alter munterer Franzose fragte den Capitain, ob die Gefahr wirklich recht sehr groß? „Ah parbleu! Nous étions près de péris“, antwortete der Capitain, worauf jener ausrief: „Ah! je me réjouis beaucoup de m'être trouvé dans un grand danger.“ Ein Anderer machte dem Capitain Vorwürfe, daß er für seinen zuverlässigen Bootsen gesorgt und 200 Menschen der Gefahr ausgesetzt hätte, das Leben zu verlieren, worauf der Capitain erwiderte: „Ah! ce n'est rien — mais — pensez donc — les marchandises qui sont au bord!“ Wir vergaßen über das bestandene Ereigniß die Gefahr, welche uns noch bei dem Pont Saint-Espirit drohte. Diese Stelle ward von jeher für sehr gefährlich gehalten und ist es jetzt mehr als sonst, weil eine große Wasserflut vor mehreren Jahren einige Bogen der Brücke in den Strom gestürzt hat. Wir fuhrten pfeilschnell aber glücklich an den Trümmern vorüber. Die drohenden Gebirge ziehen sich zurück, der Strom theilt sich in zwei mächtige Arme, welche die große Insel de la Barthelasse einschließen. Einen sehr freundlichen Anblick gewährt die kleine Insel Ile Pio durch ihr Gebüsch, über das sich eine mächtige alte Pinie erhebt, als Wahrzeichen, daß wir uns im Süden von Europa befinden. Man ist hier Avignon ganz nahe, dessen altes päpstliches Schloß wie ein schroffer Felsen die bethürmten und gezackten Mauern hoch überragt.

Nachdem wir uns überzeugt, allen Fährlichkeiten zum Trost sei der Reisende wohlbehalten vor Avignon angekommen, läßt sich mit um so größerer Gemüthsberuhigung bei den Bemerkungen verweilen, wozu der Weg bis Avignon ihm Anlaß gegeben; jedoch um ihn so eher dort wieder einzuholen haben wir aus der ersten Partie des Buchs nur ein paar Momente aus. Bei einer Reise nach Frankreich und da von dem Rufe nach Mündlichkeit und Öffentlichkeit jetzt Alles widerhält, konnte es nicht fehlen, daß der Reisende sowie er nach Strassburg kam einer gerichtlichen Verhandlung beizuwohnen wünschte. Der Lohnbediente, den er um das Wo und Wann befragte, entgegnete: „Von übermorgen an beginnen zwei Monate Gerichtsferien. Heute, hat mir der Gerichtsdienner gesagt, würden nur Kleinigkeiten, Diebstähle u. dgl. entschieden. Die Leute haben nichts, also muß das Gericht den Advocaten bezahlen, wenn sie einen Verteidiger begehren; oft aber verlangen sie auch keinen. Sie werden also auch kein Wunder der Bereitsamkeit hören und sich nicht amüsiren. Überhaupt hat es dieses Jahr an beachtenswerthen Verbrechen gefehlt, welche die Aufmerksamkeit der Reisenden verdienen.“ Dessenungeachtet ließ sich Quandt nicht abhalten nach dem Sitzungssaale zu gehen, wo in Anwesenheit von höchstens 40

Personen, zwei Bauern in männlichem Alter, von Knaben und jungen Leuten nicht über 20 Jahre und noch einem Reisenden, ein alter Mann und vier Weiber, sämmtlich aus der niedern Volkscasse, zu Gefängniß verurtheilt worden. Dies der Bericht, womit Quandt seine Ansichten von öffentlicher Gerichtspflege einleitet. Sie nehmen einen so wenig erhabenen Anlauf, daß wir uns weniger als es außerdem der Fall sein würde überrascht fühlen, wenn Quandt die Paradoxien suchte bis zu der Excentricität treibt, gegen Öffentlichkeit der Criminalgerichtspflege zu stimmen. Bei den Gründen, womit Quandt sein Votum motivirt, umständlicher zu verweilen, scheint der Mühe werth um deswillen, weil in größern Kreisen für ein absolut wahres das Urtheil gilt, Ansichten von Rechtspflege und von Allem was rechtliche Entscheidung betrifft wären um so zuverlässiger, je weniger sie von Jurisprudenz influencirt reines Ergebnis des bon sens wären. Da es nun ein handgreiflicher Unsinn wäre, wenn Jemand behauptete, um die logische und grammatische Richtigkeit einer Schrift zu beurtheilen, sei vor allen Dingen Ignoranz in Logik und Grammatik nöthig, damit der bon sens allein, und darum besser als Logik und Grammatik, die Beurtheilung vollbringe, so scheint auch der bessere Credit, den man dem bon sens im Verhältniß zur Jurisprudenz gibt, eine Widersinnigkeit. Indes damit könnte es doch mehr auf sich haben als die Juristen zugeben wollen. Gleichwie bei jeder andern nicht rein speculativen Disciplin, haben wir auch bei der Jurisprudenz zu unterscheiden zwischen Theorie und Praxis. Offenbar ist letztere werthlos, nichts Besseres als schale Routine, geistlose Leistenschneiderei, wurzelt sie nicht in der Theorie, und diese ist wiederum keine und führt die Benennung nur mißbräuchlich, wenn sie kein aus ersten den Beweis in sich selbst enthaltenden Wahrheiten consequent fortgeführter Aufbau, sondern blos ein Aggregat aus Buchstabenwerk und traditionellem Glauben ist. Stände es also mit dem Fundamente unserer juristischen Praxis — und es gibt Juristen, die dies nur um deswillen nicht behaupten, weil man keinen Nohren weiß wächst —, alsdann würde auch im Gebiete der Rechtspflege der bon sens sich zwar als unzureichend beweisen, denn sein instinctmäßiges Treffen des Rechts geht nie weiter als höchstens bis zu dem concreten Einzelnen, immer aber wäre er noch besser als manches Juristen sogenannte juristische Wissenschaft berechtigt, über Recht und Rechtspflege zu sprechen. Jedenfalls ist es also mehr als bloße Anmaßlichkeit, wenn über Rechtspflege Quandt spricht, und also ein Mann, dessen eigentliche Domaine nur die Kunst ist, der aber hier mit philosophischer Penetration verfahren im Stande ist nicht nur mit bon sens, sondern auch von einer ganz andern und allgemeingültigern Basis aus zu Werthe zu gehen, als gar manche bis zum Etel und Überdruß in herkömmlichen Phrasen sich ergehende Declamationen. Quandt stimmt gegen Öffentlichkeit der Criminalrechtspflege, weil sie, den böshafteften wie den blos leichtsinnigen Ber-

bucher und zwar noch vor der Schuldigerklärung an den Pranger stellend, sich als Barbarismus brandmarkend, weil sie fernere, den Angeklagten nicht nur vor das Gericht, sondern auch vor ein von Chauvart und Reugler herbeigezogenes Publicum stellend, dieses aus frivolsten Motiven versammelte Publicum zu einem zweiten Richter über den Angeklagten mache, zu einem Richter, gegen dessen Anspruch weder Cassation noch Appellation statthabe, weil endlich die Öffentlichkeit der Erkenntnispflege, sobald das Schuldig oder Nichtschuldig Geschworene aussprechen, also Leute, die nur eine Fraction des von ihnen repräsentirten Publicums sind, das Publicum nicht nur zu einem zweiten, sondern zu dem alleinigen Richter mache, somit aber eine Behörde, die gegen den Inpopulairsten allemal parteiisch sei, während nicht selten ausgezeichnete und Ehrfurcht gebietende Persönlichkeiten als die allerinpopulairsten erschienen, da zu allen Zeiten die Massen geneigt wären, Glänzendes zu schwarzzen und Hohe in den Staub zu ziehen. Die Geschworenen besetzte Gerichte, so sagt Quandt weiter, sind Volksgerichte, und daß in diesen allemal die Affecte der zu Gericht Sitzenden sich als Hauptfactoren des Sperrthes beweisen, das bestätigt nicht nur die französische, sondern auch, der ihr eigenen imposanten Gravität ungeachtet, die antike gerichtliche Beredsamkeit. So z. B. meint er sei es in Cicero's Reden Maxime, sich der Stimmung des Gerichts zu bemächtigen und dies zwar durch die nämlichen Motiven, welche gerichtet waren, die Stimmung der auf dem Forum versammelten Menge zu capituliren; auch wisse jeder gründlicher Unterrichts, daß die aristocratischen Anleitungen zur gerichtlichen Beredsamkeit größtentheils nichts Anderes lehrten als die regelrecht ausgebildete Kunst, diesen oder jenen Affect des Auditoriums, z. B. Mitleid oder Haß, für oder gegen eine Partei zu erregen, obgleich bereits ein Alter so wahr als sinnreich bemerkte, dies komme ihm vor als verböge man das Binkelmaß, bevor man sich desselben zum wirklichen Gebrauch bediene. Natürlich ist auch Quandt nicht so einsichtlos, daß er übersehen sollte, wie viel Unheil das Verfahren an abgeschlossenen Gerichtsstätten stiften müßte, wenn es in der Hand eines böswilligen, menschenfeindlichen oder doch ungeschickten Inquirenten gelegt ist. Er glaubt aber — wir lassen dahingestellt mit welchem Recht — hier werde sich vorbeugen lassen, wogegen, weil keine menschliche Weisheit ändern könne, was unabänderlich durch die menschliche Natur selbst bedingt sei, schlechterdings nichts den ange deuteten Uebelständen der Geschworenengerichte abhelfen könne. Wol aber spricht Quandt sich für Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Civilproceße aus. Wir theilen sein Raisonnement wörtlich mit. Von dem rein menschlichen Standpunkte aus angesehen scheint es un widerlegbar; ist es aber dies wirklich, dann wäre es wol der Mühe werth, zu erfahren, ob oder vielmehr wie? — denn das ob ist gewiß — die Juristen demselben widersprechen möchten. Er sagt:

Etwas ganz Anders ist es bei dem Civilproceß, wo über

Gegenstände gekritten wird, die keine Personen sind und wobei der Richterpruch kein moralisches Urtheil notwendig einschließt. Nur in seltenen Fällen, bei schreckenden Ungechtigkeiten, Betrügerien, unheimlicher Härte einer Partei würde die Stimme der Moral laut werden und dies gerade Sauer, welche für honette Leute gelten möchten, um ihr Gewerbe mit Vortheil betreiben zu können, abhalten, ihre Ränke zur Sprache kommen zu lassen, welche die summen Acten verschleiern. Bei der Öffentlichkeit solcher Rechtsfälle würde es dem Beredten nicht an freiwilligen Beweisen fehlen, welche oft Aufschlüsse geben könnten, die dem Betheiligten das dahin selbst unbekannt waren. Der Richter würde sich über alle Umstände, Verhältnisse und Gründe bei der öffentlichen und mündlichen Verhandlung vollständiger unterrichten können als bei der bloß schriftlichen, wo er danach urtheilt, was die Parteien vorbringen, welche oft selbst nur eine mangelhafte Kenntniß der Lage und Beweise ihrer Sache haben. Ich weiß sehr wohl, daß unsere Rechtsgelahrten von einem Instruktionproceß nichts hören mögen und bloß danach richten wollen, was die Parteien in der Klage und dem Beweis vorzubringen wissen. Allein soll denn dem Richter bloß an der formalen Richtigkeit seines Urtheils gelegen sein? Soll auf seiner Unkenntniß der Sache seine Unparteilichkeit beruhen? Oder muß er es sich nicht zur Gewissenssache machen, so weit es Menschen möglich ist, gerecht zu richten, d. h. der Wahrheit angemessen, und kann er dies wol, ohne sich über die Wahrheit so weit es möglich ist in Kenntniß zu setzen? wodurch er einzig und allein competent wird, denn seine Befähigung hängt davon fast noch mehr ab als von seiner juristischen Gelehrsamkeit. Sollte es dem Richter daher nicht ebenso wichtig sein wie den Parteien selbst, alle Umstände und Gründe vorher zu erforschen und zu erfragen, ehe er urtheilt? Soll denn ein Proceß über Recht und Eigenthum ein Glücksspiel sein, welches von der zufälligen Sachkenntniß und der Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit der Advocaten abhängt? Bei der Öffentlichkeit und Mündlichkeit in Civilsachen muß sich aber der Richter selbst Aufklärung verschaffen, und so werden die Urtheile niemals gelehrten Drakelsprüchen gleichen, die der gemeine Menschenverstand anspäunt ohne sie zu begreifen. Dies würde bei einem öffentlichen und mündlichen Civilproceß ganz anders und besser gehen als bei einem summen Schriftwechsel, dem ein sehr mangelhafter Berhördetermin vorausgeht, und zwar schon darum, weil bei den öffentlichen Verhandlungen über ein Recht oder Eigenthum sich ein ganz anderes Publicum als bei dem Criminalproceße einfinden würde. Es bestände gewiß nicht bloß aus Reugierigen, welche am Scandal oder insbesondere an der Schande einzelner Personen eine Freude finden, sondern aus wohlunterrichteten Personen, Urtheilsfähigen, Geschäftsmännern und in wichtigen, verwickelten Fällen Rechtskundigen. Diese Versammlung würde bei Rechtsfällen, wo es sich um eine Sache, aber um keine Person handelt, ebenso heilsam auf die Richter und Parteien einwirken als der Zubrang des gemeinen oder vornehmen Volks bei Criminaluntersuchungen schädlich ist. Durch Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtsverhandlungen würden besonders Witwen und Waisen an dem Publicum eine Berrettung ihrer Rechte finden, denn das Volk mag noch so geneigt sein, lieblos, wol gar ungeracht über die Person zu urtheilen, es nimmt sich der Sache des Verlassenen an, selbst wenn das Individuum nicht beliebt ist.

Beweist diese Stelle, daß der Verf. sich nicht von Modeansichten beherrschen läßt, die in andern Gebieten als denen der Kunst allgemein verbreitet sind, so beweist was er über ein Gemälde des Rubens im Museum zu Lyon sagt, daß, wie groß auch der Name eines Künstlers sei, doch die Größe des Namens nicht Quandt's Urtheil besticht. Besonderes Vergnügen hat diese Stelle Ref. gemacht; und sollte noch Jemand.

dem außer diesem bedünken, daß viele Gemälde des Rubens entweder unpassende Travestien des Schönen sind (wie z. B. die drei Weibsbilder auf dem Urtheil des Paris in der Galerie zu Dresden und der Paris, dem beim Anblick derselben ein Starrkrampf bis in die große Fußgasse fährt), oder eine unschickliche Apotheose niederländischer Bauern (wie z. B. in eben dieser Galerie der heilige Hieronymus mit den Gliedern und dem Knochenbau eines Stiers), so wird einem solchen Gleichgefinnten es ebenso wie Ref. Labfal und Erquickung sein, so etwas einmal von einem anerkannten Kunstkenner gerade heraus gesagt zu lesen. Des Rubens Gemälde, worüber Quandt im angeedeuteten Sinne spricht, stellt Christus vor, den die Erde gar sehr in Zorn brachte.

Er hat einen Blig ergriffen und will ihn herabschleudern, woraus gewiß ein großes Unglück entstehen würde. Der heilige Dominicus und der heilige Franciscus nehmen die Erde in Schutz. Der eine breitet seinen Mantel darüber, der andere hält die Hände darauf und der heilige Franciscus scheint durch derbe Worte den Erärzten zur Überlegung bringen zu wollen, indes andere Heilige sich aufs Bitten legen. Maria selbst thut einen Puffball, aber Christus achtet auf nichts und geht mit dem Blige so unvorsichtig um, daß er ihn seiner Mutter an den Kopf werfen wird, wenn sie sich nicht eiligst zurückzieht. Der Gegenstand ist denn doch für eine so humoristische Behandlung zu ehrwürdig, als daß man sie mit der Kühnheit des Malers, der Freiheit der Pinselführung und Kraft der Farbe entschuldigen könnte. Oder ist diese Wuth etwa eine künstlerische Begeisterung? diese Übertreibung Rubens'sches Pathos? Oder ist es etwa die Ironie der Kunst, welche so viel besprochen wurde, wo im Gemeinen das Erhabene, im Menschlichen das Göttliche dargestellt wird? Könnte ich nur die Attribute ändern, dem fast nackten Christus die Kleider eines Leniers'schen Bauern anziehen und den Donnerkeil in ein Pantbein verwandeln, Maria in eine Schenkmagd umkleiden und die Heiligen zu den Gemeinbedürftigen eines Dorfs machen, so würde mir das Bild auch gefallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Französische Volksdichter.

Die Sammlung der historischen Lieder und Gesänge Frankreichs von Leroux de Lincy ist wie Alles was dieser Gelehrte herausgegeben hat ein Product sorgsamem Sammlerfleißes. Der Herausgeber hat alle ihm zu Gebote stehenden Quellen mit Sorgfalt und Umsicht benutzt, und sein Werk gewährt in literarischer sowie in historischer Beziehung ein vielfaches Interesse, welches durch die lehrreichen Einleitungen und Anmerkungen noch gesteigert wird. Vor kurzem ist nun noch ein anderes Werk erschienen, welches in diesem und jenem Punkte vielleicht mit der fraglichen Sammlung von Leroux concurriren könnte, wenn nicht seine Grenzen in einer Beziehung viel weiter, in anderer wieder enger gesteckt wären. Dasselbe fährt den Titel „Chansons nationales et populaires de la France, précédées d'une histoire de la chanson française“, von Duméril. Der Aufgabe nach umfaßt dieses Werk ein größeres Gebiet als die Schrift von Leroux de Lincy, auf welche wir uns hier beziehen. Der Verf. will hier alle Arten von Volksliedern, sowohl diejenigen, welche sich an historische Ereignisse anknüpfen als die, in denen sich ein ungekünsteltes Gefühl des Volks über die verschiedenen Beziehungen des gewöhnlichen Lebens Luft macht, berücksichtigen, während Leroux nur solche Lieder in seiner Sammlung einträgt, welche in historischer Be-

ziehung Interesse verdienen. Dagegen aber beschränkt sich Duméril mehr auf eine Auswahl, in Bezug auf die sich eine vollständige Übereinstimmung der Ansichten wol schwerlich erreichen läßt, während der Herausgeber der „Chansons historiques“ die möglichste Vollständigkeit erzielt. Vielleicht ist der wissenschaftliche Gehalt der letztern Sammlung hervorragender; indessen ist auch das andere Werk ganz empfehlenswerth. Es gewährt uns einen angenehmen und selbst lehrreichen Überblick über das bunte und dufferliche Feld der französischen Volkspoesie und es verschmilzt hier das poetische Interesse mit dem ethnographischen.

Zur Geschichte der dramatischen Literatur im Mittelalter.

Die dramatischen Dichtungen der Hrosvitha, welche bekanntlich in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts schrieb, würden einem größern Publicum selbst in Deutschland kaum dem Namen nach bekannt sein, wenn sie nicht vor einiger Zeit von Raupach in Berlin durch einen geistreichen Vortrag einem weiten Kreise vorgeführt wären. Für den Literaturhistoriker sind sie von hohem Werthe. Dessenungeachtet ist es eine fast auffallend zu nennende Erscheinung, daß sie ein französischer Schriftsteller in einem besondern Werke einer tiefern Beachtung würdig. Wir erhalten jetzt nämlich unter dem Titel „Théâtre de Hrosvitha traduit pour la première fois en français, avec le texte latin, précédé d'une introduction et suivi de notes“ eine literarhistorische Arbeit, welche wir dem Fleiße des bekannten Charles Ragnin verdanken. Dieser Schriftsteller hat sich bekanntlich auf dem Gebiete der Literaturgeschichte durch seine gebiegenen Forschungen über die Anfänge der dramatischen Literatur vorthelhaft ausgezeichnet. Seine neue Arbeit kann gleichfalls als Beleg für seinen Sammlerfleiß, seine Kenntniß und die Probestaltigkeit seiner Kritik gelten. Die sechs Stücke, welche die Grundlage zu diesem Werke bilden, sind nach dem bekannten Manuscripte in München, welches früher der Abtei Saint-Emmeran in Regensburg angehörte, mitgetheilt.

Kirchenshistorisches.

Ein nicht unwichtigen Beitrag zur Kirchengeschichte überhaupt, insbesondere aber zur Kunde der kirchlichen Verhältnisse und religiösen Anschauungen des Mittelalters enthält ein Werk aus der Feder des Abbé A. Cousin de Saint-Demour, von welchem vor kurzem der erste Band erschienen ist. Der Titel dieser Schrift, welcher etwas zusammengewürfelt erscheint, lautet: „Essai sur l'histoire scolastique, du droit canon et de la liturgie; succession des principales écoles théologiques; parallèle des principaux auteurs catholiques et hérétiques; suivi d'un résumé de leurs ouvrages les plus marquants.“ 17.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zweite Ansprache an die deutsche Nation

über die kirchlichen Wirren, ihre Ermäßigung und möglichen Ausgang

von

H. C. Freiherr von Sageru.

8. Geh. 15 Ngr.

Leipzig, im März 1846.

F. W. Brockhaus.

Beobachtungen und Phantasien über Menschen, Natur und Kunst auf einer Reise ins mittägige Frankreich. Von Johann Gottlob von Quandt.

(Fortsetzung aus Nr. 88.)

Nachdem wir von dem Vielen, was die Reise bis Avignon enthält, dies Wenige mitgetheilt, zunächst hier Einiges, was sich „aus den Streifzügen durch die Provence“ vereinzelt hervorheben läßt; hiermit werden wir zugleich aus andern Partien des Werks Einiges verbinden, das sich uns damit nach dem Gesetze der Ideenassociation verbunden hat. Über Vaucluse und Petrarca wird sich nichts Neues sagen lassen, aber immer und ewig höchst Anziehendes, wofür folgende Stellen der Reisebeschreibung als Beleg dienen können.

S. 167:

In der Kühle eines heltern Morgens verließen wir das dunkle Avignon. Der Weg führt, wenn man aus dem Thor d'Uze kommt, längs der alten Stadtmauer hin. Wer in der Mitte der Stadt wohnt, thut besser seine Wanderung nach Vaucluse durch das Thor Saint-Lazare anzutreten. Eine alte Lindenallee schützte uns vor der Sonne eine gute Strecke des Wegs. Ich würde meine alten Landsleute, die Linden, nicht erkannt haben, wenn mir mein Kutsher nicht versichert hätte: es wären tilleuls. Das tiefe Smaragdgrün ihres Laubes haben sie in dem südlichen Klima gegen ein fahles Grau vertauscht. Dazu wird den Linden in Frankreich Gewalt angethan: ihre Zweige beschneidet man, sodaß sie flache Dächer bilden und sich nicht zu hohen Domen wölben können. Am Ende dieser Alleen traten wir ins freie Feld, und hier wehte mich zum ersten Male die gewürzige Luft der Provence an, deren belebender Hauch, ein balsamischer Äther, aus dem Dufte des Lavendelkrauts, der Ölbaume und Mandeln gemischt, Alles übertrifft, was die Dichter davon singen und sagen.

S. 170:

Als wir Isle im Rücken hatten, stand die hohe Felswand vor uns, welche Vaucluse wie ein Schirm von der Welt absondert, und in kurzer Zeit erreichten wir diesen Ort. Hohe schroffe Gebirge, an welchen kein Baum Wurzel fassen, kein genügsames Gräschen Nahrung finden kann, umschließen Petrarca's Einsiedelei, dessen kleines Haus unter dem Schutze eines überhängenden Felsens stand, den die Trümmer einer Burg krönten, welche dem Wanderer die Bühne ihrer Mauern zeigt, als bewache sie das geheimnißvolle Heiligthum, in welches sich der Dichter zurückzog, seine Liebe und sein Leiden ungestört in Lieber zu ergießen. Petrarca's Hütte und sein Lorbeerbaum sind verschwunden. An die Stelle der erstern ist ein ganz gewöhnliches neues steinernes Haus gebaut und seit einigen Jahren an dem Orte, wo der Lorbeerbaum stand, ein junger Baum angepflanzt worden.

Ein Beispiel moderner Barbarei:

Mr. Joubon macht Petrarca zum Vorwurf, daß er in seinen Briefen sagt: Frankreich sei ein rauhes und barbarisches Land. Nur noch eins will ich von Vaucluse erzählen und möchte wissen, was Mr. Joubon dagegen sagen würde. Wie wenig den Franzosen irgend etwas heilig ist, davon gibt der alte Feigenbaum, der schon zu Petrarca's Zeiten seine mächtigen Äste über der Quelle ausbreitete, einen Beweis. Er glaubte sich gewiß an dieser Stelle gesichert und schlug seine Wurzeln tief in eine Felsenspalte, wo ihn keine Hand berühren konnte. Die jetzigen Jagdliebhaber, deren es mehr in Frankreich gibt als Sperlinge, sodaß sie nichts finden was sie schießen konnten, haben sich diesen Feigenbaum zum Ziel genommen und ihn ganz und gar zerhauen. Hiernach möchte man glauben, daß Petrarca's Urtheil über die Franzosen nicht ungerecht wäre.

Den Bemerkungen über das antike Theater bei Orange, „eins der größten und unter allen das am vollständigsten erhaltene“, die sich durch ihre Klarheit dem Archäologen empfehlen werden, ist die Schilderung einer sehr ergötzlichen Scene eingewebt. Der Reisende erzählt:

Als ich an der Mauer des Theaters hinging, um in das Innere desselben zu gelangen, fand ich ein großes Loch in derselben und daneben einen Anschlag mit den Worten: Conservateur du théâtre romain. Auf mein Rufen zeigte sich ein in Lumpen gehülltes Wesen, welches sogleich wieder in der Dunkelheit der Höhle verschwand. Bald darauf öffnete mir ein alter wohlgekleideter Herr die Thür und sprach: Mein Herr! ich bin der Abgeordnete (délégué) des Instituts der Wissenschaften zu Avignon. Ich habe die Ehre, ausgezeichneten Fremden dieses größte aller Werke der Römer zu zeigen und sie über die Antiquitäten zu unterrichten. Ein Herr und drei Damen, die ebenfalls Einlaß wünschten, gesellten sich zu uns, und der Herr délégué wiederholte dieselben Worte. Er fuhr mit größter Dreistigkeit eines Archäologen fort und erklärte die Einrichtungen des antiken Theaters wie er sie sich dachte. Unter Anderm gab er an der Rückwand der Bühne eine große Öffnung, die mit einer Nische verglichen werden kann und der Ort war, wo die Götter hervortraten, für die kaiserliche Loge aus, die so angebracht gewesen wäre, daß der Kaiser sich hoch über der Scene befunden und von den Schauspielern nichts als die Köpfe gesehen hätte. Als er mit dem Erklären fertig war, winkte er uns, auf den antiken Eigen Platz zu nehmen; er aber schritt feierlich über die Orchestra dahin, stieg auf der Bühnentreppe hinan, stützte sich mit der Linken auf einen Stein, streckte den rechten Arm weit aus und begann die berühmte Erzählung aus der „Phädra“ des Racine: „A peine nous sortions des portes de Trézène etc.“ wobei er auf allen ei und ai mit der Stimme lastete. Das französische Pathos, welches darauf angelegt ist, dem Zuhörer Bewunderung der Werke abzurufen, übergieß mich mit einem Schauer des Widerwillens. Mir fehlte es an Geduld und ich konnte die lange

Erzählung von dem Tode Hippolyt's nicht wie Ihesus bis zu Ende anhören. Ich rief daher: „Viva Talma! — Talma viva!“ Der Redner verbeugte sich dankbar, und mein Nachbar, ein sehr gebildeter Mann, aber ganz Franzose, hielt meinen Beifall für echt und sagte zu mir: „Es ist wahr, er hat sehr gut gesprochen.“ Der Herr délégué spielte den Bescheidenen und verschleierte, er habe bloß die Absicht gehabt zu zeigen, wie, ohne Anstrengung der Stimme, der Schauspieler in diesem weiten Raume verstanden werde.

Wenn aber Quandt hinsichtlich jener berühmten Erzählung sagt, „dieses bewunderte Prachtstück der französischen-dramatischen Poesie legte der große Racine einem Boten in den Mund, sodas es scheint, der Dichter habe selbst an seinen Helden nicht mehr gedacht und diesen zum müßigen Zuhörer eines Specimens der Rhetorik gemacht“, so muß Ref. einwenden, daß diese Erzählung und die Scene in der sie vorkommt sehr treu aus Euripides copirt sind, der, stände er wieder von den Todten auf, sich gegen den Tadel, der ihn und nicht Racine trifft, wahrscheinlich würde zu vertheidigen wissen, nicht zu gedenken, daß ganz ähnliche lange Erzählungen auch noch in andern griechischen Tragödien sich finden. Daß der Reisende den Eindruck, welchen auf ihn der Pont du Gard machte, nicht besser glaubte schildern zu können als indem er übersezte was darüber Rousseau in den „Confessions“ sagt, war Ref. um so erfreulicher als die allerdings geistreichen Bemerkungen, in denen sich Quandt nach der Ankunft in Genf über Rousseau verbreitet, zum Theil ganz gewiß auch ungerecht sind, ungerecht schon durch Das, was sie mit Stillschweigen übergehen. Es hat nämlich das scharfe Urtheil, welches Quandt über Rousseau ausspricht, den „Emile“ gänzlich unbeachtet gelassen, der, wie Jean Paul in der „Levana“ sagt, eine Revolution in allen Kinderstuben hervorgebracht hat. Nach den begeistertsten Worten zu schließen, womit Quandt Jean Paul's gedenkt (S. 8), wird er vielleicht den Einwand für nicht so ganz unerheblich ansehen, obgleich Ref. selbst weniger auf jene Autorität gibt als zweifelsohne Quandt, der, indem er unter Anderm von Jean Paul sagt: Es sei dessen Wig ein ganz eigener, der das Verschiedene nicht miteinander vergleiche, sondern die Verschiedenheit aufhebe und in Liebe versöhne, etwas ausspricht, wobei Ref. nur dann sich etwas denken könnte, wenn es nicht von Jean Paul gesagt wäre. Als wahrhaft erfreulich und erhehend ist dagegen auszuzeichnen, was, veranlaßt von Betrachtung des Denkmals Schiller's in Würtemberg gesagt ist. Hier nur die Schlussworte:

Die Differenz in Dem, was der innere edle Sinn erseht und die Wirklichkeit gewährt, blieb Schiller und verleihet seinen Werken eine bezaubernde Schwermuth, ein sehndes edeles Streben nach einem unerreichbar Geahneten. Seine Dichtungen gleichen den glänzenden Wolken, welche vor der Sonne stehen; sie scheint hindurch, aber sie löst sie nicht auf; es ist seine schöne Subjectivität, welche durch die objective Weltanschauung hindurchscheint und sie erwärmt, aber nicht bis zur Bekehrung in der Idee hinanhebt.

Unstreitig verdient nicht minder Beifall, was sich bei gleicher Veranlassung über Hebel gesagt findet:

Dieser Dichter war was andere Volksdichter sich abmühen zu scheinen und zu erkünsteln. Er hätte von sich sagen dürfen: Ich singe wie der Vogel singt, und weil er so ganz Naturdichter war, war er auch recht eigentlich Volksdichter. Schwerlich möchte er in einer andern Mundart als der alemannischen Töne gefunden haben, durch die vernehmbar wird, wofür fast der Wortlaut noch zu materiel ist, und mit entzückungsvoller Überraschung hören wir in seinen Liedern, was der Mensch nur in der geheimnißvollsten stillen Tiefe seiner Brust erlebt. Durch diesen Einklang der alemannischen Mundart mit den zartesten Stimmungen des Gemüths entsteht eine solche Wechselwirkung zwischen Gefühl und Sprache wie unter zwei völlig rein und gleichgestimmten Glocken, welche die in ihnen beiden schlummernden Töne gegenseitig wecken. Da sich in Hebel's Liedern Gefühl und Sprache völlig durchdringen, so ist die treueste Wahrheit, zwangloseste Heiterkeit, ungesuchte Natürlichkeit, bisweilen auch ein Köcheln unter Thränen darin, welches auf das innigste ruhet.

(Der Restus folgt.)

Zwölf Basreliefs griechischer Erfindung aus Palazzo Spada, dem Capitolinischen Museum und Villa Albani, herausgegeben durch das Institut für archäologische Correspondenz. Erster Band. Rom 1845.

Es war eine Vereinigung verschiedener glücklicher Umstände erforderlich, um ein Werk wie das obige zu Stande zu bringen, welches jeder echte Kunstfreund, zumal in Deutschland, mit der lebhaftesten Freude begrüßen muß. Nachdem bei der Mehrzahl der Publicationen, welche in den letzten Jahrzehnden in Europa über antike Kunst erschienen sind, der Standpunkt der Erklärung feltener und schwer zu entziffernder Gegenstände oder der der historischen Bedeutung der Denkmale festgehalten, ist hier vornehmlich die den Kunstfindungen der Griechen innewohnende Schönheit ins Auge gefaßt worden. Wenn die hiernach getroffene Auswahl der Denkmale schon eine sehr glückliche zu nennen ist, so entspricht derselben seltenerweise auch die getreue und geschmackvolle Art der Darstellung sowie der die wärmste Begeisterung für die Schönheit griechischer Kunst athmende und doch zugleich die nöthigen archäologischen Erklärungen ebenso fein als anspruchslos enthaltende Text. Typen und Papier sind endlich von der Art, daß man mit Sicherheit behaupten kann, daß, so lange die Sonne die siebenbügelige Stadt bescheint, dort nie in deutscher Sprache ein Prachtwerk erschienen ist wie dieses, welches sich in der Ausstattung dreist neben Jedes stellen kann, so in dieser Art in England und Frankreich geleistet worden ist. Das Institut der archäologischen Correspondenz hat durch die Widmung dieses Werks an seinen erhabenen Protector, den König von Preußen, eine der geläuterten Kunstliebe dieses Herrn in einem besondern Grade würdige Gabe dargebracht. Ein Solches zu leisten ist dasselbe aber durch einen deutschen Edelmann befähigt worden, welcher nicht allein in Dingen der Kunst eine reine Liebe und eine edle Geschmacksbildung besitzt, sondern höchstelterweise auch einen bedeutenden Selbstaufwand nicht scheut, eine solche thatsächlich zu beweisen und zur Verbreitung ähnlicher Eigenschaften nach allen Kräften zu wirken. Wenn eine lebenswürdige Bescheidenheit desselben die Nennung seines Namens in dem Werke unterdrückt hat, so ist es für den Ref. die Erfüllung einer angenehmen Pflicht, hiermit auszusprechen, daß es der unter den Künstlern und Kunstfreunden Italiens und des südlichen Deutschlands als eifriger Sammler von Kunstwerken rühmlichst bekannte Baron Alfred Fogbed ist, welchem wir hauptsächlich dieses schöne Werk zu danken haben. Indes dürfte dasselbe schwerlich so in jedem Betracht genügend ausgefallen sein, wenn nicht dieser Kunstfreund glücklicherweise in Dr. Emil Braun einen Archäologen gefunden, welcher, in der Geschmacksbildung ihm eng verwandt, auch die wissenschaftliche Ausstattung in

demselben Sinne durchgeführt hätte. Hierzu ist besonders die herrliche Wahl derjenigen Denkmale zu rühmen, welche in wieder enger Beziehung zu jedem der zwölf in Kupferstichen von ansehnlicher Größe abgedruckten Reliefs, als Bignetten, den jedesmaligen Vert zu Anfang und Ende begleiten. Da die Ausführung an Feinheit und Verständnis bei keinem dieser Reliefs der Schönheit der Erfindung entspricht, ist wol mit Sicherheit anzunehmen, daß dieselbe von mehr oder minder geschickten Künstlern aus der Kaiserzeit herrührt. Die ersten acht Reliefs, welche bei einer Erneuerung der Kirche St. Agnese vor je urara, wovon eine Ansicht an der Spitze der Einleitung, entdeckt und von dort nach dem Palast Spada alla Regola, dessen Ansätze am Schluß derselben, verlegt wurden, haben ihre verhältnismäßig gute Erhaltung dem stichamen Umfange zu danken, daß sie, als Platten für den Fußboden jener Kirche benützt, mit der Zeit, worauf sich die Bildhauerarbeit befand, nach unten geteilt waren. Diese Folge macht gegenwärtig in einem Saale des Palastes Spada einen um so stattlicheren Eindruck, als die Figuren etwa drei Viertel lebensgroß sind. Ref. bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß die Angabe der Maße, welche bei drei der andern Reliefs kleiner sind, besonders für Goldschmiede die Originale nicht kennen, wünschenswerth gewesen wäre. Eine geistige Beziehung, welche Dr. Braun zwischen dem Gegenstände der einzelnen Reliefs zu erkennen glaubt, scheint dem Ref. bei der Mehrzahl nicht hinlänglich nachgewiesen zu sein.

Das erste Relief stellt den Bellerophon, welcher den Pegasus trinkt, vor. Die herrliche, jugendliche Heldengestalt des Bellerophon zeigt in der sehr einfachen und ruhigen, aber doch schönen Stellung recht das eigenthümliche Wesen griechischer Kunst und bildet einen sehr ansprechenden Gegensatz mit dem hier in der Sphäre der keineswegs veredelten Naturwahrheit dargestellten Rufenpferde, welches mit thierischer Begierde seinen Durst löst. Als erste Bignette ist hier die Abbildung einer sehr schönen Chimära, nach einem Relief in der Villa Albani, gegeben, welche außer dem Löwen- und Ziegenkopf von dem Künstler ausnahmsweise auch mit einem Wolfskopf begabt worden, der aber im Original so beschädigt ist, daß er in dem Kupfer eher einem Fischkopfe ähnelt. Ref. gesteht, daß ihm die Chimära von allen phantastischen Kunstgebilden der Griechen immer am wenigsten zusagt, weil es ihr an der bei Hippocampen, Centauren u. so bewunderungswürdigen, man möchte sagen organischen Verbindung der einzelnen Theile fehlt. Die zweite Bignette, ein Pegasus nach einem Relief aus derselben Villa Albani, gibt dem Ref. Veranlassung, den ganz ironischen Standpunkt hervorzuheben, aus welchem die Alten gelegentlich so manche Gegenstände auffaßten. In allen Theilen, z. B. in der starken Behaarung, ist hier absichtlich ein so gemeines Pferd dargestellt, daß man nicht begreifen kann, wie es zu den Flügeln kommt. Auf wie viel Dichter alter und neuer Zeit läßt sich nicht diese Vorstellung anwenden!

Mit Recht erklärt der Ref. das zweite Relief, gegen die gewöhnliche Annahme, welche darin einen Meleager erkennt, für einen sterbenden Adonis. Dafür entscheidet die verbundene Wunde am Beine. Allerdings ist der Ort der Wunde am Hinterbeine sowie die stehende Stellung bei diesem Gegenstande ungewöhnlich, doch entspricht letztere sehr wohl dem heldenmäßigen Charakter des kühnen Jägers, welcher dem Schmerz auch äußerlich nicht eher nachgibt, als bis er von ihm überwältigt, zusammensinkt. Von den beiden Bignetten zeichnet sich ein in liegender Stellung sterbender Adonis von einem bei Lococamea gefundenen Denkmal im Petrusischen Museum zu Rom durch das sehr lebendige Motiv aus, wennschon die Auffassung viel weniger ideal ist.

Zu dem dritten Relief, Amphion und Jethus, hat nach der Vermuthung des Ref. eine berühmte Scene der Tragödie des Euripides desselben Namens Veranlassung gegeben, in welcher Jethus die Vortheile und Reize der Jagd und der Leibesübungen, Amphion die der Wissenschaften geltend macht. Der

Ref. ist hier derselbe Gegensatz in dem nachlässig, ja fast häßlich dastehenden Jethus von übermüthig selbstlichem Ausdruck, ohne daß indeß dadurch der Schönheitsforn verlegt wird, und dem Amphion ausgesprochen, welcher mit überlegenem Bewußtsein die Pyra, als das Symbol der Nüchternheit, welche er vertritt, aufstellt und den Bruder ruhig sinnend anblickt. Bei der ersten Bignette, welche das Wiedersehen der beiden Brüder und ihrer Mutter, der Antiope, nach dem bekannten schönen Relief im Museum zu Paris mit den beige-schriebenen Namen darstellt, erklärt der Ref. sehr treffend, wie ganz dieselbe Composition in einem Relief des Museums zu Neapel zufolge der Aufschriften zu dem Abschiede der von dem Metrus zur Unterwelt geleiteten Eurydice hat dienen können. In dem Kopfe der Frau konnte selbst der Ausdruck nach der einen wie nach der andern Bedeutung ziemlich derselbe bleiben, da ein lebhafter Schmerz und ein Uebermaß von Freude sich in den Zügen auf eine sehr ähnliche Weise abbilden, wie Shakespeare Legteres so schön durch die Worte bezeichnet: die Freude sei so groß, daß sie vom Kummer Thränen borgen müsse. Bei der zweiten Bignette, welche uns die berühmte Gruppe des Farnesischen Stiers vorführt, gedenkt der Ref. der treffenden Bemerkung Otfried Müllers, daß auch hier der Künstler den Charakter der beiden Brüder festgehalten, indem der röhre und ungezügeltere Jethus die Dirte bereits an die Hörner des wüthenden Stiers fesselt, während die Unglückliche noch zu dem mildern Amphion um Erbarmen emporsieht.

Bei dem vierten Relief, dem Raub des Palladiums durch Dyoisus und Diomed, ist der dargestellte Moment schwer zu erklären, auch ist dadurch, daß beide mehr einzeln und auf verschiedenen Plänen dargestellt sind, die Composition weniger abgerundet, die Ausfüllung des Raums minder stügemäßig als bei den andern Reliefs. Der Charakter der Helden ist indeß vortreflich ausgedrückt und die Motive lassen sehr glücklich im Dyoisus den Rathenden, in Diomed den Ausführenden erkennen. Die erste Bignette enthält die gewöhnlichere Darstellung des Gegenstandes auf dem von Felix geschnittenen Steine der Arundel'schen Sammlung, die zweite den auf dem Altar knieenden Diomed, welcher das geraubte Palladium hält, nach einer antiken Glasplatte.

An dem fünften Relief, Dädalus, welcher der Pasiphae die von ihm gebildete hölzerne Kuh zeigt, ist sowohl die Discretion in der ganzen Darstellung, als die edle Gestalt der Königin wie das Sinnige in dem erfindungsreichen Künstler hervorzuheben. Die Bignetten, Pasiphae allein mit der Kuh und der Kopf des Minotauros, sind hier minder erheblieh.

Das bewegteste Leben zeigt uns in meisterlicher Weise das sechste Relief. Vortreflich ist die doppelte Handlung in der furchtbaren Schlange, welche, während sie Opheltes, das unselige, im Todeschmerz schreiende Kind, umstrickt hat, sich gegen die beiden zum Kampf herankommenden Helden emporkümmert. Unvergleichlich edel und lebendig ist aber in der unglücklichen Wärrerin, Ophippole, das Entsetzen und die Verzweiflung ausgedrückt. Besonders glücklich ist hier die Wahl in den Bignetten zu nennen, denn die erste, nach einer ruwefischen Wase im Besitz des Baron Rogge gewonnen, zeigt uns, wie derselbe Gegenstand, dem Stil und den Raumgesetzen dieser Kunst gemäß, anders und mit reichern Nebenbeziehungen aufgefäßt ist; die zweite, nach der berühmten ruwefischen Wase im Vatican, stellt die feierliche Befragung des Opheltes dar, mit feinerer Andeutung der nemässchen Spiele, welche zu seinem Andenken gefeiert wurden.

Recht im Gegensatz führt uns das siebente Relief einen idyllischen Gegenstand von wunderbarem Reiz vor Augen. Der bei seiner Heerde in behaglicher Ruhe wachende Paris leht den Einküsterungen des Gros, welcher ihn zur Untreue gegen die Denome zu verleiten sucht, ein williges Gehör. Sehr passend stellen die Bignetten das Urtheil des Paris nach dem Relief in der Villa Ludovisi, und den Sylvan mit den ähnlich gruppirten Kindern nach dem trefflichen Relief der Gypsothel in Mün-

den vor. Alle drei Kunstwerke deuten auf ein gemeinsames Urbild, welchem die Motive nach Maßgabe der jedesmaligen Aufgabe entnommen und frei verwendet worden sind.

Sehr eng schließt sich hieran der Gegenstand des achten, bisher für die Entführung der Helena genommenen Reliefs, worin der Verf. sehr richtig mit Otto Zahn zusammenfassend den Abschied des Paris von der Demone erkennt. Schon liegt das verhängnisvolle Schiff bereit, als Demone, eine Gestalt von der einfachen griechischen Annuth, welcher ein so wunderbarer Zauber innewohnt, noch zum letzten Male versucht, den leichtsinnigen Gemahl von der Fahrt abzuhalten, deren unselige Folgen sie voraussieht. Der mächtige Flügeltott im Vordergrund erscheint hiernach sehr natürlich als der Vater der Demone, Reben, welcher die Hand auch abmahnd erhebt. Daß hier Kopf und Arme des Paris neu sind, thut der Auslegung keinen Eintrag, welche in der ersten Bignette glücklich durch eine von Willingen ebrte Ikonose mit beigeschriebenen Namen, auf welcher sich auch der Flügeltott findet, unterstützt wird. Sehr zweckmäßig enthält die andere Bignette die sichere und ausführliche Darstellung der Entführung der Helena nach dem Relief des Hauses Saraffa im Museion zu Neapel, worauf in der für die griechische Auffassung so charakteristischen Weise die Helena von der Aphrodite und der Peitho, Paris aber von dem Eros zu dem entscheidenden Schritte beredet wird.

Das neunte unter dem Papst Clemens XI. auf dem Aventin gefundene und jetzt im Capitolinischen Museion befindliche Relief, welches den schlafenden Endymion darstellt, zeigt in wunderbarer Wahrheit, Grazie und Einfachheit in der schönen jugendlichen Gestalt das Übernommenwerden vom Schlaf, bevor der Schläfer noch eine bequeme Lage dazu hat annehmen können. Sehr gut hebt der Verf. die Feinheit hervor, womit durch das Wellen des emporstehenden treuen Hundes das Rauben der Diana angedeutet ist, welche selbst darzustellen hier der Raum nicht gestattete. Ungemein glücklich wird in der ersten Bignette die hier fehlende Göttin durch die Statue derselben im Braccio nuovo des Vaticans vergegenwärtigt, deren Gebärde vortrefflich das freudige Erstaunen über den schönen Schläfer ausdrückt. Eine von Guatani mitgetheilte Statue des auf den Boden ausgestreckten Endymion, welche im Motiv eine große Übereinstimmung mit der großartigen Statue desselben in Stockholm zeigt, ist der Gegenstand der zweiten Bignette.

Perseus und Andromeda nach dem berühmten, unter dem Palast Nuti bei der Kirche St. Apostoli gefundenen Relief im Capitolinischen Museion, macht den Gegenstand des zehnten Reliefs aus und ist nach dem Gefühl des Ref. die Krone der ganzen Folge. Nur selten hat wol die Kunst den Gegenstand freudiger und auf eigene Kraft beruhender Heldengröße und hülfbedürftiger und durch unbewußte Schönheit über jene wieder siegreiche Frauennatur in so einfacher und hinreißender Weise dargestellt als in diesem Werke. In dem Motiv des Perseus macht der Contrast des Emporstreckens der Rechten zur Andromeda und des besorglichen Verbergens des tödtlichen Medusenkopfes mit der Linken, so ganz aus dem geistigen Gehalt der Aufgabe heraus, eine herrliche Wirkung. Vergeblich aber ringt die Sprache, den Eindruck jener holden, jungfräulichen Schüchternheit in der Andromeda wiederzugeben, welche gefenkten Blickes die hülfreiche Hand ihres Retters ergriffen hat und verzagten Schrittes im Begriff ist, den Felsen hinabzusteigen, während in Folge dieser Bewegung die schönen Formen der schlanken und edeln Gestalt durch das leichte Gewand, welches sie umwallt, deutlicher hervorschimmern. Der Verf. macht es höchst wahrscheinlich, daß dem Künstler hier die Tragödie des Euripides, welche diesen Stoff behandelte, zum Vorbild gedient hat. Sehr charakteristisch ist es, daß dieses gerade von diesem Dichter gesehen, welcher auch in so manchen andern Beziehungen einen Übergang von der streng griechischen zu einer der romantischen verwandtern Sinnesweise macht,

dem jener Mythos ist vor allen andern ein Prototyp des Geistes mittelalterlichen Ritterthums, der schon in der Legende des heiligen Georg enthalten, wiederholt von so manchen Dichtern, wie z. B. von dem Kriost, nachgeahmt worden ist. Einen recht interessanten Vergleich gewährt das schöne pompejanische Gemälde desselben Gegenstandes in der ersten Bignette. Die zweite, nach einem von Canto Bartoli gegebenen Relief, zeigt denselben in einer dem obigen so ähnlichen Weise, daß man daraus auf ein Werk schließen muß, welches schon im Alterthum eines großen Ansehens genoss. Hier ist damit noch als Gegenstück Perseus mit dem Medusenkopfe und die ihn schirmende Pallas, und in der Mitte die Venus Anadyomene verbunden.

Herakles bei den Hesperiden nach einem Relief der Villa Albani ist für die erste Vorstellung gewählt worden. Besonders ansprechend ist hier die Gestalt der einen Hesperide, welche sitzig und bewundernd vor dem ruhenden, hier jugendlich genommenen Helden steht und den Apfelweig, das antike Zeichen der Liebeserklärung, hält, sodaß hierdurch noch der treffenden Bemerkung des Verf. der Lohn der Heldenthat angedeutet wird. Von der andern Hesperide sind leider im Original nur wenige Ueberreste erhalten. Die erste Bignette nach einem kleinen Relief in derselben Villa zeigt den Herakles, wie er nach Vollbringung derselben Heldenthat sich am Meere labt, in der zweiten, nach einer Vorstellung auf einer kritischen Base genommen, aber ist derselbe Vorgang ins Lächerliche gezogen. In Gegenwart des Hermes und Iolaus ist der Sohn des Zeus in komischer Hast tief gebückt bemüht, die goldenen Äpfel in ein Körbchen zu sammeln.

Den Beschluß macht endlich ein anderes Relief aus der Villa Albani, Dädalus, welcher sitzend emsig an einem Flügel arbeitet, dessen Spitze von dem danebenstehenden, schon beflügelten Ikarus gehalten wird. Der Gegenstand des besonnenen, werththätigen Künstlers mit dem müßigen und beobachtlosen Jüngling, sowie die filigrafe Ausfüllung des Raums wird hier mit Feinheit gewürdigt. Die zwei Fragmente, welche von diesem Werke noch vorhanden sind, haben durch ein anderes Relief derselben Villa, welches diesen Gegenstand nur weniger schön behandelt, glücklich ergänzt werden können. Es ist hier in der ersten Bignette gegeben worden, während die zweite nach einem pompejanischen Gemälde uns die traurige Folge der Unbesonnenheit des Ikarus vor Augen führt, wie er am Ufer des Meeres herabgestürzt entseelt daliegt und von dem heranstiegenden Vater aus den Lüften voll Schmerz betrachtet wird.

Möchte der dem Ref. unbekante Preis dieses schönen Werks der Art sein, daß auch minder bemittelte Kunstfreunde zu dem Besitze desselben gelangen können, und möchte dasselbe in der Richtung, uns das Schöne antiker Kunst in würdiger Weise vorzuführen, recht zahlreiche Nachfolge finden!

Literarische Notiz.

Historische Bibliographie.

Für alle Diejenigen, welche sich die Erforschung der französischen Geschichte zum Gegenstande besonderer Untersuchungen gewählt haben, ist vor kurzem ein wichtiges Werk erschienen, welches allerdings nur ein bibliographisches Interesse in Anspruch nimmt, aber nichtsdestoweniger für den Nachweis der Quellen und literarischen Hülfsmittel ein unentbehrliches Handbuch ist. Dieses Werk führt den Titel: „Bibliographie historique de la France ou catalogue de tous des ouvrages imprimés en français depuis le quinzième siècle jusqu'au mois d'avril 1845“, von A. Estruc de Saint-Fargeau. Die Rubriken, in die das gesammte Material zerfällt, sind folgende: 1) „Division géographique ancienne de la France“; 2) „Préliminaires généraux de l'histoire de France“; 3) „Cartes géographiques“; 4) „Ville de Paris“; 5) „Anciennes provinces et leur subdivision en départements.“ 17.

Dienstag,

Nr. 90.

31. März 1846.

Beobachtungen und Phantasien über Menschen, Natur und Kunst auf einer Reise ins mittägige Frankreich. Von Johann Gottlob von Quandt.

(Beschluß aus Nr. 88.)

Die Schenswürdigkeiten im Museum zu Avignon — sehr interessant was darüber S. 129 fg. gesagt ist — geben dem Reisenden unter Andern zu der Bemerkung Anlaß:

Es schienen die frühern Bewohner dieser Gegend sich mit Brennen von Gefäßen und Siegeln viel beschäftigt zu haben, worauf auch noch die vielen Stempel hindeuten, womit dergleichen Arbeiten bezeichnet wurden, deren eine große Anzahl in dem Museum aufbewahrt werden. Man hat noch unbenutzte Vorräthe von sehr festgebrannten Siegeln aufgefunden. In mehreren haben sich Hühnerfüße und Hundepfoten abgedrückt, ehe die Siegel getrocknet waren. Die Thiere die darüber hinflehen ahnten nicht, daß diese Zeichen ihres Lebens über ein Jahrtausend nach ihrem Tode sich erhalten würden. Auch ein schöner jugendlicher Menschenfuß war in dem einen Siegel abgedrückt. Ich hätte gern etwas Bestimmteres über den Lebenswandel dieses Fußes gewußt. Meine Phantasie bildete die Gestalt aus den weichen Formen dieser Sohle bis zum Scheitel hervor. Es war die eines Jünglings in der Zeit zwischen dem jugendlichen Träumen und männlichen Erwachen. Ich sah wie er unbewußt spielend und sinnend seinen Fuß in der weichen Erde abdrückte.

Wenn dieses *ex uaque leonem* mehr sein soll als das Spiel einer momentanen Phantasieanregung, so kann man nicht umhin, die Größe eines also ausgebildeten Formenstans zu bewundern. Nicht unzweckmäßig ist dem Reiseberichte über Avignon viel Historisches eingewebt, was insonderheit hinsichtlich der päpstlichen Burg, jetzt Aufenthalt casernirender Regimenter, lebendig den Contrast zwischen damals und jetzt hervorhebt. Man ermüßt, wie viel Liebes und Gutes hier von der neuen Bewohnerschaft alte Wandgemälde haben zu erleiden gehabt. Von den noch sichtbaren Gemälden erklärt Quandt die in dem mittlern Stockwerke des südlichen Thurmes für unverkennbare Werke Giotto's, was auf alle Fälle nicht widerlegt wird durch die seltsamen Kindlichkeiten, die daran zu sehen sind. 3. B. alle Heiligenscheine stellen sich als runde Scheiben, die Köpfe mögen von vorn oder von der Seite anzusehen sein. Von mehreren solchen Heiligenscheinern sind dahinterstehende Figuren bedeckt. Ubrigens scheint es, man hat den Künstler die Cartons zu jenen Gemälden entwerfen lassen, ohne daß man ihm Notiz gab oder er

Notiz nahm von der runden Form des Saales mit bedeutenden Fenstervertiefungen, woraus der Überstand hervorgegangen ist, daß einige Köpfe gerade auf solche Stellen gekommen sind, wo die Wände Ecken bilden, so daß Hintertheil des Kopfes und Gesicht sich auf verschiedenen Flächen befinden. Nicht ohne Bedeutung ist folgende scheinbar unwichtige Scene. Der Reisende hatte die heißen Nachmittagstunden in den schauerlichen Räumen der päpstlichen Burg und in dem Dome zugebracht und machte jenseit der Rhone (S. 144 die entsprechende Legende von Erbauung der Brücke zu St. Vénézet) einen Ausflug nach der reizend gelegenen kleinen Stadt Villeneuve. Die Wanderung unterbrechend läßt er sich auf einem Steine nieder, die Aussicht zu genießen;

allein ein alter Fischer schickte einen Knaben in seine Hütte und ließ mir einen Sessel bringen. Sein Ansehen war so stattlich, obwol er nur geringe Kleider trug, daß ich nicht wagte ihm eine Bezahlung für die Gefälligkeit anzubieten. Er fragte mich ernst und bescheiden nach meinem Vaterlande — es ist dies immer die erste Frage der Leute aus dem Volke. Von Deutschland kannte er nur den Rhein. Er lobte die Deutschen und fragte, ob sich Deutschland von den Bewältigungen des Krieges erholt habe. Bald gesellten sich Mehre zu uns, die von Strömen und Meeren, an welchen Deutschland liegt, gern etwas erfahren wollten. Einer sagte ganz laut, die Deutschen sind brave Leute, sie haben die Bourbons aufgenommen.

Mancher Leser, der von König René nicht viel mehr wissen dürfte als die Erwähnung desselben in der „Jungfrau von Orleans“, wird überrascht sein, eines Gemäldes desselben gedacht zu finden, das der Reisende im Hospital zu Villeneuve betrachtete. Es stellt den Zustand der Seelen nach dem Tode vor und ist nach Quandt's einem französischen Kunstkenner bestimmenden Urtheile eins der aller vorzüglichsten Werke des 15. Jahrhunderts. Hierbei verbreitet sich Quandt umständlich in Erörterung der für die Kunstgeschichte wichtigen Frage über das Ausreichende der Gründe, aus welchen man den König René für einen Schüler des van Eyck ausgegeben, was begrifflicher Weise von allgemeiner kunstgeschichtlicher Bedeutung ist, insofern es sich um den Einfluß handelt, den deutsche Kunst auf die französische geübt. Wichtig wird diese Stelle auch den Verehrern der „Divina commedia“ sein als

abermäßiger Beleg, wie dieses in den Augen der Jetztwelt abstruse Gedicht für die Zeitgenossen sehr populair sein konnte. Wir übergehen, als keinen Auszug gestattend, das Viele, was außerdem über Kunstgegenstände in dem Buche gesagt ist (so z. B. die Deutung, welche einem Gemälde des Lukas Kranach in Karlsruhe gegeben ist, S. 326, das man bisher für einen Ritter erklärt hat, der unter drei Nymphen seine Gattin wählt, sowie die Geschichte Württemberg's in Segenbauer's Frescogemälden, S. 333 fg.), halten uns aber für verpflichtet auf die Geschichte der Malerei zu verweisen, welche einen in sich abgeschlossenen und gewiß höchst anziehenden Bestandtheil der Schrift bildet. Zeugniß für den Werth dieser Betrachtungen scheint Ref. zu liegen in der Bemerkung:

Was in einer Zeit gemalt wird, wie die Gegenstände aufgefaßt, die Aufgaben gelöst werden, läßt uns zugleich einen tiefen Blick in die Sinnesweise einer Generation thun, und gerade in einen Lebenskreis hineinschauen, der sich uns nicht in den großen Weltbegebenheiten aufschließt.

Wer hierin keine unabweigbare Wahrheit findet, hat entweder nie Niederländer gesehen oder sie doch ohne allen Sinn für das Wesentliche derselben gesehen. Quandt bedient sich eines andern, die Wahrheit seiner Worte nicht minder bestätigenden Beispiels, indem er sagt:

Es ist beinahe rührend, wenn man Bilder vor sich sieht, die in Deutschland zu Zeiten Friedrich's des Großen gemalt wurden, z. B. die kleinen, freundlichen, stillen, fleißig gemalten Landschaften, die Portraits gepugter lächelnder Herren und Damen, erstere oft in der einen Hand eine Dose, in der andern eine Pflanze haltend, wobei der kleine Finger ausgepreizt wird, und die Damen mit einem Fächer spielend; die Stillleben und Dopschinken. Geben uns diese Bilder nicht die Vorstellung eines gemüthlichen, sehr beschränkten und harmlosen Volkscharakters, wovon die Geschichte einer Zeit nichts ahnen läßt, in der sich ein deutscher Fürst mit den größten Mächten Europas herumzuschlug? Gellert's Fabeln und Gellert's Idyllen gehören ja auch jener Zeit an und bezeichnen eine Sinnesweise, die wir aus der Weltgeschichte nicht errathen und erklären können.

Noch einen Gegenstand, den Quandt überall behandelt hat, wo sich ihm dazu Veranlassung bot, können wir ebenfalls nur erwähnen, wir meinen Dasjenige, was er über die auf der Reise von ihm betrachteten Denkmale mittelalterlicher Baukunst sagt und insonderheit darauf hinausläuft, die Auffassung des Spitzbogens als constructiven Elements eines darauf beruhenden eigenthümlichen Baustils den Deutschen zu vindiciren. Diese Partie des Buchs kann nur von dem ganz sachkundigen Leser gewürdigt werden. Schwerlich aber hätte es in dieser Beziehung der entschuldigenden Vorworte bedurft:

Hinsichtlich meiner architektonischen Betrachtungen, welchen ich zu viel Raum vergönnt habe, muß ich die Leser um Excuse bitten. Ich konnte keine Gelegenheit vorübergehen lassen, welche sich darbot, meine Überzeugung zu befestigen, daß der Spitzbogenstil nicht in Frankreich, sondern in Deutschland ausgebildet wurde. Dem die Frage, welchem Volke der Spitzbogenstil angehört, eine solche Herzensangelegenheit ist wie mir, der wird die Wiederholungen dieses Gegenstandes gern verzeihen.

Deffen womit wir in Dem was Kunst heißt uns auf leidlich würdige Weise mit dem Alterthum messen können, gibt es ja so wenig, und in diesem Wenigen steht die sogenannte gothische Baukunst so bewundernswerth und staunenerregend da, daß die Frage: Ob der Spitzbogenstil (nicht der Spitzbogen) deutsche Erfindung sei, von größter Bedeutung für Leben sein muß, der überhaupt Kunst- und Culturgeschichte nicht von dem Wissenswerthen ausschließt und in irgend einer Beziehung sich zu dem Publicum unfer's Reisenden rechnen darf. Diesem Publicum sind die Schriften Quandt's schon durch sich selbst so hinreichend empfohlen, daß zu Empfehlung der jetzt angezeigten wir vielleicht schon viel mehr gesagt haben als nöthig gewesen wäre. 29.

Slavenemanicipation.

In den vor kurzem erschienenen „Brief notices concerning Hayti and Jamaica“ von John Gandler findet man sehr interessante Nachrichten von der Wirkung der Emancipation der Sklaven in den englischen Colonien Westindiens. Der Verf., der zur Sekte der Quäker gehört, hat die von ihm mitgetheilten Thatsachen mit eigenen Augen gesehen, und sein Zeugniß verdient allen Glauben, da er ein Mann von gesundem Verstand, richtiger Urtheilskraft und größter Unbefangtheit ist. Nach seiner Behauptung hat die völlige Freilassung der Sklaven auf der Insel Jamaica und in den übrigen englischen Besitzungen Westindiens den glücklichsten Erfolg gehabt; alle Classen der Bevölkerung freuen sich über das Resultat, welches dieselbe gehabt. Die Vorhersehungen der Pflanzler und Gutsbesitzer in den Colonien, welche verkündigten, die einmal freigelassenen Sklaven würden ein faules und landfrevlerisches Völkchen werden, welches dem Lande nur Schaben bringen würde, die Felder würden nicht angebaut werden, das Leben der Weissen würde gefährdet und ihr Besizthum ruinirt sein: alle diese und noch andere ebenso heuchelnde Prophezeiungen sind durch die befriedigendsten Resultate widerlegt worden. Das Gegentheil von Dem, was man vorhergesagt, fand statt, und Jamaica und die übrigen Inseln sind auf eine neue Bahn der Wohlfahrt eingetreten. Der Ackerbau findet gegen Lohn immer zur Arbeit bereite Hände; Bettel und Perumstreicheln sind unbekannt; die Zucker- und Kaffeepflanzungen, welche im Anfang der Slavenemanicipation theilweise vernachlässigt wurden, weil die Aufseher die Unvorsichtigkeit begingen, die jetzt freien Arbeiter blos durch Gewalt anzutreiben, fangen an ihre ehemalige Fruchtbarkeit wieder zu gewinnen. Zwei Jahre lang nahmen die Producte durch das unkluge Verfahren der Pflanzler ab; im dritten brachte eine anhaltende trockene Bitterung den Miswachs. Aber tiefere Einsicht in die Staats- und Landwirthschaft und ein klügeres Benehmen der Plantagen- und übrigen Gutsbesitzer haben Alles wieder gut gemacht; die Ernten fallen wieder reichlich aus, und man hat jetzt allen Grund, für die Zukunft einen ausgedehnten Handel und einen immer zunehmenden Wohlstand zu hoffen. John Gandler hat die Insel Jamaica in allen Richtungen bereist und keinen Menschen gefunden, der die stattgefundene Veränderung zu beklagen schien, keinen einzigen, der, auch mit Rücksicht auf Gewinn, die ehemalige Slaverei der Schwarzen zurückwünschte. Er sprach mit Menschen aus allen Ständen und Classen, von dem Statthalter und den Richtern der Insel bis zum Bollbeamten herab, und Alle bezeugten einstimmig, daß die Früchte der Freiheit vortreflich sind. Der Fremde, der in diesem Lande reist, kann sich wirklich bei jedem Schritt von dem Guten überzeugen, welches die Freiheit dem Arbeiter gebracht hat, und eine kleine Anzahl einfacher und in die Augen fallender Thatsachen beweisen es, wie günstig sie dem Ei-

genthümer ist. Es ist durch zahlreiche Beispiele ausgemacht, daß alle Besitzungen jetzt besser und wohlfeiler als zur Zeit der Sklaverei angebaut sind. Es ist eine allgemein anerkannte Thatsache, daß die Kosten für die Unterhaltung der Felder, wo man das Vieh weidet und mähet, weit geringer sind wie sonst; die größten Kaffeepflanzungen werden um einen wohlfeilern Preis cultivirt und die größten Pflanzungen von Zuckerrohr kosten an Arbeitslohn wenigstens nicht mehr wie ehemals. Es ist allen Besitzern dieser Ländereien vollkommen einleuchtend, daß sie den Theil von den 20 Millionen, welcher ihnen zugefallen ist, für nichts erhalten haben. Der den Pflanzern von Großbritannien bezahlte Schadenersatz dient ihnen nicht dazu, durch die Abschaffung der Sklaverei erlittene Verluste zu decken, sondern zur Abtragung der gehäuften und stets wachsenden Lasten, welche das unterdrückende System der Sklaverei nach und nach herbeigeführt hatte. Ein großer Theil der Besitzungen in Westindien war sehr verschuldet und mit schweren Hypotheken beladen. Die von der Regierung bezahlte Schadloshaltung hat dem Uebel abgeholfen. Statt wie sonst allerlei Plackereien und Beschränkungen in seinem Handel und Verkehr unterworfen zu sein, hat der Pflanze jetzt die Freiheit, seine Producte nach dem Markt zu schicken, wo er sie am vortheilhaftesten absetzen kann, den fähigsten Kaufmann zu seinem Correspondenten zu wählen und die Transportkosten in die ökonomischsten Grenzen zu beschränken. Ein Schritt auf der Bahn der Dronomie führt zum andern; der Pflanze sieht sich um; glücklich durch den Erfolg seiner Erfahrung versucht er eine andere; indem er allmählig vorschreitet, wie jeder vorsichtige Mann es immer thun muß, bessert er sich nach und nach von seinen alten Gewohnheiten der Nachlässigkeit und unnötigen Ausgaben und endigt damit, sich von dem Zustand der Dürftigkeit, wovon seine Gewohnheiten ihn gebracht hatten, zu befreien. Dies ist die Folge des gegenwärtigen Zustandes der Dinge, d. h. der dem Sklaven gegebenen Freiheit und der dem Herrn gegebenen Handelsfreiheit, daß der Werth des Landbesitzes merklich zunimmt, und daß in den meisten Fällen der ehemalige Preis der Sklaven sich jetzt in dem größern Werth, den der Boden gewonnen hat, wieder findet. Viele Ländereien werden heutzutage zu einer weit höhern Summe verkauft als die Veräußerung von Land und Sklaven zusammen eingetragen haben würde zu der Zeit, da man sich noch über die Abschaffung der Sklaverei stritt. Auch in diesem Fall bewährt sich mithin das alte Sprüchwort, daß die Gerechtigkeit die beste Politik ist. Aber auch wenn der Pflanze beweisen könnte, daß diese Veränderung statt ein Gewinn für ihn zu sein ihm einen Verlust verursache; wenn man weniger Zucker und Rum ausführte und wenn der Ertrag von den Kaffee- und Zuckerrohrpflanzungen geringer wäre, was hätte dieser kleine Nachtheil zu bedeuten in Vergleich mit dem unermesslichen Vortheil, welchen die Errichtung einer arbeitssamen Communität herbeigeführt hat? Gesezt den Fall, die Grundbesitzer hätten wirklich ein geringeres Einkommen als sonst; oder das gemeine Volk ist besser genährt, besser logirt und besser gekleidet, man baut Kirchen, Kapellen und Schulen, man sucht die Erziehung, wohnt dem öffentlichen Gottesdienste bei, die Gefängnisse leeren sich nach und nach, und freie, fromme und sittliche Arbeiter bebauen jetzt einen Boden, der noch vor nicht langer Zeit durch Ketten und die Sklavenpeitsche geschändet war. 31.

Bibliographie.

Betrachtungen über die Natur in besonderer Rücksicht auf Entfaltung und Bewegung der Pflanzen. Stettin, Morin. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Beyer, M., Das Auswanderungsbuch, oder Führer und Rathgeber bei der Auswanderung nach Nordamerika und Texas in Bezug auf Ueberfahrt, Ankunft und Ansebelung, nebst einer vollständigen Schilderung des geographischen, politischen

und geselligen Zustandes jener Länder und genauere Erörterung aller bei der Auswanderung zu berücksichtigenden Punkte. Großtentheils nach eigener Auffassung während eines 2jährigen Aufenthalts in Amerika. Leipzig, Baumgärtner. 8. 15 Ngr.

Busche, J. vom, Friedrich Karl Freih. v. Moser. Aus seinen Schriften sein Geist an das 19. Jahrhundert. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Deutsche Geschichten in deutschen Liedern. 1stes und 2tes Heft. Ulm, Herrbrandt und Thämel. 1845. 8. 3 3/4 Ngr.

Heusinger, C., Diesseits und jenseits des Oceans. Braunschweig, Kademacher. 8. 2 Thlr.

Jäkel, C. I., Geschichte der Reformation von Luther's Tode bis auf unsere Zeit. Volksbuch. 1stes Heft. Leipzig, Raumborg. Gr. 16. Für zwei Hefte 10 Ngr.

Kobell, F. v., Gedichte in oberbayerischer Mundart. 3te Auflage. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

— — Schnadahüpfen und Sprüchln, mit Bildern von J. Porci. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 8 Ngr.

Künzer, F. F. M., Katholische Volksbücher. Zur Belehrung und Erbauung. 1stes Heft. Breslau, Aderholz. 8. Für drei Hefte 5 Ngr.

Rudovico oder der Sohn eines Mannes von Genie. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. 1 Thlr.

Ludwig, C. F. C., Kurze Lebensbeschreibung des jüngst verstorbenen Konrad Daniel Grafen von Blücher-Altona. Altona, Schlüter. 1845. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Lyra, F. W., Plattdeutsche Briefe, Erzählungen, Gedichte u. s. w. mit besonderer Rücksicht auf Sprüchwörter und eigenthümliche Redensarten des Landvolks in Westphalen. Döna-brück. 1845. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Marienlegenden. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr.

Reißner, J. C., Allgemeine europäische Wechselpraktik. Nach den Quellen bearbeitet. Nürnberg, Schrag. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Rontholon, Geschichte der Gefangenschaft auf St. Helena. Deutsch von A. Diezmann. Mit dem Portrait des Kaisers und dem Facsimile der Handschrift Rontholon's. 1ste Lieferung. Leipzig, Teubner. Gr. 16. 3 Ngr.

Morvell, Memoiren eines Berliner Nachtwächters. Sechs Bändchen. Danzig, Gerhard. 1845. 8. 2 Thlr.

Reubner, B. G., Geschichte des Zeitalters der Revolution. Vorlesungen an der Universität zu Bonn im Sommer 1829. Zwei Bände. Hamburg, Agentur des Kaufens Hauses. 1845. 4 Thlr.

Dämonische Reisen in alle Welt. Nach einem noch ungedruckten französischen Manuscripte bearbeitet. 1ste Lieferung. Tübingen, Diander. Gr. 8. 10 Ngr.

Reybaud, L., Jérôme Paturot, oder der Kampf um Stellung in der Gesellschaft. Aus dem Französischen. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. 2 Thlr.

Ruppert, D., Die Schlacht bei Leuthen. Sittenbild aus dem vorigen Jahrhundert. Berlin, Simon, 8. 10 Ngr.

Schmidt, Geschichte der Stadt Schweidnitz. 1ste und 2te Lieferung. Schweidnitz, Seege. Gr. 8. Für drei Lieferungen 27 Ngr.

Souvestre, C., Die Verworfenen und die Auserwählten. Aus dem Französischen übersetzt. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 8. 3 Thlr.

Staudenmaier, F. A., Zum religiösen Frieden der Zukunft, mit Rücksicht auf die religiös-politische Aufgabe der Gegenwart. Zwei Theile. Freiburg im Br., Wagner. Gr. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Sue, C., Der ewige Jude. Aus dem Französischen übersetzt. Mit Holzschnitten. 1stes Heft. Stuttgart. 1845. Lex.-8. 4 Ngr.

Uebersetzungs-Bibliothek ausgewählter Schriften der modernen polnischen Literatur. 3ter Band: Die Reise ohne Ziel. Aus dem Leben. Nach dem Polnischen des Grafen von Star-

bet. Deutsch von C. v. Loffow. Zwei Theile. Berlin, v. Puttkammer. 8. 1 Thlr.

Burk, A. S., Eine biographische Skizze. Mit dem Bildnisse desselben. Reutlingen, Räden Sohn. Lex.-8. 10 Kgr.

Tageliteratur.

Abel, J. L. C., Ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu. Ein Neujahrswort, unter den religiösen Zeitbewegungen gesprochen am 1. Januar 1846. Nordhausen, Köhne. 8. 3 Kgr.

Behrens, C. P., Wie muß die protestantische Kirche sich entwickeln, wenn es im Sinne Jesu geschehen soll? Ein Vortrag über Matth. 28, 18—20. Braunschweig, Kademacher. Gr. 8. 2½ Kgr.

Brand, A., Fackelzug für J. Ronge. Breslau. 1845. Lex.-8. 2½ Kgr.

Bülow-Cummerow, Das normale Geldsystem in seiner Anwendung auf Preußen. Berlin, Zeit und Comp. Gr. 8. 12 Kgr.

Herr Julian Chorwig, Gründer und Geschichtsschreiber der ersten deutsch-katholischen Gemeinde in Schwaben. Beleuchtet von einem Fingerring. Ulm, Seig. 1845. 8. 2 Kgr.

Christus, der Fels des Heils und der Stein des Anstoßens. Drei Predigten, gehalten von den drei Predigern der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Elberfeld (A. S. Jaspis, J. F. E. Sander, A. W. Hülsmann). Elberfeld, Haffel, 1845. Gr. 8. 5 Kgr.

Decker, A., Ordnung des Gottesdienstes und der kirchlichen Handlungen in der Gemeinde Klein-Besenberg, als Versuch zum Entwurf einer Schleswig-Holsteinischen Kirchenagenda. Altona, Schlüter. Gr. 8. 20 Kgr.

Ficker, C. G., So lange wird unsere evangelische Kirche sein und bleiben, so lange sie sich zum Herrn als dem Geiste bekennt. Leipzig, Klinckschardt. Gr. 8. 3 Kgr.

Geißel, J. v., Festrede bei der 50jährigen bischöflichen Jubelfeier des Bischofs von Münster Caspar Kar. Reichsfreih. v. Droste zu Vischering im Dome zu Münster am 6. September 1845. Köln, Bachem. 1845. Gr. 8. 4 Kgr.

Göring, C. E. R., Ermunternde Anleitung zum Bibellesen. Dinkelsbühl. S. 2½ Kgr.

Hagen, E. L., Am Grabe Luther's. Zwei kleine Gaben für das deutsche Volk. Jena, Ruden. Kl. 8. 6 Kgr.

Hessmüller, C., Dr. Mart. Luther's Wirken, Tod und Begräbniß, nach den Quellen dargestellt. Braunschweig, Kademacher. Gr. 8. 15 Kgr.

Der Jesuitenorden und seine Unverträglichkeit mit den deutschen Verhältnissen. Stuttgart, Ebner und Seubert. Gr. 8. 18½ Kgr.

Kampadius, W. A., Die deutsch-katholische Bewegung von ihrem ersten Entstehen bis auf die Gegenwart aus protestantischem Gesichtspunkte historisch-kritisch beleuchtet. Zugleich ein vorbereitender Beitrag zur Gründung einer deutschen Nationalkirche. Leipzig, Klinckschardt. Gr. 8. 7½ Kgr.

Le Beau, L., Vom Einflusse des Sündenfalles auf die Schöpfung. Mit einem Anhange; „Wider Ullmann's 40 Sätze über Lehrfreiheit 40 Gegensätze über den Lehrweg der protestantischen Kirche.“ Freiburg im Br., Wagner. 1845. 12. 5 Kgr.

Liliencron, R. v., Eine deutsche Kirche. (Gedicht.) Kiel, Bünsow. Gr. 8. 1½ Kgr.

Löhe, W., Zuruf aus der Heimat an die deutsch-lutherische Kirche Nordamerikas. Bestimmende Unterschriften. Stuttgart, Liesching. Schmal 4. 5 Kgr.

Der Magistrat von Berlin vor seinem Könige. Urtheil des Journal des Débats vom 23. October 1845. Französisch mit deutscher Übersetzung. Berlin, Buchhandlung des Lesecabinet. 1845. Kl. 8. 2½ Kgr.

Petition an die Ständeversammlung des Königreichs Sachsen vom Stadtrathe und den Stadtverordneten zu Freiberg um

Benutzung für die genauere Untersuchung der Ausführbarkeit einer Eisenbahn für den erzgebirgischen Kreis zwischen Dresden über Freiberg nach der sächsisch-bairischen Eisenbahn. Freiberg, Crag und Verlag. 1845. Gr. 8. 2½ Kgr.

Philippson, P., Predigten, gehalten bei dem ersten Gottesdienste für Genossenschaft für Reform im Judenthum zu Berlin. Nebst der Einleitungsrede zum Gottesdienste, gehalten von C. Stern. Berlin, Simon. 1845. 8. 5 Kgr.

Predigt über das Thema von einer Sekte, die sich deutsch-katholische Kirche nennt. Für das katholische Volk. Ulm, Seig. 1845. 8. 1½ Kgr.

Eine Predigt. Der katholische Glaube wird von aller Welt angenommen werden. Für das katholische Volk. Ulm, Seig. 1845. 8. 1½ Kgr.

Der achte Rock Christi, der im Jahre des Heils 1845 zu Schwäbisch-Gmünd ausgehängt wurde, an das Licht des Evangeliums und der Vernunft gestellt von Romano-Catholico. Ulm, Seig. 1845. 8. 2 Kgr.

Röhr, J. J., Gemeinverständliche und schriftgemäße Darstellung der Grund- und Glaubenssätze der evangelisch-protestantischen Kirche. 2te vermehrte Auflage. Reuskadt a. d. D., Wagner. 1845. 8. 7½ Kgr.

— — — Dringende Hinweisung auf die den heiligen Namen Jesu missbrauchenden Pharisäer der christlichen Kirche. Predigt. 4te Auflage. Weimar, Hoffmann. Gr. 8. 5 Kgr.

Roma. Kampf, Sieg, Glanz der katholischen Kirche. (Zur Jubelfeier des Bischofs von Münster Caspar Maximilian Reichsfreih. Droste zu Vischering.) Münster, Deiters. 1845. Gr. 8. 6 Kgr.

Rütjes, P., Die Wahrheit und ihr Verriß, oder die römisch-katholische Kirchenlehre gegenüber der „Verteidigung des Duisburger Katechismus von P. J. Gräber,“ dargelegt und gewürdigt. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Emmerich, Roman. 1845. 8. 20 Kgr.

Salamin-Nowarhol, Parallelen aus Anlaß des Leipziger Attentats vom 12. August 1845. Magdeburg, Falkenberg und Comp. Gr. 8. 4 Kgr.

Schiller, J., über christliche Kinderzucht in Luther's Geist und Wort. Mit vorangeschicktem Berichte Dr. Justus Jonas über Luther's selige Hinfahrt und Melancthon's Rede über der Leiche desselben. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 10 Kgr.

— — — Nachträgliches Promemoria in Sachen der evangelischen Kirchenzeitung gegen die SS vom 15. August nebst Vor- und Nachtrag. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 5 Kgr.

Schroedter, F. A., Rück Erinnerungen an die Feier des 50jährigen Amtsjubiläums und der Dienstentlassung des Verfassers. 2te unveränderte Auflage. Oldenburg, Franckel. 1845. Gr. 8. 12½ Kgr.

Schroeter, C., Cures Waters Wohlgefallen ist es, euch das Reich zu geben. Gaspredigt gehalten in der Versammlung der Deutschkatholiken in Worms am 30. Nov. 1845. Worms, Raabe. Gr. 8. 2½ Kgr.

Sincerus II., C., Woher die gegenwärtigen Bewegungen in der evangelischen Kirche? und wohin werden sie führen? Glogau, Flemming. 8. 5 Kgr.

Die Sprecher für die Deutsch-Katholiken in der gegenwärtigen sächsischen Ständeversammlung. 1stes Heft: die Sprecher der ersten Kammer. Nebst dem allerhöchsten Decrete, der Decretebeilage und dem Deputationsberichte. Leipzig, Meizer. 1845. Gr. 8. 7½ Kgr.

Welcher's Motion, daß die erste Kammer eine Adresse auf die Eröffnungsrede beschließen möge. (Vorgetragen in der 7. öffentlichen Sitzung der Sächsischen 2. Kammer am 9. Dec. 1845.) Rannheim, Hoff. Gr. 4. 2½ Kgr.

Wilfarth, S. G., 55 kurze Aphes für Geistesfreiheit, Wahrheit und Frieden in der Kirche. Braunschweig, Kademacher. 12. 2½ Kgr.

Zarnack, W., Gegen Hr. Pastor Walger in Raumburg, den Verteidiger des Hr. Pastor Ullrich und der protestantischen Freunde. Raumburg, Lange. 1845. Gr. 8. 5 Kgr.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1845.

Erster Artikel.

Es ist bekannt, welches Geseß des Miswachses in dem verflossenen Jahre alle vegetabilische Production durch fast ganz Europa getroffen hat; uns scheint fast, als ob dasselbe Geseß auch auf dem Gebiete der Literatur, wenigstens der dramatischen Production, Herrschaft ausgeübt habe. Fassen wir freilich blos die Nummerzahl ins Auge, so ist die letzte Ernte nicht unter dem gewöhnlichen Mittelsertrage geblieben; allein die Masse der tauben, hohlen und unergiebigen Früchte ist größer, die der ausgiebigen, dauernden und vorhaltenden Erzeugnisse geringer als seit vielen Jahren. Gegen die letztverflossenen Jahre, gegen 1844 namentlich, ist das Jahr 1845 ein calamitoses, ein vollkommenes Misjahr zu nennen, das, etwa fünf oder sechs mehr oder minder kunstgerechte Arbeiten von mehr oder minder kritischer Bedeutung abgerechnet, kaum eine Frucht hervorgebracht hat, die bis zur nächsten Ernte zu dauern verspricht. Wollte der Himmel es entstände hieraus eine Theuerung, ein Heißhunger nach dramatischen Erzeugnissen, wie beide leider nach den Früchten des Feldes entstanden sind. Ein solches Ereigniß wäre für die Dichter, für die Verleger, für die Theaterregien und endlich auch für das Publikum ein überaus glückliches zu nennen und würde in nächster Zukunft ohne allen Zweifel von Jedermann freudig begrüßt werden. Nun, wir wollen sehen!

Was wir vor allem Andern unter den Erzeugnissen des letzten Jahres vermiffen, das ist jene Reihe körniger und charaktervoller, wenn auch nicht gerade schöner und poetischer Dramen, welche in den Vorjahren Druz, Suglow und Biese lieferten, und mit welchen sie einen neuen lebenvollern Ton im Drama anzuschlagen begannen. An ihre Stelle ist dagegen eine Anzahl wortseliger, sentenzenreicher und charakterarmer Stücke getreten, welche mehr und mehr die Besorgniß erwecken, daß mit der

Steigerung der Sprachfertigkeit, die so traurige Fortschritte unter uns macht, die Energie und die Fülle der Gedanken, das Streben nach Bedeutung und Nachwirkung in den Charakteren allmählig verschwinden und einer Epoche, ähnlich der der Secentisten in Italien oder der gleichzeitigen spanischen Dramaturgie, auch bei uns Platz machen werde. Zu diesem Mißbrauch des Wortes, zu dieser Verflachung des Dramas in einen bloßen Redewechsel trägt leider einer unserer Dichterveteranen, F. Rückert, wie wir weiterhin sehen werden, wesentlich bei, indem er das Drama zu unserm Bedauern fast ganz aus dem Kreise der That und des Gedankens in den Kreis der Rede und des Wortwechsels verfest, was wir offen gestanden für einen sehr übeln Dienst halten, den er am Ende seiner schönen Laufbahn der Literatur erweist. Hoffen wir jedoch auf eine Umkehr, oder vielmehr vertrauen wir, daß der deutsche Literaturgeist sich nicht durch ein Beispiel dieser Art auf einen Irrweg werde führen lassen, den jede gesunde Kritik nur aufs äußerste beklagen könnte, und thun wir endlich das Unserige, um so treffliche Kräfte wie die sind, die in jenen charaktervollen Dramatikern sich ankündigten, zu ermuntern und zum Werke zu erwecken!

Hat auch die schwächliche und sentimentale Gattung im verflossenen Jahre sichtbar die Oberhand behauptet, so lassen sich doch Gründe genug zu der Annahme auffinden, daß dies nicht immer so sein werde. Denn einmal ist anzuerkennen, daß ein „Moriz von Sachsen“, ein „Bourbon“ und ein „Paskul“ nicht in jedem Monat fertig zu machen sei, und zweitens war die Zeitwoge, welche das Jahr 1845 beherrschte, überhaupt der Poesie des Gedankens darin ungünstig, daß sie die Betrachtung übermäßig auf ein anderes Gebiet abrief und sie in der religiösen Discussion fast ganz absorbirte. Die Kunst aber, die Dichtung ist auch ein Cultus und sie steht mit der Cultur, mit der Humanität, mit der lehr-

ten Aufgabe des Menschthums, in ganz ebenso nahem Zusammenhang als die Theologie, so weit diese auch ein Menschenwort ist. Die Kehrseiten und die Kurzseitigkeiten des theologischen Streits aber verlegen die kunstgewandte Seele ebenso tief als die gläubige; ja zwischen der Religion und der Poesie waltet eine solche Identität der Interessen, daß ein Zeitalter nicht theologisch-streitfüchtig sein kann, ohne zugleich unpoetisch und unkünstlerisch zu werden.

Es erscheint wie eine Reaction der Geister gegen diese Richtung, daß im verflohenen Jahresabschnitt vorzüglich viele satirische und launige Erzeugnisse auf dem dramatischen Gebiete hervortreten. Wat der Ernst und die Wahrheit absorbiert im Partei- und im Sektenstreit, so machte sich die Spottsucht und die Caricatur frei; ja sie fand sich provociert durch das Übermaß von Intellektuelle, das die individuelle Ansicht, der kein Gesag der Schönheit und des Geschmacks etwas galt, für sich in Anspruch nahm. Auf diese Art erklären wir uns die Fülle humoristischer Productionen, an welchen jener Zeitabschnitt reich ist. Doch auch hier hat die Ungunst eines calamitösen Jahres, das Verderben des Mikrathens gewaltet; denn unter der großen Menge dieser Art von Hervorbringungen ist nur sehr wenigen Dauer und Nachwirkung zu versprechen. Derselbe Wasserstoff, der die Feldfrucht des Jahres an ihrem Gedeihen gehindert hat, macht auch die wüchsigen Kinder Thakens in diesem Jahre stockt, zäh und ungenießbar. Keine einzige Arbeit, die das Salz Platen's oder Kawpach's, den Selbstreichtum Dauernfeld's, den Geschmacks Löffler's oder die guten Einfälle Benedic's, oder auch nur die Theilnahme geringerer Dichter erreichte, tritt aus dieser Schar hervor.

Nach diesem Allen haben wir für unsere nachfolgende Übersicht kaum etwas mehr als das Interesse einer literarisch-kritischen Arbeit in Anspruch zu nehmen, sofern es unserm Bemühen, auf die Grundsätze für die einzelnen Sattungen der dramatischen Muse etwas mehr als gewöhnlich einzugehen, nicht gelingen möchte, dieser Übersicht einen selbstständigen Werth mitzutheilen.

1. Herodes der Große. Von Friedrich Rückert. Zweites Stück: Herodes und seine Söhne. Stuttgart, Tisching. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Cristoforo Colombo, oder die Entdeckung der neuen Welt. Geschichtsdrama in drei Theilen. Von Friedrich Rückert. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1845. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Den zweiten Theil des „Herodes“ dürfen wir zu jenen bestigen und charaktervollen dramatischen Erzeugnissen rechnen, durch welche das Jahr 1844 sich vor vielen andern hervorthat. In diese jüngste Vergangenheit hinüberreichend, steht es deshalb mit Recht an der Spitze unserer Übersicht, welche kein dem Jahre 1845 angehöriges Drama von solcher Bedeutung in Gedankenfülle und Charakterausdehnung aufzuweisen hat. Dem trotz aller Ermahnungen, zu denen dies Stück in seiner episch-epischen Fassung, in seiner Bewunderung und Verdunkelung der dramatischen That, in seinen geschmackwidrigen Einzelheiten vollen Mangel gibt, haben wir doch den poetischen Geist zu erkennen, der über und über aus dem Ganzen weht. Die blöde ungeschickliche Poesie des Herodes und die geschickte Blöde des

Herodes wider besseres Wissen und Ahnen, dem Geist der neu-erwachenden Welt nicht huldigen, das Alte und Abgelebte mit Gewalt festigen und erhalten, sich selbst in den Mittelpunkt der Welt setzen zu wollen, anstatt der Sache der Menschheit diesen Platz einzuräumen, diese Sünde Herodes' wird an ihm und seinem Geschlecht von dem Dichter auf höchst poetische Art gestraft. Seine Gewalt schlägt über ihn selbst zusammen, seine List vertritt ihn selbst, seine eigene Antreue verräth ihn und alle Herrscherkunst wird an einer Welt zu Schanden, die sich mit unwiderstehlicher Macht aus den Fesseln des alten Egoismus lösringt, um hinfür für Andere zu denken, zu fühlen und zu leiden. Daß dies der dichterische Grundgedanke des ehrwürdigen Verf. sei, die Geschichte in der sich selbst zerdrückenden Familie des Felden aber nur die Träger dieses Gedankens, gewissermaßen ihr stoffartiger Niederschlag, dies beweist sich sowohl aus den Schlussszenen des ersten Theils als aus dem Nachspiel oder dem Schlußbilde des zweiten Stücks, in dem plötzlich, nachdem des Herodes Tod ausgerufen ist, der Engel und Joseph in Ägypten, Hanna und Simeon im Tempel zu Jerusalem einen kurzen Epilog bringen, welcher alle Creuel der vorgangenen Scenen in die sanftere Zuversicht eines neu-erwachenden „Heils der Welt“ aufhoben:

S i m e o n .

Was ich Tag um Tag ersahmachte: sah' nun, es durchbricht die Nacht.

H a n n a .

Was ich Nacht um Nacht erwachte, siehe nun, das Licht erwacht.

S i m e o n .

Gleichst du, wie dort den Tempel schon der neue Glanz erfüllt?

H a n n a .

Und die Zukunft aller Welten ist in diesem Glanz verbüllt.

S i m e o n .

Nur mit Dank (Hilf' ich mein Auge, da es Herr dein Heil gesah'n!

H a n n a .

Laß mit schweigender Anbetung aus dem Herrn entgegengeh'n!

Ein solcher Schluß würde gar nicht zu begreifen sein, wenn er nicht eben darin seine dichterische Rechtfertigung fände, daß unter den Verwicklungen, welche den Untergang des Felden und seiner Familie herbeiführen, jener Grundgedanke hinkläuft, daß die alte Welt mit ihrer Moral und ihrer Politik, mit ihrem hohen Geist und ihren Verirrungen, mit ihren Tugenden und ihren Lastern hier ausgehe, ausathme, so zu sagen in eine neue Zeit und eine Welt neuer Ideen. So allein haben wir dies Gedicht unsers Rückert zu verstehen und so allein wird es zum Gedicht. Denn an sich und in seine Einzelheiten zerlegt, obwol auch diesen Rest Bedeutung und Charakter bewohnt, macht es uns an dem schönen Geiste oft irre, den wir an Rückert so lange geliebt und bewundert haben. Der unleugbarste Eigensinn und die offenbarsten Geschmackswidrigkeiten verdrängen uns den Genuß fast aller Scenen, in denen oft das Größte mit unsäglicher Frivolität behandelt und die köstliche Poesie einzelner Momente durch die episch-epische Herrlichkeit des Ganzen wie mit freilem Ruthe zerdrückt wird. Es ist eine unbegreifliche Beschäftigung, wenn wir dem Dichter seine erhabensten Auffassungen unmittelbar nach ihrem Hervortreten wie mißfälliges Geschwätz durch offenbar mißfälliges Geschwätz verwirren und zerhören und ihn von daer Stelle des kostbarsten Wortspiels beherrschet sehen, die nur zu ihrer Selbstvernichtung da zu sein scheint. Ein Beispiel für hundert mag genügen. In der Scene, wo Herodes der Kypros die Ankunft der Engel Alexander und Heribodas, Mariamme's Kinder, ankündigt, die er bezeichnet als

... ruht schöne junge Blumen.

Das Edelste schöne Blumen, solche Blumen

Der Schönheit, kölig ihrer Mutter Ehre —

sagt er zu Mutter und Schwester:

Auf eben den sagt was gefahrmet haben.

S o l o m o e .

Was, Bruder, kalle du dir selbst vor.
Ich halt an mir und an Herodes fest.
Du aber hältst nicht immer fest gesammten.

P h e r o r e s .

Was ist so fahrig!

S o l o m o e .

Ja, ich fürchte, daß
Du nächsten ganz wirksamen fahren.

P h e r o r e s .

El Schwester, die Gefahr ist nicht so nah'.
Was, fahrig, fahren? Ist es nicht, um aus
Der Haut zu fahren, wie du hochsicher fährst.
Wie du mich anfährt, über's Maul mir fährst,
Voz, Fahren und kein Ende . . .

K y r o s .

Still, ihr Kinder u. s. w.

Solcher unbegreiflichen Stellen enthält jede Scene wenigstens eine, es ist als wenn der Ton des Wortes festfasse im Geiste unseres würdigen Veteranen und ihn nicht eher den Gedanken fortsetzen ließe, bis er erst alle ferikatischen Bedeutungen des verderblichen Grundtons in einem Redebeispiel ausgebeutet und dargelegt habe! Die Schade! Denn fürwahr an dichterischen Schönheiten fehlt es in diesem tiefinnigen, nur allzu flizzenhaften Drama nicht, so wenig wie an geistvoller Auffassung, neuer Ergründung und ergreifender Darstellung des Historischen, vorzüglich der Politik der Römerherrschaft in Judäa. Der Tod der schönen Kinder Mariamne's, welche die väterliche Eifersucht tödtet, ist der offenste tragische Inhalt des zweiten Theils des „Herodes“, der Bestandtheil des Stücks, auf dem sein rührendes Element beruht; denn des Bruders Phoroos Tod ist wohlverdient. Die Weltlage aber, die Gestalt der Römerherrschaft und Judäas zur Zeit der Erscheinung des Heilands ist der geheime, der vermittelte Inhalt des Dramas, dessen glänzendste Schönheit es ist, daß es diese „Lage der Welt“ ungemein treffend verknüpft. Hier ist Liebe, Geist und Studium, hier ist Poesie in Überfluß — sollen wir nicht aufrichtig bedauern, daß die Ausführung dem Eigensinn und der sonderbarsten Verirrung des Geschmacks verfallen ist!

Doch unser Bedauern über den Verfall so schöner Kräfte soll noch wachsen bei Durchlesung der zweiten Arbeit Rückert's. „Erisoforo Colombo, oder die Entdeckung der neuen Welt“, zu dessen Bezeichnung der Verf. den neuen Ausdruck „Geschichtsdrama“ erwähnt, ist eine für jede Gattung verfehlte, des Inhalts und der Bedeutung ganz entbehrende, ja eine fast völlig trost- und hoffnungslose Arbeit in zwei Bänden! Es fällt uns wahrlich schwer, von einem Werke unser Rückert ein solches Urtheil, dem alle Pflicht der Plebej entgegenzutreten scheint, auszusprechen zu müssen, und wir wünschen daher auch so schnell als möglich über die Sache hinzugehen, nachdem mit einigen Worten angedeutet sein wird, wie und auf welchem Wege der Dichter zu einer so unausgiebigen Leistung gekommen sein mag. Der gewöhnliche, der conventionelle hohle Wortpomp des Dramas ist dem Verf. verhaßt; er sucht nach einem neuen Stil im Drama, so viel ist klar. Hierbei ist ihm nun der Gedanke gekommen, es mit dem ganz Reinen, mit dem Naturstil zu versuchen und zu sehen, wie viel poetische Wirkung sich hiermit hervorbringen lasse. In diesem Versuch, aus dem dieser „Colombo“ hervorging, liegt etwas Richtiges; nur ist die Grenzlinie ungemein zart und die Gefahr ihrer Überschreitung nahelegend. Rückert hat diese Grenzlinie nicht festgehalten: er ist aus dem Naturstil in das Rohe, das Kindische, das ganz Triviale verfallen; indem er die Kunstconvention vermeiden wollte, ist er aus der Bahn aller Kunst überhaupt gewichen. Seine *Dramatis personae* sprechen nicht mehr wie durch die Kunst erhöhte Menschen, sondern wie Schiffer, wie Kaffien, wie rohe Kajakten, wie Wilde endlich. Zu viel Natur macht sie für die Kunst unwahe; denn

auf der andern Seite will der Verf. bei sich darbietender Gelegenheit keineswegs den Pöbel verzeihen oder sich lyrische Ergüsse, poetische Gemälde und dichterische Erzählungen aller Art versagen. Hieraus ist nun ein völlig disharmonisches Werk entstanden, das unter keiner Kunstgattung eine Stelle hat. Die ganze Unternehmung zerfällt in drei Theildramen, deren erstes die Kämpfe und Gefahren zum Inhalt hat, die Colombo bis zur Landung in der neuen Welt besteht, und das mit der Aufrihtung des Kreuzes — wie der Kajite sagt:

Es war ein grüner Baum im Walde hier

Und ist ein namenlos Gebirge nun —

auf Guanahani endet. In diesem Theile fehlt es nicht an poetischen Auffassungen. Die Festigkeit Colombo's, seine Glaubenszuversicht, das goldene Land Cipango zu entdecken, die seltsamen Zweifel, Träume und Hoffnungen, welche seine Unternehmung am Hofe, bei ihm selbst und in der Welt erwecken; der Eindruck endlich, den die Naturmenschen der neuen Welt von der Erscheinung der Europäer empfangen und ihre blinde Unterwerfung unter die höhere Macht des Geistes, alles Dies gibt diesem Theildrama stoffartigen Inhalt genug, um über den gänzlichen Mangel aller dramatischen Kunstbedingungen zu täuschen oder doch hinwegzujagen. In den beiden folgenden Theilen ist dies Interesse erschöpft; ein neues, aus der Geschichte nicht bekanntes, tritt entweder nicht auf, oder trägt, wo es versucht wird, wie in der Liebe Figuamota's und Suvarra's, in der Gestalt Anacaona's und in dem treuen Steuer-mann Sebastian so seltsame und naturwidrige Farben, daß wir ganz und völlig zu dem Gefühl trostloser Langeweile gelangen, welche uns in den Gesprächen mit Kindern, den Dialogen der Wilden, den Unterhaltungen zwischen Colombo und seinen Leuten oder Brüdern unwillkürlich machen muß. Colombo von geschätzten Unternehmungen heimgekehrt, von Boabilla in Ketten gelegt — die er als Gnadenbittler ihm zu lassen bittet, als man sie ihm abnehmen will —, alles Glanzes, aller Kraft des Widerstandes beraubt, macht den Schluß des zweiten Theils. Im dritten steht Colombo in Spanien wieder vor den Königen, die ihm schmeicheln, aber in seinem Amte, in seinen Würden ihn nicht wiederherstellen, worauf der Held in Las Casas' Armen stirbt, nachdem das Streben des Dichters nach Natürlichkeit in allen Richtungen hin zu vollständigster Un-natur umgeschlagen ist. Denn sollen Charaktere und Gestalten wie Anacaona und ihr Bruder Behechio, Unterhandlungen, wie die mit der Königin von Spanien in allen drei Theilen, oder Scenen wie der vierte Act des zweiten Theils sie darbietet, für natürlich, und Monologe, wie (S. 152) der Caona-bo's oder im zweiten Theile (S. 186) der Colombo's, für dramatisch gelten? Was hat der Dichter überhaupt bei der Bezeichnung seines Werks als „Geschichtsdrama“ sich gedacht? Seine Arbeit ist weder Geschichte noch ist sie ein Drama. Sie ist aber auch keine dritte Species, denn dem seinfollenden Drama fehlt das dramatische Leben und der Geschichte fehlt die historische Scene. Selbst als dramatisirte Geschichte oder als historisches Drama kann das Werk nicht gelten; denn die dramatisirte Geschichte fodert urkundliche Treue der Ereignisse und der Charaktere, und mit beiden ist nach dunkeln Kunstzwecken höchst willkürlich verfahren, und das historische Drama verlangt eine einige, homogene und poetisch abgeschlossene Handlung, während wir hier ein fictives Menschenleben, aber keine Handlung erhalten. Nichtsdestoweniger opfert der Dichter auch in diesem ganz und wesentlich verfehlten Werke stellenweise den Grazien und mehr als eine Partie ist — wie dies bei Rückert nicht anders sein kann — voller Reiz und Anmuth, Eigenthümlichkeit und Intuition, wenn wir auch den Chorgefang der indianischen Mädchen:

Wohs Meer kommt die Sonne,

Kommt der Mond geschwommen,

Über Meer sind in Donne

Die weisen Männer gekommen.

nicht gerade hierzu rechnen müßten. Allein solche einzelne Stel-

len schwimmen in'schleim in einem Meer der ideoften Lange-
weile und machen diese nur noch fühlbarer.

Und so läßt diese feltfame Arbeit denn ein Gefühl der
Leauer und der Wehmuth — und vielleicht sollte sie dies! —
bei dem Lefer zurück, der Nähe hat zu glauben, daß Rückert
mit folchen Werken der Sache der Poesie förderlich zu fein
meinen kann, und der dem geliebten, vielgeftaltigen und vielbe-
wunderten Dichter ein „*Jam rudo donatus*“ zuzurufen möchte;
überzeugt, daß aller Rufendienft im endlichen Subject, in
Jedem von uns, seine abgeftecte und nicht zu verrückende
Grenze habe, und also denn wol auch in diefem faft unüber-
fehnbaren und wie es fcheint nicht zu ermüdenden Geift.

(Die Fortfetzung folgt.)

Lamennais' neue Überfetzung der Evangelien.

Fast alle Nationen Europas, die eine Literatur haben, be-
figen in ihrer Sprache Überfetzungen der Heiligen Schrift, die
zum Theil die Schönheiten des Originals wiedergeben. Nur
die Franzosen können sich dessen nicht rühmen. Die vielen
Meifterwerke ihrer Nationalliteratur und die zahlreichen fran-
zöfifchen Erbauungsfchriften, unter denen es ganz vorzügliche
gibt, erlauben nicht, diesen Mangel dem Mangel an Talent
zuzufchreiben. Vielleicht kommt es daher, weil die vermeint-
liche Gefahr, dem Volke die Heilige Schrift in die Hände zu
geben, die tüchtigften Gottesgelehrten Frankreichs einem fol-
chen Unternehmen abwendig machte. Bossuet und Fénelon dach-
ten nie daran, und doch lasen und ftudirten Beide die Bibel
auf's forgfamfte und mit dem unabläffigften Eifer. Bossuet be-
sonders ist fo ganz von diesem göttlichen Werke durchdrungen,
daß sein Genie beinahe mit nichts Anderm genährt fcheint. Der
Gedanke, die heiligen Schriften in die Volkssprache zu über-
tragen, ging zuerst unter Ludwig XIV. von den Janfenisten
aus, denen es indeß an der nöthigften Eigenschaft gebrach, die
Anmuth, die Stärke und Pracht des Urtextes wiederzugeben.
Die Überfetzungen der Heiligen Schrift in moderne Sprachen,
zumal ins Französifche, haben allerding's einen großen Uebel-
ftand, der in der Natur dieser Sprachen liegt, wo sich an alle
Worte ein bestimmter, durch den Gebrauch streng festgestellter
Sinn knüpft. Bei den alten Sprachen ist das nicht der Fall:
jedes Wort hat sozusagen eine größere Tragweite als das ihm
entsprechende französifche, spanifche, italienifche Wort, so daß die
Idee oder die Wahrheit, welche diese oder jene Stelle in sich
schließt, in den meisten Überfetzungen gefchmälert und verklei-
nert wird. Der Urtext ist gehaltreicher, anregender, vollstän-
diger, fruchtbarer, welcher Vorzug bisweilen auch von der Wen-
dung der Phrase herrührt, die nicht wiedergegeben werden
kann. Die Vulgata, ein nicht genug bewundertes und zu be-
wunderndes Meifterwerk, ist frei von diesem Fehler, weil der
Genius der lateinifchen Sprache dem Genius des Griechifchen
und Hebräifchen näher verwandt ist und sie ohnehin, fogar auf
Kosten der Grammatik, eine buchftäbliche Treue erlaubt, welche
allenfalls unsere deutsche Sprache, die französifche aber platter-
ding's nicht zuläßt. Hieraus erklärt sich, daß selbst an den be-
ften französifchen Bibelüberfetzungen immer noch Vieles auszu-
fegen bleibt. Bis jetzt verdiente die von Genoude vor allen
den Vorzug. Der im Ganzen genommen reine Stil hat Schwung,
Wahrheit, Kraft, und zeigt nur hier und da Spuren von Af-
fectation; doch trifft Fr. v. Genoude der Vorwurf, daß er zu
häufig den antiken Charakter einer fchüchtern modernen Ele-
ganz aufopfert. Die Heilige Schrift ist voll naiver Ausdrücke
und kühner Ulfipen, vor deren Übertragung der gute Ge-
fchmack keine Angst haben darf. In manchen Stellen stößt
man darin auf etwas Schrofes, Seltfames, das der Rede eine
wundersame Kraft gibt. Bei Bossuet finden sich viele folche
Schönheiten; er hat, wie die Bibel, eine eigene Harmonie.

Die gewaltigften Naturerfcheinungen haben nichts Sanftes,
nichts Anziehendes, und doch gibt es nichts, das uns tiefer
rührt und bewegt. Die neue Specialüberfetzung der Ewan-
gelien von dem berühmten Überfeger der „Nachfolge Christi“ — des
fchönften Buches, sagt Fontenelle, das aus Menschenhänden
hervorgegangen, weil das Evangelium nicht davon herkommt —
nähert sich, meines Erachtens, mehr als eine frühere der Voll-
kommenheit, die eine folche Arbeit verträgt. Lamennais hat
dieser neuen Überfetzung die bewundernswürdigen Eigenschaften
des Stils, die alle seine Schriften auszeichnen, mitgegeben und,
foweit es nur immer anging, darin den Charakter der zugleich
naiven und erhabenen, fchwungvollen und bidertreichen, einfa-
chen und berebten Sprache des Originals beibehalten. Jedoch
möchten wir für eine gründliche Kenntniß des Textes und ein
richtiges Verftändniß des Inhalts nicht immer einsehen. Die
Arbeit Lamennais' ist keine bloße Überfetzung, sondern eine Über-
fetzung mit Anmerkungen und Commentaren. Die hinter jedem
Capitel angehängten Betrachtungen find mit dem blendenben
Glanze gefchrieben, der Lamennais eigen ist, und erinnern bis-
weilen an den biblisch-lyrischen Schwung der „*Paroles d'un
croyant*“. Auch wo man seine Reflexionen nicht billigen kann,
läßt man dem Lauber des Stils Gerechtigkeit widerfahren.
Was den Inhalt der Commentare betrifft, so ist er größtent-
heils moralisirender, theilweise auch polemifirender Natur, in
dem Sinne eines demokratisch-rationalistifchen Volkspredigers,
der nicht zu Bibelgläubigen, sondern zu Bibelignoranten redet.
In einem Lande, wo eine fo große Unbekanntfchaft mit dem
Inhalte der Heiligen Schrift zu Hause ist wie in Frankreich,
dürften diese Commentare, fo viel Irriges und Bedenkliches sie
auch enthalten, doch mehr Nutzen als Schaden stiften, weil sie
auch viel Wahres und Eindringliches fagen und hauptsächlich
darauf abzuwecken, durch Darstellung des Ganges und Ausgan-
ges Jesu den Menschen ihren Gang und ihr Ziel vorzuzeichnen;
und in einer Zeit, wo die religiösen Ideen wieder die Gemü-
ther aufregen und die vom Scepticismus abgematteten Geister
im Glauben neue Stärke und Rüstung fuchen, kann es nur
günstige Wirkungen haben, wenn die Evangelien in der Über-
fetzung eines populären Schriftstellers unter das verwahrloste
Volk kommen; diese göttlichen Bücher, die auf die tiefsten, hei-
ligsten und unbefriedigten Bedürfnisse der Menschheit antwor-
ten, alle Zweifel und Räthfel der Erdenfchickale lösen, den
Naturoffenbarungen für uns erst bestimmten Umriss und Farben
geben, und das Gewiffen als Statthalter Gottes in unserm
Innern proclamiren. Will die radicale Demokratie in Frank-
reich je durchdringen, so ist ihre Ausföhnung und Einigung mit
christlichen Ideen unumgänglich nothwendig. Diese christlichen
Ideen werden allein die göttliche Kraft haben, die Demokratie
umzugestalten, ihre Grundsätze zu verbessern und sie allmählig
bis dahin zu verändern, daß von ihrem ursprünglichen unbän-
digen Charakter und ihrem Voltairifch-liberalen Geifte nur die-
jenige Freiheitsliebe und Spottlust übrig bleibt, welche mit der
Herrschaft der höhern sittlichen Mächte bestehen kann. 39.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Die Fabrikgerichte in Frankreich.

Von

H. A. Meißner.

Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, im April 1846.

F. A. Brockhaus.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1845.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 91.)

3. Dramatische Werke von Heinrich Laube. Erster Band: *Ronaldeschi*. Leipzig, Weber. 1845. 8. 1 Thlr.

Man würde einer Zeit, in welchen Dramen wie Laube's „*Ronaldeschi*“ wirklich und aufrichtig für dramatische Kunstwerke gelten könnten, nicht Unrecht thun, wenn man ihr den Beruf zur dramatischen Kunstproduction geradezu abgespräche. Diese Arbeit, welche wir ohne weitere Erinnerung für eine geistreiche, dramatisirte Novelle passieren lassen, hat von der echten Tragödie weder Anlage, noch Gefinnung, noch Kunstform; könnte die Kritik unserer Tage dies verkennen, so hätten wir Abschied zu nehmen von aller Ästhetik und die Dramaturgie hätte vom Abc her wieder anzufangen.

Es ist seltsam genug, daß der Verf., nachdem er uns nicht ohne Selbstgefälligkeit in einer 74 Seiten langen Vorrede von seiner dramaturgischen Bildung unterhalten und alle die Irrthümer, Fehler und WerkstöÙe aufgezdtht, die er in einer dreißigjährigen Laufbahn vermeiden gelernt, alle die kritische Einsicht speicicert hat, die er nunmehr genommen, ein Drama in der höhern Wortbedeutung hinstellen konnte, das allen Gesetzen der Ästhetik, so weit sie diese Kunstform betreffen, so entschieden Hohn spricht wie in seinem „*Ronaldeschi*“ der Fall ist. Sehr reich und seltsam ist es, daß er, der als ein fehlerloses Axiom hinstellt, nur die Handlung, die Handlung allein und nichts als die Handlung begründe die Wirkung des Dramas und gebe ihm Bestand und Dauer, daß er, der dem Streben nach Charakterzeichnung völlig den Stab bricht, ein Stück hinstellt, in dem dramatische Handlung gar nicht enthalten ist und dessen alleiniger Werth in einer gewissen Virtuosität der Charakterzeichnung besteht.

Das Stück ist in Frankreich geschrieben und erinnert in der That Strich für Strich an Victor Hugo. Deutsches Element ist darin gar nicht und Originales noch weniger; wol aber dieselbe Uebertriebenheit, Gewaltsamkeit und naturwidrige Auspizung der Empfindungen, dieselbe Art, die Scenen einzunehmen und mit Schlagschatten zu versehen wie bei Victor Hugo, eine große Verwandtschaft der Charakterzeichnung und dieselbe Form des Dialogs wie bei dem Franzosen. Man glaubt einen Penbant zu „*Hernani*“, oder „*Le Roi s'amuse*“ zu lesen, an die deutsche Dramatik erinnert nicht. Ist Das die Frucht von Laube's dreißigjähriger dramatischer Vorschule, Das das Resultat einer mit Begierde verfolgten kritischen Erkenntniß, der Laube sein halbes Leben widmete: so muß uns einleuchten, daß der dramatische Dichter geboren wird und nicht zu machen ist. Denn selbst nicht einmal in Dem, was der leidigen Form angeht, nicht einmal in Dem, was zur Anlage des Dramas zu rechnen ist, haben wir etwas Fertiges und Befriedigendes vor

uns in einem Stück, das erstens aus zwei ganz gesonderten Interessen zusammen gewachsen ist, und das zweitens aus drei Acten in Prosa und zwei Acten in Versen vom wildesten Wuchse besteht! Solche Regellosigkeiten, solche Misachtung gemeiner Forderungen, solche Nachlässigkeiten gegen das zum Urtheil berufene Publikum hat Victor Hugo sich nie erlaubt, wie sehr er auch nach Ungebundenheit ringt; man muß ein deutscher Poet sein, um Dergleichen nur zu begreifen.

Doch genug des Allgemeinen; eine nähere Ansicht dieses Stücks mag dem Gesagten zur Stütze dienen. Nach den Interpretationen in der Vorrede hat dem Verf. vorgeschwebt, in diesem Drama das Ringen nach „*Macht und Glück*“ in einem begabten Menschen, einem Abenteuerer der besten Art, zur Darstellung zu bringen. Das Thema mag gelten, obgleich es von Haus aus kein edles, und daher schon an sich in der Tragödie keinen bleibenden Sieg zu erkämpfen geeignet ist. Denn darauf müssen wir den Verf. gleich hier aufmerksam machen, daß er, indem er das Interesse der Handlung als den eigentlichen Kern aller Dramaturgie hinstellt, ein wesentliches Moment hinzuzufügen vergißt, nämlich das, daß dies Interesse ein ethisches sein muß, nicht eins der bloßen Reugier oder der bloßen Historie. Hier liegt ein Grundgeheimniß der Dramatik, so glauben wir, verschleiert! Prüfen wir alle Werke dauernden Ruhms in der Dramatik, die Alten, Shakespeare, Calderon, Racine, Schiller, Goethe, worin beruht ihre Macht, welcher ist der Hebel ihrer ästhetischen Wirkung? Es ist das ethische Interesse, das wir an der Handlung zu nehmen gewungen sind. Es ist die Gerechtigkeit, die Freiheit, die Selbstvernichtung der Schuld, die Aufopferung für Andere, für eine Idee, ein höheres Gut als das Leben u. s. w. Sind wir darüber einig, so fragen wir weiter: Wohnt dem Ringen nach Macht und Glück von Seiten eines Abenteuerers ein solches ethisches Interesse bei? Und wenn wir diese Frage mit Nein beantworten müssen, kann der Verf. sich wundern, wenn wir in seinem „*Ronaldeschi*“ auch nicht eine Spur jenes Interesses entdecken können, mit dem wir z. B. den „*Macbeth*“ noch nach der zwanzigsten Darstellung wiedersehen und wiederlesen? Das Interesse, das ihm bleibt, ist kein edles; es ist das der bloßen Reugier, das mit der Entdeckung befriedigt ist.

Hiernach fällt nur noch die Charakterauffassung unter unsere Betrachtung. Wir haben schon bemerkt, daß die Gestalt *Ronaldeschi's*, mit venia verbo, ganz Victor Hugo's ist. Die Art und Weise wie dieser kede Abenteuerer sich einführt, zu der Königin bringt, mit ihr verhandelt, gehört ganz dem französischen Poeten an; nur Der kann sie für original halten, der diesen nicht kennt. Auch *Sylva*, die Nebenbuhlerin der Königin, ist jenem Dichter entlehnt. Man wird in der That ics an der Originalität Laube's und fängt an, auf eine Austrocknung der Quellen der Erfindung bei ihm zu schließen. Die übrigen Nebenfiguren *Ralström*, *Schaurre*, *Rosenbah*, selbst *Santinelli*, sind Marionetten; als menschliche Gestalten, als dramatische Personificationen von einiger Bedeutung und zu-

gleich als selbständige Schöpfungen bleiben nur Christine und Brabe ihr treuer Rath übrig. Der Verf. hätte das Stück daher auch nach seiner Hauptgestalt, nach der Königin, benennen sollen. Der Charakter Christinens ist gut und in festen Zügen aufgefaßt, der Poet ist mit ihm zum Abschluß gekommen. Was sie sagt und thut hat Gewicht; es fließt aus dem Charakter, wie er vor uns tritt, rein und naturgemäß ab; in diesem Punkte befriedigt Laube's Arbeit. Von der Führung des Ereignisses ist jedoch nicht Dasselbe zu sagen. Die Begehrtheit ist einestheils hastend und von langsamer Entwicklung, andertheils sprunghaft und ohne Zusammenhang; zwischen dem vierten und fünften Act fehlt alle Verbindung, und warum Ronalbeschi sterben muß, wofür er es muß, wird dem Zuschauer durchaus nicht klar. Zuletzt überstürzt sich die erst zögernde Handlung, der Verf. hat einen zu engen Rahmen für sein Bild gewählt, er mußte die Handlung theilen, mit der Mitte des Stücks beginnen, und die ersten Acte voraussetzen. So wie das Drama nun vor uns liegt ist die Katastrophe, Ronalbeschi's Ende, ganz unvollständig motivirt, mehr oder minder ein Räthsel.

Nach allem Diefen ist nicht viel übrig, den Ruf dieses Stücks zu rechtfertigen. Einige stoffartig anziehende Scenen, wie das erste Erscheinen Ronalbeschi's vor Christine, die Ab dankungsscene und des Helden Tod, einige gelungene und geistreich aufgefärrte Dialoge zwischen der Königin und Brabe, ein paar Monologe, in denen sich der Schmerz um die so leichtfertig aufgegebene Macht gut ausspricht, das ist es, was der Dichter für sich aufweisen kann. Eine im Ganzen edle Haltung, eine bedeutende Erleuchtung und Berklärung geschichtlicher Charaktere, einen großen ethischen Gedanken, der uns dichterisch versinnlicht gewaltig ergreife, fasse und festhalte, entdecken wir so wenig in dieser Leistung Laube's wie Das, was man gewöhnlich als poetische Schönheiten bezeichnet, begeisterte oder phantastische Stellen. Die drei ersten Acte sind vielmehr in einer Prosa geschrieben, die wie alle Prosa Laube's etwas Gesuchtes und Gewirktes hat, etwas das unvermeidlich an Lamartine erinnert und denselben Charakter an sich trägt wie Meyerbeer's Musik, den peinlicher Arbeit. Gegen das Ende des Stücks fällt der Verf. in den Vers. Warum, ist nicht abzusehen. Auch hier dieselben gespreizten Sentenzen, auch hier nirgend Fluß, Natur, Fingersehenheit. J. B. Ronalbeschi trachtet die Königin wider Willen nach Schweden zurückzuführen. Alles ist dazu eingeleitet. Sie sind auf dem Schiffe.

S i e b e n t e S c e n e .

Ronalbeschi (allein).

Und er hat recht! — In meinem alten Fehler,
Sentenzen machend, treib' ich mich umher,
Erhöhe mich und übertreibe mich!
Daß wir gequält sind, Alles zu erklären,
Und damit uns're Wirklichkeit zu fälschen.
Es kommt doch Alles aus verborg'nem Schooß,
Und die Erklärung, sich als Mutter sprechend,
Ist ewig nur die Amme un'rer That.
Wo aber That sich rationnrend zeugt,
Da ist sie Keis ein gar verkrüppelt Ding.
Fort, Plunder, 's gibt zu handeln. — Fertig ist der Wind!

Wie gemacht, wie stelzenhaft, wie unnatürlich und nur wahr für den Dichter selbst, der hier sein eigenes Loos schildert; wie querselbeim im Augenblick einer solchen That! Die Schlüsselferne in der Hirschgalerie ist ihrem Inhalt nach von unbesieglischem Interesse, wie knapp und wunderbar mißt uns der Dichter aber auch hier seine Poesie zu. „Kenne dich auf“, ruft Santinelli dem Dpfer zu; und in dieser hyperpoetischen Stimmung kann Ronalbeschi erwidern: „Fenstersteht! bis zum Fenster hast du es gebracht, Schürke, und du bist so brutal einfältig, nicht zu wissen, daß man den Fenster zum Teufel jagt wenn er sein Geschäft verrichtet hat.“ Besser ist die folgende Scene, wo Christine erscheint, ihr Dpfer Beichte zu hören:

Du hast die tiefste Seele

In schreiendem Haß mir aufgedröhrt.

Du darfst nicht leben — fahre wohl.

Darauf Ronalbeschi unter Santinelli's Streichen fällt. Die letzte Verwirrung in der zwölften Scene ist gut gezeichnet:

Die letzten Momente des Lebens! — Entsetzlich —

Alles möcht' ich noch einmal bedenken,

Was ich gedacht und gethan — und wie das Meer

Drängt sich in Masse Mir zu Haupt

Über mich her!

Ich kann nichts sondern, ich kann nichts wählen!

Wären die Verse nur nicht so unverantwortlich unfertig geblieben! Zum Schluß: Wir finden, daß Laube nicht Achtung genug vor seinem Publicum hat, und ihm zu genießert zuzumüthet, was er selbst für eine nicht fertig gewordene Arbeit halten muß. Möge er zu den in seinem Vorwort aufgezählten Verirrungen, in welche er auf seiner Laufbahn nach und nach verfallen, endlich auch diese rechnen, und schöne Menschenkräfte künftigt schön verwenden!

4. Cola di Rienzi, Trauerspiel von Rudolf Kirner. Leipzig, Brockhaus. 1845. 8. 21 Bgr.

Die Geschichte des „letzten Römers“, wie der Senator Cola di Rienzi wohl genannt worden, ist so vielfach zu dramatischen Zwecken gebraucht und mißbraucht worden, daß der eigentliche Inhalt derselben aus dem fabelhaften Nimbus, der sie umgibt, nicht leicht mehr herauszuerkennen ist. Was übrig bleibt ist jedoch immer noch ein ganz dankbarer Stoff und kann in einer Zeit, die eine Vorliebe für politische Phrasen von gewisser Betonung hat, immer noch mit Erfolg verwendet werden, obgleich wir in dem historischen Rienzi unsererzeit mehr Liebe zur Herrschaft als Liebe zur Freiheit zu entdecken glauben. Auf das höchste gewürdigt stand Rienzi nicht über seiner Zeit; er war ein Sohn verwirrter Zustände und seine Nachahmung des Alterthums ordnete die Verwirrung nicht. Indem er den Zauber der Priestermacht brach, brach er die einzige Fessel der rohen Gewalt, die zu seiner Zeit Macht hatte; kein Wunder, daß er selbst als ein Dpfer der losgebundenen Gewalt fiel. In diesem Aufsteigen seiner kurzen Macht — einer Nothwendigkeit bei der Abwesenheit der päpstlichen — in der natürlichen Überhebung in dieser Macht und in ihrem Verfall, sobald sie sich auf Härte und Eigenwillen stützen wollte, liegt die ganze Geschichte Rienzi's. Der Verf. hat daraus ein gedankenreiches Trauerspiel gemacht, ohne gerade große Effecte gesucht oder erlangt zu haben. Es war ihm mehr um Berklärung der Geschichte, um Motivirung des Ereignisses und um seine dichterische Bekleidung als um überraschende Gruppierung der Scenen zu thun, und so ist ihm denn auch mehr ein lebhaftes und treues Bild der Zustände als ein effectvolles Drama gelungen. Ob er uns das innere Wesen seines Helden darlegt, bleibt zweifelhaft; es scheint, daß Rienzi, indem er für sein Volk zu handeln glaubt, doch am Ende nur dem eigenen Willen und der Selbstsucht fröhnt. Ein Hauptmangel des Stücks ist, daß weder der Held selbst noch der Zuhörer genugsam an seine eigene Größe glaubt, daß wir zu viel vom irdischen Stoff an ihm erblicken, zu wenig Begeisterung für eine Idee.

Was die Nebenpersonen betrifft, so tritt außer Stefano Colonna und Quallato kein Charakter unter ihnen auf; ihre Zahl ist zu groß, Feind und Freund umdrängen den Helden zu sehr als daß es in diesem Gewirre zur Charakterentwicklung kommen konnte. Es wäre der Handlung, die nur sieben Jahre umfaßt, mehr Concentration zu wünschen gewesen. Hier von abgesehen enthält das Drama achtbare Intentionen und einzelne Schönheiten in Menge. Die Sprache ist durchweg rein, warm, inhaltreich; das Verhältnis zwischen Quallato und Agnes, der Tochter Rienzi's, ist zart gehalten; der Narr zur Seite des Helden ist eine begabte Gestalt, und die Zeichnungen vom Bänkelnuth des Volks sind mit vollem und scharfem Pin-

sel ausgeführt, und dennoch möchten wir das Stück mehr als eine versprechende Blüte denn als eine schöne Frucht bezeichnen; denn Das, was ein historisches Gemälde zum Drama erhebt, der eine siegende Gedanke, das fehlt dem Stück. Es enthält wirkliche Monologe, gute und treffende Arien, geistreiche Zwiegespräche, aber weder ergreifende Scenen noch einen dramatischen Umschwung der Handlung. Das und in welchem Maße der Verf. dagegen die Sprache zu gebrauchen weiß und ihres poetischen Schmucks mächtig ist, zeigt eine Reihe trefflicher, gedankenreicher Stellen, wie beispielsweise der Monolog Rienz's im fünften Act:

O Rom, der Zeit gewaltigster Bermächtigt,
 Erkennst Kräfte solcher Wüsterbau.
 Du Prachtwort der gekrönten Welt Herrschaft —
 Wie klein im Riesenschloos der Natur!
 Und dennoch wend' ich von des Volkes Jubel,
 Von machts Lichtes froher Morgenröthe
 Die Bitte weg zu dir, du ein'ge Stadt.
 Ich mag dich mit den Wüthen meiner Wand'ung
 Und von dem Wette wuchstest du folgend.
 Ich laufte meinem Herzen und es schlug
 Ehrsüchtig höher mir . . .
 Denn, was du selbst nicht melne erste Liebe?

Und dieser so geschulvolle Mann zeigt sich nun sofort als ein unerbittlicher Despot, hart bis zur Beförderung seines eigenen Werks: Der kurze Rahmen des fünften Acts zeigt und den Augen Volksführer nach seiner Rückkehr aus der Verbannung gänzlich verwandelt. Gegen diese Härte, diesen Mangel an Liebe und Vertrauen erhebt sich das Volk, durch Hinrichtungen gereizt, und leicht zertrümmert es den von ihm selbst errichteten ephemeren Thron. Stefano Colonna hält dem erschlagenen Dictator die Wehrrede:

Du Kngott deines Volke, von ihm beschimpft,
 Sein Richter du, von seiner Wuth verdammt,
 Du sein Befreier, Klüßern gleich mißhandelt,
 Du sein Tyrann, zu milde noch gestraft,
 Du Schwärmer, lebtest in dem Alterthum,
 Drum sei behaltet auch noch alter Sitte. —
 Tragt ihn vor uns're Burg, das Kaisergrab,
 Das Mausoleum des Augustus hin u. s. w.

Ohne eine tiefe Wirkung zu hinterlassen, schließt so das Drama, das wir mit Befriedigung und in der Erwartung, aus derselben Quelle wol noch Reiseres und Besseres hervorgehen zu sehen, durchlaffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fürst Kosloffsky, kaiserlich russischer wirklicher Staatsrath, Kammerherr des Kaisers, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Turin, Stuttgart und Karlsruhe. Herausgegeben von Wilhelm Dorow. Leipzig, W. Reclam. 1846. 8. 2 Thlr.

„Wir haben“, so steht in Mahel's »Lagebuch« (W. 3, S. 179), »einen sehr originellen, verstandvollen Fremden hier: Fürst Kosloffsky, Russe, gewesener Gesandter in Turin, Stuttgart, Karlsruhe; in Frankreich, England, Italien zu Hause; voller Leben und Geist. Er ist weit über die sogenannte große Welt hinaus; bedarf ihrer aber sowie großer Conversationen und eines großen Interesses. Seine Geburt öffnet ihm alle Salons, da hat er die große Welt, die große Conversation macht er dort selbst und für sich allein; und bei seinem ungeheuern gesellschaftlichen Ehrgeiz schafft er sich, ebenso für sich allein, auch ein großes Interesse mit kleinen Mitteln.“

Der Mann, über den eine so ausgezeichnete Frau als Mahel war so beifällig urtheilt, kann durchaus kein gewöhnlicher Mensch gewesen sein. Um so mehr verdient Dorow Dank für diese Zusammenstellungen über ihn, die, wenn-

kannte Dinge erzählen. Aus diesen Mittheilungen, welche der Herausgeber von Hrn. Varnhagen v. Ense, der den Fürsten »einen prächtigen Russen« nennt, und von einem andern hochverehrten Freunde des Vollendeten einpflanz, erfahren die Leser, daß Kosloffsky im December 1783 zu Moskau geboren war, daß er in Sprachen und Wissenschaften wohl unterrichtet wurde und seine Ausbildung in Rom unter dem Jesuiten Lami vollendete. Eben dieser bekehrte ihn auch zur katholischen Kirche, der er jedoch nicht mit zu großer Gläubigkeit anhing und nur eigentlich von einigen Schrebnissen katholischer Vorstellungen im Leben öfters unangenehm berührt wurde. That es aber noth, so machte er auch die Gebräuche der griechischen Kirche mit, von den Protestanten wollte er jedoch nichts wissen und gefiel sich in harten, bitteren Wigworten über Luther, von dem er fortwährend im Sinne der katholischen Kirche glaubte, daß er nur aus weltlichen Rücksichten vom Papste abgefallen sei. Seine diplomatische Laufbahn begann Kosloffsky in der Kanzlei des russischen Ministers Romanzoff, hatte aber das Unglück, demselben das Lintenfah auf die schönen weißen Beinkleider zu werfen, als er eben Sand auf eine Dreppe streuen sollte. Einen so ungeschickten Secretair wollte der Minister nicht um sich dulden, man gab ihm also 1811 den Gesandtschaftsposten am sardinischen Hofe, berief ihn dann zum Congresse nach Wien und bestellte ihn 1818 zum Gesandten an den Höfen in Stuttgart und Karlsruhe. Seine über die sardinischen Angelegenheiten in Deutschland nach Petersburg erkauften Berichte erregten dort großes Aufsehen, und da Kosloffsky seine Auffassungen nicht den Ansichten des russischen Cabinets aufopfern wollte, so erfolgte seine Verabschiedung 1821, schneller als er es wol selbst gedacht hatte.

Von jetzt an durchwanderte er 13 Jahre lang Europa und hielt sich in London, Paris und Berlin längere Zeit auf, wo er überall mit Güte und Freundlichkeit sich aufgenommen sah, und bei König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und bei König Georg IV. von England durch seine Gelehrsamkeit in den mathematischen und mechanischen Wissenschaften, durch seine Feiherkeit, seinen Witz und die Güte seiner geistreichen, offenen Unterhaltung sehr wohl angesehen war. Hr. Dorow hat hierüber manche anziehende Zeugnisse mitgetheilt. Als er 1834 nach Rußland zurückkehrte, hatte er in Warschau das Unglück durch das Umwerfen seines Wagens ein Bein zu zerbrechen, und erschien also lahm in Petersburg nach dreißigjährigen Abwesenheit. Der Kaiser Nikolaus und die kaiserliche Familie bewiesen ihm hier große Güte, Kosloffsky vergalt sie durch die besten Spenden seiner reichen Unterhaltungs-gabe. So berichtet der Herausgeber, daß er sich beim russchen Eintritte des Kaisers in eine Gesellschaft nicht schnell genug habe von seinem Lehnstuhle erheben können. Kaiser Nikolaus aber legte ihm die Hände auf die Schultern und hieß dem Gebrechlichen ruhig sitzen bleiben, worauf dieser lächelnd erwiderte: „Comment pourrais-je me lever, quand soixante millions pèsent sur moi?“ Sechs Jahre später starb der Fürst am 26. Oct. 1840 während seines Aufenthaltes zu Baden, wo er sich selbst zu heilen versucht hatte.

Diese Lebensumstände füllen die ersten 23 Seiten des vorliegenden Buchs. Unter den hier veröffentlichten Schriften stellen wir das Bruchstück aus seinen Denkwürdigkeiten oben an, deren vollständiges Manuscript noch nicht hat aufgefunden werden können, und das bereits in einem frühern Werke des Hrn. Dorow: »Krieg, Literatur und Theater«, abgedruckt war. Wir wissen daher schon, daß der Fürst hier im eleganten Französisch die unnahehmliche Grazie und Fiebenswürdigkeit der jetzt verwitweten Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schweden, damaligen Erbgroßherzogin geselet, und außerdem seine Beobachtungen über den mecklenburgischen Hof, über das Badleben in Dobberan und über den nachmaligen Kaiser Nikolaus von Rußland und seine Umgebung niedergelegt hat. Ein zwei-

tes Stück enthält eine Anzahl Unterhaltungen des Fürsten Kosloffsky mit dem Grafen de la Garde während des Congresses zu Wien, unter denen sich manche kluge und geschickte Bemerkung über einzelne Personen befindet, wie aber doch Anstand nehmen dem französischen Berichterstatter überall so zu trauen wie es Dorow gethan hat. Dasselbe gilt von den Auszügen aus der Unterredung Kosloffsky's mit dem bekannten Grafen Custine, dessen lächerliche Arroganz in Beschreibung rassistischer Zustände schon hinlänglich gerügt ist und dem wir umwilling das Beiwort eines „liebenswürdigen Franzosen“ mit Dorow zugesellen können. Die schreckliche Erzählung von den Grausamkeiten des Grafen Ungern-Sternberg auf der Insel Dagö im esthnischen Meerbusen hat weder Kosloffsky noch Custine zuerst erzählt. Von des Ersten diplomatischen und politischen Ansichten ist die „Lettre au duc de Broglie sur les prisonniers de Viascennes“ (Januar 1844) ein ganz passender Beleg.

In den Anlagen findet sich die Rede des Bischofs Bloomfield von Chester, die er am 17. Mai 1825 im englischen Oberhause gegen die Emancipation der irländischen Katholiken gehalten hat. Ihr Abdruck hat durch weiter nichts motivirt werden können, als weil Kosloffsky während seines Aufenthalts in England dieser Angelegenheit ein besonderes Interesse bewiesen haben soll, und so müssen denn die Leser über 60 Seiten mit bezahlen, ohne sonderlichen Vortheil davon zu ziehen. Die übrigen Anlagen sind ebenfalls nicht bedeutend und berechtigen zu der Schlussbemerkung, daß es Hrn. Dorow hätte gefallen mögen, die einzelnenzüge aus dem Leben seines Helden mit den biographischen Nachrichten, die aus seiner eigenen Feder herrühren, in ein Ganzes zu verarbeiten, wodurch die Leser unstreitig eine weit bessere Anschauung gewonnen haben würden.

Als wir diese Anzeige niedergeschrieben hatten, kam uns die Nachricht von Hrn. Dorow's Tode zu, der im December 1845 zu Halle erfolgt ist. Wir haben also kein Gelebtes, keine Reminiscenzen, keine Denkschriften und Briefe berühmter Verstorbener mehr zu erwarten, und über seinem Grabe ruht auch hoffentlich die Beside mit dem Dr. Heinrich in Bonn, welche in den letzten Monaten sein Leben erfüllt und den Zeitungen einen willkommenen Anlaß zu allerhand Gelächers gegeben hatte. War dieselbe gleich durch einen in Dorow's „Erlebtem“ abgedruckten Brief veranlaßt, so war Dorow doch nicht der Schreiber jenes Briefs und auch nicht der Schuldige; der berühmte Schreiber jenes Briefs aber hatte über den bonner Philologen nur in derselben misfälligen Weise geurtheilt wie in ähnlichem Falle viele angesehenen Zeitgenossen geurtheilt haben würden.

Literarische Notizen aus England.

Ein neuer von Cooper herausgegebener Roman.

Auch Fenimore Cooper hat sich herbeigelassen, das Werk einer ungenannten Hand „Elmor Wyllys, a tale“ (3 Bde., London 1845) mit seinem Namen auszustatten, ihm ein „Edited by“ vorzusetzen und dadurch Theil an dem Ungeübten zu nehmen, das, verwerflich aus mehr als einem Grunde, auf dem englischen Büchermarkte gar zu arg wird. Verantwortlich für den Inhalt, wie ein Herausgeber von Rechtswegen sein sollte, will er aber nicht sein, und da die schreibende Hand einer Dame gehört, ist seine desfallsige Erklärung im Vorworte ebenso artig als grob. Beides, weil er sagt, die Dame sei selbst eine so competente Richterin, daß er nur einen kleinen Theil des Manuscripts gelesen habe. Um so größer und tadelnswerther die Parze des „Edited by“. Inbessen fügt es sich, daß Cooper ein gesundes, kräftiges Kind aus der Laufe gehoben hat. Es macht seiner Mutter ungewöhnlich viel Ehre und Frederike Bremer dürfte leicht in ihr eine glückliche Rivalin bekommen. Der Schauplatz der Erzählung ist Amerika. Aber nichts von Cooper'schen Prairien, vom Leben und Trei-

ben verwegener Hinterwaldbjäger, von Kämpfenden Rothhäuten und ihrem ohrenzerreißenden Kriegsgeschrei. Es ist eine einfache häusliche Geschichte ohne funtensprühende Verwicklung; erst ein allerliebtestes Bild ruhiger Familienkennern, voll Freude und Schmerz, dann ein großes Tableau der Vorgänge in Newyork während der Saison, zuletzt die Räuber auf's Land, ein aufgerolltes Gemälde ländlicher Mythen. Überall naturgetreue Scenerie und rein menschliche Charaktere. Eine Menge alte Herren, jeder anders. Mehrere Mütter, keine wie die andere, und eine ziemliche Zahl junger Männer und Mädchen, von denen jeder und jede eine eigenthümliche Bestimmung. Am gelungensten ist die der Heldin, eines jungen Mädchens, das, ohne schön zu sein, bezaubert und fern von einem Ideal der Inbegriff echter Weiblichkeit. Muß es ein Fehler heißen, daß das Ende der Geschichte sich schon im Anfange verräth, so ist es wenigstens einer, der wol Niemand abhält, das Buch zu Ende zu lesen.

Schriften von L. Blanchard.

Mehres vereinigt sich, „Sketches from life, by the late Laman Blanchard“ (3 Bde., London 1845) zu empfehlen. Erstens den Freunden und Verehrern des in der literarischen Versammlung ziemlich stumm gewordenen Edward Lytton Bulwer, welcher dem Werke eine natürlich sehr gut geschriebene Biographie seines verstorbenen Freundes beigegeben hat. Zweitens den Freunden leichter Literatur. „Blanchard's Schriften“, sagt Bulwer, „verdienen einen Platz in jeder Sammlung von belles lettres. Sie besitzen, was in der leichten Literatur so selten, den eigenthümlichen Reiz, angenehme Eindrücke zu hinterlassen. Sie sind ein Spiegel des weichen Naturels des Verf., vermeiden jede schmerzliche Ansicht des Lebens, alles Herbe der Beobachtung, alles Bittere des Spottes, und nicht zu vergessen, enthalten keinen Gedanken, nicht eine Zeile, worob die sorgsamsten Ältern Ursache hätten ihr Kind zu hüten.“ Diese so gelobten Schriften sind Aufsätze über gesellschaftliche Gegenstände, Commentare zu den Sitten unserer Zeit und nach ihrer Fassung wie der Titel sie nennt „Sketches aus dem Leben“. Manche mögen schon früher ihren Weg nach Deutschland gefunden haben, sind aber jetzt zum ersten Male aus den periodischen Blättern, in welchen der Verf. sie niedergelegt, zu einem Ganzen geordnet worden. Eine dritte Empfehlung des Werks ist der milde Zweck seiner Veröffentlichung. Der Ertrag soll den mittellosen Kindern des jung aus dem Leben gegangenen Verf. gehören. Am 15. Mai 1803 trat er zu Jar-mouth in die Welt, ein Sohn geachteter Bürgerleute; er verließ sie am 15. Febr. 1845. Ein hübscher Schmuck des Buchs sind sowohl sein in Stahl gestochenes Portrait, gemalt von R. Cliffe, als eine Menge Holzschnitte nach Zeichnungen von Crutshank, Kenny Meadows und Frank Stone.

Ein Roman über China.

„The fall of the man Souny; a tale of the mogul conquest of China“, von A. L. Dymarnes (3 Bde., London 1846), ist der Titel eines im Ganzen neuen Versuchs, die Erstwelt durch das Behiel des Romans mit den Sitten und Gebräuchen der Chinesen bekannt zu machen. Ob er ein gelungenes, steht freilich dahin, wiewol das keinem Zweifel zu unterliegen scheint, daß der Verf. sich mit seiner Aufgabe viel Mühe gegeben und die besten Autoritäten zu Rathe gezogen. Auch schreibt und beschreibt er vortrefflich. Die Hauptpersonen sind historisch, und daß er eine so ferne Zeit wie die der Eroberung des sinesischen Reichs durch die Mongolen — in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts — sich zum Schauplatz gewählt, erklärt er, und wol mit Recht, deshalb für belanglos, weil die Sitten und Denkungsweise der Chinesen seitdem wenig Veränderung erfahren, und daher anzunehmen, daß ihre jetzigen Gewohnheiten ihren damaligen Gesellschaftszustand ziemlich genau bezeichnen.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1845.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 92.)

5. **Sten Sture.** Historisches Schauspiel in zwei Abtheilungen.
 1. Der Reichsverweser und der Erzbischof, in drei Acten.
 2. Das Interdict, in zwei Acten. Von C. F. Wesel, Bagel.
 1845. 16. 1 Thlr.

Auch diese Arbeit, hervorgerufen, wie uns der Verf. sagt, durch den Anblick der kölner Wirren im J. 1837, und gereizt durch den der religiösen Kämpfe unserer Tage, rechnen wir zu den ernstern und bedeutendern des Jahres, wenn auch ihr Autor uns unbekannt ist. Er ist ein Geist, in dem der Typus des Dramas offenbar und ursprünglich lebendig ist; seine beiden Stücke sind Proben glücklichster dramatischer Auffassung, der Geschichte, durch und durch Leben, Handlung, That, in durchaus dramatischer Gestaltung. Nichts ist gemacht oder gesucht, es ward ihm Alles gegeben; indem er seinen Blick fest auf das Geschehene richtet, daher der Geschichte treu bleibt, entspringen eine nach der andern diese greifbaren Gestalten aus dem Chaos und reben zu ihm diese fassbare, offene, kräftige Sprache, welche diese Arbeit auszeichnet. Unwillkürlich schuf so das Drama vor ihm zusammen, ganz und völlig aus der bloßen ernst-sinnenden Betrachtung der Geschichte. Und so soll es sein, so muß das historische Drama erwachsen, wenn es Das sein soll was es sein will. Treibt Einer mit Intentionen an die Geschichte heran, sagt er zu ihr: Liefere mir ein Drama! dreht und wendet er seinen Geschichtsstoff zu einer gewissen Ansicht, zu einem bestimmten Ziele hin — der Fehler in Prug's historischen Dramen — sofort ist die Hälfte der Wirkung verloren. Wir spüren Absicht, Willkür, wir hören das poetische Räderwerk knarren und sind verstimmt. Es ist nur zu verwundern, erstens, daß wir überhaupt bei solchem Anblick noch ausdauern, und zweitens, wie wenige Dichter und Selbstkritiker die Entdeckung machen, daß auf diesem Wege niemals ein wirksames, ein dauerndes Drama entsteht. Auch Laube, so sinnreich in Entdeckung der Fehler, welche die dramatische Schöpfung zu begleiten pflegen, hat das Verderben nicht erkannt, das aus der Absichtlichkeit in das Drama überfließt. Und doch liegt es auf der Hand. Ergreifen wir einen dramatischen Stoff mit einer bestimmten Absicht, so haben wir sofort zu erwägen, daß die Geschichte, als etwas Concretes, sich jedem hineingetragenen und fremden Zweck entzieht; das Hinzutreten eines solchen muß sie sofort fälschen. Mit vollem Grunde überläßt sich daher der Verf. ganz der Wirkung, die der Anblick der Begebenheit wie sie ist auf ihn hervorbringt; er dramatisirt sie, aber er deutet sie nicht aus. Er sieht eine Reihe bedeutender Charaktere, Christiern II., Sten Sture, den Patrioten Gustav Kroke, den treuen Sönder Gregor's VII., den Repräsentanten des Kirchenthums in seiner Reimheit, Gustav Wasa, den künftigen Selben Schwedens, Helena seine Braut, Ingolf ihren

Vater, den Statthalter von Stockholm Lejonhufvud, Christine Sillenskiern, Sture's Gattin vor sich, er setzt sie in Thätigkeit und ein Bild entsteht, dessen großartiges Interesse — aus dem Kampf der Geister gegeneinander hervorgehend — uns fast wider Willen mit in Anspruch nimmt. So entspringt das historische Drama, wir kennen keinen andern Weg, es poetisch zur Erscheinung zu bringen. Alle jene Charaktere sind mit Kühner aber fester Hand und mit Naturtreue gezeichnet: die einzige unhistorische, und an übertriebener Erfindung krankende Gestalt ist die des Enthusiasten, des Mörders Lejonhufvud, obwohl seine Rolle zu erschütternden Scenen den Stoff hergibt.

Nicht so unbedingt wie die Charakterauffassung und die Führung der Fabel können wir die Sprache loben, in der diese Dramen geschrieben sind. Eine jugendliche Überreiztheit des Ausdrucks schadet der poetischen Wirkung in den meisten Scenen; es fehlt am schönen Maß, an Sinn, an Haltung in ihr. Wenn Mos z. B. ausruft:

Ha, ha, gefühvoll und Herrlich! Weinen,
 Daß man sein Herz, das liebe Weibchen,
 Schon von der süßen Milch entbohrt . . .

Ober:

Dann wär' die Gastfreundschaft, durch die bei euch
 Die gute Dame dick und fett geworden,
 Ein voller Grund zu der Vermuthung, daß
 Ihr Kindlein, die Empörung, euch das Leben
 Verdant . . .

so fehlt solchem Ausdruck die Würde, die Ort und Umgebung begehren. Dagegen gelingt eben diesem Kraftüberfluß, der der Charakter dieser Arbeiten ist, auch eine tiefe und poetische Wirkung an gar vielen Stellen. Poetisch ist es, wenn Kralle sagt:

Ihr sprecht
 Vom lieben Zeit, da eine Spanne Zeit
 Für eur' Gedankenpobagra ein Abgrund,
 Ein dunkler, weitgespalt'ner Schlund ist, den
 Das Tiefenmaß des größten Muthes kaum
 Zu messen wagt . . . Zeit —
 Es gibt kein Zeit für Den, der vorwärts sieht
 Die Zeit ist Leiche und Gedächtnis
 In einem Augenblick, wenn nicht der Mensch
 Mit seinem Gotteshauch die Neugeburt
 Dem Tod entweicht . . . Schwagt mir von eurer „Zeit“ . . .
 Mühsücht! Denn der Stärker's fäst die Gaben
 Des Bagens und das wissliche hängt die Schöne
 Schlaf, willenlos, ein Spiel der Feindeslaune.
 Wenn vor dem Thor der Stier des wilden Jovus —
 Das Ederich trüht mit den Ödernen spaltet,
 Ist weiter Raum noch Zeit zur List u. f. w.

Wir meinen in diesen Proben von den Vorzügen wie von den Mängeln der Diction des Verf. eine Vorstellung gegeben zu haben. Er zügle das noch etwas zaumerkwohnte Maß seines Ausdrucks und er wird uns dann willkommen sein; die schöne

Kraft aber, das Grundelement aller Poesie, erhalte ihm sein Genies ungeschmälert.

6. Der Sohn der Zeit. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Herbig. 1845. 12. 15 Ngr.

Der Titel dieses Stückes eines Unbekannten enthält eine furchtbare Beschuldigung gegen unsere Zeit. Ist ein Mensch, bei welchem Leichtfinn und grundsätzlicher Egoismus die Höhe erreicht, daß er ohne Gewissensbisse falsche Banknoten macht, diese einem Gastfreunde in die Tasche schiebt, hierauf, nachdem Jener nach Botany-Bay transportirt ist, mit seinen Papieren versehen, seine Braut wegkapert, endlich, nach schwelgerischem Leben, als der fälschlich Verurtheilte plötzlich wieder erscheint, Gastfreund und Sattin mit Kaffee (!) vergiftet — nicht etwa bloß ein Sohn der Zeit, sondern zur *Enzyklopädie* der Sohn der Zeit, so ist unsere Zeit allerdings hängenswerth! Doch, das Ganze ist ja nur eine Verirrung eines ohnmächtigen Trauerspielpoeten, und darum so ernst nicht aufzufassen. Es ist recht schade um diese Verirrung; denn in der Anlage des Stückes, in der Diction, im Verse, in Allem, was der bloßen Technik angehört, ist viel Talent anzutreffen. Die Charaktere haben etwas von guter Zeichnung an sich, die Formgebung, die Sprache, die Situationen selbst sind in Byron'schem Stil ziemlich wirkungsvoll und manche einzelne Züge in dem Gemälde tragen einen poetischen Stempel zur Schau. Wie aber hat der nicht unbegabte Verf. glauben können, aus einem solchen Stoff, der das nackte Laster, die gemeine Verbrechernatur so unverhohlen an der Stirn trägt, eine Kunsttragödie bilden zu können? Hier liegt das Räthsel, die geringste Prüfung mußte ihn lehren, zu welcher Verirrung er auf dem Wege war. Allein, so ergeht es nicht ihm allein, vielmehr der Mehrzahl aller jungen Dramaturgen. Ein Stoff wird ergriffen, leichtfertig, und sofort gehört alles Studium nur dem Ziele, wie dieser Stoff dramatisch zu formen und durchzuführen ist. Wohl oder übel, man kommt damit zu Stande, freut sich an seiner Geschicklichkeit vielleicht einen widerstrebenden Stoff gebändigt zu haben und läßt — drucken. Umsonst, Mühe und Arbeit ist verloren, weshalb? Weil die erste Ergreifung des Stoffes eine ungeprüfte, ungerechtfertigte war. Nicht laut, nicht oft, nicht eindringlich genug kann es daher wiederholt werden, daß die dramatische Arbeit mit dem Anfange anzufangen sei, d. h. mit der mühseligsten, genauesten, sorgfältigsten Kritik des Stoffes an sich. Kann dieser ein edles Interesse nicht erwecken, die ästhetischen Elemente in der Seele nicht auf die Oberfläche bringen, fort mit ihm, er taugt nicht, er belohnt die Mühe des weitern Sinnens nicht!

Wir hoffen verstanden zu werden, obwol wir die Sache absichtlich einmal recht populair ausgedrückt haben, dieselbe Sache, die wir mit alten und neuen philosophischen Redewendungen ausdrücken konnten und ausgedrückt haben. Niemand folgere daraus, daß nach unserer Meinung eine Tragödie durchaus eine ethische Abhandlung sein müsse: nein, sie kann, ja sie muß vielleicht die Schuld in vorübergehenden Triumphe darstellen; aber was sie nicht darf, ist, moralischen Ekel zu erregen.

7. Andreas Hofer. Trauerspiel in fünf Abtheilungen. Von Wilhelm Gärtner. Leipzig, Teubner. 1845. 16. 27 Ngr.

Ein schwieriges Unternehmen, mit frischer Kraft gut durchgeführt! Es ist schön, wenn der Poet so in *medias res* versetzt, wie der Verf. that. Wir leben einige Stunden mit Ladarnier, Speckbacher, Kamenater und allen den alten, prächtigen Kumpanen Hofer's, und wenn der Vorhang fällt, glauben wir wirklich Zeugen jenes Kampfes der Vaterlandsliebe gegen die Masse gewesen, ja wol selbst den Stützen mit jenen kühnen und geistesfrischen Kämpen gehandhabt zu haben. In dieser vollendeten Lösung unsers Selbst liegt Reiz und Werth dieser Arbeit, in ihr liegt es, daß dies Stück neben Zimmermann und so vielen andern Hofer- Tragödien sich be-

hauptet und gilt. So frisch, wahr, naturgetreu und kühnig ist kein anderes dramatisches Gemälde von den Thaten jener tiroler Helden. Die Arbeit der Erfindung wurde dem Verf. hier durch die Geschichte erspart; er ließ, ohne viel Kunst, die Thatfachen aufeinander folgen, die Charaktere reden und handeln wie sie der Historiker reden und handeln sieht. Und dennoch, wie ergreifend ist dies Bild von Treue und felsenfestem Gottvertrauen, von bewußtlosem Verdienst und Selbstverleugnung, das uns der Sandwirth von Passeyer aufstellt! Und dennoch, eine wie tiefe Rührung kiest aus diesem Schicksal, welcher Sieg der Idee, welche heroische Geringschätzung der äußern Güter im Kampf mit den höhern Gewalten strahlt aus diesem Naturbilde auf uns herab! Und dennoch, wie durch und durch poetisch ist diese Gestalt des edeln Hofer! Alles Dies glauben wir am kräftigsten zu bezeugen, wenn wir bekennen, daß wir jede Scene, in der dieser Hofer auftritt, zwei und dreimal mit igitnem Vergnügen gelesen haben, vor allen aber die wahrhaft erhabene Unterredung zwischen Eugen dem Bicekönig und Hofer im fünften Act. Hofer hat sein Vaterland vor dem Sieger geschildert und beweint, und Eugen hat ihm mit Theilnahme zugehört.

Und dieses Land wollt ihr verderben —
ruft der Held aus.

Eugen.
Besitzen will ich es.

Hofer.
Wollt Ihr? Und wenn wir Euch nicht wollen?

Eugen.
Warum wollt ihr mich nicht?

Hofer.
Fragt uns're Adler, warum sie nicht
Aus Sturm und Höhe nieder schweben.
Den gold'nen Käfig wählen und Futter nehmen
Aus zarter Hand — fragt Euren Hund,
Warum er seinen Herrn, der Gutes ihm gethan,
Nicht wechseln mag. Schlagt ihn — er geht nicht!

Eugen.
Kann ich nicht geben, was euch Dörrsch gab?

Hofer.
Nein, König!

Eugen.
Und was vermöchte ich euch nicht zu geben
Das Dörrsch gibt?

Hofer.
Die Liebe. . . .

Eugen.
Und wenn nun euer Kaiser euch nicht mag?

Hofer.
Wer sagt das?

Reint Ihr, weil er uns abgetreten?
Wißt Ihr, daß er nicht Vaterschmerz empfand?

Eugen.
Und warum warf der Kaiser grade euch
Zum Raube hin von allen seinen Kindern. . . .

Hofer.
Weil wir von allen ihm das Liebste sind!

Eugen.
Das ist mehr Weisheit als ich fassen kann!

Hofer.
Wie seid Ihr doch so vornehm und so blind!

Ich halt' zwei Hunde, beide treu,
Doch einer rettete mein Leben einst
Aus schlechtem Volk, das blieb mir im Gedank.
Da kam mein Pathe Sighler auf der Wirt:
Andre, sprach er, laß mir von den zwei Hunden einen!
An beide hatt' ich mich gewöhnt, verkehrt Ihr —

Was meinet Ihr, welchen ich von beiden gab?
Dem, dem ich's Leben dankte oder
Dem Zweiten.

E u g e n.

Dem Zweiten!

H o f e r.

Dem, dem ich's Leben dankte, gab ich! —
Legt weiter. Andern Tages in der Früh.
Da hört ich draußen an der Thür was heulen.
Rasch war ich auf und sah hinaus zum Fenster! —
Da stand mein „Kärte“ draußen auf der Stiege,
Noch die zerriffne Kette an dem Halbe . . .
Ich hatt's gewußt — der reißt die Kett' entzwei . . .

Hier ist etwas, das nahe an Lessing erinnert, eine kräftige, frische, unbewusste poetische Anschauung, wie sie wahrlich heute zu den seltenen Erscheinungen gehört. In gleichem Geiste ist das ganze Stück gedacht und niedergeschrieben; die Kunst des Verschweigens — jenes nicht genug zu preisende Hülfsmittel des dramatischen Effects — wendet der Verf. oft, vor allen aber am Schluß des Trauerspiels mit höchster Wirkung an. Für alle seine Kampfgenossen ist jede Hoffnung verloren, alle fliehen und verbergen sich, nur Hofer hält an der Hoffnung unerschütterlich fest, und weicht nicht vom Dache seines Hauses

Im Tobel vor dem Wasser
Im Sand.

Umsonst steht Kadarner, umsonst sein Weib — er weicht nicht.
Da heißt es:

S a b a r n e r.

Gott thut nicht Wunder — den' an Weib und Kind!

H o f e r.

Meine Kinder!
Bringt mir die Kinder — rettet mir die Kinder.
Die unschuld'gen Engel, wo, wo sind sie?
(Man bringt die Kinder.)
Gib den Buben, gib die süße Marzi.
Legt — schnell fort!

E i n S o l d a t (ihm entgegentretenb.).

Seid Ihr der Sandwirth?

H o f e r.

Still — weß' mir nicht die Kinderchen, ich bin
Andreas Hofer!

So fällt der Vorhang! Unsere Citate zeigen dem Leser wohl, daß wir an dem Stücke Freude gehabt haben, und in der That scheint uns keine der vorhergehenden und nachfolgenden Arbeiten des Jahres an kräftiger und gestaltenreicher Lebensnachbildung wie an natürlicher und ungesuchter dichterischer Wirkung diese Leistung zu übertreffen. Möge der Verf. daher sich selbst treu bleiben, so soll er uns stets willkommen sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ungarisches Portefeuille von A. J. Graf-Hoffinger.
Zwei Bände. Leipzig, Th. Neclam. 1846. 8.
3 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. erklärt in seinem Vorworte, „am Ende zu sein mit allen modernen politischen Theorien, und in der heutigen Welt nichts mehr zu sehen als eine im raschen Verfall begriffene Ruine“. „Mein Auge“, sagt er, „hat keine Gegenwart vor sich, nur eine Zukunft. Der Osten oder Nichts wird die Welt besetzen.“ Diesem Träumen zufolge, wie der Verf. sein Denken selbst nennt, und welches wir ihm so als das individuellste Stück belassen wollen, hat er seine Blicke auf Ungarn gewendet. Er bebauert, daß Ungarn „keinen selbständigen Gang der Entwicklung eingeschlagen, sondern sich fast willen- und gedankenlos von der Zeit fortreiben lasse“. Demgemäß hat der

Verf. versucht, „ein System der Reform Ungarns zu entwerfen, eine Aufgabe, an welcher seit 20 Jahren Nation und Regierung vergeblich arbeiten“. Wird aber auch wol irgend Jemand sein Buch in Ungarn lesen, vorzüglich der Adel, auf welchen es hauptsächlich berechnet ist? Der Ungar, und auch die Hauptmasse des Adels verstehen die deutsche Sprache nicht, ja sie hassen sie. So lange also der Verf. für Ungarn nicht Ungarisch schreibt, fehlt ihm der Boden unter den Füßen, auf welchem er stehen und wirken könne; es fehlt dem Werke alle materielle Bedeutung. Doch die reformatorischen Ideen des Verf. sind vielleicht aus einem so hohen Schwunge der reinen Vernunft — man erlaube hier diesen Terminus — concipirt, und mit solcher Wahrheit der praktischen dargestellt, daß die Schrift daher schon als allgemein gültiges Kunstwerk ihre Stelle behaupten werde? Diese Frage kann allein der Gegenstand einer deutschen Kritik des „Ungarischen Portefeuille“ sein. Der Verf. deutet zuvor an, daß die gegenwärtigen rohen und wilden Eigenschaften des ungarischen Nationalcharakters aus den grausamen Schicksalen des Landes und unmenschlichen Kriegen sich herschreiben. Sodann stellt er den Grundsatz auf: die östreichische Monarchie sei durch Ungarn moralisch zu erobern, d. h. die Ungarn müßten sich bestreben, ihre Verfassung so zu reformiren, daß die darin enthaltenen politischen Rechte auf das übrige Osterreich übertragen werden könnten; und so nur könne Ungarn sich seine Selbständigkeit bewahren und vermindern, daß es von den „schlechten Sitten, der Grundlosigkeit, der Demoralisation Osterreichs“ angesteckt und erfüllt werde.

Es ist traurig, daß bei dieser schweren Anklage der Verf. nicht genau gesagt hat, was er eigentlich unter Osterreich hier verstanden hat. Wenn die gewöhnlichen Anklagen gegen diesen Namen ergehen, so meint man darunter das eigentliche ursprüngliche östreichische Land, und unter den angeschuldigten Personen nicht das Volk, sondern die Beamten. Der Verf. scheint jedoch diesen beiden Classen des Staats in Osterreich, wie er es nennt, nicht sonderlich geneigt zu sein. Er sagt: „Osterreich wird keine Tugenden aus Ungarn beziehen, Ungarn seinen Lasten freie Einfuhr gestatten. Die Zwischengölle werden nicht hindern, daß böse politische Geister zölkfrei aus Ungarn nach Osterreich herüberkommen. Die ungarische Sprache wird nicht hindern, daß östreichische, liederliche, gefinnungslose, klau, bairische Lebensansichten in Ungarn eintreten. Ungarn wird Osterreich durch Schutzverein und Abschneidung der ungarischen Absatzwege mit seiner Armuth beschenken, Osterreich dagegen mit zärtlicher Dankbarkeit ihm seine moralische Syphilis verzeihen. Jene liederliche, weinselige und wollustmatt lächelnde ist mir Alles Eins. Philosophie, jene mit gestrenger Amtshoffahrt im Namen der Regierung bewerkstelligte Licitationkunst der gemeinen Bescheidenheit; jener buntschmetterige Ragenbuckelpatriotismus Derjenigen, welche unter der Agide des Doppeladlers im Krüben fischen; jene innere Fertigkeit und Bereitwilligkeit zu Verrath, Lug und Trug, Heuchelei und hinterlistiger Verfolgung werden nicht ermangeln, in Ungarn fortzufahren, sich zu verbreiten.“ Hätte diese schweren Beschuldigungen Jemand uns gesagt, der nicht vorweg erklärt hätte: er träume in politischen Mächten, wir hätten uns eher geneigt fühlen müssen daran zu glauben. Aber wer den Ruin der Gegenwart zu einem allgemeinen Principe macht, der muß uns den Verdacht erlauben, daß er durch solche gefärbte Brille auch mehr gesehen als er sehen konnte und durfte. Es ist überhaupt auf den Grundrhythum in unserer politischen Literatur zu achten, daß alles Das, was für ein Journal oder eine Flugchrift paßt, und da, Tendenzen gemäß, gesagt werden darf, auch sofort in Producten der Wissenschaft unbewiesen sich breit machen dürfe. Und das vorliegende Werk, ein so großes Unternehmen, Das erfassen zu wollen, was eine ganze Nation nicht verstanden habe, muß doch wol aus der tiefsten Wissenschaft hervorgegangen sein. Aber wie läßt sich das beweisen, was der Verf. anführt? Durch Kampfmachung glaubwürdiger Zeugen, die aus eigener Anschauung erzählt, läßt sich das sehr gut erlangen. Es ist mit solchen

politischen Zuständen, und wenn sie uns die einheimischen zu sein scheinen, nicht anders, als wenn wir davon vom Korpul wissen wollen. Und dann in einer politisch aufgeregten Zeit glaubt man nur zu gern an ein Tagesgespräch; zu solchem Glauben aber zu verführen, sollte der Wissenschaft wenigstens fremd sein. Indessen der spezielle Zweck des vorliegenden Buchs wird dadurch immer nicht geschwächt. Die Erhebung der ungarischen Verfassung muß ja an und für sich ein ausreichendes Object sein. Nachdem nun der Verf. noch eine Weile in den finstern Abgründen einer constitutionellen und einer monarchischen Regierung umhergetaumelt ist, detaillirt er die gegenwärtige ungarische Staatseinrichtung und geht dann endlich auf „einige Grundlinien und Ideen zu einem künftigen Entwurfe einer Staatsverfassung für Ungarn“ über. Also wir werden nur den Anfang eines Anfangs zu sehen bekommen.

Es ist unstreitig, daß der Staat der Gegenwart aus zwei streitenden Kräften besteht, Volk und Regierung, welche eben durch die neutrale Verfassung ein gemeinschaftliches Organ erhalten sollen. Regierung ist das Abstracte, Feste, welches keine Geschichte in der Gegenwart hat; die Beamten der Cäsaren zu Rom sind die heutigen, das Volk ist der ewig fortstreichende concrete Inhalt der Gegenwart; daher der Streit. In einem dritten, einem Organe, können sich beide Principien nur durch ihre Vertretung ausgleichen. Es ist so gut die Vertretung der Regierung wie die des Volks nöthig; und die Production des Organs des Lebens ist das bildende Gesetz. Diese Grundsätze einer geregelten Staatsverfassung sind im Allgemeinen von dem Verf. anerkannt worden; ja die Volksvertretung soll auch eine indirekte Vertretung der Proletarier in sich schließen. Es ist dieses Wort bei einer gewissen Fraction der politischen Schriftsteller zu einem Rodeworte geworden. Von einer politischen Vertretung derselben glaubt man das ganze Heil des Staats erwarten zu müssen. Aber wie würde man doch diejenige Regierung für eine wahnsinnige erklären, die eine Vertretung ihrer subalternen Beamten beanspruchen möchte; Schreiber, Boten, Actenhefter u. dergl., welche bei dem voran dargelegten Organesage mit den Proletariern parallel stehen! Ein gemeinschaftliches Organ kann ja nur Das sein, wohin nicht das Zufällige und Besondere von Personen und Ständen, ein trüber Hauch, gelangt, sondern das Allgemeine, Klar und lauter Fließende der Principien, also der Intelligenz. Die Intelligenz des Volks und der Regierung ist zu vertreten, und diese ist weder bei den Proletariern noch bei den Subalternen zu finden. Die Armuth, deren Stand der Proletarier bildet, wird nicht erlöst durch die Politik des Staats; denn ebenso wenig wie Intelligenz die alleinige oder höchste Kraft des Menschen ist, ebenso wenig ist Staat die höchste Darstellung der Menschheit. Doch dieses Weitere gehört nicht hierher; es sollte nur aufmerksam gemacht werden, wie wenig durch politische Vertretung den Proletariern geholfen sein kann, und um so weniger, als in dem ganzen Staatschema des Verf. nicht mit einem Worte der Schule gedacht ist, die den Proletarier zur Intelligenz heben könnte. Vielmehr er soll für sich fortvegetiren, und 100, warum nicht 101, Deputaten vom Handels-, Industrie-, Gelehrten- und Bauernstande sollen ihn bereifen und dem Landtage Bericht von ihm abstaten! Es geht in der That ins Unglaubliche, woran der Mensch glauben und was er Alles träumen kann. Denn entweder muß dann den Proletariern Schafsvorstand eingepflanzt werden, oder die ganze Finanzwirtschaft muß sich auf Anlegung von öffentlichen Magazinen concentriren. Erkennt der Proletarier erst, daß er gesitteter wird, so wird er heute ein Pfund Brod dankbar annehmen, über acht Tagen aber schon mit achteln sich nicht mehr begnügen. Hat nun der Verf. so schon sich einer großen Illusion hingeegeben, so ist die Praxis seiner Einrichtungen oft nicht minder bedauerlich. B. B. schlägt er vor, und das ist ein Hauptpunkt einer verständigen Einrichtung: der König kann und soll (warum schon diese Gesuchtheit des Ausdrucks bei

Staatseinrichtungen?) den Landtag alle drei Jahre einberufen und auflösen; dann aber kann auch der Landtag vom Könige verlangen, daß, so lange der Staat sich in dringenden Lagen befindet, der Landtag alljährlich ein Mal versammelt werde. — Wer soll nun hier entscheiden über die dringenden Lagen? Ist dadurch nicht ein großer Anlaß zu innern Unruhen gegeben, vornehmlich bei dem ungarischen Volkscharakter, den der Verf. selbst groß genug schildert? Doch was soll man über unnütze Schreibereien noch mehr Worte verlieren. Die leeren Staatskassen sollen vornämlich durch Einkommen- und Luxussteuern gefüllt werden; der Verf. entwirft ein vollständiges Tableau der letztern. Den angewandten Luxus soll ein jeder Consument selbst beurtheilen und die Steuer dafür selbst offeriren. Wird aber die Regierung nicht wissen wollen wer es unterläßt? Dann also ist für jeden Menschen und für jeden Augenblick des Lebens ein Spion zu bestellen. In der That, das Träumen des Verf. ist ein gewaltiges Hirngespinnst. Und nun gehören zu den Luxusgegenständen z. B. auch Tracht, Rum, Kuchen u. s. w.; aber doch nur dann, wenn sie jemand consumirt. Also diese Handlung ist das Wesentliche. Das aber hat der Verf. vergessen, die Handlungen der luxuriosen Bemus zu besteuern und den Consumenten anzubefehlen, in dem jedesmaligen Falle davon obrigkeitliche Anzeige zu machen. Himmel, was werden da für interessante Sachen an das Tageslicht kommen!

Der übrige Inhalt betrifft erstens statistische Nachweise und Auszüge aus andern Schriftstellern über ungarische Zustände, welches manches Interessante und Neue bringt und dem Werke seinen alleinigen Werth gibt. Endlich folgt im Gewande einer Dichtung eine Charakteristik des ungarischen Adels, vorzüglich in seinem Verhältnisse zu den Frauen und den Juden, die nicht übel zu lesen ist.

G. Marquard.

Literarische Notiz.

A. Zubinal's neueste Leistungen.

Einer der regsamsten unter den Gelehrten, welche sich die Pflege der altfranzösischen Literatur zur eigentlichen Aufgabe ihres Lebens gemacht haben, ist Achille Zubinal. Er hat schon eine ganze Reihe gediegener Werke, in denen zum Theil die Resultate sehr gehaltreicher Forschungen enthalten sind, ans Licht gefördert. Seine gegenwärtige Stellung als Professor der ausländischen Literatur an der Facultät zu Montpellier scheint ihn aber mehr und mehr zu veranlassen, den Horizont seiner Studien zu erweitern und auf die sorgfältigere Beachtung der wichtigen literarischen Erscheinungen des Auslandes auszuweichen. Als Ergebnis dieser Studien werden uns jetzt Bruchstücke seiner hierauf bezüglichen Vorlesungen unter dem Titel „Cours de littérature étrangère extrait de leçons publiques“ geboten. In diesen Fragmenten zeigen sich Gründlichkeit der Kenntnisse und Unbefangtheit des Urtheils als die hervorragenden Charakterzüge. Wahrscheinlich verdanken wir gleichfalls der Anregung Zubinal's die Veröffentlichung einer kleinen Schrift, welche vor Kurzem zu Montpellier der Presse verlassen hat. Dieselbe enthält Aphorismen und Maximen der Königin Christine, welche in einer Bibliothek zu Montpellier aufgefunden sind, und führt den Titel „Pensées de la reine Christine, d'après le manuscrit de l'école de Montpellier“. Wir bemerken endlich noch, daß die von Zubinal geleitete „Revue de Midi“, deren wir in d. Bl. bereits rühmliche Erwähnung gethan haben, guten Fortgang zu haben scheint. Der Jahrgang 1845 ist reich an interessanten Beiträgen und gibt der Hoffnung Raum, daß der Herausgeber seiner Zeitschrift auch für die Folge die würdige Haltung, welche bis jetzt stets an ihr zu rühmen gewesen ist, zu bewahren wissen wird. 17.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1845.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 93.)

8. Die Seherin. Dramatisches Gedicht von Emil Reclenburg. Leipzig, Brauns. 1845. 8. 2 Hfr.

Um des Contrastes willen lassen wir diesem Naturtaut der Poesie eine Arbeit folgen, von der man leicht, im Gegensatz zu jener, aussprechen könnte, daß sie die Kunst über sich selbst erhöhe und durch ein Übermaß von Reflexion zur Unnatur gelange. Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß trotz eines im Ganzen ungünstigen Totaleindrucks, den das Stück zurücklassen muß, es dennoch seine einzelnen Schönheiten und gelungenen Partien enthalte. Das Drama gehört durchaus der Gattung an, die wir bisweilen schon als Gedankentrageddien bezeichnet haben. Der Gedanke, nicht das Leben, ist ihr Träger. Verwickelung und Entwicklung beruhen auf einer Idee, das Leben muß sich wohl oder übel dazu hergeben, die Idee zu verwirklichen. Wir sehen ein Mädchen vor uns, Laura, Liebesglutschwärmerin im allerhöchsten Grade, und Frey, ihren überseligen Geliebten. Die Scene, in der und dies zur Darstellung gebracht wird, ist etwas lang; die Verse sind gut. Plötzlich sehen wir Frey im schlechter, mindestens frivolser Gesellschaft und Laura von einer Lante und einem listigen Kammermädchen dem Könige als Zuhlin in die Hände gespielt. Der König macht eine üble Figur, ein Fürst wäre genug gewesen. Dann kommt die Neue über die Untreue, das Gefühl der Eere, über welche Empfindungen Laura in Krämpfe verfällt. In jenen Convulsionen, die bald habituell werden, sieht sie Gott und Satan um ihre Seele streiten. Diese Streitdialoge zwischen dem guten und dem bösen Princip sind offenbar der Kern, das Ziel des Gedichts, das damit zu einer Art weiblichen Faust oder zu einem potenzierten Gretchen werden soll. Es muß nun zugegeben werden, daß einzelne Stellen in diesen Dialogen — unerachtet des übeln Eindrucks, den die Gegenwart Gottes und Satans am Lager der Seherin macht — voller Poesie und wirklich ergreifend sind, besonders an den Stellen, wo Laura wieder zum Erkennen der Dinge umher nach jenen leisen Weltgesprächen erwacht. Der Gedanke ist wirklich neu und nicht ohne eine gewisse stille Majestät, die uns mit leisem Schauer füllt; allein die Feder spielt zu oft und stumpf sich endlich ab. Die Reden Satans sind ziemlich im Charakter des Rephiso, doch beinahe noch spottföchtiger und höhrender, mehr frivol als teuflisch, sodas sie ein Neg um die arme Seele, Laura, schlingen, dem diese nun und nimmermehr entschlüpfen kann; denn draußen harren die harten Lebensarten Gottes auf sie und scheuchen sie in die alte Lage zurück. Die größte Feinesse in der Maske des Satans aber ist, daß er stets von Gott als seinem gnädigen Herrn spricht und dem Christenthum jede mögliche Lobrede hält, ihm jeden möglichen Vorschub leistet. Er ist die personificirte Emancipation des Fleisches, dieser fröhliche und neckende Satan, dem man gar keine böse Absicht anmerkt, bis er zuletzt, eben da Laura für Frey dem Könige zu Füßen

fallen will, wahrscheinlich mit der Absicht ihm ihre Schuld zu bekennen und sich ihm wieder zu eigen zu geben, das Fräulein erdroffelt, womit das Stück zu Ende ist. Denn Frey schmachtet als Demagog im Kerker.

Man wird gestehen, daß wir es hier mit einer kühnen und seltsamen Arbeit zu thun haben, die vielleicht einer tiefer eingehenden Kritik als sie hier zu geben ist würdig sein mag. Wenn man ihr den Charakter deutschen Ernstes und deutscher Tiefe zuspricht, widersährt ihr nur ihr Recht; das Verdienst sorgfältiger Ausarbeitung verkündet sich schon durch den Vers und den durchweg festgehaltenen Reim in diesem langen Gedicht. Von den Nebenfiguren, welche nur den Zweck haben, die Frivolität der höhern Gesellschaft zu zeichnen, können wir schweigen. Roth, Stark, die Lante, Liebchen lösen nur diese Aufgabe. Der Kern der Dichtung ruht wie gesagt in den leisen Gesprächen zwischen Laura's Seele, Gott und Teufel. Von diesen müssen wir, soll das Ganze nicht ohne Charakteristik bleiben, eine oder die andere Probe geben. An welcher Stelle wir sie erwählen ist ziemlich gleich. Also Laura, welche eben eine misfällige politische Anrede des Satans hören mußte, jagt ihn weg. Sofort erscheint ihr Gott auf ihren Ruf.

G o t t.

Noch einmal nahe ich mit mildem Triebe
Nicht angezogen von der Erde Gränden,
Nach meiner Gnade dir und meiner Liebe
Beseligende Botschaft zu verkünden.
Klamm an des Ewangeliums Verheissen
Und wende dich zu mir und meinem Sohne.
Die irdischen Bande werden dann zerreißen,
Die dich umfassen, und an meinem Throne
Wirst du einmal des Glückes Stunde segnen,
Wo dich gerettet göttliches Begegnen.

L a u r a.

O Ueber Gott, du redest immer noch,
Als wäre ich in deiner tiefsten Schuld.
Was habe Böses ich verbrochen doch,
Das mir entzogen keine hohe Schuld?
Du willst mich nicht aus meiner Noth erlösen,
Und kannst mich nicht befreien von dem Bösen.

S a t a n.

Mamsellen! Pog tausend! Ich bitt' es mir aus!
Am Ende verleugnet die Schelmische mich.
Ich mache hier tollen Spectakel im Haus . . .
Wenn mir nicht Gerechtigkeit gleich widersährt.
Für alles Geschelte, was ich dir gelehrt.

L a u r a.

O ja, Gescheltes; aber solche Dinge,
Das mir ganz angst und bange drüber wird.

G o t t.

Du fängst als Räuber mit gedürter Schlinge
Die Schäfchen, so nicht sieht der treue Hirt . . .
Doch was er rathe, wie du selber bangst —
Du siehest nicht in mirnen gnäd'gen Schoos?

S a u r a .

Was soll ich thun? Die Hölle thut mir Noth —
Willkommen, wer mir hilft, wahr's auch der Tod!

S a t a n .

O papperlapapp! So reden sie jetzt,
Jetzt wird Gevatter Mephisto verpetzt.
Kommt wunden Ihr' Snaben den göttlichen Rücken,
So bitten wir wieder, und doch zu beglücken.

G o t t .

Ich thue dir im höchsten Grade kund,
Die Seele wird zu deiner Beute nicht.
Auch wahr! Sie dein Alekt auf diesem Rumb,
So führt der Tod sie in mein Himmelsticht.

S a t a n .

Lapp, Ihre Gnaben, der Pact ist geschlossen:
Ich hab schon öfter derselben gemacht,
Und niemals noch hat es mich später verbessert,
Denn oftmals schon habe ich bei mir gedacht:
Da d'raben: Das sind doch vorläufige Sachen
Wenn man mit der Erde den Himmel vergleicht
Dart sag ich an unwillkürlich zu lachen —
Wie worden verzeihen — ich lache sehr leicht.
Wenn einzig ich lebte: ich würde ganz dumm
Ich bedachte vor Langeweile mich um.

Diese Probe muß genügen; sie reicht hin, die Intention und die Gedankensform zu zeigen, in der die Intention verfolgt wird. Daß sie eine ernste und eine dichterische sei, wird kein ernsthafter Leser verkennen; doch dies Geschlecht ist in unsern Augen selten geworden, und die Lust, eine neue Variation des „Faust“ oder des „Manfred“ zu lesen, leitet nur noch Wenige bei der Wahl ihrer Lecture. Der Verf. wird sich künftig wol härter fassen müssen.

9. Schulleiß Menge von Colothurn. Vaterländisches Schauspiel von Franz Krutter. Colothurn, Lent und Samsmann. 1845. 8. 15 Ngr.

An diesem Stück ist Alles rauh und unpoetisch, der Name des Verf. entbehrt ebenso wie seine Diction alles Wohlklangs; der Stoff ist für ein historisches Drama viel zu eng und klein; die Handlung ist eine quorella de famille, oder eine Balgerei unter Spießbürgern, und obwohl die Religion sich darein mischt, doch kaum besser als sie in Preußen jede Stadtverordnetenversammlung darstellt. Soll man aus jedem solchen Zerwürfniß, das ohne historische Folgen bleibt, eine historische Tragödie machen? Gewiß nicht. Dem Erzeugniß, das hierzu ausgemacht wird, muß entweder das Gewicht einer Bewegung in Masse oder die moralische Größe der einzelnen That zu Hulfe kommen. Hier fehlt das Eine wie das Andere, das Stück hätte daher ungeschrieben bleiben können. Indeß, einen großen Aufwand von Kunstmitteln hat der ehrliche Verf. auch nicht darauf verwendet: von der Formgebung des Dramas hat er wol kaum eine dunkle Ahnung, und die Sprache die er gebraucht ist etwa die aus den Stilübungen eines fähigen Tertianers.

10. Bron und Hütte. Romantisches Drama in fünf Aufzügen: Von L. M. Eckardt. Wien, Kaulfuß Witwe, Prandel und Comp. 1846. Gr. 8. 20 Ngr.

Ach! Auch die schöne Zeit des nordischen Antiquar-Enthusiasmus ist vorüber! Die Sigurd-Schlängentöchter, die Gunlaugur-Drachenzunge und Frithjoffagen klingen nur noch dunkel und verhallend nach; Niemand glüht mehr für oder wider die Ridelungen, und die Namen Haldan, Ring und Sigduna setzen keine Bunge mehr in Bewegung, wie viel minder ein Herz! Der Verf. bringt daher eine Ilias post Homerum, wenn es jetzt noch mit einer dramatisirten Frithjoffsage heraustritt, und wäre er der Glatte Ringolf selbst, er fände kaum ein Ohr bereit ihn anzuhören. So sehr gehört es zur glücklichen Übung der Musenkunst, die rechte Zeit und den

rechten Stoff zu wählen und den Bannruf „Beraltet“ von seinem Dichterkopfe abzuwenden. Doch unser trefflicher Verf. hat an dem „Beraltet“ seines Stoffes noch nicht genug; er zeigt sich noch in einer andern Beziehung als ein Spärling, der besser als Einer, der die letzten 20 Jahre beobachtungslos verträumt zu haben scheint. So wie er, als diesem Traum erwachend, noch Ehren-Fouqué in Ehren wähnt, so glaubt er auch in anderer Beziehung noch an Ehren-Wolfe. Was sagt der Leser wenn er am Eingang des Stücks liest:

Wie schön, wie lieblich dich die Rose kleidet,
Der Morgen schmückt sich neu, weil er dich sieht!

und am Schluß:

Berführung, treuer Bruder . . .
Von einem Kissen reich' ich dir die Hand,
Begreife sie und eil' zu mir herüber.
Die Schwester soll das Pfand der Liebe sein
Sie möge wie der Farben Kranz der sieben
Bereinen nur, was je getrennt geblieben.

Ein solcher inconsequenter und fremdartiger Eigensinn hat etwas Abbrochendes; Recht behalten wollen gegen die ganze Welt kann nicht die Eigenschaft eines Dichters im höhern Grade sein. So steht denn auch bei dieser Arbeit die Poetik nur in dem Klang der Wort: die Handlung, so weit sie dem Verf. angehört, ist gänzlich davon entblößt, trivial, langweilig und ohne allen Schwung. Da nun auch die Charakterzeichnung gleich Null ist, so bleibt für die poetischen Ansprüche des Autors nichts übrig als die gute Verwendung der Bilder aus der nordischen Mythologie. Diese lassen wir ihm ohne sie ihm zu beneiden; ein Reiz durch Mißbrauch stumpf gemacht, ein Pfeil der nirgend trifft und haftet, eine Munt ohne Duft, ein verloschener Regenbogen.

(Der Beschluß folgt.)

Vorlesungen über slavische Literatur und Zustände. Gehalten im Collège de France in den Jahren von 1840—44. Von Adam Mickiewicz. Dritter und vierter Theil. Leipzig, Brockhaus und Venenius. 1844—45. Gr. 12. 2 Thlr. 25 Ngr. ♣

Der dritte Theil der Vorlesungen erfordert vielleicht mehr als jeder andere die Beachtung Deutschlands und vornehmlich der deutschen Philosophen; denn er enthält nicht nur eine scharf, unbarmherzige Kritik aller neuern deutschen philosophischen Systeme, sondern enthält auch zugleich alle Momente, durch welche nach Mickiewicz's Ansicht die im slavischen Volke im Keime liegende Philosophie sich über die deutsche Philosophie der Gegenwart erhebt. Wir sind weit entfernt, die außerordentlichen Leistungen der deutschen Philosophen leugnen noch je auf einen Augenblick den ungeheuren Einfluß vergessen zu wollen, den gerade durch die philosophische Entwicklung deutsche Wissenschaft und deutsches Wesen in der Neuzeit auf die civilisirten Völker Europas gewonnen hat, und von welchem Einfluß gerade auch das Buch von Mickiewicz ein mehr als glänzender Beweis ist. Denn so viel der Verf. über die verschiedenen philosophischen Richtungen in Europa spricht, so ist doch bei weitem der meiste Raum der deutschen Philosophie und ihrem Systeme gewidmet; sie scheint dem Verf. trotz der geringe Schätzung, die er so oft gegen sie an den Tag legt, dennoch so hochwichtig, daß er wie es scheint sich selbst zum Trost jedes der deutschen Hauptsysteme einzeln weitläufig durchgeht, und dann bei den einzelnen Principfragen, die er behandelt, immer und immer wieder auf dieselben zurückkehrt. Eine bessere, eine mehr erzwungene Anerkennung der Wichtigkeit kann man nicht so-

*) Dagegen berichten wir über dieses Werk in Nr. 207 und 211 d. Bl. f. 1844. D. Rev.

den. Der Hauptunterschiedspunkt aber, den wir sogleich im Anfang hervorheben zu müssen glauben, besteht zwischen der deutschen Philosophie und der polnisch-slawischen des Rückwärtig in der Litteratur. Zwar ist Mickiewicz selbst immer gezwungen, von derselben Gebrauch zu machen, um seine Gegner niederzukämpfen: allein trotzdem haßt er sie und negirt dieselbe von Princip aus. Die deutsche Philosophie sei reine abstracte Begriffsphilosophie, eine Verstandespeculation und höher als solche nie zu einem Resultate in demjenigen Hauptfragen des Menschengeistes, deren Lösung das herrliche Europa eben erwarte. Dieser Philosophie stellt der Verf. seine und einiger später zu nennenden Philosophen Gefühl-, Erkend- oder genauer Intuitionphilosophie entgegen, und vindicirt diese letztere, welche unmittelbar auf das Praktische, auf die That, auf die gegenwärtigen Zustände der Völker losreißt, ausschließlich dem slavischen und französischen Volke, während die abstracte, theoretische Speculationsweise den germanischen Völkern vornehmlich zuzuschreiben sei. Ohne und in die Untersuchung der Wahrheit dieser Behauptung einzulassen, zu der hier nicht einmal der Raum wäre, wenn wir dazu auch Beruf verspürten, bemerken wir nur, daß die praktischen Resultate, wie sie bis jetzt vorliegen, allerdings manches strenge Urtheil Mickiewicz's zu rechtfertigen scheinen, wie wir weiter unten sehen werden.

Der dritte Theil enthält zwei Hauptgegenstände, von denen der eine die Slawen allein und ausschließlich angeht; das sind die Anercrkungen über das slavische Völkertum, über die Ausbreitung dieses Volkstammes in den älteren Zeiten, wo es bereits die Hauptbevölkerung Europas dargestellt hätte, bis es später überall zu Slawen gemacht worden; über die altslawische Mythologie, in der sich der ursprüngliche europäische Mythos am reinsten und unversäultesten erhalten habe, so daß sie jetzt das einzige und wichtigste Mittel zur Erklärung aller europäischen Mythologien ist, wie j. B. eine Menge griechischer Götternamen erst aus dem Slawischen erklärt werden können. Der andre Haupttheil des Buchs bezieht sich auf die Lösung der Frage, was will die slavische Philosophie und welches ist ihr Verhältnis zu ihren Vorgängerinnen? Zu diesem Gegenstande beginnen die Vorträge. Die erste Eigenschaft der slavischen Philosophie ist der Glaube an die Notwendigkeit des Opfers, der Aufopferung nicht nur der Bergangenheit, sondern auch seiner selbst und seiner Arbeit zum Nutzen der Allgemeinheit; die zweite Eigenschaft die Erwartung, das Streben nach der Zukunft, nach einer Erlebung, welche in die gegenwärtigen Verhältnisse einen vollkommenen Umsturz, ein vollkommenes Gebäude nach den Grundfäden der christlichen Liebe aufbauen werde. Das Mittel zur Realisirung zu hoher Zwecke bestehe in der Begriffierung, welche gegenwärtig durch die Poesie, vornehmlich aber durch die polnische repräsentirt würde. Durch das Dichtergenie muß die polnisch-slawische Zukunft erst, durch dasselbe der ganzen Nation offenbart werden. Das ist der Beruf der slavischen Dichter in der Gegenwart. Sie haben denselben Theil schwächer theils stärker anerkannt. Nur tritt dieses Bewußtsein bei dem Verfasser der „Höllischen Komödie“ und in Laleski's „Duch od Stepu“ herbei; schwächer bei Pusztin, dessen Gedicht „Der Prophet“ diesen Beruf leise andeutet; unklar ist des Herr's Urtheil über Kollar, dessen Werke sowie die der österreichischen Slawen überhaupt Mickiewicz nur oberflächlich und wahrscheinlich nur von Hörensagen bekannt sind. In desto größerer Verkäuflichkeit ist der Beruf des Geistes und den Inhalt der „Höllischen Komödie“ wieder, welches Drama allerdings einzig in seiner Art und so erhaben durch innern Werth wie durch Tendenz über allen neuen Dramen der Gegenwart steht, daß die Polen allerdings sehr recht daran thun, dieses große wahrhaft geniale Werk immer wieder durchzuarbeiten. Die ausschließliche Beurtheilung der europäischen Philosophie beginnt aber erst S. 224.

Dem Verf. ist die gegenwärtige Richtung der deutschen Philosophie durchaus scholastisch, an einer andern Stelle wieder durchaus praußisch, anderwärts endlich durchaus protestantisch, wie würde andern ihr Entstehungsgrund beweise, da das durch die Reforma-

tion zur Reine Band der religiösen Gemeinlichkeit die protestantische Christlichkeit ganz isolirt dargestellt und sie so zu der abstracten Speculation verleitet oder durch den harten Buchdrangzwang der Symbolischen Bücher, über die man nicht habe hinauszugehen dürfen, gezwungen habe. Von da an habe das abstracte Denken eine solche Herrschaft in Norddeutschland erlangt, daß es nicht möglich gewesen wäre, derselben Einfluß oder nur Begrenzung zu dem praktischen Leben zu verschaffen. Wie weit diese Philosophie in dieser Hinsicht zurück sei, beweise der Umstand, daß Hegel selbst Preußen für das Ideal des guten Staats gehalten und durch die Nachricht von der Julirevolution in den höchsten Borna und die größte Trauer versetzt worden sei; der polnische Aufstand habe seinen süßen Kräumen noch den Rest gegeben. „Ihm schien es nämlich, die Menschheit hätte schon nichts weiter zu thun als nur die Glückseligkeit des Daseins zu genießen, welches sie in den Formen der französischen Monarchie, des russischen und österreichischen Kaiserreichs errungen hat, deren Rufer aber und Typus die preussische Monarchie war.“ So habe denn weder er noch seine Nachfolger „eine Keurung in der Politik gemacht; sie denken, daß die deutschen Staaten das Böschon Freiheit, welches sie genießen, Frankreich und zum Theil Polen schuldig sind. Der gegenwärtige Zustand der Dinge vieler dieser Reiche wurde nach dem Sturze Napoleon's und größtentheils nach dem Rufer der französischen Revolution eingeführt. Der französische Civilcode wirkte ebenfalls stark auf die Gesetzgebung der deutschen Länder ein, namentlich der Provinzen, die zu Preußen gehören. Daß aber in dieser Veränderung sich etwas wahrhaft Deutsches vorfände, daß der Fortschritt deutscher Philosophie zur Erhebung der Lage Deutschlands in irgend etwas beigetragen hätte, ist durchaus nicht zu bemerken.“ (S. 224) Ja, er geht sogar noch weiter, indem er es mit einer sehr scharfen Betonung hervorhebt, wie „die Hegel'sche Schule in Parteien zerfallen, die sich die Namen der rechten Seite, der linken Seite und der Mitte, wie in den französischen Kammern geben, und öfters, um nur den Deutschen selbst begreiflich zu machen, was unter ihnen vorgeht, müssen sie zu der politischen Sprache Frankreichs ihre Zuflucht nehmen. Sie wiederholen es, die Truismen verfluchen sich selbst nicht mehr untereinander, nur wenn sie sich Französisch ausdrücken.“ (S. 226.) Und scheint dieser letzte Vorwurf offen gestanden an sich nicht von Bedeutung, sondern dient höchstens als Beweis, daß die allgemeine Bildung auch in politischer Hinsicht in Deutschland weit über die gegenwärtigen politischen Zustände hinaus ist, worin zugleich die scharfe Sprache liegt, daß auch die politischen Veränderungen nach dieser Seite hin unaufhaltsam sind, daß sie aber jedenfalls auf friedlichem Wege erreicht werden; denn nur solche neue Zustände, deren Fäden von Einzelnen, Wenigen erkannt wird, müssen durch Erschütterungen herbeigeführt werden. Das beweisen die Ereignisse Polens zu deutlich, als daß sie Mickiewicz hätte verkennen sollen. Als Vermittlungsorgane zwischen der deutschen und der slavischen Philosophie sieht Mickiewicz zunächst Cieszkowski an, der unter der äußern Schale der deutschen philosophischen Methode polnischen Geist verbirgt und mit seinen Schriften erschütternd unter die Häupter der deutschen Philosophie tritt. Seine Ver-
vollständigung nach der religiösen Seite I mit den deutschen religiösen Philosophen Kriterium der Wahrheit nicht in den al-
berk in den Geist setzt. Diese beiden I
wichtig für die großen Philosophen G
von denen man überhaupt etwas Dauer
warten dürfe. Es und inwieweit die
wartungen berechtigt ist, Das zu unterf
lesern selbst überlassen; es ist dies die in
tigste Partie des vorliegenden Theils;
Menschheit, Unsterblichkeit, Glaube, Gott
Weise besprochen, die Ansichten der weise
ner der Gegenwart und Bergangenheit von einem bestimmten,
festen Princip aus auf hoch strebige und über Weise behan-
delt, daß selbst diejenigen, welche eben dieses Princip negiren,

nicht ohne innigstes Interesse diese Partie des Buches durchgehen werden. Uns genügt es, darauf aufmerksam zu machen, und die Worte zu wiederholen, welche der Übersetzer in seiner Vorrede an Deutschlands Gelehrte richtet: „Die aufgeklärten und biedern Männer Deutschlands, denen wir dieses Werk widmen, werden ersucht, die erhabenen Wahrheiten, die der Verf. seinen Zuhörern im lebendigen Vortrage klar verständlich und fühlbar gemacht, vollständig und umfassend zu würdigen und durchzuarbeiten.“ Die letzte Vorlesung enthält eine Recapitulation des Inhalts der ersten drei Theile, gleichsam das Glaubensbekenntniß des Verfassers.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Naturbeweis eines künftigen Daseins.

Die Erscheinung der Auflösung bietet einige der klarsten Beispiele von vollständiger Veränderung körperlicher Zustände ohne deren Vernichtung dar, wir sind aber an diese Veränderungen so gewöhnt, daß, obgleich die aufgelösten Substanzen nicht mehr erkannt werden können und in ihrem neuen Zustande vollkommen unsichtbar geworden sind, wir doch keinen Augenblick lang annehmen, daß irgend ein Theil von ihnen verloren gegangen sei. Die Auflösung eines Stückes Zucker in einer Theetasse kann als ein ganz einfaches Beispiel angeführt werden. Der harte, krySTALLIRTE Zucker wird in den Thee getaucht und verschwindet nach kurzer Zeit völlig. Wenn Jemand eine solche Erscheinung zum ersten Male erblickte, würde er glauben, der Zucker gehe gänzlich verloren, und geneigt sein, dessen Verschwinden einer Zauberei zuzuschreiben. Wir sind aber Alle so gut mit diesem Vorgange bekannt, daß wir aufhören diese Erscheinung für unserer Aufmerksamkeit werth zu halten, und wissen daß der Zucker nichts an seinen Eigenthümlichkeiten durch den chemischen Proceß verlor, der ihn für die Organe des Gesichts und Gefühls unsichtbar macht. Der Zuckerstoff kann ja durch das Abdampfen der Flüssigkeit bis zur Trockenheit in fester Form wiederhergestellt werden, indem das Residuum in Zuckerkristallen besteht, welche gerade wieder ebenso viel wiegen als das frühere Stück. Wenn uns nun also die Erfahrung lehrt, daß diejenigen Operationen, die man gewöhnlich für die zerstörendsten hält, in der That nicht ein einziges Theilchen der Materie zerstören, und wenn wir lernen, daß diese Operationen selbst nichts Anderes als die Wirkungen neuer Combinationen sind, gänzlich abhängig von der Operation der letztern, so erhalten wir dadurch zunehmende Gewißheit der unwiderlegbarsten Art, analogisch die künftige Fortdauer zu beweisen. Wir begreifen sonach, daß es diesen Vorgängen, welche die Gestalt der Körper verändern, unmöglich sein würde, die letzten Partikeln der Materie zu zerstören, weil diese Vorgänge selbst bloße Wirkungen der schon vorgegangenen Wirkungen sind, und nur anzeigen, daß die neuen Combinationen vollendet sind. So müssen wir denn in Folge dieser Klasse von Evidenz, die zu groß ist als daß man ihr widerstehen könnte, glauben, daß die Elemente der Materie, welche jemals erschaffen worden, nur durch die directe Vermittelung der allmächtigen Kraft, die ihnen das Dasein gab, auch wieder zerstört werden können. Folglich: Die Veränderungen die beim Tode eintreten sind nicht bedeutender, und gewähren keine entschiedenere Ansicht der Vernichtung als die Auflösung des Zuckers in Wasser. Wenn wir nun diese Thatfachen hinsichtlich der Unzerstörbarkeit der Materie zusammenstellen, und unsere Unfähigkeit in Betracht ziehen, unmaterielle Stoffe zu untersuchen, so erhalten wir dadurch die triftigsten Gründe zu der Überzeugung, daß der Geist ebenso unvergänglich ist als die materielle Substanz, und erkennen die Unhaltbarkeit der Einwürfe, die man gegen die abgesonderte Existenz der Seele bloß aus dem Grunde erhoben hat, daß ein solcher Zustand der Trennung unbegreiflich sei. (Bakerwell.)

Südamerikanischer Wassermangel.

Als Darwin durch Südamerika reiste, beschrieb man ihm auf das lebhafteste die Wirkungen des letztvergangenen großen Wassermangels und die Nachrichten darüber können zugleich einiges Licht auf die Gründe werfen, warum man hier und da nicht selten die Grippe einer Menge Thiere aller Art aufgeführt findet. „Der Zeitraum zwischen den Jahren 1827—30 wird die große Trockenheit oder die große Dürre genannt. Während dieser Zeit fiel so wenig Regen, daß die Vegetation bis selbst auf die Disteln abstarb; die Bäche trockneten aus, und die ganze Gegend gewann das Ansehen einer staubigen Landstraße. Dies war besonders der Fall in den nördlichen Gegenden von Buenos Ayres und dem südlichen Theile von Santa Fé. Eine große Menge Vögel, wilde Thiere, Herden und Pferde lamen aus Mangel an Futter und Wasser um. Jemand erzählte mir, daß das Wild in die Höfe zu den Quellen kam, die er hatte müssen ausgraben lassen um seine eigene Familie mit Wasser zu versorgen, und die Rebhühner kaum Kraft genug besaßen fortzuziehen, wenn sie verschucht wurden. Der geringste Anschlag des Verlustes an Zuchtvieh in der Provinz Buenos Ayres allein wurde zu einer Million Stück angeschlagen. Ein Landbesitzer in San Pedro hatte vor diesen Jahren eine Herde von 20,000 Stück, und nach 1830 war nicht eins mehr vorhanden. San Pedro liegt inmitten des schönsten Landstrichs und ist jetzt wieder reich mit Vieh versehen, aber dennoch wurde in dem letzten Stadium der großen Trockenheit Vieh zur Speisung der Einwohner auf Schiffen dahin gebracht. Das Vieh das aus den Gefößen nach Süden hin auswanderte, war in so großer Anzahl untereinander gemischt, daß eine Regierungskommission von Buenos Ayres abgeschickt wurde, um die Zwistigkeiten der Eigenthümer zu schlichten. Sir Woodbine Parish erzählte mir noch eine andere sehr eigenthümliche Ursache zu Streitigkeiten. Da der Erdboden so lange trocken gelegen, hatten sich solche Staubwolken gebildet und erhoben, daß in dieser ebenen Gegend die Grenzzeichen verschüttet wurden und die Besitzer nicht mehr ihre Grenzen zu bestimmen wußten. Ein Augenzeuge sagte mir, daß das Vieh in Herden von Tausenden in die Parana gesprungen wären, und dann vor Hunger erschöpft nicht wieder die schlammigen Ufer hätten hinaufklettern können, sodaß sie eräuft worden. Der Arm des Flusses, der bei San Pedro vorüber geht, war so voll Viehgerippe, daß mir ein Schiffsherr erzählte, der Gestank davon habe ihn ganz unsaherbar gemacht. Unstreitig kamen auf diese Art mehrere Hunderttausende von Thieren in dem Flusse um. Man sah ihre in Häufnis übergehenden Körper den Strom abwärts schwimmen, und viele derselben wurden ohne Zweifel in die Bucht des Plata abgelagert. Alle kleinen Flüsse wurden sehr salzhaltig und dies verursachte an einzelnen Punkten wieder vielfaches Sterben, denn ein Vieh das solches Wasser trinkt muß crepiren. Azara beschreibt die Bucht der wilden Pferde bei einer solchen Gelegenheit, wie sie in die Sümpfe stürzen, sodaß die welche zuerst dort angelangt von den Nachkommenden überannt und zu Boden getreten werden. Er behauptet, daß er mehr als einmal die Grippe von tausend auf diese Art getödteten wilden Pferden gesehen habe. Ich selbst bemerkte, daß die kleineren Flüsse der Pampas mit einer Breccie von Knochen gepflastert waren, dies ist aber wahrscheinlich eher die Folge einer stufenweisen Vermehrung als einer Zerstörung auf einmal. Nach dieser großen Trockenheit folgte eine sehr regnerische Zeit, welche hohe Fluten bewirkte. Sonach ist es außer allem Zweifel, daß mehrere Tausende von Gerippen durch die Ablagerungen im darauf folgenden Jahre begraben wurden. Was würde nun ein Zoologe davon urtheilen, wenn er eine so ungeheure Sammlung von Thierknochen aller Art und des Alters in eine dicke erdige Masse eingeschüttet fände? Würde er dies nicht eher einer großen Flut die das Land überschwemmt habe zuschreiben als dem gewöhnlichen Laufe der Begebenheiten?“

78.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1845.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 94.)

11. *Horatio, der Missethäter. Romantisches Drama in fünf Aufzügen*, von J. C. Andersen. Frei nach dem Dänischen bearbeitet von Le Petit. Hamburg, Kistler. 1845. 12. 10 Ngr.

Es ist ein eigenes Schauspiel um einen Schriftsteller, der deutsche Bücher schreibt, und von der Construction der deutschen Sprache so wenig weiß, daß er nicht drei Zeilen ohne einen Constructionsbarbarismus zu schreiben vermag. Wenn wir so allmählig weiter gehen, wohin werden wir endlich gelangen? Ohne Zweifel zu einem literarischen Kinderlallen, das unstreitig sehr originell und anziehend sein wird für Ammen und junge Mütter! Für Andere ist der Genuß verloren, der in solchen Versen ruht, wie

Der Sklav, der schändlich sich erklärt,
Die Hand zu heben wider einen Weißen,
Nur mit dem Leben solchen Frevel sühnt,
Zu Tode man ihn geißle, soll es heißen.

und andere. Das Stück selbst ruht auf dem Gedanken, daß ein armer Sklave, der durch irgend ein Vergehen dem Tode verfallen ist, dadurch vom Untergang gerettet wird, daß Cécilie, Gräfin v. Katet, ihm ihre Hand reicht, indem:

Ein anderes Gesetz es lautet: Aber hätte
Sonn' eine Frau von Adel, freigebohren,
Den Knecht zum Betteln wirklich auserloren.
Dann ist er frei, und seine Klavenkette
hängt man im Schloß der Kirche auf. Verzieh'n
Ist alle früh're Schuld — Dem Eh'gemal
Der Dame wird das volle Recht verlieh'n.
Derfelbe Rang und Stand, den sie zumal
Bekleidet.

Das Stück spielt natürlich auf Martinique. Da wir Deutschen aber dormalen keine Colonien und keine Sklaven zu besitzen so glücklich sind, so darf die Kritik nicht erst bevorworten, daß das Stück diesseit der Elber kein sonderliches Interesse erwecken dürfte; für Hamburg aber ein Avis au lecteur sein mag.

12. *Imgrund, oder die wiederversehrnte Eidgenossenschaft auf dem Tage zu Stans 1481. Ein vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen*. Von A. W. Zürich, Orell Büssli und Comp. 1845. 8. 12 Ngr.

Auch hier fällt der Rahmen für ein in weitem Kreise zur Wirkung berufenes historisches Drama viel zu eng aus und läßt nur einer dürftigen Begebenheit Raum, die kaum einem und dem andern allgemeinen Gedanken Entwicklung gestattet. Das Gerüst dieser Begebenheit ist das einfachste: Walter Imgrund liebt die Tochter des Stitters Winterried; die Ver-

würfnis der Eidgenossen kreuzt diese Liebe mit wildem Partehaß, der zum Verfall des ganzen Bundes zu führen droht; da gelingt es dem frommen und geschickten Ausspruch Heinrich Imgrund's, des Pfarrers von Stans, die Streitenden zur Besinnung zu bringen, die Eintracht wiederherzustellen, und den liebenden Herzen auch äußerlich ein Recht zu geben sich anzugehören. Weltbewegende Ideen läßt ein solcher Vorwurf nicht zu: die Geschichte wird zum Familienereignis; kurz, es ist der Punkt, wo sich Tragödie und Komödie berühren. So wenig wie durch die Erfindung, ebenso wenig zeichnet sich diese Arbeit durch Sprache oder Bild aus. Die Gesandten der Eidgenossenschaft halten lange Reden, die ziemlich treu den Chroniken entnommen sein mögen und die den heutigen schweizerischen Staatsreden auf ein Haar gleichen; dazwischen etwas Volkstumult und zwischen beiden einiger Liebesjammer. Alles Dies kann kein Drama bilden. Summa: es scheint dem Verf. zum dramatischen Poeten an allem Requisite, selbst am Gemüth zu fehlen, das doch sonst unter den Jüngern Apollo's das allgerühmlichste Besizthum, ja der Boden ist, in dem alle Poesie wurzelt und aus dem sie Nahrung zieht.

13. *Die Spielbank. Ein tragisches Schauspiel in fünf Aufzügen*. Belle-Buz, Verlags- und Sortimentshandlung. 1845. 8. 10 Ngr.

Ein Stück von unbekanntem Verf. und sehr bekanntem Inhalt. Wir wissen ihn auswendig sobald wir eine Scene des Stückes überblickt haben: Spielbank, zerstörtes Glück, Zwielkampf, Tod, unendlicher Jammer, was kann es anders sein? „Hier die Leichen zweier füreinander geschaffenen Freunde, dort eine vor Gram hinschmachtende Braut, da eine trostlose Mutter und hier ich, der bejammernswürdige Vater“, so heißt es an einer Stelle des Stückes. Wir aber fragen, wer richtet nur alles dies Unglück an? Antwort, der unbekanntes Verfasser. Alle diese Unglücksgefallen wären nicht da, wenn er sie nicht vor uns hinmalte. Nicht die Folgen des Spiels, nein, nur die Leidenschaft des Spiels selbst kann allenfalls, wiewol immer nur ein höchst unglücklicher, Vorwurf des Dramas sein. Der Autor kann sich nicht damit schüzen, daß seine Absicht gut, und sein Stück ein handgreiflicher Wink für die deutschen Regierungen sei, welche die Spielbanken nicht bloß baldern, sondern selbst privilegiren.

14. *Gabrielle von Belle-Isle, oder die verhängnißvolle Wette. Schauspiel in fünf Aufzügen*. Nach Alexandre Dumas übertragen von E. Dren. Hamburg, Borensohn. 1845. 12. 15 Ngr.

Wer kennt nicht dieses geist- und reizvolle Schauspiel des besten Kenners der Regentzeit unter den Franzosen und des wichtigsten Darstellers ihrer geistreichen Abentheurer! In der That, Dumas ist in plastischer Nachbildung dieser unter moralischem Gesichtspunkt so höchst merkwürdigen Epoche unvergleichlich; er ist in dieser Nachbildung, was man auch von seiner Leichtigkeit sagen möge, wahrhaft Dichter, Erklärer der

Geheimnisse der Geschichte, Erregt der ethischen Verirrungen der Zeit. Wie wunderbar und seltsam doch! Während die große Masse des Menschengeschlechts eigentlich in demselben Zustand moralischer Ausbildung verharrt, von der Zeit der Pharaonen bis zu unsern Tagen, von Rinus und Cefotris bis Robespierre und O'Connell, wie wechselt der ethische Zustand der höhern Menschheitskreise? Welche Tugenden und welche Laster bei den Persern, den Griechen, den Römern, welche in Dorgia's Zeit in Italien, welche in der Epoche des Regenten, Orleans von Frankreich, welche um und neben Marat und Barras, und welche endlich in unsern Tagen? Wie ganz anders in jeder dieser Epochen, wie unähnlich sich selbst diese Zustände, und dennoch, wer belehrt uns, ob Fortschritt, ob Rückschritt, und ob wir die Bessern seien? In diesem Wechsel der höhern Menschenfite hat alle Kunst ihre Wiege, besonders aber die des Dramas. Es bleibt ungewiß, wer reinere Sitten schildert, Aristophanes, Molière oder Dumas; aber darum, weil alle Drei dies auf höchst plastische Weise thun, gilt ihr Name. „Gabrielle von Belle-Isle“ ist Dumas' eigenthümlichstes Stück und die Arbeit des Übersetzers ist gut. Hätten wir den Beruf zum sittenmalenden Drama, wir würden uns Dumas zum Vorbild nehmen; ja Laube würde sich bei diesem Vorbilde ohne Zweifel besser stehen als bei dem Victor Hugo's.

15. Glück, Mißbrauch und Rückkehr, oder das Geheimniß des grauen Hauses. Poffe in fünf Aufzügen, von Joh. Restroy. Wien, Wallishausser. 1845. 12. 15 Rgr.

Diesen etwas ernsten Artikel wollen wir mit einer Poffe schließen, damit uns nicht der Vorwurf gemacht werde, als hätten wir nur Sinn und Auge für die thranenreichen Kategorien des Dramas. Wir haben hier Stoff genug zu herzlichem Lachen. Restroy ist der Meister der Darstellung der absoluten Ueberheiten. Seine Eulenspiegel und seine Blasphus sind, um mit ihm selbst zu sprechen, in ihrer Art „classisch“; sie haben die bessere Figur Till's, wie die ernstere gute Laune Raimund's, von der Bühne verdrängt durch eine unbegrenzte Frivolität; von der Bühne, wo nicht das Bessere gilt, sondern das Wirkungsvollere. Umsonst setzen wir ihm entgegen, daß Raupach würdigere und Raimund poetischere Poffen darbringt, Restroy gibt effectvollere. Die Gattung ist dergestalt singulair und gehört ihm in solcher Art allein an, daß wir Niemand ratzen wollen, seine Nachahmung zu versuchen, wenn er nicht schmächtig scheitern will. Denn bei aller Kollheit liegt in Restroy doch immer ein Ernstes zum Grunde, und zieht sich wie ein Goldfaden auch durch seine anscheinend frivolsten Erfindungen. „Warnung vor Uebermuth im Glück“ ist in diesem Stücke jener Goldfaden; aber die Art, wie er eingewebt ist, hört den Lachfitt nicht, auf dessen Erregung es dem Autor doch vorzugsweise ankommt. Restroy's Maskenspiele sind nicht so edel als die Goggi's; aber sie sind lachstoffhaltiger als unser gesamntes norddeutsches Lustspielrepertoire. *)

Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. gehalten im Collège de France in den Jahren von 1840—42. Von Adam Mickiewicz. Dritter und vierter Theil.

(Schluß aus Nr. 81.)

Der vierte und letzte Theil der Vorlesungen Mickiewicz's, schwächer an Umfang als jeder der vorangehenden, und dennoch inhaltsreicher als jene, da er die ganzen, ebenso tief poetischen als philosophischen Ansichten des Verf. über Religion und Politik und die zukünftige Gestaltung beider enthält, ist mit einer Emphase, mit einer aus jedem Worte hervorquellenden, wahrhaft prophetischen Ueberzeugungskraft geschrieben, welche unwillkürlich den Leser in die innerste Aufregung versetzt. Man ahnt,

*) Den zweiten und letzten Artikel geben wir im Monat Mai.

D. Red.

der entscheidende Moment, die Krift sei gekommen, welche die Bestrebungen des Dichters in Wirklichkeit, in Fleisch und Bein verwandeln, oder aber sie gleich Seifenblasen zerplagen machen und als fruchtlosen Kampf gegen eingebildete Gespinnster dem Gelächter der profanen Menge preisgeben müsse. Was zunächst geschehen ist, haben die Zeitungen genügend berichtet; die Abhandlung Mickiewicz's und, wie es scheint, die letzten Ereignisse geben uns hinreichende Fingerzeige.

Alle Bewegung, welche im Norden und Osten Europas sich regt, ist die Wirkung des Erwachens der slawischen Nation, meint Mickiewicz mit Recht. „Diese Race will leben; sie fängt an zu leben, und ihr Leben ist unvereinbar mit dem Bestehen der Staaten, welche die slawische Race beherrschen.“ (!?) Dieses Leben soll die Zukunft entfalten; die Regierungen aber „kammern sich mit dem Starrsinn der Bezweiflung an die Bergangenheit fest“. Zwar sind die Slawen sich ihrer vollen Bestimmung noch nicht bewußt; aber sie verlangen Hülf vom Westen, und Mickiewicz hat sich „bemüht, ihnen die Geheimnisse ihrer Zukunft aufzudecken“. Nun muß er „mit allem Freimuth“ auf die Frage Frankreichs antworten: was die Slawen Neues brächten. Staatsbündnisse, die jetzt fast nur auf materiellen Rücksichten beruhen, würden in der Zukunft, damit sie dauernd seien, auf geistige Verwandtschaft, also auf innere Wahrheit gebaut werden müssen. Der Kern des moralischen Lebens des polnischen Volkes ist gleich dem des französischen, und darum will Mickiewicz in seinem Geiste die „Kraft, die der slawische Genius herbeibringt, mit dem Wissen, das den Westen regiert, zu vereinigen suchen“, um jene Frage zu entscheiden. Darum werde sein Lehrstuhl „von heute an zu einem militairischen Streitposten, zu einer Kriegsschanze, die der Genius Frankreichs dem slawischen Geiste, dem Bundesgenossen des französischen Volkes anvertraut.“

Das Hauptwerk, das ihm zur Erklärung jener Frage dienen könne, sei die „Biefiada“ (von Lowianski), deren Vorläufer das Gedicht „Przedświt“ (Dämmerung) und „Cesara's Traum“. Allein um diese Werke zu verstehen, muß man eine gewisse geistige Vorbereitung sich erringen, die besonders für die Franzosen schwer sei. Im Westen herrscht die Doctrin, der Glaube, aus einer einzigen erkannten Wahrheit könne durch Formeln Alles deducirt werden, jede Erkenntniß sei nur durch Dialektik möglich, mit einem Worte, die Scholastik, das System. Allein dieser Grundsatz sei durchaus falsch. Alles Große und Erhabene, was die Menschheit je zu Stande gebracht, geschah durch Intuition, durch das Inniggehen in „das innere Gebiet, die innere Sphäre“, in das Land, wohin die Seele trachtet (nicht der nacht, systematisirende Verstand), aus welchem Lande alle Völker hergekommen, aus dem aber die Slawen zuletzt hervorgegangen und darum befähigt und bestimmt seien, die geistig mit ihnen nächst verwandten Franzosen in dasselbe einzuführen. Allein um den allzu großen Zwischenraum zwischen der Systemmacherei und der Intuition zu überschreiten, sei ein geistiger Erguß nothwendig, seien alle die Bedingungen zu erfüllen, ohne welche die Erkenntniß der Wahrheit nicht möglich sei. Die erste dieser Bedingungen sei die gänzliche Lossagung von aller Doctrin. Nach dieser negativen Bedingung folge eine positive, die Zubereitung des eigenen Geistes zum Empfange der großen Wahrheit, des neuen Evangeliums. Worin besteht aber diese Vorbereitung? Der Verf. ist sehr zurückhaltend mit seinen Offenbarungen; ehe er sie verkündet, scheint ihm noch ein langer „Versuch“ nöthig, das religiöse Leben der katholischen und der östlichen Kirche in den slawischen Ländern, die Beziehungen zwischen diesem Leben und demjenigen, das sich in Frankreich entfaltet, und die Bedingungen darzustellen, unter welchen Frankreich auf die Mitwirkung der slawischen Völker zählen kann; ein Versuch, dasjenige zu erklären, was man unter Symbol, Ahnung, hoher Poesie und Offenbarung verstehen darf; ein Versuch, den Einfluß zu bestimmen, welchen die Natur des Nordens auf den Geist der slawischen Völker ausübt; ein Versuch, die Barbarei im Allgemeinen zu definiren und den Einfluß der Barbaren

auf das Mittelalter und die civilisirten Völker" zu erklären (S. 22). Alle diese Dinge, die Mickiewicz hier berührt, fallen in den einen Begriff der Intuition als ihren letzten Erklärungsgrund zusammen; und darum stellt er zunächst eben diesen Begriff fest. Die Intuition ist wirklich vorhanden, das ist der Hauptsatz, auf dessen Beweis hier Alles ankommt. Sie zeigt sich dem Verf. in der Kunst; hier trete man mit dem Künstler in unmittelbare geistige Wechselwirkung, ohne Gedanken zu denken fähig, ohne man den geistigen Hauch des Verf. Dasselbe Gefühl der Unmittelbarkeit zeigt sich in der Bewunderung der Natur, jeder großen That. Der Verf. hält diese Intuition, die unmittelbare Anschauung, die ästhetische Begeisterung, die hier obwaltet, für die wahre Quelle jeglicher Erkenntnis, wenigstens der hohen Wahrheiten, und sagt vorher, auch die Erkenntnis der politischen und philosophischen Wahrheiten werde und müsse bald eine so unmittelbare werden, frei und ohne scholastische Formen und Systeme errungen. Und das ist wol der Schlüsselpunkt seiner ganzen Philosophie. Die Einwirkung der Kunstproducte, der Natur, die Bewunderung einer großen That faßt die jetzige Schule der Philosophie als ästhetische Erkenntnisse auf und trennt sie streng von den logischen oder philosophischen. Ob Mickiewicz sie mit Recht denselben Gesetzen unterwirft wie die letztern, das zu entscheiden müssen wir den deutschen Philosophen überlassen, denen er S. 25 jede Möglichkeit dies zu begreifen abspricht, da Schelling zwar ähnliche Augenblicke der Intuition gehabt und in solchen die Nothwendigkeit seines „philosophischen Organs“ erkannt, allein bis jetzt vergeblich sich bemüht habe, die „allgemeine Entrückung“ der deutschen Philosophen zu bewältigen. Ja „die Berliner fühlten diesen Mangel; darum werden sie auch wild gegen Alles, was Begeisterung, was instinctmäßige Exaltation ist; kurz gegen Alles, was dem anatomischen Secirmesser der Scholastik entschlüpft und im Menschen ein Organ des höhern Lebens voraussetzt“ (S. 25). Und doch „enthält diese Nüchternheit, was das Beste und das Göttlichste im Charakter des Menschen ist; sie beurkundet das Dasein des Organs der großen Gefühle, die Quelle der großen Thaten“ (S. 26). Die Intuition ist auch bereits durch das Gesetz ins wirkliche Leben eingeführt; denn die Jury basirt ihre entscheidenden Urtheile rein auf Intuition (S. 58). In diesen Zustand der Nüchternheit also müsse man sich versetzen, „um die Kunst zu fühlen, um die Philosophie zu begreifen und selbst um die Zukunft zu fassen“. Nun gibt es ein Volk, welches in diesem Zustande sich bereits befindet, die Slaven, und ein zweites, in welchem die meisten Elemente zu demselben entwickelt sind, die Franzosen; nur diese beiden Völker also haben eine Zukunft. Die materialistischen Völker dagegen, die an der Doctrin hängen, die Deutschen und Engländer, die Völker der Vergangenheit, halten diesen Enthusiasmus für mystisch, phantastisch; er sei schön, aber nur als Poesie, als Kunst, müsse aber von der Politik und Philosophie stets ausgeschlossen bleiben. Und doch steht es fest, daß nur solch ein Enthusiasmus das Christenthum geschaffen; der Mangel eines solchen ist das wahre Heidenthum, welches jenem auch in der Zukunft unterliegen müsse; denn das Volk dürste nach dieser Flamme, welche den Menschen sich selbst wieder zurückgäbe. Volk nämlich heißt unserm Verf. „der Mann, welcher leidet, welcher aufsteht, der geistesfreie Mann, der nicht mit kleinen, ganz fertigen Systemen ankommt“ (S. 29). Und auf diesen wirke der Enthusiasmus unmittelbar. Ihm also müsse man ein Ideal aufstellen. Wer es vollkommen gibt, ist ein „vollständiger Mensch“. Und einen solchen verlange das slavische Volk, nicht die bestialische Wuth der Leidenschaft, wie man sie in der französischen Revolution aufgestachelt, sondern „Häupter will es haben, an welchen man den göttlichen Charakter wieder erkenne, und eine Gesetzgebung, die man als göttlich anerkennen könne“. Sie kommen zu Frankreich, die Slaven, damit dieses ihrem „gefehlten Geiste das geheime Lösungswort zu hören gebe“ (S. 33). Früher besaß die Gabe der Intuition die Kirche; jetzt hat sie dieselbe verloren, sie hat

sich aus Furcht vor den Regierungen von dem Volke und der in ihm glühenden Bewegung losgerissen, die Laien haben sie überholt, sie ist unfähig, die Welt weiter hin zu führen. Den sichersten Beweis davon liefert ihr Verhalten zu Polen, das sie im Stiche gelassen, obgleich es das allerkatholischste Volk war. Und nun folgen jene furchtbaren Angriffe gegen die amtliche Kirche, deren Wucht die französische Geistlichkeit zum offenen Kampfe gegen die Universität aufweckte, und deren Charakter vortrefflich durch „Cesara's Traum“ dargestellt wird, worin die alte Kirche mit dem Papst zusammenstürzt und die neue Kirche der Zukunft durch eine Schar polnischer Pilger gerettet wird. Nur eine einzige Rettung gibt es für die amtliche Kirche: wenn sie sich aus dem Volksgelübde versüßt. Und darum mögen ihre Männer „damit anfangen, sich zu demüthigen, sich innerlich selbst zu verleugnen; und fühlen sie sich nicht berufen, große und gewaltige Männer zu sein, so mögen sie sich nicht mehr die Soldaten des größten und gewaltigsten aller Geister nennen, die Soldaten Jesu Christi, sondern sich zu den gewöhnlichen Arbeiten des Lebens wenden“. Und wagen sie es nicht mehr, von Wundern zu predigen, um sich vor den Protestanten nicht lächerlich zu machen: „Nun wohl, auch ohne sie und selbst gegen sie wird diese Kirche gerettet; und weil sie es nicht wagen, so wollen wir es aussprechen: sie wird durch ein Wunder gerettet werden“ (S. 52). Kein Wunder sei es unter solchen Umständen, daß die polnische Literatur von der amtlichen Kirche verdammt werde, da sie echt priesterlich sei, aber prophetisch und erhaben über den Geist der amtlichen Kirche; denn zu wem Gott nur einmal gesprochen, der wisse Alles, und wer nur einmal zur Intuition sich emporgeschwungen, der stehe hoch über allen Formeln der Scholastik. Und gerade in diesem Charakter der slavischen Philosophie und Überlieferung liegt die Schwierigkeit, die philosophische Sprache derselben begreiflich zu machen. So gibt es schon für das Wort Duch, Geist, Geistigkeit, kein völlig entsprechendes in den westlichen Sprachen. Darum zeigt der Verf. durch eine lange Untersuchung, was das „Wort des Geistes“ ist. Geistigkeit, Duch, zeige sich am deutlichsten in der Kunst, aus ihr sucht Mickiewicz also den Begriff zu erklären, und bringt eine Reihe der vortrefflichsten Ideen über Kunst herbei. Jedes Kunstwerk ist das Resultat einer Vision, einer Intuition, die der Künstler gehabt, als er dasselbe concipirt, der Geist des Individuums hat sich ihm als Resultat der ganzen Classe offenbart. Diesem nach stellt die Sculptur mehr irdische, die Malerei dagegen himmlische Geister dar. Woher nun die Erkenntung, daß die Slaven weder Sculptur noch Malerei haben? Sie besitzen alle diese Visionen bereits in ihrer Phantasie, in ihren Sagen und Liedern zu Gestalten ausgeprägt; ihnen reicht die Natur aus, den Instinct des Wunderbaren zu wecken, während im Westen die Kunst tausenderlei Mittel dazu anwenden müsse. Und wundert, daß der Verf. hierbei auch die Kunst ganz vergessen, jene Kunst, welche das Geistigenschöne am unmittelbarsten zu repräsentiren scheint, und die nach den plastischen und den Redekünsten die dritte Potenz darstellt. Mickiewicz fährt dann fort, darzustellen, wie die Kunst erst Personen, und dann Familienkunst gewesen sei, und wie sie in der Zukunft die Völker in ihrer Ganzheit auffassen werde. Er zeigt dies an den Beispielen Napoleon's, welcher „der Erztzypus der neuen Kunst“ ist. Nach dieser Theorie der Geistigkeit bedarf der Verf. aber noch, ehe er an die Offenbarung der „Dieskaba“ geht, die Erklärung des „Wortes“, lo verbo, welches ihm „der Leib und der Geist zusammengeschnitten durch das dem Menschen inwohnende göttliche Feuer“ ist (S. 89), und das er später (S. 104) so ziemlich gleich mit „Energie“ setzt. Denselben Sinn hat die den Aposteln verliehene Gabe der Sprachen, welche zwar die amtliche Kirche hätte erben sollen, die sie aber verloren hat. Setzt sei das Wort nur noch im Besitze einiger Völker, welche sich nicht so wie die amtliche Kirche gescheut haben, sich selbst ihr eigenes Ich zum Opfer zu bringen für dieses „Wort“, das die Völker der Erde erwarten. Denn

eben nur die Aufopferung seiner selbst, daß man sein geistiges Ich dem Gelächter des Haufens, dem Hochmuth des Hasses, den Angriffen der Intelligenzen und Leidenschaften aussetze", befähige den Menschen zum Empfang des „Wortes“. Dieses Opfer aber hat die amtliche Kirche verschmäht, während außerhalb ihr solche Opfer gebracht worden sind, und einzelne Männer in der That versucht haben, das „Wort“ auszusprechen. Das „Wort“ ist demnach die ganze moralische Kraft, welche den Menschen physisch und geistig nährt und ihn zu Allem befähigt; der Mangel desselben ist die Quelle alles materiellen Elends. So liegt also in dem „Worte“ auch die Lösung der nationalökonomischen Frage, welche die Gegenwart bewegt.

Diese Frage, zuerst von den Polen aufgeworfen und zum Theil beantwortet, dann von den Franzosen aufgenommen, erfaßt Mickiewicz so, daß er pöblich erklärt, Ursache zu haben, die „Mefistada“ nicht vorzulesen, sondern sich unmittelbar zur Untersuchung der Vorfrage wendet: Woher kommen wir und wohin gehen wir, von deren Lösung jede andere Frage abhängt. Die Theologie der Geistlichkeit sei nicht im Stande mehr, jene Frage zu lösen; die weltlichen Philosophen interessieren sich bei der Erforschung der Wahrheit nur dafür, daß ihr Name berühmt werde; also seien auch sie unfähig, jene Frage zu lösen. Auch kümmerten sich die Staatsmänner nichts um die Theorien der Letztern. Darum ist gegenwärtig jede Autorität in Religion und Politik vernichtet — das unverkennbare Zeichen einer „universellen Umwälzung.“ Dies geschehe man in Frankreich selbst ein, unter den Slawen fühle man es ebenfalls und halte sich für verpflichtet, Frankreich auf die daher drohenden Gefahren aufmerksam zu machen; so sogar mehrere russische Schriftsteller, deren Aussprüche citirt werden. Nicht um ein politisches System, um Verfassungswechsel handle es sich; denn Europa hat alle Systeme von der russischen Autokratie bis zur schweizerischen Demokratie und der patriarchalischen Verfassung Montenegro's, und demnach genüge keins dem Bedürfnis. Was nun aber die Hauptzüge jener Umwälzung sein würden, gibt der Verf. nicht weiter an, sondern beschäftigt sich statt dessen mit der Bestimmung des Begriffs „Wort“, welchen Begriff die christliche Kirche abermals ganz vergessen habe. Aller Werth beruht im Geiste, in der Energie, in dem lebendigen „Worte.“ Dieses Wort sei „Leib geworden“, und zwar durch Christus, welcher der Repräsentant der Menschheit, sowie Alexander der Repräsentant der griechischen, Julius Cäsar der römischen Mythologie und Napoleon der Repräsentant des alten Christenthums sei. Nun erwarte die Welt einen Repräsentanten des neuen Christenthums, der neuen Offenbarung. Mickiewicz selbst erklärt sich für einen „Funken, der von dieser Facet abgesehen,“ dessen Sendung es sei, der Welt dieses zu verkündigen; er erklärt sich „im Angesichte des Himmels für einen lebendigen Beugen der neuen Offenbarung“ und fordert seine Zuhörer, Polen wie Franzosen auf zu antworten, ob eine solche neue Offenbarung da ist und ob sie ihn für einen Verkündiger derselben halten. Das donnernde „Ja“ der in stürmischer Ekstase bebenden Zuhörer erschalle damals bald in allen Zeitungsberichten durch ganz Europa und mache nicht geringe Sensation. beschloß aber zugleich auch die weitere Wirksamkeit des Verf.; denn die vier folgenden Vorlesungen, in denen er einen Rückblick auf seine ganze bisherige Wirksamkeit wirft, und endlich die Resultate, das große Wort seiner Sendung ausspricht, beschränken sich ihrem innern Inhalte nach rein auf dieselben Ideen, welche wir in den vorhergehenden Theilen zerstreut und unter verschiedenen Gesichtspunkten modificirt voranden; noch einmal spricht Mickiewicz, zum ersten und letzten Male, wie er sagt, von seiner eigenen Person, von der Wichtigkeit seines Werks, den er nun erfüllt habe, und tritt dann mit einer begeisterten Apotheose an Napoleon auf immer von seinem Posten zurück. Bald darauf erfolgte seine Suspendirung und endliche Abdankung, scheinbar zwar freiwillig, aber jedenfalls durch die französische Regierung selbst veranlaßt.

Es liegt uns zu fern, den ganzen Effect der vierjährigen

Lehrwirksamkeit Mickiewicz's hier näher zu erörtern; doch bürgt der letztgenannte Umstand, sowie die Masse von Freunden, welche der Professor sich an dem Collège und selbst unter seinen Amtsgenossen erworben hat, sowie endlich die Vorrede, mit welcher drei Franzosen im Namen der französischen Nation diesen vierjährigen Sahrgang ganz Frankreich anempfehlen, als hohe Offenbarung von endlosem Interesse, hinlänglich dafür, daß Mickiewicz's Auftreten am Collège de France nicht ohne Erfolg gewesen ist. Wir haben es hier bloß mit seinem Werte zu thun, und da gestehen wir offen, daß es eine allseitige Beachtung der deutschen Publicisten und der deutschen Philosophen im höchsten Grade verdient. Zwar mag der Hauptwerth des Werks vorzüglich negativ sein; allein gerade um so nützlicher dürfte es deshalb für Deutschland sein, kennen zu lernen, was ein geistig so hochgestellter Mann über deutsches Wissen und deutschen Nationalgeist denkt und ohne Rückhalt der Nation förmlich ins Gesicht wirft. Möge eine Antwort von deutscher Seite nicht ausbleiben, aber eine gediegene, auf den Kern der Sache einbringende, ebenso rückhaltlose Antwort, wie der Angriff es ist.

S. P. Jordan.

Bibliographie.

- Ahren's, H., Das Naturrecht oder die Rechtsphilosophie nach dem gegenwärtigen Zustande dieser Wissenschaft in Deutschland. Nach der 2. Ausgabe deutsch von A. Wirtl. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Burgwardt, H., Heinrich Pestalozzi. Ein Buch für Eltern und Lehrer, besonders für Mütter. Altona, Lehmkuhl. 12. 20 Ngr.
- Serbert, Abbé P., Skizze des christlichen Roms. Aus dem Französischen. 1ste Lieferung. Wien, Mechitaristen-Congr.-Buchhandlung. 8. 11/2 Ngr.
- Hällmayer, F., Ausflug in die Schweiz. In Briefen. Speyer. Gr. 12. 6 Ngr.
- Panczjolle, C. W., Über Königthum und Landstände in Preußen. Berlin, F. Dümmler. 8. 2 Thlr.
- Protokolle und Aktenstücke der zweiten Rabbiner-Versammlung, abgehalten zu Frankfurt a. M. vom 15—28. Juli 1845. Frankfurt a. M., Ullmann. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Kellstab, L., Algier und Paris im Jahre 1830. Neue Auflage. Zwei Theile. (Der gesammelten Schriften 13ter und 14ter oder neuer Folge 1ster und 2ter Band.) Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Tageliteratur.

- Müller, C. F., Das Interimistikum der Deutsch-Katholiken in Königreiche Sachsen und Herr J. Sportschil. Eisenberg, Schöne. Kl. 8. 6 Ngr.
- Paulus, H. E. G., Zur Rechtfertigung der Deutsch-Katholischen gegen Klagen Römischgläubiger. Eine historische und staatsrechtliche Beleuchtung. Karlsruhe, Radlof. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Peschke, F., Jesus Christus wahrer Gott. Predigt. Dresden, Aderholz. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
- Schroeter, E., Das deutsch-katholische Princip allein ausreichend. Ein Wort zur Verständigung mit den ehrlichen Feinden der heutigen Kirchenreform. Jena, Luben. Kl. 8. 10 Ngr.
- Szeliga, Die Universalform und der Egoismus. Eine Uebersicht über den Gang der Entwicklung der neuesten Philosophie. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 4 Ngr.
- Wolfart, P. L., Die evangelisch-unirte Landeskirche und die aus der römischen Hierarchie geschiedenen Katholiken. Potsdam, Stühr. 8. 5 Ngr.
- Das Wort der Schrift: (Marc. 8, 25.) „er ward wieder zurecht gebracht, daß er Alles scharf sehen konnte.“ Genschriften eines Gymnasiallehrers an Hrn. Prediger Jonas in Berlin. Berlin, Grobe. 1845. 8. 5 Ngr.

Montag,

Nr. 96.

6. April 1846.

Franz Freiherr Gaudy.

Franz Freiherrn Gaudy's sämtliche Werke. Herausgegeben von Arthur Müller. Bierundzwanzig Bände. Berlin, Neumann. 1844. Gr. 16. 8 Bfr.

Zu den Dichtern, deren eigenes Leben und Schicksal durch einen seltsamen, bunten Wechsel von Glück und Unglück, von Förderungen und Hemmungen ein besonderes, in gewisser Art poetisches Interesse gewinnt, gehörte auch der zu früh verstorbene Gaudy. Schon in seinem vierzigsten Jahre raffte ein ganz plötzlicher Tod, durch einen Blut- und Hirnschlag, den kräftigen Mann, inmitten seines mächtigen Schaffens und seiner umfassenden Entwürfe hin, nachdem er jedoch an dem Tage seines Todes, den Schluß eines großen Gedichts, an welchem er arbeitete, antizipirend, folgende Verse niedergeschrieben hatte:

Da trat, mit fall'gem Wechsel in der Hand,
Ein harter Gläub'ger plötzlich an sein Bett,
Der Expediteur der Welt, Hans Wors genannt —

die letzten Worte, welche seiner Feder entfloßen. Aber auch sonst hatte er die Ahnung eines frühen Todes mehrmals in seinen Gedichten mit großer Bestimmtheit ausgesprochen, und so wenig er seiner ganzen Natur nach sentimental war, hatte sich ihm doch der Wunsch zu sterben in Folge herber Schicksale oft sehr lebhaft aufgedrängt, so z. B. in dem schönen Gedicht „Die Kränze“, wo er davon spricht, daß ihn der Rosenkranz der Liebe und der Lorbeerkranz des Dichters gelockt, aber beide ihn getäuscht haben, und dann schließt:

Nur ein dritter Kranz noch funktelt wie ein milder Abendstern

Dem vom Schicksal oft Getäuschten — und er schimmert nicht mehr fern.

Vor des dritten ernstem Zauber schwindet Ruhm und Liebesglanz,

Und den Lädger neidet Keiner, schmückt ihn erst der Todtenkranz.

Wenn Gaudy in eben diesem Gedichte klagt, daß der Kranz des Dichters, wonach er in ruhmbegehrigem Jugendsinne gestrebt, und von dem er oft gewöhnt habe, er streife über seine Schläfe hin, ihm doch immer wieder entschwunden und wieder ferner denn je gewesen sei, so will er sich offenbar damit nicht über Mangel an Anerkennung beklagen, sondern er spricht das tiefe und

schmerzliche Bewußtsein aus, daß seine Poesie doch immer weit hinter seinem Ideal, hinter seinen eigenen Anforderungen an das Wesen der höchsten Poesie zurückgeblieben sei. Wirklich fehlte auch der Muse Gaudy's die süße Aufmunterung und Belohnung des Lobes und des äußern Erfolges nicht, und er hatte sich gar nicht als Dichter über die Ungunst des Schicksals zu beklagen, — weit eher als Mensch, obwohl die Widerwärtigkeiten und die harten Schläge, die ihn betrafen, zum Theil in seinem eigenen Thun und Wesen, in seiner ganzen Individualität ihren Grund haben mochten. Aber diese Individualität, dieses Temperament und diesen Charakter hatte er sich ja auch nicht selbst gegeben, und wer wollte ausmitteln, wo das Verdienst und die Schuld der Freiheit beginnt?

Als der Sohn einer vornehmen altadeligen Familie (die Gaudy stammten aus Schottland, die Mutter von Franz v. Gaudy war eine geborene Gräfin Schmettow) genoß Gaudy, wie uns die den Werken voranstehende Biographie aus der Feder seines Freundes und des Herausgebers seiner Werke berichtet, in seinen frühesten Jahren der mancherlei Vortheile, welche Kindern vornehmer, begüterter und dabei gebildeter Eltern zu gute kommen, und je nach Umständen ein bleibender Gewinn für das ganze Leben werden können. Bei seinem lebhaften, glücklich organisirten Geist eignete er sich auch früh schon Vieles an, zumal da der wissenschaftlich gebildete und weltkundige Vater sich der geistigen Ausbildung seines Sohnes mit großem Eifer widmete. Dieser lernte Französisch und Deutsch zugleich sprechen und las im vierten Jahre schon beide Sprachen; frühe Reisen, theilnehmende Freunde des Hauses, Bilderbücher u. s. w. gaben dem rasch sich entwickelnden, lernbegierigen Geiste des Knaben reichliche Nahrung, und spornten ihn, sich diese sehr bald schon selbständig zu suchen. Zugleich jedoch mit frühreifer Intelligenz entwickelte sich auch eine große Selbständigkeit, ja Unbändigkeit des Willens und Charakters, welche die sanfte, liebevolle Mutter nicht zu überwinden vermochte, und der Vater, welcher seit 1805 als Militair von seiner Familie abberufen wurde, nun auch nicht mehr in den gehörigen Schranken halten und zügeln konnte. Vielleicht wäre es überhaupt sehr schwer gewesen, vielleicht ging auch der Vater nicht gehörig in

das Wesen seines Sohnes ein. Verschiedene Versuche, ihn in Pensionen erziehen zu lassen, hatten nicht den gewünschten Erfolg, obwohl er in Kenntnissen zunahm. In den J. 1810—12 wurde er, da sein Vater zum Gouverneur des Kronprinzen von Preußen berufen wurde, mit diesem bekannt und von ihm mit vieler Güte behandelt; er theilte mit ihm gymnastische Übungen und war sonst öfters in seiner Gesellschaft. Um diese Zeit, im zehnten Jahre, fing er schon an zu dichten. In Folge des Krieges hörte der Verkehr mit dem Kronprinzen (der jedoch mehre Jahre älter war als Gaudy) auf, und Franz wurde, weil die Lehrer in Berlin nicht mit ihm fertig wurden, nach Schulpforta geschickt, wo er, trotz mancher Reibungen, drei im Ganzen glückliche Jahre zubachte und sehr viel in Sprachen und Wissenschaften lernte. Aber nun begannen die Mißgeschicke. Die Mutter, welche den starren und eigenwilligen Sohn richtiger erkannte und würdigte, und immer noch einigen Einfluß auf ihn übte, starb 1817. Die damaligen unruhigen Bewegungen auf den deutschen Universitäten bewogen den Vater, seinen Sohn, welcher früher hatte die Rechte studiren sollen, dem Soldatenstande zu widmen, und so trat der junge Gaudy als Grenadier in das erste Garderegiment zu Potsdam. In Jahresfrist avancirte er zum Offizier, und bei seinen einflussreichen Verbindungen und Bekanntschaften schien ihm eine glänzende Laufbahn offen zu stehen; aber obgleich ihm dieser Beruf nicht zuwider gewesen war und ihm Zeit zum Lesen und Studiren ließ, konnte sich doch sein jugendlich ungestümer Sinn namentlich in die ökonomische Beschränktheit seiner Lage in der lockenden Hauptstadt nicht finden, und sein Vater, der sich wieder verheirathet hatte und nicht viel für ihn zu thun geneigt war, veranlaßte 1821 seine Versetzung nach Breslau. Zwölf Jahre verlebte nun Gaudy als Lieutenant an verschiedenen Orten, zum Theil auch auf der Festung, wegen Duelle und ähnlicher Geschichten, den Reichthum, die Langeweile und die Abenteuer des Garnisonslebens mit poetischer Phantasie und Ausgelassenheit würzend. Einen mehr hitern als heitern Anstrich erhielt das Leben, Schreiben und Schaffen des dichterischen Offiziers durch den harten Schicksalsschlag, der ihn 1823 traf und sein Lebensglück, seine Hoffnungen zerstörte. Er hatte in Breslau eine glückliche Liebe angeknüpft und sich verlobt; da starb sein Vater, durch die Ungeschicklichkeit oder Unwissenlosigkeit des Vormundes verloren die Kinder (Gaudy hatte eine jüngere Schwester) ihr Vermögen bis auf den letzten Heller, und so mußte Gaudy, der nichts als seinen Degen und Schulden hatte, der Geliebten entsagen, — ein Unglück, das er kaum zu überleben vermochte und das auf sein ganzes übriges Leben düstere Schatten warf. Er besiegelte von der Zeit an seine Briefe nur noch schwarz. Die Poesie wurde von nun an sein bester und treuester Trost, obwohl auch sie ihn mit keinem Ehschicksal und mit den Lasten seines Berufs nicht auszuöhnen vermochte. Der Soldatenstand wurde ihm zuletzt unerträglich; er nahm 1833 seinen Abschied, bekam von dem Kronprin-

zen eine kleine Pension und lebte nun meist in Berlin, im Kreise befreundeter Dichter und Autoren, besonders Chamisso's, aber auch viel auf Reisen als Schriftsteller. Zweimal wanderte er in den letzten Jahren seines Lebens nach Italien, dem Lande seiner heißen Sehnsucht, das für ihn eine reiche Fundgrube von Poesie, von Gedichten, Novellen und frischen Anschauungen jeder Art wurde. „Nur um die ewig qualende, an meinem Leben zehrende Sehnsucht nach dem gelobten Lande in Schlaf zu lullen, schrieb ich diese (venetianischen) Novellen nieder“, sagt er Bd. 13, S. 13. So fruchtbar war seine auf den mannichfachsten Gebieten sich versuchende Muse, daß sein Freund A. Müller aus seinem Berlin eine Sammlung von 24 Bändchen bilden konnte, deren Widmung der jetztregierende König von Preußen annahm, und welcher gewiß der Beifall nicht fehlen wird, wie welchem früher die einzelnen Productionen des Dichters aufgenommen wurden.

Seine Persönlichkeit hat der Dichter Franz Freiherr Gaudy, wie er sich nannte, „vielleicht weil er sich nichts aus den drei ominösen Buchstaben (von) machte, und den Leuten bloß zeigen wollte, daß er ein freier Herz sei und sich um Niemanden schere“, — selbst geschildert in dem artigen kleinen Aufsatze „Besuch bei einem Dichter“, der in die Jahre seines Lebens in Berlin fällt. Der Besuchende erzählt, daß er an dem Baron einen etwas barschen Herrn gefunden, dessen „ziemlich alltägliche Gesichtsbildung einen gewissen moquanten oder vielmehr verdrießlichen Charakter an sich getragen“. Er schildert den Freiherrn als einen starken Raucher und erwähnt ein paar leerer Burgunderflaschen, die er auf einem Seitentisch stehen gesehen. Gaudy habe sich dann über die Literatur ausgeprochen, namentlich die neueste, und geäußert: „er für seinen Theil habe den ganzen Dattel satt.“ Dann „stüchelte er ziemlich unverblümt auf hoffarme Lagehatts-Scribenten, welche sich bei namhaften Leuten eindrängten, um ihre Personalia auszuschnüffeln und nachher das ganze Zeug brühwarm wieder abdrucken lassen“, und am Ende bekräftigt der Schreiber des Aufsatzes mit seiner Namensunterschrift, daß der Besuchende kein Aenderer ist als der Besuchte selbst, mithin seiner Indiscretion sich nicht schuldig mache. Diese sehr artige Doppelgängerrolle kann einerseits als Beweis gelten, daß Gaudy nicht frei war von einer gewissen Eitelkeit und Coquetterie mit sich selbst — eine besonders den modernen Dichtern und Autoren häufig anhaftende Eigenschaft —, andererseits aber zeigt sie, daß er gegen seine eigenen Schwächen und Unarten nicht blind war, — freilich auch, daß er sich darin bis auf einen gewissen Grad gefiel, was eben mit jener modernen Eitelkeit zusammenhängt. Der „moquante oder verdrießliche Charakter“, welchen der Besuchende im Gesicht des Besuchenden bemerkt haben will, den aber Anders, wenigstens in guten Stunden, nicht darin gefunden haben, würde auch hindeuten auf Eigenschaften, durch welche sich manche „moderne“ Dichter nicht eben rühmlich auszeichnen, durch die sie aber dennoch einen

nicht geringen Beifall und ein schwermüthiges Interesse so zu sagen erträgt haben, auf einen Egoismus und eine Menschenfeindlichkeit, welche in etwanigen bitteren Erfahrungen des Lebens eigentlich nur einen Vorwand und eine Rechtfertigung natürlicher Schwächen und bequemer Umgebung an alle „genialen“ Launen und Gelüste suchen und finden. Die Elemente zu diesem modernen Charakter scheinen der Natur Gaudy's nicht ganz gefehlt zu haben und die Verhältnisse seines Lebens hatten den Grund zu einer Verstimmung gelegt, welche sich nie mehr ganz ausglich; aber das Gesunde, das Männliche, das Edle in ihm überwog das Krankhafte, das Sentimentale und die Caricatur; und aus dem Ganzen seiner Schriften tritt uns eine anmuthende, gebildete poetische Individualität entgegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abälard und Heloise. Ihre Briefe und die Leidensgeschichte; übersetzt und eingeleitet durch eine Darstellung von Abälard's Philosophie und seinem Kampf mit der Kirche. Von Moriz Carriere. Gießen, Ritter. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist gewiß ein sehr verdienstvolles Unternehmen, die Philosophie des Mittelalters, wie sie sich theils in der Scholastik, theils in der Mystik aussprach, gründlichen Forschungen zu unterwerfen und dieselben zu einem Gemeingut des Publicums zu machen; einmal, weil diese Seite der Geschichte des menschlichen Geistes noch viel zu wenig untersucht worden, also noch sehr Vieles in dieser Hinsicht zu thun ist, um zu einer vollkommen klaren Einsicht darüber zu gelangen, zweitens weil die Beschäftigung mit derartigen Forschungen mehr oder minder eine Aufopferung erfordert, wenigstens dem großen Publicum gegenüber. Denn unsere Zeit ist viel zu sehr mit der Gegenwart und der Lösung der dringendsten Fragen beschäftigt, als daß sie sich ernstlich Mühe geben möchte, in die Schätze vergangener Jahrhunderte niederzustiegen, sich in die Eigentümlichkeit entfernter Epochen zu versetzen und an einem solchen Studium Geschmack und Interesse zu finden; am allerwenigsten scheint es, möchte ihr eine nähere Bekanntschaft mit der scholastischen Philosophie zuzagen, da diese im günstigsten Falle es doch nur mit leeren Abstractionen zu thun hat, weit häufiger mit resultatlosen Spitzfindigkeiten und Wortgekingel, während die Gegenwart mit immer entschiedener ausgesprochenem Willen nach freier That, nach echtem Leben ringt. Allein wie überhaupt das Leben der Gegenwart und die verschiedenen Momente in ihm, welche die heutige Menschheit ins Auge gefaßt und zum Objecte ihrer geistigen Thätigkeit gemacht hat, nur dann einer befriedigenden neuen Ordnung der Dinge entgegen gesehen können, wenn die historische Entwicklung gehörig berücksichtigt wird, so ist offenbar die Erforschung des Geistes irgend einer wichtigen Epoche in dem Leben der Menschheit ein bedeutungsvoller Beitrag zu der Errichtung des letzten großen Zweckes, den sich die Gegenwart steckt. Dies hat das Publicum auch bereits eingesehen; in der Überzeugung, daß man sich erst darüber klar werden müsse, wie unsere Zeit geworden, um danach auch die nächste Tendenz der Zukunft zu begründen, wendet es sich zunächst auf das Studium solcher Epochen, welche bis auf die Jetztwelt einen außerordentlichen Einfluß gehabt haben; so ist es denn namentlich die Reformationszeit, welche gegenwärtig unter allen am meisten ergründet und studirt wird. Indessen muß bald eine, selbst oberflächliche Kenntnis jener Zeit zu der Ansicht hinführen, daß auch die Reformation nur das Resultat eines lange andauernden Strebens der Menschheit ist, und die Erkenntnis der der Reformation vorangehenden ragen-

den und kämpfenden Periode ist nicht nur für sie selbst von Bedeutung, sondern auch für die Gegenwart, welche offenbar in einem ähnlichen Dinge- und Strebekampf sich befindet. Hierzu hat denn unser Werk einen unerschöpflichen Beitrag geliefert. Denn in Abälard sehen wir, wenn wir seine große weltgeschichtliche Bedeutung ins Auge fassen wollen, weniger den Hauptkämpfer der Scholastik, was man gewöhnlich unter ihr versteht, als vielmehr einen Vorläufer des reformatorischen Geistes, aber allerdings nicht ohne die Färbung seiner Zeit. In dem Augenblicke, als das christliche germanische Bewußtsein so sehr die ganze gebildete Menschheit ergriffen hatte, daß ein Theil derselben nach Jerusalem zog, um das Grab des Heilandes zu erstreiten, während ein anderer die positiven Wahrheiten des christlichen Glaubens mit den Waffen des Geistes besser zu begründen strebte, in dem Augenblicke also, als das Christenthum, wie es in der Form der Kirche erschien, wirklich wie geistliche Waffen in der höchsten Potenz als seine Vertreter erblickte, da begann sofort der Zwiespalt in seinem Innern sich zu erheben, und zwar gerade von dem Elemente ausgehend, welches der sicherste Garant für die Herrschaft der neuen Macht sein konnte, von dem Elemente des Geistes. Aber freilich, der Geist bleibt so eher nur auf dem Gebiete der Freiheit. So wie man ihm einmal seine Fesseln löst, so wird er alsobald zu kühnem Fluge sich erheben und nicht rasten, als bis er das Ziel seines Strebens erreicht. Indem die Kirche den Geist beschwor, ihre eigenen Satzungen philosophisch zu rechtfertigen, hatte sie gerade in ihm den gefährlichsten Gegner sich herangezogen. Was half es, wenn Anselm von Canterbury, der als der Begründer der scholastischen Philosophie angesehen wird, als Norm seiner Untersuchungen den Satz aufstellte: „ich glaube, um zu verstehen“, da ein Anderer, Abälard, den entgegengesetzten annahm: „ich verstehe, um zu glauben, und wenn ich nicht verstehe, so glaube ich nicht.“ In Abälard ist daher durchaus das reformatorische, das protestantische Princip vertreten. Und zwar in dem ersten Momente seines Stadiums, da nämlich, wo die Kirche auf der höchsten Spitze ihrer Macht angekommen war, und wo sie, voll des großen moralischen Einflusses, den sie auf die Mitwelt übte, wagen konnte, sich selbst mit den Waffen des Geistes zu umgürten, diesen ihr zinsbar zu machen. Es ist daher sehr interessant, diese Erscheinung näher zu betrachten, und der Verf. hat sich, wie schon berührt, durch diese seine Arbeit offenbar ein Verdienst erworben.

Das vorliegende Buch besteht aus zwei Theilungen, die erste enthält die Philosophie Abälard's und seinen Kampf mit der Kirche; die zweite ist eine Übersetzung der Briefe Abälard's und Heloise. In der ersten ist, wie schon der Titel sagt, nicht eigentlich eine Biographie Abälard's gegeben, wiewol wir dies gewünscht hätten; von seinem Verhältnisse zu Heloise, das doch so maßgebend war für seine ganze innere Entwicklung, wird darin gar nichts erwähnt als andeutend am Schlusse, wahrscheinlich weil der Verf. meint, die Briefe genügen schon. Die Abhandlung ist vielmehr nur auf eine Darstellung der Abälard'schen Philosophie und insbesondere auch derjenigen Punkte gerichtet, in welchen er gegen die herrschende kirchliche Ansicht in Widerspruch trat. Das ist eigentlich für uns die Hauptsache, und auch, wie wir glauben, für das größere Publicum. Die rein philosophischen oder besser dialektischen Momente in seiner Philosophie, welche der Verf. anfangs erörtert, haben betweitem weniger Interesse. Aber höchst bedeutend ist seine Ansicht vom Glauben, der ihm nur durch eine vorausgegangene Erkenntnis diesen Namen verdient, der ferner nur durch die Liebe sich als ein rechter erweise; seine Stellung fern von Heidenthume, das er keineswegs als Gegenfag des Christenthums faßt, sondern als eine demselben vorangegangene Stufe; seine Ansicht über die Trinität, die er philosophisch zu deuten sucht; die Erlösungstheorie und endlich seine ethischen Meinungen. Über alles Dies hat sich der Verf. ausführlicher verbreitet. Man sieht aus dem uns Mitgetheilten, wie Abälard

als ein von den reformatorischen Ideen schon durchaus Eingenommener anzusehen ist. Namentlich zeigt sich dies in der Ethik. Hierüber hat er eine durchaus großartige echt reformatorische Ansicht. „Sitten“, sagt er S. 65 beim Verf., „sind Fehler oder gute Eigenschaften des Geistes, die uns zu guten oder bösen Werken geneigt machen. Solch ein Fehler ist aber nicht Eins mit der Sünde, noch diese mit der schlechten Handlung. Jener gibt uns Stoff zum Kampf, er soll überwunden werden, und nur Derjenige wird gekrönt, wer recht gekämpft hat. Die Sünde dagegen ist die Zustimmung des Geistes zu Dem, was zu thun oder zu meiden nicht ziemt. Sündigen heißt Gott verachten, um seinerwillen Das nicht thun, was wir um seinerwillen glauben thun zu müssen. Die Sünde beruht also vielmehr im Nichtsichenden, in der Abwesenheit der rechten Gesinnung, als im Seienden. Und so kommt es nicht auf das Werk an, sondern auf die Gesinnung, mit der es vollführt wird, denn Gott wird beleidigt nicht durch den aus der äußerlichen That entspringenden Schaden, sondern durch die Verachtung seiner selbst. Was nicht gegen Wissen und Gewissen ist, ist keine Sünde, aber wer ein Weib anseheth, ihrer zu begehren, der hat bereits mit ihr die Ehe gebrochen. Gott belohnt nicht den Erfolg, sondern die gute Absicht. Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung, habe nur Liebe und thue was du willst! Wer Christum nicht kennt und seinen Glauben deshalb verschmäht, weil er ihn für Gott widerwärtig hält, wie wäre der ein Verdächter Gottes, da er doch für ihn zu handeln selbst überzeugt ist? Die Christum kreuzigten und ein gutes Werk zu thun gedachten, haben keine Sünde begangen, denn der Apostel sagt: Wenn uns unser Herz nicht verklagt, so können wir Zuversicht haben zu Gott. Auch die Freuden der Sinne und des Fleisches sind nicht sündlich, da sie ja von Natur dem Genuß des Weines oder dem ehelichen Leben beigeordnet wurden.“

Der Kampf Abälard's mit der Kirche ist die schwächere Partie des Buchs. Es wird daselbst nicht mehr beigebracht als was schon bekannt ist.

In der zweiten Abtheilung folgen die Briefe Abälard's und Heloise übersezt. Wir gestehen, daß uns in diesen Briefen Heloise als ein viel bedeutenderer, großartigerer Charakter erscheint als Abälard, und wir sind hier mit dem Verf., welcher, Abälard's Schwäche wohl fühlend, ihn zu verteidigen sucht, nicht ganz einverstanden. Abälard hatte freilich nicht mehr zu verlieren und darum war es das Klügste und Beste für ihn, sich in sein Schicksal zu fügen, die frühern Gedanken zu entfernen und rein entgegengesetzte ihre Stelle einnehmen zu lassen. Ja wir können es sogar noch klug finden, wenn er dieselbe Richtung, die er einzuschlagen für das Beste hielt, auch seiner Geliebten anräth. Aber den Eindruck eines gewaltigen titanischen Charakters macht das Alles nicht. Man sieht aber doch, daß Abälard mehr oder minder sich den Vorstellungen der Kirche näherte, daß er seine oppositionelle Stellung nach und nach aufgibt. Bei Heloise indessen ist Alles anders, rücksichtslos spricht sie ihren Schmerz aus, rücksichtslos nennt sie Abälard ihr Ein und Alles, ihren Gott; anstatt Reue zu empfinden über das Vergangene wie Abälard, erklärt sie vielmehr, daß sie sich dessen noch freue; sie ist ganz ausgegangen in ihrem Geliebten, lebt und webt nur in ihm. Der Verf. hat sehr recht, wenn er Heloise den Repräsentanten des romantischen Liebesideals nennt, ja ich möchte noch mehr sagen, ich möchte Heloise überhaupt das Ideal echter weiblicher Liebe nennen. Denn diese gänzliche Hingebung an ihren Geliebten, selbst der Wunsch von ihrer Seite, daß er sie lieber als Geliebte denn als Gattin haben sollte, weil sie fürchtet, durch das Letztere seine höhern Pläne zu stören, dies findet sich in dieser Ausdehnung gewiß bei keinem Weibe, wenigstens bei keinem in der Geschichte bekannt gewordenen, in welchem zugleich eine solche Fülle von Geist und Kenntnissen beisammen war wie bei Heloise. Wir folgen ihr gern auch in andern

Gegenständen, so ist z. B. der fünfte Brief, wo sie sich über das Mönchswesen ausspricht, ganz ausgezeichnet klar, festlich und durchaus auf den Kern eingehend. Es thut uns nur leid, daß der Verf. am Ende die Briefe etwas verkürzt hat, namentlich die Heloisen. Wären die beiden Liebenden nicht von einer Welt umgeben gewesen, welche von durchaus andern Theorien ausging, so hätte gerade dieses ihr Verhältnis mehr als irgend eine philosophische Deduction dazu beitragen können, die gegenseitige Stellung der beiden Geschlechter in das rechte Licht zu setzen, eine Aufgabe, deren Lösung wie so viele andere der Gegenwart noch vorbehalten bleibt.

53.

Literarische Notizen aus Spanien.

Führer für Reisende.

Das heutige Spanien ist uns übrigen Europäern ein Land geworden, welches fast noch zu entdecken ist. Trotzdem daß es sich den Politikern und Zeitungslesern im vergangenen Jahrzehnd ziemlich aufbringlich gemacht hat, sind wir doch in unserer Kenntniß des Landes kaum über Bourgoina, Laborde und Suber hinausgekommen. Der langjährige Bürgerkrieg, die Verwirrung im Lande, die uns aus der Ferne noch größer erschien als sie in Wirklichkeit war, und der Umstand, daß in demselben Maße, wie die Verkehrsmittel mit andern Ländern zunehmen, Spanien uns ferner gerückt wird, haben den Strom der Touristen an den Pyrenäen stillstehen machen. Jetzt beginnt das anders zu werden. Schon hat die wenigstens vor der Hand wiederhergestellte Ruhe jenseit der Pyrenäen einzelne *Clairreurs* hinübergezogen, die dem Gros der Reisenden Wege zu bahnen und zu suchen geneigt sind. Wer ihnen folgen will, findet in „Ford's handbook for travellers in Spain“ (London 1845) einen trefflichen Wegweiser. Langjähriger Aufenthalt in dem Lande hat dem Verf. die Spanier lieben und schätzen gelehrt, und er schildert die dortigen Zustände mit einer Unbefangenheit, die sich vortheilhaft vor der Engerzigkeit auszeichnet, mit der Engländer gemeinhin das Ausland und seine Sitten zu beurtheilen pflegen. Er ist offenbar ein geistreicher Mann und origineller Kopf, der scharfe Beobachtungsgabe und gesundes Urtheil mit Gelehrsamkeit und reichem Humor verbindet und seine Gedanken in einen ebenso lebendigen als originellen Stil zu kleiden weiß. Neben den gewöhnlichen Erfordernissen eines Reisehandbuchs, der allgemeinen Topographie und seiner Lebenswürdigkeiten, gibt das Werk ein vollständiges und lebendig colorirtes Bild des Nationalcharakters und der Volkstheben der Spanier, ihrer Kulturzustände und der Eigenthümlichkeiten des Landes, und überall müssen wir in dem Verf. das beau-ideal eines Cicero erkennen, einen Mann, der Alles weiß, was den Reisenden interessiren kann, und es mit einer Lebendigkeit erzählt, die das Interesse beständig wach erhält. Es gebührt der Kritik um so mehr auf dieses Buch aufmerksam zu machen als es dem Publicum in einer Form geboten wird, in der man nur gewöhnlich alltägliche Gedanken in abgedroschene Phrasen gekleidet zu finden gewohnt ist.

Historische Literatur.

Auch in Spanien regt sich einiges Leben in der historischen Literatur. Alcalá-Gallano's „Geschichte Spaniens von den frühesten Zeiten bis zur Majorenmität Isabellen's II.“ ist bereits bis zum zweiten Bande gediehen. Von Weiss' „Geschichte Spaniens von Philipp II. bis zu den Bourbonen“ ist eine Übersetzung erschienen; ebenso eine neue wohlfeile Ausgabe von Mariana's „Historia de España“. Im Fach der neuern Geschichte ist bemerkenswerth Madrojo's „Militairische Geschichte der Feldzüge Zumala-Carreguy's“, mit Plänen und Kupfern, und eine eben begonnene „Geschichte der constitutionellen Cortes“, mit Bildnissen ausgezeichneter Depu-

6.

Franz Freiherr Gaudy.

(Fortsetzung aus Nr. 96.)

Zwar könnte Einer, nach flüchtiger Lecture mehrerer Werke Gaudy's, auf die Ansicht kommen, dieser Autor sei viel mehr ein Nachahmer als ein eigenthümliches Talent. Allerdings ist unverkennbar, daß dem Dichter bei vielen seiner Productionen gewisse Autoren und Werke vorgeschwebt und einen Einfluß auf ihn geübt haben; eine Menge seiner Gedichte, besonders der frühern, verrathen die Heine'sche Schule; spätere, namentlich die Terzinen, zeugen von dem Einflusse Chamisso's; die Refraingedichte erinnern durch Form und Inhalt stark an Véranger; das erzählende Gedicht „Paulina“ erscheint fast wie eine Uebersetzung von Byron, so sehr sind Motive, Farbe, Ton im Charakter des Briten gehalten; „Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen“ trifft im Ton vielfach mit Eichendorff's „Laugenichts“ zusammen; in zahlreichen humoristischen Stücken stellt sich Gaudy als Schüler Jean Paul's dar. Die Elegien und Epigramme sind ohne Zweifel Abkömmlinge der Goethe'schen. In der „Nachricht von den allerneuesten Schicksalen des Hundes Breganza“ knüpft er an Cervantes an; in manchen Erzählungen klingt der Ton Callot-Hoffmann's durch, und eine genauere mikroskopische Betrachtung würde ohne Zweifel noch manche Einflüsse von größern und kleinern Göttern der Literatur auf Gaudy's Productionen erkennen lassen. Auch hat er sein ungewöhnliches Talent der Aneignung in mannichfachen meisterhaften Nachbildungen, in Uebersetzungen von Poesien aus dem Französischen und Altfranzösischen, dem Italienischen, dem Polnischen bewährt, und Dichtungen des verschiedensten Charakters mit gleichem Glück ins Deutsche übertragen. Aber zwischen Nachahmen und Nachahmen ist ein großer Unterschied, und es gibt eine Art der Nachahmung, des Angeregtwerdens von fremden Vorbildern, die sich selbst bei den größten Genies findet. So kann man z. B. auch von Goethe sagen, er habe in „Hermann und Dorothea“ die „Lulke“ von Voss nachgeahmt, und selbst sein „Faust“ sei eine Nachahmung von frühern Bearbeitungen desselben Gegenstandes; aber in solchen Fällen kann von einer Abhängigkeit in Form und Tendenz, welche das Charakte-

ristische der Nachahmung im gewöhnlichen Sinn ist, nicht die Rede sein, sondern es beurkundet sich hier der glückliche Instinct des Genies, welcher die von Andern gefundenen Gegenstände und Formen auf das freieste zu benutzen und sich anzueignen und sie zu einer viel höhern Würde und Bedeutung künstlerisch wie philosophisch zu erheben weiß. Daß nun Gaudy's Nachahmungen auch von dieser Art gewesen, wollen und können wir nicht behaupten; vielmehr erscheint er in manchen in völliger Abhängigkeit von seinen Vorbildern, so daß er ihre Fehler selbst gewissenhaft und eifrigst adoptirt, wie z. B. in der „Paulina“, welche sich vielleicht ohne große Mühe zu einer Parodie der Byron'schen Dichtungswiese hätte umarbeiten lassen; aber in dem „Schneidergesellen“ z. B. wird der Charakter der Nachahmung dadurch bedeutend modificirt, daß das Werkchen zugleich auf eine amüsante und witzige Weise die Reisebeschreibung Nicolai's verspottet und das vortzugweise romantisch-sentimentale Element der Eichendorff'schen Novelle durch eine tüchtige Zuthat von Ironie, gegen die feichte Bildung gewisser Berliner, würzt und umwandelt. Ueberhaupt darf man wol sagen: Dies Dichten nach gewissen Vorbildern, dies Anlehnen an Andere gehörte zu Gaudy's Schule und Bildungsengang; er war kein solcher gewaltiger Genius, daß er von Anfang an mit sicherem Instinct das ihm gemäße Gebiet der Poesie erkannt und ergriffen hätte, er war ein höchst empfängliches, bildungsfähiges Talent, welches, um sich zu Dem zu entwickeln, was es zu leisten vermochte, der mannichfaltigsten Anregungen von außen durch Leben und Lecture bedurfte. Nicht Lessing der Gedanken, nicht gewaltige Schöpferkraft und Drang der Phantasie zeichneten ihn aus; es war ihm nicht gegeben, die Welt zu umfassen oder eine Welt aus seinem Innern entstehen zu lassen; das Sichversenken in die Idee oder in das eigene Ich, welches man bei vielen deutschen Dichtern findet, und was ebenso oft ihre Schwäche als ihre Tugend ist, war ihm fremd; er war eine mehr auf das Äußere, auf die Vielheit und Mannichfaltigkeit des Lebens und der Welt angewiesene Natur. Er war in seiner Poesie weit mehr Künstler als Philosoph. Dazu trug neben seiner Individualität auch sein Lebens- und Bildungsengang nicht wenig bei. Während weltans die

tischer Aug
 den pflegt,
 dem literari
 u bloß für die
 ur die ungebes
 es und thatkräf
 Präsentaten und
 Resolutionsen, mitten
 Mein Dem seine volle
 erande des literarischen
 ern auch als schaffender
 : Stelle einzunehmen und
 diesem Gesichtspunkte aus
 aus dem Wanderleben" des
 we, fügen aber sofort die Be
 halt an sich und zum Dank
 Es ist ein heiteres, harmloses,
 rühlingsgeschenk, das uns hier
 unjer Wanderer verweilt, am
 auf Meeren und auf Seen, auf
 bei Ruinen und Monumenten greift
 im Staube begrabene Parse" und
 gen, die in verwandten Gemüthern
 ird. Überall gibt er in gebundener
 r, den das erquickende Verweilen
 n Punkte unsers deutschen Vater
 t. Hier und da läuft auch, wie er
 te andere Frucht heiter-gemüthlicher
 die nicht mit den Wanderungen in
 hört besonders ein Lied am Schluß
 kreffliche Gedicht „Zum Ahährigen
 und Professors Wilhelm zu Kloster
 186". Wer in jenen Jubeltagen in
 Rhodosvias" eingetreten und Theil
 nden gewesen ist, wird es noch in
 ie der Verf. der „Wanderlieder"
 festlichen Tagen einen edeln Schmuck
 anz verdienstermaßen empfangen hat,
 ehuld zicte. Blätter wie weiter,
 sinnige Lied, z. B. „Die Kapellen
 „, einer interessanten Gruppe einzel
 Felsen ohnweit der Stadt Horn im
 d, oder „Der Kreuzberg am Pre
 el an der grünen Wude zu Neustadt
 an die Langeweile", die dem Verf.
 erweisung über die im Anfang sei
 albad im Sommer 1843 peinigende
 rirt ward, oder „Die Kleinbilder an
 cidegruß an diesen köstlichen Strom",
 n Swinemünde und an Helgoland"
 unserm Sänger, der seine poetische
 ffin Marie von Hannover gewidmet
 ist er bald wieder einmal mit einer
 ichtschafft zu erscheinen Veranlassung

76.

otizen aus England.

he Dichtersprache.

beschreibungen ausgezeichnet engl
 ordene Miss Costello hat als Weib
 e rose of Persia" erscheinen lassen,
 Alles übertrifft was diesmal an Ea
 manachs u. s. w. veröffentlicht wurde.
 auf diese Weise wie durch eine Art
 ufern symbolisch dargestellt werden
 fen hat die Verf. einen Artikel der
 n gewidmet, mit welchen die mor-

meisten deutschen Dichter und Schriftsteller eine akademische und daher bis auf einen gewissen Grad philosophische Bildung erhalten, was sich dann in ihren Werken selten verleugnet, entbehrte zwar Gaudy in Folge seines Aufenthalts in Schulpforta und seiner stets fortgesetzten Studien einer classischen und gelehrten Bildung keineswegs und er besaß in Sprachen, Literatur und Geschichte sehr schöne Kenntnisse; aber in den Jahren, wo Andere einen meist auf das ganze Leben nachwirkenden Trunk aus den Quellen des Idealen, der Philosophie, schöpften, sah sich Gaudy schon in die stürmischen Bogen des wirklichen Lebens hineingeworfen und machte statt der idealistischen Träume und Schwärmerereien der Schule die sehr realistischen Abenteuer des Lebens, des Soldatenlebens, mit. Viele in seiner Lage wären wol von dem Strom der gemeinen Wirklichkeit fortgerissen und verschlungen worden, hätten sich nur etwa als besonders lustige und witzige Kameraden ausgezeichnet; aber in Gaudy war der poetische Trieb, war das Ideale denn doch zu mächtig; es rang sich siegreich aus den Wellen empor. Jedoch bekam seine Poesie einen eigenenthümlichen, einen vorwiegend realistischen Charakter, und trotz der vielfachen Einflüsse, die sie erfahren, behauptet sie eine Eigenthümlichkeit, die wir etwas näher zu bezeichnen versuchen.

Ein Kind des Jahrhunderts (er wurde 1800 geboren), aber zu spät gekommen, um an den großen Bewegungen und Thaten der ersten Jahrzehnde noch Theil nehmen zu können, fühlte sich Gaudy durch sein Naturtalent und seinen Charakter wie durch seinen Beruf als Soldat zum thätigen Handeln, zum energischen Kampfe bestimmt, und da die Verhältnisse ihn zur Unthätigkeit und Ruhe verdammten, nahm er, ohnehin verstimmt und verbittert, in seinem ganzen Wesen und Streben die Richtung der Opposition an, — des Widerstandes gegen Alles, was ihm in der Politik, im Staat, im Leben, in Sitten und Gebräuchen, willkürlich, kleinlich, eine Hemmung der natürlichen und vernünftigen Freiheit schien, und neigte sich so als Dichter mit entschledener Vorliebe den deutschen, französischen und englischen Dichtern zu, welche als die Verfechter der Freiheit im weitesten Sinne gegen Zwang und Unterdrückung und selbst gegen Gesetz und Sitten gekämpft konnten. Seinen Verweis über die Thätigkeit der Zeit spricht sehr bezeichnend sein Gedicht „Fortsschritte“ aus, wo die zwei letzten Strophen so lauten:

Nur für eine Seele noch zu schwärmen
Wagen wir — für unser heil'ges Ich.
Weißt der Haß kann uns nicht mehr erwärmen,
Seit der philosophische Samum fröh.

Mit dem Maul wird statt des Schwerts gestritten,
Rauch qualmt überall, und nirgend brennt's.
Ja, wir schreiten vor mit Riesenschritten
Im Jahrhunderte der Impotenz.

An opponirenden Dichtern verschiedener Art hat es nun allerdings in Deutschland seit einer Reihe von Jahren nicht gefehlt; aber Gaudy gehört zu denjenigen, welchen

es einerseits mit ihrer Opposition am meisten Ernst war, und welche andererseits die Opposition in eine nicht unpoetische, in eine graziose Form zu kleiden wußten, welche sich nicht in blindem Pathos überstürzten, nicht in wüthendem Sarkasmus die ganze Welt des Bestehenden angriffen, welche sich die Aufgabe setzten: *Ridendo dicere verum*. Während manche Dichter bei der heftigsten Opposition in politischer und socialer Beziehung doch die aristokratische Gesinnung und Stellung keineswegs aufzugeben gemeint waren und Lieblinge gerade der Aristokratie wurden, entfernte sich Gaudy, durch die Geburt den Kreisen der hohen Gesellschaft angehörnd, als Mensch und als Dichter entschieden von der Aristokratie, wie er diese in dem Gedicht „Entschuld'gen Sie, Frau Gräfin!“ (Ida Hahn-Hahn) sehr artig ausdrückt, indem er seine bürgerliche, sehr bürgerliche Denkungsweise in vielen wichtigen Punkten bekennt. Dagegen bewährt Gaudy eine hohe und feine Bildung, wie man sie bei den höhern Ständen erwartet und voraussetzt, obwohl nicht immer findet, darin, daß er in seiner Polemik und Opposition gegen Herkommen und Vorurtheil, auch wol gegen die strengere Sitte, immer Maß zu halten weiß, daß er dem Aufstand nicht verlegt, nicht in Rohheit und Unanständigkeit verfällt, wie dies selbst dem vielgerühmten Bräutigam nur zu oft geschieht, daß fast durchaus schalkhafte Sprüche die Gönnerinnen und Hüterinnen seiner Poesie bleiben, derjenigen wenigstens, welche er für die Öffentlichkeit bestimmte. Statt sich in polemischen, ironischen, epigrammatischen Gedichten zu zerplündern, statt die witzige Muse in immer forcirtern Sprüngen sich erschöpfen und zu Tode jagen zu lassen — eine Klippe, woran schon Mancher gescheitert —, behielt Gaudy künstlerische Besonnenheit, idealen poetischen Geist genug, um sich vor solcher Vergendung und Auflösung des Talents zu bewahren. Er concentrirte sich vielmehr, er wurde in der Form immer strenger gegen sich, er strebte aus der Subjectivität der Selbstbespiegelung und eines sich selbst verzehrenden Humors heraus, er strebte nach Anschauungen und Gestalten, und da seinem energischen Geiste das Handeln in der Welt, die bedeutende Thätigkeit versagt war, warf er sich in der Reife nach Vollkraft seiner Jahre mit Eifer und Glück auf die poetische Erfassung und Darstellung der größten historischen Gestalt und Persönlichkeit unsers Jahrhunderts, und siedelte er sich mit Geist, Gemüth und Phantasie in demjenigen Lande an, welches durch seine herrliche Natur wie durch seine großen Erinnerungen am geeignetsten ist, den Menschen über die Alltäglichkeit hinaus zum Idealen und Schönen zu erheben, — er besang Napoleon in den „Kaiserliedern“ und unternahm seinen „Romzug“ nach Italien, wo ihm eine neue Welt der Poesie, der reinen und höhern Anschauung aufging, eine langgenährten Sehnsucht ihm gestillt wurde. Man kann es vom vaterländischen Gesichtspunkt aus wol bedauern, daß ein so begabter Dichter die Heimat seiner Muse auf fremdem, italienischem Boden findet, und noch mehr, daß er mit seinen Liedern den Feind, den Unterdrücker seines Va-

lands, Deutschlands und ganz besonders Frankreichs, fesselt; aber man muß nicht vergessen, daß dies Aufse-
 rangen und Symptome einer tiefstehenden Oppositions-
 Stimmung oder Verflimmung waren, daß der Dichter
 mit aus Verdraß über die deutschen Verhältnisse fremde
 Triumphe besang; und die Blumen der Poesie, welche
 er auf italienischem Boden pflückte, kamen ja eben-
 falls der deutschen Literatur zu gute, welche darüber
 nicht, wie vielleicht über die „Kaiserlieder“, zu erröthen
 hatte. Für den Dichter selbst aber war jedenfalls die
 Concentrirung seiner Kräfte auf größere Schöpfungen
 und Anschauungen ein bedeutender Gewinn und Fort-
 schritt, sein poetisches Talent gewann dadurch an Ein-
 heit und an scharferem, classischem Gepräge, obwol er
 auch jetzt noch dem Jean-Paul'strenten Humor nicht un-
 getreu wurde. Gaudy's Poesie bekam jetzt immer mehr
 Halt, Gediegenheit, Sicherheit, bei ungemeiner Gewandt-
 heit und Leichtigkeit in der Form; sein Stil in der Poesie
 ist oft ebenso glänzend und dann wieder so epigramma-
 tisch sein wie sein Stil in der Prosa sich flüchtig, glatt,
 einschmeichelnd bewegt und sich der Verschiedenheit der
 Gegenstände in der reichsten Mannichfaltigkeit der Er-
 zählungen und Schilderungen glücklich anschmiegt. Man
 hat schon die Bemerkung gemacht, daß manche Poeten
 und Autoren in ihrem Charakter Züge einer fremden
 Nationalität zeigen, und vielleicht darf Gaudy als ein
 Solcher betrachtet werden, welcher mehr als irgend ein
 Anderer in der deutschen Literatur zum französischen
 Charakter sich hinneigt, — nicht in der Art, daß er
 äußerlich von den Franzosen entlehnte, sondern so, daß
 in der Anlage seines Geistes selbst schon französische
 Elemente sich finden, löbliche, die Franzosen auszeich-
 nende Eigenschaften, und immer noch so mit deutschen
 vermischt, daß die Franzosen ihn schwerlich als den Ih-
 rigen in Anspruch nehmen werden. Wir rechnen dahin
 die Art von epigrammatischem Geist und Witz, wie man
 sie bei Gaudy trifft, die Correctheit der Form, die Prä-
 cision der Sprache, die auch in der Reicheit noch maß-
 haltende Schalkhaftigkeit, den Glanz des Ausdrucks und
 der Bilder, und selbst die ihm eigene Art von Sen-
 timentalität, welche den Franzosen gar nicht so fremd ist
 als Manche glauben. Möglich jedoch, daß die französi-
 sche Sprache, welche Gaudy von Kindheit an so geläufig
 war wie die deutsche, sammt der vertrauten Bekanntschaft
 mit der französischen Literatur, die sich daran knüpfte,
 der Geistesart und dem Stil des Dichters jenes Ge-
 präge zum Theil verstehen haben.

(Der Bericht folgt.)

Bilder aus meinem Wanderleben. Frühlinggabe für
 1846 von Alpin (A. von Seckendorff). Alten-
 burg, Schnupfase. 1846. 12. 16 Ngr.

In einer Zeitperiode wo die Staatsmaschine, wie einst ein
 besetzter Sprecher äußerte, den Gang des Schwagens, ja
 den Flug der Dampfkraft angenommen hat und wo ein Schauf-
 fernen von Geschäften aller Art von den niedrigsten Lebens-

stellungen an bis zu den höchsten als ein charakteristischer Zug
 der Gegenwart und ihrer Zustände angesehen zu werden pflegt,
 ist es äußerst erquicklich, beim Umherstreifen auf dem literari-
 schen Markte einmal Jemanden zu treffen, der nicht bloß für die
 gehobenen Arten der Chatouille, sondern auch für die ungehe-
 teten Arten des höhern geistigen Lebens ein reges und thätig-
 stes Interesse zeigt und der mitten unter Präsentaten und
 Signaturen, mitten unter Rescripten und Resolutionen, mitten
 unter Discussionen und Debatten nicht allein Dem seine volle
 Aufmerksamkeit schenkt, was in die Register des literarischen
 Verkehrs eingetragen worden ist, sondern auch als schaffender
 Priester im Lempel der Musen eine Stelle einzunehmen und
 zu behaupten weiß. Schon von diesem Gesichtspunkte aus
 begrüßen wir die obigen „Bilder aus dem Wanderleben“ des
 Verf. als eine wohlthunende Gabe, fügen aber sofort die Be-
 merkung bei, daß auch ihr Inhalt an sich uns zum Dank
 gegen denselben verpflichtet. Es ist ein heiteres, harmloses,
 das Gemüth ansprechendes Frühlingsgeschenk, das uns hier
 geboten wird. Überall wo unser Wanderer verweilt, am
 Rhein und an der Donau, auf Meeren und auf Seen, auf
 Bergen und auf Burgen, bei Ruinen und Monumenten greift
 seine Hand an die „nicht im Staube begrabene Harfe“ und
 weiß eine Saite anzuschlagen, die in verwandten Gemüthern
 ihren Widerhall finden wird. Überall gibt er in gebundener
 Rede den Eindruck wieder, den das erquickende Verweilen
 an einigen der herrlichsten Punkte unsern deutschen Vater-
 lands auf ihn gemacht hat. Hier und da läuft auch, wie er
 selbst bemerkt, eine und die andere Frucht heiter-gemüthlicher
 Musestunden mit unter, die nicht mit den Wanderungen in
 Beziehung steht. Dahin gehört besonders ein Lied am Schluß
 des Jahres 1835 und das treffliche Gedicht „Zum 50jährigen
 Amtsjubiläum des Rectors und Professors Wilhelm zu Kloster
 Rosleben am 17. Mai 1836“. Wer in jenen Jubeltagen in
 die „weit geöffneten Pforten Rhododendron“ eingetreten und Theil-
 nehmer der festlichen Stunden gewesen ist, wird es noch in
 gutem Andenken haben, wie der Verf. der „Wanderlieder“
 durch sein Dichtertalent den festlichen Tagen einen edeln Schmuck
 verliehen und den Lorbeerkranz verdienstermaßen empfangen hat,
 mit dem ihn damals Frauenhuld zierte. Blättern wir weiter,
 so begegnet uns manches sinnige Lied, z. B. „Die Kapellen-
 weihe auf den Erstersteinen“, einer interessanten Gruppe einzel-
 ner, freistehender, nackter Felsen öhweit der Stadt Horn im
 Fürstenthum Lippe-Detmold, oder „Der Kreuzberg am Pre-
 bischthor“, oder „Die Epistel an der grünen Wude zu Reustadt-
 Dresden“, oder die „Ode an die Langeweile“, die dem Verf.
 von der augenblicklichen Verzweiflung über die im Aufgang sei-
 nes Aufenthalts in Schmalbach im Sommer 1833 peinigende
 Langeweile in die Feder dictirt ward, oder „Die Kleinbilder an
 der Donau sammt dem Scheidegruß an diesen löstlichen Ström“,
 oder „Die Erinnerung an Spinnmünde und an Helgoland“
 u. s. w. Wir scheiden von unserm Sänger, der seine poetische
 Gabe der Frau Kronprinzessin Marie von Hannover gewidmet
 hat, mit dem Wunsche, daß er bald wieder einmal mit einer
 so ansprechenden Frühlingsgabe zu erscheinen Veranlassung
 finde.

Literarische Notizen aus England.

Die persische Dichtersprache.

Die durch ihre Lebensbeschreibungen ausgezeichnete engli-
 schen Frauen bekannt gewordene Miss Costello hat als Weib-
 nachgabe ein Werk „The rose of Persia“ erscheinen lassen,
 dessen äußere Ausstattung Alles übertrifft was diesmal an La-
 schenbüchern, Keypales, Almanachs u. s. w. veröffentlicht wurde.
 Der Inhalt des Buchs hat auf diese Weise ein durch eine Art
 Blumenprache auch im Äußern symbolisch dargestellt werden
 sollen. Zur Erklärung dessen hat die Verf. einen Artikel der
 Beschreibung der Hierathen gewidmet, mit welchen die mor-

genländischen Dichter ihre Handschriften ausstatten. Der Zweck des Buchs aber ist, ihre Handleute mit den Schätzen der persischen Dichtkunst bekannt zu machen, in Betreff welcher die Verf. behauptet, Persien besitze mehr Dichter als alle andern Völker zusammengenommen. Sie theilt aber nur Muster von einigen dieser Dichter, natürlich in der freiesten Uebersetzung, mit, denn eine getreue Uebersetzung dieser Poesien in einer für Europäer verständlichen oder schmackhaften Form ist eine reine Unmöglichkeit, was von der eigenthümlichen idiomatischen Bildung der Sprache herrührt, worüber sich ein persischer Gelehrter der neuesten Zeit, Ibrahim Mirza, folgendermaßen ausspricht: „Eins der Kennzeichen der persischen Dichtersprache besteht darin, daß es kaum einen Gegenstand gibt, für welche sie nicht eine Menge verschiedener und bedeutungsvoller Worte besitzt, von denen selten zwei ganz denselben Gegenstand ohne irgend eine besondere Färbung und Modification (bezeichnen); eins davon schildert z. B. den Gegenstand an und für sich, die andern unter verschiedenen Gesichtspunkten — so wird, wenn der Dichter eine Kerze nennt, er ein anderes Wort gebrauchen, je nachdem er von der Eigenschaft oder der Stellung oder dem Zustande der Kerze spricht —, was dem Uebersetzer namenlose Schwierigkeiten bereitet. Eine einzige Zeile erfordert oft drei oder vier Seiten Erklärung, um alle die Anspielungen und Feinheiten des Ausdrucks aufzuhellen, welche der Dichter beabsichtigte. Ein Kameel z. B. hat gegen 50—100 verschiedene Namen, indem für jede Altersstufe von dem Tage wo es geworfen ist bis zum Tage wo es verendet eine eigene Wortbezeichnung vorhanden ist. Kameele von verschiedener Farbe und verschiedenen Eigenschaften, Kameele im Lauf oder Schritt, oder im Stehen oder Liegen, alle haben ihre eigenthümliche Benennung, während dem Uebersetzer, will er sich nicht langer Umschreibungen bedienen, nur das einzige Wort Kameel zu Gebote steht. Alle Zeitwörter oder Infinitive bestehen mit wenigen Ausnahmen aus drei Buchstaben, durch deren verschiedene Versetzung und die Hinzusetzung von einem, zwei oder drei besondern Buchstaben aus diesen dreilautigen Wurzeln 13 Conjugationen entstehen, in deren jeder das Wort einen verschiedenen Laut und eine verschiedene Bedeutung annimmt.“ Auf diese Weise werden völlig voneinander verschiedene Zustände durch ein einziges Wort ausgedrückt, bei dessen Uebersetzung durch eine weniger sinnvolle Bezeichnung diese bedeutungsvollen Unterschiede, welche einen wesentlichen und notwendigen Theil jener Poesie ausmachen, verloren gehen müssen. Wie nach diesem die persischen Dichtungen der Risi Costello in Bezug auf die Eigenthümlichkeit ihrer Quellen ausgefallen sein mögen, mag daraus hervorgehen, daß sie selbst gesteht, sie sei mit der persischen Sprache nicht hinlänglich vertraut, sondern habe sich zu ihrem Zwecke vorhandener Uebersetzungen bedient. Es sind also nicht Anderes als Gedichte, denen die Gedanken persischer Dichter zu Grunde liegen, Gedichte, die überdies von eigenem dichterischen Schwung der Verf. zeugen.

Die Dichter aus der Schreibstube.

George Giffilan in seiner im vorigen Jahre erschienenen „Gallery of literary portraits“ streut bei der Schilderung des Dichters Charles Lamb folgende Bemerkung über Dichterberuf und die Umstände, unter welchen er sich am günstigsten entwickeln könne, ein, die manches Richtige enthält, aber in ihrer Allgemeinheit sicherlich nicht für gültig angenommen werden darf: „Es ist ein eigenthümlicher Umstand, daß in unsern Tagen der kaufmännische und schöngestige Charakter in gewissen Fällen sich miteinander vermischt haben, ohne einander zu vernichten. Die Literatur hat in unserm seltenen Zeitalter die Schreibstube des Kaufmanns betreten. Schöngestige Fähigkeit der seltensten Art hat bei dem Auspacken von Güterballen häßliche Hand geleistet. Geist, der echten und überlegensten Saat, hat sich auf den hohen dreibeinigen Comptoirstuhl nieder-

gelassen und hinter seinem «lebenden Ohr» einen Federkiel statt des Korbers getragen. Dieser auf solche Weise gekrönte Genius ist freilich nicht vom romantischen und ätherischen Range gewesen. Es ist lächerlich sich einen Schreiber zu denken, der jetzt mit Blut und dichterischer Wuth ein Mysterium entwirft, und dann einen Frachtbrief für Musseline schreibt; der die Feder fallen läßt, womit er die schrecklichen Stropfen einer Walspurgnacht hingeworfen, um Garne zu facturiren. Mit aller Achtung vor dem Handel in seinen verschiedenen Zweigen können wir es nicht für möglich halten, daß ein Goethe, ein Schiller, ein Byron oder ein Shelley u. s. w. in einer Waarenhalle aufgezogen worden wäre. Hätten sie nicht durch Wald und Forst geschwärmt, durch die weiten Felder, «vertraut jedem Sterne und jedem stürmenden Wind», mit freiem Fuße, um nach Gefallen die Matte oder die Haide, den sanften Rasen oder die erstarrte Lava, den Sand oder den Schnee zu beschreiten; mit von den Sonnenstrahlen des Tags gebräunten Gesichtern und vergeistigt durch die Sternenaugen, welche auf sie des Nachts ihren Einfluß heruntergeschossen — nimmer hätten sie werden können, was sie zur Ehre ihrer Gattung und zum Ruhme des Weltalls geworden sind. Man denke sich einmal Goethe mit der erhabenen Stirn und der gebietenden Gestalt über das Hauptbuch gebückt, oder den Geher Coleridge, mit seinen tiefträumerischen Augen, verliert in Berechnung des Curzettelns. Und doch brachte Charles Lamb, Coleridge's liebster Freund, den größten Theil seines Lebens auf solche Art zu. Aber deshalb war Charles Lamb, obwohl ein echter Dichtergeist wie je einer, ein Genius von ganz verschiedenem und untergeordnetem Range. Und wir wissen nicht, wie viel größer er geworden wäre, wenn er eine andere Erziehung empfangen und statt der Stelle einer kaufmännischen Schreibstube, der Freie jener Stadt gewesen wäre, deren Erbauer und Gründer Gott ist.“ Zur Widerlegung der allgemeinen Richtigkeit dieser Behauptung braucht es nichts als daß wir auf unserm Freisiggrath hinweisen, der, obwohl er über Hauptbuch und Strazze gebückt gesessen, die Blut und Schöpfungslust und Schöpfungskraft eines Dichtergeistes heurkundet, der sich mit dem Coleridge und Shelley des Engländers mehr als messen kann.

Literarische Anzeige.

En vente chez F. A. Brockhaus à Leipzig:

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers états souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le Baron Ch. de Martens et le Baron Ferd. de Cussy.

Tome premier et second.

Gr. in-8. Broch. 4 Thlr. 16 Ngr.

Ouvrages de Mr. de Martens qui se trouvent chez F. A. Brockhaus à Leipzig:

Guide diplomatique. 2 vols. Gr. in-8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.

Causes célèbres du droit des gens. 2 vols. Gr. in-8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nouvelles causes célèbres du droit des gens. 2 vols. Gr. in-8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

Franz, Freiherr Gaudy.

(Beschluß aus Nr. 97.)

Wenn wir Gaudy Das was die Franzosen esprit nennen in bedeutendem Maße zuschreiben, so schließen wir damit andere wichtige Elemente des poetischen Genies keineswegs aus. Eine fruchtbare und glänzende Einbildungskraft ist ihm durchaus nicht abzusprechen, und wenn die Productivität hauptsächlich durch diese Eigenschaft bedingt ist, so scheint die große Zahl und Masse von Gaudy's Hervorbringungen für sich allein schon ein vollgültiges Zeugniß für dieselben abzulegen. In der That strömen ihm im Einzelnen die Bilder in üppigster Fülle und Mannichfaltigkeit zu und häufen sich sogar bisweilen bis zum Uebermaß, und ebenso muß ihm das Erfinden sehr leicht geworden sein. Jedoch möchten wir ihm mehr überkleidende Einbildungskraft als schöpferische Phantasie zuschreiben; die Seelen seiner Gedichte sind häufiger Gedanken als eigentlich poetische tiefe Anschauungen und freie Conceptionen; die Stoffe und Motive seiner Novellen und Erzählungen sind ihm theils von der Geschichte gegeben, theils Absender von ähnlichen ihm vorschwebenden Productionen, auch wol eigene Erlebnisse, — immer glücklich gewendet, geistvoll variiert, durch neue Verknüpfungen anziehend gemacht; aber in echter Erfindungskraft, sowol was die Fabel als was die Gestalten und Personen betrifft, kann er sich mit den Matadoren auf dem Felde der Roman- und Märchen-Novellenpoesie keineswegs messen. Die Novelle war Gaudy, wie uns scheint, oft nicht sowol Zweck als vielmehr nur Mittel um gewisse Anschauungen, Eindrücke, historische Erinnerungen und Bilder in eine ansprechende Form zu fassen. Betrachten wir beispielsweise die Erzählung „Der Pfarrer von Weinsperg“, die Frucht einer Reise nach Schwaben, welche der Dichter aus dem Munde des Pfarrers von Pfullingen gehört haben will. Wol mag ihm eine Geschichte der Art erzählt worden sein, aber unverkennbar ist es dem Verf. vor Allem darum zu thun, den Eindruck, welchen der Lichtenstein, durch W. Hauff's Roman zu großer Berühmtheit gelangt, auf ihn gemacht, zu schildern, und damit eine Darstellung der historischen Erinnerungen zu verbinden, welche durch den Besuch des Städtchens

Weinsperg in ihm geweckt wurden. Dies geschieht nun durch eine Erzählung, deren Kern folgender ist: Zu dem Ritter von Lichtenstein kommt ein fahrender Schüler von Reutlingen gebürtig, wie er seit vielen Jahren pflegt, und wird von ihm und seinem holden Töchterlein als ein lieber Gast wohl aufgenommen. Das Leben und die Art der fahrenden Schüler wird dabei recht anschaulich und anmuthig geschildert. Das kraftvolle Auftreten des Martin Luther in Wittenberg, der eben das Werk der Reformation begonnen hatte, kommt zur Sprache. In der Nacht kommt der vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg (den außer W. Hauff und vor ihm schon Achim von Arnim in seinen „Kronwächtern“ poetisch behandelt und vielleicht treuer nach dem Leben gezeichnet hat), aufs Schloß. Mathias Häuslin, der fahrende Schüler, kennt den Herzog nicht, und erbittert ihn durch tadeln Widerspruch und wenig schmeichelhafte Reden über den Herzog von Württemberg dergestalt, daß er ihn zum Fenster in den Abgrund hinunter stürzen will, wovon er mit Mühe von dem alten Ritter sich abhalten läßt. Aber übel zugerichtet muß der Schüler das Schloß verlassen, das er mehre Jahre nicht wieder sieht, so sehr sich sein Herz dahin sehnt. Sechs Jahre nachher, 1525, tobt der Bauernkrieg um Weinsperg und es werden nun die dortigen grausigen Hergänge, die Angst der Bürger vor dem Anzug der Bauern, der Uebermuth der ihnen zu Hülfe gekommenen Ritter, die Erstürmung des Städtchens, die Niedermeglung der gefangenen Edelleute sehr lebendig und anschaulich geschildert. Pfarrer in Weinsperg ist mittlerweile Mathias Häuslin geworden, und unter den Rittern ist auch der alte Herr von Lichtenstein mit dem Bräutigam seiner Tochter; Letzterer wird erschlagen, Ersterer aber durch eine glückliche Fügung und mit Hülfe des Pfarrers gerettet, und aus Dankbarkeit gibt er seine Tochter Irene dem ehemaligen fahrenden Schüler, der sie lange im Herzen trug und dessen Reigung sie erwidert hat, zum Weibe. Die Bestandtheile dieser Erzählung sind nicht neu und die Fabel selbst ist, so oder so, schon oft dargewesen, auch haben die Charaktere durchaus nichts Ausgezeichnetes, Prägnantes; aber die Geschichte lieft sich doch recht angenehm und interessirt durch die Verflechtung der Schilderung der Scenerie mit geschichtlichen

Erinnerungen; und auf ähnliche Weise sind wol noch manche Productionen Gaudy's entstanden, deren Verdienst weniger in der poetischen Erfindung des Ganzen, in der Idee, besteht, als in der lebendigen, geist- und geschmackvollen und oft wirklich poetischen Anwendung der verschiedenen Elemente, die er geschickt herbeizuziehen weiß — Naturanschreibungen, historische Begebenheiten und Merkwürdigkeiten, Sittenzustände, Gefühle und Leidenschaften. Gaudy's Fiktionen und Personen sind im Ganzen mehr nur die Träger seiner eigenen Empfindungen und Gedanken, keiser Gefühle wie satirischer und humoristischer Ein- und Ausfälle; seine Charaktere sind, wie dies bei Humoristen so häufig geschieht, mehr oder minder Caricaturen, was auch der Dichter selbst wol weiß. „Der moderne Paris“ z. B. enthält eine recht ergötzliche Darstellung und Beschreibung moderner Blässheit und Affectation, gepaart mit dem herzlosesten Egoismus in der Person des Helden, welcher drei Liebeshändel anknüpft und am Ende als Liebhaber und Bräutigam von Großmutter, Mutter und Tochter in peinlicher Verlegenheit dasteht; aber so sehr manche Züge des modernen Paris nach dem Leben copirt sein mögen, wird doch der ganze Charakter nicht psychologisch anschaulich gemacht, — wie wol es vielleicht zu viel verlangt ist, einer solchen herzlosen Larve einen eigentlichen Charakter zu geben; und weder erzeugt unsere Zeit solcher Larven genug. An die Möglichkeit einer solchen Person wie die Großmutter zu glauben ist eine etwas starke Jämlichkeit für den Leser. Wenn indessen gegen Fabel und Charaktere in den Novellen Gaudy's sich manche Einwendungen machen lassen, so mag man doch den Schilderungen, den Empfindungen und Gedanken, deren Träger jene sind, hohes Lob spenden; die Beschreibungen von Scenerien und von Situationen, die Darstellung von Gefühlen, die ernstlichen und humoristischen Reflexionen, die man bei ihm reichlich findet, sind ebenso lebendig und anschaulich, ebenso mannichfaltig als innig, tief und durch Wahrheit ergreifend. Gaudy hat sich mit scharfem offenen Auge im Leben umgesehen, er hat ein gutes Stück Welt kennen gelernt und ist über viele Illusionen hinaus; selbst von einiger Bitterkeit ist er nicht freizusprechen, und daher weiß er die Thorheiten und Verkehrtheiten der Menschen im Großen und im Kleinen scharf zu treffen; aber es ist rührend zu bemerken, wie er dabei doch die feinste Fühlbarkeit des Herzens sich bewahrt hat, wie er die reinen, die heiligen Gefühle der unverfälschten Natur, die süßen, unschuldigen Erinnerungen der Kindheit und Jugend mit sorgsamster Pietät hütet, wie er mit tiefer Sehnsucht in die reinen Tage der Jugend mit ihrem träumerischen Glanz, ihrer ahnungsvollen Liebe, sich zurückversetzt, wie er das harmlose Behagen solcher beschränkten Naturen beneidet, die in einem engen Kreise, einer Schule z. B., sich bewegen, doch in dieser gleichförmigen Thätigkeit ihr Glück finden, wie er solche Stillleben mit milder Ironie und Sympathie zugleich im Geiste Jean Paul's schilt. Hier weiß der Dichter oft mit den einfachsten Mitteln die tiefsten Saiten des

Herzens in Bewegung zu setzen, und seine Erzählung „Jugendliebe“ ist in ihrer anspruchlosen Einfachheit tief ergreifend. Überhaupt spricht es für die Gediegenheit von Gaudy's Natur und Gemüth, daß er unter Verhältnissen, welche der ersten Sammlung des Geistes, einer tiefern Auffassung des Lebens eben nicht günstig waren, und bei seiner Anlage zu Humor und Satire, wozu noch eine unleugbare Verstimmung und Verdüsterung seiner Gefühle kam, doch nicht zur Frivolität, zur Misanthropie und zum Cynismus sich neigte, sondern im Gegentheil einer milden Lebensweisheit, einer auf gemüthlichen und sittlichen Ernst gegründeten Weltanschauung sich zuwandte, und durch die Beobachtung der Thorheiten und Verkehrtheiten im Großen und Kleinen sich im Glauben an das Wahre und Schöne nicht irre machen ließ; daß er, den Schulen der Philosophen ziemlich fremd, aus den Erfahrungen des bewegten Lebens selbst sich eine wenn auch nicht überchwängliche, doch im besten Sinn humane Philosophie gründete. Allerdings waren es weit mehr die Gegenstände der Philosophie, die ihn, den glücklichen Beobachter, den humoristischen Schriftsteller beschäftigten, als metaphysische Räthsel und Probleme, und die bunten Erscheinungen des wirklichen Lebens boten ihm für seine Federzeichnungen den erwünschtesten, dankbarsten Stoff, ohne daß er in die transcendente Welt der Ideen aufzuspringen sich gedrungen gefühlt hätte; aber auch für Das, was nur dem tiefsten Gefühl, der Ahnung, der Sehnsucht des Menschenherzens zugänglich ist, blieb ihm, einem echten Dichter, der Sinn nicht verschlossen, und eins der schwierigsten Themata der Metaphysik oder der Theologie, „Die Ewigkeit“, hat er in einem Gedicht mit dieser Ueberschrift in Terzinen behandelt. Die Sage, welche diesem Gedicht zu Grunde liegt, daß nämlich ein Mönch, der sein Kloster verlassen, dem Gesang eines wunderbaren Vogels mit Entzücken gelauscht, und als er nach einer Stunde, wie er wohnte, wieder nach Hause ging, Alles verwandelt gefunden habe, weil inzwischen nicht eine Stunde, sondern hundert oder tausend Jahre verstrichen waren, diese Sage ist auch sonst schon poetisch bearbeitet worden, aber wol nie so glücklich wie von Gaudy:

Es tönt hoch aus der Wolke glockenrein
Ein Klang, wie südwärts ziehender Schwäne Rieder,
Wie Offensang beim Lang im Mondenschein.

Ein Vogel mit goldschillerndem Schaber,
Des Paradieses farbiges Wunderkind
Sankt auf den Palmenzweig sich flatternd nieder.

Er singt. Seine Wundertöne sind
Wie wenn der Koltscharfe gold'ne Saiten
Mit leisem Kuß berührt der Abendwind.

Bald klagend, trauernd, sehnend, schluchzend gellen
Der Thne Wellen in des Laufers Ohr;
Bald freudig, wie Berührung besser Seiten;

Bald hoch aufschauzend wie der Sieger Chor,
Bald schmerzlich senkend gleich der Mutter Stöhnen,
Wenn sie den Sohn, den einzigen, verlor.

In diesem Gedicht hat Gaudy ebenso sehr seine Weltanschauung in der Form dargelegt als gezeigt, wiewol

erfahren und thätigen Aufgeben sein Talent gewachsen war, und wenn unser Dichter häufig vorzugsweise dem Scherz zu huldigen, an die äußere Erscheinung des bunten Lebens mit Vorliebe sich zu halten scheinen mag, so erhebt doch die Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß im innersten Kern seiner Natur ein tiefer Ernst wohnte, den er wol möchte zurücktreten lassen, aber den er weder als Mensch noch als Dichter je aufzugeben gemeint war, und der in seinen besten Erzeugnissen, auch in denen der heitern Art, durchklingt und das wohlthuende Gefühl echten Gehalts dem Leser gewährt. 33.

Die Sachsen in Rußland. Ein Beitrag zur Geschichte des russischen Feldzugs im Jahre 1812, besonders in Bezug auf das Schicksal der königl. sächs. Truppenabtheilung bei der großen französischen Armee. Aus dem Nachlasse des königl. preuß. Majors von Burtleroda, ehemaligen Offiziers des königl. sächs. Regiments Garde du corps n. f. w. Naumburg, Weber. 1846. Gr. 8. 12 Ngr.

In diesem kleinen Schriftchen erhalten wir einen nicht uninteressanten Beitrag zur Geschichte des russischen Feldzugs von einem ehemals sächsischen Offizier und Adjutanten des Generals von Thielmann, der bekanntlich eine Brigade des unter dem Befehle des Generals Latour-Maubourg stehenden vierten Cavalerie-Reserve-Corps commandirte. Die Operationen dieses Corps und insbesondere der erwähnten Brigade, welche sich in diesem Feldzuge so vielen Ruhm erwarb, aber auch fast ganz zu Grunde ging, von dem Übergange über den Niemen bei Grobnow an bis zur Rückkehr zu diesem Flusse bei Kowno, werden von dem Verf. als Augenzeuge in gedrängter Übersicht dargestellt und die überall eingestreute Mittheilung einzelner Züge eigener Anschauung und Erfahrung geben ein so lebendiges Bild der heroischen Aufopferung und bewunderungswürdigen Ausdauer dieser braven Sachsen in Kampf und Noth, daß jeder Leser sich dem Sohne des bereits längst verbliebenen Verf. für die Veröffentlichung dieser anspruchsvollen Memoiren dankbar verpflichtet fühlen muß. Auszüge würden sehr unpassend sein aus einem Büchlein, das auf jeder Seite anziehende Einzelheiten enthält. Nur zu einer Bemerkung findet Ref. durch mehre dieser Mittheilungen Veranlassung. Es ist wahrhaft empörend, wie unsere braven Landknechte, die ihr Blut für die Interessen des französischen Kaisers verspritzten, während des ganzen Feldzugs nicht nur durch Vernachlässigung aller Art von Seiten der Franzosen beeinträchtigt, sondern auch durch höhnischen und brutalen Übermuth derselben verlegt worden sind. Der vom General Latour-Maubourg gegen unsern Verf. ausgesprochene Carlasmus über die dem General Thielmann von seinem Könige während des Rückzugs zu Theil gewordene Auszeichnung sowie das Anzünden einer Dittschast von Seiten der Jungen Garde, welche den Flüchtlingen, die vor ihnen daselbst angekommen waren, die Ruhe nicht gönnte, geben neben vielem Andern für Beides traurige Belege. Ubrigens bestätigt auch dieses Schriftchen das große Ungeschick der Russen während dieses ganzen Feldzugs. Alle Ehre verbleibe dem Patriotismus und der Tapferkeit, welche sie dabei bewiesen haben. Aber wo die Noth so oft darbietende Gelegenheit, den bedrängten Schwächern Feind mit leichter Mühe zu vernichten, so wie bei diesem Rückzuge der Franzosen unbenutzt gelassen wird, da muß der Hochmuth, mit welchem die Russen von diesem Kriege auch in dieser Beziehung zu sprechen pflegen, sehr lächerlich erscheinen. 91.

Bibliographie.

Bauer, B., Geschichte Deutschlands und der französischen Revolution unter der Herrschaft Napoleons's. 1ter Band. Bis zum Frieden von Lunaville. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Clarus, L., Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter. Mit einer Vorrede von S. v. Görres. Zwei Theile. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 4 Thlr.

Eichholz, C., Schicksale eines Proletariers. Ein Volksbuch. Leipzig, Reclam jun. 17 Ngr.

Sol, C. F. v., Die römischen Heerkräften und Uebernehmer der schwäbischen Alp und am Bodensee. Nach Urkunden und neueren Forschungen, mit Rücksicht auf das dritte Segment der Peutinger'schen Tafel beleuchtet. Stuttgart, Köhler. 8. 1 Thlr.

Grosz-Hoffinger, A. J., Fürst Metternich und das österreichische Staats-System. Ein Gutachten. 1ter Band. Leipzig, Reclam jun. 8. 2 Thlr.

Hahn, L., Geschichte der Auflösung der Jesuiten-Congregationen in Frankreich im Jahre 1845. Leipzig, Brockhaus und Wenarius. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hegel's Gotteslehre und Gottesfurcht. Seinen vornehmlichen Segnern, den theologischen, anthropologischen und anthroposaisischen, zur Erwägung geschrieben. Leipzig, Schmidt. Gr. 8. 9 Ngr.

Perloffsohn, C., Die Tochter des Piccolomini. Historisch-romantisches Gemälde. Drei Bände. Altenburg, Pierer. Kl. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Jacobi, C. G. A., über Descartes Leben und seine Methode die Vernunft richtig zu leiten und die Wahrheit in den Wissenschaften zu suchen. Berlin, Wolf und Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Jahn, R., Die Geschichte der Christlichen Kirche. Dem deutschen Volke geschildert für Schule und Haus. Leipzig, Jess. Gr. 8. 20 Ngr.

Jürgens, K., Luther's Leben. 1ste Abtheilung. Luther von seiner Geburt bis zum Ablasskreuze. 1ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kirchner, C., Geschichte der Offenbarung Gottes im neuen Testamente, in Verbindung mit der Erklärung und Anwendung derjenigen Abschnitte desselben, aus welchen die Vorbereitung, Pflanzung und erste Leitung der Kirche Jesu Christi insbesondere hervorgeht. Berlin, Müller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lauer, H., Die Philosophie des Rechts in ihren Grundzügen. 1ster Theil. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Luther's, R., Deutsche Briefe und Sendschreiben. In einer zeitgemäßen Auswahl herausgegeben von H. Döring. 1ter Band. 1ste Hälfte. (Briefe aus den Jahren 1517—1527.) Altenburg, Pierer. Kl. 8. 15 Ngr.

— Ungedruckte Predigten. Aus den Handschriften der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel herausgegeben von W. Hoesl. 1ste Lieferung: Predigten zu Weimar gehalten im Jahre 1522. Berlin, Schulze. 8. 15 Ngr.

Reißner, H. A., Die Fabrikerichte in Frankreich. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 20 Ngr.

Petri, L. A., Das apostolische Bewußtsein aus den heiligen Episteln. Hannover, Hahn. Gr. 8. 2 Thlr.

Richter, C. B., Beschreibung des Königreichs Sachsen in geographischer, statistischer und topographischer Hinsicht, nebst geschichtlichen Bemerkungen zum Gebrauch für Schule und Haus. 1ster Theil. Freiberg, Engelhardt. 8. 12 Ngr.

Röben, Der souveraine christliche Staat, das Ende aller Weltwirren. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Politisches Rundgemälde, oder kleine Chronik des Jahres 1846. Für Leser aus allen Ländern, welche auf die Ereignisse

Erinnerungen; und auf ähnliche Weise sind wol noch manche Productionen Gaudy's entstanden, deren Verdienst weniger in der poetischen Erfindung des Ganzen, in der Idee, besteht, als in der lebendigen, geist- und geschmackvollen und oft wirklich poetischen Anwendung der verschiedenen Elemente, die er geschickt herbeizuziehen weiß — Naturanschuldungen, historische Begebenheiten und Wertwürdigkeiten, Sittenzustände, Gefühle und Leidenschaften. Gaudy's Fiktionen und Personen sind im Ganzen mehr nur die Träger seiner eigenen Empfindungen und Gedanken, keiser Gefühle wie satirischer und humoristischer Ein- und Ausfälle; seine Charaktere sind, wie dies bei Humorstücken so häufig geschieht, mehr oder minder Caricaturen, was auch der Dichter selbst wol weiß. „Der moderne Paris“ z. B. enthält eine recht ergötzliche Darstellung und Verherrlichung moderner Hastigkeit und Affectation, gepaart mit dem herzlichsten Egoismus in der Person des Helben, welcher drei Liebeshändel anknüpft und am Ende als Liebhaber und Bräutigam von Großmutter, Mutter und Tochter in peinlicher Verlegenheit dasteht; aber so sehr manche Flüge des modernen Paris nach dem Leben copirt sein mögen, wird doch der ganze Charakter nicht psychologisch anschaulich gemacht, — wie wol es vielleicht zu viel verlangt ist, einer solchen herzlichsten Farbe einen eigentlichen Charakter zu geben; und leider erzeugt unsere Zeit solcher Larten genug. An die Wichtigkeit einer solchen Person wie die Großmutter zu glauben ist eine etwas starke Jämlichkeit für den Leser. Wenn indessen gegen Fabel und Charaktere in den Novellen Gaudy's sich manche Einwendungen machen lassen, so muß man doch den Schilderungen, den Empfindungen und Gedanken, deren Träger jene sind, hohes Lob spenden; die Beschreibungen von Scenerien und von Situationen, die Darstellung von Gefühlen, die ernstlichen und humoristischen Reflexionen, die man bei ihm reichlich findet, sind ebenso lebendig und anschaulich, ebenso mannichfaltig als innig, tief und durch Wahrheit ergreifend. Gaudy hat sich mit scharfem offenen Auge im Leben umgesehen, er hat ein gutes Stück Welt kennen gelernt und ist über viele Illusionen hinaus; selbst von einiger Bitterkeit ist er nicht freizusprechen, und daher weiß er die Thorheiten und Verkehrtheiten der Menschen im Großen und im Kleinen scharf zu treffen; aber es ist rührend zu bemerken, wie er dabei doch die feinste Fühlbarkeit des Herzens sich bewahrt hat, wie er die reinen, die heiligen Gefühle der unverfälschten Natur, die süßen, unschuldigen Erinnerungen der Kindheit und Jugend mit sorgsamster Pietät hütet, wie er mit tiefer Sehnsucht in die reinen Tage der Jugend mit ihrem träumerischen Glück, ihrer ahnungsvollen Liebe, sich zurückversetzt, wie er das härmlose Behagen solcher beschränkten Naturen beneidet, die in einem engen Kreis, eine Schule z. B., sich bewegend, doch in dieser gleichförmigen Thätigkeit ihr Glück finden, wie er solche Stillleben mit milder Ironie und Sympathie zugleich im Geiste Jean Paul's schilt. Hier weiß der Dichter oft mit den einfachsten Mitteln die tiefsten Stellen des

Herzens in Bewegung zu setzen, und seine Erzählung „Jugendliebe“ ist in ihrer anspruchslosen Einfachheit tief ergreifend. Überhaupt spricht es für die Gediegenheit von Gaudy's Natur und Gemüth, daß er unter Verhältnissen, welche der ersten Sammlung des Geistes, einer tiefern Auffassung des Lebens eben nicht günstig waren, und bei seiner Anlage zu Humor und Satire, wozu noch eine unleugbare Verstimmung und Verbitterung seiner Gefühle kam, doch nicht zur Trivilität, zur Misanthropie und zum Cynismus sich neigte, sondern im Gegentheil einer milden Lebensweisheit, einer auf gemüthlichen und sittlichen Ernst gegründeten Weltanschauung sich zuwandte, und durch die Beobachtung so vieler Thorheiten und Verkehrtheiten im Großen und Kleinen sich im Glauben an das Wahre und Schöne nicht irre machen ließ; daß er, den Schulen der Philosophen ziemlich fremd, aus den Erfahrungen des bewegten Lebens selbst sich eine wenn auch nicht überschwängliche, doch im besten Sinn humane Philosophie gründete. Allerdings waren es weit mehr die Gegenstände der Philosophie, die ihn, den glücklichen Beobachter, den humoristischen Schriftsteller beschäftigten, als metaphysische Räthsel und Probleme, und die bunten Erscheinungen des wirklichen Lebens boten ihm für seine Federzeichnungen den erwünschtesten, dankbarsten Stoff, ohne daß er in die transcendente Welt der Ideen aufzuklimmen sich gedrungen gefühlt hätte; aber auch für Das, was nur dem tiefsten Gefühl, der Ahnung, der Sehnsucht des Menschenherzens zugänglich ist, blieb ihm, einem echten Dichter, der Sinn nicht verschlossen, und eins der schwierigsten Themata der Metaphysik oder der Theologie, „Die Ewigkeit“, hat er in einem Gedicht mit dieser Ueberschrift in Terzinen behandelt. Die Sage, welche diesem Gedicht zu Grunde liegt, daß nämlich ein König, der sein Kloster verlassen, dem Gesang eines wunderbaren Vogels mit Entzücken gelauscht, und als er nach einer Stunde, wie er wöhnte, wieder nach Hause ging, Alles verwandelt gefunden habe, weil inzwischen nicht eine Stunde, sondern hundert oder tausend Jahre verfloßen waren, diese Sage ist auch sonst schon poetisch bearbeitet worden, aber wol nie so glücklich wie von Gaudy:

Es tönt hoch aus der Wolke glodenrein
Ein Klang, wie südwärts ziehender Schwärme Lieber,
Wie Menschengesang beim Tanz im Mondenschein.

Ein Vogel mit goldschillerndem Gefieder,
Des Paradieses farbiges Wunderkind
Sank auf den Palmengweig sich flatternd nieder.

Er singet. Seine Wundertöne sind
Wie wenn der Kolsharte gold'ne Saiten
Mit leisem Kuß berührt der Abendwind.

Bald klagend, trauernd, sehnend, schluchzend gellten
Der Abne Wellen in des Laubers Ohr;
Bald freudig, wie Berührung besser Weiten;

Bald hoch aufschauend wie der Sieger Chor,
Bald schmerzlich faugend gleich der Mutter Stöhnen,
Wenn sie den Sohn, den einzigen, verlor.

In diesem Gedicht hat Gaudy ebenso sehr seine Weltanschauung in der Form bewahrt als gezeigt, welche

der Zeit achten. Herausgegeben von L. Delkers. Leipzig, Fests. Gr. 12. 12 1/2 Ngr.
 Schmidt, C., Schule der Erziehung in biographischen Anzichten. Berlin, Union. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Schott, W., Über den Buddhismus in Hochasien und in China. Berlin, Veit und Comp. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Schüding, L., Die Ritterbürtigen. Roman. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.
 Suñow, K. A., UeB evangelischer Kirchenverfassung. Breslau, Goseforth. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Wackernagel, W., Altfranzösische Lieder und Leichen aus Handschriften zu Bern und Neuenburg. Mit grammatischen und literarischen Abhandlungen. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Alberti, J. G., Der Stand der Aerzte in Preußen. Ein historisch-kritischer Versuch, mit Beziehung auf die bevorstehende Reform des preussischen Medicinalwesens. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 24 Ngr.
 Ansichten eines Unbefangenen über die Reduktion der stehenden Heere und die Einführung zeitgemäßer Volkwehrevfassungen. Worf, Verlagsbureau. Gr. 8. 10 Ngr.
 Die Beschwerdevorstellungen der Mitglieder der protestantischen Generalsynoden in Bayern vom Jahre 1844 und die hierauf ergangenen allerhöchsten Entschliessungen. St.-Gallen, Huber und Comp. Gr. 8. 15 Ngr.
 Blochmann, K. J., Heinrich Pestalozzi.züge aus dem Bilde seines Lebens und Wirkens nach Selbstzeugnissen, Anschauungen und Mittheilungen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 16 Ngr.
 Caspari, B., Die neue Heimath. Gedicht. Berlin, Dehning. 1845. 8. 2 1/2 Ngr.
 Columba, C., SeiB stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke! Ein Wort an das deutsche Volk und die deutschen Fürsten. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
 Denkschrift der Königl. Handelskammer zu Köln über die Beförderung der Schifffahrt des Hollvereins. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 4. 3 1/2 Ngr.
 Dietlein, B. D., Das Reich Gottes. Eine biblische-theologische Erörterung, mit Beziehung auf die Kirchenfrage. Berlin, Müller. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.
 Ebertz, G., Schugschrift für Gustav Adolph Widlicenus gegen die Anschuldigung der Abweichung von der Lehrbasis der evangelischen Kirche und von der kirchlichen Ordnung. Altenburg, Selbig. Gr. 8. 12 Ngr.
 Gagern, H. E. Freih. v., Zweite Ansprache an die deutsche Nation über die kirchlichen Wirren, ihre Ermäßigung und möglichen Ausgang. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 Ngr.
 Gälshner, H., Die preussische Verfassungsfrage und die Politik der rheinischen ritterbürtigen Autonomen. Veranlaßt durch: „die Verfassungsfrage von C. S. R. Rintel.“ Bonn, Marcus. 8. 10 Ngr.
 Jörg, J. E. G., Beleuchtung der für das Königreich Sachsen beantragten Reform der Medizinalverfassung. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 8 Ngr.
 Käuffer, J. E. R., Laßt uns durch unsern Wandel zeigen, daß unser Volk für eine angemessene Verfassung der evangelischen Kirche nicht unmündig sei. Predigt. Dresden, R. und B. Kori. Gr. 8. 3 Ngr.
 Keber, C. M., Die Kolonisations-Gesellschaft in Königsberg zur Gründung einer deutschen Kolonie auf Rußkito in Mittelamerika. Königsberg, Boigt. 16. 7 1/2 Ngr.
 Kell, J., Die deutsche Volksschule an die evangelische Conferenz zu Berlin. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 3 Ngr.

Luther's, M., Letzte Predigt, gehalten über Matth. 11, 24-30 zu Gisleben am 14. Febr. 1546. Herausgegeben und erläutert von C. S. Pfeilschmidt. Leipzig, Kenger. Gr. 8. 4 Ngr.
 — — Testamente aus den Jahren 1537 und 1542, nebst urkundlichen Nachrichten über des letzteren Vollstreckung im Jahre 1546 und über Luther's Wittwe und Kinder. Mitgetheilt von K. E. Förstemann. Nordhausen, Förstemann. 8. 10 Ngr.
 — — Ermahnung zum Sacrament des Leibes und Blutes unsers Herrn, nebst einer kurzen Nachricht von seinem Tode, dargebracht von C. B. Rehdler. Stade, Schaumburg. 8. 3 1/2 Ngr.
 Rengert, A. F. C., Dr. Mart. Luther's Tod und Leichenbegängniß in den Tagen vom 18. — 22. Februar 1546. Nürnberg, Raw. 8. 2 1/2 Ngr.
 Reumann, P., Die Reform des Judenthums zu Berlin, beleuchtet. Berlin, Wohlgenuth. Gr. 8. 3 Ngr.
 Pasig, J. E., Dr. Mart. Luther's letzte Lebensstage, Tod und Begräbniß. Mit dem Bildniß Luther's im Tode. Die unveränderte Auflage. Leipzig, Grunow. 15 Ngr.
 Preussler, K., Stadt- und Dorf-Jahrbücher (Orts-Chroniken) zur Förderung der Vaterlandsgeschichte und eines regen Sinnes für des Ortes Gedeihen, nach Nutzen und Einrichtung geschildert. Leipzig, Friedlein und Hirsch. Gr. 8. 5 Ngr.
 Ried, C., Über Arbeit, Capital und Association, mit besonderer Beziehung auf unsere Gewerbs-Industrie. Hannover, Pahm. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.
 Rosenkranz, K., Pestalozzi. Rede zur Festfeier seines 100jährigen Geburtstages am 12. Januar 1846. Königsberg, Gräfe und Unger. Gr. 8. 6 Ngr.
 Saalschütz, J. E., Hauptprincipien bei Entworfung einer zeitgemäßen Liturgie für den israelitischen Gottesdienst. Ein amtliches Gutachten. Königsberg, Gräfe und Unger. Gr. 8. 4 Ngr.
 Schufelka, F., Die neue Kirche und die alte Politik. 2te Auflage. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
 Der Schwänen-Orden. Worte eines Preußen an seine Zeitgenossen. Leipzig, Schmidt. Gr. 8. 3 Ngr.
 Stamm, F. L., Die St. Ludgerifeier zu Helmstedt am 18. September 1845 nebst historischen Nachrichten und den bei der Feier gehaltenen Reden. Helmstedt, Fleckstein. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.
 Stern, W., Antrag auf Glaubensfreiheit. Gekelt in der 2. badischen Kammer von dem Abgeordneten Pfarrer Zittel; beleuchtet mit Hinblick auf verwandte Bewegungen und Forderungen der Zeit. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 3 Ngr.
 Thoremmin, F., Der Sieg des Glaubens über die Welt. Predigt. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
 — — Tagebuch während einer Reise im Sommer 1845. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.
 — — Die Verherrlichung der Menschheit durch Christum. Rede am Krönungs- und Ordensfeste den 18. Januar 1846. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
 Tholuck, A., Sechs Predigten über religiöse Streitfragen, gehalten im akademischen Gottesdienste der Universität Halle im Winter 1845/46. Halle, Waismann. 8. 10 Ngr.
 Das gute Werk der Union gegen des Predigers Claus Harms in Kiel Erklärung „Einer wider sieben und achtzig“, vertreten durch Dr. Ehlert, evangelischen Bischof und Hofprediger zu Potsdam, und W. Jonas, Königl. Geh. Revisionsrath zu Berlin. Potsdam, Cuhj. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.
 Wolff, D., Zum 18. Febr. 1846, dem 300jährigen Gedenktage des Todes Dr. Mart. Luther's. Eine Erinnerungsschrift, aus den Quellen zusammenggetragen für den evangelischen Bürger und Landmann. Grünberg, Weiff. 8. 8 Ngr.

Die preussische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Oestreicher. Jena, Frommann. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Erster Artikel.

Unter diesem Titel ist ein Buch erschienen, welches nicht mit Unrecht ein politisches Ereigniß genannt werden kann. Daß es im Allgemeinen Bücher gibt, welche in die politische Gegenwart eingreifen, auf Stimmung und Entschliebung dergestalt einwirken, sodas man ihren directen Einfluß auf die Gestaltung des Moments klar und unwidersprechlich nachweisen und sie daher auch nicht bloß auf wissenschaftlichem Gebiete wegen ihres innern Gehalts, sondern auch auf dem Felde der praktischen Politik wegen ihrer äußern Folgen als staatliche Ereignisse betrachten muß, das wird Niemand in Abrede stellen, der namentlich die moderne Geschichte im letzten Jahrhundert verfolgt hat. So z. B. war die berühmte Broschüre des Abbé Sisyes „Qu'est ce que c'est le tiers état?“ gewiß ein solches Ereigniß, von so directem Einflusse auf die Stimmung und Überzeugung des französischen Volks, daß sie den Namen eines politischen Ereignisses verdiente; denn es ist sehr die Frage, ob ohne dieselbe Richtung und Gang der französischen Revolution so rasch und so bestimmt auf ein klares und festes Ziel hin gewesen wäre. Die 84 Thesen Luther's waren ganz gewiß auch mehr als ein bloß literarisches Ereigniß, welches nur mittelbar und erst nach langen Umwegen, nachdem es einzelne Christen erst in der Stille bearbeitet hat, auf die Entschlüsse und Thaten der Menschen einwirkte. Auch das Becker'sche Rheinlied und den Ronge'schen Brief hat man nicht mit Unrecht als solche politische Ereignisse, wenn auch nur in kleinern Maßstabe, betrachtet. Soll ein Buch jedoch solche Wirkung auf die unmittelbaren politischen Entscheidungen der Gegenwart ausüben, so muß es vor allen Dingen zwei Eigenschaften als erste Erfordernisse besitzen, die man von einem Werke, welches bloß zur Befruchtung literarischer Kreise vorzugsweise bestimmt ist, nicht in dem Grade fodert: es muß zuerst gerade im rechten Augenblicke erscheinen. Es muß eben den Moment treffen, wo die Gemüther für seinen Zweck vollkommen vorbereitet und aufgeschlossen sind; es muß fruchtbares Wetter sein, sodas die Saat unerschütterlich keimt und aufgeht. Sodann aber muß es

auch in der vollständig geeigneten Form, ich möchte sagen, vollkommen mundgerecht in die Zeit hineingeschleudert werden, sodas es von Jedermann auf der Stelle goutirt und verdaut werden kann. Fehlen diese beiden Eigenschaften, so kann ein Buch ganz dieselben Wahrheiten enthalten, es kann sie vielleicht unendlich tiefer begründen, beireitem umsichtiger und vollständiger ausführen, und es wird doch nie jenen unmittelbaren directen politischen Einfluß erlangen, den ein Werk erobert, welches an wissenschaftlichem Werthe vielleicht weit hinter ihm zurücksteht. Eben in diesen beiden Eigenschaften liegt vorzugsweise die Bedingung und der Werth politischer Tagesschriftstellerei.

Obiges Buch nun wirkt allerdings nicht auf so ausgebehnte Volkskreise und so elektrisch, daß sein Inhalt die ganze Nation von oben bis unten durchzitterte. Einmal ist es ein ziemlich dicker Octavband, und da die Mehrzahl der Menschen heutzutage nur noch Broschüren und Zeitschriften, keineswegs aber ausgebehntere Werke liest, so wird sie auch von diesem Buche nicht unmittelbar berührt. Sodann aber ist es auch in einem feinen, hochgebildeten Stile geschrieben, ist, wenn auch nicht abstract gehalten, doch reich an Gedanken mit tiefem Wahrheiten, welche nicht nur angebeutet, sondern ausführlich auseinandergesetzt sind, an Gedanken und Wahrheiten, die sich miteinander verbinden und untereinander vielfach verschlingen, sodas schon eine gewisse Fähigkeit zum zusammenhängenden Denken und Lesen vorausgesetzt wird, um es recht auf sich einwirken zu lassen. Das ist der zweite Grund, weshalb es nicht wol unmittelbares Eigenthum des ganzen Volks werden kann. Auf der andern Seite aber kommt es für den behandelten Gegenstand so sehr à propos, bei aller Entschiedenheit und allem Feuer der Gesinnung spricht es sich in so eleganter, taktvoller Form aus, ohne alle Ecken und ohne die mindeste Verletzung des feinsten Anstandes; es trifft so vollkommen das rechte Maß zwischen abstracter Philosophie und zwischen praktischer Wahrheit des gesunden Menschenverstandes, neben gründlicher Denkungsweise offenbart es so viel Welt- und Menschenkenntniß, Bekanntschaft mit der Wirklichkeit und den bestehenden Verhältnissen, daß es auf die Kreise der Diplomatie und der höhern Staatsmänner, in welchen die

Entscheidung der auf dem Titel angegebenen Frage in diesem Augenblicke schwebt, vorzugsweise berechnet und für dieselben recht eigentlich gemacht zu sein scheint. Und in dieser Absicht hat sich der Verf. denn auch nicht getuschelt. Seit langer Zeit hat kein Buch in den höhern Kreisen der preussischen Beamtenwelt eine solche Sensation erregt. Es ist der stehende Gegenstand der Conversation geworden; wer mitsprechen will, muß „Die preussische Verfassungsfrage“ von einem Östreicher gelesen haben. Kein Gesandter, kein Minister, kein Mitglied des königlichen Hauses, der nicht Notiz davon genommen hätte. Es hat die Geister auf merkwürdige Weise eben in jenen Kreisen erregt, die sonst so selten durch literarische Producte bewegt werden, sondern vielmehr gewohnt sind, mit einer gewissen misleidigen Verächtlichkeit auf politische Werke über allgemeine Fragen herabzublicken. Für diese Kreise hat es eben den rechten Reizpunkt sowohl als die rechte Form getroffen, und da, leider, von der Stimmung in diesen Kreisen es noch so ziemlich abhängt, wie die politischen Würfel über das Schicksal Deutschlands fallen werden, so kann man es mit vollem Rechte, wie wir es eben gethan haben, ein politisches Ereigniß nennen.

Ich kann nicht umhin, hier beiläufig auf die bedeutsame Thatsache aufmerksam zu machen, wie auffallend sich eben in den Beamtenkreisen die Stimmung in Bezug auf diese wichtigste Frage der Gegenwart, über die Verfassungsfrage, seit einigen Jahren geändert hat. Unter der spätern Regierung des verstorbenen Königs war schon die leiseste Hindeutung auf die bloße Möglichkeit einer reichständischen Verfassung völlig geächtet. Es gab gewiß nur sehr wenige Beamte, die im Herzen eine Neigung dafür gehegt hätten, aber noch weniger, die den Muth besaßen, diese Neigung offen einzugestehen. Die Sache schien damals für diese Herren völlig erledigt zu sein; die Frage war entschieden, und zwar unbehindert verneinend. Der König wollte keine Verfassung, und die nächst ihm einflussreichsten Personen des Staats wollten ebenfalls keine Verfassung. Das mußte man gewiß, und bei der eigenthümlichen Richtung, die der preussische Beamtenstand in Beziehung auf alle höhern Lebensfragen, sie seien nun moralischer, politischer oder religiöser Natur, einmal in Preußen genommen hat, war es ganz

eben herab auch
gesamten Beam-
te Erscheinung in
ändern wiederholt,
es ist aber gemiß,
n und selbständige
gegenüber bei dem
was, am wenig-
ieses kam, es auch
ob aus der Thats-
es wollen wir hier
wurde allerdings
ist, und man er-
um sie auf mög-

lichst geistreiche Weise zu begründen. Es mag wol sein, daß Viele bei diesem Gebahren aufrichtigen Herzens waren. Bei der großen Mehrzahl jedoch könnte gar leicht eine freiwillige Selbsttäuschung stattgefunden haben. Man occupirte nachträglich das gern eine Theorie, um sich in den Augen der Welt und vor seinem eigenen Gewissen zu entschuldigen. Man klammerte sich mit ängstlicher Dankbarkeit an Grundsätze an, welche freundliche Hofpublicisten so gütig waren für das tägliche Leben zur Rettung des Scheins zu erfinden. Dem sei nun aber wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß damals in den gesellschaftlichen Kreisen der Beamtenwelt die Frage von einer preussischen Verfassung nicht leicht aufgeworfen werden konnte, ohne daß sich nicht Jedermann pfllichtschuldigst betheiligte hätte, gleichwie wenn von dem lebhaftesten „Best sei bei uns“ die Rede sei. Wer im entferntesten Betrage stand ein Verfassungsfreund zu sein, wurde geflohen und gemieden wie ein Verpesteter, von dem man sich nicht weit genug entfernt halten kann. Er war mit einer levis nota behaftet; die ältesten Freunde erinnerten sich nicht mehr ihn jemals gekannt zu haben, und auf seine künftige Carrière hätte Niemand ihm einen Groschen vorgesprochen. Seine Actien standen sehr schlecht.

Das hat sich nun auf eine auffallend merkwürdige Weise in den letzten Jahren geändert. Selbst als der jetzige König zur Regierung kam und der Wunsch und die Überzeugung für eine preussische Repräsentativverfassung in den übrigen Kreisen des Volks wenigstens sich immer deutlicher und lebhafter auszusprechen begann, dauerte es immer noch geraume Zeit, bevor das erwähnte Wort in den eigentlichen Beamtenkreisen genannt werden durfte. Allmählig jedoch wurde es auch in diese eingeschmuggelt; anfangs natürlich mit großer Vorsicht und Heimlichkeit. Man raunte es sich nur in den vertrautesten Kreisen in die Ohren. Nach und nach dämmerte jedoch die instinctartige Ahnung immer mehr und mehr auf, daß eine Verfassung für Preußen doch wol nicht so ganz entfernt sein möchte, und daß es vielleicht an der Zeit sei, allmählig einen anständigen Rückzug für seine Person vorzubereiten. Die absolut-royalistischen Theorien wurden mit weniger Inverföhltheit vorgelesen, oder verstummt mal auch ganz. Hier und da ließ man im Gespräch durchblicken, daß sich für eine Verfassung doch Manches sagen ließe, und daß in dem alten Fährtschiff der Staatswagen sich nur noch mit Mühe fortbewegen ließe. Es wäre nun sehr unart gewesen, wenn man an frühere entschiedene Äußerungen im entgegengesetzten Sinne erinnert hätte. In dieser Beziehung leiden die meisten Menschen an großer Gedächtnisschwäche, und verlangen auch von Andern, daß sie kein trübes Gedächtniß haben sollen. Nichts macht sich leichter als solche Rückschweigende allgemeine Conventionen über das Vergangene, eben weil die meisten Menschen gleichviel Berg auf dem Rücken haben. Doch was noch weiter hin menschliche Schwäche und Erbarmlichkeit, wie sie sich auch hier mit dreifach Stimm eines ein verhängendes Ein-

genblatt gezeigt hat, weiter ausmalen? Es genügt die Thatsache, daß selbst in der Beamtenwelt von Tag zu Tag mehr eine gewisse Unentschiedenheit, ein gewisses Hinneigen zu der früher verbotenen Frucht sich zeigt.

In diese Zustände schwankender, politischer Meinungen unter den Beamten fiel nun plötzlich dieses Buch eines Östreichers über die preussische Verfassungsfrage hinein. Ein Buch, welches das Alles klar, entschieden und in der verständlichsten, angemessensten Form aussprach, was mehr oder weniger ein Jeder im Innern für wünschenswerth oder zuträglich hielt, sich selbst aber oder Andern wegen mangelnder innerer und äußerer Sicherheit noch nicht recht einzugehen magte. In dieser Beziehung haben wir das Buch ein politisches Ereigniß genannt; es war eben für die höhern Beamtenkreise geschrieben und fand einen wohlvorbereiteten Boden vor. Es beachte, wie man zu sagen pflegt, die Frage zum Abschluß. Es hatte sich jetzt Jemand gefunden, der vollständig und gründlicher und breiter als man sich selbst zutraute, die eigenen Herzenswünsche laut ausgesprochen. Jetzt konnte man auf eine Autorität provokiren, auf eine Autorität, deren die meisten Menschen ja nun einmal bedürfen, wenn sie sich zu einer Überzeugung bekennen sollen. Man brauchte auch nun nicht selbst mehr in feurigen und berebten Worten seine Grundzüge auszuführen, eine Sache, die man theils nicht versteht, theils für bedenklich hält; man brauchte nur einfach auf dieses Buch hinzuweisen. „Haben Sie den Östreicher gelesen?“ Diese mit schlaunem, vielsagendem Lächeln ausgesprochene Frage ist die plötzlich aufgedenke Bundesformel, das Erkennungszeichen geworden, womit sich die verfassungsfreundlichen Mitglieder der preussischen Beamtenwelt von nun an zwinnten. So wie man sonst zu sagen pflegte: „Rom hat gesprochen“, so sagt man jetzt: „Der Östreicher hat gesprochen“, und alle Zweifel sind verschwunden.

Wenn man sich die Frage aufwirft, wer bei einer künftigen Repräsentativverfassung in Preußen etwas verlieren könnte, so ist die Antwort nicht schwer zu geben. Es kann einzig und allein nur die herrschende Klasse der Aristokratie sein. Es ist daher ganz gewiß ein bedeutendes Zeichen der Zeit, daß selbst diese sich einer Verfassung zuweigt. Wie möchte ein Zustand noch länger aufhalten sein, für dessen Einführung sich selbst der einzige wirkliche und natürliche Gegner erklärt! Wir haben hier also wieder dieselbe Erscheinung, die sich bei jedem Umwandlungsproceß in der Weltgeschichte wiederholt. Ist der bestehende Zustand einmal mit dem geistigen und materiellen Bedürfnisse der Mitlebenden völlig unvereinbar, widerspricht er klar und entschieden der ethischen Bildung der Gegenwart, so fühlen sich zuletzt selbst diejenigen in ihm unbehaglich und arbeiten darauf hin ihn bei Seite zu schaffen, die zu den durch ihn Bevorzugten und Privilegirten gehören, und die bei einem bloß oberflächlichen Blick noch einigen Gewinn von demselben zu ziehen scheinen. Sobald aber selbst diese unruhig, unruhig und unzufrieden werden, so fällt die

letzte Stütze, und das Alte ist nicht in Es wäre auch schlimm, wenn die Verbeßertheils der Mitlebenden immer nur auf andere Classe bewerkstelligt werden könnte; es gründlicher untersucht, so gewöhnen in Theile, denn der Verlust unzeitgemäßer Vorrechte ist kein wirklicher, realer Verlust den Inhabern selbst nicht mehr zur Be zum wahren Wohle gereichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Papierdrache. Jean Paul's letzte des Dichters Nachlaß herausgegeben von Her. Zwei Theile. Frankfurt a. M., 1. Okt. 1843. 8. 2 Thlr.

Den schriftstellerischen Nachlaß eines bedeu zu ordnen und zu veröffentlichen ist immer e schwierigste Geschäft; um so schwieriger, je bedeuten ist. Der Herausgeber von Jean Paul's Nach denfalls die Anerkennung, daß er die ihm ge weder übereilt noch mit der solchen Urtheilen hastenden Leichtfertigkeit abgethan hat; Ernst Mann, der die innere Befähigung zu derartigen haupt besitzt, und daß er zu der vorliegenden Schwiegersohn ebenso berechtigt als berufen u Frage sein. Ein kurzes Vorwort belehrt uns, vorliegenden Bändchen nur eine Auswahl aus pierdorrathe Jean Paul's enthalten, an weld nach des Verfassers Andeutungen die ordnende f ohne jedoch ein innerlich zusammenhängendes u Vorhandenen zusammenstellen zu können. Hier und da vor der Herausgeber erklärende Anmerkungen und Hinweisungen auf Verwandtes barisan hinzugefügt. So kann, wenn die Herausgabe dieser Blätter einmal stattfinden sollte, die Art und Weise, in welcher sie erfolgt, nur gelobt werden.

Es liegt aber dem ganzen hier Gebotenen ein gemeinsames von Jean Paul herrührender Plan zu Grunde, den eine kurze dreißig Jahre vor seinem Tode verfaßte Vorrede ausdrückt. Sie beginnt: „Eudisch muß ja mein letztes Werk geschrieben werden, das eben unter diesem Titel sicher oder vielleicht unter dem andern vom Kometen angekündigten: „Papierdrache“, oder wol unter beiden Titeln, in jedem Falle aber in der weiten Form einer Wochenchrift wie z. B. „Der englische Zuschauer“ erscheinen soll.“ Und ferner: „In diese fruchtbringende Wochenchrift muß Alles hineingeschrieben werden, was ich nur von Einfällen, komischen Anekdoten, Bemerkungen über Menschen und Sachen und allen Götzen und seine Großmutter, und von politischen und philosophischen Einfällen, ja von unbewährten Gefühlen und Mährungen nur im Pulte und im Kopfe vorräthig beherbere; — ein wahres ungefürgtes Fruchtorn, bei dem das unter dem schreibenden Leben noch nachkommende Fallobst gar nicht einmal angeschlagen wird, woraus vollends eine Länge der Worte zu schließen, von welchem der letzte Wogen je kaum abzufließen.“ Ist nun schon nicht zu leugnen, daß eigentlich alle Werke Jean Paul's bei allen Vorzügen, die sie besitzen, doch einen Vorzug durchaus enthalten und nach der ganzen Natur ihres Urhebers entbehren müssen, dessen Abwesenheit ihnen sogar einen neuen Reiz verleiht, ist meine den durchgehenden Mangel an gleichmäßigem künftigen Durchbildung zu abgeschlossenen Worten: so kann es wol kein Zweifel sein, daß dieser Mangel in dem von Jean Paul beabsichtigten „Papierdrachen“ noch weit mehr hätte hervortreten müssen, und daß er folglich jetzt in den geringen Trümmern, die allein zu vollständiger Ausfüllung gelangen

sind, entschieden vorherrscht. Es liegt dies so ganz in der Natur der Sache, daß von einem darauf gegründeten Tadel gegen den Verf. natürlich gar nicht die Rede sein kann, und auch gegen den Herausgeber würde ein solcher nur insofern auszusprechen sein, als das von ihm Veröffentlichte an sich unwerth oder unreif erschiene. Es wird also der Inhalt des hier Gebotenen etwas näher anzugeben sein.

Erster Band. Erstes Stück. „Legter Wille. Was für Sätze nach meinem Tode jährlich sollen erwiesen werden und was ich dafür testamentarisch legire“ gehört zu den Abschnitten, in welchen wir Jean Paul's Wig, dem er die ganze belebte und unbelobte Welt dienstbar macht, bewundern, ohne jedoch irgend einen klaren und bleibenden Eindruck von dem Ganzen zu erhalten. — Zweites Stück. „Zwölf Schwanzfedern. Bemerkungen über uns närrische Menschen“ enthalten unter verschiedenen Überschriften einen Reichtum an einzelnen Gedanken über bürgerliche, sittliche, gemüthliche Zustände u. dgl. m., die zum größten Theile durch Eigenthümlichkeit und fast mehr noch durch tiefe Wahrheit ergreifen. — Drittes Stück. „Freudenbüchlein. Die Kunst stets heiter zu sein“ ist ein schöner und klarer Ausdruck der Sittlichkeitslehre, wie sie Jean Paul auch sonst vorträgt; es schließt: „Nur halte man nicht Geniesien für Freuen! Denn man kann einen seligen Tag haben, ohne etwas Anderes dazu zu gebrauchen als blauen Himmel und grüne Frühlingserde und — wenn es hoch steigt — ein Almosen, das man gibt.“ — Viertes Stück. „Die bairische Kreuzerkomödie. Erster Theil“ enthält folgende drei Scenen: „Abgeschriebenes Noctisfement des Entrepreneurs des Prügel-Bureau“; „Die Rebe, worin der Teufel auf unserer Maskerade hinlänglich dargestellt, daß er gar nicht existirt“; „Des außerordentlichen Professors Vorlesung aus dem Staatsrecht über die Krönungsfeierlichkeiten“. Auch hier herrscht der formale Humor dermaßen vor, daß man kaum den Kern eines wahren Inhalts herausfinden kann; am meisten dürfte dies noch der Fall sein bei der zweiten Scene, welche manchen ungeschickten Ergötzen und Philosophen treffend persiflirt. — Fünftes Stück. „Blätter aus dem Tage- und Lebensbuch“, ohne große Bedeutung.

Zweiter Band. „Dedication an Chr. Otto.“ — „Der bairischen Kreuzerkomödie zweiter Theil“ enthält: „Zwischenspiel des Harlekins“, „Thiere nebst ihren Fabeln und Maximen“, „Nothbringliche Defension für S. Kraus Wezner, der im Klostergericht zu S. durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht worden, wider die attentirte und vollführte Inquisition Punto Strafenraubs“, „Vorstellung des Entrepreneurs der hiesigen Boudelle an das Oberpolizeiamt gegen die einreisenden Liebhaften und Ehebrüche“, „Nachspiel: meine lebendige Begrabung“; der zweite, dritte und vierte dieser Abschnitte werden von allen Verehrern Jean Paul's gewiß höchlich willkommen geheißen werden. — Von dem übrigen Inhalte dieses Bandes enthalten die Abschnitte: „Schmerzlicher Tod einer guten Gattin und Mutter vor dem Traume eines rechtlichen Freundes“, „Stammbuchblätter“, „Gedankensflüge in aufsteigender Richtung“, „Herzblätter und Schwungfedern“, zahlreiche Belege für das tiefe und reiche Gefühl ihres Urhebers.

Beiwieitem das Bedeutendste aber in der ganzen Sammlung dürfte der Aufsatz „Wider das Überchristenthum“ sein, da er in dem engsten Zusammenhange mit den religiösen Bewegungen unserer Tage steht. Jean Paul erscheint hier durchaus als auf dem Standpunkte unserer Lichtfreunde stehend, nur mit dem Unterschiede, daß diese als allgemeines Volks- und Gemeinbewußtsein hinstellen und fordern, was jener mehr als subjective Überzeugung ausspricht und durchaus auch auf den Kreis des einzelnen Subjects zu beschränken scheint, sodas er die Kirche in ihrem ganzen Wesen unangetastet stehen läßt und nur verlangt, daß sie der persönlichen Überzeugung einen freieren Spielraum gestatte als dies bisher oft geschehen ist. Sedenfalls ist es von nicht geringem Interesse, eine solche Stimme

eines großen Verstorbenen in den Streit der Gegenwart hineinzingen zu hören.

So dürfen wir denn wol schließlich aussprechen, daß Förster nichts in seine Sammlung aufgenommen hat, was ihres Verfassers unwürdig erscheinen könnte. Jean Paul hat immer nur einen engern Leser- und Freundeskreis gefunden und wird nie der Schriftsteller der Massen werden; jene erstern werden auch diesen Nachlaß willkommen heißen und reiche Goldkörner in demselben finden. 47.

Literarische Notizen aus England.

Thomas Cooper.

Die Reihen der englischen Chartisten zählen einige nicht unbedeutende Dichternamen, unter welchen Thomas Cooper wie den besten Klang so vielleicht den meisten Beruf hat. Sein „Purgatory of suicides“ ist bereits in d. M. rühmlich erwähnt worden und seine neueste Dichtung: „The Baron's Jubilee. A Christmas rhyme“ (London 1845), wenn auch minder reich an markerschütternden Stellen, hat doch das volle Gepräge eines echten Dichtergeistes. Cooper ist unstreitig ein geborener Poet, ein Kind des Gesanges, der seine Begeisterung nicht aus Büchern zusammenliest noch um den Borgang Anderer sich kümmert, sondern an den Quellen der Natur schöpft und ihr Innerstes mit scharfem Blicke durchdringt. Sein neuestes Werk ist in Cantos getheilt, deren jeder eine Geschichte erzählt aus der alten Ritterzeit, wo die „eisernen Barone“ allerdings ein waghaltigeres Geschlecht waren als ihre heutigen Urenkel. Ob die Gedichte in deutscher Übersetzung auf Empfehlung erlaubniß hoffen dürfen, läßt sich schon aus den ersten Zeilen des „Woodman's song“ abnehmen. Sie lauten:

I would not be a crowned king
For all his gaudy gear;
I would not be that pampered thing,
His gewgaw gold to wear.

Neue Schrift über Rußland.

Ein neues Werk des Verf. von „Das enthüllte Rußland“ von „Die weiße Sklavin“ u. s. w. ist ein neuer Schritt auf der sich vorgezeichneten Bahn nach dreifachem Zielpunkte. Erstens beabsichtigt er eine klare Darstellung der umfangreichsten und fürchterlichsten Sklaverei, die es auf der Welt gebe, und der schandwürdigsten Schuld, welche das russische Cabinet daran habe. Zweitens will er durch neue Beispiele aus Rußland und Polen erweisen, daß die schauderhaften von dort bekannt gewordenen Ereignisse sich täglich und stündlich wiederholen, und drittens will er auf einen Wechsel der Dinge aufmerksam machen, welcher in keiner fernern Zeit das östliche Europa bedrohe. Er erklärt sich hierüber im Vorworte zu seinem jüngsten Werke: „Kasern Europe and the emperor Nicholas“ (London 1845), und das Buch selbst liefert den Commentar. 16.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ninfa.

Eine Novelle.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im April 1846.

f. A. Brockhaus.

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 100.

10. April 1846.

Die preussische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Däniker.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 99.)

Doch kommen wir auf den Inhalt unsers Buchs. Es heißt „Die preussische Verfassungsfrage“, könnte aber zugleich ebenso gut auch „Die Dänische Verfassungsfrage“ heißen; denn mit der letztern beschäftigt sich der Verf. ebenso viel und ebenso gründlich wie mit der ersten. Für beide Staaten hält er eine Verfassung gleich möglich und gleich notwendig, und, wohl zu merken, er versteht darunter eine Repräsentativverfassung im vollsten, wahrsten Sinne des Worts, eine Repräsentativverfassung mit allgemeinen Volksvertretern, mit Pressefreiheit, Steuerbewilligungsrecht u. s. w. Beiden Staaten prophezeit er Unheil und Untergang, sowohl durch innere Zerwürfnisse als durch äußere, übermächtige Angriffe, wenn sie nicht zu der Konstituierung ihres gesammten Staatslebens auf der festen Grundlage einer aufrichtigen und vollkommen durchgeführten Repräsentativverfassung schreiten. Der einzige Unterschied, den er zwischen beiden Staaten macht, besteht darin, daß er Preußen die Rolle des ersten Anfangs überweist, und von Dänisch eine möglichst baldige Nachfolge verlangt. Wenn wir auch weder für die erste noch selbst für die zweite, jedenfalls gewagtere und kühnere und auch weniger verbreitete Ansicht eben keine neuen Gründe in dem Buche gefunden haben, so möchte es doch nicht leicht ein Werk geben, welches alle vorhandenen Hülfstruppen für diese Sache so geschickt und vollständig ins Treffen geführt und sie alle zusammen in so wohl disponirte und berechnete Schlachtlinien gestellt hätte. Ganz vortrefflich namentlich agitirt der Verf. in Widerlegung der Gegenstände seiner Ansicht. Mit ebenso viel Geschick als Gründlichkeit weiß er ihnen dergestalt zu begegnen, daß er sie nicht nur entkräftet, sondern sie sogar zu Beweisen für seine eigene Überzeugung umzuwandeln. Der Verf. vereinigt in sich sämmtliche Eigenschaften, die erforderlich waren, um auf diesem so beizutretenden Felde noch Eindruck und Effect machen zu können. Er ist ein scharfer Dialektiker und ein warmer gesinnungsvoller Charakter zugleich; dabei ein Mann von genauem historischen Kenntnissen, von gesundem Philosophen und von

politischem Überblick, und alle diese Eigenschaften weiß er in einem ebenso milden und eleganten als kräftigen und berebten Stile an den Tag zu legen. Zu einigen kleinen Ausstellungen, die wir etwa zu machen hätten, wird sich Gelegenheit geben, wenn wir den Inhalt der einzelnen Capitel kurz angeben und besprechen.

Nach einer kurzen historischen Einleitung über die preussische Verfassungsfrage gelangt der Verf. zu seinem ersten Hauptcapitel, „Das königliche Versprechen“ überschrieben.

„Wir müssen eine Constitution bekommen, denn der selige König hat uns eine versprochen!“ Dies ist nun allerdings höchst gemeinfaßlich und wohl berechnet auf einen Grundzug des deutschen Volkscharakters. Gewiß ist hauptsächlich durch rastlose Anwendung dieses Satzes die preussische Verfassungsfrage jetzt so allgemein populair geworden, daß schon der gemeinste Preuze mit zweifelloser Bestimmtheit sagt: „Wir müssen eine Constitution bekommen!“ Selbst wer gar nicht weiß, worum es sich bei Verleihung einer Verfassung eigentlich handle, kennt doch das deutsche „Ein Wort ein Mann“, kann also, auf diese Kenntniß gestützt, sehr moralisch über die Pflicht der Regierung raisonniren, das königliche Versprechen zu erfüllen und eine Verfassung zu geben. Haben es die Regierungen durch eigene Schuld überhaupt schon so weit gebracht, daß Jeder, der nur einigermaßen vernünftig gegen sie auftritt, das öffentliche Urtheil der Menge für sich hat, so ist dies in der preussischen Verfassungsfrage um so allgemeiner und starker der Fall, als es sich hierbei wie gesagt blos um die Erfüllung eines gegebenen Versprechens handeln soll. Es ist also die fortwährende Berufung auf dieses königliche Versprechen allerdings ein sehr wirksames Mittel, die öffentliche Meinung gegen die Verweigerung einer Verfassung aufzubringen. Die Regierung ist dadurch bereits in arge Verlegenheit gebracht worden, und die Wirkungen dieses Janes über ein königliches Wort müssen dem Ansehen des Königthums überhaupt Schaden bringen und können daher gerade für Preußen noch sehr gefährlich werden. Für die preussische Regierung sollte dabei allerdings eben das königliche Versprechen ein äußerst wichtiger Grund mehr sein, die verhängnisvolle Verfassungsfrage endlich befriedigend zu lösen. Diejenigen, welche dagegen rathen und als Grund ihres Rathes die Nothwendigkeit anführen, eben in Preußen die Königsgewalt ungeschwächt und unbeschränkt aufrecht zu erhalten, täuschen sich entweder selbst oder wollen täuschen. Sie glauben oder wollen glauben machen, daß sie die treuesten und möglichsten Diener des Königthums seien, aber sie werden eben in dieser Sache die gefährlichsten Feinde desselben, denn sie schwächen und verletzen das Königthum in seinem innersten Lebensnerv, indem sie ihm mehr und mehr die Hochachtung der öffentlichen Meinung entziehen. Möge die preussische Regierung schon jetzt diese öffentliche Mei-

nung prüfen, so wird sie sich überzeugen, daß in Folge dieses unseligen Bankes über ein königliches Wort das Königthum bereits wesentlichen Schaden gelitten. Nirgend mehr in Preußen herrscht noch die alte schwärmerische Ehrfurcht vor dem königlichen Thron, die früher in den schlimmsten Tagen die allmächtige Stütze dieses Throns gewesen. Um des königlichen Heiß willen soll also die preussische Regierung die Erfüllung jenes königlichen Versprechens nicht von sich weisen. Durch Gewährung der freiesten Verfassung wird sich das Königthum in Preußen nicht so viel vergeben, als durch diesen unseligen und unwürdigen Bank um und über das königliche Wort.

Muß nun aber jeder Freund und Verehrer einer festen und hochgestellten Königsgewalt die preussische Regierung dringend zur Anerkennung jenes königlichen Versprechens aufrufen, so ist es nicht minder die Pflicht jedes Freundes constitutioneller Volksberechtigung, die Kämpfer für eine preussische Verfassung dringend zu ermahnen, ihr Verlangen doch nicht immer und einzig nur auf das königliche Versprechen zu stützen. Denn der Nachtheil dieses wortgläubigen und wortklauberischen Verfassungszankes schadet der constitutionellen Sache recht eigentlich im Princip.

Wäre die Sache nicht so hochwichtig und verhängnißvoll ernst, so müßte man es wahrhaft komisch finden, daß Diejenigen, die mit Stolz von der geistigen Großjährigkeit des preussischen Volks sprechen, sich zu gleicher Zeit so kindlich, um nicht zu sagen kindisch an das königlich väterliche Versprechen klammern; daß Diejenigen, welche die Ritzregentschaft über eine Bestmacht antprechen, dafür keine andere Berechtigung anführen als das königliche Versprechen! Wenn sogar der wackere Dr. Jacoby in seiner pariser Flugschrift behauptet: Friedrich Wilhelm III. habe durch das Decret vom 22. Mai 1815 das preussische Volk für mündig erklärt, so spricht er wahrhaft im Sinne der ärgsten Gegner der Volksberechtigungen, denn wenn er zugibt, daß ein Volk durch königlichen Beschluß für mündig erklärt werden könne, so räumt er auch die Folgerung ein, daß dieses Volk durch einen neuen Beschluß der Regierung wieder unter Curatel gesetzt werden dürfe. Diese Folgerung wird in Preußen auch wirklich geltend gemacht. Man sagt ausdrücklich, der verstorbene König habe allerdings eine Volksvertretung einführen wollen, später aber diese Verfassung als den Verhältnissen des preussischen Staats nicht angemessen erkannt und daher kraft derselben höchsten Verstandes- und Willenskraft, die früher das Versprechen gegeben hatte, dasselbe wieder zurückgenommen.

Die preussischen Verfassungsreunde stürzen das constitutionelle Princip geradezu um, indem sie ihre Verfassungsfrage zu einer rein persönlichen Privatsache der Könige machen. Säge wie: „Wir müssen eine Verfassung bekommen, denn der König hat sie versprochen, das preussische Volk ist mündig, denn der König hat es durch das Gesetz vom 22. Mai 1815 für mündig erklärt“, solche Säge verrathen durchaus noch streng absolutistische Gedanken und Gefühle, beweisen, daß die Preußen noch immer allzu sehr gewohnt sind, alle Lebensfortschritte ihres Staats von den Königen befohlen zu sehen, geben den Gegnern ein Recht, zu behaupten, daß im preussischen Volk durchaus noch kein constitutioneller Geist vorhanden, daher die Verleihung einer Constitution vor der Hand noch unmöglich sei.

Wer könnte die Wahrheit dieser Worte in Abrede stellen? Dieses ewige Herumtreiben auf dem sogenannten königlichen Versprechen, wie es von den meisten preussischen Liberalen geschieht, ist gewiß ein Beweis von ebenso großer politischer Noth als von slavischer Gesinnung. Den beabsichtigten Zweck wird man auf diese Weise nicht erreichen. Ein vernünftiger Mensch wird sich dadurch von der Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit einer Repräsentativverfassung für Preußen schwerlich über-

zeugen lassen, wenn man ihm auch noch so evident nachweist, daß irgend ein verstorbener oder lebender König ein solches Versprechen geleistet habe. Ein König kann sich so gut irren wie jeder andere Mensch, und kann auch seine Überzeugung ändern wie jeder Andere. Es wäre sehr schlimm, wenn er an eine jede, früher einmal öffentlich ausgesprochene Ansicht für sich und seine Nachfolger auf ewige Zeiten gebunden wäre, selbst auch dann noch, wenn er später das Falsche und Verderbliche derselben erkennen sollte. In diesem Falle vielmehr hat er nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, nach seiner später gewonnenen bessern Überzeugung zu handeln. Das Wort „Versprechen“, welches man für die frühern Erlasse des Königs Friedrich Wilhelm III. in Bezug auf die Verfassung so häufig anwendet, ist überhaupt schon ein ganz falscher Ausdruck. Der König als König kann weder etwas in dieser Eigenschaft versprechen noch verschenken, am allerwenigsten dem eigenen Staate gegenüber, dessen oberster Beamter er zwar, aber keineswegs dessen Eigenthümer er ist. Das gilt wenigstens der Idee nach sowohl von einem absoluten als von einem constitutionellen Könige. Eine solche Annahme ist auch schon ein logischer Unsinn. Versprechen und schenken kann man nur dritten Personen etwas, nicht aber sich selbst; sich selbst verspricht man nichts und schenkt man nichts. Der König als Staatsoberhaupt kann daher auch dem eigenen Staate weder ein Verfassungsrecht versprechen noch schenken, oder man müßte ihn sonst als eine fremde, außerhalb des Staats befindliche Person, als einen andern Staat betrachten. Ganz anders verhielt sich die Sache, wenn der König irgend eine Leistung aus seinem Privatvermögen oder aus seinen Privatreechten dem Staate versprochen hätte. Dazu wäre er freilich sowohl moralisch als juristisch, auch später selbst dann noch verbunden, nachdem es ihn auch schon gereut haben sollte. Aber jene Erlasse von 1810, 1811, 1813, 1815 u. s. w., sie sind weiter nichts als öffentlich ausgesprochene Absichten, gesetzgeberische Pläne, die der Gesetzgeber im Augenblick bei veränderter Erkenntniß mit veränderten Umständen wieder fallen lassen oder modificiren darf, ebenso gut wie ein schon bestehendes Gesetz aufheben oder die frühere Interpretation desselben durch eine andere spätere ersetzen kann. Diese fortwährende Provocation auf ein Versprechen, welches gar kein Versprechen ist, gehört daher in die Reihe der sophistischen Kunstgriffe, deren sich die meisten Liberalen leider so gern bedienen, sobald sie glauben, daß ihrer Sache ein augenblicklicher Nutzen dadurch gestiftet werden könnte. Das ist aber nicht nur ein unmoralisches und unwahres Treiben, sondern es zeigt auch von großer politischer Kurzsichtigkeit. Nachhaltige Bewegung und Erfolg kann man nur durch die der reinen Wahrheit innewohnende heilige und überzeugende Kraft hervorbringen. Durch Sophismen, die man selbst nicht glaubt, täuscht man weder seine eigenen Anhänger noch vollends seine Gegner. Man streut nur Mißtrauen aus und zerstört die eigene moralische Kraft.

Ganz anders verhielt sich die Sache, wenn eine

wirkliche Verfassung bereits gegeben und in Kraft getreten wäre, und wenn diese Verfassung alsdann Bestimmungen enthielte, welche das bis dahin absolut gesetzgeberische Recht des Königs Beschränkungen unterworfen und jede Veränderung der Verfassung an die Zustimmung von Volksrepräsentanten gebunden hätte. Alsdann freilich wäre der König zur Ausübung der Verfassung verpflichtet und besäße nicht das Recht, sie einseitig wieder aufzuheben. Aber den bloßen Plan zu einer Verfassung, deren näherer Inhalt ohnedem noch gar nicht angegeben war, den wird man doch nicht mit einer schon bestehenden den Modus der Gesetzgebung vollständig regelnden Verfassung als gleichbedeutend erklären wollen? Es wäre doch ein gar zu grober, auf der Hand liegender Trugschluss! Und dennoch geschieht es leider jeden Tag. Unbegreiflich ist es daher namentlich, wie ein so feiner, scharfer juristischer Kopf als Dr. Jacoby aus einer gar nicht vorhandenen Verfassung schon verfassungsmäßige Rechte ableiten will.

(Die Fortsetzung folgt.)

1. Oldenburgische Theaterschau von Adolf Stahr. Devorwortet von Julius Rosen. Zwei Theile. Oldenburg, Schulze. 1845. Gr. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Über Goethe's „Faust“. Zwei dramaturgische Abhandlungen von Julius Rosen und Adolf Stahr. Oldenburg, Schulze. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

In vielen Zeitaltern ist das Theater ein Gradmesser für die Bildung, wie weit die Griechen in politischer, die Römer in socialer, das Mittelalter in religiöser Bildung war, das zeigt das Theater. Es ist kein gutes Zeichen unserer Zeit, wenn das Theater fast überall nur wie eine Anstalt zum Zeitvertreiben angesehen wird. Das Schiller über die moralische Bedeutung der Schaubühne schrieb, das hat noch immer Geltung. Schiller verglich den Einfluß der Schaubühne mit der Wirksamkeit der Religion; er verlangte, Politik, Religion und Schaubühne sollten zusammenswirken, ihm ist die Schaubühne mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staats eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unschätzbare Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele. Schiller sagt: „Es gibt eine Classe von Menschen, die Ursache hat, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu sein; das sind die Großen und Fürsten der Welt, weil sie daselbst Wahrheit hören und Menschen sehen. Beides ist ebenso selten als wichtig für sie. Vielleicht gründet die Theilnahme der Fürsten für das Theater sich ursprünglich auf dies Bedürfnis, und die Bühne erfogt ihnen in dieser Beziehung die Hofnarren des Mittelalters.“ Schiller malt es sorgfältig aus, wie die Schaubühne der Kanal sei, in welchen von dem denkenden, bessern Theile des Volks das Licht der Wahrheit herunterströmt, um von da aus in wildern Straßen durch den ganzen Staat sich zu verbreiten; richtigere Begriffe, geläutertere Grundsätze, reinere Gefühle fließen von da durch alle Adern des Volks. Schiller behauptet, daß durch das Theater sich die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweisen lassen, es käme nur darauf an, daß die Dichter Patrioten wären; er meint sogar, daß durch das Theater dahin gewirkt werden könnte, daß wir Deutschen einmal eine Nation würden. Wenngleich diese letzten Behauptungen über das Erfahrungsmäßige hinausgehen, so liegt in denselben doch Wahrheit, und Jeder, der für dramatische Dich-

tung und Kunst etwas thut, und haßt, eignet sie mehr oder weniger sich an.

Das Verhältniß, in welchem die neuesten dramatischen Dichter zu ihren Vorgängern stehen, deutet Rosen im Vorworte zu Stahr's Buche an. Der Weltzustand, welchen Shakespeare malt, war ein rein pathologischer, sagt er. Shakespears Menschen sind dämonische Könige und Fürsten der Thierwelt, welche im leidenschaftigsten Egoismus aneinander zu Grunde gehen, wie jene Zeit an sich selbst. Wen überkam nicht bei der Darstellung dieser gräßlichen Zustände einer verfaulenden Welt in „Hamlet“, „König Lear“, „Richard III.“, „Macbeth“, in deren Nacht kein Lichtstrahl einer rettenden Idee fällt, eine endlose Trostlosigkeit? Diese rettenden Ideen, die Ideale der hellenischen Welt, sind in der neuern Zeit uns wieder nahe gerückt. Die Völker empfinden sich als eins mit dem Vaterlande, sie wollen einen Gott in der Geschichte, Recht und Freiheit im Gesetz. Dieser neue Geist hat in der dramatischen Poesie zuerst seinen Ausdruck gefunden in Lessing's bedeutendstem Werke „Rathan der Weise“, und dann in Goethe und Schiller, bei Allen aber, wie es in jener Zeit noch nicht anders sein konnte, außerhalb des wirklichen Lebens, sodas sie entweder eine bereits vorhandene oder selbstgeschaffene Mythe zur Trägerin ihrer Ideale machen mußten, wie Schiller in „Wilhelm Tell“, „Luzungfrau von Orleans“, „Braub von Mesfina“, oder Goethe in „Faust“, „Iphigenia“, „Tasso“, oder einen geschichtlichen Stoff mythisch behandelten, wie Schiller „Don Carlos“, „Maria Stuart“, „Wallenstein“, oder wie Goethe den „Egmont“. Rosen bezeichnet nun „diese großartigen Anfänge“ der deutschen dramatischen Literatur als die mythische Richtung. Unausgefüllt ist die Kluft zwischen dem transcendenden Ideale in ihren Dramen und der Wirklichkeit; Rosen sagt, die großen Meister Lessing, Schiller, Goethe, hätten uns durch die Mythe an die Schwelle der Geschichte geführt. „Daher“, sagt Rosen, „ist dem modernen Tragöden die Aufgabe gestellt, der Geschichte den Proceß der Erlösung des Menschen zu den Idealen nachzubilden, wie der hellenische Künstler seine plastischen Gestalten der Natur, jedoch nicht wie sie behindert von der Zufälligkeit der Materie, sondern in göttlicher Freiheit, nachgebildet hat, und wie dieser die Natur in der plastischen Kunst zu ihrem Ideale gebracht, so wird der moderne Dichter die Geschichte in der Tragödie zum freien Bewußtsein erlösen müssen. In jenem Gedanken, welcher die Geschichte als einen in sich arbeitenden Lebensproceß begreift, erblickt das Auge des Geistes die Vergangenheit und die Zukunft, das Gewordene und das werdende im Moment der Gegenwart, sodas es dem dramatischen Dichter leicht wird in der Vergangenheit seiner Zeit gegenüber die entsprechende Parallele lebendig zu machen. In dieser Richtung hin bewegt sich nicht nur das gegenwärtige Drama, sondern auch die plastische Kunst, deren Vertreter in der Malerei Lessing in Düsseldorf ist. Die Geschichte der dramatischen Literatur theilt sich daher ab in das mythische und in das wirklich historische Drama, zu welchem die romantische Schule die Übergangsstufe gebildet hat.“

Was nun ferner das Verhältniß der Kritik zur dramatischen Kunst betrifft, so wird im zweiten Theile darüber ungefähr in folgender Weise gesprochen: Die Verkantheitbildung ist der Geschmacksbildung jetzt weit über den Kopf gewachsen. Unsere Eitelkeit mag das bestreiten, aber wahr ist es. Alle unsere Künste, unsere Lebensformen, unsere Aococoliebhabereien und chinesischen Raunen in Bedürfnis- und Luxusgeräth des täglichen Lebens, ja selbst unsere Roden und Trachten beweisen so gut wie unser in allen Zeitaltern herumtaumelnder Baugeschmack, der die Säulenschönheit griechischer Göttertempel an die Kastenform moderner Kasernen leimt, daß unsere ästhetische Cultur noch tief im Argen liegt, und daß das theoretische Wissen unsere Praxis auch auf diesen Gebieten weit überflügelt hat. Wenn die Kritik des Theaters nur aufträumen hilft, ist sie schon nicht unverdientlich. Lessing sagte in der

Unfähigkeit seiner „Dramaturgie“: „Es können nicht immer Meisterstücke aufgeführt werden, denn Wahl setzt Menge voraus; aber es ist gut, wenn das Mittelmäßige für nichts mehr ausgegeben wird als es ist und der unbefriedigte Zuschauer wenigstens daran vertheilen lernt. Einem Menschen von gesundem Verstande, wenn man ihm Geschmack beibringen will, braucht man nur auseinanderzusetzen, warum ihm etwas nicht gefallen hat; wenn nun die Kritik auseinandersetzt, warum etwas nicht gefallen hat, so fördert sie die ästhetische Bildung auch dadurch, daß sie einsehen lehrt, warum etwas gefallen hat.“ Hr. Stahr sagt, was die Bühne nicht ist, das kann sie werden, und ihr dazu verhelfen, was sie werden kann, ist keine verächtliche Aufgabe — das ist die Sentenz mit der er die Herausgabe seiner „Odenburger Theaterschau“ motivirt.

Hr. Stahr hat sich seit einigen Jahren sowohl durch wissenschaftliche als ästhetische Arbeiten bekannt gemacht; es ist von Interesse, daß er sich jetzt der Theaterkritik zuwendet. Die vorliegenden Artikel enthalten vorzugsweise eine Kritik der Dichtungen; der Verf. sagt selbst, wie gewissenhaft er zu Werke gehe; er habe sich, um nur Eins anzuführen, mit dem „Moris von Sachsen“ wochenlang beschäftigt, ehe er darüber schrieb. Diese Sorgfalt ist ebenso ehrenwerth als musterhaft; nur müßte Hr. Stahr sich hüten, nicht mehr in die Dichtungen seiner Freunde hineinzulegen als was darin ist. In der Beurtheilung des „Moris von Sachsen“ spricht er sehr treffend über das Coquettiren mit Schlagwörtern der Gegenwart in den modernen Dramen. Stahr sagt, daß es nicht gut sei, wenn die Anspielungen auf die Gegenwart und ihre Kämpfe allzu gehäuft sind in einem Drama; man merkt die Absicht, und man ist verstimmt. Namentlich die Anspielungen auf ein einiges und freies Deutschland treffen von der Bühne herab, von der sie 1841 noch wundervoll gewirkt hätten, auf ein Publicum, das just an schönen Worten und Verheißungen dieser Art sich den Magen überladen hat, das von Worten dieser Art, woher sie auch kommen, nichts mehr hören mag und kann, ohne einer bitteren Empfindung Raum zu geben, die hier den Dichter mit trifft. So wird für diesen der ästhetische Fehler zum politischen und er hat nicht einmal den Trost, an Wirkung des Augenblicks zu gewinnen, was sein Werk an bleibendem Werthe verliert. Indes tröstet Stahr die jüngsten Dramatiker über seine Rüge wieder, indem er erwähnt, daß Goethe selbst sogar in seinem „Ody“ Mosedow'schen Erziehungsphilanthropismus und Unterrichtsrealismus predige. Ubrigens findet man in allen Recensionen Stahr's historische und literarische Notizen und allerlei kleine interessante Mittheilungen; manchmal erhebt er sich sogar zu Apostrophen an das Publicum, sogar an ganz Deutschland.

Die Kritik der dramatischen Künstler ist wol der schwächste Theil des Buchs; Hr. Stahr scheint leicht zufriedengestellt mit den Leistungen dieser kleinen odenburger Bühne und streicht ihre wenig bekannten Mitglieder wol zu sehr hervor. Wenn aber Jemand so weit ginge zu sagen, es sei ganz absurd, die Recensionen über in Odenburg aufgeführte Theaterstücke herauszugeben, dem müßten wir widersprechen, weil dort ein anerkennenswerthes Streben kräftig sich regt; die kleinen Verhältnisse mögen die Schuld tragen, daß wir sehr viele neue Dramatiker in Stahr's Buch nicht beurtheilt finden, weil ihre Stücke in Odenburg nicht zur Aufführung kamen.

In Form und Stoff ähnlich diesem ersten ist das zweite der oben genannten Bücher. Die erste Abhandlung: „Das Gedicht als Drama“, von Julius Rosen, bietet eine allgemein faßliche Beschreibung und Erklärung des „Faust“. Leider gibt es selten Künstler die denken; für die mag es gut sein, wenn Jemand ihnen was er gedacht hat mittheilt. Die zweite Abhandlung gibt einen „Bericht über die Aufführung des „Faust“ auf der odenburger Hofbühne“, von Adolf Stahr.

Das Beste in dieser Gattung scheint uns die Stelle, wo gesagt wird, daß wenn man nicht mit Ernst und Fleiß an die Ausführung eines solchen Werks geht, dieselbe eine Verhöhnung an dem heiligen Geiste der Kunst ist. Wie nothwendig der Fleiß dem dramatischen Künstler sei, wird jetzt, wo allerlei Potuspokus, wo die miserabelsten Leistungen echte Kunstleistungen genannt werden, nur zu wenig anerkannt. Engelmann spricht es in seinen neulichst erschienenen Briefen oft und nachdrücklich aus, daß Fleiß dem dramatischen Künstler hochnothwendig sei. Hr. Stahr erzählt, daß man in Odenburg durch eine den Leseproben vorhergehende organische Entwicklung des Kunstwerks, mit beständigem Bezug auf die dramatische Darstellung, den Gehalt und die Bedeutung des Gedichtes jedem einzelnen Schauspieler klar zu machen gesucht habe; es war schon viel, meint er, wenn nur Jeder die Stimmung bekam, worin er sich aus dem handwerksmäßigen der Tagesarbeit in die Sphäre eines Geistigen verlegt und von dem Sauberhauch angeweht fühlt, der die Gestalten dieser Dichtung umwittert. Dann folgten die allgemeinen Leseproben, darauf freie Besprechung mit einzelnen Mitgliedern über Verständnis und Auffassungsweise, dann noch Specialproben die ernstesten Generalproben. Wie gesagt, sehr lebhaft Anerkennung verdient dieser Fleiß; aber man erwarte vom Einführen, überhaupt von den Theaterschulen nicht zu viel: guten Mittelschlag von Acteurs können sie bilden; Künstler bleiben wie bisher selten. Kunstschulen müssen naturgemäß entstehen, d. h. um hervorragende künstlerische Persönlichkeiten müssen sich jüngere scharren; so bildeten sich die alten italienischen Malerschulen, ein Meister rief den andern ins Leben, förderte ihn, vollendete ihn. Diese Theaterschule, die nun jetzt dem Vernehmen nach in Berlin errichtet werden soll, wird ein Treibhaus, aber allen Treibhauspflanzen fehlt die Naturerleuchtung; gegen die Pflanzen, die in Luft und Sonne erwachsen, halten sie nicht aus. 25.

Bibliographie.

- Berthet, C., Der Edelstall. Erzählung aus der Zeit der Belagerung von Paris durch Heinrich IV. Aus dem Französischen überf. von Fanny Larnow. Leipzig, Kollmann. Kl. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.
- Briefe von und an Goethe. Desgleichen Aphorismen und Procardica. Herausgegeben von F. W. Kiemer. Leipzig, Weidmann. 12. 2 Thlr.
- Curtius, E., Naxos. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin. Berlin, Besser. Gr. 8. 10 Ngr.
- Dronke, C., Polizei-Geschichten. Leipzig, Cord. 8. 1 Thlr.
- Farnham, L. S., Wanderungen über die Felsengebirge in das Oregon-Gebiet. Aus dem Englischen von F. Gerstädt. Leipzig, Mayer. Kl. 8. 1 Thlr.
- Fernand, Leben und Lieben, Dichten und Trachten des Amtschreibers Michael Häderlein. Wien, Gerold. 12. 1 Thlr.
- Gedichte eines Wäfflers nebst einer musikalischen Zugabe zu demselben. Straßburg, Treuttel und Würz. 12. 20 Ngr.
- Genre-Bilder aus dem Oriente. Gesammelt auf der Reise des Herzogs Maximilian in Bayern und gezeichnet von H. v. Mayr. Mit erklärendem Texte von S. Fischer. 1ste Lieferung. Stuttgart, Ebner und Seubert. Fol. 3 Thlr. 10 Ngr.
- Handbuch für Reisende in den Orient. Inhalt: Die jonischen Inseln, Griechenland, Türkei, Kleinasien, Inseln des Archipels, Syrien, Palästina und Ägypten. Nach eigener Anschauung und den besten Hülfquellen. Nebst Lehren und Winken für Reisende. Mit Register, 5 Karten und dem Planen von Constantinopel und Jerusalem. Stuttgart, Krabbe, 8. 3 Thlr.

Die preussische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Diktator.

Erster Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 100.)

Der Umstand, daß der verstorbene König selbst in dem Wahne gestanden, er habe ein bindendes Versprechen zur Ertheilung einer vollständigen modernen Repräsentativverfassung geleistet, verändert diesen Gesichtspunkt auch nicht im mindesten. Er ist vielmehr völlig irrelevant und beweist nur, daß der König ebenfalls die irrige Ansicht gehegt habe, wie die ihm zustehende absolute gesetzgeberische Gewalt ein bloßes Privatrecht sei, ein Privateigentum, dessen er sich zum Vortheile dritter Personen entäußern könne, was sich von seiner Seite als Privatmann verschenten und von andern Privatleuten acceptiren ließe. Diese Ansicht von der privatrechtlichen Natur seiner Rechte als Staatsoberhaupt kann unmöglich die wirkliche, öffentliche Natur dieser Rechte umwandeln. In diesem Falle freilich scheint sie das liberale Princip zu begünstigen, aber schwerlich möchten die Liberalen selbst mit allen Folgerungen einverstanden sein, die sich von den Anhängern des Hrn. v. Haller u. A. daraus ziehen und darauf bauen lassen. Es möchte ihnen selbst gar übel bekommen.

Es ist übrigens eine interessante psychologische Thatsache, daß Friedrich Wilhelm III. stets der Ueberzeugung gelebt, er habe ein wirklich bindendes Versprechen auf Volksrepräsentation abgelegt, und könne ohne Wortbruch dieses Versprechen nicht öffentlich wieder zurücknehmen. Ob dasselbe überhaupt je frei aus seiner eigenen Seele hervorgegangen, oder ob er nicht vielmehr halb widerstrebend durch den Geist der Zeit und durch seine liberalen Rathgeber, Stein und Hardenberg an der Spitze, dazu genöthigt worden ist, wollen wir hier nicht weiter untersuchen. Wir glauben es jedoch allerdings. Ein freier Meinungskampf, wie ihn eine Volksrepräsentation unbedingt voraussetzt, war ein Zustand, mit dem sich der König seinem innersten Wesen nach nie recht befreundet konnte. Ein Freund streiter, militärischer Ordnung sah er in jenen lebhaften Meinungskämpfen nur den Keim zur Unordnung und Anarchie; denn das höhere Gesetz in der moralischen Weltordnung, welches auch über diesen scheinbar regellosen Kämpfen herrscht und sie einem

nothwendigen Ziele entgegenführt, wurde von ihm nicht weniger als lebhaft erkannt. Der philosophische Witz in den Gängen der Geschichte ging ihm ab. Wenn er auch vermöge seiner natürlichen Schüchternheit und Bescheidenheit seine eigene verneinende Ansicht damals nicht auszusprechen wagte, als seine geistreichsten Minister, die das Staatsschiff bis dahin vortrefflich gelenkt hatten, und mit ihnen ganz Preußen und ganz Deutschland sich für eine liberale Verfassung zu erklären schienen, so hat ihm die volle, freundliche Ueberzeugung dafür doch gewiß selbst in jener Zeit schon gemangelt. Wie dahin zielenden Stellen in den verschiedenen bekannten Classen, namentlich in dem entscheidenden vom Mai 1815, sind sicher mehr in den Köpfen seiner Rathgeber entsprungen, und von denselben redigirt ihm nur zur Unterschrift vorgelegt worden. Auch die so entscheidenden Erklärungen der preussischen Gesandtschaft auf dem Wiener Congresse und noch später bei dem Deutschen Bundestage sind ihm selbst gewiß am wenigsten zuzurechnen. Dennoch hielt er sich, wenn auch nicht durch sein Gewissen, welches ihn stets davon abmahnte, so doch wenigstens durch seine Ehre gebunden. Er schreckte davor zurück, öffentlich als ein Wortbrüchiger zu erscheinen, wie es seiner Ansicht nach der Fall sein würde, sobald er die früher ausgesprochene Absicht zur Ertheilung einer Repräsentativverfassung zurücknähme. Diesen Seelenzustand hatte namentlich sein Staatskanzler Hardenberg, der bis ans Ende seiner Tage die Idee einer preussischen Repräsentativverfassung im Herzen hegte, wiewol er noch während seiner Amtsführung sich zu Rückschritten von dieser Richtung genöthigt sah, gar wohl erkannt. Und mit seiner gewohnten Feinheit und Schlaueit wußte er denselben für seine Pläne zu benutzen. Namentlich war die Antwort, die er dem Könige auf die berühmte Koblentzer Adresse im J. 1818 in den Mund legte, ein wahres hors d'oeuvre diplomatischer Schlaueit. Auf die an eine Verfassung machende Adresse der Stadt Koblenz lautete die Antwort des Königs folgendermaßen: „Der den Landesherrn, der die Zusicherung einer Landesrepräsentation aus seiner Entschliesung gab, daran erinnert, der zweifelt frevelhaft an der Unverbrüchlichkeit der Zusage.“ Während er auf diese Weise der sich unter Gewissensstrahlen wändernden Seele

des Königs über die Verlegenheit des nächsten Augenblicks hinweghalf und Aufschub für sie erlangte, wußte er den König moralisch durch solche öffentliche Erklärungen nur desto fester zu binden und einen ausdrücklichen Widerruf der frühern Erlasse für ihn unmöglich zu machen. Der bloße Zweifel an der Unverbrüchlichkeit der Zusage wurde schon vom Könige selbst für einen Frevel erklärt; als was würde nun der Bruch der Zusage selbst erschienen sein? So rauh und streng diese Worte in der Form daher auch waren, so haben sich die Unterzeichner jener Adresse eine solche Zurechtweisung, deren eigentlicher Kern so entschieden ihren Wünschen entsprach, doch gewiß gern gefallen lassen. So erklärt sich denn auch, wie der König selbst später, als seine Handlungen von Tag zu Tag mehr nach einem antikonstitutionellen Ziele hinarbeiteten, doch in seinen Worten immer noch auf das frühere Versprechen einer Verfassung hindeutete, wie dieses selbst noch in dem Gesetze vom 5. Juni 1823 über die Provinzialstände, welches gewiß gerade das Gegentheil von einer wirklichen Volksrepräsentation enthielt, noch der Fall war. Wenn Friedrich Wilhelm III. aufrichtig gegen sich sein wollte, so mußte er sich eingestehen, daß die Erfüllung seines eingebil deten Versprechens längst nicht mehr seine Absicht sei. Leicht möglich, daß er es stets vermieden hat, sich diese Frage selbst scharf und klar zur Beantwortung zu stellen; aber daran wird wol Niemand zweifeln, daß Preußen unter ihm keine Repräsentativverfassung erhalten, und wenn er noch hundert Jahre länger regiert hätte. Seine Handlungen sprechen deutlicher wie seine Worte.

Wir müssen es für einen Fehler unsers Verf. erklären, daß auch er sich zu juristisch bloß an die Worte des Königs hält und die denselben widersprechende innere Überzeugung desselben völlig ignorirt. Welche Absicht ihn dazu vermocht hat, wissen wir nicht anzugeben. Aber wer einmal ein nach allen Seiten gerüstetes Buch, welches für Freund und Feind gleich überzeugend sein soll, schreiben will — und dieses war doch die Absicht des Verf., die er auch im Allgemeinen in so hohem Grade erreicht hat —, der muß nichts simuliren und nichts verschweigen. Er muß keinen Umstand und keine Schwierigkeit umgehen, wenn die moralische Überlegenheit seines Werks wirklich auf allen Punkten siegreich durchbrechen soll.

Wiewol nun der Verf. jenes sogenannte königliche Versprechen für die Entscheidung der preussischen Verfassungsfrage als völlig irrelevant erklärt, so läßt er sich doch auf eine weitläufige Deduction ein, in welcher er auszuführen sucht, daß allerdings die unzweifelhaftesten Erklärungen für Einführung einer Repräsentativverfassung von dem verstorbenen Könige ausgegangen, und daß diese nie, wie die Gegner wollen, von demselben zurückgenommen seien. So gründlich und evident nun auch diese Deduction ist, so könnte man doch wol die Frage aufwerfen, ob er selbst seiner eigenen Ansicht zufolge nicht zu viel Raum und Zeit damit verschwendet habe? Sie nimmt fast ein Drittel des Buchs ein. War

das aber nöthig bei einer Frage, durch deren Beantwortung eingeständenermaßen überhaupt nicht das Mindeste entschieden werden kann? Wir glauben, es wäre besser und consequenter, auf alle Fälle auch für den Leser weniger spannend gewesen, wenn der Verf. sich hier kürzer gefaßt und uns gleich mitten in den Schwerpunkt seines Werks, in den Nachweis der moralischen und politischen Nothwendigkeit einer Repräsentativverfassung für Preußen und Oestreich hineingerückt hätte.

Da er aber einmal auf jenes ziemlich gleichgültige Thema sich einließ, so hatte er ganz recht, daß er auch die Behauptungen der Gegner zu entkräften und zu widerlegen suchte. Diese wollen bekanntlich die Welt glauben machen, daß der verstorbene König zwar im Allgemeinen eine Verfassung versprochen, daß er darunter aber keineswegs eine Volksrepräsentation mit entscheidender Stimme bei Gesetzgebung und Steuerauslagen verstanden habe. Eventualiter freilich geben sie sodann nachträglich zu verstehen, wie derselbe jedenfalls doch später diese Zusage, falls er sie dennoch ertheilt, durch das Gesetz von 1823 über die Provinzialstände ausdrücklich zurückgenommen habe.

(Der Beschluß folgt.)

Oliver Cromwell und seine Selbstvertheidigung.

Der bekannte Thomas Carlyle, der Verfasser der „Six lectures on heroes and hero-worship and the heroes in history“ und anderer Werke, die ihrer Zeit durch geistreiche und gedankenvolle Auffassung trotz mancher Überspanntheit viel Aufsehen gemacht haben, ist jetzt mit der Herausgabe historischer Schätze hervorgetreten, die für die so wichtige Geschichte der ersten englischen Revolution von der größten Bedeutung sind. Es sind dies die „Oliver Cromwell's letters and speeches“, mit Erklärungen vom Herausgeber versehen (2 Bde., London 1845). Dies ist eine höchst fleißige Arbeit, da der Herausgeber nicht nur allenthalben den Inhalt derselben zusammengesucht, sondern auch den Text auf das genaueste durchgesehen, verbessert, gehörig geordnet, mit Anmerkungen und historischen Erläuterungen versehen hat, sodas der Lehrer ein treues Bild des Mannes und seines Wesens erhält, der mehr oder minder bisher noch gewissermaßen für ein historisches Räthsel galt und dem man noch kürzlich selbst in seinem Vaterlande, das ihm die Grundlagen seiner auswärtigen Macht und Größe verdankt, von gewissen Seiten den wohlverdienten Anspruch bestritten hat, in der Reihe der großen Männer, deren Standbilder man im neuen Parlamentshause aufstellen will, den ihm gebührenden Platz einzunehmen. Nachdem dies in seinem Vaterlande geschehen, mag es freilich nicht Wunder nehmen, daß auswärts die so ungewöhnliche und großartige Erscheinung dieses Mannes, wie es namentlich von Dahlmann in seiner „Geschichte der englischen Revolution“ erfolgt ist, nicht gehörig gewürdigt und seine Thatengröße mehr als eine Folge zufälliger Ereignisse dargestellt worden ist. Die Sammlung Carlyle's, der seinen Helden vielleicht auf ein allzu hohes Fußgestell in seinem Heldensaale stellt, wird vielleicht dazu beitragen, einer richtigern Würdigung dieses merkwürdigen Charakters Eingang zu verschaffen.

Carlyle weist die Unrichtigkeiten und Oberflächlichkeit der frühern Biographen seines Helden, Clarendon eingeschlossen, nach und zeigt darauf hin, wie thöricht es ist, anzunehmen, daß ein ganzes Volk von ernstem, gefestem Wesen wie das puritanische England von einem so plummen und beschränkten, neidischen Gesellen von kaum mehr als gewöhnlicher Verschla-

genheit, als welchen man Cromwell darzustellen gewohnt ist, zu einem Kampfe auf Tod und Leben gegen eine festbegründete Königsmacht sich habe hineinziehen lassen können. Bekanntlich hat Cromwell zu wiederholten Malen öffentlich im Parlamente sich gegen die ihm schuldgegebenen Verbrechen verteidigt und sein Verfahren gerechtfertigt. Es ist gewiß interessant; eine dieser Verteidigungsreden, wie sie Carlyle's Sammlung darbietet, ausführlich mitzutheilen, da sie den Mann, wie er war, abzeichnet.

„Ich war durch Geburt ein Edelmann — ließ er sich einst in dem Parlamente von 1654 vernehmen —, der weder in irgend beträchtlich hoher Stellung noch auch in Dunkelheit lebte. Ich bin zu verschiedenen Ämtern im Volke berufen worden: im Parlamente und anderweit Dienste zu leisten, und, daß ich nicht zu weit schweifen werde, ich war bemüht, die Pflicht eines ehrlichen Mannes in diesen Diensten für Gott und seines Volkes Vortheil und zum Nutzen des Gemeinwohls zu erfüllen; sodas ich jeweilig eine entsprechende Anerkennung in den Herzen der Menschen und einige Beweise davon erhielt. Ich bin nicht gemeint, die Zeiten und Gelegenheiten und die Vorkommnisse aufzuzählen, die von Gott mir bezeichnet wurden, ihm darin zu dienen, noch den Beistand und Segen Gottes, die mir dabei Zeugniß lieferten. Nachdem sich mir einige Gelegenheiten geboten, im Verein mit meinen Brüdern und Landknechten unsern harten Kriegen und Kämpfen mit dem gemeinsamen Feinde ein glückliches Ende gesetzt zu sehen, hoffte ich in der Eigenschaft eines Privatmannes zusammen mit meinen Brüdern die Frucht und Wohlthat unserer Mühseligkeiten und Gefahren zu ernten; nämlich den Genuß des Friedens und der Freiheit und die Rechte eines Christen und Menschen in gewisser Gleichvertheilung mit Andern, je nachdem es dem Herrn gefallen sollte mir davon mitzutheilen. Und als, wie ich sage, Gott unsern Kriegen ein Ende gemacht, oder sie wenigstens zu glücklichem Ausgange, beinahe zu Ende gebracht, nach dem Befehle von Worcester, kam ich nach London, dem Parlamente, das damals saß, meine Dienste und Verpflichtungen zu leisten, indem ich hoffte, daß alle Geister geneigt sein würden, Dem zu entsprechen, was die Absicht Gottes zu sein schien, nämlich seinem Volke Frieden und Ruhe zu geben, und besonders Denen, die mehr als Andere geblutet, indem sie die kriegerischen Angelegenheiten ausführen mußten: — ich ward sehr in meinen Erwartungen getäuscht. Denn das Ende erwies sich ganz anders. Bessen man sich immer rühmen, oder was man auch entstellen mag, es war nicht so, nicht so! In der Einsicht meiner Seele darf ich sagen, ich liebe es nicht, ich liebe es nicht — ich wies es in einer frühern Rede zurück — ich liebe es nicht, Wunden aufzudecken oder Blößen zu enthüllen! Nach was ich strebe, ist dies: Ich sage Euch, ich hoffte Erlaubniß zu erhalten, mich ins Privatleben zurückzuziehen. Ich suchte um Entlassung von meinem Amte nach, ich bat wieder und wieder, und Gott sei Zeuge zwischen mir und allen Menschen, wenn ich in dieser Sache lüge! Daß ich in Thatfachen nicht lüge, ist sehr Vielen bekannt: aber ob ich eine Lüge in meinem Herzen sage, da sei Gott mein Richter. Mögen herzlose Menschen, die Andere nach sich beurtheilen, denken was ihnen beliebt. Was die Thatfache betrifft, so behaupte ich, das sei wahr. In Bezug auf die Aufrichtigkeit und Unbescholtenheit meines Herzens bei diesem Wunsche — berufe ich mich wie vorhin gleichfalls auf die Wahrheit desselben! Aber ich konnte nicht erlangen, wonach meine Seele begehrt. Und daß ich die offene Wahrheit sage, ich fing darauf an zu besorgen, Einige wären der Meinung (solches ist der Unterschied ihres Urtheils von dem meinigen), daß es nicht wohl geschehen könne. Ich gestehe, ich bin in einiger Verlegenheit zu sagen, was ich sagen konnte und was wahr ist hinsichtlich Dessen, was darauf folgte. Ich drang in das Parlament, als Mitglied desselben, sich selbst aufzulösen — einmal, und wieder und wieder, und zehn, ja mehr als zwanzigmal. Ich sagte ihnen — denn ich wußte es besser als irgend ein Anderer im Parlamente es

wissen konnte, in Folge meiner Lebensweise, welche mich allenthalben im Volke hin und wieder geführt und mir dadurch vergönnt hatte, die Stimmung, die Gesinnung aller Leute und der Besten von ihnen zu sehen und kennen zu lernen —, daß die Nation ihrer Session überdrüssig sei. Ich wußte es. Und soweit ich beurtheilen konnte, so kräfte, als sie aufgelöst wurde, kein Hahn danach (there was not so much as the barking of a dog), noch war ein allgemeines oder sichtbares Bedauern darüber. Es sind nicht Wenige von Euch hier gegenwärtig, die Ihr dies wie ich selbst bestätigen könnt. Und daß der triftigste Grund zur Auflösung vorhanden war, ist völlig klar; nicht bloß in Betracht der Fortdauer jenes Parlaments aus eigener Macht war gegründete Furcht vorhanden, sondern es lag wirklich in seinem Plane. Ja, wären nicht Ungelegenheiten von außen ihm auf die Fersen getreten, die bis zu Drohungen stiegen, ich glaube, man wäre bis in alle Ewigkeit nie auf den Gedanken gerathen, es aufzuheben, oder aus diesem Saale zu gehen. Ich selbst ward ausgehört, und von seinen schlechten Leuten, und in Versuchung geführt; und es wurden mir Vorschläge zu eben diesem Zwecke gemacht; daß man nämlich das Parlament auf diese Weise fort dauern lassen, daß man die leeren Plätze durch neue Wahlen ergänzen, und so fortfahren solle von Geschlecht zu Geschlecht. Ich bin ungern daran gegangen, sehr ungern daran gegangen, diese Dinge Euch aufzudecken. Aber da ich einmal so weit gegangen bin, muß ich Euch ferner erzählen, daß unter dieser willkürlichen Gewalt arme Menschen zu Bierzigen an einem Morgen gleich einer Heerde Schafe ausgetrieben und ihre Güter und ihr Vermögen eingezogen worden sind, ohne daß irgend Jemand im Stande gewesen wäre, einen Grund dafür anzugeben, weshalb nur zwei von ihnen um einen Schilling gebüßt zu werden verdient hätten! Ich sage Euch die Wahrheit. Und meine Seele und viele Personen, die ich hier erblicke, waren im höchsten Grade betrübt über diese Dinge; und wir wußten nicht, auf welche Weise ihnen zu helfen wäre außer durch Klagen, oder indem wir unsere verneinende Stimme abgaben, wenn die Gelegenheit sich darbot. — Ich habe Euch nur einen schwachen Umriss der damaligen Verhältnisse gegeben. Ich bin überzeugt, ihr habt Gelegenheit gehabt, viel mehr darüber zu hören; denn nichts ist offenkundiger. Zwar wird man sagen, daß ein Heilmittel versucht wurde, diesem ewigen Parlamente dadurch ein Ende zu machen, indem man uns eine zukünftige Vertretung gab. Wie man dahin gelangte, durch welche Ungelegenheiten man es erreichte und mit welchem Widerwillen man einwilligte, ist bekannt. Was war dies Heilmittel? Es war die anscheinende Bereitwilligkeit, uns auseinanderfolgende Parlamente zu gewähren. Und welcher Art war diese Auseinanderfolge? Sie bestand darin, daß wenn ein Parlament seinen Sitz verlassen hatte, unmittelbar darauf in demselben Saale sich ein anderes niederließ, ohne Vorkehrung gegen die wirkliche Gefahr, nämlich die, daß dieselben Männer im Parlamente wieder fortbauerten. Was eine wunde Stelle ist, die stets offen bleiben wird, so lange die Menschen ehrgeizig und unruhig sind, wenn kein Mittel dagegen aufzufinden ist. Ja, im besten Falle, wohin wird ein solches Mittel führen? Es wäre eine Verwechslung eines Parlaments, das fortbauern gewesen wäre, mit einer gesetzgebenden Gewalt, die immerfort ihren Sitz behielt! Und so werden die Freiheiten und die Interessen und das Leben des Volkes nicht durch irgend bekannte Gesetze und Befugnisse, sondern durch eine willkürliche Macht entschrieben, welche den Parlamenten anhaftet und ihnen nothwendig ist; durch eine willkürliche Gewalt, sage ich, um das Eigenthum der Leute der Beschlagnahme, ihre Personen der Einkerkelung — zuweilen durch Gesetze, die erst nach begangenen Vergehen gemacht sind — auszusetzen; indem oft die Parlamente sich angemacht haben, Urtheile zu erlassen, sowohl in Capitalfällen als andern Criminalsachen, während man in früherer Zeit von Ausübung einer solchen richterlichen Gewalt nichts wußte. Dies war, wie ich vermuthete, hier der Fall. Und nach meiner Meinung

war das Heilmittel dem Übel angemessen. Ich muß gestehen, aus diesen Gründen und mit der Zustimmung verschiedener Personen, welche keinen andern Ausweg sahen, fand die Auflösung des Parlaments statt^{*)}, und wir, welche zu sehen wünschten, ob einige Wenige für eine kurze Zeit zusammengerufen werden könnten, welche die Nation in einen Zustand der Beschwichigung bringen möchten, riefen jene Herren aus den verschiedenen Theilen der Nation zusammen.“ (Das sogenannte kurze Parlament.)

Hierauf ergiebt sich Cromwell in neuen Betheuerungen, daß er nichts als Wahrheit sage und gesagt habe, worauf er fortfährt: „Wie der hauptsächlichste Zweck bei Zusammenberufung dieser Versammlung die Beruhigung der Nation war, so war in Bezug auf mich meine Hauptabsicht, die Gewalt niederzulegen, die in meinen Händen lag; ich erkläre es Euch nochmals im Angesicht jenes Gottes, der mich gesegnet hat und ist mit mir gewesen in all meinen Widerwärtigkeiten und in meinen glücklichen Erfolgen, dies war für mich selbst der höchste Zweck! Ein Wunsch vielleicht, ich fürchte, sundhaft genug, der Gewalt, die Gott auf das Klarste durch seine Vorsehung in meine Hände gegeben, mich eher zu entkleiden, als er mir gebot sie niederzulegen, bevor jenes ehrenhafte Ziel unserer Kämpfe erreicht und Alles geordnet war. — Ich erkläre, da die Machtbefugniß in meiner Hand so schrankenlos war — denn durch Beschluß des Parlaments war ich General aller Streitkräfte in den drei Völkern von England, Schottland und Irland, in welcher unbeschränkter Gewalt ich nicht einen Tag zu leben begierte —, so riefen wir jene Versammlung zu obenangegebenem Zwecke zusammen. Welchen Erfolg und Ausgang diese Versammlung hatte, ist Allen in traurigem Angedenken. Es lagen große Lehren darin und ich hoffe, es wird uns klüger für die Zukunft machen! Aber, da jene Versammlung nicht von Erfolg war und sie unsern Erwartungen solche Täuschung bereitet, so will ich jetzt nicht darauf zurückkommen; das einzige Ergebnis war das, daß sie kamen und mir ein von weit aus dem größten Theile derselben unterzeichnetes Pergament brachten, worin sie ihre Abdankung und Verzichtleistung der ihnen ertheilten Befugniß und Macht wieder in meine Hände legten. Und ich kann in Gegenwart vieler Personen hier, die wissen, ob ich eine Lüge darin sage, behaupten, daß ich nicht ein Theilchen von jener Abdankung erfahren, bis sie alle kamen und brachten sie und überlieferten sie in meine Hände. Auch dessen sind viele Herzen hier anwesend. Ich empfing diese Verzichtleistungen, nachdem ich früher es an Bemühungen und Ueberredung nicht fehlen gelassen, sie beisammen zu behalten. Da ich ihre Meinungsverschiedenheit bemerkt, hatte ich es für meine Pflicht gehalten, ihnen Rath zu ertheilen, daß ich es über sie gewönne, eine Vereinigung herbeizuführen. Aber es hatte die besagte Wirkung, und ich hatte mich getäuscht. Als dies sich herausstellte, boten wir Alles auf, um die Dinge für die Zukunft zu ordnen. Meine eigene Macht war durch diese Resignation wieder so schrankenlos und unbegrenzt geworden wie früher, indem Alles dem willkürlichen Ermessen unterworfen blieb und in mir sich die Gewalt über drei Völker ohne festgesetzte Schranke oder Grenze vereinigte, auch alle Verwaltung in dieser Angelegenheit aufgelöst und alle bürgerliche Administration zu Ende ging.“

Man mag die in dieser Selbstvertheidigung seiner Handeltweise vorgebrachten Theorien über Volksvertretung und die Gefährlichkeit der Allmacht gesetzberathender Versammlungen für richtig anerkennen oder nicht, immer wird man in diesem Actenstücke die Sprache eines die Verhältnisse klar auffassenden und mit praktischem Sinne unterscheidenden Geistes erkennen, wie solches auch aus andern von Cromwell's Reden hervorgeht,

*) Es ist hier nämlich von der Auflösung des sogenannten „langen Parlaments“ die Rede, die am 30. April 1653, nachdem es über 13 Jahre gesessen hatte, erfolgte.

denen man mit großem Unrecht vorgeworfen hat, daß sie verschroben und absichtlich unverständlich sind; während, wo sie wirklich dunkel und zweideutig erschiene, dies nur seinen Grund in einer gewissen mystisch religiösen Richtung hat, der jene ganze Zeit und namentlich das Volk und die Partei auszeichnet, in deren Mitte Cromwell emporstieg und die Herrschaft ergriff. Wo dieser Einfluß nicht vorbanden, erscheint Cromwell's Sprache von jener praktischen Auffassungsgabe unterstützt, von jener Entschlossenheit befeelt, die ihn in so schwierigen Verhältnissen zum nothwendigen Manne machten, ihn schon in vorgerückten Mannesjahren ohne alle kriegerische Vorbildung zum Herrführer und aus einem Friedensrichter eines kleinen Orts zum vollendetsten Staatsmann seiner Zeit schufen.

Es hieße zu viel gesagt, zu behaupten, daß der Zufall, das Glück ihn nicht vielfach begünstigt habe; aber wo wäre ein Großer in der Weltgeschichte von Alexander herab bis auf Napoleon, die ohne dieses Zufall oder blindes Glück genannte Ding geworden wären was sie wurden? Wenn aber die kluge Benutzung des Augenblicks zur Ausführung gefaßter Pläne, das unabirrbar Festhalten eines gewissen Zielpunktes und die praktische Gewandtheit, jede zufällig sich darbietende Gelegenheit in ein Beschleunigungsmittel zur Erreichung dieses Ziels umzugestalten, die Virtuosität endlich, gewissen Anschauungen und Gedankengerichtungen der Zeit den Umständen angemessene und schnelle Verwirklichung zu geben, wenn dies Alles die nothwendigen Eigenschaften eines wahrhaft großen Mannes sind, so wird ein unbefangener Geschichtschreiber dem sogenannten „Sohn des huntingdoner Brauers“ diesen Ruhm ebenso wenig abprechen können als Napoleon und Andern seines Gleichen.

26.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Legitimistische Historiographen.

Die Schriftsteller der legitimistischen Partei möchten gern die erlauchten Personen, deren Sache sie vertreten, in einem recht glänzenden Lichte erscheinen lassen. Jeder noch so unbedeutende Zug, jede nichtsagende Anekdote, welche sich zu Gunsten der Bourbonischen Glieder ausbeuten läßt, wird in den Spalten der Journale, über die sie zu verfügen haben, in behaglicher Breite aufgetischt. Leider wird diesen Historiographen ihr undankbares Geschäft nicht so leicht gemacht, indem sie, um ihrem Stoffe nur irgend eine ergiebige Seite abzugewinnen, meistens ihre Phantasie sehr in Kosten zu setzen haben. Wenn man die ganze Lächerlichkeit dieser panegyrischen Lobhühler durchschauen will, so braucht man nur die vor kurzem erschienenen „Voyages de Henri de France en Loosae, en Angletorre, en Allemagne et en Italie“ von Johanne zur Hand zu nehmen. Hier wird der Wehrauch mit vollen Händen ausgestreut, und das hohe Pathos spielt eine bedeutende Rolle.

Über das ritterliche Leben des Mittelalters.

Ein in heraldischer sowie historischer Beziehung nicht uninteressanter Beitrag zur Kunde des Mittelalters ist in einem vor kurzem erschienenen Werke enthalten, dessen Titel also lautet: „Noblesse et chevalerie du comte de Flandre, d'Artois et de Picardie“, von J. Roger. Diese inhaltsreiche Schrift bringt außer den heraldischen Rathweisungen und den Notizen zur Geschichte der erwähnten Familien vielfache Andeutungen über das ritterliche Leben des Mittelalters. Besonders anziehend sind die Mittheilungen über die Journiere, die Feste und das Waffnenleben der Ritter. Auch in Bezug auf die Belagerung von Disy in Artois sowie zur deutlichen Anschauung der Schlachten von Bouvines, von Courtrai, von Saint-Omer, von Koseberque, von Agincourt und von Mons en Dimeu erhalten wir beachtenswerthe Mittheilungen. 17.

Die preussische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Oestreicher.

Erster Artikel.

(Schluß aus Nr. 101.)

Was nun den ersten Punkt betrifft, so sind wir mit der Widerlegung desselben von Seiten unser Verf. im Allgemeinen einverstanden. Doch scheint er uns zu viel Gewicht auf das Wort „Repräsentation“ zu legen, welches der Erlaß von 1815 gebraucht. Er meint nämlich, daß der König, falls er bloß beratende Stände, wie die Gegner behaupten, dem Lande habe versprechen wollen, sich sicher nicht des Wortes „Repräsentation“ bedienen haben würde, sondern an dessen Statt den Ausdruck „ständische Verfassung“ vorgezogen hätte. Die wissenschaftliche Unterscheidung zwischen dem Begriffe einer Volksrepräsentation einerseits und einer ständischen Verfassung andererseits sei damals schon so fest begründet und so allgemein bekannt gewesen, daß der König unmöglich eine solche Verwechslung sich habe zu schulden kommen lassen können. Dem ist aber nicht also. In der damaligen Zeit dachte man überhaupt nicht an bloß beratende Stände, und die Worte „Landstände“, „Verfassung“, „Constitution“, „Volksrepräsentation“ wurden promiscue für eine und dieselbe Sache gebraucht. Wiest man einen Blick in die damalige politische Literatur, so kann darüber kein Zweifel obwalten. Die liberalsten Schriftsteller, die mit ihren Forderungen am weitesten gehen, sprechen von Ständen, Landständen u. s. w., ohne daß es ihnen im mindesten in den Sinn kommt, durch solche Ausdrücke das Steuerbewilligungsrecht und die entscheidende Zustimmung zu den Gesetzen durch das Volk aufgeben oder nur in Frage stellen zu wollen. Über die Art und Weise der Zusammensetzung eines solchen Parlaments machten damals allerdings schon verschiedene Ansichten obwalten, man mochte getheilte Meinung darüber sein, ob einzelne Stände vorzugsweise stark repräsentirt sein sollten, oder ob bloß die Kopfzahl das bestimmte Maß bilden würde, aber die den Ständen zustehenden Rechte waren keineswegs controvers. Es ist eine historisch-moralische Unmöglichkeit, die sich sowohl aus dem Zeitgeiste im Allgemeinen als aus privaten und öffentlichen Actenstücken der damals am Ruder sich befindenden preussischen Staatsmänner auf das zweifel-

loseste nachweisen läßt, und die von keinem nur Halbkundigen auch wol je ehrlicher Weise in Zweifel gezogen ist, daß im J. 1815 an eine solche Unterscheidung zwischen Ständen mit beratender oder mit entscheidender Stimme in Preußen gar nicht gedacht werden konnte. Auch die Gegner simuliren nur diese Möglichkeit. Ernsthaft glauben sie selbst nicht an die reelle Begründung dieser Controverse. Erst viele Jahre später verfielen die absoluten Royalisten auf diese Unterscheidung. Freilich nicht, so war es der Fürst von Solms-Lich, der Präsident des jüngsten rheinischen Landtags, welcher in einer Broschüre vom J. 1836 den ursprünglichen Unterschied zwischen ständischer Vertretung und Volksvertretung, der sich einzig und allein stets auf ihre Zusammensetzung bezogen hat, auch auf die Berechtigung derselben auszuüben und diese beiden ganz verschiedenen Fragen miteinander zu verwechseln suchte. Den ehrlichen Mann will ich nach sehen, und sei er nach so eingefleischter Absolutist, der ohne die Augen niederzuschlagen von Angesicht zu Angesicht zu behaupten vermöchte, daß der König 1815 an bloß beratende Stände nur im entferntesten gedacht haben würde, selbst wenn er sich statt des Wortes „Repräsentation“ des Ausdrucks „Landstände“ bedient hätte. Zu einer wissenschaftlich-grammatischen Wortklauberei braucht man wahrlich keine Lust nicht zu nehmen, um den einzig möglichen Sinn, der damals in dem Erlasse liegen konnte, über allen Zweifel zu erheben.

Die zweite Einrede der preussischen Hospublizisten: „daß der König nämlich doch jedenfalls diese Befugnisse durch verschiedene spätere Erlasse, und namentlich durch das Gesetz von 1823 über die Provinzialstände ausdrücklich wieder zurückgenommen habe, selbst wenn er auch früher eine moderne Volksrepräsentation in Aussicht gestellt hätte“, wird von dem Verf. ebenfalls auf das unwiderprechlichste widerlegt. Hier kommt es allerdings schon mehr auf Untersuchung der Ausdrücke an, die in dem Gesetze enthalten sind. Denn es ist wol keinem Zweifel unterworfen, wie wir schon früher bemerkt haben, daß der König allerdings seine frühere Meinung geändert und deren Ausführung vortheilhaft völlig aufgegeben hatte. Wenn sich aber die Verfassungsgegner mit diesem Zugeständnisse nicht begnügen, sondern auch eine

war das Heilmittel dem Übel angemessen. Ich muß gestehen, aus diesen Gründen und mit der Zustimmung verschiedener Personen, welche keinen andern Ausweg sahen, fand die Auflösung des Parlaments Statt *), und wir, welche zu sehen wünschten, ob einige Wenige für eine kurze Zeit zusammengerufen werden könnten, welche die Nation in einen Zustand der Beschwichtigung bringen möchten, riefen jene Herren aus den verschiedenen Theilen der Nation zusammen.“ (Das sogenannte kurze Parlament.)

Hierauf ergeht sich Cromwell in neuen Beteuerungen, daß er nichts als Wahrheit sage und gesagt habe, worauf er fortfährt: „Wie der hauptsächlichste Zweck bei Zusammenberufung dieser Versammlung die Beruhigung der Nation war, so war in Bezug auf mich meine Hauptabsicht, die Gewalt niederzulegen, die in meinen Händen lag; ich erkläre es Euch nochmals im Angesicht jenes Gottes, der mich gesegnet hat und ist mit mir gewesen in all meinen Widerwärtigkeiten und in meinen glüklichen Erfolgen, dies war für mich selbst der höchste Zweck! Ein Wunsch vielleicht, ich fürchte, sündhaft genug, der Gewalt, die Gott auf das klarste durch seine Vorsehung in meine Hände gegeben, mich eher zu entkleiden, als er mir gebot sie niederzulegen, bevor jenes ehrenhafte Ziel unserer Kämpfe erreicht und Alles geordnet war. — Ich erkläre, da die Machtbefugniß in meiner Hand so schrankenlos war — denn durch Beschluß des Parlaments war ich General aller Streitkräfte in den drei Rökern von England, Schottland und Irland, in welcher unbeschränkter Gewalt ich nicht einen Tag zu leben beehrte —, so riefen wir jene Versammlung zu obrnangegebenen Zwecken zusammen. Welchen Erfolg und Ausgang diese Versammlung hatte, ist Allen in traurigem Angebenken. Es lagen große Lehren darin und ich hoffe, es wird uns klüger für die Zukunft machen! Aber, da jene Versammlung nicht von Erfolg war und sie unsern Erwartungen solche Läusehung bereitet, so will ich jetzt nicht darauf zurückkommen; das einzige Ergebnis war das, daß sie kamen und mir ein von weit aus dem größten Theile derselben unterzeichnetes Pergament brachten, worin sie ihre Abdankung und Verzichtleistung der ihnen ertheilten Befugniß und Macht wieder in meine Hände legten. Und ich kann in Gegenwart vieler Personen hier, die wissen, ob ich eine Lüge darin sage, behaupten, daß ich nicht ein Wort davon von jener Abdankung erfahren, bis sie alle kamen und brachten sie und überlieferten sie in meine Hände. Auch dessen sind viele Herzen hier anwesend. Ich empfing diese Verzichtleistungen, nachdem ich früher es an Bemühungen und Überredung nicht fehlen gelassen, sie beisammen zu behalten. Da ich ihrer Meinungsverschiedenheit bemerkte, hatte ich es für meine Pflicht gehalten, ihnen Rath zu ertheilen, daß ich es über sie gewönne, eine Vereinigung herbeizuföhren. Aber es hatte die besagte Wirkung, und ich hatte mich getäuscht. Als dies sich herausstellte, boten wir Alles auf, um die Dinge für die Zukunft zu ordnen. Meine eigene Macht war durch diese Resignation wieder so schrankenlos und unbegrenzt geworden wie früher, indem Alles dem willkürlichen Ermessen unterworfen blieb und in mir sich die Gewalt über drei Rökler ohne festgesetzte Schranke oder Grenze vereinigte, auch alle Verwaltung in dieser Angelegenheit aufgelöst und alle bürgerliche Administration zu Ende ging.“

Man mag die in dieser Selbstvertheidigung danksweise vorgebrachten Theorien über Volksvertretlichkeit der Allmacht gesetzgebender V für richtig anerkennen oder nicht, immer wird i Actenstücke die Sprache eines die Verhältnisse klar und mit praktischem Sinne unterscheidenden Geistes wie solches auch aus andern von Cromwell's Reden

*) Es ist hier nämlich von der Auflösung des sogenannten „langen Parlaments“ die Rede, die am 30. April 1653, nachdem es über 10 Jahre gesessen hatte, erfolgte.

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 102.

12. April 1846.

Die preussische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Ostreicher.

Erster Artikel.

(Schluß aus Nr. 101.)

Was nun den ersten Punkt betrifft, so sind wir mit der Widerlegung desselben von Seiten unsers Verf. im Allgemeinen einverstanden. Doch scheint er uns zu viel Gewicht auf das Wort „Repräsentation“ zu legen, welches der Erlaß von 1815 gebraucht. Er meint nämlich, daß der König, falls er bloß beratende Stände, wie die Gegner behaupten, dem Lande habe versprochen wollen, sich sicher nicht des Wortes „Repräsentation“ bedienen haben würde, sondern an dessen statt den Ausdruck „ständische Verfassung“ vorgezogen hätte. Die wissenschaftliche Unterscheidung zwischen dem Begriffe einer Volkrepräsentation einerseits und einer ständischen Verfassung andererseits sei damals schon so fest begründet und so allgemein bekannt gewesen, daß der König unmöglich eine solche Verwechslung sich habe zu schulden kommen lassen können. Dem ist aber nicht also. In der damaligen Zeit dachte man überhaupt nicht an bloß beratende Stände, und die Worte „Landstände“, „Verfassung“, „Constitution“, „Volkrepräsentation“ wurden promiscue für eine und dieselbe Sache gebraucht. Wirft man einen Blick in die damalige politische Literatur, so kann darüber kein Zweifel abmalten. Die liberalsten Schriftsteller, die mit ihren Forderungen am weitesten gehen, sprechen von Ständen, Landständen u. s. w., ohne daß es ihnen im mindesten in den Sinn kommt, durch diese Ausdrücke das Steuerbewilligungsrecht und die Zustimmung zu den Gesetzen durch die Stände oder nur in Frage stellen zu lassen.

lofeste nachweisen läßt, und die von keinem nur Halbkundigen auch wol je ehrlicherweise in Zweifel gezogen ist, daß im J. 1815 an eine solche Unterscheidung zwischen Ständen mit beratender oder mit entscheidender Stimme in Preußen gar nicht gedacht werden konnte. Auch die Gegner simuliren nur diese Möglichkeit. Ernsthaft glauben sie selbst nicht an die reelle Begründung dieser Controverse. Erst viele Jahre später versielen die absoluten Royalisten auf diese Unterscheidung. Irre ich nicht, so war es der Fürst von Solms-Lich, der Präsident des jüngsten rheinischen Landtags, welcher in einer Broschüre vom J. 1836 den ursprünglichen Unterschied zwischen ständischer Vertretung und Volksvertretung, der sich einzig und allein stets auf ihre Zusammensetzung bezogen hat, auch auf die Berechtigung derselben auszu dehnen und diese beiden ganz verschiedenen Fragen miteinander zu verwechseln suchte. Dem ehrlichen Mann will ich nach sehen, und sei er noch so eingestrichelter Absolutist, der ohne die Augen niederzuschlagen von Angesicht zu Angesicht zu behaupten vermag, daß der König 1815 an bloß beratende Stände nur im entsehrtesten gedacht haben würde, selbst wenn er sich statt des Wortes „Repräsentation“ des Ausdrucks „Landstände“ bedienen hätte. In einer wissenschaftlich-grammatischen Wortklauberei braucht man wahrlich keine Zuflucht nicht zu nehmen, um den einzig möglichen Sinn, der damals in dem Erlasse liegen konnte, über allen Zweifel zu erheben.

Die zweite Einrede der preussischen Republikaner ist der König nämlich doch jedenfalls diese Rechte verschieden später Erlasse, und namentlich durch Gesetz von 1823 über die Provinzialstände wieder zurückgenommen. In der Einheit zu über eine moderne Volkseinheit hätte, wird von den Kunstbestreben. Kintel hat diese Lösung aber im Einzelnen urtheilen, da, außer einer allgemeinen, die eigentliche Geschichte im bis zum Ende des ersten Jahrtausends

Im ersten Theil betrifft, so hätte der allgemeine des Heidenthums und seiner Kunst wol für sich abgeschlossen und zusammenhängender hingestellt werden können, damit das Wesen der christlichen Kunst sich daran

förmliche gesetzliche Zurücknahme von Seiten des Königs herausinterpretiren wollen, so thun sie allerdings dem klarsten Wortlaute etwas unverschämte Gewalt an, und es wird dem Verf. nicht schwer ihnen dieses nachzuweisen.

Dies ist das Verhältnis der Taktik, welches beide Parteien rücksichtlich des sogenannten königlichen Versprechens gegeneinander bis jetzt beobachtet haben. Sind die Verfassungsfreunde unwahr, und speculiren sie unpolitischweise viel zu sehr auf den Unverstand der Menge, wenn sie dieser Zusage die bindende Kraft eines Privatversprechens oder gar eines wirklichen Gesetzes beilegen wollen, die es eben nach ihren eigenen politischen Überzeugungen gar nicht haben konnte, so sind die Anhänger einer monarchischen Despotie jedenfalls nicht wahrer, wenn sie versuchen, ein solche Zusage überhaupt in Abrede stellen und weginterpretiren zu wollen. Und auch sie thun sich hierdurch den größten Schaden. Theils empören sie dadurch das Rechtlichkeits- und Wahrheitsgefühl der Nation, was um so mehr zu beklagen ist, als sie dabei nicht vermeiden können, daß ein gewisser Schein von Mitschuld dabei auf den Inhaber des Throns selbst fallen muß, wenn er auch noch so unschuldig an diesem unredlichen Gebahren seiner Liebediener sein mag. Der Verf. hat darin ganz recht — man muß es mit Schmerz und mit den bangsten Ahnungen für die Zukunft eingestehen —, daß die Ehrfurcht vor dem Throne und vor dem monarchischen Principe im Volke bedeutend erschüttert ist. Es ist eine bedauerliche Schwäche, wenn man gegen factische Thatfachen seinen Blick absichtlich verschließt und es nicht wagt, sich und Andern die Wahrheit offen einzugesehen. Die wirkliche Lage der Dinge muß man scharf ins Auge fassen, das hat noch nie geschadet, aber jene verabscheuungswerthe Manier der Höflinge, einen Abgrund mit Blumen süßduftender Redensarten zu bestreuen, der hat schon unberechenbares Verderben gebracht. Wer nicht bloß in der Actenstube, sondern im Volke lebt und vermöge seiner Stellung und Persönlichkeit die unverfälschte Stimmung des Volks zu hören bekommt, der weiß, daß der Verf. recht hat. Und wenn wir die Schuld jener unglücklich bedrohlichen Thatsache auch keineswegs wie der Verf. vorzugsweise auf jene unwürdigen Spilbenstechereien schieben, durch welche man königliche Ausdrücke hat drehen und deuteln wollen; wenn wir vielmehr der Ansicht sind, daß es mannichfaltigere und tiefere Gründe dafür gibt: so können wir doch auch nicht verkennen, daß die falsche Taktik der Anhänger einer absoluten Monarchie in Beziehung auf das königliche Versprechen auch das Ihrige zu dieser antimonarchischen Stimmung beigetragen habe. Die guten Freunde sind auch hier wieder die schlimmsten Feinde. In dem Interesse ihrer eigenen Sache sowol als auch vor Allem in dem Interesse der Monarchie selbst, die bei solchen Streitigkeiten nie mittheilen sollte, wäre es daher zu wünschen, wenn auch von unsern Gegnern dieses Schlachtfeld ganz aufgegeben und verlassen würde und dadurch, daß sie sich immer noch an Worte hängen, die sich doch einmal nun nicht umdeuten

lassen, zeigen sie eben andererseits, wie verzweiflungsvoll es mit der Sache steht, die sie verfechten. *)

F. von Florencourt.

Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern, vom Anfange unserer Zeitrechnung bis zur Gegenwart. Von Gottfried Kinkel. Erste Lieferung. Die altchristliche Kunst. Mit acht Tafeln. Bonn, Henry und Cohen. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wol in keiner Zeit hat die Menschheit ihre Blicke so forschend rückwärts gewandt, so sehnüchtig jedes verlorene geistige Besitztum aufgesucht und durch die Wissenschaft sich wiedererrungen als in der Gegenwart, wo so manche Stützen des Lebens unsicher zu werden drohen. Keine Wissenschaft blüht daher so frisch und genießt solche Autorität als die Geschichte, welche die Thaten und Gedanken vergangener Zeiten und Völker, ihre Werke der Kunst und Literatur aus Schutt und Staub wieder ins Leben ruft. Wie aber für die Bearbeitung einzelner Fächer der Historie eine Übersicht ihres Gesamtgebietes stets hülfreiche Hand bietet, so ist auch für das Studium der Kunst eine umfassende Darstellung ihrer Geschichte von der höchsten Bedeutung, und wir müßten daher das vor wenigen Jahren erschienene „Handbuch der Kunstgeschichte“ von Kugler als ein epochemachendes Werk begrüßen. Es orientirte zum ersten Mal in dem Labyrinth der verschiedensten Kunstrichtungen der Jahrtausende und legte so den Grund für alle folgenden Unternehmungen dieser Art, indem es zugleich für eine genauere Betrachtung der einzelnen Perioden die Thür öffnete. Gleich jedem Anfange, hat es jedoch neben seinen unbestreitbaren großen Verdiensten auch nicht zu übersehende Mängel. Erst unter fortwährender Bearbeitung kann sich der Stoff in seinen kleinsten Theilen abglätten und zu einem harmonischen Ganzen ausbilden; und ein ungeübtes Auge muß erschrecken über die ungeheure Masse des vorliegenden Stoffes. Mit scharfem Blick und tüchtigem Fleiße hat nun Kugler die zahllosen Bausteine aufgesucht und zusammengesetzt, aber es fehlt seinem Werke die Durchbildung und Abrundung; die verschiedenen Metalle sind nicht zu Einem Gusse zusammengeschmolzen. Daher kann die Behandlung eines einzelnen Gebietes und einer wichtigern Periode der Kunst nur als höchst erfreulich erscheinen, wie sie in Kinkel's „Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern“ in ihrer ersten Lieferung uns vorliegt.

Schon der Gegenstand selbst nimmt ein allgemeineres Interesse in Anspruch, indem es die uns zunächst liegende Vergangenheit und das Christenthum ist, deren künstlerische Bestrebungen in historischer Entwicklung vorgeführt werden. Der enge Zusammenhang von Religion und Kunst tritt uns hier vor Augen, wie er der protestantischen Anschauung bisher fern lag, und Katholicismus und Protestantismus rimigen sich hier auf einem Gebiete, wo alle gebildeten Völker sich die Hand reichen. Es ist neutraler Boden, den wir in den Kämpfen der Zeit betreten, abgleich auch hier ein Hauch des religiösen Lebens alle Werke durchweht, der aber eine höhere Einheit uns ahnen läßt in dem Streite der Parteien. Hier findet also Jeder, auch der Laie in der Kunst, in seinem religiösen oder kirchlichen Interesse einen Anknüpfungspunkt, an dem er sich zum geistigen Genuß der einzelnen Werke wie zu tieferem Erkenntnis des allgemeinen Wesens der Kunst erheben kann, indem diese Geschichte derselben neben der gründlichsten Sachkenntnis auch noch durch ihre edle Popularität für alle gebildeten Kreise zugänglich ist. Das Kugler'sche Werk dagegen entspricht diesem Bedürfnisse nicht, da es für Laien zu seinem Verständniß zu viel voraussetzt, welchem Mangel durch eine

*) Dem zweiten Artikel geben wir im nächsten Monat. D. Red.

Sammlung von Abhandlungen einzelner Kunstwerke jetzt nachgeholt werden soll, wie sie bei Kinkel den einzelnen Festen sehr passend gleich beigelegt sind. Außerdem erleichtert der enge Zusammenhang des Stoffes bei diesem den Überblick, welcher bei Kugler durch die Masse erschwert wird. Es ist demnach ein großes Ganzes, welches sich hier vor unsern Augen aufrollt, der mächtige Baum der christlichen Kunst, den wir emporkwachsen, sich entfalten und die herrlichsten Blüten und Früchte treiben sehen. Niemand aber war auch wol durch seine Stellung, seine Studien und sein Talent zu einer solchen Aufgabe, wo das Allgemeine mit dem Einzelnen, die gelehrte Forschung mit leichter Darstellung verbunden werden mußte, so berufen wie gerade der Verfasser.

Kinkel ist nämlich eigentlich protestantischer Theolog und war bis jetzt Privatdocent an der Universität Bonn, wo er vorzugsweise über Kirchengeschichte las und daneben sich mit allgemein geschichtlichen, besonders aber kunsthistorischen Studien beschäftigte. Seine erste Schrift enthielt eine Sammlung Predigten, welche sich durch blühenden Stil, tiefe Herzenskenntnis wie menschlich schöne Auffassung der Lehre und Person Christi auszeichneten, aber mehr schildernd als entwickelnd, mehr rhetorisch als praktisch ergreifend waren. Hatte er sich hierdurch als Redner vortrefflich bekannt gemacht, so trat er demnächst auch als Dichter mit einem Bändchen Poesien (Stuttgart 1843) auf, wo sein Talent mehr auf die Seite der erzählenden Dichtung, des Epos, als der Lyrik hinneigte, indem die kleinern Stücke gegen das größere „Otto der Schuß“ bedeutend zurückstehen. Dieses Talent für die Erzählung, Schilderung, Geschichte bewährte sich in der Prosa dann glänzend durch ein romantisches Märchen: „Ein Traum im Spessart“, in einem der letzten Jahrgänge des „Rheinischen Taschenbuch“, welches so melodisch weich dahinstreift wie Daellenmurmeln und Waldesrauschen und so zauberisch träumend und anblüht wie eine monderhellte Frühlingnacht. Einige Dramen, welche noch nicht zur Aufführung gekommen sind, behandeln bedeutende historische Momente, doch mangelt der Sprache des Verf. dabei der verzehrende Bliz der Leidenschaft, die Beweglichkeit und Spannung der lebendigen That, wogegen sie in der Erzählung, dem Epos und der Geschichte ihren ruhig spiegelklaren Strom ungestört entfallen kann. Dieses Talent sowohl als das Interesse für Kunst und Historie konnte nun an einem Stoffe nicht besser befriedigt werden als an einer solchen Geschichte der bildenden Künste, wie sie des Verf. neuestes Werk liefert, worin auf gleiche Weise gründliche Gelehrsamkeit, künstlerischer Sinn und schöne Form zu harmonischer Einheit zusammenwirken.

Leider liegt bis jetzt nur eine Lieferung vor uns, welches das erste Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung umfaßt, indem die drei noch folgenden im Laufe des Jahres 1846 erscheinen sollen, aber wie ex ungue leonem, so kann man von diesem Theile schon mit Sicherheit auf das Übrige schließen. Demnach würde das Ganze einem großartigen Epos zu vergleichen sein, dessen erster Gesang die Geburt der christlichen Kunst feiert, wie sie sich langsam aus den Windeln des Alterthums losmacht und das über den Trümmern der antiken Welt errichtete Kreuz mit blühenden Rosen umschlingt. Die einzelnen Stadien der Entwicklung und die Charaktere der verschiedenen Epochen sind mit scharfen, festen Zügen gezeichnet, indem zwischen solche Geschichtserzählung die Beschreibungen bedeutender Kunstdenkmäler gleich anmuthigen Episoden eingestreut sind. Dabei weiß der Verf. Einzelnes und Allgemeines meisterhaft miteinander zu verbinden, wie z. B. der Anfang und die erste Entwicklung künstlerischer Thätigkeit bei den Christen lebendig geschübert, und der Charakter des byzantinischen Stils durch kurze aber vielsagende historische Schlagworte aufs schärfste ausgeprägt wird, an welche geringschwebende Andeutungen für den Geschichtskundigen ganze Reichen von Bildern aus dem Leben der Kirche und des Hofes von Byzanz sich anknüpfen. Dieser Einfluß der Religion und

Stärke auf die Kunst ist hier an den Geschichten derselben von Kinkel zum ersten Male vollständig nachgewiesen worden, wie es das Verdienst von Hase in Jena ist, die Geschichte des christlichen Kunst auch in das Studium der Theologie eingeführt zu haben, wovon seine „Kirchengeschichte“, welche unstrittig das geistreichste theologisch-historische Werk unserer Zeit ist, den Beweis liefert. Alle Kunst geht nach Kinkel von der Religion, vom Cultus aus, und wie die Völker des Alterthums durch die Verschiedenheit ihrer Religionen scharf voneinander getrennt waren, so ist ihre Kunst nur national; die moderne Culturwelt dagegen ist durch eine gemeinsame Religion, durch das Christenthum, unter sich verknüpft. „Während sich demnach die Kunstgeschichte der vorchristlichen Welt in lauter fast ganz unverbundene Bildungs geschichten der einzelnen Völker auseinanderlegt, haben wir in der modernen Welt eine unzerreißbare Einheit vor uns.“ Darum überdies hier das kirchliche Element in der Kunst gegen das historische, welches stets im speciellen Völkerverleben seine Wurzeln schlägt; aber die Religion selbst hat hier eine Geschichte, was im Alterthum nicht der Fall ist, und Religion und Geschichte, in der antiken Welt getrennt, sind hier eins. Diese Abhängigkeit der neuern Kunst von der Entwicklung des Christenthums gibt erstere ihre große Bedeutung, und die genaue Berücksichtigung ihres beiderseitigen Verhältnisses ist ein besonderes Verdienst Kinkel's. Bei Kugler dagegen tritt der religiöse Zusammenhang der neuern Kunst zurück, und er wird im Mittelalter dadurch sogleich zerrissen, daß der Islam mit seinen Schöpfungen zwischen den Anfang und die Blüte der romantischen Kunst hindurch hereintritt, was freilich bei solcher allgemeinen Darstellung, welche die Zeitfolge festhalten muß, schwer zu vermeiden war. Um so erfreulicher erscheint ein Werk, welches, von einer Idee ausgehend, alle aus ihr entspringenden künstlerischen Bestrebungen in Einem Überblick zusammenfaßt, wo man ohne Störung von der allgemeinen Betrachtung einer Periode zu den kleinern Gebilden derselben herabsteigen und diese stets wieder an den geschichtlichen Fäden anknüpfen kann. Bei Kugler tritt deshalb die christliche Kunst auch nur im Mittelalter als ein Ganzes auf; in der neuern Zeit fehlt ihm ein leitender Gedanke und es zerfällt sich seine Geschichte nach den verschiedenen Stämmen und Schulen, während das religiöse Element nur an einzelnen Punkten hervorgehoben wird. Gerade für die moderne Zeit aber, wo mit der Wissenschaft auch die Kunst sich von der Kirche abgewandt und in die Fülle des Weltlebens vertieft hat, war es vor Allem notwendig, die geheimen Fäden aufzufassen, welche die mannichfaltigen Kunstströmungen innerlich doch an die religiöse Idee anknüpfen und so untereinander wieder zu einem Ganzen verbinden. Denn seinem wahren Wesen nach ist der moderne Geist, wenn auch nicht kirchlich wie das Mittelalter, doch ebenso religiös wie jenes, aber auf eine neue umfassendere Weise. Bewirkte das Christenthum zunächst ein Umschlagen des Geistes aus dem Äußern ins Innere, wodurch es selbst äußerlich wurde, so hat es in der neuen Zeit ein Umschlagen desselben aus dem Innern ins Äußere hervorgebracht, wodurch es selbst wesentlich innerlicher und geistiger geworden ist. Nach außen hat sich daher Welt und Christenthum getrennt, aber im Geiste zu einer größern Einheit zusammengeschlossen; und diese Einheit auch in den Kunstbestrebungen der Völker und Zeiten nachzuweisen muß auf die Geschichte derselben ein neues Licht werfen. Kinkel hat diese Aufgabe kräftig erfaßt, über ihre Lösung aber im Einzelnen läßt sich noch nichts Näheres urtheilen, da, außer einer allgemeinen Übersicht der Perioden, die eigentliche Geschichte im vorliegenden Hefte nur bis zum Ende des ersten Jahrtausends fortgeführt ist.

Was diesen ersten Theil betrifft, so hätte der allgemeine Charakter des Heidenthums und seiner Kunst wol für sich allein abgeschlossener und zusammenhängender hingestellt werden können, damit das Wesen der christlichen Kunst sich daran

Spiegel und auf jener Grundlage um so klarer und deutlicher hervortreten konnte. Die einzelnen Momente, worauf es ankam, sind allerdings aufgezählt, indem es z. B. heißt: „Das Heidenthum war die allseitigste Entfaltung des Menschlichen, die bis jetzt auf Erden gelangen ist; das Christenthum beghnt mit der Hoderung, daß der Mensch in seiner Einzelheit und Einzelsphäre sich selbst verkenne. So zieht die Kunst des Heidenthums das Göttliche in die beiden Schwänken der Einseitigkeit hinab, die christliche aber feiert ihren Triumph, wenn sie den Menschen darstellt, wie er diese Schwänke durchbricht und in den reinen Äther der Idee emporsteigt.“ „Im Christenthum wird die Sinnlichkeit gänzlich geadert gegen das Geistige: die Menschengehalt hat ihm nur Bedeutung, sofern in ihr ein Tiefes, Inneres sich ausprägt, sofern sie Spiegelung des Eines Göttlichen ist.“ Aber es fehlt hierbei der einheitliche Ausdruck für diese verschiedenen Momente ihrer beiderseitigen Charaktere, wie auch der schwebende Gegensatz in der historischen Darstellung, welche mehr vermittelt, versöhnend erst aus dem Siege der christlichen Kunst die Stärke des überwundenen Feindes ahnen läßt. Freilich tritt an einzelnen Werken der Unterschied in diesem ersten Jahrtausend noch nicht so schlagend hervor als im zweiten, wo das Princip des Mittelalters sich in seiner ganzen Eigenthümlichkeit frei und selbständig entfalten konnte. Die merkwürdige Einlebung christlicher Gedanken in heidnische Formen dagegen und die langsame Emancipation des künstlerischen Geistes der neuen Religion aus dem Zauber der antiken Welt wird schon und lebendig veranschaulicht. Das Heidenthum war die Herrschaft der Natur mit ihrem zahllosen Reichthum einzelner Gebilde, mit ihrer ewigen Ruhe und Klarheit, mit der nackten Schönheit ihrer Formen, die im menschlichen Körper ihre höchste Blüte erreichten, und mit der sätlich unbekümmerten Freude ihres in sich selbst befriedigten Lebens. Das Christenthum dagegen ist das Bewußtwerden des Geistes in seinem Gegensatz gegen die Natur, und somit der Kampf wider dieselbe in Schmerz und Sehnsucht. Letzteres Beides hängt genau zusammen und bezeichnet der sinnlichen Freude und Lebensbefriedigung der Antike gegenüber das eigenthümliche Wesen der christlichen Kunst, was bei Kinkel nicht genug hervorgehoben wird. Niemand aber hat diesen Contrast schärfer ausgesprochen wie Kenau in seinem herrlichen Gedichte „Savonarola“, wo es z. B. heißt:

Das sie am Schmerz, den sie zu tröden
Nicht magte, mild vorüberführt,
Klein' ich als der Zauber gründen,
Womit was die Antike rührt;

und wo er in Anerkenntniß dieses Mangels der alten Kunst, welche nur für Glückliche paßt und für die gehetmen Qualen der Menschenbrust keinen Trost, sondern nur Scherz und Spott bietet, einen Künstler wie Michel Angelo mitten im Glanze einer köpigen Kunst und Natur verzweifeln und jubelnd zugleich ausdrücken läßt:

Hier steht der Menschenschmerz inmitten
Der fremden Kunst und der Natur,
Von ihren Herzen abgeschlitten,
Schöhnt von ihrer Freudenpar.

Doch siehst du dort ab jenen Zweigen
Das Kreuzkreuz im Mondenstrahl?
Siehst du den Welt herab sich neigen
So mittheilsvoll zu unser Qual?

Wir stömt es freudig von den Wangen,
Dann plötzlich durch des Schmerzes Gank
In meinen Bildern ausgegangen
Die tiefe Welt der Christenkunst.

Die Feindschaft der jungen Religion gegen das Heidenthum mußte nothwendig auch eine Feindschaft gegen seine höchste Vollendung in der Kunst erzeugen; wie das Christenthum aber über jenes gefegt hatte, so glaubte es auch die verführische

Macht der Kunst gebrochen und bediente sich ihrer zur Darstellung seiner Gedanken und zur Ausschmückung seiner Worte. Doch trat die Kunst noch nicht selbständig auf, sie blieb unfreie Dienerin der Kirche und gehorchte dem Principe der Unverletzlichkeit, welches sie im ersten Jahrtausend erfüllte. Sie war daher zunächst symbolisch und verdeckte ihren Schmutz in das Innere unscheinbarer christlicher Versammlungshäuser, aus welchen sie sich allmählig auch nach außen wandte, bis im byzantinischen Baustil die Selbstgewißheit des alten Christenglaubens in der Kuppelform der Kirchen sich abschloß. Denn die Architektur ist immer die Chorführerin der Künste gewesen, welche den Ton angibt und welche den eigenthümlichen Charakter jeder Periode am reinsten ausspricht und wiedergibt. Das Heidenthum war überwunden, aber noch nicht die Welt; im Geiste allein war die Wahrheit erkannt, aber neben der Richtigkeit und Bewerflichkeit der Natur zugleich auch ihre dämonische Macht. Darum ergriff das christliche Gemüth mitten im Rausche des Sieges der wehmüthigste Schmerz und die heißste Sehnsucht, und die Kunst besiegelte und verherrlichte diesen Widerspruch in ihren Gebilden. Die Sehnsucht nach oben, die Begeisterung für das Ideale wie die Seligkeit des Schmerzes und der Entagung ist es, was sie feiert in ihren Heiligenbildern und ihren himmelanstrebenden Dömen. Die Form als solche gilt nichts mehr gegen den geistigen Ausdruck, das Gefühl daher mit dem Wechsel seiner Gefühle und Leidenschaft tritt jetzt in der Malerei und Sculptur hervor, während die Glieder als ohne Bedeutung verhüllt werden. Die Architektur dagegen zeigt den Charakter der Erhebung, des Aufstrebens, des Überwiegens der Höhe über die Breite sowohl im romanischen wie im gothischen Stile. Doch waltet in jenem neben gehaltener Ruhe noch das Princip der Innerlichkeit vor, während dieser nur in der Unendlichkeit seiner schrankenlosen, unbefriedigten Sehnsucht selbst Ruhe findet, und auch nach außen hin die Unendlichkeit seiner Gedanken in einer Fülle zahlloser Blüten und Bänder offenbart. Darum war es wol nicht passend, wenn Kugler den romanischen und germanischen Stil zwei besondern Perioden zutheilte, da sie auch den Werken der Malerei und Sculptur dieser Zeiten ihren Unterschied nicht so scharf als ihren gemeinsamen Charakter aufprägen. Kinkel dagegen faßt Beides in die Periode des Mittelalters zusammen, nachdem er den ersten Zeitraum bis zum Jahre 1100 als den der unselfständigen christlichen Kunst bezeichnet hat, weil sie hier noch unter dem Einflusse der Antike arbeitet.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Geschichte von Rheims.

Zu den wichtigsten Erscheinungen derjenigen Rubrik der historischen Literatur Frankreichs, welche der Geschichte einzelner Städte gewidmet ist, gehört die Geschichte von Rheims vom Pater Dom Guillaume Karlot. Bis jetzt sind wir indessen nur im Besitz einer vom Verf. selbst veranfalteten lateinischen Bearbeitung gewesen, indem zu verstehen gegeben war, daß sein Werk nur in dieser Form werde veröffentlicht werden können. So ist denn die eigentliche ursprüngliche Arbeit, bei welcher der Verf. sich der französischen Sprache bedient hatte, ungedruckt geblieben, bis sie jetzt endlich auf Anregung und unter dem besondern Schutze der Akademie von Rheims unter dem Titel „Histoire de la ville, cité et université de Reims, métropolitaine de la Gaule Belgique, divisée en douze livres, contenant l'état ecclésiastique et civil du pays“ im Druck erschienen ist. Diese Fassung ist nicht bloß ausführlicher, sondern weicht auch in einigen Partien von der lateinischen Bearbeitung („Metropolitensis Remensis historia“, 1668 und 1679) nicht unbedeutend ab. Diese neue Ausgabe erstreckt sich außerdem bis zum Jahre 1663, während die frühere schon 1616 abbricht.

17.

Religiöse Tendenzromane.

1. Der ewige Jude. Von Eugen Sue. Aus dem Französischen. Fünf Bände. Leipzig, Brockhaus. 1845. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Kaiser und Karr. Historischer Roman von Peribert Rau. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 12. 5 Thlr.
3. Die Jesuiten in England und Osterreich. Ein Roman. Drei Theile. Leipzig, Engelmann. 1845. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.
4. Mac Lator, oder muß es eine Kirche geben? und welche? Novelle von Wilhelm Gärtner. Zwei Theile. Leipzig, Teubner. 1845. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
5. Die Separatisten. Novelle von L. van der Meulen. Zwei Bände. Leipzig, Fricke. 1845. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
6. Die Neukatholischen. Roman aus der Gegenwart von Fr. Lubojagky. Drei Bände. Grimma, Verlagscomptoir. 1845. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
7. Chawn na Coggarth, der Priesterfänger. Eine irische Erzählung aus den Zeiten der Religionsacht. Von R. Archdeacon. Augsburg, Schmid. 1845. 8. 1 Thlr.
8. Der Bauer am Gaisberge. Eine Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Von Karl Behrmann. St. Gallen, Huber u. Comp. 1845. 8. 13/4 Ngr.
9. Kunst und Leben. Eine romantische Erzählung in drei Theilen aus der Gegenwart. Von J. A. Roschamer. Wien, Pichler. 1845. 8. 20 Ngr.

Wir wollen nicht damit beginnen, das Wesen des Romans zu entwickeln, seine Anfänge nachzuweisen, seine verschiedenen Phasen durchzunehmen und ihn stufenweise auf den Punkt zu begleiten, auf welchem er gegenwärtig angelangt ist. Dazu gehörte mehr Raum als wir zu verwenden haben, auch haben wir unsere Grundansichten über das Wesen des Romans und über seine Gestaltungen bereits in einem frühern Jahrgange d. Bl. zur Genüge dargelegt; hier haben wir es mit dem Romane wie er gegenwärtig ist, mit der Gegenwart des Romans zu thun. Alle Romane, deren Titel oben verzeichnet stehen, wurzeln mit Ausnahme einiger weniger — und auch deren Tendenz bezieht sich auf das Heute — mit ihrem Stoffe in der Gegenwart und wollen eben dadurch, daß sie Partien der Gegenwart charakterisiren, ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen.

Der Roman gewöhnt allerdings für die Bewegungen der Gegenwart die passivste und die bequemste Dichtungsfarm. Keine andere Form ist so ausdehnbar, so

geschmeidig, so willig, Alles in sich aufzunehmen und mit einem kaum noch bemerkbaren künstlerischen Bande zusammenzuhalten. Durch diese Geschmeidigkeit und Elasticität ist eben der Roman ein rechtes Kind unserer Zeit, die noch nirgend zum Abschluß gekommen und nach allen Richtungen hin immer neue Krystallisationen hervorreibt. Die epische Ruhe, die dramatische Erhabenheit, die lyrische Weichheit können unserer Zeit, welche stets bewegt ist, nicht ihren vollen Ausdruck geben. Ihre deutlichste Zeichnung findet sie im Romane, der eben epische, dramatische und lyrische Elemente in sich aufnehmen kann, aber auch deshalb, seiner Unstätigkeit halber, auf eine classische Formendurchbildung keinen Anspruch zu machen hat. „Bahlverpandtschaften“ werden nicht mehr geschrieben. Es ist der Stoff, es ist die Tendenz mit ihrer Unruhe, welche der Form des Romans weit über den Kopf gewachsen ist, sie vielfach zersprengt hat und sie nur noch nebensächlich hinter sich herschleppt. Die Kunst des Romans scheint über die politische und sociale Theorie des Romans immer mehr vernachlässigt zu werden, immer mehr zu Grunde zu gehen. Die Kunst des Romans verlangt zu ihrer Bewerthung eine vollkommene Harmonie zwischen Idee und Erscheinung, zwischen der Ausführung und der Intention, unserer Zeit aber, in dem Kampfe ihrer Widersprüche, fehlt, mit den Grundbedingungen aller Kunst, auch die objective Ruhe, welche über den Erscheinungen thront und die es allein zu einem künstlerisch-vollendeten Romane bringen kann. Das Blut siedet zu heiß, die Bewegungen sind zu gewaltig, es ist zu sehr die Tiefe des Inhalts, der Ideen, der Principien, welche die Welt bewegen und über die Begrenzung der künstlerischen Form hinaudreißt, als daß man noch allzu großen Werth auf eine feine Ciselirarbeit, auf eine mühsam vollendete Mosaik legen sollte. Die geniale Sand, der reiche Sealsfeld und endlich der effectreiche Sue haben sich genöthigt gesehen, die Grenzen, welche ihnen der alte Roman setzte, zu überspringen und sich auf einem durchaus freien Felde zu bewegen.

Indem der Roman also aus seiner künstlerisch geschlossenen Sphäre heraustrgetreten ist und sich zum Spiegel aller jener Bewegungen gemacht hat, welche die Zeit aus ihrem tiefen Schooße hervortreibt, fällt er auch,

ganz abgesehen von dem Kunstromane, der seinen Zweck in der Befriedigung des ästhetischen Genusses und der poetischen Darstellung sucht, natürlich nach den Hauptrichtungen auseinander, welche die Zeit eingeschlagen hat. Diese Hauptrichtungen sind als der politische, der sociale und der religiöse Gesichtspunkt zu bezeichnen. Das politische Gebiet ist schon seit längerer Zeit durchadert und durchfurcht worden, deshalb sind auch schon seit längerer Zeit sogenannte politische Romane vielfach erschienen. Sie repräsentirten entweder abstracte politische Tendenzen oder sie suchten die Geschichte ihrer Helden mehr oder minder mit dem Laufe der politischen Sterne in Verbindung zu bringen und mehr politische Decorationsmalerei als den Blut- und Nervengeist des politischen Lebens dazustellen. Während diese letztern größtentheils durch ihre vielden Effecte auf die große Masse des Publicums berechnet waren, blieb der Kreis der erstern immer nur sehr begrenzt. Die abstracten Tendenzen, die in ihnen überall hervorbrachen, drängen zu keinem vollen Leben durch, sie gaben staatswissenschaftliche Compendien zum Besten, wo sich die Geschichte in Individualitäten und Situationen entwickeln sollte, und wenn sie es zu Situationen und Individualitäten brachten, so waren diese in der Regel abschreckend, unnatürlich, sieberhaft. Man merkte es ihnen allzu sehr an, daß die geschichtliche Bewegung in Deutschland noch zu keinem freien Flüsse gekommen sei, daß ihre Gestalten nicht aus der Reichhaltigkeit des realen Lebens geschöpft, daß sie als Homunculi in den Retorten destillirt und in Gelehrtenstuben gezeugt worden waren. Unsere politische Romanliteratur bietet wenig Großartiges, sei es in der Anlage, sei es in der Ausführung. Die Versuche des jungen Deutschlands auf diesem Felde sind durchaus keine vollen reifen Gestaltungen geworden, dagegen hat sich die Mittelmäßigkeit bald mit mehr bald mit minder Begabung auf diesem Felde nach allen Dimensionen ausgebreitet, und unserm gewöhnlichen Publicum mag es recht bequem geworden sein, je weniger es selbst Geschichte macht, bei einer leichten Romanlecture die neuesten Wallungen der Zeitgeschichte zu empfinden.

Einen andern großen Kreis hat sich der Roman in der socialen Frage erobert. Die Darstellung und die Kritik der socialen Zustände sind von ihm aufgenommen worden. Das politische Interesse tritt für diese größte Frage der europäischen Menschheit auch bereits im Romane zurück. Die praktische Natur der Engländer hält diese Nation größtentheils von der Entwicklung der socialen Interessen in der Form des Romans ab, dagegen fühlen sich Franzosen und Deutsche lebhaft dazu hingezogen. Wie nun in Deutschland die Entwicklung der socialen Frage noch hinter derselben in Frankreich zurücksteht, so auch der sociale Roman. Was wir auf diesem Felde besitzen, sind nur noch Anfänge und Versuche, in Frankreich dagegen hat der sociale Roman nach allen Richtungen hin Ausbreitung genommen, von der feinsinnigen Sand bis zum derben, effectreichen Sue. Die unterwürdigsten Zustände der Gegenwart und die

Probleme einer communistischen Zukunft sind mit gleicher Kraft in der französischen Literatur dargestellt worden. Und wie die sociale Bewegung noch eine große Zukunft vor sich hat, so muß der sociale Roman ebenfalls noch ein weites Reich zur Beherrschung haben. Der sociale Roman ist das echte Product unserer modernen Entwicklung. In ihm finden sich alle Tiefen und Saiten derselben vereinigt. Wie einst der Ritterroman die altspanische Weltanschauung aussprach, wie der deutsche Charakter sich einst im Familienromane widerspiegelte, so ist jetzt der sociale Roman zum Ausdruck der westeuropäischen Weltbewegung geworden und er verhüllt und entschleierte zugleich die Probleme unserer gemeinsamen Zukunft.

Eine ganz eigenthümliche Seite des Romans ist in Deutschland und zwar vorzüglich in der allernuesten Zeit zur Entwicklung gebracht worden. Dies ist der theologische Roman, oder sagen wir der Roman mit religiösen Tendenzen. Kann sich die Natur unsers Volks besser ausdrücken als in diesen Romanen, welche ihm ganz eigenthümlich sind? Unser Volk muß die Religion in alle Verhältnisse einführen, es geht überall an eine Bearbeitung derselben. Nicht genug daß die Religion im Staate eine Macht ist, nicht genug daß sie die Gesellschaft trennt und zersplittert, nicht genug daß sie auf Kanzeln und Kathedern steht, nicht genug daß sie sich in jüngster Zeit im Überflusse über den großen Büchermarkt, durch das breite Bett der Journalistik und der Broschürenliteratur ergießt, auch der Roman wird von ihr in Beschlag genommen und er muß zur Bearbeitung der religiösen Frage nach allen Seiten hin dienen.

Dieser theologisirende Roman ist deshalb nicht als etwas Isotretes zu betrachten. Man muß in ihm die bewegende Kraft und das Drängen und Kämpfen des deutschen Volks erkennen. Eine religiöse Entwicklung wie Deutschland sie genommen, ein theologischer Kampf wie er in Deutschland bis zu den weitesten Consequenzen durchgeföhrt, ist von keiner andern Nation der Welt aufzuweisen. Das Gebiet der Religion und der Theologie ist so recht das Gebiet des deutschen Volks, aber nicht bloß um darin zu bleiben, sondern auch um es aufzulösen und um es gründlich zu zerstören. Der religiöse Kampf wie er Deutschland bewegt kann von keinem andern Volke richtig verstanden werden, Deutschland kämpft ihn für die ganze Welt, es ist zugleich das Land der gläubigsten Mystik und des bewußtvollsten, consequentesten Atheismus.

Die eigenthümliche Stellung, welche Deutschland zur Religion und Theologie einnimmt, wird erst dann recht klar, wenn man die religiösen, theologischen und philosophischen Zustände der Nachbarländer, Englands und Frankreichs, betrachtet. In beiden Ländern wird die Religion von einem ganz andern Standpunkte aus angesehen als in Deutschland. Man geht dort immer von Voraussetzungen aus und wagt es nirgend wie in Deutschland die religiösen Voraussetzungen selbst einer Kritik unterzuordnen. England, dessen Ursprung sich

mit Deutschland auf dieselbe Basis zurückführen läßt, ist befehlungsgeachtet in religiöser Beziehung der strengste Gegensatz Deutschlands. Die religiöse Voraussetzung, die strengste Hierarchie beherrscht das freieste Volk Europas durch einen starren, geistlosen Formalismus, den sich Deutschland niemals gefallen lassen würde. Die Wissenschaft ist in England noch immer der Theologie untergeordnet, die Freiheit ist noch immer durch den confessionellen Zwang gebunden, die Vernunft, die Freiheit hat sich noch nicht als im Gegensatz zur Religion und Theologie erklärt wie in Deutschland, und einen Streit, einen Kampf hervorgerufen, wie er alle Andern Deutschlands erschüttert. Der Protestantismus ist in England in dem starren Bau der anglicanischen Kirche eingefroren, sein Grundelement ist verloren gegangen und noch die letzten Parlamentsverhandlungen über die Raynhoobill haben den eclatanten Beweis geliefert, daß die Mehrzahl der stolzen Insulaner über eine engebegrenzte confessionelle Religionsphäre nicht hinausdringen könne. In England fühlt sich die Regierung aus politischen Gründen veranlaßt, den confessionellen Kreis zu erweitern, aber die Nation befindet sich in Opposition dagegen; in Deutschland suchen die Regierungen aus politischen Gründen die confessionellen Kreise fester zu schließen und ein Princip geltend zu machen, welches sich dem englischen annähern möchte, aber der alte echte Geist deutscher Nation ist mächtig gegen sie in die Schranken getreten und weiß ein solches Thun mit all seiner Kraft zu verhindern. Wenden wir nun von England auf Frankreich hinüber als auf dasjenige Land, welches im romanischen Völkerkreise die freieste Entwicklung genommen hat, so beweist sich hier ebenfalls, wie schwach und nebensächlich der religiöse Kampf Deutschland gegenüber geführt wird. Man kämpft hier nicht wie in Deutschland gegen Principien, gegen Ideen, man streitet um Formen, um Institutionen, die religiöse Voraussetzung berührt man nicht, sie bleibt auf dem Grunde des Franzosenthums beruhend. In Frankreich ist zwar der Geist der Revolution geboren, aber es fehlt ihm der Geist der Reformation, der sich seit drei Jahrhunderten in nimmer endenden Kämpfen durch Deutschland bewegt. Der Franzose ist außer Stande die Religion so innerlich aufzufassen und so geistig zu durchdringen wie der Deutsche, deshalb kann er weder so naiv glauben wie der Deutsche noch auch so consequent alle religiösen Voraussetzungen vernichten wie der deutsche Geist. Im Glauben bringt er es nur zur Form des Glaubens, zum Gehorsam gegen die Kirche, im Zweifel nur zum Materialismus, wie es die französische Literatur der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beweist. Der religiöse Kampf Frankreichs bewegt sich nur gegen Formen, gegen die Form des Ultramontanismus, im Gegensatz zu einer französischen Nationalkirche, gegen das Institut der Jesuiten als der kräftigsten und unermüdblichsten Vertheidiger Roms. Frankreich hat keine productiven Kräfte, weder im Religiösen noch im Antireligiösen, weder in der Theologie noch in der Philosophie, es hat nur reli-

giöse und antireligiöse, theologische und philosophische Formalismen. In Deutschland aber drängen alle jene productiven Kräfte hervor, die wir in Frankreich vermessen, und sie gestalten ein Schauspiel, wie es nur aus der Organisation des deutschen Geistes zu begreifen ist, sie beherrschen, verwirren, beleuchten das Leben in einer Art wie sie nirgend anderswo stattfindet. Der Kampf gegen die Religion wird bei uns ebenso gläubig und theologisch geführt als der Kampf für einzelne Seiten der Religion, und es scheint eine Aufgabe des deutschen Volkes zu sein, das religiöse Element bis in seine weiteste Consequenz zu verfolgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern, vom Anfange unserer Zeitrechnung bis zur Gegenwart. Von Gottfried Kinkel. Erste Lieferung.

(Schluß aus Nr. 102.)

Die Einheit der kirchlichen Kunst des Mittelalters, dieser Himmel, den sie in all ihren Gebilden anbetet, wie ist er plötzlich dahingeschwunden, einem leichten Morgentraume vergleichbar, vor der kalten und scharfen Luft des Wissens und der Erkenntnis, welche mit dem 15. Jahrhundert über die Erde weht! Und wir würden ihn nur für einen Traum halten, wenn nicht seine Riesensperle dafür zeugten, daß er Wirklichkeit gewesen. Wie das Mittelalter seine höchsten Kräfte daran verschwendete, jene Sehnsucht nach dem Himmel und einer Versöhnung des Geistes mit der Natur künstlerisch zu verherrlichen, so will die neue Zeit diese Versöhnung selbst vollbringen durch wirkliche Unterjochung der Naturkräfte, und darin besteht die sogenannte Prosa des heutigen Lebens. Die Vergangenheit wandte ihre Augen nach oben, um den irdischen Jammer zu vergessen, die Gegenwart aber senkt tief in die Erde und das Menschenleben hinein ihre Blicke, und es entspringt daraus eine Saat mächtiger Werke und Erfindungen. Ihren Augen, ihre verborgenen Kräfte laßt der Mensch der Natur ab, und damit geht ihm auch wieder der Sinn für ihre Schönheit auf. Die Versöhnung, welche die Religion verheißt, vollbringt er durch mühevollen Arbeit, und diese erscheint ihm daher nicht minder heilig und religiös als die Freude und der Genuß. Der überwundene Schmerz liegt nur als dunkler Hintergrund in seinem siegesfrohen Auge; er braucht die Natur nicht mehr zu fürchten, da er die Mittel besitzt ihre Zauberkräfte zu bannen, und so vermählt er sich wieder liebend mit ihr in der Kunst. Diese erscheint deshalb als ein Zurückstreben nach der Antike, aber nicht um das Alte wiederherzustellen, sondern durch das Christenthum neu zu erfüllen, und als ein Studium der Natur, aber nicht um sie slavisch nachzuahmen, sondern geistig zu erklären. Ein neues Heidenthum tritt allerdings, wie Immermann in seinem „Münchhausen“ es prophezeit, in die Welt ein, und wer die Wille des Vorurtheils abgenommen, kann es schon in nächster Nähe erblicken. Das Studium der Geschichte und der alten Kunst, die Begeisterung für die Ideale reiner Menschlichkeit, der Cultus des Genies in den unzähligen Monumenten unserer großen Männer: Alles weist hoffend auf ein Neues hin. Wol Mancher ahnt und fühlt Dasselbe, aber noch Niemand hat sein Wesen in Einem Worte ausgesprochen, obgleich es nichts ist als das uralte Wesen der Menschheit selbst, was seiner ewigen Jugend sich wieder bewußt wird. Wie erlischt und verblaßt vor diesem thatenglühenden, jugendkräftigen Streben nach vorwärts der Heiligenschein um die modernen Märtyrer- und Madonnenbilder! Wie kalt und unverständlich schauen die grauen Dome auf das rastlose Treiben unserer

ganz abgesehen von dem Kunstromane, der seinen Zweck in der Befriedigung des ästhetischen Genusses und der poetischen Darstellung sucht, natürlich nach den Hauptrichtungen auseinander, welche die Zeit eingeschlagen hat. Diese Hauptrichtungen sind als der politische, der sociale und der religiöse Gesichtspunkt zu bezeichnen. Das politische Gebiet ist schon seit längerer Zeit durchadert und durchfurcht worden, deshalb sind auch schon seit längerer Zeit sogenannte politische Romane vielfach erschienen. Sie repräsentirten entweder abstracte politische Tendenzen oder sie suchten die Geschichte ihrer Helden mehr oder minder mit dem Laufe der politischen Sterne in Verbindung zu bringen und mehr politische Decorationsmalerei als den Blut- und Nervengeist des politischen Lebens darzustellen. Während diese letztern größtentheils durch ihre dicken Effekte auf die große Masse des Publicums berechnet waren, blieb der Kreis der erstern immer nur sehr begrenzt. Die abstracten Tendenzen, die in ihnen überall hervorbrachen, drangen zu keinem vollen Leben durch, sie gaben staatswissenschaftliche Compendien zum Besten, wo sich die Geschichte in Individualitäten und Situationen entwickeln sollte, und wenn sie es zu Situationen und Individualitäten brachten, so waren diese in der Regel abschreckend, unnatürlich, sieberhaft. Man merkte es ihnen allzu sehr an, daß die geschichtliche Bewegung auf Deutschland noch zu keinem freien Flüsse gekommen sei, daß ihre Gestalten nicht aus der Reichhaltigkeit des realen Lebens geschöpft, daß sie als Homunculi in den Retorten destillirt und in Gelehrtenstuben gezeugt worden waren. Unsere politische Romanliteratur bietet wenig Großartiges, sei es in der Anlage, sei es in der Ausführung. Die Versuche des Jungen Deutschlands auf diesem Felde sind durchaus keine vollen reifen Gestaltungen geworden, dagegen hat sich die Mittelmäßigkeit bald mit mehr bald mit minder Begabung auf diesem Felde nach allen Dimensionen ausgebreitet, und unserm gewöhnlichen Publicum mag es recht bequem geworden sein, je weniger es selbst Geschichte macht, bei einer leichten Romanlecture die neuesten Wallungen der Zeitgeschichte zu empfinden.

Einen andern großen Kreis hat sich der Roman in der socialen Frage erobert. Die Darstellung und die Kritik der socialen Zustände sind von ihm aufgenommen worden. Das politische Interesse tritt für diese größte Frage der europäischen Menschheit auch bereits im Romane zurück. Die praktische Natur der Engländer hält diese Nation größtentheils von der Entwicklung der socialen Interessen in der Form des Romans ab; dagegen fühlen sich Franzosen und Deutsche lebhaft dazu hingezogen. Wie nun in Deutschland die Entwicklung der socialen Frage noch hinter derselben in Frankreich zurücksteht, so auch der sociale Roman. Was wir auf diesem Felde besitzen, sind nur noch Anfänge und Versuche, in Frankreich dagegen hat der sociale Roman nach allen Richtungen hin Ausbreitung genommen, von der feinsinnigen Sand bis zum derben, effectreichen Sue. Die unterwühlten Zustände der Gegenwart und die

Probleme einer communistischen Zukunft sind mit gleicher Kraft in der französischen Literatur dargestellt worden. Und wie die sociale Bewegung noch eine große Zukunft vor sich hat, so muß der sociale Roman ebenfalls noch ein weites Reich zur Beherrschung haben. Der sociale Roman ist das echte Product unserer moderneren Entwicklung. In ihm finden sich alle Tiefen und Saiten derselben vereinigt. Wie einst der Ritterroman die altspanische Weltanschauung aussprach, wie der deutsche Charakter sich einst im Familienromane widerspiegelte, so ist jetzt der sociale Roman zum Ausdruck der westeuropäischen Weltbewegung geworden und er verhüllt und entschleiert zugleich die Probleme unserer gemeinsamen Zukunft.

Eine ganz eigenthümliche Seite des Romans ist in Deutschland und zwar vorzüglich in der allerneuesten Zeit zur Entwicklung gebracht worden. Dies ist der theologische Roman, oder sagen wir der Roman mit religiösen Tendenzen. Kann sich die Natur unsers Volks besser ausdrücken als in diesen Romanen, welche ihm ganz eigenthümlich sind? Unser Volk muß die Religion in alle Verhältnisse einführen, es geht überall an eine Verarbeitung derselben. Nicht genug daß die Religion im Staate eine Macht ist, nicht genug daß sie die Gesellschaft trennt und zersplittert, nicht genug daß sie auf Kanzeln und Kathedern steht, nicht genug daß sie sich in jüngster Zeit im Überflusse über den großen Büchermarkt, durch das breite Bett der Journalistik und der Broschürenliteratur ergießt, auch der Roman wird von ihr in Beschlag genommen und er muß zur Verarbeitung der religiösen Frage nach allen Seiten hin dienen.

Dieser theologisirende Roman ist deshalb nicht als etwas Isolirtes zu betrachten. Man muß in ihm die bewegende Kraft und das Drängen und Kämpfen des deutschen Volks erkennen. Eine religiöse Entwicklung wie Deutschland sie genommen, ein theologischer Kampf wie er in Deutschland bis zu den weitesten Consequenzen durchgeföhrt, ist von keiner andern Nation der Welt aufzuweisen. Das Gebiet der Religion und der Theologie ist so recht das Gebiet des deutschen Volks, aber nicht bloß um darin zu bleiben, sondern auch um es aufzulösen und um es gründlich zu zerstören. Der religiöse Kampf wie er Deutschland bewegt kann von keinem andern Volke richtig verstanden werden, Deutschland kämpft ihn für die ganze Welt, es ist zugleich das Land des gläubigsten Mystik und des bewußtlosesten, consequentesten Atheismus.

Die eigenthümliche Stellung, welche Deutschland zur Religion und Theologie einnimmt, wird erst dann recht klar, wenn man die religiösen, theologischen und philosophischen Zustände der Nachbarländer, Englands und Frankreichs, betrachtet. In beiden Ländern wird die Religion von einem ganz andern Standpunkte aus angesehen als in Deutschland. Man geht dort immer von Voraussetzungen aus und wagt es nirgend wie in Deutschland die religiösen Voraussetzungen selbst einer Kritik unterzuordnen. England, dessen Ursprung sich

mit Deutschland auf dieselbe Basis zurückführen läßt, ist befeuerungswürdig in religiöser Beziehung der strengste Gegensatz Deutschlands. Die religiöse Voraussetzung, die strengste Hierarchie beherrscht das freieste Volk Europas durch einen starren, geistlosen Formalismus, den sich Deutschland niemals gefallen lassen würde. Die Wissenschaft ist in England noch immer der Theologie untergeordnet, die Freiheit ist noch immer durch den confessionellen Zwang gebunden; die Vernunft, die Freiheit hat sich noch nicht als im Gegensatz zur Religion und Theologie erkannt wie in Deutschland, und einen Streit, einen Kampf hervorgerufen, wie er alle Andern Deutschlands erschüttert. Der Protestantismus ist in England in dem starren Bau der anglicanischen Kirche eingefroren, sein Grundelement ist verloren gegangen und noch die letzten Parlamentsverhandlungen über die Magna Charta haben den eclatanten Beweis geliefert, daß die Mehrzahl der stolzen Insulaner über eine engbegrenzte confessionelle Religionsphäre nicht hinausblinden könne. In England fühlt sich die Regierung aus politischen Gründen veranlaßt, den confessionellen Kreis zu erweitern, aber die Nation befindet sich in Opposition dagegen; in Deutschland suchen die Regierungen aus politischen Gründen die confessionellen Kreise fester zu schließen und ein Princip geltend zu machen, welches sich dem englischen annähern möchte, aber der alte echte Geist deutscher Nation ist mächtig gegen sie in die Schranken getreten und weiß ein solches Thun mit all seiner Kraft zu verhindern. Wenden wir nun von England auf Frankreich hinüber als auf dasjenige Land, welches im romanischen Völkerkreise die freieste Entwicklung genommen hat, so beweist sich hier ebenfalls, wie schwach und nebensächlich der religiöse Kampf Deutschland gegenüber geführt wird. Man kämpft hier nicht wie in Deutschland gegen Principien, gegen Ideen, man streitet um Formen, um Institutionen, die religiöse Voraussetzung berührt man nicht, sie bleibt auf dem Grunde des Franzosenthums beruhend. In Frankreich ist zwar der Geist der Revolution geboren, aber es fehlt ihm der Geist der Reformation, der sich seit drei Jahrhunderten in nimmer endenden Kämpfen durch Deutschland bewegt. Der Franzose ist außer Stande die Religion so innerlich aufzufassen und so geistig zu durchdringen wie der Deutsche, deshalb kann er weder so naiv glauben wie der Deutsche noch auch so consequent alle religiösen Voraussetzungen vernichten wie der deutsche Geist. Im Glauben bringt er es nur zur Form des Glaubens, zum Gehorsam gegen die Kirche, im Zweifel nur zum Materialismus, wie es die französische Literatur der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts beweist. Der religiöse Kampf Frankreichs bewegt sich nur gegen Formen, gegen die Form des Ultramontanismus, im Gegensatz zu einer französischen Nationalkirche, gegen das Institut der Jesuiten als der kräftigsten und unermüdblichsten Verteidiger Roms. Frankreich hat keine productiven Kräfte, weder im Religiösen noch im Antireligiösen, weder in der Theologie noch in der Philosophie, es hat nur reli-

giöse und antireligiöse, theologische und philosophische Formalismen. In Deutschland aber drängen alle jene productiven Kräfte hervor, die wir in Frankreich vermiffen, und sie gestalten ein Schauspiel, wie es nur aus der Organisation des deutschen Geistes zu begreifen ist, sie beherrschen, verwirren, beleuchten das Leben in edler Art wie sie nirgend anderswo stattfindet. Der Kampf gegen die Religion wird bei uns ebenso gläubig und theologisch geführt als der Kampf für einzelne Seiten der Religion, und es scheint eine Aufgabe des deutschen Volkes zu sein, das religiöse Element bis in seine weiteste Consequenz zu verfolgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern, vom Anfange unserer Zeitrechnung bis zur Gegenwart. Von Gottfried Kinkel. Erste Lieferung.

(Schluß aus Nr. 102.)

Die Einheit der kirchlichen Kunst des Mittelalters, dieser Himmel, den sie in all ihren Gebilden anbetet, wie ist er plötzlich dahingeschwunden, einem leichten Morgentraume vergleichbar, vor der kalten und scharfen Luft des Wissens und der Erkenntniß, welche mit dem 15. Jahrhundert über die Erde weht! Und wir würden ihn nur für einen Traum halten, wenn nicht seine Riesenwerke dafür zeugten, daß er Wirklichkeit gewesen. Wie das Mittelalter seine höchsten Kräfte daran verschwendete, jene Sehnsucht nach dem Himmel und einer Versöhnung des Geistes mit der Natur künstlerisch zu verherrlichen, so will die neue Zeit diese Versöhnung selbst vollbringen durch wirkliche Unterjochung der Naturkräfte, und darin besteht die sogenannte Prosa des heutigen Lebens. Die Vergangenheit wandte ihre Augen nach oben, um den irdischen Jammer zu vergessen, die Gegenwart aber senkt tief in die Erde und das Menschenleben hinein ihre Blicke, und es entspringt daraus eine Saat mächtiger Werke und Erfindungen. Ihren Augen, ihre verborgenen Kräfte lauscht der Mensch der Natur ab, und damit geht ihm auch wieder der Sinn für ihre Schönheit auf. Die Versöhnung, welche die Religion verheißt, vollbringt er durch mühevollen Arbeit, und diese erscheint ihm daher nicht minder heilig und religiös, als die Freude und der Genuß. Der überwundene Schmerz liegt nur als dunkler Hintergrund in seinem siegestrohen Auge; er braucht die Natur nicht mehr zu fürchten, da er die Mittel besitzt ihre Zauberkräfte zu bannen, und so vernährt er sich wieder liebend mit ihr in der Kunst. Diese erscheint deshalb als ein Zurückstreben nach der Antike, aber nicht um das Alte wiederherzustellen, sondern durch das Christenthum neu zu erfüllen, und als ein Studium der Natur, aber nicht um sie slavisch nachzuahmen, sondern geistig zu verklären. Ein neues Heidenthum tritt allerdings, wie Zimmermann in seinem „Münchhausen“ es prophezeit, in die Welt ein, und wer die Wille des Vorurtheils abgenommen, kann es schon in nächster Nähe erblicken. Das Studium der Geschichte und der alten Kunst, die Begeisterung für die Ideale reiner Menschlichkeit, der Cultus des Genius in den unzähligen Monumenten unserer großen Männer: Alles weist hoffend und weissagend auf ein Neues hin. Wol Mancher ahnt und fühlt Dasselbe, aber noch Niemand hat sein Wesen in Einem Worte ausgesprochen, obgleich es nichts ist als das uralte Wesen der Menschheit selbst, was seiner ewigen Jugend sich wieder bewußt wird. Wie erlischt und verblaßt vor diesem thatenglühenden, jugendkräftigen Streben nach vorwärts der Heiligenschein um die modernen Märtyrer- und Madonnenbilder! Wie kalt und unverständen schauen die grauen Dome auf das rastlose Treiben unserer

Lage herab, welche doch einst die glühendste Begeisterung zum Himmel erhob!

Für dies dem Mittelalter durchaus feindliche Streben der neuern Zeit und ihrer Kunst hat sich aber Kinkel den Weg gebahnt durch eine weitere und freiere Auffassung des Christenthums selbst; wonach es nur durch seine erste Abhängigkeit von engherzigen jüdischen Ansichten und durch seinen Gegensatz gegen die heidnischen Religionen jene überfinstliche, ascetische, weltflüchtige Richtung annahm, während es seinem innersten Wesen nach die Heiligprechung alles Keimenschlichen als des Guten und Göttlichen ist. Als es daher mit dem 15. Jahrhundert zum Bewußtsein seiner äußern Fesseln kam, erkannte es sich von neuem als Geist, und wie im Anfang des Mittelalters die Völker, so rangen jetzt die Einzelgeister nach Freiheit. In der Kunst stützte sich aber dieses Streben auf die erste vollkommene Offenbarung des Menschlichen in der Antike, „und der Protestantismus mit Anerkennung des Leiblichen als des von Natur Berechtigten riß sich von der bisherigen Kunsttradition, überhaupt von der heiligen Kunst los, und ging zumeist in Holland zur Auffassung des realen, wirklichen Lebens über“. „Auf jener erneuten, im edelsten Sinne heidnischen Kunstanschauung, auf dem Gedanken, daß die Schöpfung und alles Keimenschliche auch außerhalb der kirchlichen Sphäre ein Göttliches sei, hat die moderne Kunst mit ihrer kräftigen Reigung für Natur und Geschichte sich entwickelt.“ Aber „wie in den Gedanken der modernen Welt die Freiheit an die Stelle der Religion, an die der Theologie aber Philosophie, Naturkunde, Geschichte getreten sind, so wird auch die kirchliche Kunst von der weltlichen überall aus dem Felde geschlagen“. Und das konnte zunächst nicht ohne großen Schaden für die Kunst überhaupt geschehen; denn sie verfiel dadurch in das Subjective, Manierirte, wie es die Renaissance und der Rococo still zeigen, um endlich seit Winckelmann zum Studium der ächten Antike als einzigem Rettungsmittel zurückzukehren. Aber die kalte Nachahmung derselben konnte kein neues Leben erzeugen, und vergebens suchte die romantische Schule das Heil im Mittelalter; der Eigensinn der Mode schritt schnell über diese verrotteten Bestrebungen hinweg, setzte ihnen jedoch erst die Krone auf durch seine Nachahmung des schlechtesten Geschmacks aus dem vorigen Jahrhundert. „Unter all diesen Erscheinungen beginnt man allmählig den Ruf der Zeit nach historischer Kunst zu begreifen“, sagt Kinkel, und er schließt seine einleitende Übersicht mit den Worten: „Wir haben in der kurzen Zeit eines halben Jahrhunderts das sonderbare Vergnügen gehabt, daß die Kunst der Mode alle vergangenen Formen und noch einmal abspiegelte, die antike, die mittelalterliche, die des vorigen Jahrhunderts: mit diesem Quackkastenspaß hat es nunmehr ein Ende, da es für die Affen der Kunst nichts mehr nachzuahmen gibt. Wir sind auf den Punkt gekommen, wo wir das Bauen, Bilden, Malen aufgeben, oder einen neuen unserm Zeitgeiste verwandten Stil aufsuchen müssen.“

Zu einem solchen Aufschwunge der Kunst ist indessen immer die Einwirkung äußerer Ereignisse notwendig, welche das ganze Leben neu bestimmen oder gestalten; aber ebenso gewiß ist, daß eine Belebung der Kunst durch nichts besser befördert, unterstützt und vorbereitet werden kann, als durch ein gründliches Studium ihrer Vergangenheit, ihrer geschichtlichen Entwicklung. Denn aus den Gesetzen des Werdens, welche darin sich ausdrücken, zeigt sich der Weg, auf dem die Zukunft ihre Werke vorbereitet. Und andererseits kann nur eine Kenntniß der Geschichte der Kunst in den Stand setzen, ihre gegenwärtigen und künftigen Schöpfungen zu würdigen, welche sich immer neu auf dem Schutte der Vorzeit erheben. Denn nie, auch nicht vor dem Profland des profanistischsten und kältesten Jahrhunderts, wird jemals die Blüte der Kunst verwehen, vielmehr wird sie immer mehr wie im Alterthum wieder ein Gemeingut, ein geistiger Genuß, eine Schule der Bildung und Berebung werden; — und diesem Zwecke dient kein

Buch besser als das vorliegende, welches durch lebendige Veranschaulichung der vergangenen Kunstbestrebungen zur Höhe der Gegenwart hinaufführt. Möge es daher in den weitesten Kreisen und unter den verschiedensten Ständen Leser finden, wie es sie fodert und verdient!

92.

Literarische Anzeige.

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von
J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Karten.

Der Pränumerationspreis beträgt für jeden Theil in der Ausgabe auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Früheren Subscribenten auf die Allgemeine Encyclopädie, welchen eine Reihe von Theilen fehlt, sowie solchen, die als Abonnennten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichternsten Bedingungen zugetheilt.

Im Jahre 1845 sind neu erschienen:

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. S. Ersch. 41ster und 42ster Theil.

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 24ster Theil.

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von R. P. C. Reier. 25ster Theil.

Diese Theile enthalten u. A. folgende wichtige Artikel:

Erste Section: Fabrik von *Elseten*; Facultät (numerische) von *Sohncke*; Färberne von *Schubert*; Falco und Felis von *Burmeister*; Falk (Johannes) von *Döring*; Falkneri von *Pfaff*; Falklandsinseln von *Pöppig*; Fall von *Hankel*; Fallucht von *Rosenbaum*; Familiengüter und Familienrecht von *Dieck*; Familienwesen von *Bosse*; Fanatismus und Fechtkunst von *Scheidler*; Fatum, Faustrecht und Fehngericht von *Wachter*; Farbe (mathematisch, physikalisch und ästhetisch) von *Hankel* und *Quandt*; Farbestoff von *Steinberg*; Farnese von *Gruber*; Fasten und Feiertage von *Fink*; Fascia von *Theile*; Faust (Sage) von *Sommer*; La Fayette von *Stramberg*; Feen von *Richter*; Fehrbellin (Schlacht bei) von *Heymann*.

Zweite Section: Irland von *Lappenberg*; Irre und Irrenanstalten von *Zeller*; Irritation von *Osterlan*; Isaak (biblische und geschichtliche Personen) von *Hoffmann*, *Röse* und *Külb*; Isabella (Königinnen) von *Röse*, *Wachter* und *Generich*; Isaacs Tinctoria von *Kurrer*; Isäus von *Weissendorn*; Isenburg von *Landau*; Isis von *Matthiae*, *Schirlitz*, *Meyer* und *Pöppig*; Ismail (Regenten und Gelehrte) von *Flügel* und *Bentken*.

Dritte Section: Peutinger von *Eckermann*; La Peyrouse von *Fischer*; Pfändung und Pfandrecht von *Pfotenhauer*; Pfänner und Pfännerschaft von *Martins*; Pfaffenrecht von *Wolffeneus*; Pfahlbürger von *Löher*; Pfalz (Geographie und Geschichte) und Pfalzgraf von *Fischer* und *Wachter*; Pfanne (mit zwei Tafeln) von *Baack*.

Leipzig, im April 1846.

J. A. Brodhans.

Religiöse Tendenzromane.

(Fortsetzung aus Nr. 103.)

Von diesem Gesichtspunkte aus ist die religiöse und kirchliche Bewegung zu betrachten, welche gegenwärtig Deutschland beherrscht. Der Protestantismus ist in zwei große Extreme auseinander gegangen. Auf der einen Seite steht die Partei der Orthodoxen, der Wortgläubigen, der Anhänger Hengstenberg's, welche den Protestantismus auf ein enges Gebäude kirchlicher Hierarchie zurückführen wollen und den Glauben über die Vernunft gesetzt haben. Ihnen gegenüber steht ein Phalanx, bei dem der Protestantismus im Durchgange durch die neue Philosophie in einen durchweg consequenten, philosophischen Atheismus übergeschlagen ist. Zwischen beiden bewegen sich die Vermittelnden hin und her, die alten Rationalisten und die neuen Lichtfreunde, und bei ihren Vermittelungsversuchen tauchen Fragen auf und beunruhigen den deutschen Volksgeist, die man längst überwunden zu haben glaubte und die nun als Schatten der Gruft entstiegen. Eine Vermittelung hat immer etwas Unerwartliches und Ungenügendes, ganz besonders da, wo wie bei uns in religiösen Angelegenheiten der allgemeine Charakter zu den verschiedensten Consequenzen hintreibt. Aber eine Vermittelung hat auch wiederum eine notwendige Seite, wo wie bei uns die Unmöglichkeit vor Augen liegt, auf einen Schlag die große Menge des deutschen Volks zur letzten Consequenz in Sachen der Religion zu führen. Während unsere philosophischen Atheisten den Vermittelungsversuchen ebenso abgeneigt sind wie ihre Antipoden die Orthodoxen, ist es den Vermittelern vor allen Dingen darum zu thun, die alte kirchliche und theologische Begrenzung aufzuheben und eine freiere Bewegung zu gestatten. Sie geben deshalb die religiösen, kirchlichen und theologischen Grundbestimmungen nicht auf wie die Atheisten es verlangen, sie suchen sie vielmehr weiter und für die Vernunft zugänglich zu machen. So ist das protestantische Gebiet in Deutschland der Plan für die verschiedensten Richtungen und für die heftigsten Kämpfe geworden und nur die Einseitigkeit der Regierungsmaßregeln hemmt ab und zu diesen Kampf und drückt die Gestaltungen, welche sich offen aussprechen wollen, in die Tiefe, ohne

sie aber vernichten zu können. Derselbe Kampf hat sich auf dem Gebiete der Katholicismus geltend gemacht. Die Sache der Jansenisten in älterer, die der Hermesianer in neuer Zeit hatte und den Beweis geliefert, daß innerhalb des Katholicismus eine Reform unmöglich sei; da brach sich aber in Deutschland eine Bewegung Bahn, welche katholisch bleiben wollte, ohne sich noch fernerhin den Satzungen Roms unterzuordnen. Diese Bewegung ist noch zu neu als daß ihr historischer Verlauf schon angegeben werden könnte, aber sie beweist wiederum den religiösen Veruf des deutschen Geistes und seine Kraft. Wir müssen es noch abwarten, welche productive Gestaltung der Deutsch-Katholicismus nehmen wird. Bis jetzt ist er eigentlich nur noch durch die Negation Roms von Bedeutung gewesen. Es fragt sich aber nicht nur, wie er zu Rom steht, es muß sich auch fragen, wie er sich zum Principe der Reformation und überhaupt zum Principe des freien Geistes verhalten werde. Es muß sich zeigen, ob ihm eine Entwicklungsfähigkeit inne wohnt, die ihn befähigt, mit den Entwicklungen des protestantischen Geistes Schritt zu halten, also, ob er eine dauernde, historische Bedeutung gewinnen wird. Dazu bedarf er nicht bloß der Persönlichkeiten, sondern noch mehr der Ideen. Eine Sache des Volks ist er geworden, er hat dasselbe in seiner innerlichsten Natur bewegt, es ist nun nur noch dahin zu sehen, daß diese Volksbewegung sich in dauernden Früchten einen Preis gewinne. Der Zwiespalt in ihm selbst schadet nichts, er ist ein Zeichen des Lebens. Und um es zu bewahren, daß die religiöse Bewegung nicht auf besondere Kreise beschränkt, sondern eine allgemeine sei, sehen wir sie sogar im Judenthume Gestaltung gewinnen und sich mit den Waffen des Nationalismus gegen die Rabbiner-Orthodoxie wenden. Nicht mehr die Confessionen trennen in Deutschland, die Ideen schlagen durch. Der römische Katholik steht dem Hengstenbergianer näher als dem Deutsch-Katholiken, der Lichtfreund steht dem Deutsch-Katholiken näher als dem Orthodoxen seiner Confession. Und eben diese Allgemeinheit der religiös-kirchlichen Bewegung ist das Große derselben in Deutschland, eben sie liefert mehr als irgend ein confessioneller Haber den Beweis, daß es eine Mission des deutschen Volks ist, sich über den beschränkten Gesichtskreis gleichberechtigter

Seiten zu erheben und in dem freien Humanismus die neue Weltreligion zu begründen.

Blickt man allerdings von dem hohen Standpunkte, wo die Religion ausschließlich Sache des Einzelnen geworden, auf unsere gegenwärtigen Zustände, so haben sie manche abschreckende Seite. Der Kampf wird häufig müßig und wird geführt, es wirken allzu oft fremdartige Motive. Es gewinnt häufig den Anschein, als ob aus diesem Anduel nicht eine Schlichtung zu erwarten sei, als ob ein so inveterirtes Übel einen gesunden Organismus für alle Zeiten unmöglich mache. Es gehen manche Gespenster umher in moderdunstenden Hemden. Die Fragen, an welchen sich der Geist abmüht, sind vielfach nicht frisch und rein, sondern veraltet und aus zusammengefügten Erbsäubern herbeigeholt. Es macht sich Manches als Fortschritt geltend, was nur ein Rückschritt wäre. Die Ideen sprechen sich nicht großartig, nicht mit jener historischen Gewalt aus, welche frühere Perioden befehlte, sie verweilen in einer Halbheit und in einer Zurückhaltung wie sie dem Charakter unserer Gegenwart eigenthümlich; sie scheuen häufig die Consequenzen, zu denen der deutsche Geist berufen ist. Das ist die schwächliche Seite unserer modernen Religions- und Kirchenbewegungen, namentlich wenn wir sie mit jenen markigen Gestaltungen vergleichen, die im Zeitalter der Reformation geboren wurden und die einen so reichen poetischen Inhalt gewähren.

Wie es nun in der Natur des Romans liegt, sich zum poetischen Ausdruck aller Zeitbewegungen zu machen, so hat durch die religiös-kirchlichen Streitfragen auch unsere Romanliteratur einen eigenthümlichen religiös-tendentellen Charakter angenommen. Er erscheint nach den verschiedensten Seiten hin. Nun aber hat der Roman außer seiner tendentellen Fähigkeit auch einen poetischen Beruf, die Poesie wird immer von ihm verlangt werden müssen, wenn er nicht zu einem dürren Katechismus, zu einem trockenen Compendium herabsinken soll. Seine Stoffe müssen also von der Poesie durchdrungen werden können, es muß ihrem Leben eine Unmittelbarkeit zu eigen sein. Wie verhält sich nun der Charakter unserer religiös-kirchlichen Bewegung zu dieser Anforderung, welche wir dem Romane niemals erlassen dürfen? Die Bewegung mag geschichtlich so bedeutend sein wie nur irgend etwas, aber ist sie denn auch poetisch, kann sie sich zu einem poetischen Vorwurfe eignen? Ja, es scheint uns fast, als ob der religiös-kirchliche Eifer den deutschen Geist, als er auch die Romanform für seine kirchlichen und religiösen Ansichten in Anspruch nahm, über die Bedingungen der Poesie so ziemlich hinausgeführt habe. Es kann zwar Niemand leugnen, daß die Religion, diese Triebfeder der größten und ungeheuersten Leidenschaften, ganz vorzüglich befähigt ist, der Poesie ein tiefer Inhalt zu werden; die erhabenste Poesie, die Poesie des künstlerisch vollendeten Volkes, die Poesie der Griechen hat eine rein religiöse Natur; aber es fragt sich, ob die jetzige religiös-kirchliche Bewegung zu einem poetischen Vor-

wurfe vollkommen geeignet sei. Eben weil in der heutigen Bewegung die Leidenschaften nicht großartig aufstreben, eben weil die Fragen, welche man vorbringt, nicht rein und unmittelbar, sondern nur ein Nachlaß früherer Kämpfe sind, eben weil die Persönlichkeiten, welche auf der Bühne erscheinen, fast immer des historischen Adels entbehren, eben deshalb sind sie, mögen sie sonst auch so bedeutend sein wie sie wollen, wenig poetisch. Wir haben schon oben auf den poetischen Inhalt des Reformationszeitalters hingedeutet. Die Poesie dieser Zeit beruht in der großen Reinheit ihrer Fragen, in dem Muth, in der Energie ihrer Charaktere. Aber wir haben heutzutage ebenso wenig einen Luther wie einen Karl V. und einen Ulrich v. Hutten! Wer fühlte es nicht sogleich, daß diese Gestalten poetisch sind? Wer wird aber einen Kongo oder einen Wislicenus u. A. als poetisch anerkennen? Die Poesie des Reformationszeitalters beweisen auch Lieder wie „Eine feste Burg ist unser Gott!“ u. s. w.; aber wo wurde jetzt ein ähnlicher poetischer Erguß, selbst wo sich der große Kampf zeigt, lebendig? Nein, poetisch sind unsere kirchlich-religiösen Bewegungen noch keineswegs, wenn sie auch notwendig geworden sein mögen; poetisch ist immer nur das Ganze, das Große, das Entschiedene und niemals das Halbe. Die Orthodoxie eines Hengstenberg und der vereinsamte Atheismus eines Bruno Bauer könnte der Entschiedenheit wegen schon weit poetischer erscheinen als die Lichtfreundschaft eines Uhlig und Wislicenus. Der alte Görres wäre ebenfalls poetischer als Kongo und Gzersti. Ein polnischer Jude im Schmutze seiner Orthodoxie und seines Raftans ist immer noch poetischer als der jüdische Rationalist mit dem glattgeschorenen Barte und seiner Halbheit! Wenn aber der moderne Roman auch berechtigt ist, über die streng künstlerische Form hinauszugehen, so wird man doch immer noch einen poetischen Inhalt von ihm verlangen müssen, und legen wir diesen unzweifelhaft richtigen Maßstab an unsere moderne religiös-tendentelle Romanliteratur, so werden wir uns mit ihrem Inhalte nur allzu oft in einem bedeutenden Widerspruche befinden. Was sonst noch zu sagen wäre, wird bei der Betrachtung der einzelnen Werke am besten gesagt werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine literarische Fehde über den neuphilosophischen Nihilismus.

Während der edle Bittel in der bairischen Kammer für Religionsfreiheit in die Schranken trat und damit von einem zum Stillsitzen nur Keinen Thalle des fanatirten Volkes säkularer Weise als Solcher bezeichnet wurde, der die Religion überhaupt abschaffen wolle; bildet sich eine kleine philosophische Partei ein, die schon längst gethan zu haben. Auch Einige unter den Communisten, die in jeder Beziehung das Kind mit dem Bade ausschütten, bedenken nebst der Abschaffung des Eigentums und des Geldes zugleich mit der Abschaffung des Religion in aller Schnelligkeit fertig zu werden. Wie die

jetzigen kirchlichen Reformatorn auf dem religiösen Gebiete, so tritt bekanntlich auch jene philosophische Richtung im Namen der Geistesfreiheit auf und merkt in ihrem Eifer und bei sonst gutem Willen nicht, daß sie auf die Herrschaft eines Denzungs zwangs hinarbeitet, da für sie jedes Andererbende, bei der eingebildeten Unfehlbarkeit ihrer Ansichten, wenigstens ein Vernunftfeind, ein Reactionnaire, Pöbel, Pöbel u. s. w. ist.

Das religiöse Bewußtsein, das tief in das Wesen des Menschen eingegraben ist, ausarteten und dafür unpraktische, unerquickliche Theorien populair machen zu wollen, ist im Laufe der Geschichte überhaupt selten und nur theilweise und auf kurze Zeit gelungen. Wenn nun auch diese Versuche ihrem negativen Charakter nach manchen Schutz wegtraumen und die Bahn der Wissenschaft lichten helfen, so erscheinen sie jetzt ganz und gar außer der Zeit; jetzt, wo das deutsche Volk wahrhaftig nicht aus Gleichgültigkeit gegen die Religion in einer Aufregung sich befindet, wie sie seit der Reformation nicht wieder vorkam. Anfangs wurde die religiöse Bewegung von der bezeichneten philosophischen Partei für vereinstet und unwichtig gehalten, für einen Kampf um Etwas, das in ihrem Auge schon längst „überwunden“ war. Nun aber, da diese Erhebung mehr und mehr wächst und in ihrer Bedeutung nicht mehr wegzulengeln ist, nun möchte sie dieselbe als eine Brücke betrachten und benutzen, auf der das Volk, wenn es erst das römische Joch und die Orthodoxie mit ihrem Symbolzwange abgeschüttelt, hinüber zum Atheismus, zur sogenannten Befreiung von der Religion geleitet werden könnte und hierdurch, wie sie wähnt, zu seiner politischen Freiheit. Und doch ist es gerade jener Nihilismus und Atheismus, welcher der Reaction Vorstoß leistet und ihr in die Hände arbeitet, indem er ihr Gelegenheit gibt, mit den Gegnern aller Religion zugleich die ganze Partei des Fortschritts in den Augen des Volks zu verächtigen. Um so leichter weiß sich also die Reaction, da wo sich atheistische Elemente gewahren lassen, den Schein des Rechts zu geben und selbst den Ruhm der Popularität zu erwerben, indem sie dem Atheismus entgegentritt, aber dann auch die günstige Gelegenheit nicht unbenutzt läßt, nach allen Seiten hin hemmend einzuschreiten.

Wenn auch die deutsche Nation in diesem Augenblick ihre politischen Interessen, die Hand in Hand mit den religiösen gehen, nicht außer Acht läßt, so hat sie doch gegenwärtig besonders die letztern im Auge und darum konnte es nicht fehlen, daß ein Buch wie das ohnlängst von A. Ruge herausgegebene, die Frucht seines Aufenthaltes in Paris, nicht nur lau aufgenommen wurde, sondern auch bei den Freunden des Fortschritts Widerspruch und theilweise Enttäuschung erregen mußte. *) Enttäuschung auch war es, die einen lange Verstummen bewog, wieder öffentlich aufzutreten. Aus dem Munde der deutschen Jugend erklangen in den Jahren 1819 und 1820 die begeistertsten Gesänge A. Follen's, in denen, abgesehen von einer damals noch beliebten romantisch überdeutschen Manier, eine frische lebendige Poesie sprudelt, was jeder Unparteiische auch noch jetzt bei ganz veränderter Zeit und Stimmung anerkennen muß. Dieser A. Follen nun, der vor mehr denn zwanzig Jahren von Freiheit und Vaterland gesungen, lies bald nach der Veröffentlichung des angeführten Buchs von Ruge in sechs Sonetten, „An die gottlosen Nichts-Wütheriche, Fliegendes Blatt von einem Verschollenen“, bei Winter in Heidelberg herausgekommen, seinem Horne freien Lauf gegen jene erwähnte Richtung, die in ihrem Nihilismus wol auch die ersten Regungen eines deutschen Nationalgefühls wieder vernichten möchte. Und wenn auch diese Sonette etwas hart klingen, daher brausen wie ein oft aufgehaltener und Steine mit sich schleudernder Bergstrom, nicht durchweg klar fließen wie ein durch blumige Wiesen sich schlängelndes Bach, von welcher Worte Wässerchen die moderne Poesie sonst ja un-

zählige aufzuweisen hat, so sind sie doch voll Geist und Witz, und der Nagel ist darin nicht selten auf den Kopf getroffen. Darum verloren auch die dadurch Angegriffenen den Kopf und suchten in ihrer Replik nicht die Sache, sondern die Person des Segners zu treffen, was eine gar bequeme Sache ist, zumal wenn es in so schülerhaften Versen geschieht und in Sonetten, die nicht einmal den gewöhnlichen Regeln des Reims folgen, wie sie sich unter dem Titel finden: „Blätter zu dem Lorbeerkränze eines „Verschollenen“, eine fromme Neuahrs-gabe von einigen „Nichts-Wütherichen““ (Zürich 1846).

Die Herren A. Ruge und K. Heinsen, die sich später als Verfasser nannten, haben sich durch diese sogenannten Poesien an der Poesie versündigt, und ihren eigenen Kränzen dadurch keine neuen Blätter hinzugefügt. So haben sie z. B. den Verfasser der sechs Sonette nicht verstanden, oder nicht verstanden wollen, wenn sie ihn gleich auf der ersten Seite ihrer Erwiderung als Policeidenuncianten hinstellen, wegen einiger — Fragezeichen, die im Eingang zu den Sonetten stehen. Weiter schieben sie Denen, die ihre sehr separatistischen Ansichten über Religion nicht theilen, frischweg eine „Zuricht vor Gottes-zorn“, eine „Höllenanst“ unter und sind auf diese Art leicht und schnell mit ihnen fertig. Zwar soll das „kühne Zeugen“ mit der „nackten Vernunft“ des „Geistes Milde“ zur Welt bringen; auch soll des „Herzens reine Lohe“ das „entgötterte Gesilde“ verklären. Und wirklich scheinen die beiden Herren so hüßig, daß sie eine starke Überfüllung mit jungen Göttern, Arnold und Karl, Hans und Rung mit Karren, besorgen lassen. Aber in diesem hohen Tone geht es nicht weiter; es kommen vielmehr in ziemlich trivialer Weise Persönlichkeiten zum Vorschein, die das große Publicum schlechthin nicht interessieren. In Prosa wurde der Streit, nicht durchweg auf sehr erquickliche Art, in der „Neuen Züricher Zeitung“ und in einigen züricher Localblättern fortgesetzt, bis nun eine zweite auf Bier-sache vermehrte Ausgabe der erwähnten Sonette erschienen ist, unter dem Titel:

Fliegendes Blatt von einem Verschollenen (Zürich 1846).

Es führt folgendes Motto:

Zu „Schlumpf und Blampf“ möcht' ich ein Wort euch sagen,
Ihr Aue, die aus unsers Hauses Jammer,
Zumal aus seiner engen, hohen Kammer
Den Blick empor zur freien Kirche tragen.

Mehre Sonette behandeln das Thema der negativen Philosophie einlässlicher, indem sie sich an Hegel, Feuerbach, Strauß und Bruno Bauer wenden. Das den beiden Letztern als Kritikern gewidmete Sonett enthält den schönen Vers:

Doch jenes Bild, das wir im Geiste tragen
Von einem Menschensohn, der, rein von Sünden,
Durch Opferd der Liebe Reich voll gründen —:
Das hat kein Kritikus aus Kreuz geschlagen.

In einem andern Sonett „An seinen abgeschiedenen Lebendigen“ legt der Verf. sein Glaubensbekenntniß ab in folgenden Worten:

Die Menschheit ist ein Mensch; die singlen Glieder
Schied Tschucht, eint die freie Liebe wieder:
Das ist der einzig' echte „Humanismus“.
Das ist die Demuth mit dem stolzen Hoften,
Der freien Glaube, dem der Himmel offen;
Das ist — mein Communismus und Athismus.

Wird Bewegung Noth davon nehmen? Wird er nicht endlich auch einmal, sei seine Überzeugung welche sie wolle, ein Wort mitsprechen in einer Zeit, die weit tiefer und vielfacher bewegt ist als jene, in der er sich den Namen des „Lebendigen“ beilegte?

Die Wer, daß nur die Nacht die wahre Befreierin ist, findet sich in der letzten Hälfte des 22. Sonetts sehr würdig und poetisch ausgedrückt:

*) Siehe die Kritiken über dasselbe in der „Allgemeinen Zeitung“, 1846, Nr. 320, und die in den „Blättern für Aesthetische Unterhaltung“, 1846, Nr. 7 u. 8.

Der Geist tritt aus des Bauers-Kleides Hülle,
 In schönen Einem Gott die freien Mannen.
 So muß der freie Glaube sich bewähren,
 In deutschen Jagentkündigten Mätern
 In Liebes-That sich und das Volk erklären:
 Nur wenn der Legt' und Erst' am Heimatherde
 In Bruderlieb' emporglüh'n, mag sein „Werde
 Licht“ krömen durch die Trübsal dieser Erde.

Das Sonett „Die deutsche Kirche“ hat zum Motto die Worte Beller's: „Der Geist Gottes hat die deutsche Nation gewürdigt, die Religionseinheit durchzuführen.“

Dies wird neuerdings der deutschen Nation etwas schwer gemacht. Was indeß einmal einen großen Theil eines Volkes tief ergreifen, was einmal ein Zeitbedürfnis geworden, das kann zwar zurückgewiesen, aber durch Verweigern nicht dauernd zum Schweigen gebracht werden.

Der Verf. der Sonette sieht in seinem prophetischen Geiste die „deutsche Kirche“:

Sie naht sich! dümmern kaum dem Auge Freier —
 Unsichtbar — doch es rauschen die Gewände:
 Und in Gespensterfurcht erblickt die Bande
 Der frommen Heuchler wie der frechen Schreier.

Doch vor des Deutschen Blick zerrinnt der Schleier,
 Und, glühend noch von blinden Hasses Brande,
 Reicht er die Hand dem Bruder dar zum Pfande.
 Das ist der Freien deutsche Kirchenfeier!

Sie aber steigt empor auf Adlerswingen;
 Von ihrem unsichtbaren Chöre bringen
 Uns unbekannt: bekante Ged'g' hernieder:

Das sind die Herzen, so in frühern Tagen
 Für Gott und Heimat liebedoll geschlagen!

— Und um das Haupt versammeln sich die Glieder.

Die ersten Poesien des Dichters, wie aus diesen Proben hervorgeht, sind edel gehalten und es spricht sich darin eine tüchtige wahre Überzeugung in schöner und kräftiger Sprache aus; sein Humor dagegen ist weniger wohlthuend. Obwohl in eine reine Form gekleidet, kommen doch mitunter gar seltsame Ausdrücke vor, er hat häufig etwas Barockes, etwas scheinbar Gesuchtes und hierdurch Unklares. Doch hat er auch sehr glückliche Wortbildungen, wie z. B. die Bezeichnung der Nihilisten als „Schel“, da die Consequenz ihrer Lehre trotz aller gegentheiligen Behauptungen von ihrer Seite am Ende denn doch auf einen starren und kalten Egoismus auslaufen würde.

Der Verf. hat sich bewogen gefunden, erläuternde und das Thema der Sonette weiter ausführende Anmerkungen beizufügen. Diese Prosa enthält manche einzelne Schönheiten, manches Geistvolle und Witzige; leidet aber fast noch mehr wie die Sonette an dem erwähnten Fehler der Unklarheit, sodaß es Noth thäte, zu diesen Anmerkungen wieder Anmerkungen zu machen. Unangenehm fällt die abermalige Erwiderung gegen die oben angeführten Lorberblätter von Ruge und Heinen auf. Die darin enthaltenen Angriffe hatte der Verf. schon früher in der „Neuen Züricher Zeitung“ in den gehörigen Schatten gestellt; dennoch knüpft er weiter dagegen in seinen Sonetten und zum Dritten in den Anmerkungen. Das ist ja jenen dürren „Blättern“ weit mehr Bedeutung beigelegt als sie verdienen.

Höchst merkwürdig ist eine mitgetheilte Äußerung Fichte's, die auch eine prophetische Bedeutung hatte, aus dessen „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“, aus dem Jahr 1805: „Die Grundmaxime dieses Zeitalters ist durchaus nichts gelten zu lassen als Das was es begreift; der Punkt auf den es fußt ist sonach der Begriff. Auch ist schon gezeigt worden, daß es so lange noch nicht eigentlich Epoche mache und sich als eine besondere Zeit hinstelle, so lange es noch dunkel

nach jener Maxime verfährt; sondern daß es erst dann wahrhaft erfasst werden könne, wenn es sich in sich selber in jener Maxime klar wird und sich begreift und sich als das Höchste hin stellt. Dieses Zeitalter ist demnach in seinem eigentlichen und abgesonderten Dasein Begriff des Begriffs, und trägt die Form der Wissenschaft; freilich nur die leere Form, da ihm Dasjenige, wodurch allein die Wissenschaft einen Gehalt bekommt, die Idee, gänzlich abgeht.“

Ja, ein Körper ohne Seele, eine leere Form ohne Inhalt ist ein Volk ohne Idee, die es belebend, erwärmend, erhebend und begeisternd durchdringt. Die Idee suchen die Einou in der sogenannten Befreiung von Gott, die Andern in der Freiheit mit Gott, und dieser Punkt ist unter den Männern des Fortschritts schon länger ein Gegenstand des Streits, dem die neue Zeit mit ihrer religiösen Aufregung mehr Ausdehnung gegeben hat. Er wird weder durch die besprochenen Sonette und noch viel weniger durch Epigramme à la Ruge und Heinen ausgefochten werden; aber hoffentlich noch zu ersten wissenschaftlichen Erörterungen Gelegenheit geben. Doch wäre alsdann zu wünschen, daß solche Fragen, an denen das Volk selbst mit Kopf und Herz so lebendigen Antheil nimmt, endlich einmal in einer auch für Nichtphilosophen verständlichen und gleichwol gründlichen Weise erörtert würden; nicht in der hergebrachten Schulsprache, in der die Philosophen nur immer wieder für Philosophen zu schreiben pflegen. Ist gleich diese Aufgabe schwierig, so ist sie doch nicht unlösbar, und gewiß bleibt es eins der dringendsten Bedürfnisse der Neuzeit, daß jene von der Schulphilosophie gestörten religiösen Zweifel, die einer freudigen socialen und politischen Entwicklung so vielfach hemmend im Wege stehen, endlich durch eine populaire Philosophie auf anthropologischer Grundlage zerstreut und beseitigt werden. 59.

Literarische Notizen aus England.

Gedichte von Thomas Hood.

Eine mit neuen Zugaben bereicherte Sammlung von des verstorbenen Thomas Hood „Poems“ (London 1845) beweist schon in den vorliegenden zwei Bänden — ein dritter gebankvollern Inhalts, „composed of the more thoughtful pieces in his poems of wit and humour“, wird in Aussicht gestellt —, daß er beträchtlich mehr war als wofür er im Allgemeinen gilt, mehr als der belächelte Wortspielfabrikant und Humorist, Erzähler lustiger Schwänke und Erfinder witziger mots. Ein Gedicht mit der freilich sonderbaren Überschrift „Song of the shirt“ reicht vollkommen aus, diese Meinung zu berichtigen und den Verf. zu einem Dichter wenigstens zweiten Ranges zu stampeln. Er selbst hat die letzte Hand an die Sammlung gelegt und zwei Stangen: „Farewell life!“ und „Welcome life“, bezeichnen seinen Abschied von diesem und seinen Eingang zu jenem Leben.

Balladenpoesie.

„Ballad romances“, von R. S. Horne, Verf. von „Orion“, „Cosmo de' Medici“ u. (London 1845), sind im Allgemeinen nur zu loben. Einige gewinnen noch besonders durch ihren Anschluß an heutige Tagesfragen. So die erste, „Das edle Herz“, eine böhmische Legende voll romantischem Interesse, in welcher der Dichter die Thorheit und das Verächtliche des Duells so klar vor Augen stellt, daß Jeder es sehen muß, wenn auch Keiner deshalb eine Ausforderung zurückweisen wird. So die zweite, „Der Mönch aus der Schweinskopf-Abtei“, die richtiger heißen würde, was sie ist, eine Romanze aus der Zeit der Getreidegesetze, und die durch das traurige Ende des Königs Johann von England den Fluch zu belegen sucht, welchem Diejenigen verfallen, in deren Macht es steht, dem Volke wohlfeiles Brot zu geben, und es nicht thun. 16.

Religiöse Tendenzromane.

(Fortsetzung aus Nr. 104.)

1. „Der ewige Jude“ von Eugen Sue. Indem wir diesen viel besprochenen Roman an die Spitze stellen, verweisen wir auf Das, was oben über den kirchlich-religiösen Charakter Frankreichs gesagt worden ist. Es findet in ihm eine vollkommene Bestätigung. Insofern nämlich der „Ewige Jude“ der religiösen Tendenzromantik angehört, kämpft er nicht gegen Ideen, sondern gegen Institutionen. Was Quinet und Michelet in philosophischen Abhandlungen thaten, das that Eugen Sue durch den „Ewigen Juden“ in der Form des Romans. Der Jesuitismus ist der Gegenstand seiner Polemik geworden, der Mittelpunkt des überaus losen Gewebes.

Es ist dieser Roman der Gegenstand der größten Aufmerksamkeit und der verschiedenartigsten Betrachtungen geworden. Das Feuilleton der „Constitutionnel“ war, als er zuerst erschien, förmlich in Belagerungszustand erklärt, die Übersetzer drängten sich um die nassen Bogen. Man begann zu lesen und war einigermaßen befähigt. Die Nacht und der Schnee des Nordpols, das mythische Kreuz, der gespenstige Wanderer und endlich der Thierbändiger Moroz, diese scheußlich-wilde Natur, das waren Erscheinungen, wie man sie nicht erwartet hatte. Dennoch ließ man sich nicht stören, man folgte dem Autor getroßt durch seine Verschlingungen und losen Gruppen, man wurde hier und da gespannt, um wieder abgesspannt zu werden, es rollten sich die interessantesten und piquantesten Gemälde auf in weiter Breite, um sich dann plötzlich wieder zusammenzusetzen und sich in gesuchten Katastrophen zu vernichten. Es wurde in diesem Romane kein Mittel der Raffinerie gespart, um seinen Eindruck zu steigern, es wurde die Romantik mit dem Socialismus, der Kampf gegen den Jesuitismus mit den Sympathien für das Proletariat verbunden, um etwas nie Dagewesenes zu liefern, es wurden Charaktere, Gruppen gemalt, et fresco und en detail, wie sie nur aus dem ewig gährenden Krater der französischen Hauptstadt hervortreten können und, nachdem man sich nun durch die Zahl der Hände bis zum Schlosse durchgearbeitet hat, welchen Eindruck macht der „Ewige Jude“

als Ganzes? Diese Frage wird uns wol zuerst beschäftigen müssen.

Man kann sich, indem man diese Frage aufwirft, schon auf das unbefangene Gefühl der Leser verlassen und braucht durchaus nicht in die ästhetischen Nistkammern zu dringen, um dort Maßstäbe zu suchen. Der „Ewige Jude“ hat die Form des Romans durchbrochen, er hat sie durchbrechen müssen, indem er ein Ausbruch der fiebernden Bewegungen unserer Gegenwart werden wollte, aber er ist ein Chaos geworden, auf dem die Lichter und Irrlichter schwanken, ein Chaos, welches die Auswürfe einer alten Welt und die Anfälle einer jungen Zukunft durcheinander schüttelt. Sue ist bei der Entwicklung seines „Ewigen Juden“ nicht von reinen, sichern Perspektiven, sondern vom bloßen Zufall geleitet worden, er ist nicht Meister des Stoffes geblieben, sondern der Stoff ist über den Autor empor gewachsen und hat diesem gegenüber eine fürchterlich drohende Miene angenommen, der Autor wird von seinem Stoffe gepeiniget und gehebt und greift zuletzt nach den allgerewöhnlichsten Mitteln, um sich aus der Affaire zu ziehen. Darin, daß Eugen Sue seinen Stoff nicht von Anfang an sicher beherrscht, liegt eine der Hauptschwächen des „Ewigen Juden“ und trotz der schönen, gelungenen Einzelheiten, der mit Glück verfolgten Tendenzen, der interessanten Charaktere und der piquanten Situationen wird doch wol den meisten Lesern bei der Lecture des „Ewigen Juden“ ungefähr so zu Muthen werden als ob sie sich auf einem Schiffe befinden, welches mit vollen Segeln den Ocean durchpeitscht, während sich Planke auf Planke löst und es dem sichern Untergange entgegensteilt. Die Anlage der Fabel liefert von vornherein den Beweis, daß Eugen Sue es mehr auf Einzeldrucke als auf einen Totaleindruck abgesehen hatte, denn er zerstückelt sein Material in ebenso viel Romane als er Erbschaftsberechtigte an dem Rennepont'schen Nachlasse aufstellt und sucht seine Stärke in den Schicksalen der einzelnen Renneponts zu beweisen, um sie dann endlich, nach einem reichen Situationswechsel, in einer Auflösung zu vereinigen, die gewiß nicht anders als dürftig und als unverhältnißmäßig zu den großen Anstrengungen genannt werden kann, die für sie gemacht worden sind. Zwischen diese sieben Romane hat Eugen Sue den Jesuitismus

in seinen Operationen gestellt, unter denen alle Mitglieder der Kennepont'schen Familie leiden müssen und durch die sie vernichtet werden. Der Jesuitismus ist der eigentliche Zusammenhang des „Ewigen Juden“, denn die Gestalt des ewigen Juden selbst, dieser phantastische Spuk, kann kaum in Betracht kommen und ist eine ziemlich unwesentliche Beigabe des romantischen Gelüstes. Allein Eugen Sue hat ihn an die Spitze seines Werks gestellt, und er legt ihm dadurch eine Bedeutung bei, die im Vergleich zur Entwicklung des wirklichen Inhalts durchaus unwahr und übertrieben ist. Sue schildert seine Wanderungen mit einem romantisirenden Wohlgefallen, in welchem wir einen directen Widerspruch zu den socialistisch-praktischen Problemen, welche der Roman aufstellt, erkennen.

Wenn der Roman aber sowol in Frankreich als in Deutschland sich bisher darin seine Aufgabe gestellt hatte, die Mannichfaltigkeit des menschlichen Lebens in den verschiedensten Schattirungen darzustellen, so kann man wohl sagen, daß Eugen Sue dem Romane eine ganz neue Seite abgewonnen hat, indem er den Stoff desselben durch die Untersuchung der generellen Phänomene unsers socialen Lebens zu erfüllen sucht, indem er darauf ausgeht, die allgemeinen Gesetze desselben darzustellen und die Verwickelungen und Verworrenheiten desselben zur poetischen Anschauung zu bringen. Er hat es versucht der Poesie ein neues Feld zu erobern, und wenn es ihm nicht im Ganzen, sondern nur noch im Einzelnen gelingt, die Fülle des Lebens und die Gesetze desselben auszudrücken, wenn er über den Mechanismus der stofflichen Behandlung nicht durchweg zum Organismus der Lebenswahrheit gelangen kann, so mag das Alles den neuen großartigen Motiven gegenüber, welche er in den Kreis des Romans einführt, schon eine Entschuldigung finden können.

Vorgearbeitet ist ihm allerdings worden, der social-philosophische Geist der Gegenwart offenbart sich nicht Einem von oben herab, sondern er entwickelt sich nach allgemeinen Gesetzen im Leben. So hat denn auch Eugen Sue nur auf einem Boden fortgearbeitet, der schon angelegt war. Unzählige Schriftsteller vor ihm haben es versucht die Lächerlichkeit ihrer Zeit, die Unnatur bürgerlicher Zustände in dem Rahmen eines Romans darzustellen und zu geißeln, dies that in Frankreich ebenso gut Rabelais in seinem „Gargantua“ und „Pantagruel“ wie in Deutschland der „Eulenspiegel“; aber wie sich auch die Zustände des Lebens, und unter ihrem Einflusse die Dimensionen des Romans entwickelten, immer blieb man trotz der genialen Schlaglichter hier und da vielmehr im Kreise eines generalisirten Sittengemäldes stehen als daß man es zu dem Standpunkte und zu der Anwendung einer socialen Kritik hätte bringen können. Aus dem Kreise der socialen Kritik läßt Eugen Sue sich allerdings auch gern in ein romanhaftes Utopien verlocken und er schließt sich hier gewissermaßen Vorbildern an wie sie von Thomas Morus, Harrington, Campanella, Cabet u. A. in Werken

gegeben sind; die „Utopien“ oder „Oceana“ oder die „Sonnenstadt“ oder „Harari“ u. s. w. genannt wurden; es vereinigt sich in ihm mit dem Drange nach socialer Kritik auch ein Drang nach socialer Romantik und es schwanken verwirrte romantische Lichter über seine Grundprincipien; aber immer treten uns die Zustände des Lebens, wo er sich nicht im Allgemeinen verliert, sondern in den Einzelheiten die Bedingungen, die Gesetze, die Vorurtheile des Lebens nachweist, in einer Fülle und in einer Wahrheit, welche sich freilich selbst auf Kosten der Poesie geltend macht, entgegen, wie wir sie nicht leicht anderswo und am wenigsten in der deutschen Romanliteratur bis auf die neueste Zeit gefunden haben.

So ist es denn nicht die Romantik, sondern der social-philosophische Geist, in dem wir die Kraft der neuesten Werke Eugen Sue's suchen und dieser social-philosophische Geist, durch den er für die ganze Romanliteratur von Bedeutung geworden, tritt uns weniger in der Allgemeinheit und Unbestimmtheit einer Theorie, in philosophischen Conjecturen und Declamationen als da entgegen, wo er in die ungeheure Tiefe der pariser Welt hineingreift und an den Gestalten, welche durch sie geboren und entwickelt worden sind, einen Thermometer der allgemeinen Zustände liefert, wo geschlossene Situationen, concrete Erscheinungen, nicht durch ein abstractes Raisonnement, sondern durch ihre eigenthümliche Entwicklung, durch ihr Dasein den Nachweis über gesellschaftliche Verhältnisse liefern. Durch seine Gewalt über die concrete Welt kann Eugen Sue für seinen „Ewigen Juden“ eine größere Bedeutung in Anspruch nehmen als man sie sonst literarischen Phantasieflüchten zu vindiciren pflegt.

Der Jesuitismus ist der Mittelpunkt des „Ewigen Juden“, er verbindet das lose Gewebe der verschiedenen Fabeln. Der Jesuitismus ist der Gegenstand seiner Polemik, aber nicht ein ausschließlicher. Wir glauben, es hieße die Bemühung Eugen Sue's zu eng fassen, wenn man behaupten wollte, er habe mit seinem „Ewigen Juden“ keine andere Absicht gehabt als darauf einen Antrag auf die Aufhebung des Jesuitenordens zu begründen. Seine Kritik geht weit über das religiöse Gebiet hinaus, so tief sie auch in dasselbe einschneidet. Der „Ewige Jude“ ist deshalb mehr als ein religiöser Tendenzroman, er gehört deshalb der Sphäre des socialen Romans an, welche wir oben bezeichnet haben. Der Kampf gegen den Jesuitismus und seine Institutionen ist nur ein verbindendes Moment in dem Ganzen. Der Jesuitismus ist für Eugen Sue mehr eine Gelegenheit als ein Zweck gewesen und man kann es nicht leugnen, daß er die Gelegenheit mit einer furchtbaren Energie gegen denselben benutzt hat.

Der Jesuitismus hat zu einer eigenen Romantik Veranlassung gegeben. Seine Macht, das geheimnißvolle Dunkel, in dem er sich bewegt, sein Grundsatz „der Zweck heiligt die Mittel“, seine Geschichte haben sowol Historiker als Romanschreiber verwirrt gemacht. Trotz der Hinneigung zum Romantizismus, welche Eu-

gen Sue auch noch in seinen neuesten Werken zu erkennen gibt, muß man doch zugeben, daß er, was den Jesuitismus anlangt, die Romantik bis auf Weniges ganz aus dem Spiele gelassen und an ihre Stelle die Wahrheit gesetzt hat. Nicht die Wirklichkeit, aber die Wahrheit, deren Bewußtsein er in einem Nachwort folgendermaßen ausdrückt:

Wir haben Mitglieder der Gesellschaft Jesu angenommen, welche von den verabscheuungswürdigen Grundsätzen ihrer classischen Theologen befreit waren und dem Geist und Buchstaben jener verworfenen Bücher, die ihr Katechismus, ihr erstes Hülfsbuch sind, gemäß handelten, mit einem Worte, wir haben diese nichtswürdigen Lehren in Bewegung, in Anschaulichkeit, in Fleisch und Knochen gebracht, nichts mehr — nichts weniger.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das hohe Lied. Von Titus Ulrich. Berlin, Puttkammer. 1845. 9. 1 Thlr. 15 Ngr.

Man erinnert sich der frühern Auslegung des „Hohenliedes“ nach welcher dasselbe Hymnen enthalten sollte, in denen Christus und seine Kirche gefeiert wurden. Man erinnert sich ferner des vor einigen Jahren erschienenen Buchs von Feuerbach „Das Wesen des Christenthums“, in welchem seine Widersacher Selbstvergötterung des Menschen gelehrt sehen zu dürfen glaubten. Der Verf. des vorliegenden Gedichts thut jenen Widersachern den Gefallen, aus diesem Cultus vollen bitteren Ernst zu machen. Daher der Titel desselben. Man bezeichnet es vielleicht am richtigsten als eine Cantate zur Feier des Gott-Menschen, denn die fünf Theile, aus denen es besteht, sind aus mehr oder weniger hymnenartigen Ergüssen zusammengesetzt, die von recitativen Partien in reinlosen Versen unterbrochen werden. Wir geben so gut es sich thun läßt eine Übersicht des Inhalts, wobei wir den Dichter an den wichtigsten Stellen selbst reden lassen.

Der erste Theil, gleichsam die Ouverture, denn er spricht schon das Ganze aus, beginnt mit einer Schilderung des Aufgangs der Sonne, unter welcher die Freiheit zu verstehen ist. Der Sänger glüht, fühlt — was? — Du fühlst es ewig nicht, der in den Banden des Glaubens oder politischer Knechtschaft schmachtet — „die Nacht des Seins, unendlichen Seins Entzücken“. Die ganze Natur ist Herold seines Wonneranges; er ergreift das All als seiner eigenen Seele Fülle und fühlt sich gleich dem Kreise eines Ragiers um dasselbe geschlungen.

Bermagst du zu erfassen solches Sein
Mit Allem, was es birgt im Grunde,
Was es erschafft, erhaben, rein,
Von dauernder Natur, in Einer Stunde,
Wo vor dem Licht, das keine Schlaf' umglüht,
Nacht, Gram und Räthselqual entflieht:
Dann, dann wirst du dich voll erkennen —
Dich selber ewig — Gott — und Alles nennen!

Zweiter Theil. Es werde Licht — der Erinnerung: die innere Geschichte des Sängers geht an ihm vorüber. I. Die Kindheit. Unschuldige Freuden der schönen Jahreszeit, der Hoffnung auf das Weihnachtsfest. Dem Knaben wird gesagt, wenn er das Christkindlein erblicke, sei's um die Gaben geschehen. Er lugt dennoch durch das Schlüsselloch:

Du also, lieb Räthselchen mein,
Du also bist Christkindlein.

II. Die Schule. Wo vordem Könige hausten, mit Einer Hoffnung nur, aufs Grab, ist ein glühendes junges Herz eingeschlossen. Sehnsucht in die Ferne. Entbehren und Entfagen. Aber nähren nicht die Reister selbst, die dies anempfehlen, unser Herz mit hohen Idealen?

Ihr preiset Muth; ihr trönt das Selbstvertrauen,
Ihr liebt der Vorzeit Heibengröße schatten,
Und wenn ich frei dann träumt' mich zu ergeln,
Da hieß es gleich: „Lern' erst auf unserm Boden stehn!“

III. Abgang auf die Universität. In ernstem Dräten begehrt der Sänger das Abschiedsgelage, geseckt von den lärmenden Freunden, von Alltagsart, nicht lange gewählt, ganz wie sie Zufall schart, unserer Jugend Genossen zu werden. In nächtlicher Einsamkeit wird ihm ein bedeutungsvolles Dm. IV. Ankunft in der großen Stadt. Er fühlt sich einsam, von der Menge verschlungen. Maskensaal und Schaubühne eröffnen sich dem Staunenden, doch sein Ziel ist Erkenntniß.

Was bin ich, was der Hauch der in mir weht,
Der zitternd bangt, ob er auch fortbesteht.

V. Fünf Jahrtausende blicken hohnlachend auf den Forscher herab, der sich dem Kinderglauben entrisen. Die Kauste früherer Zeiten citirten Geister, unser Sänger beschwört den eigenen Geist allein. VI. Bergebens. Die Geschichte bietet nur eine Wiederholung des Menschengeschichts, das Jeder in sich selbst erfahren. Und von der Natur gewinnen wir nur Erscheinung und Oberfläche, „und jene traurig bitt're Lehre, daß sich ein Stäubchen winzig und vergessen mit unsrer Wichtigkeit im Weltentraum kann messen.“ Nun aber Philosophie. Der Sänger folgt dem Meister auf des Berges Spitze.

Was sah ich mehr? — den Himmel über mir, hoch traum!
Wie sonst — und ob des Horizontes Kreis
Erweitert auch, doch Alles wie zerfloßen
Im Grau des Nebels, den die Fern' ergossen!
Und seltsamlich, was Dieser Wahrheit rühmt, das schien,
Dem Andern blinden Wahnes Mäh'n.
Ich hörte Worte, wunderscharf gespalten,
Getrennt, gebreht, entgegen jetzt gehalten,
Zum Bund vereint dann wieder nun.
Verstand ich euch? War's mehr als and'rer Klang und Name,
Wenn ihr vermeint, erfast und tiefer sel,
Und so gelöst der Dinge Grund und Same?
Ihr fliegt so geistreichst vorbei
Hin über eurer Worte lust'ge Bräden —
Ich aber möchte mit Entzücken
Nur Leben, Leben an den Busen drücken.

Also weg mit den Büchern! VII. Am Bett des Sterbenden. Die Verwandten, einfache Landleute, trösten sich mit religiösen Betrachtungen; der Sänger kann nicht glauben. VIII. Er wünscht sich ein Schwert, es der Natur auf die Brust zu setzen, daß sie erzittere und ihm ihr Geheimniß offenbare. Doch der Mensch ist ohnmächtig.

Es lohnt mehr vielleicht d'rum, wie sie stutet eben,
Des Blutes Strömung frei sich hinzugeben,
Frisch zu genießen weg ein lust'ges Leben.

IX. Liebe, die doch die Frage nicht beantwortet nach dem Geheimniß des Daseins.

Wozu, mein Lieb, der Balsamhauch,
Des Morgens frische Würze,
Das Kopfgefankel hell am Strauch,
Des Baldbachs Silberkranz?
Aus Nebeln taucht das Wiesengrün,
Die Sonne ängelt nieder,
Es summt und sumt und d'rüber zieh'n
Der Lerche Aetherlieder.

Wozu, wenn wir sterben, sterben müssen
Und von all dem Zauber nichts mehr wissen?!

Wozu der Aries, der forscht und sinnt,
Und über Trümmern bräutet,
Und jeden Schak, den er gewinnt,
Mit em'ger Sorge hütet?
Wozu des Geistes stolzer Flug
Nach aller Schöpfung Ferne.

Lief unter uns der Hellen Tag
Und über uns die Sterne?

Wage x.

Wage des Fezends Sturmeschlag,
Der Liebe süß Verlanger,
Bis ein enttaucht der schänd'ge Tag
Dem Purpur schm'ger Wangen?
Dies heisse Ringen ohne Streik,
Dies Träumen ohne Schlummer,
Dies Weben ohne Bangigkeit,
Dies Reinen ohne Kummer?

Wage x.

X. „Sein Erdenweib mehr, eine Muse nur.“ XI. Ru-
f. XII. Bildner Lebensgenuß. Ball mit lockern Mädchen.
Sagardspid. Kirchhofsgedanken. Neue Beschubung durch neuen
Genuß. „Und wie in sternenloser Nacht und schwarzer Lasse
Sant's lastend auf mich ein von dumpfer Schwere!“ XIII. Ver-
such, sich ins Loth des Geschäftslebens zu spannen. Verzicht-
ende Niedrigkeit der Alltagswelt. Ihre Gesalten mit Hiob's
Freunden verglichen. XIV. Rückkehr zur Einsamkeit. Die Na-
tur hat für den Sängler keine Reize mehr, er ist zu tief in
sich versunken.

Sein oder denken, das ist dieser Tage
Gewöhnlich schwere Hamletfrage:
Ob unser Denken nichts als nur die Wege,
Die Irre, deren brandende Umarmung
Der Hellen „Welt“, dies trugig fremde Sein
Mit Stolz zurückweist? Ob Namen erk
Den Sauber sprechen, das dies Stoffgebilde
Das reiche Formenspiel der Wesen, trete
In Wirklichkeit vor unser Aug' und Ohr,
Zum wahren, ein'gen Sein gekempft so
Durch uns're Kraft, die mit dem Riesennetz
Des Raumes und der Zeit, mit raschem Blechwert,
Ans brausende Gesade eilt, zu fangen
Die Welt, den großen Leviathan, b'rin?

Denken!

Erkennen dann! — Ach, was du nennst Erkennen,
Eindringen klarer Formen und Erscheinung
Mit Formeln, Schluß, auf überleb'nden Mienen (?)
Mehr fühlen wollen als der Rego empfindet,
Mehr sagen als ein Inst'ger Laut bezähnet,
Das ist die Lust, zu sein auch jenes Ding,
Was dein Geben! umschlingt mit brän'gen Armen,
Du sein, was du nicht bist, ein and'res Wesen,
Und in dem Andern selber Du zugleich!

Es lebt in dem Sängler wol noch die Erinnerung, daß einst
die Welt schön war, aber wohin ist sie gekommen?

Ein schwarzer Traum
Das ist der Menschenenseele Einsamkeit!
Ein Schreckgefühl, das ploötzlich und durchschauert,
Wie's den mag packen
Und tigerhaft ihm gerstetischen den Nacken,
Der lebendig eingemauert
Aufrausend in Herzweiffung schreit. —
Das Braun, das ich mit meinem Sein.

Mit meinem Ich im ganzen XII bin einsam und allein!

Zangenthehrte geliebte Verwandte besuchen ihn; sie können ihn
dem Leben nicht wiedergeben. Empörung! ruft er durchs II,
Empörung! Doch Niemand hört ihn. Oder hört ihn ein Gott,
ein großer Himmelsfalken, der herablugt auf der Wesen ba-
bylonische Sprachenwirrniss?

Schlaue lächelnd, daß mich der Sturm nicht versteht,
Und das Meer nicht den Sturm.

Und die Wolke das Meer nicht.

Und der Berg nicht die Wolke,

Geschmiedet all' in ferne Schmerzensbeinsamkeit?

XV. Das weiß ich von dir, von dem die Sage geht,
daß du den Menschen nach deinem Ebenbild erschaffen?

Dritter Theil. Requiem. Die ganze Welt ist dem Sän-
ger ins alte Chaos versunken. Warum trifft nicht auch ihn
Vernichtung? „Die Völker sterben, die Götter sterben, nur
immer übrig bleibt allein der Mensch.“

(Der Rest folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Morisken.

Die abenteuerlich-glanzvolle Zeit der maurischen Herrschaft
ist in Liedern und Romanen noch allen Richtungen hin aus-
gebeutet; an einer in allen Beziehungen befriedigenden wissen-
schaftlichen Darstellung dieses bunten Lebens fehlt es aber noch
immer, obgleich manche einzelne Punkte bereits in besondern
Monographien auf eine gediegene und gehaltreiche Weise be-
handelt sind. Einen neuen Beitrag zur Geschichte der Araber
auf der pyrenäischen Halbinsel erhalten wir in folgendem Werke
„Histoire des Maures Mudejares et des Morisques, ou des
Arabes d'Espagne sous la domination des Chrétiens“ von
Circourt. Es handelt sich in diesem umfangreichen Werke —
es umfaßt drei Bände — um die Geschichte der traurigen, aber
an interessanten Episoden überreichen Kämpfe, welche auf die
Vernichtung der arabischen Rationalität abzielten. Wir wohnen
hier dem letzten Aufblühen des maurischen Geistes bei. Der
Sinn der Unabhängigkeit, der sich in den Morisken regte, die
riesigen Anstrengungen, durch welche sie, so lange es gehen
wollte, ihre Selbständigkeit aufrecht erhalten wollten, und die
kühnliche That ihrer Verfolger bieten eine reiche Fülle zu
einer mannichfaltigen und unterhaltenden Darstellung. Aber
die Arbeit Circourt's ist nicht bloß auf Unterhaltung berechnet,
sondern kann selbst wissenschaftliche Bedeutung in Anspruch
nehmen. Wir erhalten eine genügende Zusammenstellung vorzüg-
lich der spanischen Quellen, welche um so dankenswerther ist
als die spanischen Werke, welche hier benutzt sind, im Allge-
meinen weniger zugänglich sind.

Zur Geschichte der Revolutionszeit.

Die „Histoire parlementaire de la révolution“ von Du-
hez und Mour ist vorzüglich dadurch von so großer Bedeutung,
daß wir nicht nur eine Zusammenstellung der wichtigsten par-
lamentarischen Verhandlungen, welche schon der Titel verheißt,
sondern auch die interessantesten Auszüge aus den Zeitblättern
und Flugschriften erhalten, deren Einsicht man sich sonst nur
sehr schwer würde verschaffen können. Freilich muß man da-
für auch die leidige Sucht der französischen Historiker, Alles
nach ihrer beschränkten Parteilansicht zu modeln, mit in den
Kauf nehmen. Dies zeigt sich nicht nur in einer gewissen Bill-
fürlichkeit der Auswahl, welche nach Gutdünken einschlagende
Stellen hervorhebt oder ausläßt, sondern selbst in handgreif-
lichen Verdrehungen, wie deren der gewissenhafte Widerspruch
den radicalen Verfassern mehr als einmal nachgewiesen hat.
Gegenwärtig erhalten wir eine neue Ausgabe des ganzen um-
fangreichen Werks, bei welcher hoffentlich die Schwächen, die
ihm anhaften, mehr verwischt wurden. Dafür scheint der Um-
stand schon zu sprechen, daß Duhez sich bei dieser neuen Um-
arbeitung drei neue Mitarbeiter beigelegt hat. Es sind dies
S. Baffide, Bois-le-Comte und A. Ott. Der Erste steht an
der Spitze des republikanischen „National“, der Zweite hat sich
als Publicist bekannt gemacht und Ott ist Verfasser mehrerer histo-
rischen und philosophischen Handbücher. Das ganze Werk wird
in seiner neuen Gestalt aus 25 Bänden bestehen. 17.

Donnerstag,

Nr. 106.

16. April 1846.

Religiöse Tendenzromane.

(Fortsetzung aus Nr. 104.)

Das Recht, allgemeine Principien in Persönlichkeiten lebendig zu machen, kann dem Dichter nicht abgesprochen gemacht werden, es ist eins seiner größten Rechte. Eugen Sue hat dieses vielfach vernachlässigte Recht wieder angewendet. Eine Einwendung, ein Robin existire nicht, der Jesuitismus habe nicht operirt wie Eugen Sue schildert, ist ohne Erfolg. Der Jesuitismus kann auf der Basis seiner Grundprincipien unter ähnlichen Verhältnissen so operiren, er kann einen Robin zeugen und in ihm eine Incarnation seines Princips feiern. Robin ist, wenn auch keine Wirklichkeit, doch eine Möglichkeit, ohne poetische Wahrheit. Sue hat den Jesuitismus nicht romantisch, sondern praktisch angegriffen, er hat ihn aus sich selbst entwickelt. Er behauptet nicht, daß alle Jesuiten so sind wie Robin ist, aber er weist nach, daß sie so sein können. Es besitzen nicht alle Jesuiten die Heiligkeit, den Muth, die Rechtswürdigkeit, die geselligen Waffen in Gebrauch zu nehmen, welche das finstere Klosthaus ihres Ordens enthält; darum sind es nicht Personen, welche Eugen Sue angreift, sondern Institutionen, es ist der abscheuliche Geist der Constitution der Gesellschaft Jesu, es sind die Bücher ihrer classischen Theologen, welchen Eugen Sue versucht hat einen lebendigen Ausdruck zu verleihen. Dies ist ihm überraschend gelungen. Sein Buch hat gerade durch diese Partie das größte Glück gemacht, obwohl wie sie nicht als die feinste und beste bezeichnen wollen, denn jedenfalls stehen die Charaktere, welche Sue aus dem Jesuitismus entwickelt, weit über den Begebenheiten, welche er durch dieselben hervorbringen läßt. Die Charaktere sind wahr; die Begebenheiten, die Ereignisse inclinken noch immer zu Romantik.

Erinnern wir uns hier an die Grundlagen des Dramas. Es zeigt sich ein Kampf, der zwischen dem Jesuitennorden, diesem schon durch seine Dauer wie durch die Beharrlichkeit seiner Absichten, die Selbstverleugnung der Mitglieder bei Vollführung des gemeinsamen Worts und dadurch, daß er nöthigenfalls alle Grundsätze, die ihn im Wege sein würden, aus den Augen zu werfen weiß, so wichtigen Vereinen einerseits und zwischen einer Familie andererseits, deren Mitglieder einander zum

Theil fremd bleiben, sich fast immer verzinkt vertheidigen und, fast alle ihre Kräfte und ihr ganzes Nachdenken auf den Gegenstand ihres Strebens zu vereinigen, durch die bei Allen, die im Weltgetümmel leben, gewöhnlichen Leidenschaften zerstreut, geschwächt, getrennt sind, stattfindet. Zum Bundesgenossen hat Sue ihnen allerdings einen romantischen Spuk, eben den ewigen Juden gegeben, aber der romantische Spuk sagt nicht über den praktischen Jesuitismus. Die Anlage des Romans ist jedenfalls einfach genug für die weitläufige Ausführung, einfach im Auseinandergehen des einzelnen Romans, wenn auch kein organisches Ganze. Der Zweck des Kampfes ist keine Idee, kein Princip, sondern der Besitz einer ungeheuern Erbschaft, die durch den Marquis v. Rennepont sämtlichen Mitgliedern seines Geschlechtes im J. 1682 vermacht wurde. Hr. v. Rennepont war zu seiner Zeit ein Opfer des Jesuitismus geworden, er hatte aufgehört Katholik zu sein „comme si le catholicisme tout entier lui eût paru solidaire des crimes de cette société“, er hatte die Macht der Vereinigung begriffen und wünschte, daß seine Nachkommen Nutzen von ihr ziehen möchten. Hr. Marquis v. Rennepont verfügt über die von seinem Vermögen geretteten 50,000 Thaler einige Stunden vor seinem Selbstmorde, und zwar so, daß sie auberthalb Jahrhunderte für spätere Erben, ohne daß diese etwas davon wissen, verwaltet werden sollen, die in dieser Zeit auf Zinsen gehäufte Masse soll dann nach Ablauf dieser Zeit an die Nachkommen gewisser Seitenverwandten des Hrn. v. Rennepont übergeben werden, und zwar nur an Die, welche persönlich erscheinen werden. Diese persönliche Erscheinung wird von dem Erblasser zur Pflicht gemacht, damit sich seine spätere Erben, von denen er voraussieht, daß sie sich in den verschiedensten Ständen der menschlichen Gesellschaft befinden werden, so möglich eine Vereinigung bilden. Es lassen sich von juristischer Seite gegen die Möglichkeit eines solchen Testaments, unter den gegebenen Umständen, und von ökonomischer Seite gegen die Möglichkeit der Ausführung der Vermögensverwaltung ziemlich starke Bedenkllichkeiten erheben, aber wir wollen darüber hinwegsehen und nur einen Blick auf die Personen werfen, welche der Dichter im Kampfe um die große Erbschaft in Bewegung gesetzt hat.

Einige Monate vor dem bestimmten Termine besteht die Familie Kennepont aus sieben Personen, welche der Dichter durch alle Stufen der Gesellschaft vertheilt, um eben an ihnen die Zustände und Einflüsse dieser Gesellschaft nachweisen zu können.

Obenan das Fräulein Adrienne von Carboville. Der Dichter hat über diese Erscheinung ein brennendes, glänzendes Colorit verbreitet. Zum Grunde liegt ihr die Idee des praktischen Pantheismus, er idealisirt sich in ihrem ganzen Wesen. Sie ist eine Sensitive, die alles Unschöne verabscheut, ihr Gefühl, ihr Nervenleben ist auf das zarteste organisirt, sie möchte die Schönheit zum Herrn der Welt machen und über Alles einen ästhetischen Dufte verschenden. Eugen Sue sucht in der Adrienne das Princip des Hellenismus zur Anschauung zu bringen, aber er legt ihr auch eine sittliche, großartige Idee unter und ihr Charakter erscheint uns als eine wunderbare Vermischung des griechischen Schönheitsgeistes und der christlichen Liebe. In ihrem Verhältnis zu dem armen „Knirps“ siegt das Princip der thätigen Menschenliebe über den Schönheitsgeist, sie, die sich nur mit Schönerem zu umgeben bemüht ist, überwindet sich, den häßlichen „Knirps“ zu ihrer Freundin zu erheben. Heinrich Leo charakterisirt die Adrienne in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ folgendermaßen:

Sie ist ein Wesen, welches gewaltige politische Sympathie mit den Leiden der armen Classen hat (die allerdings auch ein sehr dunkles Loch in eine ästhetische Fassung des sittlichen Lebens bohren), das die Ehe als eine zu rohe Form und Pöbel verachtet, aber dafür beim Anblick des indischen Bacchus in einer Gefühlsregung schwelgt, die eine schon ganz überreife und corruptirte Phantasie voraussetzt; da diese Erregung, beim rechten medicinischen Namen genannt, nur eine gewisse geistige Liebertätigkeit ist.

Er hält Adrienne für eine „sittliche Caricatur“. Wir können uns zu diesem Urtheile nur im Gegensatz befinden. Sue hat in der Adrienne das Ideal eines Weibes schaffen wollen, eines Weibes, in dem die schöne Sinnlichkeit und der Geist sich die Wage halten; sie erscheint empfänglich für jede gute Gesinnung, ergriffen von allem Schönen und Großen, gefühlvoll, aber charakterfest, sinnlich, aber ruhig. In ihrer Liebe zu Djalma, in dem brünstigen Aufschauhen einer unverdorbenen Natur, welche die ganze Sittlichkeit der Liebe ahnt, können wir keine „überreife und corruptirte Phantasie“ erkennen, weit eher erscheint uns „die Marotte selbstgemachter, künstlicher, anwidernder Pruderie“, mit der sie sich Djalma gegenüber verhält, bis endlich im Braut- und Todtenbett der Cultus der Liebe im Tode gefeiert wird, als ein Makel an dieser Erscheinung, als eine Unvollständigkeit dieses sonst erhabenen, idealisirten Charakters. Mag Adrienne sich gegen Heinrich Leo mit ihren eigenen Worten vertheidigen:

Sans doute, je ne vis comme personne, je ne pense comme personne; je suis choquée de choses, qui ne choquent personne; mais qu'est ce que cela prouve? que je ne ressemble pas aux autres... si je mauvais coeur? suis-je envieuse, égoïste? mes idées sont bizarres, je l'avoue, mon

Dieu, je l'avoue, mais enfin, Monsieur Balaizier, vous le savez bien, vous... leur but est généreux, élevé...

Der Prinz Djalma ist der Gegenstand ihrer Liebe. Es scheint als ob Eugen Sue geglaubt habe, ein Mann, im Kreise europäischer Civilisation gebildet, könnte der Liebe seiner Adrienne nicht würdig sein. Sue will in seinem Djalma einen Naturgott, einen Bacchus, in dem ein volles, springendes Leben pulst, malen. Wir möchten nicht sagen, daß ihm dieser Charakter allzu sehr gelungen ist. Wie kann eine Adrienne einen Djalma vergöttern, der eben nur als physische Kraft, als roher Edelmuth erscheint? Hat ihre Liebe nicht viel feinere Spitzen, verlangt der Cultus ihrer Liebe nicht einen ganz andern Tempel als einen solchen, wie er in der orientalischen Welt den Weibern angewiesen ist? Zwar sucht Sue den Djalma über die Brutalität seines orientalischen Stammlandes zu erheben und ihn regiert werden lassen von der schroffen Geradheit allgemeiner Instincte, aber nichtsdestoweniger ist es dem Dichter nicht gelungen, in dem Djalma eine Gestalt zu schaffen, welche den Eindruck eines Apollo machen könnte. Leo nennt den Djalma einen „thierisch leidenschaftlichen Menschen“. Wir treten ihm in dieser Charakterisirung vollkommen bei. Djalma erscheint uns nur als von Naturtrieben, durchaus nicht von einer sittlichen Idee getragen, und es ist zwischen ihm und einer Adrienne durchaus kein Verhältnis zu finden.

Ein anderer Erbe ist der Fabrikbesitzer Hardy. Ein Mann mit starker Erregbarkeit und einem ausgezeichneten Kopfe ausgestattet. Seine Mutter, sagt Eugen Sue, nannte ihn eine Sensitive, eine Organisation von ungemainer Feinheit und Zartheit, ebenso herzlich, ebenso liebevoll wie edel und großmüthig, aber ebenso reizbar, daß sie sich bei der geringsten Veranlassung in sich selbst zurückzieht. Ganz abgesehen von der persönlichen Schilderung Hardy's hat Sue es versucht, in dem Verhältnisse dieses Mannes zu seinen Fabrikarbeitern socialistische Pläne zu entwickeln. Die Fabrik Hardy's ist ein socialistischer Staat im Kleinen. Gegen ihren Herrn und ihr Princip wird ein Zerstörungskampf unternommen, den Sue vortrefflich gezeichnet hat. Die Schilderung der Hardy'schen Fabrikanlagen soll den Beweis liefern, wie sehr die Durchführung des reinen Associationsprincips im Interesse Aller ist. Sue liefert in ihr ein Bild, wie es dem Dichter gestattet sein kann, in der Wirklichkeit aber würde dasselbe im Kampfe gegen die Überwucht der es umlagernden egoistischen Interessen immer als eine Illusion erscheinen müssen. Freilich sucht Sue auch den Egoismus zu interessiren, indem er sich nachzuweisen bemüht, „daß Speculanten zugleich eine menschenfreundliche, edle, segensreiche Handlung verrichten und ihr Geld zu fünf Procent anlegen würden, wenn sie sich zur Errichtung von Gemeinhäusern verständen“, aber was beweist Eugen Sue anders in diesem Vorschlage als daß ihm die Tiefe der socialistischen Principien und Probleme noch vollkommen fremd geblieben ist?

Eine andere Hauptfigur und zugleich Erbschafts-
theilnehmer ist der Abbe Gabriel. Ein Vertreter des
romantisch-idealisirten Christenthums, ein Stück Uechri-
stenthum, eine Art Johannes wie er an der Brust des
Herrn lag. Uns erscheint diese Gestalt als vollkommen
verfehlt. Sue gibt durch sie den Beweis, daß er nicht
im Stande ist, über die Grenzen der christlichen Welt-
anschauung hinauszusehen, es ist nicht der Mensch, der
freigewordene, selbstbewusste Mensch, sondern der gläubige
Diener einer geoffenbarten Religion, welcher hier in
Gabriel verherrlicht wird. Sue wollte der Lücke und
Nacht des Jesuitenthums den Glorienschein eines reinen
christlichen Priesters entgegenstellen und so werden denn
die Grundlagen und Consequenzen des Christenthums
in allgemeine, durchaus unbestimmte Phrasen verflüch-
tigt. Wie bei vielen Franzosen, scheint auch bei Eugen
Sue ein Act von religiösem Communismus die höchste
Möglichkeit zu bleiben. Weil Gabriel den reinen Chri-
stenbegriff repräsentiren soll, muß er ganz nothwendig
aufhören menschlich zu sein, sein ganzes Wesen, seine
ganze Erscheinung wird denn auch übermenschlich. Er
ist so übermenschlich gezeichnet, daß jeder fest auf seinen
Füßen stehende Mensch sich von einem solchen Christen-
thume dispensiren und dasselbe nur als krankhafte Exal-
tation betrachten wird. Andererseits aber hat Sue auch
den übermenschlichen Standpunkt nicht durchgängig fest-
halten können und der reine christliche Priester läßt sich
zuweilen von Motiven bewegen, die nichts weniger als
christlich sind, läßt sich sogar von einer besondern Eitel-
keit beherrschen. Er soll angeblich den höchsten geistigen
Muth besitzen, er soll vor keiner Aufopferung und vor keiner
Erniedrigung zurückbeugen, aber dessenungeachtet schauert
er, nachdem er bereits die Einsicht in die jesuitischen
Nichtswürdigkeiten gewonnen hat, vor dem Gedanken
zurück, daß man ihn für eigennützig halten könne, wenn
er das den Jesuiten gegebene Versprechen seines Ver-
mögens wieder zurücknehmen würde. Um also nicht bei
den Schurken als eigennützig zu erscheinen, vermehrt er
wissentlich die Sicherheit und Macht dieser Schurken.
Durch seine abstracten Moralismen vermehrt er die
praktische Macht des Schlechten. Ja, der Charakter
Gabriel's ist vollkommen lebensunfähig und Eugen
Sue hat in dieser Apologie des Christenthums, welches
zugleich eine Aufgebung jedes bestimmten Christenthums
ist, durchaus nichts Anderes als ein Monstrum liefern
können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das hohe Lied. Von Titus Ullrich.

(Beschluß aus Nr. 106.)

Vierter Theil. I. Der Säng' er besucht seine Heimat. Die
Erinnerung seiner Jugendfreuden und Jugendträume macht es
ihm nur klarer, daß sein Leben ein verfluchtes sei. II. Wald-
einsamkeit. Wunderbare Ahnungen bewegen den Dichter. Ist
etwa der Mensch ein Anderer als er scheint? Er erblickt zuerst
das Meer; Seefahrt. Bekende Wirkung derselben. Erwinnst
etwa der Seele eigenster Gehalt erst dann Gestalt, wenn Schwei-

gen auf der Lese ruht? Wird etwa des Lebens Flamme von
Menschen erst dann erhellen, wenn sie ruhiger weiter brennt?
„Segt noch mein Geist ein Element, aus dem Veröhnung mir
mag quellen?“ III. Alpenwelt. Es ist nicht gut, daß der
Mensch allein sei. Aber er war es. Glanzvoll umgab ihn die
Welt, unsäglich hehr, geheimnißvoll.

Da trat der Mensch,

Der einsam bange Mensch,
An der Begeisterung Strom und schöpft
Johannes Baptista

Die heilige Blut und taufte: — Götter!

Die Natur schmiegt sich an unsere Brust, als sollte sie erst in
ihr zu wahren Sein erwachen; es ahnt der Mensch seine eigene
Kajeskat. Doch

Der Völk' Stimmen vernehm' ich —

Die Kirchengeläute klingen es:

Gott ist der Nil und der Ganges,

Gott ist die Sonne!

Und sie nannten Zeus dich,

Allah, Jehova,

Welt schöpfer und Lenker,

Und gaben dir Namen,

Menschbildliche Titel,

Je göttlicher — lustiger!

Und nieder warf der Mensch

Sich, vor dem eig'nen Bilde nieder!

Din gab er mit Freuden

Sein Herrenthum, — Alles,

Ein Zweiter zu sein nur,

Ein tuisender Sklave

Viel lieber als — einsam!

Und sammelt Ehrfurcht und Zerknirschung

Und süßlet froh sich — Nichts!

Denn jenseit ist das Reich,

Bei den Göttern Kraft und Herrlichkeit

Amen!

IV. Eine arme Weberfamilie. Und ihnen soll der letzte
Trost geraubt sein, die Religion? — Die sind um die Erstge-
burt betrogen, für das Linsengericht der Unsterblichkeitshoffnung —
so mögen sie dem Bruder verzeihen und ihn auffodern, jetzt
die Erbschaft ehrlich zu theilen. Mit frohem Blick sieht der
Säng' er wieder in die Natur: er fühlt von ihren Lippen den
Kuß Enchymion's.

Da! bist du, Natur,

Nicht durch mich selber allein

Was du bist mir?

Nicht in mir selber allein?

Und wo, wo beghnast du?

Wo hör' ich auf?

Du in mir —

Ich in dir —

Mein volles Sein, umfaßt es

Nicht dich und Alles?

V. Der Säng' er auf Reisen. Italiens und Griechenlands
Herrlichkeit. Doch hier starb Sokrates. Hier bringt man den
Göttern des katholischen Olymps Menschenopfer an Kloster-
jungfrauen. War nicht ein solches Menschenopfer das ganze
Mittelalter mit seinem Röschglauben? Und jetzt noch diese
fromme katholische Fastenpolonaise! Wohl uns! Alle diese
alten Götter sind herabgestiegen von ihren Thronen, zu wohn-
nen im Olymp der Kunst. VI. Rückkehr in die Heimat. Welche
Rolle soll der Säng' er spielen in der Welt? Es paßt für ihn
keine. Das Stück, in dem er auftreten könnte, ist wol noch
nicht geschrieben. Königsstadt. Fuldigungsfest.

„Wir haben uns're Seelen Gott gegeben!

Verzeth', o Herr, uns Armen

Und nimm in gütigern Erbarmen

Du unsern Leid und unsern Leben!“

März. Der Sängler führt den Dante durch unsere heutigen Lebensstände; der Mann, der die Hölle gesehen, vermöge den Abstieg nicht zu ertragen und entflieht. Was ist unsere Weisheit?

„Du's edler im Gemüth“, zu sein was man begehrt.
Durch rege Kraft des Verles werth,
Du's zu beschreiben mit Gedanken sich,
Bis einst des Übels Druck von selber wick.

VI. Mene mene Tekel Upharain. Erstürmung der Bastille. VIII. „Und immer übrig bleibt der Mensch allein.“ Sie haben ihn geschmäht, geschlagen.

Sie zogen aus, den Menschen zu ergründen.
Und hielten ihn mit einem Dornenkranz
Um's Haupt, mit eines Purpurmantels Spott
Zum Blutgericht vor ihren Fabelgott!

Bergehend. Schön ist die Natur — doch kann sie uns nicht mehr befriedigen.

Wich ruft der Mensch!
In diesem Namen ist die Welt erkannt,
In ihm sind wir uns eng verwandt,
In diesem Namen sind wir 'U' verhöhnt,
Er ist's, der „la Hoc Signo Vincos!“ thut.

IX. Hymnus im Sinne des neuen Glaubens.

Fünfter Theil. Die Schöpfungsgeschichte der Religion der Zukunft. „Im Anfang war der Mensch, er war im All das All“ und endlich

Das All ist sein Gehalt, sein Wesen Gotteswalten.
Die Freiheit seine Form und sein Entfallen!

So weit das Gedicht. Und nun unser Urtheil über dasselbe? Daß der Verf. ein Mann von vorzüglicher dichterischer Begabung sei, werden dem Leser schon die ausgezogenen Stellen beweisen haben. Und man glaube nicht, daß sich deren nicht noch weit vollendetere hätten anführen lassen; der Raum nöthigte uns, unter denen, welche sich überhaupt auszeichnen ließen, die kürzesten zu wählen. Ferner kann Niemand verdammen, daß das Gedicht insofern eine wichtige Erscheinung ist, als es die Summe der radicalen Bestrebungen ins Kurze zusammenfaßt und gleichsam unter Einen Hut bringt. Aber gerade aus diesem Grunde haben wir nicht viel über dasselbe zu sagen. Wir haben seinen Inhalt für Freund und Feind ebnlich dargelegt: ein Urtheil über ihn aussprechen, hieße jene Bestrebungen selbst würdigen wollen, ein Unternehmen, das für diesen Ort zu weit aussehend wäre und für das überdies gewisse Gesichtspunkte vorher einer streng wissenschaftlichen Begründung bedürfen würden. Nur zweierlei Bemerkungen können wir nicht unterdrücken. Das Gedicht hat darin eine große Bedeutung, daß es den Pananthropismus — so dürfte der Verf. selbst seine Lehre bezeichnen — auf innere Lebensentwicklung gründen will. Auch werden wir wirklich durch eine lange Reihe von Seelenerfahrungen hindurchgeführt. Nur Eins vermissen wir — das religiöse Leben. Denn dieses soll doch nicht etwa mit der Entdeckung des frommen Betrugs, den dem Knaben am Weihnachtsabend die Mutter spielt, abgemacht sein? Und doch wäre es vielleicht die Hauptsache, darzutun, daß auch das religiöse Leben sich in jenen Pananthropismus auflöse oder, um uns einer Schulformel zu bedienen, in ihm seine Wahrheit habe. Wir raten dem Verf., diese Lücke bei einer zweiten Auflage auszufüllen; es könnte fast ein Böswilliger meinen, dieselbe sei nicht zufällig und der Pananthropist habe überhaupt ein echt religiöses Leben noch erst in sich zu erschaffen und umgekehrt als die Wahrheit seiner Lebensansicht anzuerkennen. Das ist eine von unsern Bemerkungen. Einige andere betreffen mehr das Gedicht als solches. Es ist gegen Gedichte dieser Art, welche den Menschen darstellen, wie er die höchsten Angelegenheiten seines Geistes im tiefsten Innern durchlebt, im Allgemeinen gewiß nichts einzuwenden; wir haben Goethe's „Faust“ und „Prometheus“ und die Byron'schen Sachen,

die auch dem Verf. nebst dem „Faust“, wie die angeführten Proben zeigen, häufig vorkommen. Aber damit nicht die Dichtung zu einer bloßen Aeußerung herabsinke, ihre Kunstmittel in den Rang von rhetorischen Predigtkünsten treten und es dem Menschen habe, als ob sie nur um der größern Einbringlichkeit willen der Prosa vorgezogen wäre, dürfte für solche Stoffe die dramatische Form zu wählen sein, in der sich der Dichter von dem monologirenden Helken künstlerisch abhebt, mag auch übereinstimmend, was derselbe ausspricht, seine eigene Herzenmeinung sein. Auch möchte das vorliegende Gedicht hinter den genannten darin zurückstehen, daß in diesen eine eigenthümliche Verhältnisse ausgebildet hatte, zuerst ausgesprochen und damit eine gewisse Offenbarung erlangt ist, die entweder überhaupt außerhalb des Gebiets der Wissenschaft lag, oder eine Vermittelung durch dieselbe erst hinterher erwartete, während wir hier die Resultate eines sehr verbreiteten wissenschaftlichen Werkes vorgelesen finden und bei den Hauptstellen entweder an die verstandigen Gründe derselben, die jenes entwickelt, zu denken, oder uns von ihnen ausgesprochen finden, als sollten sie als versus memoriales dienen. Endlich scheint uns der ganze Gegenstand für die dichterische Behandlung nicht geeignet zu sein. Sein ist die Lösung dieser Weltansicht, und das Wesen des Menschen, sagt sie, ist die That. Ist darauf nun gleich von vornherein zu erwidern, daß man somit nur in Gottesnamen sein möge, — wer hindert's denn? — ohne darüber so viel Umstände und Bedenken zu machen, so scheint eine dichterische Fixirung dieser Weltanschauung, die doch immer auf ein „Berweile doch, du bist so schön“ hinausläuft, in ihrem eigenen Sinne für die freudhafteste Unthätigkeit gelten zu müssen, und also eine Bekräftigung dieser Weltanschauung mittels der Dichtung eine *contradictio in adjecto* zu sein. Wir wurden auf diese Bemerkung durch eine Stelle am Schlusse des Gedichts selbst geführt, in welcher die Rede ist von der Sabbatruhe des Gott-Menschen, welche diesen zur Lagerstatt leite wie Hera den Zeus auf dem Ida, — was doch, wäre es nicht eben der dichterischen Form dieser Entwicklung Feuerbach'scher Philosophie zuschreiben, wirklich gar zu sehr aus der Schule schwagen hieße. Wilhelm Dangel.

Literarische Notizen aus England.

Die regenscheuen Helden.

Die in Nr. 92 bereits erwähnten „Sketches from life“ von E. Blanchard enthalten folgende Anekdote. Blanchard und sein Freund Terrold gingen ernstlich damit um, sich Lord Byron in Griechenland anzuschließen; sie wollten das Waffenhandwerk ergreifen und dem Dichter in der Befreiung Griechenlands beistehen. Manchen Abendspaziergang brachten sie mit Besprechung ihres Plans hin. Mitten in einem dieser Gespräche wurden sie einst von einem heftigen Gewitterregen überfallen, vor welchem sie unter einem Thorwege Schutz suchten. Als der Regen fortbauerte und ihre Schuld sich zu erschöpfen begann, knüpfte Blanchard seinen Rock zu und rief seinem Freunde zu: „Komm mit, Terrold, was werden wir den Griechen nützen, wenn wir vor einem Regenschauer uns scheuen?“ So brachen sie denn auf und ließen sich heroisch durchweihen. Ihren Heldenvorsatz brachten sie jedoch nicht zur Ausführung.

Veröffentlichung geschichtlicher Urkunden.

Die Königin von England hat zur Veröffentlichung der in ihrem Besitze befindlichen authentischen Urkunden in Betreff der Geschichte der Sturms Erlaubnis erteilt. Der Briefwechsel des Bischofs Atherbury wird zuerst erscheinen, und darauf folgen unverweilt die Briefe und Papiere des Lords Bolingbroke, des Grafen v. Mar, des Herzogs v. Devon und anderer folgenden.

Religiöse Tendenzromane.

(Fortsetzung aus Nr. 102.)

Die beiden Töchter des Herzogs von Bigny, die Zwillingsschwester Rosa und Blanca sind ziemlich unbedeutende Erscheinungen, ihr Wesen ist krankhaft, ihre Zeichnung kann Frauen und jungen Mädchen Theilnahme einflößen. Man könnte meinen, daß Sue die Absicht habe zu zeigen, wie vortrefflich der Mensch auch ohne alle Kenntniß des Evangeliums, ohne bestimmten Religionsunterricht gedeihen könne, aber die Natur der beiden Mädchen kommt durchaus nicht zu etwas Rechtem, sondern bleibt in der Weichlichkeit und der Dichter sucht sich derselben, nachdem sie ihm und ihrer Umgebung durch ihre krankhafte Gefühlsartigkeit und Weltkenntniß große Sorge gemacht haben, in einem Cholerahospital zu entledigen.

Noch ein anderer Erbe des Hrn. v. Rennepont ist ein Arbeiter, der, weil er einmal im Eifer der Arbeit auch das Hemd weggeworfen, den Namen *couche-tout-en*, in vorliegender Übersetzung „Nacktimbett“ erhalten hatte. In der Zeichnung dieses Menschen und in der Entwicklung seiner Lebenszustände beweist Sue wieder ein großes Talent. Die Entfaltung des Proletariats weist Sue auf die effectvollste Weise darzustellen, er zeigt uns den Kern einer vortrefflichen Natur, welche unter der Macht der Umstände immer tiefer ins Elende und Liederliche bis zum gänzlichen Verderben herabgezogen wird. Das Verhältnis des Nacktimbett mit der „Recherchönigin“, die Zeichnung dieser pariser Figur und alle sich daran schließenden Scenen gehören zu dem Vortrefflichsten, was wir im „Ewigen Juden“ finden und was wir uns entsinnen überhaupt gelesen zu haben. Sue's größte Kraft liegt in der Detailmalerei der pariser Lebenszustände, nicht in der Romantik, nicht in der Durchführung allgemeiner Principien. Die Erregbarkeit des Nacktimbett ist bedeutend, sein Charakter ist schwach, dadurch wird er den Machinationen des Jesuitenthums, welches sich hier des Thierbändigers Morok bedient, preisgegeben. Auch ihn errettet das Fatum des Sue'schen Romans, nämlich die Cholera. Heinrich Leo meint, „ein tüchtiges Arbeitshaus sei die beste Cure für solche Subjecte“.

Diesen Figuren steht nun das Intresse und das

Princip des Jesuitenthums gegenüber. Zuerst wird dasselbe durch den Marquis von Mignigny repräsentirt, nachdem dieser aber ungeschickt manoeuvrirt hat und am Ende seiner Weisheit angekommen, entsuppt sich plötzlich der Held des Romans, der Jesuit Rodin. Das Mignigny nicht vermocht hat durch gewaltsame Mittel, will er erreichen. Wodurch? Durch les immenses ressources d'anciennetés mutuel ou partiel, que peut offrir le jeu des passions humaines habilement combinées, opposées, contrariées, déchainées, exercitées etc. Er bedient sich zur Erreichung seiner Pläne ziemlich phantastischer Figuren, des ostindischen Nordgesellen Faringhea, des Thierbändigers Morok, des verfluchten Simpa im Hause des Marschalls v. Bigny, die allerdings häufig nur als äußerliche *di ex machina* erscheinen, um die Fäden gerade so zu drehen wie Sue sie für seine besondern Zwecke haben muß. Wenn nun aber Eugen Sue auch durch diese romantische Maschinerie den Beweis liefern mag, daß seine Kräfte in Beziehung auf höhere künstlerische Leistung durchaus unzureichend bleiben, so bleibt eine Zeichnung wie Rodin doch immer noch bedeutend genug, um ein allgemeines Interesse anzuknüpfen. Teufliche Ehrsucht, verdeckte Heuchelei, eigenstimmige Beharrlichkeit, die vielleicht aus dem Gefühle der Kraft des Ordens entspringt, Gleichgültigkeit hinsichtlich der Wahl der Mittel, die stets durch den Zweck geheiligt werden, und endlich unerschöpfliche Erfindungsgabe und erstaunliche Klarheit eines stets auf Befolgung eines und desselben Planes gerichteten Geistes sind die Hauptzüge in Rodin's Charakter. Rodin ist das Gegenstück Gabriel's, Beide bewegen sich auf dem Boden des Christenthums; in Rodin zeigt sich die Absicht, sich an die Spitze des Jesuitenordens und von diesem Punkte aus an die Spitze der römischen Kirche zu schwingen, um dann den Jesuitenorden selbst zu absorbiren oder vielmehr die römische Hierarchie und den Jesuitenorden zu identificiren; in Gabriel die größte Anspruchslosigkeit und Verzichtleistung auf die Güter dieser Welt. Man könnte sagen, ebenso übermenschlich wie Gabriel gezeichnet sei, so auch Rodin gezeichnet, ebenso wenig wie ein Gabriel in der irdischen Kirche existiren könne, könne auch ein Rodin existiren; aber dieses im Allgemeinen zugegeben, so ist doch im Beson-

bern zu bemerken, daß Sue den Robin nicht wie den Gabriel aus allgemeinen verschwommenen Phrasen zusammensetzt, sondern ihn ganz bestimmt aus einer positiven Grundlage, aus den Basen des Jesuitenordens, entwickelt. Robin ist eine Verkörperung der jesuitischen Grundsätze, die, wie sie vereinzelt durch die Jahrhunderte auf die Menschheit wirkten, in einer Individualität zusammengetragen, hier in einem bestimmt abgeschlossenen Kreise ihre Fähigkeit und Macht beweisen. Das Recht, so zu verfahren, wird Niemand dem Dichter absprechen mögen, wenn er auch, wie schon bemerkt, vor dem Tadel künstlerischer Unzulänglichkeit sich keineswegs hüten konnte.

Es ist natürlich nicht möglich, alle jene Personen hervorzuheben und zu charakterisiren, die in der Welt des „Ewigen Juden“ bunt durcheinander laufen; es sei genug, daß derjenigen, die ein hervorragendes Interesse in Anspruch nehmen, Erwähnung geschehen ist. Über die allgemeine Bedeutung des „Ewigen Juden“ ist schon oben geredet worden, allein Eugen Sue hat in einem Nachwort noch die besonderen Punkte hervorgehoben, um deren Auseinandersetzung es ihm vorzüglich zu thun gewesen ist. Abgesehen von seinen Operationen gegen den Jesuitismus will er 1) gezeigt haben, daß Weidarbeit schlechter bezahlt werde und die schrecklichen Folgen dieser Unzulänglichkeit, 2) habe er neue Sicherheit verlangt gegen die leichte Möglichkeit, Jemanden in ein Irrenhaus zu sperren, 3) daß der Arbeiter der Rechtswohlthat in Betreff der „Freiheit unter Bürgerschaft“ theilhaftig werden könne. Endlich hat er es noch versucht, wovon schon oben die Rede, die Einrichtung eines Gemeinshauses für Arbeiter praktisch darzustellen.

Auf diese vier Punkte laufen allerdings die socialen Elemente des „Ewigen Juden“ hinaus, aber so ungenügend sich in ihnen auch der sociale Zustand der Gegenwart darstellt, so wichtig sind sie dennoch und so bedeutend ist Sue in der Entwicklung jener ergreifenden Situationen, die in ihnen ihren Ursprung finden, denjenigen gegenüber, in welchen Sue allgemeine Principien verlebendigen will. Eugen Sue ist erfaßt von dem socialphilosophischen Geiste der Gegenwart, er ist hineingedrungen in seine poetischen Schöpfungen, aber Sue hat es noch nicht zur Dichtung im Großen, im Ganzen bringen können, es ist das Detail, in dem er Bedeutendes leistet und in dem er sich verliert. Sue erkennt sociale Gebrechen, aber er ist nicht im Stande, in den Zusammenhang derselben einzudringen und die volle Wahrheit darzustellen; wo er ohnmächtig wird, greift er zur Romantik. Es ist in ihm ein Streben und ein bedeutsamer Anfang, aber nichts weniger als eine Vollendung. Seine neuern Romane haben einen tiefern Sinn als die momentane Befriedigung des Neugierthegels, aber sie sind nicht aus einem Guffe, sie zeigen nicht die sichere Hand eines Meisters, sondern ein stetes Schwanken und Schwelben, sie sind nicht Gestaltungen, losgelöst von einer durch das klarste Bewußtsein beherrschten und geregelten Phantasie, sondern die Phantasie geht in ih-

nen mitunter in Phantastik über und wenn sich zuweilen in ihnen das Leben in seiner ganzen Realität erkennen läßt, so sorgt der Verf. doch auch immer wieder für romantischen Rebel, um einen freien Überblick unmöglich zu machen und um seine eigene Schwäche, seine große Unsicherheit in den Principien, zu verhüllen. Begehrig sind wir indeß, ob und wie er seine Fehler in seinem neuen Roman, den „Sieben Todsünden“ vermeiden wird.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung, Nr. 108.)

Der Tribun. Geschichtliches Taschenbuch für das deutsche Volk. Herausgegeben von Adolf Bod. Hannover, Kius. 1846. 16. 20 Ngr.

Hören wir zunächst was der Verf. mit diesem Buche beabsichtigte, um sodann in der Kürze anzugeben was er erreicht hat. Er wollte „in einer so redseligen Zeit nicht der einzige Stumme sein, der bei den Dingen, welche in der Welt vorgehen, mit den Händen, wie die Stumme von Portici, nur gesticuliren mag“; er hat es daher versucht, „auch eine Ansicht unter Ansichten zu äußern“. Er bietet dem Leser historische Stoffe, „weil es vorläufig in Deutschland noch nöthig zu sein scheint, den Saal zu schlagen, wenn man den Esel meint“. Dabei gilt ihm die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen Alles. Der Verf. bestrebt sich, „für das größere gebildete Publicum zu schreiben, Stoffe, die in der gelehrten Welt schon mannigfach genug abgewogen zu sein schienen, um im Resultat ergriffen zu werden, für Diejenigen zugänglich zu machen, denen die Welt der Folianten und des gelehrten Apparats fern liegt“; seine Tendenz war, aus dem Volke für das Volk zu reden und die Höfe planmäßig bei Seite zu lassen.

Loblich ist es, bei den Dingen, die in der Welt vorgehen, nicht bloß mit den Händen zu gesticuliren; doch scheint der Vergleich mit der Stummen von Portici zu hinken, da gerade diese dem Opempublicum wohlbekannte Demagogin durch ihre stummen Geberden eine mächtigere Beredsamkeit entfaltete als gar viele mit normalen Sprachwerkzeugen versehene Individuen. Der Verf. wollte eine Ansicht unter Ansichten äußern; das ist auch bisweilen geschehen und zwar in klarer, verständiger Weise, aber ohne besonders anregende Kraft. Ansichten über geschichtliche Ereignisse müssen piquant sein oder aus einer tiefen Auffassung entspringen, wenn sie für das gebildete Publicum Werth haben sollen. Historische Stoffe deshalb vorzuführen, um auf den Saal zu schlagen, wenn man den Esel meint, mag in einem mit der Censur behafteten Lande oft ein gutes Mittel zur Verständigung sein; in diesem Falle muß aber die Geißel sehr kräftig geschwungen werden und der Saal nicht zu dick gestopft sein, sonst bringen die Schläge nicht bis auf das Fell des Esels. Wegen der Welt der Folianten hat es schon lange keine Noth mehr; seit vielen Jahren wird die Geschichte dem „größern gebildeten Publicum“ im bequemsten Formate auf die interessanteste Weise zugänglich gemacht; nicht zu gedenken der unübersehbaren Memoirenliteratur erinnern wir nur an Raumer's und Hornayr's Taschenbücher, die keineswegs bloß für Fachgelehrte geschrieben sind. Wegen die Tendenz des Verf., aus dem Volke und für das Volk zu schreiben, ist nichts einzuwenden; wollte er aber die Höfe „planmäßig vermeiden“, so mußte er den zweiten Pariser Frieden unbesprochen lassen; denn was er uns davon mittheilt, ist nur eine Reihe von Hof- und Ministerintriquen, bei denen das Volk auch nicht im entferntesten in Betracht kommt. Die übrigen vier Aufsätze handeln über Venedig, die Wiedertäufer in Münster, Penning Trabant und die Hofnarren, lauter Stoffe, von denen populäre Darstellungen bereits mehrfach bekannt sind. Eine nochmalige Bearbeitung dieser Materien müßte sich vor den

früher durch augenscheinliche Vorzüge auszeichnen, um ihre Veröffentlichung zu rechtfertigen. Wir wollen sehen, ob dem Verf. diese Rechtfertigung gelungen ist.

Betrachten wir den ersten Artikel: Venedig. Die Geschichte dieses Staats bietet unstreitig viele anziehende Momente dar; diese hervorzuheben, die Eigentümlichkeiten, die Macht, den Untergang der Republik in großen und ergreifenden Zügen zu vergegenwärtigen, ihre gewaltigen Persönlichkeiten und Ereignisse mit dramatischer Lebendigkeit zu schildern, ist gewiß eine lohnende Aufgabe für den Geschichtsschreiber. Aber statt einer kraftvollen und hinreißenden Schilderung gibt uns der Verf. in möglichst kurzen Sätzen eine trockene Übersicht der Thatfachen von der Entstehung Venedigs bis zu seiner Einverleibung mit Osterreich. Zur Probe diene folgende Stelle: „Der feurige Franz I., Ludwig's XII. Nachfolger, unterschrieb mit den Venetianern das zu Blois geschlossene Bündniß. Er kam 1515 nach Italien und der Kaiser Maximilian, der König von Spanien, die Schweizer und der Papst standen jenen wieder feindlich gegenüber. Die Franzosen und die Schweizer rückten von zwei Seiten auf Mailand; den Venetianern standen die Spanier feindlich gegenüber. Die Franzosen siegten in der Schlacht von Marignano über die Schweizer, die in ihre Gebirge zurückkehrten. Mailand blieb in der Gewalt der Franzosen. Maximilian Esfora ging mit einem Jahrgang nach Frankreich. Die Spanier räumten ohne sonderliche Waffenthaten das Feld und die Venetianer nahmen ihre alten Besitztungen ein“ u. s. w.

Ein Stil dieser Art paßt ganz gut für einen gedrängten Leitfaden des historischen Unterrichts, nicht aber für ein Buch, welches sich vorsetzt, „aus der bewegtern Vergangenheit zu schöpfen, um dadurch Anregung, Ermunterung, Erhöhung, Warnung zu gewinnen“. In solchem Gewande kann die Geschichte Venedigs nur abstoßen. Wer möchte z. B. an den Verhältnissen der Republik zu Karl VIII. auch nur das geringste Interesse nehmen, wenn sie auf folgende Art dargestellt werden:

„Bei dem Kriege König Karl's VIII. von Frankreich gegen Sicilien blieb Venedig neutral, trotzdem daß sich der Papst an den Sultan Bajazet und der Sultan an die Republik gewendet hatte, um sie gegen den französischen König Partei nehmen zu lassen. Erst Karl's VIII. Glück machte sie auf die Gefahr für ganz Italien aufmerksam. Vereint mit Mailand trat sie dem Könige entgegen. Ihr Heer wurde zwar bei Foronovo von den Franzosen geschlagen, doch war es von Seiten der Letztern nur ein Durchschlagen; sie räumten, zumal die Venetianer zur See glücklich waren, Italien. Die leichtsinnige Politik Karl's VIII. drohte aber den Angriff auf Sicilien zu wiederholen; Mailand und Venedig suchten den in Frankreich befindlichen Kaiser Maximilian durch Subsidien gegen Frankreich zu gewinnen. Maximilian versprach Hilfe.“ So flach streift die Darstellung über jene wichtigen Begebenheiten hin und doch wäre gerade hier der richtige Ort gewesen, die subtile Staatsklugheit Venedigs anschaulich zu machen; die daselbst betriebene Coalition der Feinde Karl's machte Venedig zu einem Mittelpunkt der damaligen Weltthätigkeit; die schlaue Einleitung und kraftvolle Durchführung der gegen die Franzosen ergriffenen Maßregeln charakterisirt aufs treffendste den Geist der venetianischen Politik. Gomines, der als französischer Gesandter in Venedig ungeachtet seiner eigenen Verschämtheit überlistet und bis zum letzten Augenblicke künstlich hingehalten wurde, hat hierüber sehr anziehend geschrieben; ebenso hat auch Daru in seiner „Histoire de la république de Venise“ diese diplomatischen Künste nicht übergangen; hätte der Verf. den einen oder andern dieser Schriftsteller benützt, so würde er dem Gegenstande wahrscheinlich mehr abgewonnen haben.

Wir wollen nicht verkennen, daß die übrigen Aufsätze etwas ansprechender sind als dieser erste; Einzelnes, wie die tolle Wirthschaft des Königs Johann Bodelfohn in Münster, ist recht gut beschrieben; das Gewirre der diplomatischen Verhandlungen in Paris findet sich hier möglichst in Ordnung gelegt,

über die Hofnarren ist manche brauchbare Notiz mitgetheilt — aber im Ganzen schien uns das Buch nicht geeignet, seinen Zweck zu erfüllen und den Sinn für historische Lectüre zu beleben. Dem Gebildeten, mit der Geschichte schon mannichfach Vertrauten bringt es zu wenig Neues; für andere Leser ist es nicht erwärmend genug und bietet zu wenig Unterhaltung, die doch selbst bei rein geschichtlichen Werken sehr wohl gewährt werden kann, bei einem geschichtlichen Volkstaschenbuche aber gewährt werden muß. 13.

Zur polnischen Literatur.

1. Kollataj wrewolucyi Kosciuszkowej. (Kollontaj während der Kosciuszkoschen Revolution.) Lissa und Gnesen 1846.

Während der polnischen Revolution von 1794, die noch heute in Polen fast nur nach dem Oberanführer die Kosciuszkosche genannt wird, genoß der Kanonikus und Kanzler Hugo Kollontaj des Oberanführers Kosciuszko unumschränktes Vertrauen und stand deshalb unter den Hauptern der Revolution da. So sehr das polnische Volk damaliger Zeit in unbegrenzter Achtung Kosciuszko's selbst einig war, so getheilt waren die Meinungen über Kollontaj. Während die Einen in ihm einen großen von Patriotismus glühenden Charakter erblickten, erregte er bei Andern Mißtrauen und ward wol gar — was in Polen freilich leicht geschieht — den Vaterlandsverräthern zugezählt. In vorgenannter Schrift kommt nun spät einer der persönlichen Gegner Kollontaj's zu Worte. Sie ist angeblich von einem Unbekannten verfaßt unter den Papieren eines angesehenen polnischen Staatsbeamten vorgefunden worden, sie enthält die ärgsten Schmähungen eines Mannes, der um die literarische Bildung der Polen wesentliche Verdienste hat, es wird Kollontaj geradezu Schuld gegeben, eigennützig das Vertrauen Kosciuszko's gemißbraucht, sich aus dem öffentlichen Schätze bereichert, ja wol gar das Volk zu den warschauer Sträußelscenen vom 28. Juni 1794 gereizt zu haben. Diese Anschuldigungen würden weit größeres Gewicht haben, wenn der Verf. der Schrift, der, wie er selbst sagt, manche Zurücksetzung von Kollontaj erfahren hat, bekannt wäre; so sind sie ohne Gewähr nur hingestellt.

2. Piesni chrescianskie religijne. (Christliche religiöse Gesänge.) Warschau 1845.

Diese Gedichtsammlung gehört zu den seltenen Zeugnissen des noch unter den Polen vorhandenen evangelischen Christenthums. Neben mehren altpolnischen Kirchenliedern finden sich hier die schönsten ältern und neuern deutschen Kirchenlieder von Gellert, Klopstock u. s. w. in polnischen Übersetzungen, zum Gebrauche beim öffentlichen Gottesdienste geordnet. In einem Anhange sind salbungsvolle, in einfach evangelischem Sinne abgefaßte Gebete beigegeben.

3. Wspomnienia Wloch i Szwajcaryj przez Bartłomeja Orańskiego. Zwei Theile. Posen 1845.

Der Verf. dieser Reisebeschreibung durch Italien und die Schweiz, Bartholomäus Dranski, früher Magister an der warschauer Universität, starb 38 Jahre alt im Mai 1843 zu Werdpygow im Hause des Fürsten Michael Radziwill, welcher dem gemüthlichen und geistvollen, besonders durch die Liebe zur Kunst ausgezeichneten Manne eine sorgenfreie Stellung bei sich gewährt hatte. Im Gefolge der Radziwill'schen Familie bereiste Dranski in den Jahren 1832 und 1839 Italien und die Schweiz, seine Beschreibungen bekunden ebensowol seinen tief religiösen Sinn, der überall an die Hinfälligkeit alles Irdischen erinnert wird, wie sein treffendes Urtheil über die Kunstdenkmäler des Alterthums und die Werke der Malerei und Architektur neuerer Zeit. Da die polnische Literatur an solchen in das Verständniß der Kunstwerke einführenden Schriften nicht eben reich ist, so verdient die Herausgabe dieses interessanten Nachlasses Dank.

4. Podania i Legendy polskie, ruskie, litewskie zebrał Lucjan Stanczyński. Posen 1845.

Diese Sammlung von polnischen Volksfagen, und Legenden, die von einem der besten polnischen Erzähler der Gegenwart

unterschieden worden ist, zeichnet sich vor den schon früher erschienenen ähnlichen Sammlungen eines Wojcicki, Zucrowicz u. s. w. durch ihre Reichhaltigkeit aus. Zum ersten Male sind hier neben wenigen bisher ungedruckten alle bisher bekannten polnischen Sagen zusammengestellt, sowohl die, welche sich in den Chroniken und Zeitschriften zerstreut befinden, als auch welche in den bisherigen nur die einzelnen Landesheile Altpolens berücksichtigenden Sammlungen bereits befindlich waren. Daher kann aus dem vorliegenden Werke eine so ziemlich vollständige Ansicht von dem ganzen Sagenreichtume der Polen gewonnen werden. Zu loben ist, daß der Herausgeber die Sagen einfach und treu im Volkstone ohne jede weitere Ausschmückung hinstellt, was der im vorigen Jahre von dem bekannten Literaten Jan Marto (Schulz) deutsch veranstalteten „Sammlung großpolnischer Volksagen“ nicht nachgerühmt werden kann.

5. Pisma Julli Goczałkowskiej. Bochnia 1845.

Es sind dies die Erstlinge einer jedenfalls talentvollen, noch sehr jungen polnischen Dichterin, theils rührende, gefühlvolle Poesien, theils Erzählungen im Volkstone, die in Polen nicht geringe Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben.

Bibliographie.

- Barnes, J., Briefe über Gärtnerei. Aus dem Englischen. Potsdam. 8. 22 $\frac{1}{2}$ Ngr.
- Bernhardi, R., Beiträge zu einer historisch-romantischen Skizze der Saline und des Soolbades zu Salungen. Salungen, Voete. 12. 11 $\frac{1}{2}$ Ngr.
- Historisch-statistisches Bild der Stadt Posen in früheren Zeiten, bearbeitet nach dem polnischen Werke des J. v. Luskawicz. 1stes Heft. Lissa, Günther. Gr. 12. 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.
- Binder, W., Der Protestantismus in seiner Selbstauflösung. Eine theologisch-politische Denkschrift in Briefen. Zwei Bände. 2te durchgesehene Auflage. Schaffhausen, Hurter. 8. 2 Bde. 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.
- Blum, R. L., Ein Bild aus den Ostsee-Provinzen oder Andreas von Löwis of Renar. Berlin, Duncker und Humblot. Kl. 8. 24 Ngr.
- Clemens, F., Endlicher und vollendeter Friedensschluß zwischen Vernunft und Christenthum, durch Nachweisung der absoluten Identität beider, nebst: Grundzüge zur Definition der reinen Vernunft, nach originalen Prinzipien. Hamburg, Vogel. Kl. 8. 20 Ngr.
- Conscience, F., Geschichte des Grafen Hugo von Craenhove und seines Freundes Abulfaragus. Aus dem Flämischen von D. L. B. Wolff. Illustrirt von E. Dujardin. Leipzig, Lortz. 8. 1 Bde. 10 Ngr.
- — Sammlung ausgewählter Schriften. Aus dem Flämischen. 1stes und 2tes Bändchen. Münster, Aschenhoff. 12. à 10 Ngr.
- Landrecher, G. v., über die Feste der griechischen Kirche, und über die Feste der protestantischen Kirche. Berlin, Bethge. Gr. 8. 5 Ngr.
- Die Epigonen. 1ster Band. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 1 Bde. 25 Ngr.
- Goethe's Gedichte. Auswahl für Schule und Haus. Herausgegeben von S. W. Schäfer. Stuttgart, Cotta. 8. 27 Ngr.
- Sagen, K., Fragen der Zeit, vom historischen Standpunkte betrachtet. 2ter Band. Stuttgart, Franckh. 8. 1 Bde. 24 Ngr.
- Die Hand der Rache. Zwei Beispiele von der Wirkung der Gewissensangst bei geheimen Missethättern. Frei nach dem Holländischen von G. Ripking. Ofterode, Sorge. 8. 15 Ngr.
- Mohr, D. G., Gedichte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 24 Ngr.
- Pöhl, F., Leben des sel. Johannes Columbini aus Siena, Stifters der Jesuiten. Nach den Vollständigen bearbeitet. Regensburg, Pustet. 8. 10 Ngr.

Tageliteratur.

- Inhalt, C., Die Universität. Überblick ihrer Geschichte und Darstellung ihrer gegenwärtigen Aufgabe. Jena, Mauke. Gr. 8. 11 $\frac{1}{2}$ Ngr.
- Anton, C., Erinnerung an das Mainz bei Halle 1844. Magdeburg, Falckenberg und Comp. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.
- Bauer, C., Das Licht der Welt und die Nachfolge des Herrn. Zwei Weihnachtspredigten über Ev. Joh. 8, 12. Berlin, Crelin. 5 Ngr.
- Baur, F. C., Der Kritiker und der Fanatiker, in der Person des Hrn. Heint. W. J. Thiersch. Zur Charakteristik der neuesten Rhetologie. Stuttgart, Bethge. 8. 15 Ngr.
- Behr, J. F. L., Frommes Andenken an Luther's Abschied aus dieser Welt. Predigt. Gera, Ranig. Gr. 8. 3 Ngr.
- Beiträge zu einer Charakteristik der neuen deutsch-katholischen Kirche in Abfertigung eines gewissen Literaten und Setzungs-Correspondenten von einem Breslauer Bürger. Nebst einer kurzen Beleuchtung von Hrn. Konge's Flugschriften: Neue und doch alte Feinde. Grünberg, Weis. Gr. 8. 2 $\frac{1}{2}$ Ngr.
- Authentischer Bericht der Makrena Miezyslawska, Abtissin der Basilianerinnen von Rinsk, oder Geschichte einer 73jährigen Verfolgung, erlitten wegen des Glaubens von ihr und ihren Nonnen. Auf Befehl des Papstes Gregor XVI. von ihr zu Protokoll gegeben. Aus dem Französischen von J. C. Gera, Armbruster. Gr. 16. 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.
- Fliegendes Blatt von einem Verköhlten. 2te, aufs Vierfache vermehrte Ausgabe. Zürich, Drell, Füssli und Comp. Gr. 8. 10 Ngr.
- Fliegende Blätter aus dem Tagebuche eines heftigen Geistlichen, betreffend die gegenwärtigen Spaltungen und Kämpfe innerhalb der christlichen Kirche Deutschlands. Darmstadt, Diehl. 1845. 8. 3 $\frac{1}{2}$ Ngr.
- Selbstgespräche. Ein Versuch des philosophischen Bewusstseins sich mit den populären Bewegungen der Gegenwart zu vermitteln. Berlin, Amelang. Gr. 8. 12 Ngr.
- Semmig, H., Sächsische Zustände nebst Handboffen und Leuchtkegeln. Zunächst ein Ruf an das sächsische Volk. Hamburg, Vogel. Gr. 8. 15 Ngr.
- Sintenis, W. F., Luther lebt noch! Predigt am 300-jährigen Todestage Luther's. Nebst dem Altargebete zu derselben Gedächtnisfeier von F. A. Klusmann. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 4 Ngr.
- Stern, D., Die Lichtfreunde. Betrachtungen über Deutschlands religiöse Bewegungen. Grimma, Verlagcomptoir. Kl. 8. 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.
- Tholuck, A., Vier Predigten über die Bewegungen der Zeit, gehalten im akademischen Gottesdienste der Universität Halle im Sommer 1845. 3te Auflage. Halle, Rühlmann. Kl. 8. 6 Ngr.
- — Predigt bei der Trauerfeier der Universität Halle-Wittenberg am Todestage Luther's. Halle, Rühlmann. Gr. 8. 3 Ngr.
- Thomasius, G., Die Kraft des Glaubens an die freie Gnade Gottes in Christo. Predigt zum Gedächtniß Luther's. Erlangen, Blasing. Gr. 8. 2 $\frac{1}{2}$ Ngr.
- Über die Nothwendigkeit, den Eisenbahnen eine allgemeinere Anwendung zu verschaffen, und die Möglichkeit, dies durch Pferdeförderung zu thun. Von R. F. S. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 6 Ngr.
- Über das Königthum und seine Zulässigkeit in Bayern, von einem Regensburger Invaliden. Regensburg, Pustet. 8. 5 Ngr.
- Erste Versammlung zur Besprechung der Angelegenheiten der deutschen Real- und höheren Bürgerschulen. Meissen, Goedsche. Gr. 8. 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.
- Schlesche, C., Der kirchliche Kampf zwischen den Herren Hengstenbergianern und Schleiermacherianern. Wolfenbüttel, Holte. Gr. 8. 5 Ngr.

Religiöse Tendenzromane.

(Fortsetzung aus Nr. 107.)

2. „Kaiser und Narr“ von Heribert Nau. Wir verlassen mit diesem Romane das Gebiet der Gegenwart und ihrer kirchlichen Kämpfe; er führt uns in jene Periode der Geschichte zurück, wo Kaiser und Papst, Staat und Kirche, Deutschland und Rom, Germanenthum und Romanenthum um die Herrschaft der Welt kämpften und der apostolische Thron alle Mittel anwendete, die kaiserliche Macht dem Rinde gleichzustellen, der seinen Glanz von ihr, der Sonne, empfangte. Die Epoche der Hohenstaufen ist nicht bloß geschichtlich einer der größten Zeitabschnitte für unser Deutschland: sie gibt auch dem Dichter ein beinahe unererschöpfliches Material, es rauscht ein mächtiger Lebensstrom durch diese Zeit, es tauchen große lichtvolle Gestalten und Riesenideen empor aus ihrer Bewegung. Leider haben unsere Dichter, sowohl im Drama als im Romane, weniger den tiefen Inhalt der Hohenstaufenzeit hervorgehoben als sich an einen leeren Romanticismus hingegeben, in dem sie fälschlich die Poesie dieser Tage suchen und den sie so breit geschlagen haben, daß diese große Periode unserer Geschichte und ihre wahre Poesie kaum noch vor all der falschen Poesie, der läugenden, entstellenden Romantik mit ihrem ganzen mittelalterlichen Gestaltensput und Detteltröpf erkannt werden können.

Unsere Gegenwart ist mit all ihren Kämpfen und Zerrüttungen das Werk der großen Katastrophen, die sich im Gange der Geschichte, welcher das Mittelalter zerstückt, aus dem großen Streite der geistlichen mit der weltlichen Macht entwickelt haben. Die Reformation mit ihrem Lebensprincip und ihren Folgen ist ganz unmöglich richtig zu verstehen, wenn man nicht die Kämpfe, die ihr vorangegangen, die Kämpfe der Hohenstaufenzeit richtig erkannt hat. Obgleich das Papstthum scheinbar dem Hohenstaufenthume gegenüber triumphirte, es wurde doch todwund in diesem Riesenstreite. Die Kreuzzüge selbst, welche es angeregt hatte, köpften ihm Gift ein und weckten die Keime einer neuen Welt, sie sprengten den engen, schon in sich zerrütteten europäischen Organismus. Die Kreuzzüge eröffneten zum ersten Mal nach Jahrhunderten wieder den wilderwachsenen Orient und

die Zurückkehrenden brachten eine ganz neue Ideenwelt in die alte Heimat. Ein anderer Glaube, andere Götter, andere Propheten waren bekannt geworden, die occidentalische Christenheit trat aus ihrer engen Geschlossenheit. Neue, bisher ungelannte Weltanschauungen bemächtigten sich der traditionellen alten; was das Papstthum stärken sollte, unterlagte es langsam. Als Byzanz gefallen, zerstreuten sich seine Söhne über Europa und führten den Westen in eine Welt ein, von der er bisher keine Ahnung hatte, der Geist Altgriechenlands wuchs trotz des Priesterthums und seiner Klosterburgen wieder hervor und es setzte sich die Fülle einer schönen Sinnlichkeit dem aszetischen Ernste entgegen, die Kunst, die Wissenschaft begannen sich von der Kirche zu emancipiren, es reifte die neue Welt. Der Geist der classischen Bildung leuchtete über das öde Wissen des Mittelalters und untergrub die herrschende Gedankenwelt immer mächtiger, es eröffneten sich überall neue Sphären. Die Welt des stillen Glaubens ging zu Ende, die Zwingburgen, welche die Hierarchie über den Häuptern der Völker erbaut hatte, wurden grell angeleuchtet von dem Lichtglanze eines ganz neuen Lebens. Die alten Symbole konnten dem wachsenden Begriff keinen nachhaltigen Stoff darbieten, der germanische Geist überragte immer gewaltiger das alternde Rom. Es wuchs der Zweifel, es regte sich überall die kritische Betrachtung. Die Untersuchungen wurden durch den Druck im ganzen Geistesreiche verbreitet. So konnte die von allen Seiten verbreitete Katastrophe, die Reformation, nicht lange ausbleiben. Das ist der Weg, den Deutschland von den Hohenstaufen bis zu Luther zurückgelegt hat, ihn muß man bis in seine Einzelheiten kennen, um die Reformation und selbst um die Kämpfe unserer Gegenwart richtig zu verstehen. Und wer empfindet es nicht, wie voll von Poesie dieses Sprossen und Treiben ist? Die alten Spitzbogen bersten, es leuchtet ein neuer Tag, ein jugendliches Morgenroth hinein, die Scholastik wird gestürzt von dem sich befreienden Gedanken! Es ist die Zeit der Faust!

Der Dichter des vorliegenden Romans hat den Kaiser Friedrich II. zu seinem Helden gemacht. Es ist die Zeit der letzten Kreuzzüge, in welche er uns versetzt; der phantastische Glaubensmuth war schon lange von den Kreuzfahrern gewichen, die Demoralisation und die egoistische Herrschsucht der Ritterorden war dafür an die Stelle

getreten. Der Kaiser Friedrich II. ist allerdings eine der hervorragendsten Erscheinungen jener Epoche. Nie sind vielleicht schönere Kräfte an die Belämpfung des Papstthums gesetzt worden. Friedrich ist ganz einer poetischen Behandlung würdig. Wenn dem Verf. auch Vieles fehlt, um die ganze innere Natur, das reiche Leben dieses Kaisers richtig zu enthüllen und ein geschlossenes Charakterbild zu liefern, so ist seine Auffassung Friedrich's doch vollkommen würdig und, wenn auch im Ganzen nicht großartig genug, doch reich an einzelnen vortrefflichen Zügen. Den wahren poetischen Werth seines Romans und seiner einzelnen Gestalten führt der Verf. allzu häufig durch das unselige Gelüste des Hohenstaufen'schen Romanticismus, welches auch ihn überkommt und welches ihn dann über allerlei mittelalterlichen Kummerschmerz die tiefen Lebensbewegungen verlernen läßt. Wir können also nicht sagen, daß der Verf. in seinem „historischen Romane“ Das geleistet hat, was wir von dem wahrhaften historischen Romane immer verlangen werden: die geistige Durchdringung der ganzen betreffenden Epoche in künstlerischer Begrenzung, den geschichtlichen Athemzug ihrer Personen und ihre freie Bewegung im Spiegel der Poesie, aber nicht im Hohlspiegel der Romantik. Doch können wir auch wieder gern zugeben, daß der Verf., andern historischen Romanen gegenüber, durchaus etwas Besseres bietet und daß sich ein Streben in ihm bemerkbar macht, höhern Anforderungen als einer bloßen Decorationsmalerei zu genügen, wenn auch nicht die poetische und die histori-

in
m
R
gu
(
ja
de
de
le
de
dr
zi
ist
w
fd
ni
er
le
al
ei
pl
le
er
pl
di

auch dieser Figur hätte der Autor ein höheres, historisches Relief geben können — zur Beschränkung der italienischen Städte und zur Wiederherstellung der kaiserlichen Macht erließ. Er wollte durch das Lehnsystem den Freiheitsgeist der italienischen Städte, durch Interesse mit dem Papstthum verbunden, bezwingen. Aber seine Hauptinteressen in Italien vergaß er Deutschland, beförderte er die Zerstückelung desselben.

Der Verf. beginnt seinen Roman mit dem Kreuzzuge Friedrich's in das heilige Land, schätzt eine schwärmerische Liebe des Kaisers zu einer schönen Mohammedanerin hinein und entwickelt dann allmählig die großen Tableau's des kaiserlichen Lebens. In allen erscheint der Narr als eine wehmüthig-ironische Natur, der wir nur etwas mehr Shakespeare'schen Geist gewünscht haben möchten. Es fehlt dem ganzen Gemälde, trotz des Fleißes und manches löblichen Bestrebens, der Geist der geschichtlichen Tragik; der Romanticismus läßt es nicht dazu kommen. Als Innocenz den Kaiser mit dem Bannfluche belastete, rief Thaddäus: „Dies istae, dies irae, calamitatis et miseriae!“ und er war ein Prophet. Aber bezeichnend für die Natur des Kaisers, er, der trotz des Bannfluchs unermüdet in Italien fort kämpfte, dessen Unerforschlichkeit durch keinen politischen Sturm vernichtet werden konnte, brach zusammen als sein Kanzler treulos wurde und sein Lieblingssohn Enzo in Gefangenschaft kam. Der Verf. wird uns vielleicht sagen, daß er sich bemüht habe, dieses innere Gemüthleben des Kaiser zu schildern, aber er hat darüber den Kaiser, den unerforschlichen

el-
s-
n,
ei-
zf.
s-
be-
den

Hir
im
us
fo
en-
erf.
und
an-
als
tre-
zu
Der
sch
det
net
in-
ren

eben nichts Besonderes. Auch hier wie im „Ewigen Juden“ handelt es sich für die Jesuiten um eine Erbschaft, wenn auch nicht um eine so bedeutende, um die Erbschaft des Lord Asterley, dessen zwei Söhne, Harry und Arthur, zum Mittelpunkt der Handlung werden. An sie schließen sich der Jesuit Harter als das feindselige Princip Arthur's und der Bettler Blount als das beschützende desselben. Die Erzählung der ganzen Handlung halten wir für überflüssig, sie geht in ruhigen Bahnen, ohne allzu große Spannungen, aber auch ohne grobe Unebenheiten bis zu einem fröhlichen Ende. Der englische Stiff, das englische Leben, die englischen Gesetze und Gesellschaftsverhältnisse scheinen dem Verf. durchaus fremd zu sein; das England, in dem seine Jesuiten sich bewegen, ist ein erdichtetes England. Und es gewinnt dadurch eben nicht an Interesse. Der Jesuit Harter ist mit Rodin, obgleich er sich in ähnlichen Lagen befindet, durchaus nicht zu vergleichen. Er ist ganz und gar ohne dessen geistige Energie, ohne dessen Feinheit, List und feilsche Gewalt, er zeigt sich überall plump und wird durch seine Unklugheit, in der er das Interesse des Ordens wahrnimmt, ziemlich verächtlich. Ein Bösewicht wie Harter kann nicht das Interesse erregen, welches ein Rodin durch seine Großartigkeit immer in Anspruch nehmen wird, seine Natur ist eine kleine, und wenn man an Rodin sehen kann, wie klug Jesuiten sind, so würde man an Harter nur sehen, wie dumm sie geworden. Eben weil seine Unverständigkeit zu klar hervortritt und alle jesuitischen Pläne daran scheitern, läßt der Verf. ihn denn auch aus England abberufen und in das Liguorinerkloster bei Linz gebracht werden. Auch der Jesuit Jacobsohn, dem wegen eines Mordes in England der Galgen bestimmt wird, ist weniger eine großartige als eine häßliche Erscheinung. Die Jesuitenbemühungen in England, welche der Verf. schildert, bleiben durchaus in einer privaten Sphäre; er gibt ihnen keinen allgemeinen, großartigen Hintergrund, wie er an den irischen Zuständen sich von selbst darbietet. Wir hatten dergleichen erwartet. Ob der Jesuitenorden wirklich Piratenschiffe auf seine Kosten und zu seinem Vortheile unterhält, bezweifeln wir. Das ist wol nur eine müßige, romantische Erfindung des Verf. Als Gegner der Jesuiten und ihrer Schliche wird ein Bettler Blount, ein späterer Sir Grawton, aufgestellt. Der Verf. hat in dieser Figur die tiefen Abgründe des londoner Lebens andeuten wollen, wird sich aber selbst nicht klar. Er hat keinen Durchblick in socialen Zuständen. Blount hat mit der Menschheit gebrochen, er hat ihr den Krieg erklärt und operirt deshalb im Verein mit Räubern und Wörbern, thut aber immer sehr moralisch und spielt gern Vorsehung. Dieses Vorsehungsspielen hat unendlich viel Unnatürliches und Lächerliches, Blount erscheint uns durchaus nicht als eine großartig organisierte, den Kampf gegen die Gesellschaft nach bestimmten Grundsätzen treibende Gestalt, wie z. B. der Galeerenflave in Balzac's „Water Cortot“. Er macht auf uns in der That keinen andern Eindruck als den eines Pedanten.

Weit glücklicher als da, wo der Roman eine großartige Perspective gewinnen soll, ist der Verf. da, wo er nicht aus der Unterhaltungssphäre des Romans herausgeht. Er hat nach den manchen gelungenen Situationen, die wir gelesen, jedenfalls viel Geschick für den stillen, bescheidenen Roman, aber er muß nicht große, allgemeine Beziehungen und Verwickelungen ausdrücken wollen; dafür fehlt ihm, wie es scheint, nicht nur der innere Beruf, sondern auch genaue Kenntniß des Lebens. Es ist wahrhaftig nicht gleichgültig, daß Eugen Sue in Paris lebt, Paris hat vielleicht mehr und kräftiger an den „Geheimnissen“ und an dem „Ewigen Juden“ gearbeitet als Eugen Sue selbst. Wir haben schon oben gesagt, wie wenig der Verf. die englischen Lebensverhältnisse kennt und das macht alle seine Anlagen und Ausführungen dürftig, es fehlt der Stempel der Wahrheit. Aus den Verzerrungen des „Ewigen Juden“ tritt immer noch die Wahrheit hervor; der Verf. verliert sich in eine nebulose Romantik. Die Gestalten Eugen Sue's bewegen sich in einer großen, lebenden, immer neu kreisenden Welt, sie erscheinen als Producte des modernen Lebens, als Ausdrücke unserer socialen Zustände, als verkörperte Dissonanzen unsers gemeinschaftlichen Daseins; die Figuren des Verf. bleiben immer nur Fiktionen seines Gehirns und sie bewegen sich nur auf einer tabula rasa. Doch ist der Verf. talentvoll genug, seine Kreise, wenn er sie nicht zu weit ausdehnt, zu füllen und ein lebhaftes Interesse für die Bewegung innerhalb derselben einzuklösen. Es thut ihm nur eine Begrenzung noth, um Vortreffliches zu leisten, eine Entsamung, große Perspektiven malen zu wollen, die ihm selbst nicht deutlich vor die Seele treten.

So ist auch die Partie seines Buchs, deren Schauplatz Wien oder überhaupt Osterreich ist, den englischen Situationen und Schilderungen bei weitem vorzuziehen, er ist hier geschlossener, fester, er scheint das Terrain besser zu kennen und sich freier auf demselben bewegen zu können. Die Darstellung der wiener Gesellschaftsverhältnisse, die Liebe zwischen Arthur und Charlotte, auch die Schilderung des Jesuitenklosters bei Linz sind vortrefflich gelungen; es ist Leben und Wahrheit in denselben. Aus den privaten Absichten und Interessen tritt allerdings der Jesuitismus in Osterreich ebenso wenig heraus wie in England, er kämpft in den Expositionen des Verf. nicht um ein Princip, sondern eben nur um eine Erbschaft und deshalb gegen eine Person, gegen Arthur, den er auf jede Art und Weise zu verderben sucht. Aber Harter's Pläne mißlingen auch hier, Blount der Bettler oder vielmehr Sir Grawton, steht ihnen gegenüber. Wenn man nach dem Titel dieses Buchs nicht erwartet, große Aufschlüsse über das Wesen und Treiben des Jesuitismus in den genannten Ländern zu erhalten und sich damit begnügen will, den Jesuitismus als äußerlichen Hebel für das Romaninteresse angewendet zu sehen, so wird man bei der Lecture der „Jesuiten in England und Osterreich“ vollkommene Befriedigung finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

getreten. Der Kaiser Friedrich II. ist allerdings eine der hervorragenden Erscheinungen jener Epoche. Nie sind vielleicht schönere Kräfte an die Bekämpfung des Papstthums gesetzt worden. Friedrich ist ganz einer poetischen Behandlung würdig. Wenn dem Verf. auch Vieles fehlt, um die ganze innere Natur, das reiche Leben dieses Kaisers richtig zu enthüllen und ein geschlossenes Charakterbild zu liefern, so ist seine Auffassung Friedrich's doch vollkommen würdig und, wenn auch im Ganzen nicht großartig genug, doch reich an einzelnen vortrefflichen Zügen. Den wahren poetischen Werth seines Romans und seiner einzelnen Gestalten stört der Verf. allzu häufig durch das unselige Gelüste des Hohenstaufen'schen Romantismus, welches auch ihn überkommt und welches ihn dann über allerlei mittelalterlichen Nummenschanz die tiefen Lebensbewegungen verkennen läßt. Wir können also nicht sagen, daß der Verf. in seinem „historischen Romane“ Das geleistet hat, was wir von dem wahrhaften historischen Romane immer verlangen werden: die geistige Durchdringung der ganzen betreffenden Epoche in künstlerischer Begrenzung, den geschichtlichen Athemzug ihrer Personen und ihre freie Bewegung im Spiegel der Poesie, aber nicht im Hohlspiegel der Romantik. Doch können wir auch wieder gern zugeben, daß der Verf., andern historischen Romanen gegenüber, durchaus etwas Besseres bietet und daß sich ein Streben in ihm bemerkbar macht, höhern Anforderungen als einer bloßen Decorationsmalerei zu genügen, wenn auch nicht die poetische und die historische Kraft, es durchzuführen.

Der Friedrich dieses Romans kann nicht den Eindruck machen, den der historische immer machen muß, wenn man ihn nach glaubwürdigen Quellen, nur nicht nach Konstantin Höfler's sogenanntem „Beitrag zur Berichtigung der Ansichten über den Sturz der Hohenstaufen“ (München 1844) studirt. Der Verf. hält ihn viel zu weich, ja zu weichlich; das Tragische seiner Stellung tritt aus dem bunten Nummenschanze zu wenig deutlich hervor, der Narr mit seiner Ironie genügt nicht, es steht ihm kein Lear gegenüber. Friedrich stand an dem Ausgange des ungeheuern Kampfes, welcher das ganze Mittelalter durchwühlte. Welch ein poetisches und historisches Material stand hier dem Dichter zu Gebote; aber der Verf. ist über seinen Romantismus nicht zum rechten Bewußtsein desselben gekommen. Friedrich hatte die Herrschergrundsätze seines Großvaters Barbarossa zu den seinigen gemacht, er kämpfte um Italien auf dieselbe Weise, er entwickelte in diesem Kampfe, der sein ganzes Leben kostete, einen ausdauernden Muth, eine seltene Klugheit; aber bei dem Verf. erscheint dieser Kaiser zu häufig als ein abenteuernder Held, als ein irrrender Ritter, als ein phantastischer Schwärmer. Wenn er irrte, so irrte er keineswegs als ein sanguinischer, als ein blinder Held, er irrte als ein sehender Mann, er irrte in den Principien seiner Hauspolitik. Wie klug er war immerhalb dieser verderblichen Hauspolitik, das beweisen die vielen Gesetze, welche er in Verbindung mit seinem Kanzler —

auch dieser Figur hätte der Autor ein höheres, historisches Relief geben können — zur Beschränkung der italienischen Städte und zur Wiederherstellung der kaiserlichen Macht erließ. Er wollte durch das Lehnssystem den Freiheitsgeist der italienischen Städte, durch Interesse mit dem Papstthum verbunden, bezwingen. Aber seine Hauptinteressen in Italien vergaß er Deutschland, beförderte er die Zerstückelung desselben.

Der Verf. beginnt seinen Roman mit dem Kreuzzuge Friedrich's in das heilige Land, schürzt eine schwärmerische Liebe des Kaisers zu einer schönen Mohammedanerin hinein und entwickelt dann allmählig die großen Tableaux des kaiserlichen Lebens. In allen erscheint der Narr als eine wehmüthig-ironische Natur, der wir nur etwas mehr Shakespeare'schen Geist gewünscht haben möchten. Es fehlt dem ganzen Gemälde, trotz des Fleißes und manches löblichen Bestrebens, der Geist der geschichtlichen Tragik; der Romantismus läßt es nicht dazu kommen. Als Innocenz den Kaiser mit dem Bannfluche belastete, rief Thaddäus: „Dies istae, dies irae, calamitatis et miseriae!“ und er war ein Prophet. Aber bezeichnend für die Natur des Kaisers, er, der trotz des Bannfluchs unermüßlich in Italien fort kämpfte, dessen Unerlöschlichkeit durch keinen politischen Sturm vernichtet werden konnte, brach zusammen als sein Kanzler treulos wurde und sein Lieblingssohn Enzo in Gefangenschaft kam. Der Verf. wird uns vielleicht sagen, daß er sich bemüht habe, dieses innere Gemüthsleben des Kaisers zu schildern, aber er hat darüber den Kaiser, den unerlöschlichen Helden, den klugen Staatsmann, den großen Mittelpunkt einer ungeheuern historischen Tragödie vernachlässigt und allzu sehr dem Romantismus preisgegeben. Mit dem Sturze Friedrich's triumphirte das Papstthum, aber es knüpfte sich an diesen Triumph der Beginn seines Sturzes. Auch diese Lage der Welt hätte der Verf. stärker und mit mehr historischer Kraft und Poesie zeichnen können und er hätte gerade darin die moderne Bedeutung seines Romans finden sollen; wäre er nicht eben zu romantisch gewesen!

3. „Die Jesuiten in England und Oestreich.“ Wir haben es allerdings auch in diesem Romane wie im „Ewigen Juden“ mit den Umtrieben des Jesuitismus zu thun, aber sie treten keineswegs so erschütternd, so einschneidend in das Fleisch und Blut unserer Gegenwart auf, wie in dem französischen Werke. Der Verf. ist noch viel mehr Romanschriftsteller als Politiker und Weltkenner. Es ist ihm weit mehr um Romaneffecte und um das bequeme Ausspinnen derselben als um die eigentliche Entwicklung der jesuitischen Bestrebungen, als um den Krieg gegen den Jesuitismus zu thun. Irrten wir nicht, so ist er ein Oestreicher. Der Titel ist vielversprechend. Daß der Jesuitenorden auch im protestantischen England seine Standpunkte findet und seine Hebel anwendet, kann nicht mehr gelugnet werden. Wir dachten, der Verf. werde uns einige interessante Aufschlüsse geben können. Aber wir erfahren

eben nichts Besonderes. Auch hier wie im „Ewigen Juden“ handelt es sich für die Jesuiten um eine Erbschaft, wenn auch nicht um eine so bedeutende, um die Erbschaft des Lord Astorley, dessen zwei Söhne, Harry und Arthur, zum Mittelpunkt der Handlung werden. An sie schließen sich der Jesuit Harter als das feindselige Princip Arthur's und der Bettler Blount als das beschützende desselben. Die Erzählung der ganzen Handlung halten wir für überflüssig, sie geht in ruhigen Bahnen, ohne allzu große Spannungen, aber auch ohne grobe Unedelmheiten bis zu einem fröhlichen Ende. Der englische Geist, das englische Leben, die englischen Gesetze und Gesellschaftsverhältnisse scheinen dem Verf. durchaus fremd zu sein; das England, in dem seine Jesuiten sich bewegen, ist ein erdichtetes England. Und es gewinnt dadurch eben nicht an Interesse. Der Jesuit Harter ist mit Robin, obgleich er sich in ähnlichen Lagen befindet, durchaus nicht zu vergleichen. Er ist ganz und gar ohne dessen geistige Energie, ohne dessen Feinheit, List und feilsche Gewalt, er zeigt sich überall plump und wird durch seine Unklugheit, in der er das Interesse des Ordens wahrnimmt, ziemlich verächtlich. Ein Bösewicht wie Harter kann nicht das Interesse erregen, welches ein Robin durch seine Großartigkeit immer in Anspruch nehmen wird, seine Natur ist eine kleine, und wenn man an Robin sehen kann, wie klug Jesuiten sind, so würde man an Harter nur sehen, wie dumm sie geworden. Eben weil seine Unverständigkeit zu klar hervortritt und alle jesuitischen Pläne daran scheitern, läßt der Verf. ihn denn auch aus England abberufen und in das Sigurianerkloster bei Linz gebracht werden. Auch der Jesuit Jacobsohn, dem wegen eines Mordes in England der Galgen bestimmt wird, ist weniger eine großartige als eine häßliche Erscheinung. Die Jesuitenbemühungen in England, welche der Verf. schildert, bleiben durchaus in einer privaten Sphäre; er gibt ihnen keinen allgemeinen, großartigen Hintergrund, wie er an den irischen Zuständen sich von selbst darbietet. Wir hatten dergleichen erwartet. Ob der Jesuitenorden wirklich Piratenschiffe auf seine Kosten und zu seinem Vortheile unterhält, bezweifeln wir. Das ist wol nur eine müßige, romantische Erfindung des Verf. Als Gegner der Jesuiten und ihrer Schliche wird ein Bettler Blount, ein späterer Sir Grawton, aufgestellt. Der Verf. hat in dieser Figur die tiefen Abgründe des londoner Lebens andeuten wollen, wird sich aber selbst nicht klar. Er hat keinen Durchblick in socialen Zuständen. Blount hat mit der Menschheit gebrochen, er hat ihr den Krieg erklärt und operirt deshalb im Verein mit Räubern und Mördern, thut aber immer sehr moralisch und spielt gern Vorsehung. Dieses Vorsehungsspielen hat unendlich viel Unnatürliches und Lächerliches, Blount erscheint uns durchaus nicht als eine großartig organisirte, den Kampf gegen die Gesellschaft nach bestimmten Grundsätzen treibende Gestalt, wie z. B. der Galeerenflave in Balzac's „Vater Goriot“. Er macht auf uns in der That keinen andern Eindruck als den eines Pedanten.

Weit glücklicher als da, wo der Roman eine großartige Perspective gewinnen soll, ist der Verf. da, wo er nicht aus der Unterhaltungssphäre des Romans herausgeht. Er hat nach den manchen gelungenen Situationen, die wir gelesen, jedenfalls viel Geschick für den stillen, bescheidenen Roman, aber er muß nicht große, allgemeine Beziehungen und Verwickelungen ausdrücken wollen; dafür fehlt ihm, wie es scheint, nicht nur der innere Beruf, sondern auch genaue Kenntniß des Lebens. Es ist wahrhaftig nicht gleichgültig, daß Eugen Sue in Paris lebt, Paris hat vielleicht mehr und kräftiger an den „Geheimnissen“ und an dem „Ewigen Juden“ gearbeitet als Eugen Sue selbst. Wir haben schon oben gesagt, wie wenig der Verf. die englischen Lebensverhältnisse kennt und das macht alle seine Anlagen und Ausführungen dürftig, es fehlt der Stempel der Wahrheit. Aus den Verzerrungen des „Ewigen Juden“ tritt immer noch die Wahrheit hervor; der Verf. verliert sich in eine nebulose Romantik. Die Gestalten Eugen Sue's bewegen sich in einer großen, lebenden, immer neu kreisenden Welt, sie erscheinen als Producte des modernen Lebens, als Ausdrücke unserer socialen Zustände, als verkörperte Dissonanzen unserer gemeinschaftlichen Daseins; die Figuren des Verf. bleiben immer nur Fiktionen seines Gehirns und sie bewegen sich nur auf einer tabula rasa. Doch ist der Verf. talentvoll genug, seine Kreise, wenn er sie nicht zu weit ausdehnt, zu füllen und ein lebhaftes Interesse für die Bewegung innerhalb derselben einzufloßen. Es thut ihm nur eine Begrenzung noth, um Vortreffliches zu leisten, eine Entfagung, große Perspektiven malen zu wollen, die ihm selbst nicht deutlich vor die Seele treten.

So ist auch die Partie seines Buchs, deren Schauplatz Wien oder überhaupt Osterreich ist, den englischen Situationen und Schilderungen beiweitem vorzuziehen, er ist hier geschlossener, fester, er scheint das Terrain besser zu kennen und sich freier auf demselben bewegen zu können. Die Darstellung der wiener Gesellschaftsverhältnisse, die Liebe zwischen Arthur und Charlotte, auch die Schilderung des Jesuitenklosters bei Linz sind vortrefflich gelungen; es ist Leben und Wahrheit in denselben. Aus den privaten Absichten und Interessen tritt allerdings der Jesuitismus in Osterreich ebenso wenig heraus wie in England, er kämpft in den Expositionen des Verf. nicht um ein Princip, sondern eben nur um eine Erbschaft und deshalb gegen eine Person, gegen Arthur, den er auf jede Art und Weise zu verderben sucht. Aber Harter's Pläne mitleiden auch hier, Blount der Bettler oder vielmehr Sir Grawton, steht ihnen gegenüber. Wenn man nach dem Titel dieses Buchs nicht erwartet, große Aufschlüsse über das Wesen und Treiben des Jesuitismus in den genannten Ländern zu erhalten und sich damit begnügen will, den Jesuitismus als äußerlichen Hebel für das Romaninteresse angewendet zu sehen, so wird man bei der Lecture der „Jesuiten in England und Osterreich“ vollkommene Befriedigung finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Memoiren-Literatur.

1. Aus dem Tagebuche des alten Komödianten. Von Franz Wallner. Leipzig, D. Wigand. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Memoiren eines berliner Nachtwächters. Von Morvell. Erstes und zweites Bändchen. Danzig, Gerhard. 1845. 8. 20 Ngr.

In die Bücher, die man jetzt Memoiren nennt, mache ich ungefähr dieselben Ansprüche wie an Chroniken. Je einfacher sie darstellen, um desto werthvoller sind sie; je anspruchloser der Autor ist, um desto mehr verdient er Beifall. Der Ton muß natürlich sein; nichts ist widerwärtiger als gefällsüchtige Memoiren, und für den Verf. gibt es keine widerwärtigern Memoiren als die der Markgräfin von Baireuth, der Schwester Friedrich's des Großen. Memoiren haben nur dann Werth, wenn der Schreiber die Unmittelbarkeit des ersten Eindrucks genau wiedergibt und das Factum gleichsam in einem reinen Spiegel scharf sehen läßt. Daß das Factum durch seine Besonderheit verdiene schriftlich aufbewahrt zu werden, ist eine Forderung, die nicht jeder Memoirenschreiber erfüllt. Freilich gibt es auch Memoiren und Chroniken der Heldenthaten von Personen, aus deren Leben nichts Anderes zu melden ist als die Zahl der Hasen, die sie jedes Jahr geschossen und der Pferde, die sie lahm geritten haben.

Das Tagebuch des „alten Komödianten“ ist, wie der Verf. selbst sagt, zunächst Freunden und Bekannten gewidmet und zwar mit Recht; daß sein Buch für die Literatur von Bedeutung sei, wird der Autor selbst gewiß nicht behaupten wollen.

Die „Memoiren eines berliner Nachtwächters“ sind zum Theil wie Stücke aus dem „Jail errant“ von Eugen Sue. Es sind Nachtstücke, das deutet ja auch der Titel schon an; die Lichter sind fast immer grell aufgesetzt; das Meiste in dem Buch ist erschreckend; des Beruhigenden und Berühnenden ist wenig darin. Aber diese Darstellungen alle tragen einen eigenthümlichen Stempel der Wahrheit an sich; erfunden und gemacht scheint nichts zu sein. Manches in dem Buche ist höchst wichtig zur Psychologie der Verbrecher, zum Urtheil über Schuld und Unschuld; viele der Mittheilungen können angesehen werden wie Beispiele zu Manchem, was Bettina in ihrer Schrift „Dies Buch gehört dem König“ über Verbrechen, Anklage, Berechnungsfähigkeit und Schuld sagt; mit einem Wort, das Ganze ist eine Beispielsammlung zu der Geschichte der Gebrechen und Mängel unserer socialen Zustände und unserer moralischen Bildung oder zu den Conflicten, in welche beide oft gegeneinander treten.

Noch eine Bemerkung fügen wir hinzu. In Büchern, die nicht der strengen Wissenschaft angehören, sondern die für die Leser aus den verschiedensten Regionen der bürgerlichen Gesellschaft bestimmt sind, sollte doch der Verfasser allezeit sich hüten, nicht Mittheilungen oder Aufhellung zu geben, die über Verhältnisse widernatürlich Scheussliches berichten; Ref. bezieht sich auf Theil 2, Seite 20 fg. Dergleichen sollte man der Therapie oder der medicina forensis überlassen. 25.

Literarische Notiz.

Winkelried als Held einer Tragödie.

Von J. J. Porchat, schon als dramatischer Dichter durch seine „Joanne d'Arc“ bekannt, ist eine neue Tragödie erschienen: „Winkelried, drame en cinq actes et en vers“, welche in der Schweiz großen Beifall findet. Im ersten Acte, „Unterwalden“ überschrieben, tritt Winkelried als liebevolles und sorgsames Haupt einer Schweizerfamilie und zugleich als Vaterlandsfreund und unerschrockener Krieger auf. Der Dichter hat die Hauptleute der eidgenössischen Truppen um ihn versammelt und stellt in diesem stürmischen Kriegsrath sowohl die der Schweiz drohenden Gefahren als die ihr zu Gebote stehenden

Verteidigungsmittel vor die Augen. Der Übermuth des Adels und der Ehrgeiz und oft großmüthige Stolz des Hauses Habsburg sind im zweiten Acte geschildert. Der Contrast zwischen dem deutschen Lehnswesen und der Unabhängigkeit der Schweizer wird in Winkelried und Herzog Leopold und in ihren beiden Söhnen anschaulich gemacht. Bei Sempach, wo der dritte Act spielt, treten die Ansichten der Eidgenossen in Conflict; der heftige Eifer und die ruhige Besonnenheit gerathen in einen ungleichen Kampf. Man sieht ein Schweizerlager mit seiner kampflustigen Indisciplin, welche bloß der heroische Instinct der Schlachten zu bändigen vermag. Im vierten Act, „Die Kapelle“ betitelt, mischt sich die Kirche in den Streit der Heuleute und der Bauern. Für die Ersteren sind die Fürsten, für die Letztern die Mönche. Es ist das Sinnbild der beiden Gegenätze, welche im Mittelalter sich um die Herrschaft im Staate stritten. In den fünften Act fällt die Schlacht bei Sempach, in welcher der Heldenmuth der Schweizer sich so glänzend bewährte. Der Dichter bietet uns ein interessantes Gemälde der Sitten, Interessen und Leidenschaften der gegeneinander kämpfenden dar. Der Ritter von Stanz und der Herzog Leopold sind darin die Hauptpersonen. Übrigens sind die handelnden Personen eher bloß skizzirt und pittoresk im Stück aufgestellte Figuren als scharf und bestimmt gezeichnete Charaktere. Winkelried selbst wird meistens durch die Liebe zu seinem Sohne und seiner Familie zur That angetrieben, und die übrigen großen Eigenschaften, welche ihm die Geschichte zuerkennt, werden nicht gehörig hervorgehoben. Leopold erscheint als ihm entschieden überlegen. Um den Contrast zu erhöhen und augenscheinlicher zu machen, hat Porchat nicht allein neben den Helden ihre Söhne, naive und lebendigere Naturen, sondern auch ihre Räte und Waffengefährten gestellt. Neben Leopold steht der tapfere Halmpl, ein Krieger, der nur von Schlachten und gewaltige Maßregeln kennt, und der Astrolog Gerard, der an seine Kunst selbst glaubt; Winkelried zur Seite steht der Schutzherr von Luzern, Goldwonding, der ebenso tapfer im Kriege als klug im Rathe ist, und der Rittersänger Wolfram, der ihn mit dem Enthusiasmus eines Dichters und eines Patrioten liebt. Eine Gestalt fehlt jedoch an der Seite des tragischen Helden: Winkelried's Frau. Das schweizerische Weib wird mithin in diesem Rationadrama nicht repräsentirt, und man muß sich wundern, daß der Dichter eine solche Lücke in einem Familiengemälde des 14. Jahrhunderts gelassen hat. Jeder Act schließt mit Chören, die zur Schönheit des Stückes viel beitragen. Auf jeden Fall verdient dieses Trauerspiel die Aufmerksamkeit und Anerkennung aller Freunde der dramatischen Kunst. 31.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Briefe eines deutschen Künstlers aus Italien.

Aus den nachgelassenen Papieren

von
Erwin Spettler aus Hamburg.

Zwei Thelle.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im April 1846.

F. A. Brockhaus.

Religiöse Tendenzromane.

(Fortsetzung aus Nr. 108.)

4. „Mac Lator, oder muß es eine Kirche geben? und welche?“ von Wilhelm Gärtner. Die Form der Novelle ist bei diesem Buche durchaus etwas Überflüssiges. Sie schlottert ziemlich haltlos um philosophische oder vielmehr philosophisch sein sollende Abhandlungen, und das Resultat derselben ist: die katholische Kirche ist die wahrhafte Kirche. Die Grundgedanken des Verf. sind folgende: Es gibt ein Ewiges, vom Ewigen Selbstgedachtes — „weil Selbstidentendes, dessen Veräußerung als Schöpfung nothwendig in Polarität ausging und in dieser nicht bloß eine materielle, nicht bloß eine geistige Schöpfung war, sondern Beides zugleich sein mußte“. Polarisation bedinge ein gegenseitiges Verhalten, also Verbindung; darum und weil die Schöpfungsgeschichte die eines Kreises aus Gott und zu Gott zurück sei und ihre Bewegung keine andere als die des göttlichen Gedankens, des Nicht-Urgeankens, müsse es in der Schöpfung einen Punkt oder eine Linie geben, in welcher Geist und Materie sich erreichen; dieser Punkt sei der ideale Endpunkt des zur Hälfte vollendeten Kreises der Geschichte der Endlichkeit. Durch den „Fall der Menschen“ sei die Ordnung des Verbandes zwischen Geist und Materie auf einem Punkte gestört worden, die fortgehende Entwicklung der Welt habe nicht mehr dem Urbilde des Gottesgedankens entsprochen, diese Störung habe in Geist und Materie fortgewirkt und sei so groß geworden für die letztere, daß die Erde aus ihren Polen gehoben wurde. Wenn die Erde mit veränderter Achse in die allgemeine Weltpolardordnung hineingezogen werden mußte, so mußte, um die Ordnung allseitig herzustellen, Ähnliches mit „dem gefallenen, der Unordnung und Zerrüttung mehr und mehr verfallenden Geiste“ geschehen. Es sei nothwendig gewesen, „daß der Mensch in die Ordnung der Geister zurückgleise“. Aber eine Entfernung der Störung, „durch Vernichtung des Menschen und der Erde wäre in der Idee Gottes unmöglich gewesen, denn das wäre gewesen Selbst-Rectification Gottes“. So sei dem Menschen die Aufgabe gestellt „durch freie Thätigkeit nicht nur die verlorene Stellung wiederzugewinnen, sondern zu-

gleich über diese hinaus die ihm von Anbeginn gestellte Bestimmung zu erstreben“. Also sollte der Mensch nach dem Verf. „auf der Erde wieder werden das vergeltigte, unsterbliche gottanschauende, das heißt seines Schöpfers ohne Frage gewisse Wesen, es sollte seiner Zeit auf der Erde ein ganzes Geschlecht solcher Wesen sein und dieses Geschlecht sollte den Weg des Opfers durch Hingabe der Freiheit (?) in Vereinigung mit Gott zurückgelegt haben und hierdurch an der Schwelle des Himmels, das ist des hieraus für es hervorgehenden und von Gott neu ermittelten Zustandes der Gottseligkeit angelangt sein“. Da aber der Mensch durch seinen Fall ein „anderes, zum Theil thierisches Wesen“ geworden, so blieb für die Realisirung der Menschenbestimmung nichts Anderes übrig als diese Bestimmung ihm aufs neue zu „schenken“. Nunmehr sei die Bestimmung des Menschen „Beruf“ und „Gnade“ geworden. Neben der Gottesidee und dem Beschlusse der „Gnade“ habe auch noch die Verdammung oder vielmehr das „Verdammtsein“ des Menschengeschlechts bestanden und dieses Verdammtsein beruhe in seinem letzten Grunde, gerade so wie das Begnadigtsein in Gott, aber es sei nicht ein von Gott „gethaner“ Fluch, sondern für Gott ein „Ärgerniß“. (Also die Lehre vom Teufel!) Das Ärgerniß sei die Unfähigkeit gewesen; nicht der unfähige Mensch, aber die Unfähigkeit mußte vernichtet werden. Der Vernichtungsact der Unfähigkeit, zu dem Zwecke neuer Befähigung, sei der „Beginn des Gnadenacts“. Dieses wäre nur möglich gewesen einem Wesen, „das selbst Gott und durch seine Menschwerdung in das der Erlösung bedürftige Geschlecht eingetreten war, daher es auch für alle Bedingungen seiner Zeit mit eingehen und gerade ein volles Menschenalter durchleben mußte, und die menschliche Natur dieses Wesens mußte zerstört werden, d. i. die Lebensform dieses Wesens mußte aufgehoben werden durch Auseinanderlegung des Geistes und der Seele im Tode“. Sobald dieses erreicht, sei die „Wiederherstellung der Weltordnung, die neue Verbindung der Menschen mit Gott“ erreicht worden. Außerst komisch ist folgende Conjectur über die Geburt Christi:

Das Mutterwerden und das simultane Werden der zur realen Einheit mit Gottesnatur bestimmten menschlichen Natur im Mutterleibe mußte auf andern als seitherigen Wegen voll-

führt werden, nämlich auf dem Wege der Unordnung. So entsprach das Werden des neuen Menschen dem ehelichen Werden der Urmutter aus dem Urbater; die jungfräuliche Mutter vernahm in dem „Ave“ des Sendboten ihren Beruf, das Gegenbild der „Eva“ zu werden — gleichwie Ave das umgekehrte Eva ist —, und der Sohn dieser neuen Eva war bestimmt, des neuen Adam und Stammvater des vererbten Menschengeschlechts zu werden und im Wege seines Sühnamtes seine Menschheit zu dem frühern vergeistigten menschlichen Ursprung zurückzuführen.

So sind wir auf der übermenschlichen Basis des Christentums angelangt. „Da der Gottmensch des Sühnopfers keine andere Bestimmung hatte als die Herstellung der Lebensgemeinschaft zwischen Gott und den Menschen, so lag das Lehramt nur insofern im Bereiche seiner Bestimmung, als den Menschen die Lebensgemeinschaft mit Gott in ihrer Nothwendigkeit, Beschaffenheit und Beziehung in das Bewusstsein gebracht werden mußte.“ Die Lebensgemeinschaft mit Gott, als ein Sichhinüberleben in Gott, müßte ein Leben geistigen Handels sein sollen. Die Momente dieses Verkehrs sollen also Thaten — nicht Gottes, nicht der Menschen, sondern — zwischen Gott und den Menschen sein, „die den bezüglichen Momenten des Weltgedankens in Gott entsprechen“, und das sind unserm Verf. zufolge die „Sacramente“. Wir überlassen dem Verf. seine überschwängliche Entwicklung von der „Nothwendigkeit sieben heiliger sacramentalischer Geheimnismomente im Verkehre mit Gott“ und deuten nur an, in welcher Weise er die Organisation des kirchlichen Lebens zu entwickeln sucht:

Die neue Lebensgemeinschaft mit Gott mußte in allem Beginn sich über hinreichend Viele hinreichend befruchtend ergießen, um ein für allemal eine gemeinschaftliche, übereinstimmende für die Fortpflanzung in alle Zeiten bestimmte Anschauung (!) der Menschenaufgabe und deren Verständnis zu wirken; daher eine über die Grundwahrheiten der Menschendestimmung über allen Zweifel ununterbrochen gewisse (!) Gemeinde, daher eine unbefugbare Lebens- und Fortpflanzungskraft in dieser Gemeinde.

Diese Gemeinde soll ihre Einheit finden in der „Eingebung der von dem gottheitlichen Gnadenquell und von dem gottheitlichen Sühner ausgegangenen gottheitlichen Lebensgewalt“. Damit aber das Bild der Gemeinde entspreche „dem betreffenden Momente in dem Gottesgedanken der Welt“, muß das „Selbst Gottes“ auch in der Organisation der Gemeinde seinen Reflex finden, der „auch in die Materie hineinragen und darum zugleich ein äußerlich sichtbar sein muß“. Nun folgende Entwicklung des Papismus:

Da nun Gott sein Selbstbewusstsein in der Gottesidee der Welt beharrlich gegen den Fall und die Unordnung der Welt behauptet hat und da er es behauptete zunächst durch den Sühner, so wird der sichtbare Reflex des gottheitlichen Selbst in der Gemeinde zunächst das Selbst des Sühners offenbaren müssen, das ist: es wird der Sühner als Stifter und Oberhaupt der Gemeinde in einem, und nur einem sichtbaren Oberhaupte der Gemeinde reproduciren.

Die Aufgabe der Gemeinde soll nach dem Verf. über das irdische Sein hinaudreichen! Sie soll, „wozu der Mensch von jeher bestimmt war“, den Opferweg durch Hingabe der Freiheit in thatsächlicher Einigung

mit Gott zurücklegen und so auf dem Weg der Heiligkeit an die Schwelle der Gottseligkeit und des Himmels gelangen! Auf diese Weise soll die Gemeinde nichts Anderes sein als die Erfüllung und Vollendung der mit Gott dem Schöpfer eingeleiteten, im Erlöser ins Werk gesetzten, im Heiligen erhaltenen und zu Ende geführten Reccreation des Menschengeschlechts und der Erde — und der Hinleitung der Menschheit zu Gott als ihrem Ziele.

Die Entwicklung des Papismus geht nun rasch vorwärts. „Ein Gott-Erfahren gab es nur vor dem Falle und gibt es nur wieder in der Kirche.“ „Wäre nicht Eingebung das Wesen christlicher Anschauung, so ließe sich der Glaube nicht gegen Angriffe verteidigen.“ „Nur die Eingebung der Lebensgemeinschaft mit Gott erringt der Kirche Selbständigkeit und Unabhängigkeit von den Phasen der Wissenschaft und der Zeiten.“ Eine humoristische Bekämpfung der wissenschaftlichen Prüfung ist folgende:

Wenn in dem Augenblicke, da der Mensch die selbstige Überzeugung aufgeben muß, alle die Millionen Gläubige und alle die Bischöfe der Kirche um sein Sterbelager herumstehen und, dasselbe Glaubensbekenntnis sprechend, dem Sterbenden mit ihrem Glauben für die Wahrheit beistehen, — wird solche Zeugenschaft der Wahrheit das Haupt des Sterbenden nicht sanfter betten als die Vorlesung eines philosophischen Paragraphen?

Dem Lehramte in der Kirche wird eine doppelte Autorität vindicirt; erstens die ihrer Offenbarungsworte und dann die ihrer „gottgemeinschaftlichen Unschlbarkeit“. Sobald der „ursprüngliche“ Stand des Menschen verloren gegangen, soll die Organisation der Kirche notwendig geworden sein; Rom als Mittelpunkt der Kirche wird folgendermaßen erklärt:

Der Organismus der Kirche mußte sich als ein mit der Freiheit des Menschen wechselnd mit der Geschichte entwickeln, daher die Stiftung der Kirche in einer Zeit, da die Philosophie des Heidenthums sich zu dem Standpunkte des Monothetismus endlich hinaufgerungen hatte, daher die Stätte für ihr Fundament Rom, als die Stelle, auf welcher die Menschheit ihre höchste Bildung und Macht — namentlich Willensmacht — erreicht hatte.

Über die Trennung der Kirche vom Staate heißt es:

Indem sich die Kirche als eine mit Gott in Lebensgemeinschaft verkehrende Gemeinde organisierte, schied sie Alles aus, was nicht von solcher Lebensgemeinschaft ist (auch die weltliche Herrschaft?); so ward Trennung gelegt zwischen ihr als dem Bereiche göttlicher Verhandlungen und zwischen weltlichen Anlässen; also Trennung der Kirche vom Staate.

Nun soll „die Entwicklung der Kirche eine geforderte, außerordentliche Geschichte in der Geschichte der Menschheit machen. Der Kirche kam es zu, die Intuitionen aller Geschichte offenbarend zu erklären.“ Durch die Kirche ist den Menschen „ihre Geschichte erst klar geworden“. Es bedurfte „der Kirche, um Licht in die Nacht der Geschichte und hierdurch — in die Philosophie zu bringen.“ Die Geschichte der Kirche ist „die Weltgeschichte vom höchsten Standpunkte aus betrachtet“. Der Glaubenssatz des in der Kirche Beständigen „hat mit dem Acte wissenschaftlicher Forschung gar nichts ge-

mein, nicht einmal eine Beziehung zu diesem". „Das Vertrauen und der Glaube ist der Anfang, die Fortsetzung und die Vollendung alles Wahrnehmens und Vernommens, d. h. aller Wissenschaft." Dem Allen folgt der phantastische Schluß:

Aber eine Zeit muß kommen, da die kirchliche Gemeinde aus der Lebensgemeinschaft mit Gott das Bewußtsein dieser Gemeinschaft als ihr Höchstes gewonnen hat; da das kirchliche Bewußtsein ein allgemeines, die Einheit der Glieder vollendendes ist; eine wahrhaft große Zeit muß kommen, da die Bestimmung der Menschheit und der Materie ihre letzte Lösung erfährt, da Materie und Menschheit in die Unordnung zurückgleiten, da die Erde ihre einseitige Achse wieder einnimmt, da „Kauschen der Reere", die in ihre früheren Becken zurückkehren, zu hören sein wird; da eine neue auferstandene Menschheit, eine neue Erde sein und dieser Erde und dieser Menschheit sich der Himmel in unbekannter Neuheit darstellen und eröffnen wird. Und dieser Zeit wird vorangehen ein Vorabend, da Zeichen am Himmel gesehen, da vom Geiste der Lebensgemeinschaft mit Gott erfüllte Menschen ankündigen werden, was bevorsteht und da der alsbald nahende Messias in solchen Menschen wieder seine Vorläufer haben wird, wie er bei seiner ersten Ankunft am Jordan einen hatte. Auf diese Punkte müssen dann zurückgeführt und nach deren Maßgabe berichtigt werden der Philosophie Prophezeiungen einer höhern Culturperiode, als die des Neuen Testaments.

Aus dem Mitgetheilten ersieht wol Jeder, daß wir es hier nicht mit einer Novelle, sondern mit ultramontaner Theologie, mit modern aufgeputzter, mittelalterlicher Scholastik zu thun haben. Bedarf es noch einer organischen, weit ausgreifenden Widerlegung derselben? Behauptungen, die mit den Resultaten der Naturwissenschaft, mit dem Proceß der Geschichte, mit den Zerlegungen der Philosophie in dem grassendsten Widerspruche stehen, die sich auf das Dogma der Erbsünde, auf die Autorität des Papstes u. s. w. stützen, richten sich selbst am besten, und wir haben sie sich deshalb selbst kritisiren lassen. Dialektik und Kenntnisse, jedoch confus geordnete, sprechen wir dem Verf. nicht ab, sein ganzes Buch aber hat auf uns, sowol was Form als was Inhalt betrifft, keinen andern Eindruck als den einer Nonfrosität machen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichtergräber: Ravenna. Arqua. Certaldo. Von Alfred Reumont. Berlin, A. Duncker. 1846. 8. 15 Ngr.

Wie in Italien die Blumen an den Trümmern einer großen Vorzeit zu haften und das düstere Gemäuer mit buntem Schmucke zu überkleiden lieben, so wendet der lebensfrohe, sorgemeidende Italiener eine sinnige, fast rührende Vorliebe seinen Gräbern zu. Dem kommt es in Deutschland, Frankreich oder England wol in den Sinn, dem Fremden Grabmäler zu zeigen, und welcher Reisende fragt in unsern Städten, München oder Salzburg etwa abgerechnet, nach den Kirchhöfen? Italien ist das Land der Gräber. Seit den Zeiten wo Erzbischof Ubaldo Lanfranchi von Pisa vor sechs Jahrhunderten 54 Galeeren voll Erde aus Palästina in seine Heimat schiffte, damit die Bürger jener mächtigen Republik in geweihtem Lande ruhen möchten, und seit noch länger sind diese umfangreichen Campitani oder Kirchhöfe der Stolz so mancher italischnen Stadt (unter denen neben Pisa nur noch Brescia, Bologna,

Ferrara, Parma und Cesena genannt werden mögen), Felder, auf denen die verschiedenen Künste wetteifernd sich ergeben. Die Architektur umgibt den geweihten Raum mit schlancken kunstreichen Bogenhängen; die Malerei schmückt, wie z. B. in Pisa, die Wände mit Darstellungen, die dem Lebenden gegenwärtigen, wie der christliche Glaube dem Tode seine Schmerzen genommen hat; die Bildhauerei weicht dem Einzelnen die ihm theure Stelle, und die Redekunst leigt ihr in Worten der Liebe und des Trostes eine Sprache, um auch des Fremden Theilnahme zu wecken; denn schon mehr als Einet unter den ersten Schriftstellern Italiens (wie z. B. Giordani) verschmähte es nicht, manchen Hinterbliebenen zu willfahren, die seine Hülfe erbaten, um ihren Gefühlen, die der Scheidegruß auf dem Grabsteine aussprechen sollte, eine edlere Gestalt zu geben.

Gräber sind es, alte Römergräber, die statt unserer langweiligen Chausseepappeln längs den alten Heerstraßen sich hinziehend dem Pilger, von welcher Seite er auch komme, den ersten Gruß der ewigen Stadt verkünden, ein Grabmal ist die Festung Roms, die Engelsburg, und auf Gräber, die Gräber der Apostel, gegründet ist Sanct-Peter's Dom, die erste Kirche der katholischen Christenheit. Unzählbare Christengräber, die Katakomben von Rom und Neapel, unterhöhlen meilenweit den Boden und ganze Nekropolen reichgeschmückter Gräber aus hebräischer oder griechischer Zeit schütten bei Volsterra, Perugia, Chiusi, Vulci, Corneto, Rola und wo nicht sonst noch ihren unerschöpflichen Reichtum an alabasternen Leichenkisten, bemalten Ehongefäßen, goldenen Schmuckstücken u. s. w. täglich mit freigebiger Hand aus. Das wunderbarste aber unter den vielen Gräbern, die Italien aufzuweisen hat, ist das mit Nebengeländen und Ortschaften überdeckte, unter welchem Herculanum, Pompeji und Stabia durch länger als anderthalb Jahrtausende geschlafen.

So hat sich denn in Italien, dem Lande der Gräber, eine eigene Gräberliteratur gebildet und die vielverbreiteten Gebichte über diesen Gegenstand von Foscolo, Pindemonte, Torti und Arioli gehören zu dem Besten, was wir von jenen Schriftstellern besitzen. Angemessen und willkommen ist denn auch die kleine Schrift, in der ein des Landes, der Geschichte und der Literatur im höchsten Maße kundiger Deutscher drei von jenen Gräbern heraushebt, um sie zu schildern und einsichtig zu besprechen.

Die drei ältesten und vielleicht die drei größten unter den großen Schriftstellern Italiens, Dante, Petrarca und Boccaccio, ihrem Ursprunge nach sämtlich Toscaner, alle drei Lieblingskinder der schönen Arnstadt, ruhen sämtlich entfernt von Florenz, dessen höchste Stolz sie sind; weit ab von den vielbetretenen Wegen, auf denen der europäische Tourist einherzieht, in der sumptigen Niederung des Po-Deltas, auf einem Seitenhügel der vulkanischen Euganeengruppe und an den Abhängen des Esathals. Sie ruhen, wenngleich ihre Grabstätte von den Stürmen nicht frei blieb, die ihr Leben so vielfach erschüttert hatten. Sechs Jahre nach Dante's Tode erklärte der Carthinallegat Bertrandus del Poggetto die Schrift über die „Monarchie" für kaiserlich und sprach über des Verfassers Gebeine dieselbe Strafe der Säuberei aus, von der am 19. September eben dieses Jahres Castruccio Castrucane's Schwager Dante's berühmten Widersacher, den Dichter Cecco d'Ascoli, nicht hatte befreien können. Nur die Fürsprache Pino's della Tosa und des Usurpators Nasso von Volenta rettete Dante's Asche von schmählicher Entweihung. Nach Petrarca's Tode waren 150 Jahre verstrichen, als ein Edelmann von Novigo, ein vandalscher Beräher des Dichters, zwei Bewohner von Arqua einleitete, die Marmorurne zu zertrümmern, die des Gedirgsbedrängens einzigen Ruhm ausmacht, um den Arm zu entwenden, der zum Preise der schönen Provençalin so unzählbare zierliche Bellen geschrieben. Die Grabhänder traf die Strafe des Schwertes und heute noch bezeichnet ein eingefügtes Stück Marmor mit der Jahreszahl 1630 die Verlegung des Sarkophags; der Arm des Dichters aber ist nicht mehr wiedergefunden. Längere

führt werden, nämlich auf dem Wege der Unordnung. So entsprach das Werden des neuen Menschen dem ehelichsten Werden der Urmutter aus dem Urvater; die jungfräuliche Mutter vernahm in dem „Ave“ des Sendboten ihren Beruf, das Gegenbild der „Eva“ zu werden — gleichwie Eve das umgekehrte Eva ist —, und der Sohn dieser neuen Eva war bestimmt, der neue Adam und Stammvater des re-creierten Menschengeschlechts zu werden und im Wege seines Sühnamtes seine Menschheit zu dem frühern vergeistigten menschlichen Ursein zurückzuführen.

So sind wir auf der übermenschlichen Basis des Christentums angelangt. „Da der Gottmensch des Sühnopfers keine andere Bestimmung hatte als die Herstellung der Lebensgemeinschaft zwischen Gott und den Menschen, so lag das Lehramt nur insofern im Bereiche seiner Bestimmung, als den Menschen die Lebensgemeinschaft mit Gott in ihrer Nothwendigkeit, Beschaffenheit und Beziehung in das Bewußtsein gebracht werden mußte.“ Die Lebensgemeinschaft mit Gott, als ein Sichhinüberleben in Gott, mußte ein Leben geistigen Handels sein sollen. Die Momente dieses Verkehrs sollen also Thaten — nicht Gottes, nicht der Menschen, sondern — zwischen Gott und den Menschen sein, „die den bezüglichen Momenten des Weltgedankens in Gott entsprechen“, und das sind unserm Verf. zufolge die „Sacramente“. Wir überlassen dem Verf. seine überschwängliche Entwicklung von der „Nothwendigkeit sieben heiliger sacramentalischer Geheimnismomente im Verkehre mit Gott“ und deuten nur an, in welcher Weise er die Organisation der kirchlichen Lebens zu entwickeln sucht:

Die neue Lebensgemeinschaft mit Gott mußte in allem Beginn sich über hinreichend Viele hinreichend befruchtend ergießen, um ein für allemal eine gemeinschaftliche, übereinstimmende für die Fortpflanzung in alle Zeiten bestimmte Anschauung (!) der Menschenaufgabe und deren Verständnis zu wirken; daher eine über die Grundwahrheiten der Menschenbestimmung über allen Zweifel ununterbrochen gewisse (!) Gemeinde, daher eine unabsehbare Lebens- und Fortpflanzungskraft in dieser Gemeinde.

Diese Gemeinde soll ihre Einheit finden in der „Eingebung der von dem gottheitlichen Gnadenquell und von dem gottheitlichen Sühner ausgegangenen gottheitlichen Lebensgewalt“. Damit aber das Bild der Gemeinde entspreche „dem betreffenden Momente in dem Gottesgedanken der Welt“, muß das „Selbst Gottes“ auch in der Organisation der Gemeinde seinen Reflex finden, der „auch in die Materie hineinragen und darum zugleich ein äußerlich sichtbar sein muß“. Kan folgende Entwicklung des Papismus:

Da nun Gott sein Selbstbewußtsein in der Gottesidee der Welt beharrlich gegen den Fall und die Unordnung der Welt behauptet hat und da er es behauptete zunächst durch den Sühner, so wird der sichtbare Reflex des gottheitlichen Selbst in der Gemeinde zunächst das Selbst des Sühners offenbaren müssen, das ist: es wird der Sühner als Stifter und Oberhaupt der Gemeinde in einem, und nur einem sichtbaren Oberhaupte der Gemeinde reproducieren.

Die Aufgabe der Gemeinde soll nach dem Verf. über das irdische Sein hinaudreichen! Sie soll, „wozu der Mensch von jeher bestimmt war“, den Opferweg durch Hingabe der Freiheit in charismatischer Einigung

mit Gott zurücklegen und so auf dem Weg der Heiligkeit an die Schwelle der Gottseligkeit und des Himmels gelangen! Auf diese Weise soll die Gemeinde nichts Anderes sein als die Erfüllung und Vollendung der mit Gott dem Schöpfer eingeleiteten, im Erlöser ins Werk gesetzten, im Heiligen erhaltenen und zu Ende geführten Recreation des Menschengeschlechts und der Erde — und der Hinleitung der Menschheit zu Gott als ihrem Ziele.

Die Entwicklung des Papismus geht nun rasch vorwärts. „Ein Gott-Erfahren gab es nur vor dem Falle und gibt es nur wieder in der Kirche.“ „Wäre nicht Eingebung das Wesen christlicher Anschauung, so ließe sich der Glaube nicht gegen Angriffe vertheidigen.“ „Nur die Eingebung der Lebensgemeinschaft mit Gott erringt der Kirche Selbständigkeit und Unabhängigkeit von den Phasen der Wissenschaft und der Zeiten.“ Eine humoristische Belämpfung der wissenschaftlichen Prüfung ist folgende:

Wenn in dem Augenblicke, da der Mensch die selbsteigene Überzeugung aufgeben muß, alle die Millionen Gläubige und alle die Bischöfe der Kirche um sein Sterbelager herumstehen und, dasselbe Glaubensbekenntnis sprechend, dem Sterbenden mit ihrem Glauben für die Wahrheit beistehen, — wird solche Zeugnenschaft der Wahrheit das Haupt des Sterbenden nicht sanfter betten als die Vorlesung eines philosophischen Paragraphen?

Dem Lehramte in der Kirche wird eine doppelte Autorität vindicirt; erstens die ihrer Offenbarungsweise und dann die ihrer „gottgemeinschaftlichen Unfehlbarkeit“. Sobald der „ursprüngliche“ Stand des Menschen verloren gegangen, soll die Organisation der Kirche nothwendig geworden sein; Rom als Mittelpunkt der Kirche wird folgendermaßen erklärt:

Der Organismus der Kirche mußte sich als ein mit der Freiheit des Menschen wechselnder mit der Geschichte entwickeln, daher die Stiftung der Kirche in einer Zeit, da die Philosophie des Heidenthums sich zu dem Standpunkte des Monothetismus endlich hinaufgerungen hatte, daher die Stätte für ihr Fundament Rom, als die Stelle, auf welcher die Menschheit ihre höchste Bildung und Macht — namentlich Willensmacht — erreicht hatte.

Über die Trennung der Kirche vom Staate heißt es:

Indem sich die Kirche als eine mit Gott in Lebensgemeinschaft verkehrende Gemeinde organisierte, schied sie Alles aus, was nicht von solcher Lebensgemeinschaft ist (auch die weltliche Herrschaft?); so ward Trennung gelegt zwischen ihr als dem Bereiche göttlicher Verhandlungen und zwischen weltlichen Angelegenheiten; also Trennung der Kirche vom Staate.

Nun soll „die Entwicklung der Kirche eine geforderte, außerordentliche Geschichte in der Geschichte der Menschheit machen. Der Kirche kam es zu, die Intuitionen aller Geschichte offenbarend zu erklären.“ Durch die Kirche ist den Menschen „ihre Geschichte erst klar geworden“. Es bedurfte „der Kirche, um Licht in die Nacht der Geschichte und hierdurch — in die Philosophie zu bringen!“ Die Geschichte der Kirche ist „die Weltgeschichte vom höchsten Standpunkte aus betrachtet!“ Der Glaubenssatz des in der Kirche Befindlichen „hat mit dem Acte wissenschaftlicher Forschung gar nichts ge-

mein, nicht einmal eine Beziehung zu diesem". „Das Vertrauen und der Glaube ist der Anfang, die Fortsetzung und die Vollendung alles Wahrnehmens und Vernehmens, d. h. aller Wissenschaft." Dem Allen folgt der phantastische Schluss:

Aber eine Zeit muß kommen, da die kirchliche Gemeinde aus der Lebensgemeinschaft mit Gott das Bewußtsein dieser Gemeinschaft als ihr Höchstes gewonnen hat; da das kirchliche Bewußtsein ein allgemeines, die Einheit der Glieder vollendendes ist; eine wahrhaft große Zeit muß kommen, da die Bestimmung der Menschheit und der Materie ihre letzte Lösung erfährt, da Materie und Menschheit in die Unordnung zurückzuleiten, da die Erde ihre einsige Achse wieder einnimmt, da „Rauschen der Meere", die in ihre frühern Becken zurückkehren, zu hören sein wird; da eine neue auferstandene Menschheit, eine neue Erde sein und dieser Erde und dieser Menschheit sich der Himmel in ungekannter Reueheit darstellen und eröffnen wird. Und dieser Zeit wird vorangehen ein Vorabend, da Zeichen am Himmel geschehen, da vom Geiste der Lebensgemeinschaft mit Gott erfüllte Menschen ankündigen werden, was bevorsteht und da der alsbald nahende Messias in solchen Menschen wieder seine Vorläufer haben wird, wie er bei seiner ersten Ankunft am Jordan einen hatte. Auf diese Punkte müssen dann zurückgeführt und nach deren Maßgabe berichtet werden der Philosophie Prophezeiungen einer höhern Culturperiode, als die des Neuen Testaments.

Aus dem Mitgetheilten ersieht wol Jeder, daß wir es hier nicht mit einer Novelle, sondern mit ultramontaner Theologie, mit modern aufgepuzter, mittelalterlicher Scholastik zu thun haben. Bedarf es noch einer organischen, weit ausgreifenden Widerlegung derselben? Behauptungen, die mit den Resultaten der Naturwissenschaft, mit dem Proceß der Geschichte, mit den Zerlegungen der Philosophie in dem grassendsten Widerspruche stehen, die sich auf das Dogma der Erbfünde, auf die Autorität des Papstes u. s. w. stützen, richten sich selbst am besten, und wir haben sie sich deshalb selbst kritisiren lassen. Dialektik und Kenntnisse, jedoch confus geordnete, sprechen wir dem Verf. nicht ab, sein ganzes Buch aber hat auf uns, sowohl was Form als was Inhalt betrifft, keinen andern Eindruck als den einer Nonfinität machen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichtergräber: Ravenna. Arqua. Certaldo. Von Alfred Reumont. Berlin, A. Duncker. 1846. 8. 15 Ngr.

Wie in Italien die Nummen an den Trümmern einer großen Vorzeit zu haften und das düstere Gemäuer mit buntem Schmucke zu überkleiden lieben, so wendet der lebensfrohe, sorgemeidende Italiener eine sinnige, fast rührende Vorliebe seinen Gräbern zu. Dem kommt es in Deutschland, Frankreich oder England wol in den Sinn, dem Fremden Grabmäler zu zeigen, und welcher Reisende fragt in unsern Städten, Kürnberg oder Salzburg etwa abgerechnet, nach den Kirchhöfen? Italien ist das Land der Gräber. Seit den Zeiten wo Erzbischof Ubaldo Lanfranchi von Pisa vor sechs Jahrhunderten 34 Saleeren voll Erde aus Palästina in seine Heimat schiffte, damit die Bürger jener mächtigen Republik in geweihtem Lande ruhen möchten, und seit noch länger sind diese umfangreichen Campitani oder Kirchhöfe der Stolz so mancher italienischen Stadt (unter denen neben Pisa nur noch Drechia, Bologna,

Ferrara, Parma und Cesena genannt werden mögen), Felder, auf denen die verschiedenen Künste wetteifernd sich ergeben. Die Architektur umgibt den geweihten Raum mit schlanen kunstreichen Bogenwegen; die Malerei schmückt, wie z. B. in Pisa, die Wände mit Darstellungen, die dem Trauernden vergegenwärtigen, wie der christliche Glaube dem Tode seine Schrecken genommen hat; die Bildhauerei weicht dem Einzelnen die ihm theure Stelle, und die Redekunst leiht ihr in Worten der Liebe und des Trostes eine Sprache, um auch des Fremden Weisshame zu wecken; denn schon mehr als Einet unter den ersten Schriftstellern Italiens (wie z. B. Giordani) verschmähte es nicht, manchen Hinterbliebenen zu willfahren, die seine Hülfe erbaten, um ihren Gefühlen, die der Scheidegruß auf dem Grabsteine aussprechen sollte, eine edlere Gestalt zu geben.

Gräber sind es, alte Römergräber, die statt unferer langweiligen Chausseepappeln längs den alten Heerstraßen sich hinziehend dem Pilger, von welcher Seite er auch komme, den ersten Gruß der ewigen Stadt verkünden, ein Grabmal ist die Festung Roms, die Engelsburg, und auf Gräber, die Gräber der Apostel, gegründet ist Sanct-Peter's Dom, die erste Kirche der katholischen Christenheit. Unzählbare Christengräber, die Katakomben von Rom und Neapel, unterhöhlen meilenweit den Boden und ganze Nekropolen reichgeschmückter Gräber aus hebräischer oder griechischer Zeit schütten bei Volterra, Perugia, Chiusi, Vulci, Corneto, Nola und wo nicht sonst noch ihren unerforschlichen Reichtum an alabasternen Todtenkästen, bemalten Ehongefäßen, goldenen Schmucksachen u. s. w. täglich mit freigelegter Hand aus. Das wunderbarste aber unter den vielen Gräbern, die Italien aufzuweisen hat, ist das mit Nebengeländen und Ortschaften überdeckte, unter welchem Herculanium, Pompeji und Stabia durch länger als anderthalb Jahrtausende geschlafen.

So hat sich denn in Italien, dem Lande der Gräber, eine eigene Gräberliteratur gebildet und die vielverbreiteten Gebichte über diesen Gegenstand von Foscolo, Pinchomonte, Lort und Arici gehören zu dem Bessern, was wir von jenen Schriftstellern besitzen. Angemessen und willkommen ist denn auch die kleine Schrift, in der ein des Landes, der Geschichte und der Literatur im höchsten Maße kundiger Deutscher drei von jenen Gräbern heraushebt, um sie zu schildern und einsichtig zu besprechen.

Die drei ältesten und vielleicht die drei größten unter den großen Schriftstellern Italiens, Dante, Petrarca und Boccaccio, ihrem Ursprunge nach sämtlich Toscaner, alle drei Lieblingskinder der schönen Arnstadt, ruhen sämtlich entfernt von Florenz, dessen höchster Stolz sie sind; weit ab von den vielbetretenen Wegen, auf denen der europäische Tourist einherzieht, in der sumpfigen Niederung des Po-Deltas, auf einem Seitenhügel der vulkanischen Euganeengruppe und an den Abhängen des Asinifl. Sie ruhen, wiewgleich ihre Grabbedrube von den Stürmen nicht frei blieb, die ihr Leben so vielfach erschüttert hatten. Sechs Jahre nach Dante's Tode erklärte der Erbfolgerat Bertrando del Poggetto die Schrift über die „Monarchie" für ketzisch und sprach über des Verfassers Geheimnisse dieselbe Strafe der Sauberei aus, von der am 16. September eben dieses Jahres Castruccio Castrucane's Sohn Dante's berühmten Widersacher, den Dichter Cecco d'Ascoli, nicht hatte befreien können. Nur die Fürsprache Pino's della Tosa und des Usurpators Orsino von Volterra rettete Dante's Asche von schmählicher Entweihung. Nach Petrarca's Tode waren 156 Jahre verstrichen, als ein Edelmann von Rovigo, ein vandalscher Verehrer des Dichters, zwei Bewohner von Arqua verleitete, die Marmorurne zu zertrümmern, die des Gebirgsdorfs Gens einzigen Ruhm ausmacht, um den Arm zu entwenden, der zum Preise der schönen Provençalin so unzählbare herrliche Beilen geschrieben. Die Grabhändler traf die Strafe des Schwertes und heute noch bezeichnet ein eingefügtes Stück Marmor mit der Jahreszahl 1690 die Verlegung des Carosiphag; der Arm des Dichters aber ist nicht mehr wiedergefunden. Längere

Nähe wurde den **Gebeinen Boccaccio's** gegönnt; nachdem sie aber 408 Jahre lang in der Kirche San Jacopo, die der Dichter des „**De kameron**“ mit Vermächtnissen bedacht hatte, bestattet gewesen, verstreute sie ein in solcher Anwendung mehr als lächerliches sanitätspolizeiliches Gesetz, und selbst von dem Grabsteine konnte die Pictät der trefflichen Besizerin seines Hauses, **Carlotta Medici-Lenconi**, nur Bruchstücke retten.

Dante, Petrarca, Boccaccio! welche eine Welt von Erinnerungen knüpft sich an diese Namen! Theologie, Philosophie und Poesie des Mittelalters in ihrer letzten aber höchsten Blüte. Die hereinbringende neue Zeit mit ihrer Aufklärung, ihrer steigenden Vorliebe für classisches Alterthum. Die junge melodische weiche Sprache, anderthalb Jahrhunderte nachdem die Feder ihre ersten Laute verzeichnet hatte, zu der äußersten Vollendung erblüht, die ihr beschieden war. Und im Hintergrunde die großen Bewegungen der gewaltigen Zeit. Kaiserthum und Papstthum im ungleichen Kampfe; bald aber auch dieses an innerer Verderbnis dahinstrebend. Kirchenbognia und Wissenschaft, Städtefreiheit und Municipaltyrannie in noch unentschiedenem Streite begriffen. Sol verlohnt es sich, Gräber, die so Großartiges vergegenwärtigen, an eines kundigen Führers Hand zu besuchen.

Ein kundiger Führer im vollsten Maße ist nun aber **Dr. Reumont**; ein Führer, der sich nicht damit begnügt, den unmittelbaren Gegenstand seiner Schilderung uns vor die Augen zu bringen, sondern der uns das darzustellende Bild im Zusammenhange der ganzen landschaftlichen Umgebung erblicken läßt und wieder diese durch eine Fülle anregender geschichtlicher Erinnerungen zu beleben weiß. Mit lebhaftem Interesse verfolgen wir in diesen Blättern die sich zum Ende neigenden Geschehnisse der drei Männer, zu deren Gräbern wir geführt werden, und die Theilnahme für ihr eigenes Loos läßt uns bereitwillig auf die Kunde merken, die uns über das Ende der Nachhaber gewährt wird, bei denen die zwei Ersten ihre letzte Zuflucht gefunden. **Dante und Petrarca** sind es, die uns nach Auskunft über die Schicksale der **Polentanen** und **Carrarezen** verlangen machen; denn **Boccaccio**, der nach dem schwachen Umfange seiner Kräfte immer zu Dyfern Vereite, gegen Niemand jemals Mißgünstige hat ein höheres Maß von Gönnerschaft wol nie erfahren als was ihm in dem Testamente seines Freundes **Petrarca** zu Theil ward, der ihm 50 Goldgülden zu einem warmen Winterleide vermachte. Die größere Hälfte des Büchleins ist **Ravenna** und **Dante's** Grab gewidmet, und wir erkennen dankbar das große Geschick des Verf., Ortlichkeiten, Ereignisse, ja selbst Empfindungen, wo immer die Gelegenheit sich dazu bietet, uns mit den eigenen Worten des Sängers der „**Göttlichen Komödie**“ vorzuführen.

Namentlich in Bezug auf **Petrarca** und **Boccaccio** wären auch noch reichere Gaben solcher Art gewiß nicht unwillkommen gewesen. So hätten wir aus den mehrfachen Berichten **Petrarca's** über sein beschauliches Landleben in **Arqua** einige Mittheilungen gern gelesen. Besonders ungern aber vermiffen wir die lebendige und malerische Schilderung von **Certaldo**, die **Boccaccio** in seinem Trostbriefe an **Pino de' Rossi** entwirft.

Unangemessen wäre es, in Betreff einer Schrift, welche geschichtlicher Erinnerungen nur beiläufig gedenkt und nichts als gesehen berichtet, für das nicht geachtete Autoritäten angeführt werden können, darüber zu rechten, ob der Verf. gerade den Zeugnissen den Vorzug eingeräumt habe, denen der Ref. im Gegensatz gegen andere vorzügliche Glaubwürdigkeit beimißt. Nur das Eine möge erwähnt werden, daß **Dr. Reumont** zu unserm Bedauern die schöne Sage verwirft, nach der die letzten Gesänge von **Dante's** damals für unvollendet geachteter „**Göttlicher Komödie**“ erst nach des Dichters Tode von dessen Sohne in Folge eines Traumgesichts aufgefunden seien. Wenn auch die Gestalt, in welcher **Boccaccio** das Ereignis uns berichtet, deutliche Zeichen poetischer Ausschmückung an sich trägt, so dürften Spuren vorhanden sein, die einen Kern von Wahrheit vermuthen lassen.

Karl Witte.

Notizen.

Censirte Geschichtschreibung.

Kaiser **Leopold I.** ließ seit dem Jahre 1660 eine neue Bearbeitung von **Jagger's** „**Spiegel der Ehren des Hauses Österreich**“ anfertigen, denn da die Beschreibung „**gar fast gestellet, altväterlich, gleich denen gemeinen Historien-Büchlein**“, sei es „**eine Nothdurft, die ganze Chronik auf jegige Art zu stilisiren und daraus Marginalia zu ziehen**“. Mit dieser Arbeit wurde der bekannte **Pegnischäfer Sigmund Otulius** oder von **Birken** in **Nürnberg** beauftragt, der sie auch bis zum Jahre 1668 in drei Bänden vollendete. Jeder Bogen mußte aber in **Wien** vorgelegt werden, wo hochstehende Beamte, zuerst der **Hofrath** und **Kanzler Suttinger**, dann der **kaiserliche Historiographus** und **Leibmedicus Mannagetta**, zuletzt der gelehrte **Bibliothekar Petrus Lambertus**, mit welchem Letztern sich **Birken** nicht sonderlich gut vertrug, die Censur übten. In den Briefen, welche **Birken** von diesen Censoren erhielt und deren mehre in „**Amarantes**“ (**Joh. Herdogen's**) „**Historischer Nachricht von des kaiserlichen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnis Anfang und Fortgang**“ abgedruckt sind, werden wiederholt Verhaltungsregeln gegeben, nach welchen sich der Bearbeiter zu richten habe; so solle er „**alles Dasjenige, so etwan wider Ihre Päpstliche Heiligkeit, die Geistlichen, Benedig, Bayern, Schweyd und andere hohe Häuser geschrieben, und etwan mit absonderlichem Eifer erzehlet worden, auslassen**“; und während **Birken** einerseits allerdings mit seltenen Geschichtswerken, auch urkundlichen Nachrichten reichlich von **Wien** aus unterstützt wurde, mußte er es sich doch andererseits gefallen lassen, daß ihm von oben herab vorgegeschrieben wurde, was und wie er zu berichten habe. So schreibt **Mannagetta** z. B.: „**Ihro Majestät haben mir gestern befohlen, den Prediger-Mönchen den **Loth Henrici VII.** nicht zuzuschreiben, daß Ihme nemlich in der Communion seye vergeben worden, sondern, wie Spondanus, in seinen **Annalibus** Ao. 1313 dieselbe zu entschuldigen**.“ Daß auch schon damals zwischen **bairischen** und **österreichischen** Geschichtschreibern eine ähnliche Stimmung geherrscht habe, wie sie in neuester Zeit namentlich an einem Geschichtsforscher, welcher beiden Staaten naheinander angehört hat, hervorgetreten ist, ergibt sich aus folgenden Worten des einen Briefs, welche die **Wahl** der **Gegenkaiser Ludwig's** des **Baiern** und **Friedrich's** des **Schönen** betreffen: „**Ob zwar die Bayrische Historici dem Haus Oesterreich sehr übel wollen, so daß sie wider Abrahamum Bzovium durch den Bayrischen Herwart Ao. 1618 ein ziemlich dickes Buch in Du. zu Mönchen herfür gegeben, darinnen Ludovicus IV. Imperator defensus, Bzovius iniuriarum postulat, intitulirt, — Jedannoch hat Ihre Kaiserliche Majestät Ihnen belibien lassen, daß die Election ex **Annalibus Spondani** Ao. 1314 sollte beschrieben werden**.“ Am ehrenwerthesten bei der ganzen Sache erscheint am Ende immer noch des Kaisers persönliche Theilnahme für eine wissenschaftliche Arbeit.

Deutsch-Kaiserliche Hofpoeterei vor 150 Jahren.

Im Jahre 1700 wurde ein **nürnbergischer Kaufmann, Christoph Adam Regelein**, nachdem er zum **Katholicismus** übergetreten war, **kaiserlicher Hofpoet** in **Wien**. Was damals der deutsche Hofpoet an dem **kaiserlichen Hofe** zu thun hatte, meldet er selbst mit folgenden Worten: „**Es sind hier nur zween Hof-Poeten, welche von Ihrer Kaiserlichen Majestät würkliches appointement genießen; nämlich Tit. Herr Donatus Cuspeo, ein Italiäner, und ich. Jener hat sich das ganze Jahr über mit den Erfindungen von sechs Italiänischen Opern, und einem paar Operetten zu beschäften, welche sowohl als die Italiänische und lateinische Dratoria, so in der Fasten-Zeit vor Ihrer Kaiserlichen Majestät musiceirt werden, so dann ich zu vertentzen, auch dann und wann teutsche Operalia selbst zu inventiren bekomme. Die Ehre der lateinischen Poesie und Comödien aber bleibt denen Herren Patribus Jesuitis reservirt**.“ 47.

Literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 110.

20. April 1846.

Religiöse Lebensromane.

(Fortsetzung aus Nr. 100.)

5. „Die Separatisten“ von L. van der Meulen. Den Mittelpunkt dieser Novelle bilden die separatistischen Bewegungen innerhalb der protestantischen Kirche Preussens. Das Partei- und Sektenwesen innerhalb der evangelischen Kirche verdient jetzt um so mehr Aufmerksamkeit als es, wie das Jesuitenthum mit seiner affiliirten Gesellschaften die römisch-katholische Kirche an sich zu reißen trachtet, so die Mehrherrschaft in der evangelischen Kirche zu erlangen bemüht ist. Man sucht nach Aufklärung über dieses Wesen. Doch fehlt für die Gegenwart ein Werk, welches unterhalte ohne als eine gelehrte Abhandlung zu ermüden, und belehre ohne in einen Predigtton zu verfallen. Es fehlt ein Werk, etwa wie Jung-Stilling's „Theobald oder die Schwärmer“, welches für seine Zeit höchst passend war. Der Verf. vorliegender Novelle versucht es, diesem Mangel nach Kräften für die jetzige Zeit abzuhelfen, indem er Jemanden schildert, der aus dem heutigen Pietismus sich bis in den lutherischen Separatismus verlor, dann aber, durch Erfahrungen gelehrt, nach einer mehrjährigen Fortbildung auch in fremden Ländern und unter verschiedenem Religionsparteien zur evangelischen Freisinnigkeit hindurchbrach. Der Verf. weist auch auf das ultramontane römische Wesen hin, um zu zeigen, wie unevangelisch der Separatismus überhaupt ist, dann aber auch, „um den Splitterrichtern auf diesem Gebiete bemerklich zu machen, daß sie den Balken in dem eigenen Auge nicht vergessen mögen“.

Der Leser findet sich in dieser Novelle in einen jüngst vergangenen kirchlichen Streit in Preußen versetzt. Seit dem Befreiungskriege zeigte sich, im Gegensatz zu dem alten Nationalismus des 18. Jahrhunderts, an verschiedenen Punkten Deutschlands ein religiöser Eifer, der in der katholischen Welt von den Jesuiten zu ihren Zwecken benutzt wird, in der evangelischen Welt aber auf die Anfänge der lutherischen Reformation zurückgehen möchte. Diese Stimmung wurde im evangelischen Deutschland von einer fremdartigen, schwärmerischen, selbstthätigen Partei zu ihrem Vortheile ausgebeutet, sie erschten unter dem Namen der Pietisten, der Feinen, der Mysti-

ker. Dieses Wesen, welches in England schon von Shakespeare her bis auf Walter Scott in dessen „Propheten“ seine Beleuchtung gefunden hat, setzte sich unter einer gefälligen Form in Geltung. Nur von sich selbst hält es und behauptet ungeistlich, rühmend und hoffärtig, die alleinigen Christen und Gläubigen in dem eigenen beschränkten Kreise und in dessen finstern calvinischen Disciplinen zu begreifen. Es empfiehlt sich durch eine theatrale, phantastische Aufführung. Durch seine tragisch-künstlichen Vorstellungen von der Sünde und dem Verderben und durch seine ebenso phantastisch-sinnliche Darstellung von der Gnade, neben den Legenden und Belehrgeschichten in Tractätklein und neben den die Einbildungskraft überschwemmenden übermäßigen Gebeten in den Conventikeln wirkte dieser Pietismus viel für sich. Bei seinem geistlichen Scheine, durch welchen er blendete, wußte er jede geistige Unmündigkeit bei gutem Willen, jede Nartheit und jede schwache Seite an dem Menschen meisterhaft kaufmännisch und politisch für sich auszubeuten. Und wenn Jemand in dem Rege geifficht war, dann ließ ihn schon die künstlich angewandte Disciplin nicht wieder zur Nüchternheit des Geistes gelangen. So war dieser Pietismus nicht nur in die verschiedensten Kirchenparteien eingebrungen, sondern er fand besonders in der evangelischen Kirche Preussens ein erwünschtes Gebiet, indem ihm hier die kirchliche Union der reformirten und lutherischen Kirche den Weg gebahnt hatte. In den Schilderungen des Verf. wird nicht bloss der Überrest des alten halleischen Pietismus, sondern auch der moderne Pietismus vertreten.

Daß Friedrich Wilhelm III. von diesem Pietismus angefaßt gewesen, muß bezweifelt werden, aber er behnt seine politische Macht zu weit auf das Privatgebiet des Glaubens aus und erregte dadurch eine heftige Opposition bei einem Theile seiner Unterthanen, wie sie eine politische Zwangsmassregel niemals erregen würde. Er suchte eine evangelisch-deutsche Allgemeinheit, in der sich die Principien des absolutistischen Regierungssystems kirchlich vertreten ließen und wollte zu diesem Zwecke ein kirchliches Verfassungsgebäude errichten. Demgemäß ließ er die viel erwähnte Agende verfassen; der Widerspruch, den dieselbe wie die Union selbst erregte, ist bekannt. Alle religiösen Parteien, welche nicht ausschließlic ihre

Parteiinteressen durch die Agende begünstigt sahen, erhoben ihre Stimme dagegen. Nur dem eigentlichen Pietismus, weil die Union dadurch befestigt wurde, war sie ganz willkommen. Es sonderten sich die Elemente; viele, bis zur Union mit den Pietisten verdrübert, wurden wegen ihrer lutherischen Theologie und weil dieser Pietismus bei ihnen zur Zeltotie sich gesteigert hatte, die heftigsten Gegner der Union und der Agende. Über diesem Kreuzfeuer mit der Theologie und ihren Parteien griff die Regierung zu Zwangsmaßregeln, um die neue Einrichtung einzuführen und nicht zergehen zu lassen. „Die Pfaffen der Landeskirche sind durchweg Dauchdiener, Heuchler und Feinde des Evangeliums!“ so riefen die Separatisten. Die Regierung ließ Verhaftungen, Executionen, Amtsentsetzungen u. s. w. anordnen, die kirchlichen Zustände des deutschen Protestantismus zeigten sich in jeder Beziehung von ihrer trübseligsten Seite. Eine unerfreuliche Sektirerei in den Massen, ein Übergriff der politischen Staatsgewalt in die Privatsache des Glaubens!

Der Mittelpunkt der vorliegenden Novelle ist Pommern. Hier, in Hinterpommern, wirkte der Separatismus besonders stark. Priester und Adelige vereinigten sich gegen die Behörden, „denn man müsse Gott mehr gefallen als den Menschen“. Eine Ursache finden wir im Charakter der Pommern, welche uns der Verf. folgendermaßen schildert:

Siegfried erörterte, die Pommern seien die Dorer der Deutschen. Eine gewisse Geisteschwere sei ihnen eigenthümlich. Daraus entspringe ihr Ernst, ihre Unbeweglichkeit, sowohl im guten als bösen Sinne; daraus ihre Erbigkeit, ihr Fleiß, ihre Ausdauer, ihre Beständigkeit. Auf dem Herzen laste, neben dem festen Verstande, eine gewisse Schwere im Gefühle, welche die Pommern, wo ihr Gemüth erregt werde, zu einem heuchlerischen Volke mache. Mit der Vaterlandstreue Hand in Hand gehe die kirchliche. Doch sei dieselbe bei Vielen weniger ein freies Bewußtsein als ein unbedingter Hang zum Alten, Gewohnten, Herkömmlichen. Dadurch, in Verbindung mit der Gemüthschwere, neige sich der Pommer besonders leicht zu einer verfanlichten Andacht und Religion.

Durch diese Charakteristik des pommerschen Naturels wird es allerdings ziemlich erklärlich, wie der Separatismus gerade in Pommern so großen Anklang finden konnte. Der Adel begünstigte die Conventikel und das sogenannte „lebendige“ oder „erweckte Christenthum der Gläubigen“ in Pommern. Die Sache war neu und man wußte den Sinn eines so gemüthlichen Volks wie die Pommern mit theatralischer Kunst zu bearbeiten. Bei den Bildern von der Sünde, von dem Gerichte, dem Satan und der Hölle schrien Viele laut auf und fingen an sich die Haare auszuraufen. Andere begannen zu stöhnen und bekamen Zuckungen; Andere waren schon von der sinnlichen Darstellung fortgerissen, in der Gnade verzückt. Jungfrauen, bei denen zu der Einbildungskraft der Geschlechtstrieb einwirkte, wurden verzückt und fingen an in prophetischer Sprache Wunderdinge zu reden. Es kamen die Physiognomien zum Vorschein, welche, als Christusähnliche, einen Herrn Liebetrut, den ersten Donnerer gegen Babilonius in der „Evangelischen Kirchenzeitung“, bei den lutherischen Separatisten in Wall-

roda so sentimental anziehen, an denen uns aber schon der gesunde Shakespeare, doch in anderer Weise, zu ergötzen weiß, wenn er seine Puritaner erscheinen läßt oder die uns jüngst noch ein Walter Scott in seinen „Presbyterianern“, im „Waverley“ u. s. w. vorführte, zum Beweise, daß dieses schwärmerische Pflückerchristenthum innerhalb der gesunden reformirten Kirche ebenso von jeher angesehen worden ist, wie es uns auch ein Luther erachten lehrte und Erasmus von Rotterdam es uns in seinem „Lobe der Nartheit“ auf dem römisch-katholischen Gebiete vorführt.

Der Autor der Novelle hat tiefe und gesunde Blicke in das pietistische und separatistische Treiben der Gegenwart gethan, er sondert die Tendenzen und Bestrebungen bis in ihre speciellsten Nuancen, aber über den theologischen Zweck geht die poetische Wirkung der Novelle ziemlich verloren. Die Liebesgeschichte des Helden vermag wenig zu fesseln, sie schlottert nur nebenbei und ist nichts als eine Concession, welche der Novelle gemacht worden ist. Poetisch ist einmal der Stoff nicht, den sich der Verf. zum Vorwurfe genommen, er zeichnet eine der unerquicklichsten Partien des deutschen Lebens, und doch hätte er ihn noch poetischer behandeln können als es geschehen, durch eine großartigere Auffassung, durch die Ausbreitung von Conflicten, denen ein allgemein menschliches Interesse innewohnt. Der Verf. ist mehr Theolog als Dichter, und doch hätte er die Theologie der Novelle unterordnen und die Kämpfe mehr durch geschlossene Figuren als durch lange Deductionen darstellen sollen.

6. „Die Deutsch-Katholiken“ von Fr. Lubosatzky. Eine erfreulichere Richtung der religiösen Interessen des deutschen Geistes hat sich diese Production zum Vorwurfe genommen. Freilich, eine so unfertige Bewegung wie die des Deutsch-Katholicismus schon zum Gegenstande eines dickleibigen, dreibändigen Romans machen, ist ziemlich kühn. Die ganze deutsch-katholische Bewegung bietet eigentlich noch gar nichts für eine epische, objective Behandlung. Aber der Verf. des vorliegenden Romans nimmt es weder mit ästhetischen Grundsätzen noch mit religiösen Principien allzu genau, es ist ihm mehr darauf angekommen, den Deutsch-Katholicismus für das gewöhnliche Leihbibliothekenpublicum zu bearbeiten und zu verarbeiten. Er häuft mehr die äußern Effecte zusammen als daß er Motive und Ursachen entwickelte, er gefällt sich lieber in Schlagwörtern als in einer von innen heraus strebenden Entwicklung. Die eigentliche Natur, das wahrhafte Wesen des Deutsch-Katholicismus wird aus diesem Romane Niemand lernen können; was gegeben wird, wird nur durch allbekannte Schablonen gegeben. Die Römisch-Katholiken erscheinen in diesem Romane als Schurken oder als Dummköpfe, die Deutsch-Katholiken dagegen als Märtyrer oder als Helden. Der Verf. hat weder einen feinen historischen Blick noch weiß er eine psychologische Kunst geltend zu machen. Die Figuren, welche er vorbringt, sind ebenso grobschötig wie überhaupt die

Jabel des ganzen Romans. Die Polemik gegen Rom; die Forderung des Deutsch-Katholicismus scheint bei ihm auf keinem gründlicheren Bewußtsein zu beruhen als auf demjenigen, welches in jüngster Zeit durch unsere Journalpresse aphoristisch ausgesprochen worden ist. Deshalb ist es ihm denn auch unmöglich, die wahre Natur des Deutsch-Katholicismus in einem Romane zu reproducieren, deshalb gibt er statt der Principien meistens Journalphrasen, statt der Persönlichkeiten nur Figuren, wie er sie eben für den Mechanismus seines Romans gebrauchen kann. Hier ein paar Beispiele von der Phrasologie des Verf. (Bd. 2, S. 3):

Von Rom her weht der Hauch einer schauerlichen Consequenz.

Bd. 2, S. 302 und 303:

Ronges Brief rief in Deutschland, wie bekannt, eine allgemeine Bewegung der Geister hervor, er glied einem frischen Luftstrom, der durch eine Graft voll mephitischer Dünste streicht und diese aufregt. (Also der Deutsch-Katholicismus wäre nichts als eine Aufregung mephitischer Dünste?) Es ist hier nicht der Ort, weiter diese hochwichtige Sache der Menschheit zu behandeln, als es nur gerade im Allgemeinen die Ereignisse unser Romans angeht und mit demselben zusammenhängt. (Der Verf. verzichtet also selbst auf eine principielle Bedeutung seines Romans.) Der Jesuitismus hat Rom mehr Schaden gethan als Nutzen gebracht, denn welche Meinung soll man von dem Papstthum haben, wenn es solche Apostel für seine treuen Söhne erklärt, die sich beeifern, der Welt durch ihre Thaten und Lehren einen Abscheu einzufloßen, die den Aberglauben und Fanatismus in den Herzen des Volks einzubürgern trachten u. s. w. (Wie oft ist diese Phrase geschrieben?)

Der Secretair, Hr. Aloys Molitor, erscheint uns als ein ziemlich unkluger Mensch, da er in einer trierschen Weinstube, vor eingefeischten Römisch-Katholischen, eine Philippika gegen Rom hält. Natürlich kommt es beinahe zum Herauswerfen und der Secretair erklärt: „Sie greifen gewaltsam in mein Menschenrecht.“ Wir können in einem solchen unbefonnenen Märtyrthum, welches die Weinstuben zu seinem Schauplatz macht und mit Worten auf leere Schädel losdrischt, durchaus nicht irgend etwas Großartiges und Erhebendes finden, wie der Verf. es sucht.

Die Conflictte des nach Freiheit, nach Selbstbestimmung ringenden Individuums, den Forderungen Roms und seiner barmherzigkeitslosen Hierarchie gegenüber, eignen sich allerdings ganz vortrefflich zum Vorwurfe eines Romans oder einer Novelle; dagegen scheint uns das Princip des Deutsch-Katholicismus, eben als ein unfertiges, sich erst lösringendes Princip, durchaus noch nicht dem Rahmen des Romans anzugehören und die reiche Aussenwelt desselben erfüllen zu können. Der Verf. hat sich bei der Ausarbeitung des vorliegenden Romans von der Sucht verleiten lassen, einem Triebe der Zeit quand-même zu genügen, er hat weder philosophisch noch ästhetisch geprüft und eben bloß auf die Befriedigung des Reichbibliothekenpublicums hingearbeitet. Natürlich darf die Erscheinung Ronges, dieses „Reformators des 19. Jahrhunderts“, nicht fehlen. Ronge ist jedoch viel zu wenig eine historische Gestalt als daß er ein lebhafter Mittelpunkt werden könnte und, wo er er-

scheint, hat der Verf. nichts Anderes verstanden als ihm allgemeine Phrasen in den Mund zu legen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Englisches Urtheil über Leon Faucher.

Das Werk Leon Faucher's „Etudes sur l'Angleterre“ hat auch in England selbst großes Aufsehen gemacht. Man gesteht ihm zu, daß er bei seiner Aufgabe mit Offenheit und Redlichkeit zu Werke gegangen, obwohl ihm der Vorwurf gemacht wird, daß er das Bild, welches er von den großen Manufacturstädten entwirft, weniger aus eigenen Anschauungen als nach den Auszügen aus parlamentarischen und statistischen Berichten entworfen. Seine traurige Vorherfassung, „England mahne ihn in vieler Hinsicht an die Erscheinung Italiens während des Verfalls des Römerreichs, wo das in Gärten verwandelte Land nur Patricier und Sklaven genährt“, wird für übertrieben gehalten. Ein Beurtheiler dieses Werks im „Athenaeum“ meint in Bezug auf diese Ansicht: es gebe zwar sehr viel gesellschaftliche Anomalien in England, die Reichen seien oft zu reich, die Armen zu arm, aber es stände zu bezweifeln, ob man diesen Übeln dadurch abhelfen könne, daß man das jetzige System des Bodenbesitzes dem in Frankreich geltenden ähnlich mache. Es gereiche einem Volke zum Vortheil, wenn es durch seine Einrichtungen und Verfassungsformen mit der Geschichte seiner Vergangenheit verbunden sei. Daraus hätten die Engländer ihre gewohnte Liebe zur Ordnung und ihren Gehorsam gegen das Gesetz erlangt, wodurch London unter dem Schutze einiger hundert Scharwächter sicherer sei als Paris mit der Besatzung eines ganzen Heers. Wenn Faucher aus der Thatfache, daß die Arbeitslöhne nicht in demselben Verhältniß wie der allgemeine Wohlstand der englischen Nation gestiegen sei, eine Entartung und Verschlimmerung der arbeitenden Classen folgere, und er zum Erweis dieser Thatfache anführe, daß mehr als eine halbe Million Einwohner jährlich ein Einkommen von mehr als 150 Pf. St. zu verzehren haben, während der Lohn eines Handwebers kaum fünf Schillinge wöchentlich betrage, so sei eine solche Beweisführung nur ein Beleg jenes sich überstürzenden Generalisirens, auf das man allenthalben im Werke des französischen Socialisten stoße; denn der Weber am Handwebstuhl sei kein Beispiel, das man maßgebend für die arbeitenden Classen überhaupt zur Beurtheilung für deren Lage anführen könne, da ganz ausnahmsweise und eigentümliche Umstände die Zustände dieser Arbeiter verschlimmert hätten.

Ein Weib gegen die Jagdgesetze.

Die bekannte Miß Harriet Martineau hat unter dem Titel „Forest and game law tales“ eine neue schöngeistige Tendenzschrift erscheinen lassen, wodurch sie zu einer Umgestaltung der in England so strengen und drückenden Jagd- und Forststregelgesetze beizutragen hofft. Sie geht dabei von der Ansicht aus, daß man, um die gegenwärtige Gesetzgebung in dieser Hinsicht zu verstehen, ihren geschichtlichen Ursprung und ihre Entwicklung kennen müsse. Der erste Theil ihres Werks, dem noch zwei Bände folgen sollen, enthält deshalb in vier Erzählungen die Schilderung der aus den damaligen Jagd- und Forstgesetzen hervorgegangenen Zustände des Volks. Mit lebhaften Farben und geistreicher, gefühlvoller Auffassung entwirft sie das Bild jener rohen Zeiten der angelsächsischen Könige und der ihnen folgenden normännischen Dynastien, deren unmensliche Sagen in Bezug auf das Eigenthum des Güteradels an Wald und Wild der fortlaufenden Eüstigung einer Reihe von Jahrhunderten noch heute nicht ganz gewichen sind. Auch in Deutschland würde eine Miß Harriet Martineau in der alten wie in der jüngsten Zeit reichen Stoff zu solchen Bildern finden, wie denn auch erst vor kurzem einer

unsern vaterländischen Künstler, den durch Behandlung facialer Gebrechen bereits zu bedeutendem Ruf gelangt ist, sich dieses Vorwurfs bemächtigt hat. 12.

Bibliographie.

- Hanne, J. W., Antiochodor oder gegen Buchstaben dienst und Christenthum, und für den freien Geist der Humanität und des Christenthums: Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 28 Ngr.
- Havemann, W., Geschichte des Ausganges des Kampfes gegenmordens. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.
- Jäger, J. R., Seelenheilkunde, geknüpft auf psychologische Grundzüge. Ein Handbuch für Psychologen, Ärzte, Seelsorger und Richter. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.
- Köhler, L., Primavera. Novellen. Zwei Bände. Sena, Luden. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Kolde, R. A. J., Dr. Johann Gess, der katholische Reformator. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.
- Leupoldt, J. M., Zur Charakteristik der Medicin der Gegenwart. Erlangen, Blaesing. Gr. 8. 15 Ngr.
- Lewald's, A., gesammelte Schriften. 10ter bis 11ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr.
- Lithua. Jahrbuch für 1846. Herausgegeben von P. A. Lar. 5ter Jahrgang. Mit Stahlstichen und lithographischen Ansichten. Prag. Kl. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Lichtenberg, C. v., Die Strafe, die Anstalten und das Zwangs-Erziehungs-System rechtlich entwickelt und practisch dargestellt. Berlin, Heymann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Marchiavelli's, N., Florentinische Geschichten, übersetzt von A. Neumont. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr.
- Deutsches Märchenbuch. Herausgegeben von L. Beckstein. Leipzig, G. Wigand. 8. 10 Ngr.
- Rante Strumpf mit seinem Sohne August und Madame Suffey, geb. Breefe, auf der Freiburger Ausstellung. Freiberg, Engelhardt. 12. 3 Ngr.
- Napoleon. Dargestellt nach den besten Quellen von *v. 3te Auflage. 1ste und 2te Lieferung. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 5 Ngr.
- Rinfa. Eine Novelle. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
- Sfundheller, J., Ein Gang durch die Vorzeit. Historische Novellen. Wien, Mörchner's Witwe und Bianchi. 8. 1 Thlr.
- Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachrichten. Nach dem hinterlassenen Manuscripte des Hrn. R., Advokaten in Philadelphia. Vier Bände. Leipzig, D. Wigand. 8. 4 Thlr.

Tageliteratur.

- Böckh, A., Über Friedrichs des Grossen classische Studien. Akademische Einleitungsrede in der öffentlichen Sitzung der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften am 29. Januar 1846. Berlin, Veit und Comp. 4. 7 1/2 Ngr.
- Erdmann, Die Ueberwindung des Bösen. Predigt. Hall, Lippert und Schmidt. Gr. 8. 3 Ngr.
- Fischer, F., Die Versammlung des Gustav-Adolph-Vereins in Stuttgart am 1., 2. und 3. Sept. 1845. Bericht an den schlesischen Hauptverein. Dessau, Frische. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.
- Gilbert, R. D., Das evangelische Erbe, welches Luther und hinterlassen hat. Predigt. Chemnitz, Goebcke Sohn. 8. 2 Ngr.
- Harlek, G. E. A., Die Liebe, das Kennzeichen des wahren Lehrers. Predigt. Leipzig, Leubner. Gr. 8. 3 Ngr.
- Rede am Todestage Luther's den 18. Februar 1846 im Auftrage des Ausschusses der Lutherstiftung. Leipzig, Barth. Gr. 8. 4 Ngr.
- Heimbürger, F. C., Die heilige Lebensfrage, die uns

der Todestag Ernst des Bekenners an den Jung. legt. Pöckel-Gelle, Capoun. 8. 7 1/2 Ngr.

Hennig, Die Sonnambul in Rebsin in der West-Prignitz. Kurzer Bericht und Anleitung zur richtigen Beurtheilung derselben. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Perleberg, Gerdath. Kl. 8. 2 1/2 Ngr.

Sarremann, C., Über die neueste Bestreitung der rechtlichen Auctorität des kirchlichen Symbols. Ein kirchenrechtliches Botium. Kiel, Schwes. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Seffenmüller, C., Dr. Mart. Luther in seinem Bistum und Bistum. Redn. Braunschweig, Mademacher. Gr. 8. 5 Ngr.

Sofferichter, A., Was ist unsern jungen Gemeinden zu wünschen? Predigt beim Gottesdienste der christkatholischen Gemeinde zu Brieg. Brieg, Schwarz. 8. 1 Ngr.

Jacobson, F. F., Herr Dr. Kupp in Königsberg im Conflict mit den Symbolen der evangelischen Kirche und dem Preussischen Provinzial-Conistorium. Eine Beleuchtung der Schrift: „Die Symbole oder Gottes Wort? Von S. Kupp.“ Königsberg, Gräfe und Unger. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Jesuiten und der Ultramontanismus in der Schweiz von 1798 bis 1845. Aus der „Allgemeinen Pädagogischen Literaturzeitung“ besonders abgedruckt und herausgegeben mit einem Vorwort von J. Gihl. Pestal, Foenegger. Gr. 8. 5 1/2 Ngr.

Sullus, G., Der Spuk des Bankgespenstes. Ein der liberalen Tagespresse gesetztes Denkmal. Leipzig, Raumburg. Gr. 8. 10 Ngr.

Rlögnier, C. B., „Das Gedächtniß unsers Luther.“ Predigt. Eisenberg, Schöne. 8. 2 1/2 Ngr.

Linke, F. M., Dr. Mart. Luther. Das Wichtigste aus seinem Leben und Wirken größtentheils nach Rathesius erzählt. Zwölfte, Bereinigt zur Verbreitung von Volksschriften. 8. 3 Ngr.

Lisco, G., Vollenden wir das Werk Luther's! Ein Wort an evangelische Christen. Berlin, Müller. Gr. 8. 3 Ngr.

Dr. Mart. Luther's letzte Predigt, gehalten zu Glesleben kurz vor seinem Tode, den 14. Febr. 1546. Dresden, Raumann. 8. 1 1/2 Ngr.

Meyer, M. R., Dr. Mart. Luther's Jugend, Wirken und Ende. Nebst Luther's Bildniß nach Lucas Cranach und dem Facsimile der Handschrift. Gotha, Henninga. 8. 8 Ngr.

Micheli, F., Der Katholicismus und die Lüge. Eine Aufschrift an die katholische Gemeinde zu Duisburg. Duisburg, Hamel. 12. 7 1/2 Ngr.

Neander, A., Die Bedeutung des Thomas Arnold für den Standpunkt der kirchlichen Gegenwart, nach den über sein Leben erschienenen Denkwürdigkeiten. Berlin, Reimer. Gr. 8. 4 Ngr.

Stirm, C. F., Predigt zum 300jährigen Gedächtniß des Todestages Dr. Mart. Luther's. Stuttgart, Belfer. Gr. 8. 3 Ngr.

Strauß, G. R. J., Der Branntwein-Enthaltfamkeitwesen in Oberschlesien und sein neuester Defensor Dr. Bodenmann. Ein kritischer Versuch. Greusburg, Landaberger. 1845. 8. 5 Ngr.

Thaulow, G., Rede bei der Säcular-Geburtsfeier Pestalozzi's. Kiel, Schwes. Gr. 8. 3 Ngr.

Über den Duerzug der Richter in seiner religiösen und historischen Bedeutung. Drei Reden. Liegnitz. 8. 15 Ngr.

Weber, D., Am Todestage Dr. Luther's den 18. Febr. 1846. (Gedicht.) Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Ngr.

Weiß, C., Vorschlag zu einem Denkmale Pestalozzi's mit Rücksicht auf dessen Grundzüge der Erziehung und des Unterrichts. Merseburg, Kulant. Gr. 8. 5 Ngr.

Woeniger, A. L., Bölow-Cummerow's Bettelbankproject. Ein kritischer Beitrag zur Geschichte der Geldarbitrarie. Berlin, Hofmann und Comp. 8. 10 Ngr.

Bittel, Begründung der Motion über Religionsfreiheit. Berlin, Herms. 4. 1 Ngr.

— Motion auf Gestattung einer Religionsfreiheit. 1ter Abdruck. Karlsruhe, Radlot. Gr. 8. 3 Ngr.

Religiöse Tendenzromane.

(Schluß aus Nr. 110.)

7. „Shawn na Soggarth, der Priesterfänger“ von M. Archdeacon. Diese Erzählung gehört nur durch Übersetzung der deutschen Literatur an, aber eine ganz andere Ausbeute bietet der Boden, auf dem sie sich bewegt, für den Roman als der Deutsch-Katholicismus. Wir werden in jene Zeiten versetzt, als die Religionsacht auf dem unglücklichen Irland ruhte. Jener Zeitraum ist der schwärzeste in der Geschichte Englands. Denn wo gäbe es eine schwerere Verirrung des menschlichen Geistes als wenn Unrecht zum Recht erhoben, Verfolgung und Tyrannei gesetzlich geboten wird! Das katholische Irland wurde in der Schlacht am Boynefluß von der Übermacht des protestantischen Englands erobert, während es früher, selbst unter Cromwell, nur besiegt worden war. Unmittelbar nach derselben wurden 4000 Katholiken als Rebellen und Verräther erklärt und ihre Güter im Betrage von 1,000,000 Acres eingezogen, eine Gewaltthat, die weniger dem Könige Wilhelm als dem englischen Parlamente zur Last fallen dürfte. Der Katholicismus wurde natürlich ein Märtyrthum, ein unglückliches Volk klammerte sich durch die Verfolgungen nur um so verzweifelter an das Gewand der fanatisch-katholischen Priester, welche den Muth hatten für ihren Glauben zu bluten. Mit den Güterberaubungen ging die religiöse Verfolgung Hand in Hand. Die Engländer waren seit dem Ende des 17. Jahrhunderts vorzugsweise ein Handelsvolk geworden, nun traf der Handelszwang, der Irland auferlegt werden mußte, um England zu heben, die protestantischen Einwohner Irlands, die man in jeder Weise bevorzugen wollte, nicht minder schwer als die katholischen. Dafür mußte jenen ein Aequivalent werden und es wurde der stillschweigender Contract zwischen England und den irischen Protestanten gemacht: Ihr opfert uns den Handel und Gewerbestreiß Irlands und seid unsere commerciellen Sklaven, dafür werden die Katholiken eure Sklaven in jeder andern materiellen und moralischen Beziehung. So war Albion wohlgefällig vor den Augen des Herrn und füllte zugleich seine Taschen, zwei comfortable Dinge, die John Bull bis auf die Bibelträger herunter stets gut zu vereinbaren wußte.

Das legale Mittel, um den irischen Protestanten Wort zu halten, waren die von dem irischen Parlamente, d. h. den irischen Protestanten erlassenen und von England in Ausföhrung gebrachten Pönalgesetze.

In der irischen, von diesen grausamsten aller Gesetze bedrängten Welt bewegt sich die vorliegende Erzählung. Ein ganzes Volk, wegen seiner religiösen Überzeugungen gemartert und gedrückt, gibt jedenfalls einen vortrefflichen Stoff für den Roman. Der Verf. des vorliegenden kennt die irische Welt, er schildert die Noth seines Vaterlandes, seiner Landsleute, und so versucht er es denn mit nicht geringem Glücke, die fanatische Treue zu schildern, mit der sie an dem Glauben ihrer Väter unter allen Gefahren und Kümernissen während der düstern Periode der Religionsacht festhielten. Es rollen sich tragische Scenen vor unsern Blicken auf, er führt uns in erschütternde Situationen und man wird ihm die Fähigkeit einer künstlerischen Gestaltung und Gruppierung nicht absprechen können. Verdienstlich scheint es uns aber besonders, daß der Verf. nicht bloß den Reiz einer inhaltslosen Romantik im Auge hat, sondern daß er die wahren Entwicklungen des Lebens zu treffen sucht. Auch ist er mit keinen irländischen Nationalvorurtheilen, mit keiner bigoten Gesinnung und keiner böswilligen Erbitterung an sein Werk gegangen. Fürchtet er, man werde ihm einen Vorwurf daraus machen, „daß er Scenen wieder aufgefrischt und Erinnerungen heraufbeschworen habe, die besser für ewig in der Nacht der Vergessenheit begraben geblieben wären“, so ist das eine durchaus unnöthige Furcht. Dem Dichter gehört die Vergangenheit, und die traurige Vergangenheit Irlands ist unendlich lehrreich für die Gegenwart und Zukunft dieses verwahrlosten Landes. Er bedarf der Entschuldigungen nicht; zwar sind die Pönalstatuten jetzt ganz oder doch fast ganz zum todten Buchstaben geworden, aber noch immer lastet der mächtige Arm des stolzen Englands auf dem grünen Erin und, ganz abgesehen von der ästhetischen Frage, auch von patriotischer Seite sind die Zwecke und Tendenzen des Verf. vollkommen zu ehren. Was das abscheuliche Geschöpf angeht, dessen Name diesem Buche seinen Titel gegeben hat, so versichert uns der Verf., daß er bei Schilderung seines Charakters und seiner Thaten keine erdichtete Persönlichkeit zu zeichnen

gesucht habe, sondern daß der Priesterfänger Shavon na Soggarth ein Mann gewesen sei, dessen suchbeladenes Leben während des letzten Jahrhunderts der Gegenstand zahlloser irländischer Sagen geworden ist, die alle sein teuflisches Wesen und den verkommenen Zustand der Gesellschaft, die ein so verabscheuungswürdiges Unthier hervorbringen und großziehen konnte, bekrunden. In dem Rector Gordon dagegen hat uns der Verf. eine verfühnende Gestalt gezeichnet, welche inmitten aller Grausamkeiten eines privilegierten protestantischen Fanatismus von dem Lichte der Milde, der Toleranz und der Humanität durchleuchtet wird.

Der Verf. liefert uns ein treues Bild seines Vaterlandes wie es war in den Zeiten der Finsterniß und der Verfolgung, und schließt mit den Worten, die seinen Charakter deutlich bezeichnen:

Wenn es uns gelungen, das Mitgefühl des Erbdenkenden, so verschieden auch seiner religiöse Überzeugung von der unserigen sein mag, für ein geduldiges, unter langen Leiden schmachtendes Volk zu erwecken, das unter Versuchung und Gefahr, Verbannung und Tod an dem alten Glauben seiner Väter festhielt; oder wenn wir vermocht haben, den von Vorurtheilen Eingenommenen die Überzeugung beizubringen, daß Verfolgung sich selbst ihr Ziel und Streben vernichtet und daß schlimme Gesetze nur schlimme Thaten hervorrufen, so dürfen wir mit dem Bewußtsein scheiden, nicht umsonst die Erzählung von Shavon na Soggarth geschrieben zu haben.

8. „Der Bauer am Gaisberge“ von Karl Wehrmann. Wir stehen wieder auf dem deutschen Boden jener Tage des 16. Jahrhunderts, als im Kampfe gegen eine entfesselte Hierarchie der deutsche Geist im Protestantismus hervorkam. Der Protestantismus war damals ein echt demokratisches Element, er war die Lebensfrage des deutschen Volkes, und der Verf. der vorliegenden kleinen Erzählung scheint diese Stellung des damaligen Protestantismus richtig aufgefaßt und verstanden zu haben, indem er uns die Schicksale des Hans Posler, dieses schlichten Bauers am Gaisberge, einfach und ohne große Schminke darstellt. Der Zweck des Verf. ist, jedenfalls aus dem Volke heraus für das deutsche Volk zu schreiben, dieses Streben ist anerkennenswerth, auch ist es kein bloßes unerreichtes Streben geblieben. Wir wünschen dem kleinen Büchelchen eine recht weite Verbreitung; es ist ein gesunder Kern in demselben. Die Erzählung bewegt sich auf einem Boden, wo seitdem wieder aller protestantischer Geist geschwunden ist, wo die Hierarchie mit jesuitischen Mitteln den gesunden Sinn des Volkes wieder vollständig erdrückt hat, im Salzburgischen. Durch ganz Süddeutschland wehte zu Luther's Zeit der protestantische Odem. Wer sich näher darüber unterrichten will, nehme Eugenheim's „Kirchen- und Volkszustände Baierns im 16. Jahrhunderte“ zur Hand. Aber dem Jesuitismus ist es gelungen, unter Begünstigung politischer Verhältnisse, in Süddeutschland den Kampf gegen den Protestantismus mit Erfolg bis auf den heutigen Tag zu führen. „Ein lebendiges Bild von den Zuständen und Verhältnissen der Vergangenheit und von

den Bestrebungen der dem Evangelio feindlichen jesuitischen Macht zu liefern“, gibt der Verf. als den Zweck seiner Erzählung an. Nachdem er die herrlichen Segenden Salzburgs geschildert hat, ruft er wehmüthig aus:

Wer könnte dies sehen, ohne vom tiefen Schmerz ergriffen zu werden darüber, daß gerade in diesem Lande der Gnadenhonnenschein des Evangeliums so gewaltfam und grausam zurückgedrängt und die Menschen, so weit es nur immer möglich war, wieder in die religiöse Finsterniß des Mittelalters gebannt wurden?

Wie dies geschah, welche Hebel man angewendete, durch welche Mittel man die Kraft des süddeutschen Volksgeistes und sein Interesse für den Protestantismus brach, das zeigt uns der Verf. an den Schicksalen Hans Posler's und Derjenigen, die mit ihm das „Evangelium“ wollten und sich der Hierarchie des Erzbischofs von Salzburg und seiner sittlich verwahrlosten Priester entgegenstellten. Den schlichten, sittlichkeitserfüllten und glaubensmüthigen Bestrebungen eines einfachen Bergvolks gegenüber erscheint die grenzenlose Verderbtheit des Pfaffenstums, welches seine Macht nicht aufgeben wollte. Er führt verschiedene historische Zeugnisse an. So sagt ein Mann, der keineswegs ein Freund Luther's und der Reformation war, in einem Briefe an den fürchterlich grausamen Erzbischof Firmian von Salzburg im Jahre 1740:

Die verwehten Sitten der höchsten geistlichen Bürden-träger, die Nachlässigkeit, der Geiz und die Unwissenheit des Klerus, die gesunkene Zucht der Kirche und die Verachtung und der Haß gegen die Geistlichkeit — das sind die eigentlichen Quellen gewesen, woraus in Deutschland die Liebe zu Luther floß. Ein überreiches Feld, gegen das er schreiben konnte, fand es an der unglaublichen Unwissenheit, Ausschweifung, Lieberlichkeit, Unverschämtheit, Frechheit und andern Lastern der Mönche, welche damals Jedermann wußte, heutzutage aber Niemand leugnen wird als die allerunwissendsten Menschen.

In unsern Tagen, also 100 Jahre später, leugnet man dies unter dem Scheine großer Gelehrsamkeit und tiefer geschichtlicher Forschung, oder sucht es wenigstens häufig zu verdecken, indem man dafür die Reformatoren als die gottlosesten und unfittlichsten Menschen darstellt. Der verderbten Priesterschaft jener Tage wäre es schwerlich gelungen, den gesunden Trieb des deutschen Volkes zu unterdrücken, hätte die romanische Welt nicht dem protestantischen Geiste, dem Producte der germanischen Welt, eine neue Waffe, den Jesuitismus, gegenübergestellt; diesem wurde in Süddeutschland möglich, was sonst niemals geschehen sein würde. Als Repräsentant dieser antideutschen Macht erscheint in der vorliegenden Erzählung der berühmte Canisius. Er erscheint im Besondern als die Ursache des Sturzes Hans Posler's, im Allgemeinen als der schlaue Vernichter des protestantischen Lebens überhaupt. Canisius ging nach Ostreich, als das Luthertum sich dort regte und mußte seinem Orden einen solchen Einfluß am Hofe zu Wien zu verschaffen, daß überall die Evangelischen unterdrückt wurden. Er bekam deshalb den Namen des „österreichischen Hundes“ (Canis austriacus) und dieser Canis austriacus wird gegenwärtig in Rom heilig gesprochen.

Auch zu den Geldwächtern jener Tage stand der Jesuitismus in direkter Verbindung. Über das Verhältniß des Canisius zu den Fuggen sagt uns der Verf. Folgendes:

Betrieb nun der Jesuit Canisius sein Werk, um jeden Preis Einfluß auf das Volk zu gewinnen, auch damit, daß er häufige Teufelsaustreibungen aus angeblich Besessenen, Geistesbeschwörungen, wunderbare Krankenheilungen zu vollziehen vorgab, überall längst verachtete und vergessene Heiligensbilder wieder in Ansehen und Volkshelden in Übung brachte: so waren es gerade die reichen Fuggen, welche zu allem Dem mithalfen und durch ihr Ansehen und ihr Geld die Sache der Jesuiten unterstützten.

Und:

Canisius hatte eine Frau Fuggerin und ihren Gemahl vermocht, mit ihm und einem besessenen Jungfräulein nach Württemberg zu reisen, um dort das Wunder der Austreibung der bösen Geister vor ihren Augen vollziehen zu können.

Die protestantischen Kräfte im Salzburgischen fanden dagegen an dem reichen Herrn Thean eine Stütze; allein nachdem Hans Pospier den Märtyrerd gestorben, erbtet auch Herr Thean den Befehl, das salzburger Gebiet zu verlassen. Canisius, der Jesuitismus triumphirte, im Salzburgischen wurde es wieder finster und finster ist es daselbst bis auf den heutigen Tag geblieben. Das Alles berührt der Verf., indem er schlicht und einfach die Schicksale des „Baters am Saisberge“ darstellt, und er hat in seiner Erzählung ein ganz vortreffliches Volksbuch geliefert.

9. „Kunst und Leben“ von J. A. Moshamer. Der Verlagort Wien brauchte gar nicht auf dem Titel zu stehen, wir würden das österreichische Literaturproduct so errathen. Romantik im Leben der Gegenwart! Also die Gegenwart mit ihrem concreten Gehalte zu romantischer Gehalt- und Gestaltlosigkeit verwässert? Und so ist es. Dem Verf. ist die bornierte Romantik noch Religion und in diesem Sinne gehört auch das vorliegende Werk zu den religiösen Romanen. Die Handlung roh, statt der Persönlichkeiten scheußliche Fragen. Viel Theater- und Kunstgeschwätz ohne das geringste Verständniß. Das Ganze trivial, grob, geschmacklos. Wir bedauern die Zeit die wir auf die Lecture dieser „romantischen Erzählung“ verwendet haben.

28.

Die Befreiung von Texas.

Texas hat neuerlich wieder die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Diefelben Verhältnisse, denen das Land seine Befreiung verdankt, sind es, die ihm die Behauptung seiner Unabhängigkeit erschweren. Sehen wir, wie es in seine jetzige Lage gelangt ist.

Ein Bürger der jungen Republik, Herr Ehrenberg, besuchte uns vor etwa zwei Jahren hier in Leipzig. Er ist ein geborener Magdeburger und war in seiner Heimat dazu bestimmt, Materialhändler oder Dergleichen zu werden. Das eingeschränkte Leben, die Geistlosigkeit und Krämerei des Gewerbes war ihm tödtlich. Er ging auf gut Glück nach Nordamerika und hielt sich eben in New Orleans auf, als die Colonisten von Texas Freiwillige daselbst warben, um ihren Aufstand gegen

den mexicanischen Dictator Santa Ana mit mehr Kruppenmacht und Nachdruck beginnen zu können. Ehrenberg war unter den Ersten, welche hinüberzogen, um der hiesigen Provinz gegen die übermächtigen Heere des Despoten, welcher sich selbst in hiesiger Eitelkeit den Napoleon des Westens nannte, beizustehen. Glücklich entronn er in den gefährlichsten Tagen dem Tode und erhielt, nachdem der Krieg beendet und die Selbstständigkeit der Texaner errungen war, den Landantheil, welcher jedem der Freiwilligen zugesagt war. Um sich durch erste landwirtschaftliche Studien auf vaterländischen Anstalten für seinen neuen Beruf tüchtig auszubilden, unternahm Ehrenberg mit den wenigen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, eine Reise nach Deutschland. Seinen kurzen Aufenthalt in Leipzig benutzte er, um eine Schilderung der Ereignisse des von ihm mit durchgeführten Befreiungskampfes, welche er ausgearbeitet hatte, dem Drucke zu übergeben. Sie erschien unter dem Titel: Texas und seine Revolution von Hermann Ehrenberg. Leipzig, D. Wigand. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr. *)

mit dem Motto: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen.“ Durch diese Schrift in Verbindung mit der vor zwei Jahren erschienenen von G. A. Scherpf: „Entstehungsgeschichte und gegenwärtiger Zustand des neuen Staates Texas u.“ (Augsburg 1841) sind wir nun recht gut in den Stand gesetzt, uns mit der Entwicklungsgeschichte dieses Theiles von Mittelamerika und den gegenwärtigen Zuständen daselbst bekannt zu machen.

Das Schriftchen von Ehrenberg erfreut durch Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Schilderungen, durch raschen, man könnte sagen dramatischen Fortschritt der Handlung, und durch den frischen Muth, welcher die Handlungen wie die Darstellung des Verf. durchweht. Mit den Berichten über blutige Vorgänge wechseln anmuthige landschaftliche Schilderungen, Beschreibungen der Volksharaktere und der Sitten, Bilder des häuslichen und öffentlichen Lebens der Colonisten, des Lagerlebens der Milizen, mit den ernstlichen und schrecklichen wechseln heitere und komische Scenen mannichfaltig ab. Der Verf. erzählt vornehmlich das Selbsterlebte, aber er hat auch dafür gesorgt, den Leser im Zusammenhange der Ereignisse zu erhalten und für Das, was er nicht selbst sah, mit vielem Geschick statt trockenen Berichts die Mittheilung von Augenzeugen eingeführt, welche als handelnde Personen in seiner Darstellung auftreten. Eine Schilderung der mexicanischen Verhältnisse vor 1835 eröffnet das Ganze, damit es dem Leser nicht an Bekanntschaft mit den geschichtlichen Voraussetzungen des heutigen Dramas fehle.

In Mexico machte sich die Tyrannei der spanischen Beamten so drückend, daß es zu einer allgemeinen Umwälzung kam. Nach elfjährigem Kampfen und Morden erklärte Mexico im J. 1821 seine Unabhängigkeit und zwang den spanischen Vizegouverneur, diese anzuerkennen. Iturbide bemächtigte sich nach mancherlei Schwankungen der Regierung, wurde 1823 als Kaiser ausgerufen, aber schon im folgenden Jahre gestürzt und verbannt. Man führte 1824 eine sogenannte freie Verfassung, fast ganz nach dem Muster der in der nordamerikanischen Union bestehenden Verfassung in Mexico ein. Diese aufgepflanzte Verfassung scheint indessen die genußsüchtigen und unruhigen Mexicaner nicht zu ruhigen und ehrsamem constitutionellen Staatsbürgern veredelt zu haben. Die Schilderung, welche uns Ehrenberg von der Denkungsart und den Sitten der Mexicaner macht, ist nicht einladend. Er hat nun wol da mit Texanern gesehen. Indessen einen besonders noblen Charakter hat man allerdings nicht gerade Ursache den Mexicanern zuzutrauen. Ehrgeizige Soldaten und noch ehrgeizigere Priester mischten in Mexico die Karten und die Zeit

*) Das Werk ist seitdem noch einmal unter dem Titel erschienen:

Fahrten und Schicksale eines Deutschen in Texas von Hermann Ehrenberg. Leipzig, D. Wigand. 1843. Gr. 8. 20 Ngr.

bis 1823 ging unter Unordnungen und blutigen Kämpfen hin. In dem genannten Jahre, während Vuffante die Gewalt tyrannisch behauptete, trat Santana an die Spitze der liberalen Partei und proclamirte die Wiederherstellung der reinen Verfassung von 1824. Kaum aber hatte sich Santana der Zügel bemächtigt, so fing auch er an despotisch zu verfahren, strebte danach, die Verwaltung der Republik immer mehr zu centralisiren und die einzelnen Bestandtheile derselben, die souverainen Staaten der mexicanischen Union, in Provinzen umzuwandeln. Besonders drückend wurden seine willkürlichen und oft sinnlosen Verfügungen den Colonisten von Texas.

Es ist hier vorerst nöthig, einige Rechenschaft von dem damaligen Zustande dieses Landes zu geben, wobei zunächst Scherpf unser Führer sein soll. Noch während der Herrschaft spanischer Vizegouverneure in Mexico hatten sich einzelne Familien aus den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union, besonders aus Louisiana und Mississippi, nach Texas übergesiedelt und ohne weiteres Land in Besitz genommen. Seit dem Jahre 1824 machte die neue Regierung Mexicos es sich zur Lieblingsaufgabe, Texas zu colonisiren und erließ zu dem Ende sehr liberale und lockende Verfügungen. Sie verfuhr bei der wirklichen Ausführung ihres Planes folgendermaßen. Sie contrahirte mit sogenannten Impressarios, welche eine Landstrecke wählten und sich anheißig machten, darauf eine Anzahl von Familien einzuführen. Jede Familie erhielt ein Grundstück von 4423 Acres (engl.) und zahlte dafür in drei Rufen (nach Ablauf des vierten, fünften und sechsten Jahres) je 30 Dollars, außerdem die Vermessungskosten und Stempelgebühren, in Allem 150 Dollars. Geräthschaften, Ackerwerkzeuge, Sämereien etc. konnten bis zum Werthe von 2000 Piastern frei eingeführt werden, und auf zehn Jahre war völlige Abgabefreiheit bewilligt. Wer ein Jahr in Texas ansässig war, sollte wahlberechtigt und wählbar sein. Der Impressario seinerseits erhielt für jedes Hundert Liguas, das an Einwanderer vertheilt wurde, je 5 Liguas (von 4423 Acres). Der erste Impressario war der Mann, welcher der Regierung den ganzen Colonisationsplan vorgelegt hatte, Moses Austin aus Durham in Connecticut; er starb schon 1821 in Folge der großen Strapazen, die ihm sein Geschäft verursachte. Sein Sohn, Obrist, später General Stephan F. Austin, setzte das Werk des Vaters fort und gründete die Colonie am Brazo. Vor der Befreiung Mexicos von spanischer Herrschaft war die eigentlich mexicanische Bevölkerung von Texas nicht über 8000 Köpfe stark gewesen und hatte, in steter Angst vor den wilden Comanches und andern Prairie-Indianern, zusammengedrängt in den Städten San Antonio, La Bahia (Goliad), Nacogdoches und einigen Missionsanstalten gelebt. Die Furcht vor den Comanches war so groß, daß die mexicanischen Behörden ihnen Tribut zahlten. Durch die Einwanderung nahm die Kopffzahl schnell zu. Aber sie betrug bis 1830 auf dem ganzen ungefähr 4—500000 engl. Quadratmeilen umfassenden Gebiete von Texas doch nur höchstens 16,000 Köpfe. Die meisten der Ansiedler waren Amerikaner, einige derselben Europäer von verschiedenen Nationen. Außer den verstreuten Colonistenfiken entstanden neue Städte, von denen allmählig Salveston (Hafenstadt und die größte von allen) und Austin (jetzt Sitz der Regierung) die bedeutendsten wurden. Von dem Entstehen einer Stadt in diesen Gegenden gewinnt man durch Ehrenberg's Buch eine Vorstellung. „Wir hielten uns,“ erzählt er, „einige Tage in dem noch neuen Washington auf. Mehrere Hundert neue Häuser stiegen in dem Walde empor, durch welchen des thätigen Einwanderers Art freundlich mit seinem Echo schallte. Stündlich fielen die stolzen Eichen und die majestätischen Pecanen und Hickories. Mancher der edlen Parfimonen hatte durch den zerfchmetternden Fall seine beinahe reifen, schön rötlichgelben Früchte weit umhergestreut; gewaltige Haufen Reißholz, krumme Äste und Stämme brannten in verschiedenen Richtungen, um den Boden zu reinigen, und erst seit kurzem sandte die Sonne ihre wohlthätige Wärme auf die feuchte, fruchtbare, schwarzbraune Erde.“

Schon standen hier mehre Coffee-houses; ein Wokhaus; einige Provisionshandlungen, verbunden, wie die Geschäfte der Hinterwälder sind, mit einem Lager von fertigen Kleidern, Kleidstoffen und allen Bedürfnissen, die der Ansiedler nöthig hat. Auch fanden wir bereits ein gutes Billard und; wie überall in Amerika, ein Courthouse (Gerichtshaus) und daneben die nie fehlende Gewerkschmiedewerkstatt.“ Mit den entschlossenen und kräftigen Amerikanern wagten es die Indianer bald nicht mehr so leicht als mit den feigen und schwachen Mexicanern anzubinden. Die Ansiedler konnten immer sicherer auf ihren Pflanzungen leben und fühlten sich immer wohler in der neuen Heimat.

Sie hielten fest an der föderalistischen Constitution vom 1824, in welche sie eingeschlossen waren; aber noch vor dem Eintritt der Gewalt Herrschaft Santana's fanden sie manche Ursache zur Unzufriedenheit mit der Regierung. Diese untersagte 1827 die Einführung von Sklaven, und 1829 erließ der Präsident Duerero ein Decret, welches alle Sklaven in der mexicanischen Union für frei erklärte. Die Colonisten reclamirten gegen dieses Decret und erlangten auch die Widerrufung desselben für den Umfang des Staats Texas. Man wird sich über die Abneigung der Colonisten gegen die Sklavenemanzipation nicht wundern, wenn man bedenkt, daß sie der großen Mehrzahl nach aus den Südstaaten der nordamerikanischen Union eingewandert waren. Zur Entschuldigung der Colonisten in dieser Beziehung sagt Scherpf: „Dienstboten sind in Texas schwer zu haben, indem es Weiße für eine Art Schande halten, in diesem Verhältnisse zu leben... zumal die Löhnung von einigen Monaten (10—30 Dollars monatlich) hinreicht, einen Landbesitz zu erwerben, der in wenigen Jahren Wohlstand sichert. — ... Mit der steigenden Bevölkerung wird in Texas, wie gewiß auch in den Südstaaten der nordamerikanischen Union, die Sklaverei von selbst und ohne convulsivische Anstrengungen verschwinden.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus Frankreich.

Die Organisation der Arbeit.

In der Angelegenheit des Communismus und Socialismus wird ungemein viel hohles Zeug geredet. Wir meinen nicht bloß auf Seiten der marktschreierischen Declamatoren, welche diese Lehren ohne weiteres zu den ibrigen gemacht haben, sondern auch von denen, welche von der Höhe der Kritik herab über alle diese Verhältnisse den Stab brechen. Um so dringender wird nun aber daher die Pflicht, auf wirklich bedeutende Erscheinungen aufmerksam zu machen, welche sich auf diese wichtigen Tagesfragen beziehen. Wir nehmen keinen Anstand, dahin folgende Schrift zu rechnen: „Théorie des contradictions des économistes ou philosophie du travail.“ Dieselbe hat erst vor kurzem die Presse verlassen. Sie hat den bekannten Socialphilosophen Proudhon in Lyon zum Verfasser. In dem wir ihm die Bezeichnung eines Socialphilosophen beilegen, meinen wir keineswegs, ihn dadurch auf die Seite der Socialisten im engeren Sinne zu stellen, gegen die er zum Theil sogar auf einschneidende Weise polemisiert, sondern wir wollen dadurch nur auf seine gewichtigen Arbeiten über die verschobenen gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse hindeuten. In diesem neuen Buche springt er mit den Fourieristen, den Communisten, den großsprecherischen Radicalen hart um, ohne deshalb gegen die Rationalökonomien gewöhnlichen Schlags, welche immer nur in den gegebenen Verhältnissen ihr volles Behagen finden, gelinder zu verfahren. Ein eigentliches System baut Proudhon sich in vorliegendem Werke, welches durchaus nur sichtenden und kritischen Inhalts ist, nicht auf. Er behält sich die Entwicklung der positiven Seite seiner Ansichten für eine spätere Zeit vor, welche nach seinen bisherigen Leistungen zu schließen Epoche machen wird. 17.

Pestalozzi und einige neue in der Schweiz über ihn erschienene Schriften.

„Der Mensch ist nicht um seiner selbst willen in der Welt, er vollendet sich nur durch die Vollendung seiner Brüder.“
Pestalozzi.

Je mehr die Ideen eines großen Mannes, die er während seines Lebens nicht nur ausgesprochen, sondern die bei ihm auch zur That wurden, mit den Ideen, die eine spätere Zeit ausprägt, zusammentreffen, je größer muß seine Anerkennung werden, je mehr muß seine Bedeutung und sein Ruhm sich steigern. Ein prophetisches Genie dieser Art war Pestalozzi, und die Schriften, welche zu seiner im vergangenen Monat Januar stattgehabten Säcularfeier erschienen sind, haben sich das Verdienst erworben, den erhabenen Geist des edlen Wohlthäters der Menschheit von neuem herauf zu beschwören. Sein Andenken ist zwar mit unauslöschlichen Tugenden in die Herzen seiner zahlreichen Schüler und Verehrer geschrieben, aber bis jetzt war es noch nicht in den Kern des Volks gedrungen, das unbewußt schon seit lange der Segnungen theilhaftig ist, die Pestalozzi, wie jeder Genius einer innern gebieterischen Stimme folgend, durch sein unaufhaltsames, vor keinen Opfern zurückschreckendes Wirken ausgegossen hat. Zeigte er doch der Welt, „daß nicht nur für die Reichen und Vornehmen das Licht des geistigen Lebens leuchte, sondern daß es auch für die Armen aufgegangen sei“. Diesen Armen nun wieder in einer kleinen Schrift:

Heinrich Pestalozzi, sein Leben und Wirken einfach und treu erzählt für das zürcherische Volk, herausgegeben von der zürcherischen Schulinspektion und verfaßt vom Secundarlehrer Bär

gezeigt, wer der Mann war, dem es den blühenden Zustand der Pflanzstätten der Gerechtigkeit und Veredelung, dem es die jetzigen Volksschulen verdankt. Diese Schriften, im Canton Zürich in mehr als 20,000 Exemplaren verbreitet, ist in den Händen von Jedermann. Mit der gleichen Freude liest der Städter wie der Landmann, mit der gleichen Nüchternheit erfüllt es das alte Mütterchen in der Hütte wie das Kind in der Schule. Ihnen Allen wird Pestalozzi nahe gebracht, steht vor ihnen als die personifizierte Liebe, als ein Muster echter Frömmig-

keit, als ein Beispiel der seltensten Ausdauer und Aufopferung. Kannte er doch, was seine Person betraf, beinahe den Begriff des Eigenthums nicht — unähnlich den Communisten, die nicht nur geben, sondern auch nehmen wollen —; brachte er doch Alles, was er und seine Frau an zeitlichen Gütern besaßen, dem „Ziele seines Herzens“ dar. Widmete er doch ein Leben von 80 Jahren, seine Tage, seine Nächte, alle seine Kräfte der Idee, mittels der Erziehung „Jeden zu seiner Selbstkraft zu erwecken und das wahrste Selbstgefühl zur edelsten Anwendung derselben gelangen zu lassen“; und somit auch die Erhebung der armen Volksklasse und die Verbesserung ihrer Lage zu erreichen.

Und nicht wie unsere neuen Socialisten wirkte er bloß durch Aufstellung von Theorien und Systemen, sondern Gedanke und Ausführung war bei ihm ein und dasselbe. Nicht wie jene Socialisten suchte er bloß die Uebel zu erforschen an denen das Volk leidet, um seine Wunden zu entfallen: nein, er goß heilenden Balsam hinein, er legte eine liebende helfende Hand in die des Volks. Manches Auge neigt sich, wenn es in dem erwähnten Schriftchen liest — schlicht und einfach ist es da erzählt — wie Pestalozzi ein Bettler unter Bettlern lebte, um sie zu lehren wie Menschen zu leben, wie er sein Haus zu einer Zeit, wo er selbst im äußersten Glend sich befand, zu einer Erziehungsanstalt für verlaufene heimatlose Bettelkinder machte und deren mehr als hundert zu brauchbaren Menschen bildete. Wie er später, immer dem Zuge seines Herzens folgend, die Ideen, die in ihm glühten, ins praktische Leben überzutragen, nach Stanz im Canton Unterwalden ging, wo er gegen hundert gänzlich verwahrlosten, durch den Krieg zu Waisen gewordenen Kindern Alles in Allem wurde. Von seinem Wirken in Stanz schrieb er einst an Gefner:

Mein Alter, einmal an den großen Traum meines Lebens Hand anlegen zu können, hätte mich dahin gebracht, in den höchsten Alpen, ich möchte sagen, ohne Feuer und Wasser anzufangen, wenn man mich nur einmal hätte anfangen lassen.

Ein Grundzug in Pestalozzi's Wesen war eine unerschütterliche Liebe für das Wahre und Rechte, das er unter allem Volk geltend machen wollte. Auch frühe schon zeigte er einen Trieb, in das öffentliche Leben und Treiben einzugreifen und sich der Armen und Unter-

drückten anzunehmen. So wird z. B. in dem Volksschriftchen mitgetheilt, daß er im Verein mit mehreren zürcher Jünglingen, an deren Spitze Lavater stand, einen Landvogt, der sich Gewaltthätigkeiten gegen seine Untergebenen erlaubt hatte, dessen aristokratischen Verwantsen in der Stadt gegenüber, mit beispielloser Unerschrockenheit öffentlich vor Gericht zog und seine Absetzung und Verbannung durchsetzte.

Als es ihm schon in jungen Jahren völlig klar geworden, „wie die Quelle der Armseligkeit des großen Hausens dessen geistige und sittliche Verwahrlosung sei“, kam er auf den Gedanken eines verbesserten Volksunterrichts und rief die bekannnten denkwürdigen Worte aus: „Jetzt hab' ich's gefunden, ein Schulmeister will ich werden!“ nachdem er vorher den Versuch gemacht hatte, als Pfarrer und später als Rechtsgelehrter für seine Ideen zu wirken.

Müssen ihm nun solche Jüge nicht das Herz des Volks gewinnen, das er in allen seinen Lebensverhältnissen in seinem Herzen voll Liebe trug? Dachte er doch, als er zum ersten Mal im berner Oberland von einem Berge aus eine weite Landschaft vor sich sah, „mehr an das arme, übel unterrichtete Volk in den Thälern als an die schöne Natur“; vergaß er doch, als er einst in Basel eine Audienz bei dem Kaiser von Rußland hatte, um ihm wegen seiner Anstalt in Yverdon eine Bittschrift zu überreichen, warum er vor Alexander stand. Sein Anblick nämlich erinnerte ihn an die Millionen Leibeigene, über die der Kaiser herrschte; und nun entwickelte er ihm seine Ansichten über Volkserziehung, indem er ihm immer näher rückte, bis er ihn in die äußerste Ecke des Saals gedrängt hatte, wo er erst durch eine Armbewegung des Kaisers wieder zu sich kam und merkte wo er war.

Auf dem Wege, den Pestalozzi in Stanz eingeschlagen hatte, das Kind aus sich heraus naturgemäß sich entwickeln zu lassen, entgegen andern Pädagogen, die nur in das Kind hinein erziehen wollten, ging er in Burgdorf weiter. Er entriß es dem Schulzwang und den bis jetzt gewöhnlichen Lehrmitteln, der einseitigen Buchstabenlehre, und ließ es an der Anschauung der Natur und seiner Umgebung lernen. Auch in Burgdorf hatte er sein Erziehungsinstitut mit einer Anzahl Waisenkinder eröffnet und verband damit eine Schullehrer-Bildungsanstalt, um seine Methode in den schweizerischen Dorfschulen allgemein zu machen. In Yverdon, wo seinem großartigen Erziehungsinstitut bald reiche und vornehme Jüglinge aus allen Weltgegenden zuströmten, wo bald der Sammelplatz einer Menge von Fremden, Schulmännern, Gelehrten und Fürsten war, behielt doch Pestalozzi immer die Idee im Auge, durch Errichtung einer Armenbildungsanstalt, die ihre Jüglinge ausenden könnte, um anderwärts ähnliche Anstalten zu gründen — auf die Bildung des eigentlichen Volks zu wirken. Er gründete auch wirklich eine solche Anstalt in der Nähe von Yverdon, die aber bald, bei den schnellen Fortschritten die ihre Schüler machten, mit der in Yverdon vereinigt

wurde und so ihre ursprüngliche Bestimmung verlor. Später, als Pestalozzi schon in hohem Alter stand, beschäftigte ihn immer noch der Gedanke, sich mit einigen Lehrern aus Yverdon auf sein Gut Neuhof im Aargau zurückzuziehen, um da eine dem Volke allein zu gute kommende Anstalt zu errichten. Doch die übermüthig gewordenen Lehrer hielten etwas der Art unter ihrer Würde. Erst jetzt, 20 Jahre nach seinem Tode, wird Das ins Leben treten, was er vergeblich angestrebt, da es, wenn er es erreicht zu haben glaubte, sich ihm unter den Händen wider seinen Willen verwandelte. Auf seinem ihm so theuer gewesenem Landgute Neuhof im Aargau wird sich eine Volksbildungsanstalt in seinem Geiste erheben, ein lebendiges Nationaldenkmal, das die Schweiz ihrem großen Mitbürger stiften wird und dem Beiträge aus dem In- und Auslande zufließen. Je reichlicher sie ausfallen, je größer und segensvoller wird die Wirkung dieser Stiftung im Geiste Pestalozzi's sein.

Kurz vor seinem Tode, der ihm bekanntlich durch niedrige Schmähschriften von Seiten seiner Feinde, die zum Theil aus Parteiliebe handelten, so schwer gemacht wurde, schrieb noch der zweiundachtzigjährige Greis mit zitternden Händen die merkwürdigen Worte nieder:

— Und meine Armen! die gedrückten, verachteten und verstoßenen Armen! — Arme, man wird auch euch wie mich verlassen. Der Reiche in seinem Überfluß gedenkt euer nicht; er könnt' euch höchstens auch nur ein Stück Brot geben, weiter nichts — er ist ja selbst arm, und hat nur Geld und — anders nichts! Euch einzuladen zur geistigen Mahlzeit, und euch zu Menschen zu machen — daran wird man noch lang, gar lang nicht denken!

Wie recht hatte er! Ist es doch noch nicht gar lange, seit man anfängt allgemeiner an gesellschaftliche Reformen zu denken; seit man fühlt, daß die eine Hälfte der Menschheit geistig und leiblich darbt, weil die andere Hälfte nur genießt! Aber wie wenig weit ist man noch mit diesem Denken und Fühlen gekommen! Sind doch die meisten socialistischen Systeme entweder durchaus unpraktisch oder nur in einzelnen ihrer Theile ausführbar; oder auch ihre Verwirklichung ist blos in kleinen seltenartigen Kreisen auf kürzere Zeit möglich. Einige von ihnen stellten, wie bekannt, mit der Aufhebung der Familie den Grundsatz der öffentlichen Erziehung auf, der das Kind vom zweiten Jahre an anheimsfallen sollte. Die Mutter wäre demnach nur die physische und nicht auch die geistige Mutter des Menschen. Pestalozzi dagegen, „der von der Bildung des Gemüths ausgeht und dem Faden der Natur folgt“, stellt den Grundsatz auf, daß eine Erziehung, die nicht auf das Leben im Hause gebaut sei, zu einer künstlichen Verschrumpfung unsers Geschlechts führen würde.

Unsere Zeitväter und Zeitmütter sind fast allgemein aus dem Bewußtsein, daß sie etwas, daß sie Alles für die Erziehung ihrer Kinder thun können, herausgefallen. Dieser große Abfall der Väter und Mütter vom Glauben an sich selbst ist die vorzüglichste Quelle der Bodenlosigkeit unserer Erziehungsmittel.

Der **Allen** setzt Pestalozzi in Beziehung auf das Kind die Mutter in ihre Rechte, deren heiligen Namen er so schön und poetisch in seinen Schriften feiert. Er, der Alles auf die Mutter zurückführte, rief begeistert aus:

Rein, die Verehrung des Volke ist kein Braum, ich will ihre Kunst in die Hand der Mutter werfen, in die Hand des Kindes und in die Hand der Unschuld!

Er will, daß die Mütter so gebildet werden, daß sie durch den Elementarunterricht ein Hauptgeschäft der Erziehung selbst besorgen können:

Der erste Unterricht des Kindes sei nie Sache des Kopfes, der Vernunft — er sei ewig die Sache der Sinne, die Sache des Herzens, die Sache der Mutter — er bleibe lange die Sache des Weibes, ehe er die Sache des Mannes wird.

Auch wollte er als Gegenstand und Mittel des Unterrichts nur das Kind selbst haben und ihm Gelegenheit geben, durch sinnliche Anschauungen sein geistiges Leben selbst zu entwickeln und zu gestalten, wobei nur langsam von der Übung der Sinne zur Übung des Urtheils übergegangen werden sollte. Nach Pestalozzi's weiterer Ansicht, daß das natürliche Reden dem Künstlichen des Lesens und Schreibens vorangehen müsse, sollte das Kind in allem Andern, was in seinen Gesichtskreis fällt, früher bewandert sein als es in Büchern lesen lernt. Aber die Hauptsache war ihm, in dem Kinde die Ideen des Wahren, Guten und Schönen zu entwickeln und zu bilden, die eigentliche Menschenbildung ihm so tief einzuprägen, daß sie ihm unter allem Drang künstlicher Berufsarbeit, unter aller Noth eines kümmerlichen Geschicks, eines gedrückten Daseins unzerstörbar bleiben und es fähig werde, sein ganzes Leben hindurch seine Fortbildung selbst betreiben zu können. Unser Volksschriftchen sagt:

Von Pestalozzi, dem Stern, der im Alpenland erschienen war, ging nicht nur über die Schweizerauen, nein, auch über Deutschland, ja über ganz Europa ein Licht aus, das Allen Heil und Segen gebracht hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Befreiung von Texas.

(Fortsetzung aus Nr. 111.)

Indeffen hofften die Colonisten Abstellung aller ihrer wicklichen und eingebildeten Beschwerden und aller Ursachen zur Entrüstung, als sie die Erneuerung der Verfassung von 1824 durch Santana erfuhren; Stephan F. Austin ging sogleich nach Mexico und bat Namens der Texaner die Generalregierung, Texas ausdrücklich als eigenen Staat und unabhängigen Bestandteil der mericanischen Union anzuerkennen. Aber Austin wurde ins Gefängniß geworfen und kehrte erst nach zwei Jahren, im Sommer 1835, nach Texas zurück. Inzwischen erließ Santana Verordnungen, denen zufolge die Texaner ihre Waffen mit Ausnahme je eines Gewehrs für fünf Plantagen abliefern sollten, keine Kirchen bauen durften u. dgl. m. Jetzt riß den Texanern die Geduld; es wurde ein texanisches Comité zur Organisirung des Widerstandes constituirt, Aufforderungen an die Colonisten, eine Miliz zu bilden, wurden erlassen, Führer erwählt, und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erschien ein Aufruf, in welchem es hieß: „Texas, das Prairieland, ist aufgestanden, um dem Tyrannen Santana und den herrsch- und habfüchtigen Priestern Mexicos bewaffnet entgegenzutreten. Die liberalen Bürger der Union werden um Hülf-

gebeten.“ Bei einer Volksversammlung, welche deswegen im Kaffeehause der „Arcade“ zu Neworleans gehalten wurde, zeigten die Anwesenden auf der Stelle 10,000 Dollars und schon am Tage darauf, am 12. Oct. 1835, brach das erste Corps Freiwilliger, „die Grauen“ wegen ihrer grauen Mittel genannt, mit Büchsen, Pistolen und langen Bowemessern bewaffnet, nach Texas auf. Diese Unterstützung der Revolution von Texas war nur Privatunternehmen der Bürger von Neworleans; die Regierung der Vereinigten Staaten konnte natürlich dazu die Hand nicht bieten, und daher kam es, daß die Freiwilligen auf der Grenze militairische Posten, welche auf ihrem Wege lagen, umgingen. Der ersten Compagnie der Grauen folgte alsbald eine zweite und endlich ging ein nach der mericanischen Stadt Tampico bestimmtes, aus Amerikanern, Briten, Franzosen, Deutschen gebildetes Corps, die Tampico-Blues, unter Segel. Diese Letztern standen unter dem Befehle eines emeritirten mericanischen Generals Namens Merio, der von Santana 30,000 Dollars empfangen hatte, um für Mexico Truppen zu werden, sie aber aus Haß gegen Santana für die Sache der Texaner verwandte. Überall wo die Freiwilligen durchkamen, wurden sie von den Colonisten mit Jubel aufgenommen. In Racogoches wurde ihnen ein glänzendes Festmahl gegeben, wobei unter andern Loosten auch einer vorkam, über welchen Ehrenberg folgendermaßen Bericht gibt:

„Bob, der mit vier Boutheillen hereintrat, stellte dieselben auf den Tisch und der Squire Stern (ein geborener Deutscher, der selbe, welcher als Abgordneter von Texas die Subscriptions in Neworleans bewirkt hatte) füllte die Gläser bis zum Rande, ergriß das seine und als deutscher Sproß rief er aus: «Dieses perlende Glas dem alten ehrwürdigen Rhein. Mögen seine Bogen baldigst nur das Land einer einzigen, einer großen freien Nation durchströmen!» «Der alte deutsche Rhein!» wiederholte der aus verschiedenen Nationen zusammengesetzte Chorus, und das fließende Gold des ersten Glases rollte über unsere Saunen.“

Die Texaner gingen damals noch nicht damit um, Texas unabhängig zu machen, wollten wenigstens eine solche Absicht nicht offen aussprechen, denn sie hofften noch, daß der Aufstand gegen die Regierung Santana's sich auch über die mericanischen Staaten der Confederation verbreiten würde. Nur die deutschen Freiwilligen drangen von Anfang an darauf, daß ihr neues Wohnland zu einer selbständigen Republik gemacht werde. Ihre Forderung spricht unser Verf. in folgenden Worten aus: „Sind wir denn nach Texas gekommen, um uns von neuem unter den Absolutismus zu beugen, nachdem wir kaum das Leben eines freien Volkes haben kennen lernen? Hatten die Grauen die Prairies betreten, um unter Santana's oder irgend einer dieser Kupferfragen-Zuchtrüthe die Urwälder auszurotten? um für ihre Pfaffen das Land zu durchbrechen, oder große Heerden zu ziehen, damit, wenn die Cippyschaft 'mal Lust bekäme, sie es ebenso machen würde wie der Erzfeind, der jetzt den Dolch des Despotismus über Mexico schwingt? Nein — bedanken uns, Squire — bleiben nicht auf halbem Wege stehen — gehen den whole hog, wie unsere Freunde in den Staaten sagen.“ Es ging aber in der That nach dem Wunsche der Freiwilligen. Mexicaner schlossen sich nirgend dem Aufstande der Texaner an; die Mexicaner sind so gute Katholiken, daß sie ein Gesetz haben (vom 12. März 1828), demzufolge auf mericanischem Gebiete Niemand naturalisirt werden kann, wer sich nicht durch Lauffchein oder sonst gültiges Zeugniß als „apostolisch-römischer Katholik“ ausweist; sie haßten die Kezer zu sehr, wie auch die irländischen Ansiedler thaten, welche bei der Annäherung des kezerischen Heeres sich, als gute Katholiken, über den Rio Grande zurückzogen. So wurde der Gedanke, Texas unabhängig zu erklären, immer allgemeiner. General Houston sagte schon im December 1835 in einer Rede, welche er an die versammelten Truppen der Texaner hielt: „Laßt uns das noch frische Blatt von dem absterbenden Cactus (das mericanische Wappen ist ein Cactus mit so vielen Blättern, als sich

Staaten im Bunde befinden) abbrechen, daß es nicht mit den übrigen verborre; laßt es uns von neuem pflanzen, daß es kräftig aus der fruchtbaren Savanna emporschieße. Auch wird sich die Kraft der Abstammlinge des rüstigen Nordens nie mit dem Phlegma der arbeitsscheuen Mexicaner vermischen, wie lange wir auch immer unter ihnen wohnen mögen. Bei meiner Reise durch die Provinz habe ich Gelegenheit genug gehabt, den Willen unserer Landsleute kennen zu lernen; ganz Texas ist für die Trennung, selbst mehre angesehenen unter uns wohnende Mexicaner predigen laut, daß wir uns von dem Bande losreißen sollen, das uns noch mit Mexico vereinigt. Texas muß ein freier, unabhängiger Staat werden, ist das allgemeine Wort." Und die Repräsentanten von ganz Texas, welche endlich auf den 1. März 1836 zu einem ersten Nationalcongreß nach Washington geladen waren, sprachen schon am folgenden Tage die Unabhängigkeitserklärung aus und setzten eine Regierung ein, indem sie Burnet zum Präsidenten und Lorenzo de Zavala, einen Mexicaner, zum Vicepräsidenten erwählten.

Die kriegerischen Operationen hatten schon im December des vorangehenden Jahres bei San-Antonio, welches der mexicanische General Caß besetzt hielt, ihren Anfang genommen. Vor dieser Festung lag die Landesmiliz, welche von einem ungeschliffenen Wanne Namens Burleson angeführt wurde. Zu ihr gesellten sich die beiden Compagnien der Frauen. Es ist merkwürdig, daß es keinen eigentlichen Oberbefehl gab; zu jeder einzelnen Expedition wurden Freiwillige aufgerufen, die sich ihre Offiziere wählten, und diese, falls sie mit ihnen nicht zufrieden waren, wieder absetzten. „Unser eigenes Bewußtsein“, sagt Ehrenberg, „nur unter der Fahne der Einheit etwas gegen den Despotismus zu vermögen, hielt die Ordnung in unsern Reihen aufrecht.“ Indessen kann er doch nicht leugnen, daß es oft genug, besonders bei combinirten Angriffen, ziemlich unordentlich herging. Die verschiedenen Compagnien ließen bisweilen eine die andere im Stiche. „Dies kann ich“, sagt Ehrenberg, „nun auch mit nichts weiter entschuldigen, als daß wir uns für unüberwindlich hielten, eine Meinung, die uns späterhin tiefe Wunden schlug und fast die Zertrümmerung der jungen Republik bewerkstelligte.“ Und später sagte er, den Nutzen einer festen Leitung anerkennend, dem mexicanischen General Urrea, dessen Gefangener er war: „Bis hierher haben die mexicanischen Armeen bloß mit Städten, lauter Freiwilligen, gekämpft, mit Truppen, welche ihren Fall ihrer innern Uneinigkeit zuschreiben hatten; keiner wollte den andern Gehorsam leisten und jeder suchte auf eigene Rechnung. Doch selbst in solcher Verfassung haben auch die kleinen Haufen gezeigt, was der Wille vermag.“ Vor San-Antonio zerstreute sich ein Theil der Nationalmiliz, des Wartens überdrüssig und voll Verlangen, ihre Familien und womöglich ihre Heerden in Sicherheit zu bringen. Dennoch wollte man einen Sturm wagen und brachte die erforderliche Mannschaft durch Ausruf von Freiwilligen zusammen; 230 Mann unterzeichneten ihren Namen, doch fanden sich bei der Musterung nur 210 ein: die Frauen waren, mit Ausnahme der Kranken, sämtlich dabei. Die Mexicaner machten den Stürmenden Haus für Haus streitig; sie schossen größtentheils, wie es bei ihnen Brauch ist, mit kupfernen Kugeln, die unheilbare Wunden machen, aus alten aus den Magazinen des Tower in London austrangirten Flinten, die zum Glück nur selten treffen. General Caß machte sich das Vergnügen, jeden Tag eine andere Flagge, die den Stürmenden bange machen sollte, auf seiner Hauptfestung aufzuziehen, bald eine blutrothe, bald eine koblschwarze; aber am sechsten Tage der Belagerung zog er die weiße auf und 48 Kanonen, bei 4000 Musketen, viel Pulver, Patronen und Stücksgeln fielen den Belagerern in die Hände.

Nach der Einnahme von San-Antonio war die ziemlich eingeschlossene Armee der Texaner ungeschliffen, was sie weiter beginnen sollte. Endlich brach sie gegen Matamoros auf, nur die Hälfte der einen Compagnie der Frauen zum Schutz von

San-Antonio in dem dortigen Josef Wingo zurücklassend. Als sie unterwegs in einer lachenden Landschaft bei dem Port Refugio lagerte, traf der alte tapfere General Houston, Oberbefehlshaber der texanischen Truppen, bei ihr ein. Ehrenberg schiedet bei einer spätern Gelegenheit Houston's Ausrufes an ich will diese Schilderung hier einschalten: „Ein ungefähr sechs Fuß hoher, starker Mann, der mit tief ins Gesicht gedrücktem, grauem, dreieckrigem, zerkrümmtem Filzhute durch die Reiben der Feuer schritt. Seine Lederhosen und lange Wasserstiefeln klebten den untern Theil der großen Figur, während über die breiten, kräftigen Schultern das mit Franzen besetzte Jagdhemde eines Cherokee hing, und eine lange, ziemlich tief über die Hüften herabgehende, halb zugeknöpfte Weste fügte zu der großen Figur etwas Erhabenes, welches ihm selbst seine Feinde nicht abzulegen konnten. Der Kragen und Busenstreif seines feinen leinenen Hemdes hingen zerdrückt zur Weste heraus, und der weiße Hals und die Brust bildeten einen schneidenden Contrast mit den braunen, sonst immer heitern Gesichtszügen. Aber jetzt hatte sich die Stirn in gewaltige Falten gelegt und märrisch knurrend ging der alte Sam mit auf dem Rücken gekreuzten Armen durch das Lager.“ Houston widerrieth den Angriff auf Matamoros als ein völlig nutzloses und nur die Kräfte zersplitterndes Unternehmen. „Wollen wir dem Feinde schaden“, sagte er, „so laßt uns ihn erwarten und seine durch Märsche und Mühseligkeiten erschöpfte Mannschaft die Wirkung unserer Büchsen empfinden lassen; laßt uns ihnen beweisen, was eine Nation vermag, die vereinigt, wenn auch nur schwach an Kräften sich in Masse emporreißt, und mit Entschlossenheit ausspricht: wir wollen frei sein.“ Die Reisten folgten dem erfahrenen und von Allen geachteten Führer; nur 70 Mann und unter ihnen die sämtlichen Activersten befanden auf ihrem Entschlusse, gegen Matamoros wenigstens noch 40 Miles weiter vorzurücken, und dazu nur noch die Ankunft eines Freicorps, welches Obrist Fannin befehligte, abzuwarten. „Unter den Compagnien dieses Corps“, sagt der Verf., „wid ich hier nur das famose Georgia-Bataillon unter Major Ward erwähnen, alles herculische, muskulöse Gestalten; aber die Besten waren die Red-Rovers, wohlgeübte Bürgerfahne von Alabama, sämtlich in braune Jagdhemden und -Hosen gekleidet und mit Büchsen und Pistolen bewaffnet. Doctor Shallefort, ihr Capitain, wurde von Allen wie ein Vater verehrt, da er der einzige bejahrte Mann unter ihnen war; auch sein Sohn und Neffe hatten mit ihm für unsere gerechte Sache die Büchse geschultert.“ Auch Obrist Fannin zeigte sich, sobald er eingetroffen war, entschieden, nicht nach Matamoros zu marschiren, sondern verschanzte sich diesseit des Rio Grande in Goliad. Die vorausgerückte kleine Abtheilung war indessen unter Obrist Grant damit beschäftigt, Pferde, welche in dieser Gegend sehr wohlfeil zu haben waren, für die ganze texanische Armee einzukaufen. (Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist neu erschienen:

Seelenheilkunde,

gestützt auf psychologische Grundsätze.

Ein Handbuch für Psychologen, Ärzte, Seelsorger und Richter von

J. H. Jäger.

Zweite verbesserte Auflage.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, im April 1846.

J. A. Brockhaus.

Donnerstag,

Nr. 113.

23. April 1846.

Pestalozzi und einige neue in der Schweiz über ihn erschienene Schriften.

(Fortsetzung aus Nr. 112.)

Eine höchst verdienstliche Schrift von dem Vorsteher eines nach Pestalozzi's Methode eingerichteten Instituts, die den Titel führt:

Der Genius von Vater Pestalozzi. Von J. B. Handlin. Zürich, Höhr. 1846. Gr. 8. 27 1/2 Rgr.

enthält eine umfassende, treffende Darstellung Pestalozzi's in allen seinen Lebensverhältnissen, Bestrebungen und Leistungen. Eine solche zu entwerfen war wol nur einem Manne möglich, der wie der Verf. in vielfachen Beziehungen zu Pestalozzi gestanden und sich von dessen noch lebenden Freunden Beiträge zu seiner Schrift zu verschaffen wußte. Schade, daß neben den schönen einfachen Worten Pestalozzi's, den er oft selbst sprechen läßt, zuweilen etwas geschmacklose Nebenarten des Verf. sich finden. So führt er z. B. Klagen über die jetzige Zeit, „wo der Magen den Scepter führt und das Herz als Revolutionnair in Fesseln geschlagen wird, die Jugend wie schwäbische Festgänse vollgefüttert, ihr Interesse für die Speisekammer sich von Tag zu Tag steigert und der Schlüssel zum Bibliothekzimmer ungebraucht einrostet!“ Das heißt denn doch aus einem engen Kreise heraus über Dausch und Bogen urtheilen. Doch des vielen Guten wegen, das Handlin's Buch enthält, kann man ihm wol etwas nachsehen. Auch läßt sich daraus klar genug nachweisen, wie Geltendmachung der Menschennatur und Hebung der ärmern Volkclasse Pestalozzi's Ziel, der „Traum seines Lebens“ war.

Daß „die Liebe eine göttliche Kraft ist, wenn sie wahrhaftig ist und das Kreuz nicht scheut“, dies bewährte sich an dem seltenen Manne im vollsten Sinne des Wortes. Seine allbelebende warme Menschenliebe war bei seiner gemüthlichen und reizbaren Natur keine bloß weiche Stimmung, nein, sie war gepaart mit Uneigennützigkeit und Aufopferungskraft, sie befähigte ihn zur Selbstbeherrschung und Ausdauer, zur Willenskraft und einem Muthe, der sich, je mehr Schwierigkeiten zu überwinden waren, nur desto unerschütterlicher bewährte. „Ich lebte“, sagt er von sich, „auf jedem Punkte, auf dem ich stand, bis zur höchsten Spannung meiner Kräfte

in dem Kreise, in dem ich wirkte.“ Dies wird besonders anschaulich bei seinen eigenen in die genannte Schrift eingereichten tief ergreifenden Schilderungen von Dem, was er in Stanz, ohne Hülfsmittel, wollte und erreichte, in jenem Waisenhause, das ein berühmter Staatsmann die Wiege der Wiedergeburt des Menschengeschlechts nannte. „Ich wußte bestimmt nicht was ich that“, sagte Pestalozzi von diesem seinem Wirken in Stanz, „aber ich wußte, was ich wollte, und das war Tod oder Durchsetzung meines Zweckes.“

Pestalozzi glaubte, die bedeutendste Wirkung der Volksbildung sei durch eine große Anzahl von Individuen aus den ärmsten Kindern im Lande zu erzielen, wenn diese Kinder nicht aus ihrem Kreise gehoben, sondern vielmehr durch ihre Erziehung fester an denselben angetnüpft würden. Wie richtig ist dieses und wie folgerichtig könnte eine solche Volksbildung werden, wenn sie noch den Affinationsgeist zu wecken suchte. Die gegenseitige Lehrmethode, deren Erfinder Pestalozzi gleichzeitig mit Bell in Ostindien war, ist schon eine Association in Beziehung auf die Unterrichtsweise. Die Volksschulen aber sollten so eingerichtet sein, daß sie als Vorschulen zweckmäßiger Associationen auch auf Anderes sich erstreckten, z. B. auf Arbeiten im Fache der Landwirtschaft, der verschiedenen Handwerke u. s. w., damit schon früh den Kindern die Nothwendigkeit des Zusammenwirkens deutlich würde, was dann fruchtbringend für ihr ganzes künftiges Leben werden könnte. Pestalozzi betrachtete die Arbeit als etwas Heiliges, als das Mittel, das neben der Liebe, die es nicht für zu gering achtet auch den Geringsten geistig zu sich emporzuheben, Jedem die Möglichkeit einer menschlich würdigen Existenz geben sollte.

Das Treffendste, was schon zu Anfang dieses Jahrhunderts von dem damaligen Schulunterrichte gesagt wurde und was heute auf unsern ganzen socialen Zustand angewendet werden kann, liegt unstrittig in folgendem Gleichniß Pestalozzi's:

So weit ich den Schulunterricht kannte, kam er mir wie ein großes Haus vor, dessen oberstes Stockwerk in vollendetester Kunst strahlte, aber nur von wenigen Menschen bewohnt ist; in dem mittlern wohnen dann schon mehre, aber es mangelt ihnen an Treppen, auf denen sie auf eine menschliche Weise in das obere hinaufsteigen könnten, und wenn etwa

Einige Gellüste zeigen, in ihrem Hochstand gierig hinauf zu klettern, so schlägt man ihnen, wo man es fest, ziemlich allgemein auf die Finger und hier und da wol gar einen Arm oder ein Bein entwei, das sie bei diesem Hinaufklettern anstrengen. Im dritten Stock unten wohnt denn endlich eine zahllose Menschenherde, die für Sonnenschein und gesunde Luft vollends mit den oben Wohnenden das gleiche Recht haben; aber sie wird nicht nur im eckhaften Dunkel fensterloser Löcher sich selbst überlassen, sondern man macht ihr durch Binden und Blendwerke die Augen sogar zum Hinaufgucken in dieses obere Stockwerk untauglich.

Bekümmert man sich ja überhaupt erst seit kurzem um die im „untersten Stockwerk“ Wohnenden! Und doch zog sich schon vor mehr als 80 Jahren wie ein rother Faden durch das ganze mühselige, gegen Vorurtheile und Hemmnisse aller Art ankämpfende Leben eines Mannes die Idee: theils die Unterrichtsmittel des niederen Volks zu vereinfachen und zu erleichtern, theils durch eine tiefer begründete Bildung für ökonomischen Erwerb den Zustand des sogenannten gemeinen Volks gründlich zu verbessern, des Volks, das er „durch die Folgen seiner Hintanziehung in seiner nächsten Umgebung vielfach unglücklich, unbeschäftigt und gefährdet sah“. Mit glühenden Farben, mit einer hinwelfenden Beredsamkeit, einer Unmittelbarkeit der Darstellung, durch die er sich um die deutsche Sprache und Literatur so verdient gemacht hat, schildert er die Lage dieses Volks, seine Noth und seine Verunsicherung und weist deren Quellen nach. Mit derselben Wahrheit und in scharfen Zügen charakterisirt er aber auch den vornehmen Döbel, der in dem „obersten Stockwerk“ des sozialen Gebäudes seine Wohnung aufgeschlagen; zeichnet sein „Wohlthun des Unmöglichen, und sein Nichtthun des Nothwendigen“, seine durch Lüge verdeckte Verdorbenheit, seine Eitelkeit und Habsucht. Dieser Döbel sollte nach ihm ebenso gut aus der Welt verschwinden wie derjenige, der in dem untersten Stockwerk „im eckhaften Dunkel fensterloser Löcher sich selbst überlassen ist“. In diesem zieht ihn unablässig, wie schon öfter in dieser Satire hervorgehoben wurde, auch während er sich der Vergleichung der Reichen und Vornehmen widmete, sein Herz voll Mitleid und Hingebung. Auch wollte er die Wissenschaft popularisiren, „nicht um sie als solche zum tölgenden Spielwerke der Best behäufenden Armut zu machen, sondern die Brot bedürftende Armut durch die ersten Fundamente der Wahrheit und der Weisheit von der Gefahr zu befreien, das unglückliche Spielwerk ihrer eigenen Unwissenheit sowohl als der Schlaueit Anderer zu sein“.

Und wie sammelte er die reichen Erfahrungen über die Lage der untern Stände? Durch die vorunglücktesten Versuche, die er, der unpraktische Mann, schon früh, namentlich in der Landwirthschaft machte, um auch auf diesem Wege zur Verwirklichung seiner Ideen zu gelangen, war er zum Bettler geworden; und während er selbst mit Noth zu kämpfen hatte, richteten sich alle seine Gedanken darauf, der Noth Anderer abzuhelfen. Hören wir, was er an Defner hierüber schreibt:

Im Blind-lernte ich das Leid des Volks und seine Duld-

len immer tiefer und so kennen wie sie kein Glücklichers kennt. Ich litt, was das Volk litt, und das Volk zeigte sich mir wie es war und wie es sich Niemandem zeigte. Ich sah eine Reihe von Jahren unter ihm wie die Gule unter den Vögeln. Aber mitten im Hohnlächler der mich wegwerfenden Menschen, mitten in ihrem lauten Luruf: Du Krassiger! du bist weniger als der schlechteste Tagelöhner im Stände, dir selbst zu helfen und bildest dir ein, daß du dem Volke helfen könntest? mitten in diesem hohnlachenden Luruf hörte mein Herz nicht auf wie ein mächtiger Strom zu wallen, einzig und einzig nach dem Ziele, die Quellen des Leids zu verstopfen, in das ich das Volk um mich her versinken sah, und von einer Seite stärkte sich meine Kraft immer mehr. Mein Unglück lehrte mich immer mehr Wahrheit für meinen Zweck. Was Niemand täuschte, das täuschte mich immer; aber was Alle täuschte, das täuschte mich nicht mehr.

Wie bezeichnend auch sind diese letzten Worte für das Ideale, das in Pestalozzi's Natur lag, und bei dem er doch so klar einsah, was den Menschen fehlte! Er ruft aus:

Werden sie ewig blind sein, werden sie ewig nicht zu den ersten Quellen empor steigen, aus denen die Berrührung unsers Geistes, die Beschörung unserer Aufzucht, des Keims unserer Kraft und alle ihre Folgen entspringen, die uns zu einem unbeschäftigten Leben und Laufende von uns zum Sterben in den Spitalern und zum Rasen in Ketten und Banden hinführen?

(Der Beschluß folgt.)

Die Befreiung von Texas.

(Schluß aus Nr. 12.)

Im April rückte Santana mit 12,000 Mann heran. Bergelich hoberte General Houston die zerstreuten Corps dringend auf, sich zur Hauptarmee oder wenigstens bis nach San Antonio zurückzuziehen. Obrist Fannin, der nicht gern der Zweite sein, sondern selbständig agiren wollte, hatte es sich in den Kopf gesetzt, Goliad zu behaupten. Er wurde aber gezwungen, endlich doch an den Rückzug zu denken, wurde unterwegs angegriffen, ergab sich den Mexicanern gegen die Bedingung ehrenvoller Gefangenschaft und wurde von den Kreuzbrüdigen sammt fast allen seinen Leuten schändlich ermordet. Auch das Corps in der Llamo und das unter Obrist Grant sowie das Corps der Tampico-Blues, alle diese kamen bis auf wenige Mann um. Ehrenberg entran dem Blutbade des Fannin'schen Corps wie durch ein Wunder. Von den Abenteuern seiner Flucht hier nur folgendes. „Wollte ich mich,“ erzählt er, „von einem unvermeidlichen Tode retten, so mußte ich fort — fort, um Wasser zu suchen, und meine einzige Hoffnung war die sich nach Westen streckende schwarze Arm vor mir. Ich wandte fort — kein spottiger Baum, kein Busch, kein Strauch auf meinem Wege, nichts als ein endloses, wankendes Blumenbeet um mich her. Endlich erreichte ich den Saum des Baldes — aber keine Spur von Wasser, Alles war ausgetrocknet und gewiß würde ich hier ein Mahl der Wölfe geworden sein, hätte ich nicht auf dem gewaltigen baumlosen Plateau, das ausgebreitet vor mir lag, wenn auch in bedeutender Entfernung, einen hellen, blauen See wahrgenommen, dessen anderes Ufer mit dichter Waldung eingefast schien und an den sich verschiedene Pflanzenhäuser reiheten. Von neuem Ruthe befehl schritt ich vorwärts, ungeachtet es mir unerklärlich war, in diesem Theile von Texas auf einen See zu stoßen, da ein solcher auf keiner Karte angesetzt war. Ich schwante vorwärts und vor die Hoffnung, das Wasser zu erreichen, gab meinen neuen neue Stärke. Wieder brannte die Sonne auf meines von neuem sieberischen und mit Noos umingehenden Kopf herüber. Die Wellen auf der blauen Fläche bebten und bländeten meine schupfächtigen Welle; die am Bode hängenden Wohnungen

traten mehr und mehr aus ihrem nebeligen Schleier hervor, und mit jedem näheren Schritte änderte sich der Umriß des einfallenden blauen Spiegels. Die Gegend nahm jetzt ein besondres Aussehen an, ähnlich der, die den Mercedulen begrenzt. Starke, dicke Gras, spärliche Gewächse, Palmetos und andere bedeckten den trocknen Boden, welcher nun eine wogende abhällige Gestalt annahm. Oben war ich über eine dieser Weiden hinweggeschritten, stand auf der Spitze einer zweiten und richtete meine Augen schmerzvoll dem See zu. Wie reich das bläuliche Blau war! welche prächtige Landschaft! Wo war der See mit seinen zitternden Fluten? wo die Anhöhen, die ich so deutlich gesehen hatte? Alles — Alles war verschwunden. Schrecklich! alle Hoffnungen auf einmal vernichtet. Ich konnte und wollte es nicht glauben, ich spähte links, ich sah rechts, aber ich entdeckte nichts; ich wandte meinen Blick nach der Gegend, wo ich herkam, beschäufelnd, im Fortschritt des Fiebers einen Krüppel gemacht zu haben, aber auch da sah ich nur die Inseln, an denen ich erst kurzlich vorüberging. Nochmals blickte ich nach der Gegend, wo mir die blaue Wasserfläche erschienen war, aber nicht was zu entdecken, die Gräser zitterten und wogten, und selbst die Strahlen der Sonne, die auf der Prairie standen, bebten. Die Häuser der Ansiedler waren verschwunden, aber düstere Feste brüteten sich vor mir aus und mehr mächtige, mit Wood behängene Lebendigen Ranken vor dem gewaltigen Waide wie die Vorposten vor einem großen Lager. Bahnhinzig worf ich mich auf die Prairie.“ Nach langem Umherirren auf den Prairien kam er an verlassene Plantagen und merkte bald, daß er sich ganz in der Nähe von der dort lagernden Division des mexicanischen Generals Ureca befand. Da ihm nichts Anderes übrig blieb, lieferte er sich diesem General aus, erzählte eine zührende Geschichte, wie er ein reisender Perre sei, der auf einer der verlassenen Plantagen im hitzigen Fieber liegend zurückgeblieben, während die Bewohner sich retteten u. s. w. „Ich komme zu Ihnen“, sagte er, „als ein Mensch in Roth, der nichts als das Gefühl seiner Mithmenschen in Anspruch nimmt.“ Eine lange Debatte entspann sich hierauf zwischen dem General und dem Perrenen, die bei diesem im Arzte waren, nämlich einem gewissen Holzinger, einem Rheiner, der sich vom Zimmermann zum Obersten aufgeschwungen und noch einem andern mexicanischen Offizier. „Die Worte wurden bedächtig geachtet, Hartung fragte, und meine Person mußte zwischen die stehenden Blüthe des Einen oder des Andern, auch zuweilen aller drei zusammen ausbalanciren.“ „Nun, Herr Perre“, sagte Holzinger endlich, den Kopf streckend, „bist war ein sehr gut Geschickter, und auf Ehre wird ich fürchten, sie das und Alle sehr zu treffen — aber wir glauben keine Worte von Urem — da könnte jeder Panke kommen und uns solche Klauen vor-machen; deshalb nochmals, die reine Wahrheit, denn Sie wissen, wir spalten nicht. Ureca, wo ist die Armee der Rebellen jetzt, und — sind Sie nicht — ein Spion?“ „Spion, Ureca entgegnete ich hastige mich jedoch wieder lassend, antwortete ich. „denk nicht daran, eine solche Rolle zu spielen, aber“, fragte ich, „was sprechen Sie von einer Rebellenarmee?“ — „Beschreiben Sie sich nicht“, fuhr er fort, „die Texaner maunten sich, wo sind sie?“ — „Weiß kein Wort von ihnen, noch weniger werten sie den Namen Rebellen verdienen.“ Der Oberst war erstaunt, der General war sehr erstaunt, und der Todesbote war noch mehr erstaunt; sie sahen sich gegenseitig an, debattirten, schüttelten die Häupter und suchten die Ursache.“ Endlich nahm Ureca den Fremden in Gnaden an und blieb auch da noch gütlich gegen ihn gekümmert, als er durch den Verrath wiederum eines Deutschen erfuhr was sein Gast wirklich wäre. Ureca wollte den Fehler wieder gut machen, den er durch den Befehl zur Niederwerfung des Jannas ihm Corps bezugnen hatte, einen Fehler, weil er sich heimlich nach der Gewalt freies und deshalb besser gethan hätte, die Texaner nicht gegen sich persönlich aufzubringen. Er konnte von nun an alle seine Gefangenen, bevorzugte sie sogar und ging so weit, eine Pro-

clamation auf eigene Faust zu lassen, in welcher er den Abzug von Texas eine allgemeine Amnestie verheißt.

Die texanische Armee unter Houston hatte ihr Lager bei der kleinen Stadt Sanjales an der Guadalupe. Über die Texaner, die sogenannten Hinterwälder, aus denen sie bestand, verkreuzte sich von Tag zu Tag mehr, um das Jhrze in Eiferheit zu bringen. Houston konnte nicht davon denken, dem Herrn Gonzales's offen die Thüre zu bieten, und lag sich nach der Colorado-Waldung zurück. Als im März, wo das Heer wieder auf eine Stelle von etwa 1300 Mann angewachsen war, die Nachrichten von jenen schrecklichen Regierungen und dem Untergange aller Freicorps eintrafen, verlangten die Hinterwälder wuthentbrannt, vorwärts geführt zu werden. Sam Houston hielt Kruggericht. „Der alte General sah auf mehreren übereinander gestapelten Carten, vor ihm lagen mehrere Briefe und Karten von der ehemaligen Provinz Texas, und im Kreise um einen ungeheuren Brand saßen oder standen, auf ihre Büchsen gestützt, die Capitane der diese Gruppe in dichtem Girkeln umringenden, murrenden Hinterwälder. Die Capitane trugen verschiedene Ausstattungen, und die schwarzen, harrigen Augen der fast durchgängig sechs Fuß hohen, kräftigen Figuren stoben bald nach den Glutern, bald auf den alten Sam, der die einzige gebliebene Person unter dem ganzen Haufen war. Langsam nahm er ein kleines Messer aus seiner Westentasche, schnitt ab, holte ein gewaltiges Stück echten Cavendish heraus, schnitt einen Querschnitt ab, schab diesen zwischen die Vorderlippen und die Oberlippe und zerrieb das Stück feinem Raschbar, einem gewaltigen Capitane, dessen oberer Theil des Körpers ebenfalls mit einem Indianer-Jagdkitze bedeckt war; der breite Rand eines ehemaligen erstrahlenden Wollrockes klappte ihm über die Lippen herab, und von den Lippen bis zu den Knien waren die starken muskulösen Glieder mit carminrothfarbigem dicken Flanell umwickelt, wie es unter den westlichen Savohuren Amaltes Gebrauch ist und in Texas sehr praktisch gegen die Dornen der Muskadäume schützt. Die Luftgetaste, welche aus dem Kapselstück zwei schönen Kevardenkugeln bestand, an dem die Lagern, von rothem Leder gefestigt, die Schenkelenden des Fiebers bedeutend haben, hing an dem braunen, ungeordneten Hufschlamm, der sich unter der Last der Lasten kraft an die kräftigen Formen anlegte. Mit einer diktern Miene zeigte der Beschriebene den schwarzen Taback von Hand zu Hand weiter, aber nicht Unzer bediente sich habenden, welches als ein Zeichen von ganz ungewöhnlicher Aufmerksamkeit gelten mußte. Der alte General steckte den Taback, nachdem er die Runde gemacht hatte, in die Tasche und setzte schweigend die Conferenz fort, und zwar so kalt, so gelassen, als man mit einem Manne zusammenzuspüren pflegt, den man zum ersten Male im Leben sieht.“ Ungeachtet der Kampflust der Texaner gelang es dem alten Sam, sie obermald zum Rückzuge zu bewegen, und die Armee marschirte nach den Waldungen des Texas.

Während dieser Zeit errichtete Ureca mit seiner Division bei Colorado, und passirte diesen Fluß mit vieler Schwierigkeit, denn die abziehenden Colonisten hatten alle Übergangsmittel zerstört oder entfernt. Andere mexicanische Theilungen waren schon an andern Punkten über denselben Fluß gegangen. Ureca ging nach Matagorda, ließ dort unter Holzinger's Befehl eine Besatzung von 400 Mann zurück und zückte gegen den Texas vor.

Jetzt entschloß sich Sam Houston's Operationspläne aus aufgaben vorrückten des Feindes ein bis er ihm entgegen, überraschte ihn durch eine einzige Schlacht die einander. Den Rückzug hatten den Brücken, welche über führte, bereits abgeschnitten. Hände. Ureca's Division vor Prairies, hart bedrängt von den

dicht auf den Fersen war ihr stets die texanische Armee, welche jetzt, weil Houston verwundet war, ein Advocat aus Racogdoches Namens Russ commandirte. Als die Nachricht von der Niederlage der mexicanischen Armee nach Matagorda kam, ließ Polinger sein bewegliches Gut auf ein Boot bringen, das er zu anderm Zwecke in Eil hatte bauen lassen, und begab sich sodann selbst, mit acht Mexicanern und sechs gefangenen Texanern, unter denen auch Ehrenberg war, auf das gebrechliche Fahrzeug, um nach Matamoros zu flüchten. „Freude, Freude!“ ruft unser Verf. nach überstandener Gefangenschaft und Mühsal aus, „die Prairie ist unser, die junge Republik hat gesiegt, der neue Stern steigt freizeitschallend am westlichen Horizonte empor und der herrliche Park, das Colorado, unser Texas, unser neues, ewig theures Vaterland, ist endlich den arbeitsliebenden Bewohnern des Nordens der neuen und alten Welt eröffnet. — Die willkommenen Auswanderer werden hereinstürmen und der wilde Blumen Garten, die bunte Savanna, wird in kurzem vor dem von ihrem starken Arme geleiteten Pfluge verschwinden. Aber große Felder der schneeweißen Baumwolle, des saftigen Zuckerrohrs, des edelsten Tabaks werden in kurzer Zeit das Auge ebenso angenehm bezaubern. — Die Orange, die Limone, die Pfirsiche, die Papaw, die herrliche Magnolia, alles Schöne, was der Süden producirt, wird das Ayl des Landmannes schmücken, und ein König in seinem Hause, auf seinem eigenen Boden, würde er nicht mit den Herrschern Europas tauschen.“

Mit unglaublicher Schnelligkeit nahm nunmehr die Bevölkerung zu. Im Jahre 1834, also kurz vor dem Ausbruch des Aufstandes, bestand sie, nach den Angaben Scherps, aus ungefähr 40,000 Köpfen, im Jahre des Sieges 1836 schon aus etwa 50,000; im Jahre 1839 wuchs sie auf 125,000 und im Jahre 1840 auf 150,000 Seelen. In Kennedys in seiner Schrift über Texas (1841) sagt, man schätze bereits die Volkszahl auf 300,000 Menschen und es scheint, daß sie binnen etwa sieben Jahren auf 1 Million wachsen wolle.

Ehrenberg schloß sein Buch mit den Worten: „Die Söhne Uncle Sam's haben der Welt bewiesen, daß sie common sense besitzen und dieses auch zu verteidigen wissen, daß, um die Freiheit zu erringen, alles Sonderinteresse tief in den Hintergrund treten muß; daß für dieses höchste Geschenk des Weltgeistes Gut und Blut in die Schanze geschlagen werden muß; mit einem Worte, daß das Volk Patriotismus besitzen muß, jedoch einen realen, keinen verdampfenden. Klef, tief muß er im Herzen ruhen, und klar und wahr muß er sich über die Gebrechen des Vaterlandes aussprechen. — Nicht jener Scholle, auf der wir zum ersten Male die Sonne erblickten, kommt der Begriff Vaterland zu, wenn wir auf ihr wie das Schrot auf der Polirmaschine willkürlich herumgetrieben werden; nein, nur von dem Lande, wo ich selbst ein Bahn der Räder bin, kann ich sagen, das ist mein Vaterland. Für dieses das Leben! Für ein solches Vaterland legt der tiefe, innige Patriotismus die Lanze ein; wenn Finsterlinge, herz- und feilenlose Creaturen das Volk um sein Bewußtsein zu betrügen und die alte goldene Zeit mit ihrer Gleisnerei und Räuberei wieder in Flor zu bringen suchen, dann verharret dieses göttliche Gefühl nicht bei bloßen, blanken Worten und vergeblichen Protestationen, sondern es schreitet vorwärts zur gewaltigen That.“

„Der Landmann wie der Kaufmann, der Gewerbetreibende wie der Fabrikant, der Soldat wie der Beamte, des Volkes Diener, alle, alle sind Bürger des Staats, Jeder ist ein Theil der mächtigen Maschine; Jeder muß des Landes Lasten tragen helfen und Jeder soll und muß deshaß gleiche Rechte vor dem Gesetze haben: Keine Monopole, keine Bevorzugung, keine Kasten, keine nichtsfagenden Formen, keine Willkür in Dem was das Ganze angeht, und keine Fesseln für die Presse! Keine für die blühende Idee!! Keine für die wahrheitliebende Bunge!!!“

„Das sind die Principien der Texanians; für diese, ja für diese setzen wir frudig das Leben ein, und nochmals rufe ich: Liberty! Law! and Texas for ever!“

G. Julius.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Deutsche Zustände.

Die industriellen und commercieellen Verhältnisse Deutschlands finden von Seiten des Auslandes eine immer wachsende Theilnahme. Die großen Tagesblätter Englands und Frankreichs gestatten der Besprechung deutscher Angelegenheiten einen immer größern Raum, und während man früherhin höchstens nur unsere Befähigung zu wissenschaftlichen Beschäftigungen gelten ließ, fängt man allmählig an, unserer Gewerthätigkeit, unserm Erfindungsgeiste und selbst unserm Geschmade eine gewisse Anerkennung zu zollen. In den verschiedenen Schriften, welche in diesem Sinne während der letzten Zeit herausgekommen sind, rechnen wir einen Bericht von Legateller über das deutsche Eisenbahnwesen und eine treffliche Abhandlung von Richelot über den deutschen Zollverein. Das erstere Werk führt den Titel „Chemins de fer de l'Allemagne: description statistique, système d'exécution, tracé, voie de fer etc.“, das letztere ist „L'association douanière allemande“ betitelt. Legateller ist als Mann vom Fach bekannt und die Reihe, deren Resultate er hier mittheilt, ist auf Veranstaltung der Regierung unternommen worden. Sein Bericht ist zwar nicht ganz frei von nationalen Entstellungen, wie sie bei französischen Mittheilungen nur gar zu leicht einfließen; aber im Allgemeinen erkennt man doch, daß der Verfasser es sich redlich hat angelegen sein lassen, unsere Verhältnisse möglichst objectiv aufzufassen. Ungleich gediegener ist freilich die Arbeit von Richelot, die wirklich in jeder Beziehung beachtenswerth ist. Der Verf. hat sich bereits durch einige andere literarische Leistungen auch als Kenner unserer Literatur ausgewiesen. Seine Bearbeitung von Goethe's „Wahrheit und Dichtung“ spricht nicht nur dafür, daß er in unsere Sprache eingeweiht ist, sondern die beigegebene Einleitung liefert auch den Beweis seiner gründlichen Studien, welche er in Bezug auf die deutsche Literatur unternommen hat. Die gegenwärtige Arbeit aber kann nur zur Erweiterung seines literarischen Rufs beitragen, und sie hat in der That auch selbst schon in Deutschland von Seiten sachkundiger Männer Beachtung und Empfehlung gefunden.

Lacretelle's Geschichte des Kaiserreichs.

Das vielbesprochene Thiers'sche Geschichtswerk, dessen Erscheinung in Frankreich sowie in Deutschland mit Posaunenklang begrüßt wurde, hat wahrscheinlich durch das bedeutende Aufsehen, welches es wenigstens im Anfange machte, manchen Historiker und Lageschriftsteller zu einer Concurrenz angeregt. So erklären wir uns das plötzliche Erscheinen einer ganzen Menge von Geschichtswerken, welche sich über den Zeitabschnitt erstrecken, den auch Thiers behandelt. Unter diesen historischen Darstellungen, welche wie die Pflze aufschließen, zeichnet sich durch Gewissenhaftigkeit der Vorarbeiten sowie durch fleißige und sorgfältige Ausführung die neueste Schrift von Lacretelle aus. Sie führt den Titel „Histoire du consulat et de l'empire“ und es sind von ihr bis jetzt zwei Bände erschienen. An Leichtigkeit und Anmuth, an Gefälligkeit der Gruppirung und durch Farbenpracht in der Ausmalung glänzender Episoden mag Thiers alle seine Mitbewerber um die historische Palme übertreffen; aber an wirklicher Gediegenheit kann er sich mit Lacretelle, der sich in manchen andern Werken schon als umsichtiger, fleißiger Forscher gezeigt hat, nicht messen. Wie ein flüchtiger Blick auf den Inhalt der ersten bereits erschienenen Bände zeigt, findet man dieselben Eigenschaften auch in seinem neuesten Werke wieder.

17.

Freitag,

— Nr. 114. —

24. April 1846.

Pestalozzi und einige neue in der Schweiz über ihn erschienene Schriften.

(Beilage aus Nr. 112.)

In der Schrift von Wandlin wird erzählt wie Pestalozzi, um den Volksharakter in allen seinen Theilen kennen zu lernen, sich oft in die Leinwand geschlichen; wie er sich da hinter den Ofen oder einen Vorhang versteckte, um unbemerkt die Gespräche der Bauern zu belauschen; wie er sogar einmal in einer Schenke in einem Kasten gebunden, der als Bettstelle diente und mit einem Deckel versehen war, den er, um nicht bemerkt zu werden, halb schloß, und wie dann einer der eintretenden Gäste sich auf diesen Deckel gesetzt und den armen Pestalozzi beinahe erstickt hätte, u. dgl. mehr.

Auf diese Art mag denn der so wenig praktische und träumerische Mann Das erhascht haben, was er, der mit dem Herzen dachte, dichtersch gestaltete und in seinem unsterblichen Volksbuch „Lienhard und Gertrud“, dem „heiligsten Strahl seines Geistes“, niedergelegt hat. Das tief innerste Wesen, das ganze Leben und Treiben, die Tugenden und die Fehler, die Bedürfnisse und die Neigungen, das Glend und die Versunkenheit, aber auch die Möglichkeit der Erhebung des Volks hat er im J. 1781 mit einem Blick seines der Zeit weit vorangehenden Genies in diesem Buche beleuchtet. Nur eine Stelle daraus als Nachweis des „rothen Fadens“, der durch Pestalozzi's ganzes Wesen geht.

Bei allen Volksfesten des Alterthums wurde der Arme mit Speise und Trank erquickt; und am Feste des neuen Bundes saß er neben der Herr Brot und gab den Reinen zu essen, und Wein und gab ihnen zu trinken. Überhaupt ist die Aufhebung des Bedrückenden in den Lehren der Armen der Geist der Gottes verehrung, die er auf Erden gesendet hat; sowie überhaupt Aufhebung alles Bedrückenden im Unterschiede der Stände der Menschen und Erporhebung der Wunden und Armen zum höchsten Glückseligenden Mitgenuss aller Begnungen und Wohlthaten Gottesverehrung ist.

Die beiden letzten Bände von „Lienhard und Gertrud“, in denen die Organisation der Schule, der Kirche und des Staats bildlich entworfen ist, sind leider jetzt selten geworden. Dagegen wurden die beiden ersten Bände im J. 1844 neu aufgelegt, in einer schönen und wohlfeilen Pracht Ausgabe bei Meyer und Zeller in Zü-

rich in Commission und illustret durch 13 schön ausgedruckte Federzeichnungen von H. Babel, einem in Zürich lebenden Schweizer und Schüler Kaulbach's.

Durch die in Wandlin's Werk mitgetheilten Bemerkungen Böhle's zu Pestalozzi erfahren wir, daß der Censur dem Bestern einmal die Bemerkung machte, die diesen tief schmerzte, „Lienhard und Gertrud“ sei kein Buch für das Volk, sondern für diejenigen, welche das Volk wollen kennen lernen. Das mag zu keiner Zeit wahr gewesen sein, aber jetzt, wo das Volk, namentlich durch die in Pestalozzi's Geist verbesserten Schulen, auf einer höhern Stufe wie früher steht — da ist dieses Buch nicht mehr klar in den Händen und in den Pfandhäusern auf dem Lande zu finden, wie Böhle behauptete, sondern es ist in Johermann's Händen. Die Gelegenheit einer Unterredung Böhle's mit Pestalozzi wegen eines herauszugehenden Volksblattes setzte der Censur auseinander, wie ein solches Blatt beschaffen sein müsse, um bei dem Volke Eindruck zu machen wo z. B. gewisse weltkundliche Schlagworte, Spitzwörter u. dgl. sich finden, habe für das Volk auch anderes Mißverständliches einen Platz. In Beziehung hierauf sagt er:

Der katholische Bauer würde mit Verhöhnung der lateinischen Sprache bei seinem Gottesdienst das Angehörige desselben, den Reiz des Geheimnissvollen einbüßen. (F) Die Sprache Roms ist ihm die allein würdige auf den Lippen des Priesters vor dem Altar. Er ist damit gleichsam dem Ohr der Heiligen näher und klarer.

Solche in früherer Zeit richtig gewonnene Aussprüche zeigen deutlich, daß es jetzt mit allen Segen vorwärts geht. Ist ja gerade die Verhöhnung der lateinischen Sprache ein wesentlicher Punkt in dem neukatholischen Ritus. Bei fortschreitender Volksbildung verliert sich der Reiz des Geheimnissvollen; der Mensch tritt mehr und mehr die Kindersprache aus; er will klar sehen und deutlich hören.

Interessant ist, daß Jellenberg als Jüngling durch die Lectüre von „Lienhard und Gertrud“ so gerührt wurde, daß er in Gegenwart seiner Mutter das Gläubige ablegte, sich einer Armen- und Nothlosen annehmen. Er hat es gethan, wenn auch in anderer Weise wie Pestalozzi. Es findet sich in der Rheinländischen Schrift eine Parallele zwischen dem praktischen, scharf

von verwi
Kauf comm
merkanij
Beweglich
in E
mit ad
benen
Unter
Wahrzeug,
Freude!
und
hat gefic
publitzhen Por
epuettlichen Ler
wettlich den a
vorablich alten Be
ist und herein
wert wevanna, wi
rer wevanna, wi
ante wevanna, wi
lme wevanna, wi
chneeligen werden in t
Tabacs Die Bran,
uberr. herrliche Wag
, die wird das Asyl
dacht; seinem Hause,
sig in den Herrschern
cht mit unglaublicher e
Writ im Jahre 1
zung zu. Bestand sic,
lufftandes, bestanden sic,
abr 40,000 Köpfen, im
10,000; im Jahre 1831
1840 auf 150,000 &
über Texas (1841) fan
300,000 Menschen un
Sahren auf 1 Millior
Ehrenberg schi
Edhne Uncle Sam
mon sense besiber
daß, um die Fre
in den Hintergr
schen des Welt
gen werden mu
mus besigen m
Alef, tief mu
er sich über
Nicht jener
erblicthen, f
wie das e
trieben we
Bahn der
Für dies
innige
und z.

von verwi
Kauf comm
merkanij
Beweglich
in E
mit ad
benen
Unter
Wahrzeug,
Freude!
und
hat gefic
publitzhen Por
epuettlichen Ler
wettlich den a
vorablich alten Be
ist und herein
wert wevanna, wi
rer wevanna, wi
ante wevanna, wi
lme wevanna, wi
chneeligen werden in t
Tabacs Die Bran,
uberr. herrliche Wag
, die wird das Asyl
dacht; seinem Hause,
sig in den Herrschern
cht mit unglaublicher e
Writ im Jahre 1
zung zu. Bestand sic,
lufftandes, bestanden sic,
abr 40,000 Köpfen, im
10,000; im Jahre 1831
1840 auf 150,000 &
über Texas (1841) fan
300,000 Menschen un
Sahren auf 1 Millior
Ehrenberg schi
Edhne Uncle Sam
mon sense besiber
daß, um die Fre
in den Hintergr
schen des Welt
gen werden mu
mus besigen m
Alef, tief mu
er sich über
Nicht jener
erblicthen, f
wie das e
trieben we
Bahn der
Für dies
innige
und z.

von verwi
Kauf comm
merkanij
Beweglich
in E
mit ad
benen
Unter
Wahrzeug,
Freude!
und
hat gefic
publitzhen Por
epuettlichen Ler
wettlich den a
vorablich alten Be
ist und herein
wert wevanna, wi
rer wevanna, wi
ante wevanna, wi
lme wevanna, wi
chneeligen werden in t
Tabacs Die Bran,
uberr. herrliche Wag
, die wird das Asyl
dacht; seinem Hause,
sig in den Herrschern
cht mit unglaublicher e
Writ im Jahre 1
zung zu. Bestand sic,
lufftandes, bestanden sic,
abr 40,000 Köpfen, im
10,000; im Jahre 1831
1840 auf 150,000 &
über Texas (1841) fan
300,000 Menschen un
Sahren auf 1 Millior
Ehrenberg schi
Edhne Uncle Sam
mon sense besiber
daß, um die Fre
in den Hintergr
schen des Welt
gen werden mu
mus besigen m
Alef, tief mu
er sich über
Nicht jener
erblicthen, f
wie das e
trieben we
Bahn der
Für dies
innige
und z.

gen den Kern der Menschen geworden und die geborne Liebe", bis zum letzten Athemzuge der Armen und Verlassenen geblieben sei.

Wichtigste sind drei bisher ungedruckte Briefe, die Kortüm seinem Schriftchen beifügte, an r Freunde, Kirchenrath Kleinschmidt in Hei- Sie sind in dem eindringlichen Stile ge- der nur Solchen eigen ist, die Das wieder- was ihnen unmittelbar aus dem Herzen kommt. i spricht darin (1805) unter Anderm die Ge- ang aus, „dahin gekommen zu sein, Kopf und on hundert edeln Menschen für eine solide Be- ung des Erziehungsmaßes in Bewegung zu setzen, e werden meinem Ziele auf eine Weise und mit kraft entgegenstreben, die ich nie zu erleben, noch eniger zu erwarten hatte hoffen dürfen". Auch er seinen Freund, ihm Nachricht zu geben, „be- s was unser Steckenpferd angeht, ob es seinen bei Ihnen gut trage, ob es auf guten Füßen ob es keine Hocksprünge mache, und besonders wie wir hoffen wie ein englischer Käufer nach dem jage".

Eine Rechtfertigung Pestalozzi's gegen die Verdäch- ung, als widerstreite seine Erziehungsmethode den Ge- en der Religion, enthält folgende Worte, die man aus in alle Welt rufen möchte:

Jesus Christus, die Weisheit deiner Lehre ist von der ut des Lasters umgeschmolzen und von den Schmiedefnechten der Finsterniß auf dem Ambos der Gewalt zu gekrümm- ten Kettenringen gemacht worden, um durch ihre Bande alten Jügenddienst der Welt gegen deine Wahrheit, gegen dein icht und gegen dein Recht ewig zu erhalten.

Wögen es Die hören, die da behaupten, weil aus dem Christenthum „Kettenringe" geschmiedet wurden, sei das Christenthum selbst ein Kettenring! Wögen es uch Die hören, die jetzt in der gewichtvollen Arbeit begriffen sind, die Wahrheit, das Licht und das Recht des Christenthums den Händen der Finsterniß und der Gewalt zu entreißen!

Lavater's Gruß an Pestalozzi, auf seinem letzten Krankenbette abgefaßt, schließt, als Facsimile Pestalozzi's, das beachtenswerthe Schriftchen Kortüm's:

Einziger, oft mißkannter, doch hoch bewundert von Vielen, Schneller Versucher Dessen, was vor dir Niemand versuchte, Schenke Seligen dir Gott und krön' dein Alter mit Ruhe!

Früher schon sagte Lavater von Pestalozzi:

Einen Mann, in dem der Geist des Erlösers sich so durch und durch in Gesinnung, Wort und That verherrlicht und sich in solcher Glorie darstellt, hab' ich noch keinen getroffen. Ein- nen bessern Jünger hatte Christus selbst zu seinen Lebzeiten nicht.

Auffallend ist es, daß in den genannten und auch in modernen Schriften über Pestalozzi seiner Lebens- gefährtin nur in allgemeinen Ausdrücken gedacht ist: daß sie von ganzer Seele Theil genommen hätte an sei- nen Bestrebungen, daß sie ihm Alles geopfert und er sie die Krone seines Lebens genannt habe. Und doch wis- sen wir aus guter Quelle, daß sie, namentlich in Burgdorf, nicht bloß ordnend den häuslichen Geschäften vorstand, sondern auch selbst Hand anlegte an das Werk

ihres Mannes, thätig eingriff in alle Theile des sich täglich mehr erweiternden Unternehmens. Auch früher, auf dem Neuhof, nahm sie zu ihrem einzigen Söhnchen die große Schar der heimatlosen Bettelkinder auf und ward für sie eine hülfreiche sorgende Mutter. Von ih- rer Persönlichkeit erfahren wir nur aus dem Buche Bandlin's, daß sie, zu ihrer Zeit die schöne und wegen ihrer Belesenheit gelehrt genannte Anna Schulthess, auf die Frage, warum sie einen so häßlichen Mann heira- the, geantwortet habe, weil er eine desto schönere Seele besäße. Sie war eine von den Frauen, die Pestalozzi mit der Sonne Gottes vergleicht, die vom Morgen bis am Abend ihre Bahn geht.

Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte und dein Ohr höret ihren Lauf nicht; aber bei ihrem Untergange weißt du, daß sie wieder auferstehen und fortwirken werde, die Erde zu wärmen, bis ihre Früchte reif sind.

In Dem was Fichte in seinen „Reden an die deut- sche Nation" über Pestalozzi gesagt hat, liegt eine wei- tere Bestätigung Dessen, was in diesem Aufsatze beson- ders hervorgehoben wurde, und so ist wol hier der Ort, es wieder in Erinnerung zu bringen:

Er wollte bloß dem Volke helfen; aber seine Erfindung (Erziehungsmethode) in ihrer ganzen Ausdehnung genommen, hebt allen Unterschied zwischen diesem und einem gebildeten Stande auf; gibt statt der gesuchten Volkserziehung Na- tionalerziehung, und hätte wol das Vermögen, den Völ- kern und dem ganzen Menschengeschlechte aus der Tiefe seines dormaligen Elendes empor zu helfen.

Und weiter:

Pestalozzi wurde aufrecht gehalten und getrieben durch ei- nen unversiegbaren, allmächtigen und deutlichen Trieb: die Liebe zum armen verwahrlosten Volke. Diese allmächtige Liebe hatte ihn, ebenso wie Luther, nur in einer andern und seiner Zeit angemessenern Beziehung, zu ihrem Werkzeuge ge- macht, und war das Leben geordnet in seinem Leben, sie war der ihm selbst unbekannt, feste und unwandelbare Leitstern dieses seines Lebens, der es hindurchführte durch alle ihn um- gebende Nacht.

Und wie dunkel war diese Nacht! Sie bestand nicht nur aus den Vorurtheilen, in die seine Zeit tief ver- strickt war, nicht nur aus den Schmähungen seiner Feinde, der Verkennung seiner Zeitgenossen — sie be- stand auch aus seiner eigenen Unbeholfenheit, aus der spärlichen Ausstattung mit den gewöhnlichen Hülfsmi- teln der Erziehung. Konnte er doch lange keine Zeile ohne Fehler schreiben. Sie bestand aus einer drücken- den Armuth — wir erinnern hier nur an einen seiner Briefe an Ischolle, worin er sagt, daß ihm gegen 30 Jahre die Nothdurft des Lebens gemangelt —, einer ökonomischen Verwirrung, die selbst die glänzendsten pecuniären Verhältnisse nicht zu beseitigen vermochten. Aus den angeführten Schriften sowie aus Pestalozzi's mit seltener Offenheit und Bescheidenheit abgefaßten Selbstbekenntnissen lernen wir seine Schwächen und Fehler kennen. Jemand, der wie er nur für die Menschheit lebte, mußte die Sorge für sich selbst, mit der freilich auch die für seine Familie zusammenhing, vergessen. Wer energisch wie er mit einer eisernen Be- harrlichkeit die Ausführung seiner großen Entwürfe ver- folgte, bei dem konnte diese Beharrlichkeit in minder

verständigen und berechnenden Fellenberg und dem poetischen, gemüthvollen und enthusiastischen Pestalozzi, sowie eine Reihe von Briefen des Letztern an den Erstern aus den neunziger Jahren über die damaligen politischen Verhältnisse der Schweiz zu Frankreich und über Pestalozzi's Bestrebungen, seinem Vaterlande zu nützen. Er, der die französische Revolution von ihrem ersten Ursprunge für eine einfache Folge der verwahrlosten Menschennatur ansah, schrieb damals poetisch und treffend an Fellenberg:

Unser Zeitalter ist ein heißer Sommertag, an dem die Früchte der Erde unter Donner und Hagel zur Reife gedeihen. Das Ganze gewinnt, aber Theile werden schrecklich zerschlagen.

Als entschiedener Demokrat, als Freund der Unterdrückten, als „Hofkitter des Volks“, machte Pestalozzi sich durch seine unverhehlte freisinnigen Grundsätze bei der Aristokratie verhaßt, die ihm bei der Verwirklichung seiner Ideen hemmend entgegentrat zu einer Zeit, wo sie noch fest an allen ihren Ansprüchen hing, die sie erst in Folge der französischen Revolution nothgedrungen aufgeben mußte. Auch durch eine von ihm 1802 herausgegebene Schrift über die „Gesezgebung Helvetiens“ machte er sich keine Freunde unter den Aristokraten.

Bandlin theilt eine Reihe höchst charakteristischer und zum Theil noch nicht bekannter Anekdoten aus dem Leben Pestalozzi's mit, sowie einzelne seiner Eigenthümlichkeiten und Tügel aus seinen letzten Lebenstagen. Jene Anekdoten finden sich größtentheils nacherzählt in einem Auffatz „Erinnerungen an Pestalozzi“ in Nr. 49 der „Allgemeinen Zeitung“. Der Verf. dieses Auffazes hat sich die undankbare und vergebliche Mühe gegeben, die Pestalozzi-Feyer in der Schweiz als etwas Gemachtes darzustellen, dem es an Begeisterung gefehlt haben soll; und zugleich das Volksschulwesen im Canton Zürich zu verdächtigen und herabzuwürdigen, wofür er in einem Artikel der „Neuen Zürcher Zeitung“ als „ein Freund Pestalozzi's und der Volksschulen“ verdientermaßen abgefertigt wurde.

In einer Rede, die der einundachtzigjährige Greis als Präsident der Helvetischen Gesellschaft hielt und die zum Gegenstand eine Vergleichung seiner frühern mit der damaligen Zeit (1826) hatte, kommt die merkwürdige Stelle vor:

Die große Masse unserer Armen kann durchaus nicht besser werden als sie wirklich ist, und sich auch nicht höher heben als sie wirklich steht, wenn nicht alle Stände unsers Landes sich gemeinsam bestreben, in Rücksicht auf die Fundamente des öffentlichen Wohlstandes sich auch zu höhern und edlern Grundsätzen zu erheben als diejenigen sind, zu denen uns unsere Zeit selbst sucht hingerissen.

So hat Pestalozzi in seinen letzten Lebensjahren, obwohl selbst von Gram gebeugt, beständig der Armen gedacht; und sein Mitgefühl ist so weit gegangen, daß er, wie Bandlin erzählt, für die durch schlechte und kalte Wohnungen Leidenden ihm passend scheinende Steine auf den Felsen zusammen suchte, um ihnen zu zeigen wie sie sich selbst bessere Wohnungen und Ofen darin errichten könnten.

Bei der Section Pestalozzi's soll von seinen innern Organen allein das ungewöhnlich große Herz gesund gewesen sein; das Herz, das, so lange es schlug, für Andere geschlagen hatte; in dem der Götterfunke der Liebe geglüht und nicht verlösch, selbst als seine Feinde ihm sein Lebensende verbitterten und verdunkelten. Als er den Todeskelch trank, den sie ihm durch ihre Berunglimpfungen und Schmähungen bereitet hatten, verzieh er ihnen noch auf seinem Sterbebette in den rührendsten Ausdrücken.

Die letzten Lebensjahre Pestalozzi's, in denen er verzweifeln glaubte, um so oft gelebt zu haben, haben etwas wehmüthig Schmerzlichendes, Herzerreißendes. Dafür findet sich nur in dem Gedanken Veröhnung, daß das von Gott zum Genius gestempelte Werkzeug gelitten, das Gefäß, in welches er das Feuer seines Geistes gegossen, das aber oft Den verzehrt, in dem es aufstammt, während es kommende Geschlechter erwärmt und ihnen leuchtet.

Wenn auch die Schrift:

Rückblick auf J. P. Pestalozzi nebst etlichen ungedruckten Briefen desselben, von Fr. Kortüm. Heidelberg, J. C. B. Mohr. 1846. Gr. 8. 15 Ngr.

in Heidelberg und nicht in der Schweiz erschienen ist, so reiht sie sich doch ergänzend, des eben besprochenen an. Sie hat sich die Aufgabe gestellt, Das darzustellen, was Pestalozzi „als Erzieher und Lehrer, als Bürger und Mensch entwickelte und ausprägte“. Wenn an so manchen Schriften ihre Länge zu tabeln ist, so ist an der Broschüre von Kortüm ihre Kürze ein Fehler. Der Stoff ist allzu reich, den das Leben Pestalozzi's in den angegebenen Beziehungen darbietet, als daß er sich gut auf wenige Blätter zusammendrängen ließe. Da, wo Kortüm der lebhaften Theilnahme Pestalozzi's an der Politik gedenkt, schildert er ihn als entschiedenen Anhänger der helvetischen Revolution, der sich durch keine Furcht und Mißkennung, dadurch daß Viele ihn einen Narren oder Revolutionnaire schalten, abhalten ließ, seine Überzeugungen mit allem Freimuth zu äußern; für eine Natur wie die Pestalozzi's sei es damals unmöglich gewesen, neutral zu bleiben. Weiter sagt Kortüm von ihm, daß auch später, als er sich von der Politik zurückgezogen und nur der Verwirklichung seiner Erziehungs-ideale lebte, ihm der empfängliche Sinn für die trüben und heitern Geschiede Europas ungeschwächt geblieben sei. Ein beigefügtes sehr treffendes Urtheil Pestalozzi's über Napoleon beweist wieder die poetische Darstellungsgabe des Erstern. Bei der Schilderung, die Kortüm von Pestalozzi als Erzieher entwirft, wird bemerkt, daß er auch „den äußern Dingen gegenüber eine gelente und starke, durch Turenkunst herbeigeführte Leibesbeschaffenheit als Abwehr verweischlichen Sinnesgenusses“ wollte, was in andern Schriften nicht angeführt ist, in denen er nur als Bildner des Geistes und Gemüths erscheint, da er doch gewiß als „Menschenbildner“ nicht die eine Hälfte des Menschen außer Acht lassen konnte.

Auch Kortüm hebt hervor, daß, wie oft Pestalozzi verkannt und betrogen wurde, er doch niemals mis-

transch gegen den Kern der Menschen geworden und daß er, „die geborene Liebe“, bis zum letzten Athemzuge ein Vater der Armen und Verlassenen geblieben sei.

Von Wichtigkeit sind drei bisher ungedruckte Briefe Pestalozzi's, die Kortüm seinem Schriftchen beifügte, an einen seiner Freunde, Kirchenrath Kleinschmidt in Heidelberg. Sie sind in dem eindringlichen Stile geschrieben, der nur Solchen eigen ist, die Das wiedergeben, was ihnen unmittelbar aus dem Herzen kommt. Pestalozzi spricht darin (1805) unter Andern die Genußthung aus, „dahin gekommen zu sein, Kopf und Herz von hundert edeln Menschen für eine solide Begründung des Erziehungswesens in Bewegung zu setzen, und diese werden meinem Ziele auf eine Weise und mit einer Kraft entgegenstreben, die ich nie zu erleben, noch viel weniger zu erwarten hatte hoffen dürfen“. Auch bittet er seinen Freund, ihm Nachricht zu geben, ob besonders was unser Stedenpferd angeht, ob es seinen Kopf bei Ihnen gut trage, ob es auf guten Füßen stehe, ob es keine Hocksprünge mache, und besonders ob es wie wir hoffen wie ein englischer Läufer nach dem Ziele jage“.

Eine Rechtfertigung Pestalozzi's gegen die Verdächtigung, als widerstreite seine Erziehungsmethode den Gesetzen der Religion, enthält folgende Worte, die man hinaus in alle Welt rufen möchte:

Jesus Christus, die Weisheit deiner Lehre ist von der Blut des Lasters umgeschmolzen und von den Schmiedeknechten der Finsterniß auf dem Ambos der Gewalt zu gekrümmten Kettenringen gemacht worden, um durch ihre Bande alten Gögendienst der Welt gegen deine Wahrheit, gegen dein Licht und gegen dein Recht ewig zu erhalten.

Mögen es Die hören, die da behaupten, weil aus dem Christenthum „Kettenringe“ geschmiedet wurden, sei das Christenthum selbst ein Kettenring! Mögen es auch Die hören, die jetzt in der gewichtvollen Arbeit begriffen sind, die Wahrheit, das Licht und das Recht des Christenthums den Händen der Finsterniß und der Gewalt zu entreißen!

Lavater's Gruß an Pestalozzi, auf seinem letzten Krankenbette abgefaßt, schließt, als Facsimile Pestalozzi's, das beachtenswerthe Schriftchen Kortüm's:

Einziger, oft mißkannter, doch hoch bewundert von Vielen, Schneller Versucher Dessen, was vor dir Niemand versuchte, Schenke Sellingen dir Gott und krön' dein Alter mit Ruhe!

Früher schon sagte Lavater von Pestalozzi:

Einen Mann, in dem der Geist des Erlösers sich so durch und durch in Gesinnung, Wort und That verherrlicht und sich in solcher Glorie darstellt, hab' ich noch keinen getroffen. Einen besseren Jünger hatte Christus selbst zu seinen Lebzeiten nicht.

Auffallend ist es, daß in den genannten und auch in modernen Schriften über Pestalozzi seiner Lebensgefährtin nur in allgemeinen Ausdrücken gedacht ist: daß sie von ganzer Seele Theil genommen hätte an seinen Bestrebungen, daß sie ihm Alles geopfert und er sie die Krone seines Lebens genannt habe. Und doch wissen wir aus guter Quelle, daß sie, namentlich in Burgdorf, nicht bloß ordnend den häuslichen Geschäften vorstand, sondern auch selbst Hand anlegte an das Werk

ihres Mannes, thätig eingriff in alle Theile des sich täglich mehr erweiternden Unternehmens. Auch früher, auf dem Neuhof, nahm sie zu ihrem einzigen Söhnchen die große Schar der heimatlosen Bettelkinder auf und ward für sie eine hülfreiche sorgende Mutter. Von ihrer Persönlichkeit erfahren wir nur aus dem Buche Bandlin's, daß sie, zu ihrer Zeit die schöne und wegen ihrer Belesenheit gelehrt genannte Anna Schulthess, auf die Frage, warum sie einen so häßlichen Mann heirathete, geantwortet habe, weil er eine desto schönere Seele besäße. Sie war eine von den Frauen, die Pestalozzi mit der Sonne Gottes vergleicht, die vom Morgen bis am Abend ihre Bahn geht.

Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte und dein Ohr hört ihren Lauf nicht; aber bei ihrem Untergange weist du, daß sie wieder auferstehen und fortwirken werde, die Erde zu wärmen, bis ihre Früchte reif sind.

In Dem was Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ über Pestalozzi gesagt hat, liegt eine weitere Bestätigung Dessen, was in diesem Aufsatze besonders hervorgehoben wurde, und so ist wol hier der Ort, es wieder in Erinnerung zu bringen:

Er wollte bloß dem Volke helfen; aber seine Erfindung (Erziehungsmethode) in ihrer ganzen Ausdehnung genommen, hebt allen Unterschied zwischen diesem und einem gebildeten Stande auf; gibt statt der gesuchten Volkserziehung Rationalerziehung, und hätte wol das Vermögen, den Adlern und dem ganzen Menschengeschlechte aus der Tiefe seines dormaligen Elendes empor zu helfen.

Und weiter:

Pestalozzi wurde aufrecht gehalten und getrieben durch einen unversiegbaren, allmächtigen und deutschen Lieb: die Liebe zum armen verwahrlosten Volke. Diese allmächtige Liebe hatte ihn, ebenso wie Luther, nur in einer andern und seiner Zeit angemessenern Beziehung, zu ihrem Werkzeuge gemacht, und war das Leben georden in seinem Leben, sie war der ihm selbst unbekannt, feste und unwandelbare Leitstern dieses seines Lebens, der es hindurchführte durch alle ihn umgebende Nacht.

Und wie dunkel war diese Nacht! Sie bestand nicht nur aus den Vorurtheilen, in die seine Zeit tief verstrickt war, nicht nur aus den Schmähungen seiner Feinde, der Verkennung seiner Zeitgenossen — sie bestand auch aus seiner eigenen Unbeholfenheit, aus der spärlichen Ausstattung mit den gewöhnlichen Hilfsmitteln der Erziehung. Konnte er doch lange keine Zeile ohne Fehler schreiben. Sie bestand aus einer drückenden Armuth — wir erinnern hier nur an einen seiner Briefe an Bschöke, worin er sagt, daß ihm gegen 30 Jahre die Nothdurft des Lebens gemangelt — einer ökonomischen Verwirrung, die selbst die glänzendsten pecuniären Verhältnisse nicht zu beseitigen vermochten. Aus den angeführten Schriften sowie aus Pestalozzi's mit seltener Offenheit und Bescheidenheit abgefaßten Selbstbekenntnissen lernen wir seine Schwächen und Fehler kennen. Jemand, der wie er nur für die Menschheit lebte, mußte die Sorge für sich selbst, mit der freilich auch die für seine Familie zusammenhing, vergessen. Wer energisch wie er mit einer eisernen Beharrlichkeit die Ausführung seiner großen Entwürfe verfolgte, bei dem konnte diese Beharrlichkeit in minder

Wichtigsten Dingen zum Eigenthum werden. Wer mit starker innern Feuer, mit einer seltenen Lebendigkeit und Aufgeregtheit, mit einer That der Begeisterung für seine Zwecke ausgestattet ist, der wird auch aufbrausen können, wird sich leicht von Sympathien und Antipathien loslösen lassen. So läßt sich von allen seinen Feinden, durch die er am meisten selbst gelitten, nachweisen, daß ein Jeder der Feinde seiner Tugenden war. Und endlich wird erwidert die große Ehre wichtiger, weil sie ewige Frieden hat?

Nein, das Bild Pestalozzi's, es steht schon längst nicht nur gerühmt von den Verleumdungen seiner Feinde, es steht auch frei da von den Schlägen, die mit der kräftigen Form von dem Geiste abgestreift werden. Er war ein Samenkörn, das aus der Hand Gottes fiel, damit es aufstehe und tausendfältige Früchte trage. Und so geschah es. Einmal gewürzt, mußte es wachsen, aus einem Jahrhundert in das andere hinüber, und dem jetzigen scheint es vorbehalten zu sein, immer reicher Früchte zu ernten von diesem Gottesamane.

59.

Bibliographie.

Dehninger, A., Rastau in seinen Sagen, Geschichten und Liedern fremder und eigener Dichtung. Drei Bände. Wiesbaden, Scholz, 1845. 8. 2 Thlr.

Languet's, S., Vindiciae contra tyrannos. Ueber die gesetzliche Macht des Fürsten über das Volk und des Volkes über den Fürsten. Nach der Ausgabe von 1580 mit einer geschichtlichen Einleitung über das Leben und die Zeit des Verfassers bearbeitet von R. Treitzschke. Leipzig, Barth. 8. 1 Thlr.

Mahit, D., Über Irren-Heilanstalten, Pflege und Behandlung der Geisteskranken, nach den Principien der bewährtesten Irrenärzte Belgiens, Englands, Frankreichs und Deutschlands. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Prechtl, J. J., Untersuchungen über den Flug der Vögel. Wien, Gerold. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Reißstab, L., Ludwig Berger, ein Denkmal. Berlin, Trautwein. Gr. 8. 1 Thlr.

Rosenberg, C. H., Des Leibes und der Seele vollständige Gesundheits- und Erziehungslehre. Briefe über Erziehung, Beförderung und Aufrechthaltung eines möglichst glücklichen Zustandes des Körpers und Geistes. Iste Lieferung. Wien, Gerold. Gr. 8. 15 Ngr.

Saintine, A. B., Picciola oder die Blume des Gefangenen. Nach der 17. verbesserten, um ein Kapitel vermehrten Original-Ausgabe von S. Bode. Mit einer Abhandlung über die Beschäftigungen verschiedener Staatsgefingener vom Bibliotheken Jacob (Paul Kerroir). Leipzig, Verharm. Gr. 18. 1 Thlr.

Schefold, J. B., Die Pörschialrechte. Ister Band: allgemeiner Theil. Stuttgart, Beck und Frankel. Gr. 8. 1 Thlr.

Die symbolischen Schriften der lutherischen und reformirten Kirche in Preußen, nebst den allgemeinen oder altkirchlichen Symbolen in ihrer ursprünglichen Form mit beigefügter deutscher Uebersetzung und geschichtlicher Einleitung. Breslau, Bredow. Gr. 8. 8 Ngr.

Silesius, C., Gedichte. Zwei Bändchen. Wien, Gerold. 12. 2 Thlr. 10 Ngr.

Täfel, L., Die analytische Sprachlehre. Stuttgart, Cotta. 1845. 8. 12 Ngr.

Ein handelspolitisches Testament. Mit einem Nachtrage. Berlin, Besser. Gr. 8. 10 Ngr.

Thiele, G., Die Kirchengebäude der evangelischen Kirche, oder Rath und Rath. Berlin, Meyer und Zeller. 27 Ngr. Wiederkehr, A., Kapellen. 1stes Bändchen. Berlin, Meyer und Zeller. 1845. Kl. 8. 15 Ngr.

Tageliteratur.

Chelman, J. C., Der Todestag des gläubigen Menschen. Predigt zur Gedächtnisfeier des Todestages Dr. Mart. Luther's. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 3 Ngr.

Fischer, S. J. L., Predigt über Hebr. 13, 7. zum Gedächtnis des am 18. Februar 1546 erfolgten Ablebens Dr. M. Luther's. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 8 Ngr.

Glöner, Germinische Eingewandlung auf die Festungsbau-Bestimmung der römisch-katholischen Kirche gegen Witterung und Abtönnung. Ulmberg, Rudolph und Distorta. Gr. 8. 8 Ngr.

Hoffmann, J. A. G., Predigt zur 30jährigen christlichen Gedächtnisfeier Dr. M. Luther's. Wilmungen, Bode. 8. 24 Ngr.

Jungmann, E. J., Die staatsrechtliche Garantie der Unantastbarkeit der Richter vom Standpunkte der heutigen europäischen Politik und der preussischen Staatsdienstgesetze vom 29. März 1844. Zwei kritische Besprechungen. Berlin, Deymann. 8. 10 Ngr.

Kaule, W., Offenes Sendschreiben an Gen. Dornier, Prediger der deutsch-katholischen Gemeinde zu Danzig. Danzig, Rabus. 8. 3 Ngr.

Kämpfe, G. A., Verteidigung meiner Antwort auf Ulrich's Denkschrift gegen Witterung. Magdeburg, Schickelschoten. Gr. 8. 10 Ngr.

Luther's Leben, Sterben und vollständige Geschichte der Reformation. Nebst noch gar Vielem, was zu wissen jetzt Jedem noth, von welcher Confession er sei. Zusammenge stellt von Mehtren und herausgegeben von G. Engel. Die Ausstattung mit 10 Bildnissen und Darstellungen und der achten handschriftlich Luther's. Berlin, Serrens-Buchhandlung. 8. 5 Ngr.

Pasig, J. L., Wodurch beweisen Prediger des Evangeliums, daß sie ihren Beruf erkannt und begehren haben? Abschiedspredigt. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Volen und seine Erhebung zur Freiheit im Jahre 1846. Eine Darstellung des gegenwärtigen Freiheitskampfes der Polen. Ister Heft. Leipzig, Griese. Gr. 8. 4 Ngr.

Warch, F., Die deutsch-katholische Bewegung ist eine Fortsetzung der Reformation Luther's. Predigt. Leipzig, Müller. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Scheuenstuhl, J. P., Joh. Heint. Pestalozzi's Verhältnis zum modernen Leben und zur modernen Wissenschaft. Ein Vortrag im Lehrerverein zu Nürnberg. Ansbach, Wolf. Gr. 8. 3 Ngr.

Schneider, C., Rom und die Verknüpfung. Ist Jesus Gott und Mensch zugleich oder nur Mensch? Ein Lektürelch. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1845. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Schorch, F. C., Predigt zur dritten Secularfeier des Todestages Luther's. Leipzig, Buchmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Schuhmann, G. C. G., Antwort auf die Rede des Hrn. v. Florencourt. Berlin, Trautwein. 8. 3 Ngr.

Thienemann, W. F., Das apostolische Symbolum nach seiner Bedeutung, seinem Ursprunge, seiner Zusammensetzung und seinem Werthe aus den Quellen, mit besonderer Berücksichtigung der Schrift des Hrn. v. Hubelbach: „über die Bedeutung des apostolischen Symbolums“ dargestellt. Leipzig, Künhardt. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Die polnische Verschwörung zu Anfang des Jahres 1846. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 7 1/2 Ngr.

— Versehen des 2ten Heft. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 2 1/2 Ngr.

Young, E., Die Lyder-Bandkathwahl aus dem Jahre 1842 und die Königl. Regierung zu Gumbinnen. Eine altmännliche Darlegung. Frankfurt a. d. D., Formigky. 8. 8 Ngr.

**Geschichte der französischen Revolution bis auf die
Stiftung der Republik.** Von F. C. Dahlmann.
Leipzig, Weidmann. 1845. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die Anzeige dieses Buchs ist nicht ohne Grund verspätet worden. Es gibt Bücher, denen man wol ansieht, daß sie für ein gewisses Publicum geschrieben sind, und wer nicht selbst zu diesem Publicum gehört, dem bleibt nichts übrig als ihre Wirkung auf dasselbe abzuwarten, will er anders gegen ihr Verdienst gerecht sein. Diese neueste „Geschichte der französischen Revolution“ hat in der That große Vorzüge und Schönheiten. Zu jenen gehört, daß sie sich leicht und bequem liest, was man bekanntlich deutschen Geschichtsbüchern nicht immer nachrühmen kann; zu diesen rechnen wir einige Schilderungen von Menschen, Verhältnissen, Auftritten, welche die Wirkung haben den Leser auf das lebhafteste anzuregen. Es ist sicherlich nichts Leichtes für einen Geschichtschreiber der Revolution, sich durch den Haufen von Material, durch das Gewirr von Widersprüchen, durch das Getümmel leidenschaftlicher Urtheile, Meinungen, Behauptungen, womit er es bei der Beschäftigung mit dieser Weltbegebenheit zu thun hat, bis zu der Klarheit durchzuschlagen, die eine so einfache und so ephebitive Darstellung möglich macht wie diese Dahlmann'sche ist. Wir haben wenig, oder besser wir haben gar keine Geschichtsbücher solcher Art, und es würde schwer sein unter den gegenwärtigen gelehrten Schriftstellern — und ein gelehrter müßte es doch sein — einen zu nennen, der im Stande wäre Dahlmann ein solches Buch nachzuschreiben. Ein wahres Glück daß dem so ist; denn den Anreiz der Nachahmung zu wecken, namentlich in solchen, welche vor Allem rasche und schlagende Wirkungen auf ein großes Publicum ausüben möchten, dazu ist die Art und Weise dieses Werks nicht wenig geeignet, zumal es das Ansehen hat, ohne viel mühsames Studium, ohne langwieriges Nachsuchen und umständliche Quellenkritik zu Stande gekommen zu sein. Solche Arbeiten, von Männern unbestrittener Gründlichkeit ausgehend, sind bei uns etwas so Überraschendes, daß sie den Lesern und Beurtheilern nicht recht geheuer vorkommen und allerhand geheime Absicht dahinter gewittert wird. Der Eine versichert es sei eine Tendenzschrift, der Andere es sei dabei gar nicht auf die französische Revolution sondern auf

etwas ganz Anderes abgesehen, etwa nach dem bekannten Sprüchwort, wonach die Last geprügelt, das Lastthier aber gemeint wird. Die wunderbarlichste Auserung aber ist die, welche dies Dahlmann'sche Buch zu einem Volksbuche macht. Was soll denn wol das Volk aus einem Buche sich herauslesen, in welchem vom Volke gar nicht die Rede ist? Was hat das Volk mit Keiser und Calonne, mit Parlamenten und Notabeln zu schaffen? Von Regierungskünsten und Regierungsfehlern, von Hofintriguen und Finanzen versteht es nichts; sein Interesse, wenn es überall an der Geschichte Interesse nimmt, wäre zu sehen, wie es zu andern Zeiten andern Völkern ergangen ist, wie es bei ihnen um Wohl und Wehe, um Freiheit und Druck, um Dienste und Abgaben, um Kriegspflichten, um Glaubensangelegenheiten ausgefallen. Von alle Dem wird es in diesem Buche nichts finden. Wie geschah es denn, daß die Nation so behende und einmüthig von der Revolution ergriffen ward? Sing es dem Volke denn so traurig, ward es durch Gutsheerrschaft und Regierungsbeamte so schmählich bedrückt, von Abgaben so belastet, durch Verachtung so niedergebeugt, wie von Vielen behauptet wird? Es gibt ja Leute genug die das Alles in Abrede stellen, und Andere die es zwar einräumen, aber ein für allemal als ganz unwichtig erklären. Waren die Bürger so hintangesetzt, so aller persönlichen Bürgschaften beraubt, durch Zunftgesetze, Fabrikzwang, Zölle, innere Verkehrshemmungen, Beamtenwillkür und Härte so eingezwängt und verfolgt, daß sie den Zustand nicht länger ertragen konnten, und eine Revolution ausgebrochen wäre auch wenn Ludwig XVI. das Staatsruder in die Hände der ehelichsten und fähigsten Männer gegeben und sie daran erhalten hätte? Solche Fragen sind es, welche das Volk, die Bürger (und auch andere Leute die gewöhnlich zu keinen von Beiden gezählt werden) beantwortet haben möchten. Über diese Dinge aber ist das Buch stumm, und sollte es vom Volke, etwa von Landleuten, Handwerkern, Krämern, Fabrikarbeitern gelesen werden, was kaum wahrnehmlich ist, da sie das Meiste und Hauptsächliche darin nicht verstehen würden, so möchte der Eindruck der niederschlagende sein, daß sie erfahren, was sie aus der großen Mehrzahl unserer Geschichtsbücher ohnehin erfahren können, nämlich daß sie nicht in die Geschichte hinein

gehören und daß das Volk, wenngleich versichert wird, „daß die treibende Kraft im Staate von ihm ausgeht“, im Grunde und zuletzt doch nur das getriebene ist. Freilich aber ist das Buch, wenn auch nicht für das Volk, doch jedenfalls so geschrieben, daß es durch den darin angeführten Ton, durch Auffassung und Darstellung bei einem großen Theile der Nation nicht anders als sehr beliebt hat werden müssen.

Was wir hier zu sagen im Begriff sind, wird hoffentlich nicht mißverstanden oder verkannt werden, um so weniger, als in Deutschland in den letzten Zeiten so große Fortschritte in der Selbstschätzung und Selbsterkenntniß gemacht worden. Einer der charakteristisch hervortretenden deutschen nationalen Züge besonders in politischen Dingen ist, daß werbe Auslassungen in ernstlichen oder heiligen Worten gegen machthabende Gewalten dem Freiheitsgeiste, von dem sie ausgehen, so große Genugthuung gewähren, daß sie ihnen die Stelle wirklicher Thaten zu vertreten im Stande sind und eine vollkommene Selbstbefriedigung zur Folge haben. Jenes, die Freude an den Auslassungen, in Worten, Geberden, Spielen u. s. w., ist eine allgemein verbreitete, die französische Monarchie war bekanntlich *tempérée par des chansons*; das Andere aber, die Genügsamkeit und Beruhigung an derlei Demonstrationen, der Glaube, damit wirklich etwas gethan zu haben und mit gerechtem Frohlocken davongehen zu können, diese Empfindung scheint vorzugsweise unter uns heimisch zu sein.

Diese Art des Vergnügens ist es nun, welche das Dahlmann'sche Buch in recht reichlichem Maße zu verschaffen geeignet ist; kann sich der liberal gesinnte Leser auf jeder Seite desselben an den Schlägen ergözen, welche ohne viel Zögern tüchtig und scharf den Mächtigen von damals versetzt werden, so ist dafür gesorgt, daß er eine noch viel größere Freude an dem Echo zu empfinden bekomme, welches von diesen Schlägen zu den Ohren der Mächtigen von jetzt zurückprallt. Die Frage bleibt, ob es wünschenswerth sein kann, dem unbestreitbar vorhandenen, besonders einer gewissen Partei eigenthümlichen Hang zu solchem Ergözen, der ohnehin schon oft und stark genug unter uns zum Vorschein kommt, noch weitere Nahrung zu geben? Es ist immer schon mäßig, wenn Worte und Beizen genügen sollen, wo es allein auf das Thun ankommt; ist aber das Thun unthätig und muß darauf verzichtet werden, so scheinen nur solche Worte rühmlich an die Stelle treten zu können, welche gedehnt und unumwunden auf ihren Gegenstand ausgehen; Worte und Reden aber, welche auf Um- und Seitenwegen ihr Ziel zu treffen suchen, haben zu einem trüben und unklaren Denken ein schiefes Verhältniß, und das Wohlgefallen des Publicums daran muß ein sehr untergeordnetes genannt werden. Sieht man auf diejenigen Stellen des Dahlmann'schen Buchs, welche aller Orten hervorgehoben werden und ein besonderes Behagen erregt haben, so ist Grund zu fürchten, daß es jener Art des Wohlgefallens etwan nicht geringen Theil des erworbenen Beifalls verdanken mag. Ehe

aber dem Manne, welcher die Entwicklung einer großen Volkstragödie so beschreibt, daß tiefer sittlicher Unwille über den frevelhaften Leichtsinns Derr, die diese Tragödie herbeigeführt, seine ganze Darstellung durchdringt, und der sich nicht durch ängstliche, oder was oft Dasselbe ist, durch amüliche Bedenken abhalten läßt, vernünftig, wenn gleich indirect, auszusprechen, daß über Frankreich so großes Unheil hauptsächlich darum gekommen ist, weil seine Lenker und Verwalter nach Grundregeln, Lieblingsgedanken und Ansichten handelten ganz ähnlich denen, die heute mitten unter uns, da und dort, herrschen oder herrschen wollen. Der Verf. gehört zu unsern vorzüglichsten und zugleich zu unsern geprüften Männern. Man wird von gewisser Seite her nicht verfehlen zu sagen, daß die schneidende Schärfe seiner Darstellung etwas ganz Individuelles sei, das sich aus den Schicksalen und politischen Ergebnissen des Mannes erklärt und insofern nichts beweise. Richtig wäre wol, die Betrachtung anzustellen, wie viele Stacheln die Zeit, in welcher wir leben, haben müsse, wenn sie es vermag einen bewährten Charakter zu solcher Stimmung aufzureizen. Denn das Buch ist durchweg mit bitterem Hohn geschrieben; der sich auf jeder Seite auspricht; es ist Hohn schon in den Überschriften der Capitel: „Die hohlen Jahre der Selbsttäuschung.“ „Es wird der Revolution aufgethan.“ „Der Geburtstag der Revolution.“ „Der König flüchtig, gefangen, suspendirt, wieder angefaßt.“ Derselben schneidenden Kälte begegnet man überall; die Menschen werden so geschildert, die Begebenheiten werden so erzählt, daß an jenen und diesen die Vergeltung schon zu haften und die Rache nicht hinter- sondern nebenher zu laufen scheint. Bei Erwähnung des Unglücks, welches sich am Vermählungsfeste des Königs mit Math. Antoinette ereignete, schreibt Dahlmann:

Über 180 Menschen werden erdückt, wofür 1000 starben an den Folgen. Es war der 30. Mai 1770. Auf diesem Plage fiel 22 Jahre darauf das Haupt des Königs und der Königin.

Bei Gelegenheit von Necker's überreilt geforderter Entlassung heißt es:

Er selbst hat später die Haft bereut, mit welcher er seine Finanzarbeiten u. s. w. im Stiche ließ. Nur ein halbes Jahr noch Geduld, mit dem öffentlichen Vertrauen sich getrübt, und Mauerpas hatte seine Schuldigkeit gethan, war todt!

In einer andern Stelle sagt der Verf.:

Necker's Schrift ward höchst Orts übel empfunden; der Überlästige, der so ganz und gar nicht begreifen wollte, daß die Wahrheit in Frankreich zu den Regierungsräthen gehöre!

Aber es wäre nicht ausführbar, auch nur die hervortretendsten Stellen dieser Art auszuheben, man müßte sich namentlich in der ersten Hälfte des Buchs bei jeder Seite aufhalten.

Die Königin wollte durchaus diesmal das Vergnügen haben einen Minister zu schaffen.

Damit Niemand bezweifeln könne, auf welcher Seite die gute Sache sei, ward Brienne mit dem Erzbischof Sens, weit reicher als sein bisheriges, der nicht minder habgierige Lamoignon mit einem großen Geldgeschenke belohnt.

Der Saal, der für die Eröffnung der Reichsstände prächtig eingerichtet wurde, hieß der Saal der kleinen Vergnügungen. Man vermachte sich ein recht großes Vergnügen davon.

Diese kalte Ironie, diese eckige Härte und schroffe Bitterkeit ist im ganzen Buche von Anfang bis zu Ende herrschend. Besonders den König Ludwig XVI. treffen Worte von grausamer Kälte. Es ist die Rede von den vielen Denkschriften, welche Turgot dem König eine nach der andern überreichte, und wodurch er diesem unbequem ward. Dahlmann sagt hierbei in seiner bitteren Weise:

So war es denn doch wirklich nicht gemeint gewesen. Auch Ludwig arbeitete wol zu Zeiten mit der Feder und hatte noch kürzlich über die Kaninchenhege der Grundherren eine gründliche Ausarbeitung geliefert. . . .

Ein anderes Mal, da die Abneigung des Königs, Brienne zum Minister zu machen, zur Sprache kommt, erzählt Dahlmann:

Der Mann glaubt nicht an Gott, rief der König aus; dagegen ward eingewandt, der Prälat habe große Studien gemacht, im Eifer gegen die Protestanten komme ihm Niemand gleich und er habe bei den Notabeln stets die zarte Linie des Schicklichen eingehalten. Und Brienne erreichte sein Ziel.

In welchem Lichte läßt Dahlmann den König erscheinen! Dort den ernsthaftesten Staatsangelegenheiten gegenüber mit Kaninchen beschäftigt, hier so, daß seine Entscheidung durch zwei Motive bestimmt erscheint, das eine gehässig, das andere frivol. Malesherbes reicht ihm eine Denkschrift über ständische Verfassung ein; „las der König diese Denkschrift? er schien sich um diese Zeit der Regierungsangelegenheiten gesiffentlich zu entschlagen; er jagte“. Da Dahlmann aus der Rede des Königs im Lit de justice vom 8. Mai die Worte citirt: „Ein großer Staat bedarf einen einzigen König“, fügt er in Parenthese die Frage bei: „Wären denn für einen kleinen mehre Könige noch?“

Bittere Verhöhnung in allen diesen Worten, um so bitterer und eifriger, wenn man die Lage des Königs, seinen Charakter, sein Schicksal vor Augen hat. Wie viele Monarchen aus alter und neuer Zeit sind herkömmlich unglücklich genannt, die doch nur schuldig waren. Ludwig XVI. aber war in Wahrheit tief unglücklich, und der Geschichtschreiber, welcher die Güte und Liebe dieses Königs nicht in den Vordergrund seiner Schilderung stellt, scheint mit seiner Darstellung hinter der erschütternden Wirkung der Geschichte selbst zurückzubleiben. Nein, so war Ludwig nicht wie er in diesem Buche erscheint; die Geschichte ist unerbittlich, aber nicht spöttisch; sie richtet, aber sie mißhandelt nicht. Man fühlt das Bedürfnis, sich von den Hinwürfen die jene Auffassung zurückläßt abzuwenden und sich den edlern Gehalt des Königs zu vergegenwärtigen, wie er erscheint, wenn er an Calonne schreibt, nachdem er den Entschluß zur Verfassung der Notabeln gefaßt: „Ich habe die Nacht nicht schlafen können, aber es war vor Freude“; oder wenn er Lapeyrouse eine Instruction auf die Reise mitgibt, worin er sich folgendermaßen ausspricht:

Sollte Lapeyrouse jemals von der Überlegenheit seiner Waffen gegen Wilde Gebrauch machen müssen, so würde er nur mit größter Mäßigung verfahren und mit äußerster Strenge diejenigen seiner Leute züchtigen, welche seine Befehle überschritten. Nur im letzten Nothfall, bloß zur Vertheidigung, und überhaupt nur wenn durch Schonung ganz entschieden die Sicherheit der Fahrzeuge und das Leben der ihm anvertrauten

Personen bedroht werden sollte, wird der Befehlshaber der Expedition Gewalt anwenden. Der König würde es als einen der glücklichsten Erfolge der Unternehmung ansehen, wenn sie vollbracht werden könnte ohne das Leben eines einzigen Menschen gekostet zu haben.

Hier zeigt sich ganz die liebenswürdige Milde, Sorgsamkeit, Friedensliebe, die in seinem Charakter war und die er auch in großen Bedrängnissen nicht verleugnete. Er findet sich in Alles, wenn nur Unglück verhütet wird, und eben dadurch führt er es herbei. Einem der Hauptster des alten Adels, der ihm in einem kritischen Augenblick seinen und der Seinigen Degen zur Verfügung stellt, antwortet er: „Ich will nicht daß ein einziger Mensch um meiner Händel willen umkomme.“ Er ist in politischen Dingen weder ohne Einsicht noch ohne Würde der Gefinnung; nach der Nacht des 4. August schreibt er an den Erzbischof von Arles:

Ich bin mit diesen edeln Entschlüssen der beiden ersten Stände des Reichs zufrieden, sie haben große Opfer gebracht für die allgemeine Ausöhnung, für das Vaterland, für den König (— er nennt sich an letzter Stelle —), aber diese Aufopferung, ich kann sie nur bewundern; niemals werde ich in die Verübung meiner Geistlichkeit, meines Adels willigen; thäte ich es, dann allerdings würde eines Tages das französische Volk mich der Ungerechtigkeit und Schwäche anklagen können. Sie, mein Herr Erzbischof, unterwerfen sich den Beschlüssen der Versammlung, ich glaube mich ihnen zu unterwerfen wenn ich mich des Enthusiasmus erwehre, der sich aller Stände bemächtigt hat, der aber über mein Gemüth nur leise hinstreift; ich werde Alles was in meiner Macht steht aufbieten, um meinen Klerus, meinen Adel zu erhalten. Sollte Gewalt mich nöthigen meine Sanction zu ertheilen, dann werde ich nachgeben, aber dann würde in Frankreich weder Monarchie sein noch Monarch. Ich weiß daß die Zeiten schwierig sind; jetzt ist es daß wir der Erleuchtung des Himmels bedürfen; sehen Sie ihn darum an, er wird uns erhören.

Dahlmann führt so manches Document wörtlich oder auszugsweise an; war kein Raum für eins von jenen oder den zahlreichen andern, die man nur zu kennen braucht, um für immer gerecht gegen den König zu bleiben? Er, der zum Throne geboren war, war nicht für den Thron geboren, und dieser einzige Vorwurf den man ihm machen kann ist kein Vorwurf. Was Burke sagt, möchte man mit besonderer Beziehung und veränderter Anwendung hier wiederholen:

Unglück ist nicht Verbrechen, und Verirrung nicht Frevel; nie werde ich mich überzeugen, daß dieser König, der ohne Abgern seine Macht einzuschränken, seinem Lande Freiheiten zu geben, einen Theil seiner herkömmlichen Befugnisse zu opfern bereit war, verdient hätte der Gegenstand so grausamen Spottes zu werden wie Paris und Doctor Prite (Redner eines englischen Revolutionsclubs) über ihn ausgegossen haben.

Damals, in der Zeit der aufgeregtesten politischen Leidenschaften, war jede, auch die herzlichste Schärfe und Bitterkeit des Urtheils begreiflich und verzeihlich. Sind unsere heutigen Zeiten wie jene damaligen? Fast möchte man es glauben, und das Dahlmann'sche Buch ist, uns wenigstens, durch nichts merkwürdiger als durch das unlenkbare Zeugniß, welches der darin herrschende Ton für die Stimmung abgibt, in welcher gegenwärtig gedacht und empfunden wird. Die Forderungen aber an die Geschichtschreiber, an ihren Beruf und Geist, bleiben immer die-

gehören und daß das Volk, wenngleich versichert wird, „daß die treibende Kraft im Staate von ihm ausgeht“, im Grunde und zuletzt doch nur das getriebene ist. Freilich aber ist das Buch, wenn auch nicht für das Volk, doch jedenfalls so geschrieben, daß es durch den darin angeflammten Wonn, durch Auffassung und Darstellung bei einem großen Theile der Nation nicht anders als sehr beliebt hat werden müssen.

Was wir hier zu sagen im Begriff sind, wird hoffentlich nicht mißverstanden oder verkannt werden, um so weniger, als in Deutschland in den letzten Zeiten so große Fortschritte in der Selbstschätzung und Selbsterkenntniß gemacht worden. Einer der charakteristisch hervortretenden deutschen nationalen Züge besonders in politischen Dingen ist, daß derbe Auslassungen in ernstern oder heftigen Worten gegen nochthätende Gewalten dem Freiheitsgeiste, von dem sie ausgehen, so große Genugthuung gewähren, daß sie ihm die Stelle wirklicher Thaten zu vertreten im Stande sind und eine vollkommene Selbstbefriedigung zur Folge haben. Jenes, die Freude an den Auslassungen, in Worten, Gebärden, Spielen u. s. w., ist eine allgemein verbreitete, die französische Monarchie war befanntlich *tempérée par des chansons*; das Andere aber, die Genügsamkeit und Beruhigung an derlei Demonstrationen, der Glaube, damit wirklich etwas gethan zu haben und mit gerechtem Frohsinn davongehen zu können, diese Empfindung scheint vorzugsweise unter uns heimisch zu sein.

Diese Art des Vergnügens ist es nun, welche das Dahlmann'sche Buch in recht reichlichem Maße zu verschaffen geeignet ist; kann sich der liberal gesinnte Leser auf jeder Seite desselben an den Schlägen ergözen, welche ohne viel Jögern tüchtig und scharf den Nachhabern von damals versetzt werden, so ist dafür gesorgt, daß er eine noch viel größere Freude an dem Echo zu empfinden bekomme, welches von diesen Schlägen zu den Ohren der Nachhaber von jetzt zurückprallt. Die Frage bleibt, ob es wünschenswerth sein kann, dem unbestreitbar vorhandenen, besonders einer gewissen Partei eigenthümlichen Hang zu solchem Ergözen, der ohnehin schon oft und stark genug unter uns zum Vorschein kommt, noch weitere Nahrung zu geben? Es ist immer schon möglich, wenn Worte und Zeichen genügen sollen, wo es allein auf das Thun ankomme; ist aber das Thun unthunlich und muß darauf verzichtet werden, so scheinen nur solche Worte rühmlich an die Stelle treten zu können, welche gedanklos und unumwunden auf ihren Gegenstand ausgehen; Worte und Reden aber, welche auf ihn- und Seinswegen ihr Ziel zu treffen suchen, haben zu einem tristen und unthunlichen Denken ein schiefes Verhältniß, und das Wohlgefallen des Publicums daran muß ein sehr untergeordnetes genannt werden. Sieht man auf diejenigen Stellen des Dahlmann'schen Buchs, welche aller Orten hervorgehoben werden und ein besonderes Behagen erwegt haben, so ist Grund zu fürchten, daß es jener Art des Wohlgefallens einen nicht geringen Theil des erworbenen Beifalles verdanken mag. Ihre

aber dem Manne, welcher die Entwicklung einer großen Volkstragödie so beschreibt, daß tiefer sittlicher Unwille über den frevelhaften Leichtsinns Dorer, die diese Tragödie herbeigeführt, seine ganze Darstellung durchbringt, und der sich nicht durch ängstliche, oder was oft Dasselbe ist, durch amliche Bedenken abhalten läßt, vernünftig, wenn gleich indirect, auszusprechen, daß über Frankreich so großes Unheil hauptsächlich darum gekommen ist, weil seine Lenker und Verwalter nach Grundsätzen, Lieblingsgedanken und Ansichten handelten ganz ähnlich denen, die heute mitten unter uns, da und dort, herrschen oder herrschen wollen. Der Verf. gehört zu unsern vorzüglichsten und zugleich zu unsern geprüften Männern. Man wird von gewisser Seite her nicht verfehlen zu sagen, daß die schneidende Schärfe seiner Darstellung etwas ganz Individuelles sei, das sich aus den Schicksalen und politischen Erlebnissen des Mannes erkläre und insofern nichts beweise. Richtiger wäre wol, die Betrachtung anzustellen, wie viele Stacheln die Zeit, in welcher wir leben, haben müsse, wenn sie es vermag einen bewährten Charakter zu solcher Stimmung aufzureizen. Denn das Buch ist durchweg mit bitterem Hohn geschrieben; der sich auf jeder Seite ausspricht; es ist Hohn schon in den Überschriften der Capitel: „Die holden Jahre der Selbsttäuschung.“ „Es wird der Revolution aufgethan.“ „Der Geburtstag der Revolution.“ „Der König flüchtig, gefangen, suspendirt, wieder angekrönt.“ Derselben schneidenden Kälte begegnet man überall; die Menschen werden so geschilbert, die Begebenheiten werden so erzählt, daß an jenen und diesen die Vergeltung schon zu haften und die Nemesis nicht hinter- sondern nebenher zu laufen scheint. Bei Erwähnung des Unglücks, welches sich am Vermählungsfeste des Königs mit Marie Antoinette ereignete, schreibt Dahlmann:

Über 100 Menschen werden erdrückt, wol 1000 starben an den Folgen. Es war der 30. Mai 1770. Auf diesem Plage fiel 22 Jahre darauf das Haupt des Königs und der Königin.

Bei Gelegenheit von Necker's übereilt geforderter Entlassung heißt es:

Er selbst hat später die Haft bereut, mit welcher er seine Finanzarbeiten u. s. w. im Stiche ließ. Nur ein halbes Jahr noch Geduld, mit dem öffentlichen Vertrauen sich getrübet, und Maurepas hatte seine Schuldigkeit gethan, war todt!

An einer andern Stelle sagt der Verf.:

Necker's Schrift ward höchst übel empfunden; der Überlästige, der so ganz und gar nicht begreifen wollte, daß die Wahrheit in Frankreich zu den Regierungsrechten gehöre!

Aber es wäre nicht ausführbar, auch nur die hervortretendsten Stellen dieser Art anzuheden, man müßte sich namentlich in der ersten Hälfte des Buchs bei jeder Seite aufhalten.

Die Königin wollte durchaus diesmal das Vergnügen haben einen Minister zu schaffen.

Dannit Blamand bezweckelt Börsen, auf welcher Seite die gute Sache sei, ward Bréme mit dem Erzbischofum Cam, weit reicher als sein bisheriges, der nicht minder habgierige Lamignon mit einem großen Geldgeschenke belohnt.

Der Saal, der für die Eröffnung der Reichstände prächtvoll eingerichtet wurde, hieß der Saal der kleinen Vergnügungen. Man verprovantirte ein recht großes Vergnügen davon.

Diese kalte Fronte, diese eckige Härte und schroffe Bitterkeit ist im ganzen Buche von Anfang bis zu Ende herrschend. Besonders den König Ludwig XVI. treffen Worte von grausamer Kälte. Es ist die Rede von den vielen Denkschriften, welche Turgot dem König eine nach der andern überreichte, und wodurch er diesem unbehaglich ward. Dahlmann sagt hierbei in seiner bitteren Bese:

So war es denn doch wirklich nicht gemeint gewesen. Auch Ludwig arbeitete wol zu Zeiten mit der Feder und hatte noch kürzlich über die Kaninchenhege der Grundherren eine gründliche Ausarbeitung geliefert.

Ein anderes Mal, da die Abneigung des Königs, Brienne zum Minister zu machen, zur Sprache kommt, erzählt Dahlmann:

Der Mann glaubt nicht an Gott, rief der König aus; dagegen ward eingewandt, der Prälat habe große Studien gemacht, im Eifer gegen die Protestanten komme ihm Niemand gleich und er habe bei den Katakomben stets die zarte Linde des Schicksals eingehalten. Und Brienne erreichte sein Ziel.

In welchem Lichte läßt Dahlmann den König erscheinen! Dort den ernsthaftesten Staatsangelegenheiten gegenüber mit Kaninchen beschäftigt, hier so, daß seine Entscheidung durch zwei Motive bestimmt erscheint, das eine geschäftig, das andere frivol. Malesherbes reicht ihm eine Denkschrift über ständische Verfassung ein; „Ist der König diese Denkschrift? er schien sich um diese Zeit der Regierungsangelegenheiten gesüßentlich zu entschlagen; er jagte“. Da Dahlmann aus der Rede des Königs im Lit de justice vom 8. Mai die Worte citirt: „Ein großer Staat bedarf einen einzigen König“, fügt er in Parenthese die Frage bei: „Wären denn für einen kleinen mehre Könige noch?“

Bittere Verhöhnung in allen diesen Worten, um so bitterer und eifriger, wenn man die Lage des Königs, seinen Charakter, sein Schicksal vor Augen hat. Wie viele Monarchen aus alter und neuer Zeit sind herkömmlich unglücklich genannt, die doch nur schuldig waren. Ludwig XVI. aber war in Wahrheit tief unglücklich, und der Geschichtsschreiber, welcher die Güte und Liebe dieses Königs nicht in den Vordergrund seiner Schilderung stellt, scheint mit seiner Darstellung hinter der erschütternden Wirkung der Geschichte selbst zurückzubleiben. Nein, so war Ludwig nicht wie er in diesem Buche erscheint; die Geschichte ist unerbittlich, aber nicht spöttisch; sie richtet, aber sie mißhandelt nicht. Man fühlt das Bedürfnis, sich von den Hindrücken die jene Auffassung zurückläßt abzuwenden und sich den edlern Gehalt des Königs zu vergegenwärtigen, wie er erscheint, wenn er an Calonne schreibt, nachdem er den Entschluß zur Verfassung der Katakomben gefaßt: „Ich habe die Nacht nicht schlafen können, aber es war vor Freude“; oder wenn er Lapeyrouse eine Instruction auf die Reise mitgibt, worin er sich folgendermaßen ausspricht:

Sollte Lapeyrouse jemals von der Überlegenheit seiner Waffen gegen Wilde Gebrauch machen müssen, so würde er nur mit größter Mühsung verfahren und mit äußerster Strenge diejenigen seiner Leute züchtigen, welche seine Befehle überschritten. Nur im letzten Nothfall, bis zur Vertheidigung, und überhaupt nur wenn durch Schonung ganz entschieden die Sicherheit der Fahrzeuge und das Leben der ihm anvertrauten

Frangosen bedroht werden sollte, wird der Befehlshaber der Expedition Gewalt anwenden. Der König würde es als einen der glücklichsten Erfolge der Unternehmung ansehen, wenn sie vollbracht werden könnte ohne das Leben eines einzigen Menschen gekostet zu haben.

Hier zeigt sich ganz die liebenswürdige Milde, Sorgsamkeit, Friedensliebe, die in seinem Charakter war und die er auch in großen Bedrängnissen nicht verleugnete. Er findet sich in Alles, wenn nur Unglück verhütet wird, und eben dadurch führt er es herbei. Einem Kritiker des alten Adels, der ihm in einem kritischen Augenblick seinen und der Seinigen Degen zur Verfügung stellt, antwortet er: „Ich will nicht daß ein einziger Mensch um meiner Händel willen umkomme.“ Er ist in politischen Dingen weder ohne Einsicht noch ohne Würde der Gesinnung; nach der Nacht des 4. August schreibt er an den Erzbischof von Arles:

Ich bin mit diesen edeln Entschlüssen der beiden ersten Stände des Reichs zufrieden, sie haben große Opfer gebracht für die allgemeine Ausöhnung, für das Vaterland, für den König (— er nennt sich an letzter Stelle —), aber diese Aufopferung, ich kann sie nur bewundern; niemals werde ich in die Beraubung meiner Geisteskräfte, meines Adels willigen; thäte ich es, dann allerdings würde eines Tages das französische Volk mich der Ungerechtigkeit und Schwäche anklagen können. Sie, mein Herr Erzbischof, unterwerfen sich den Beschlüssen der Versammlung, ich glaube mich ihnen zu unterwerfen wenn ich mich des Enthusiasmus erwehre, der sich aller Stände bemächtigt hat, der aber über mein Gemüth nur leise hinstreift; ich werde Alles was in meiner Macht steht aufbieten, um meinen Clerus, meinen Adel zu erhalten. Sollte Gewalt mich nöthigen meine Sanction zu ertheilen, dann werde ich nachgeben, aber dann würde in Frankreich weder Monarchie sein noch Monarch. Ich weiß daß die Zeiten schwierig sind; jetzt ist es das wir der Erleuchtung des Himmels bedürfen; sehen Sie ihn darum an, er wird uns erhören.

Dahlmann führt so manches Document wörtlich oder auszugsweise an; war kein Raum für eins von jenen oder den zahlreichen andern, die man nur zu kennen braucht, um für immer gerecht gegen den König zu bleiben? Er, der zum Throne geboren war, war nicht für den Thron geboren, und dieser einzige Vorwurf den man ihm machen kann ist kein Vorwurf. Was Buche sagt, möchte man mit besonderer Beziehung und veränderter Anwendung hier wiederholen:

Unglück ist nicht Verbrechen, und Verirrung nicht Frevel; nie werde ich mich überzeugen, daß dieser König, der ohne Börgern seine Macht einzuschränken, seinem Lande Freiheit zu geben, einen Theil seiner herkömmlichen Befugnisse zu opfern bereit war, verdient hätte der Gegenstand so grausamen Spottes zu werden wie Paris und Doctor Price (Nebner eines englischen Revolutionsclubs) über ihn ausgegossen haben.

Damals, in der Zeit der aufgeregtesten politischen Leidenschaften, war jede, auch die heillosste Schärfe und Bitterkeit des Urtheils begrifflich und vernehmlich. Sind unsere heutigen Zeiten wie jene damaligen? Fast möchte man es glauben, und das Dahlmann'sche Buch ist, uns wenigstens, durch nichts merkwürdiger als durch das unlegbare Zeugniß, welches der darin herrschende Ton für die Stimmung abgibt, in welcher gegenwärtig gedacht und empfunden wird. Die Forderungen aber an die Geschichtliche, an Ihren Beruf und Geist, bleiben immer die-

selben, und wenn Viele an dem Buche um so gewisere Beschreibung empfinden als die Stimmung desselben mit ihrer eigenen zusammentrifft, so darf man mit verdoppeltem Nachdruck die Frage aufwerfen, ob solcher Eindruck aus Geschichtsbüchern hervorgehen soll.
(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

über Thomas Thyrnau im Englischen.

Bei Gelegenheit der Anzeige des von Mary Howitt unter dem Titel: „The citizen of Prague“ (3 Bde., London 1845) ins Englische übersetzten „Thomas Thyrnau“ sagt die „Sunday Times“ vom 11. Januar: „Wer eine gewisse ungefeilte Diction nicht sonderlich beachtet, dem kann die Übersetzung dieses Buchs viel Vergnügen gewähren. Als Novelle hat es Fehler. Die Ereignisse werden zu deutlich ausgemalt, die Erzählung durch eingelegte häufig sehr unerquickliche Gespräche bedeutend in die Länge gezogen. Die meisten ob aus dem Schwedischen oder aus dem Deutschen übersetzten Novellen haben die gemeinschaftliche Eigenthümlichkeit, eine sublimen Philosophie zu erstreben. Frederic Bremer, so bewundernsworth, wenn sie sich auf Schilderung der Tagesbegebenheiten des häuslichen Lebens beschränkt, wird beim Abweichen davon fast unerträglich. Sie sowohl als Gräfin Hahn-Bahn brauchen nur ihr Gebiet zu verlassen, den Leidenschaften, welche das Herz beherrschen, Worte zu geben und sie fliegen augenblicklich in einer Art unbegreiflichem Mythismus auf und davon und verlieren in dem philosophischen Nebel die strengen Regeln der Sittlichkeit aus den Augen. Die Phantasie führt sie über die Sphäre der Wirklichkeiten hinaus, sie vergessen, daß es in der bürgerlichen Gesellschaft Sagenungen gibt, deren Befolgung das harmonische Bestehen der Gesellschaft unwiderlegbar bedingt. Alles Dies gilt nicht in gleichem Maße vom „Citizen of Prague“; denn kommen auch Scenen und Phrasen vor, die einer englischen Novelle fremd bleiben würden, so ist doch Ton und Haltung rein sittlich. Es gibt hochfliegende Stellen, tragische Reden, Trauer über Vergangenes und maßlose, von Frauen gegen die gesammte Menschheit ausgestoßene Vermuthungen, die der Leser sich oft versucht fühlen wird zu überschlagen; doch hat das Werk seine unbestreitbaren Verdienste. Dahin gehören die häuslichen wahrhaft rührenden Scenen und hier und da kleine Bemerkungen von seltener Schönheit. Sie begründen den Hauptwerth dieses Romans. Die in die Geschichte verflochtenen aristokratischen Personen stehen unserer Sympathie fern. Dagegen fühlen wir für die natürlicheren Menschen aus niederm Stande und kommen immer gern auf die Beschreibungen der untern Volkscasse zurück. Da ist die Verf. sichtbar zu Hause, und in dem Bewußtsein, zu kennen was sie schildert, schildert sie es gut. Die historischen Partien zeugen von geringerm Geschick. Da macht sich eine gewisse Schüchternheit bemerkbar, wie das häufig der Fall, wenn der Schriftsteller einen Gegenstand behandelt, dem er nicht gewachsen ist. Dessenungeachtet wird der englische Leser das Buch nicht ohne genossenes Vergnügen aus der Hand legen und Jeder würde mit Haft danach greifen, wäre es um die Hälfte kürzer.“

Charles Dickens.

Es ist schon früher bemerkt worden, daß der pseudonyme Boz und wirkliche Charles Dickens ein von der Presse verzogener Kind sei, und allerdings kommt es in der Literaturgeschichte selten vor, daß ein Autor mit gleicher Schnelligkeit berühmt und von der Kritik gleich einstimmig gelobt wird. Daß die Leistungen eines solchen Glücklichen nicht alltägliche Erscheinungen sein können, liegt auf der Hand. Auch Dickens' Werke sind es nicht. Hat aber Kritik und Lesewelt den Werth derselben nicht überschätzt — was wol möglich —, so scheint sie

wenigstens in ihren fernern Erwartungen von ihm und seiner Schöpferkraft sich täuschen zu sollen. Sein erstes Weihnachts-Carol fand Beifall; sein zweites war eine Wiederholung und wurde um der guten Absicht willen hingenommen. Mit einem größern Werke trat er inzwischen nicht auf, und was er als letzte Weihnachtsgabe gesendet, ist nicht geeignet, seinen Ruhm zu erhöhen. „Das Heimchen auf dem Herde“ — „The cricket on the hearth, a fairy tale of home“ (London 1846) läßt die zweimal behandelte Frage von gesellschaftlichem Recht und Unrecht unberührt, ist ein Gemälde des bürgerlichen Lebens von der poetischen und etwas romantischen Seite, einigermaßen à la Wordsworth, nur daß wie diesem Dickens' Kenntniß des städtischen Treibens, so Dickens' Wordsworth's Liebe und Gehalt abgeht. Die Elemente seines Märchens sind einfach und keineswegs neu. Der einzige neue Charakter dürfte Lilly Snow-boy sein, ein Mädchen aus dem Findelhaufe, das bei der Hebdin der Geschichte, einer Mistress Peerybingle, als Magd dient. Die übrigen Personen sind: Der Mann der Geldin, ein mitteljähriger Rärner, von schwachem Verstand, aber warmem Herzen, der sein Frauchen, ein junges, lustiges, hausbäuliches Geschöpf, wegen ihrer kleinen Gestalt „Punktschen“ nennt; ein Spielzeugverfertiger, Caleb Plummer, dessen zwei Kinder, Eduard und Bertha, letztere blind; ein Spielzeughändler, Tackleton, und Ray Fiedling sammt ihrer Mutter, einer herabgekommenen Frau höhern Standes mit beibehaltenem Standes-Vorurtheil. Eduard, der Tacktofe ist, erfährt bei seiner Rückkehr aus dem „goldenen Südamerika“, daß Ray Fiedling, seine verlobte Braut, ihn für todt gehalten und dem reichen Tackleton ihre Hand versprochen hat. Das Terrain zu untersuchen, vertheidigt er sich als ein alter, tauber Herr, zieht zu Peerybingle und vertraut sein Geheimniß der kleinen Frau, die ihrem Ranne nichts davon sagt. Tackleton, immer das Höflichste vermuthend, setzt dem Rärner „einen Floß ins Ohr“. Aber obschon eifersüchtig ist dieser Klüger als Diabell, und das Ganze endigt zu allseitiger Zufriedenheit, indem auch Tackleton seine Bosheit ablegt und Eduard und Ray die Hochzeitfeier ausrichtet. Märchen ist die Erzählung eigentlich bloß wegen eines Gesprächs zwischen dem Wasserkrüger am Feuer und dem Heimchen auf dem Herde, wodurch Peerybingle von Nordgedanken gegen Eduard abgebracht wird. 16.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Holzhausen (F. A.),

Der Protestantismus in seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung.

Erster Band.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Dieses Werk, das nicht allein für Theologen, sondern auch für wissenschaftlich Gebildete im Allgemeinen bestimmt ist, wird die Geschichte des Protestantismus überhaupt von dem Ursprunge desselben bis auf unsere Lage darstellen und dürfte insofern für unsere Zeit von besonderm Interesse sein, da der Verfasser einen rein geschichtlichen Standpunkt einnimmt und die kirchliche Entwicklung des Protestantismus nach dem Gesetze organischer Bildung verfolgt, um auf diesem Wege eine bestimmte und klare Ansicht über das letzte Ziel desselben zu ermitteln. Das Werk wird aus drei Bänden bestehen und der zweite und dritte Band werden rasch folgen.

Leipzig, im April 1846.

F. A. Brockhaus.

Sonntag,

Nr. 116.

26. April 1846.

**Geschichte der französischen Revolution bis auf die
Stiftung der Republik.** Von J. E. Dahlmann.

(Fortsetzung aus Nr. 115.)

Wird der König mit so herben Griffen gehandhabt, so läßt sich urtheilen, welche Schätzung solchen Persönlichkeiten wie Necker, Brienne, Calonne in dem Buche zu Theil wird. Den Letzgenannten finden wir so eingestuft:

Die Best der Schurken schrie Triumph, als es der ungeschickten Ehrlichkeit (nämlich dem wackern d'Ormesson) so übel gelungen war, und aus der nicht kleinen Zahl von Bewerbern, von deren Rechtmäßigkeit nichts zu streiten war (jedes Wort ist ein Stachel!), griff Ludwig's unglückliche Hand gerade den Schlimmsten heraus. Der Hr. v. Calonne war als Intendant so übel berufen, solch ein Schuldnermacher, daß ihn der König barsch verwarf; allein seine heitere Zuversicht . . . gewann ihm jene höchsten Kreise bald, welchen sorgenvolle Stürmen ein Greuel sind. Jener d'Ormesson hatte beiden Brüdern des Königs die Bezahlung ihres Schulden rund abgeschlagen, Calonne ließ ganz andere Glädlein klingen und Artois war entzückt von ihm. Da nun die Königin beifällig nickte, Vergennes nicht widersprach, so ließ sich der König einen Mann gefallen, der ihm gute Lage in Aussicht stellte.

Wie ist hier wiederum Ludwig geschildert, der einen Menschen, dessen übler Ruf ihn erst zurückstößt, dann darum zum Minister macht, weil er gute Lage bei ihm zu haben hofft! Sodann erfahren wir von Calonne nichts weiter als daß er Königin, Hof und verarmte Groste mit Geschenken bedeckt, Meister in leichten Formen und schneller Rathgeber in Verlegenheiten war, sich durch „so eintrüchende Verdienste“ vom Könige seine Verschwendungen verzeihen ließ, dann plötzlich, als der Schatz leer geworden, „mit einer Frechheit ohne Gleichen“ die Sache umkehrte, alle Verbesserungen die Lurgot im Sinne gehabt, „in eine Denkschrift zusammenwirft“ und damit endet, die Berufung der Notabeln zu verlangen, welche aber, nachdem sie zusammengetreten waren, gegen „den Unverschämten“, der ihnen die widerwärtige Grundsteuer zumuthete, ihren höchsten Jorn ausstießen, bis er sich genöthigt sah zu weichen und von einer peinlichen Anklage bedroht nach England zu entfliehen. Man mag aber Calonne so hart richten als man wolle, eine solche Darstellung legt ihn jedenfalls noch tiefer herunter als er ohnehin schon stand, und es geschieht unvermeidlich, daß wir ihm auch alle diejenigen, die ihn zum Minister

machten und länger als drei Jahre ein Amt erklebten, um ebenso viel Stufen als es selbst erniedrige erschmeten. Allerdings war es ein leistungsfähiger Monteur, aber es war doch noch etwas mehr als Das. Werden nicht die vorerwähnten Persönlichkeiten nur Das verdient, was Misachtung erworben kann? In einer neuesten Arbeit über Calonne's Verwaltung *) ist über denselben folgendes gesagt:

Geschicklichkeit wird ihm Niemand absprechen der seine Schriften liest, sie zeigen eine merkwürdige Gewandtheit und Dreistigkeit des Geistes; von den gedruckten sind die welche sich auf Verwaltung beziehen nicht ohne literarisches Verdienst. Auch im Umgang wußte er sich geltend zu machen; er trug gern gute Grundsätze oder die glänzenden allgemeinen halbwayren Ideen vor, die nach der höhern Gesellschaft empörtäuben; mit der äußern Glätte eines Hofmanns verband er einer gewissen Scharfsinn im Ergreifen des Unterscheidenden und der feinen Beziehungen, hatte Lebhaftigkeit und Anmuth des Ausdruck; wer es leicht mit den Dingen nahm ward bald überredet, daß Niemand sie besser wie Calonne versteht; unterthätige Männer hielten ihn für einen Empiriker und Charlatan.

Abfichtlich ist hier der Auffassung Dahlmann's nicht unsere eigene, sondern die eines bewährten Kritikers entgegen gehalten, damit unsere Ausstellungen nicht etwa den Anschein haben, auf Polemik und Widerspruch hin auslaufen zu sollen. In dieser letzten Schilderung erscheint denn doch der Mann so, daß seine Wahl zum Minister wenigstens nicht wie das Werk der verächtlichsten Triivolität aussteht, daß man die auf ihn gesetzten Hoffnungen begreift, ohne die Hoffnungen getäuscht werden zu müssen. Wer überhaupt sich staatsmännisch stellt, und z. B. an Menschen wie Mirabeau über Charakter, Beweggründe und anderes Verwerfliche hinweg-

*) Ranke: Ohne Zweifel ist es nicht verwerflich, die That- sachen, auch unbedeutende, in ihrer Wichtigkeit darzustellen; so willt Ranke auch, daß die überall, auch bei Dahlmann sich vorfindende Angabe, Calonne habe seine Reformpläne vor der Königin verborgen gehalten, falsch sei. Indeß kommt auf solche Dinge denn doch nicht so entschieden viel an; es genügt sie zu berichtigen, zu einer Zurück- weisung, wie sie Ranke dem Geschichtschreiber Deß erteilt, ist ein solcher Anlaß zu gering. Ranke nennt des letztern bekanntes Buch ein wohlgemeintes. Das ist sehr vornehm gemeint. Alle gebüh- rende Achtung vor der Quellenkritik; aber sie darf nicht etwa glauben, auf ein philosophisches Geschichtsbuch von oben herabsehen zu können.

sieht, um nur seine politische Wirkung als das allein Wesentliche hervorzuheben, müßte etwas von dieser Unbedenklichkeit auch einem Menschen wie Calonne zugute kommen lassen, und hätte weit mehr Grund zu scharfem Urtheil gegen die Notabeln als gegen ihn, denn ihr Widerstand war factios und persönlich, und sie waren es welche die Schäden, die Calonne verursacht, erst recht weit aufrissen. Calonne soll gesagt haben (das Wort wird auch Andern, aber ihm am wahrscheinlichsten zugeschrieben): die Mißbräuche seien eine vortreffliche Sache, nur müsse man keinen Mißbrauch damit treiben. Er ist indeß der erste Minister gewesen, welcher von den herrschenden Mißbräuchen nicht nur gesprochen und in Denkschriften geschrieben, sondern welcher den Muth gehabt sie laut vor ganz Frankreich, freilich durch die Umstände gebrängt, auszurufen, und hinzuzusetzen, daß sie nicht bloß die tiefsten und weitverzweigtesten Wurzeln haben, sondern auch am härtesten auf die arbeitenden und erzeugenden Classen drücken. Ueberdies ist zu der oben angezogenen Schilderung hinzuzufügen und gegen Dahlmann's Äußerungen anzumerken, daß Calonne seine Reformen selbst keineswegs für neu ausgegeben, noch seine Vorgänger verleugnet, vielmehr ohne Umschweif erklärt hat, was er bringe sei „keine neue Erfindung, sondern nur die Verbindung und Zusammenfassung von Entwürfen zum öffentlichen Heil, die seit lange schon von den vorzüglichsten Staatsmännern seien erfunden worden“. Daß Calonne, der Höfling, der Verschwender, so unumwunden mit populären und volkfreundlichen Anträgen hervortrat, ist eine geschichtlich viel zu bedeutende und charakteristische Thatsache als daß man sie nur dazu benutzen dürfte, ihren Urheber zu verhöhnen und verächtlich erscheinen zu lassen. Sonderbar, daß die bitter scharfe Luft die in dem Buche weht immer nur die Personen trifft, welche am Hof und in den Ministerien figuriren, während die Übrigen, wenn sie nur irgendwie Opposition machen, mit einem schützenden Gehege umgeben scheinen. Der Geschichtschreiber schlägt sich auf die Seite der damaligen öffentlichen Stimmung, der Alles ohne Unterscheidung recht war, wenn nur Widerstand gegen Hof und Minister geleistet wurde. Über das von Grund aus verwerfliche Benehmen der Notabeln wird ganz schonend hinweggegangen mit den Worten:

Es war augenscheinlich Plan in allen diesen Verwerfungen. . . . So aber war das Ende doch, daß man die Steuern abschlug als zu deren Bewilligung nicht befugt; dabei von allen Seiten Überdruß der Sitzungen. Am 25. Mai Entlassung der Notabeln.

Hier kein herbes Wort, keine von den künftigen Ausdrucksweisen und Wendungen. Ebenso glimpflich ist mit den Parlamenten umgegangen; sie machten ja auch Opposition, gleichviel welche, und foderten Reichsstände, auch gleichviel welche. Da die Parlamentsmitglieder ihres Troges halber nach Troyes verbannt werden, dort aber vor Langeweile nicht aushalten und sich durch die Lockungen der Hauptstadt sehr leicht wieder zur Rückkehr nach Paris bewegen lassen, bemerkt der sonst so schonungslose Verf. nur dies, daß „die Selbstachtung, an der

Wurzel verletzt, so bald nicht wieder nachwächst“. Es wird wol einmal eine kritische Geschichte der Parlamente von ihrer Wiedereinberufung bis zur Gesetzgebenden Versammlung geschrieben werden; aus dieser werden die Parlamente zu ganz anderer Würdigung hervorgehen als die ihnen gewöhnlich zu Theil wird. Selbst aus dem Munde eines Ministers wie Calonne konnte man doch die Worte: öffentliches und Volkswohl, vernehmen, ja es läßt sich nicht daran zweifeln, daß es zuletzt mehr als nur Worte bei ihm waren; von den Notabeln und Parlamenten aber hörte man solche Töne nicht anschlagen, sie dachten viel an sich selbst und wenig an die Nation. Als die Zeit gekommen war, in welcher das Volk über das eigentliche Wesen der Parlamente nicht als rechtsprechender sondern als politischer Körperschaften Klar zu sehen vermochte, da urtheilte es über die Herren Räte ungefähr so: in der Stadt, sagte es, benehmen sich diese Herren wie Vertheidiger der Unterdrückten, auf dem Lande unterdrücken sie selbst; gegen die Lettres de cachet erhoben sie sich erst als sie selbst anfangen davon betroffen zu werden; niemals haben sie gegen einen der Ihrigen Gerechtigkeit geübt; sie fodern zwar Generalstände, sobald aber der dritte Stand angemessen darin vertreten werden will, behaupten sie selbst Generalstände zu sein; sie publiciren sogar Gesetze gegen Zusammenrottungen, stiften aber gelegentlich selbst Meutereien an. Natürlich versäumt auch Dahlmann nicht zu erzählen, wie und wodurch das Parlament am 25. Sept. 1788 die Popularität verlor und die Achtung einbüßte, „welche ihm selbst ruhige Beobachter eine Zeit lang zollen mochten“, und daß der freigegebene d'Espréménil auf seiner Rückreise durch Frankreich „wie ein faselnder Ock betrachtet wurde“.

Um so feltamer ist es, daß der Widerstand und Widerspruchsgeist dieses Parlaments nicht von allem Anfang an nach seiner eigentlichen Art und Natur dargestellt ist, sondern so geschildert wird, daß der Geschichtschreiber sich ihm anzuschließen, und zufrieden, gleichwie es damals die Menge war, daß nur überhaupt Auflehnung sich irgendwo zeigte, mit demselben Winde zu fahren scheint, mit welchem die Parlamente segelten, als sei der Hof- und Regierungspartei gegenüber Wahrheit, Frische und Nationalgeist auf ihrer Seite. Soll aber unnachsichtliche Strenge geübt und ernstes Gericht über jene folgenschweren Vorgänge gehalten werden, so ist wol kein Zweifel, daß die Parlamente diesen Ernst der Untersuchung mehr werden zu fürchten haben als Brienne und Calonne, als Königin und Artois, als Necker und Ludwig XVI. Über Das was von diesen veräuert, gefehlt, gefündigt worden, könnte die Geschichte allenfalls leichtes Fußes hinweggehen, es wird nichts für das politische Verständniß der Revolution Wesentliches dadurch verloren werden; was aber die Parlamente thaten, war tief einschneidend, und die Geschichte darf diese Körperschaften für die Echtheit ihrer Beweggründe, für den Patriotismus ihrer Angriffe auf die königliche Macht um so unerbittlicher verantwortlich machen, als sie es waren, die zu allem Nachfolgenden das Signal gegeben haben, und

als von ihnen, welchen Beruf und Einsicht die Erkenntnis des allgemein Nothwendigen möglich und leicht machte, Selbstverleugnung und Hingebung an die Gesamtheit zu fordern war. Es geschah einmal, daß der König selbst ihnen aristokratische Tendenzen vorwarf; sie wehrten sich dagegen und erwiderten: Nein, keine Aristokratie, aber auch kein Despotismus, Sire! Aber sie haben zur Genüge bewiesen, daß sie gegen den Despotismus nichts einzuwenden hatten, wenn er sie selbst nur nicht traf; während sie sich gegen den Despotismus der Menschen auflehnten, zeigten sie die hartnäckigste Vorliebe für den der Einrichtungen, der bestehenden Ungerechtigkeiten und der größten politischen Monstrositäten. Sieht man wie die Freiheitshelden des Parlaments, nachdem sie einen so gewaltigen Lärm erhoben, in dem entscheidenden Augenblicke sich eiligst bis auf das Jahr 1614 zurückzogen, und somit die kühn Vorwärtsdringenden plötzlich als so entsetzlich weit Zurückgebliebene dastanden, so meint man hier sei einem mit Lauge schreibenden Geschichtszähler wahrhaft Gelegenheit zu gerechtem Hohn und ägendem Spott gegeben. Dahlmann aber, wie schon erwähnt an solchen Stellen mild und nachsichtig, nennt jenen Rückgang des Parlaments eben nur einen „unbedachten Schritt“.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gallerin auf der Mieggersburg. Historischer Roman mit Urkunden. Von einem Steiermärker. Drei Theile. Mit funfzehn Kupfertafeln. Darmstadt, Leske. 1845. Gr. 8. 6 Thlr.

So lange die Geschichte von den Dichtern als Fundgrube für ihre Darstellungen betrachtet und benutzt worden ist, hat man sich bemüht, über das Was und Wie der Darstellung sich aufzuklären, zu verständigen und die Bedingungen zu ermitteln, denen der historische Stoff unter den Flügeln der Phantasie sich zu fügen hat, denen aber auch die Phantasie ernste Beachtung nicht versagen darf. Wird und daher irgend ein poetisches Kunstwerk, eine Romanze, ein Epos, ein Drama, eine Tragödie, ein Roman als „historisch“ vorgeführt, so werden wir uns den Stoff, so weit wir das bei den meisteis dürftig und ungenügend von den Historikern gebotenen Mitteln vermögen, anzueignen und sein Verhältniß zu seiner Zeit und Umgebung zu ermitteln bemüht sein. Wir werden sodann untersuchen, ob der Dichter der Historie getreu geblieben oder von ihr abgewichen ist. Letzteres ist als Regel anzunehmen: theils muß das nackte Factum zu historischer Wahrheit, zum Leben, erhoben werden, indem es den Erscheinungen seiner Zeit überhaupt harmonisch einzureihen ist; theils unterliegt das Kunstwerk, welchem ein solches Factum als Fundament dienen soll, eigenen Gesetzen, welche der Poet nicht verlegen darf, und diese Gesetze müssen zugleich als Richtschnur bei Entwicklung der besondern Idee dienen, deren Darstellung sich der Poet als Aufgabe gestellt hat. Hierin ist die innere Nothwendigkeit des poetischen Bildes begründet, und wir können und dürfen dabei nicht von Abweichungen aus der historischen Bahn reden, oder wir müßten jede höhere, jede poetische Wahrheit überhaupt in Frage stellen wollen. Unter der großen Menge historischer Gemälde z. B., von den Malern aller Zeiten uns vorgeführt, ist sicher nicht eins, welches den Moment des Ereignisses genau so darstellt wie es die Wirklichkeit that; gleichwol wird es uns, die künstlerische Vollendung des Gemäldes vorausgesetzt, nicht einfallen, der Wahrheit desselben Zweifel entgegenzustellen.

Diese wenigen Andeutungen genügen vielleicht schon, an

die Grenzen zu erkennen, welche zwischen den Erspektungen des Lebens und der Kunst ihrer Darstellung liegen, aber auch wiederum auf das Medium hinzuweisen, welches sie verbindet, denn allerdings würde die Darstellung des Geschehenen ohne ein Vermittelndes Unmöglichkeit bleiben, und dieses Vermittelnde ist die Wahrheit der Idee.

Der Verf. des vorliegenden umfangreichen Werks stellt in der Vorrede die Geschichte dem historischen Roman schroff gegenüber, indem er an Dasjenige erinnert, was in beiden Fächern, zunächst im historischen Roman, bisher geleistet worden ist. Von dieser praktischen Seite aufgefaßt hat er denn auch nicht unrecht, wenn er die Geschichtsschreiber anklagt, „anstatt genußreicher, Geist und Herz nährenden Berichte nur trodenes chronologisches und genealogisches Heu und Stroh aufzutischen“, und den Romanschriftstellern vorwirft: „sie misshandeln die Geschichte, und diese hat sich darüber um so mehr zu beklagen, je größer der Hauber der Darstellung und je lebendiger der Eindruck derselben auf junge Gemüther und auf Geister, von historischen Disciplinen ungeschult, ist.“ Indessen wäre damit doch eigentlich nur nachgewiesen, daß man noch ebenso unsicher in Darstellung der Geschichte sei wie über die Mittel und Wege, die dem Romanschriftsteller allein zu Gebote stehen dürfen. Und Das ist es denn auch, was der Verf. hat aussprechen wollen, indem er glaubt, zu Vermittelung des von ihm hervorgehobenen Gegensatzes zwischen Geschichte und Roman durch das vorliegende Werk beizutragen, und so „die beiden Äußersten zu versöhnen, unterhaltende Lesung in einem und demselben Buche mit unterrichtender Quellenkenntniß zu paaren, und den historischen Roman auf eine höhere Stufe zu heben als derselbe in der Literatur überhaupt und insbesondere in der deutschen gegenwärtig einnimmt“. Zu diesem Zwecke soll dem historischen Roman „eine feste geschichtliche, urkundliche Unterlage gegeben werden, auf welcher sich das lustige Gebäude der Dichtung mit aller Freiheit poetischer Bildung in beliebiger Weise griechischer oder römischer, saracenischer oder gotthischer Baukunst erhebt“. „Je zahlreicher und bestimmender die Urkunden, desto größer das historische Interesse, aber auch desto beschränkter die poetische Freiheit. Indessen bleibt dieser Freiheit Spielraum genug auf dem weiten Felde psychologischer Vermuthung: hier ist der eigentliche Lummelplatz historischer und poetischer Composition.“ Mit diesen Äußerungen des Verf. wären wir nun dahin gelangt, daß wir sagen müssen: genau so haben bisher schon die Historiker wie die Romanschriftsteller die Sache angesehen, und wenn sie dennoch Beide nicht befriedigen, so liegt vielleicht die Schuld nur darin, daß die Leser die Geschichte, z. B. irgend eine von Hornayr, als Roman, dagegen den Roman, etwa von W. Scott, als Geschichte betrachten. Wer aber trägt hier die Schuld?

Sehen wir indes zu dem umfangreichen Werke selbst über, welches der Verf. als ein vermittelndes vorlegt, so finden wir darin den Haushalt in derselben Weise bestellt wie sorgfältige und gewissenhafte Historiker den ihrigen einzurichten pflegen: es ist nämlich der Erzählung, der historischen Darstellung ein Urkundenbuch angefügt und damit dem Leser anheimgestellt, ob seine Wißbegierde sich mit der erstern begnügen oder aber auch das letztere noch als Maßstab benutzen will. Ein Kercentent aber, der nun einmal jedes ihm vorliegende Werk classifizieren soll, könnte leicht unentschieden bleiben, ob „Die Gallerin“ in das Geschichtsfach zu stellen oder den Romanen anzureihen sei, wenn sich hier nicht, obgleich das Buch wirklich nur als ein historisches Werk zu bezeichnen ist, das Auskunftsmittel fände, das Buch genau nur so zu nehmen wie es der Titel geben will, nämlich als „historischen Roman mit Urkunden“. Wenn damit und in der angezeigten Einrichtung des Ganzen auch der Conflict nicht aufgehoben erscheint, den der Verf. selber aufgestellt und zu vermitteln übernommen hat; wenn überhaupt die ganze Form, selbst schon das Format und der Umfang des Werkes in jenen weiten Leserkreis nicht eindringen dürfte, der seinem Antheil an der Literatur nur gelegentliche Unterhaltung angemessen erachtet; wenn selbst der gewöhnliche Historiker beim Anblick des Wortes „Roman“

nach seine Hand zurückziehen sollte: so darf dennoch das Buch für so bekanntes als weit verbreitetem deutschen Einsicht anzurechnen werden, die darin der reichsten Kunde entgegengebracht.

Bemerkten wir daher den Inhalt. Jeder der drei Theile besteht in zwölf Büchern, und dem ersten Theile ist noch der besondere Titel „Die Burgfrau und das Erbsräulein“ gegeben. Er eröffnet seine Erzählung mit einer kurzen Darstellung der Gemüthsart und führt dann sogleich an die ungarische Grenze nach der Schlachtfelds Riegersburg, die als Grenzburgen vor der die Ungarn und Warden von ihrem 2000 Schritt hohen Berge weit ins Land hinausschaut. Die Geschichte der Burg wird gegeben: sie wird endlich durch übermächtige Verchwörung Herr Bescher, der drei Brüder Urschenbacher, von denen eine den Hainrichsdorf eingebürgerte Anschrift sagt: „Anno 1635 den 6. April hat sich das Gauen angehebt, und alle Tag einen Raub gegeben bis auf den 24. Dec.“ Eigenthum des Freiherrn von Wechsler, und die Obristin und Hofkriegspräsidentin, Freulin Katharina Elisabeth Galler erwerbt im Anfang des Friedensjahres 1648 die Riegersburg von ihrem Oheim Siegmund von Wechsler, dem letzten männlichen Sprößling dieses Geschlechts. Sie ist eine stattliche schöne Frau von etwa 40 Jahren, heggelinnigt, für ihre Zeit hochgebildet, von großem Adel in ihren Tugenden und der ganzen Haltung. Ihr Gemüth ist, kein Mann geboren zu sein, und eben das deutet schon auf rasche Entschlossenheit im Denken, Willen und Handeln. Schon bei dem so pompastischen als feierlichen Leichenbegängnis, welches sie dem Erblasse angeordnet, wird der Grund zu einem der merkwürdigsten und scandalösesten Prozesse gelegt, indem der Hauptpfarrer Strobl, dem ein herkömmliches Geschenk nicht zu Theil geworden, in seines Predigt den Wechslern also arg mitspielt, daß die Gallerin im höchsten Grade, laut sich verlegend, die Kirche verläßt. Die folgenden Bücher geben Nachrichten von den Familien der Wechsler, der damit verwandten Urschenbacher und Galler, und lehren sodann zu der Heldin des ganzen Werks zurück, berichten von ihren Rechten und Verhältnissen überhaupt, ihrem Familienverweigungen, den Differenzen zwischen ihr und ihrem Gemüth, der sie jedoch nach sechs Monaten als Witwe und unerschrockene Oberstin hinterläßt, von nun an in mancherlei Prozesse verwickelt, in denen sie nicht selten die Feder selbst mit großer Geschicklichkeit führt.

Der denkwürdigste dieser Prozesse ist der schon erwähnte mit dem Hauptpfarrer Strobl. Abgesehen von jenem Ereignis vor vier Jahren bei der Leichenfeier ihres Oheims war der nächste Anlaß zu diesem Prozesse wie so oft ein höchst geringfügiger. Ihr Hauptpfleger (Oberamtman) ließ das Schloß einer Kirchthür ändern und steckte den Schlüssel in die Tasche. Damit war der Gottesdienst gehindert und einem Prozesse die Thür geöffnet, der sich bald genug von seinem Ursprung entfremdet, um die heterogensten Elemente in sein immer breiter werdendes Netz aufzunehmen. Die Burgfrau bringt mit zwanzig Bewaffneten ihrer Festungsmannschaft und dem dieselben beschützenden Büchsenmeister in den Pfarrhof, läßt die Wechslerin des Magisters nach Riegersburg und von hier ins Landgerichte nach Feldbach abführen als Raubperson und Rauberin, indem sie, obgleich alt und häßlich, den Pfarrer mit ihren Banden bestrickt. Dann begab sie sich mit acht Mann in die Wohnung des krank liegenden, oder sich so stöhnenden Pfarrers und bedrohte ihn, nach seiner Aussage, schimpfend auf das härteste. Sie gerieth nun in einen weitläufigen Proceß mit dem Klerus überhaupt, der bekanntlich einen Spieß verachtet, oft auch keinen Ernst. Indessen stand die Freulin Galler, trotz aller ihr auferlegten hohen Strafgebühren, doch zu sehr im Ansehen, und auf ihrer Festung, deren vollendeter Ausbau sie unausgesetzt beschäftigte, war ihr nicht leicht beizukommen. Es half dem Klerus nichts, daß er sie verdächtigte: „Sie und ihre Pfleger führten ein Leben, von dem man nicht recht wisse, ob es katholisch oder lutherisch sei.“ Dieben Jahre hatte man processirt, die Ketterschiffe waren zu einem halben Taufend angewachsen und stiegen von Schimpf und

Lebensgefährlichkeit von allen Seiten: dennoch ergab er dem anderen Resultat als daß Alles beim Alten blieb. Mit Nichts begann er, zu Nichts ging er aus, doch lebt er im Munde des Volks noch heute fort.

Seines Processes mit dem Wittkowitz wegen Konfession, Lobspruch und von beiden Seiten gerandeter Pferde sei, da er ebenfalls erfolglos blieb, nur im Vorbeigehen gedacht, da namentlich das Erbsräulein Regina auftritt. Der Unmuth der Mutter, daß die Tochter kein Knabe, konnte zu nichts Anderem führen als, da sie nun einmal ein Mädchen, zu dem Entschluß, ihre Hand nur einem Mann aus einem der edelsten, durch Thaten verheerlichten Geschlechtes zu geben. Dafür wurde sie erzogen und sorgfältig gebildet. Allein, gleich ihrer Kammerverwandtin, der Königin Elisabeth von England, ließ auch die Mutter immer noch die Absicht einer Heirat bei passenden Anlässen durchschimmern: theils beschäftigten sie wirklich solche Gedanken, theils hielt sie damit unbedeutende Freier von der Tochter zurück, bis denn endlich der Freiherr Franz Ernst von Burgstall die Braut heimführt. Damit schließt der erste Theil.

Der zweite Theil, „Die Huldigung und die Verchwörung“, führt uns von der Riegersburg weg durch die Steiermark und das Raasdenthal und macht uns mit den edlen Geschlechtern näher bekannt. Der Verf. läßt seine schöne Feinart zu sehr, als daß ihm ein irgend Bemerkenswerthes entgehen sollte, und er benutzt jeden selbst unsehnbaren Anlaß, seine Alles durchdringende Bekanntheit mit dem Gegenstande seiner Liebe darzulegen, ohne irgendwie befangen oder partiell zu erscheinen. Es ist ein ables Zeichen der Zeit, so etwas besonders hervorbringen zu müssen: eben deshalb aber ist es Pflicht, und dem Verf. bot sich überall Anlaß genug, irgend eine Vorliebe zu betheiligen, z. B. in dem Thema der Gegenwart, dem Religionswesen, denn die Reformation war tief in Osterreich eingebunden und hatte noch im 17. Jahrhundert sehr deutliche Spuren hinterlassen. Gleichwohl nimmt der Verf. so wenig Partei, daß die Darstellung der katholischen Zustände, wie rein und streng historisch sie auch gehalten ist, wahrscheinlich Anlaß gab, das Buch außerhalb der österreichischen Staaten erscheinen zu lassen, da es hier wol eine Unmöglichkeit gewesen sein würde. Es mag auch der fehlende Name des Verf. eine Vorsichtsmaßregel sein, die man freilich beklagen müßte, wenn sie dem Literatourvertrauten als unübersteigliches Bollwerk entgegenstände.

Im Großen und Ganzen ist der zweite Theil als Reflex des Stanzpunktes im Leben der Gallerin zu bezeichnen, wenn gleich wir sie hier auf einer Schwäche ertappen, die nun einmal das Erbtheil so mancher geistig kräftigen Naturen zu sein scheint. Man sollte glauben, die Matrone sei unempfindlich für das so zweifelhafte Glück des Ehestandes, sie sei wenigstens viel zu einsichtig, um sich die Gefahren zu verhehlen, welche eine solche Verbindung der 54jährigen Frau, der Mutter einer verheiratheten Tochter, der reichen, stolzen, freien Frau, die gewohnt war gleich einem Manne ihre Angelegenheiten zu leiten und zu beherrschen, bereiten mußte. Allein — sie hatte sich gegen ihren Hauptpfleger so eigen gestellt, daß dieser sich Hoffnungen herausnahm, welche sie, abgesehen auch von seiner geringen Geburt, doch nicht erfüllen mochte. Sie mußte sich eines Menschen entledigen, der im Laufe der Jahre auf mancherlei Wegen eine stets lästiger werdende Unabhängigkeit zu usurpiren gewußt, und glaubte hierzu in der Heirat mit dem Obersten Freiherrn Detlof von Kapell das einzige Mittel geboten zu sehen. Es war Selbsttäuschung, welche die Heirat als äußere Nothwendigkeit hinstellte. Ihre Lebensgefährlichkeit, ihre Lebenslust hatten sich schon lange Jahre mit einer zweiten Heirat beschäftigt, und verleiteten sie nun, der menschlichen und weiblichen Schwäche ein Opfer zu bringen. Es war nicht das Letzte, denn nach dem Tode des Obersten schritt sie sogar noch zur dritten Ehe mit dem etwa 40 Jahre jüngern Freiherrn von Kohl, die nach mancherlei Placereien kein anderes Ende für die alte Frau nahm als Auseinandersetzung durch einen Ehedivisionsproceß.

(Der Beschluß folgt.)

Montag,

Nr. 117.

27. April 1846.

Geschichte der französischen Revolution bis auf die
Stiftung der Republik. Von F. C. Dahlmann.

(Fortsetzung aus Nr. 116.)

Bei solcher Eigenthümlichkeit des Buchs, in welchem man überhaupt bemerkt, daß die Massen und Gesamtheiten, vorerst die Nation selbst, dann die politischen Körperschaften und berufenen Versammlungen entweder mit Schonung oder mit Gleichgültigkeit, die hervortretenden Persönlichkeiten aber mit besonderm Interesse und, wie man gesehen, mit eiskalter Strenge behandelt werden, muß die ausgesuchte Gunst und Vorliebe, welche der Person Mirabeau's zugewendet ist, um so stärker in Verwunderung setzen. Der persönlichen Geschichte desselben ist eine ganze Reihe von Blättern gewidmet; in ihr allein läßt die Darstellung des Verf. beinahe die ganze Nationalversammlung aufgehen; Mirabeau ist ein Hauptimpuls zur Revolution; ja er macht sie fast allein, denn nachdem Dahlmann die bekannte Anrede desselben an den Marquis de Brezé angeführt, läßt er die Worte folgen: „Das war die Revolution.“ Wie kommt es, daß der scharfe Ruth mit welchem das Buch geschrieben, sich Mirabeau gegenüber in große Nachgiebigkeit verwandelt, obgleich wie Jedermann weiß und wie die Zeitgenossen und Kollegen des Mannes hinreichend gelehrt haben, Mirabeau's Charakter und politisches Benehmen unzählige offene Seiten für den heftigsten Angriff darbietet? So viel ist gewiß, wenn der Verf. nicht zweierlei Gemächte hat, sondern Mirabeau mit demselben wiegt, mit welchem die schon genannten Personen von ihm gewogen worden, so kann sein Heros nicht halb so schwer herauskommen als er ihn macht. Diese Schätzung und Behandlung Mirabeau's, da hierbei der moralische Gesichtspunkt aufgegeben ist, wirft denn auch unvermeidlich einen Schatten auf das Princip, aus welchem jene schon mehrfach bezeichnete Ultrimonia des Verf. hervorgegangen; oder sie ist wenigstens geeignet Leser und Beurtheiler stugig zu machen, wie denn überhaupt das Buch so absonderlicher Art ist, daß man oft zweifelhaft werden kann, ob es überhaupt mit historischem Maße gemessen sein wolle, und ob Jemand, der mit der Forderung objectiver leidenschaftloser Haltung herantrete, nicht ein völliges Mißverständnis der Absichten des Verf. an den Tag lege, und kurzschichtig, ja dupirt neben dem Buche herlaufe. Deshalb denn auch, wie bereits er-

mähnt, Viele die Meinung geäußert haben, das Buch sei gar nicht um der Geschichte willen, sondern zu dem Zwecke lebhafter Einwirkung auf den politischen Sinn der Deutschen geschrieben.

Wie Dahlmann von Mirabeau's Werk über die preussische Monarchie sagt: „Vielfach, wo er Preußen nannte, hatte er Frankreich im Auge“, so könnte ja auch ein Buch geschrieben werden, in welchem man Frankreich nennt und Preußen im Auge hat. Aber wenn es irgend eines Beweises bedarf, daß jene Meinung eine ganz schiefe ist, so wäre er in des Verf. Auffassung und Darstellung Mirabeau's zu finden. Hier sind keine andern Zwecke denkbar als die offenbaren der Geschichtsschreibung, der Erzählung. Der Mann wird als Das was er war, als ein Phänomen beschrieben, als das volle, gewaltige Product, wie es diese bestimmte Zeit allein hervorbringen könne, wird er dargestellt und in seinem mächtigen Walten und Wirken anschaulich gemacht. Hier kann von Nußanwendungen auf uns und für uns nicht die Rede sein. An Mirabeau wäre nur Eins nachzuahmen, sein Genie, und das ist nicht nachzuahmen. In Dahlmann's Buche ist er wie zur Bewunderung hingestellt, und von dem Augenblicke seines Auftretens an scheint das Buch nur für ihn geschrieben; er ist geschildert wie man eine Naturkraft schildert, die in ihrem Laufe verfolgt, mit einer Art Unterwürfigkeit angestaunt werden soll, aber nicht nach den Begriffen des Rechts und Falschen, des Guten und Schlechten zu richten ist. Gleich anfangs, da von dem Schritte die Rede ist, welchen der dritte Stand zu thun im Begriff war, seine Repräsentation für die des gesammten Frankreichs zu erklären, wobei Mirabeau sich bekanntlich so benahm, daß er erst gegen dies Beginnen donnerte und sich ihm dann ohne weiteres angeschlossen, sehen wir den sonst so herben Verf. über diesen Moment mit den leichtfüßigen Worten hinweggleiten: „An demselben Tage an welchem er (Mirabeau) an Sidyes' Seite den gefürchteten Schritt gleichwol that, trachtete er für die Regierung die er erschütterte neue Stützen zu gewinnen.“ An Sidyes' Seite, wie es hier heißt, klingt freilich harmloser als: mit Sidyes im Einverständnis, wie es hätte heißen sollen, und das Wörtchen „gleichwol“ hilft über die Hauptschwierigkeit rasch hinweg.

Über das Benehmen Mirabeau's, vor der Entschei-

dung des Kampfes, den er gegen die Benennung: Nationalversammlung, selbst hervorgerufen, die Flucht zu nehmen, lesen wir die gleichmüthigen Worte: „Mirabeau entzog sich dieser Sitzung, deren Ergebnis er voraussah und nicht billigte.“ So ist die Darstellungsweise in Bezug auf Mirabeau durchweg gehalten. Ein Mensch seines Schlages kann, wie allgemein anerkannt werden muß, allerdings nicht nach gemeinem Maße gemessen werden, und wer über ihn spricht darf nie das Wort des Mannes selbst: „Die kleine Moral tödtet die große“, vergessen. Wer aber wie Dahlmann eine politische Moral anerkennt, so sehr, daß der Respekt vor derselben in jeder Zeile zu lesen ist; wer die Verachtung dieser Moral an den Staatslenkern und sonst Hochgestellten mit so scharfer Geißel in die Zucht nimmt, der scheint durch solche Behandlung Mirabeau's mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen und gegen den Charakter seines Buchs zu verstoßen, wenn er diesen Heros nur als Gegenstand der Bewunderung aufstellt, vor welchem die erst so vielfach geübte Schärfe des Urtheils sich in Nachsicht und Schweigsamkeit verwandelt. Denn wie manches Bedenkliche das Mirabeau angeht hat keine Erwähnung im Buche gefunden! Wir meinen nicht etwa das persönlich sondern das politisch Bedenkliche. Es war vor Allem eine Aufgabe des Buchs, welcher es sich wegen seiner ganz besondern Anlage am allerwenigsten entziehen durfte, unverhohlen an den Tag zu legen, ob Mirabeau Alles, womit er durch Macht und Genie ausgerüstet war, auch wirklich zur Rettung der Monarchie aufgeboden hat, ob er dies Ziel als großer politischer Charakter mit Bewußtsein verfolgt hat, ob seine Abweichungen von dieser Bahn nur scheinbar, nur durch die Umstände geboten und nur Aug waren, oder ob er sich durch Ehrgeiz und gewaltthätige Absichten hat ablenken lassen.

Da Mirabeau in dem Erringen dieses Zieles seine Schickung und Rechtfertigung selbst erblickte, so ist dies das eigentliche Gebiet auf welchem das Urtheil über ihn gesprochen werden, der Punkt den die Geschichte, wenn sie den Lauf dieses Mannes verfolgt, im Auge behalten muß. Fort denn mit aller weitern Umständlichkeit über seine Person, wobei ja doch nichts als allgemein Bekanntes wiederholt werden kann, fort mit Allem was in die Biographie und unter die Anekdoten gehört, fort auch mit dem Pathos der Bewunderung. Unsere Zeit, für die doch geschrieben sein soll, fodert ernstern politischen Unterricht und will über den tiefem innern Zusammenhang der Dinge belehrt sein. Wir zumal in Deutschland bewundern schon ohnehin genug. Wir mögen, besonders im Politischen, allerdings Grund haben fremde Größen anzustarren, aber jedenfalls ist das Verstehen und Würdigen besser als das Bewundern und Anstaunen. Es kommt wol einmal vor, daß der Verf. Mirabeau's Benehmen „schmächtig“ nennt, z. B. als Mirabeau gegen seine Überzeugung die Entbehrlichkeit der königlichen Sanction zu den Beschlüssen des 4. August behauptete. Aber diese Rede, an welcher die würdeloseste Sophistik zu rügen war, nennt Dahlmann „einen der

Blitze die Mirabeau gegen den Thron schleuderte“. Auch wo wir Gefinnung und Verfahren verwerfen müssen, sollen wir immer noch wenigstens die Gewalt des Helden bewundern. Es gab aber in dem politischen Leben derselben Momente genug, in welchen für die Bewunderung nichts, um so mehr aber für die Verwunderung übrig blieb. Diese sind im Buch übergegangen. Was that, um nur Eins anzuführen, Mirabeau, als, nach den Ermordungen Foulon's und Berthier's, von Lally Tollendal eine Proclamation an das Volk zur Ermahnung desselben beantragt worden war, welche der treffliche Rouquier mit den Worten unterstüßte: „Heute oder nie muß die gesetzgebende Autorität hervortreten; dringt Ihr beim Volke durch, so ist Euer Muth belohnt; wenn nicht, so habt Ihr doch Eure Pflicht gethan!“ Mirabeau stand auf und sprach: „Nach meiner Meinung, ich erkläre es, würden kleinliche Mittel die Würde der Versammlung bloßstellen; die Unordnungen welche vorgefallen sind daher entstanden, daß die pariser Wählerschaft sich ohne formelle Einwilligung der Commune der Zügel der Stadtverwaltung bemächtigt hat. Man muß also vor allen Dingen die Stadtoberkeit organisiren.“ Als Lally Tollandal sah, daß Mirabeau in einem solchen Moment auf die Seite der Anarchisten trat, konnte er sich nicht enthalten auszurufen: „Man kann sehr viel Geist haben, sehr große Ideen, und ein Tyrann sein!“

Damals war Mirabeau noch im Genuß voller Popularität; welches ein Gewicht hätte er auf die Seite der Ordnung werfen können, wenn er gleich beim Beginn der ersten Volksbarbareien den Donner seiner Stimme dagegen erhoben hätte! Ihm, wenn irgend Einem, hätte es damals gelingen müssen, der Nationalversammlung ein solches Ansehen zu geben, daß sie auch späterhin nie hätte vor dem Palais royal zittern dürfen. Warum that er es nicht? Hier sind für sein Verfahren nur kleine persönliche und nicht große allgemeine Absichten denkbar, um so gewisser, als derselbe Mirabeau nur drei Wochen früher, bei ungleich geringerm Anlaß, nämlich als die königliche Sitzung vom 23. Juni große Aufregung erzeugt, selbst eine Adresse an das Volk zur Vorlesung gebracht hatte, worin noch ganz andere Dinge standen als in jener des Lally Tollandal, z. B. daß man die höhern Stände wegen der Unruhe, die sie um ihre Besitzthümer empfänden, „mit den Vorurtheilen ihrer Erziehung und den Wohnheiten ihrer Kindheit entschuldigen müsse“; daß Luanult und Unordnung nur den Feinden der Freiheit zu Nuzen komme, daß „die größte der Missethaten, der schwärzeste Frevel wäre, sich den hohen Geschicken Frankreichs zu widersetzen, dies Unheil aber einzig und allein aus den Drangsalen entstehen könne, welche die unaussprechlichen Folgen der Zügellosigkeit sind“. Solche und die vielen ähnlichen Momente, welche in Mirabeau's Laufbahn vorkommen, sind in dem Buche unerwähnt geblieben, obgleich sie in das Wesen des Mannes tiefe Einblicke thun lassen.

(Der Rest folgt.)

Die Gallerin auf der Nieggersburg. Historischer Roman mit Urkunden. Von einem Steiermärker. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 118.)

Ungeachtet dieser Ehestandsverirrungen, die auch ein ernstes Zerwürfniß mit Schwiegervater und Tochter zur Folge hatten; ungeachtet des verwickelten und langwierigen Handels mit eben Demjenigen, den die Gallerin durch ihre Heirath am besten zu befeitigen dachte, nämlich dem rathselhaften Hauspfleger; ungeachtet der Streitigkeiten mit den Behörden wegen der von der Besizerin als Alodium behaupteten, von jenen aber als verfallenes Lehn angesprochenen Nieggersburg, haben wir den zweiten Theil doch als Refter der Glanzperiode im Leben der Gallerin bezeichnet. Die lebenslustige Frau war, wie doch sonst gemeinlich widerbeirathende Witwen, mit einer stillen Hochzeit nicht zufrieden: sie veranstaltet ein glänzendes Fest, welches die Repräsentanten der ädelften und edelsten Geschlechter verherlichen, und da auch dieses noch nicht genügt, so werden durch ein eigenes Wahlcapitel Vorbereitungen zu einem ungewöhnlichen Ritterfeste getroffen. Die Verhandlungen des Wahlcapitels bethätigen die genaueste Bekanntschaft der Gallerin mit allen Stammbäumen der Steiermark, sie der strengsten Welsprobe unterwerfend, und das Fest selbst, wie eine Allegorie auf der Grenze mittelalterlicher Pracht und modernen dramatischen Lebens stehend, mag zu den denkwürdigsten seiner Zeit gerechnet werden.

Denkwürdiger noch erscheint die Erbholdigung des Kaisers Leopold, die derselbe persönlich entgegennahm. Die desfallsigen Einleitungen sowie die Handlung selbst sind dem Geschichtsfreunde überhaupt um so interessanter, als eine solche Begebenheit nur selten vorkommt, und namentlich in Steiermark seit 1723 nicht stattgefunden hat. Hier erscheint die Erbholdigung noch um so bedeutsamer, als Ökreich fortwährend mit den Türken in Fändel verwickelt war, die endlich gar die Belagerung von Wien zur Folge hatten, und während des Festes die Nachricht einlief, Sidi Ali-Pascha rücte mit großer Macht auf Großwardein an, und General Souvez sei kaum im Stande ihm zu widerstehen; als ferner auch schon hier die Fäden der Trinzipschen Verschwörung angeknüpft wurden, die nicht allein eine nähere Verbindung mit den Türken als nothwendig erscheinen ließ, sondern auch das Leben des Kaisers bedrohte.

Wie die Erbholdigung eine große Gesellschaft nach Gräß führte, so mußte sie auch als Bekanntschaften erneuen, enger verknüpfen, und neue Verhältnisse der verschiedensten Art hervorrufen. Sie gibt Anlaß zu einer Besuchsreise der jungen Frau von Purgstall, die bei ihrer frommen Richtung zugleich als eine Wallfahrt betrachtet werden muß, und diese in gelehrter und poetischer Begleitung unternommene Reise durch das Raabthal sowie später nach der Steiermark bietet dem Verf. die trefflichsten Schilderungen, an welche sich historische und andere Nachweisungen der mannichfaltigsten Art in so großer Masse knüpfen, daß man wie schon früher hier von neuem versucht wird, dem Verf. einen ziemlich vergessenen Ehrentitel, nämlich den eines Polyhistor zu vindiciren, der aber vor jenen alten Bücherwürsten den großen Vortheil eigener Anschauung voraus hat. Dazwischen schiebt die ungarische Verschwörung unter der trügerischen Agide zarter Verhältnisse, unter dem Mantel der gegen den Türken nothwendigen Landesvertheidigung und der Schlacht von St. Gotthard, in welcher der Freiherr von Kapell bleibt, mit wachsender Nähe immer näher und den Kaiser enger umgarnend heran. Der Kaiser sollte fallen oder doch aufgehoben werden, während er seine Braut, die Infantin Margarethe Theresia einholte. Grafin Purgstall, davon heimlich unterrichtet, läßt den Kaiser warnen; er ist gerettet; die Verschworenen fallen unter dem Schwerte des Gerichts, und erst nach Jahren erfährt der Kaiser, wer ihn gerettet.

Unter dieser die Sonne verfinsternenden Wolke gehen wir zu dem dritten Theile, „Der Herenproceß“, über. Die Gal-

lerin, von allem Glück verlassen, welches sie im Ehestande zu spät suchte, ist nun eine alte Frau geworden, die keine Ansprüche mehr an Lebensfreude zu machen weiß und dennoch ihren strebenden Geist beschäftigen muß. Andere Frauen pflegen dann wol sich der Andacht zu ergeben, um, da sie doch die Welt verloren, wenigstens vom Himmel zu retten was möglich ist. Die Gallerin, obgleich ein Jesuit Jahre lang bei ihr verkehrte, hatte vielleicht eben deswegen niemals ernstlichen Sorgen für ihr Seelenheil Raum verkannt, gleichwol kann sie die unigen Beziehungen des Irdischen zum Himmlischen nicht zurückweisen, und sucht sie nur in einer Verirrung, an welcher, und das entschuldigt sie, ihre Zeit überhaupt noch fruchtbar lag. Sie ergibt sich dem Studium der Zauberei und Magie. Ihr jetziger Hauptpfarrer Sirkelius ist in diesen Regionen zu Hause, und wo ein Gottesmann keine Sünde findet, da kann sie getrost ihm folgen.

Wir können die Einzelheiten, welche einen durch viele Bethüligte verwickelten Herenproceß und endlich hier wie überall Scheiterhaufen, traurige Brandopfer am Grabe der Gallerin, herbeiführen, nicht umständlich begleiten, da wir die Erscheinungen im Herenzeitalter beim Leser im Allgemeinen als bekannt voraussetzen dürfen. Doch ist anzuführen, daß dieser unheilvolle Proceß vom Verf. als Grund eines Gemäldes benutzt wird, welches die Vermählung des Kaisers und die dadurch veranlaßten Feste darstellt. Sodann aber ist eine wenn auch nicht so ganz neue, doch hier vorzugsweise festgehaltene Auffassung des Herenwesens hervorzuheben. Es ist mit kurzen Worten die: daß das Cölibat der katholischen Geistlichen keinen Bügel gewähre gegen Leidenschaften, welche eben durch dasselbe in rohe Begierde ausarten, für deren Befriedigung jedes Mittel recht ist. Das Gebot des Cölibats ist ein Gott verhöhrender Eingriff in das weltalte reine Sittengesetz, und da der Priester nicht Eine Frau lieben darf, so verkehrt er schon früh auf den auch heutzutage noch hin und wieder laut werdenden Schluß: das ganze Geschlecht sei seine Geliebte. Im stumpfem Alter trat an deren Stelle die Flasche, wenn sie nicht gar schon früher verbunden waren. Astrologie, Magie und überhaupt jene Verirrungen des Menschengesistes im Streben nach dem Geheimnisse der Natur dienten leicht zu Steigerung der Gelüste, zugleich aber auch ihnen eine Form zu geben und die Mittel der Befriedigung. Die Form war überdem leicht den bacchischen Festen der alten Welt entlehnt: Staat und Kirche der Gegenwart aber gewährten keinen Boden, und das Dunkel der Nacht mußte die Einsamkeit des Schauspielers wüster Orgien noch verschleiern, wohin man den Gegenstand der Begier zu verlocken trachtete. Der Teufel stand damals in großem Ansehen. Selbst die Gallerin hielt ihn für den eigentlichen Herrscher der Welt, sie deducirte das dem gelehrten Jesuiten Lafertner sogar aus dem Vaterunser: es kann daher nicht auffallen, daß er bei geringem Weibern sehr mächtig war, wozu er in Priestergestalt winkle. Das Alles mag nun damals in Steiermark so gewesen sein. Doch zeigt der Herenunfug so mancherlei Formen, daß wir nicht annehmen dürfen, er sei lediglich aus der Versunkenheit der Priester in dem oben angegebenen Sinne hervorgegangen, oder aber der „Mallous maleficarum“ wäre ein noch größeres Verbrechen am gesunden Menschenverstande als er es an sich schon ist, da er, von einem Priester geschmiedet, nicht die Priester, sondern deren Opfer zerschmetterte. Der Glaube an Heren ist überdem Jahrtausende älter als das Cölibatgesetz und dessen Folgen, welches überdem im protestantischen Deutschland, ebenfalls von Scheiterhaufen durchlodert, ohne Geltung war. Die Herenproceße waren eine Pest der Zeit überhaupt, aber dem Verf. gebührt das Verdienst, an eine Quelle derselben erinnert zu haben, welche bisher wenig beachtet worden ist.

Die Gallerin starb am 12. Febr. 1672, den Tod fürchtend, ohne des in magische und kabbalistische Kreise gedankten Lebens froh zu sein. Noch am Tage zuvor nutzte sie die Bibel, vielleicht der katholischen Frau zu lesen erlaubt, um

irgend einen die drückenden Sterbgedanken zerstreuenden Lert mit einer Kadel herauszustecken: aber auch das heilige Buch zeigt ihr die Zahl „zweihundsebenzig“, schon Jahre zuvor als böse Zahl von einer Zigeunerin ihr verkündet. Einen Grabstein wollte sie nicht, und die Pietät der Tochter gehorchte. Diese starb schon vier Jahre nach dem Tode der Mutter. Der ältere Sohn, zur Freude der Jesuiten ein Wüstling, folgte ihr; der Jüngere, schon bei der Geburt dem geistlichen Stande verpfändet, war ein willenloses Werkzeug in den Händen der Jesuiten, und sein Vermögen dem Bau und der Dotierung eines Gymnasiums zu Marburg gewidmet. Der Stolz der Gallerin, die Niezgersburg, mußte von den Jesuiten, nach weitläufigem Proceß, die Habsucht des Ordens und die Mittel, sie zu befriedigen, offen zu Tage legend, durch einen Erben böhmischer Linie um 50,000 fl. gelöst werden, und damit ist das Leben einer Frau abgeschlossen, die nur gekommen zu sein schien, um als die Letzte vom Geschlechte der Beschler und Galler über ihrer Zeit zu stehen, ohne doch die Fesseln derselben abgestreift zu haben.

Die Urkunden, für deren Abdruck vom Verleger eigens schwabacher Schrift herbeigeschafft worden ist, dürfen, wieviel sie einen wahrhaften historischen Schatz darbieten, nur kurz berührt werden, da sie der Tendenz dieser Blätter weniger als einem rein historischen Organ sich eignen. Wie es aber im Allgemeinen Pflicht ist, den Historiker auf diesen Schatz, welchen er hier vielleicht nicht sucht, aufmerksam zu machen, so muß hier der Werth desselben für Kenntniß zunächst der Sprache und Sitten, des Rechts, der Policei, überhaupt des Culturzustandes ihrer Zeit hervorgehoben werden, wie denn schon der Verf. im Vorwort die ganze Sammlung richtig als reichen Stoff zu einem Glossar des Oberdeutschen im 17. Jahrhundert bezeichnet. In dieser Beziehung ist gleich die erste Urkunde im ersten Theile, „Gerichtszugbrist des Landmarschalls von Österreich vom 16. März 1365“, ein höchst merkwürdiger Beleg für die Thatfache, daß die Sprache im Laufe der nächsten drei Jahrhunderte sich nicht fortbildete.

Wie nun diese Urkunden meistentheils Kauf und Verkauf, Rechte und Gerechtigkeiten, Heirathen und Todesfälle, überhaupt solche Gegenstände betreffen, bei welchen ein Contractverhältniß in Frage kommt, die aber zugleich klare Blicke in besondere Eigenthümlichkeiten des Orts und der Zeit gewähren, so sind doch manche derselben hier noch besonders hervorzuheben. Dahin gehören:

Im ersten Theile. Nr. 104. Zeitungsnachrichten vom Dec. 1648 und Jan. 1649, also zur Zeit des Westfälischen Friedens, aus einem großen Theile von Europa. Nr. 105—107. Österreichische Unterthanen, welche binnen Jahresfrist sich nicht zur katholischen Kirche bequemen, sollen das Land verlassen; die adelige minderjährige Jugend aber soll im Lande erhalten werden. Demgemäß reverfirt sich Regina Globiger mit Leib, Gut und Blut, ihre außer Land geführten Kinder auf erstes Begehren wiederum zu stellen. Nr. 111. Inventarium der Verlassenschaft dieser Frau, interessant schon wegen der beigelegten Preise. Nr. 112—113. Drei Briefe des Doctors Apolloni, welcher der Gallerin eine Cur verordnet. Nr. 130. Auszug aus dem Inventar über den Nachlaß des Freiherrn Galler. Nr. 131. Katalog der Galler'schen Bibliothek, welcher viele lutherische Impressa enthält. Nr. 132. Eine Buchbinderrechnung. Nr. 149—227 betreffen den merkwürdigen Proceß wider den Hauptpfarrer Strobl, worunter Nr. 169—170 Zeugenaussagen wider den Pfarrer und dessen Adhärenz; Nr. 173. Klagschrift desselben wider die Gallerin. Nr. 185. Merkwürdiges Schreiben des Richters zu Felzbach an die Köchin. Nr. 196. Eingabe der Gallerin zur Vertheidigung ihres Büchsenmeisters. Nr. 198. Die 25 Beschwerdepunkte der Gallerin wider Strobl. Nr. 199. Dessen Vertheidigungsschriften besonders hervorzuheben sind. Nr. 243. Ein Stammbuch aus den Jahren 1633—44, in welchem wir manchem guten Sprüchlein und mancher Notabilität jener Zeit begegnen.

Im zweiten Theile. Nr. 3—5. Blutiger Streit wegen nicht völlig erledigten Kaufschillings. Nr. 6. Baarenrechnung für die Frein Galler vom Jahre 1650. Nr. 43. Vergleich zwischen der Gallerin und Strobl wegen Gewaltthätigkeiten und mehr als 20 Proceße. Nr. 67—94 betreffen die Bewürfnisse mit dem Pfleger Grattenuau. Nr. 105. Ein Anschlag der Werb- und Rüstungskosten von zwei Regimenten Fußvolk zu 1500 Mann. Nr. 106. Kostenanschlag der Ausrüstung und Bestallung der stehenden landesherrlichen Mannschaft mit der Aufbringung des dreißigsten Mannes. Nr. 117. Schreiben Kaiser Leopold's an den Grafen Brinyi. Nr. 118. Desgleichen an den General Grafen Leslie, mit dessen Operationen gegen die Türken der Kaiser nicht zufrieden ist. Nr. 119. Antwort des Grafen Leslie auf dieses Schreiben. Nr. 120. Verwaltungsbefehl desselben für das Benehmen seines Veters bei Hof. Nr. 157. Beschwerdepunkte der Gallerin wider ihren Gemahl Hans Rudolph von Stabl, um die Scheidung von ihm zu erlangen. Nr. 164. Klagschrift Grattenuau's über erlittene Mißhandlung vom Freiherrn von Purgstall. Nr. 165. Replik des Letztern auf die Klagschrift.

Das Urkundenbuch des dritten Theils gibt in 190 Nummern die Verhandlungen des berühmten Herenproceßes von Felzbach; eine wahre Fundgrube für Juristen, Theologen, Philosophen und den gesunden Menschenverstand. Das größte Unglück für die alten Weiber war ein Umwetter, welches die Gegend heimsuchte und von ihnen gemacht sein sollte. Die peinliche Frage vermochte sie, das Wettermachen einzugehen.

Damit nehmen wir Abschied von einem Buche, welches Genus und Belehrung in einem Grade gewährt, wie das nur von wenigen Werken der Gegenwart zu sagen ist. Wenn wir uns auch vom Standpunkte der Kunstphilosophie aus mit dem Verf. nicht eigentlich einverstanden erklären konnten, so möchten wir doch wünschen, daß begabte Historiker durch dieses Werk sich zu ähnlichen Productionen anregen ließen. Dann wäre Aussicht vorhanden, daß die Geschichte nach und nach lebendig, mehr und mehr dem Volke zum Bewußtsein gebracht und damit zum Eigenthum desselben erhoben würde. Nur da, wo die Geschichte, die Chronik, die Sage lebt, lebt auch das Volk, und nur da werden wir Patriotismus finden, wie er allein dem Einzelnen wie dem Ganzen frommt, aber vergebens von Kanzeln gepredigt und in Aufschreiben receptirt wird. In dieser Beziehung gibt auch schon die Vorrede des Buches beherzigenswerthe Winke. 18.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Kobier's Werke.

Der liebenswürdige Schriftsteller Charles Kobier hat, obgleich er immer als bedeutende literarische Autorität betrachtet ist, doch niemals als Dichter die Geltung und Anerkennung gefunden welche ihm gebührte. Seine größern novellistischen Productionen waren viel zu hoch, als daß sie dem Geschmacke des Publicums, das, wie Rückert sagt, gar nicht wäherlich ist wie die Ziegen, hätte zusagen können, und selbst seine kleinen lustigen Compositionen sind in einem Stile geschrieben, für den die Menge kein Verständniß hat. So sind denn seine dichterischen Werke nur solchen Naturen an das Herz gewachsen, welche für seiner organisiert gelten können. Wer sie aber einmal lieb gewonnen hat, der ist auch durch den ganzen Sinn, in dem sie empfangen sind, und den duftigen Hauch, der über der ganzen Darstellung schwebt, um so mehr gefesselt. Den Kreisen, in denen der Name Kobier wirklich populair ist, wird in einer Sammlung ausgewählter Erzählungen aus seiner Feder eine erfreuliche Erscheinung geboten. Diese Auswahl hat u. d. L. „Contes choisies“ zu erscheinen angefangen. Die Ausstattung ist ansprechend und geschmackvoll, auch fehlt es nicht an den üblichen Illustrationen, welche hier wenigstens nicht wie in so vielen Fällen an unwürdige Stoffe verschwendet sind. 17.

Geschichte der französischen Revolution bis auf die
Stiftung der Republik. Von F. C. Dahlmann.

(Schluß aus Nr. 117.)

Mit derselben Leichtigkeit die wir schon oben angemerkt geht der Verf. über Mirabeau's Verhalten zu Necker hinweg. Jener hatte die bekannte Unterredung mit Diesem gefodert, weil er für seine Pflicht hielt Alles daranzusetzen, damit dem drohenden Umsturz der Monarchie gewehrt werde. Dahlmann erzählt den Ausgang der Unterredung ganz gleichmüthig; von seinen vielen edigen Worten hat er auch bei diesem Anlaß kein einziges für Mirabeau, obgleich die persönliche Verehrtheit desselben, der er den großen angekündigten Zweck wild aufopferte, so geringfügig war! Noch kleiner aber als diese war seine spät genommene Rache an Necker; als nach dessen Rückberufung die pariser Commun auf seine Fürbitte eine Amnestie und Freilassung der Gefangenen bewilligt hatte, betrieb Mirabeau bei den Wählern seines Bezirks die Aufhebung dieses Beschlusses. Von solchen Dingen ist in dem Buche nichts zu finden; sie möchten, bei der Gedrängtheit desselben, immerhin fehlen, würde nur durch diese Mangelhaftigkeit der historischen Erkenntniß keinerlei Eintrag gethan.

Wenn unwiderprechlich wahr ist, daß Mirabeau nicht durch den Mangel, den er aus seiner Vergangenheit mitbrachte, sondern vornehmlich durch die Mängel, die er sich während seines politischen Lebens selbst gab, die Macht seiner Einwirkungen gebrochen, das Vertrauen verscherzt, und die Rettung die seine Aufgabe war nicht durchzuführen vermocht hat, so folgt daraus, daß der Geschichtsschreiber das Kleine, das an diesem Charakter war, mit nicht geringerm Nachdruck als das Große das in seinen Fähigkeiten lag hervorzuheben haben wird; denn das Eine war historisch nicht minder wichtig als das Andere. Auch sind die übrigen bedeutenden Mitglieder der Nationalversammlung gegen Mirabeau nicht so weit zurückgestellt gewesen als die geringe Beachtung, die sie in dem Buche finden, glauben machen kann. An Umfang und hinreißender Gewalt der Beredsamkeit und an politischem Verstande war ihm Keiner vergleichbar; die sittliche Würde und Haltung aber, durch welche sie für immer bewundernswürdig bleibt, verdankt die Nationalversammlung andern ihrer Mitglieder, deren Einfluß stetiger; wenn-

gleich minder glänzend war. Die einflussreichste aber aller Mächte, welche auf die Nationalversammlung gewirkt haben, der öffentliche Geist ist in dem Buche gar nicht in Anschlag gebracht. Niemand kann glauben, daß Dahlmann diese Macht geringschätzt, aber gewiß ist, daß er sie als solche in seinem Werke ignorirt hat. Die Nation spielt darin eine geringe Rolle; wie sie vorbereitet war, die Revolution zu empfangen, was sie, im Ganzen und Großen genommen, gewollt und gedacht hat, ob und wie weit ihre Vertreter sie wirklich vertreten, ihre Organe für sie gesprochen und gehandelt haben, ob ein richtiges oder falsches Verhältniß zwischen Beiden obwaltete, wie es innerhalb der verschiedenen Stände um die politischen Gesinnungen und Einsichten ausgesprochen, über diese und diesen naheliegende Dinge erhalten die Leser des Buchs keinen Aufschluß. Was außerhalb der Sphäre der formell constituirten politischen Gewalten geschieht, dafür hat der Verf. nur sparsame Aufmerksamkeit bewiesen; überhaupt auf diejenigen Erscheinungen, in welchen sich der herrschende Geist der Nation, der Einfluß der längst verbreiteten Ideen, Bürgermuth und Thätigkeit am unmittelbarsten ausgesprochen, wenig Werth gelegt. Selbst die Nationalversammlung ist nur nach ihrer parlamentarischen Thätigkeit, vornehmlich insoweit als Mirabeau sie beherrscht hat, geschildert; der große begeisterte Sinn, von dem sie für die Erhabenheit ihrer Zwecke durchdrungen war, ist nicht gezeichnet; die Feierlichkeit des ersten Zusammentretens, die hohe Freudigkeit womit die Bestimmten sich voll Hoffnung und Zuversicht verständigten, dies Alles, was bei der Beschäftigung mit der Revolutionsgeschichte Leidenschaften edler Art zu erregen geeignet ist, erfährt geringe Beachtung. Das Wort Mirabeau's, bei welchem der Verf. wie oben angeführt sagt: das war die Revolution, war groß; aber der Schwur im Ballhaus war größer. Dieser Act bezeichnet die Zeit, jener nur den einzelnen Menschen.

Daß Mirabeau beim Beginn der Generalsitzung ein Journal zu schreiben anfing, veräußert der Verf. nicht anzuführen; daß aber, als dies Journal verboten wurde, die Wähler im Stadthause ihre Arbeiten unterbrachen, um durch förmlichen Beschluß gegen dies Verbot als gegen einen Angriff auf die öffentliche Freiheit zu protestiren, solcher bezeichnenden Thatfachen ist nicht erwähnt;

sie sind überall, wie unwichtig, bei Seite gelassen. Und was den Einfluß der Ideen betrifft, so zeigt sich die geringe Reizung des Verf. für die Darstellung desselben am deutlichsten da, wo Discussionen wie die über Erklärung der Menschenrechte zur Sprache kommen. Hat Dahlmann in einer Stelle seines Buchs den Zeitpunkt führt, bis zu welchem „die vielerfragten Speculationen“ keine Schuld tragen, so scheint, es wäre auch der andere Zeitpunkt zu bezeichnen gewesen, an welchem diese Speculationen anfangen ihre Wirkung zu thun. Der Verf. erinnert, daß die Nationalversammlung an der Bescheidenheit der Natur habe ein Muster nehmen sollen, „welche niemals von unvollkommenen Bildungen durch einen Sprung zu den vollkommensten übergeht“. Wenn Dem so ist, so fehlt man nicht, wie es sich mit solcher Lehre verträgt, daß der Verf. an einer andern Stelle seines Buchs den Grundsatz „allmählicher“ politischer Verbesserungen als das „Biegenlied des Hofes“ verspottet. Vielleicht dachte die Nationalversammlung, als sie auf eine Erklärung der Menschenrechte drang, daß es gerathen sei von Grund aus zu bauen, statt nur auszubessern, worin sie Eines Sinnes mit dem Verf. gewesen wäre, welcher, nicht minder absolut gestimmt, an jener Stelle anspricht: „Die Entwicklung eines haufälligen Hauses ist sein Umsturz.“ Mirabeau, ein Gegner der Erklärung der Menschenrechte, ungefähr aus denselben Gründen welche Dahlmann mit allen empirischen Staatsmännern dagegen aufbringt, kam bekanntlich dennoch mit einem Entwurf dieser Rechte zum Vorschein, dessen erster Artikel mit den übel angelegenen Worten anfängt: „Alle Menschen sind frei und gleich geboren“ u. s. w.

Mirabeau, der nicht wie Robespierre war, den er verspottete, weil er an Alles glaube was er sage, mochte überdies wol auch gefühlt haben, welche revolutionnaire Kraft damals in einer solchen Erklärung allgemeiner Rechte lag. Es hilft hier keine, auch nicht die geringste Kritik, nicht die besonnenste Unterscheidung des Möglichen und Unmöglichen; das Bedürfnis der Vernunft auf das Allgemeine zurückzugehen bleibt unabweichlich und macht sich jeden Augenblick gegen das nur geschäftlich Bestehende geltend. Die Praxis der auf das Ausführbare gerichteten Staatsmänner wird niemals die Köpfe begeistern; wo es auf diese Begeisterung ankommt, wird die Berufung auf allgemeine Ideen, wenngleich sie ein unerreichbares Ziel vorhalten, und vielleicht eben darum allein, von etzreisender Wirkung sein. Bei der Discussion über die Menschenrechte kamen die Grundgedanken der Zeit, in denen das Geheimniß der gewaltigen Wirkung des damaligen Frankreichs auf das gesammte Europa lag, zum Vorschein; man sah was die Franzosen bewegte, wie sie noch etwas Anderes und Umfassenderes wollten als nur die Abschaffung von Mißbräuchen, Privilegien, absoluten Regierungsformen; es zeigte sich zudem, welche ein allgemein civilisirendes Element in der Nation liegt. Dupont sagte: „Es handelt sich um eine Erklärung welche auf alle Menschen, alle Nationen Anwendung findet; diese Erklärung zu geben habt ihr auch

Angesichts des ganzen Europa verbindlich gemacht.“ Diese Discussion, wenngleich in gewissem Sinne allerdings „unerquicklich“, ist dennoch die Ehre der Nationalversammlung.

Kann der berühmte Verf. auf alle diese Ausstellungen mit gutem Rechte erwidern, daß er die Gesichtspunkte von denen sie ausgehen nicht anerkennt, daß er seine eigenen und nicht fremde Zwecke im Auge gehabt und daß er bei der Gedrängtheit der Darstellung, die er sich vorgelegt, aus dem gesammten Stoffe Dasjenige herausgehoben, was ihm selbst und nicht Das was Andern als das Wichtigste erschienen sei, so ist um so weniger mit ihm zu rechten, als Das, was er gibt, in weisheitsvoller Weise gegeben ist. Nur ein Mann von anerkannter Persönlichkeit, welcher fühlt und fühlen darf, daß er den Seinigen im Vaterlande, für die er schreibt, etwas bedeutet und daß er von ihnen gehört wird, vermag zu der fertigen Sicherheit zu gelangen mit welcher dies Buch geschrieben ist; nur ein solcher hat den Vortheil, seine individuelle Eigenheit in den Gegenstand werfen zu können, so sehr ohne Schaden für diesen, daß vielmehr das Interesse an demselben durch jene Verschmelzung für die meisten Leser nur noch erhöht wird. Je mehr das Buch freilich durch diese individuelle Haltung mit baldigem Veralten bedroht erscheint, um so intensiver wird es auf die Gegenwart zu wirken die Macht haben.

62.

Titles of honour.

So überschrieben enthielt das „Edinburgh journal“ vor einiger Zeit einen ganz hübschen Aufsatz über Ehrentitel, ein zwar schon oft dagewesener, aber immer anziehender Gegenstand. Hier ein gedrängter Auszug:

„Wilde Völker wissen nichts von Familiennamen. Man nennt sich bei Ehrentiteln, bei Ehrentiteln oder bei Titeln nach irgend einer individuellen Eigenschaft. Ein tapferer Mann heißt vielleicht der Löwe, ein grausamer der Tiger. Solche Titel, zumal wenn sie Lob oder Achtung ausdrücken, werden von dem Bilden mit ebenso viel Stolz geführt wie in Europa der Herzogs- oder Marquistitel. Sie gewähren eine Auszeichnung, die Gehorsam und Unterwürfigkeit Seiten des Stammes und bei Festen den Ehrenplatz zur Folge hat. Niemand wie im modernen civilisirten Leben. Da werden die Bettelsten auch von der Schar der Unbetitelten eifrigt aufgesucht und fetirt. Nur findet zwischen den Ehrentiteln der Barbarei und denen der Civilisation der Unterschied statt, daß sie dort allein durch Thaten zu erlangen sind, verdient werden müssen, was bei den modernen Auszeichnungen nicht immer der Fall... In der socialen und politischen Verfassung neuerer Staaten sind alle Ehrentitel der Ausfluß von Aemtern. Viele der letztern sind eingegangen, erstere geliebet. So bei den fünf Rangordnungen der britischen Pairie sammt der Baronets- und der Ritterwürde. Unser Herzog, Marquis, Graf, Viscount, Baron, Baronet und Ritter theilteit gegenwärtig kein seinen Titel bedingendes Amt. Anders ist das in einigen Theilen Deutschlands und bei den Völkern des Orients. Mos der höchste aller Titel, der des Königs oder Herrschers, ist Reich mehr als Ehrentitel gewesen, dafür aber auch, wie zu erwarten, mit den ausserordentlichsten Supertativen ausgestattet worden. Das besonders im Orient. Die Chinesen erachten ihren Kaiser für des Himmels alleinigen Stellvertreter auf Erden. Daher sein Titel: Sohn des Himmels — Sohn des Himmels — Sohn der Sonne —

Contra-gentener des Königs — **Der Herr aller Herr**. . . Die des Schatz von Persien sind nicht geringer. Er nennt sich: **Der König** — **Bestescher des Unterherrs** — **Phönix des Königs** — **Opfer unsterblichen Wohlseins**. Seine Beamten ahmen das nach. So fügt der Statthalter von Sytras seinen amtlichen Würden die wohlklingenden Gleichnisse bei: **Blume der Weisheit**, **Krustenmaß des Rechts** und **Rose der Demuth**. . . Der türkische Sultan stellt sich neben die Gottheit, und der christliche Kaiser, der im laufenden Jahrhundert Nähe genug gehabt hat, die eigene Krone auf dem Haupte zu behalten, schreibt sich: **Verfüger über alle Kronen**. . . Die Könige von Spanien waren ehemals so mit Titeln beladen, daß Philipp III. 1596 befahl, ihn bloß *el rey, nuestro señor* zu nennen — **der König, unser Herr**. . . Durch das eigenthümliche spanische Feudalrecht geschah es oft, daß viele kleine Güter in den Besitz eines Mannes kamen, der die Namen derselben dem feini- gen anhäng. So erzählt man, daß eines Abends ein verirrerter Grund an die Thür eines abgelegenen Gasthofs geklopft und auf die übliche Frage: **Quien es?** wer das geantwortet: **«Don Diego de Mendoza, Elva Ribera, Guzman Pimentel, Doforio Ponce de Leon Juniga, Xeuca Xeluz y Xiron, Sandoval y Xoras, Velasco Xan»**. Worauf der Wirth, das Fenster zu werfen: **«So geht eurer Wege, ich habe nicht für die Hälfte von euch Platz»**. . . Die Deutschen hängen mit der hartnäckigsten Dürftigkeit an aller Art Titeln und führen deren oft ohne das geringste Recht dazu. Viele echte Titel sind käuflich und manche erworbene Ländereien, mit deren Besitz ein Titel verknüpft ist. Jene Käuflichkeit übertrifft Alles, was in der Hinsicht in Frankreich unter dem corruptesten régime stattfand. (!) Eine ganz gewöhnliche Ehrendenennung ist **Seheimerath**. Aber die Wenigsten haben ein Recht sich so zu nennen, weshalb Diejenigen, die es haben, ein Wirklich anhängen. **«Pet true after the designation. Ist alles Das nicht sehr spaßhaft?»** „Seder Mensch sieht ungeheuer darauf, bei seinem Titel angetredet zu werden. Jemand wie in England mit **Mein Herr** anzureden, grenzt unmittelbar an die Injurie. Man soll sein Amt, seine Würde ausfindig machen. Der allgewöhnlichste Titel ist **Rath**. Der **Architekt** ist **Baurath**, der **Advocat** **Justizrath**, und wer gar nichts ist, sucht Hofrath zu werden, ein **Titel**, der wieder nichts bedeutet, da er meist Solchen zufällt, die nicht in der Stellung, am Hofe zu rathen. Der **Professor**titel wird kaum minder stark gemisbraucht. Man thut in Deutschland beidemitem klüger, über die Gebühr hohe als unter der Gebühr niedrige Ämter beizulegen, und daher kommt es, daß ein Engländer oft zu seiner großen Betwunderung **Herr Graf** und **Eure Gnaden** angetredet wird. **«Wer in einem öffentlichen Amte steht»**, sagt Russell in seiner **«Reise durch Deutschland»**, **«und wäre er ein Vielespernumerarschreiber mit lumpigen 40 Pfund jährlich»** (! an 20 Thaler), **«der will das Vergnügen haben, nicht bei seinem Namen, sondern bei seinem Titel angetredet zu werden»**. Die Damen bleiben in ihren Titelanprüchen nicht zurück. Eine Frau verlangt den Titel ihres Mannes mit weiblicher Endung. Also **Frau Generalin**, **Frau Seheimeräthin**, **Frau Buchhalterin** u. s. w. Es begreift sich, daß diese Titel bisweilen zu einer unaussprechbaren Länge anwachsen. Welche Zumuthung z. B. für die Sprechfähigkeit eines Ausländers, eine Dame als **Frau Oberconsistorialdirectorin** anzureden! . . .

„Auf dem Continente ist die große Menge Titel Ursache, daß sie den Ansehern wenig Ansehen geben. Anders in England. In England wird das königliche Vorrecht, **Kitter** und **Welleute** zu creiren, mit seltenen Ausnahmen beidemitem umfichtiger geübt als solches von benachbarten Fürsten gesehen ist und noch geschieht. Um so höher werden daher die der Keinen Zahl Ausgezeichneten ertheilten Ehren geschätzt. Dazu kommt, daß, weil das Gefühl der Loyalität nirgend so heftig und aufrichtig wie in Großbritannien, nicht bloß die Quelle der Ehre, sondern auch die daraus abfließenden Ehren in hoher Achtung stehen. . . Der **Prinzen**titel gebührt hier zu Lande

nur den **Söhnen und Herren von Königen**. . . **Erster Herzog** war **Eduard**, der schwarze Prinz. Er wurde zum Herzog von Cornwallis ernannt, ein Ehrentitel, welchen seitdem des Königs ältester Sohn bei Lebzeiten seines Vaters geführt hat, weshalb er in der Sprache der Heraldik **dux natus** heißt, geborender Herzog. Nach ihm gab es viele duces creati, zu Herzögen Ernannte mit dem Rechte, ihre Titel auf ihre Nachkommen zu vererben. Unter **Elisabeth 1572** erlosch die Würde. Ein halbes Jahrhundert später erneuerte sie **Jacob**, indem er seinen Söhnling **George Dilliers** zum Herzog von Buckingham machte. . . Die Söhne der **Païrs** von Großbritannien und Irland haben formel keinen Adelsrang. Aber **par courtoisie** führt der älteste Sohn den zweiten Titel der Familie, dafern sie einen hat, und die jüngern Söhne heißen **Lords**, vorausgesetzt daß der Vater mindestens **Graf**. . . In zweiter Rangordnung steht der **Marquis**. Er erhält das Prädicat **«most noble»**, obgleich nach Vorschrift der Heraldik ihm nur **«most honourable»** gebührt. Von allen Ehrentiteln ist der eines **Grafen, earl** — vom sächsischen **eorl** — der älteste. . . Nach der normannischen Eroberung nahmen die earls den französischen Namen **counts** an, legten ihn jedoch bald wieder ab. Dagegen heißen ihre Bezirke noch heute **counties** und ihre Gemahlinnen **countesses**. Bald überhoben sich die earls der Besorgung der Grafschaftsangelegenheiten und bestellten dazu einen Beamten, mit dem Titel **vice comes**. Daher in vierter Rangordnung die **viscounts**. . . Die Geschichte und Etymologie der in fünfter Ordnung rangtenden **Barone** liegt sehr im Dunkeln. . . Die **Frauen** und **Wächter** sämtlicher **Païrs** haben an den Ehrentiteln der ihnen zunächst Stehenden bald mehr bald minder Theil, ausgenommen die weiblichen Angehörigen der **Prälaten**, die **schlechtweg** **Mitres** und **Miß** heißen. Sämtliche **Païrs**, mit Ausnahme ihrer **Gnaden** der **Herzöge**, werden **«my Lord»** angetredet. (Daher der so lächerliche **Pudel** in deutschen Schriften, **«Mylord»** statt **«mein Lord»** oder bloß **«Lord»** zu sagen.) . . Der nächste Schritt abwärts auf der Leiter der Hofrangordnung bringt aus der **Païre** in die **Baronettschaft**. Der Titel **Baronet** ist eine Zusammensetzung von **Baron** und der verkleinernden Endsilbe **et**. Also ein kleiner **Baron**, ein **Baronchen**. Der Orden wurde von **Jacob I.** auf Anregung des **Sir Robert Cotton 1611** gestiftet. Es ist der unterste erbliche Ehrentitel. Dana kommen die **Kitter**, deren Geschichte in die des alten Roms zurückreicht. . . Außerdem gibt es den Titel **esquire**. Der ist aber nachgerade in England ebenso nichtsagend geworden wie der **Seheimerathstitel** in Deutschland. Was die Bezeichnung ursprünglich bedeutete, erhellt aus der Ableitung des Wortes vom lateinischen, **soutifer**, **Schildträger**. Unsere angesehensten Rechtslehrer haben viel darüber gestritten, wem eigentlich der Titel **esquire** zustehe. **Blacksone** und **Cohn** haben den Gegenstand in Schriften behandelt und in einer neulichen Versammlung zu **Kenington** ist die Frage aufs neue lebhaft angeregt worden.

„Die **Titel** erfreuen sich bei uns einer so hohen Achtung, daß es schon für eine Ehre gilt, mit einem Bettelsten auch nur entfernt bekannt zu sein. Deshalb ist der englische Mittelstand nicht mit Unrecht ein **Corps** **Buschjäger** genannt worden. Diese Menschen haben eine Art Ehrfurcht, eine gewisse heilige Scheu, nicht sowohl vor den Adelligen in propria persona als vor deren Titeln. Die **Païre**, **Baronettschaft** und **Kitterschaft** wissen sie auswendig und den kleinsten Werth in der Aufschrift eines Briefes oder beim Anreden eines vom Adel erachten sie für unverzeihliche Sünde. Wir haben von einem militairischen Dichter gehört — er selbst **Lieutenant** in einem **Infanterieregimente** —, der in einem Gedichte auf **Waterloo** eine seiner **Schlachtereimerungen** in folgendem heraldischen Couplet niedergelegt hat:

«Step forth, Lieutenant Cobden, of Her Majesty's hundred and second foot — step forth into the front»,
Cried Major General Sir Hassey Vivian, K. C. B. — «and bear the battle's brunt.»

Bibliographie.

Heimsoeth, F., Die Wahrheit über den Apythmus in den Gefängen der alten Griechen. Nebst einem Anhang über die Aufführung der griechischen Gesänge. Bonn, Henry und Cohen. 8. 12 Ngr.

Leibrock, A., Der Dom-Vicar und seine Pflgetochter. Eine Erzählung der neuern Zeit. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. Kl. 8. 2 Thlr.

Kochli, C., Das Wesen und Treiben der Gauner, Diebe und Betrüger Deutschlands nebst Angabe von Raßregeln, sich gegen Raub, Diebstahl und Betrug zu schützen, und einem Wörterbuche der Diebesprache. Leipzig, Schmidt. 8. 12 Ngr.

Girt, S. L., Geschichte der Kirchen in der Wüste unter den Protestanten Frankreichs vom Ende der Regierung Ludwig's XIV. an bis zur französischen Revolution. Nach dem französischen Werke des Charles Coquerel in treuem und erschöpflichem Auszuge bearbeitet. Berlin, Enslin. 8. 24 Ngr.

Speckter, C., Briefe eines deutschen Künstlers aus Stalien. Aus den nachgelassenen Papieren. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Zellkämpf, A., Die Verhältnisse der Bevölkerung und der Lebensdauer im Königreiche Hannover. Ein Beitrag zur Statistik Deutschlands. Hannover, Helwing. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Paulow, G., Die Schule der Zukunft, mit besonderer Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein. Ein Vortrag. Kiel, Schwers. Gr. 8. 9 Ngr.

Urkundenbuch des Klosters Otterberg in der Rheinpfalz. Herausgegeben von M. Frey und F. X. Remling. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bogel, F., Die alten Chroniken oder Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich von den ältesten Zeiten bis 1820 neu bearbeitet. Iste bis 6te Lieferung. Zürich, Schulthess. 1845. 3. 12 Ngr.

Bries, J. de, Der Eid oder Verbrechen und Gewissensbisse. Ein Roman. Aus dem Holländischen von C. Wegener. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. Kl. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Wang Keou Lwan Pih Neen Chang Han, oder die blutige Rache einer jungen Frau. Chinesische Erzählung. Nach der in Canton 1839 erschienenen Ausgabe von Sloth übersetzt von A. Böttger. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 2 Thlr.

Weil, G., Geschichte der Chalifen. Nach handschriftlichen, größtentheils noch unbenutzten Quellen bearbeitet. Ister Band: Vom Lobe Mohammed's bis zum Untergange der Dmejjaden, mit Einschluß der Geschichte Spaniens, vom Einfall der Araber bis zur Trennung vom östlichen Chalifate. Mannheim, Basfermann. Gr. 8. 6 Thlr.

Tagesliteratur.

Carus, J., Briefe an Immanuel. Spiegelbilder der Zeit für Protestanten und Katholiken. 2te unveränderte Auflage. Augsburg, Schmid. 8. 12 1/2 Ngr.

Freitag, J. A., Der Mensch lebt nicht vom Brode allein. Ein Wort für die Gustav-Adolph-Stiftung an das evangelische Volk und seine Jugend. 2te Auflage. Hannover, Helwing. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Grimm, F., Daß das Licht des Herrn noch immer über jeglichem christlichen Volke ausgehen müsse. Predigt. Adorf, Müller. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Kittel, K. W., Jesus Christus ist wahrhaftiger Gott. Zur Beurtheilung der von Frn. Senior Krause gehaltenen Predigt „Der Meinungsstreit über die Person Jesu.“ Schweidnitz, Heege. 8. 7 1/2 Ngr.

Röhler, E. M. R., Zwölf Predigten theilweise mit Beziehung auf die kirchlichen Bewegungen der Gegenwart, nebst einem Anhang von Gelegenheitsreden. Neustadt a. d. D., Wagners. 8. 15 Ngr.

Röhler, E., Ein Wort in der deutsch-katholischen Sache. Ein Conferenzvortrag. Jena, Luben. 8. 5 Ngr.

Krummacher, G. D., Die Sonne der Gerechtigkeit. Fünf Predigten über Malachi 4, 2, und zwei Reformationspredigten vom Jahre 1817. Eberfeld und Meurs, Rheinische Schulbuchhandlung. 1845. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Luther-Album. Erinnerungsbüchlein aus Luther's Leben. Jena, Rauke. 4. 24 Ngr.

Robbe, G. F. A., Rede am 18. Februar 1846 zur Gedenkfeier des Todestages Dr. M. Luther's. Leipzig, Barth; Hinrichs. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Stammbaum der Familie des Dr. Mart. Luther. Grimma, Gebhardt. Gr. 8. 18 Ngr.

Opig, L., Bruno Bauer und seine Gegner. Vier kritische Artikel. Breslau, Arxwendt. Gr. 8. 5 Ngr.

Otto, C., Unbefangene Beleuchtung des Bittelschen Antrags auf Religionsfreiheit. Ein bescheidenes Wort zur Beruhigung der Gemüther an Badens Katholiken und Protestanten. Karlsruhe, Madlot. Gr. 8. 3 Ngr.

Der papierene Papst der Protestanten. Eine kurze Beleuchtung für das protestantische Volk. Dessau, Fritsche. 8. 5 Ngr.

Pätzsch, J. F. W., Bedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach. Predigt bei der Gedächtnisfeier des Todestages Luther's. Berlin, Amelang. 8. 5 Ngr.

Die Pestalozzi-Feyer in Plauen, am 12. Januar 1846, veranstaltet vom voigtländischen Volksschullehrerverein. Plauen, Schröder. 8. 4 Ngr.

Pfpyffer, K., Meine Betheiligung an der Katholischen Leuzischen Mordgeschichte. Zürich, Drell, Füßli und Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Rieching, J. B., Predigt für gebildete Katholiken über die deutsch-katholische Sekte. Biesensteig, Schmid. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Riehl, K., Johann Schwanewedel auf der Legeleser-Platz. Ober: die edle und kühne Meerfahrt am 22. October 1845. Celle, Schulze. 4. 2 1/2 Ngr.

Röbbelen, A. H., Das Lurnen, eine beachtungswürdige Zeitfrage. In nächst für Hannover erdteret. Hildesheim, Finck. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Rudolph, J., Bekenntnisse. Ein Sendschreiben gerichtet an die sogenannten Deutsch-Katholiken bei meiner Rückkehr zur katholischen Kirche. Leipzig, Liebeskind. Gr. 8. 5 Ngr.

Ruland, J. K., Das Beständige im Vergänglichem. Neujahrspredigt. Berlin, Gypfenhardt. Gr. 8. 2 Ngr.

Schnekel, D., Die protestantische Geistesfreiheit und die Deutsch-Katholiken. Eine Erwiderung auf die neueste Schrift von G. S. Servinus. Zürich, Meyer und Keller. 8. 15 Ngr.

Schmalz, R. F., Predigt zur Gedächtnisfeier des Todestages Dr. M. Luther's. Leipzig, J. Fleischer. Gr. 8. 3 Ngr.

Schmidt, C., Der Prediger in der Jetztzeit. Eine Abhandlung. — Jesus Christus. Eine Predigt. Dessau, Fritsche. Gr. 8. 5 Ngr.

Schmieder, Luther der Apostel des deutschen Volks. Predigt zu Dr. M. Luther's Gedächtnisfeier zu Wittenberg. Halle, Rühlmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Schwarz, J. C. C., Die Stimme des Geistes an Mart. Luther's Grabe. Predigt. Nebst drei Beilagen. Jena, Frommann. Gr. 8. 5 Ngr.

Schweizer, A., Das kirchliche Herwürfnis des Jahres 1845 im Kanton Aargau, mit Benugung der Akten dargestellt. Zürich, Drell, Füßli und Comp. 8. 10 Ngr.

Schwertfeger, Der Feldzug der Geister innerhalb der katholischen Kirche während der Jahre 1844—1846 fgg. Protestantischer Ostermorgengruß an Ronge und Görres, zugleich als Gabe der Erinnerung an die Zeit nach Luther's Tode und an den Schmalkaldischen Krieg in den Jahren 1546 und 1547. Annaberg, Rudolph und Dieterici. Gr. 8. 4 Ngr.

Die deutsche Polizei im 19. Jahrhundert. Von Gustav Zimmermann. Zwei Bände. Handver, Schöner. 1845. Gr. 8. 3 Thlr.

Das Nächste, was wir von einer Schrift über die Polizei, die mit der Präzision der Wissenschaftlichkeit auftritt, zu erwarten berechtigt sind, ist wenigstens ein ernstlicher Versuch, die Unklarheit, welche über den Begriff und das Wesen jenes Instituts herrscht und den Gegenstand allbekannter Klagen bildet, zu beseitigen. Wir können es um so weniger vermeiden gleich von vornherein auf diesen Punkt einzugehen, als wir weder den wissenschaftlichen Standpunkt des Verf. der oben genannten Schrift theilen noch seine Behandlungsweise billigen können, und namentlich der Überzeugung sind, daß mit dem von ihm unaufhörlich eingeschärften Festhalten an dem Positiven und der täglichen Praxis für die Lösung jener Hauptschwierigkeit nichts gewonnen wird. Die Praxis hat freilich ihre Thätigkeit nicht zu suspendiren, bis die Theorie unangefochtene und einleuchtende Begriffe über Sinn und Gegenstand dieser Thätigkeit zur Geltung gebracht hat; gleichwol kann sie jener Begriffe aber dennoch nicht entbehren, indem der Praktiker, der mehr sein will als geistloser Routinier, auch über die Bedeutung seines eigenen Thuns im Klaren zu sein verlangt, und überdies die legislative Thätigkeit, die den praktischen Staatsmännern obliegt, ohne weitere und höhere Principien auf eine bedauernde Weise, schon so oft als schädlich erprobte Weise im Finstern tappen würde. Reicht nun die Theorie nach dem Standpunkte der Wissenschaft in einer bestimmten Epoche nicht aus, ist sie vage und unpraktisch, so soll man sie verbessern und nicht mit einem weise und präventiv gehaltenen Rückfalle auf den herbsten Empirismus etwas geleistet zu haben meinen. Bei solchen Rückfällen erfährt man vielmehr meistens die Ironie, daß die verächtlich behandelte Theorie genauer betrachtet doch sehr anerkennenswerthe Aufschlüsse enthält und daß die eigenen als neues Evangelium verkündeten Leistungen hinter dem längst Bekannten weit zurückbleiben.

Allerdings ist nun die Rechts- und Staatslehre gerade in Bezug auf die Polizei noch zu keinem genügenden Abschließen gekommen. Wir können dieses ohne ein ermüdendes Durchgehen der Literatur und schon mit

wenigen Zügen in das Licht stellen. Das rationalistische Naturrecht der Kant'schen Schule, welches den Staat nur als Product der Einzelwillen auffaßt und seinen Zweck auf die Interessen der Einzelnen bezieht, nimmt nur den Rechtsschutz als diesen Zweck an, und findet dann für die Polizei nur die Function, daß sie künftigen Verletzungen vorbeuge. Da die Polizei aber offenbar mehr thut, da sie für Sitte und Wohlstand sorgt, so erklärt man dieses Mehr nur daraus, daß damit künftigen Verletzungen vorgebeugt werde. Demselben Standpunkte gehört noch die Lehre Mohl's an, welcher in der Polizei die Gesamtheit aller jener verschiedenen Anstalten und Einrichtungen erblickt, welche bezwecken, durch Verwendung der Staatsgewalt diejenigen Hindernisse der allseitigen Entwicklung der menschlichen Kräfte zu entfernen, welche durch die Kraft der Einzelnen gar nicht oder nur unvollständig, wol aber durch die Anwendung der Gesamtkraft der Bürger entfernt werden können. Fichte hat in seiner „Staatslehre“ den Fortschritt gemacht, daß er bei der Bestimmung der Polizei theils über das bloße Verhüten, theils über die Rechte der Unterthanen als Zweck der polizeilichen Thätigkeit hinausging. Der Staat steht mit den Unterthanen in einem gegenseitigen Vertrage, zufolge dessen es von beiden Seiten Rechte und Pflichten gibt. In den Fällen, da der Unterthan klagen kann, ist das Verbindungsmittel zwischen beiden gefunden. Über Dieses wird indes nicht geklagt, und für diese Fälle bildet eben die Polizei das Verbindungsmittel zwischen der executiven Gewalt und den Unterthanen. Noch tiefer in das Einzelne gehende Ansichten finden sich bei Hegel, der namentlich die Trennung der Justiz von der Polizei scharf zu bestimmen gesucht hat. Im dritten Theile handelt Hegel unter dem Begriffe der Stillschließung der Familie, der bürgerlichen Gesellschaft und dem Staate. Die bürgerliche Gesellschaft enthält drei Momente. Zunächst die Vermittelung des Bedürfnisses und die Befriedigung des Einzelnen durch seine Arbeit und durch die Arbeit und Befriedigung der Bedürfnisse aller Übrigen — das System der Bedürfnisse. Dann die Wirksamkeit des darin enthaltenen Allgemeinen der Freiheit, der Schutz des Eigenthums durch die Rechtspflege. Endlich aber die Vorsorge gegen die in jenen

Systemen zurückbleibende Zufälligkeit und die Besorgung des besondern Interesses als eines Gemeinsamen durch die Polizei und Corporation. In der Rechtspflege wird das Allgemeine mit dem Besondern vermittelt: das Allgemeine, das Recht, ist aber ein beschränkter Kreis, dem das Wohl noch etwas Auserliches bleibt. Die Förderung dieses besondern Wohles liegt der Polizei ob. An dieser ganzen Gliederung, an welche sich einzelne scharfe und sehr beachtenswerthe Bemerkungen über die polizeiliche Thätigkeit knüpfen, haben wir dann den Formalismus zu tabeln, der bei Hegel, namentlich in seiner „Rechtsphilosophie“, eine Lobpreisung der einzelnen Elemente aus ihrem natürlichen Zusammenhange und ein Einzwängen derselben in ein der durchgehenden logischen Formel gemäßes Schema veranlaßt. Gerade bei dem vorliegenden Gegenstande scheint uns die Auflösung der den einzelnen Elementen gegebenen Anordnung besonders notwendig und folgenreich. Es ist an sich ein Verdienst, daß Hegel den Staat nicht mit der bürgerlichen Gesellschaft identificirt: die einzelnen Unterscheidungen und Merkmale beider sind aber wider die Wirklichkeit angenommen. Rechtspflege und Polizei sind zunächst offenbar staatliche Elemente und fallen mit in das innere Staatsrecht, in welchem bei Hegel das religiöse Element beiläufig, und sonst Regierung, Gesetzgebung und fürsätzliche Gewalt vorkommt. Ferner ist die Folge von Familie, bürgerlicher Gesellschaft und Staat nicht die richtige. Wir finden hier eine Gliederung, deren einzelne Stufen einen jeden Menschen und zwar ganz und nach allen Seiten umfassen und die sonach nicht unpassend die Grundpersonen alles menschlichen Zusammenlebens genannt sind. Diese Personen sind indes augenscheinlich Familie, Gemeinde, Nation, Volk und Staat, und in weiterm Fortschritte Staatenbund und endlich die Menschheit. Neben dieser Reihe von Organismen, die zugleich der räumlichen Absonderung der Einzelnen und Gesammtpersonen entsprechen, gibt es eine zweite, aus der Natur des Menschen, seinen geistigen und physischen Anlagen und seiner Bestimmung abzunehmende. Wir finden hier die Sphären der Religion, der Kunst, der Wissenschaft, der Industrie und des Handels, und eine mit der besondern Function der Gewährung des Rechts bekleidete Sphäre des Politischen oder den Staat. Obgleich es zur Zeit nur erst für das religiöse und politische Element feste Organisationen gibt, so sind doch auch die übrigen Elemente solcher Organisationen fähig und streben der Bildung derselben sichtlich zu. Kommt es darauf an, das Verhältniß des Staats zu ihnen zu bestimmen, so ist dieses das der Coordination, und dem Staate kommt es zu, ihnen ihr Recht, d. i. die Gesammtheit der zu ihrer Existenz und Entwicklung nöthigen Bedingungen zu sichern. Wie fruchtbar diese der Krause'schen Philosophie entnommene Auffassung überhaupt sei, wird hier nicht nach allen Seiten hin zu erörtern sein, wir dürfen nur die Consequenzen für den gerade hier vorliegenden Gegenstand andeuten.

Wenn wir den Staat als die Sphäre des Rechts

auffassen, so nehmen wir den Begriff von Recht nicht so eng, daß danach Prozesse und Urtheile die eigentliche Function des Staats wären. Wir verstehen unter dem Rechte vielmehr die Gesammtheit der von menschlicher Freiheit abhängenden Bedingungen für die Erreichung der Vernunftbestimmung des Einzelnen wie der Gesellschaften. In der Verwirklichung des Rechts setzt sich der Staat daher mit allen übrigen Sphären der Gesellschaft in ein inniges Verhältniß. Er beschränkt sich nicht auf bloßes Gehenlassen, sondern nimmt sich alles Menschlichen an und kommt der Erfüllung aller gesellschaftlichen Zwecke zu Hülfe. Nun stehen aber alle vorhin bezeichneten Elemente der Gesellschaft in einem solchen organischen Zusammenhange, daß nicht nur jeder Einzelne an allen Theil hat, sondern auch jeder Verein, jede Sphäre mit allen übrigen eng verknüpft ist. So ist die Familie ebenso wie die Gemeinde oder das Volk ein Mittelpunkt für Pflege des Rechts, der Kunst, Wissenschaft u. s. w., so ist der Verein für Recht oder der Staat auch von Moral, Religion durchdrungen u. s. w., so ist die Religion in der Kirche nach dem Rechte organisiert, mit Kunst und Wissenschaft verbunden u. s. w., sodas sich in dem dargestellten Organismus jedes Glied mit jedem verbindet. Vollständigkeit oder Mängel dieser Organisation hängen von der Culturstufe und dem welt-historischen Standpunkte der Völker ab: in dem einer allgemeinen Harmonie entgegenstrebenden Entwicklungsgeange bemerken wir aber, daß die vollständiger organisirte Sphäre über die übrigen zur Führung einer gleichsam vormund-schaftlichen Gewalt berufen ist. Hiernach ist allerdings eine große Varietät selbst zu einer und derselben geschichtlichen Epoche möglich, indem die Selbständigkeit der einzelnen Gesellschaftsphären in verschiedenen Graden abgemessen und von ihren eigenthümlichen Functionen mehr oder weniger geradezu in den Staat verlegt sein kann. Es ergeben sich hier die Verschiedenheiten mehr oder minder centralisirter Staatsorganisationen.

Fragen wir nun nach einer Begriffsbestimmung der Polizei und insonderheit nach ihrem Unterschiede von der Rechtspflege im eigentlichen Sinne, so finden wir hier eine scheinbare Unbestimmtheit, die sich aus den verschiedenen Erscheinungsweisen der Polizei in verschieden organisirten Staaten erklärt. Mit dem bloßen Rechtsprechen ist die Function des Staats, das Recht, d. i. sämtliche äußere Bedingungen für die Bestimmung der Individuen und Gesammtheiten zu gewähren, nicht erschöpft, denn das Rechtsprechen bezieht sich bloß auf die Fälle, in welchen diese Bedingungen von Einzelnen oder Gesammtheiten zu leisten und diese bei ihrem Widerspruche durch Zwang zur Leistung anzuhalten sind. Viele jener Bedingungen werden aber durch eine allgemeine Fürsorge des Staats (oder der Familie, der Gemeinde) geleistet, es fehlt der Natur der Sache nach an civilistischen Rechtsnormen für dergleichen nach Zweckmäßigkeit und Bedürfnis zu gebenden Leistungen, und es kommt nicht sowohl auf Forderung, Weigerung, juristische Prüfung und Zwang als auf voraussichtiges Anordnen an,

Das ist das Gebiet der Poesie, welches man viel zu weit bestimmt, wenn man es auf Vorbeugungen oder auf Aufrechterhaltung der Ordnung beschränkt. Diese allgemeine Fürsorge für Ordnung ist ebenso wol wie das Vorbeugen nur ein bestimmter Theil jener allgemeinen leitenden, sorgenden und ordnenden Thätigkeit.

(Der Besatz folgt.)

Mistress H. Martineau.

Die Ansiedler im eigenen Hause von H. Martineau. Herausgegeben von W. Häring. Berlin, Buchhandlung des Lesecabinetts. 1846. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.

Indem ich hier ein Buch loben will, beliebte der Leser dieser Anzeige auf die Unterschrift zu achten, um von vornherein gegen mein Lob gewarnt zu sein, insofern ich es mir selbst ertheile. Meinerseits geschieht es mit gutem Gewissen; es ist an dem Leser des Buches und des Berichts zu entscheiden, ob das Gewissen sich von meinem Interesse an der Sache fortreiben ließ oder ob auch er mit gutem Gewissen mir beistimmt.

Die Dichtungen, Novellen, Parabeln, oder welchen Namen man den eigenthümlichen Schriften der Martineau beilegen will, haben eine bedeutende Wirksamkeit in ihrem Vaterlande wie in Amerika geübt. Aber sie erschienen zu einer Zeit, wo in Deutschland die Poesie noch als eine Macht galt, deren Zweck eben die Poesie war. Die Frau mit ihren moralischen, praktischen Tendenzen kam uns fremd auf dem Gebiete vor, wo wir die Begeisterung nur als berechtigt aufzutreten hielten. Ich bekenne, daß ich, mit Voreingenommenheit gegen die ganze Gattung, die Erscheinung hingehen ließ ohne sie zu beachten. Was sollten uns Dichtungen, welche zum Zwecke hatten, die Engländer mit der Zweckmäßigkeit und Willigkeit dieser und jener bürgerlichen Einrichtung bekannt zu machen, um sie damit zu befreundeten, oder umgekehrt über die Unbilligkeit und Ungerechtigkeit anderer ihnen das Auge zu öffnen? Die Reiten haben sich geändert, auch bei uns fing man an, die Poesie gewahren zu lassen, wo sie, nach unsern ältern Begriffen, eine Rebellion mit dem Bedürfnis und dem Nutzen schloß. Der Begriff des Volkes, und was für das Volk ist, tauchte immer dringender und mahrender auf, schon fangen wir an, nach einer Volksliteratur uns umzuschauen und schon sind manche treffliche Bücher zu diesem Zweck geschrieben; aber die englische Matrone, die es schon früher gethan, war inzwischen übersehen und vergessen.

Deutsche Erzieherinnen, die es ernst mit ihrer Sache meinen, machten mich zuerst wieder auf die fremde Frau aufmerksam. Sie klagten, daß trotz der Überflutung des Marktes mit Jugendschriften doch noch immer ein empfindlicher Mangel an tüchtigen, auf Herz, Verstand, Moral und zugleich auch auf die Phantasie einwirkenden Schriften vorhanden sei. Wo nicht das albern Kindische vorwalte, mache sich der abgeblaßte, matte doctrinaire Charakter in den meisten deutschen Büchern für die Jugend Luft, der aller sinnlichen Anziehungskraft entbehre. Warum man denn nicht die trefflichen Bücher der Martineau überseze? Auch da kam es mir seltsam vor, daß eine Frau, welche spröde, trockene Stoffe des Alltagslebens, der Fabrikthätigkeit, des Handels und der Gewerbe zu Novellen verarbeite, besonders geeignet sein sollte, auf Herz, Geist und Phantasie unserer Jugend einzuwirken. Zur selben Zeit legte mir die Übersetzerin der „Settlers at home“ oben genannte Schrift der berühmten Engländerin, mit der Bitte, sie zu prüfen, und, wenn ich mich zu ihren Gunsten aussprechen könne, mit der Vor, sie durch ein Wort beim deutschen Publicum einzuführen. Denn — die Schrift habe ohne einen deutschen Namen davor keinen Verleger gefunden!

Die Thatfache, daß ich die Schrift bevorwortet und herausgegeben habe, ist mein Urtheil. Was nicht Alles übersetzen wir, und die Martineau fand noch keinen Verleger, die populaire

Schriftstellerin, deren Werke in Amerika nachgedruckt und von für die Volkserziehung zusammengetretenen Vereinen für Spottpreise oder gratis an das Volk ausgegeben werden! Es sind mehr wunderliche Dinge in unserer Literatur, als daß wir uns darüber so besonders zu verwundern hätten. Es ist besser über das Vergangene zu schweigen und das Unsere zu thun, es für die Zukunft besser zu machen.

Eine Dichterin, die auf kühnen Schwingen über die Erde sich erhebt, noch eine, die das tiefste Weh und die höchste Freude der Menschenbrust in ihren Dichtungen widerklingen ließe, ist die Martineau nicht; auch nicht eine, welche mit besonderer Lieblichkeit und Anmuth die wirklichen Erscheinungen des Lebens malte und accompagnirte. Sie ist vielmehr eine etwas harte, kurze, puritanische Frau, die auf sichern Füßen und mit sicherm Blicke auf ihrem Gebiete umherwandeln sich durch glänzenden Schein so wenig täuschen läßt, als sie täuschen will. Die Extravaganzen der Gemüthswelt sind ihr fremd, sie will nicht aufregen, sie will beschwichtigen. So wenig sie das wirkliche Elend übertünchen will oder die bösen Triebe beschönigen, duldet sie sich darin, die Nothzustände zu übertreiben und die verbrecherischen Tendenzen noch schwärzer zu zeichnen als sie sind. Aber sie deckt die Verderbtheiten der Verhältnisse und des Herzens auf, um auf schlichte Weise die Mittel an die Hand zu geben, durch welche der Mensch im Allgemeinen und jeder Mensch im Besondern sich helfen kann. Obgleich Engländerin, doch entfernt von aller frömmelnden Orthodorie, lehrt sie das christliche Sittengesetz: Laß dich nicht des Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem. Sie ist in vielen ihrer staatsökonomischen Schriften in entschiedener Opposition mit dem Bestehenden, aber ihre Angriffe sind nicht destructiver Art. Es wäre eine zu kühne Aufgabe für eine Frau, chaotisch Grund und Boden aufzuwühlen zu wollen, sie ist für schon ehrenvoll genug, dem Menschen zu zeigen, wie er sich und seine Nächsten aus dem Gewirr, den Irrgängen und den Einsturz, drohenden Ruinen herausziehen und festen Boden gewinnen möge.

Laße man diese auf Englands specielle Verhältnisse bezüglichen Schriften und Novellen einkreisen aus dem Spiel, ob schon auch unter ihnen mehre mit besonderm Geschick und so behandelt sind, daß sie für einen allgemeineren Lesekreis von Interesse sind. Uns interessirt die Martineau jetzt nur als Schriftstellerin für die Jugend, wie sie Sittlichkeit lehrt ohne langweilige Moral; wie sie, eine feine und sichere Beobachterin des Herzens, seinen zarten Regungen, seinen Affecten nachgeht, deren Quellen entdeckt, und ihre Wirkungen zu lebendiger Anschaulichkeit bringt; wie unter ihrer Hand jeder Gedanke sich plastisch gestaltet, wie sie immer fort lehrt und doch nie docirt; wie sie im Spielen ihre Spielgenossen das Rechte finden und ihren Verstand durch die Begegnisse des Lebens sich entwickeln läßt, instinctartig anfangend bis zur bewußten Thätigkeit. Sie ist von etwas harter Natur, sagte ich schon, sie ist eine Souveränne, die nicht mit ihnen rennt, springt und tanzt, was junge Mädchen doch bisweilen auch gern sehen, sie geht gemessenen langsamen Schrittes mit ihnen fort und verweilt, wo es ihr nöthig scheint, daß wir uns umsehen; sie weist ihre Begleiterinnen aber nicht absichtlich darauf hin, sondern wartet, bis der Gegenstand ihnen auffällt. Dann gibt sie wol die nothwendigsten Erklärungen; lieber aber ist es ihr doch, wenn die Jugend sie sich selbst gibt, durch eigenes Nachsinnen. Sie ist eine ernste Matrone, der Deiterkeit nicht fremd, aber — und dieser Fehler, oder lieber Mangel, darf nicht verschwiegen werden — nirgend kann sie sich zur Lustigkeit beilassen und der Humor ist ihr ganz fremd. Dafür hat sie eine andere Gabe: während die Reugier und Wissbegier der Jugend Nahrung erhält, unterhält sie und fesselt durch die schlichte, natürliche und spannende Handlung auch erwachsene Leser. Ihre Jugenderzählungen, entfernt von allem Kindischen und Uebernen, sind zugleich Romane, im besten Sinne des Wortes, die in jedem Leser ein edles Nachdenken erregen; und ist das nicht am Ende

Die höchste Aufgabe der Kunst des Jugendchriftstellers, daß, was die Kinder entzückt, auch die Älteren fesselt!

Ihre „Anfänger“ sind gewissermaßen eine andere Bearbeitung des ewigen Themas, welches allen Robinsonaden zum Grunde liegt. Der verfallene, von der Cultur und der Gemeinschaft seiner Mitmenschen isolirte Mensch, ganz auf sich angewiesen, muß den großen Civilisationsproceß allein aufs neue durchmachen, er muß Holzschläger, Jäger, Fischer, Handwerker, kurz Alles in Allem werden, um, des großen Crempels Facit bei den weissen dieser Welt, den Beweis zu liefern, daß wir Menschen von unserem natürlichen Zustande aus verirrt haben, daß wir wider dahin zurückkehren sollen, Alles uns selbst zu verdanken und unabhängig zu Weiben von fremder Güte. So lehrt die Poesie zur Poesie zurück; denn was ist eigentlich der Sinn davon, als daß so ein armer Mensch seine Erfindungskraft und Thätigkeit abarbeiten muß, um — sein Leben nothdürftig zu fristen. Gott sei Dank, wir sind zu mehr Lebenspoesie durch den Grundsatz der Theilung der Arbeit gelangt. Wir sind nicht da, um jeder selbst sein Brot, vom Einstreuen des Weizenkorns in die Furche bis zum Ausschäufeln aus dem Backofen sich zu fertigen, sondern durch das Brot, das durch hundert andere Hände geht, frei zu werden zu geistiger Thätigkeit. Rückwärts zu werden an den Proceß, den die Menschheit durchgemacht, in dem Ausnahmeproceß eines Einzelnen ist indes immer ein hübsches Spielzeug für die Phantasie, und Campes „Robinson“ bleibt ein Meisterstück von Erziehungschrift für die Jugend, ganz keine Aufgabe erfüllend, wenn wir die Zeit uns vergegenwärtigen, in welcher er entstand. Unsere Martineau aber hat die Aufgabe anders gefaßt und in die Möglichkeit, in die Verhältnisse überseht, die uns Allen begegnen könnten. Kinder, auf einer Wüste in der Niederung, von einer Überschwemmung betroffen und von ihren Eltern getrennt, sind darauf angewiesen, sich selbst zu helfen. Das alte mosaische Haus sinkt, von den Fluten erschüttert und durchweicht, mehr und mehr zusammen, nachdem die kleine Republik sich allmählig bis in die oberste Dachlammer gerettet hat. Sie müssen anderwärts ihre Zuflucht suchen, sie werden Schiffer, Schiffbauer, Fischer, Jäger, sie bauen, heben, sammeln, und die Erfindungskraft in den kleinen Hirnen wird aufs Auserste angestrengt. Da fehlt es nicht an erregenden Situationen, hübschen Bildern und Spannungen, die auch den ältern Leser bewegen, ohne doch die Nerven krankhaft anzuregen. Das ist aber nur der eine äußerliche Theil. Die Kinder sind von verschiedenem Alter, Gaben, Reigungen; es gilt, unter ihnen selbst Frieden und Eintracht herzustellen, Einer muß herrschen. In ihnen gesellt sich aber auch noch ein fremdes Kind, ein erzböser Dube, der Sohn von sehr schlechten Eltern, schon vorhin der Störenfried der Gegend, und jetzt wie das böse Princip unter diese unglückliche Gemeinschaft auf einer umfluteten Erdscholle gesteuert. Während sie zu gemeinsamer Rettung arbeiten, steht im Kampf mit dem Elemente, mit Bitterung, bösen Dünsten, Nahrungsforgen und Krankheit, müssen sie noch beständig auf ihre Hut sein gegen den kleinen Reibhahn und Verräther. Aber das gute Princip siegt; wie die Kinder selbst, erschüttert und geweicht durch die Drangsale, zu einer kindlichen Gottesverehrung, zu einer innern Seligkeit gelangen, geht auch der erzböse Dube allmählig in sich. Diese Belehrung ist keine willkürliche mit beliebten Theaterroups, sondern auf die einfachste, natürlichste Weise herbeigeführt. Ein einziges Moment ist in der ganzen Reihe von Begebenheiten und Handlungen, die wie von selbst auf einander folgen, willkürlich herbeigezogen, die vom Wasser aufgespaltene Leiche aus einem Hügelgrabe, nebst den Betrachtungen, welche sich daran knüpfen. Auch die ist praktisch bedonnen, um nicht nöthigen zu sagen; Miß Martineau hat gefühlt, daß jede Dichtung einer Vermischung aus dem Stoffe des Wunderbaren bedürftig und daß das Unmögliche zum täglichen Bedürfnis nicht reiche; so weit war das Motiv richtig, aber in der Ausführung scheiterte sie dießmal. Wir können ihr den letzten Fehler vergeben.

Beim Worte Robinson magte sich der Vergleich mit Campes wie von selbst. Es ist noch kein zweiter Campes für die deutsche Jugend wieder geboren. Wohlverstanden, der Campes in der Mitte des 19. Jahrhunderts müßte ein anderer sein als der zu Ausgang des 18. die deutsche Jugend eroberte, wenn er eine gleiche Wirkung mit gleichem Glück übernahm wollte. Das Mächtigkeitsprincip von damals war doch nicht dasselbe mit unsern Fortschritts- und Entwicklungsgedanken. Auch der dialogische Form der Campes'schen Erzählungen sind wir erwachsen; so naiv will die Welt, so will auch die Jugend sich nicht mehr belehren lassen. Darin hat die Martineau den Ton getroffen; nur daß ein deutscher Nachfolger in denselben vielleicht etwas mehr populäre Wärme und einigen Humor, unbeschadet dem ernsten Eindruck und dem ernsten Zwecke, bringen dürfte.

W. Clegis.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Genrebilder nach dem Leben.

Die Tageschriftsteller würden es allmählig überdrüssig werden, die bunten Gestaltungen des pariser Lebens immer und immer wieder zum Gegenstande ihrer Schilderungen zu machen, wenn dieser köstliche, bewegliche Stoff nicht unter dem Einflusse einer steten Umwandlung stände. Der mit Aufmerksamkeit den künftigen Weilen des täglichen Lebens, wie es sich in Paris gefaltet, folgt, für den werden sich immer neue Beziehungen und Anknüpfungspunkte herausstellen, welche für den weniger scharfsinnigen Beobachter in einer gleichgültigen Eintönigkeit untergehen und verschwinden. So wissen die geistreichen Genremaler des pariser Lebens, Balzac, Sue u. A., dem oft geschätzten Stoff immer neue Seiten abzugewinnen. Zu den neuesten Erscheinungen auf diesem ergiebigen und von den Franzosen mit besonderm Glücke angebaute Felde rechnen wir das Sammelwerk „Le diable à Paris“, welches aus dem Zusammenwirken mehrerer beliebten Feuilletonisten wie Balzac, Sue, G. Sand, P. J. Stahl u. A. hervorgegangen ist. Wir erhalten hier anziehende Spiegelbilder, welche mit sicherer Hand unmittelbar aus dem bunten Leben herausgegriffen sind. Die Verfasser haben die Grenzen so weit als möglich gezogen, und so werden Scenen aus allen Kreisen an uns vorübergeführt. Auch die obligaten Illustrationen, welche mehr und mehr den wesentlichen Bestandtheil solcher Werke bilden, fehlen nicht, und man muß gestehen, daß Gavarni wieder einen überraschenden Beweis seiner unerhöplichen Fruchtbarkeit geliefert hat. Neben dem „Diable à Paris“, zu dem auch Balzac, dieser Überall und Nirgend, beigezeichnet hat, müssen wir noch ein besonderes Werk dieses ungläublich fruchtbaren Schriftstellers erwähnen, welches sich gleichfalls im Kreise der Genremalerei bewegt. Wir meinen seine „Petites miseres de la vie conjugale“. Balzac, den man den Erfinder der Frau von 30 Jahren genannt hat, weil eine Zeit lang in seinen Romanbüchlein jene vornehmen, interessanten Wesen, deren erster Jugendreiz einem schwerwichtigen Anfluge gewichen ist, eine bedeutende Rolle spielen, trat sich in dieser neuen Production wieder als ein scharfer Beobachter der ehelichen Beziehungen. Freilich handelt es sich hier nur um die Form, welche die Ehe in den Verhältnissen des großstädtischen Lebens angenommen hat, und die dem eigentlichen Wesen der ehelichen Verbindung nur allzu wenig entspricht. So erhalten wir eine Menge piquanter Situationen mit leichtfertigen Betrachtungen aller Art verbrämt, welche den Common lästerner Leser fesseln. Im Allgemeinen aber steht diese neue Schöpfung des unermüdbaren Schriftstellers, besonders was Feinheit und anmutige Leichtigkeit betrifft, hinter der geistreichen „Physiologie du mariage“ desselben Verfassers weit zurück. Dieses letztere Werk ist eine der brillantesten Ansätze der gesellschaftlichen Beziehungen, welche für den geschickten Romanbildner eine unerhöpliche Fülle von Beobachtungen bieten.

Donnerstag,

Nr. 120.

30. April 1846.

Die deutsche Polizei im 19. Jahrhundert. Von Gustav Zimmermann. Zwei Bände.

(Vollständig aus Nr. 119.)

Die scheinbare Unbestimmtheit dieser Beschreibung der Polizei verschwindet, sowie man zum Concretern fortschreitet, indem sich hier sofort Grenzen und nähere Bestimmungen ergeben. Es kommt hier Alles darauf an, in welchem Verhältnisse der Ausbildung und Harmonie sich jene einzelnen Gesellschaftselemente befinden, in welchem Maße das eine zu einer Suprematie oder Oberherrschaft über die andern gelangt ist. So wäre es dem Begriffe der Sache entsprechend, daß in jeder Familie jene allgemeine Fürsorge und Aufrechterhaltung der Ordnung vom Familienhaupte, daß die Localpolizei in den einzelnen Gemeinden von diesen und endlich im Staate eine Fürsorge geübt werde, welche die policeiliche Thätigkeit in den einzelnen Grundpersonen der Familien und Gemeinden nicht aufhebt, sondern überwacht und sich alles Dessen annimmt, was nicht bloß local ist. Auf gleiche Weise hätten die in der zweiten Reihe stehenden Organisationen für Religion, Wissenschaft, Industrie u. s. w. in ihren eigenthümlichen Sphären gleichfalls jene Fürsorge zu üben. In der Wirklichkeit sehen wir aber eine Reihe von Abweichungen und Verschiedenheiten. Wo ein anderes Gesellschaftselement stärker ist als das politische oder der Staat, führt dieses die Polizeigewalt, z. B. die Kirche. Gerade die Gewalt der Kirche drückt am empfindlichsten, weil sie den Menschen in allen Lebensbeziehungen berührt. Bei dem Vorherrschen des Staats ist dann nach Verfassung und Bildungsstufe eine Reihe von Verschiedenheiten möglich. In monarchischen Staaten, wo das privatrechtliche Princip an der Spitze steht und besondere Interessen vorwalten, gewinnt die Polizei einen besondern Charakter. Oft wird sie in Folge des Princips des Vielregierens und Centralisirens die Selbstständigkeit der Volkselemente beeinträchtigen und ihre Fürsorge bis in die den Gemeinden zu überlassende Localpolizei, ja sogar bis in die Familienangelegenheiten erstrecken. Das Preussische Landrecht enthält Bestimmungen über das Säugen und Wachen der kleinen Kinder und über die intimsten ehelichen Verhältnisse. Besonders aber wird sie an dem Charakter der Habituaken festhalten, sich keinen festen Normen

unterwerfen und für das höchste unbeschränkteste Ermessen einen weiten Spielraum bewahren. Die Seiten der Zufälligkeit und Persönlichkeit, durch welche, nach Hegel's Ausdruck, die Polizei etwas Schätziges bekommt, werden scharf hervortreten. Einen Gegensatz hierzu zeigen Nordamerika und England. Hier ist die Polizei nur Dienerin und Volkzuehrin der bestehenden Gesetze und steht unter den Befehlen der städtischen und gesellschaftlichen Behörden, so daß der Unterschied zwischen rechtlicher und policeilicher Befugniß, das Verufen auf eine ganz schrankenlose Polizeigewalt wegfällt und der Polizeibeamte für willkürliche Verhaftungen ebenso verantwortlich ist als jeder Privatmann.

Wenden wir uns nun zu der vorliegenden Schrift über die Polizei, so glauben wir dieselbe folgendermaßen charakterisiren zu müssen. Der Verf. ist über seinen Gegenstand gut unterrichtet und man kann ihm Scharfsinn und praktischen Blick auf keine Weise absprechen. Das ganze Buch zerfällt in fünf Abschnitte. Der erste enthält einen „Beitrag zur Naturgeschichte der policeilichen Literatur“, der zweite „Geschichtliche Bemerkungen über die Polizei“, der dritte eine „Allgemeine Begründung und Charakteristik des policeilichen Instituts“, der vierte „Die verurtheilte Lehre von Umfang und Grenze der Polizei“ und der fünfte, der den ganzen zweiten Band füllt, „Über die policeilichen Gesetze und die charakteristischen Thätigkeiten der Polizei“, die beobachtende, vorbeugende Sorge, die Behandlung gegenwärtiger Uebelstände und die entbehrliche Thätigkeit der Polizei. Was sich in den Erörterungen des Verf., die sich in diesem Rahmen bewegen, nun Gutes und Brauchbares findet, wird leiber durch mehre üble Eigenschaften des Buchs wieder in den Schatten gestellt. In der Form bekräftigt sich der Verf. — den hier die strengen Kritiken seiner „Dachpredigten“ leider keines Bessern belehren haben — einer geistreich schwafhaften und breiten Darstellung, durch welche das Buch uninteressant gemacht und verhütet werden soll, „daß es nicht in jene Handbibliothek geräth, aus welcher man zu einschlafendem Zwecke nach Tisch oder vor Schlafengehen greift“. Eine unglücklichere Form und eine zu welcher der Verf. weniger Geschick hatte war schwerlich zu wählen. Zunächst paßt diese Form zu einem wissenschaftlichen Werke überhaupt nicht;

sie führt zu Zwittererzeugnissen, bei denen man eigentlich nicht weiß, ob man etwas Ernstes oder etwas bloß Unterhaltendes vor sich hat, und läßt den Ernst und die Wissenschaftlichkeit augenscheinlich leiden. Dann aber hat gerade der Verf. zu der gewählten Darstellungsweise, auf die er sich etwas einzubilden scheint, entschieden gar kein Talent. Die ganze Schreibweise erinnert nicht an ein geistreiches und ungebundenes Salongespräch — wie sie wahrscheinlich soll —, sondern an den saloppen Rabulistenton in schlechten Advocatenchriften oder an das Schenkstübengeschwätz mancher modernen Politiker des letzten Ranges. Es ist in dieser Weise etwas Abstoßendes, man fühlt sich einer Sphäre näher gerückt, die Jedem, der etwas auf sich hält, unaussprechlich ignobel vorkommt, und wäre das Buch ein Mensch, so würde man nichts mit ihm zu thun haben wollen. Das Widerwärtigste sind die ewigen Verhöhnungen der deutschen Wissenschaftlichkeit und Philosophie, an deren Stelle der Verf. die roheste Empirie und das verschiedenste Festklammern am Bestehenden setzt. Sowie in den „Politischen Predigten“ eine wirklich große in Deutschland zur Erscheinung gekommene Idee auf eine Art und Weise angegriffen wurde, daß sich die gesunde Empfindung verletzt fühlen mußte, so macht es auch hier den peinlichsten Eindruck, Dasjenige, worauf Deutschland unter so vielen Leiden und Nachtheilen noch stolz sein darf, seine wissenschaftliche Tiefe und seine Philosophie, verhöhnt und verspottet zu sehen. Und gleichwol verdankt der Verf. die guten Gedanken die er vorbringt nur eben dieser Philosophie, unter der er sich freilich nichts als eine leere Träumerei zu denken scheint. Seine groß empirische Auffassung hätte ihn nicht weit geführt. Er will sich an die ganz rohe Realität, an die handfeste Sache halten und meint, die Polizei wie jedes staatliche Organ und Institut sei nicht aus Ideenstoff gewebt, sondern aus Menschen, Behörden, Formen, die sich als äußere Erscheinung der Sinnenwelt geltend machen (S. 127). Diese äußere Seite leugnet keine vernünftige Theorie; diese Ansicht aber, die nichts als diese äußere Seite kennen und gelten lassen will, kann man nur als absurd bezeichnen. Wenn der Verf. sich bloß an die empirischen Realitäten, an die handfesten Dinge hält, so findet er auf der Polizei Gemächer, Tische, Stühle, Schreibmaterial und Menschen. Um in diesen empirischen Realitäten einen Sinn zu finden, muß er die Gedanken zu Hülfe nehmen und einen Ideenstoff anerkennen, aus dem das Institut allerdings gewoben und zusammengesetzt ist. Er schiebt also ganz unbedeutend den Ideenstoff mit hinein und meint, er halte sich an die Realitäten, wenn er nur keine neuen Ideen, nichts was über den in der jetzigen Lage der Sache in dem Institute einmal waltenden Geist hinausgeht, hineinbringt. Hiermit wird dann das Wesen der Sache nicht getroffen, sondern nur die zufällige historische Erscheinungsseite, und das ganze Buch müßte eine Apologie des Schlenkrians sein, wenn der Verf. seinem Standpunkte durchgängig treu bliebe. Wo er dieses nicht

thut, gelangt er oft zu guten Bemerkungen, wo er aber an seinem Principe festhält, verwickelt er sich in Widersprüche. So definiert oder beschreibt er die Polizei als das öffentliche Behördeninstitut im Innern des Staats, das neben der Justiz auf die Weise für die Erhaltung der bürgerlichen Ordnung thätig ist, daß es alle Verhältnisse und Vorfälle, welche sich auf den Ordnungszustand beziehen, dauernd und systematisch beobachtet; ferner den Ordnungstörungen, die drohen oder beginnen, vorbeugt, vorhandene Unregelmäßigkeiten bekämpft, geschehene Frevel aber entdeckt und deren Urheber zur Strafe bringt. Die Unbestimmtheit dieser Beschreibung halten wir für keinen Fehler, denn die Sache selbst ist unbestimmt; wir haben höchstens die Einwendung zu machen, daß die polizeiliche Thätigkeit nicht bloß den negativen Zweck hat Unordnungen abzuhalten, sondern daß sie auch manche positive Bedürfnisse, deren Fehlen gerade keine Störung der Ordnung wäre, herbeischaafft. Dann kehrt der Verf. die Idee ab, die Polizei aus dem Staatszwecke abzuleiten; solche Ableitungen werden ihm zu abstract, zu metaphysisch. Das hindert ihn aber nicht, sie aus dem Bedürfnisse des Staats zu deduciren (S. 117), obgleich sich hier nun weiter fragen läßt, für welche Zwecke denn der Staat Bedürfnisse habe. Bei dem Positivismus, von dem der Verf. sich leiten läßt, müßte alles Recht, alle Staatsorganisation und auch die Polizei nur aus den einmal vorhandenen Gesetzen, aus dem einmal ausgesprochenen Willen der Herrschenden abgeleitet werden, und es ist eine Inconsequenz, wenn sich der Verf. auf Begründungen einläßt, die hierüber noch hinausgehen.

Wie wir indes schon bemerkten, enthält das Buch eine Reihe recht guter und scharfsinniger Bemerkungen. Man sollte glauben, nach dem eingenommenen empirischen Standpunkte des Verf. müßte das Buch ein recht praktisches sein. Hiervon ist es indes gerade das Gegentheil. Die Praktiker werden viel zu wenig Material und viel zu viel Raisonnement und Ideologie darin finden. Das ist die Folge des vom Verf. angenommenen Standpunkts: er sträubt sich auf das hartnäckigste gegen alle Ideologie, und ewig kehrt sie ihm wieder zurück; nur daß sie zum Theil unter seinen Händen wirklich zu leerem Raisonnement wird. So wird z. B. kein Praktiker, der Belehrung sucht, in dem wichtigen Abschnitt über Kompetenzconflicte etwas Fruchtbares finden. Der Verf. hätte also besser gethan, sich mit der Ideologie zu befreunden und sich die Resultate der deutschen Rechtsphilosophie anzueignen: er würde alsdann gewiß etwas sehr Verdienstliches geleistet haben. Dann aber ist das Gute des Buchs in jener breiten, langweiligen und widerwärtigen Darstellungsweise wie verschwommen und zertrümmert, und dem Verf. ist lange keine missamere und unerquicklichere Lecture vorgekommen als gerade dieses Buch. Wenn der Verf. bei künftigen Arbeiten sich nicht entschließt, Das was er zu sagen hat einfach und unumwunden darzustellen, so zweifeln wir, daß er noch Leser finden wird, und wollen ihm, da er

ein Nocturne für seine Schriften zu stehen scheint, für diesen Fall den zweiten Vers aus der ersten Satire des Persius empfehlen. 35.

Das Buch der Nartheit. Von Ludwig Kalisch. Mit Holzschnitten. Mainz, Birth. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es war eine gute Zeit, wo man an den Pfaffen noch Narren hieß. Es gab doch damals Einen, der unter keiner Censur stand, der die Wahrheit nicht wie Contrebande einzuschmuggeln brauchte, sondern der sie frei ausgeben durfte. Der Narr war vielleicht ursprünglich eine komische Person; aber seine eigentliche Bedeutung war immer höchst ernsthaft; er trat auf bald warnend, bald höhrend, bald prophezeiend, bald corrigirend. Was für eine Bedeutung namentlich im Leben der Fürsten der Karr gehabt habe, das sieht man poetisch dargestellt in Shakespeare's Dramen; ich erinnere nur an den unvergleichlich schön gehaltenen Karrn im „König Lear“. Die freie Censurzeit in den rheinischen Städten hat in Deutschland noch eine Erinnerung an die Narren erhalten; im Zusammenhange damit ist auch das vorbezeichnete Buch entstanden. Ref. hat das Talent des Herrn Kalisch schon einmal in diesen Blättern als ein- anerkennenswerthes bezeichnet; dies Urtheil wird auch durch „Das Buch der Nartheit“ bestätigt. Allerdings geht der Ton, die Haltung einzelner Partien dieses Werkes nicht selten ins Burleske über; es ist eine tolle Welt, in die der Verf. uns hineinblicken läßt; aber es ist doch in den meisten Bildern ein richtiges Maß gehalten und fast überall springt der ernste Grundgedanke leuchtend ins Auge. In „Ritter Loggenburg, oder Liebe, Haß, Rache, Neue, Romantik, Selbstmord und moralisches Bewußtsein“, ferner in „Genovra, oder die Pfalzgräfin und die eheliche Treue, oder Natur und Kirchthum“, ferner in „Die Tochter des Magisters von Laubenhain, oder die ungeheure Mordthat“, scheint der Verf. bisweilen etwas zu weit gegangen zu sein; der Leser fürchtet bisweilen, über die Grenze der Mäßigkeit gerissen zu werden; — allein wenn man erwägt, wie unglaublich groß der Ungeschmack des deutschen Publicums jetzt ist, wenn man sieht, welcher miserable Unfuss auf dem Theater und in Romanen gelobt, geliebt, bekräftigt und dadurch in Deutschland berühmt wird, wenn man die meistens ganz miserablen dramatischen Dichtungen neuester Zeit, die sich Ruhm erscheineln und erbetteln, zu sehen von Zeit zu Zeit das Unglück hat, so muß man Herrn Kalisch Recht geben, daß er alle diese Erbärmlichkeit so scharf, so mittheilend geißelt und dem Publicum zeigt, wie auch der schönste Stoff von einer ungeschickten Hand verfault und verdorben werden kann.

Fernerweit muß Ref. bemerken, daß der Verf. alle Waffen der Satire, der Ironie, des komischen Contrastes, der Persiflage geschickt und wirksam zu gebrauchen versteht; und es fehlt ihm nicht an Muth, gegen die meisten falschen Sögen unserer Zeit zu Felde zu ziehen, einigen die Maske abzureißen, andere in ihrer Lächerlichkeit zu portraituren, andere zu verhöhn, andere zu äffen. Was das größte Lob verdient, müssen wir hier noch besonders erwähnen, nämlich daß der Verf. sich niemals zur Lascivität oder zur Privolität verirrt. Ref. erlaubt sich von den Sinnprüchen des Verf. ein paar Proben zu geben.

Als einst zum grünen Wald kam ein Holzhauer,

Ersahte jeden Baum ein kalter Schauer.

„O weh!“ rief Lann' und Utm' mit Bittern,

„Wen wird von uns die wilde Art zerstückern!“

„Weh uns“, rief Bir' und Buch' mit Beden,

„Wer zählt von uns der wilden Art das Leben?“

Wie Alles nun erbebt dem grimmen Streiche,

Spricht eine alte bligversehrte Eiche:

„Nicht brauhtet ihr jetzt zu erbeben,

Wenn ihr der Art nicht einen Stiel gegeben.

Seht blüht eu'r Klagen nicht. D'rums schweig und bußet
Den bitteren Tod, den ihr ja selbst verschuldet!“

Ubi bene, ibi patria.

Ein wahres Sprichwort der Lateiner
D'rums weiß in Deutschland Keiner,
Er sei Sub' oder Christ,
Wo sein Vaterland ist.

Petition der ***schen Untertanen.

O großer Herrscher, wir bitten und ermahnen
Dich voll Inbrunst zu dieser Stunde:
Behandle uns künftig nicht wie deine Untertanen,
Behandle uns so sanft und mild wie deine Hunde.

Unerhört!

Es saßen auf dem Throne
Der Kaiser und sein Sohne.
Der Kaiser und sein Sohne.
Die saßen auf dem Throne.
Da sprach der Kaiser zum Sohne
Auf seinem gold'nen Throne;
Dann sprach zum Kaiser der Sohne
Auf seinem gold'nen Throne.
Und als sie beide gesprochen,
Nicht länger mehr sie sprachen.
Alles dies ist geschehen
In der großen Kaiserstadt Kachen.

Von Seite 297 — 322 findet man einige höchst piquante Gespräche über Ausweisungen, Censur und Ähnliches. Daß in eine Sammlung, die 21 Bogen füllen mußte, auch mancherlei weniger Treffendes aufgenommen ist, dürfte Manchem entschuldbar scheinen.

Die meisten Holzschnitte sind ergötzlich.

25.

Bibliographie.

Allenstein, W., Rob Henoch oder was thut me dermit. Ein Familiengemälde in drei Abtheilungen. Berlin. Gr. 8. 8 Ngr.

Baltisch, F., Eigenthum und Diebstahlserei, Hauptquellen des Glücks und des Unglücks der Völker. Kiel, Schwes, Gr. 8. 1 Thlr.

Das Buch der Seelensympathie. Album für Liebende aller Stände, zarte Gefühle gegenseitig auszutauschen. Döbeln, Dittmann. 8. 22½ Ngr.

Dumas, A., Michel Angelo. Bearbeitet von Mathilde Franziska Künstler, Wundermann. 1845. Kl. 8. 15 Ngr.

Eberhard, F. R., Die religiösen Ideen nach ihrer geschichtlichen Entwicklung in der Bibel dargestellt. Breslau, Trewenb. Gr. 8. 15 Ngr.

Florez, R., Trostesstimmen an Alle, welche um geliebte Tode weinen. Leipzig, Klinkhardt. 8. 22½ Ngr.

Die Gesellschaft der protestantischen Freunde in Königsberg, ihr Entstehen, ihr Wirken u. s. w., dargestellt von einem Mitgliede derselben. Leipzig. Gr. 8. 7½ Ngr.

Girard, G., Über den regelmäßigen Unterricht in der Muttersprache für Schule und Haus. Deutsch herausgegeben von R. R. Papp. 1ste Lieferung. Biel. Gr. 8. - 11¼ Ngr.

Glaubensstärkung wider das Gift des Zeitgeistes. Eine zeitgemäße Sammlung auslesener Abschnitte aus den Schriften der erlauchtesten Gottesgelehrten der evangelischen Vorzeit, für das Volk herausgegeben von W. Böttcher. 1stes Heft: Magnus Roos. Berlin, Grob. Gr. 8. 7½ Ngr.

Suglow, R., Gesammelte Werke. Vollständig umgear-

betete Ausgabe. 4ter und 10ter Band: Schönbach'scher. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 2 1/2 Rgr.
 Geseffel, G., Deutsche Felden, in deutschen Erzählungen. I. Der Deutsche Michel. Aus den Zeiten des 30jährigen Krieges. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 12 Rgr.
 — — Derselbe. II. Prinz Eugen, der edle Ritter. Historischer Roman. 1te Abtheilung. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 3 Rgr.
 Karl, S. B., über die alten und die neuen Schulen. Mainz, Kirchheim, Schott und Spielmann. Gr. 8. 21 Rgr.
 Kold und Guste. Posten in einem Aufzuge. Frei nach dem Französischen von B. Friedrich. Mit einem kolorirten Zitelkupfer von H. Hofemann. Berlin, Springer. Kl. 8. 5 Rgr.
 Kurnik, M., Ausgewählte Dramen, analytisch erläutert. 2tes Heft: Kathan der Weise. Breslau, Kohn. 8. 15 Rgr.
 Kasper, D., Die natürliche Theologie des Raymondus von Sabunde. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte des 15. Jahrhunderts. Breslau, Trement. Gr. 8. 15 Rgr.
 Richalet, J., Das Volk. Mannheim, Hoff. Kl. 8. 24 Rgr.
 Papst, E., Die Theaterprobe. Lyrisches Trauerspiel in 1 Akt. Münster, Wundermann. 1845. 8. 5 Rgr.
 — — Die Wiederläufer in Münster. Trauerspiel in 5 Akten. Münster, Wundermann. 1845. 8. 15 Rgr.
 Reichenbach, R., Erzählungen und Novellen. 4ter Band: Die Erscheinung am Grabe, nebst zwei andern Novellen. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 6 Rgr.
 Sagra (Don Ramon de la), Zur Reform der Strafanstalten. Beschreibung der berühmtesten Straf- und einiger Wohlthätigkeitsanstalten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, nebst Bemerkungen über das peninsylvanische und Auburn'sche Pönitentiar-System, deutsch bearbeitet von L. Hein. Queblinburg, Basse. Gr. 8. 10 Rgr.
 Salzmann, A., Briefe von der Ehe über pädagogisch-politisch-religiöse Tagesfragen. Leipzig, D. Wigand. 8. 2 1/2 Rgr.
 Scheible, S., Das Kloster. Weltlich und geistlich. Reicht aus der ältern deutschen Volks-, Wunder-, Curiositäten- und vorzugsweise komischen Literatur. 2ter Band: Doctor Johann Faust. Mit 105 Abbildungen auf 49 Tafeln und mit 50 Holzschnitten. Stuttgart. Gr. 16. 3 Thlr. 15 Rgr.
 Ein Weib aus dem Volke! Drama in 5 Akten. Frei nach Dennerly und Willian von J. Wendelssohn. Hamburg, Herold'sohn. 16. 10 Rgr.
 Katholische Zustände der Gegenwart, mit besonderer Rücksicht auf Deutschland und die Schweiz. Mit einem Anhange. Historisch-politische Denkschrift von einem Layen. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr.

T a g e s l i t e r a t u r .

Keremann, B. P., Erinnerungen aus meinem Leben bei Pestalozzi. Frankfurt a. M., Jäger. 8. 5 Rgr.
 Kibrecht, F., Antrittspredigt. Basel. 8. 1 Rgr.
 — — über die Fortdauer nach dem Tode. Predigt über 1. Joh. III., 2. Uln, Heerbrandt und Hämel. 8. 2 Rgr.
 Krndt, F., Christus ins Haus. Predigt. Berlin, Dehmgke. 8. 2 1/2 Rgr.
 Bachmann, S. F., Gedächtnissfeier des Todes Dr. M. Luther's. Liturgie und Predigt. Berlin, Roefler und Kühn. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.
 Becker, A. C., Vorträge zur Vor- und Nachfeier des 300jährigen Gedächtnissfestes Dr. M. Luther's. Frankfurt a. M. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.
 Beleuchtung der Rede des Fürsten Ludwig von Ottingen-Ballerstein, gelegentlich der Berathung über die Anträge des Fürsten von Brede in Betreff der Quarta und der Klöster. Augsburg. 8. 1 Rgr.
 Die Bestrebungen der sogenannten protestantischen Freunde, unparteiisch gewürdigt von einem sächsischen Theologen. Münster, Theissing. Gr. 8. 10 Rgr.

Erinnerung an das Ministerium Müllner. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 10 Rgr.
 Erläuterungen und Zusätze der Rede, welche S. D. der Herr Fürst Ludwig von Ottingen-Ballerstein über die Klöster in Bayern gelegentlich der Berathungen über die Anträge des Herrn Fürsten v. Brede gehalten hat. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 6 Rgr.
 Erzählung der Mutter Katerina Mieczyslawska, Abtissin der Basilianerinnen zu Kinsf, oder Geschichte einer 7jährigen Verfolgung, welche sie und ihre Ordensschwester um des Glaubens willen gelitten. Auf Befehl des Papstes Gregor XVI. von ihr selbst dictirt und niedergeschrieben durch M. Kalla, Saksawicki und A. Leitner. Strassburg. Gr. 8. 5 Rgr.
 Faucher, J., In der Bankfrage gegen Gustav Julius. Berlin, Hoff. Gr. 8. 5 Rgr.
 Ficker, C. C., Gerade in der tiefen und aufrichtigen Demuth Luther's liegt seine vorzüglichste Befähigung zur reformatorischen Wirksamkeit. Predigt über Epist. 2. Cor. 11, 21-31. Leipzig, Kuntzhardt. Gr. 8. 3 Rgr.
 Grohmann, C. G., Die Macht des Evangeliums in ihrer Bewährung an seinen treuen Zeugen. Predigt zur 300jährigen Gedächtnissfeier von Luther's Tode. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 3 Rgr.
 Heubner, F. L., Predigten und Rede bei der 300jährigen Gedächtnissfeier des Todestages Dr. M. Luther's zu Wittenberg gehalten. Wittenberg, Zimmermann. Gr. 8. 8 Rgr.
 Heische, Rede zur Feier des 300jährigen Todestages unsers Luther's. Arnstadt. 8. 2 1/2 Rgr.
 Huhn, A. F., Von der Bedeutung des evangelischen Predigtamtes. Predigt. Reval. 1845. 8. 5 Rgr.
 Senckerg, D., Uhlisch's Bekenntnisse, gewürdigt von A. Braunshweig. Leibrod. 8. 7 1/2 Rgr.
 Kleiner positiver Katechismus mit Reimen und Sprüchen. Jena, Mauke. 8. 3 1/2 Rgr.
 Die katholische Kirche ist die allein wahre, die allein seligmachende, verdammt aber Niemand. A. Schaffenburg, Pergay. 1845. Gr. 16. 2 1/2 Rgr.
 Die lutherische Kirche in Preussen. Eine zunächst der gesammten lutherischen oeclesia repräsentativa gewidmete Denkschrift. Leipzig, Frische. Gr. 8. 6 Rgr.
 Lange, L., Was haben wir Protestanten zu thun, um der protestantischen Kirche nach dem Vorgange ihrer Stifter Einheit, feste Dauer und den ewlichen Sieg zu verschaffen? Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 12 Rgr.
 Dr. Mart. Luther von der Wiege bis zum Grabe. Für das Volk erzählt. Weisensfeld, Guch. 8. 2 1/2 Rgr.
 Marquard, F., Die Antwort des Königs von Preussen an den Berliner Magistrat, in Bezug auf die evangelischen Synoden beleuchtet. Leipzig, G. Wigand. 8. 5 Rgr.
 Mendelschmidt, F., Rede, gehalten am Pestalozzi-Fest zu Breslau. Breslau, Scholz. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.
 F. Ronge's Charakter, Lehre und Wandel. Nach der Wahrheit beleuchtet. 2te Auflage. Ulm. 1845. 8. 2 Rgr.
 Rupp, J., Offener Brief an das Consistorium zu Königsberg. Augleich als Antwort für die „Stimme aus der evangelischen Gemeinde“ und für den Prof. der Rechte Dr. Heinrich Friedr. Jacobson. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 5 Rgr.
 Schriever, A., Antritts- und Abschiedspredigt, gehalten zu Trier am 15. Mai 1836 und am 10. Nov. 1844. Ein Beitrag zur Geschichte unserer Lage. Trier, Kroschel. Kl. 8. 6 Rgr.
 Walthier, F. G. L., über den sittlichen Einfluss des heutigen Turnwesens. Berlin, Grobe. 8. 3 Rgr.
 Walthier, F., Friedensworte bei Luther's Todtenfeier. Ein Gedicht. Celle, Capaun. 8. 2 1/2 Rgr.
 Wandler, R. F. W., Offenes Sendschreiben an Se. Excellenz, den Königl. Preuss. Minister der Geistlichen-, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Frn. Dr. Eichhorn. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 10 Rgr.

Freitag,

Nr. 121.

1. Mai 1846.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jakob Casanova's Memoiren. Beiträge zur Geschichte des 18. Jahrhunderts von F. W. Barthold. Zwei Bände. Berlin, A. Duncker. 1846. 8. 3 Thlr.

Wir erinnern uns noch recht wohl aus den ersten zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts des Aufsehens und der verschiedenartigen Urtheile, mit denen die beiden ersten Bruchstücke aus Casanova's Memoiren in dem Taschenbuche „Urania“ ausgenommen wurden, denen hierauf ein von Wilh. v. Schüz besorgter Auszug aus dem Originale in zwölf Bänden und zuletzt das Original selbst in einer gleichen Anzahl von Bänden folgte. Das letztere haben freilich nur Wenige gelesen, obschon die Individualität des Selbstbiographen sich hier am ungetrübtesten vor Augen stellt, da manche Lücke in der deutschen Bearbeitung, wie sie die strengere deutsche Denkart erforderte, hier ausgefüllt worden ist, und der besondere Reiz, den Casanova's eigenthümlicher französischer Ausdruck mit seinen vielen Italienismen und Latiniismen gewährt, ganz wegfällt. Zwar würden die Sittenrichter und strengen Eiferer hier noch bessern Stoff für ihre Tadelssucht gefunden haben und die Ehrentitel eines diebischen, tückischen, über alle Beschreibung wollüstigen Menschen, eines Kupplers, eines Verführers der Jugend, eines Spielers von Profession, eines Verschwenders wären dann dem Casanova in einem weit höhern Grade ertheilt worden. Wer könnte nun wol die den Boden des ganzen Buchs überwuchernde Sinnlichkeit und Leichtfertigkeit in geschlechtlichen Dingen gutheissen? Aber das darf uns doch nicht hindern die Vorzüge eines Selbstbiographen anzuerkennen, der wie Casanova voll der ungewöhnlichsten und verschiedenartigsten Kenntnisse ist, mit einem Geiste der Beobachtung ausgestattet, der zu den seltenen Gaben der Natur gehört, der durch ein an Abenteuer reiches Leben in die mannichfaltigsten Verhältnisse und in unmittelbare Berührung mit bei-

nahe allen ausgezeichneten Menschen seiner Zeit gekommen ist, der endlich vermöge seiner ausgezeichneten Persönlichkeit überall wo er auftritt, an Höfen, in Kerkern, in Spitälern, bei den Gelehrten wie bei den Wellkuten, bei den Frauen vornehmen oder niedern Standes, eine bedeutende Rolle zu spielen vermocht hat.

Alles Dies nun auch zugegeben, so durfte man sich doch gleich nach dem Erscheinen der ersten Bände manche Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Casanova'schen Erzählungen nicht verhehlen. Man wußte nicht, wie viel die Lust einen erfindungsreichen Roman noch weiter auszuspinnen zur Erweiterung des Buchs beigetragen habe, ja man konnte im günstigsten Falle annehmen, daß bei einem Schriftsteller, der wie Casanova im siebzigsten Jahre seines Lebens diese Denkwürdigkeiten niederschrieb, das Gedächtniß ihm untreu geworden und daß eine Verwechslung von Personen, Zeiten und Umständen nur zu möglich gewesen. Im Jahre 1828 äußerte ein vorurtheilsloser Beurtheiler in Nr. 120 der „Genaischen Allgemeinen Literaturzeitung“ Folgendes:

Die Wahrhaftigkeit Casanova's ist für Den außer Zweifel, der seinen Memoiren mit prüfender Aufmerksamkeit folgt. Nicht der leiseste Widerspruch in diesem so lang fortgeführten Faden von Ereignissen und Begebenheiten aller Art begegnet dem Blick, die Grundlage der Begebenheiten ist daher gewiß und unbezweifelt wahr und real, nur in der Form und Zusammensetzung darf man nicht vergessen, daß der Verfasser einer der phantasievollsten Italiener ist, die je gelebt haben. So geben wir zu, daß seine Zahlenbestimmungen fast immer willkürlich sein mögen, ebenso mag auch mancher Pinselstrich in den Charakteren seiner Gegner mehr der Phantasie als der Wahrheit entlehnt und manche galante Scene mit grellern Farben gemalt sein als die Wahrheit sie trug; allein die Ereignisse, die er erzählt, sind nichtsdestoweniger — aller menschlichen Vermuthung nach — in den Hauptfachen wahr und treu und von hundertfältigen Beweisen belegt.

Diese Ansicht bestätigt sich jetzt in einer vor 18 Jahren kaum geahnten Weise durch das vorliegende Buch des Hrn Barthold, wenigstens in ihren meisten Theilen.

Wir lasen zuerst in einem vornehm spöttischen Artikel der vorjährigen augsburger „Allgemeinen Zeitung“ vom 18. November, daß nur ein deutscher Professor auf den Einfall kommen könne, Casanova's Memoiren kritisch zu zergliedern, sie mit Ernst, ja mit Pedanterie zu beleuchten und sie mit tausend Beweisstellen oder Citaten aus ehrbaren und scandaleusen Denkwürdigkeiten, Correspondenzen und Geschichtsbüchern auszustaffiren. Als wir nun, nicht wenig befremdet über dies Urtheil, das Buch durchgelesen und genauer kennen gelernt hatten, brachte dieselbe augsburger „Allgemeine Zeitung“ in Nr. 21 des laufenden Jahrgangs einen zweiten Artikel, in dem Hrn. Barthold's Buch 'ein sehr wunderliches Buch hieß, eine historische Curiosität, zwar reich an Daten, aber doch hinsichtlich seines Nutzens nur von untergeordnetem Werthe und trotz einer gewissen soliden Lecture doch bei einer erstaunlichen Vorliebe für alle Arten lieberlichen Details, Anhäufungen von Anekdoten und basenhaftem Geschwäze eine unerfreuliche Erscheinung, durch die ein schlechtes und sittenloses Buch wieder aus dem Grabe einer verdienten Vergessenheit auferweckt werde.

Wir sind aber weit entfernt solche Urtheile zu unterschreiben. Allerdings ist das Barthold'sche Buch eine auffallende Erscheinung auf deutschem historischen Boden und der Einfall, einem so verurtheilten Manne wie Casanova war jahrelange ernste Studien zuzuwenden, durchaus neu. Indessen vermögen wir nicht abzusehen, wie es Hrn. Barthold verargt werden kann, seine historischen Untersuchungen über das 18. Jahrhundert an die Selbstbiographie eines Mannes anzuknüpfen, der als einer der vollendetsten Repräsentanten desselben in der Zahl der merkwürdigen Abenteurer erscheint. Müßten nun seine entschiedensten Widersacher zugeben, daß Casanova jeder neuen Verbindung irgend eine eigenthümliche Seite abzugewinnen weiß, daß er, selbst Egoist, und die Zeit bodenloser Verderbtheit und die unbefränkteste Herrschaft des Egoismus, in die sein Leben fiel, mit großer Kraft und Lebendigkeit zu zeichnen weiß, daß endlich in seinen einfachen und kunstlosen Darstellungen die Zustände und die Personen auf das anziehendste hervortreten und daß er die ganze Außenwelt in den Kreis seiner Persönlichkeit hineinanziehen weiß — dann, sagen wir, erscheint uns das Unternehmen des Hrn. Barthold vollkommen gerechtfertigt. Es ist wahrlich keine bloße Unterhaltungsschrift und ebenso wenig ein mageres Sammelwerk voll planlos aufgesehener Notizen, sondern es enthält wichtige, belehrende Beiträge zur Geschichte des 18. Jahrhunderts, von dem heutzutage trotz unserer gerühmten Fortschritte ein Jeder gern hört. Da darf nun ein Historiker nicht zu sehr zurückhaltend sein, seine Erzählungen können nun einmal das Anstößige nicht immer vermeiden, wie denn solche Scandals auch in die größten Werke von Raumer und Schloffer übergegangen sind, von denen ja der Letztere gar nicht genug gepriesen werden kann, daß er so offen, rücksichtslos und ohne Menschenfurcht sein Buch verfaßt habe. Aber in Bezug auf den Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ darüber noch

viele Worte zu verlieren, als ob Hr. Barthold durch Aufnahme sittenloser Scenen, piquanter Gemälde u. dgl. seinen Lesern empfindlichen Schaden zugefügt habe, oder ihn zu vertheidigen, scheint uns bei der geachteten Stellung eines angesehenen Universitätslehrers ganz unnötig zu sein. Eine vorfällige Mutter wird ihren Töchtern das Buch freilich entziehen, aber für diese hat auch Hr. Barthold nicht geschrieben, ebenso wenig für das hungerige Publicum der Leihbibliotheken, dem ohnehin die gelehrte Form nicht behagen wird; gebildete Leser der vornehmen Stände aber sind ohnehin schon mit allerhand gefährlichen Stoffen und Gestaltungen erfüllt, das Arge neutralisirt sich ohnehin für sie, das Verbotene wird fast wieder erlaubt, wo wäre da etwa Schädliches aus Hrn. Barthold's Buche zu besorgen, wenn es überhaupt eine anstößige Waare wäre und ein schlimmes Gift enthielte.

Daher meinen wir, daß das vorliegende Werk für ruhige Leser, für fleißige Beobachter, für Männer, die selbst in der Welt wirken und handeln sollen, wichtige Belehrungen und anziehende Auszüge aus vielen, fast vergessenen Schriften enthalte, und daß die bedeutendsten Zustände im socialen Verkehre des 18. Jahrhunderts in einer Reihe nützlicher Zusammenstellungen und Erörterungen auf das beste beleuchtet worden sind. Und bei solchen Vorzügen soll man mit dem Verf. hadern? Gewiß darf dies ebenso wenig der Fall sein, als wenn man über die Gelehrsamkeit der fleißigen Commentatoren des Petronius, der sich bei aller Unsitlichkeit auch die geistige Freiheit bewahrt hatte, aus diesem Grunde einen Tadel aussprechen wollte. Haben denn die echten Verehrer des römischen Alterthums es nicht bis auf den heutigen Tag bedauert, daß eine umfassende Bearbeitung der Dvid'schen „Kunst zu lieben“ und der „Liebeslegien“, die als das lebendigste Sittengemälde der Augusteischen Zeit anzusehen sind, noch immer durch jene Angstlichkeit gehindert zu sein scheint, die einst Garbe bei Gelegenheit der Manso'schen Übersetzung in einem Briefe an seine Mutter (vergl. Nr. 341 d. Bl. f. 1830) äußerte, er wundere sich, wie ein Fleiß wie der Manso's mit Ausschweifungen bestehen könnte. Aber selbst solche bedenkliche Gemüther müßten sich eigentlich mit Casanova's Memoiren und ihrem vielbelesenen Erklärer versöhnen, weil die Nemesis den bösen Schritten Casanova's so oft nachfolgt und er zuletzt einem einsamen, unbehaglichen Alter erlegen ist. In dieser Beziehung haben weder Fielbing's „Tom Jones“ noch Lessage's „Gilblas“ ein größeres Verdienst zu beanspruchen als Casanova's „Memoiren“, und ein Mann, der sich die Mühe gibt, dies mit Fleiß und Ausdauer nachzuweisen, verdient für ein solches hochnothpeinliches Halstgericht (wie entfernt er auch von allem politischen Verfolgungsgeiste ist) viel mehr den Dank der frommen und verschämten Seelen als Tadel und Misachtung.

So viel im Allgemeinen über Hrn. Barthold's Buch und seine Eigenthümlichkeiten. Unternehmen wir nun im Einzelnen über dieselben und über die Einrichtung der vorliegenden beiden Bände zu berichten.

Gleich auf den ersten Seiten des ersten Bandes erklärt der Verf., daß er sich enthalten werde den Casanova als Schriftsteller zu schildern, und bittet seine Leser ihm den Commentar über die *Erotica* in diesen Memoiren zu erlassen, indem in seinem Buche nur solche Liebesabenteuer Beachtung finden würden, die entweder von einem höhern poetischen Reize begleitet sind oder den Blick in geschichtlich ansehende Verhältnisse gestatten. Sein Vorsatz sei vielmehr eine kritische Prüfung der Angaben und Abenteuer Casanova's anzustellen und den Beweis für des Letztern Wahrhaftigkeit oder Verdrehung von Thatfachen zu liefern. Hr. Barthold sagt:

Dies besteht aber darin, daß wir erstens die eigenthümliche Stellung eines Italieners zur gebildeten, außeritalienischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts beleuchten und zumal die unberechenbaren Vortheile hervorheben, welche dem Venetianer beim Eintritt in das Ausland seine Herkunft, seine heimliche Bildung und Erfahrung wie einen Freibrief und Berechtigungsschein zur genussreichsten, persönlichen Geltung zuwieh.

Hierbei müssen wir gleich die vortreffliche Abhandlung über die Stellung der Italiener in England, Frankreich, Deutschland, Rußland und andern europäischen Ländern sowie ihren Einfluß auf Literatur, Kunst und gesellige Verhältnisse ganz besonders auszeichnen, die nicht allein als die zweckmäßigste Einleitung anzusehen ist, sondern auch als selbständige Abhandlung jedem historischen Werke zur Zierde gereichen würde. Daß aber niemals im vorigen Jahrhundert ein Italiener fehlen durfte, wo irgend an Höfen Schmähliches im Werke war, zeigt der Verf. unter Andern an einer geheimnißvollen, häßlichen Geschichte vom dresdner Hofe, die er aber mit der anstandsvollsten Kritik behandelt hat. Der Verf. fährt fort:

Zweitens werden wir den Leser durch alle zwölf Bände der Biographie in so weit geleiten, daß wir alle namhaften, der Öffentlichkeit irgendwie kundbaren Personen und alle Angaben allgemeiner Verhältnisse streng prüfen, um möglichst Widersprüche in den Zeitangaben, in den geschichtlichen Attributen der Personen und in der Zeichnung des Einzelnen, in der Bezugnahme auf die Politik und auf das Staatsleben und anderweitig bekannte Dinge wahrzunehmen.

Von besonderm Nutzen sei nun für diese Art der Kritik die Gegenseitigkeit und Befreundung der Berühmtheiten des 18. Jahrhunderts, sodas man mit einer fast polizeimäßigen Chronik Allem nachkommen und schelmische Landfahrer bald einer Lüge zeihen könnte. Gerade hier aber sei zuerst der Widerspruch zu beseitigen, daß in so vielen Denkwürdigkeiten, Briefsammlungen, Gesandtschaftsberichten und andern Schilderungen Casanova's Name so selten vorkommt und daß er eigentlich nur aus den sichern Angaben über seine letzten greifigen Tage in den Denkwürdigkeiten des Fürsten von Ligne bekannt geworden ist. Hierauf weiß Hr. Barthold in glänzender Weise zu antworten. Casanova's Dasein wird bezeugt durch seine verwandtschaftliche Beziehung zu den beiden namhaften Brüdern Johann und Franz, durch die gedruckte Erzählung seiner Flucht aus den Bleikammern zu Venedig, durch seine schriftstellerischen Werke, durch seine ansehnliche, 1790 bekannt gewordene Verbindung mit dem Herzoge Karl Wiron von Kurland,

und durch andere Zeugnisse, endlich durch die Einsicht des Originalmanuscripts seiner Denkwürdigkeiten. Nach des Verf. Worten heißt es:

Diese aber sind das vollendete, ausführliche Gemälde nicht allein des sittlichen und der Gesellschaftszustände des Jahrhunderts, welches der französischen Staatsumwälzung voranging, sondern auch der Spiegel des Staatslebens in seinen individuellen Zweigen, der Kirche, der Denkweise der Nationen, der Beurtheile der Stände, der Abdruck der Philosophie, also des innersten Lebens des Zeitalters. Wir möchten behaupten, daß wenn alle andern Schriftwerke zur Kenntniß des 18. Jahrhunderts verloren gingen, wir in Casanova hinlänglichen Stoff besäßen, um die unausbleibliche Nothwendigkeit einer allgemeinen Umwälzung zu ermessen. Wer hat wie er die Verfunkenheit und Faulnis der höhern, der sogenannten gebildeten Gesellschaft, den gedankenlosen Reichtum, den Übermuth und die herausfordernde trotzige Verneinung der privilegierten Stände gegen die unveräußerlichen Güter der Menschheit, die gespreizte Geistesarmuth und Erbärmlichkeit und Unnatur des 18. Jahrhunderts dargestellt?

Die weitere Ausföhrung der kurzen, aber sehr kräftigen Charakteristik des 18. Jahrhunderts müssen wir aus Mangel an Raum unterlassen.

Ist nun somit von Hrn. Barthold die Person Casanova's als die eines wirklichen Menschen und namhaften Abenteurers hinlänglich festgestellt, so erklärt er ferner seine objective Treue und Wahrhaftigkeit in allen persönlichen Verhältnissen für wahrhaft bewundernswürdig. Unter Tausend von geschichtlichen Zügen gibt es kaum ein halbes Hundert in denen er irrt, kaum einen in dem er einer geflüsterten Täuschung überführt werden kann. Eine Reihe von Beispielen, zuerst Bd. 1, S. 17—24, und dann an vielen Stellen beider Bände (wie Bd. 1, S. 257; Bd. 2, S. 134, 243, 225) führt uns die wichtigsten solcher Versehen mit großer Gerechtigkeit und ohne Schonung gegen Casanova vor, wie denn auf der andern Seite Hrn. Barthold's Belesenheit in zahlreichen Büchern und Denkschriften und die große Mühe, die er sich zur Aufhellung oder Bestätigung der Lebensereignisse Casanova's gegeben hat, jede Anerkennung verdient. So werden für Casanova's Aufenthalt in Venedig 1743 Rousseau's Beobachtungen und gleichartige Erlebnisse benutzt; die Richtigkeit der chronologischen Angaben während seines Aufenthalts bei Friedrich II. wird aus Rödenbeck's „Geschichtskalender“ dargethan; der dem Casanova zur Last gelegte Irrthum in der Person des Untersuchungsrichters Fielding zu London in einer ziemlich ansehnlichen Sache klärt sich dadurch, daß hier nicht Horaz Fielding, sondern John Fielding, sein Stiefbruder, der ebenfalls ein Richteramt bekleidete, bis in die kleinsten Umstände auf; die Erlebnisse in Rom 1761 zeigen durch Vergleichung der Winkelmann'schen Briefe eine wunderbare Gedächtnistreue; die Umstände, welche nach Casanova's Berichte dem Herzoge von Montpensier (Philipp Egalité) das Leben gaben, stimmen ganz mit der Zeitrechnung überein; die gelungene Portraetirung des Cardinals Bernis ist mit vollständiger chronologischer Berücksichtigung gegeben; die Episode des Zusammenlebens Casanova's und Voltaire's gegen kritische Zweifel durch allseitige Erörterung der kleinlichsten Um-

hände (die aber nun einmal mit besprochen werden mußten) hinlänglich geschügt. Und so könnten wir noch viele ähnliche Belege anführen, wie aus den Schriften des Barons Grimm, Braxall's, Dutens', Et. Simon's, Duclou's, Marmontel's, Hammer's, Gorani's, Keyflet's, Thiebault's, Winkelmann's, Brienne's, Besenval's u. A., ferner aus den Memoiren Lauzun's, der Frau de Hausset und der (fast zu viel benutzten) Marquise von Créqui, aus den Werken Voltaire's und vielen anonymen größern Büchern und Flugschriften des vorigen Jahrhunderts, um die außerordentliche Sorgfalt des Hrn. Barthold zu beweisen. Es sei aber nur noch eines Falles hier gedacht. Im neunten und zehnten Bande seiner Denkwürdigkeiten erwähnt Casanova während seines Aufenthalts in London und Leipzig 1763 und 1766 eines als Spielers und verworfenen Menschen berüchtigten Grafen Sch... jenes Reffen des prager Helden, welcher das blutgetränkte Ordensband (nach Andern das blutige Hemde) seines Oheims gebrauchte, um sich aus augenblicklichen Geldverlegenheiten zu ziehen. Mehrere Anfragen des Hrn. Barthold über dies unwürdige Glied jenes ruhmvollen Geschlechts bei den Mitgliedern der Familie blieben unbeantwortet, bis es ihm endlich gelang, durch eine bejahrte, dem Hause nahe verwandte, würdige Matrone die sicherste Auskunft zu erlangen, durch welche Casanova's Nachrichten vollkommen bestätigt wurden. Hinterher fand der Verf. auch ein anderes glaubhaftes Zeugniß in Thiebault's Schrift über Friedrich II. Bei dieser Gelegenheit haben wir auch die besondere Zartheit zu beloben, mit welcher Hr. Barthold etwaig Scandale angesehener noch blühender Familien im Gegensatz zu der jetzt so beliebten und unanständigen Hervorziehung solcher Dinge an die Öffentlichkeit behandelt hat; so verschweigt er den Namen einer schönen Hanoveranerin, mit der Casanova in London ein Verhältniß angeknüpft hat und deren vornehmeres Geschlecht sich wol ausspüren ließ, oder enthält sich die Gattin jenes kölnischen Bürgermeisters zu nennen, die in ihrer Hauskapelle mit Casanova zärtliche Zusammenkünfte hatte, obschon die Sage in Köln, wie uns nicht unbekannt ist, jene Frau als die Großmutter eines geachteten Geschlechts nennt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur polnischen Literatur.

Im Februar d. J. starb in Warschau Johann Vincenz Wandtke oder Wandtke, der jüngere Bruder des vor einigen Jahren in Krakau verstorbenen Bibliothekars und polnischen Historikers Samuel Wandtke, in einem Alter von 63 Jahren. Er war, nachdem er zur Zeit des Herzogthums Warschau ein Notariatsamt verwaltet hatte, bis zur Auflösung der warschauer Universität als Professor der Rechte an derselben angestellt gewesen. Seine Werke beziehen sich größtentheils auf die polnische Rechtsgeschichte. Zuerst gab er in Breslau 1806 eine Schrift „De studio juris polonici“ heraus, der 1808 „Vindiciae juris romani Justiniani“ folgten. Sein Hauptwerk ist eine Ausgabe des „Jus culmense“ (Warschau 1814) nebst einer Abhandlung über das kurlmer Recht und die ost- und westpreussischen Landrechte. Eine wichtige Sammlung zur Geschichte

des altpolnischen Rechts ist auch sein „Jus polonicum, codicibus, veteribus manuscriptis et editionibus collatis editum“ (Warschau 1831, 4.). Sein plötzlicher Tod erregte unter seinen zahlreichen Schülern lebhafteste Theilnahme.

Zwei andere in letzter Zeit verstorbene polnische Literaten sind der Professor an der ehemaligen wilnaer Universität Segota Dnacewicz und der durch seine bibliographischen Forschungen verdienstvolle Staatsrath Basili Anastasjewicz.

Die Polen besitzen ein großes heraldisches Werk, das der um 1750 verstorbene Jesuit Caspar Kiesiecki mit unsäglicher Mühe und im Kampfe mit vielfachen Widerwärtigkeiten unter dem Titel „Korona polska“ in Lemberg von 1728—43 in vier starken Quartbänden herausgegeben hat. Es enthält die Geschichte sämmtlicher adeligen Geschlechter Polens mit Abbildungen der Wappen, und ist so sorgsam zusammengetragen, daß es als authentische Quelle zur Nachweisung des Adels gilt. Da es selten geworden und sehr kostbar ist, so ist es dankenswerth, daß Bobrowicz in Leipzig jetzt einen neuen Abdruck des ganzen Werkes in zehn Octavbänden veranstaltet hat. Derselbe ist sehr splendid gedruckt und unlängst vollendet worden; zu bedauern ist nur, daß der Herausgeber nicht im Stande war, die mancherlei Lücken und Mängel, die sich doch im Werke finden, zu beseitigen. Neuerdings hat er einen Band Nachträge zu seiner Ausgabe geliefert, die aber durchaus nicht in Rücksicht auf historische Treue an Kiesiecki's Werk sich anreihen können und die nicht gewissenhaft genug zusammengetragen sind.

In dem Ossolinski'schen Institut zu Lemberg ist ein interessantes historisches Werk vom Grafen Dzieduszycki, „Dzieje i sprawy Lisowczyków“, in zwei Theilen herausgegeben worden. Es beschreibt die Tüde der Lisowczyker, einer wilden abenteuerlichen Schar polnischer Krieger, die im Anfange des 17. Jahrhunderts, als Sigismund Wasa den russischen Zaren mit Krieg überzog, ganz Rußland durchstreiften, dann aber von Sigismund dem Kaiser Ferdinand II. gegen Bellem Sabor zu Hilfe gesandt wurden, und die sehr wesentlich zur Unterwerfung desselben beitrugen. Sie trugen einen vollständigen Sieg über Stephan Ragozyz davon. Die Furcht vor ihnen war so groß, daß Bellem Sabor, der in Ofen bereits seine Krönung vorbereitet, bei ihrer Annäherung Ofen verließ. Später trieben sie während des Dreißigjährigen Kriegs im Dienste des Kaisers Ferdinand in Böhmen und Deutschland ihr Wesen und arteten in eine überall Schrecken erregende Räuberschar aus.

Ein bedeutendes historisches Werk hat Segota Pauli in Lemberg begonnen, „Zywoty Hetmanów“, Lebensbeschreibungen der Hetmane sowol der Krone Polen als auch des Großherzogthums Lithauen. Er hat dabei die alten unlängst aufgefundenen wichtigen Materialien Brodowski's zum Grunde gelegt. Die beigegebenen Wappen der Feldherren sind eine Bierde des Werks.

Noch erscheinen zuweilen polnische Schriften in Petersburg. In letzter Zeit ist daselbst eine Schilderung der Zustände von Weißrußland, „Szlachcic Zawalnia czyli Bialorus“, von Remigald Podbereski, mit einem kritischen Überblick über die weißrussische Literatur erschienen, ferner eine Gedichtsammlung eines Ukrainers, Daszkowski, „Niezapominajki Ukrainca“ (1845), in welcher theils Originale, theils Übersetzungen Puschkin'scher Gedichte enthalten sind.

Anerkennung auch bei deutschen Gelehrten hat das über das polnische Münzwesen von Ignaz Jagorski und dem Baron Eduard Rastawiecki in Warschau 1845 herausgegebene Werk gefunden, „Monety dawniej Polski“. Man findet hier nicht nur die vom polnischen Staate selbst, sondern auch die von den Städten und Provinzen ausgegebenen Münzen beschrieben und auf 61 Tafeln in Lithographie abgebildet. Das Werk bezieht sich aber vornehmlich nur auf die drei letzten Jahrhunderte. 9.

Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jakob Casanova's Memoiren. Beiträge zur Geschichte des 18. Jahrhunderts von F. W. Barthold. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 121.)

Ist also durch die eben gegebenen Nachweisungen die Wahrhaftigkeit Casanova's im Erzählen erhärtet, so erklärt es ferner die Art seines Auftretens zur Genüge, weshalb sein Name in den Büchern des 18. Jahrhunderts nicht so oft genannt ist als der eines Freiherrn von der Trenck, eines Grafen von St.-Germain, eines Cagliostro. Alle Diese foderten durch freche Gaunerkünste, prahlerische Geheimniskrämerei und hohe Anmaßungen das öffentliche Urtheil heraus, Casanova aber ist viel feiner und vorsichtiger. Er reiste zwar als vornehmer Herr, aber unter dem Titel eines Chevalier de Seingalt, sein Debut am Pharosische war gewandt, besonnen und nicht auf falsche Griffe und Kartenkünste gerichtet, seine geheimnißvolle Kabbala mehr eine Spielerei, eine geistvolle Mystification vornehmer Thoren als eine Erwerbsquelle: nur durch die unbeflegliche Narrheit der Marquise d'Urfe gezwungen mußte er von seiner Überlegenheit Gebrauch machen, um die steigenden Bedürfnisse seiner verfeinerten Genußsucht zu befriedigen. Ebenso hatte er, auch wenn er in den Diensten eines Fürsten arbeitete, nie einen öffentlichen Titel, wogegen ihn seine schnell bekannte gewordene Flucht aus den venetianischen Bleikammern als ein Opfer ungerechter Justiz in dem glänzendsten Lichte erscheinen ließ und sein ehrenhafter Zweikampf mit dem polnischen Kronfeldhern Braniccki in Warschau ihm die Stellung in der adeligen Welt sicherte, zu der er sich berechtigt hielt. In allen solchen Beziehungen ist die Vergleichung, die Hr. Barthold zwischen Casanova und Trenck anstellt, sehr belehrend, „der Italiener“, sagt er, „bleibt, seiner Gaunerkünste und heillosen Moral ungeachtet, dennoch wie unbestritten intellectuell so auch sittlich eine höhere, vornehmere Natur“. Dabei sind die Schattenseiten in Casanova's Leben nicht unaufgedeckt geblieben, seine häßliche Geldnoth, die verworfene Gesellschaft in der er mitunter lebte, die Rücksichtslosigkeit im Umgange mit den meisten Frauen, endlich die Abnahme seines Glücks, seitdem ihn in Großbritannien 1763 sein böses Schicksal dem Galgen nahe brachte, von jener Lebenshöhe, auf der er sich zehn Jahre früher ohne Schwindel bewegte und die mit seinem Aufent-

halte in Venedig 1753, den der vierte Theil „des Epos heroischer Wollust“ schildert, begonnen hatte. Jene höhere Natur zeigt aber Casanova besonders als Schriftsteller, Sittenmaler und Geschichtschreiber, er steht nach unserm Verf. hier unendlich hoch über dem Abenteurer Casanova und veredelt einen Lebensroman, der nach der gewöhnlichen Auffassung nur voll der unzüchtigsten Bilder ist, die aber selbst dem abgestumpften Lüftling durch cynische Deseeltheit noch einigen Kizel erregen, zu einem Werke der ernsten Klio, dergleichen die neuere Literatur kein anderes aufzuweisen hat. So gern wir auch Hrn. Barthold alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, so hätten wir doch um seines Werkes willen gewünscht, er hätte diese fast zu stolzen Worte nicht an die Spitze desselben gestellt.

Um nun aber zu zeigen, wie sehr Casanova's Buch durch den Barthold'schen Commentar gewonnen hat — was bekanntlich nicht der Vorzug aller Commentare ist —, verfolgen wir jetzt in raschen Überblicken die einzelnen Begebenheiten und bezeichnen die reichen Ausführungen und nützlichen Excurse, die ihnen von der Hand des gelehrten Professors zu Theil geworden sind.

Casanova war nach seiner eigenen, genauen Angabe in Venedig am 2. April 1725 geboren. Diese Geburtsstadt hat auf ihn während seines ganzen Lebens den größten Einfluß gehabt, sie ist unermüdet sein Lieblingsplatz geblieben und es ist fast rührend zu lesen, wie ihn 1773 das Heimweh oder die Unmöglichkeit, fern von der Vaterstadt seine Tage angenehm zu verleben, rings um das Gebiet der Republik umhertreibt. Mit Recht hat daher Hr. Barthold den venetianischen Zuständen eine genaue Aufmerksamkeit gewidmet und uns im ersten Bande sowohl von dem mächtigen Wirken der furchtbaren Staatsinquisition als von der Kunst der venetianischen Courtisanen, dieser unentbehrlichen Stütze des republikanischen Staats, von den Jungfrauenklöstern auf Murano und überhaupt von dem Leben und Treiben in dieser „Metropole der raffinierten Freiheit des Sinnengenußes“ sehr farbenreiche, auf fleißigen Studien beruhende Bilder aufgestellt. Ebenso hat derselbe Casanova's dunkle Herkunft (er war der Sohn eines Schauspielerspaars) möglichst aufgeklärt und dadurch zwei Ergebnisse von Wichtigkeit für das Leben seines Helden gewonnen, einmal, daß in dessen junge Seele auch nicht

ein dämmerndes Bild von ehrbarem Familien- und Bürgerleben fallen konnte, und zweitens, daß das wandernde Leben der Ältern eine Kette von persönlichen Verbindungen durch ganz Europa für Casanova geworden ist. Man weiß ja, mit welcher Festigkeit solche Verbindungen unter Schauspielern, und namentlich bei solchen, die nicht auf den ersten und reichsten Bühnen angestellt sind, festgehalten zu werden pflegen. Die ersten Liebesabenteuer Casanova's fallen auch in diese Zeit, und die Liebesnacht mit der schönen Römerin in Marino nöthigt die Kritik unsers Verf., „die Hauptfäden der politischen Geschichte in das leichtfertige Gewebe einzuschlagen“, was denn auch mit der erforderlichen Sachkenntniß geschehen ist. Das nächste Jahr in Casanova's Leben (Juni 1745, 25. Nov. 1745) führt die Leser nach Konstantinopel, wo für ihn der berühmte Renegat Bonneval die anziehendste Bekanntschaft war. Wichtiger als seine Erlebnisse sind aber für uns die kritischen Erörterungen Hrn. Barthold's, durch die er aus unverdächtigen Quellen die Hauptmomente des Lebens Bonneval's zuerst berichtet und besonders seine letzten Jahre beleuchtet hat. Nach der Rückkehr bleibt Venedig für die nächsten Jahre Casanova's Schauplatz, er führt das Leben des gedanklossesten Laugernichts und zeigt die Sitten der Stadt im grellsten Lichte, wodurch der Verf. Veranlassung erhält, der Begebenheiten Rousseau's, der 1743 und 1744 Secretair bei der französischen Gesandtschaft in Venedig war, zu gedenken, obschon sie mit Casanova's Schicksalen damals noch in keiner Berührung standen. Dieser pilgerte im Juni 1750 nach Paris, wohin sein Stimm schon lange stand, die Reise führte ihn über Ferrara und Turin, wo allerhand Persönlichkeiten von Hrn. Barthold kürzlich beschrieben werden.

Die Schilderungen des pariser Lebens 1750 — wo Ludwig XV. über jedes Vorurtheil von Pflicht, Ehre und Gewissen hinausgekommen und die Pest vom Hofe durch alle Fugen des bürgerlichen und häuslichen Lebens gebrungen war, sodaß selbst die pariser Handwerker bald lernten sich an philosophen über Alles hinwegzusetzen, was furchtsame Gewöhnung bisher noch als wohlthätige Schranke anerkannt hatte — gehören zu den bedeutendsten Theilen des vorliegenden Werks. Casanova, zuerst auf seine Komödiantensippchaft angewiesen, fand bald an Madame Sylvia, der ersten Berühmtheit der italienischen Oper, und an der schamlosen Mademoiselle Le Fel freigebige Beschützerinnen, die uns von Hrn. Barthold sowie die andern ausgezeichneten Theaterheldinnen jener Zeit, eine Cauffer, Gauchin, Lolotte, Clairon u. A. aus den Schriften der Zeitgenossen sehr anschaulich geschildert sind. Bei der wichtigen Rolle, welche diese Schauspielerinnen, über deren Frechheit Casanova selbst erstaunen mußte, in der damaligen vornehmen Welt spielten, ist die Ausführlichkeit gar nicht übertrieben, namentlich wo sie sich so ganz in den Grenzen des Anstandes hält und überhaupt — was wir wiederholt bemerken — die erotischen Stücke nur als untergeordnete Theile zur Anknüpfung geschichtlicher Thatfachen

behandelt. Aber auch Voltaire mit seinem Anhang, Fontenelle und d'Alembert und andere Männer der Wissenschaft, die Frauen Geoffrin, Dubocage treten uns hier entgegen, Hand in Hand mit ihnen die Ausschweifungen des entarteten Hofes, Monsieur Duirin, der Gelegenheitsmacher des Königs, der alte Sünder Richelieu in seinem scandälofen Liebeshandel mit Madame de la Popelinière, die beiden Familien Boufflers und Luxembourg, die man in Paris als die Muster des Aufschwungs über die Vorurtheile des Pöbels pries und deren genealogische Verhältnisse ihre gründliche Beleuchtung einer gelegentlichen Äußerung Casanova's verdanken, endlich die anstößigen Geschichten aus dem Hause Orleans. An dem Marschall von Sachsen, dem Sohne der berühmten Aurora von Königsmarkt, die „weder so jung noch so jungfräulich als gewöhnlich geglaubt wird in den glänzenden Reihen der Kebsweiber Friedrich August's eintrat“, tabelt Hr. Barthold die schmuzigsten, unwürdigsten Geschichten, die sein sittliches Leben besteckten, die lächerliche Rivalität mit kleinen Poeten und Pastetenbäckern, die undeutsche Gesinnung. „Ohne seine Thaten hätte Deutschland den Raub Frankreichs am Elsaß wieder abgejagt.“ Neben nun schon diese Schaustellungen oft genannter Männer und Frauen ein sehr buntes Bild des damaligen Paris, so vervollständigt es unser Verf. noch durch die Schilderung jener Liebhaberereien für Zauberei, Teufelsbeschwörung und die kabbalistischen Wissenschaften, wo die erklärtesten Freigeister, Männer wie Frauen, am ersten das Spiel listiger Abenteuer wurden. Casanova hatte diese Kunst mit glücklichem Erfolge in Italien getrieben und selbst eine neue Methode erfunden, die er in Frankreich noch weiter trieb und sich dadurch in den höchsten Ruf setzte, als stehe er mit der phantastischen Geisterwelt in Verbindung, als habe er über Mittel zu verfügen, die Alles übertrafen, was wir in neuerer Zeit von den frechen Betrügereien eines Cagliostro und St.-Germain erfahren haben. Das beklagenswerthe Opfer dieser Künste ist die Marquise d'Urfe geworden, die Heldin des fünften bis achten Bandes.

Ehe nun Casanova nach Venedig heimkehrte, gibt sein Aufenthalt zu Dresden und Wien im Sommer 1752 und 1753 Hrn. Barthold Gelegenheit zu eben nicht erfreulichen Schilderungen mehrerer hervorragenden Persönlichkeiten in beiden deutschen Städten. Reich an Erfahrung, aber arm am Beutel, kam er in seine Vaterstadt zurück und verflocht wieder eine Reihe von Romanen venetianischen Stils in sein Leben, an welche die Kritik keine Bemerkung knüpfen kann, bis der Inhalt des vierten Bandes der Betrachtung neuen Stoff gibt, weil die handelnden Personen sowie die Beweggründe der Katastrophe der Geschichte angehören. Unter diesen Personen ist der damalige französische Gesandte in Venedig, der vormalige Cardinal Bernis, vorzüglich zu nennen, dessen Leben Hr. Barthold mit besonderer Ausführlichkeit verfolgt hat, weil Casanova, begünstigt durch das Spiel und den Schutz reicher Patrieier, durch ihre bei-

verseltige Freundin die Komte M. M. im Casino zu Murano, dieses großartige Muster aller venetianischen Hetären, mit ihm in nähere Verbindung trat. Hier- neben ist das Geheimnißvolle und Unheimliche der venetianischen Regierung in das hellste Licht gesetzt, namentlich die Staatsinquisition auf das genaueste beurtheilt, als deren Opfer Casanova nach Vernis' Abreise in Folge seiner blasphemischen Kabbala, seiner frechen Lustgier, welche die Klostermauern durchbrochen hatte, und der verbotenen engen Verbindung mit einem ausländischen Gesandten am 26. Juli 1755 fiel und in die verrufenen Bleikammern gebracht ward. Seine wunderbare Flucht aus denselben, die ihn einer gewissen Hinrichtung ohne Verhör und Untersuchung entzog, wird nur beläufig berührt und zu einer Vergleichung mit den ähnlichen Entweichungen Benvenuto Cellini's und Trend's benutzt, seine Geschichte aber erst in Frankreich seit dem 5. Jan. 1757 wieder aufgenommen. Die richtige Auffassung der sittlichen Zustände in Frankreich, vor allen der Pompadour und ihrer Maitressenwirthschaft, erkennt der Verf. vollkommen an und weiß sie durch bedeutende Einzelheiten zu bestätigen, aber in die politischen, verschleierte Geheimnisse ist Casanova's Blick nicht eingedrungen. Durch seinen Gönner Vernis gelangt er jetzt zu finanziellen Bedienungen, er macht auch einen Anfang in der diplomatischen Laufbahn, aber sein bestes Glück hat er bei hoffähigen und nichthoffähigen Frauen, deren Privatleben unser Verf. nach allen Seiten hin beleuchtet, wie das jener Gräfin de Blois de Chaurigny, welche aus Sentimentalität die Kuhmilch verschmähte, die Nahrung junger Lämmer für sich allein passend fand und gegen Buffon sich beklagte, daß die Lämmer nicht Milch gäben. Durch so hohe Freundinnen begann unser Held wieder die alten kabbalistischen Künste und knüpfte seine Verbindung mit der tollen Kärrin, der Marquise d'Urfe, an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Entführung der heidelberger Bibliothek nach Rom im Jahre 1623. Von Johann Christian Felix Bähr. Leipzig, L. D. Weigel. 1845. Gr. 8. 8 Ngr.

Ob das Recht der Eroberer sich nur darauf beschränkt, Menschen zu tödten, Länder zu verwüsten, Geld und Geldeswerth zu rauben, oder ob es ihnen auch zusteht, Schätze der Kunst und Wissenschaft fortzuschleppen, ist eine Frage, die verschiedene Beantwortungen gefunden hat. Wenn einmal das militairische Räuberhandwerk durch großartiges Auftreten und glückliche Erfolge eine Art Sanctio erhalten hat, so scheint es nicht darauf anzukommen, ob der Sieger nur Menschen und Vieh schlachtet, sich Gold und Silber aneignet, oder ob er auch Bücher, Gemälde, Denkmäler u. dergl. als angenehmen Lohn für seine Mühen mitnimmt. Die alten Römer kannten keinen solchen Unterschied; späterhin sind Fortschleppungen von Schätzen der Kunst oder Wissenschaft nur selten vorgekommen, aus dem hinreichenden Grunde, weil man nicht viel davon fand und das Gefundene nicht zu würdigen wußte. Daß die Venetianer die vier-bronzernen Pferde aus Konstantinopel mitführten, um ihr St.-Marcusportal damit zu schmücken, daß das Recht des Stäbtern den Codex argenteus, die Bibliotheken der braunsberger

und würzburger Jesuiten nach Upsala wandern ließ, sind vereinzelte Fälle. Erst Napoleon hat die Ausbeutung erobeter Länder in diesem Genre wieder so gros und planmäßig betrieben; er beurtheilte ganz richtig, daß der Ruhm der großen Nation durch solche Tropfäden nicht wenig erhöht werden müßte; und bei der vorgeschrittenen ästhetischen und wissenschaftlichen Bildung ist es sehr wahrscheinlich, daß künftige Eroberer in diesem Punkte nicht bedenklicher sein werden als Napoleon. Sollte es demnach überflüssig sein, wenn sich die europäischen Potentaten über völkerrechtliche, diesen Gegenstand sichernde Bestimmungen einigten? Hierauf müßte man aber schon in Friedenszeiten Bedacht nehmen; denn wenn erst eine Invasion aus Norden oder sonst woher hereingebrochen ist, dürften solche stipulationen zu spät kommen.

Eine der interessantesten Raubgeschichten jener Gattung ist die im Dreißigjährigen Kriege erfolgte Entführung der pfälzischen Bibliothek aus Heidelberg nach Rom. Der Papst verstand es, ohne selbst ins Feld zu rücken, diese werthvolle Beute für sich zu gewinnen. Und daß er daran wohlgethan, daß sein Name deshalb „stets von der spätesten Nachwelt dankbar gepriesen werden müsse, daß er dabei von den edelsten Gesinnungen geleitet und zugleich auf sein heiligstes Recht gestützt war“, hat Dr. Augustin Theiner, Priester des Oratoriums zu Rom, in einer besondern Schrift auf eine für jeden Römer schlagende Weise dargethan. Diese Schrift gab dem Dr. Bähr, jetzigem Oberbibliothekar der heidelberger Universitätsbibliothek, Veranlassung, die Sache aus einem andern Standpunkte zu beleuchten, und was derselbe mit Benutzung der ältern und neuern, zum Theil selbst bisher nicht bekannten Quellen zur Würdigung jenes Ereignisses beigetragen hat, verdient volle Anerkennung.

Die pfälzische Bibliothek, besonders wegen ihres Reichthums an Manuscripten die bedeutendste in ganz Deutschland, hatte die Begehrlichkeit Gregor's XV. in hohem Maße erregt. Schon längere Zeit vor der Einnahme Heidelbergs richtete er deshalb seine Bewerbungen an den Herzog Maximilian von Baiern; hier fanden sie günstige Aufnahme und kaum hatte sich Willy der Stabt bemächtigt, so ging die Schenkungsurkunde nach Rom ab. Gregor konnte hierbei verschiedene Motive haben: religiöse, politische und finanzielle. Über die religiösen sagt Augustin Theiner:

„Er (der Papst) wünschte diesen berühmten Bücherschatz nach Rom versetzt, um den Protestanten, die gerade in dieser Zeit die Denkmäler der christlichen Vorzeit so sehr entstellten und die katholische Kirche mit aller Risikennung und Verfallsung ihrer Documente aufs leidenschaftlichste angriffen, diese Goldgrube, aus der sie mit Verachtung des kostbaren Metalls, das sie enthielt, nur die gemeinsten Schladen bis jetzt auszugraben gewohnt waren, um die katholische Kirche anzufinden, zu schließen.“ (In Betreff dieser guten Meinung von den deutschen Protestanten sagen sogar die münchener „Historisch-politischen Blätter“ in einer von Herrn Bähr citirten Stelle: „Daß ihre deutsche Empfindung ihnen verbiete, sich bei diesem Urtheile unbedingt zu betheiligen.“)

Zu der Annahme, daß Politik den Papst in der Sache geleitet habe, liefert Theiner ebenfalls eine Begründung, indem er erzählt, daß Gregor gleich seinen Vorgängern etwas Großes für die Wissenschaften und deren Pflege in Rom durch Vermehrung handschriftlicher und literarischer Hülfsmittel zu thun wünschte und sich daher mittels seines Punctius Carassa die heidelberger Bibliothek von Maximilian erbeten habe. Hinsichtlich der finanziellen Beweggründe schreibt Theiner: „Es war nichts billiger als daß der Papst für die vielen und großen Opfer, die er seit dem Antritt seines Pontificats dem Herzoge von Baiern dargebracht hatte, eine Entschädigung verlangte. Mehr als 200,000 Kronen hatte er ihm und dem Kaiser zur Führung des Kriegs bereits ausgezahlt, Weiden ansehnliche Lehnten auf geistliche Güter eingeräumt, dem Herzoge von Baiern fern stehende monatliche Heerzahlungen durch den kölnen Kun-

tius gesteuert und noch überdies den 6. Oct. 1621 eine Bezahlung von 60,000 Gulden zugesichert. Welche Opfer! Eine passendere und zugleich ehrenvollere und für den Herzog von Baiern weniger drückende Entschädigung als die Schenkung der heidelberger Palatinbibliothek konnte vom Papst sicherlich nicht verlangt werden."

Wo nun Religion, Politik und Geld so mächtig zusammenwirken, wo es für den Empfänger durchaus „billig“, für den Geber höchst „passend und ehrenvoll“ ist, einen Handel mit geraubtem Gute zu treiben, da kann man sich nicht wundern, wenn das Geschäft zu gegenseitiger Zufriedenheit und ohne Zeitverlust zu Stande kam.

Am 19. Sept. 1622 fiel das Schloß Heidelberg in Lilly's Hände und schon im folgenden Monat trat der päpstliche Commissar, Leo Allatus, die Reise nach Deutschland an, um die Bücher und Manuscripte zu übernehmen und über die Alpen zu geleiten. Allatus war ein geschickter Mann, der nichts Gutes in Heidelberg liegen ließ. Die Beute wurde auf 50 Wagen nach München gebracht, wo man wegen der weitem Fortschaffung über die Gebirge eine Umpackung in 196 kleinere Kisten vornahm. Nach vielen Mühen langte Allatus glücklich mit seinem Transport in Rom an und sofort wurden diese Bücher und Manuscripte der vaticanischen Bibliothek einverleibt. Gregor XV. war bereits gestorben; sein Nachfolger, Urban VIII., ließ die Manuscripte mit neuem Einbände schmücken und in schönen Schränken aufstellen. Ein Memoirenschreiber der damaligen Zeit sagt: „Au bout ceste partie de la bibliothèque palatine est aujourd'hui un des plus riches meubles du Vatican, et porte encore les marques de l'hérésie, estant logée à part et marquée d'un escreteau hérétique de bibliothèque palatine."

Der katholische Bonaparte trug kein Bedenken, sich im Frieden von Tolentino (1797) 500 durch französische Commissare auszuwählende Handschriften der vaticanischen Bibliothek auszubedingen; auch 38 Manuscripte der alten pfälzischen Bibliothek wurden ungeachtet des *écriteau hérétique* mit unter die Auswahl genommen. Dieser Umstand gereichte später der Universität Heidelberg zum Vortheil. Der Pariser Frieden, der auch andern Ländern die von den Franzosen weggeschleppten Kunstschatze, Bücher, Handschriften u. dgl. zurückgab, war die Veranlassung, daß ein Theil der alten nach Rom entführten Palatina wieder in ihre ursprüngliche Heimath gelangte. Als päpstlicherseits die 500 durch den Frieden von Tolentino nach Paris gebrachten Handschriften zur Rückgabe reclamirt wurden, unterließ auch die großherzoglich badische Regierung nicht, eine ähnliche Reclamation hinsichtlich der ehemals pfälzischen, Heidelberg zugehörigen Handschriften zu erheben; durch die Bemühungen der österreichischen wie vorzüglich der preussischen Behörden gelang es im November 1815 die 38 Handschriften zurückzuerhalten. Es war natürlich, daß ein solches Ereigniß auch den Wunsch hervorrief, die noch übrigen weit zahlreichern Handschriften der alten heidelberger Bibliothek bei dieser Gelegenheit aus Rom wiederzubekommen, zumal da der Papst durch die großmüthigen Anstrengungen der Verbündeten, namentlich der großen deutschen Mächte, nicht bloß in den Besitz seiner Staaten und Rechte wieder eingesetzt war, sondern auch so viele und bedeutende Kunstschatze, welche aus diesen Staaten nach Paris entführt worden waren, von dort wieder zurückzuerhalten hatte, unter solchen Umständen sich daher auch eher erwarten ließ, daß ein derartiges Gesuch Berücksichtigung finden werde. So ging schon in den ersten Tagen des October 1815 eine hierauf abzielende Vorstellung in das Hauptquartier der Allirten, wo sie eine günstige Aufnahme fand; insbesondere waren es wieder Preußen und Oestreich, welche sich der Sache eifrigst annahmen und durch ihre Legationen in Rom das Gesuch der heidelberger Universität aufs nachdrücklichste unterstützten, jedoch nur mit theilweisem Erfolge, indem man sich in Rom nur zur Rückgabe von 847 deutschen Handschriften, zu welchen spä-

ter noch fünf andere hinzukamen (Dietrich's „Evangelische Geschichten“ und vier die Universität betreffende Handschriften), verstand. Diese Handschriften, in der Gesamtzahl von 852, wurden am 15. Mai 1816 dem zur Übernahme Seitens der Universität nach Rom abgesendeten Oberbibliothekar Biffen feierlichst übergeben und kamen über die Alpen glücklich in Heidelberg an.

Das Factische der Entführung und theilweisen Wiedererlangung der in Rede stehenden Bibliothek ist zwar durch Hrn. Bähr's Schrift zur klaren Anschauung gebracht worden; doch beklagt er selbst, daß es ihm an Mitteln gefehlt habe, manche noch sehr wünschenswerthe Aufklärungen über die Sache zu erhalten, namentlich in Betreff der einleitenden Unterhandlungen zwischen Maximilian und Gregor. In den Acten der Universitätsbibliothek, so vollständig sie auch sonst sind, befindet sich gerade hier eine Lücke; es fehlen die Acten der Jahre 1621—24, was sich leicht aus der damaligen Kriegenoth erklären läßt. Wenn also aus örtlichen Quellen nichts zu gewinnen ist, so sind nur noch Rom und München als die bei der Angelegenheit zunächst theilgenommenen Orte übrig, von welchen nähere Aufschlüsse durch archivalische Nachrichten, Urkunden, Berichte u. dgl. zu erwarten wären. München blieb in dieser Beziehung bis jetzt ganz verschlossen; was Theiner aus römischen Quellen mitgetheilt hat, bezieht sich meist nur auf die unwesentlichste Seite des Ganzen; am ausführlichsten verweilt er bei dem Verpacken der Bücher und dem allerdings mühevollen Transportiren derselben nach Italien. Über die Verhandlungen, welche zwischen dem Papste und dem Herzoge vor der Übergabe der Bibliothek stattgefunden haben müssen, liefert Theiner kein einziges Actenstück.

Zum Schluß unserer Mittheilung sei es uns vergönnt, noch ein Proßchen von echt jesuitischer Beschönigungskunst beizubringen. August Theiner rechnet die Beführung der pfälzischen Bibliothek dem Papst Gregor XV. und dem Herzoge Maximilian als ein hohes Verdienst an, indem er Beide als Männer bezeichnet, „deren Namen stets von der spätesten Nachwelt als die Erhalter der Palatina dankbar gegrieffen werden müssen“. Das hängt so zusammen. Die Fortschleppung fand 1623 statt. Im Jahre 1693 wurde Heidelberg von den Franzosen in Brand gesetzt. Die Bibliothek hätte möglicherweise mit verbrennen können. Aber Gregor und Maximilian haben sie dem unvermeidlichen Untergange entrissen, weil sie dieselbe 70 Jahre früher nach Rom schaffen ließen, folglich gereicht es ihnen zum hohen Verdienste, die Bibliothek gerettet zu haben! 13.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

August Lewald's gesammelte Schriften. In einer Auswahl.

Zwölf Bände.

Gr. 12. 1844—46. Geh. 12 Thlr.

(Auch in vier Lieferungen à 3 Thlr. zu beziehen.)

Die letzte Lieferung (Bd. 10—12) dieser Gesamtausgabe von Lewald's Schriften wurde soeben versandt, so daß dieselbe nunmehr vollständig in den Händen des Publicums ist. Leipzig, im Mai 1846.

F. A. Brockhaus.

Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jakob Casanova's Memoiren. Beiträge zur Geschichte des 18. Jahrhunderts von F. W. Barthold. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 122.)

Der zweite Band des Barthold'schen Werks beginnt mit der Geschichte des Hauses d'Urfé und gibt mit Hülfe seltener Bücher den Lesern ein durch mannichfache Färbenshattirungen geschmücktes Gemälde der französischen Landschaft Forez, in welcher jenes reichbegabte ritterliche Geschlecht seine Schlösser und Besitzungen hatte. Wir halten dies Stück für eins der gelungensten im ganzen Buche, wenn auch nicht der grämliche ausburger Adler hierin ein so besonderes Talent des Verf. für die Darstellung erkannt hätte, und bedauern nur, nicht mehr aus demselben über die gefeierten Männer Anne und Honoré d'Urfé, des Verf. des berühmten Schäferromans „Astree“, der das Wunder des 17. Jahrhunderts hieß, sowie über andere jenes Hauses hier mittheilen zu können. Ihm entstammte Joanna d'Urfé, das bedauerungswürdige Opfer der Gaukeleien Casanova's und seiner goldmachenden, lebensverjüngenden Hände, über die zunächst genealogische Nachrichten der Marquise von Créqui, sonst der lebendigen Chronik des französischen Adels, von Hrn. Barthold berichtigt werden mußten. In ihrem Hause begegneten sich Casanova und der Graf von St.-Germain, es begann von jetzt an zwischen dem Kabbalisten und dem Adepten ein Wettstreit in verderblichen Gaunerkünsten, dem wir eine reiche Auswahl anziehender Überlieferungen aus weniger bekannten Büchern, wie aus den Memoiren der Dame de Hauffet, aus Graf Lamberg's „Mémorial d'un mondain“ und aus Graf Gleichen's ungedruckten Denkwürdigkeiten im Jahrgange 1813 des „Mercure étranger“ verdanken. Hr. Barthold sagt:

Denn weil St.-Germain mit unserm Abenteurer so merkwürdig das vorige Jahrhundert charakterisirt und des letztern Geschichte gleichwol noch nicht kritisch beleuchtet ist, glauben wir hier die passende Stelle zur Untersuchung gefunden zu haben.

Und so führt uns derselbe in einer gedrängten und doch mit allerhand Abschweifungen ausgestatteten Erzählung die erstaunenswerthen Dinge vor, die St.-Germain in Wien, London, im Haag, in Paris in den Gemächern der Pompadour und in andern Städten und

Schlössern vollführt haben soll, und endigt mit seinem Verschwinden, worüber die Angaben der biographischen Wörterbücher sehr unsicher sind und selbst Hr. Barthold trotz der sorgfältigsten Nachforschungen nichts Entscheidendes zu ermitteln im Stande gewesen ist. Des Grafen St.-Germain Lebensverjüngungselixir, sein Diamantenschmelzen, seine Wahrsagerien, sein hohes Alter, seine anmuthige und witzige Gabe der Unterhaltung werden so hinlänglich besprochen, daß es für den größten Theil der Leser nicht an unterhaltender Lecture und neuen Aufschlüssen über St.-Germain und die Goldmacherei seiner Zeit fehlen wird. Casanova, dessen Erlebnisse durch diese kritische Biographie unterbrochen sind, schwelgte indes in Paris in allerhand geistigen Genüssen, trieb sein Wesen mit Tänzerinnen und lebenslustigen Frauen und überließ sich der tollsten Verschwendung, von der er sich dann immer bei den Reichthümern der Marquise d'Urfé erholte, mit der er, fast gezwungen, sechs Jahre hindurch sein Spiel treibt, bis er in Marseille an der Kindischen, halb verrückten Alten im Frühlinge 1763 den ruchlosen Proceß der Wiedergeburt und Ausplünderung vollendete. In Paris begegnen wir noch mehreren namhaften Personen, besonders Rousseau, am längsten aber verweilt der Verf. bei Casanova's Beschützer, Bernis, über dessen letzte Ereignisse Casanova's Angaben eine Berichtigung nothwendig machen, da er nur Allgemeines, wie es die Welt damals erfuhr, mittheilen konnte.

Mit dem sechsten Theile und dem Jahre 1760 führt uns die wechselnde Scene in das französische Hauptquartier nach Köln, wo die große Zahl neuer und alter Bekannten zu vielen historischen Erörterungen Anlaß gibt. Wir blicken hier in die große Auflösung des französischen Heerwesens im Siebenjährigen Kriege, aber wir gewahren auch unser deutsches Vaterland in seiner tiefen Erniedrigung, namentlich in jenem Drängen deutscher Prinzen und Edelleute in den Dienst Frankreichs, das mit dem äußersten Hohne auf sie herabfah. Wir verweilen an der Hand des in allen Hofgeschichten bewanderten Verf. an den Höfen zu Bonn und Stuttgart, lesen eine etwas lose angeknüpfte Episode über die bekannte Tänzerfamilie Vestris, meistens aus Grimm's „Briefwechsel“ und werden dann in die Schweiz geführt, wo uns die solothurner Gesellschaft in des Diplomaten

Schaukeln Schlaraffenleben und die wissenschaftlichen Unterhaltungen im Hause Haller's zu Bern überraschende Gegenstände darbieten. Ein noch anziehenderes Stück ist das Zusammenleben Casanova's mit Voltaire, sodas sich Hr. Barthold für verpflichtet gehalten hat, alle kritischen Hülfsmittel anzuhäufen und zugleich eine anschauliche Schilderung des wirklich fürstlichen Lebens in Ferney zu geben, wo er dann auch jener nicht sonderlich anständigen Geschichte gedenken mußte, die Voltaire ein „philosophisches Vergnügen“ zu nennen pflegte und in der wir ein treues Gemälde des entschiedenen Egoismus in jener Gesellschaftsregion vor uns haben.

Der Verlauf der folgenden Lebensjahre Casanova's, die bis zum J. 1770 von Hrn. Barthold beleuchtet worden sind, bietet in den Kreisen, die der Venezianer in Turin, in Mailand, in der Dauphiné, in London, Berlin, Braunschweig, Petersburg, Warschau, Dresden, Aachen, Spaa, Madrid, Neapel, Florenz und Rom besuchte, noch viele anziehende Einzelheiten über die ersten Berühmtheiten jener Jahre dar. Aber wir können sie nicht alle aufzählen. In London z. B. empfangen wir ein unverfälschtes Bild der ärgerlichen Wirthschaft am Hofe Georg's II. und der sittlichen Fäulniß des englischen hohen Adels, wobei nicht verschwiegen wird, daß Casanova's anziehende Novelle mit der Portugiesin Pauline vor der historischen Kritik nicht recht bestehen kann; in Berlin wird die Unterredung mit Friedrich II. (im Juli 1764) als chronologisch richtig erwiesen und in anziehender Weise erläutert; in Madrid fesseln die beiden Staatsmänner Aranda und Davides unsere Aufmerksamkeit, und aus der Dauphiné wird an dem Beispiele der Mademoiselle Romans, der Schülerin Casanova's, gezeigt, wie das Gift aus dem Privatleben Ludwig's XV. auch den ehrbaren Bürgerstand in den Provinzen durchdrungen hatte. Die Romans ist bekanntlich eine der ausgezeichneten Geliebten Ludwig's XV. gewesen. Casanova's Aufenthalt in Rom erhält für deutsche Leser eine besondere Anziehung durch seinen Verkehr mit Winkelmann, und Hr. Barthold hat daher mit großem Fleiße alle hier einschlägigen Stellen aus den Briefen des Letztern zusammengebracht. Wir ersehen hieraus, daß Beide zusammen ein heiteres Kunstleben geführt haben, daß aber nur dieses Band den ungesättigten Wüstling mit dem platonischen Verehrer des Sinnlichschönen vereinigte, wenn auch eine Stelle bei Casanova eine Verbindung anderer Art zu verrathen scheint. Hr. Barthold sagt:

Wie sehr sich Winkelmann auch mit Idealen männlicher und weltlicher Schönheit umgeben hatte, so war doch seine Seele, gleich den besten Charakteren des Alterthums, eine Sonnenweite von Dem entfernt, was dem Verdacht scheinbar so nahe liegt. Erziehung, Jugendbedrücke und unbesorgenes altmännliches Plebejerblut bewahrten den täglichen Gesellschaftler plastischer Rectheit vor dem Falle.

Nicht minder ergibt sich dies aus seinem merkwürdigen Verhältnisse zu Margaretha Wengs, wo dieser seltene Mensch zum ersten Male von heißer Liebe zu einem schönen Weibe erfüllt, aufgefodert und fast berechtigt von dem Gemanne, der Lockung zu folgen, seiner Sit-

tenstrenge treu blieb. Hr. Barthold hat den Verlauf der Begegnung aus Winkelmann's Briefen erzählt, auch die Zweifel nicht unterdrückt, welche das plötzliche Schwoigen Winkelmann's seit dem Nov. 1767, wo die Wengs wieder in Rom war, in ihm erregen konnte. Auffallend ist es allerdings, daß unsern Winkelmann von da ab unerklärliche Unruhe aus Rom nach dem ihm sonst so verhassten Norden zieht und daß ihn dann wieder eine unerklärliche Sehnsucht oder Schwermuth zwang, an der Schwelle Deutschlands umzukehren, um in Triest die Deute eines elenden Mörders zu werden. „Aber wer vermag die labyrinthischen Entschlüsse eines so bewegten Gemüths zu deuten.“

Wir haben absichtlich hierbei etwas länger verweilt, um die Sorgfalt anzudeuten, mit der Hr. Barthold bei seinem Buche zu Werke gegangen ist und wie er so geschickt das Thatsächliche mit psychologischen Wahrnehmungen zu einigen verstanden hat.

(Der Besatz folgt.)

Im Gebirg und auf den Gletschern. Von K. Vogt. Solothurn, Jent und Safmann. 1843. 8. 1 Thlr. 7/2 Rgr.

Das vorliegende Werk besitzt in vieler Hinsicht die Eigenschaften eines literarischen Sonderlings, aber eines Sonderlings von höchst interessanter Lebenswürdigkeit. Seinen Hauptinhalt bilden Erinnerungen an kühne Reisen durch einige klassische Höhenpunkte der Schweiz, durchwoben und belebt mit heitern Erzählungen, lieblichen Sagen und Märchen, mit wunderlichen Erlebnissen und scharfen Beobachtungen an diesen Orten. Von den gewöhnlichen Schönheiten dieses Sauberlandes, von den Ansichten auf die Alpenketten aus den Thälern und von den Seen, welche, so allgemein mit der erhabensten Poesie besungen, mit dem feurigsten Enthusiasmus besprochen und bewundert worden sind, nimmt es wenig oder keine Notiz. Auf dem Wege nach Thun behält es seinen Leser in dem dunkeln Fond des Postwagens zurück und gestattet ihm nicht einen einzigen Blick auf die schönen Formen der nahen Schneberge, ja es steigt mit ihm in die Kajüte des Dampfschiffes und macht ihn bei der Überfahrt nach Unterseen weder aufmerksam auf die reizenden Ufer des Thunersees, noch zeigt es ihm den weltberühmten Blick an dem schön gewölbten, grün bewaldeten und bematteten Kliesen vorbei nach Blümelisalp und der erhabenen Jungfrau. Bei diesem Allen bleibt es wortkarg und theilnahmslos, wie die kühnen überseeischen Fremden in dem Postwagen und der Dampf Kajüte. Erst im Gebirg und auf den Gletschern athmet es auf; hier fühlt es sich heimisch, es wird wärmer und wärmer bis zur feurigsten Begeisterung; da fließen die Worte im lebendigen erhabenen Schwunge; da sprudelt der Witz in Feinheit und Fülle.

Der Verf. ist der Gelehrtenwelt schon als Naturhistoriker und als Gebirgsnaturforscher der Schweiz rühmlichst bekannt. Hiernach könnte man mit Recht erwarten, daß derselbe sein Wissen auch mit in seine Reiseerinnerungen hineingeleuchtet habe; aber auch darin täuscht man sich. Er will in diesem Buche durchaus nichts von Gelehrsamkeit durchblicken lassen; er zeigt nur Sinn für das Erklimmen schwindelnder Höhen auf gefährlichen Pfaden, nur Liebe für das Verweilen in unwohnsamem, menschenleeren Einöden, in Höhlen und Klüften der Berge und Gletscher. Doch weiß er diese wunderlichen Lieblingshemata so überzeugend wahr, in so anziehenden Worten und Farben und mit einer so gemüthvollen Beschaulichkeit zu behandeln und zu schmücken, daß der Leser ihm in freier Erneu-

ter Spannung und zutheiliger Gerechtigkeits die ungetheilte Aufmerksamkeit schenkt.

Von Geburt wahrscheinlich ein Deutscher ist er aber durch langjähriges Verweilen in der Schweiz, durch Reizung und Beruf nach und nach selbst zu einem ganzen Schweizer geworden. Aus vielfeltiger eigener Anschauung kennt, liebt und bewundert er die Erhabenheit der Natur dieses reich gesegneten Landes; er sieht, er forscht und bespricht Alles mit Unbefangenenheit und klarer Geistesfülle; er genießt und preist mit der offenen Herzlichkeit und der biederer Geradheit des alten kernigen Hirtenstrammes. Es ist wahr, diese Schweizerliebe ist bei ihm groß, sie ist das Mannes edelster Keitstern durchs Leben, das Höchste auf Erden, aber sie bleibt doch immer auf echt-deutschem Boden. Die deutsche Wahrheit blickt überall mit ihrer schlichten Ehrlichkeit hindurch, ja sie drückt zuweilen sogar mit derben Stieben aus ihrem Hinterhalte hervor, besonders da, wo sie in die Nähe von Leuten und Einrichtungen kommt, welche die einfache Natur der Schweiz zur Unnatur verkehrt und verbildet haben. Aus diesem Grunde sind ihm die Engländer recht von Herzen zuwider. Wo es nur einigermaßen möglich ist, da fährt er über sie her. Es scheint ihm dieser Haß schon zu einer zweiten Natur geworden zu sein. Die Engländer tragen aber sicherlich nicht allein die Schuld an seinem Argerniß; die lieben Schweizer, denen für Fremdes, besonders englisches Geld Alles feil geworden ist, sind selbst eine Hauptveranlassung dazu.

Aus dem bisher Gesagten ist schon zur Genüge deutlich geworden, wie warm sich Ref. für das in Rede stehende Buch interessiert; daraus folgt aber auch zugleich, daß ein nur allgemein gehaltenes Urtheil darüber nicht gut in seiner Absicht liegen kann. Ist es nun, von dieser Seite betrachtet, dem Ref. schon ganz nach Wunsch, etwas mehr in das Innere des Buches hineinzuzeigen, so glaubt er dies aber auch noch dem wirklichen Werthe des Gegenstandes sowie der scharfen Bewahrung der obigen Ansprüche schuldig zu sein.

Herr Dr. Karl Vogt ist ein Schalk. Sein ganzes Werk wimmelt von Belegen für diese Behauptung, am meisten beweist dies aber die Vorrede. Sie ist in Form eines Briefes an Frau S... B... abgefaßt. Aus diesem offenen Schreiben erfährt man, daß der Herr Doctor nur den dringendsten Bitten dieser gütigen Dame nachgegeben, daß er sich ungern zur Veröffentlichung der nachfolgenden Blätter habe entschließen können. Nun es es aber einmal geschehen, so wälzt er auch alle Schuld auf sie. Sie soll es verantworten, wenn seine Reisegefährten ein Argerniß an der Preisstellung vor dem Publicum nehmen, ihrem unrichtigen Urtheile über die Schrift solle es allein nur zur Last fallen, wenn seine Bekannten den Kopf schütteln, ein betrübtes Gesicht machen und sagen: „Lieber Gott, Karl, Sie hätten besser gethan hinter Fischen und Kröten sitzen zu bleiben, als sich mit Schöngestereien die Zeit zu vertreiben, von denen man nicht einmal weiß, ob sie Dichtung oder Wahrheit sein sollen;“ — oder: „Dicker, die Mühe hättest du dir sparen können. Reins du denn, man lerne aus den anatomischen und physiologischen Handbüchern Deutsch reden und schreiben? Glaubst du, mit einem solchen Stile dürfe man sich heutzutage sehen lassen? Warte nur, sie werden dir deinen Pelz rupfen.“ In dieser Weise macht er sich selbst immer kleiner und unbedeutender und ängstigt seine schöne Gönnerin bis aufs Blut. Wenn er auch zittert vor der scharfen Kritik, welche sein bescheidenes Product zergliedert und in die einzelnen fehlerhaften Theile zerlegen wird, so freut er sich doch auch wieder über den Hauptsatz, daß alle Schuld der Frau S... B... zur Last fallen werde. Er sagt sogar recht schelmisch von sich, indem er sich aus der Affaire zu ziehen wähnt: „Der sitzt jetzt behaglich in seinem Lehnstuhle, lacht ins Häufchen und freut sich, wie er alle Welt ein wenig hinter das Licht geführt hat. Erst seinen Buchhändler, der Wunder meinte, welche treffliche Speculation er mit dem Calculatur machen würde; dann Sie, die eine viel zu hochgespannte Meinung von dem Verf. hegten, die nun getäuscht

wird, und endlich die wenigen Leser, welche das Buch öffnen werden, um Unterhaltung zu suchen und vielleicht nicht einmal Stoff zum Einschlafen finden. Wenn aber alle die Betroffenen über den Verf. herfallen, und ihm seine Sünden vorhalten werden, so wird er sich fester in den alten Glauben wickeln, die Beine übereinander schlagen, einen gewaltigen Zug auf der Cigarre thun, einen Schluck aus der stets gefüllten Kaffeetasse nehmen und sagen: „Was geht's mich an? Laßt mich in Ruhe. Es hat mir Mühe genug gekostet, das Ding zu schreiben. Wollt ihr mich noch jetzt mit Sachen ärgern, die schon längst in das Dunkel der Vergessenheit versenkt sind?“ Man sieht, die ganze Sprache dieser Vorrede ist zu launig und trägt zu sehr den Stempel der muthwilligen Ironie, als daß man sie für Wahrheit nehmen und mit Vorurtheil und Geringschätzung auf das nachfolgende Buch blicken könnte. Ja, es ist sogar wahrscheinlich, daß der Verf. mit dem besten Vorbedacht seine von ihm selbst sicherlich geschätzte Arbeit absichtlich tabelt und ins unbedeutendste Licht stellt, damit später bei näherer Prüfung der wahre Werth um so glänzender hervorleuchten oder überhaupt diese Prüfung nicht unterbleiben möge.

Das Buch ist in zehn Abschnitte getheilt, wovon jeder eine besondere Überschrift an der Stirn trägt. Die Reise auf das Faulhorn eröffnet den Reigen. Hier ist der Verf. noch bernese Student. Er ist in Gesellschaft von noch drei andern Musensöhnen, welche wie er noch keine Furcht vor dem Gramen hatten, denen der einzige Titel zur Reise der achtzehnjährige Geburtstag, der einzige Collegienzwang der freie Wille, und die geringste Aussicht der Staatsdienst war. Ein muthwilliges Böllchen! Bis Isretwald interessiren sie sich für nichts weiter als für ihre burschikosen Späße. Aber in Isretwald erwacht ihr Sinn für die schöne Natur und für das idyllische Schweizerleben so mächtig, daß es ihnen kaum möglich wird, sich zur Weiterreise entschließen zu können. Das Anmutzige dieses weltberühmten Dörfchens am Brienzsee wird meisterhaft geschildert. Hören wir Einiges davon mit den eigenen Worten unsers Verfassers:

„Eine schmale Landzunge verbirgt es dem See, dicke Buchenwäldungen umhüllen es auf der Seite des Gebirgs. Kleine, niedrige Hütten, mit feinbeschwerten Schindeln gedeckt, schauen aus grünen Wiesen oder bunten Gärten hervor. Alles scheint uns schon seit alter Zeit bekannt, wenn wir dort eintreten; wir glauben die Hüfner auf dem Hofe gesehen zu haben, wo wir als Knaben uns tummelten, und jedes freundliche Gesicht, welches hinter den blinden Fensterscheiben nicht, spiegelt uns geliebte Lüge. Ich habe Künstler gekannt, welche ins Oberland zogen mit Schiffsladungen von Zeichenbüchern, die sie mit Skizzen und Studien zu füllen gedachten. Sie kamen nach Isretwald und sahen sich am Ziele ihrer Wünsche. Der Sommer verstrich, und als der Herbst mit rauhen Winden sie von den Ufern des Brienzsee's zurückjagte, da ließen sie das weiße Papier zurück; — zum Andenken.... die Thoren! Warum gingen sie nach Isretwald, dessen Luft wirkt wie Lethe's Gewässer, in denen man Vergessenheit seiner selbst trinkt? Wußten sie nicht, daß dort das Moos weiche Arme hat, womit es den Rüben empfängt, daß die Buchen den in ihrem Schatten Ruhenden Schlaflieder lässeln, und daß selbst der Gesang des Kuckuks auf der Wanduhr in süßen Saumel lullt?“

Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre es unsern Musensöhnen ebenso ergangen wie jenen Künstlern. Sie empfanden schon ganz und gar die Wirkungen des Saubers und waren davon bis auf unsern Herrn Karl so gut wie besiegt. Sein Trachten nach oben, zu der himmelanstrebenden Höhe erwacht plötzlich mit aller seiner Kraft. Aber vergebens warnte er, ein treuer Eckart, vor längerem Verweilen, vergebens zeigte er auf den Stand der Sonne, vergebens rief er den Gefährten den steilen Bergpfad, den sie noch zu erklimmen hatten, ins Gedächtniß! Umsonst durchlief er alle Stufen der Ermahnung und Bitte, von den einfachsten Worten an bis zu

den kraftvollsten Schwüren. Endlich wirkt seine eigene Berzweigung mehr als alle Ermahnungen und Bitten. Sie ermannen sich, aber erst um 4 Uhr Nachmittags und nachdem des Guten fast schon zu viel genossen war. Daß in einer solchen Zeit und in einem solchen Zustande ein vier Stunden langes mühsames Emporklettern fast eine Unmöglichkeit war, läßt sich leicht denken. Der Weg von Fietwald zum Faulhorn ist allerdings der kürzeste, aber auch der steilste; er übersteigt an Schwierigkeiten noch den vom Siechbache aus und steht in gar keinem Vergleich mit denen von Grindelwald und Rosenlani. Daher fehlen denn auch die Folgen nicht. Der eine Gefährte fällt nieder, als sie kaum die Hälfte der Höhe erklimmen haben. Er kann und will nicht weiter und ist dem Tode nahe. Der in Esculap's Sälen gebildete Sinn unser's Herrn Karl will seine Geschicklichkeit im Blutlassen zeigen, und es ist ein Glück, daß Niemand von der Gesellschaft ein Federmesser bei sich hatte, sonst wär's vielleicht um das schöne Leben des Dymmächtigen geschehen. Die plätschernde Quelle in der Nähe gibt ihnen Rath und schnelle Hülfe. Sie wandern weiter mit frischem Muth und neu gestärkten Kräften; da überfällt sie ein Gewitter. Es blizt unter und über ihnen, und in kurzer Zeit sind sie bis auf die Haut durchnäßt. Das Gewitter in den Gebirgen ist fürchtbar. Herr Bogt muß es oft erlebt haben, denn er beschreibt es so wahr, so genau und mit so treffenden Wortfarben, daß man unwillkürlich schaudert und sich mitten hinein versetzt sieht. Nach all diesem Ungemach kommen sie endlich zu den Sennhütten der Betenalp. Hier entzweien sich die Reisegefährten. Zwei von ihnen wollen Nachtquartier machen, während die andern Weiden, wozu der Studiosus Bogt als Haupttheld gehörte, noch weiter, noch zur Spitze des Faulhorns hinauf wollen. Es war bereits finstere Nacht geworden, Wind und Wetter fürchtbar, sodaß ein solcher Entschluß mehr als tollkühn genannt werden konnte. Dennoch blieben sie bei ihrem Vorsatz. Ohne Führer, ohne sichtbaren Pfad kletterten sie noch einige Zeit weiter fort, doch kamen sie zuletzt noch zur Vernunft. Siekehrten ebenfalls ein bei den Hirten auf Betenalp, wählten aber eine andere Senne als ihre Gefährten, um sich vor ihrem Hohne zu schützen. Die Beschreibung der Sennhütte mit den darin wohnenden Hirten ist in wenigen aber höchst treffenden Worten gegeben, ebenso auch die Erzählung von ihrer Aufnahme bei diesen unverdorbene, guten Schweizern. Der notwendige Kleiderwechsel macht sie äußerlich selbst zu Sennen, und wie treu sie in diesem Scheine der Wahrheit nahegekommen sind, läßt sich daraus abnehmen, daß sie in diesem Costume am andern Morgen ihren Reisegefährten entgegengehen und die Freude haben, von diesen nicht erkannt zu werden.

Doch nun müssen wir die Reisenden allein ziehen lassen, damit wir auch den andern Abschnitten noch einige Aufmerksamkeit widmen können. Wäre den lustigen Reisenden oben auf dem Gipfel des Faulhorns ein mehr heiteres Wetter zu Theil geworden, so hätten wir es uns sicher nicht versagen können, mit ihnen die berühmte Aussicht zu genießen, welche an Schönheit mit der vom Rigi wetteifert und in Hinsicht der Großartigkeit noch heilweitem höher steht durch die nächste Nähe der mächtigen Alpenriesen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Das Doppelgestirn Michelet und Quinet.

Der Geschichtschreiber Frankreichs, Michelet, läßt sich durch den rauschenden Beifall, welchen seine leidenschaftliche Polemik gegen die ultramontanen Bestrebungen des Tages gefunden hat, von dem stillen Pfade des einsamen Forschers immer mehr in das lärmende Gemüth des Marktes verlocken. Statt unbeeirrt durch die Launen des Tages an der Vollenbung seiner umfassenden historischen Aufgaben zu arbeiten, läßt er seine

ganze Leidenschaftlichkeit in glühenden Flugschriften und aufregenden Declamationen ausströmen. Was er dadurch an ephemerem Beifall von Seiten der Menge gewinnt, geht ihm von seiner eigentlich literarischen Autorität verloren. Immer heftiger wird der Pathos, in dem er sich gefüllt, und schon steht er zuweilen in seinen Ausbrüchen einer leidenschaftlich aufgeregten Stimmung am Abgrunde der Abgeschmacktheit. Wir wollen dem Historiker nicht zu nahe treten; aber in seiner neuesten Schrift „Le peuple“ vermischt man zum Theil wirklich das regelnde Maß des Verstandes. Es ist ein auf den Jubel der Masse berechnetes Manifest der alten französischen Nationalität, eine Hymne auf die „große Nation“, ein Reizmittel zur Auffrischung glorreicher Erinnerungen. Alles was die jetzt über Frankreichs Bedeutung mit selbstüberschätzender Überschwänglichkeit gesagt ist, wird hier überboten. Noch nie ist der nationalen Selbstsucht auf eine offeneren, unnumuniertere Weise geföhnt worden. Michelet ergeht sich hier im Irngarten eitel Selbstbespiegelung und einige seiner Behauptungen, z. B. die Stelle, in welcher er die Meinung ausdrückt, die Franzosen hätten nur einen Fehler, nämlich den, daß sie ihren eigenen Werth zu niedrig anschlugen, streifen geradezu ans Lächerliche. Solche hohle Declamationen, wie wir sie hier erhalten, sind durchaus nur gerignet, das literarische Ansehen ihres Urhebers wankend zu machen: denn wer sich in der Beurtheilung der Gegenwart in solchem Grade vergeißt, wie kann der die historischen Verhältnisse der vergangene Jahrhunderte rein und ungetrübt darstellen? Quinet, der Phantastisch-Unklare, beizert sich, mit seinem Freunde und Kollegen gleichen Schritt zu halten. Er ist von Haus aus verworrenere, undeutlicher als dieser; dabei stügt er sich nicht auf eine so solide wissenschaftliche Grundlage, aber dessenungeachtet wird es ihm in der Folge schwer fallen, den Verfasser des „Le peuple“ in Bezug auf Verschrobtheit zu überbieten. Die neueste Gabe Quinet's sind seine „Vacances en Espagne“, von denen uns erst der Anfang zu Gesicht gekommen ist. Derselbe ergeht sich hier, mit dem klammernden Gewande einer pretenfios-philosophischen Darstellung angethan, über alle möglichen Beziehungen der literarischen, politischen und gesellschaftlichen Zustände Frankreichs. Dabei verweist der Verf. natürlich nach jezt beliebter Weise auf jedes Thema ab, das sich nur irgend einer ergiebigen Ausbeute darbietet. Er thut dies mit einem Aufwande schöner, vollklingender Phrasen, welche beim Publicum gewöhnlichen Schlags ihre Wirkung nicht verfehlen werden.

Über das chinesische Unterrichtswesen.

Was wir vom chinesischen Unterrichtswesen wissen, beschränkt sich im Grunde auf wenige dürftige Notizen. Wir wissen zwar, daß das ganze Leben der Chinesen im viel eigentlicheren Sinne als bei uns — die endlosen Gramina bürgen dafür — eine Schule ist; aber wie die wirklichen Unterrichtsanstalten beschaffen sind, unter welchem Einfluß die Entwicklung der im Kinde schlummernden Keime vor sich geht — alles Das sind für uns unlösbare Räthsel. Nur denen, welchen es vergönnt ist, aus den Quellen selbst zu schöpfen, gelingt es, sich wenigstens ein nothdürftiges Bild von allen diesen Verhältnissen zu entwerfen. Wir erhalten jezt ein Werk, in dem die Rebel, welche in dieser Beziehung unsere Augen befangen haben, zerstreut werden. Es ist dies eine jener Arbeiten, welche auf der sorgfältigsten Quellenforschung beruhen und die innerhalb des Kreises, welchen sie sich selbst ihrer Aufgabe nach vorzeichnen, Epoche machen. Wir verdanken es Eouard Biot, welcher sich auf dem Gebiete der chinesischen Literatur bereits namhafte Verdienste erworben hat. Der Titel dieser in jeder Beziehung beachtenswerthen Erscheinung lautet: „Essai sur l'histoire de l'instruction publique en Chine et de la corporation des gens de lettres, depuis les anciens temps jusqu'à nos jours: ouvrage entièrement rédigé d'après les documents chinois.“

17.

Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jakob Casanova's Memoiren. Beiträge zur Geschichte des 18. Jahrhunderts von F. W. Barthold. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 123.)

Nun bleibt noch übrig einen Blick auf Casanova's Aufenthalt in den nordischen Städten Riga, Petersburg und Warschau zu werfen. Am ersten Orte machte er im Winter 1764 die Bekanntschaft des Prinzen Karl Ernst Biron von Kurland, eines für alchymistische und theosophische Gaudien höchst zugänglichen Mannes, eines fürstlichen Glückritters, dessen Lebensumstände Hr. Barthold aus den „Mémoires historiques et authentiques de la Bastille“ mitgetheilt und an die Auszüge aus dem seltenen Buche seine kritischen Bemerkungen geknüpft hat, denen man hier wie fast überall beistimmen muß. In Petersburg belehrt uns der mit russischen Zuständen wohl bekannte Verfasser über die Ungezwungenheit und den natürlichen Egoismus der vornehmen russischen Welt und über die 1765 hervorragenden Personen am Hofe Katharina's II. und weiß aus Stählin's, Masson's, Castéra's und andern Schriften die Bildnisse zu vervollständigen, die uns Casanova von den Castraten Putini und Luini, von den Günstlingen Yelegin und Teplow, von dem General Melissino und dem Minister Panin, von den Fräuleins Sievers und Schitrow entworfen hat; Alexis Orlov „schrecklichen Gedächtnisses“ erscheint erst später bei der grauenvollen Wegführung der Prinzessin Elisabeth Tarakanow in die russischen Kerker. Von dem zweiten Gespräche Casanova's mit der Kaiserin urtheilt unser Verf., daß es das geistvollste Seitenstück zu seiner Unterhaltung mit Friedrich II. sei, daß man ihn aber in Rußland verschmähte, wie toll, selbständig und ausstudirt er auftrat, weil man seines Gleichen schon genug hatte und weil er ungerufen kam. In Warschau sind Casanova's Nachrichten überall glaubhaft, seine Erlebnisse, seine Schilderung des Königs und des polnischen Adels, der „in der Wüste des verfeinerten Wohllebens mit theatralischem Heldenmuth die Lebensfragen des Staats betrieb, und in einem undurchdringlichen Spiele stolzer Freiheitsliebe, kirchlicher und bürgerlicher Unbulsamkeit, schönen Eigennuzes und gedankenlosen Leichtsinns sich gefiel“, bilden ein seltenes Cabinetsstück. Der Zweikampf mit Branicki diente überdies zur Her-

stellung seines Rufes, der sich in der letzten Zeit allerdings verschlechtert hatte.

Indem wir hier abbrechen, bemerken wir freilich in den Aufzeichnungen, die wir uns für die Abfassung dieses Artikels gemacht hatten, noch gar manche mittheilungswerthe Sittenschilderungen und Lebenszüge von der Derbheit am Hofe Ferdinand's IV. von Neapel, wo der König ohne Scheu alle Sachen beim rechten Namen nannte und zwar Meister in allen Leibesübungen war, aber um so gleichgültiger gegen den ihm von Gott verliehenen Fürstenberuf, oder von den anständigen Verhältnissen am Hofe zu Florenz und von der lächerlichen Eitelkeit des Fürsten von Monaco, Alles im zweiten Bande. Wir finden ferner in der bunten Reihe der entlegensten Endpunkte und größten Gegensätze, wie sie die Folge von Casanova's Streifzügen durch die europäischen Reiche sind, neben Papst Benedict XIV., Gustav III. von Schweden, Karl von Württemberg, Karl III. von Spanien, der Königin Karoline von Neapel, der Kaiserin Marie Antonie von Sachsen die Minister und Günstlinge Acton, Farinelli und Schumalow, englische Sonderlinge wie die Lords Baltimore und Talon, Gelehrte, Künstler, Schauspieler und Schauspielerinnen, deren schon mehre genannt sind, aber auch die Standesgenossen des Venetianers, die zahlreichen Abenteuer und Glückritter des 18. Jahrhunderts, fehlen nicht, ein Baron Lott, ein Ritter d'Con, ein Lewenhaupt und die dalmatischen Brüder Steffano und Premislav Janowitsch — mit Einem Worte die Mannichfaltigkeit dieses Werks ist so groß, daß sie jede Erwartung befriedigen muß.

Hiernach stimmen wir also ganz und gar nicht in den Tadel des augsburger Kritikers ein, daß man bei Hrn. Barthold doch noch die Benutzung mancher Bücher und Memoiren vermissen. Eine kleine Nachlese aus Schriften dieser Art, wie hier etwa aus dem an die Zeiten Casanova's sich mehr anschließenden „Espion anglais“, zu halten ist heutzutage gerade kein so schwieriges Unternehmen. Daher fühlen wir an unserm Theile uns auch nur zu folgenden wenigen Bemerkungen veranlaßt. Es ist uns auffallend gewesen, daß Hr. Barthold, der mit Vorliebe des lebenswürdigen Freundes Friedrich's des Großen, des Lords Marishal, an verschiedenen Stel-

len gedacht hat, gänzlich die Erwähnung der Lebensbeschreibung seines Bruders, des Marschalls Keith, von Barnhagen von Ense übergeht. Die Abhandlung desselben Verfassers (im „Berliner Kalender“ für 1846) über Voltaire's Verhaftung in Frankfurt a. M. konnte Hr. Barthold noch nicht bekannt sein, weil sonst wol einzelne Ausdrücke gemildert worden wären. Wenn ferner der Verf. die Auslassung in allen Biographien Friedrich's II. rügt, daß der König 1740 einen Mordversuch des kaiserlichen Hofes gegen sich entdeckt zu haben glaubte, so trifft dieser Vorwurf wenigstens den neuesten verdienstvollen Biographen des Königs mit Unrecht. Seglaubt hat Friedrich II. allerdings an einen beabsichtigten Mordversuch, wie man aus einem Memorialcircular an die preussischen Gesandten ersieht, das unter dem 11. März 1741 an den Minister v. Dandelmarm gerichtet ist und in J. J. Moser's „Europäischem Völkerrecht in Kriegszelten“ (Bd. 2, S. 277) abgedruckt steht. Aber der Wiener Hof hat alsbald die ganze Beschuldigung als gänzlich ungegründet erwiesen, und da von der ganzen Sache nie wieder die Rede gewesen ist, selbst nicht bei jener Anzeige des Fürsten Kaunitz, daß zwei Italiener dem Könige nach dem Leben trachteten (wie dieser in der „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs“ erzählt hat), so sollte auch Preuß nicht wieder an dieselbe unnöthigerweise erinnern. Endlich ist es uns erfreulich, da wir dem Verf. für so manche Belehrung und Aufklärung verpflichtet sind, die in Bd. 2, S. 316, angeführte und ihm entfallene Stelle aus der Lebensgeschichte der Königin Marie Antoinette von Frankreich nachweisen zu können. Sie findet sich nämlich in den „Memoiren des Grafen Alexander von T.“ (Tilly), Bd. 2, S. 226, der indes selbst an der Richtigkeit dieser Anekdote zweifelt.

Wir beschließen unsern Artikel mit einer Mittheilung des Fürsten von Saxe über Casanova, die er dem Grafen Lagarde zu Wien 1814 machte und die Hr. Barthold aus des Letztern „Fêtes et souvenirs du congrès de Vienne“ entgangen ist. Es heißt dort:

Casanova est le plus divertissant original que j'aie connu dans ma vie. C'est lui qui disait qu'une femme n'a jamais que l'âge qui lui donne son amant. Ses souvenirs intarissables, son imagination aussi fraîche qu'à vingt ans, son enthousiasme pour moi m'avaient gagné le coeur. Il m'a lu souvent ses mémoires qui sont ceux à la fois d'un chevalier et d'un juif errant.

Die Ausstattung des vorliegenden Buchs ist ohne Tadel. Wir wünschten nur, daß die Kenntniß seines reichen Inhalts durch ein Register oder wenigstens durch Capitelüberschriften in einem weitern Kreise befördert worden sei. Eines dritten Artikels in der augsbürger „Allgemeinen Zeitung“ vom 6. Februar, der uns soeben zu Gesicht kommt, gedenken wir noch um so lieber, weil er das Verdienst des Verf., aus dem Wust der verlierten Irrfahrten eines oft mehr als zweideutigen Charakters den rothen Faden der Historie herauszufinden, so unparteilich gewürdigt hat.

• 20.

Im Gebirg und auf den Gletschern. Von R. Bogt.

(Schluß aus Nr. 12.)

Die nun folgenden sechs Abschnitte tragen die Überschriften: „Auf der Grimsel“, „Eine Nacht auf dem Ederhorn“, „Stilleben auf dem Kargletscher“, „Ruh am Tag auf der Grimsel“, „Ein Tag auf dem Kargletscher“, „Das Hochthal“. Sie bilden ziemlich genau ein zusammenhängendes Ganze und sind von dem Erstgenannten wesentlich dadurch unterschieden, daß hier nicht blos ein Erstiegen und Durchwandern der Gebirge und Gletscher, sondern ein wirkliches Wohnen in eigenhändig aufgebauten Berg- und Gletscherhütten den Gegenstand der Besprechung darbietet, daß aus dem ehemaligen Studiosus nun ein wohlbeleibter Doctor geworden, der Antheil hat an einer Gesellschaft wissenschaftlich gebildeter Reisenden, welche durch Versuche und Ausmessungen die Natur des Gletscherreises, das Vorrücken, Aufschwollen und Temperaturverhältniß dieser Eisberge erforschen wollen. Er ist merkwürdig älter geworden, aber in der Laune, in der Art und Weise des Witzes und der Darstellung immer noch derselbe Schalk geblieben.

Auf dem Kargletscher hält sich die eben erwähnte Gesellschaft am längsten auf. Ihre Wohnung war in der That geeignet, ein enges Familienleben zu befördern, und mancher Eskimo mag eine geräumigere besitzen, wenngleich nicht glücklicher sich darin befinden. Architektur und Aneublement von der einfachsten Art. Ein ungeheurer Felsblock, vielleicht der größte auf den Gletschern, diente zugleich als Dach und Seitenmauer. Mit seinem hintern Theile ruhte er auf dem Eise des Gletschers; sein vorderes Ende war schiefe abgeschliffen und ragte etwa acht Fuß aus dem Eise hervor. So war ein Raum von der Breite von etwa 20 Fuß von diesem Steinblocke schon selbst überwölbt, und das nach hinten abfallende Dach mochte eine Tiefe von 10 Fuß betragen. Breite und Tiefe waren zum Aufnehmen der acht Mitglieder der Gesellschaft so ziemlich ausreichend, allein die schnell abnehmende Höhe machte noch ein Ausschöpfen des Gletscherbodens nothwendig. So bildete denn auf der einen Seite eine etwa vier Fuß hohe Eiswand die eine Seitenmauer der Hütte und zugleich eine bequeme Ablage für ihre Geräthschaften. Ein vorgehängtes Tuch vertrat die Stelle der Thür. Auf dem Eise fand ein Zunderhut und einige Krüge, an der Mauer hingen physikalische Instrumente und Kleidungsstücke über Bohrhaken, in der Ecke neben der Thür waren Reisetasche und Ranzen aufgethürmt. Die Lagerstätte nahm den ganzen Boden ein. Man hatte das Eis mit breiten Schieferplatten bedeckt und zur Abhaltung von Feuchtigkeit Bachsteinwand darüber gebreitet. Hierüber kam eine Lage Heu und dann wieder ein Wachsstück. Das Lager selbst bestand aus Wolleppichen und Heukissen, auf dem sie ebenso vortreflich schliefen wie auf elastischen Matragen.

Wir wollen nun etwas von Dem zur Sprache bringen, was die Bewohner dieser eben beschriebenen Hütte in ihrer erhabenen Einsamkeit erlebten. Doch mag Herr Bogt wieder selbst reden, damit er unser Urtheil über ihn durch sich selbst beständige:

„Eines Nachmittags war ich bei der Hütte beschäftigt, die andern Freunde entfernt, als einige Fremde meine Aufmerksamkeit erregten. Es waren augenscheinlich zwei Säbner des Rebellandes in seinen weißen Gajstorhüten, kurzen Sommerroben, mit gewaltigen Fernröhren bewaffnet. Ihnen nach suchte ein Führer, bepackt mit einem Ranzgen und zwei ungeheuer langen Entenklinken, welche ich sogleich für ein Eigenthum der Grimsel erkannte. Es ward mir nicht sogleich klar, was die Leute wollten. Die Sonne zeigte wol zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags; sie hatten demnach die Hütte bei uns zu übernachten, denn auf dem Gletscher zu schlafen wäre bei dem drohenden Regen ein schlechtes Vergnügen gewesen. Allein wir waren vollständig, unser Raum, das Wasser man

nur zu gut, war auf das Nützlichste beschränkt, und dem Grimmsalwirth war ebenfalls bekannt, daß gerade heute alle Kräfte auf dem Gletscher vereinigt waren. Wie konnte der Mann uns also noch Gäste auf den Pass schicken, denen bei so später Tageszeit die Beherbergung nicht versagt werden durfte. Während ich diese und ähnliche Reflexionen machte, hatten die Gastrohüte die Steinhäuser überklettert und standen mir gegenüber. Kein Gruß. Sie nahmen von mir, dem einzigen lebenden Wesen, was vorhanden war, auch nicht die geringste Notiz. Der Führer warf seinen Pack ab, lehnte die Gewehre an und suchte seinen Herren einen Sitz gesucht zu machen. Diese hatten sich unterdessen dem Herde genähert, ihre Cigarren angezündet und überließen sich nun ihrer Neugierde. Sie krochen um die Hütte herum, beschnauften die Instrumente und Geräthschaften und schienen nicht übel Lust zu haben, ohne Weiteres ihr Quartier in unserer Uebauung aufzuschlagen. Mir lief die Galle über. Ich halte wahrhaftig nicht so sehr viel auf die Formen einer zu weit getriebenen Höflichkeit; ja, ich gehe so weit, zu glauben, daß eine gewisse Portion göttlicher Grobheit dem Manne ebenso gut ansteht als den Frauen ein wenig Zorn; allein dies Betragen ging mir denn doch wie man zu sagen pflegt über das Wohlgefallen. Ich stellte mir vor, es müsse einem Leben von Natur wenigstens so viel Gefühl eingefloßt sein, daß er für anständig finde, Denjenigen zu begrüßen, dessen Gastfreundschaft er anspricht. Einen Menschen, der ohne Weiteres in eines Andern Haus einbricht und nicht einmal den Besizer um Erlaubniß fragt, würde man zum wenigsten mit einer derben Lectio wieder hinauswerfen. Die beiden Gastrohüte aber, welche doch wol einsehen konnten, daß sie erkriechen oder den Hals auf dem Rückwege brechen müßten, wenn man sie nicht gastfreundlich aufnahm, fanden es nicht einmal für nöthig, den Einzigen, der das Haus hütete, um gefällige Aufnahme zu bitten! Indeß zwang ich mich ruhig zu scheinen und mich weiter zu beschäftigen, wieweil ich zuweilen nach der Seite schielte, fest entschlossen, den Ersten, welcher es wagen würde in die Hütte selbst einzutreten, trotz des Gastrohutes und des feinen Sommerroches über die Steine hinabzuschleudern. Endlich brach der Führer das Schweigen. „Wir können doch wol hier übernachten?“ — „Auf keinen Fall.“ — „Herr, Ihr spaßt.“ — „Mein völliger Ernst.“ — „Aber man hat uns doch auf dem Spital gesagt, wir könnten hier in der Hütte bleiben und morgen mit Jakob Leuthold auf die Gemsjagd gehen.“ — „Das kann man Euch nicht gesagt haben.“ — „Herr, wollt Ihr mich zum Lügner machen?“ — „Gott bewahre! allein hier bleiben könnt Ihr nicht. Unsere Hütte ist voll, und die der Führer auch.“ — „Aber mein Himmel, wo sollen wir hin?“ — „Rurück, wo Ihr hergekommen seid.“ — „Geht doch nur, wie sich das Thal mit Rebel füllt. In einer Stunde ist es hochsteiner. Wir können nicht mehr zurück.“ — „So schläft auf dem Gletscher.“ — „Es wäre mir unmöglich, den Weg bei Nacht zu finden.“ — „St nicht meine Sache.“ — „Wenn nur der Jakob Leuthold da wäre.“ — „Der wird kommen, wenn er unsere Geschäfte besorgt hat.“ — „Ist er denn Euer Führer, Herr?“ — „Ja.“ — „Er wird doch wol morgen mit uns auf die Gemsjagd gehen?“ — „Wenn wir es ihm erlauben, sonst nicht.“ — „Kein Gott“, rief der Führer mit verzweifelndem Gesichte aus, „ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht.“ — Die jungen Lords schienen bis zu diesem Augenblicke nicht den geringsten Zweifel zu hegen, daß ihnen von Rechtswegen ein Platz in der Hütte gebühre. Die Botschaft des Führers, so unerwartet sie kam, schien einigen Eindruck zu machen. Die Sonne begann zu sinken, die Kälte wurde fühlbar, der Führer weigerte sich zurückzulehren; sie mußten sich endlich und höchstentschieden mit einander ab und wenden. Wir hielten jedoch fest an unserm Beschlusse, deuteten indeß an, daß wir nichts dagegen hätten, wenn die Führer sie gegen Bezahlung in ihrer Hütte aufnehmen würden. — Wir sahen sie am andern Morgen nicht

mehr, allein wir hörten von unsern Fruten, daß die guten Jungen durch die kleine Lectio außerordentlich geschmeidig geworden seien.“

Durch solche Abenteuer wird das Dasein der Gegend und das Einförmige des Lebens auf das angenehme belebt. Es ist gewiß das Meiste von diesen Erzählungen wahr, und sollte auch das Eine oder das Andere hinzugesetzt sein, so ist wenigstens nicht zu leugnen, daß dies sehr geschickt erfunden und verbraucht worden ist.

Dem achten Abschnitte ist der Name „Interlaken“ gegeben. Nach dem Vorhergehenden wird man sich schon denken können, in welcher Richtung dieses Thema benutzt worden ist, da man diesen Punkt der Schweiz schon lange als eine Colonne Englands angesehen hat. Hier tritt der Verf. nun auch in seiner wahren Gestalt auf. Er theilt nicht blos einige satirische Hiebe aus, er ist hier ein Satyr selbst. Hier kann er es auch nicht unterlassen, die starken Blößen der Schweizer mit anzudeuten, aber man merkt doch, wie viel Überwindung es ihm gekostet hat, sich dazu zu verstehen. Nachdem es mit dem Bespötteln zu Ende gekommen, zieht er sich voll Unmuth und mit wehmuthsvollem Ernste von diesem Thema zurück. O der Unnatur! Beklagen wir mit ihm, daß sie sich nicht schämen im Angesichte ihrer heimischen Berge, deren gewaltige Stirnen, trotz der Jahrtausende, welche über sie hinweggegangen sein mögen, noch ebenso frei und unverändert in den blauen Himmel hineinragen als sie aus der Hand der schöpferischen Natur hervorgegangen sind. Im Schatten jener Rußbäume — deren Blätter noch von dem ehernen Schritte der Gepanzerten flüstern könnten, gegenüber jener Jungfrau, deren keuscher Kranz nur dem Künigsten ward — wandeln jetzt die schönsten Nachkommen eines herrlichen Geschlechts und suchen die schwere Börse des Insulaners durch gurrendes Rasen zu erleichtern.

„Die Beatushöhle“ heißt die Überschrift vom neunten Abschnitte. Hier wird die Legende vom heiligen Beatus erzählt, die Höhle selbst beschrieben und ganz besonders die majestätische Aussicht von ihr mit zarten und kräftigen Farben ausgemalt. Ein und wieder kommt auch wol ein kleiner Scherz vor, der Verf. redet vom Karren von Merlingen, von den berühmten Streichen zu Orlesheim und Schöppensfeld, indeß spaßt er bei weitem nicht so häufig als in allen vorhergehenden Abschnitten.

Der erste Ton im neunten Abschnitte ist im zehnten gar nicht wieder zu erkennen. In diesem ist das komische Element das allein herrschende. Beide Abschnitte stehen übrigens in dem besten Verhältniß zueinander. Ohne jenes würde dieses den schönsten Theil seiner Wirkung verlieren. Die Überschrift „Reise des kleinen Däumelings in die Alpen“ läßt den Inhalt schon ahnen.

Man wird sich nun überzeugt halten, daß das Buch für deutsche Freunde und Kenner der schweizerischen Alpen von hohem Werthe ist. Die verständigen, schlichten deutschen Wanderer in diesen schönen Landen werden bei dem Lesen des Besseren durch seine Klarheit und Wahrheit, durch seine Feinheit, Schärfe und selbst Derbheit in der Darstellung des Schönen, in der Schilderung des Lebens und Treibens der Fremden auf dem Gebirgen und Gletschern so anmuthig unterhalten, so anregend belehrt und so lebendig wieder in die Zeiten des eigenen Reisens versetzt, daß ihnen Erinnerung wie Gegenwart vor die Seele tritt. Es wäre wünschenswerth, daß der Verf. Reizung und Ruhe hätte, diesen Reiserinnerungen bald eine zweite, eine dritte und vierte Folge zuzugesellen. An Stoff wird es ihm nicht fehlen können, wenn man bedenkt, daß er Schweizer und Schweizerreisender von Beruf und wahrer Reizung ist, wenn man in Erwägung zieht, wie kurz der Weg von der Beatushöhle bis zur Furka und wie dennoch die Ausbeute so reich an Erfahrungen, Schilderungen und Betrachtungen darüber ausfallen konnte.

Olla Potrida, oder Dies Buch gehört dem Käufer. Eine Sammlung von Auffsätzen heitern Inhalts und Aphorismen. Prag, Ehrlich. 1845. 12. 20 Ngr.

Der Herr Verf. ist, wie er in der Vorrede sagt, sehr bescheiden. Er gesteht selbst, daß es das Loos solcher Blätter sei, eine Zeit lang zu grünen, dann zu welken, dann abzufallen und vom Wirbelwinde der Vergessenheit verweht zu werden. Ref. darf bezeugen, daß viele dieser Auffsätze nicht ohne Wirkung sind, daß mancher Scherz sich höchst leicht und natürlich darstellt, daß der Verf. die Geißel der Ironie und der Verflüchtigung geschickt zu schwingen versteht. Die Lecture dieser Sachen und Sätzchen ist amüsant. Die Mittheilung von Aphorismen ist in solchen der Unterhaltung gewidmeten Büchern nicht erwünscht; das Lesen derselben wirkt Ermüdung. 25.

Bibliographie.

Ettmüller, L., Das maero von Vrou Helchen Sänen. Aus der Ravensaschlacht ausgehoben. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. 27 Ngr.

Frauer, L., Die Walkyrien der skandinavisch-germanischen Götter- und Helden Sage. Aus den nordischen Quellen dargestellt. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 8. 15 Ngr.

Goethe, G., Briefe und Auffsätze aus den Jahren 1766 bis 1796. Zum erstenmal herausgegeben durch A. Schöll. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 8. 1 Thlr.

Kraszewski, J. S., Der Dichter und die Welt. Roman aus dem Polnischen, deutsch von W. Constant. Zwei Theile. Leipzig, Gebhardt und Weisland. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lacordaire, F. D., Kanzelvorträge in der Notre-Dame-Kirche zu Paris, gehalten in dem J. 1835, 1836, 1843 und 1844. Aus dem Französischen überfetzt von J. Luß. Nebst einer Abhandlung: Lacordaire und seine Stellung zu Staat und Kirche in Frankreich. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Legenden. In Bearbeitungen der namhaftesten Dichter Deutschlands. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Barth. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Liebhabertheater. Eine Sammlung der neuesten und besten leicht darstellbaren Theaterstücke für Privatbühnen und Familienkreise, herausgegeben von L. Hell. 5tes und 6tes Heft: Gold und Ähren. Lustspiel in drei Aufzügen von F. L. Schröder. Grimma, Verlagscomptoir. 16. 10 Ngr.

Schmid, H., Geschichte der synkretistischen Streitigkeiten in der Zeit des Georg Calixt. Erlangen, Seyder. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schröder, L. A., Gedichte. Braunschweig, Leibrod. Gr. 8. 25 Ngr.

Schwarz, H., über die wesentlichsten Forderungen an eine Philosophie der Gegenwart und deren Vollziehung. Zwei Abhandlungen. Ulm, Gebrüder und Thämel. 8. 12 Ngr.

Das russische Ständerecht. Eine Übersetzung des 9. Bandes des Codex der Gesetze des russischen Reichs von H. Fallth. Mitau, Reyer. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Storch, L., Was euch beliebt. Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Frigische. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Streuber, W. T., Der Sonntag, das Theater und das Sonntagstheater mit besonderer Beziehung auf Basel. Eine historische Darstellung. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. 12 Ngr.

Lag und Dämmerung. Harmlose Gedichte eines Antiquars. Leipzig, Klemm. 16. 15 Ngr.

Thiersch, H. W. J., Vorlesungen über Katholizismus und Protestantismus. 1ste Abtheilung. Erlangen, Seyder. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Velsen, G. v., Die Stadt Cleve, ihre nächste und entferntere Umgegend, vormalig und jetzt, mit besonderer Berücksichtigung des Alterthümlichen; nebst der Mineral-

quelle im Thiergarten. Mit dem Bildnisse des Prinzen Moritz von Nassau-Siegen und der Abbildung des Thiergartens vor 1795. Cleve. Char. 8. 1 Thlr.

Ballenheim, Ludewika, Historische Original-Novellen. Berlin, Reichardt und Comp. 8. 1 Thlr.

L a g e s l i t e r a t u r.

Braun, A., Anrede an meine Schüler über das rechte Streben nach Wahrheit und Freiheit. gehalten in der polytechnischen Schule zu Karlsruhe. Karlsruhe, Holzmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Dulon, R., Luther's Nachlaß. Predigt. Nebst einem Vorworte vom Lehren gemäß der Bekenntnißschriften. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 5 Ngr.

Generalbericht an den Staatsrath von Neuchâtel über die geheime deutsche Propaganda, über die Klubs des jungen Deutschlands und über den Lemanbund. Abdruck der in dem 4. Heft der eidgenössischen Monatschrift enthaltenen Übersetzung, nebst Einleitung: die Geschichte des deutschen Radicalismus in der Schweiz. Zürich, Meyer und Zeller. 1845. Gr. 8. 13 Ngr.

Die kirchliche Krisis im Kanton Waadt. Mit den Altentrüben. Aus dem Französischen. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. 9 Ngr.

Lorenz, G. F., Die Herrlichkeit des Auferstehungstages für gläubige und geheiligte Seelen. Aufs neue abgedruckt. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 3 Ngr.

Lübker, F., Rede bei der Säcular-Geburtsfeier Pestalozzi's. Schleswig. Gr. 8. 2½ Ngr.

Das Oregon-Gebiet. „Der Rechtstitel der Vereinigten Staaten klar und unbestreitbar.“ Offizielle Correspondenz des britischen bevollmächtigten Ministers in Washington und des Staatssecretärs der Vereinigten Staaten. Übersetzung. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Heinrich Pestalozzi. Sein Leben einfach und getreu erzählt für das Volk. Herausgegeben von der Züricherischen Schulsynode. 2te Auflage. Zürich, Meyer und Zeller. 8. 5 Ngr.

Polen, seine Erniedrigung durch die drei Theilungen zwischen Österreich, Preußen und Rußland in den J. 1772—1793 und 1795 und seine Veruche zur Wiedererlangung der Selbstständigkeit. Wesel, Bagel. 8. 7½ Ngr.

Rechnagel, J. G. C., Der Tag des Herrn und seine Feier. Ein Wort zur Beherzigung für Protestanten und Katholiken. Erlangen, Seyder. Gr. 8. 5 Ngr.

Rohleder, F. L., Vermischte Auffsätze zu Förderung des wahren Protestantismus auf dem nach ihm genannten, kirchlich-religiösen Gebiete; nebst einem ausführlicheren Zueignungsvorworte an alle seine protestantisch-deutschen Amtsbrüder, vorzüglich aber in Schlessen. Altona, Hammerich. Gr. 8. 10 Ngr.

Rippenbach, E. C., Die Stimme der Zeit an die Landbewohner und besonders an deren Lehrer. Oder Beantwortung der Frage: „Was muß geschehen zu einer zeitgemäßen Erziehung und Bildung der Jugend auf dem Lande?“ Duedlinburg, Basse. 8. 12½ Ngr.

über Christenthum, Protestantismus und Fortschritt. Ein offenes Sendschreiben an Hrn. Prof. Dr. theol. Credner, mit Beziehung auf dessen Schrift: „Die Berechtigung der protestantischen Kirche Deutschlands zum Fortschritt auf dem Grund der heiligen Schrift u.“ (Von G. Reich.) Frankfurt a. M., Brönnert. 8. 10 Ngr.

Bogtherr, C., Zeugnisse für christliches Leben. Drei Predigten (der Herr ist nahe! — des Christen Weihnachtsfeier — mache dich auf, werde licht!). Breslau, Trewendt. 8. 6 Ngr.

Wucherer, J. F., Vom evangelisch-lutherischen Hauptgottesdienste. Eine historisch-liturgische Verständigung mit besonderer Berücksichtigung von Lbhe's Agende und Sellseder's: Gefahr für die evangelische Kirche. Nördlingen, Beck. Kl. 8. 7½ Ngr.

Dienstag,

Nr. 125.

5. Mai 1846.

Die preussische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Östreicher.

8weiter Artikel.)

Der Verf. gelangt nun zu dem eigentlichen Kerne seines Buchs, zu dem Nutzen und der Nothwendigkeit einer Verfassung für Preussen. Bei dem königlichen Versprechen hat er sich unserer Ansicht nach etwas zu lange aufgehalten. Fast wären wir in Versuchung Dasselbe auch von diesem zweiten Capitel zu behaupten. Wir erkennen es freilich vollkommen an, daß die preussische Verfassungsfrage nur auf diesem Felde, auf dem Felde der Untersuchung über den Nutzen und die Nothwendigkeit einer preussischen Constitution entschieden werden könne. Wir erkennen ferner an, daß diese Untersuchung, wenn sie überhaupt angestellt wird, nicht sorgfältig und gründlich genug geführt werden kann, und gestehen gern, daß dieses vom Verf. ganz vortreflich geschehen ist. Allein, für wen schreibt der Verf. eigentlich? Wen will er durch seinen beredten Stil, durch seine schlagend entwickelten Gründe noch überzeugen? Bedarf es in der That eines solchen Aufwandes von Zeit zur Auseinandersetzung längst anerkannter, über allen Zweifel erhabener Wahrheiten? Die Zeit selbst hat die preussische Verfassungsfrage bereits mit einem so entschiedenen Ja beantwortet, in jahrelanger Discussion sind von unzähligen Seiten so viel Gründe dafür angeführt worden, die Gegengründe sind durch das allgemeine Bewußtsein so vollständig aus dem Felde geschlagen, daß man die Geduld des Verf. bewundern muß, mit der er seine schönen Kräfte an einen wenigstens literarisch längst abgekauften und verbrauchten Stoff verschwendet. Ref. wenigstens gesteht aufrichtig, daß er die Geduld nicht besäße, diese Frage noch einmal nach allen Seiten hin zu besprechen und zu erörtern. Der Worte sind in der That genug gewechselt. Worte sind eine schöne Sache, so lange es sich darum handelt, Ideen aufzuklären, entgegenstehende Ueberzeugung zu bekämpfen, Beweise zu führen u. s. w. Ist das Alles aber geschehen, und bis zum Uebermaße geschehen, hat man alle Gründe pro und contra von A bis Z durchgeknetet, und wieder von vorn angefangen und wieder durchgeknetet, dann tritt zuletzt eine gewisse Übersättigung, ein

Stet an den Worten ein, ein moralischer Zustand, wo auch das vortrefflichste Wort zur Sünde an dem guten Geschmade wird, weil es sich bereits überlebt hat. That und Wort stehen in Wechselwirkung, hat das Wort seine Schuldigkeit gethan, so muß die That erfolgen, auf daß das Wort erfüllt werde. Fast möchten wir behaupten, daß ein solcher übersättigter Zustand rücksichtlich der preussischen Verfassungsfrage bereits vorhanden sei. Denn noch einmal, für wen schreibt der Verf.? Wen will er noch überzeugen? Höchstens einige geistesarme und gesinnungsbankrotte Nachzügler, auf die es überhaupt nicht ankommt. Wer überhaupt literarisch zu überzeugen war, der ist es in dieser Beziehung schon längst, und nicht allein durch die Literatur, sondern auch durch das unmittelbare Bedürfniß, durch das Leben selbst. Ober schmeichelt sich der Verf. vielleicht, durch seine Heredsamkeit auf gewisse pensées immuables einzuwirken und das Unmögliche möglich zu machen? In der That, „viel Selbstvertrauen und kühner Muth“! Aber unserer innigsten Ueberzeugung nach ein vergebliches Beginnen. Alle sieben Weisen Griechenlands, wenn sie sich vereinigten, wenn sie die Junge eines Demosthenes und eines Mirabeau und die Federn aller alten und neuen Autoren zu Hülfe riefen, sie würden unverrichteter Sache wieder abziehen müssen. Auch wir haben gehofft, innig, glühend, mit einer wahren desperaten Angst gehofft; aber wir hoffen nicht mehr.

Es gibt gewisse Vorurtheile, Lieblingsideen, gewisse eingewurzelte Ansichten, entstanden aus einem Gemisch von Bahrem und Falschem, von Gutem und Bösem, von Geistreichem und Absurdem, von Klarem und Unklarem, von Anergogenem, Angewöhntem und von Ursprünglichem und Eigenthümlichem u. s. w., die so fest mit dem innersten Sein und Leben einer Individualität verwachsen sind, daß sie völlig Lebensbedingung geworden, und nur mit dem Leben selbst aufhören können. Gegen derartige Erscheinungen im menschlichen Charakter gibt es kein Heilmittel. Wenn man mit Waffen des Verstandes dagegen kämpft, so flüchten sie sich auf das Gebiet des Gefühls, und greift man sie mit dem Gefühle an, so suchen sie sich wieder durch den Verstand zu schützen. Sucht man durch nüchterne Logik ihnen beizukommen, so ist ihnen die Phantasie zur Flucht behülflieh; und

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 98 — 102 d. Bl. D. R. d.

folgt man ihnen auf dieser lustigen Bahn, so verstecken sie sich wieder hinter Autorität; und räumt man auch diese hinweg, so sind sie wieder wo anders. Hat der Verf. vielleicht je mit einem Frauenzimmer disputirt? Und wenn er das gethan, ist es ihm je gelungen, dasselbe von der Irrigkeit einer Ansicht, auf welche es sich einmal gestieft, zu überzeugen? So vergeblich ein solches Beginnen gewesen sein wird, eben weil hier überhaupt keine begründete Überzeugung, sondern ein bloßer Wille zu überwinden war, ebenso vergeblich ist es, gewisse politische Willensmeinungen, die mit einem bestimmten Willen einmal verwachsen sind, zu disputiren. „Nun aber erst recht nicht!“, wird daher von solchen Seiten her die Antwort sein auf die preussische Verfassungsfrage unsers Östreichers.

Unsere Leser erlassen es uns wol, alle die vielen Gründe, die der Verf. für den Nutzen und die Nothwendigkeit einer preussischen Verfassung anführt, zu berichten, und alle die Gegengründe herzuführen die er widerlegt. Gebildete Leute darf man nicht mit dem A B C unterhalten, wir wollen daher nur nach Zufall und Laune einige Gedanken herausgreifen, denen sich vielleicht noch eine interessante Seite abgewinnen ließe. „Die Monarchie, sagen die Feinde des Volkrechts, ist göttlicher Einsetzung; der Monarch ist ein Stellvertreter Gottes, ein Gott auf Erden; in dieser Würde kann und darf er keine Beschränkung leiden.“ Gegen diesen Satz polemisiert der Verf. Es sei zu trivial, meint er, auf diese hochmüthige Gleichstellung eines Menschen mit Gott zu antworten, daß selbst der weise und allmächtige Gott den freien Willen der Menschen achte. Vielmehr müsse dieser so traurig in das Leben der Völker eingreifende Irrthum erst berichtigt werden.

Immerhin möge man die monarchische Staatsverfassung als Einsetzung Gottes preisen; aber dadurch sei weder bewiesen, daß das demokratische Princip vom Teufel gestiftet sei, noch genauer angegeben, welche monarchische Verfassung, und wie weit, wodurch und wozu sie göttlich sei. Der Sinn, in welchem das monarchische Princip göttlich, könnte doch nur immer folgender sein: Gott wolle als Zweck und Ziel des ganzen Erdenebens die innere vollkommene Entwicklung der Menschheit, und da die monarchische Staatsverfassung ein vorzügliches Mittel zu dieser Entwicklung sei, so habe Gott allerdings dieses Mittel gewollt. Vernunft und Geschichte bewiesen aber, daß die Monarchie durchaus nur dann ein taugliches Mittel für die göttliche Absicht der Menschenbildung sei, wenn sie mittels einer volkrechtlichen Verfassung mit dem demokratischen Principe in Verbindung gebracht werde. Somit könne also nur die volkrechtliche Monarchie göttlicher Einsetzung sein, und folglich könnten sich auch nur die constitutionellen Monarchen mit Zug und Recht vor Gott und der Welt, Herrscher von Gottes Gnaden nennen. Wäre dagegen die Monarchie in dem Sinne göttlich, wie ihn die Lobredner des Absolutismus beanspruchten, so müsse Gott eigene, durchaus göttlich begabte

Monarchengeschlechter schaffen, und zugleich der gemeinen Menschheit den freien Willen und die Würde der Selbstständigkeit versagt haben.

Es ließe sich gegen diese Auffassung der constitutionellen Monarchie als ausschließlich unbedingt richtige Staatsform gar Manches einwenden. Wir versparen das aber auf einen spätern Artikel, wo die Ansicht des Verf. über die östreichische Monarchie zur Sprache kommt. Dagegen können wir nicht umhin zu bemerken, wie sehr rationalistisch der Verf. mit dem Glaubenssage vom göttlichen Rechte und von Gottes Gnaden hier umspringt, und welche nüchterne Verstandesdeutung er diesem Mysterium unterzulegen sucht. Wer bürgt ihm denn überhaupt dafür, daß Gott nicht eigene, durchaus göttlich begabte Monarchengeschlechter geschaffen habe? Und wer bürgt ihm dafür, daß der gemeinen Menschheit der freie Willen und die Würde der Selbstständigkeit nicht versagt sei? Fast scheint es, als wenn der Verf. eine solche Behauptung für eine Absurdität hielte, die sich von selbst widerlege. Wenn aber nun Jemand käme und ihm beim Worte nähme, die logische Folgerung als richtig anerkennete, aber auch zugleich den Inhalt derselben als wahr behauptete, wie dann?

Ich gestehe aufrichtig, daß ich in der Theorie des göttlichen Rechts und der Monarchie von Gottes Gnaden nicht wohl bewandert bin. Hr. v. Haller habe ich freilich gelesen, aber mich recht hineinzudenken in das System desselben, das vermochte ich nicht. Die andern Schriftsteller, die dieses Dogma vorzüglich angebaut haben, kenne ich entweder gar nicht, oder nur bruchstückweise. Aufrichtig gesagt vermüthe ich aber, daß jene Theorie vom göttlichen Königthume überhaupt noch nicht so consequent und wissenschaftlich durchgebildet ist wie manche andere staatsrechtliche Ansicht. Sie erscheint mir derzeit mehr noch wie eine mysteriöse Phrase wie als ein rein philosophischer Hauptsatz. Die Monarchie von Gottes Gnaden nähert sich offenbar sehr dem Gebiete der religiösen Mysterien, die man wol glauben aber nicht begreifen kann. Sobald rohe Hände sie in das Gebiet des Verstandes herabziehen, so verschwindet der Nimbus der ihr Haupt umgibt. In diesem richtigen Gefühl haben es daher auch die politischen Gläubigen wol selbst vermieden, dieses Dogma nach allen Seiten hin zu zerlegen und consequent durchzuführen. Die Lehre von der Tradition und Inspiration ist auf kirchlichem Gebiete jedenfalls schon vollständiger durchgebildet als auf weltlichem Gebiete. Es fragt sich aber doch, ob es nicht an der Zeit sein möchte, das System auch hier vollständig auszuführen. Es käme auf einen Versuch an, und wie wol ich selbst weder Lust noch Talent zu einem solchen Versuche besitze, so möchte ich mir doch erlauben, dem künftigen berliner Professor, der dieses Unternehmen ausführen wird, einige andeutende Grundlinien vorzeichnen. Hier sind sie:

Die Menschheit an sich oder vielmehr die große Masse der gewöhnlichen Menschen ist absolut unfähig zur Erkenntniß der Wahrheit. Deshalb bedarf es einer un-

mittelbar göttlichen Offenbarung und einzelner, fortwährend inspirirter Menschen. Diese letztern sind natürlich absolut unfehlbar, was sie sagen muß als unbedingt wahr von der großen Masse der nicht Inspirirten geglaubt und befolgt werden. Bis jetzt nahm man immer an, daß eine solche Inspiration nur auf dem Gebiete des Glaubens stattfände, und daß die römisch-katholische Geislichkeit allein jene bevorzugte Classe von Menschen sei, welche die Wahrheit erblickte. Das aber war ein Irrthum. So wie die Menschennatur überhaupt in zwei Theile zerfällt, in eine innere und in eine äußere, in eine himmlische und in eine irdische, so ist auch die Offenbarung doppelter Natur. Es gibt irdisch inspirirte und himmlisch inspirirte Menschen. Die Geislichen sind die himmlischen Inspirirten, die Fürsten die irdischen Inspirirten. Jeder von ihnen hat seine besondere Domaine der Wahrheit, auf der er als bestallter Verwalter von Gott sitzt. Die Geislichen haben die Kirche, die Könige haben den Staat. Bei der Geislichkeit theilt sich die Inspiration durch die Weihe mit. Diese ist demnach kein geschlossener Staat, und man brauchte nur alle Menschen zu weihen, so würden sie in Glaubenssachen alle inspirirt sein. In weltlichen Dingen aber und auf weltlichem Gebiete verhält sich die Sache anders. Hier steckt die Inspiration im Blute, und wird durch Zeugungen fortgepflanzt. Rühme man freilich an, daß Adam der erste inspirirte König gewesen sei, der mit dem nöthigen gesunden Menschenverstande, mit den nöthigen fünf gesunden Sinnen ausgerüstet gewesen, so würde freilich die gesammte Menschheit als Nachkommenschaft desselben ebenfalls als inspirirt zu betrachten sein. Aber dem muß doch wohl nicht so sein, oder wenigstens muß auch die Inspiration in weltlichen Dingen durch den Sündenfall abhanden gekommen und erst später wieder durch irgend einen weltlichen Erlöser, durch einen ersten König für ein besonderes Monarchengeschlecht ausschließlich wieder gewonnen sein. Wer nun dieser erste König, von dem die erste Inspiration datirt, ob Ninus oder Sardanapal, ob Nebukadnezar oder Zamertan, das ist noch geschichtlich zu ermitteln, und stellt die interessantesten und scharfsinnigsten Conjecturen in Hoffnung. Will Jemand noch weitere Ideen zum Aufbau eines wissenschaftlichen Systems für das Königthum durch göttliches Recht und von Gottes Gnaden, so wende er sich nur an mich; ich werde sie ihm ablassen, und mich dabei billig finden lassen. Ich kann sie nicht brauchen, und ein Anderer könnte doch viel daraus machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Galerie berühmter Männer des 19. Jahrhunderts von Gustav von Struve. Erstes Heft. Heidelberg, Grosse, 1845. Gr. 8. 10 Rgr.

Als der Doctor Gall im vorigen Jahrhunderte seine phrenologischen Theorien veröffentlichte, erregten sie wie jedes Neue die allgemeine Aufmerksamkeit, und umsomehr, als sie eine Enthüllung des geheimen Wirkens der Natur zu versprechen schienen. Die phrenognomischen Schattenrisse von Lava-

ter, so reichhaltig und so offen ausgestreut, hielten die Spannung in der Schwere. Seitdem hatte es aber den Anschein, als wenn der Gegenstand ganz und gar unter den Horizont gesunken sei. Selbst die Wissenschaft schien nicht über Zweifel hinauskommen zu können. Wie nun der vorliegende Versuch eine neue Erhebung zu bewirken im Stande sein? Wer zweifeln, so wie wir nur die ersten Seiten der Einleitung lesen. Der Verf. sagt: er sei durch den Tod eines Freundes auf das tiefste erschüttert worden, und um sich die so entstandene Lücke auszufüllen, habe er es unternommen, die gegenwärtig veröffentlichten Untersuchungen anzustellen. Es liegt also offenbar nur eine individuelle Laune zum Grunde, die wol vermag Interessantes zu geben, aber nicht der Fortbildung der Wissenschaft nützt. Interessant ist auch nur das vorliegende Heft. Es enthält in den Briefen, namentlich vom Kanzler v. Wächter und Prof. Ewald, manche interessante Notizen zur Charakteristik der Personen, bekümmert auch nicht minder das vielfältige Talent des Verf., besonders der anschaulichen Gegenwärtigung des Erfahrenen; aber wir können nicht glauben, daß die phrenologischen Analysen frei sind weder von einer schon vorhandenen Vorkellung der Person im Bewußtsein des Verf., noch auch von jeder Ausschmückung der Phantasie, und noch weniger von der Hervorhebung des Lobes, welches, da die Untersuchten im Allgemeinen politische Gleichgültige mit dem Verf. sind, in jetziger Zeit von sich fern zu halten eine fast unüberwindliche Aufgabe sein möchte. Die Phantasie und Neigung zum Lobe eingewirkt haben, wollen wir beispielweise mit Folgendem belegen. Bei Prof. Welcker sind die Anzeichen des Erwerbtriebs und des Selbstgefühls nicht sehr groß gefunden; daraus entnimmt der Verf. Folgendes: „Bei der Wahl einer Gattin kann nicht das Streben nach äußern Vortheilen den Ausschlag gegeben, sondern die freie Neigung kann hier einzig die Wahl bestimmt haben.“ Aber wenn nun Herr Welcker nicht verheirathet wäre, oder wenigstens nicht so, wie er es etwa sehr mag, müßte und könnte auch nicht ganz gut jener Satz ganz anders lauten als er jetzt willkürlich auf eine Gattin bezogen ist, die doch aus der Structur des Kopfes nicht wird entnommen worden sein? Von dieser Art willkürlicher Verbindung mit nicht nothwendig gegebenen Begriffen, woher also die Verhältnisse der Structuren mit jedem andern Begriffe, der ihrer Verbindung conform ist, eine Verbindung im Gedanken eingehen können, sind die übrigen phrenologischen Analysen gleichfalls erfüllt. Zahlenverhältnisse erklären die Bildungen der Natur, wie etwa der Krystalle und Pflanzen; aber die Bildungsfolge dieser Verhältnisse ist sichtbar da, ist gegeben, und die Rechnung begleitet nur die Erscheinungen, welche selbst gezwungen sind, sich nach einem bestimmten Grundverhältnisse zu richten. Ob aber das Zeichen des Erwerbtriebes, wenn es überhaupt richtig verstanden ist, auf eine Frau, Geld, Häuser, Seltenheiten u. s. w. gerichtet gewesen ist, läßt sich einmal nicht aus den Merkmalen selbst entnehmen, sondern aus der Kenntniß der Lebensverhältnisse, die man außerdem nöthig hat; dann aber legt der Mensch an sein Leben nicht speciell den Maßstab seines Erwerbtriebes oder irgend eines andern, sondern den seines ganzen Willens, seines Selbst, wofür aber weder eine Erhöhung noch eine Vertiefung am Kopfe, sondern der Mensch selbst sein eigenes Symptom ist. Es möchte auch durchaus ein Fehler sein, hier von Organen zu reden, die niemals äußerlich erscheinen, sondern nur von Anzeichen, Symptomen der Zustände der Gesundheit, der Seele, wie sie der Arzt von der Krankheit kennt. Diese ist nun etwas Einzelnes und kann daher an einzelnen Symptomen erkannt werden; ob aber die Gesundheit auch ein Aggregat einzelner Fähigkeiten und Kräfte ist, wäre noch sehr zu bezweifeln, und daher nicht minder die Richtigkeit des Schlusses aus solchen einzelnen, äußern Zeichen auf den ganzen Begriff einer Seele. Leute mit der schönsten Stirn sind Dummköpfe gewesen, während solche mit der höchsten großen Verstand gehabt haben. Das schönste Bildwerk

ohne Geist ist todt, und an einem Lorso kann man wol erkennen, ob er zu einer schönen oder schlechten Statue gehört, aber nie mit Bestimmtheit, zu welcher Gattung davon. Hier muß der Grad des persönlichen Wiffens und der Kraft der Phantasie ausschessen; etwas Anderes scheint uns auch nicht bei den phrenologischen Folgerungen einzutreten, denn der Kopf möchte wol nichts weiter als ein Lorso des Menschen sein.

J. Marquard.

Literarische Notizen aus England.

Eine Lehre der Geschichte.

Die „Letters of royal and illustrious ladies of Great-Britain, from the commencement of the twelfth century to the close of the reign of Queen Mary. Edited chiefly from originals in the State paper office, the Tower of London etc.“, von R. A. E. Dord, enthalten für den Geschichtsforscher eine reiche Fundgrube von Urkunden und Aufklärungen über einige der wichtigsten Partien der ältern englischen Geschichte. Unter Andern ist darin ein Schreiben der Markgräfin von Dorset aus dem Jahre 1526 zu finden, welches in Betracht der Person, an die es gerichtet ist, von höchstem Interesse erscheint. Dasselbe ist nämlich adressirt an „Cromwell, ihres Sohnes, des Marquis, Diener“ und lautet wie folgt: „Cromwell, Ich will, daß Ihr mir eiligst das Gebett aus Wollenzeug und das Federbett mit den Barchentüberzügen und einer dazu gehörigen Matratze sammt dem Deckbett zusendet. Auch will ich, daß Ihr alle Kette, Sommerhäuser und Höfe, so Ihr von mir habt, meinem Sohne Leonard überliefert, so Euch an meiner Gewogenheit gelegen ist. Und dies soll Euch vollkommene Bollmacht und Befcheinigung sein für alle Zeiten. Geschrieben zu Bedwell diesen gegenwärtigen Donnerstag vor dem Himmelshabtsstage unserer lieben Frauen. Cecile Dorset.“ Und vor diesem Manne, an welchen obige befehlende Seiten gerichtet wurden, beugten sich einige Jahrzehnde später auf seinen Augenwink die stolzeften Geschlechter des englischen Hochadels,

die Weltkneben,

Das Rohr, mit dem man wollt' den Sturm betriegen;

an diesen Mann richtete die Schwiegertochter derselben Markgräfin von Dorset, die verwitwete Gemahlin ihres Sohnes, später ein Schreiben, das gleichfalls in jener Sammlung enthalten ist und worin sie dem Protector „so viele unterwürfige Dankfagungen als ihr Herz denken kann, für die Fortdauer des Wohlwollens, das sie aus Sr. Lordschaft Händen finde“, ausdrückt; in Diensten dieses Mannes, des Bräuers von Huntington, stand der Sohn der markgräfinlichen Witwe, der Enkel jener Frau, die wie an einen niedrigen Dienstmann und wie es scheint nichts weniger als gnädig dem spätern Lenker der Geschichte Großbritanniens Befehle erteilte!

Jean Paul's „Flegeljahre“ im Englischen.

Auch Jean Paul's herrliche „Flegeljahre“ haben englische Bearbeiter, aber nicht in England selbst, sondern in Amerika gefunden, wo wie es scheint die nahe Berührung des britischen und deutschen Stammes nach und nach den Volksgeist beider in allen seinen Kundgebungen viel näher miteinander befreundet wird als dies diesseit des Weltmeers je stattfinden dürfte. Auch findet die Bearbeitung unsers großen Humorkisten in englischer Sprache durchaus nicht den Beifall der Inselbrüder. So äußert sich das „Athenaeum“ über die unter dem Titel „Walt and Vult or the twins“ erschienene Uebersetzung des Amerikaners folgendermaßen: „Wir müssen unsern aufrichtigen Zweifel aussprechen, ob an dieser Arbeit die Mühe nicht gewissermaßen weggeworfen ist; ob die Leser irgend eines andern Landes als Deutschlands geneigt sind, ein auf so phantastische Grundlage aufgeführtes Werk zu bewillkommen. Schöne Gedanken findet man allenthalben, und Diejenigen, welche Bücher

lieben, wobei sie träumen können und nicht denken dürfen, werden sich nicht davon wegwenden. Aber liegt darin nicht etwas zu viel von jenem bezaubernden Geschwätz, das den klaren Charakter, welchen unsere Zeit mehr als jede frühere erheischt, trübt, und das Unklarheit des Vorgesages, Mangel an Kraft und Regelmäßigkeit verräth? Wie Dem auch sein mag, wir müssen gestehen, daß «Walt and Vult» viel besser im deutschen Gewande geblieben wären, ohne daß Eingeweihte oder Uneingeweihte etwas Ernstliches dabei verloren hätten.“

Ein Charakterzug Cabrera's.

Der englische Capitain Alexander Ball, welcher die Abenteuer und Erfahrungen seines Kriegslebens im Dienste der Britischen Legion und im spanischen Heere während der letzten Bürgerkriege auf der Halbinsel in seine „Personal narrative of seven years in Spain“ niedergelegt hat, erzählt unter Andern folgende That des Blutmenschen Cabrera. Ein junger Offizier ward mit 25 Mann von den Karlisten zu Gefangenen gemacht; sie wurden am andern Tage auf den öffentlichen Platz geführt, um erschossen zu werden. Cabrera saß, vor sich den Hinrichtungsort, schwanzend auf dem Süllet seines Quartiers. Ein junges Mädchen, die Tochter des Hauses, wo Cabrera einquartirt war, welche mit Schreien die Gefangennahme des Offiziers bemerkt hatte, flehte Cabrera an, ihn nicht erschießen zu lassen. „Gut“, sagte endlich der Tiger, „ich werde ihn nicht erschießen lassen.“ Die 25 Mann fielen hierauf durch die Kugeln, aber den jungen Offizier erwartete ein viel grausames Schicksal. Am nächsten Morgen ward er auf den Markt geführt und Cabrera ließ das Mädchen rufen, ihren Geliebten zu sehen. Hierauf ließ er einen Zug seiner Leute das Bazonnet aufpflanzen und den Jüngling in die Bazonnette treiben; als er gefallen war, lehrte er sich zu dem entsetzten Mädchen und sagte mit teuflischem Spotte, er habe sein Wort gehalten, denn er habe versprochen, daß Jener nicht erschossen werden solle.

12.

Bibliographie.

Burmans's, Peter, macaronisches Gedicht über das Tabakrauchen, herausgegeben von F. W. Gentke. Kisleben, Reichardt. 8. 2 Ngr.

Ellendt, F., Geschichte des königlichen Gymnasiums zu Kisleben. Kisleben, Reichardt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gottschald, F., Deutsche Volksmärchen. Zwei Bände. Leipzig, Baumgärtner. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hugo, C., Psalmen eines armen Poeten. Pesth, Ordeuaß. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schwarz, J. G., Die heilige Mathilde, Gemahlin Heinrich's I., Königs von Deutschland. Eine wahre und lehrreiche Lebensgeschichte. Mit einem Vorworte von E. Höfler. Regensburg, Manz. Kl. 8. 10 Ngr.

Wolf, R., Johannes Gessner, der Freund und Zeitgenosse von Haller und Linné. Nach seinem Leben und Wirken dargestellt. Zürich, Meyer und Zeller. 4. 9 Ngr.

Tagesliteratur.

Cunz, F. A., Dr. Luther's Denkmal in seinen Liedern. Ein historisches Denkbüchlein für das deutsche Volk. Kisleben, Reichardt. Gr. 8. 6 Ngr.

Eacherich, Ärztliche Vorschläge zur Milderung der gegenwärtigen Noth durch den Mangel und die Theuerung der Nahrungsmittel. Erlangen, Enke. Gr. 8. 4 Ngr.

Förstemann, E. G., Vortrag, gehalten im Gymnasium zu Nordhausen am 18. Febr. 1846, mit historischen Anmerkungen. Nordhausen, Förstemann. 4. 4 Ngr.

Weidling, Predigt am Reformationsfeste 1845 über Pred. Gal. 1, v. 9—11. Kisleben, Reichardt. 1845. 8. 3 Ngr.

Die preussische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Oestreicher.

3. weiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 125.)

Weiter behauptet der Verf., es sei irrig, wenn man meine, der absolute Monarch sei frei, der constitutionnelle dagegen abhängig. Es kommt aber darauf an wie man es nimmt. Wenn es mehr Vergnügen macht, mit der Zunge so viel befehlen zu dürfen wie er will, ohne daß Jemand das Recht hat zu widersprechen, der findet als absoluter Monarch jedenfalls besser seine Rechnung wie als constitutioneller. Wenn aber das bloße Decretiren seiner Wünsche und Überzeugungen nicht genügt, sondern wenn es auch am Herzen liegt, daß diese Befehle wirklich befolgt, daß sie sittliche Wirkungen im Volke äußern, daß sie nicht bloß auf dem Papiere, sondern auch im Leben realisiert werden sollen, der wird es mit einer volkrechtlichen Verfassung halten. Es wäre freilich eine angenehme Sache, wenn der bloße Befehl: mein Volk soll reich, glücklich, tugendhaft, mächtig und fromm sein, schon genügte, um diese erfreulichen Wirkungen in Wirklichkeit hervorzubringen. Da das aber nicht der Fall ist, sondern da die freie Überzeugung und die eigene Anstrengung des Volks einmal immer das Beste dabei thun muß, so halten wir diejenigen Fürsten, welche auf dem Wege der freien Verfassung die Überzeugungen und die Capacität des Volks zu ermitteln suchen und nach dem gewonnenen Resultate ihre Befehle einrichten, immer noch für die klügern und auch für die, denen es um eine reelle wirkliche Herrschaft, so weit sie überhaupt möglich, am meisten zu thun ist. Die Herrschaft der absoluten Fürsten beruht allerdings mehr auf dem bloßen Schein. Sie verwechseln die Herrschaft in Worten mit der Herrschaft in der That; aber freilich haben sie sich an diese widerspruchlose Wortherrschaft dergestalt gewöhnt, sie ist ihnen eine so freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens geworden, daß sie derselben oft um keinen Preis, selbst nicht zu Gunsten einer reellern, eindringlichern, wahrhaft historischen Wirksamkeit entsagen mögen. Die äußere Unterwürfigkeit ihrer Mitmenschen ist ihnen zur Hauptsache geworden. Inwiefern die Geister und die Geschichte selbst ihnen dadurch unterthan werde, das kümmert sie nicht. Wenn ihnen nur

im ersten Augenblicke nicht widersprochen wird, wenn sie in ihren Salons nur lauter unterwürfige Rücken erblicken, so sind sie zufrieden. Für wen also schreibt der Verf.? Wir fragen abermals. Für das große gebildete Publicum, dem diese Wahrheit schon längst ohnehin bekannt ist, welches ohnehin schon lange weiß wie ein einziges, mit Hülfe der Volkskammern von Fürsten gegebenes Gesetz mehr wirkliche Früchte bringt, und tiefere Wurzeln ins Leben treibt als tausend Befehle eines absoluten Fürsten, die immer nur auf den Feis und in dir Dornen fallen, und von denen nach wenigen Jahren keine Spur mehr vorhanden ist, oder für die wenigen an den Schein Gewöhnten und durch den Schein Verzogenen, die sich einmal an der Täuschung und der Illusion ergözen, und sich darin wohler fühlen als in einer reellen, gesunden Wirklichkeit, für die sie schon verdorben sind? Die erste Classe braucht keine Wahrheiten nicht mehr, und die andere Classe will sie nicht, sondern nimmt sie übel.

Auch darin hat der Verf. recht, wenn er behauptet, wie die Consequenz des erblich monarchischen Princips es nothwendig mache, naturwidrig die Kindheit und Jugend der Thronberechtigten zu kürzen und ihnen das Scepter zu einer Zeit in die Hand zu geben, wo sie lieber nach einem Spielzeug langen möchten, oder wo ihnen die Fähigkeit für den heiligen Ernst des Regentenlebens naturnothwendig noch fehlen müsse. In absoluten Monarchien herrschen in solchen Fällen neben „kindlichen Launen und Ungezogenheiten, neben regelträgem Uebermuth die Leidenschaften und Begierden Derjenigen, die sich des gekrönten Kindes oder Jünglings zu bemächtigen wüßten“. Es ließe sich gar leicht nachweisen, wieviel „unaussprechliches Elend dadurch nicht bloß über Völker, sondern auch über regierende Familien gekommen sei, mit wie viel Fluch und Schande dadurch die Geschichte des monarchischen Princips bedeckt worden“. In einer constitutionellen Monarchie dagegen ersetze in einem solchen Falle das Volk durch seine Vertreter dem Kinde die Jahre, dem Jünglinge den Mangel des Ernstes und der staatsmännischen Bildung. In der Schule des Volkstathes reife der junge Regent glücklich zu selbständiger Wirksamkeit heran; das Volkstleben bleibe ungetrübt, das monarchische Princip steckenlos.

Aber für wen schreibt er diese, man kann wol sagen, trivialen Wahrheiten? Doch nicht etwa für Die, die bloß immer an sich denken, an den nächsten Augenblick, die in ihrer verzogenen Empfindlichkeit das unerträglich finden, wenn sie dann und wann daran erinnert werden könnten, daß es noch selbständige Willen außer dem ihrigen geben könne? Doch nicht für Die, deren ganzes Wesen von dem Säge durchdrungen ist: Zuerst komme ich, und dann komme ich noch einmal, und zuletzt komme ich abermals? Doch nicht für Die, welche es freilich recht gern haben, wenn es ihrer Nachkommenschaft und der übrigen Menschheit recht wohl gehen möge, aber nur unter der Voraussetzung, daß sie in ihren Gelüsten und Belieben auf keine Weise genirt werden dürfen? Doch nicht für Die, welche mit der Gräfin D. Barry ausrufen: *Après nous le déluge?* oder wenigstens nach diesem Grundsatz instinctartig handeln? Und wenn nicht für Diese, für wen sonst? Wer wäre denn außerdem nicht schon völlig überzeugt?

Dagegen vermiffen wir noch eine Andeutung, die sich uns immer bei Betrachtung junger Fürstensöhne in Deutschland aufgedrängt hat. Wie ist es möglich, fürstlichen Kindern in absoluten Staaten eine christliche, wahrhaft menschliche Bildung anzuerziehen? Wie ist es überhaupt nur möglich, ihnen eine fröhliche, frische Jugendzeit zu bewahren? Zu den ersten Grundbedingungen einer gesunden Charakterentwicklung gehört erstlich jene Demuth des Kindes vor dem erwachsenen Alter, welche in der moralischen Natur des Menschen begründet ist; und zweitens jene freie Genossenschaft gleichalteriger Gespielen, mit denen das Kind seine gemeinschaftlichen Freuden, seine gemeinschaftlichen Bestrebungen nach Entwicklung der in ihm ruhenden geistigen und körperlichen Kräfte theilt. Wo diese beiden natürlichen Bedingungen fehlen, da hilft die sorgfältigste Überwachung, da helfen die vortrefflichsten Lehren nichts. Keine künstliche Veranstaltung kann die natürlichen Anforderungen der Natur ersetzen. Die Verhältnisse in absoluten Monarchien sind aber der Art, daß das fürstliche Kind schon von seinem ersten Athemzuge an in eine exklusive, moralisch-widernatürliche Stellung zu den Mitlebenden versetzt wird. Unter allen erwachsenen Personen, die es von frühester Jugend an umgeben, vom Hofmarschall und Gouverneur herab bis zum Stallknecht erblickt es nichts als Lakaiengesichter und Lakaienmanieren. Ist der regierende Vater ein höheres, inspirirtes Wesen, so ist es auch der Sohn, der einst regieren wird. An einem Hofe und in einem Lande, wo das göttliche Recht noch als Grundsatz gilt, und wo das ganze Ceremoniel, der ganze Verkehr zwischen Fürst und Volk auf diese Fiction gebaut ist, da wird auch das ganze Benehmen der Menschen gegen den fürstlichen Knaben schon eine solche unterwürfige Färbung annehmen; da verwandelt sich das natürliche Uebergewicht des erwachsenen Alters in widerliche Unterwürfigkeit gegen das fürstliche Kind. Der Knabe merkt gar leicht, daß er als ein höheres bevorzugtes Wesen betrachtet und behandelt wird. Und was

sind die Folgen davon? Hochmuth, Selbstsucht, Menschenverachtung; das sind die verderblichen Eindrücke, welche die moralische Natur des unglücklichen Kindes schon im ersten Keime vergiften. Die fürstlichen Väter, welche eine solche Unterwürfigkeit als höhere Wesen für ihre Person entschrieben beanspruchen und ganz in der Ordnung finden, besitzen freilich in der Regel so viel natürliche Liebe zu ihren Kindern, daß sie das Verderbliche dieser Verhältnisse in Bezug auf diese wenigstens vollkommen fühlen. Denn durch alle Entstellungen und Verbildungen des ursprünglich-menschlichen Wesens bricht an einzelnen Stellen doch immer ein Strahl der menschlichen Natur mit Allgewalt hindurch, und die ätterliche Liebe ist eben überall die unüberwindliche, natürliche Empfindung, die gegen alle angeerbten historischen Vorurtheile siegreich ihr Recht behauptet. Bei ihren Kindern möchten die Väter daher so gern eine Ausnahme von ihren eigenen Grundsätzen machen. Hier möchten sie die Verhältnisse, deren Aufrechthaltung ihnen übrigens so sehr am Herzen liegt, mit einem Male umändern. Sie möchten das Kind in seine ursprünglich moralische Stellung zu den Mitlebenden versetzen. Der ganze Hoffstaat des jungen Prinzen von Gottes Gnaden empfängt daher in der Regel den strengen Befehl, ihn durchaus nicht merken zu lassen auf irgend eine Weise, daß er ein Prinz von Gottes Gnaden sei. Vergebliches Bemühen. Die Grundsätze, die man selbst gepredigt hat, die Verhältnisse, die man selbst aufrecht erhalten und gestützt, die Sitten und Gesinnungen, die man selbst gepflegt und gefördert hat, sie wenden sich nun mit unglücklicher Consequenz gegen ihren eigenen Urheber. Das ist die waltende Nemesis, die immer an dem wundesten Flecke ihr Nacheschwert eintaucht. O wie viel würde mancher fürstliche Vater darum geben, wenn er nur einige freie Männerblicke, nur einige unabhängige Stirnen, auf denen das Bewußtsein gleichberechtigter Menschenwürde geschrieben stände, für sein armes, unglückliches, dem Verderben geweihtes Kind aufreiben könnte. Aber vergebens, vergebens. Er hat diese Schrift selbst aus den Angesichtern der Menschen verwischt, und wo sie sich etwa noch findet, da steht sie ihm nicht mehr zu Gebote. Sein Befehl wird äußerlich befolgt, man zwingt sich dem Kinde gegenüber zu einer gewissen Ostentation von Unabhängigkeit, so lange der Vater selbst zugegen ist. Aber man bringt es zu weiter nichts als zu einer schlechtgespielten Komödie. Mit dem der Kindheit eigenthümlichen Scharfsinne erkennt der Knabe gar bald die einstudirte Rolle, durch welche aller Augenblicke die angewohnte Hundedemuth und die Deferenz vor dem specifisch verschiedenen höhern Wesen hindurchblickt.

Und nun vollends der Umgang mit Altersgenossen. Dieser selbige Himmel der Kinderzeit, welcher ein bejammernswerthes Jerrbild wird dem Prinzen von Gottes Gnaden dafür gereicht! Da ist kein erster Wettstreiter, kein leidenschaftliches Ringen, kein Anzuehen und Abstoßen der Charaktere, kein Siegen und Unterliegen, keine

Kränkung und keine Veröhnung; das Alles, wodurch das Gemüth, der Wille, die Menschenkenntniß schon früh gebildet, wodurch der Charakter gestählt wird, wodurch der Knabe lernt, sich seinen Platz zu erringen der ihm gebührt, der Unbill zu wehren, die Kränkung zu verzeihen, sich selbst zu beherrschen, diese ganze wunderbare jugendliche Schule für das künftige männliche Leben, dieser Mikrokosmos wahrer, unentbehrlicher menschlicher Freiheit, dem armen Kinde von Gottes Gnaden wird daraus bloß eine künstliche Veranstaltung, bloß ein Schein desselben gegeben. Ein Spielplatz, wo man nicht wirklich spielt, wohin die Genossen zur Frohne gehen und wo sie den armen Unglücklichen nie und nimmer als ihres Gleichen im Herzen anerkennen, ein Kampf, wo der Prinz immer Sieger ist, und wo Jeder sich in Acht nimmt, gegen das kleine Wesen von Gottes Gnaden seine Kraft zu gebrauchen, und wo eine derbe Maulschelle von der herumstehenden Dienerschaft wie ein kleiner Hochverrath und ein Bischen Nasenbluten wie ein versuchter Fürstenmord en miniature betrachtet wird. Was kann daraus anders werden als ein verdrossener, verzogener, hochmüthiger, eigensinniger, gemelner Despot, der gar nicht weiß was Liebe ist, der überall oben hinaus ist, keinen Widerstand ertragen kann, und doch bei den ersten strengen Schicksalschlägen im Mannesalter gleich zusammennickt wie ein Taschenmesser?

Früher war es anders, früher war der Fürst unter seinen Baronen nur Primus inter pares, und wie er selbst an seiner Tafelrunde sich nicht als höheres Wesen erschien, wie ihm überall Blicke entgegenleuchteten, die ihm zu sagen schienen: Wir haben so gut Rechte wie du, wir sind so gut freie Männer wie du, so genossen auch seine Kinder das Glück, mit freien, unbefangenen Kinderseelen sich herumtummeln zu können.

Und auch in constitutionellen Staaten ist es anders, d. h. in solchen Staaten, wo die Constitution nicht bloß auf dem Papiere, sondern auch in den Herzen und in der Gesinnung der Menschen geschrieben steht. Im freien England ist es anders; dort, wo bei allem Respекte gegen die Würde des Königs doch Jedermann sich seiner Rechte bewußt ist und sie sehr wohl gegen die Rechte des Königs abzuwägen und zu vertheidigen weiß, wo selbst der Diener sich noch als freier Engländer fühlt, dort gibt es noch eine angemessene Umgebung für fürstliche Kinder, dort noch Jugendgespielen, die dem Knaben in Freude und Leid jeden Augenblick beweisen, daß er nichts mehr und nichts weniger ist als ein Mensch unter Menschen. (Die Fortsetzung folgt.)

Frühlingsblumen aus Osterreich. Gedichte von Hermann Rollett. Jena, Luden. 1846. 8. 1, Thlr. 15 Ngr.

Es hat lange gedauert, bis sich die österreichische Literatur einige Geltung in Deutschland erkämpfte. Seit Nicolai wurde es Mode unter den deutschen Kritikern und Literaturhistorikern, die österreichische Literatur entweder ganz zu ignoriren oder sie in flüchtigen Anmerkungen verächtlich und spöttisch abzufertigen. Selbst die österreichische Volksbühne, die doch gewiß be-

deutend dastand, wurde von der deutschen Kritik misachtet, obwohl sie durch ihre allgemeine Verbreitung bewies, daß sie ein allgemein deutsches Nationalelement enthalte, obwohl sie durch Raimund zu wahrhaft poetischer Bedeutung erhoben wurde. Dieses traurige Mißverhältniß mußte, wie es die Folge eines politischen Unglücks war, zur Steigerung und Verewigung dieses Unglücks beitragen. Es war und ist schon höchst betrubend, daß man von einer österreichischen Literatur im Neben- und Gegensatz zur deutschen sprach und also hier in Bezug auf einen so großen und wichtigen Theil Deutschlands auch die einzige wirkliche Einheit zerriss, deren sich das viel zerrissene Deutschland zu erfreuen hat. Warum sprach man denn nicht auch von einer bairischen, preussischen, ja nicht einmal von einer schweizerischen Literatur? Selbst was in Rußland Deutsches erschien, rechnete man wohlgefällig zum allgemein deutschen Gute, nur das Osterreichische schied man aus!

Es kann und soll nicht geleugnet werden, daß an diesem traurigen Uebelstand die Ostreicher ihren Antheil haben. Sie zögerten zu lange, sich durch würdige Offenbarungen als ebenbürtige Geistesgenossen Deutschlands zu beweisen, sie nahmen zu lange bloß passiv empfangend am deutschen Geistesleben Antheil. Dennoch ist das größere Unrecht auf Seite der deutschen Kritik und Literaturgeschichte. Dieses Unrecht ging so weit, daß man bei dieser wichtigen geistigen Beurtheilung lediglich den Druckort entscheiden ließ und nur Das als österreichische Literatur erkannte, was in Osterreich gedruckt wurde, wo man dann allerdings viel Grund zu verächtlichen Urtheilen finden konnte, aber dennoch aus leicht begreiflichen Gründen ungerecht gegen die Ostreicher blieb. Wenn der Druckort entscheiden sollte, wie stände es dann z. B. um denjenigen Theil der französischen Literatur, die eine neue geistige Epoche eröffnete? Sind nicht die meisten jener Schriften französischer Großgeister in Holland und in der Schweiz erschienen? Dennoch fällt es Niemandem ein, sie von der französischen Literatur auszuscheiden; was aber österreichische Vorkämpfer in Leipzig, Hamburg, Stuttgart drucken ließen, das rechnete man beifällig zur deutschen Literatur und fuhr fort, die österreichische in spöttischen Anmerkungen abzuurteilen.

In neuester Zeit ist es auch in dieser Beziehung besser geworden. Osterreich tritt immer kräftiger und freier als thätiger Mitarbeiter am großen Werk des deutschen Geistes auf, und Deutschland erkennt freundlicher die Geistesbrüderschaft Osterreichs an.

Das erste und vorzüglichste Verdienst darum haben die österreichischen Lyriker. Sie haben Osterreich wach gesungen und lassen es nicht wieder in dumpfen Schlummer versinken. Osterreich war vor Alters das Land des Gefanges, ist es in neuester Zeit zeitwürdig neu geworden. Fast jedes neue Jahr begrüßt einen neuen österreichischen Sänger, und daß es so vielen gelingt, sich freie Bahn zu öffnen, die Höhen des deutschen Geistes zu erschweben und in der Tiefe des deutschen Herzens heimisch zu werden, ist ein freudiger Beweis ihrer naturkräftigen, echt deutschen Dichterfendung. In rascher Folge haben jüngst Moriz Hartmann, Alfred Reißner und Albert Knoll sich ins Licht und Leben der deutschen Gegenwart und Zukunft gesungen und schon begrüßt Osterreich und das freundliche Deutschland einen neuen österreichischen Frühlingsboten, Hermann Rollett.

Es wird Frühling in Osterreich! Dies ruft der Sänger mit Lerchenjubel, ohne darum die Winterschauer, die Frostgefahr zu verbergen, die den Frühling bedrohen. Rollett's Gedichte sind im durchstäblichen Sinne eine Frühlingsbotschaft und Frühlingsgabe. Wir begrüßen eine echte lieb- und freudreiche Dichternatur und zugleich einen Sänger, der das Wort des großen Dichters versteht und erfüllt: „Worte sind des Dichters Waffen!“ Rollett bringt politische Gedichte, in denen die poetische Kraft mit dem politischen Muth gleich hoch steht. Das sind keine gereimten Zeitungsartikel! Und Rollett widmet seine tühnen Lieder „seinem schönen Osterreich in Lieb' und Treue“. Seit Anastasius Grün hat kein österreichischer Dichter solchen

edlen Patriotismus bewiesen. Kollet macht wie Grün nicht gegen Osterreich Opposition, sondern aus Liebe zu Osterreich gegen österreichische Uebel. Hierin und in Folgendem liegt eine besondere politische Bedeutung dieses Buches. Es wurde bisher immer schreiend behauptet, die österreichischen Oppositionsschriftsteller seien entweder unbefriedigte ehrgeizige Aristokraten, oder arme Schüler, oder ungarische und böhmische Separatisten. Kollet nun ist aus einer echt österreichischen, sehr wohlhabenden, hoch begünstigten Bürgerfamilie. Er liefert den Beweis, daß auch der wohlhabende österreichische Mittelstand, den man gewöhnlich in völlig gedankenloser Zufriedenheit schwelgend wähnt, von allen Bewegungen der Zeit mächtig ergriffen ist.

Ich unterlasse es, dem Leser aus diesen Frühlingsliedern einzelne Proben mitzutheilen. Eine Blume macht keinen Frühling, und hier blüht wirklich ein ganzer Frühling. Auch will ich nicht tabeln, obwohl natürlich Manches zu tabeln wäre, denn eben der Frühling hat seine Unvollkommenheiten. Aber ich will den Frühling nicht feiern.

Wer ein Herz für wahre Poesie hat und wer die neue geistige Bewegung Osterreichs als höchst wichtig erkennt und anerkennt, der wird bei diesen Gedichten Frühlingslust empfinden und von Frühlingsdahnungen erhoben werden.

Franz Schuselka.

Ursprung des Worts Carmagnole.

Der unter dem Namen Carmagnole bekannte, ursprünglich italienische Tanz ist durch die Schreckensjahre der Ein- und untheilbaren Republik Frankreich zu entsetzlicher Berühmtheit gelangt. Über den Ursprung des Namens bringt eine englische Zeitschrift folgende geschichtliche Angaben, von denen wir nicht entscheiden mögen, ob sie mehr dem Roman oder der Geschichte angehören. Im Anfang des 15. Jahrhunderts lebte am rechten Ufer des Po, nicht weit von Turin, ein Hirtenknabe von 15 Jahren, der wegen ungewöhnlicher Kühnheit, die er in seinem Beruf gegen das Raubthier und das räuberische Gesindel des Gebirgs gezeigt hatte, von seinen Genossen den Namen des „kühnen Schafhirten, Francesco Bartolomeo Buffone“ erhalten hatte. Zu jener Zeit war der Krieg zwischen den Freistaaten und den Dynastengeschlechtern des obern Italiens heftiger als je ausgebrochen. Unter den Hauptern der Condottieri, welche je nach dem Lohn, den man ihnen bot, gleich bereit waren, einer oder der andern Partei zu dienen, stand ein gewisser Jacino Cane in hohem Ruf, und kein Nichtadeliger konnte in jenen blutigen Zwisten in den beiderseitigen Heeren zu einer Befehlshaberstelle aufsteigen, der nicht in den Kotten dieses Hauptlings seine Spuren verdient hatte. Eines Abends, als der Hirtenjüngling schlafend neben seiner Heerde im Grafe lag, erweckte ihn der zuherrschende Ruf eines vorüberreitenden Fremden. Aus seinen Träumen emporfahrend starrte der Knabe den Reiter an, der ihn mit forschendem Auge betrachtete und in die Worte ausbrach: „Das ist eine Mannsgestalt“, worauf Jener den Arm zum Schlage gegen den Stöckenfried ausholend erwiderte: „Und eines Rannes Herz!“ Als der Fremde ihm jedoch zurief: „Ich bin Jacino Cane, welcher von unten auf in den Truppen Visconti's zu den höchsten Ehren emporgestiegen ist und sich selbst zum Fürsten von Tortone und Verceil gemacht hat, weil die Welt den Männern von Muth gehört“, ließ der Jüngling den aufgehobenen Arm sinken und verlangte Theil zu nehmen an seinem Ruhm und seiner Macht. „Hier ist der Schlüssel zu deinem Herzogschloß“, erwiderte darauf der kühne Abenteurer, indem er ihm ein glänzendes Schwert umhing. Neun Jahre später, im Jahre 1425 finden wir zum Ranne gereift den Hirtenknaben wieder als Graf von Castel nuovo, die Nichte des Herzogs von Mailand Philipp Maria, die schöne Antoinette Visconti, in dem Palaste del Broletto heimführend. Im Verlaufe dieser Zeit war er vom einfachen Soldner zum Hauptmann und Feldhauptmann, berühmt geworden unter dem Na-

men Carmagnola, endlich zur Grafenwürde und zum Titeln des Herzogs von Mailand emporgestiegen.

Aber in seiner Brust schlug nach wie vor ein warmes Herz für das Volk und für Gerechtigkeit und Großmuth. Er war der Abgott der Krieger und die durch das Schwert besiegten Völker fesselte er in der Stunde des Sieges durch weise Mäßigung und Leutseligkeit an sich. Das führte seinen Sturz herbei. Verbannt und aller Güter beraubt mußte er sein Vaterland verlassen, nicht mit sich nehmend als seinen Ruhm, und das beim Beginn seiner Heidenlaufbahn empfangene Schwert, womit er ihn gewonnen. Die Sage geht, daß der verbannte und geächtete Held von Allem entblößt und Rathung und Obdach suchend eines Abends in die Hütte eines armen Landmanns getreten und seinen Namen genannt. Da sei die ganze Familie vor ihm auf die Knie gesunken und das jüngste Kind habe von den Ältern auf der Stelle den Namen Felix Glorioso erhalten, weil es spielend den Griff des berühmten Schwertes Carmagnola's berührt. Er trat in die Dienste der Republik Venedig; der Herzog von Mailand schickte Meuchelmörder gegen ihn aus, um nach Art der Despoten ihm die großen Dienste zu lohnen, die er seiner Herrschaft geleistet. Carmagnola entging ihren Dolchen und bald darauf empfing er in der St. Marcuskirche aus den Händen des Dogen den Oberbefehl über alle Truppen des Freistaats. Aber er war kein Mann nach den Herzen jener argwöhnischen Gewalthaber. Nachdem er durch eine Reihe von Siegen die Macht der Republik befestigt und ihr Gebiet vergrößert, warf man ihn in den Kerker, ließ ihn foltern und martern und schleppte ihn endlich am 5. Juni 1432 zum Richtpfahl, wo sein Haupt fiel. *) Man hatte es ihm zur Schuld angerechnet, daß er 400 Kriegsgefangene in ihre Heimat entlassen hatte; aber der geheime Grund seines Todesurtheils war die unbegrenzte Liebe und Anhänglichkeit, die er sich durch Milde und Leutseligkeit im Heer und im Volke erworben, während er nie Gelegenheit gegeben hatte seine der Republik geschworene Treue zu verdächtigen. Das Volk aber, dem Carmagnola durch thatiges Urtheil seiner Zwingherren entrisen wurde, feierte ihn, den Mann des Volks, den Hirtenknaben, den Gefährten Jacino Cane's, den Ketter des Herzogs von Mailand, den Beschirmer Venedigs in Liebern, die zu den Volkstänzen gesungen wurden; und so übertrug sich nach und nach der Name auf die Tänze selbst, welche sich aus den sardinischen Staaten unter das Landvolk des mittägigen Frankreichs verpflanzten. So geschah es durch eine seltsame Rache des Schicksals, daß der Name, dessen Träger einst wegen der Volksgunst, die er sich erworben, von einer grausamen Aristokratie unter das Messer geliefert wurde, dem entsetzlichen Leichensang bildete, mit dem ein durch Verzweiflung zum Wahnsinn getriebenes Volk die Opfer seiner Wuth, die „Aristokraten“ zum Fallheil geleitete!

*) Alessandro Manzoni's Tragödie „Il conte di Carmagnola“ behandelt bekanntlich diesen Stoff. D. Reb.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Die Psalmen in Kirchenmelodien übergetragen

von
F. A. Koethe.

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Der Inhalt sowohl als auch die typographische Ausstattung machen dieses Buch besonders zu Geschenken geeignet.

Leipzig, im Mai 1846.

F. A. Brockhaus.

Literarische Un

Donnerstag,

Nr. 127

Die preussische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Dichter.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 126.)

In den morgenländischen Märchen wird häufig erzählt: wie irgend ein Schah seinen Sohn unerkannt und sich selbst unbewußt von früher Kindheit an bei armen Pflegeältern habe erziehen lassen. Diese morgenländischen Schahs, die bekanntlich auch Könige von Gottes Gnaden waren, zeigten dadurch, daß sie gute Väter und Pädagogen waren. Schade, daß eine solche Erziehung incognito jetzt bei uns nicht mehr möglich und auch von den fürstlichen Vätern nicht beliebt werden möchte. Es wäre jedenfalls ein gutes Mittel, um bei unsern jungen Prinzen jene abnormen Charaktereigenschaften zu verhüten, die mehr oder weniger so häufig zum Vorschein kommen. Ich erinnere nur an den Herzog Karl von Braunschweig als besonders hervorstechendes Beispiel. Man kann nicht sagen, daß derselbe an Verstandesverwirrung leidet, im Gegentheil ist er ein gewandter und klarer Kopf; seine Krankheit liegt in der Gesinnung, in moralischen Gebrechen von solch intensiver Abnormität, daß sie dieselben Wirkungen hervorbringen wie ein gestörter Verstand. Die abnormen Charakterentwickelungen und krankhaften moralischen Zustände in fürstlichen Familien hat man durch die Hypothese einer Ausartung, welche durch fortgesetztes Heirathen in zu naher Verwandtschaft hervorgebracht werde, zu erklären gesucht, eine Hypothese, die allerdings der Theorie von der Reinheit des Blutes schnurstracks entgegensteht. Wir glauben übrigens weder an letztere noch an erstere, und erklären uns jene nicht abzuleugnende Thatfache krankhafter moralischer Erscheinungen ganz einfach durch die widernatürliche moralische Stellung, in welche die Kinder vom ersten Augenblicke ihres Lebens an zu den Mitlebenden gebracht werden. Es gewährt in der That wenn auch einen trüben, doch interessanten Anblick, wenn man sieht, wie der ewige Grundsatz sowohl in der physischen als in der moralischen Welt: die Extreme berühren sich, auch hier in Erscheinung tritt. Die moralischen Symptome des Proletariats, gänzlicher Mangel an Respekt vor den Rechten Anderer, vor der Heiligkeit des Eigenthums, höchste Sittenlosigkeit u. s. w., wir erblicken

sie in
Karl
lagen
sehen
die le
rechte
samm
ten i
wendt
sichtig
denen
gesetzt
wenn
gen L
sie für
eben
stände
mer l
testen
dieses
blendi
nädig
A
cher a
abgem
ebenfe
ist die
merku
eine i
mögli
und l
Etiqu
von z
Eine
lehr l
terdin
sie se
gehört
Winiij
wältig
völlig
mer i
dasteh

voll zu empfangen und auszuführen, oder ehrfurchtsvoll um seine Entlassung zu bitten. In Beziehung auf ehrfurchtsvolle Gebräuche und Sitten gegen das Königthum möchte mancher absolute Fürst vielleicht sogar den König von England beneiden, nämlich, was den persönlichen Verkehr in den Salons und bei officiellen Gelegenheiten betrifft. Formel wird die Eigenliebe des Monarchen dort im mündlichen Verkehr ebenso wenig verletzt wie in absoluten Staaten. Die Illusion, die ihm so theuer, wird innerhalb der vier Wände nie aufgehoben. Die Presse dagegen ist zuweilen ein grober, ungeschlachter Gesell, sie hält wenig oder nichts von Convenienz und hochwichtigen Redensarten; sie strebt danach, Alles nüchtern und scharf beim rechten Namen zu nennen, und, wenn ein Theil derselben auch die dem Königthum angekommene Würde immer sorgsam im Auge hält; die Illusion von der Machtvollkommenheit desselben aufzujarteste schon, so gibt es immer genug ungeschlachte Gesellen, welche dieselbe straflos verschleichen dürfen. Das nun ist es, was mancher absolute Fürst nie und nimmer ertragen und verschmerzen kann. Wenn er auch recht gut fühlt, daß er in der That keine unbedingte Machtvollkommenheit besitzt, daß er auch ohne Verfassung dem Willen des Volks auf die Länge Folge leisten muß, so will er doch den Schein von dieser Machtvollkommenheit, von dieser unbedingt freien Entschließung beibehalten wissen. Es soll wenigstens scheinbar Alles aus Gnade hervorgehen, auch das absolute Ruf. Und die freie Presse ist es eben, welche diese gegenseitige Convenienz nicht immer festhält, sondern oft aufs gröblichste verletzt. Das läßt sich nun nicht leugnen, und alle berebten Gründe unsers gutmüthigen Streichers für die Pressefreiheit; die er aus der menschlichen Würde, aus unveräußerlichen Rechten der Völker u. s. w. hernimmt, sie werden dieser Thatsache gegenüber, daß die freie Presse häufig das persönliche Gefühl des Fürsten verletzen kann, herzlich wenig helfen.

Weit eher möchte noch eine andere Betrachtung einigen Eindruck machen. Man muß nämlich doch allmählich die Erfahrung gemacht haben, daß auch die strengste Censur solche Verletzungen und Kränkungen nicht verhüten kann. Es ist dieses auch schon höchsten Dros öffentlich ausgesprochen. Die Censur ist als eine unzureichende Maßregel erklärt. Der Geist ist bekanntlich etwas Immaterielles, er dringt überall durch und läßt sich nicht einschließen. Ist nun einmal ein malkischer, boshafter, pietätsloser Geist in dem Volke und seiner Presse vorhanden, will er sich einmal äußern, so erscheint in der That die Censur als eine so unendlich ohnmächtige Maßregel dagegen, daß sie den Einsichtigen fast nur noch ein Lächeln abnöthigen kann. Ein bißchen hören, reizen und spionieren kann sie diesen schlimmen Geist allerdings; aber ihn wirklich nachhaltig hindern und hemmen — wie kann man so etwas nur für möglich halten! Im Gegentheil, sie stacheln ihn nur auf, macht ihn böser und böser und dabei erfindertlicher und gewandter. Ich für meine Person z. B. mache mich anheißig, wenn

ich es einmal darauf anlege, auch unter der allerstrengsten Censur mit der scheinbar trockensten und unschuldigsten Miene doch so viele zweideutige, verkappte, tief ins Fleisch schneidende Bosheiten zu sagen als ich bei der vollsten Pressefreiheit nur immer könnte. Ist dieser Geist einmal vorhanden, so bleibt weiter nichts übrig, wenn man einmal mit Gewalt dagegen verfahren will, als alle Druckerpressen zerschlagen und alle Papiermühlen verbrennen zu lassen.

Ist diese Betrachtung, daß in jetziger Zeit die Censur die persönlichen Kränkungen ebenfalls nicht verhindern kann, schon von einigem Gewichte, so möchte Dasselbe noch um Vieles durch die Thatsache verstärkt werden, daß sie eben ein viel feindseligeres und respectwidriges Verhältnis der Presse gegen den absoluten Monarchen erzeugt und unterhält, als es nur immer in einem constitutionellen Staate, wo der Fürst aufrichtig und ehrlich an der Constitution hält, geschehen kann. Von höhern ethischen Gründen verspreche ich mir einmal nicht viel; in dieser Beziehung bin ich wie gesagt jetzt völlig enttäuscht. Aber die Gründe des gewöhnlichen Vortheils und des Eigennuzes, die ja überhaupt in heftiger Zeit in Deutschland so überwiegend sind, die halte ich für außerordentlich wirksam. Sie werden die Entscheidung herbeiführen, sobald sie nur erst eingesehen sind. Das monarchische Ansehen aber muß bei der Censur und in einem absolut-monarchischen Staate unrettbar zu Grunde gehen. Wenigstens in einer Zeit, wo unter 100 gebildeten Menschen 90 Constitution und Pressefreiheit verlangen. Es ist freilich ebenfalls eine triviale, allgemein bekannte Thatsache, daß in einer absoluten Monarchie die ganze moralische Verantwortlichkeit der Regierung von der öffentlichen Meinung einzig und allein in letzter und höchster Instanz auf den Fürsten selbst zurückfällt. Das geht heutzutage aber so weit, daß alles Unglück, was den Einzelnen betrifft, und stände es mit den staatlichen Zuständen in noch so entferntem Zusammenhange, stets dem Fürsten zur Last gelegt wird. Er ist in der That der Sündenbock nicht nur für sämtliche Beamte, sondern selbst für die selbstverschuldeten Leiden und Thorheiten der Unterthanen: „Alles auf dem König!“ ruft Heinrich V. schmerzlich aus. Und in der That, so ist es auch bei uns. Der König soll regnen und Sonne scheinen lassen, wie es der Einzelne wünscht. Für jeden zurückgekommenen Nahrungszustand, für jedes mickrige Kind, für jeden unerfüllten Wunsch, für Alles was den Einzelnen drückt, wird der König verantwortlich gemacht. Auch hier wieder die Aemsel, die einem falschen Grundfasse stets auf dem Fuße nachfolgt. Nicht vergebens proclamirt der Fürst sich als ein höheres Wesen, dem in weltlichen Dingen einzig und allein Macht und Intelligenz bewohne. Die öffentliche Meinung nimmt ihn beim Worte, sie verlangt, daß die Unmacht und Unweisheit sich praktisch zeige; aber sie thut es im umgekehrten Sinne. Denn während sie alles Gute, was man besitzt, und alles Glück, dessen man genießt, als ihr eigenes Verdienst oder als sich von selbst

verfügend betrachtet, trägt sie die Schuld jeglichen Uebelstandes dagegen auf das Haupt Dessen über, der ja nach Gefallen glücklich machen und Segen spenden kann. Anders in constitutionellen Staaten. Hier weiß das Volk, daß ihm die gebratenen Tauben nicht in den Mund fliegen, sondern daß es selbst Hand anlegen muß, wenn es seine Zustände verbessern will. Weder die Erfüllung der möglichen noch der unmöglichen Wünsche erwartet es von einem Könige, der nur Das ausführen kann, was das Volk selbst will und selbst vorbereitet hat. Hier wenden sich die Verstimnungen und Leidenschaften stets nur gegen die am Ruder befindliche Partei und gegen die von ihr getragenen verantwortlichen Minister. Der König wird nicht von ihnen berührt, denn er steht über den Parteien.

(Der Beschluß folgt.)

Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828 und 1829, dargestellt durch Freiherr von Moltke. Mit Karten und Plänen. Berlin, Reimer. 1845. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ref. muß offen gestehen, das vorliegende Werk um so mehr mit einigem Vorurtheil zur Hand genommen zu haben, als die bisher über diese Geschichteperiode erschienenen Nachrichten, soweit solche zu seiner Kenntniß gelangten, mehr oder weniger eine stark ausgeprägte Parteilichkeit für das russische Interesse bezeugten, für welches aber Ref. nicht die geringste Sympathie empfindet. Um so angenehmer fand sich derselbe aber auch überrascht, schon auf den ersten Blättern der Einleitung und in der darin enthaltenen Übersicht der politischen Verhältnisse, unter welchen jener Kampf stattfand, nicht bloß einer sehr anziehenden Form der Darstellung, sondern auch einer in sehr edler Ausdrucksweise bezeugten gesinnungsvollen Meinungsunabhängigkeit des Verf. zu begegnen. Freilich ist jeder Geschichtsschreiber; aber zieht man in Betracht, wie in den bisher von preussischen Militärschriftstellern zu Tage gefördert Beiträgen zur Darstellung jenes russisch-türkischen und des polnischen Krieges, oder überhaupt in jeglicher Mittheilung über russische Militärszustände, fast ohne Ausnahme, ein lautes Hofanna des Russenthums angestimmt ward, so muß es um so mehr dem Verf. zum Verdienste angerechnet werden, eine hiervon gänzlich abweichende Richtung eingeschlagen zu haben, ohne deshalb jedoch etwa in das entgegengesetzte Extrem verfallen zu sein. Es dürfte vielmehr in legerer Beziehung eben die so parteilose Darstellung des Verf. sehr Vieles dazu beitragen, die in Deutschland vorherrschende, etwas geringschätzige Meinung über das Offensvermögen Russlands angemessen zu berichtigen und sehr bezeugungswerthe Fingerzeige zu geben, daß Deutschland alle Ursache haben möchte, den Einbruch eines selbst nur 100,000 Mann starken russischen Invasionsheeres als eine sehr große Gefährdung seiner Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu betrachten, und daß es sehr Noth thun würde, hiergegen alle Kraft und allen Muth aufzubieten, weiß? — in dem russischen Heere Elemente kriegerischer Tugenden zu finden sind, die nur schwer übertroffen werden können. Dagegen belehrt uns der Verf. aber auch wieder, daß schon bloß wegen der topographischen und klimatischen Eigentümlichkeiten der auf einem Zuge gegen Konstantinopel berührt werdenden Landstriche die völlige Verstrümmung der türkischen Heerschaft in Europa auch jetzt noch für Russland keineswegs eine sehr leichte oder ganz gefahrlose Unternehmung sein würde. Überhaupt möchte das vorliegende

Werk bei den darin enthaltenen, gedruckten, klaren und lebendigen und deshalb mehrfach als musterhaft zu bezeichnenden Darstellungen der Begebenheiten und Zustände *) vielfachen Stoff zu dergleichen Reflexionen geben und unter Anderm darauf hinweisen, wie seltsam oft eine gewisse Ironie des Schicksals in dem Leben der Menschen wie in jenem der Völker und in der Gestaltung ihrer socialen und kriegerischen Institutionen sich geltend macht. Als eine solche Ironie des Schicksals ist es z. B. zu bezeichnen; daß, nachdem sich Rußland (der größte Militärschaat der Gegenwart) sieben Jahre lang zu jenem Kampfe vorbereitet hatte, die Eröffnung des Feldzugs doch nur erst zu sehr später Jahreszeit und mit völlig ungenügenden Streitkräften begonnen wurde, und auch das siegreiche Ende des ganzen Krieges sich an den äußersten Culminationspunkt der Invasion und an das Blendenwerk eines Heeres anknüpfte, was im vollen Wortsinne bis auf den bloßen Namen zusammengeschnitten war.

Bei der großen Gedrängtheit der Darstellung ist übrigens ein tieferes Eingehen auf das Einzelne der Begebenheiten nicht wohl thunlich, dagegen glauben wir einige auf die innern Verhältnisse des russischen Heeres Bezug habende Besonderheiten näher ins Auge fassen zu müssen. Wenn es uns nämlich schon ungemein befremdete, daß der Operationsarmee nur 4000 Kosaken beigeordnet waren, weit man wol weit eher hätte erwarten können, daß diese Gattung von Reiterei in Folge ihres in den Feldzügen von 1812 und 1813 (allerdings weit über alles Verdienst) erworbenen Rufes in Überzahl herangezogen worden wäre, so überraschte es Ref. vollends aufs äußerste, daß überhaupt die russische Reiterei, von deren Pracht der Ausrüstung und Vollkommenheit der Ausbildung uns unter Anderm Graf Bismarck doch Dinge erzählt, die an das Märchenhafte grenzen und die der Behauptung jenes edlen Grafen zufolge in der Person ihres Kaisers einen veritablen Zwergbild besitzen soll, durch die auf tatarischen Sätteln in französischen Steigbügeln und türkischen Hosen sitzende, mit englischen Säbeln und belgischen Pistolen nach französischem Reglement fechtende osmanische Reiterei, namentlich bei Bauschisch und Kobludsch, völlige Niederlagen erlitt, und überhaupt nirgend ein entschiedenes Übergewicht zu erringen vermochte. Dieses Vorkommniß erschien Ref. aber um so unerklärlicher, als doch die so vielfach und nicht ganz mit Unrecht verhöhrte französische Reiterei in ihren Chasseurs d'Afrique eine Truppe besitzt, welche zur Zeit weder durch Abbe-Kader's semicivilisirte noch durch die arabische Naturreiterei jemals eine Niederlage erlitten hat, obwohl weder der Parademarsch, in Escadrons, Front und im Galop, noch der Springmarsch — Kopf an Stiefel — zu ihren Facultäten gehören möchte. Sollte vielleicht der Schlüssel zu diesem Contraste darin gesucht werden müssen, daß der in allen seinen Reformen so unglückliche Beherrscher der Gläubigen auch bei den auf der Ebene von Daud-Pascha geübten Cavaleriemaneuvers nicht dazu gelangt war, aus seinen Timarlys und Spahis das natürliche Ungestüm so völlig heraus zu erorcistiren als sein kaiserlicher Bruder aus seinen Kleinrussen auf den Flak Parads zu Petersburg und Moskau? Sollte überhaupt nicht auf jenen Flak Parads das moderne Parade-Umwesen herangereift und von da aus (wie die Cholera aus den indischen Dschungeln) sich über einen großen Theil von Europa verbreitet haben; und sollte namentlich nicht Schamyl in der Parade der russischen Infanterie einen mächtigen Verbündeten verheeren dürfen? Wenn dieses der Fall wäre, dann würde Ref. ein begehrtungsvoller Anhänger des russischen Paradewesens werden und es ihm zur großen Befriedigung gereichen, wenn der moskowitzische Brustenträger auch ferner noch, unter einer Last von 61 Pfund, im Gleichtritte und in schnurgleicher Richtung (?) tiracilliren und

*) Die z. B. die S. 92—93 enthaltene Darstellung des Sturmes auf Brailow und die S. 162—163 enthaltene Erzählung des Gefechtes bei Kuz-tepe unweit Berna.

die Artillerie statt in Schießübungen, etwa im — Traversiren sich auszeichnen würde; aber freilich praeterea censeo, passum ceremoniale in Germania abolendum esse.

Von ganz besonderm Interesse sind namentlich auch noch die Darstellungen der Belagerungen von Brailow, Barna und Silistria, und es wäre sehr zu wünschen, daß desfalls das vorliegende Werk des Verf. von Bundeswegen für die Bundesfestungs-Bibliotheken angeschafft würde. Freilich würden die Baudirectionen von Ulm und Rastatt sich hieraus eben nicht viel Nath's erholen können, wol aber die vereinigten Commandanten dieser Plätze ein Bild vor Augen gestellt finden, wie nachdrücklich selbst die allerelendesten Befestigungen vertheidigt zu werden vermögen, wenn es den Vertheidigern nur nicht an Muth und an Ausdauer gebricht. Hieran aber und abermals zu erinnern dürfte um so zeitgemäßer sein, als aus Anlaß der Befestigung von Paris ein überverstandener Patriotismus hin und wieder höchst wunderliche Ansichten entsaltet hat, deren Consequenzen nur zu sehr sehr beklagenswerthen Aftersphilanthropie hinführen würden, wie denn z. B. erst ganz kürzlich die berliner „Militair-Literatur-Zeitung“ (1845, Nr. 42) der preussischen Festungscommandanten des Jahres 1806 als zum Theil durch ihre Bürger- und Menschenfreundlichkeit irreführte und deshalb bebauerungswürdige Unglückliche erwähnte. Möchte man da nicht ausrufen: O! ihr guten Menschen aber schlechte Musikanten —? Solche Menschenfreundlichkeit ist wahrlich eine sehr übelangebrachte, denn im Kriege heißt es:

Steh, wer will, mitten in der Bahn,
Sei's mein Bruder, mein lieblicher Sohn,
Zerriß mir die Seele sein Jammerton,
Über seinen Leib muß ich jagen,
Kann ihn nicht fache bei Seite tragen.

Darum bewahre und auch Gott in Gnaden vor solchen Menschen- und Bürgerfreunden wie Hade und Consorten, und sende uns lieber ein halbes Tausend jener ruchlosen Arnauten, daß sie uns lehren den Fuß der Dreschen unserer Festen zu vertheidigen, wie in Brailow, Barna und Silistria geschehen.

Entsetzenvoll ist, was der Verf. in einem Anhange über die Verheerungen mittheilt, die Krankheiten aller Art und namentlich die Pest unter dem russischen Heere angerichtet hatten, denn dasselbe verlor vom Mai 1828 bis Februar 1829 die Hälfte seines ausdrückenden Standes, und am Ende des Jahres 1829 kehrten von 60,000 Streikern, die den Feldzug von 1829 eröffnet hatten, gar nur 10—15,000 Mann über den Pruth zurück; da z. B. allein im großen Hospitale zu Adrianopel von 6000 daselbst zurückgebliebenen Kranken 5200 eine Beute des Todes geworden waren. Wahrlich weniger ob der blutigen Schlachtfelder mit ihren Todten und Verstümmelten, als ob der Gräuelt der Hospitäler ist der Krieg als ein Fluch der Menschheit zu bezeichnen, denn

Glücklich wem der Tod im Siegesglanze
Den blut'gen Lorber um die Stirne windet.

Was die beigelegten Pläne und Karten betrifft, so erfüllen solche zwar ihren Zweck vollkommen, indessen sind wegen Kleinheit der Schrift viele Orte auf der Übersichtskarte schwer aufzufinden.

Ref. glaubt übrigens sein Schlußurtheil am besten durch die Bemerkung auszudrücken, daß, so viel er sich erinnert, ihm in neuerer Zeit keine kriegsgeschichtliche Arbeit vorgekommen ist, die er mit gesteigertem Interesse durchlesen und mit einer relativ größern Befriedigung aus der Hand gelegt habe als die vorliegende. Um übrigens unsern Lesern wenigstens doch eine Probe von der Darstellungsweise des Verf. mitzutheilen, wollen wir unsern Bericht mit folgender auf das Gerathwohl der S. 397 entnommenen Stelle schließen, welche sich auf die Annahme der russischen Friedensbedingungen von Seiten des Sultans bezieht:

„Lange widerstand Sultan Mahmud den Kleinmüthigen Rathschlägen seiner Minister und dem Drängen der fremden Mächte, von denen keine ihn im Kampfe unterstützte, keine in der Lage war, ihm im Falle gänzlichen Unterliegens beizuspringen. Tyränen sollen dem unglücklichen Fürsten über die Wangen gerollt sein, als er am 14. Sept. genöthigt war, seinen eisernen Willen vor der noch härtern Gewalt der Verhältnisse zu beugen und wochenlang verschloß er sich in seinem Palast zu Therapia, wie in seinem Innern vernichtet. Denn mit jenem Vertrage unterzeichnete er zugleich das Geständniß, daß das Streben seines ganzen Lebens ein verfehltes gewesen sei. Ströme von Blut waren vergossen, die alten Einrichtungen und das geheiligte Fortkommen seines Landes zerstört, der Glaube und der Stolz seines Volkes untergraben worden für den Zweck der Reform. Und diese Reform? Das Gottesurtheil des Erfolgs hatte sie verdammt.“

M. von Dittfurth.

Literarische Notiz aus England.

Indianische Erzählungen.

Dem in Nr. 155 d. Bl. f. 1845 erwähnten ersten Bande der „Indian tales“ von Percy B. St. John ist ein zweiter gefolgt: (London 1845), dessen Inhalt: „The enchanted rock, a Comanche legend“, weber der „Trapper's bride“ noch der „Rose of Ouiconsin“ an Interesse nachsteht. Man sieht es auch dieser Erzählung durchweg an, daß der Verf. seine Kenntniß des wilden texanischen Lebens — denn Texas ist wieder der Schauplatz — nicht aus Büchern zusammengelassen, sondern an Ort und Stelle eingesammelt hat, daß er Augenzeuge gewesen ist von den Beschudungen der einzelnen Stämme, von ihren nächtlichen Überfällen, ihrer Flucht und Verfolgung, ihrer siegetrönten Rückkehr zu ihren Zelten, ihren Länzen, Gesängen und Festlichkeiten. Die in „The enchanted rock“ abgesponnene Intrigue ist zwar ebenfalls sehr einfach, doch hängt ihr ein gewisses geheimnißvolles Wesen an, das allein hinreichen würde, die Aufmerksamkeit vom Anfang bis zu Ende zu fesseln. Umstände, die wahr oder erfunden sein können, haben zwischen einem Engländer Namens Rainwaring und dem jungen Buffalo, Sohn eines Häuptlings der Comanchen, einen innigen Freundschaftsbund gestiftet, in dessen Folge Ersterer die verstohlenen Zusammenkünfte des Letztern mit seiner geliebten Kitsear begünstigt, ohne daß Buffalo ahnt, was der Engländer für die schöne Indianerin empfindet. Plötzlich werden die Comanchen vom Lepau-Stamme zur Nachtzeit überfallen, aber nicht geschlagen, und am folgenden Morgen wird zwischen den feindlichen Stämmen ein Bündniß geschlossen, zu dessen Bekräftigung ein Lepau-Häuptling die schöne Kitsear zur Frau begehrt. Diese weigert sich und willigt endlich nur ein, dafern es sechs Männern vom Lepau-Stamme gelänge, bei einem ihr zu gebenden Vorksprunge sich ihrer zu bemächtigen. „Bringt Kitsear ein flüchtiges Ros“, sagt sie; „laßt bis zum Waldestrande mich voraus; dann mögen sechs tapfere Lepau-Männer ihre Rosse besteigen und mit folgen.“ Ehe der Beitritt beginnt, halten Rainwaring und Buffalo ein langes, ernstes Gespräch. Sie sind zugegen, als Kitsear über die Ebene sprengt und gefolgt von sechs Lepau-Männern unter den Bäumen verschwindet. Dann sind Beide nirgend mehr zu sehen. Graufiges geschieht im Waldestrande. Hier der sechs Verfolger wälzen sich in ihrem Blute; die zwei andern entfliehen. Kitsear begegnet dem Engländer. Seine Wangen sind bleich, seine Augen haften am Boden und halb getrocknetes Menschenblut klebt an seinem Jagdmesser. Der junge Buffalo kehrt nie zurück in den Bigwam seiner Väter, Kitsear wird gefangen zu den Zelten des Lepau-Stammes gebracht und der Schluß der Erzählung — bleibe unverrathen.

16.

Die preussische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Dstreicher.

Zweiter Artikel.

(Beschluss aus Nr. 117.)

Und diese natürliche in der Zeit und den Verhältnissen begründete Richtung der Gemüther, die mit Ditterkeit dem absoluten Fürsten jegliche Verantwortlichkeit aufladet, sie wird durch eine unter der Censur schmachende Presse fortwährend genährt und gefördert. So lange Censur besteht, besteht ein leidenschaftlicher, unversöhnlicher Kriegszustand zwischen der gesammten Schriftstellerwelt und der Gewalt, welche sie hemmt, genirt und brückt. Und diese Gewalt wird durch den König wiederum einzig und allein repräsentirt. Es ist der königliche Wille, der für jede Unbill eines Censurs verantwortlich gemacht wird. Auf den König schießt die Presse alle ihre vergifteten Pfeile ab, er ist das Ziel, wohin sie ihre Geschosse richtet. So lange die Censur existirt, gleicht die Presse einem züchtigen, boshaften Sklaven, der in seine Kette knirscht und in dessen Herzen kein Raum ist für billige Anerkennung und für Gerechtigkeit. Je mehr man ihn fesselt, desto mehr verstockt er sich in seiner feindseligen Gesinnung, und selbst die gutmüthigsten und wohlwollendsten Charaktere werden zuletzt von dem Fanatismus des Hasses angesteckt. Der heimliche Krieg gegen den Herrn wird zur Ehrensache, zur Lebensaufgabe, zu dem sich die Sklaven wechselseitig immer von neuem anstacheln und wozu die Sklavenaufreher täglich neuen Jander hinzutragen. Welch arge Verblendung, wenn man selbst eingesteht, daß die Censur nicht im Stande ist, die böswillige Gesinnung der Presse zu unterdrücken, und wenn man dennoch diese demnach ganz nutzlose Gewaltmaßregel, wodurch nur immer mehr Öl ins Feuer gegossen wird, fortbestehen läßt! So lange man noch wähnte, durch polizeiliche Gewalt jede missliebige Richtung der Presse abwenden zu können, so lange hatte die Censur wenigstens einen logischen Sinn, wenn sie auch in ethischer Beziehung nicht zu rechtfertigen gewesen wäre. Sie war wenigstens ein Mittel, welches zum Zweck führte. Aber von dem Augenblicke an, wo man sie als zweckloses Mittel erkannt hat, ist sie auch ein logischer Widerspruch. Von dem Augenblicke an, wo man einseh, daß die böse Gesinnung der Presse

(die wir selbst theilweise zugestehen wollen, die wir aber zum größten Theile auf Rechnung der Censur setzen), sich nicht mehr mit Gewalt unterdrücken ließe, da blieb mir der andere zweite Ausweg noch übrig, daß man nämlich das Übel auf friedlichem Wege zu heilen suchte, dessen man mit Gewalt nicht mehr Herr werden konnte. Von dem Augenblicke an handelte es sich nur noch um den einzig möglichen Versuch, die gereizte Stimmung zu sämftigen, und den immer erneuten Angriffen ihre Motivirung zu nehmen. Es handelte sich darum, die Krankheit von innen zu heilen, sobald man sie nicht mehr von außen bezwingen konnte. Und das Rezept für diese Krankheit, es besteht in einer vollen, ganzen Dosis von Constitution und Pressfreiheit.

Die Diplomaten in ihren Salons und die ganze Beamten-schar, sie wissen nicht, wie bei den jetzigen Umständen das Ansehen der Krone schon auf das gefährlichste untergraben ist und täglich mehr untergraben wird. Sie sollten nur einmal unter dem Volke leben, und die gereizte Stimmung, die sich in den letzten Jahren mit riesenhafter Progression entwickelt hat, beobachtet haben. Und wenn sie alsdann aufrichtig monarchisch gesinnt wären, wenn ihre Liebe für die Person des Fürsten keine bloße Phrase, keine Heuchelei ist — was bei gar vielen dieses in conventioneller Abrihtung und reiner Selbstsucht erzeugenen Classe leider nur zu häufig der Fall sein möchte —, dann werden sie selbst mit mir ausrufen: Nein, diese Stellung der Krone ist nicht mehr haltbar. Die beiden Säulen, die wir ihr untergeschoben haben, daß göttliche Recht und die Censur, sie sind morsch und müssen nächstens zusammenstürzen und in ihrem Sturze Alles zerschmettern, was auf ihnen ruhte! — Dann werden sie mit Schrecken in den Herzen der Menschen erblicken, wie hohe Zeit, auch schon bios vom Standpunkte eines gewöhnlichen Vortheils aus gerechnet es sei, daß diese scheinbaren Freunde der Person des Monarchen, Censur und Absolutismus, aufs schleunigste aus seiner Umgebung entfernt werden müssen, weil sie in der That heimlich seine schimmlichen Lobfeinde sind. Wie gesagt, ich enthalte mich weislich aller höhern ethischen, historischen, philosophischen, aller christlichen Gründe für diese Sache. Ich mag unserm gutmüthigen Dstreicher nicht auf diesem Gebiete folgen, welches von den Beteiligten doch

nicht anerkannt, sondern mit den beliebten stehenden Ausdrücken: „Hohle Theorien, leichte Declamation“ u. s. w. abgefertigt wird. Ich spreche einzig allein nur von dem Vortheile, hört ihr, von dem nächsten, auf der Hand liegenden, nackten, nüchternen Vortheile, von dem persönlichen Interesse, was doch leichter verstanden zu werden pflegt und für welches man leichter offene Ohren hat. Aber freilich, das wahre persönliche Interesse wird in dieser von Leidenschaft, Eitelkeiten und Gelüsten beherrschten Welt fast ebenso schwer verstanden als die moralische Christenpflicht.

Der Artikel ist jetzt ungefähr lang genug; also möge ein folgender die Verfassungsfrage auf speciel preussischem Gebiete weiter verfolgen. *)

F. von Florenconet.

Iridion in Rom. Nach dem Polnischen bearbeitet. Berlin, Herms. 1846. Gr. 8. 1 Thlr.

Es konnte, wie sich nun einmal die Verhältnisse gestaltet haben, auffallend scheinen, daß gerade die Übersetzung eines polnischen Werkes geeignet befunden worden, der deutsch-katholischen Sache gewidmet zu werden. Aber bei Lesung des Buchs erklärt sich dieses leicht und zwar in doppelter Beziehung, in Bezug auf welche das Werk freilich kaum als ein echt polnisches betrachtet werden kann, sodaß es beinahe als ein Euphemismus erscheinen muß, wenn der Übersetzer im Vorworte bemerkt, daß die polnische Kritik in ihrer Auffassung desselben getheilt sei. Der Inhalt ist dieser. Ein Grieche Amphilochos, ein Nachkomme des Philopomen und von glühendem Haffe gegen die Römer erfüllt, lernt an der eimbrischen Eberones, die er als Kaufmann besucht, die Tochter des greisen Herrschers Sigurd, Griemhilde, eine Priesterin des Odin, kennen und führt sie als Gattin in seine Heimat. Hier wird ihnen ein Kinderpaar geboren, Elfinoe und Iridion. Auf den Lehrtorn übertragen sie ihren beiderseitigen Römerhass. Er setzt sich die entscheidene Aufgabe, die Römermacht zu stürzen und die „ewige Stadt“ vom Boden zu vertilgen. Besonders feuert ihn dazu ein alter Sklave seines Vaters, Rafinissa, an. Iridion setzt sich zur Ausführung seines Zwecks mit Alexander Severus in Verbindung, welcher auf Aufruhr gegen Hellogabalus sinnt, er sucht die Christen zu gewinnen, er richtet sich an den Kaiser selbst, um ihn zu Tölpelheiten zu bewegen, wie z. B. nach Nero's Beispiel die Stadt anzuzünden, ja er sucht seine Schwester Elfinoe zu bereben, sich demselben preiszugeben, damit sie ihn als Maitresse beherrschen könne. Aber die Christen wollen nur dulden und leben, und nicht kämpfen, Elfinoe übt den ihr zugemutheten Einfluß auf den kindischen Herrscher nur insoweit aus, als sie es als spröde Geliebte thun kann, und Iridion unterliegt gegen Alexander Severus, mit dem er sich nicht verbünden kann, weil er in ihm nur einen neuen und dazu mächtigeren und kraftvolleren Vertreter der römischen Größe sieht.

Dies Alles hätte noch nichts Auffallendes; im Gegentheil muß man insoweit den Inhalt echt national polnisch finden — denn es handelt sich von dem Jahrhunderte lang fortwährenden, immer wieder ausbrechenden und bis zur Selbstvernichtung gegen die härtesten Fesseln anwüthenden Haß einer geknechteten Rationalität gegen ihre Unterdrücker. Es sind in dieser Beziehung wahrhaft klassische Stellen in dem Gedicht. Wir führen eine kurze Scene an. Ulpian ist an Iridion abgefand, Iridion aufzufodern, sich nach mehrtägigem blutigem Kampfe in den Straßen Roms endlich dem Sieger zu ergeben. Ulpian hält ihn für einen Parteigänger Hellogabal's. Iridion widerlegt

dies. Ulpian: Für wen kämpfst du denn und gegen wen? Iridion: Greis, das sind lange Geschichten! Ulpian: Alexander Severus war stets gnädig gegen dich. Iridion: Auch ist er nur ein kleines Theilchen meines Hasses. Ulpian: Sprich denn, wer ist dein Feind? Iridion: Saget dem Lauben und Blinden, saget o Brüder, wer vertrieb euch vom betretenen Wege des Menschengeschlechts und zwang euch zu wandeln die Pfade der Finsterniß — wer drückte von der Biege an euch das Merkmal des Durstes und Hungers auf die Stirn — wer gestattete in spätern Jahren euch nicht Weiber zu lieben und euch zu setzen an die Flamme des häuslichen Herdes? Chor — aus Gladiatoren bestehend, die aber die Sproßlinge der edelsten römischen Familien sind, welche die letzten Kaiser proscriptirt oder in die Verbannung gejagt — Roma! Iridion: Wer setzte, selber sterblich, auf die Roth und Schmach der Sterblichen seine süßesten Hoffnungen — wer pries den Sohn Nitridat's, da er die Hand gegen den alten Vater erhob — wer lud die Verräther des Südens und die Verräther des Nordens zu seinen Festgelagen — wer leerte bis auf die Hefen die Schale des Weltelends? Chor: Roma! Iridion: Wer berauschte sich im Nektar von Thränen und im Nektar von Blut? Chor: Roma, Roma! — Allein, und dies ist das Eigenthümliche, bei diesem Haffe soll es nach des Dichters Ansicht nicht bleiben. Jener Rafinissa, welcher den Iridion zu demselben unaufhörlich anstachelt, ist Niemand anders als der Teufel selbst. Der Übersetzer erinnert selbst an den Faust; er sagt, es verkörpere sich in Iridion ein Princip, das in der Geschichte immer wieder erscheine; derselbe sei eben das in der Welt der Erschelnung, was Faust in der des Gedankens. Auch ist der Schluß geradezu dem Goethe'schen „Faust“ entlehnt; Iridion wird aus den Händen des Satans errettet, einerseits zwar, weil er nicht sowol Rom gehaßt als Griechenland geliebt habe, sodann aber um eines Christenmädchens willen, das ihm nah verbunden war. So wird hier also jener alte Rationalhaß in seiner eigensinnigen Fixirung als das Böse aufgefaßt. „Der dramatisirte Inhalt durchziehende Grundgedanke ist das Princip der Rache“, sagt der Übersetzer, „das sich in der Weltgeschichte als Weltgericht darstellt und durch verschiedene Stadien der menschlichen Entwicklung sich zur Veltung bringt, doch endlich einer höhern Macht weichen muß, die sich aus den Ideen des Christenthums in die heidnischen Vorstellungen der alten Welt Eingang verschaffte. Dies ist die Eine Beziehung, in welcher das Werk dem obligaten Polentum fremd ist. Die zweite liegt der Beförderung der deutsch-katholischen Sache noch näher. Iridion steht allerdings noch im Laufe der Jahreshunderte, die er vermöge der Zauberkunst des Rafinissa durchlebt, die tiefste Erniedrigung Roms. Worin besteht sie? „Im Gange der Basilika stehen zwei Greise in Purpurmänteln, Könige begrüßen sie mit dem Namen Fürsten der Kirche und Väter — ihren Gesichtern ist Gedankenarmuth eingegraben. Sie steigen in einen Wagen — schwarze dürre Pferde ziehen sie und hinten steht ein Diener mit einer Laterne, wie sie der Vater hält über dem Kinde, das vor Hunger stirbt, und an den Rahmen des Fensters und an den Leisten des Baus schimmert ein Rest von Bergoldung! „Es sind die Nachfolger der Cäsaren, es ist der Wagen der capitolinischen Fortuna“, sprach der Führer und der Sohn Griechenlands schaute und klatschte in die Hände.“

So viel über den Inhalt des merkwürdigen Buches. Was nun die Form betrifft, so ist es freilich schwer, über das Werk einer fremden Literatur zu urtheilen, denn eine jede hat darin ihr eigenes Maß des Erlaubten; auch muß Manches, was so wie es im Original gefaßt ist überall erlaubt wäre, aus feiner heimischen Atmosphäre herausgerissen, auch in der besten Übersetzung fremdartig erscheinen. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß hier Manches bis zur Unverständlichkeit schwülstig ist. Auch ist die Composition des Ganzen durchaus formlos. Den Anfang bildet eine Einleitung, in welcher in dithyrambischem Schwunge die Geschichte des Amphilochos und der Griemhilde erzählt wird, dann folgt die Unternehmung Iridion's in

*) Den dritten Artikel theilen wir im nächsten Monat mit. D. R. eb.

Rom als ein vieractiges Drama, und den Schluß bildet wieder eine Anzahl theils erzählender, theils schwungvoll betrachtender Aphorismen. Noch muß bemerkt werden, daß die griechischen Namen fast ohne Ausnahme falsch geschrieben sind, z. B. Mitra statt Mitra, Thyrsas u. dergl. Es mag hierin im Polnischen wie im Französischen eine besondere Obscuranz bestehen, aber diese hätte nicht ins Deutsche übertragen werden sollen.

42.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Beurtheilungen deutscher Verhältnisse.

Unsere deutschen Zustände finden in der französischen Presse eine immer allgemeiner werdende Berücksichtigung. Es ist nicht zu verkennen, daß in der letzten Zeit nicht nur das Interesse sondern auch die Sachkenntniß sehr gestiegen ist. Dessenungeachtet darf man noch kein allzu großes Gewicht darauf legen, wenn man in den Spalten einer französischen Zeitschrift die Namen unserer hervorragenden Geister in bunter Auswahl angeführt findet. Dies kann höchstens als Beweis dafür gelten, daß ein oberflächliches, jedes tiefern Verständnisses ermangelndes Coquettiren mit deutschen Namen einigermaßen Mode geworden ist. Es gehört nun einmal zum guten Lobe, Goethe, Leibnitz oder auch wol Schlegel anzuführen; aber wenn man diese Schriftsteller in den Spalten der Journalistik oder in der feinern Conversation figuriren sieht, so folgt daraus noch keineswegs, daß ihre Werte in Frankreich auch nur einige Verbreitung gefunden haben. Gegenwärtig haben wir ein Wert erhalten, welches aus einer sehr genauen Bekanntschaft mit Deutschland hervorgegangen zu sein scheint. Es führt den Titel: „Des Allemands par un Français.“ Diese gekreuzte Schrift, welche in unsern politischen Blättern bereits mehrfache Besprechungen hervorgerufen hat, darf auch in dieser Zeitschrift nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Wir kennen den Verf. nicht; aber so viel geht aus seiner ganzen Darstellung hervor, daß er sich mit den deutschen Verhältnissen vertrauter gemacht hat als mancher Deutsche. Obgleich er sich von aller nationalen Befangenheit ziemlich frei gemacht hat, so verleugnet er doch den Franzosen insofern nicht, als er überall, wo sich die Gelegenheit ungezwungen bietet, auf Frankreich und die französischen Zustände Bezug nimmt. Dies geht aber nie so weit, daß dadurch sein Blick getrübt, seine Auffassung verschoben würde. Besonders zeigt sich dies in der Partie, wo er eine möglichst unparteiische Parallele der Franzosen und der Deutschen in Bezug auf ihre Charaktereigenschaften entwirft. Hier tritt uns eine scharfe Beobachtungsgabe und eine seltene Unbefangenheit entgegen, welche eine um so größere Anerkennung verdient, als im Allgemeinen die französischen Schriftsteller bei der Beurtheilung fremder Zustände nur allzu leicht von falschen Voraussetzungen auszugehen pflegen. Ein Punkt möchte in dieser Darstellung vielleicht einigen Widerspruch herausfordern; dies ist die Behauptung, daß wir mehr als andere Völker unter dem Einfluß einer gewissen Rationalität ständen, welche durch ein ungünstiges Urtheil nur allzu leicht verlegt und gereizt würde. Bis jetzt haben wir geglaubt, daß das Bewußtsein unserer Nationalwürde zu wenig rege wäre, und diese Meinung wird einigermaßen durch die blinde Vorliebe, welche wir zum Theil selbst jetzt noch für alles Fremde an den Tag legen, bestätigt. Doch wie gesagt, im Ganzen ist die Darstellung im versöhnenden Tone gehalten, und offenbar liegt es dem Verf. am Herzen, Deutschland, dem er ein tiefes und liebevolles Studium gewidmet hat, seinen Landsleuten näher zu bringen. Die literarischen Verhältnisse werden zwar auch im Großen und Allgemeinen berücksichtigt, aber ein Eingehen auf die Einzelheiten liegt nicht in der Aufgabe des Verf., obgleich man wol erkennt, daß derselbe auch hier bewandert ist. In dieser Beziehung kann ein Werk empfohlen werden, welches gleichfalls erst vor kurzem erschienen ist. Wir meinen die „Poètes modernes de l'Allemagne“ von R. Martin. Der

Herausgeber hat sich bereits als Übersetzer von Chamisso's „Schlemihl“ und durch einige kleinere selbständige Arbeiten bekannt gemacht. Auch als Dichter haben wir ihn besonders in der „Revue de Paris“ und durch eine kleine Sammlung, welche, irren wir nicht, der verwitweten Herzogin von Orleans gewidmet war, kennen gelernt. In allen seinen literarischen Leistungen, besonders in seinen Dichtungen verräth er nicht nur eine sorgfältige Kenntniß von Deutschland und besonders von deutscher Literatur, sondern es spricht sich sogar darin eine wahrhafte Sympathie mit dem Wesen der deutschen Nation aus, welche so weit geht, daß man leicht seine Originalgedichte für bloße Übersetzungen aus dem Deutschen nehmen könnte. Sie haben alle eine so eigenthümliche Färbung, es schwebt über ihnen ein so echt deutscher Hauch, daß man sich kaum an den Gedanken gewöhnen kann, man habe es hier mit einem französischen Dichter zu thun. Wenn ihm nun dieses Hinneigen zum germanischen Wesen einerseits insofern hinderlich sein muß, als er nicht so leicht bei seinen Landsleuten die ihm gebührende Anerkennung finden wird, so machen ihn die bezeichneten Eigenschaften andererseits zu einem Dolmetscher deutscher Poeten vorzüglich geeignet.

17.

Bibliographie.

Apel, B., Bibliische Geschichte mit Erläuterungen und einzelnen Betrachtungen. 1ten Bandes 1te Lieferung. Langensalza, Tegner. 8. 5 Rgr.

Des S. Aurelius Augustinus Büchlein an den Marcellinus vom Geist und Buchstaben in wortgetreuer Übersetzung nebst 100 Augustinischen Sentenzen. Eine Ostergabe für die deutsche Christenheit und die Katholikern unter den Israeliten von F. W. Heydler. Berlin, Schmigle. 8. 15 Rgr.

Bonaparte, Prinz Napoleon Louis, Die Vertilgung des Pauperismus. Nach der 3ten Auflage des französischen Originals übersetzt von P. Str. Nordhausen, Fürst. Kl. 8. 10 Rgr.

Conscience, H., Geschichte des Grafen Hugo von Craenhove und seines Freundes Abulfaragus. Historisches Gemälde aus dem 14. Jahrhundert. Aus dem Vlaemischen von C. Dvermann. Köln, Beller. 8. 15 Rgr.

Dehn, C., Seeland und die Seeländer. Ein Beitrag zur Charakteristik des dänischen Landes und Volkes. Nebst einem Ausfluge nach Schweden. 2te, durch Zusätze und Berichtigungen bis Ostern 1845 fortgeführte Ausgabe. Schwerin, Kürschner. 8. 22½ Rgr.

Ellissen, A., Nachtrag zum ersten Theil des Versuchs einer Polyglotte der europäischen Poesie. O *Ἰστορικὴ Ἰστορία*. Ein griechisches Gebicht aus dem Sagenkreise der Tafelrunde. In Original und Übersetzung, mit einleitenden und kritischen Bemerkungen; nebst einer Übersicht anderer griechischer Dichtungen des Mittelalters und späterer Zeit. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 10 Rgr.

Die Entwicklung der Staatskräfte Rußlands seit Peter dem Großen. Berlin, Schroeder. 8. 25 Rgr.

Unsere Gegenwart und Zukunft. Herausgegeben von A. Wiedermann. 2ter Band. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Rgr.

Genthe, F. W., Deutsche Dichtungen des Mittelalters in vollständigen Auszügen und Bearbeitungen. 3ter Band. Eisleben, Reichardt. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Gustav-Adolphs-Lied von 1633. Mit einer literarischen Einleitung und historischen Anmerkungen; zum erstenmal wieder bekannt gemacht und herausgegeben von B. v. Raigahn. Berlin, B. Adoff. 8. 10 Rgr.

Röhler, L., Johannes Fuß und seine Zeit. Historisch-romantisches Zeitgemälde. Drei Bände. Leipzig, Barth. 8. 4 Thlr. 15 Rgr.

Reybold, C., Das Predigtamt im Urchristenthume. Die Entwicklung des Predigtamtes zur Zeit der Apostel und apostolischen Schüler, mit Rücksicht auf dessen Veränderungen und

- weitere Ausbildung dargestellt. Lüneburg, Herold und Wasth. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Pyren, J. A., Predigten über das apostolische Glaubensbekenntnis, gehalten in der französisch-reformirten Kirche zu Potsdam. Potsdam, Lanke. 8. 2 1/2 Ngr.
- Dr. Martin Luther's äußerst merkwürdige Weissagungen, gesammelt 30 Jahre nach seinem Tode, im J. 1578 von J. Papäus. Aufs Neue herausgegeben von E. L. Knapp. Stuttgart, Belfer. Gr. 8. 21 Ngr.
- Maennel, F. A., Geneals oder Geschichte der Innern und Auseren Entwicklung der englischen Sprache. Leipzig, Baumgärtner. 8. 2 1/2 Ngr.
- Marchal, C., Die Familie Orleans. Von Philipp dem Herrlichen bis auf Louis Philipp den Preimaurer. Aus dem Französischen von F. Herrmann. Grimma, Verlagsgesellschaft. Kl. 8. 2 Thlr.
- Kauwerck, K., Der Hausfreund am Felcraben. 1ste Lieferung: Rathhus. 2te Auflage. Leipzig, Vereinsbuchhandlung. 8. 2 1/2 Ngr.
- Patiz, C., Beiträge zum Verständnisse der Lyrik, zunächst für die luhrende Jugend. Innsbruck. Gr. 8. 2 Thlr.
- Allgemeine Real-Encyclopädie oder Conversations-Lexikon für das katholische Deutschland. Bearbeitet von einem Verein katholischer Gelehrten. 1stes Heft. Regensburg, Manz. Ter. 8. 4 1/2 Ngr.
- Reinhold, B., Chronik der Stadt Dahme und der Umgegend. 1ster Band in 6 Heften. Dahme. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.
- Ritter, C., Köpflörner. Gesammelte Erzählungen. Zwei Bände. Pech, Beckevast. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.
- Schärer, C., Beiträge zur Erkenntnis des Wesens der Philosophie. Büsch, Meyer und Heller. 8. 12 Ngr.
- Schaumann, A. F. H., Zur Geschichte der Eroberung Englands durch germanische Stämme. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.
- Der Sorgenbrecher oder das Buch zum Schies- und Dacklagen. An das Licht gestellt durch Jocosum Hilarium Kurzweil, gen. Lachlieb. 3te sehr vermehrte Auflage. Nordhausen, Fürst. 12. 11 Ngr.
- Steinhart, C., Kunst und Leben. Ein Gespräch, vortragen im literarischen Verein zu Raumburg. Raumburg, Weber. Gr. 8. 8 Ngr.
- Stimmen aus dem Heiligthum. (Gedichte.) Berlin. 8. 7 1/2 Ngr.
- Göttinger Studien. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1845. Gr. 8. 4 Thlr.
- Thalheim, F., Der Kegermeister, oder: Heinrich von Meiffenberg und Agnes von Bienenbach. Historisch-tomantische Rittergeschichte. Nordhausen, Fürst. 8. 15 Ngr.
- Therese, Heinrich Burkart. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8. 2 Thlr.
- Vinet, A., Die drei Erwachen. Zwei Rathschläge der Weisheit. Drei Reden. Aus dem Französischen übersetzt von S. Schmid. Büsch, Meyer und Heller. Gr. 8. 9 Ngr.
- Voigt, J., Hildebrand als Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter, nach den Quellen dargestellt. 2te vielfach veränderte Auflage. Weimar, Landes-Industriecomptoir. Gr. 8. 3 Thlr.
- Vollstädt. No. 36: Der Schwannenteller. Leipzig, D. Wigand. 8. 2 1/2 Ngr.

L a g e s l i t e r a t u r.

- Die feierliche Begehung des 3. Jahrhunderts der allgemeinen Orientirten Kirchenversammlung am 12-14. Dez. 1845 zu Erecht. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 Ngr.
- Wuttler, Abschiedspredigt über 2. Timoth. 4, 6. Schwerin, Kürschner. 1845. 8. 2 1/2 Ngr.
- Wuhl, F., Die Gemeinde-Versaffung der östlichen Provinzen des Preuss. Staats und der Rheinprovinz. Leipzig, Meyer. Gr. 8. 45 Ngr.

- Die Colonie St. Marien in Pensylvanien. Nach Reisen und einer Karte. Regensburg, Manz. 8. 1 Ngr.
- Dieferweg, A., Heinrich Pestalozzi. Rede bei der 100-jährigen Feier seines 100-jährigen Geburtstages am 12. Jan. 1846 in Berlin gehalten. Berlin, Enslin. Gr. 8. 6 Ngr.
- Die 100-jährige Gedächtnissfeier des Todestages Dr. M. Luthers in Nürnberg am 18. Febr. 1846. Nürnberg, Meißel und Wiesner. 8. 9 Ngr.
- Glashbrenner, A., Der Staat des deutschen Theaters. Ein Faustschmerz. Leipzig, Reil. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
- Gäbe, H., über den Rechtscharakter und die Competenz der Stadtverordneten im Königreich Sachsen. Ein Beitrag zum öffentlichen Rechte. Leipzig, Krubner. Gr. 8. 10 Ngr.
- Hattorf, J. F., Bewahrung und dauernde Noth für einen Theil unserer Bevölkerung mit Grund zu beforgen, was können wir thun, um einer etwaigen derartigen Befürchtung desto sicherer zu begegnen? Hannover. 1845. 8. 7 1/2 Ngr.
- Hermann, M., Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Polen. Ein Wort zu seiner Zeit. Berlin. 8. 2 1/2 Ngr.
- Holsheim, C., Sie hörten nicht auf Moses vor Kärge des Odems und der schwerer Arbeit. Predigt. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.
- Der Segen des Gotteshauses und der Gottesdienst in der Wahrheit. Zwei Predigten. Schwerin, Kürschner. 1845. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
- Hornung, C. K., Gedankt an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben. Predigt über Hebr. 13, 7. N. Ansbach, Summl. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.
- Letzte Lebenstage und Tod des großen Reformators Dr. M. Luthers. Eisleben, Reichardt. 8. 1 1/2 Ngr.
- Anthropopathische Lichtpustheere. Liegnitz, Reichen. 8. 6 Ngr.
- Refler, J. W., Erbauendes Andenken an Dr. M. Luthers seliges Lebende. Predigt. Eisleben, Reichardt. 8. 3 Ngr.
- Riedner, Vortagung zur akademischen Gedächtnissfeier Luthers an seinem 300-jährigen Todestage in der Universitäts-Hula zu Leipzig. Leipzig, L. D. Weigel. Gr. 8. 5 Ngr.
- Predigten zur 100-jährigen Gedächtnissfeier des Todes Dr. M. Luthers, gehalten am 18. Febr. 1846 in Eisleben. Eisleben, Reichardt. 8. 10 Ngr.
- Ravenstein, A., Andeutungen über die Begründung von Turnvereinen und Turnanstalten. Frankfurt a. M., Bauerländer. Kl. 8. 9 Ngr.
- Reinhard, L., Der Selbstmord. Ein Kanzelvortrag. Schwerin, Kürschner. 1845. 8. 2 1/2 Ngr.
- Ruland, A., Der fränkische Clerus und die Redemptoristen. Denkschrift bei der beachtlichsten Einführung dieses Ordens in Franken. Würzburg, Voigt und Röder. 8. 16 Ngr.
- Schwintl, J., Ein Wort an den Hrn. Reichsrath Fürsten v. Brede als Eho im bayerischen Walde. Augsburg, Schloffer. Gr. 4. 7 1/2 Ngr.
- Stimme aus England über den politischen Zustand Preussens. Aus dem Edinburgh Review (Februarheft 1846), deutsch von A. Kreschmar. Grimma, Verlagsgesellschaft. Kl. 8. 7 1/2 Ngr.
- Stromeyer, F., Die Folgen der Aufhebung der englischen Korngesetze für Deutschland und die deutsche Industrie. Stuttgart, Nebler. 8. 12 1/2 Ngr.
- Uebersicht der Verhältnisse in Galizien und Polen im J. 1846. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 10 Ngr.
- Uebersicht des Oberappellations-Gerichts zu Cassel in der Untersuchungssache gegen den Prof. Dr. Eulo. Jordan wegen versuchten Hochverrats. Nach den Entscheidungsurtheilen. 2te Auflage. Marburg, Elwert. Gr. 8. 15 Ngr.
- Wander, R. F. W., Offenes Schreiben an Dr. G. Wellen den R. Preuss. Minister Dr. Eichhorn. 2te Auflage. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.
- Zur neuesten Geschichte Königbergs. Leipzig. 1846. Gr. 8. 4 Ngr.

Geschichte der pariser Policei. *)

Es ist und bleibt immer eine sehr kitzliche Frage, was Policei sei. Keiner hat noch recht zu sagen gewußt, was sie eigentlich solle, und wie weit ihre Grenzen gehen, und diese schwere und verwickelte Frage bleibt noch dem größten Staatsmanne, der aber auch der größte Mensch sein muß, zu lösen übrig. Unter Ludwig XIV., unter welchem die Kunst ein Volk zu despotisiren auf den höchsten Stupfel gebracht ward, kam auch die Staatspolizei zuerst zu ihrer völligen Ausbildung, ein Zweig der Regierung, der wenn er nicht guten und weisen Händen anvertraut ist zu allen Mißbräuchen und Bedrückungen Anlaß gibt und in die scheußlichste und diebischste Spitzbüberei ausartet, und alle Tage Leben und Ehre der Einzelnen und des Ganzen gefährdet; denn auch der Staat ist als ein einzelnes Leben anzusehen, das nur zu leicht verletzlich und zu tödten ist. Ein Wunder der Schlaueit und des schleichenden Despotismus war es indessen, daß das freimüthigste und lebenswürdigste Volk, daß die offenen Franzosen sich solche Dinge gefallen ließen, die nicht besser waren als die offenen Löwenmäuler in Venedig, und alle Tage neue Einwohner in die erlebigen Kerker der Bastille und von Vincennes, oder gar in die weitem Kerker des Tartarus **) schickten. Ludwig XIV. hatte unter den großen Staatsmännern und Feldherren, die vorzüglich die ersten 20 Jahre seiner Regierung auszeichneten, zwar immer despotisch gewaltet und geschaltet, aber doch oft groß und fürstlich gedacht und gehandelt. Als Colbert und Louvois, als Lurenne und Condé nicht mehr waren, als der Genuß der Lüste seinen eiteln, feigen und weibischen Charakter noch kleiner und schlaffer gemacht hatte, da ging ein ganz anderes Regiment an. In der intriguanten Maintenon, die immer über Gebühr gelobt und getadelt wird, bestieg ein Weib den Thron von Frankreich, und über 20 Jahre drehen sich die wichtigsten Angelegenheiten Europas um die Spindel dieser Parze; während sie sich immer das Ansehen zu geben wußte, nur

mit der bescheidenen Spindel der Frauen zu thun zu haben. Unter ihrer Leitung regierte Ludwig wie ein Weib, und sie wußte ihn mit allen Klätschereien und Trätschereien des Hofes, mit den Geschichten der Kästchereien vornehmer Häuser und Familien, kurz mit dem erbärmlichen Detail des Privatlebens zu unterhalten, worum selbst ein Privatmann sich wenig, ein König sich nie kümmern soll. Die Familien zitterten, ihre Geheimnisse so aufgedeckt und ihre Penetralia aufgerissen zu sehen, und sahen sich um ein zweideutiges Lächeln, um ein leichtes Wort, um einen arglosen Wink in Ungnade, woraus es bei so einem Herrn schwer war sich zu erheben. Die ehrlichen Leute zogen sich von einem Hofe zurück, wo sie über eine bessere Zeit und über ihre Nation trauerten; und wo die Spitzbüberei und Spiontrerei durch alle Classen ging, da nahmen die fetten und feigen Seelen ihre Stellen ein. Während Ludwig so einen Mouchard der Policei machte, widerrief man das Edict von Nantes, das sein braver Großvater seinen treuesten Unterthanen gab, und befehrete durch die Dragonaden, welche Frankreich beinahe eine Million Menschen und den Verlust seiner besten Fabriken und Manufacturen kosteten; man verfolgte einen Fénelon und die frommen Gelehrten des Port-royal, und überließ den Jesuiten und jesuitischen Frömmlern die Geistlichkeit und die Wissenschaften, welche sie in kurzer Zeit verderben und Alles, was durch Geistesfreiheit und Genie hervortragte, von den besten Stellen oder über die Grenzen jagten. Ludwig verbeterete seine letzten Jahre mit der Maintenon, die Pfaffen versicherten dem alten Sünder den Himmel, und er ließ ihnen die Erde. Von theologischen Factionen zerrissen, von den blutigen Kriegen erschöpft, womit der Haß Europas die Pläne seiner Ehrsucht vergalt, verfluchte endlich die Nation einem König, den sie in seinen frühern Jahren angebetet und den Großen genannt hatte. In dieser Periode lebte ein Mann, der die Policei, nach Ludwig's Angabe, zur größten Vollkommenheit brachte, und nach dessen Muster sich alle Die gebildet haben, welche nachher in dieser gefährlichen Kunst berühmt wurden. Es ist der berühmte Boyer d'Argenson, welcher von 1697—1718 die Stelle eines Policeiverwesers bekleidete, später unter dem Regenten Finanzminister und Siegelbewahrer ward, und endlich 1721, wegen seines Aufsehens gegen die Law's-

*) Histoire de la police de Paris, par Horace Raison. Paris 1844.

**) Geheime Hinrichtungen waren noch unter Ludwig XV. ein stehender Artikel der Polizeiausgaben.

sehen Finanzgenossen, in einer christlichen Ungnade starb als sein Leben gewesen war. Von diesem Schöpfer und Ausbilder einer autorisirten Epigamberei, wovon freie Völker immer als vor einem gefährlichen Mittel der Eiskälte des Staats geholt haben als die Unsterblichkeit selbst ist, will ich hier ein kurzes Portrait hersetzen, wie es der Herzog Saint-Simon vielleicht zu nachsichtig in seinen Memoiren gezeichnet hat:

D'Argenson war ein unendlich geheimer Mann von nachgleichigem Geiste, der, seines Vortheils wegen, sich Allem anstrebte. Seine Herkunft war besser als es summt bei Leuten seines Amtes der Fall ist, und er verwaltete seit langer Zeit die Politik, oder vielmehr die Inquisition auf einer transscendente Weise, da er seine Ehen hatte vor dem Parlamente, welches ihn oft angegriffen hatte. Er hatte sich beständig die ersten Häuser zu Freunden gemacht, da er dem verstorbenen Könige (Ludwig XIV.) und Pontchartrain Abenteuer ihrer Kinder und Verwandten verheimlichte, die bloße Jugendsünden waren, und die auf immer ihre Aussichten zu Grunde gerichtet hätten, wenn er sie nicht mit seinem Mantel bedeckt hätte, indem er schnell den Vorhang darüber fallen ließ. Mit einer schauflischen Physiognomie, welche die der drei Hölle nicht darstellte, machte sich d'Argenson Alles zur Luft mit Geistesüberlegenheit, und hatte eine solche Ordnung in die ungeheure Volkmenge von Paris gebracht, daß keine bedeutende Person war, wovon er nicht wußte, wenn er es wollte, das Betragen und die Lebensweise wissen konnte. Mit einem ausgefuchsten Takt, bei jeder Begebenheit seine Hand schwer oder leicht zu machen, immer für die gelindesten Maßregeln gestimmt, mit der Kunst, den Unschuldigen in seiner Gegenwart Angst einzulegen, mäßig, kühl, verwegen bei Deutereien und dadurch Meister des Volks, hatte er in seinen Sitten viel von den Manieren D'Orsay an sich, mit denen er unaufhörlich verkehrte mußte, und ich weiß nicht, ob er viele andere Gottheiten als das Glück anbetete. Wüthen in diesen peinlichen Herrichtungen seines Amtes und bei einem Anschein von lauter Strenge fand der Herrschers leicht Gnade vor ihm; und wenn er mit Freunden ohne große Zusammen war, deren einen Leuten, ließ er sich in solchen aber wenig oder gar keine des Wissens, große Welt- und Dinge in seinem Stande. Unter dem verstorbenen Könige hatte er sich den Jesuiten hingeeben; dabei that er aber so wenig Schlimmes als anging unter einem Schleiern der Verfolgungssucht, den er für notwendig erachtete, um in der That weniger zu verfolgen und die Verfolgten zu schonen. Da das Glück seine Magnetenadel war, so schonte er gleich sehr den König, die Minister, die Jesuiten und das Publicum.

Dieser Polizeilicentiat brachte das Ding zuerst in ein System und ward bald das Schrecken aller christlichen Leute; aber doch sieht man aus dieser kühnen, vielleicht nicht ganz richtigen Zeichnung, daß es in seiner Gewalt stand, viel mehr Böses zu thun als er that, ja daß er selbst viel Schlimmes zum Guten lehret. Über Saint-Simon ist partiell; er lernt, ungeachtet seiner Ausrafungen und Declamationen des Patriotismus und des Mitleids mit der Nation, nur Einen Theil der Nation, den alten Adel^{*)}, und von diesem redet er auch

fast allein. Wenn er uns sagt, daß der König genossen keine andere Gottheit kannte als das Glück, er es mit König, Ministern, Jesuiten und Publicum gleich hielt, so erklärt er uns die Schöpfung der Eöhne und Dornen großer Häuser; denn er hat sich nötig auf einem so schlüpfrigen Pfade, wo Dornen die Hälse und Köpfe anderer Leute in Fäden oft sehr leicht und unversehens um seinen eigenen men kann. Man weiß, was zu solchen Schöpfungsdurchstellungen gehört. Wer den Lauf der Dinge weiß, daß dafür viel kleine und Nebenwerke of in Lüdenbüßer machen müssen. Wenn indessen wollen wir zur Ehre der Menschheit glauben, daß d'Argenson die gelindere Partei ergriß, wo er es ohne Gefahr konnte; und auch so konnte er manches Gute stiften, als mit seiner Nachfolger im Epigamberegimente der Polizei haben sein Ansehen der Nation schicklich gemacht. Er ward und besahnte zuerst ein großer Epigambere, und hatte in allen Ständen, in die Stadt und bei Hofe seine Anstauer, die sich bei den Trauen der Leute erschlichen und ihren Chef von ihm unterrichteten. Ludwig XIV. selbst verwundert sich über und fragte eines Tages seinen Polizeiminister unter welcher Art von Menschen er seine pfiffigen Aufschaffer auswählte. „Sire“, erwiderte d'Argenson, „in allen Ständen, hauptsächlich aber unter den Jesuiten und Lakaien.“

Es ging unter Ludwig so weit, daß nicht bloß die Häuser und zu den Geheimnissen der Tafeln und Cardinen verkappte und verkleidete Spione geschicklich waren; sondern selbst das heilige und unter öffentlicher Sanction stehende Geheimnis der Diebstahls verkehrte sich bei allen Postbüreau in Paris und in den Provinzen, wo ein großer Zusammenfluß von Briefen war, daß eine geheime Bande, die mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und Schlauchheit die verschiedenen Decken malifizierte und auswickelte, die verdächtigen erboch und wieder auflegte, und ihre Berichte und Nachrichten an die Polizei oder an eine besonders dazu bestimmte Person einschickte. Es war eine der liebsten Unterhaltungen des Königs, in diesem Riß der Nothheit zu wühlen. Er wollte nicht bloß Geschichten seiner Familie, seines Hauses, nicht bloß Urtheile und Ansetzungen über sich und die Regierung und Verwaltung wissen; sondern die eubden Kleinigkeiten der Familien, ihre täglichen und wöchentlichen Abenteuer, ihre Liebshafen, Fahrreifehen, Verbindungen, Zänkerien und Eranterien Interessen und ergötzen ihn, und aus dem allerschlimmsten Grunde dem Manches ins Publicum, was den Diener eines guten Hauses sich geschmeit haben würde zu verbreiten. Es war nicht so geheim, so verdeckt und räthselhaft, daß d'Argenson und seine schlimmen Schülfer es nicht herausgefunden und gelöst hätten. Nun ging das Reich der Verfinsternung, Anschwärzung und Cabale auf das

*) Saint-Simon ist voll Stolz und Galle darüber, daß so viele sehr hohe Staats-, Kirchen- und Kriegsdienste seiner Zeit dem alten

ten Stande angehören und nennt darum die Regierung Ludwig's XIV. „ce long règne de vile bourgeoisie“.

gewaltthätig an. Von einem Ende des weiten Reiches
 gegen andern verbreitete die Schlinge der Hinterlist und
 Spioniererei ihre Gift; und jeder Bürger, der auf irgend
 einer bedeutenden Höhe stand, mußte erst seine Gardinen
 aufheben, ob sie auch Thron hätten, ehe er sich zum
 Schlaf niederlegte.

So ging es durch die folgenden Regierungen ohne
 alle Schonung immer schlimmer fort. Die Aufstiegs-
 rei und Angerebet, die bisher so zu sagen auf den
 beiden äußersten Sprossen der Leiter, bei den Hof-
 leuten und Soldaten, stehen geblieben, an denen wei-
 ter nichts zu verderben war, stieg nach und nach alle
 Stufen von oben bis unten herab. D'Argenson's Nach-
 folger suchten die Polizei allgegenwärtig und allwissend
 zu machen, und dieser gotteslästerliche Ehrgeiz verbotete
 sie, alle Art Leute in Dienst zu nehmen und Spione
 aus allen Classen schonenweis anzuwerben. Bänkelsän-
 ger, Finretuschler, Werber, Bühldirnen, Lastträger, Fuch-
 tweißer, Marionettenspieler, Muskanten u. s. w. schworen
 zu den Fahnen der Polizei und erhielten Gelaubnis zu
 Einrichtung von Bordellen, Spielhäusern, Festsälen und
 einer Menge verdächtiger Wirthschaften, wo alles lose
 Gesindel von Paris in die Falle gelockt und ausgeholt
 wurde, während Hausknechte, Dienstmägde, Stubenwich-
 ser, Kuchläufer, Thürsteher und dergleichen dienstfertige
 Schuppsteifer sich in das Innere der Familien stahlen,
 um die Geheimnisse der honesten Leute zu erforschen.
 Dieser Zweig der Polizeiverwaltung nahm bald die
 Hauptrolle derselben ausschließlich in Anspruch, und die
 Feinheit, Pfliffigkeit und Überlegenheit der pariser Poli-
 zei hat, wie ihre Despotie, ihren notwendigen Ursprung
 daraus gezogen. So ward der Polizeilieutenant der
 Despot von Paris, wie der König der Despot von
 Frankreich war, und der kleine Despotismus eines Po-
 liceiverwehrs war schädlicher und schrecklicher als der
 große Despotismus eines Landesregenten, weil dieser wol
 mit Kolbenschlägen aber selten traf und nicht anders als
 mit Geräch und öffentlich verfahren konnte, wodurch
 er sich also beobachtet und in Schranken gehalten sah
 und seine Gewaltstreich ihrer Natur nach vorübergehend
 waren, jener aber mittels seiner unzähligen Kanäle zur
 Kenntniß der Bürger, ihrer Grundzüge, ihres Nahrungs-
 erwerbs und ihrer Beschäftigungen täglich fast in allen
 Verhältnissen des Lebens mit Nadelstichen im Verbor-
 genen quälte, wie ein Vampyr sich an die Einzelnen
 hängt und ihr Blut unbemerkt im Stillen ausaugt,
 kurz im Geheimen so ziemlich nach Belieben schalten,
 drücken, peinigen und tyrannisch misshandeln konnte, und
 dies um so sicherer und ungestrafter, da seine Ope-
 rationen nur ihm und seinen Creaturen bekannt waren,
 und da ihm tausend Vorwände und Mittel übrig blie-
 ben, seine launischen, habgierigen und niederträchtigen
 Eingriffe in die Rechte der Menschheit zu demanteln
 oder zu entschuldigen, und gar sich obendrein das An-
 sehen zu geben, als würde er in seinem Berufe. Ein
 Polizeilieutenant von Paris war, wenn er seine Macht
 und Hülfsmittel mißbrauchen wollte, uneingeschränkter

als ein König von Frankreich selbst, und Richter, Schlichter,
 Richter und Denker zugleich, sobald er das Inter-
 esse seiner Person dem Interesse der Stadt, oder das
 Interesse des Königs, d. h. der Minister, Maitresses
 und Günstlinge, dem Interesse der Bürger untergeschob.

Unter Ludwig XV., wo das Maitressenregiment in
 Frankreich seinen höchsten Flor und schmähtlichsten Ent-
 minationspunkt erreichte, stellte der Polizeilieutenant Ber-
 ryer, welcher seine Ernennung zu diesem hohen Posten
 der Marquise von Pompadour verdankte, die hundert ge-
 heimen Argubaugen und Bureauarme der Polizei zur
 unbedingten Verfügung seiner erlauchten Gönnerin, die
 auf diese Weise zuerst die Hofcabalen und den Stadt-
 klatsch erfuhr, wovon sie sich die einen hinter Ohr
 schrieb, den andern als Beuten für den König aufhob
 und so aus beiden Vorthell zog. Das ganze Polizei-
 personal arbeitete einzig und allein für die Ehrsucht,
 Herrschsucht, Besorgnis, Erbitterung und Rachsucht der
 Favoritin. Die Diebstähle und nächtlichen Einbrüche
 nahmen in Paris überhand; freche Mordthaten verbreit-
 teten Schrecken und Bestürzung unter seinen Einwoh-
 nern, die ihre Häuser von förmlich organisirten Räuber-
 banden angefallen und ausgeplündert sahen. Die Po-
 licei bekümmerte sich nicht im geringsten um dergleichen
 Lappalien; alle ihre Spürhunde waren losgelassen um
 auf Caricaturen, Spottgedichte und Schmähschriften ge-
 gen die Pompadour Jagd zu machen und nach Feinden,
 Tadlern und Heibern der Maitresse des Königs herum-
 zuschnüffeln. Berryer ließ während der sechs Jahre sei-
 ner Amtsverwaltung wegen Verbrechen, Injurien und
 Vergehen gegen die Pompadour über 4000 Personen
 verhaften, wovon einige nur gelinde gestraft, viele aber
 des Landes verwiesen und mehr als 800 in die Bastille,
 nach Vincennes, Ham, Doullens und Lille geschickt und
 erst nach dem Tode ihrer argwöhnischen und rachsüchti-
 gen Feindin wieder auf freien Fuß gesetzt wurden. Un-
 ter den spätern Polizeilieutenants bildete sich die geheime
 Polizei immer fürchterlicher aus. Ruhe,
 Freiheit und Sicherheit der Bürger standen in den Hän-
 den von Menschen, die größtentheils aus der Hefe des
 Volks, aus Banquerottwees, vormaligen Schmugglern
 und Wildblieben, und selbst aus überwiesenen Gaunern
 und gebrandmarkten Dieben und Betrügnern zusamen-
 gerafft waren. Sartines, welcher 12 Jahre lang,
 1762—74, die Polizei von Paris verwaltete, griff zu-
 erst zu diesem verzweifeltten Mittel: er hatte beständig
 drei oder vier solche reutzige Gauner und Erbsitzbuben
 um sich, die er seine Flügeladjutanten nannte, und
 rühmte sich mit cynischer Offenheit, so viel Spione in
 seinem Solde zu haben, daß, wenn drei Personen auf
 der Straße zusammen plauderten, ganz gewiß wenigstens
 einer darunter sei, der ihm angehöre. Die Mouchards
 waren in verschiedene Classen getheilt, die alle ihre ein-
 zelnen Berichtigungen hatten, und in allen Gestalten,
 unter allen Charakteren und mit allen Beschäftigungen
 sich unter das Publicum und in den Schoos der Fami-
 lien einschlichen. Man hat Beispiele, daß Ludwigscritter

Winfeln und Jammern, und lustig tummelt sich der ausgelassenste, tollste Trost, den jemals Leichtsin, Lieberlichkeit und Verderbniß zusammengeliefert. Hier war der Bettler gesichert vor jeder Verfolgung, hier befand er sich unter den Seinigen und konnte ohne Scheu die trügerische Maske ablegen, welche er während des Tages getragen. Kaum eingetreten, ging der Hinkende gerade, der Gelähmte tanzte, der Blinde ward sehend, der Taube hörend, die Greise selbst wurden jung. Dieses Volk, so elend und so begünstigt, so arm und so reich, so mächtig und so schwach, so furchtsam und so furchtbar, dieses Volk, das man nach Tausenden zählte, hatte einen König, dem es gehorchte, es hatte seine Befehle, seine Justiz, seine Moral, ja seine blutigen Hinrichtungen. Und man denke man sich diesen Schwarm, diesen Ausleiricht und Abschaum der Menschheit, wie er aus der Räuberhöhle hervorbricht und sich bei nächstlicher Weile über das unbewachte Paris ergießt; man denke sich dieses Bild in einer Zeit, wo die Straßen der Hauptstadt noch unbeleuchtet und alle Anstalten der Polizei noch unentwickelt und eine ohnmächtige Waffe gegen diesen gräßlichen Tyrannen und aufgebrungenen Lehnsherrn waren. Mehrere Jahrhunderte hatten diese Wunderhöfe in größerer oder geringerer Ausdehnung und Macht in Paris bestanden. Zeit, Gewohnheit, Verjährung und Furcht hatten allmählig ihrem Dasein einen Schein von Recht gegeben; mindestens wagte der pariser Bürger nicht, laut gegen sie zu klagen und die Polizei anzurufen, aus Besorgniß, sein Knecht, seine Magd, irgend einer seiner Angehörigen und Hausgenossen könnte zu dem großen und achtungswerthen Bunde gehören. In seinem devoten, spießbürgerlichen Sinne, im angeborenen Respect vor jeder bestehenden Gewalt, achtete er die Constitution der Wunderhöfe, und allerdings konnte nichts geregelter sein als ihre Verwaltung, nichts prompter als ihre Justiz, und so war man gewöhnt, die gezwungenen Anlehen, welche das Heer der Wunderhöfe aufnahm, so gut zu den unvermeidlichen Ausgaben zu zählen als die königlichen Steuern oder die Zehnten und Gülten des Feudalherrn. Aber nichts wahrhafte Poetisch-Schönes und Großes hat Bestand in dieser prosaischen Welt. Eines Tags, da er müde war seiner Schloßbauten in Versailles, müde seiner geziereten Gartenhäuser und Laubengänge, müde seiner Wirtessen und der niederträchtigen Schmeicheleien und der Racine'schen Tiraden; eines Tags, als das flüchtige Kriegsglück sich gewendet hatte und die Langeweile des Alters eingetreten war; eines Tags, da er nichts Kurzweiligeres mehr zu erfinden wußte, fiel es dem „großen Könige“ ein, an die Sicherheit und Wohlfahrt seiner guten Stadt Paris zu denken, und eine königliche Ordonnanz, der militärische Gewalt den gehörigen Nachdruck gab, machte dem Reiche des Wunderhofes ein Ende. Ein Theil der Wunderhofsbewohner wurde in das Irrenhaus, ein anderer auf den Rabenstein geschickt, diese ins Hospital, jene ins Irrenhaus geworfen, die einen auf öffentlichem Markte ausgepeitscht, die andern außerhalb des Reichbildes der Stadt gejagt; und zerstoßen war fortan alle Pracht und Herrlichkeit der Strauerei.

Auch um diese edlere bürgerliche Polizei und ihre Organisation, die kein Staat entbehren kann, der nicht mehr in seiner Kindheit oder nicht mehr in Barbarei versunken ist, hatte d'Argenson große Verdienste, und wenn er oft als ein niedriges Werkzeug der Cabale und Vöberei dienen mußte, so verfolgte er auch die Diebe, die Müßiggänger, die Dirnen, kurz alles schädliche Gesindel mit großem Eifer. Aber seine Nachfolger traten durchgängig in ein zu enges Bündniß mit den hochgestellten Personen und Leuten, die den König belagert hielten, den Despotismus und ihr eigenes Interesse beförderten, und nichts machte Eigenthum und persönliche Freiheit so unsicher als eben die Polizei, welche Beides sichern sollte. Einige Polizeilieutenants des ancien régime bezeichneten zwar die Zeit ihres Dienstes mit nützlichen Maßregeln für die Versorgung, Sicherheit, Bequemlichkeit und Gesundheit der Bürger von Paris; aber diese Aufmerksamkeit für das gemeine Wohl wurde mehr ruß- und stöckweise als gleich- und planmäßig geübt. Als die Constitution der alten französischen Monarchie in Trümmer ging, verschwand auch die alte Polizeiverfassung, ihre wirksamste Stütze. Frankreich fiel mit der ersten Revolution in chaotische Verwirrung, aber nach den tollsten Stürmen und Brandungen, als die wilden Bogen vor dem Bonaparte'schen Dreiaß sich senkten, gekaltete sich mit dem neuen Consularstaat ein neues Policesystem, und nach diesem Muster besteht die ganze Einrichtung, wenngleich bedeutend erweitert, bis auf den heutigen Tag. Diese Polizei ist auch jetzt noch vortrefflich. Das Erste, wovon man sich hier im täglichen Leben überzeugt, ist die Vorzüglichkeit der pariser Polizei, die weit und breit berühmt ist, und diesen Ruhm vollkommen verdient, wenn man die Polizei bloß auf Das bezieht, was zur Sicherheit und zum Unterhalt des Gesamts- und Einzel Lebens gehört. Ich möchte Alles darauf setzen, daß eine kleine Welt, die mit Paris einerlei Umfang und Volksmenge hat, in dieser Rücksicht unmöglich besser daran sein kann. Es kommt mir vor, daß durch die lange Gewöhnung der Pariser ein solches Leben, das man ein policesisches oder policesrechtliches nennen könnte, sich gleichsam zur andern Natur gemacht hat und nicht mehr anders sein kann. Er sieht gleich nach der Polizei, sieht gern fliehende Gauner festhalten, improvisirt wol auch einen Polizeidiener valler Umschweif und ohne Scheu vor Lebensgefahr, thut unweigerlich was dem gemeinen Besten frommt und die Polizeipräfectur verordnet, und unterläßt, ohne sich ein Verdienst daraus zu machen, was er vom Nachbar nicht leiden würde; äußert sich aber selten günstig über die Polizei, welche ihm unentbehrlich, aber nicht sehr raptsächlich erscheint. Diese leidet immer noch an den Nachwehen der unangenehmen Ebschaft alter Zeiten, die neuerdings vielfach ausgeräumt, aber noch nicht so durchgreifend ausgemärgelt worden, daß das Mistrauen, welches man noch von daher gegen die Polizei und ihre Werkzeuge hat, völlig gesunken ist. Uzu große Strenge hört man ihr oft genug vorwerfen; Strenge aber, ernste Vollziehung der Befehle ihrer Beamten, schnelles Schor-

Gen ist die Seele einer guten Polizei, und schmes mag in einem Paris und bei der dortigen Menge armer oder wenigstens bei jedem Unfälle mittelloser und vollkommen grundsatzloser Menschen die Mittelstraße zwischen dieser Strenge und dem Despotismus zu treffen sein. Nur gegen Willkür der Behörde und gegen beleidigende Angriffe ihrer Diener sollten feste Schranken den Bürger schützen.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte von Goethe's „Wilhelm Meister“.

Goethe erzählt im „Wilhelm Meister“ Folgendes: „Nach einer Pause trat ein Bergmann mit einer Hacke hervor und stellte, indes die andern eine ernsthafte Melodie spielten, die Handlung des Schürfens vor. Es dauerte nicht lange, so trat ein Bauer aus der Menge und gab jenem pantomimisch drohend zu verstehen, daß er sich von hier weggeben solle. Die Gesellschaft war darüber verwundert und erkannte erst den in einen Bauer verkleideten Bergmann, als er den Mund aufthat und in einer Art Recitativ den andern schalt, daß er wage auf seinem Acker zu hantieren. Der Bauer, der zuerst mit Schlägen gedroht, ließ sich nach und nach besänftigen, und sie schieden als gute Freunde voneinander; besonders aber zog sich der Bergmann auf die honorabelste Art aus dem Streite.“ Wie bei Vielem, was für bloße Dichtung gelten könnte, hat Goethe'n hier ein thüringisches Vorbild gebildet — und gewiß lernte der große Dichter folgendes Bergmannslied kennen, welches Einsender vor vielen Jahren in der Gegend von Königssee dramatisch bei einer Dorfkirchweih aufführen sah.

Dr. Schöler.

Erster Bergmann.

Glück auf! mein guter Freund,
Was geht Ihr mit der Kuthe,
Ich glaub' Ihr seid vermeint
Ein Bergwerk hier zu mutzen;
Wenn ich ankommen kann (d. h. wenn ich zugelassen werde),

So geh' ich selbst mit d'r an;
Denn ich seh' das Gestrige
Für etwas Coles an.

Zweiter Bergmann.
So, ja, mein lieber Freund,
Ich habe das Vertrauen,
Mit Euch, wenn gut es scheint,
Ein Bergwerk hier zu bauen,
Das etwas Coles trägt —
Die Nutzung ist gelegt;
Ich achte es für nöthig,
Daß man allhier einschlägt.

Bauer.

Was, Leuti! macht Ihr das
Df' mitnem schönen Falde,
Es werr mer etun (eben) a suo — (das wär' mit eben recht, — ironisch)

Daß Ihr mer ene Falde
Df' mei Obblete macht!
So wuch' als hätt ihr's Nocht;
Ihr Bergkent' id' ban Bauern
Df' Schuaden nur bedacht.

Bergmann.

Ihr redt's aus Unverstand,
Es ist ja zu beweisen,
Daß durch des Bergmanns Hand
Eis' Kupfer, Stahl und Eisen,

Gold, Silber, Zinn und Blei,
Metall und mancherlei,
Durch Arbeit seiner Hände
Gesördert wird' dabei.

Bauer.

Wir aber nech a suo — (nicht also)
Last mir mei Fald met Freuden;
Wenn es id' Eisen hua,
Da las' ich hen zum Schmede,
Der macht mer's guar so nett,
Wesgabbel und Hemmkett,
Pflugschuar, Ruathnah, Puseisen,
War nur vteel nöthig hätt.

Bergmann.

Mein lieber Bauersmann,
So viel als wir verspüren,
Ist es nicht wohlgethan,
Mit Euch zu disputiren,
Denn Ihr seid uns nicht halb;
Geht, klaget, wo Ihr wollt,
Wir woll'n Euch schon beweisen,
Was Ihr aubrichten sollt.

Bauer.

Macht Ihr das Loch nur zu,
Hierher huats id' Geschede,
Bahl kbmmt a Kalb ane Kuh
A Schuaf in's Ungelede (Unglück).

Bergmann.

Was kammert uns dein Bleh?
Die Ochsen, Schaf und Kuh' —
Die mußt du lassen hüten,
Deswegen bist du hie.

Bauer.

Ihr Leut' eh' saßt (sag's) Euch nu
Ihr thut mer rachten Schuaden,
Ich schinuh, Parole! zu
Last Euch zum Guten ruathen.

Bergmann.

Wir tragen keine Scher
Schlägt du! wir sind dabei —
Wo Erz ist zu vermuthen
Da steh't zu schürfen frei.

Bauer.

Das moar an anner Wort!
Thutt Ihr de Freiheit huoben,
Reinthalb, ba gruabt nor fort.
Ich ga meine Steuern und Quaben
Ua mei Haffarengald —
Ihr mußt mer halt fern Fald
Dreihunnert Thualer zuahle,
Gast (sonst) brauch' ich noch Gewalt.

Bergmann.

So viel man Euch verwickelt,
Müß Euch für die Bekhwerden,
Wie es gebodentlich ist,
Ehr nur zu Thelt werden,
Den selben habt Ihr frei,
Die Erzfuhr' auch dabei;
Nun thant Ihr selber denken
Df's Guer Schade sei.

Bauer.

Was es denn abber a Kur
Was thut denn äner galten,
I nu, bua gatt (gott) mer'n klag,
Dann well' es mei Mual halten.
Nor aber saßt (sag) me dabei,
Es (ob) e von Struch oder es e von Pen.

Von Leinwand oder Eder,
Es von Folge sei.

B e r g m a n n.

Ein Lux ist ein Antheil,
Den Euch von einer Sache
Zu bauen Arbeit frei,
Nun merket, was ich spreche:
Thut sich ein Anbruch an,
So habt Ihr Antheil dran
Und könnt in wenig Jahren
Böhl werden ein reicher Mann

B a u e r.

I nu, das gabe Gott!
Ihr Leben, braven Leute,
Ich brauch's zur höchsten Noth;
Ihr macht mir suo viel Freude,
Daß ich mich schon bedenk;
Kommt, steht mit mir in de Ehent.
Oh mich die Zeit thut zwenge,
Daß ich mich von Euch lenth.

B e r g m a n n.

Et, dafür danken wir,
Es hat ja nichts zu sagen.

B a u e r.

I nu, d Männchen Bier —
Das könn' wer jua vertragen;
Wir sind ja gute Freund',
Der Denter hol' die Feind' —
Wer wollen etalg lebe
A Scheim der's böse meint.

Der Abdruck, welchen Herr Director Uebeln von diesem
Liebe in seinem anmuthigen Büchlein „Ein Stück aus
Goethe's Leben“ gegeben hat, weicht in der Lesart hier und
da ab, die gegenwärtige Aufzeichnung indeß trägt eine origi-
nellere Farbe.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Sittengemälde.

Die Zeiten des Friedens wiegen den Menschen nur gar zu
leicht in einen gefährlichen Schlummer und verlocken ihn mit
gaukelnden Trugbildern zu einer verderblichen Verblendung.
Deshalb ist es gut, wenn zuweilen eine eindringliche Stimme
ertönt, welche das erschlaffende Selbstbewußtsein der Menge
aufrüttelt. Eine solche Stimme eines Predigers in der Wüste
erschallt in den „Epreuves sociales de la France depuis
Louis XIV jusqu'à nos jours“, von A. Dumesnil. Der Verf.,
der bereits nach vielen Seiten hin literarisch thätig gewesen ist,
zeichnet hier ein düsteres Bild der französischen Zustände. Die
Gemälde, welche er vor uns aufrollt, sind schrecklich und grauen-
voll. Er führt die Erscheinungen der letzten Jahrhunderte an
uns vorüber; aber für ihn ist die Geschichte nur die Entwicke-
lung des Bösen in der Welt. Dasselbe breitet sich immer mehr
aus, überwuchert Alles und droht die Keime des Guten zu er-
sticken. Die frühesten Ahnungen steigen beim Anblick dieser un-
heimlichen Schilderungen in uns auf und es bedarf erst einer
Sammlung und Erholung, um diese nächtlichen Gestalten zu
versehenen, welche sich bei der Lecture dieser schwarzgehaltenen
Seiten erheben. Nichts von alle Dem was besteht findet
Gnade, Alles ist dem Untergang und dem Verderben geweiht.
Dabei ist dieser strenge Sittensrichter nicht etwa ein zersahrener
Schöngest, der mit dem Weltsehmerz und der Blasphemie co-
quettirt. Sein Mißbehagen an den bestehenden Verhältnissen
geht tief und steht mit einer aufrichtigen und achtungswer-
then Besinnung im Bunde. Man kann auch nicht gerade sa-

gen, daß er unter dem Einfluß einer Parteilichkeit schrieb.
Swar bekennet Dumesnil sich offen zum Grundfag der Legitimi-
tät, und er wird auch in der Regel der Partei, welche dieses
Princip auf ihre Fahne geschrieben hat, beigezählt; aber nicht-
bestoweniger züchtigt er die Ansprüche der Aristokratie und die
Thorheit der royalistischen Antriebe auf das empfindlichste.
Ebenso steht es mit seinen religiösen Ansichten. Hier steht er
durchaus auf römisch-katholischem Boden, aber dies hält ihn
nicht ab, die Priester offen als Theilhaber an der allgemeinen
Schuld anzuklagen. Kurz, kein Stand, kein Rang schützt vor
seinen vergifteten Angriffen und es ist nur unbegreiflich, wie
ein Mann, der Alles so schwarz und verhängnißvoll sieht, die
schwere Last des Lebens zu ertragen im Stande ist.

Gautier's neuestes Werk.

Der Feuilletonist Théophile Gautier sucht seinen Werken
immer gern eine absonderliche Färbung zu geben. Er sucht
dies dadurch zu erreichen, daß er überall paradoxo-
Behauptungen in den Vordergrund treten läßt und daß er selbst
im Ausdruck vorzugsweise von den gebräuchlichen Formen ab-
weicht. Besonders gefällt er sich in der Anwendung veralteter
Redewendungen und in einem Prunk seltener, aber vollklingen-
der Wörter. Man sieht also, daß er im Ganzen mehr ein
durchaus äußerlicher Geist ist, der nur da wirklich interessant
wird, wo es sich darum handelt, irgend ein alterthümliches
Gemäuer, eine alte Ruine, die in einer einsamen Gegend ge-
legenen Trümmer einer römischen Wasserleitung u. s. w. zu
beschreiben. Die Schilderung ist seine eigentliche Stärke. Als
Beleg dafür führen wir nur seine Reisebilder aus Spanien an,
welche er unter dem Titel „Tra los montes“ vor einigen Jah-
ren herausgegeben hat. Wir erhalten jetzt wieder ein ähnliches
Werk aus Gautier's Feder, in dem wir freilich keine grandio-
sen Beschreibungen, aber doch zum Theil ganz gefällige Skiz-
zen aus dem Volksleben erhalten. Dasselbe führt den etwas
gesuchten Titel „Zigzag“. Der Verf. erzählt hier meistens
humoristische Abenteuer, welche er auf seinen Fahrten durch
Belgien, England und Italien erlebt hat. Neben vielem hals-
losen Geplauder wird uns hier manche gefällige Bemerkung,
manche unterhaltende Anekdote und anziehende Ansicht geboten.

17.

Literarische Anzeige.

Neuer Roman!

Im Verlage von **J. W. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen
und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Ritterbürtigen.

Roman

von

Levin Schücking.

Drei Theile.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman bildet den ersten bis dritten Band einer
Sammlung unter dem Titel „Zeit und Sitten“, deren
vierter Band „Eine dunkle That“ sich unter der Presse
befindet.

Von dem Verfasser erschien bereits in demselben Verlage:

Ein Schloß am Meer. Roman. Zwei Theile.

Gr. 12. 1843. Geh. 3 Thlr.

Montag,

Nr. 131.

11. Mai 1846.

Geschichte der pariser Polizei.

(Schluß aus Nr. 129.)

Die Aufmerksamkeit der pariser Wohlfahrtspolizei erstreckt sich bis ins Kleinste. In Allem gibt sie Erlaubniß, Alles muß gegen schwere Gebühren einregistriert, controlirt und revidirt werden, und bei dieser Ausdehnung der Polizeigewalt auf Ausübung von den unverdächtigsten Gewerben darf man sich nicht verwundern, wenn man hört, daß die hiesige Polizei verfügt über ein jährliches Budget von 12 Millionen Francs, über eine eigene Scharmacht von 2596 Mann Fußvolk und 647 Reitern, über ein Pompiercorps von 830 Mann, über 300 Stadtsoldaten, über ein Schreiberrwesen, welches Tag und Nacht an 300 Angestellte beschäftigt, und endlich über ein beinahe 2000 Mann starkes Personal von Polizeicommissären, Friedensoffizieren, Inspectoren und Agenten jeder Art, die in ihren vorgeschriebenen Kreisen und Bezirken für die Ruhe und Ordnung wachen und zu jeder Stunde, in jeder Minute und in jeder Secunde ein scharfes Auge haben auf die Unmasse des drolligen und faulen und ausgefreiteten und ausgekehrten Gesindels, welches in so einen schrecklichen Menschenhaufen als Paris ist zusammenfließt und den stehenden Abschraum der ungeheuern Volksmenge abgibt, dessen lieberliche, räuberische, bestialische und mörderische Gelüste gegen das Eigenthum, die Ruhe und das Leben anderer Leute in beständigem Aufruhr und permanenter Verschwörung sind. Jede große Stadt ist der Lärm- und Lummelplatz losen Gesindels aller Stufen, und Paris steht hierin, nach London, auf der höchsten. Selbst der besten und wachsamsten Polizei ist es unmöglich, eine Stadt, wo über eine Million Menschen sich zusammen bewegt in einem Umfange von wenigen Viertelmellen, von solchem heillosen Gesindel zu reinigen und aus diesem Menschenbildich alle Raubthiere rein auszuklopfen. Alles jenes Raub- und Lumpengesindel geht so frei mit unter dem großen Haufen; es hat keinen Willen zu arbeiten und die größte Lust zu stehlen, und es ist wirklich kaum begreiflich, wie mit solchen Beimischungen und gährenden Elementen die Bevölkerung so ruhig und bequem sich benimmt, und wie wenig man ahnt, wie dünn die Kruste sei, auf welcher man geht und auch wol tanzt,

und unter welcher ein Abgrund gähnt, dessen Inhalt nur zuweilen hervorbricht wie an der Seite des Vesuv. So mächtig ist die Wirkung des täglichen Lebens, der Nothwendigkeit und des Bedürfnisses der Ruhe und des Verkehrs, so vortreflich die Wachsamkeit der städtischen Polizei, deren weisläufiges Netz alle Quartiere von Paris und alle Ortschaften des Reichthums der Hauptstadt umspannt. Der Mechanismus dieser ununterbrochenen polizeilichen Wachsamkeit ist vielleicht der vollkommenste der Welt und den Hauptzügen nach folgendermaßen eingerichtet:

Jedes Arrondissement von Paris hat seine Polizeibrigade von Stadtsergeanten und Inspectoren, die unter einem Friedensoffizier stehen und den Beruf haben, unangetastet alle Theile ihres Bezirks auszuspähen, über die Befolgung der Gesetze und Verordnungen zu wachen, die Übertretungen der Polizeiverbote zu protokollieren zu nehmen, Haß und Schlägereien vorzuzommen, Übertreter die sie auf der That ertappen festzunehmen, wo es Noth ist zu helfen und die Circulation so viel als möglich ungenirt im Gange zu erhalten (was in einer Stadt, wo jeden Tag von 6 Uhr Morgens bis Mitternacht über 60,000 Fußwerke aller Art auf dem Pflaster herumrollen, keine geringe Mühe verursachen mag). Ihr Dienst fängt Morgens an und hört erst um Mitternacht auf, wo die Sicherheit der Stadt andern Polizeidienern und Militairpatrouillen übergeben wird, welche die Wachen des Bürgermilitairs, der Municipalgarde und Linientruppe stellen.

In jedem Arrondissement ist ein Centralbureau für den Friedensoffizier, welchem die Stadtsergeanten und Inspectoren des Bezirks über alles Vorkommende mündlichen oder schriftlichen Bericht abhalten, woraus dieser wieder einen gedrängten Auszug macht, den er zweimal des Tags, und in kritischen Fällen noch öfter dem Polizeipräsidenten einschickt, bei welchem die Berichte der sämtlichen Friedensoffiziere zusammenlaufen, und der auf diese Weise sogleich von Allem unterrichtet wird und nie nach Hause geht, ohne den Zustand der Hauptstadt genau zu kennen.

Eine starke Brigade Stadtsergeanten ist eigens beauftragt, das Gewirr in den Straßen auseinander zu bringen, die Hindernisse des freien Verkehrs aus dem Wege zu räumen, und namentlich um die Hallen und Märkte sowie in den Gegenden, wo das größte Gewimmel ist, Ordnung zu halten.

Dies sogenannte Centralbureau ohne feste Bestimmung stehen immer für unvorhergesehene Fälle in Bereitschaft, um auf den Bink des Präfecten hinzueilen, wo Verstärkung nöthig ist.

Die sogenannten „grauen Patrouillen“ (eine Art Nachwächter) sind die ganze Nacht in Bewegung und ziehen rottenweise Straße auf Straße ab; sie nehmen vorgeschriebene Wege, damit alle Stadtviertel zugleich ausgehört werden, und durchsuchen vorzugsweise die engen und dunkeln Straßen, die

abgelegenen Quartiere, kurz alle Stellen, wo es für den verspäteten Fußgänger nicht geheuer ist.

Die nächtlichen Verabungen, Mordthaten, Einbrüche und Diebstähle, welche die pariser Zeitungen nur zu häufig melden, beweisen leider, daß man mit diesem Patrouillensystem noch nicht erwacht hat, was der Polizeiergentnant Hrault von Bancressan beabsichtigte, der, wie er sich ausdrückte, das Pflaster von Paris so ehrwürdig machen wollte als eine Sacristei.

Die Tische der Hotels garnis müssen täglich die Kunde machen in den meublirten Häusern, wo man Zimmer an Reisende vermiethet, und in eigene Listen, die denselben Tag nach der Polizeipräfectur abgeliefert werden, die Namen, Vornamen, das Alter, Geschlecht und Gewerbe Derer eintragen, welche in diesen Häusern ein- und ausziehen. Diese Listen werden sogleich alphabetisch geordnet und dienen in sehr vielen Fällen als Leitfaden, um verschollenen oder anrücklich gewordenen Reisenden wieder auf die Spur zu kommen.

Diese Arbeit muß ungeheure Umstände machen, da hier mehr als 4000 solche zum Logiren eingerichtete Häuser vorhanden sind, wo täglich beinahe 2500 Personen ab- und zuziehen und im Durchschnitt 37,000 Menschen, darunter 6000 Fremde hausen.

Außerdem hat die Polizei die Sorge für Zufuhr und Verbrauch; die Aufsicht über die Hallen und Märkte, über Flußschiffahrt und Strombenutzung, über die 7000 Gas- und die 12,000 Maternen, welche jede Nacht Winter und Sommer ausgezündet werden, und die 120,000 Mètres (30 Lieues) Abzugskanäle, in welche alle Unreinigkeiten zusammenfließen. Sie besorgt die Reinigung der Straßen (eine wahre Herculesarbeit), denn den Urath von einer Million Menschen, von 100,000 Pferden, 200,000 Ragen und Hunden, von ebenso vielen unreinlichen Handdierungen, von Regen und Schnee, aus einem Augiasstalle von dem Umfange wie Paris mit den engen Gassen zum Theil, wo die Sonne nicht hinabbringen kann, wegzukommen: dies ist eine Aufgabe, die unbeschreiblich schwer ist; beaufsichtigt die Anstalten zur Aufnahme der Kranken, Ernährung der Nothleidenden, Verminderung der Bettler, Beschaffung schädlicher Mitglieder der Gesellschaft, die Spitäler, die Gefängnisse, die Zucht- und Irrenhäuser, unvermeidliche Pestbeulen einer unermeßlichen Hauptstadt, wo alle unbändigen Leidenenschaften gähren, toben und am Ende plagen würden, wenn der Geseßgeber nicht weise vorbeugend hier und da stehende Dämonen, in deren Sauche sich die verworfensten Lüste abspülen. Im Interesse der öffentlichen Ehrlichkeit und Gesundheit hat sie ein wachsames Auge auf den betrügerischen Krämergeist, der falsche Maß und Gewicht gibt und verfälschte oder verdorbene Waaren umsetzt. Verkauft ein Bäcker Brot von angegangenen Mehl, ein Weinhandl. verfälschten Wein, ein Kaufmann verlegenes Tuch, ein Spezereihändler verdorrenes Gewürz, ein Goldschmied probemwidriges Silbergeräth, ein Metzger altes Fleisch u. s. w., so bedarf es nur einer Anzeige bei dem Polizeicommissair des Viertels und er trifft die nöthigen Verfügungen dagegen. Unter der Aufsicht der Polizei stehen auch die Todendächer von Paris, und die andern Grabstätten, Obdachhäuser genannt, wo täglich Hunderte von Dyrren den hungerigen Ragen zu Gunst fallen; die an mehreren Punkten des Seineufers und des Kanals angebrachten Anstalten, um Strömende oder Selbstmörder wieder ins Leben zurückzurufen, und die mehr als 30,000 Höfenwichter, Diebe, Räuber, Caracener, entlassene oder entsprungene Verbrecher, die sie, wie jenes Halbherz des Alterthums, alle bei Ramon nennen kann und in ihren Antecedenten kennt. Es gibt auf der Polizeipräfectur ein Bureau mit einer über 100 Jahre hinaufreichenden Sammlung aller von Gerichtenwegen in Frankreich gefällten Urtheilsprüche, welche entsprechende Gefängniß-, Zuchthaus- oder Ga-

leerenstrafe verhängt haben und täglich mit besondern Notizen vermehrt werden, die geeignet sind, betreffenden Falls Aufschluß selbst über solche Personen zu geben, welche von der Anklage wegen eines Verbrechens oder Vergehens freigesprochen worden. Diese Sammlung, welche mit den Dims des alten französischen Parlaments eine der umfassendsten Befundenansammlung bildet, führt den Namen: Les sommaires judiciaires, und enthält über eine Million Notizenblätter und Acten.

In das Fach der Polizei gehört auch die allgemeine Anständigkeit. Sie hat die Aufsicht über die auf allen Theatern zu gebenden Stücke, über die Kupferstichhandlungen, über die öffentlichen Anschläge und Ankündigungen, über die sittenlosen Bücherverkäufer, über die Urinirankalten in allen Stadttheilen und über die — Unterhofen der Schaupielertinnen.

Aus diesen angezogenen Stellen erhellt zur Genüge die ausgebreitete Macht und Wirksamkeit der pariser Polizei. Wie sie dieselbe in alter und in neuer Zeit angewandt, erfahren wir aus vorliegender Geschichte, die von ihrer ersten Entstehung bis auf unsere Tage reicht (1667 — 1844). Der Verf. hat mit großem Fleiß und vielen Einsichten gerade Das gesammelt und ausgesucht, bei dem durchaus dem Leser keine Langeweile ausbrechen kann, da er hier von einem Gegenstande zum andern mit Interesse fortgezogen und von dem bald ernstern, bald muntern Vortrage der Erzählung eingenommen wird. Der Gegenstand ist mit genügender Vollständigkeit abgehandelt, reich an Notizen und urkundlichen Aufklärungen. Auch gegen die Anordnung läßt sich nicht viel einwenden. Mancher wird indeß fragen, warum die ausführlichen Lebensnachrichten über sämmtliche Polizeilieutenants und Polizeipräfecten von Ludwig XIV. bis auf Ludwig Philipp I., da diese Lebensumstände, insofern sie nicht den historischen Charakter der geschilderten Personen bestimmen, nach dem Herkommen speciellen Biographien angehören? Die Schrift enthält mancherlei Stoff zur Unterhaltung und zum Nachdenken, und verdient viel gelesen und überdacht zu werden. 89.

Romanliteratur.

1. Armin Caloor. Von E. Starklof. Zwei Theile. Leipzig, D. Wigand. 1846. 8. 3 Thlr.
2. Fürst und Proletarier. Ein Roman aus der Gegenwart von Theodor Dickers. Zwei Theile. Leipzig, Neumann. 1846. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Schicksale eines Proletariats. Ein Volkstuch von Ehrenreich Eichholz. Leipzig, Ph. Neclam. 1846. 8. 17 1/2 Ngr.
4. Ludovico oder der Sohn eines Mannes von Genie. Stuttgart, Hallberger. 1846. 8. 1 Thlr.

1. Für Den, der verpflichtet ist, die deutsche Romanliteratur zu lesen und zu verfolgen, um sie zu kritisiren, ist es eine wahre Freude, unter dem vielen Schlochten und Mittelmäßigen was sie bietet einen Roman zu finden wie „Armin Caloor“ von Starklof. Der Name des Verf. war uns bisher keineswegs unbekannt, aber, daß wir es offen gestehen, eine solche Production wie seine neueste hätten wir ihm nicht zutrauen mögen. Um so mehr hat er uns überrascht und um so lebhafter ist unsere Anerkennung. Er liefert keinen Lebensroman, keine jener ästhetisch-politisch-philosophischen Mitteldinge, in denen uns allgemeine Abstractionen mit bunten romantischen Lappen aufgepußt statt concreter Persönlichkeiten und individueller Süge und frischen Lebenswechfels begegnen und die sich gewöhnlich damit entschuldigen, daß es durchaus nicht möglich sei, un-

soner Zeit und ihren Gesetzen ein anderes poetisches Interesse abzugewinnen. Sein Roman ist kein Tendenzroman, aber er ist befferungsgeachtet ein Zeitroman, und obgleich er durch und durch ein Zeitroman ist, entbehrt er dennoch nicht des wahrhaftigsten concreten Lebens, der individuellen Frische, der heitersten Poesie. Starklof scheint auf jener Höhe des Lebens zu stehen und zu jener objectiven Ruhe gekommen zu sein, wo man die Poesie und ihr Wesen wieder von dem Wirrwarr des Tages und den politischen Conflicten der Gegenwart trennt, wo man zu dem Bewußtsein gelangt, daß sie sich nicht im Parteistrußel verlieren dürfe, aber auch in der Überzeugung lebt, daß es eine Aufgabe der Poesie und vorzüglich der Poesie des Romans sei, die Zustände der Gegenwart und die Individualitäten, wie sie sich mannichfach unter denselben entwickeln, abzuspiegeln. Man kann sich bei der Lectüre des „Armin Galoor“ nicht leicht des Gedankens erwehren, daß der Dichter in diesen scharfen, mit genialen Pinselstrichen hingeworfenen Zeichnungen einen großen Theil eigener Lebenserfahrungen von sich loslöse, daß er sich in der Entwicklung dieses Romans über die elenden Kämpfe der Wirklichkeit poetisch zu erheben suche, daß er darin über den eigenen Lebenskampf voll früher Erfahrungen und scharfer Beobachtung den Frieden und die Versöhnung, welche die Poesie gewährt, suche und finde. Ja, man merkt es diesem Romane unmittelbar an, daß er nicht bloß geschrieben, sondern daß er auch durchgelebt und durchgekämpft worden ist, und darin verhält er sich in einem directen Gegensatz zu unsern meisten neuern deutschen Romanen, in denen entweder eine ungeordnete Phantasie trübt oder eine abstracte Tendenz manoeuvrirt und die sich meistens alle geradezu unfähig zeigen, die nackte Wirklichkeit unsers Lebens mit der Wahrheit der Poesie in großartiger, kühner Auffassung zu verbinden. Starklof will in seinem „Armin Galoor“ weder ein socialistisches noch ein communisticches System proclamiren und uns eine Systemweisheit weder in spasshaften noch in gräßlichen Beispielen veranschaulichen; für ihn ist die Poesie nicht mehr die Dienerin irgend eines außer ihr liegenden Interesses, er erhebt sie wieder zu sich selber, zu ihrem selbstigen Wesen. Sie überträgt die vereinzelten Bewegungen, Kämpfe und Tugenden unserer Zeit, aber sie verleugnet diese Zeit und ihren Boden nicht, sondern sucht vielmehr dieselbe in der Fülle ihrer ganzen Kraft und ihrer objectiven Ruhe zu charakterisiren und in einer großartigen Fassung wieder zu gebären. So ist „Armin Galoor“ kein Tendenzroman, aber ein Zeitroman, wie wir augenblicklich keinen zweiten besitzen, und der Verf. weiß in demselben ein Bild unsers deutschen Lebens nach allen Seiten hin mit einer solchen Kenntniß und Kühnheit zu entwerfen, daß wir wahrhaft verwundert sind über das Resultat, welches wir durch ihn erhalten.

Denn dieses Resultat, ihr deutschen Romanschreiber, ist kein anderes als folgendes: Ihr belügt euch und das Publicum selbst, wenn ihr behauptet, daß es unmöglich sei, unsere Gegenwart, so unklar und so zerrissen wie sie geworden, zum Gegenstande einer künstlerischen und wahrhaft poetischen Behandlung zu erheben. Starklof liefert uns den Beweis von dieser Möglichkeit. Nicht an unserer Gegenwart liegt es, wenn ihr dieselbe in euren Romanen entweder toll verzerrt und verfracht, oder dieselbe gänzlich aus dem Spiele lassen zu müssen glaubt. Ihr selbst trägt die Schuld in eurer Lebensunfähigkeit. Ihr lebt nicht, ihr schreibt nur. Ihr wollt die Gegenwart schüßern und darstellen ohne daß ihr sie kennt. In euren Universitätscompendien, auf euren Pairischbierbänken, in euren Buchläden und Leseinstituten glaubt ihr Alles erfahren zu können, was ihr zu wissen braucht, und aus der Ode eurer individuellen Existenz heraus glaubt ihr dann die Gegenwart darzustellen zu können oder ihr glaubt, daß was ihr nicht könnt überhaupt unmöglich sei. Deshalb sind unsere deutschen Romane so lebensunfähig und so unwahr der englischen und der französischen Romanliteratur gegenüber. Dem deutschen Romanschreiber hat das Leben in der Regel sehr wenig gegeben, er sitzt in engen Pferden, ihn trägt keine kühne Woge an

fremde Gefährde, hinein in jenen großartigen Conflict des Lebens und der Individualitäten, er weiß es höchstens zu einer anständigen bürgerlichen Existenz zu bringen und von seinem Kohlgarten aus glaubt er sich dann betruhen, einem Volke seine Gegenwart zu schildern. Natürlich kann nichts Rechtliches daraus werden und wir erhalten in unsern Romanen entweder phantastische Philistereien, an denen sich nur noch Kammerdiener und Weisheiten amüsiren mögen, oder abstracte Tendenzen, die hinter dem Dfen von der Lebensunfähigkeit ausgeheckt worden sind. Selbst unsere besten Romane wissen uns nichts Anderes zu geben als einen schwachen Schatten, als einen unsichern Abglanz unsers wirklichen Lebens, untermengt mit unmöglichen Zuständen, launigen Träumereien, grellen und unklaren Phantasien, in denen sich nur die vorgeschaffte Ansicht des Lebens, wie sie sich in der Einbildungskraft des vereinzelten Dichters entwickelt, geltend macht und die aller realen Grundlage, aller Wirklichkeit, aller Wahrheit entbehren. Wenn unsere Romanschreiber nicht leben, sondern nur dumpfsinnig hinbrüten oder phantastisch schwärmen oder philosophisch experimentiren wollen, so werden sie auch nicht schreiben können wie geschrieben werden muß, um die Theilnahme, um die Befriedigung eines Volkes zu gewinnen. Je größer die Ode und die Lebensunfähigkeit unserer deutschen Romane im Allgemeinen ist, um so größere Theilnahme und Anerkennung wird aber der Verf. des „Armin Galoor“ verdienen, da er durch sein neuestes Product den Beweis liefert, daß die richtige Auffassung der Zeit; ihrer Zustände und der sich in ihnen entwickelnden Individualitäten nicht ein ausschließlicher Vorzug der französischen und englischen Romanliteratur ist, sondern daß auch deutsche Schriftsteller mit ihnen darin zu wetteifern und sie wol gar durch die Erhebung der Wirklichkeit in die Fassung voller Poesie zu übertreffen vermögen, wenn sie eben nur leben, wirklich leben und die Zustände erst durchkämpfen wollen und an sich herankommen lassen, bevor sie dieselben darzustellen gedenken.

Die Fabel, welche dem Romane zum Grunde liegt, ist ziemlich einfach gehalten, der Held desselben ist mehr eine passive als eine active Gestalt, er wird erst in das rechte Licht gestellt durch die ihn umgebende Welt, durch die Zustände und Verhältnisse, in denen er sich bewegt, durch die Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung kommt. Wir sehen in dem Helben einen jungen Maler vor uns, der unbekannt mit seiner Geburt das Geheimniß derselben zu enträthseln sucht und von Ahnungen und Vermuthungen getrieben in den höchsten Gesellschaftskreisen den Schlüssel zu finden glaubt. Er bewegt sich deshalb in einer deutschen Residenz unter der haute volée, in den Circeln des Hofes und wird es endlich, aber zu spät gewahr, daß man nur ein listig berechnetes Spiel mit ihm geschrieben. Er ist eitel, abenteuerlustig, leichtsinnig. Durch seinen Beruf als Maler, durch seine frühesten Bekanntschaften und seinen Übermuth kommt er mit den verschiedenartigsten Gesellschaftsklassen in Berührung; er ist gern dabei, wo es gilt, einem Freunde beizustehen, einer unverdienten Armuth abzuhelfen oder auch die Annahme zu bestrafen und der Bosheit die Larve vom Gesichte zu reißen. Jugend und Schönheit gruppiren sich um ihn und es spinnt sich darin eine Menge von Abenteuern ab, in denen die interessantesten Gestalten hervortreten, stets festeln und uns die geistreiche Pinselführung des Dichters, die anmuthige Ausführung der Gemälde bewundern lassen. Der Dichter fährt uns nacheinander ein in das hohe, in sich dankrotte und trostlos gelangweilte Leben unserer deutschen Aristokratie wie in die Souffleewelt des Theaters und seine Intriguen, in die Puschschwänzereien, in die Lügenhaftigkeit und Aufgeblasenheit des Hofesinandes wie in die ärmliche Wohnung des bedrängten Mittelstandes. Wir lernen die geheimen Fahrten der Schwärmer, der vornehmsten und der niedrigsten Begehrer kennen und es wird ebenso unerbittlich von den Gedanken der regierenden Personen wie der elendesten, niedrigsten Gauner jener Schleiter weggenommen, in dem sie sich im gewöhnlichen Leben verbergen und hinter den unsere

deutschen Romanschriftsteller so äußerst selten zu schauen wissen. Überall ist Wahrheit, überall ist mit den richtigen Farben gemalt, wenn auch häufig nur skizziert und nicht bis ins Einzelne ausgeführt. Der Horizont unserer politischen und sozialen Zustände tritt uns in den Verhältnissen und in den Personen, welche der Dichter herbeiführt, schlagender und treffender entgegen als in den gründlichsten Raisonnements. Er hat den Fluch der uns drückt verkörpert, er zeigt uns unsern Jammer, unsere Noth, wir müssen hoffen, wir müssen verachten. Von unserer ganzen deutschen Welt, von oben bis unten, wird der Vorhang weggenommen und der Verf. hat die männliche Bitterkeit, das Gefühl der Verzweiflung, welches ihn zuweilen überkommt, durch die Ruhe seiner poetischen Kraft, seiner Objectivierung zu mildern gewußt. Allerdings liebt er mehr die Skizze als die Ausführung, und das ist zum Theil ein Tadel für den Roman; aber wie werthvoll sind nicht auch geniale Skizzen! Und Starck's Skizzen erreichen häufig das Gebiet des Genialen. Wenn der Dichter, statt seine Personen redend einzuführen, ihre Worte häufig in seinem eigenen Namen überläßt, dann aber wieder ganz und gar die dramatische Form anzunehmen beliebt, so läßt sich dagegen zwar Mäanderlei einwenden, im Ganzen wird aber dadurch dem Werthe des Romans als ein wahrhaft praktisch gedachtes und ausgeführtes Kunstwerk nur sehr wenig Abbruch geschehen. Mit gutem Gewissen dürfen wir allen unsern Lesern die Lectüre des „Armin Saloor“ empfehlen; Jeder wird darin auf seine Weise Anregung und Befriedigung finden.

2. „Fürst und Proletarier“ von Döckers erreicht allerdings beieitem nicht die Höhe und den Werth der Starck'schen Production. Dieser Roman bleibt ganz in dem Geiste unserer gewöhnlichen deutschen Romane. Er ist zu fleißig gearbeitet, zu gut, um schlecht genannt werden zu können, er ist zu gewöhnlich, um sich zu einer besondern Bedeutung erheben zu können. Was wir von der Lebensunfähigkeit und Schreibseligkeit unserer deutschen Romanschriftsteller oben gesagt haben, fände hier wol seine Bestätigung. Döckers hat jedenfalls die Absicht, uns die socialen Conflictte unserer Gegenwart darzustellen, aber er hat sie zu wenig durchlebt, als daß es ihm gelingen, als daß seine Production unser innerstes Interesse in Anspruch nehmen könnte. Er muß zu allerlei romantischen Situationen seine Zuflucht nehmen, weil ihm die Wirklichkeit des Lebens keinen kühnen Scenerienwechsel, keinen Situationsreichtum geboten hat. Er will leben, indem er schreibt, anstatt zu schreiben, nachdem er gelebt und geprüft hat. Es quillt uns aus seinen Schilderungen keine Wirklichkeit, keine Wahrheit, sondern nur eine abgeblaßte Romantik entgegen, ein rein äußerliches Haschen und Suchen nach Spannung, ein vergebliches Streben nach freier, voller Bewegung. Der Roman ist eben gemacht wie unsere meisten deutschen Romane gemacht werden, fern von geschichtlichen Processen der Zeit, in der Vereinsamung und Lebensisolierung, eines im Allgemeinen recht hübschen Talents. Döckers hat zu wenig die Wirklichkeit unserer socialen Conflictte durchgelebt, um sie widerspiegeln zu können, aber er hat auch zu wenig philosophisch, theoretisch über dieselben nachgedacht, um wenigstens durch einen kühnen Flug der Abstraction ein Interesse zu erzwingen; er ist mitten in der Halbheit und Lebensunfähigkeit der Romantik stehen geblieben. Sein Roman ist nichts weniger als ein socialer Roman, er ist eben gut genug für eine ganz müßige Stunde, für die Leihbibliotheken. Nicht einmal die subjective Weltansicht des Verf. lernen wir aus diesem Romane kennen, wie viel weniger tritt uns eine künstlerische und poetische Objectivierung unserer Lebenszustände daraus entgegen. Wie alle Situationen etwas Geschraubtes, etwas Gemachtes und Zusammengeleimtes haben, ebenso begehen uns auch keine Individualitäten, keine wirklich vom Leben und von den Zuständen der Zeit getragenen und erfüllten Menschen. Die Personen, welche den Roman zusammenbilden, hat eben der Dichter bloß gemacht, sie können nicht auf sich selber pochen; der Roman ist aus und sie sind vergessen, sie hinter-

lassen auch nicht den geringsten Eindruck. Indeß wenn wir die Schwäche des deutschen Romans einmal als ein ziemlich allgemeines Ubel gelten lassen, so ist „Fürst und Proletarier“ doch nicht der schlechteste unter diesen romantischen deutschen Romanen. Am schwächsten sieht es freilich mit der socialen Seite dieses Romans „aus der Gegenwart“ aus. Sie ist vollkommen verfehlt und entweder carikiert oder unbedeutend. Wenn man ein Compendium über Socialismus und Communismus gelesen oder aus Stein ausgezogen, wenn man etwas von einer communisistischen Propaganda gehört und von der Bielefelderlei über das Elend der untern Volksklassen erschüttert worden ist, so schreibt man darum noch keinen socialen Roman. Die ganze sociale Bewegung oder Richtbewegung in diesem Romane ist nicht bloß verzerrt und unwahr, sondern auch für die Entwicklung desselben nicht wesentlich und nur eine bloße Modebeigabe, um den Roman mit der Etiquette „aus der Gegenwart“ entlasten zu können. Er gehe hin zu den übrigen. Er ist gelesen und wird vergessen.

(Der Beschluß folgt.)

Historische Miscellen.

Nach dem Tode des Papstes Julius III. wurde (1555) Marcellus II. zum Papste erwählt, welcher aber nur 21 Tage regierte. Er hatte den Namen Marcellus, den er schon vor der Erwählung geführt, beibehalten, gegen die Gewohnheit, wonach ein neu erwählter Papst auch einen neuen Namen anzunehmen pflegt. Sarpi („Histor. concil. trident.“, S. 668) meint nur, daß diese Gewohnheit von den Deutschen und zwar ursprünglich herrühre, weil diese raubklingende, den Ohren der Italiener misfällige Namen hätten; dann auch, weil die Änderung des Namens habe anzeigen sollen, daß damit alle Neigungen eines Privatmannes abgelegt und dafür das Streben nach öffentlichem Wohl ergriffen, und daß alle Gedanken an das Irdische in solche an das Himmlische seien verwandelt worden. Allein nach Platina's Bericht hat die gebachte Gewohnheit, welche viel älter, einen andern Grund. Der 701 verstorbene Papst Sergius I., aus Palermo gebürtig, führte nämlich vor seiner Erwählung zum Papste den Geschlechtsnamen Bocca di porco (Schweinstrüffel). Dieses Namens schämte er sich, und nahm dafür, nachdem er Papst geworden, den Namen Sergius an, wobei zuerst die Gewohnheit entstand, daß die neu erwählten Päpste in der Regel ihre Namen zu verändern pflegten.

Im J. 1518 beauftragte Papst Leo X. seinen zu Augsburg befindlichen Legaten, den Cardinal Cajetan, mit Luther eine Unterredung zu pflegen und zu versuchen, ihn unter Zusage von Ehrenstellen und hoher Belohnung zum Wiedereintritte zu bewegen. Der Versuch blieb aber fruchtlos, und der Cardinal wurde darüber so entrüstet, daß er harte Worte und Schmähungen gegen Luther austieß, auch später eine weitere Unterredung mit Luther ablehnte mit den Worten: „Ego nolo amplius cum hac bestia loqui; habet enim profundos oculos et mirabiles speculationes in capite suo.“ (Opp. Luth. ed. Hal., XV, 714). In der Folgezeit wurde Cajetan's gegen Luther bewiesene Härte von dem Papste Paul III. schwer getadelt und der entgegengesetzte Weg eingeschlagen. Der päpstliche Nuntius Bergerius pflog in Folge erhaltenen Auftrags 1553 zu Bittenberg eine Unterredung mit Luther und begegnete demselben mit der größten Leutseligkeit. Die Vorstellungen und Verheißungen, welche er Luther gemacht, finden sich kurz zusammengestellt bei Sarpi l. c. S. 122—123, und ebenso Luther's heftige Entgegnung, welche mit der Äußerung schloß: er sei seiner Lehre so gewiß, daß, ehe er sie aufgäbe, eher noch der Nuntius und der Papst solcher beitreten würden.

Über den Begriff der Literatur.

So gäng und gebe auch gegenwärtig unter uns Literatur ist, und ein so wichtiges Moment sie auch im Leben der Menschen und Völker bildet, so hat man dieselbe doch immer nicht zum Gegenstande einer allgemeinen Betrachtung, einer philosophischen Untersuchung gemacht. Dieser Mangel an abstracter logischer Erwägung und Bestimmung dessen was Literatur sei ist bis dahin nicht ohne den größten, mannichfachen Nachtheil geblieben. Ist doch schon der Begriff bei den meisten Menschen schwankend oder dunkel oder verworren: sie wissen gemeinhin gar nicht sich darüber Rechenschaft zu geben, verwechseln ihn mit andern verwandten oder ähnlichen Begriffen. Ja, wo es besonders darauf ankäme ihn recht scharf zu begrenzen, seine einzelnen Merkmale genau zu kennen und zu bezeichnen, z. B. bei Abfassung von Schriften welche sich auf Literatur beziehen, oder bei Handhabung und Erklärung literarischer Werke, fehlt meistens, um nicht zu sagen überall, dieser sichere Leitstern: man tappt im Finstern in der Irre umher und läßt auch die Andern im Irrthum. Manches derartige Werke ist oder wird dadurch ganz unklar: es mangelt ja die sichern Pfade, auf welchen wir gehen möchten; es mangelt das Licht, mittels dessen wir uns nach rechts und links, vorwärts und rückwärts orientiren könnten; es mangelt die bestimmten Ideen, nach denen wir Jegliches zu bemessen oder bemessen wünschten.

Aus demselben Grunde ist denn auch der Werth, die Wichtigkeit, der hohe Nutzen der Literatur noch keineswegs allseitig erkannt und nach Gebühr gewürdigt worden. Man findet hin und wieder nur einzelne An- und Ausichten eröffnet. Einen totalen Überblick, eine vollständige Auseinandersetzung findet man nirgend. Und doch, welches Moment wäre jetzt in der Welt, im Privat- und öffentlichen Leben, in der Erziehung der Jugend wie ganzer Völker bedeutsamer als das der Literatur? Mein! verdient eins gegenwärtig die aufmerksamste Berücksichtigung, die ernsteste Beachtung, so ist es dieses. Und hängt nicht mit der Ansicht hiervon wieder die Einsicht in die Regeln zusammen, einerseits wie man das Feld der Literatur weiter anzubauen, andererseits wie man die bereits vorhandene zu tractiren habe? War-

um schreiben dem heutzutage so viele Schriftsteller so viele schlechte Werke? Weil sie keine Idee haben von ihrem Berufe und von der Sache für welche sie arbeiten. Und kann und wird endlich das gemeine Lesen in unsern Familienkreisen, was sich bei so vielen Männern und Frauen zur Lesesucht und Besessens gelagert hat, die gleich einer Vogelgattung nur immer verschlingen, nie verdauen wollen, anders geheilt werden, als wenn die Welt darüber aufgeklärt ist, wie sie denn eigentlich mit der Literatur verfahren soll und wie nicht? Welches Verhältnis denn eigentlich stattfindet zwischen Schriftsteller und Leser, und der Sache nach stattfinden soll? Auch dürfte das nicht wenigen Philologen und Pädagogen, denen der Beruf obliegt, mit und vor der Jugend Werke der Literatur zu behandeln — ach, wie Viele treiben diese ihre Sache handwerksmäßig und ohne tiefe allgemeine Ansicht! — von Ruh und Frommen sein, wenn sie Veranlassung fänden, über Das sich aufzuklären, was sie betreiben.

Längst schon wäre hier vornehmlich gewesen ein Sokrates, dessen Methode ja bekanntlich darauf anging, bei allen Gegenständen das wirkliche Sein und Wesen derselben im Denken und mittels des Denkens klar zu fassen; der danach strebte, die Menschen dialektisch hinsichtlich ihrer Begriffe zu prüfen, und anzuleiten selbige zum klaren Bewußtsein zu bringen, jedes Ding mit dem Verstande zu zerlegen nach allen seinen Theilen und Momenten und Eigenschaften, und danach seinen Werth zu bestimmen. Man sehe nur — um unsern Lesern zum Beweise hierfür etwas Specielles der Art vorzuhalten — auf diesen Punkt unsere Literaturgeschichte an! Wie verschiedenartig, aber auch wie mangelhaft, wie schwach sind baselbst gemeinhin die Definitionen von Literatur und Literaturgeschichte! wenn anders ja dergleichen vorhanden sind; denn sehr Vielen mangelt sogar diese Basis; die Werke schweben gleichsam in der Luft, und die Leser derselben sind eben deswegen gleichfalls ein Spiel schwankender Lüfte. Betrachten wir etliche! Bachler sagt: „Die Geschichte der Literatur soll die Thatfachen darstellen, aus welcher Entwicklung und fortschreitende Kräfte des Menschengeschlechts sich erkennen lassen.“ Wie vage, wie wenig treffend! Wie Unwesentliches gebend statt des Wesentlichen! Derselbe hat folgende Erklärung: „Athen-

tur stellt die geistige Ausbildung eines Volks in seinen schriftstellerischen Denkmälern dar." Auch diese Definition ist schief und unlogisch. Überdem gibt er als Ergänzung und zur Vervollständigung des „Leitfadens zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ „Denkmäler der deutschen Sprache“ heraus. Wie paßt dies Beides zueinander? Steht denn Beides in solchem Verhältnisse, daß Sprache und Literatur zusammenfällt? Und wie verhält es sich mit Servinus? In dessen „Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen“ eine totale Leere philosophisch-logischer Begründung: keine leitenden Ideen, keine Principien, keine Erklärungen. Zum Glück hat derselbe so vielen natürlichen feinen Takt, daß er dennoch ein treffliches Werk geliefert; allein es trägt aus jenem Grunde doch den Fehler der Unklarheit und der Undurchsichtigkeit, wie der Verf. selbst in der Vorrede zur zweiten Auflage gesteht. Friedrich von Schlegel bietet in seinen „Vorlesungen über Geschichte der alten und neuen Literatur“ mehrere treffliche Bemerkungen; allein etwas Erschöpfendes und Geordnetes findet sich auch hier nicht. Nur einzelne Lichtblicke, ohne Zusammenhang und ohne tieferes allseitiges Eingehen in die Sache. Am meisten noch dürfte Rinne auf dem rechten Wege sein, hätte er nur im Übrigen sein Werk lichter und durchschaubarer gemacht. Ganz empirisch plump und seicht sind unsere gewöhnlichen griechischen und römischen Literaturgeschichten. Wo ist da etwas zu lesen von philosophischer Begründung? von einem Maßstabe der Literatur? von einer Würdigung der betreffenden römischen oder griechischen? von der Weltstellung der Literatur überhaupt und dieser beiden sogenannten classischen insbesondere? Hieraus geht zur Genüge hervor: der Gegenstand verdient besprochen zu werden, namentlich in dieser Zeitschrift. So sei denn der Versuch gewagt.

Bei den Römern kommt das Wort Literatur bereits zur Zeit der Blanzperiode ihrer Sprache vor, aber in andern Bedeutungen als wir es gebrauchen: es hieß bei ihnen so viel als das Schreiben, das Malen der Buchstaben (bei Cicero), sodann die Kunde des Alphabets (bei Tacitus), endlich die Grammatik, dies Wort im weitern Sinne genommen (bei Quinctilian). Wir verstehen in allgemeinsten Bedeutung darunter alle diejenigen geistigen Schöpfungen oder Werke der Menschen, welche durch das doppelte Medium der Sprache und der Schrift oder des Drucks zur sinnlichen Erscheinung gebracht worden sind. In diesem Sinne hat man z. B. von einer allgemeinen Kunde der Literatur oder von einer allgemeinen Literaturgeschichte zu sprechen. Weil indessen gegenwärtig solcher Werke, sie mögen nun geschrieben oder gedruckt sein, bereits eine zu große Anzahl existirt, auch sehr viele derselben, wegen ihrer mangelhaften Beschaffenheit oder wegen ihres speciellen rein wissenschaftlichen Inhalts, keine allgemeine Berücksichtigung finden oder verdienen: so hat man den Begriff der Literatur auf diejenigen menschlichen Werke in Sprache und Schrift oder Druck beschränkt, welche sich durch ihre äußere und innere Form ebenso wol wie durch ihren Gehalt zur Lecture für Jedermann eignen,

Jeden interessieren, auf die sogenannten schönwissenschaftlichen oder ästhetischen Werke. In dieser Bedeutung nehmen wir das Wort nun auch hier und lassen es ebenso wol die Werke der Poesie wie der sogenannten schönen Prosa begreifen.

Zur Literatur in dem angegebenen Sinne bedarf es demnach — das stellt sich aus jener Definition heraus — nothwendig folgender vier Stücke: 1) eines schöpferischen Triebes und einer schöpferischen Kraft des menschlichen Geistes, wodurch derselbe im Stande ist, eigene, seiner Natur angemessene Schöpfungen zu unternehmen und hervorzubringen; 2) der Sprache, d. h. der articulirten Lautsprache, deren sich der Mensch als eines namhaften Mittels bedienen kann, um jene geistigen Productionen zur sinnlichen Erscheinung zu bringen; 3) der Buchstaben oder überhaupt einer Schriftsprache, um jene geistigen, bis daher bloß in leicht verhallende Laute und Töne gefaßten Productionen auf die Dauer an feste sichtbare Zeichen zu binden, durch welche es möglich ist, dieselben immer wieder zu reproduciren; 4) einer schönen, gefälligen, dem jedesmaligen Gegenstande angemessenen äußern und innern Form. Das sind die unterscheidenden Merkmale der Literatur in jenem Sinne überhaupt sowie eines jeden einzelnen literarischen Werks der Art.

Hieraus folgt zunächst: Literatur im Allgemeinen konnte nicht eher unter den Menschen ins Leben treten, bevor nicht Buchstaben, nicht schriftliche Zeichen für die sprachlichen Laute vorhanden waren. Seit dieser Erfindung und seitdem man in dem Gebrauche solcher Zeichen eine gewisse Fertigkeit erlangt hatte, datirt sich Literatur in der Geschichte der Menschheit. So auch bei jedem einzelnen Volke: es tritt dann erst in die Reihe literarischer Nationen, wenn es solche sichtbare Zeichen bekommen hat oder besitzt. Das ist demnach ein Punkt, auf den man bei Abfassung jeder Literaturgeschichte nothwendig Rücksicht nehmen, den man jedes Mal einleitend wohl beleuchten muß. Nun sehe man aber einmal zu, wie es in dieser Beziehung mit unsern Literaturgeschichten bestellt ist? Die meisten berühren kaum diesen so wesentlichen Punkt. Zugleich kommt dabei in Betracht — die Literatur hängt ja zum Theil davon ab —, ob diese Zeichen auch und inwiefern und inwieweit ihrem Zwecke entsprochen haben oder entsprechen? Ob sie die Laute gehörig und vollkommen darstellen? Ja! verdient doch selbst das Material, auf welchem die Zeichen geschrieben werden, Beachtung, weil auf demselben die Dauer der literarischen Producte beruht. Daß hierbei die Erfindung, Verbreitung und Vervollkommnung der Buchdruckerkunst ebenfalls ein höchst wichtiges Moment ist, liegt auf der Hand.

Die Kunst, sprachliche Werke allein oder Werke der schönen Redekünste zu verfassen, ist dagegen älter als die Erfindung der Buchstaben- und Zeichenschrift. Einen Homer, einen Ossian konnte es geben, es konnte Redner geben, auch ohne daß man zu schreiben verstand. Ihre Werke wurden erst dann Theile oder Glieder der Literatur, als sie aufgezeichnet wurden. So hebt die ästhe-

ische Literatur der Deutschen erst mit Karl dem Großen an, obgleich schon früher deutsche Gesänge im Munde von Sängern oder des Volks und von Darden existierten; er war es nämlich, der sie zuerst aufschreiben ließ. Aber geistige Productionen: Gedanken, Gefühle, Phantasiestücke, Bilder der Erinnerung u. s. w. sind so alt als das Menschengeschlecht selbst. Jeder Mensch hat von Natur, der eine mehr, der andere weniger, das Talent geistig sich zu regen, thätig zu sein, aus seiner ursprünglichen Ruhe, aus seinem Nichtsthun herauszutreten, sich zu äußern, selbständig etwas zu schaffen. Es ist das etwas Angeborenes, etwas, was wir mit den Kräften in der Natur und mit der Gottheit selbst gemein haben. Die letztere ist auch nicht durch eine äußere Nothwendigkeit bestimmt worden, die Welt zu schaffen, sondern durch einen inneren schöpferischen Trieb, und demgemäß hat sie diesen Trieb auch allen ihren Schöpfungen, die dazu fähig sind, eingehaucht, auch den Menschen, dem menschlichen Geiste. Von Anbeginn ist dieser Trieb ein Eigenthum unsers Geschlechts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

(Beschluß aus Nr. 131.)

3. „Ludovico oder der Sohn eines Mannes von Genie“ ist, wenn wir nicht sehr irren, englischen Ursprungs, obgleich eine solche Bezeichnung durchaus nicht angegeben wird. Ein junger Maler, Namens Alfred, stürzt sich und seine Familie in das grenzenlose Elend und zwar dadurch, daß er blindlings auf sein Genie trogt und alle praktische Lebensumsicht vernachlässigt. Seine Gattin und sein Sohn suchen alles Mögliche hervor, um die Folgen seines leichtsinnigen Verschuldens abzuwenden und wieder gut zu machen, die Frau nähmt Handschube, der Sohn, noch ein zehnjähriges Kind, verkauft seine kleinen Zeichnungen. Darüber stirbt der Vater im Elend und gute Menschen nehmen sich der verlassenen Familie an. Die Mutter wird Souveränante, der Sohn kommt bei einem Graveur in die Lehre, das ist der glückliche Ausgang. Der Verf. will ungefähr Moral predigen folgendermaßen: Die Genies sind Leute ohne Überlegung, Sparsamkeit; Unbesonnene, Saufwinde, Nachlässige, Widerpenstige, Bestreute, Lieberliche. Etwas Genie ist allerdings nothwendig, um es in den Künsten weit zu bringen, aber Einsicht und Beharrlichkeit sind weit nothwendiger. Der Verf. schreibt für die junge Welt. So sagt er denn:

„Lernt aus der Geschichte Ludovico's, daß man in der Religion und in der Ergebung die Kraft findet, auch die schwersten Proben zu bestehen und Trost im Gebete und im vollkommenen Vertrauen auf die große Güte Gottes. Entnehmt ferner aus ihr, daß Armuth und Unglück durch Geduld, Arbeitssamkeit und Sparsamkeit gemildert werden können, daß uns mit jedem Tage ein Glück begegnen kann, ohne daß wir die Wege kennen lernen, auf denen es zu uns gelangt, und daß wenigstens eine gute Aufführung, kindliche Liebe, ein fester Glaube und Ausdauer bei der Arbeit früher oder später ihren Lohn und jedenfalls allgemeine Achtung und Wohlwollen finden.“

Und:

„Das traurige Schicksal von Ludovico's genievollen Vater mag euch zur Warnung dienen, euch auf eure Talente oder euern Geist etwas einzubilden, denn sie sind nur eine gefährliche Falle für Den, der nicht durch Bemühen und wahre Frömmigkeit geleitet wird.“

Haben wir hier schwabische oder englische Moral? So wie der Verf. den kleinen Ludovico schildert, muß er jedenfalls

ein Knabe sein mit großem Genie für die Materie begabt, der Verf. sagt aber so tief in dem veraltet-moralisch-egoistischen Weltanschauungsgefundenen befangen, daß er Alles zu einem fröhlichen Ende gebracht zu haben glaubt, wenn er das kleine Malergenie bei einem Graveur als Lehrling unterbringt; kein Zweifel, daß das Genie so häufig unter dem Druck des Lebens verkümmert und daß es immer mehr ein Privilegium des Wohlstandes werden wird. Wenn der Verf. durch seine Schrift die Jugend bilden will, so will er sie doch nur heranbilden zur gedankenlosen Anerkennung der veralteten Lebensformen und nicht entwickeln in Kraft und eigenem Selbstbewußtsein. Die Fabel ist einfach, wie es eine Schrift für die Jugend sein muß, die Pflanzführung ist breit und behäbig.

4. „Schicksale eines Proletariers“ von Ehrenreich Eichholz. Der Verf. schreibt zwar nicht für Kinder, aber er schreibt für einen Theil des deutschen Volkes, welcher durch den Druck der Umstände noch unter die Kinder gerathen ist, denn es ist ihm die Kindheit der Kinderjahre verloren gegangen, und von dem Mannesalter hat er kaum etwas Anderes als die Noth, als die Schwere des Geistes und des Gemüths. Die Herausgabe dieser Schrift ist dem Verf. in Preußen zum „Verbrechen“ gemacht worden und man hat ihrewegen eine Criminaluntersuchung, deren Ausgang noch bevorsteht, über ihn verhängt. Eichholz, ein berliner Literat, war Mitglied des berliner Handwerkervereins und suchte bildend und belehrend auf dieses junge Institut zu wirken, durch Vorträge, durch persönlichen Umgang und endlich auch durch diese Schrift, welche er allerdings als ein „Volkssbuch“ auch für weitere aber ähnliche Kreise bestimmt. Er ist in Folge dieser Schrift freiwillig aus dem berliner Handwerkervereine ausgetreten, weil man ihn sonst wol polizeilich entfernt haben würde.

Eine gesunde, kräftige Volksliteratur will sich in Deutschland erst bilden; was man bisher so häufig dafür ausgegeben hat, sind vielfach elende Wische. Seitdem der Begriff der „Masse“ ein theoretisches und praktisches Interesse erregt hat, will man natürlich auch literarisch auf die Masse wirken und sie „zur Selbstbestimmung, zur freien Sittlichkeit“ emporbilden. Das bezweckt auch Eichholz mit seiner Schrift, sie ist ein Versuch, die radicalen und socialistischen Principien der Masse an ihren eigenen Zuständen zu veranschaulichen und zu popularisieren. Als solcher Versuch hat die Schrift eine Bedeutung, vom ästhetischen Gesichtspunkte aus ist sie ohne Werth, selbst schlecht zu nennen. Es fehlt dem Verf. die Kraft der Individualisierung, die Kunst der Begrenzung, ihm ist die künstlerische Seite und selbst die poetische durchaus gleichgültig, wenn er nur Selbsteinheit findet, seine Tendenzen auszusprechen und seine Abstraktionen zu veranschaulichen. Wenn aber Starklos und in seinem „Armin Caloor“ durch seine Individualisierung, durch seine künstlerische Vemeisterung des Stoffes interessiert, wenn Dickens und gleichgültig läßt, weil er weder Personen schaffen noch Tendenzen entwickeln kann, sondern in der Romantik stecken bleibt, so gewinnt dagegen Eichholz unser Interesse, weil er, abgesehen von allen künstlerischen und poetischen Schwächen seines Werkes, neue Principien, kühne Tendenzen ins Volk schleudert. Er meint es ehrlich, man sieht wie er die Bühne knirscht und wie er die Hände ballt. Wenn wir den Standpunkt unserer deutschen Regierungen berücksichtigen, so dürfen wir uns durchaus nicht darüber wundern, wenn sie diese Schrift für „gefährlich“ und „verbrecherisch“ halten. Sie ist nicht bloß ein Programm des Radicalismus und Socialismus, sie ist auch geradewegs auf die „Masse“ berechnet.

Schicksale eines Proletariers! Aber ist Wilhelm, der Held dieses Romans, ein wirklicher Proletarier, zeigt sich an ihm das Fleisch und Blut unsers Proletariats? Mit nichten. Dieser Mensch ist kein wirklicher Mensch, kein Proletarier wie er lebt und leidet, Eichholz kann nichts weiter als uns in diesem Wilhelm die Kategorie jener „freien Sittlichkeit“ hinzustellen, auf die er nun einmal dogmatisch, wir dürfen beinahe sagen schulmeisterlich verweisen ist. Eichholz schmeißt in seinem Volks-

habe der Masse. Indem er mit die höhern Stände und Lebensverhältnisse als Dumm und durch verkauft hinstellt, sucht er in der Masse den Boden für seine „freie Sittlichkeit“, eine allbegehrte Kategorie, für die wir bei der Entwicklung des weltlichen Lebens übrigens, heiläufig gesagt, keinen Vorläufer haben. Ist denn nun aber die „Masse“ wirklich besser, sittlicher als die höhern Stände es sind? Ist von ihr wie sie ist, von ihr als einem abgeschlossenen und abgegrenzten Stande, irgend eine Bethätigung der „freien Sittlichkeit“ zu erwarten? Wir glauben es nicht, wie Eichholz es predigt. Ist etwas verberbt, so ist Alles verberbt, und nicht die „Masse“, sondern die gewaltige Umgestaltung unserer ganzen Lebens wird und von der Verderbnis befreit. Nicht eine schulmeisterliche Kategorie wie die „freie Sittlichkeit“, ein neues Wort für die alte Moral, erbt und, sondern nur eine That, nicht die Brutalität der isolierten Masse, sondern eine allgemeine, menschheitliche Bewegung. Mit ihr sind also mit Eichholz im Grundsatz nicht einig und auch nicht in der Ausführung. Wie kommt er dazu, die Schicksale seines Wilhelm die Schicksale eines Proletariats zu nennen? Beneidenswerther Proletarier, den wir als Besitzer einer sozialistisch organisierten Fabrik und als Reichthandsdeputirten verlassen. Hätte Eichholz die Zustände und Zeiten des Proletariats an einem wirklichen Menschen darstellen können und wollen, so hätte dieser Proletarier zähneknirschend an den grausamen Institutionen der Gesellschaft untergehen müssen, aber Eichholz muß seiner Sittlichkeitskategorie ja den Sieg verschaffen, sie triumphirt, indem sie einen Orden zurücksenden kann. Sein Wilhelm geht durch die Prüfungen des Proletariats aus der Masse hervor, das Proletariat ist für ihn nur eine Prüfung und nicht ein dauernder Zustand, er löst sich von der Masse ab, sobald er nur irgend kann. Wir haben also keinen wirklichen Proletarier vor uns, der im Proletariat geboren wird, im Proletariat lebt und im Proletariat stirbt. Wir sehen kein Leben, kein Fleisch und Blut, keinen individuellen Bewegungspol, sondern nur nackte allgemeine Abstraktionen und Tendenzen. Diese aber mit großer Kühnheit und männlichem Muthe. Eichholz ist ein weit besserer Kritiker der Gesellschaft — wenn ihm nur nicht das Dogma der „freien Sittlichkeit“ ein Weichen schlug — als ein Dichter derselben, er kritisiert namentlich die preussischen Staats- und Gesellschaftszustände mit einer einschneidenden Schärfe. So heißt es über Militärverhältnisse:

„Spätere Jahrhunderte werden kaum begreifen, wie diese Staaten, welche sich rühmen auf den Höhepunkten der Cultur zu stehen, deren Bewohner alle nichts wünschen als gegenseitig Friede und Freundschaft, wie diese cultivirten Staaten doch gleich Barbaren einander drohen, sich voreinander fürchten und ungeheure Kräfte opfern, nur weil ihnen das gegenseitige Vertrauen auf Rechtlichkeit fehlt. Das sind die Früchte eines ebenso kostspieligen als schlechten Gewerbes, das sie Diplomatie nennen.“

Kerner:

„Das Militairgesetz ahndet den Augenblick, wo der Mensch vergißt, daß er nur Maschine sein soll. Wer wird es leugnen wollen, daß in unsern Heeren der unbedingte Gehorsam walten müsse? Aber wenn dabei immer wiederholt Erscheinungen hervortreten, die mit der ganzen Denk- und Empfindungsweise der Zeit im schroffsten Gegensatz stehen und unser sittliches Gefühl aufs schneidendste verletzen, so muß es eine ernste Aufgabe der Zeit werden, den Heereseinrichtungen eine Gestalt zu geben, die nicht im Widerspruch steht mit unsern Anschauungen von Gerechtigkeit und Menschlichkeit.“

Über die Stellung des Volks zu den Vornehmen heißt es: „Das Wohlwollen der Vornehmen müssen wir nur mit Argwohn aufnehmen; selten ist es frei von selbstsüchtigen Zwecken. Und ihre Verablassung muß uns stets als eine Beschimpfung erscheinen; denn der Mensch kann sich nicht herablassen zum Menschen; herablassen kann er sich nur zum Thiere. Erst dann dürfen wir das Wohlwollen und die Verablassung der

Vornehmen für echt und menschlich halten, wenn sie ihren schwergerischen Uppigkeiten entsagt, ihren Hochmuth aufgegeben und sich einer wahrhaft nützlichen Thätigkeit gewidmet haben. Im wenigsten dürfen wir uns täuschen lassen durch den Schein von Frömmigkeit, mit welchem sich die Vornehmen jetzt so gern umgeben. Würden sie wahrhaft fromm, so würden sie alle ihre Kräfte aufbieten, der Noth und dem Elende ihrer Mitmenschen abzuwehren. Aber sie werfen höchstens einmal bei herkömmlichen Gelegenheiten der Armut einige kleine Bissen mit der einen Hand zu, während sie die andere schon angedrückt haben, um von dem Fleische oben dieser Armut die Kassen neu zu füllen, welche ihrer Verschwendung in Festlichkeiten, Prachtbauten und Reisen leerte. Eine Frömmigkeit, die den Armen mit seinem Hunger auf den Himmel anweist, während sie selbst alle Genüsse der Erde gierig bis zur Hefe schöpft, ist sehr wohlfeil.“

In einer andern Stelle:

„Wehe über euch, Vornehme und Reiche! Wie viele Opfer erliegen euern schändlichen Lüste! Wie rein, wie edel erseht ihr äußerlich, und wie schmutzig, wie gemein lebt's in euerm Innern. Ihr seid stolz auf euern Adel, eure Geburt, euern Reichthum und blickt verächtlich auf das niedere Volk, hebt zurück vor seiner Berührung, und ihr habt ein Recht dazu. Denn unsere Söhne machtet ihr zu Anechten, unsere Töchter zu Regen, unsere Weiber zu Ehebrecherinnen. Der Leufel, welchem ihr opfert das Geld, hat Gewalt über die Gemüther der Menschen. Aber die Zeit kommt, da seine Macht gestürzt wird, und dann wehe euch, wenn ihr nicht geht und thut Buße und betet an vor der Jugend, die ihr jetzt durch eure Thaten schände höhnt.“

Schon diese wenigen Stellen können die Art und Weise des Verf. charakterisiren. Er hat sich bemüht, womöglich alle Hauptangelegenheiten und Hauptcontraste unserer Gesellschaft in den Bereich seiner Schilderung zu ziehen. Dabey wird kein „Proletarier“ ein wahrer Lausensassa. Über die Reichthätigkeit des äußern Stoffs ist gar kein Raum und gar keine Zeit zur psychologischen innern Entwicklung. Die Stärke des Verf. liegt in den Principien, welche hinter ihm stehen, und in der Überzeugungskraft seiner Reasonnements, seine Schwäche liegt in der Schilderung, in der Individualisirung, auf der poetischen und künstlerischen Seite, sowie in der Schärfe oder in dem Dogma seiner „freien Sittlichkeit“.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Französische Geistesfreiheit.

Vor einigen Jahren erschien in heftweisen Lieferungen eine Galerie der bedeutendsten französischen Geistlichen, welche ihrer äußern Form nach durch den glänzenden Erfolg der „Galerie des hommes illustres par un homme de rien“ angetrieben zu sein schien. Diese Sammlung führte den Titel „Biographie du clergé contemporain par un solitaire“. Die Lieferungen, welche uns zu Gesicht gekommen sind, handelten vom Erzbischof von Paris, Affre, von D'Alquier, Sénaude, Lamennais, Frayssinous, Lacordaire, Quelen, Geramb u. s. w. Die Charakterzeichnung war nicht sonderlich treffend und das Ganze mehr auf eine Mittheilung einfacher biographischer Notizen berechnet. Gegenwärtig erhalten wir ein Werk, welches sich eine ähnliche Aufgabe gestellt hat. Es rührt von Guérin her, der sich schon durch eine Arbeit über die Notabilitäten der französischen Marine bekannt gemacht hat, und ist unter dem Titel „Les prêtres illustres de la France“ erschienen. Der französische Clerus ist reich an hervorragenden Männern nach allen Richtungen hin, und jetzt, wo sich in seinem Schooße so nachhaltige, einflußreiche Bewegungen zeigen, bietet ein Werk, welches uns die bedeutendsten Männer dieser Partei vorführt, ein doppeltes Interesse.

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 133.

13. Mai 1846.

Über den Begriff der Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 132.)

Die Sprache, obwohl auch sie an sich und von Natur den Menschen eigen ist, hat doch, insofern sie zur Darstellung, zur sinnlichen Erkennung solcher geistiger Productionen dienen soll, nicht sofort die nöthige Vollkommenheit hierzu: den nöthigen Reichthum, die gehörige Gewandtheit, die erforderliche Schönheit. Das ist erst Sache des Gebrauchs, der Zeit, der fortschreitenden und fortgeschrittenen Bildung. Ist indessen eine solche Umwandlung erfolgt, dann ist auch kein Mittel geeigneter das Innere des Menschen auszudrücken als die Sprache, als der Laut, der Ton, das Wort. Von dem Genius einer Sprache: von dem Range ihrer Wörter, von ihrem Reichthum, ihrer Diegsamkeit, ihrer Bildsamkeit, ihrer Kraft und Milde, ihrer Lieblichkeit und Zartheit hängt auch zum großen Theil die Beschaffenheit der Literatur ab, und ich muß deshalb, wenn ich die Entstehung und die Beschaffenheit der Literatur eines Volks darstellen will, nothwendig auf die Eigenthümlichkeiten derjenigen Sprache, in welcher diese Literatur verfaßt ist, eingehen und sie durch alle Zeiträume hindurch aufmerksam und sorgfältig verfolgen, etwas, was in unsern Literaturgeschichten noch bedeutend im Hintergrunde steht und, wenn ja, nur seicht und oberflächlich und obenhin behandelt ist. Die Sprache indes sowie auch die Richtungen und der Reichthum und die ganze Beschaffenheit einer Literatur hängt von der Nation selbst ab, der diese Literatur angehört: von ihren geistigen Anlagen, ihrer Productivität, ihrer Herkunft, ihren Schicksalen, ihren Wohnsitzen, ihren Nachbarschaften, ihren Verbindungen mit andern Völkern, ihrer Verfassung, ihren Einrichtungen und meist von dem jedesmaligen Standpunkte ihrer Cultur; wosern nicht der Schriftsteller ein Mann ist, der seinem Zeitalter vorausgeeilt! In jenem Falle wird demnach die Ethnographie, die Geographie, die politische Geschichte, die Geschichte des Verkehrs, die Culturgeschichte eines Volks der Literaturgeschichte vorarbeiten, ihr zur Basis dienen müssen. Auch in diesem Punkte fehlt es unsern Literaturgeschichten noch ungemein. In jenem zweiten Falle, den wir oben setzten, ist, sowie überhaupt bei jedem einzelnen literarischen Wirken und Schaffen, die

Herkunft des Schriftstellers, seine Erziehung, seine Anlagen, seine Schicksale, seine äußern Verhältnisse von großem Belang. Hierfür leisten unsere literaturgeschichtlichen Werke noch das Meiste, manche sogar zu viel im Verhältnis zum Übrigen. Es gehört freilich hierzu die wenigste Abstraction und das wenigste Nachdenken, meist nur Sammlerfleiß. Und Körner finden sich immer eher und leichter als denkende philosophische Köpfe.

Die Abfassung eines schönen literarischen Werks erfordert zuletzt speciel jedoch eine ästhetische Form. Um diese schaffen zu können, dazu gehört ein natürlicher feiner Sinn für das Schöne, also Anlage und Erfahrung, Kenntnisse, Urtheil, überhaupt eine gewisse Stufe geistiger Cultur, die freilich bis daher mehr empfunden als festgestellt worden, weil noch zu wenig von den Philosophen aufgeklärt ist, worin denn eigentlich das Schöne bestehe. Man hat daher auch noch nirgend einen ganz sichern Maßstab gefunden, wie denn eigentlich ein literarisches Werk oder eine Literatur gestaltet sein müsse, um ästhetisch-schön genannt zu werden. Es kommt hier zumest und zuvörderst der Gegenstand in Betracht der behandelt wird, und die Anzahl und die Beschaffenheit der Objecte der Literatur ist von so unendlicher Mannichfaltigkeit, daß die Sache kaum in allgemeine abstracte Regeln ganz vollständig gebracht und gefügt werden kann. Der Künstler, sagt man, müsse geboren werden. So ist es auch mit dem Verfasser eines Literaturwerks, was schön genannt werden soll. Das heißt aber nichts Anderes als: die Regeln oder Ideen des Schönen liegen so tief im menschlichen Geiste, daß derselbe sie mit seinem Verstande bis jetzt nur unvollkommen hat erfassen und noch nicht auf allgemeine Gesetze hat bringen können. Der jedesmalige Künstler muß sich daher zumest bei seinen Werken selbst Regel und Norm sein, sogar bei jedem, auch dem kleinsten Theile. Das ist Sache des Talents, des Genius, und ein literarisches Product, welches wahrhaft schön, oder gar eine ganze Literatur, welche ästhetisch schön ist, zeugt demnach von besonderer Begabtheit des schöpferischen Individuums oder des schöpferischen Volks. Und so wird denn auch hierauf bei Darstellung der Geschichte einer Literatur Rücksicht zu nehmen und das Volk von Seiten seines Geschmacks und seines Kunstsinns und seines Urtheils zu würdigen

sein sowie ein jeder Schriftsteller und ein jedes einzelne literarische Werk.

Damit hätten wir die Bedingungen entdeckt, unter welchen und durch welche allein nur eine schöne Literatur unter den Menschen möglich ward und unter verschiedenen Völkern. Denn bei allen findet sie sich nicht, bei vielen nicht, weß bei vielen Nationen nicht jene Bedingungen vorhanden sind. Verschieden aber ist sie bei den verschiedenen Völkern, konnte und mußte es sein und werden, weil jedes Volk seinen eigenen Charakter, seine eigenen Talente, seine eigene Denkweise, seine eigene Sprache, seine eigene Cultur hat. Man wird freilich aus dem Obigen erkennen, wie eng verwandt die Werke der Literatur mit den Werken der eigentlichen schönen Künste, der Poesie und der Beredsamkeit sind: sie fallen, insofern sie alle sprachliche Kunstproducte sind, zusammen. Nur darin gehen sie auseinander: einmal daß die literarischen jene beiden umfassen; zweitens daß manche sprachliche erst später literarische geworden sind; drittens daß die literarischen zur mündlichen Darstellung den sprachlichen wichtigen Vorschub leisten. Durch den ersten Punkt hat man den Vortheil, die Werke der Poesie und Prosa, die sich doch nie so genau scheiden lassen, mit einem gemeinsamen Namen belegen zu können; durch den dritten, daß man im Stande ist, den Werken, die vorgelesen werden sollen (z. B. vom Schauspieler Dramen, vom Redner Reden) vorher die größtmögliche Vollendung zu geben und einzuüben, sich nicht braucht dem gefährlichen Versuche zu überlassen zu extemporiren. Hiervon auf der andern Seite nicht geleugnet werden kann, daß dadurch bisweilen die Kraft der Erfindung und die Frische der Darstellung oder, mit Einem Worte, die Begeisterung gelähmt und behindert wird. Es wird nämlich zum Behuf der dem Menschen angeborenen Trägheit, bei dessen Anwendung die Ausbildung und Kräftigung mancher geistigen Anlage leidet. Das extemporirte Reden und Dichten ist seit dem Emporkommen der Literatur bedeutend in den Hintergrund getreten; das plastische Element hat, so zu sagen, das Übergewicht erhalten über das productive.

Fragen wir nun nach der eigentlichen, höchsten und obersten Quelle, woraus die Literatur entspringt, so ist die Antwort: der menschliche Geist in seiner ganzen Totalität, nach und mit allen seinen Fähigkeiten und Kräften. Es kann bei ihr in Anspruch genommen werden und kommt in Anwendung das intellectuelle Vermögen, der ästhetische Sinn, das moralische Gefühl, die Phantasie, das Erinnerungsvermögen u. s. w.; sie alle haben mehr oder weniger an jeder literarischen Production Antheil; geben entweder selbst den Stoff her, oder, kommt derselbe von außen, so geht er wenigstens durch ein oder mehrere dieser geistigen Kräfte oder durch alle hindurch, wird durch dieselbe verarbeitet, gemodelt, gestaltet, zu rechtgelegt u. s. w.

Sehen wir auf die Mannichfaltigkeit des Stoffs, so ist dieselbe, wie wir schon oben bemerkten, unendlich, und ebenso die der Form, welche sich nach jener richtet.

Alles, die ganze innere und äußere Welt, das Sichtbare und das Unsichtbare, das Wirkliche und Nichtwirkliche kann der Mensch zum Gegenstande seiner literarischen Thätigkeit machen. Und um so mehr steht es ihm frei, zu wählen und bios gerade Das zu wählen, was sich durch sein Wesen, durch seine Eigenschaften, durch sein Interesse empfiehlt. Und auf gleiche Weise kann man diejenige Art von Form erkiefen und hervorbringen, welche sich nicht bios für den Gegenstand eignet, sondern an sich schon sich auszeichnet durch Schönheit und gefällige Anmuth.

Forschen wir nach den Veranlassungen zur literarischen Production, so ergibt sich zuerst theils eine subjective theils eine Menge äußerer. Der Mensch hat von der Gottheit nebst jenem Talente geistig zu Schaffen und aus sich selbst herauszutreten auch einen Trieb, die Lust dazu. Er will thätig sein, will sich äußern, fühlt sich dadurch von innen heraus gedrungen. Und wenn er das thut und vermag, so empfindet er eine besondere Befriedigung, ein besonderes Genüge. Solches Schaffen und Hervorbringen und Wirken macht ihm das reinste, das süßeste, das edelste Vergnügen. Darin aber liegt zugleich die stille unverkennbare göttliche Mahnung, daß er solches auch soll, daß er verpflichtet ist aus sich selbst herauszutreten und geistige Schöpfungen ins Leben zu rufen. Dem eigentlichen, echten, genialen Dichter ist es Bedürfnis zu dichten; dem eigentlichen, echten Historiker Bedürfnis zu erzählen; dem rechten echten Philosophen Bedürfnis zu lehren und aufzuklären; und nicht etwa bios nachahmend oder Andern nachäffend, auf der Schulform Anderer sich erhebend; sondern je selbständiger, je origineller er zu Werke geht. Und wenn er so seine Aufgabe löst, desto rühmlicher für ihn. Denn es wird für keine große Kunst erachtet, die Wege zu wandeln, die schon gebahnt sind. Nachahmung zeugt von Schwäche.

Mit diesem rein subjectiven Triebe und dieser rein subjectiven Lust verschwifert sich auch ein reiner allgemeiner objectiver Zweck. Der Mensch nämlich hegt vermöge seines angeborenen Geselligkeitstriebes Theilnahme zu seines Gleichen; er wünscht darum, daß Dasjenige, was ihm Freude gemacht hat und macht, auch Andern, seinen Mitmenschen, Freude bereite; daß Dasjenige, was seine Brust gehoben, sein Inneres veredelt, seinen Geist verklärt hat, denselben Dienst auch Andern leisten möchte. Und so sehnt und müht er sich — es findet ja vermöge der Gleichheit der menschlichen Natur bei den Menschen der Zauber der Wechselwirkung untereinander statt —, Das den andern Menschen mitzutheilen, was er selbst gedacht, empfunden, erforscht, gestaltet und gebildet hat. Er will sich offenbaren und kann sich offenbaren. Dies geschieht im vorliegenden Falle durch die Sprache und durch die Schrift. Allein er fühlt dabei auch, daß es angemessen der Sache wie seinem Zwecke, angemessen seiner und seiner Mitmenschen Eigenthümlichkeit und folglich nothwendig sei, diesem Mittel bei der Anwendung eine passende, gefällige, die Sache auch schon im Au-

sehr empfehlende äußere Form zu geben;
Mühsert:

Grundstein zwar ist der Gehalt,
Doch der Schlussstein die Gestalt;
er erkennt, daß seine Kunstschöpfung nur
rechte Weihe erhält, wenn auch der Außen-
geschichte, wenn im gegenwärtigen Falle auf
Zeit bei der Anlage, auf naturgemäße Ver-
bindung der Gedanken, auf gewählte Diction
muß, auf Wohlklang, Onomatopoesie u.
wird. Oder mit andern Worten: er sucht
dieses Kunstwerk herzustellen. So treibt ihn
zu sein Inneres: dies die Quelle, der noch
des Schönen an literarischen Werken.

Dieselben Ansprüche aber, die der Liter-
weise an sich selbst macht, macht darum o-
blicum an ihn und seine Werke. Es ist
Wahlverwandtschaft statt darum, daß das
falls aus Menschen besteht, mit gleichem
gleichem Empfinden. Und so geht hieraus
vor, was ein literarisches Kunstproduct lei-
chen Maßstab man objectiv an ihn zu leg-
zu legen hat, ferner welchen Maßstab an
überhaupt und an die Literatur eines jeder

Ein literarisches Werk soll und muß al-
merk im eigentlichen Sinne des Wortes se-
Außen wie im Innern, in der Form wie
halte, im Einzelnen wie im Ganzen muß
durchdrungen und durchweht sein; in der
struction desselben muß sich das Walten
Selbst im Menschen kundgeben; überall
Denken, Reflexion, ein Schaffen und ein
Zweckmäßigkeit und edle Vernünftigkeit erl-
Hier soll man durchblicken sehen das Sch-
Phantasie, dort das Forschen und Sichten
des, hier Reichthum an Kenntnissen, die
Auswahl und ein geschicktes Gruppiren u-
des Zusammengehörenden; hier soll sich ein
fühl für Recht, dort für Tugend, hier fü-
dort für das Schöne und Zweckmäßige kun-
zeigt sich gar dasin das Höchste und Ede-
schen, Sinn für Religion oder Religiosität
desto reichvoller, desto empfehlender für das

Dies Geistige wird nun demselben einer
Werth geben, weil es ja eben nicht bloß d-
des Schriftstellers sondern auch die Anfo-
Lesers oder überhaupt den menschlichen Ge-
Das wird sein geistigster, sein unmittelbar-
Und damit, d. h. mit der Befriedigung jene
oder jener Anforderung, ist zugleich der
die beglückendste Freude, das seligste Vergnügen
Kommt dann noch hinzu — was bei solch
gerade nicht selten der Fall ist —, daß der
bige im Momente concipirt und geschaffen
sich von einem Anfluge aus der Höhe her
kräftigste fühlte, wo er sich, fast unbewußt
Verhältnisse, dem Walten seiner geistigen

ist unverwundlich, ist unvergänglich, läßt sich ewig wieder und wieder erwecken und verjüngen dadurch, daß man ihr das rein Menschliche entgegenhält, sich in ihm zu spiegeln, desselben sich im Innern bewußt zu werden.

Das aber ist die höchste Potenzirung des menschlichen Seins und Lebens, wenn der Geist zum Selbstbewußtsein und zum Genuße dieses Selbstbewußtseins gelangt, wenn er sich veredelt, gehoben, gebildet, vervollkommenet fühlt. Vermag nun ein literarisches Product dieses zu bewerkstelligen — und es ist solches vermögend um so mehr, als es zum Mittel die Sprache hat, ein Mittel, das sich durch Weichheit, Schmiegbarkeit, Eindringlichkeit vor den meisten übrigen auszeichnet —, welch hohen Werth hat solches! Es ist werth der höchsten Ehre; es ist werth der Unsterblichkeit! Wie ein unausschöpflicher Vorn labt es Jeden, der hinzutritt und es kostet, ohne Unterschied der Person und des Geschlechts, des Standes und des Volks, der Zeit und des Orts. Maßlos ist oft der Einfluß eines einzigen Schriftwerks, eines einzigen Schriftstellers auf Verstandesbildung und Aufklärung, auf Moralität, Religiosität, Geschmack, Lebendigkeit und Thätigkeit der Phantasie. Man nehme z. B. die Bibel (die hebräische Literatur) und in ihr die Psalmen, die Snamenwerke, die Parabeln des Neuen Testaments, oder die Homer'schen Epopöen, die Dramen des Sophokles! Wie sind oft ganze Völker, ganze Zeitalter durch ein einziges literarisches Product aufgeweckt, gekräftigt, veredelt, gebessert worden! Und ein Buch, enthaltend solche literarische Werke, eine Bibliothek, bestehend aus solchen Schöpfungen, ist gleich einem Museum voll Antiken oder voll Gemälden zu achten: sie haben denselben Werth, dieselbe Nuzbarkeit, denselben Adel. So hat denn die Literatur welthistorische Wirksamkeit und Bedeutbarkeit, welthistorischen Werth erhalten. Sie ist eins der besten und geeignetsten Mittel zu erziehen: sie gibt für eine Nation, für eine Zeit den besten Hebel ab zur Förderung und Erhaltung der Kultur. Es wäre wol der Mühe werth, hier ins Einzelne einzugehen und nachzuforschen, welchen Einfluß sie von jeher auf die Menschheit gehabt, auf einzelne Völker, auf einzelne Zeitalter. Die griechische Literatur z. B., welch ein wichtiger Hebel ist sie geworden und ist es noch zur Bildung der Welt! Wir können hier nur nicht auf diesen speziellen Gegenstand eingehen. Aber Das sieht man wol aus dem eben Beigebrachten: es verdient diese menschliche Thätigkeit und die daraus hervorgegangenen und noch hervorgehenden Producte in der Culturgeschichte der Menschen eine ganz besondere Berücksichtigung, einen ganz vornehmlichen Platz. Warum hat sie den nicht schon gefunden? Warum ist sie bis daher noch nicht, weder im Ganzen noch bei einzelnen Völkern, nach Gebühr gewürdigt worden?

Wenn denn die Literatur im Ganzen wie im Einzelnen so Großes, so Herrliches zu leisten vermag — wobei wir den Nutzen, daß sie uns zugleich Denkmäler für die Sprachen und deren Geschichte liefert, nicht ein-

mal in Anschlag bringen wollen —, so ist jeder Schriftsteller, der sie wahrhaft bereichert, der sie verschönt, der sie anbaut, des Preises, der Ehre, der Unsterblichkeit werth. Mit Recht hat man solchen Männern im Alterthum wie in der neuesten Zeit Bildsäulen gewidmet, oder auf andere Weise ihr Andenken verherrlicht. Mit Recht kann ihr Vaterland auf sie stolz sein: sie sind die Bildner, die Wohlthäter ihres Volks, ihrer Zeit, ja oft der Menschheit. Und indem sie das geworden sind, verherrlichen sie zugleich das Land das sie geboren, die Nation welcher sie angehören, das Zeitalter in dem sie gelebt, sodas ein solches Land, ein solches Volk, ein solches Zeitalter mit ihnen unsterblich fortlebt in der Geschichte der Welt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus England.

Der Chartisten-dichter Thomas Cooper.

Vor kurzem ist in d. Bl. des Chartisten Thomas Cooper und seiner „Prison rhymes“, der Frucht seiner Muse während seiner mehrjährigen politischen Haft, gedacht worden. Es scheint ein sehr fruchtbarer Dichtergeist in dem Mann zu walten, denn er ist bereits mit einem neuen Geisteserzeugnisse in dem „Baron Yule feast, a christmas rhyme“ hervorgetreten, welches die günstige Meinung von seiner dichterischen Begabung nur vermehren muß. Obwohl nach des Dichters eigener bescheidener Äußerung nur dazu bestimmt, rauhe ungebildete Gemüther zu ergötzen, ist es reich an zarten und erhabenen Schilderungen und verräth überall einen höhern Genius. Merkwürdigerweise hat sich der Mann aus dem Volke, der für dessen Sache schon Verfolgung und Strafe erlitten, den Vorwurf seines Gedichts aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft gewählt. Er vertheidigt sich in der Dichtung selbst gegen die von beiden Seiten erhobene Beschuldigung, hier der „Lords und Herren“, daß er, der „rohe Gleichmacher, welcher noch jüngst der Kerkerharte Läne des Jorns über die bevorrechteten Classen entlokt, jetzt ihnen in der ritterlichen Halle ergötliche Verse aufspiele“. Er antwortet, sie möchten nur den Sinn seiner Verse zu verstehen suchen und sich die Lehre des schlichten Bardes zu Herzen nehmen, sie würden finden, daß sie keineswegs schmeichelhaft für ihren Stolz seien. Nicht weniger vorwurfsvoll sind die Anrufe, die er seine Mitbrüder an ihn richten läßt:

Wir schellen dich um deinen Sang!
Höhnst du wie jener Feid' den Drang.
De Roth, die uns verbeert.
Mit Festelust, mit Tanz und Hymna',
Wo Tag für Tag des Hungers Grimm
Im Eingeweib' uns zehrt!

Vergaßst du den heil'gen Schwur
Zu streiten für die Armuth nur
Bis zu dem letzten Hauch,
Der Vorderste gen Zwillingherren Schar,
Standhäft und treu in der Gefahr
Und in der Schlachten Rauch.

Der Dichter antwortet darauf:

Nein, Bruder, nein! noch nimmet kam
Mir aus dem Sinn der these Gram,
Der bitter an euch nagt;
Dies Herz erneut hier seinen Eid
Es führt, so lang es schlägt, den Streik,
Bis euch die Freiheit tagt!

12.

Über den Begriff der Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 133.)

Die Literatur ist eins der edelsten Geschenke an die Menschen. Nehmt der Welt die Literatur, und ihr nehmt ihr ihr halbes Ich. Das Höchste, das Edelste, was die Menschen je gedacht, empfunden, erlitten haben, haben sie dorthin niedergelegt, schon seit Jahrtausenden niedergelegt und legen es noch fort und fort da nieder. Ein Volk das eine Literatur besitzt, hat daran einen großen Schatz, und das um so mehr, wenn dieselbe alle die Eigenschaften hat, welche ihr zur Zierde gereichen. Demeffen aber wird eine Literatur einmal nach ihrem Inhalte und der Form, ob Beides gewählt, edel, hoch, keusch, züchtig, ideel ist; zweitens nach ihrem Reichthum, ob bei trefflichem Inhalte und bei trefflicher Form sich auch eine Menge literarischer Werke vorfinden; drittens nach ihrer Vielseitigkeit, ob sie nicht beschränkt geblieben sei auf wenige Gattungen; viertens nach ihrer Originalität, ob die Verfasser der einzelnen Werke nicht bloß nachgeahmt sondern selbständig geschaffen haben.

Hiernach hat man natürlich auch das Volk zu würdigen das eine Literatur besitzt. Von nichts läßt sich besser auf die Productivität, auf Lebendigkeit, auf geistige Thätigkeit, auf Genialität, auf die Talente, auf den Geschmack, auf den ganzen Charakter einer Nation schließen *) als von seiner Literatur. In seiner Literatur kann sich ein Volk besonders groß und hehr und verdient und glänzend zeigen. Das Gemälde einer in der Weltgeschichte oder in der Politik berühmten Nation vollendet sich erst dann, wenn die Literatur nicht fehlt, und selbiges gewinnt nur dann erst seine rechte Schönheit, wenn diese Nation eine tüchtige, eine reiche, vielseitige, originelle Literatur aufzuweisen hat. Und dann bleibt nicht die Achtung der übrigen Welt aus. An der Achtung, welche gegenwärtig jede gebildete Nation Europas der altgriechischen oder der jetzigen deutschen zollt, hat die Literatur dieser beiden einen nicht geringen An-

theil. Welch eine Lücke dagegen in der Ethnographie eines Volks, wenn ihm die Literatur fehlt! Und zugleich welch ein trauriges und ödes Leben lebt es, wenn es sich nicht an eigenen Kunstwerken in der ihm eigenen Sprache laben und erbauen kann. Wie geht dann so leicht die echte Nationalität verloren! Wie bald schleicht sich dann so leicht das Fremde ein und untergräbt und zerstört Das, was das Volk eigentlich sein nannte und für das theuerste Gut, für das innerste Mark seines Lebens hielt und halten mußte, weil es das Angeborene, das Angelebte, das eigentliche Selbst desselben war. Solches Volk ist zu vergleichen einem Baume ohne Blüten, einem Tage ohne Sonnenschein, einem Acker ohne Frucht. Was lebte dagegen ein Volk wie das griechische für ein Dasein bei seiner herrlichen Literatur! Was lebt die deutsche Nation gegenwärtig für ein herrliches Leben unter gleichen Verhältnissen! So wie Schriftstellerische ästhetische Werke die Blüten des geistigen Lebens einer Nation sind, die von Kraft und Fülle und Frische und Lebendigkeit im Innern zeugen, so sind sie andererseits auch die Früchte, an welchen sich ununterbrochen der Geist labt und stärkt und kräftigt und zum Höhern emporragt und auf der Höhe der Intelligenz, der Gemüthlichkeit und eines guten Geschmacks erhält. Dies muß bei uns, bei der neuen Welt, um so höher in Anschlag gebracht werden, als wir kein solch öffentliches Kunstleben führen wie der Griechen in der alten Welt unter seinen tausend von plastischen Kunstwerken. Aber freilich wird nur dann dieses Ziel erreicht werden, wenn man die Schriftwerke liest, d. h. ihrem Wesen, ihrem Zwecke und ihrem Nutzen und Werthe gemäß zu handhaben oder zu lesen versteht. Über diesen wichtigen Punkt nur noch einige Worte.

Lesen heißt in der ersten niedrigsten Bedeutung die sichtbaren schriftlichen (gedruckten oder geschriebenen) Sprachzeichen in hörbare Laute umwandeln; im höhern Sinne die zusammengehörenden sichtbaren Zeichen in Sylben und Wörtern aussprechen, endlich im höchsten Sinne: in diesen Wörtern und in den Zusammenfügungen den Sinn erkennen, welchen der Verfasser hineingelegt hat, als er sie schrieb oder drucken ließ. Der Leser verfährt hiernach gerade umgekehrt als der Schriftsteller. Dieser arbeitet und schafft erst geistig und giebt

*) Hierher gehört denn also erst — wer sollte es denken? — jene Definition Wackler's von Literatur und Literaturgeschichte. Ein ganz secundäres, gar nicht zum eigentlichen Wesen der Sache gehöriges Merkmal ist mithin zum alleinigen Merkzeichen gemacht worden, wie wir schon oben bemerkten.

dann diese geistigen Producte in die Sprache und in die Schrift, macht die unsichtbaren geistigen Productionen zu sinnlich durch das Gesicht wahrnehmbaren; jener geht vom Sichtbaren aus und sucht in und an dem Sichtbaren das Unsichtbare.

Nach dem Obigen waren die literarisch-ästhetischen Werke Kunstproducte. Als solche müssen sie auch vom Leser aufgefaßt und beurtheilt und genossen werden, d. h. er muß überall, im Ganzen wie in allen ihren Theilen, das Warten des vernünftigen menschlichen Geistes, der sie schuf und herstellte, zu erkennen bemüht sein. Dies wird er nun im Stande sein schon bei und in der Form des Kunstwerks. Hier schon soll er das Schöne in der Wahl, in dem Klange, in der Übereinstimmung der Laute mit der Sache, in der Verbindung der Wörter zu einem wohlklingenden Ganzen wahrnehmen und sich daran ergötzen. Sodann soll er erfassen und sich entwickeln und erklären den Gegenstand selbst, die Anlage des Werks, die Einteilung und die Gruppirung der einzelnen Haupt- und Untertheile, die Ausführung im Speciellen wie im Ganzen, und beurtheilen und würdigen nach dem rechten und sichern allgemeinen Maßstabe des Schönen und des Logischen. Endlich soll er aufsteigen zum Verständnis und zur Dartheilung der Sachen selbst, die das Uebersichtliche der Schriftwerke ausmachen, und darin das Wahrgedachte, das Tiefempfundene, das Wohlgeordnete erkennen, empfinden und herausfühlen und darüber gleichfalls, wo möglich, sein Urtheil fällen, sie prüfen und messen. Denn jeder Schriftsteller echter Art will und beabsichtigt bei Abfassung eines Werks, daß es so ergreifen mit dem Geiste und begriffen werde, wie er es selbst begriffen hat *), daß das Wesen und die Eigenschaften so wie er sie ihm gegeben erkannt und beurtheilt und gewürdigt, daß der hohe Schwung den seine Seele bei der Conception genommen, die Identität mit welcher er geschaffen, die Mühe die er darauf verwendet, die Zwecke die er dabei sich gestellt, gewußt, erkannt und anerkannt werden, daß das Werk denselben Eindruck mache, den er ihm glaubt gegeben zu haben, daß es durch und durch verstanden, gefühlt, nach Gebühr geschätzt werde. Der Leser soll sich bewußt werden and einsehen, warum der Künstler festliches und mit welchem Bedacht gethan, warum derselbe das Ganze gewählt, jedes kleinere oder größere Stück so und so bearbeitet, ihm diese oder jene Form, selbst im Kleinsten und Geringssten, gegeben, damit er sehe, von welchem Gesichtspunkte er ausgegangen, welchen Grundsätzen er gefolgt, welches Talent er dabei gezeigt, welche Feinheit des Gefühls, welche Schärfe des Geistes, welchen Geschmack er dabei angewendet.

(Der Beschluß folgt.)

*) Schindler sagt in seiner Schrift über Beethoven (S. 74): „Nur das sichere Erkennen und Erfassen, nicht die Bewunderung seines Genies war es, was Beethoven an einem Freunde festhielt. Und dies ist wol ein sicheres Kennzeichen des echt künstlerischen Genies, dessen erstes Bedürfnis sich darin ausdrückt: daß es erkannt und ganz erkannt sein will.“

Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III. Gesammelt nach eigenen Beobachtungen und selbst gemachten Erfahrungen von H. F. Eylert. Zweiten Theils zweite Abtheilung. Magdeburg, Heinrichshofen. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. *)

Allerdings bedarf es des vollen Maßes von Pietät, welche der treffliche Fürst, dem diese Blätter gewidmet sind, anzusprechen hat, und des ganzen Maßes von Sympathie, auf welches der Verf. Anspruch hat, um diese Arbeit fortdauernd genüßreich und erfreulich zu finden; denn es nehmen, je weiter wir in derselben vorrücken, die Beifschweflichkeiten, die Ungehörigkeiten und die Widersprüche, welche man diesem Buche von seinem ersten Erscheinen her vorwarf, mehr und mehr überhand und drängen uns oft den Wunsch auf, der ehrwürdige Verf. möchte sein Material lieber einer jüngern und kräftigern Feder überlassen und sich, statt der leiblichen, mit der geistigen Autorschaft dieses Buches begnügt haben. In der vorliegenden vierten Abtheilung desselben geschieht ihm nun freilich viel Menschliches. Er verwechselt, wie ihm nachgewiesen worden ist, nicht nur Personen, Zeiten und Daten mehr als einmal; es begegnet ihm auch mehr als verzeihlich ist, daß er auf einer und derselben Blattseite entweder dieselbe Sache zwei- und dreimal fast mit denselben Worten sagt, oder, was noch schwerer ins Gewicht fällt, daß er auf derselben Seite seines Buches dieselbe zusammenhängende Sache bejaht und verneint, oder in einem unlöslichen Widerspruch Affirmation und Negation miteinander verbindet. Alles Dies zu belegen oder nachzuweisen, wie sehr ihn Präcision und Schärfe des Gedankens bisweilen verlassen, wäre leicht: allein da es weder für uns noch für unsere Leser erfreulich oder lehrreich ist, da es von andern Seiten her bereits genugsam erörtert und mit nicht verdientem Spotte in Verbindung gebracht worden ist, so ziehen wir es vor, die Sache als bekannt vorauszusetzen und, indem wir uns einer natürlichen Pietät überlassen, dem Verf. lieber zu danken für das vielfach anziehende Material, das, gleichviel ob gut oder übel, in diesem Bande verarbeitet ist, und für das er diesen Dank schon deshalb verdient, weil er sein Eigenthum zum Gemeingut Aller hinzugeben nicht ankand. Reich an Einzelheiten psychologischer, historischer und biographischer Interessen ist auch dieser Band wiederum und die zwei oder drei auffallenden und starken Zrethümer, welche er enthält, oder die ungehörigen Abschweifungen, welche allerdings hier und da vorkommen, können unserm Erachtens nicht um Vieles den Werth verringern, den er mit seiner Masse von neuen, bedeutenden und wissenschaftlichen Zügen aus der Zeitgeschichte überhaupt und aus dem Leben des hochseligen Königs, der ein Hauptträger derselben war, anzusprechen volles Recht hat. Dies, einem leichtfertigen Tadel und einer verwerflichen Spottsucht gegenüber, recht ernst und kräftig auszusprechen, liegt uns besonders am Herzen; ja, wir leugnen nicht, daß wir uns im Geiste des deutschen Volks jener schonungslosen Kritik schämen möchten, welche ohne Rücksicht auf Gegenstand, Verfasser und Zeit, ohne Prüfung, ob einige Irrungen und einige Schwachheiten denn auch wirklich den Werth einer so umfassenden Arbeit aus nichts zurücksühren können, in einem einzigen Strom von tadelndem Spott — „Ross und Reiter“ dahinzuschwenken möchten, das Ehewürdige lästern und das Schonungswerthe mit Füßen tretend. Vor so leichtfertiger Kritik bewahren wir uns gern, am besten aber glauben wir ihre Ungerechtigkeit dadurch darzutun, daß wir einen Theil der neuen und anziehenden Notizen näher bezeichnen, mit welchen der Verf. die Geschichte seines Heiden würdig und anerkennenswerth bereichert hat.

Unter diesen Druckstücken — und solche hat der Verf. uns

*) Vergl. die frühern Mittheilungen in Nr. 127 und 128 d. Bl. f. 1843 und Nr. 42 f. 1845. D. Red.

überall nur verheissen — nimmt der Abschnitt, welcher den Aufenthalt der Königsfamilie in Elisit, jene Läuterungs- und Reiningungsperiode für Volk und Fürst, enthält, den ersten Platz ein. Hier, befreit, von der Last des Unglücks fast erdrückt, verlassen, beinahe einsam und von einem übermüthigen Gegner verhöhnt, bis in das innerste Lebensmark hinein verlegt — hier zeigte sich Friedrich Wilhelm und seine Königin fast in der Gestalt eines tragischen Heros, menschlich am grössten, moralisch am ehrwürdigsten, historisch am bedeutendsten in seinem ganzen Leben. Es war als wenn er fühlte, daß er dieser büßenden Läuterung in seiner Person bedurfte, zur Wiederbelebung eines neuen Staats- und Volksgeistes; es war, als ob er die hohen Absichten der Weltregierung bei diesem unsaglichen Leide, das über ihn kam, klar durchschaute, dankbar würdigte und mit Reflexion hinnahm. Und in der That, wie viel verdankte der preussische Staat dieser fast beispiellosen Katastrophe seines Königs? Von der hier beginnenden Regeneration des innern Staatsbaus wollen wir gar nicht sprechen, allein dies fassen wir gern auf, daß ohne jene unerhörte und schmachvolle Erniedrigung in der Person seines Königs, das preussische Volk vermuthlich niemals zu diesem höchsten Grade von Sympathie, zu jener aus tiefer Erbitterung hervorgegangenen Kraftäußerung gelangt wäre, welche im Jahr 1813 zur Wiederherstellung des Staats führte; das stellen wir gern ins Licht, daß es ohne das namenlose Elend, ohne die Erniedrigung von 1807 wahrscheinlich auch den Glanz und den fortlebenden Ruhm von 1813 nicht gab und daß, wenn der Gegner in Elisit mehr Mäßigung beobachtete als er that, wahrscheinlich kein Friede zu Paris geschlossen wurde. Die Frucht von Elisit reifte in sieben Jahren: in Elisit plagten wir die Vorsehung an, in Paris erkannten wir die innere Nothwendigkeit ihrer Lenkungen.

Die Schilderung, welche der Verf. von der Zusammenkunft der königlichen Familie mit dem Kaiser Napoleon in Elisit entwirft, ist zu charaktervoll und anziehend, als daß wir nicht auf die Theilnahme unserer Leser rechnen dürften, indem wir sie im Auszuge wiedergeben. Es haftet ein großes, lebendiges Interesse an diesem lebensvollen Gemälde. Napoleon hatte diese Zusammenkunft gewünscht, theils um der Welt, die auf ihn stolz, ein Schauspiel zu geben wie er es liebte; theils um seinem Ehrgeiz eine volle Befriedigung zu gewähren; theils aber auch aus Reue, die berühmte Königin, die der Ruf für die schönste Frau seiner Zeit ausgab, in ihrer gedemüthigten Schönheit von Angesicht zu Angesicht vor sich zu sehen. Seine nächste Umgebung, besonders Talleyrand, der diese Zusammenkunft fürchtete, legte allerhand Schwierigkeiten in den Weg, doch dies gerade reizte den Kaiser und sie kam zu Stande. Die Königin war willig, sich diese Probe demüthigster Selbstverleugnung gefallen zu lassen. „Was mich das kostet“, schrieb sie damals, „weiß mein Gott; denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht hat. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Es wird mir schwer werden — doch das Schwere wird einmal von mir gefodert und Opfer zu bringen bin ich gewohnt.“ In diesem Sinne, vollkommen einig mit sich, voll ihrer Würde, ging sie nach Elisit, um den Kaiser Napoleon zu sehen. Un den Zwang, die innere Disharmonie dieser unnatürlichen Zusammenkunft zu verstecken, ließ der Kaiser die Königin in einem prachtvollen, achtspännigen Staatswagen unter glänzendster Begleitung abholen; der König war ernst, gehalten, die Königin anmüthig, anscheinend unbefangen. Befangen und verlegen aber zeigte sich der Kaiser, sowol von der Würde seines Besiegten als von der Schönheit der Königin. Er sagte ihr Verbindliches und Schmeichelfhaftes; sie antwortete, indem sie die Unbequemlichkeit der Haustreppe bedauerte und nach seinem Befinden in dem schon unfreundlichen nördlichen Klima fragte. Mit der Karte in der Hand spielend, antwor-

tete Napoleon hierauf und sagte alsdann zum König gewendet: „Sire, ich bewundere die Größe und Stärke Ihrer Seele bei so vielem und so großem Unglück.“ Der König antwortete ruhig und fest: „Die Stärke und Ruhe der Seele gibt nur die Kraft eines guten Gewissens.“ Von dieser Antwort gereizt, rief Napoleon übermüthig: „Aber wie konnten Sie es wagen, mit mir, der ich schon mächtigere Nationen besiegt hatte, Krieg anzufangen?“ Der König, wohl fühlend, wie viel in dieser Frage an Stoff zur Debatte lag, sah ihr fest und scharf an; die Königin aber ergriff gewandt das Wort und antwortete mit Würde: „Sire, dem Ruhme Friedrich's des Großen war es wol erlaubt, über unsere Kräfte und zu täuschen. Wir haben uns getäuscht: so war es beschlossen.“ Hierauf brach sie dies dornigte Gespräch ab und gab ihm eine leichtere Wendung. Man ging zu Tisch, bei welchem Napoleon den Wirth machte. Die Königin saß zu seiner Rechten, der König zur Linken. Ernst und in sich gekehrt, sprach Letzterer wenig, aber treffend und gut. Es war von jugendlichen Erinnerungen die Rede und der König brauchte das Wort „Wiege“. Napoleon lachte auf seine Art und bemerkte: „Wenn der Junge erwachsen ist, vergift er die Wiege und diese wird bei Seite geschafft.“ „Ja“, antwortete der König, „aber die An- und Abstammung kann man nicht vergessen. Der gute Mensch blickt mit Gefühl und Nachdenken auf die Wiege, in der er gelegen.“ Diejenigen, welche den König in diesem Augenblick sahen, versichern, es habe in Stimme und Ausdruck bei diesen Worten etwas Bezeichnendes gelegen. Unfähig sich zu verstellen, war ihm in dieser Nähe nicht wohl; er überließ die Unterhaltung der Königin, welche sich selbst und die Sprache mehr in ihrer Gewalt hatte. Diese, alle politischen Seiten geschickt vermeidend, sprach ihrer Überzeugung gemäß mit Achtung und Wohlwollen von der Kaiserin Josephine. Napoleon war von solcher Anmuth und so vieler weiblicher Würde ganz eingenommen und er sagte nachher zu Talleyrand: „Ich wußte, ich würde eine schöne Königin sehen; aber ich habe zugleich die interessanteste Frau gefunden.“ So versöhnte sie selbst den Feind, der ihrer sonst bei jeder Gelegenheit gespottet hatte.

Nach dem unglücklichen Friedensschluß schrieb die Königin Luise an ihren Vater: „Der Friede ist geschlossen; aber um einen schmähligen Preis. Unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen. Dennoch ist der König größer als sein Widersacher. Nach Silau hätte er einen vortheilhaftern Frieden schließen können; aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Princip unterhandeln müssen. . . Preußen wird dieser schmählige Frieden ein Segen bringen. . . Das ist mein fester Glaube.“ Und immer sprach sie es aus, daß, obwol sie viel leide, sie doch Tage habe, mit denen sie zufrieden sei, denn der König sei herzlicher als je; sie seien sich nach 14jähriger Ehe treu geblieben und er trage sein Schicksal mit Würde. Ihre natürliche Förmigkeit ward in dieser Zeit völlig zum Charakter.

Weiterhin schildert der Verf. die Zusammenkunft Napoleons mit Alexander in so charakteristischen Zügen, daß wir einige derselben wiedergeben gedungen sind. Die Zusammenkunft fand in Elisit statt. Die Stadt ist von Süd nach Nord von einer breiten und langen Straße durchschnitten. Napoleon wohnte am nördlichen, Alexander hatte sein Absteigequartier am südlichen Ende, wo es zum Memelstrom hinabging. Die glänzenden, unbefiegten russischen Gardemarschirten am 13. Juli 1817 Morgens, von Konstantin geführt, in diese Straße ein und besetzten in einfachen Reihen die Beiseite derselben; ihnen gegenüber stellten die französischen Gardemarschirten sich an der Oppseite der Straße auf. Die Regimentsmusketen spielten abwechselnd. Sieger und Überwundene standen sich im feierlichen Ernst stumm gegenüber. Pflöglich erschien Kaiser Alexander glanzvoll umgeben zu Pferde und ritt die Straße hinab zum Kaiser Napoleon. Feierlicher wurde wol nie ein Krieg geschlossen. Beide Monarchen kehrten kurz

darauf auf demselben Wege zu Pferde wieder zurück. Napoleon, im einfachen grünen Rock, langsam und gemessen, den Mund von einem eigenen Lächeln umspielt, ritt an den Reihen der feindlichen Garden hin. Am rechten Flügel angelangt schien er sehr verbindliche und angenehme Äußerungen über die Truppen zu machen, welche Alexander und Konstantin mit höflichen Verbeugungen erwiderten. Hierauf zog Napoleon ein Ordenskreuz aus seiner Westentasche, ließ den Flügelmann der Garde, einen Riesen, an sein Pferd treten und überreichte es ihm. Ein donnerndes Hurrah ertönte, die beiden Kaiser reichten sich die Hände und ritten nach dem Quartier des Kaisers Alexander, wo ein Frühstück servirt war. Nach Beendigung desselben ritt man zusammen zum Remelstrom hinab, wo Barken bereit lagen. Die Kaiser umarmten sich mehrmals: Alexander und sein Gefolge bestiegen die prächtigsten Barken und stieß vom Ufer ab. Entblößten Hauptes blieb Napoleon am Ufer stehen, bis die kaiserliche Barke die Mitte des Stroms erreicht hatte; dann schwenkte er zum Abschied den Hut, bestieg seinen arabischen Schimmel und galoppierte nach seiner Wohnung zurück.

Der Schluß des Tages sollte der Jugend des edlen Königs Friedrich Wilhelm eine schöne Fuldigung bringen. Nachmittags 3 Uhr war die französische Garde abgezogen und Feldtruppen, die wohlbekanntere sogenannte Köffelgarde, hatten ihre Stelle eingenommen. Die ganze Breite der Straße war von pelmele dahinziehenden Truppen erfüllt, die ordnungsgemäß wie die Ameisen durcheinander dahinströmten. In diesem Augenblicke erschien eine edle, hohe Gestalt zu Pferde, in einem einfachen grauen Rock, mit hochauftretendem rothen Kragen, von einem Reitknecht gefolgt, unter ihnen. Es war der König — mitten unter den französischen Truppen. Ernst, ruhig und wohlwollenden Ausdrucks ritt er langsam dahin; aber seine königliche Gestalt übte ihre stille Gewalt auch über die Gemüther der Fremden. Ein französischer Soldat rief: „C'est le roi de Prusse.“ „Le roi de Prusse — le roi de Prusse!“ ertönte es sofort von Mund zu Mund im Gemüth und die Scene änderte sich wie auf Zauberwort. Sofort ordneten sich die Reihen, die Glieder; die Truppen traten ohne Commando militärisch an, und bildeten ein Spalier, in dem man, wie der König still und seines Triumphes unbewußt dahintritt, nur den Ausruf hörte: „Voyez le brave; voyez le vertueux. le malheureux prince!“ Diese schlichte und vom Zufall herbeigeführte Begebenheit bildete das Gegenstück zu den Prachtscenen des Morgens: aber sie war eine ergreifende Episode aus diesem „merkwürdigen, welthistorischen Schaupiel von Tilsit“. Das Verhalten Friedrich Wilhelm's in diesen Tagen der Prüfung war solcher Art, daß die Umgebung Napoleon's zu der Äußerung veranlaßt wurde: Er benimmt sich, als wäre er der Sieger und wir die Besiegten, und daß Napoleon ihn „statisch, wie ein schlecht zugerittenes Pferd“ nannte. „Sie wußten nicht“, sagt der Verf., „daß es eine stille Größe gibt, die mächtiger ist als das Glück wenn es hebt, und das Unglück wenn es stürzt. Besiegt in Tilsit und siegreich in Paris — der König war und blieb derselbe: seine Grundsätze waren stärker als die Erscheinungen der Zeit.“

Diese Gleichstimmung der Seele war eine der ausgezeichnetsten Eigenschaften des edlen Königs und sein Geschick war es, diesen Gleichmuth oft im Leben zu bewahren. Die schwerste Probe bestand diese Beherrschung seiner selbst bei dem frühen Verlust der unvergleichlichen Königin Luise.

Diese reine Seele war, wie uns unbestritten scheint, von dem über das Haupt des Königs eingebrochenen Unglück in ihren innersten Lebenskeimen geknickt. Schwarze Ahnungen ängsteten sie, die sie selbst in ihr Tagebuch schrieb; eine milde Schwermuth, die nur stundenweise wich, hatte sich in ihrer Seele niedergelassen. Sie sah Berlin wieder, sie freute sich an den Liebeszeichen ihrer Getreuen, allein der frühere Hoffinn lehrte nicht mehr bei ihr zurück. Von der politischen Lage des Staats hatte sie eine außerordentlich klare, beinahe

prophetische Anschauung. Unter Andern sagte sie: „Der gegenwärtige Zustand ist ein gewaltsamer, durch das Übergewicht der physischen, wenn ich auch zugeben will der intellectuellen, keineswegs aber der moralischen Kräfte herbeigeführt, und aus dem Willen und den Wünschen der Nationen nicht hervorgegangen. Die Natur aber behauptet ewig ihre Rechte . . . man fühlt es heraus, daß wir noch nicht fertig sind . . . es kommt noch etwas anders . . . aber ach, wir können darüber sterben.“

Sind diese Worte wegen ihrer klaren Auffassung der Weltverhältnisse im Munde einer Frau an sich merkwürdig, so werden sie es um so mehr im Munde einer Königin und zu einer Zeit, wo geistreiche Geschichtsforscher, wo Männer wie Johannes Müller, Alles für abgeschlossen, den französischen Gewaltthäter für unbesieglich und Europa für lange Zeit hin seiner Auchttrube übergeben glaubten und selbst Goethe, der Hellsehende, sein warnendes: Schüttelt nicht an Euern Ketten! ertönen ließ. So sieht ein kindliches Gemüth, was der Verstand der Weisen oft nicht sieht!

Kurze Zeit nach dieser Äußerung reiste die Königin nach Mecklenburg, um von dort nicht mehr zurückzukehren. Ihre Freude bei dem Wiedersehen des Vaters, der Großmutter und der übrigen Iyriken war unsaglich; allein ein tiefer Zug der Behmuth ging durch den Ausdruck dieser Freude hin. Als bald darauf auch der König ankam, verlangte ihr Gemüth nach mehr als Worten: sie sprang empor, eilte an ihren Schreibtisch und wie mit der Absicht, diesen Moment der Freude für immer festzubalten, schrieb sie auf ein Blättchen: „Lieber Vater! Ich bin heute sehr glücklich, als Ihre Tochter und als die Frau des besten Ehemanns. Luise. Neustrelitz d. 24. Juni 1810.“ Es waren dies ihre letzten geschriebenen Worte. Die Scenen ihrer schnell erfolgenden Auflösung müssen wir in der warmen, tiefempfundnen Darstellung des Verf. nachzulesen dem Leser überlassen.

Der frühe Tod der Königin war ein Abschnitt im Leben Friedrich Wilhelm's. Von nun an wurde er noch stiller und in sich gekehrter, aber auch noch milder und selbstbeherrschender als er zuvor war. Sobald die Apathie, welche diesem Schlage folgte, überwunden war, nahm sein Wesen, seit 1808 der Frömmigkeit zugewendet, den Charakter tiefer Religiosität mehr und mehr an.

Über seinen Verlust sprach er mit Niemandem, aber die Sympathie der ganzen civilisirten Welt that ihm sichtbar wohl in seinem Schmerz. Die Erzählung, wie er bei Anfertigung der Bilder der Königin und ihres Grabmonuments mitwirkte, ist reich an rührenden Zügen seines edlen, sanften und doch starken Geistes. Es ist seine Idee, das Marmorbild der Königin in Charlottenburg als einer Schlafenden ausgeführt zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Sieben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Niccolo Machiavelli's Florentinische Geschichten.

Aus dem Italienischen übersetzt

von
Alfred Reumont.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, im Mai 1846.

F. A. Brockhaus.

Freitag,

Nr. 135.

15. Mai 1846.

Über den Begriff der Literatur.

(Bechluss aus Nr. 134.)

Nun ist aber ein Schriftsteller sich oft selbst nicht klar bewußt, warum er Dieses oder Jenes thut: er folgt nicht selten einem dem menschlichen Denkvermögen nicht immer zugänglichen und zum Erfassen möglichen Gefühle, einer tiefern Begeisterung, die er selbst oft nicht begreifen und verstehen kann, indem er schafft. Es sind das die Producte jener Weihestunden, von denen wir oben sprachen. Ist es nun da dem Verfasser selbst oft schwer, sich Rechenschaft von dem Walten seines Geistes zu geben, so ist es natürlich noch viel schwerer für den Leser, sich zu solcher hohen Höhe emporzarbeiten oder so tief in solche Tiefe hinabzusteigen; aber seine Aufgabe ist das und bleibt es. Um vollständig das Kunstwerk zu verstehen — und das soll er eben — muß er jeglichem Walten des künstlerischen Geistes des Verfassers folgen und bis in die feinsten Nuancen nachspüren. Er muß so zu sagen dieselben Pfade aussuchen und wandeln, die der Schriftsteller gefunden hat und gewandelt ist, nur freilich umgekehrt, rückwärts; er muß gewissermaßen das fremde Werk zum seinigen machen, das Product förmlich reproduciren, wie der echte Naturforscher mit der Natur, der Kunstkritiker und Darsteller mit dem Kunstwerk jeglicher Art verfährt oder verfahren soll. Ja selbst Das genügt oft nicht: es bedarf sogar häufig zum völligen Verständnisse eines literarischen Productes einer geistigen Verwandtschaft von Seiten des Lesers mit dem Verfasser: derselben Stimmung, derselben Grundfäße und Ansichten, derselben Elasticität und Tiefe des Geistes und Gemüths. Es paßt hierauf, was Baumstark den verstorbenen Thibaut in Heidelberg über musikalische Aufführungen ebenso wahr als treffend gesagt haben läßt:

Das Höchste, zur wahren künstlerischen Darstellung Unerlaßliche, was Thibaut von dem Darsteller forderte, war geistige Verwandtschaft mit dem Künstler und eine solche Beweglichkeit und Biegsamkeit des Gemüths, daß er dem Künstler in allen seinen Stügen und Bindungen ohne Zwang folgen kann. Bloss unter dieser Bedingung und unter beständigem Frischhalten dieser Eigenschaften hielt er es für möglich, daß ein Kunstwerk in der Musik rein so gegeben werde wie es im Sinne des Meisters lag: also ohne daß der Darstellende etwas darin sucht oder hineinlegt, was in dasselbe nicht gehört, und ohne daß er wichtige Momente desselben unberührt läßt, weil sie ihn selbst

nicht berührt haben. Der Darsteller muß sich ganz dem Willen des Künstlers oder gleichsam des Kunstwerks fügen; er muß ganz von demselben abhängig sein. Allein diese Abhängigkeit darf der Darstellende nicht drückend empfinden, sondern er muß sich in ihr erheben fühlen, indem er mit dem Künstler noch einmal reproducirt. Dies ist aber nur möglich, wenn der Darstellende die Einheit des Mannichfaltigen im Kunstwerke mit dem Künstler entweder durch unmittelbare Vernunftanschauung (in welchem Falle eine echte Seelenverwandtschaft zwischen Beiden existirt) oder durch Nachdenken und Kritik bei wahrer Empfindsamkeit erkannt hat. — — Daher forderte Thibaut vom Darstellenden dieselbe Ruhe und dieselbe Versenkung in seine Ideale und Gegenstände wie der Künstler selbst.

Auch der Schriftsteller ist Componist, und sein Leser ein Dilettant, welcher das literarische Kunstwerk sich selbst oder Andern vorträgt, darstellt. Folglich muß der Letztere auf gleiche Weise verfahren wie Thibaut von Dem fordert, der ein musikalisches Stück zu spielen oder zu singen hat. Die meisten Leser aber sind gleich jenen Klimperern und Stümpern, welche ihrer Aufgabe schon genügend zu haben glauben, wenn sie ihr das musikalische Stück nur fertig zu spielen vermögen. Sie sollen indessen, das ist ihr Ziel, sich mit dem eigentlichen Künstler, mit dem Urheber des Werks in ein gleiches Niveau stellen oder sich gar über ihn zu erheben suchen, damit sie nach einem bestimmten Maße ihn beurtheilen, ihn richtig würdigen.

Nicht immer ist der Schriftsteller im Stande, die ganze Fülle seines Herzens den Worten und Buchstaben anzuvertrauen; die äußern Zeichen reichen oft nicht aus, um das Innengeschaffene völlig darzustellen; das Äußere bleibt dann hinter der Idee des Künstlers zurück: er kann es nur annähernd ausdrücken, nur andeuten. In den Worten liegt in diesem Falle oft ein höherer Sinn als der erste Anschein lehrt und gibt. Dann muß der Leser das äußerlich Fehlende hinzufügen, hinzudenken, ersetzen. Offenbar die höchste Stufe, die er zum Verständniß eines solchen Werks zu erklimmen hat! Aber zugleich eine gefährliche Stufe! Leicht kann man straucheln und den Worten mehr unterlegen als der Schriftsteller gesagt hat. Ein Punkt, der besonders bei der Lecture und Erklärung der Bibel in Betracht kommt, über den schon viel geschrieben, viel gestritten worden.

Zur Beurtheilung, Würdigung hat er es freilich darum noch nicht gebracht. Dazu gehört, daß er sich über

das Werk selbst mit seinen Ideen, mit seinem Geiste stelle, darüber schwebte wie ein Nar und aus der Höhe auf dasselbe herabblicke und es so messe. Dazu gehören natürlich alle die Kategorien, nach welchen irgend ein und jegliches literarisches Werk als ein Werk des Geistes, das von der verschiedensten Art sein kann, zu beurtheilen ist: das historische nach den Grundsätzen der Historiographie, das poetische nach den Grundsätzen der Poetik, das oratorische nach den Grundsätzen der Rhetorik u. s. w. Es darf mithin dem Leser nicht an Theorie, nicht an Philosophie, nicht an kritischem Scharfsinn, nicht an allgemeiner Bildung fehlen.

Man erkenne hieraus, wie viel eigentlich dazu gehöre, einen Schriftsteller recht und ganz zu verstehen, mit welchen Anforderungen, mit welchen Schwierigkeiten solches verbunden sei. Es ist darum nothwendig, daß dazu eine Anleitung gegeben werde schon in unsern Schulen, selbst in den niederen Volksschulen, damit das rechte Lesen, die rechte Behandlung der Literatur, namentlich der vaterländischen, erlernt und allgemein werde. Niemand war dazu von jeher mehr berufen als die Philologen und die philologisch gebildeten Lehrer. Aber bis vor kurzem haben sie häufig durch ihr falsches, durch ihr oberflächliches, trockenes und austrocknendes Behandeln der Autoren mehr geschadet als genützt, das Lesen mehr verbodden als verehrt. Erst in der neuesten Zeit hat man angefangen einzusehen, was in dieser Hinsicht frommt, aber nur erst hin und wieder. Allgemein sind die guten Grundsätze noch nicht.

Und was geht durch ein solches schlotttriges Lesen der Menschheit für ein herrliches Mittel zur Ausbildung verloren, welcher herrlichen Genüsse bleibt sie bar und beraubt! Wir haben oben gesehen, was Alles in diese Werke gelegt werden kann und auch bereits gelegt worden ist: die herrlichsten Gedanken, die lieblichsten Spiele der Phantasie, die zartesten Empfindungen; wir haben gesehen, daß sie geschminkt sind äußerlich wie innerlich mit einer schönen Form. Was bieten sie also für einen reichen Stoff dar zur Ausbildung des Geschmacks, zu Beobachtungen, zum Denken, Reflectiren, Combiniren, Abstrahiren, Criticiren, zur Erwerbung von Kenntnissen! Also zu Schärfung und Bereicherung des intellectuellen Vermögens! Aber auch zur Erweckung und Veredelung des Empfindungsvermögens, zur Kräftigung und Begelung des Willens ist nichts geeigneter als Lesen guter Bücher, als rechtes Handhaben der Literatur. Denn durch die Intelligenz wird auch das Herz bestimmt und geleitet. Und welchen mannichfaltigen, welchen hohen Genuß haben wir davon. Nicht einen materiellen, nicht einen erschlaffenden, nicht einen vorübergehenden, nicht einen schädlichen, sondern einen Genuß, der da geistig ist, der da nützt, der da aufweckt, der da belebt; einen Genuß, der nie veraltet und nie uns ansetzt, sondern der da bleibt und so oft er wiederkehrt immer wieder neu ist und durch seine Neuheit lacht, flüster und flüstert denn zuvor; der uns unter jeden Verhältnissen frommt und willkommen ist, der uns das

Unglück vergessen macht und das Glück erhöht, der uns die Einsamkeit verflüßt und uns Erholung gewährt von den Lasten der Pflicht und von den Zerstreuungen der Welt. Wenn wir Lesen, sind wir nie allein, auch wenn wir allein sind; wenn wir lesen, sind wir nicht ohne Thätigkeit und ohne Genuß, auch wenn wir geschäfts- oder genußlos erscheinen; wenn wir lesen, sind wir nie ohne Freunde und ohne gleichgestimmte Seelen, auch wenn uns Alles verlassen, Alles uns den Rücken gekehrt hat; wenn wir lesen, wie wir sollen, bilden wir uns, auch wenn wir bloß genießen; durch das Lesen erhalten wir uns jung, auch wenn wir altern, verjüngen wir uns, auch wenn wir schon gealtert haben.

Und die Jugend? Für sie gibt es keine schönere Palästra des Geistes zur Bildung des Verstandes, des Herzens, des Geschmacks, der Phantasie, des Gedächtnisses als die Literatur eines gebildeten Volks wie z. B. die des deutschen. Überdem lehrt nichts besser diejenige Sprache kennen und gebrauchen, in welcher jene geschrieben ist, nach ihrem Reichthume, ihrer Bildsamkeit, ihrer Ausbildung, ihrer Schönheit, ihrer Fügsamkeit als die Literatur. Darum sei schon früh, sei recht angeleitet zum allseitigen richtigen Lesen.

Hic Rhodus, hic salta, du Erzieher, du Lehrer, und unterlaß nicht, deine dir anvertraute Jugend mit dem Großartigen des ganzen Gebäudes, mit dem Hehren und Erhabenen dieses göttlichen Geschenks bekannt zu machen, sie darauf hinzuweisen, was wir an derselben für einen Schatz haben, sie hoch und erhaben davon denken zu lehren. Und wenn die Schriftsteller merken werden, daß man so von der Literatur denke, daß ihre Werke mit solcher Aufmerksamkeit und Genauigkeit, mit solchem Urtheile und solcher Kunstkritik gelesen werden, dann werden sie schon sich zusammennehmen und nicht so in die Welt hineinschreiben, bloß um die Welt zu amüßren oder bloß um Geld zu verdienen. Das Publicum erzieht und verzehrt seine Schriftsteller. 94.

Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III. Gesammelt von H. F. Eylert. Zweites Heft zweite Abtheilung.

(Beschluß aus Nr. 121.)

Der zweite Abschnitt dieses Hefts stellt dem König in seinem Verhältnis als Bundesgenosse dar. Auch dieser Abschnitt bringt des Bemerkenswerthen und Anziehenden viel, obgleich auch er an ungeschicklichen Auswüchsen — wofin wir z. B. die officiellen Leichenreden auf Kaiser Alexander und Franz I., die Schilderungen des Babelsbaus von Karlsbad, eine Ethnographie Westfalens und Anderes mehr rechnen müssen — mehr als zu loben reich ist. Eine Unterredung des Bes. mit dem Kaiser Alexander im J. 1816 zu Potsdam ist ein höchst charakteristisches Document und gibt über den Ursprung und die Idee des Heiligen Bundes interessante Notizen. Die Unterredung begann, aus Anlaß einer kirchlichen Feier, mit der Religion. „Erst seit der Zeit“, sagte der Kaiser, „wo wir das Christenthum über Alles wichtig ist und der Glaube an den Erbsen in seiner Kraft sichtbar geworden, ist — ich danke es Gott — Freude in meine Seele gekommen.“ Er wollte jenen

die Hand hat uns Herz und Fuhr mit Wärme fort: „D, ich bin auch nicht auf einmal dahin gekommen: der Weg dahin ist durch manche Kämpfe gegangen. Aber der Brand von Rossau hat meine Seele erleuchtet . . . und der Erlösung Europas verdanke ich meine Befreiung und Freimachung.“ Die Rede kam auf die heilige Allianz. „Die Meisten haben eine ganz irrige Vorstellung von diesem Bunde“, sagte der Kaiser lebhaft. „Es ist damit so zugegangen. In den Tagen von Lügen und Lügen drängte sich bei allen vergeblichen Anstrengungen, wo wir unerachtet der heldenmüthigen Tapferkeit unserer Truppen retiriren mußten, Ihrem Könige und mir die Überzeugung auf, daß wir menschlicher Macht nichts geben und Deutschland verloren sei, wenn die göttliche Vorsehung nicht helfend einschritt. Ernst und nachdenkend ritten wir, der König und ich, ohne Begleitung nebeneinander und sprachen nicht. Endlich unterbrach mein bester Freund das Stillschweigen und sagte: „Das muß anders werden: wir gehen nach Osten und wir wollen und müssen nach Westen. Bruh Gott aber unsere Bemühungen segnet, wollen wir zu der Überzeugung, daß ihm allein die Ehre gebührt, uns vor aller Welt bekennen!“ Das gebotnen wir uns und reicheten uns ehrlich die Hände. Es folgten nun die Siege von Kilm, Ragbach, Großbieren und Leipzig, und als wir in Paris am Ziele waren, brachte der König von Preußen diese heilige Sache wieder zur Sprache und Kaiser Franz vereinigte sich gern mit uns. In einer ersten Stunde entstand die erste Idee des Heiligen Bundes, in einer schönen und dankbaren ward sie ausgeführt. Er ist gar nicht unfer — er ist Gottes Werk; alle Grundsätze, die er ausspricht, hat der Erhöhter eingesüßt.“ Dierauf ging das Gespräch auf die Bibelgesellschaften über, indem der Kaiser bemerkte, man müsse die Bibel, wie sie ist, auf jeden Christen wachen lassen, wessend und wohlthätig, ob auch auf Jeden anders. Als der König von dem Verf. gefragt wurde, ob dies Gespräch bekannt gemacht werden dürfe, sagte er: „Ist allerdings kein Geheimniß und könnte Jeder erfahren. Aber lassen Sie das Gespräch doch nicht zerstreuen, es möchte dem Kaiser nicht recht sein . . . Ubrigens haben Sie eine Acquisition gemacht — ist mir lieb. Der Kaiser ist ein vortrefflicher Herr.“

Ran hat die vielen Anmerkungen, Biographien und Charakteristiken bitter getadelt, mit welchen der Verf. allerdings häufig den Lauf seiner Erzählung unterbricht. Manche dieser Anmerkungen ist jedoch des angesehensten Stoffes voll und den Excurs über Stein, S. 204—211, möchten wir ungern in diesem Buche missen. Ein so reiches und lebenvolles Bild des innern Wesens des großen Mannes, wie der Verf. uns hier entfaltete, ist aller Veruche ungeachtet von ihm noch nicht dargestellt worden. Einen merkwürdigen und so viel wir wissen noch nicht bekannten Zug aus Stein's Leben müssen wir hier mittheilen. Als Stein aus dem preussischen Staatsdienst auf Befehl seines Widersachers entfernt worden, befand er sich gleichsam auf der Flucht in Berlin. Der Verf., von Westfalen her genau mit ihm bekannt, besuchte ihn mit dem Director Smetlage. Der große Mann saß ruhig da und ließ heiter in Washington's Biographie. Er sagte uns, daß er bald nach Prag gehen würde. Es war von den damaligen Ereignissen die Rede. Rasch sprang er auf und holte ein Papier aus dem Pulte. „Lesen Sie mal, rief er und gab uns einen Brief. Er war an ihn von dem Kaiser Napoleon selbst in französischer Sprache geschrieben. Der Inhalt war folgender: „Es kann einem großen Mann nicht zur Unehre gereichen, einem großen Mann zu sagen, daß er sich in ihm getrennt habe. In diesem Fall befinde ich mich gegen Sie. Die Confiscation Ihrer Güter in Nassau will ich aufgeben und solche mit den rückständigen Einkünften an Sie zurückgeben, wenn Sie sich daselbst ruhig verhalten und an politischen Dingen keinen Theil, weder unmittelbar noch mittelbaren, nehmen wollen.“ . . . Stein warf diesen Brief gleichgültig auf den Tisch und hat ihn nie beantwortet.“ Von Stein's Verhältnis zum Könige heißt es weiter: „Der König erkannte, ehrte und schätzte ihn . . . aber seine

Bescheidenheit und Bescheidenheit wollte nicht zu der Höhe des Herrschers eingeht und die gelagene Zeit ruhig abwarten und bis dahin einhalten, und zögerte, sag nicht in der Denkart Stein's, bei ihm mußte Alles biegen oder brechen. Deshalb sympathisirte er besser mit dem idealischen Sinne Kaiser Alexander's“ u. s. w. Anders vielfach angehende Excurs dieser Art, zum Theil jedoch förmlich in sehr losem Zusammenhange mit seinem Thema, sind das Kaiser's Alexander's längerer Aufenthalt in dem kleinen Jagdort, die Schilderungen Husland's, Ribbed's, die biographischen Skizzen von Heim, Vinde, Ruß, Fouquet, Pücker, Kaiser Franz I. u. A., aus welchen mancher neue und interessante Zug zu entnehmen wäre. Vor Allem aber ist das Verhältnis des Königs zu Hardenberg in einem lebendigen und farbenreichen Bilde dargestellt, das wir mit uns so größerer Befriedigung betrachten, weil nicht verschwiegen wird, was beide Seelen aneinander haß und was sie, jedoch stets nur für Augenblicke, trennte und schied. Die Verehrung Hardenberg's für den erhabenen Fürsten und das Vertrauen des Königs für den eminenen Geist des Ministers erfuhren nie einen Wechsel, wenn auch Beide Manches aneinander anders wünschten. „Arbeit“, heißt es von dem Letztern, „war sein Element, Ordnung seine Regel, Thätigkeit seine Lust, Bechtigkeit sein Wesen.“ Und wie Stein den König für den „Einrichtsvollsten“ unter ihnen Allen erklärte, „der dies nur so wenig wisse, wie ein Kind weiß, daß es unschuldig sei“, so pries Hardenberg seinen Herrn stets laut als den besten und zuverlässigsten aller Menschen.

Es ist begreiflich, daß während der Verf. den König Friedrich Wilhelm in allen wesentlichen Bezügen, als Fürst und Regent, als Mensch, Vater und Gatte, als Freund und Bundesgenosse schildert, während er uns sein Verhalten in Königsberg und Tilsit, in Frankfurt a. M. und Paris, in Verona und in Leplig, seine Lebensweise in Berlin, Charlottenburg, Potsdam und Pareg — die letzte an rührenden Zügen besonders reich — ausmalt, er doch auf ein besonderes Verhältnis immer wieder mit vorzüglicher Vorliebe und Innigkeit zurückkommt, weil er in diesem den seltenen Fürsten am genauesten kennen zu lernen ebenso berufen als befähigt war. Wir meinen das Verhältnis des Königs zur Kirche, zum christlichen Bekenntniß, zu seinem Reichthum, dem Verfasser. Wie trau, vedlich, gerade, mild und offen, wie voll tiefer Einsicht der König in dieser Beziehung war, wie ernst und gedankenvoll Alles, was mit Religion und Kirche zusammenhing, ihn stets beschäftigte, endlich wie praktisch-fromm dieser Fürst war, das zu zeigen ist die Absicht des Verfassers an den bedeutungsvollsten Stellen seines Buchs. In einer Reihe von Gesprächen, welche er mittheilt und deren Wahrheit gewiß nicht zu bezweifeln steht, finden wir die sprechendsten Beweise dafür, wie sehr auch in dieser Beziehung dem Könige Unrecht geschah, wenn man seine religiösen Ansichten beschränkt und besang, ja wol gar für gefährdet und getrübt durch eine gewisse Hinneigung zum Helotenthum oder zum Katholicismus zu achten gewohnt war. Seine echte Frömmigkeit nicht bloß, nein, auch seine volle und reiche Einsicht in das Wesen des Kirchenthums, ja seine ganze Sympathie mit dem Verlangen nach subjectiver Freiheit und Selbstbestimmung in dieser Beziehung geht aus allen diesen Verhandlungen und Gesprächen deutlich hervor. Nur eins forderte er mit entschiedener Strenge von sich wie von Andern: Treue gegen sich selbst! Das Schwanken, Wechseln und Wobeln in seinen Überzeugungen, das unsichere Umhertappen nach den Glaubensobjecten war ihm in der Seele verhaßt, dies verwarf er entschieden; wie wenig aber protestantischer Helotismus bei ihm wurzelte, erweist das merkwürdige Gespräch, das der Verf. (von S. 203 ab) mittheilt, und in welchem der Fürst gegen den ersten Geistlichen seiner Kirche den Katholicismus kirchengeist so schön und sinnig in Schutz nimmt. „Der Ausdruck protestantisch“, sagte der König u. A., „ist mir zuwider. Wollen wir denn nie zu protestiren aufhören? Jeder protestirt und will seine ungewaschenen Einfälle geltend machen. Darüber gerathen Tausende in Zweifel und Keiner weiß mehr

woran er ist. Die Kirche aber will uns doch gerade zur Gewissheit, zum Frieden bringen. Der Name Protestant ist bekanntlich bloß historisch." Dies schöne Document des durchaus milden und verständigen Geistes Friedrich Wilhelm's in allen kirchlichen Dingen ist gerade heute, in einer Zeitwelle, welche offenbar den Unfrieden und den Selbstismus wieder auf die Oberfläche des Lebens geworfen hat und mit diesem Misverständnis noch nicht so bald zu enden den Schein nimmt, von zweifachem Gewicht, von doppelter Bedeutung. Über diese Einseitigkeit — und aller religiöse Eifer, er nenne sich wie er wolle, ist Einseitigkeit — war König Friedrich Wilhelm erhaben. Union und Agenda zeigen, daß er die Kirche innig und warm liebte; allein die Kirche des Friedens, der Versöhnung, der Verschmelzung, die gedankenvolle Kirche, welche die Gegensätze nicht herausstellt, sondern sie vermittelt. In Leipzig besuchte der König mit Vorliebe die Predigt eines katholischen Geistlichen, der ihn stets erbaute und von dem er gegen den Verfasser die Kürze seiner Reden rühmte. „Was die Kürze der Predigten und ihre Gestalt betrifft“, entgegnete derselbe, „so hat uns Luther darüber eine natürl. Vorschrift gegeben. Sie lautete so: Tritts frisch auf — thu's Maul auf — hör' bald auf!“ „Ehrentant“, rief der König, „und Der hat es doch geruht!“

Mit diesen muntern Worten wollen wir unsere Anzeige von diesem Buche schließen, indem wir dem Verf. für seine größtentheils gern empfangenen Mittheilungen danken, den Leser aber darauf hinweisen, wie uns in einem dritten und letzten Bande dieser Fragmente, nach der Vorrede zu dem gegenwärtigen, noch eine reiche Nachlese zu denselben, namentlich aber die Epoche der zweiten Vermählung Friedrich Wilhelm's, die Regeneration des Heers, die kirchliche Union und Anderes von ähnlicher Bedeutung bevorsteht. 19.

Bibliographie.

- Militairische Briefe eines Lebenden an seinen Freund Clausewitz im Dlymp. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 1 Zhr. 15 Ngr.
 Brunner, C., Der deutsche Hiob. Regensburg, Mang. Kl. 8. 1 Zhr. 7½ Ngr.
 Gledus, S. B. R., Judenthum und Heidenthum im Verhältnisse zu einander dargestellt. Berlin, Enslin. 8. 24 Ngr.
 Luchs, F., Auswahl deutscher Gedichte des 17., 18. u. 19. Jahrhunderts, nach der Zeitfolge geordnet, mit biographischen und erklärenden Anmerkungen, nebst Mustern deutscher Prosa und Sprachproben der frühern Jahrhunderte. 2e verbesserte Ausgabe. Koblenz, Bader. Gr. 8. 1 Zhr. 20 Ngr.
 Klar, C., Der Biguner. Ein Bild von Zütlands Bestkäfte. Aus dem Dänischen überfetzt von F. Rayer. Augsburg, v. Jenisch und Stage. Gr. 12. 1 Zhr.
 Feval, P., Der Sohn des Teufels, deutsch von A. Diezmann. 1ster Band. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung. 8. 10 Ngr.
 Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. Stuttgart, Becker. 8. 1 Zhr. 15 Ngr.
 Seydel, F., Die Schlacht von Borodino mit einer Übersicht des Feldzugs von 1812. Koblenz, Bader. Gr. 8. 1 Zhr.
 Koch, A., Der Kaiser und der Karr, oder das Turnier am Hofe. Großes romanisches Ritterlustspiel in 4 Aufzügen. Mainz, Birsh. 12. 10 Ngr.
 Die Prostitution in Berlin und ihre Opfer. Nach amtlichen Quellen und Erfahrungen. In historischer, sittlicher, medizinischer und polizeilicher Beziehung beleuchtet. Berlin, Hofmann und Comp. Gr. 8. 1 Zhr.
 Reichardt, H., Die Gliederung der Philologie. Tübingen, Fues. Gr. 8. 15 Ngr.
 Schauspiele des Mittelalters. Aus Handschriften herausgegeben und erklärt von F. S. Mone. 1ster Band. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 1 Zhr. 15 Ngr.

Teras. Ein Handbuch für deutsche Auswanderer. Mit besonderer Rücksicht auf diejenigen, welche ihre Überfahrt und Ansiedelung durch Güte des Vereins zum Schutze deutscher Auswanderer in Teras bewirken wollen. Mit einer Karte von Teras. 2e vermehrte Auflage. Bremen, Seisler. Gr. 8. 10 Ngr.

Tageliteratur.

- Die Bibel. Eine Rede an das deutsche Volk. Magdeburg, Falkenberg und Comp. 8. 4 Ngr.
 Dresler, C. P., Dr. Luther's Tod und Begräbniß, von Augenzeugen geschildert, und die vier Trauerreden, die an Luther's Sarge gehalten sind. Danzig, Gerhard. Gr. 8. 10 Ngr.
 Die gemischten Ehen in der Erzdiözese Freiburg. Nach den Aktenstücken dargestellt. Zugleich ein Beitrag zur Beleuchtung der katholischen Zustände in Baden. Regensburg, Mang. Gr. 8. 7½ Ngr.
 Gutzzeit, J. B., Die Verfassung des preussischen Staats in ihren Grundzügen dargestellt. Danzig, Gerhard. 8. 5 Ngr.
 Johannsen, J. C. O., Christus ist unser Meister. Neujahrespredigt 1840. Ein evangelisch-rationales Zeugniß in den Wirren der Zeit. Kopenhagen, Reigel. 8. 4 Ngr.
 Joseph, J. C., Wie hat sich der Herr auch am todten Luther als einen Gott der Lebendigen bewährt? Predigt über Matth. 22, 32. Korbtingen, Beck. Gr. 8. 2½ Ngr.
 Köhler, F. R., Zwölf Predigten, theilweise mit Beziehung auf die kirchlichen Bewegungen der Gegenwart, nebst einem Anhang von Gelegenheitsreden. Neustadt a. d. D., Wagner. 8. 15 Ngr.
 Kampadius, B. A., Luther's Geist, ein Geist von Gott und Gedanken und Entschliefungen evangelischer Christen an Luther's Grabe. Zwei geistliche Reden. Magdeburg, Falkenberg und Comp. Gr. 8. 3 Ngr.
 Rayer, J. R., Predigt zum Gedächtniß des Reformators Dr. M. Luther. Korbtingen, Beck. Gr. 8. 2½ Ngr.
 Rauwerd, K., Hauptergebnisse der Landtagsabschiede in Preußen 1841, 1843, 1845. Berlin, Bethge. Gr. 8. 15 Ngr.
 — — Der Streit zwischen Regierung und Geistlichkeit im Kanton Waadt. Berlin, Bethge. 8. 3 Ngr.
 Dearius, K. J., Was hat das Volk durch Luther gewonnen? Predigt. Stolberg, Schlegel. 8. 2½ Ngr.
 Die Revolution im Waadtlande im Konflikte mit der Landeskirche. Halle, Mühlmann. Kl. 8. 7½ Ngr.
 Schüler, C. F. C., Warum starb Dr. M. Luther nicht den Märtyrertod? Predigt über Ev. Luc. 18, 31—34. Stolberg, Schlegel. 8. 2½ Ngr.
 Eiliges Sendschreiben an die geehrten Mitglieder der neukatholischen Kirche in Deutschland. Magdeburg, Falkenberg und Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.
 Offenes Sendschreiben an Frn. Fürsten Carl von Brede in Betreff der fünf Anträge in der hohen Kammer der Reichsräte am 22. Dez. 1845, von einem katholischen Pfarrer der Diözese Eichstädt. Regensburg, Mang. Gr. 8. 7½ Ngr.
 Steckmeyer, J., Wann und auf welche Veranlassungen ist das apostolische Symbolum entstanden und welche Bedeutung hat dasselbe für die Kirche überhaupt und insbesondere auch für unsere Zeit? Zürich, Meyer und Zeller. 8. 9 Ngr.
 Herr Prediger Ulich und sein Amtseid. Eine Erwiderung auf die Abhandlung desselben „Über den Amtseid der Geistlichen“. Von einem Mitgliede der evangelischen Kirche. Magdeburg, Falkenberg und Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.
 Vogel, C. W., Luther, ein guter Kämpfer. Predigt. Neustadt a. d. D., Wagner. 8. 3 Ngr.
 Westmorland, Graf v., Sendschreiben an den hochachtbaren Sprecher des Hauses der Gemeinen über die Rechte der römisch-katholischen Untertanen Großbritanniens, nebst einem Briefwechsel des Papstes Pius VII. mit dem verstorbenen König von Neapel und Beilagen. Aus dem Englischen überfetzt von R. Bellson. Berlin, Wolf. Gr. 8. 10 Ngr.

Englische Zustände.

Erster Artikel.

I. England. Von J. Benedey. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 8. 6 Bde.

Wenn man sagen darf, daß sich die ganze europäische Welt gegenwärtig in einer Krisis befindet, deren Ende und Resultat noch nirgend abzusehen ist, so treten die Symptome dieser europäischen Krisis doch nirgend so großartig und so unverfälscht auf als eben in England. Deshalb waren von jeher die Blicke aller denkenden Männer auf jenes wunderbare Inselreich gerichtet, deshalb sind sie es um so mehr in diesem Augenblicke, wo dort eine Revolution vor sich geht, wie die Geschichte keine zweite aufzuweisen hat und welche in den beiden Ländern Europas, welche mit England auf derselben Kulturstufe stehen, ihrer ungewohnten Formen, ihres ungeheuern Inhalts wegen die allgemeinste Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Frankreichs und Deutschlands Blicke sind unausgesetzt auf England gewendet und müssen es sein, denn England arbeitet jetzt praktisch und durchdringender als sie selbst an den Grundfragen der europäischen Civilisation, d. h. der europäischen Zukunft. Demzufolge mehrt sich in Frankreich wie in Deutschland eine Literatur, welche über England zu orientiren sucht und die englischen Zustände als einen Thermometer für ganz Europa betrachtet, demzufolge glauben wir am sichersten und am vortheilhaftesten zu verfahren, wenn wir bei unserer Besprechung der englischen Zustände ganz direct an diejenigen beiden Werke anknüpfen, welche in der neuesten Zeit als die vorzüglichsten sowol in der deutschen als in der französischen Literatur über England erschienen sind, an die Schriften von Benedey und Léon Faucher, und wenn wir hier und da eine Parallele zwischen der deutschen und der französischen Betrachtungsweise der englischen Fragen versuchen.

Wir sagen nicht zu viel, wenn wir das Werk, welches Benedey der deutschen Literatur über England geboten hat, das vortrefflichste und gebiegenste nennen, was wir über die Zustände jenes und verwandten Inselvolks besitzen. Seit Kaunert's viel über England geschrieben worden, aber nichts ist mit dem Werke Bene-

dey's zu vergleichen. Wir finden in Benedey einen deutschen Touristen, der sich ganz und gar von der leichtfüßigen Manier des modernen Schriftstellerthums fern gehalten hat; es ist viel dorischer Charakter in seinem Wesen, viel Gründlichkeit und viel redliche Überzeugung. Sind unsere Ansichten zuweilen ganz andere als die seinigen, so schägen wir doch immer die Gebiegenheit, mit der er seine Überzeugungen vorzubringen weiß, wir bewundern die Fülle des Materials, welches er sowol durch unablässige Studien als durch unmittelbare Anschauung zu bewältigen und geschickt, selbst kunstreich, namentlich in dem historischen Theile seines Werks, zu verarbeiten gewußt hat.

Was wir schon früher in d. Bl. bei Gelegenheit der Besprechung seines Werks über Irland, von Benedey's Charakter und von seiner Persönlichkeit sagten, könnte hier wiederholt werden, wir weisen jedoch dahin zurück. *) Aber wir waren einstweilen der Hoffnung geworden, Benedey stehe am Ende seiner gründlich benutzten Odysseus-Fahrten und es öffne das heimische Thal des Rheines, es öffne die alte Vaterstadt Köln dem Verbannten für immer die Thore. Dessenungeachtet sehen wir Benedey aber wieder, nach einer kurzen Rast an der Brust des gealterten Vaters, nach einer ängstlich und nach Minuten abgewogenen traulichen Besprechung mit alten Freunden, auf die wirren Pfade des Flüchtlingel Lebens hinausgestoßen. Benedey sagt, er habe auch im fremden Lande Freunde und Freundinnen gefunden. In diesem Bekenntnisse aber liegt zugleich eine Erlösung des Humanismus den Principien des Nationalismus gegenüber, welchem Benedey huldigt und auf deren Prüfung sowol seine täglichen Beobachtungen als auch seine historischen Studien hinauszutreten pflegen. Ja wohl, das Menschliche erhebt sich immer über das Nationale. Diese Wahrheit hat Benedey an seinem eigenen Leben bewährt gefunden. Der Nationalismus artet allzu oft in eine Beschränkung und Verkümmern des Menschlichen aus. Dessenungeachtet hat sich in Benedey ein Hauptinteresse für alle nationalen Entwicklungen erhalten und wir erwähnen dieses Punktes von vornherein,

*) Bergl. Nr. 122 — 125 und Nr. 219 — 223 d. Bl. f. 1844. D. Red.

weil er einer der Hauptpunkte ist, in denen wir uns zu Benedey im Gegensatz befinden.

Benedey gehört zu der deutsch-nationalen Partei. Wir betrachten ihn als eine der tüchtigsten Gestalten im Kreise derselben. Wäre er durch seine Entfernung vom Vaterlande nicht wider seinen Willen verhindert worden, die Bewegungen Deutschlands innerlich mit durchzumachen und zu verarbeiten, er würde, wir sind es überzeugt, den Standpunkt, auf welchem er steht, hinter sich gelassen und das Princip des Nationalismus entschieden durchbrochen haben. Wenn er im zweiten Theile des vorliegenden Werks (S. 432 — 433) sagt: „Mein angeborenes Grausen vor allen Philosophen und aller Philosophie der Schule, meine Gespensterfurcht vor philosophischen Encyclopädien erlaubten mir nicht länger Gnade für Recht ergehen zu lassen und ich hatte den Muth, der Dame zu gestehen, daß ich kein Philosoph sei und gar keine philosophischen Werke lese“, und ferner: „Ich ahnte nicht, wie grausam ich war. «So sind Sie also kein Philosoph?», sagte sie. «Bei Leibe nicht.» «Wol ein Politiker?», «So etwas.» u. s. w., so muß dieses Bekenntniß allerdings einen durchaus wunderlichen Eindruck auf uns machen. Wir sehen daraus, wie fremd, obwohl wir uns nicht darüber wundern, verschiedene deutsche Richtungen für unsern Flüchtling geblieben sind. Die philosophische Bewegung ist nämlich in Deutschland weit über die „Schule“ und die „Encyclopädie“ hinausgegangen, sie eben ist es, welche in Deutschland einzig und allein, ohne von beschränkten Voraussetzungen anzufangen, den wahren Grund des Lebens sucht. Die philosophischen Schulmänner sind in Deutschland weit im Rückstande geblieben. Es gibt unter uns Viele, die Philosophen sind, ohne daß sie sich noch um die „Schule“ oder um die „philosophische Encyclopädie“ bekümmern. Aber Benedey erklärt geradewegs, er sei überhaupt kein Philosoph. In dem Sinne, wie sie jetzt gefaßt wird, ist sie die Wissenschaft aller wahrhaft menschlichen Interessen geworden. Indem Benedey sich als Nichtphilosophen bekennt, würde er also auch das allgemein menschliche Interesse von sich zurückweisen müssen. Das kommt ihm gewiß nicht in den Sinn. Er sei kein Philosoph, aber er sei ein Politiker, sagt er ferner. Die Politik wie sie ist und wie sie betrieben wird mag allerdings Grund haben, sich als den Gegensatz der Philosophie zu betrachten; wie aber Benedey die wahrhaft vernünftige Wissenschaft der Politik als den Gegensatz der Philosophie hinstellen kann, das will sich mit unsern Ansichten und Überzeugungen durchaus nicht vereinbaren lassen. Eine politische Wissenschaft, die nicht auf einem allgemeinvernünftigen, also philosophischem Boden beruht, eine politische Wissenschaft, die nicht die voraussetzungslose Kritik über sich anerkennt, sondern von Voraussetzungen wie z. B. Nationalitätsunterschieden, positiven Geschichtsbogmen u. s. w. ausgeht, wird immer mehr oder minder die Unfreiheit des menschlichen Geschlechts begünstigen und wenn sie hier und da in besondern, selbst in den meisten Fällen, das Wort für die Freiheit, für das

„Wort“ nimmt, sie kann niemals im Stande sein, das Panier der wahrhaft menschlichen Freiheit zu erheben, sie kann über den Bürger nicht zum Menschen und über die Nation nicht zur Menschheit gelangen.

Noch ein dritter Hauptpunkt ist es, in dem wir ganz anderer Ansicht sind als Benedey, nämlich in der Auffassung der socialen Zustände und der socialistischen Principien, die er natürlich mit seiner bürgerlichen Politik nicht in Einklang zu setzen vermag. Das Nähere sagen wir an der betreffenden Stelle. Wir haben nun, insofern wir anderer Ansicht sind als Benedey, unsere Ansichten gleich vorangestellt, um den Lesern sowohl des Benedey'schen Werks als auch dieses Artikels einen freieren Überblick zu gewähren. Um so unbefangener und ununterbrochener können wir jetzt Benedey in der Entwicklung und in dem Fortgange seines Werks begleiten.

Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste Abtheilung entwickelt die geschichtlichen Zustände Englands, die zweite beschäftigt sich mit den gegenwärtigen Verhältnissen desselben und bringt die unmittelbaren Anschauungen des Verf., wie er sich bemüht, dieselben mit seinen historischen Resultaten in Einklang zu bringen und auf denselben zu begründen. Beide Abtheilungen bilden also ein organisches Ganzes.

Die erste, nämlich die historische Abtheilung erscheint uns als die Meisterpartie des Benedey'schen Werks. Sie ist gründlich und klar zugleich, es sind langjährige, mühevollen Studien in derselben verarbeitet, ohne daß der Verf. auf deutsche Gelehrtenmanier in ellenlangen Citaten damit prunkte. Es war ihm, wie er selbst sagt, nicht um die Gelehrsamkeit, sondern um die Lehre zu thun und dazu genügte die Thatfachen, wie er sie in den Geschichtschreibern der Ereignisse, Verhältnisse, Zustände und Institutionen Englands fand. Er brüsktet sich nicht mit der Mühe und der Arbeit, welche ihm das Auffuchen der Quellen gemacht hat, es ist vor allen Dingen ein praktischer Zweck, den er bei der Durchforschung der englischen Geschichte im Auge behält: „Die Lehre in mein Volk niederzulegen, die ich selbst bei meiner Wanderfahrt durch Englands Gegenwart und Vergangenheit davongetragen habe.“ Wie gründlich die Studien Benedey's gewesen sind, das beweist, obgleich die Citate fehlen, die ganze Behandlung des historischen Theils. Benedey ordnet das schwierige und verwickelte Material so lichtvoll und selbst so künstlerisch, er hat einen so bestimmten, sichern Blick über Englands Zustände, wie er eben nur durch das allseitigste Studium zu erwerben ist.

Der erste Theil ist den Zuständen Altenglands gewidmet. Benedey führt uns in die dunkeln Tage der Briten und der Römer. Das Wesen der Briten war im Ganzen das aller keltischen Volksstämme. Lebendig, regsam, tapfer, rasch und unbeständig, dann aber auch gutmüthig, lebensfroh, genussuchend, offenerzig, ohne Hehl und Arg, — das sind die Grundzüge der keltischen Art und Weise. Die gesellschaftliche Culturstufe, auf der die Briten standen, bevor sie mit der Cultur Eu-

ropas in nähere Berührung kamen, schildert Benedey in folgender Weise:

Es war die Stufe der reinen Familienorganisation. Das Eigenthum war nicht ein persönliches, nicht ein Kasten-, Volkstamm- oder Staatseigenthum, sondern gehörte der Familie; und wer Ansprüche auf dasselbe machen wollte, mußte vorerst bekunden, daß er zu der Familie gehöre, was dann genügte, sein Recht auf seinen Antheil an dem Familieneigenthume zu sichern. Nicht dem Volke, dem Staate, sondern der Familie gehörte der Einzelne an und so zersplitterte sich die ganze Bevölkerung Britanniens in eine Masse kleiner und größerer Familienkreise ohne innern festen Zusammenhang. Was Wunder, daß die Riesenmacht Roms, trotz aller persönlichen Tapferkeit der Briten, auch hier kam, sah und siegte?

Die Herrschaft Roms lag vier Jahrhunderte auf Britannien. Die Geschichte Roms in Britannien ist, mit Ausnahme der Kämpfe, so leer als möglich und läßt ohne alle Nachricht über den Zustand der Bewohner Britanniens, jedenfalls stellt sich aber, nach Benedey, als Hauptergebnis der Schluß heraus, daß die vierhundertjährige Herrschaft Roms den Briten nicht nur in Bezug auf ihre Kultur nichts genügt, sondern im Gegentheil die guten und rüstigen Eigenschaften des keltischen Stammcharakters mehr oder minder vernichtet hat. Die Kulturstufe der Briten war noch so niedrig, daß sie die höhere Civilisation Roms als ein feindliches Element zurückstoßen mußten und dieselbe nicht in sich aufnehmen konnten; sie blieben von dem Wesen derselben unberührt. Das beweisen die nächsten Ereignisse nach dem Rücktritte der Römer aus Britannien. Die Sprache Roms hatte nicht im Volke Fuß gefaßt, die Institutionen Roms gingen unter und an ihre Stelle trat fast unmittelbar das Ansehen der alten Familienhäupter, die die Römer entsetzt hatten. Die vierhundertjährige Gewohnheit an die fremde Herrschaft hatte aber jeden Rest von Selbstständigkeit in den Briten besiegt. Die leichte Seite des keltischen Wesens hatte vollkommen das Übergewicht erlangt, sogar die alte Tapferkeit war verschwunden und als die Zeit der Noth kam, mußten die Briten die Beute des ersten Angriffs werden.

Es erscheinen die Sachsen. Die ersten Abenteuer riefen immer stärkere Jüge neuer Auswanderer herbei, der Widerstand der Briten kam jetzt zu spät, er dauerte nur lange genug, um zu einem Vernichtungskampfe zwischen den alten Bewohnern Britanniens und den sächsischen Einwanderern zu führen. Benedey schildert vortrefflich, wie dieser Vernichtungskampf in allen Verhältnissen der beiden kämpfenden Parteien lag:

Die Briten auf dem Flachlande Britanniens hatten den Sachsen gegenüber nichts als ihre Hartnäckigkeit, und das genügte nur, um den Kampf zu verewigen. Was dem Einen eine Tugend, war dem Andern eine Schwäche, was dem Einen eine Ehre, war dem Andern eine Schande. Der Ernst des Germanen stieß gegen die frische Lebensluft des Kelten an, die ruhige Überlegung war ein Hohn der raschen Hingebung, die Tiefe des Gemüths ärgerte sich an der frohen Oberflächlichkeit u. s. w.

Das Alles mußte zu einem ewigen Kampfe und dieser Kampf zur Ausrottung der Briten führen, soweit das Schwert der Sachsen zu dringen vermochte. Die

Folge dieser Ausrottung der Briten war, daß sich in England das germanische Wesen rein und ohne Beigeschmack verwirklichen konnte. Mit dem Untergange der Briten in ihrem Kampfe gegen die Sachsen erhielten diese vollkommen freies Spiel, und so kam es, daß germanisches Wesen von den Sachsen, so rein es in Deutschland selbst je bestanden hatte, nach England übergepflanzt wurde und, unter bessern Verhältnissen wie in Deutschland selbst, sich reiner in England erhielt als in dem eigenen Mutterlande.

Ebenso gründlich als klar ist nun die Übersicht, welche Benedey von den Gesetzen und Institutionen der Angelsachsen entwirft. In ihnen die Grundzüge aller gesellschaftlichen Verhältnisse darzustellen, darin ist Benedey Meister und es erreicht ihn so leicht Keiner in diesem Punkte. Die volksthümliche und staatliche Organisation der Sachsen beruhte ebenfalls auf der Familie, die Freiheit auf der Unangreifbarkeit des Hauses. Aber die Familie schloß nicht wie bei den Kelten den Kreis der gesellschaftlichen Zustände, sie war nur Grundlage des Staats und nicht der Staat selbst. Zehn Familien bildeten die unterste Stufe der volksthümlichen Organisation, in einer Art Gemeinde unter dem Namen Tithings. Die zweite Stufe bildeten zehn Tithings, die Hundreds, auf diese folgte eine Art Provinzialabtheilung Scyre, Shire; diese zusammen bildeten dann den Staat. Jede dieser verschiedenen Abtheilungen hatte ihr eigenes, selbständiges Leben, die Seele der Verbindung war aber die gemeinschaftliche Pflicht, für Ruhe und Ordnung einzustehen. Die Mitglieder der Zehnt, Hundert bilden unter sich eine Art Gericht, das über die Angelegenheiten der Gemeinde entscheidet. Der Vorsteher der Gemeinde ist der Alderman. Gewählt wurde der Alderman von der Gemeinde. Über dem Alderman gab es noch einen andern Beamten, den Gerefa (Graf), in den Shires den Shiregerefa (Sheriff). Es war wahrscheinlich ein königlicher Beamter. An der Spitze der Staatsverbindung stand der König. Wie der Alderman der erste Bürger der Gemeinde, so war er der erste Bürger des Staats. Der Staat beruhte in einer Reihenfolge von Behörden, in der jede der verschiedenen Stufen ein über dem andern stehendes Gericht bildete. Die staatliche Organisation war eine Art Gerichtsorganisation. Die Gerichte ordneten Alles, sprachen Recht und dieses Recht wurde Gesetz, allgemeiner Gebrauch. Der Gedanke der germanischen Organisation, sagt Benedey, beruhe auf dem thätigen Rechtsbegriffe, auf der Pflicht, auf der allgemeinen Verantwortung für die Aufrechterhaltung des öffentlichen Friedens, und so war es ganz natürlich, daß dieser Gedanke in der Verwirklichung der Staatsthätigkeit zu einer Reihenfolge von Gerichten als der organischen Verkörperung des Pflichtgedankens führte.

Der König war der Erste im Staat, aber auch für ihn gab es ein Wehrgeld (Sühne für einen Getödteten), zwar das höchste Wehrgeld, aber doch ein Wehrgeld. Ein deutlicher Beweis, daß sich die Germanen bei ihrem Könige etwas Anderes dachten als die Römer unter ih-

nen Sclaven und die neuere Zeit unter den absoluten Königen. Dem Könige folgte ein Adel, die Thanes genannt. Es ist schwer zu sagen, wie weit die Vorrechte desselben gingen. Dem Adel folgte ein Mittelstand, die Ceoris genannt, sie waren Pächter und Ackerbauer. Zuletzt kamen die Sklaven oder besser Knechte. Diesen drei Volkstheilen entsprachen wahrscheinlich drei Classen von Eigenthum: Thainland, Honnland und Folkland. Das erstere war das Eigenthum des Adels, das zweite der Besitz des freien Ackerbauers, der dasselbe von einem Adligen in Pacht genommen; weniger klar ist es, was unter Folkland verstanden wurde, die Einsen schreiben es den Gemeinden, die Andern den Knechten zu. Das sächsische Eigenthum kommt später unter dem Namen Sottage, Eigenthum, vor und unterscheidet sich als solches sehr streng von dem normannischen Eigenthum, war frei und ging auf alle Kinder zu gleichen Theilen, ausnahmsweise, vielleicht nur bei den ärmern Bauern, auf den jüngsten Sohn über.

(Die Fortsetzung folgt.)

Federzeichnungen auf der Reise. Novellen und Bilder von L. Mühlbach. Berlin, Mylius. 1846. 8. 2 Thlr.

Ref. hat keine Sympathie für die Literatur der Blaustrümpfe. Die Fähigkeit für männliches Wirken spreche ich zwar nicht einem einzelnen Weibe, wol aber dem weiblichen Geschlechte ab. Jedes Jahrhundert sieht einige Weiber geboren werden, von denen man sagen kann: ingenio viri, sexu feminae. In wir haben es in diesem Decennium erlebt, daß ein Weib wagte zu schreiben was jedem Manne unmöglich war; ich spreche von Bettina und ihrer Schrift: „Dies Buch gehört dem Könige“. Mag in Bettina viel eccentricisches, phantastisches Element sein, zu den heroischen Weibern gehört sie. Viel ruhiger, kälter scheint mir L. Mühlbach, Madame Theodor Mundt, obwol auch sie wie mit feurigen Zungen reden kann; man lese nur die Stelle, wo sie über Gefängnißwesen spricht.

Das vorgenannte Buch ist ein ganz und gar modernes Product; berlinisch-modern möchte ich es am liebsten nennen. In welche Situation, in welche Umgebung der Autor auch kommt, überall drängt sich das Bewußtsein aus ihm heraus, er gehört jener Stadt an, welche auf ihre Intelligenz so stolz ist. Ref. muß gestehen, daß ihm dies schon oft im höchsten Grade lästig, niemals aber weniger unangenehm geworden ist als in diesem Buche der Madame Theodor Mundt; man liest je weiter man vordringt mit desto größerem Interesse weiter. In ihrem Urtheil scheint L. Mühlbach fast immer scharf und sicher treffend; sie capitulirt nicht mit ihrem Gegner, sie will ihn total besiegen; dem Rauch zum Exempel gibt sie durchaus keinen Pardon, weil keine Poësie in seinen Werken sei: er könne nur Trinkliederstaturen machen und seine Bistoriabilder sähen mit ihren zusammengelassenen Beinen und dem Palmzweig auf der Schulter aus wie Rekruten, die das Exerciren lernen sollen. L. Mühlbach's Naturschilderungen sind klar, niemals verlieren sie sich ins Überschwängliche und Unbestimmte; die Sprache ist überall dem Gegenstande angemessen, ganz einfach, ohne Präntensionen. An charmanter Einfällen ist das Buch reich; z. B. als L. Mühlbach nach Jersey und in Voltaire's Zimmer kommt, trifft sie daselbst eine Kage, welche die Besuhernden durch Haus und Garten geleitet; plötzlich wird es ihr zur Bewißheit, daß das nicht eine gewöhnliche Kage, sondern

Voltaire's Geiß sei; dieser Scherz ist recht hübsch durchgeführt.

Als ein paar Hauptpunkte des Buchs müssen wir folgende bezeichnen; der erste ist der, wo Madame Theodor Mundt über das Gefängnißwesen, namentlich über das Isolirungssystem spricht; da ist die Besch. so ganz erfüllt von ihrem Gegenstande, daß die Darstellung den höchsten Grad von Anschaulichkeit gewinnt und daß die Sprache mit wahrhaft siegender Gewalt daherkommt.

Ein anderes Hauptmoment des Buchs bildet die Stelle über J. J. Rousseau. L. Mühlbach sagt: „Die neue Zeit ward zuerst geboren in Jean Jaques; er hat sie großgetragen unter seinem Herzen, er hat sie geliebt und verachtet zugleich, wie er auch die Menschheit liebte und verachtete, und weil er aller Leiden Unglück und Leid empfand und ermaßen konnte in seinem edeln großen Herzen, darum wollte er auch der Menschheit einen Balsam geben für ihre großen kassenden Wunden, und deshalb gab er ihr den „Contrat social“. Aber die Krankheit, die er heilen wollte, sie ergriff ihn selber und so siechte er hin und starb an dieser großen Krankheit der Zeit, so blutete sein Herz aus tausend Wunden, die ihm die undankbare Welt geschlagen, und an diesen Wunden starb er. Er wollte der Zeit Arzt sein und war auch selber krank an der Zeit Verthum, und ein großer Schmerzschrei ging kreischend und unheilvoll durch die letzten Jahre seines Lebens. Jean Jaques zog es vor zu arbeiten, statt sich ernähren zu lassen, und unsern reisenden Freiheitsfänger Hoffmann von Fallersleben, den würde er nicht begreifen und vielleicht erröthend statt seinen die Augen niedergeschlagen haben. Jean Jaques glied nicht unsern modernen Freiheitshelden, weder Hoffmann noch Herwegh, welcher letztere einst jenen bekannten Besuch beim König von Preußen machte und sich dort unbehoben, angstvoll und zaghaft zeigte. Auch Jean Jaques wurde zu einem Könige beschieden, ein König wollte nicht allein ihm danken, der Philosoph sollte aus den Händen Ludwig's auch ein Jahrgeld empfangen. Das mußte Rousseau, er mußte aber auch, daß er nicht gemacht sei mit einem Könige zu verkehren, daß er entweder die Freiheit seiner Rede bezwingen oder durch die Freiheit seiner Rede verletzen würde. Beides wollte er vermeiden, und arm wie er war, entfragte er dem verheißenen Jahrgelde, nahm Postpferde und verließ Paris ohne dem Könige vorgestellt zu werden; er ernährte sich damit, daß er jeden Vormittag die miserable Rußfil der damaligen Mode copirte.“

Zum Schluß fügen wir die nach allem Obigen fast überflüssige Bemerkung bei, daß dies Buch von L. Mühlbach allen Freunden einer geistreichen, zu Controversen und weiterer Mittheilung anregenden Lecture lebhaft empfohlen werden darf.

25.

Literarische Anzeige.

Soeben erscheint neu in meinem Verlage:

Jörg (F. G. G.), Beleuchtung der für das Königreich Sachsen beantragten Reform der Medicinalverfassung. Vorausstellt ist eine Kritik der Broschüre des Bataillonsarztes Dr. Neubert in Dresden: „Darstellung der ärztlichen Bildung der Militärärzte der königl. sächs. Armee“ betitelt. Gr. 8. Geh. 8 Ngr.

Im Jahre 1845 erschien bereits von dem Verfasser bei mir: **Welche Reform der Medicinalverfassung Sachsens fordern die Humanität und der jetzige Standpunkt der Arznetwissenschaft?**

Gr. 8. 4 Ngr.

Leipzig, im Mai 1846.

F. A. Brockhaus.

Englische Zustände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 136.)

Die sächsischen Institutionen, wie Benedey sie schildert, enthalten den Keim der englischen Constitution in allen ihren Hauptbestandtheilen, die Gemeinde, das Parlament, das Geschworenengericht, die Oberherrschaft des Rechts und Gerichts über Gesez und Gesezgebung. Es war aber zu Anfang kein Segen bei dem Werke der Eroberung, die Sachsen trankten an den Folgen der Eroberung. Sie wurden, wie Benedey sagt, ein „Räuber- und Käufervoll“, bis zuletzt Ersättigung und Ermattung eintraten. Die Staatsorganisation wurde immer aristokratischer; der Keim des Aristokratismus lag in der Abtheilung des Volks nach Classen. Das Volk wurde immer rechtloser und zurückgedrängt von der Bahn des öffentlichen Lebens. Die Sachsen stifteten eine Menge kleiner Königreiche, die Folge davon war Zerspaltung. Das führte zu endlosen Kriegen und endlich zu einer Art Föderation von sieben Königreichen, die die übrigen besiegt und verschlungen hatten. Während des Kampfs entarteten alle Theile des Volks und alle Institutionen. Selbst das Christenthum konnte diesen Lauf der Dinge nicht ändern, es wurde im Gegentheil ein neues Element der Auflösung.

So waren die Sachsen reif, die Beute eines neuen Eroberers zu werden. Es erschienen die Dänen und ihre Macht wurde bald, gegenüber für sich selbst zersplittern den Sachsen, so groß, daß sie an die Eroberung des ganzen Landes denken konnten. Diese Eroberung wurde zur Zeit Alfred's auf eine Weile durchgeföhrt, aber Alfred besiegte sie wieder und suchte nun die Institutionen der sächsischen Vorfahren wiederherzustellen. Diese Erneuerung der alt-sächsischen Institutionen sicherte die Herrschaft der Sachsen abermals für fast anderthalb Jahrhunderte. Aber die Wiederbelebung des alt-sächsischen Wesens konnte den Untergang wol aufschieben, aber nicht verhindern, der Keim der Entartung lag tiefer. Der Geist der einst die Sachsen beherrscht hatte verließ das Volk. Die Sachsen haben nur noch zum Noth, nicht mehr zum Kriege und zum Gemeinfinne Muth. Die höchste moralische Verwilderung herrschte unter den Ero-

berern. Die Sachsen unterlagen den Angriffen der unter einem Fürsten vereinigten Dänen und Norweger und bald herrschte Kanut über alle Sachsen in England. Aber die Dänen verstanden es nicht neues Leben in den faulenden Körper zu bringen, sie wurden nur selbst von der Ansteckung ergriffen. Ihre Herrschaft zerfiel wieder.

Die Schlacht bei Hastings brachte der Sachsenherrschaft den Untergang und dem Normannenthume den Sieg. Benedey sagt: „Aber die Zukunft wird uns zeigen, wie der sächsische Kern, durch Unglück und Glend gereinigt, neue Wurzeln faßte und zuletzt abermals die schönsten Früchte trug.“ Es lag in der That in den untern Classen des sächsischen Volks noch sehr viel gesunde Natur verborgen; ein Beweis davon mag es sein, wie ein Bauer sich bis zum Throne hinauffchwangen und den Normannen den Sieg streitig machen konnte. In den Sachsenbauern war noch ein unangegriffenes Element höherer Kraft und bessern Wesens.

Eine vortreffliche Schilderung finden wir bei Benedey von der Auffassung der öffentlichen Verhältnisse bei den Normannen unterworfen. Aus der richtigen Erkenntniß derselben resultirt die Erkenntniß der ganzen englischen Geschichte, der englischen Institutionen. Für den Frieden hatten sie die altgermanische Gerichtsorganisation, für den Krieg machten sich die Feudaleinrichtung geltend. Das Feudalsystem ist also nichts Anderes als die umgekehrte Anwendung des Grundgedankens der germanischen Volksorganisation auf die Zustände der Eroberer in einem eroberten Lande. Die Eroberung selbst fand im Namen des Herrschers statt. Was erobert wurde, wurde vorerst und vor Allem sein Eigenthum, das er dann wieder unter seine Hauptgenossen vertheilte. Die Normannen, bevor sie in England landeten, waren auf der Stufe des Feudalrechts angelangt, auf der der alte Begriff einer ursprünglichen Gleichheit zwischen Herren und Vasallen noch nachwirkte, aber auch der Übergang in ein Dienstverhältniß sich schon vielfach verwirklicht hatte. Das Nähere muß bei Benedey selbst nachgesehen werden. Die Sachsen wurden in den ersten Jahren die der Eroberung folgten unterjocht, ihre Rechte verkannt, ihre Aristokratie und ihre Geistlichkeit verachtet, das Volk mit dem Schwerte zum Schweigen gebracht. „Aber“, sagt Benedey und er hat recht, denn

sonst würden sich die folgenden Ereignisse der englischen Geschichte nicht erklären lassen, „das verhinderte nicht, daß der Baum des sächsischen Volks und der sächsischen Rechte nicht ausgerottet wurde. Der Sturm war groß, die Früchte fielen zu Boden, die Äste brachen; der Baum und die Wurzeln des Volks saßen zu fest, um so leicht ausgerissen zu werden.“

Die nächste Folge der Eroberung war die Einführung des normannischen Feudalsystems in England. Die ganze Feudalorganisation Englands war die eines Kriegsheers. Die Feudalgüter wurden erblich erworben, im Gegenseite zu den sächsischen Gütern auf Lebensdauer. Auch die Stellung der Geistlichkeit wurde in den neuen Zuständen Englands eine ganz andere. Die Sachsen hatten zwar die Oberherrschaft des Papstes zugegeben, aber sie dachten sich dieselbe wie die ihres Fürsten, nicht als einen kirchlichen Absolutismus, sondern als eine durch die über der Macht des Einzelnen stehenden Gesetze geordnete, durch das Ansehen und die Rechte der Gemeinde selbst beschränkte Gemeinschaft der Kirche, ihrer Vorsteher und Anhänger. Die Normannen dagegen hatten sich mit den südlichen Völkern an die Alleinherrschaft des Papstes gewöhnt, die Päpste selbst hatten die Eroberung Englands durch die Normannen eingeleitet, unterstützt und gebilligt. Wilhelm der Eroberer bekämpfte die sächsische Geistlichkeit und ersetzte sie durch Normannen oder sonst römisch gesinnte Prälaten.

Die Geschichte der normannischen Verhältnisse und die Darstellung der Wiedergeburt des sächsischen Volksgottes unter denselben und selbst durch dieselben wird von Madox so concis, so klar und vielfach dargestellt wie wir sie nirgend gefunden haben. Madox ist ein Meister in der Auffassung und Verfolgung aller volkstümlichen Regungen und Bewegungen. Aus dem dürftigen Stoff zieht er den lebendigsten und den erquickendsten Saft. Wir citiren hier nur den Schluß jener unvergleichlichen Darstellung:

So sehen wir bald nach der Eroberung die Sachsen ruhig und unbeachtet in jede Lücke eintreten, die die Normannen offen gelassen hatten. Nur der höhere Adel der Normannen hielt sich ganz rein. Die Geistlichkeit sah sich veranlaßt, sich auf das Volk zu stützen, um mit ihm ihre eigenen Absichten durchzusetzen und die Macht der Könige zu bekämpfen. Die Knights, Dienstleute, die sich nach und nach zu einer zweiten Classe der Aristokratie hinaufschwangen, waren zum Theil höchst wahrscheinlich größtentheils Sachsen. Das Volk in Masse rettete, nachdem die ersten Stürme vorüber waren, seine Freiheit, sowohl in den Städten als auf dem Lande, in jenen durch die alten Gebräuche und die Privilegien der Könige, in beiden durch das Institut eines freien Eigenthums, das aufrecht stehen blieb. So bereitete sich die Wiedergeburt der sächsischen Freiheit in einer Zeit vor, in der noch alle Welt glauben konnte, der Sieg der Normannen habe die Sachsen für immer vernichtet. Die Normannen habe die Sachsen zu thätigen Schützen an dem Herde. Sie mochten in Mehrzahl denken wie Heinrich I., der da sagte, „daß er die Sachsen zwingen werde, den Pfug zu ziehen wie Lastthiere“, und der dann gezwungen war, so zu handeln, daß der Blick des Forschers ohne Mühe in seinem Thun und Lassen die festen Wurzeln der zukünftigen Freiheit Englands, die erste Wurzeln der Wiederherstellung sächsischer Gesetze und Rechte sieht.

Die Gestaltungen, welche zur Magna charta führten, entwickelt Madox im Gegenseite zu fast allen Geschichtsschreibern. Es ist in den englischen Geschichtswerken herkömmlich, z. B. bei Hume, diesen ganzen Kampf und seine Erfolge den Baronen vorzugsweise und der Geistlichkeit im zweiten Range zuzuwenden. Vom Volk ist fast nie die Rede. Es erklärt sich das von selbst durch das äußere Ansehen, das die Barone besaßen und noch mehr durch die aristokratische Auffassungsweise, die in England Mode geworden ist und alle nachfolgenden Geschichtsschreiber mehr oder weniger beherrscht. Bei Eichters bescheiden stellt sich aber, wie Madox vortrefflich nachweist, heraus, daß die Barone höchstens in zweiter Linie kommen, während das Volk, die Gemeinfreien und besonders die Londoner nicht weniger thätig waren als die Barone und sich jedenfalls bei dem Kampfe weit patriotischer bewiesen.

Was besonders für die Thätigkeit des Volks bei der Erringung der Magna charta spricht, ist die Magna charta selbst. Hören wir Madox:

Darüber sind alle Geschichtsforscher einverstanden, daß die Magna charta nichts als eine Erneuerung der Gesetze Edward's des Beichtigen ist, daß sie in den alten Gebräuchen des Landes, in dem Common law fußt. Die Verschworenen verlangten ausdrücklich die Wiederherstellung der Gesetze Edward's. Die Barone, die das Wort führten, und die Geistlichen selbst, die sie lenkten, hatten sich aber so wenig um diese Gesetze bekümmert, daß keine einzige Abschrift derselben aufzufinden war. Die Gesetze aber lebten als Gebräuche im Volk fort und die Stimme des Volks drang durch die Forderungen der Barone durch. Zuletzt fand sich dann eine Abschrift der Charte Heinrich's I., die wiederum eine Zusammenstellung der Gesetze Edward's war und der Magna charta als Grundlage diente. Diese selbst also ist sächsisches Gesetz, Common law, und das allein bekundet, von welcher Bedeutung die Wünsche des Volks in dieser allgemeinen Bewegung zur Sicherheit der Rechte waren.

Wenn aber auch dieser historisch organische Zusammenhang zwischen der Magna charta und den sächsischen Gesetzen die Theilnahme des Volks an ihrer Erlangung noch nicht beweise, so würde doch der Schuß, den das Volk in ihr finde, dafür sprechen. Es werden immer die Interessen aller übrigen Classen zurückgesetzt werden; wenn nur eine Classe, nur ein Theil der Nation thätig ist. Durch die Magna charta werden aber die Interessen aller Classen des englischen Volks, vom Könige bis zum Villain herab, gesichert, soweit eben die damalige Volks- und Classenstellung Interessen sichern konnte. Madox sagt:

Wir haben gesehen, wie das sächsische Volk nach und nach wieder zu einer größern thätigen Freiheit, zum Selbstbewußtsein seiner Kraft kam, und so erklärt sich die vorherrschende sächsische Rechtsansicht in der Magna charta von selbst, so erklärt sich vor Allem, was sonst ein unauslöschliches Räthsel bleiben würde, der Schuß der Interessen aller Classen des Volks in einem Gesetze, das, wie oft es auch als ein Werk des Adels und der Geistlichkeit allein ausgegeben wurde, unter der thätigsten Mitwirkung des ganzen Volks, nur durch die gemeinsamen Bestrebungen aller Classen, der Nation errungen wurde.

Wir theilen die Rechte, welche die Magna charta gewährt, dieser wichtigen Nothen englischer Volksfreiheit,

Nur nach Benedey etwas ausführlicher mit als wir sonst sein können.

Die Magna charta sichert die Rechte des Königs, des Adels, der Geistlichkeit, der gemeinen Freien und selbst der Unfreien. Sie stellt dem König an die Spitze der gerichtlichen und Feudalorganisation des Landes, sie bestimmt die Feudalabgaben die er erhält, und stellt bereits den Grundsatz auf, daß die Person des Königs, selbst wenn er Unrecht gethan habe, heilig und geschützt sei. Im Interesse der Barone begrenzt sie die Feudalrechte und Abgaben, schützt gegen Willkür, sichert gegen billige Abgaben den Erben die Besigungen ihrer Väter, nimmt das Erbgut gegen die Schuldner und namentlich die Juden in Schutz. Die Hauptrechte aber, welche die Charte den Baronen sichert, bestehen darin, daß in Zukunft keine größern Kriegsabgaben mehr ohne die Zustimmung des „Gemeinraths des Reichs“, d. h. die Erzbischöfe, Bischöfe, Carle, Barone und Schiefstemanen eingefordert und eingetrieben werden sollen und dann, daß sie den Gerichtsstand der Barone von neuem ordnet und ihnen das Urtheil ihrer peers verbürgt. In diesen beiden Rechten wurde die Zukunft des ganzen Adels gesichert. Die Geistlichkeit nahm an den Rechten der Barone Theil, als Geistlichkeit erlangte sie die Erklärung, daß die Kirche und die Wahlen zu den Kirchenämtern frei sein sollten, dagegen gestand sie zu, daß die Geistlichen für ihre nicht geistlichen Besizungen als Laien betrachtet und nur den nicht geistlichen Gerichten zuertheilt werden sollten. Am umfassendsten ist die Charte über die Rechte der Gemeinen frei; sie erhielten dadurch persönliche Freiheit, gesichertes Eigenthum, gesicherten Handel und feste gesicherte Rechtspflege. Der einflussreichste Theil der Rechte bezog sich auch hier auf die Rechtspflege. Wie bei der Aristokratie, wurde den Freien das Recht zugesichert, nur auf das Urtheil ihrer peers hin verhaftet zu werden. Dies Urtheil selbst mußte auf das Zeugniß von unbescholtenen Zeugen gegründet sein, das Eingeständniß des Angeklagten genügte nicht. Die Villains selbst wurden in ihrem Eigenthume, in ihren Verhältnissen geschützt. Die Magna charta stellte die allgemeinen Institutionen des Landes, besonders die Gerichtsorganisation, auf einen viel festern Fuß, sie wies die Königsbeamten in ihre Grenze zurück und verbot den Sheriffs, Constables, Coroners oder Bailiffs zu Gerichten zu sitzen. Sie beschränkt die Waldgesetze, verbietet den fremden Soldnerdienst und führt sogar ein gemeinsames Maß und Gewicht ein. Mit Recht sagt Benedey: Der Charakter der Magna charta ist ein doppelter: sie erkennt den Baronen ein höheres öffentliches Recht — das sich selbst zu befeuern — zu, während sie den Gemeinfreien nur Privatrechte sichert. Diese Bevorzugung ist ein Rückschlag der Eroberung, ist normannisch-aristokratisch. Neben diesem aristokratisch-normannischen Belgeschmacke tritt dann aber das demokratisch-sächsishe Gemeinrecht in Bezug auf alle Privatrehältnisse abermals in den Vordergrund. Die Normannen suchten die Vorrechte, die sie in der Eroberung erlangt hatten, zu sichern, die Sachsen, das Volk, legten die feste Grundlage zu weitem Fortschritten, die der Zukunft vorbehalten waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Christian Ludwig Lisow's Leben nach den Acten des großherzoglich mecklenburgischen Geheimen und Haupt-Archivs und andern Originalquellen geschildert von G. E. F. Lisch. Schwerin, Stiller. 1845. Gr. 8. 14 Ngr.

Es ist dem unterzeichneten Ref. sehr erfreulich gewesen, zu den von ihm gemachten Mittheilungen über Lisow theils in Privatbriefen, theils öffentlich in Recensionen, namentlich vom Dr. Wienberg in dem hamburgischen „Literarischen Blättern“, 1845 Nr. 7 — 13, vom Geheimen Hofrath Hand in der „Neuen Jenaischen Allgemeinen Literatur-Beilage“, 1845, Nr. 100, und von einem Recensenten in diesen Blättern, 1845, Nr. 21 und 22, Berichtigungen und Ergänzungen zu erhalten. Eine sehr dankenswerthe Ergänzung zur Biographie dieses Schriftstellers enthält auch obige Schrift. Herr Archivar Lisch hatte bereits theils aus ältern gedruckten Quellen, unter denen die bereits von Dr. Wienberg benutzten Nachrichten des Justizraths Dr. G. P. Schmidt von Lübeck in Altona in den „Schleswig-holstein-lauenburgischen Provinzialblättern“, 1821 — 23, den meisten Werth haben, theils aus den im Schweriner Staatsarchiv aufgefundenen Urkunden eine Biographie Lisow's zum Druck fertig, als er des Ref. zum Theil ebenfalls auf noch unbekanntem Papiere beruhende Monographie über Lisow erhielt, was Herrn Lisch veranlaßte, die Resultate der zuletzt genannten Darstellung theils in Anmerkungen zu benutzen, theils in Parenthesen seinen Mittheilungen gehörigen Orts beifügen zu lassen.

Herr Lisch hat nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die literarische Bedeutung Lisow's vorzüglich dahin gestrebt, durch eine sehr sorgfältige Zusammenstellung und Kritik der meisten über Lisow's Leben und Schriften besonders in nord-deutschen Blättern zerstreuten Notizen und durch Benützung der über Lisow im Schweriner Archiv aufgefundenen Nachrichten die Lebensschicksale desselben ins Licht zu setzen. Das ist gewiß sehr dankenswerth, zumal da dadurch über einen Theil seiner Wirksamkeit, nämlich in Diensten des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg, ein ganz neues Licht verbreitet worden ist. Aber was sonst zu einer Biographie gehört, die Entwicklung des Charakters des zu schildernenden Mannes und die Beurtheilung seiner schriftstellerischen Wirksamkeit im Detail, sodas uns dadurch die ganze Zeit in der er wirkte anschaulich werde, scheint er ebenso wie die einer solchen Aufgabe entsprechende Darstellung wol absichtlich unberücksichtigt gelassen zu haben: er hat Lisow nicht als Historiker betrachtet, sondern als gewissenhafter Archivar Material für den Historiker sammeln wollen und für dieses Material werden ihm alle literarisch-historiker sehr dankbar sein. Demnach will Ref. auch nicht weiter mit ihm rechten, daß er von Lisow sagt: „er sei an Geistesreichthum und Klarheit bis auf die neuern Zeiten von Niemandem übertroffen worden und seine Ausdrucksweise erinnere in ihrer objectiven Vollendung an Goethe.“ (?) Ref. der Lisow zu schätzen weiß, aber nicht überschätzen will, beugt sich auf Das hinzuweisen, was er in seiner Biographie in einer auf die vorausgehende Kritik seiner Schriften gestützten bestimmten Charakteristik darüber gesagt hat.

Herr Lisch gibt zunächst auf 13 Seiten sehr ausführliche Nachrichten über Lisow's Verwandtschaft. Bei aller Anerkennung des Fleißes, mit dem er hier viele zeitlich und unbekanntere Notizen zusammengestellt, möchte doch Ref. fragen, was als der Fammis mit allen diesen Nachrichten gebietet sein konnte? Was sollte aus der Literaturgeschichte werden, wenn wir uns in der Weise um die Angehörigen unserer berühmten Männer kümmern wollten? Nur einige Berichtigungen will Ref. hier recht gern annehmen, nämlich 1) daß Lisow's Vater und Lisow's Bruder (letzteres hat schon Hand berichtigt) nicht Johann, sondern Joachim heißen, doch ist Ref. zu entschuldigen, da in der Abschrift des Taufzeugnisses, das ihm der wittenberger Pastor Daniel zugeschildet, beide Johann genannt werden, und 2) daß Lisow's Bruder, der durch seinen Verkehr mit Sage-

den einiges Interesse in Anspruch nimmt. Theologie Studirt hat (Lisch S. 18). Lisow's Geburtstag (26. April) ist von mir schon in der „Neuen Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung“ aus einer authentischen Quelle berichtet worden, die Lisch S. 21 anführt, aber nicht selbst hat benutzen können.*)

Aus den weitern sehr sorgfältigen Untersuchungen über Lisow's Jugendbildung hebt Ref. als ihm zeither unbekannt seine Immatrikulation in Rostock 1718 hervor. In Jena ist er (nach Hand) 1721 aufgenommen worden. Für die Zeit von 1734 geben die von Lisch zuerst benutzten Papiere des Schweriner Archivs interessante Aufschlüsse. In dem erwähnten und folgenden Jahre war nämlich Lisow als Privatsecretair in Diensten des ehemals holstein-gottorpischen Geheimen Rath's von Clausenheim bald in Hamburg, bald auf dessen Gute Rörchow in Mecklenburg und trat darauf, was zeither ganz unbekannt gewesen, in die Dienste des durch seinen Streit mit den Ständen und durch seine Vertreibung durch kaiserliche Executions-truppen bekannten Herzogs Karl Leopold von Schwernin, von dem er als außerordentlicher Gesandter von Bismar aus nach Paris gesendet wurde, um die Vermittelung Frankreichs für des Herzogs Wiederherstellung zu bewirken. Hier hatte der Verf. eine schöne Gelegenheit, durch ein lebendiges Leitbild wenigstens diesem Theile seiner Biographie ein höheres Interesse zu geben. Wir erhalten aber fast nur Das, was unmittelbar Lisow's diplomatische Sendung betrifft, nebst 23 größtentheils interessanten Actenstücken. Allerdings vertrat hier Lisow das Interesse eines Fürsten, der eines ehrlichen Mannes Anhänglichkeit nicht verdiente. Auch mußte er es schwer büßen, denn eben weil er ihm treu diente und nicht zu heucheln verstand, fiel er in Ungnade und konnte von seinem Herrn verlassen nur durch Vorschüsse einiger Bekannten die Rückkehr ins Vaterland ermöglichen. Alle spätern Reclamationen um Wiedererstattung des im Dienste des Herzogs verausgabten Geldes waren vergeblich. Darauf verabschiedete sich Lisow im April 1737 von Hamburg aus durch eine für ihn höchst ehrenvolle briefliche Erklärung vom Herzog und wurde bald darauf, wie bekannt, Privatsecretair des Geheimen Rath's von Blome in Preß. Dies sind die bedeutendsten Ergänzungen zur Biographie Lisow's, welche wir Lisch's Mittheilungen verdanken.

In der weitern Darstellung der Lebensverhältnisse Lisow's in preussischen und sächsischen Diensten hat der Verf. vorzugsweise die vom Ref. aus dem dresdener Archive gegebenen Aufklärungen benutzt und nur zur Erläuterung seiner Wirksamkeit als preussischer Legationssecretair noch einige Brieffragmente aus holsteiner Blättern mitgetheilt, welche dem Ref. unzugänglich geblieben waren.

Mit Recht bemerkt Herr Lisch S. 2, daß auch Lisow's Briefe ganz abgesehen von dem Beitrag, den sie zu seiner Charakteristik liefern, an und für sich sehr beachtenswert sind und zu seinen Werken gezählt werden müssen. Kurz nach dem vollendeten Druck seiner Biographie Lisow's erhielt Ref. durch die Gefälligkeit eines Freundes sehr interessante Mittheilungen über Lisow vom Kanzleirath Gramberg in der von G. A. von Halem in Oldenburg herausgegebenen Monatschrift „Neue Irene“, April- und Juniheft 1806. Diese Zeitschrift muß ganz verschollen sein, da diese Mittheilungen von Niemandem bemerkt worden sind, der über Lisow geschrieben hat. Auch Lisch citirt sie bloß bei Angabe des Geburtstags unsers Schriftstellers, hat aber weiter keine Notiz davon genommen. Zwar enthalten auch Gramberg's Mittheilungen viele Unrichtigkeiten, aber sie geben interessante Auszüge aus 15 französischen Briefen Lisow's an Hagedorn, die sich durch Entschiedenheit der Gesinnung wie durch Wig und Gewandtheit des Stils

auszeichnen und manche Aufschlüsse über Lisow's Leben und Schreiben in Dresden aus Briefen des dresdener Hagedorn an seinen Bruder in Hamburg. Gramberg hat diese Briefe aus Hagedorn's Nachlaß erhalten, welcher damals im Besitze des Herausgebers seiner Schriften; Eschenburg's, war. Der Sohn desselben, Herr Pastor Eschenburg zu Lehnendorf und Krausfleiter vor Braunschweig, der seines Vaters Papiere aufbewahrt, hat trotz der sorgfältigsten Nachforschungen diese Briefe nicht mehr auffinden können. Sie sind also wahrscheinlich nicht zurückgesendet worden und vielleicht wie alle spätern Schriften Lisow's verloren gegangen. Demnach muß man sich mit jenen Auszügen begnügen, die ich bei einer etwaigen zweiten Auflage meiner Biographie Lisow's, nebst den andern mir währenddessen zugekommenen oder noch zukommenden Ergänzungen gewissenhaft benutzen werde.

R. G. Heibig.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Fransösisches Lesebuch für Franzosen.
Bei der Beurtheilung einer Blumenlese literarischer Erzeugnisse wird man die Frage, ob eine solche Chrestomathie für Ausländer, welche in das Studium einer fremden Literatur eingeführt werden sollen, oder für Eingeborene bestimmt ist, sogleich nicht unberücksichtigt lassen dürfen. Der Standpunkt bei der Beurtheilung muß durch diese Rücksicht ein wesentlich verschiedener werden. So kann also eine solche Musterverammlung für den Ausländer von bedeutendem Interesse sein, während sie für die Glieder der Nation, unter deren geistiger Production sie eine Auswahl treffen will, ungenügend genannt werden muß. Frankreich hat keine Sammlung dieser Art, welche auch nur im entferntesten mit Bachernagel's Lesebuch zu vergleichen wäre. Es hat fast allen diesen Chrestomathien ein allzu zähes Festhalten an Dem an, was einmal als classisch eine gewisse Sanction erhalten hat. Derselbe Vorwurf trifft auch die „Oeufs d'oeuvre classiques de la littérature française“, vom Abbé Racel. Und doch ist diese Sammlung immer noch eine der vorzüglichsten von denen, welche von Franzosen benutzt werden. Der neueste Band derselben, welcher vor kurzem erschienen ist, beschäftigt sich mit dem epischen und dramatischen Genre. Der Verf. bietet nicht immer ganze Stücke, und wenn dies einerseits ein Nachtheil genannt werden muß, so versteht er es doch, die fehlenden Partien durch ein kurzes Résumé und durch einige Andeutungen zusammenzufassen. Der ästhetische Standpunkt des Verf. ist nicht ganz frei von vorgefaßten Meinungen und besonders lieben ihm manche Urtheile der classischen Schule an.

Handbuch der Chronologie.

Es fehlt der französischen Literatur nicht an sehr umfassenden Darstellungen über das Gebiet der Chronologie. Nichts-befoweniger ist das vor kurzem erschienene „Manuel de chronologie universelle“ von Sebilot für Freunde historischer Studien eine ganz beachtenswerthe Gabe, indem seit den „Elements de chronologie“ von F. Schöfl zwar viele umfassende Werke, aber doch kein recht brauchbares Handbuch herausgekommen ist. Die vorliegende Schrift nun, obgleich sie die Resultate der neuern Forschungen nicht unberücksichtigt läßt, macht doch keine Ansprüche auf eine eigentlich gelehrte Geltung, indem sie mehr auf einen weitem Kreis berechnet ist. Aus dieser Rücksicht hat sich der Verf., dem man für seine fleißige Zusammentragung Dank wissen muß, der ältern Orthographie bedient, welche nun einmal der französischen Sprache eingemachsen ist. Er mag nicht ohne einigen Grund gefürchtet haben, daß er seinen Lesern einen schlechten Dienst leisten würde, wenn er Chlodowig statt Clovis u. s. w. schreiben wollte, obgleich diese Bezeichnungen in streng wissenschaftlichen Werken sich allmählig Geltung verschaffen.

17.

*) Lisow selbst hat einen für den Dichter Hagedorn bestimmten den Briefen des jungen Hagedorn beigelegten Aufsatz mit den Worten unterzeichnet: Moguntiae, ipso natali meo, VI Kal. Maj. A. O. R. 1741.

Englische Zustände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 127.)

Der nächste Abschnitt führt zur Entwicklung des Parlaments, der Kampf der königlichen Allmachtsidee gegen die von den Baronen in der Magna charta erworbenen Rechte. In einem „Parlamente“, gehalten zu London 1258, suchten die Barone die Macht des Königs (Heinrich III.) für immer zu vernichten. Der König mußte genehmigen, zwölf Barone aus seinem Rathe und zwölf andere, von den Baronen des Parlaments gewählt, zu bestätigen, die in einer Art Parlamentscommission die Klagen des Landes vorlegen und ihre Abhülfe betreiben sollten. Das „Mad parliament“ vernichtete die königliche Macht und setzte eine rein aristokratische Oligarchie an ihre Stelle. Die Versammlung der Barone selbst wurde zu einer Art Form, zu einer Wahlversammlung, während die ganze Macht des stellvertretenden Regierungselements in die Hände von zwölf hohen Baronen überging. Die Barone suchten sich zwar auf das Volk zu stützen, aber sie vergaßen für das Volk zu sorgen. Hierin lag die Ursache des Sturzes der neuen oligarchischen Herrschaft. Was die innere und äußere Weiterentwicklung des Parlaments betrifft, so können wir nur auf Benedey verweisen. Hier das Resultat seiner Darstellung:

Mit dem Eintritte des dritten Standes in das Parlament Englands beginnt eine neue sächsische Epoche, wenn auch die normannische noch lange nicht abgeschlossen war. Das sächsische Element war wie eine unterirdische Strömung unter der Oberfläche des bewegten Meeres der Herrschaft der Normannen in England durchgezogen; dann und wann konnte man das Fortbestehen des ruhigen Flusses beobachten, bis er zuletzt wieder an die Oberfläche trat und die Bewegung und Richtung des ganzen Volkslebens wieder beherrschte.

Unter Edward I. lösten sich die alten Zustände Englands und das Bedürfnis trieb zu neuen. Benedey ist in dem Rechte des unparteiischen Geschichtschreibers, wenn er diesen König, den man so oft als den englischen Justinian preisen hört, nicht als Das anerkennt, wozu er gemacht ist. Die Gesetze, die Edward erließ, waren die Folge eines durch die vorherrschenden Verhältnisse, durch hervortretende Nothwendigkeit unerläßlich gewordenen Bedürfnisses und wurden

sicher meist erlassen, ohne daß die Gesetzgeber ahnten, welche Folgen sie haben würden. Vortrefflich beurtheilt Benedey das Verhalten Edward's gegen Schottland und ebenso richtig ist die Charakterisirung der ganzen äußern Politik dieses Fürsten:

Edward war der Erste auf der Bahn der feinen, listigen Politik, die nachher England so oft anzuwenden wußte und aus der es so manchen scheinbaren Nutzen zog, bis zuletzt auch hier die Vergeltung nicht ausblieb.

Der nächste Abschnitt ist dem Unterhause gewidmet. Auch hier entwickelt Benedey als Demokrat. Die Verderbtheit der Aristokratie begründet bei ihm den Sieg des Volks, aus dem Zerfall des Normannenthums geht der Sieg des Sachsenthums hervor. Wenn der Eine die Ursache der englischen Freiheit und der selbständigen Rechtsbegründung des Unterhauses in den Schwächen einzelner Könige, der Andere in der Macht starker Herrscher, der Dritte in äußern Kriegen, der Vierte in andern Verhältnissen und Zuständen sucht, so sucht Benedey dieselbe in dem Wesen des „Volks“. Scharf sondert er Normannenthum und sächsisches Element. In schärfern Strichen stellt er den Zufall des Abels und der Geistlichkeit dar, um so heller malt er die Bestrebungen des Volks. Er rühmt an ihm den „Geist der Einfachheit“ und das „bescheidene, unerschütterliche Wollen“. Eine Hauptrolle spielten die Londoner.

Edward III. stützte sich in Allem was er that auf das Parlament. Nach und nach tritt eine gesonderte Thätigkeit der Barone und der Gemeinen hervor. Die Barone beriethen fast ausschließlich die äußern, die Gemeinen dagegen vorherrschend die innern Angelegenheiten des Staats. Bis unter Edward III. waren die Gemeinen in gewisser Beziehung vom Oberhause abhängig gewesen. Beide Häuser stimmten wenigstens zusammen über die Abgaben. Von dem achtzehnten Jahre der Regierung Edward's an stimmen aber beide Häuser, jedes gesondert, über die dem Könige zu genehmigenden Beisteuern. Und erst von da ab erlangen die Gemeinen eine eigene feste Stellung, bilden sie sich zu einem geschlossenen Unterhause heran. Das Petitionsrecht war der Boden, in dem alle andern wuchsen, die sie nach und nach errangen. Die Selbstbeisteuern wurden die Gelegenheit, diese Rechte zu fordern, den Samen in jenen

Boden zu legen. Sie gaben sie ihr Geld her, ohne nicht neue Vorstellungen für Verbesserungen, neue Ditten gegen Mißbräuche einzubringen und nach und nach diese selbst als eine Art Bedingung ihrer Geldzugeständnisse voranzustellen. Das wurde dann die Quelle aller Reformen, die unter Edward stattfanden.

Hatten unter Edward III. die Gemeinen den Grundstein zu ihrer Macht gelegt, so bildeten sie sich nun unter Richard II. zu einem abgeschlossenen, abgesonderten Staatskörper aus. Schon im ersten Jahre seiner Regierung wählten sie zum ersten Male einen Sprecher, um in ihm ein Organ, dem Könige wie dem Oberhause gegenüber, zu erlangen, wodurch dann, wie Benedey sagt, das Unterhaus als solches hergestellt wurde und von nun an als selbständiger Theil des Parlaments erscheint. Die Gemeinen erlangten das Bewußtsein ihrer eigenen Bedeutung, es kommt sogar vor, daß sich ein Streben nach ausschließlicher Berechtigung in ihnen geltend macht und daß sie den Lords den Rang ablaufen. Sie tragen auf eine jährliche Versammlung an und der schwache König sieht sich gezwungen, ihre Bitten zu genehmigen; ebenso fordern sie Rechenschaft über die zum Kriege bewilligten Gelder. Nach oben demokratisch, erscheinen sie nun nach unten aristokratisch. Sie vernichten die vom Könige den an die Scholle gefesselten Knechten (bond tenants) ausgestellte Charte, welche dieselben zu freien Bürgern machen sollte, und die bond tenants blieben Knechte wie sie es vorher gewesen waren.

Benedey nennt dies Ereigniß einen „blutigen Markstein“ in der Geschichte Englands. Aber es hat sich fortgesetzt bis in die Gegenwart, es ist von einer größern socialen Bedeutung als Benedey es darstellt. Zwar galt es nur noch einen Kampf um politische Freiheiten, aber es deutet sich darin schon jene Abschließung der politischen Institutionen des Landes an, welche sich gegenwärtig in England den socialen Bedürfnissen gegenüber so schroff geltend macht. Benedey faßt dies Ereigniß nur demokratisch, indem er sagt:

Das Geschick des Standes, der bis jetzt Mittelstand war, entschied sich in dem Augenblicke, wo er das Volk in Masse von sich abwies. Dieses Volk stieg trotz der Fesseln noch und nach zu einer höhern Stufe hinauf (gegenwärtig: Chartismus, Proletariat), aber es wurde nicht zur Grundlage der Staatsverhältnisse und hierin — in Verbindung mit dem Eigenthumsgeetze Edward's I. — liegt die Ursache, daß die Gestaltungen, die bis jetzt auf die naturgemäße Entwicklung einer demokratischen Organisation hindeuteten, von nun an wieder eine lange Zeit hindurch die entgegengesetzte Richtung annehmen und so der Aristokratie erlauben, in ihrem Wesen fortzuleben und ungehört ihrem Ziele — ihrem Untergange — zuzugehen, während die Gemeinen gezwungen waren, die herbe Schale des Bürgerkriegs bis auf die Krüge zu leeren.

Höchst interessant ist das allmähliche Aufsteigen des englischen Handels, die Entwicklung der Armenverhältnisse, der Eigenthumszustände, des Heerwesens, der Jagdgesetzgebung, namentlich aber der Gesetzgebung und der Rechtspflege. Wir müssen jedoch auf Benedey verweisen. Die politischen Zustände Englands schienen einer festen Gestaltung entgegenzugehen. Der Staat hatte

endlich in dem Doppelparlamente eine neue Grundlage oder besser seine alte wiedergefunden. So wurden die Fundamente der Grundgesetze Englands gelegt, aber ehe der Bau aufgeführt und vollendet werden konnte, mußte erst der Schutt der frühern Werte fortgeräumt werden.

Dies geschah in dem berühmten Kampfe der rothen und der weißen Rose. Die alten Familien gingen in diesem heißen Kampfe zu Grunde. Es standen sich Parteien ohne Grundsatz und Ziel gegenüber. Die Aristokratie selbst als Institution, sagt Benedey, würde die Zeit dieser geistigen Sündflut nicht überlebt haben, wenn an die Stelle der alten Familien normannischer Art und normannischen Bluts nicht neue sächsische getreten wären, die mit dem neuen Blute auch eine neue Auffassung und noch mehr ein neues Wesen, Ruhe und Ernst in die neuen Verhältnisse hinübergetragen hätten. Sollen wir aber den leitenden Grundgedanken dieser Epoche aussprechen, so zeigt sich in ihr überall der Untergang der alten Aristokratie und die Begründung einer ausschließlichen Bürgerberechtigung des höhern Mittelstandes dem gemeinen Volke gegenüber.

Wir treten jetzt in jene Epoche, welche Benedey als die Zeit der Mittelstandsherrschaft und Kirchenreform bezeichnet, von 1485—1547. Allerdings lassen sich die Zustände Englands unter den Tudors durch den Sieg der Mittelstandsklasse erklären. Von dieser Königsfamilie ringt sich das englische Volk zur Selbstständigkeit empor, nach ihr zerbricht es die Gewalt seiner Könige, weil diese seine Freiheit nicht anerkennen wollen. Hören wir wie Benedey den herrschenden Mittelstand charakterisirt:

Er war ernst, ausdauernd, willenskräftig; der Macht gegenüber war er meist nichts weniger als ängstlich, aber bescheiden, ja oft demüthig. Er ging langsam vorwärts wie zurück, wo er auf starken Widerstand stieß stand er stille, wartete bessere Zeiten und Verhältnisse ab und arbeitete dann, sobald diese eintraten, wieder rüstig vorwärts; es fehlte ihm der schöne Enthusiasmus, der die Menschen zu Halbgöttern — aber auch oft zu Narren macht; er gab für eine begeisternde Idee wenig, gar nichts und hielt um so fester an jedem thatsächlichen Vortheile. So bildete sich nach und nach der englische Mittelstand, das sächsische Volkselement, zum Sohn des neuen Zeit heran.

Der englische Mittelstand berechnete seine Bedürfnisse und sorgte ruhig für die Befriedigung derselben. Er gab nichts für den Schein der Macht, sondern überließ diesen gern seinen Königen; er hatte nichts gegen den Glanz des Königthums, nur zu theuer durfte er nicht erkaufte sein. Eine wohlfeile Regierung war seine erste Bedingung, eine geordnete Verwaltung, strenge und regelmäßige Rechtspflege, Schutz für Handel und Wandel, das waren die ersten Bedingungen, um seiner Zustimmung sicher zu sein. So trat der Charakter des Mittelstandes in dieser englischen Periode hervor. Heinrich VII. war ein Mittelstandskönig und als solcher weiß Benedey ihn in seinen Gesetzen und Einrichtungen vortrefflich zu charakterisiren. Den Charakter der Willkürherrschaft dagegen tragen das von ihm eingerichtete Sternkammergericht für politische Vergehen und die von ihm

versuchte Entwöhnung des Volkes an das Gericht und Gewöhnung an eine Inquisition. Das Sternkammergericht bedrückte den Adel, der Mittelstand hatte wenig dagegen zu sagen. Der Untersuchungsproceß berührte ihn wenig. Er benutzte die erste Gelegenheit, um Aenderung zu bringen, während er für das "Haushalt" gewähren ließ, der die bisherige Handelspolitik aufgab und ein den engsten Wünschen des Mittelstandes entsprechendes Handels- und Industrie-Gesetz führte.

Einem Wachsen des Mittelstandes bei in dem geringeren Antheile an den Armen. Die Armengesetze wurden strenger als bisher. Die Armen wurden bei Wasser und Brot und Nächten eingesperrt und Bagabunden, ob sie fähig oder unfähig zur Arbeit, nicht zu Hause blieben. Dennoch nannte man den "König der armen Leute". Dieselbe Politik ist auch der Charakter des ersten Regierung Heinrich's VIII. Hören wir Charakteristik dieser Periode:

Der kleinliche Eigennutz des Mittelstandes besonders in dem Gesichtspunkte klar, aus dem das Parlament selbst zu betrachten beginnt. Fast nur als ein Mittel, durch das der König ihm sein Geld abzupressen. Je länger kein Krieg wird, desto besser für den Bürger, und desto länger, so klagt das Unterhaus sehr, daß die Kriegsauslagen koste, während zu Hause der Geschäft flöhe. Nur die Könige und ihre Hofe nicht einen Augenblick vergessen zu haben, daß in ihnen ruhte, nur schlummere.

Sämmtliche Maßregeln dieser Zeit oder minder dem Geiste, welchen Benediktus. Die ganze Gesetzsprache Englands, die Zeit eine Form fand, ist dafür Beweis. Das Gesetz wird billiger und blutig strenger. Die Briefe für gewisse Städte erlaubt, die Sammlung von Almosen ernannt, dann herumstreifende Bettler mit Gefährlichkeiten und beim dritten Rückfalle mit dem Tode versuchte neue Gesetze gegen den Luxus, in welche man den Arbeitslohn und endlich Zeit lang die Fleischpreise fixiren wollte. Die Gesetze tragen den Charakter mittelalterlichkeit. Zum ersten Male wurde ein Zinserlaubt, bisher war das Zinsnehmen Sache der Juden und Fremden.

In dem zweiten Abschnitt der Regierung VIII. fällt die Kirchenreform.

Wer hier nur die äußeren Ereignisse fest dem Schluß kommen, daß eine asiatische Lagen Englands Schicksale leitete. Der Sinnstüchtige seine ältere Gattin nicht mehr jagt, gibt Reformation. Die Keuschheit oder Unkeuschheit macht die Zunge der Waage, die über sie soll, steigen oder sinken, und schiebt Minister oder ruft zum Tode Verurtheilte in dem Re

nien verlangten Freiheit der Gewerke von allen Staatslasten, Freiheit des Handels nach allen Weltgegenden, aber sie suchten und wußten dann diese Freiheit selbst im Interesse von Bevorzugten auszubeuten. Die alten Reste, die festen Wurzeln der Aristokratie in den Lebensansichten des englischen Volkes, in den Eigenthumsgeetzen trieben die Verhältnisse der Aristokratie zu; die neuen Lehren religiöser Gleichheit, die neuen Zustände bürgerlichen Wohlstandes förderten die Demokratie. Der demokratische Charakter, sowol in geistlichen als weltlichen Ansichten, faßte bei den Puritanern immer mehr Wurzel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Quarantäneanstalten.

Eine Angelegenheit von tiefer, weitausgreifender Wichtigkeit ist die Frage, ob die Quarantäneanstalten in ihrer gegenwärtigen Gestalt fortbestehen sollen oder ob sie einer gänzlichen Modification unterworfen werden müssen. Entgegengesetzte Ansichten stehen sich hier mit größter Schroffheit gegenüber, so daß von Seiten der Regierung eine vermittelnde Ausgleichung wol schwierig ergriffen werden kann. Wenn man im Allgemeinen die Meinung aller Derer einholen will, welche dem lästigen Zweige dieser Sicherungsmaßregeln unterworfen sind, so herrscht darüber nur Eine Stimme. Von allen Seiten werden diese Anstalten als ungenügend und drückend zugleich geschildert. Die Wissenschaft, von welcher früherhin die Nothwendigkeit des Quarantänezwanges aufrecht gehalten zu werden pflegte, hat neuerdings im Ganzen mehr ihre conservative Stellung aufgegeben. Die Zahl derjenigen Forscher, welche die gegenwärtigen Maßregeln in ihrem ganzen Umfange beibehalten wissen wollen, wird immer geringer und die Gesamtansicht gestaltet sich immer mehr zu Gunsten durchgreifender Reformen. Es fehlt sogar nicht an Stimmen von wirklichem Gewicht, welche eine unbedingte Aufhebung des lästigen Zwanges, unter dessen Druck die aus dem Orient kommenden Reisenden zu leiden haben, immer lauter und nachdrücklicher fordern. Es muß der französischen Regierung nachgerühmt werden, daß sie schon seit mehreren Jahren dieser wichtigen Frage die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet hat, und daß von ihrer Seite Alles geschehen ist, was eine endliche Entscheidung herbeizuführen im Stande sein dürfte. Es fehlt hier freilich nicht an Widerspruch und Hindernissen mancherlei Art. Besonders Berücksichtigung und selbst eine gewisse Schonung verdient die Stellung von Marseille, von wo aus bekanntlich sehr lebhafteste Protestationen gegen jede Änderung im gegenwärtigen System erhoben worden sind. Die gemeinsame Entlassung, welche das gesammte Personal der Quarantäne in Marseille eingereicht hat, ist ein Gegenstand der öffentlichen Besprechung geworden. Offenbar sollte dieser Schritt eine Manifestation gegen die zu müßern Maßregeln neigende Regierung sein. Dabei stützen sich aber diese Sanitätsbehörden, wie durchaus nicht verkannt werden darf, auf den beinahe größten Theil der Bevölkerung von Marseille. Die fürchterlichen Ereignisse des Jahres 1720, wo mit der Pest das namenlose Elend über diese Stadt hereinbrach, stehen noch im graufigen Andenken, sodaß man nicht gern irgend eine Maßregel fallen lassen möchte, welche wenn auch nicht Sicherheit, doch wenigstens eine theilweise Beruhigung zu gewähren vermag. Dazu mischen sich Rücksichten des materiellen Interesses. Der Quarantänezwang nöthigt eine Menge von Schiffen, welche sonst in andern Seehäfen des südlichen Frankreichs anlanden würden, im Hafen von Mar-

seille einzulaufen. Es ist also nicht zu verkennen, daß die Stadt mit der Aufhebung der bestehenden Bestimmungen einen bedeutenden Gewinn fahren lassen müßte. Die Regierung hat nun, um die ganze Angelegenheit mit möglichster Unparteilichkeit zu erörtern, und um jeder Stimme Gehör zu gewähren, den Chef des marseiller Sanitätskollegiums veranlaßt, einen umfassenden Bericht über den Stand der Frage zu erstatten. Zu diesem Zweck hat derselbe — sein Name ist Ségur-Dupeyron — sich nach dem Orient begeben, um an Ort und Stelle die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Obgleich Ségur schon um seiner frühern Verhältnisse willen keineswegs den Segnern der Quarantäne offen beitreten will, so hat doch, wie man sich überzeugen kann, in Folge seiner sorgfältigen Beobachtungen die Ansicht mehr und mehr Raum gewonnen, daß die Sache so nicht mehr bleiben kann wie sie jetzt steht. Der Zwang ist zu groß, als daß er auf die Länge dauern könnte. Wenn der Berichtsteller nun auch nicht eine gänzliche Abschaffung aller Sicherheitsanstalten in Vorschlag bringen kann, so meint er doch, man könne den Zwang, in Marseille sich fremdlich zu desinficiren, nur auf solche Schiffe ausdehnen, welche aus den Häfen des Orients kommen, wo die bestehenden Anstalten keine genügende Garantie gewähren. Seiner Ansicht nach kann man den Reisenden aus Griechenland und der europäischen Türkei ohne Gefahr, Ansteckungsstoff zu verbreiten, den Zugang im südlichen Frankreich gestatten. Die nachhaltigsten Maßregeln müssen in Bezug auf Aegypten ergriffen werden, weil von dort aus die Gefahr am drohendsten ist. In Bezug auf Kleinasien und namentlich Smyrna müssen den Reisenden so lange noch Beschränkungen auferlegt werden, bis die Maßregeln, welche man dort zur Erstickung der Krankheit ergriffen hat, ein einigermaßen befriedigendes Resultat ergeben haben.

Pariser-Bibliotheken.

Schon zu wiederholten Malen ist der Plan, der großen königlichen Bibliothek einen andern geeigneteren Platz anzuweisen, in Anregung gebracht. Aber bei einer so wichtigen, so erfolgreichen Maßregel gibt es so viel zu erwägen, daß es in Bezug auf diese Veränderung immer noch nicht zu einer gewissen Entscheidung gekommen ist. Die verschiedenen Pläne, welche in dieser Beziehung vorgelegt sind, weichen zum Theil sehr voneinander ab; indessen scheint es als würde die Ansicht, daß die gegenwärtige Localität beibehalten, aber durch Hinzuziehung und Ausbau der benachbarten Gebäude erweitert werden müsse, den Sieg davontragen. Dieser Vorschlag, welcher von gewichtigen Autoritäten unterstützt wird, hat in der That viel für sich. Ein bedeutender Entscheidungsgrund ist unter andern auch der, daß die Translocation einer so umfangreichen und weitverbreiteten Büchermasse, wie in den Räumen der königlichen Bibliothek aufgespeichert liegt, nicht ohne ansehnliche Kosten und selbst nur mit Gefahr empfindlicher Verluste bewerkstelligt werden kann. Unter den verschiedenen Flugschriften, welche bei Erörterung dieser Angelegenheit hervorgezogen sind, zeichnet sich vorzüglich folgende Schrift durch Mannichfaltigkeit des Inhalts sowie durch geistreiche Fassung vorthellhaft aus: „De l'organisation des bibliothèques dans Paris“, von Léon de Laborde. Der Verf. hält sich hier nicht streng an die Frage, welche wir soeben berührt haben, sondern spricht, wie schon der Titel andeutet, von der Einrichtung der pariser Bibliotheken überhaupt, indem er nur hier und da und mehr gelegentlich auf die schwebende Angelegenheit Bezug nimmt. Er theilt dabei ein reiches Material interessanter Einzelheiten über das Bibliothekenwesen im Allgemeinen sowie über die Geschichte der einzelnen wissenschaftlichen Institute dieser Art mit, welche Paris aufzuweisen hat. Es ist dies ein Thema, welches in literarhistorischer sowie in culturgeschichtlicher Beziehung ein vielseitiges Interesse bietet. 17.

Englische Zustände.

Essex Hstidel.

(Fortsetzung aus Nr. 129.)

Wir nahen den Säulen der ersten englischen Revolution. Jakob's VI. von Schottland Stellung wird von Benedey folgendermaßen vortrefflich charakterisirt:

Auf seiner Reise von Schottland nach London, um dort die Krone anzunehmen, ließ der König einen auf der That ergriffenen Taschendieb hängen. So etwas war in Schottland, ganz einfach und verstand sich von selbst, in England war es ein Umsturz aller bestehenden Rechtsansichten. Die vage und unbeschränkte Macht in Schottland, die demüthige Form und Sprache des mächtigen Parlaments den Königen in England gegenüber wurden noch durch die Zustände Europas bestätigt. In Frankreich, in Spanien herrschte die Königsmacht fast ohne Schranken. Die Ansicht der unbeschränkten Gewalt wurde eine Modesache in Europa und bestätigte somit Jakob noch in seinem Wahne, daß die Könige auf Erden wie Gott im Himmel herrschen und die Völker sich in Demuth und stummem Gehorsam vor den Aussprüchen der Könige wie vor denen des Richters im Himmel beugen müssen.

Wie stark das sittliche Gefühl bei Benedey vorherrscht und wie maßgebend es bei seinen Schilderungen und Charakteristiken ist, zeigt uns namentlich die folgende Auffassung Bacon's:

Es ist eine der widerlichstten Erscheinungen der Geschichte. Wie viele große Männer sind nicht gefallen, weil sie kleinere Menschen waren? Aber es gibt vielleicht Keinen, der im Angesicht seines Sturzes den gemeinen Muth gehabt hätte, um die Erhaltung des Lohns seines Betrugs wie um eine Gnade zu betteln und diese Gnade dadurch zu rechtfertigen, daß er von nun an in alle Zukunft als ein schreckendes Beispiel für künftige Richter dastehen werde.

Die Zwistigkeiten zwischen Jakob und dem Parlamente wuchsen. Der König löst das Parlament auf und behilft sich zwei Jahre ohne ein solches. Die Ansichten des Königs waren im Widerspruch mit denen des mächtigen Mittelstandes. Das Unterhaus neigte sich zu den Puritanern und so theilte es den Haß, den der König diesen gewidmet hatte, wodurch denn der König auf die Aristokratie und das Oberhaus hingewiesen wurde. Statt der Bürgermüßigkeit erwiderte er. Er könnte durch seine Verhinderung des Handels, ohne den Fabrikation zu nützen. Den Sohn Jakob's, Karl I., setzten den Kampf gegen das Parlament fort. Er war der Schüler Buckingham's; von seinem Vater erbat er die Ansprüche auf unbeschränkte Gewalt, von seinem Lehrer ritterliche Red-

heit und diplomatische Gewissenlosigkeit jener Auflösungen des Parlaments einberufungen desselben, durch den Di veranlaßt. Es entsteht ein neues G der englischen Grundgesetze, die Petiti dieser „Mittelschrift“ gehen die Gemei der englischen Verfassung ausführlich nig sah sich nach vergeblichem Sträu Petition zu befähigen, aber mit Hü dex entdeckt wurde.

Die Macht des Parlaments wächl der schottischen Niederlage des König Anlageact gegen den König selbst i gebracht, Cromwell betritt die Bühn Königs stand dem Heere des Parleme tiger Kampf. Das demokratische G trat so dem aristokratischen unmittelba Vertheidiger des Königs nannten sich machten sich über die Handklöpfe des Jene sangen Trinklieder, diese betete Tag bei Naseby zerstörte die letzte nigt. Mit der Gefangennehmung die gemäßigten Presbyterianer am B der Geist des Independentismus brich haufe durch und so sehen wir die Hinrichtung des Königs beschlossen.

Die Republik und Cromwell. Zu über diese Periode der englischen Ges Studien veröffentlicht, wir müssen a Benedey's Untersuchungen nichtsbestor kommen sind. Dahlmann untersucht Benedey als Demokrat, Dahlmann staltung der Formen, bei Benedey ist halt, der Strom der neuen Bewegu seiner Untersuchungen gewesen. Wir nen Entwicklungen dieser Periode, di der zweiten Revolution übergehen und Gesamtbild über die bisher geschil gewinnen suchen.

Es schließt die Geschichte Alteng schichte Englands weist von der Grof sten Revolution einen rein organische Die Aristokratie führt zum Mittelstam

stand bereitet die Herrschaft der Demokratie vor. Die Geschichte Englands ist ein ewiges Ringen, das in der zweiten Revolution zu einem festen Schlusse gelangt. In der zweiten Revolution erklärte sich die englische Nation selbst für großjährig, für vollmündig und mannbar. Sie überhob den unberufenen Vormund seines Amtes und setzte an seine Stelle freiwillig einen Verwalter, einen durch Gesetz und Institutionen fest begrenzten König. Mit der Flucht Jakob's II. war die Verfassung Englands entschieden. Wilhelm von Oranien berief einen Nationalconvent. Der Sieg der Whigs wurde vollständig durch die Erklärung der Rechte, die das Parlament beschloß und die der neue König, Wilhelm III., in dem Gesetz der Rechte — Bill of rights — bestätigte. Dieses Gesetz hob das beanspruchte Recht des Königs, die Gesetze und deren Vollziehung zu suspendiren, auf, es erklärte das commissarische Gericht in geistlichen Angelegenheiten und alle ähnlichen Commissionen und Gerichte — die Erhebung von Geldern zum Gebrauche der Krone ohne parlamentarische Genehmigung, jede Verfolgung für die Ausübung des Petitionsrechts und die Aushebung und das Halten eines stehenden Heeres im Frieden — für ungesetzlich. Sodann sicherte es den Bürgern (den Protestanten) das Recht der Waffen, das Recht der freien Wahl zum Parlamente, das Recht der Redefreiheit im Parlamente, und beschloß endlich, daß keine außerordentlich großen Selbststrafen und überhaupt keine grausamen und ungebrauchlichen Strafen stattfinden, daß Geschworene gehörig eingeschrieben und daß für Hochverrath nur Freeholder Geschworene sein sollten. Bald wurden auch Gesetze erlassen, welche die Richter für unabsetzbar erklärten und dem Könige das Begnadigungsrecht, wenn diese als Staatsverbrecher verurtheilt waren, nahmen, wodurch die Verantwortlichkeit derselben erst durchgreifend hergestellt wurde. Dies war das Ergebnis der zweiten Revolution. Hören wir nun noch Benedey's Charakteristik:

Die Gewalt unterbricht in der Revolution die naturgemäße Entwicklung, die organische Weiterbildung, und von da an stockt dann in gewisser Beziehung das Wachstum der Nation. Das Volk an und für sich, England schreitet in seinem innern Leben nach wie vor auf der Bahn fort die es eingeschlagen. Der Handel wird immer ausgedehnter, die Industrie immer gewaltiger, aber die Nation bleibt stehen, schreitet zurück, schrumpft aus dem Mittelstande, zu dem sie unter den Tudors gelangt war, wieder in eine Aristokratie zusammen. Und Handel und Gewerbe nehmen dann in gewisser Beziehung auch an dieser rückgängigen Bewegung Theil, werden ebenfalls aristokratisch. Die Schiffsahrtsacte ist ein erster Versuch der Handelsroberung, dem Auslande gegenüber. Nicht mehr die natürlichen Bedürfnisse der Handelnden, sondern die Bevorzugung des Einen wird zum Princip. So werden denn auch die Compagnien wieder unter den Stuarts der Restauration hergestellt und vor allen die ostindische, die von nun an den ganzen Handel Indiens in die Hand von ein paar Tugend Begünstigten, mit Ausschluß und Übervorteilung aller Nichtbegünstigten, liefert. Auch die Industrie betritt die Bahn der ausschließlichen Berechtigung der Protection, doch vorerst nur versuchsweise und mit so schlechtem Erfolge, daß sie dieselbe bald wieder verläßt. Am strengsten aber tritt der Charakter der Aristokratie in den politischen Zuständen hervor. Die fau-

len Flecken, die Wahl in Corporationen, die Dogmatik vor Allen sicherten der Aristokratie und ihren Ansichten die Herrschaft über England und gaben der ganzen englischen Auffassung eine neue, feste, aristokratische Richtung, wodurch die noch im Boden liegenden Reste der altnormannischen, aristokratischen Zustände, Verhältnisse und Gesetze wieder neues Leben erhielten und sich durchgreifend geltend machten. So entstand der Widerspruch: Eine freie Constitution — in der Hand einer bevorzugten Classe, ein selbstherrschendes Staatsgrundgesetz und eine durch dasselbe getragene Aristokratie; — Freiheit und Selbständigkeit in den Institutionen und Abhängigkeit und Unfreiheit in den Verhältnissen.

Die Macht der englischen Aristokratie scheiterte aber zum Theil an dem festen Willen Wilhelm's III., besonders aber an dem Verufe, der in der Aristokratie selbst schon früher eingetreten war und der durch die Ereignisse der zweiten Revolution nur noch mehr vergrößert wurde. Die Aristokratie Englands war in zwei Parteien gespalten; die allgemeine Herrschsucht trieb sie beide, sich wechselseitig all und überall entgegenzuarbeiten, um eine der andern die Gewalt zu entwinden. Und diese Eifersucht, dieses Streben nach Alleinherrschaft und Alleinausbeutung war die Ursache, daß die englische Staatsverfassung selbst den Zustand der Aristokratie überlebte und zugleich, daß trotz des eisernen Willens englischer Art diese Aristokratie nicht im Stande war, im Innern das englische Volk selbst und nach außen hin ganz Europa mit ihrem Joche zu erdrücken.

Dieser Kampf der Parteien ist es, der nun in der Geschichte Englands überall eine Hauptbedeutung gewinnt und dem Benedey folgerecht das erste Drittel des zweiten Theils zu seiner Darstellung widmet. Die Darstellung selbst ist ebenso ausführlich als klar und so vortrefflich gehalten, wie wir in unserer deutschen Literatur noch nichts Ähnliches über dieses wunderbare politische Schauspiel besitzen. Tory, Whig, das die Schlagwörter, denen wir seit der Revolution in der Geschichte Englands auf jeder Seite begegnen. Wenn wir auch, was die Bewegungen und Einzelbegebnisse des großen Parteikampfs betrifft, auf das mit ebenso politischer Schärfe als künstlerischer Darstellungskraft entworfene Gemälde Benedey's verweisen müssen, so halten wir es doch für allgemein wichtig, gerade jetzt, da diese Parteien zu zerfallen scheinen, das Wesen derselben nach Benedey zu charakterisiren. Benedey charakterisirt als deutscher Demokrat.

Der gemeinsame Boden, in dem beide Parteien wurzeln, war die Aristokratie. Die alten Familien des Landes bildeten den Kern beider Parteien und keine stand der andern an aristokratischem Stolge und aristokratischer Herrschsucht nach. Unter dieser alten Aristokratie aber lag die Schicht des frühern Mittelstandes, der während der Herrschaft der Tudors die Verhältnisse Englands lenkte und der jetzt, von den beiden Aristokratenparteien vollkommen ins Schlepptau genommen, moralisch in der Anschauungsweise ihrer Führer und Herrscher aufgelöst, immer mehr zu einem Elemente der Aristokratie wurde. Diese Classe des englischen Volks-

bestand aus den Landeigenthümern, wohlhabenden Pächtern und den reichen Bewohnern der Städte. In ihnen lag im Wesentlichen die nährnde Kraft, der schaffende Boden beider Parteien und somit waren beide auf sie angewiesen. Dieser Boden aber, diese nährnde Kraft verlangte eine andere Behandlung, je nach den Lagen. Die Bedürfnisse der Landbesitzer und Pächter waren andere als die der Stadtbewohner; was den Einen zusagte, war den Andern oft entgegen. Hieran lag die Ursache, daß eine Partei es kaum beiden recht machen konnte, und dies zwang sie dann, sich der einen oder der andern Abtheilung des Volks anzuschließen. Die Stuarts hatten in den Städten den ernstesten Widerstand gefunden. Deswegen hatten sie die Freibriefe der Gemeinden zerstört; die Tories hatten theilweise an diesem Werke mitgeholfen, die Whigs ihnen entgegengestrebte. Unter Wilhelm III. betrieben die Whigs die Wiederherstellung der Gemeinderechte. Sie mußten es durchzusetzen, daß Alle, die an der Unterdrückung der Freibriefe Theil genommen hatten, auf sieben Jahre vom Wahlrechte ausgeschlossen wurden und sicherten so auf ebenso lange ihre unbeschränkte Übermacht in den Städten durch die Ausschließung aller Tories. So wurde das Band zwischen den Städten und den Whigs immer fester geknüpft und zuletzt unauflöslich. Die Whigs wurden die Führer der Stadtbewohner, die Tories die der Landeigenthümer. In diesem Verhältniß liegt die Urbedingung aller nachfolgenden Parteien, in die sich die englische Aristokratie spaltete.

Der Landbesitz ist in England aristokratisch geschlossen, daher der conservative Charakter der Tories. In den Städten herrschte der freie Umschwung der Handelsverhältnisse, der immer neue Kräfte schuf. Daher die reformatorische Richtung der Whigs. Der Landadel hielt streng an seiner Religion, hatte nicht Zeit zum Grübeln, nicht Gelegenheit zum Philosophiren und so waren die Tories die festen Stützen der Hochkirche. Die Städte nährten den freien Geist der Kritik, die nahe Berührung rief den Widerspruch hervor und so wurden die Whigs zu den gezwungenen Vertheidigern der Dissenters und der Duldung im Allgemeinen. Der feste, strenge, unbewegliche Charakter des Landeigenthums gab den Tories oft eine Festigkeit der Grundsätze, die die höchste Achtung verdiente, wenn dieselbe nicht eine nothgedrungene Folge ihrer Stellung wäre. Das Unbestimmte, schwankende, sich leicht bewegende Wesen der Städter erlaubt den Whigs oft eine Grundsatzlosigkeit, die der Verachtung werth, wenn sie nicht in der Luft in der sie leben bedingt wäre. Geld und Land sind in letzter Entscheidung die Urelemente, in denen sich beide Parteien bewegen und durch die sie getrieben werden.

Mit der Selbstherrschaft wuchs die Macht der Whigs. Aber auch die allgemeine Corruption nahm überhand. Walpole sagte von Freund und Feind: „Alle diese Leute haben ihren Preis.“ Von Walpole und Bolingbroke sagt Benedey, daß sie die Macht der politischen Parteien in England vernichtet und das Geheimniß der Nichtig-

keit beider zum Bewußtsein gebracht hätten. Zur Charakteristik Pitt's heißt es:

Im Volke regte sich nachgerade wieder ein Geist, der über den engen Begriffe, den einseitigen Interessen der Partei lag. Dieser Geist erhob William Pitt zum ersten Minister Englands, gab das Geschick seines Vaterlandes in seine Hand und die Nachwelt hat ein Recht zu fragen, was er mit der ihm verliehenen Macht geschaffen, wie er das ihm anvertraute Talent benutzte habe.

Kurz und vortrefflich ist die Darstellung, welche Benedey von der auswärtigen Politik Englands entwirft, um William Pitt's Stellung darauf begründen zu können. Pitt ist einer der talentvollsten und willkäftigsten Staatsmänner, die England aufzuweisen hat. Der belebende Athem seines Talents war seine Selbständigkeit gegenüber den Parteien. Er gehörte weder der einen noch der andern an und hierin allein lag die Ursache seiner Popularität und seiner Macht in England. Als er erster Minister wurde, sagt Benedey, wählte er seine Gehülfen in beiden Parteien zu gleichen Theilen. Es war keine Coalition mit den Parteigrundsätzen im Hintergrunde, sondern eine Auflösung aller Parteianhsichten. Zum Besten des Gemeinwohls, vertreten durch den Mann, der sich über die Parteien erhoben hatte.

Die Geschichte des Pitt'schen Ministeriums und der Pitt'schen Opposition wird von Benedey sehr ausführlich behandelt, und mit Recht; sie umfaßt eine der gehaltreichsten Perioden der englischen Geschichte, es entscheiden sich in ihr die wichtigsten Fragen. Wenn die englischen Geschichtschreiber die Periode Pitt's häufig als diejenige betrachten, in der England seine Handelsgröße begründete, so sagte dagegen Benedey:

Als ob diese noch zu begründen gewesen! Der Friede unter Georg I. und II. hatte den Handel in alle Kanäle des Volkslebens hineingeleitet. Der Krieg trieb dieselben wieder nach Kopf und Herz zurück und gab diesen freilich eine verdoppelte Thätigkeit. Die Staatsschuld stieg von 54 Mill. auf 146 Mill. Pf. St., die reichen Capitalisten wurden unendlich. Der Krieg bedforderte große Handels speculationen, ja erlaubte nur große, speicherte somit das Geld in den Händen der großen Kaufleute auf. Die Siege in Ostindien waren mit Verraubung der größten Schätze, Ausfugung der reichsten Länder der Welt verbunden. Und das wurde abermals eine Quelle des Reichthums für Die, die als Reiche, als Mitglieder der Aristokratie der Bank und der Börse, zum Raube zugelassen wurden. Die Zeit Pitt's begründete keineswegs die Handelsgröße Englands, die längst begründet war, wol aber die Reichthumsgröße, die Geldmacht der bevorzugten Classen in England, die ohne dies schon viel zu groß war für die Freiheit Englands.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über Friedrich's des Großen classische Studien. Akademische Einleitungserede von August Böckh. Vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften zur Feier des Jahrestages Friedrich's des Großen am 20. Januar 1846. Berlin, Zeit und Comp. 1846. Kl. 4. 7 1/2 Ngr.

So wie der verstorbene Witten sich vor elf Jahren die schöne Aufgabe gestellt hatte, Friedrich den Großen in einer akademischen Rede als Geschichtschreiber zu betrachten, so ver-

nahmen wir jetzt einen anerkannten Mann vom Fach, einen gründlichen Alterthumskenner, der selbst das Schätzbarste geleistet hat, und lesen, wie er mit freiem unbefangenen Urtheil die innige Liebe hervorhebt, von welcher Friedrich für die classischen Studien erfüllt gewesen ist. Es sind namentlich in unserer Zeit, wo so Viele den Werth der alterthümlichen Studien verkennen, die Worte des Hrn. Bösch besonderer Beachtung werth, und sie werden hoffentlich um so weniger nutzlos verklingen, da man ja jetzt von mehren Seiten bemüht ist, das Andenken Friedrich's des Großen mit erneuertem Aufschwunge und im Glanze seiner wahrhaften Gestalt vor unsere Augen emporzurufen. Nachdem nun der Redner zuvörderst an die gründliche Abneigung erinnert hat, welche Friedrich gegen alles Romantische und Alterthümliche hegte, stellt er die drei Gesichtspunkte auf, unter welchen der König die Alten las und benutzte: den rhetorisch-ästhetischen, den philosophisch-sittlichen, den geschichtlich-politischen mit Einschluß des militairischen. In allen werden Belege angeführt, wie der König erst alterthümlich ein so großes Gewicht auf die Rhetorik legte, wie er in der praktischen Philosophie der Alten gut bewandert war, sich im Siebenjährigen Kriege an den Sprüchen des Epictetus und Marcus Aurelius erquickte und das dritte Buch des Lucetius so gern las. Cicero war sein großer Freund, die Bücher von den Pflichten und von der Natur heißen ihm unsterbliche Werke; ebenso hielt er auch viel von Lucianus und Zuluinus; von Plato und Aristoteles hatte er offenbar nur eine oberflächliche Kenntniß. Von den Geschichtschreibern des Alterthums hat der König lesend und schreibend den ausgebehresten Gebrauch gemacht; Polybius half ihm bekanntlich eine Hauptschlacht gewinnen. Ganz besonders — und hier im merkwürdigen Gegensatz zu Napoleon — war er in Sinn und Darstellung des Tacitus eingedrungen, weit weniger vermochte er aus der französischen Uebersetzung den Werth des Thucydides zu erkennen; aber Isocrates, Aeschines, Demosthenes waren ihm wohlbekannt und aus den Reden des Bestern hat er verschiedene Kernstellen seinen Schriften eingeschoben, deren eine vor treffliche auf S. 11 ausführlich angegeben ist. „So ziehen sich“, sagt der Redner, „durch Friedrich's Schriften Auspielungen und Beziehungen aus der Mythologie, Geschichte und Literatur des Alterthums, schmückende Lesefrüchte, die heutzutage selten in ähnlichen Werken zu finden sind, weil selten solche Studien gemacht werden.“

Hierauf wird eine kurze Betrachtung dem Studium der Alten als Mittel des Schulunterrichts gewidmet und über Friedrich's Eifer in dieser Beziehung und die bekannte Cabinetsordre von 1779 gesprochen. „Von diesem Mittel“, urtheilt Hr. Bösch, „könnte man sagen, was Plato von der Musik und Gymnastik gesagt hat, es sei schwer eine bessere Erziehung zu finden als die von der langen Vorzeit gefundene; aber Manche von denen, welche das Bestehende bloß deshalb wollen erhalten wissen, weil es eben besteht, fallen gleich zu den Gegnern des Bestehenden ab, wenn dieses ihnen nicht zu ihren übrigen Ansichten und Absichten zu passen scheint, oder wenn sie nicht glauben, ihm eine ihren Plänen angemessene Richtung geben zu können.“

„Die letzte Betrachtung gilt der gesetzlichen Freiheit, die der König im classischen Alterthume fand und ehrte, so in einem Cato, Brutus, Cremutius Cordus, und der geistigen Freiheit, als deren eigentliches Feld er das classische Alterthum erkannt hatte. In diesem Sinne heißt er der eigentliche Begründer der wissenschaftlichen Freiheit: nicht bloß weil er der Kritiker oder Mitheschersteller unserer Gesellschaft ist, sondern weil er diesen Urgrund des wissenschaftlichen Lebens, also unser Lebens, zum Grundtag und Gesetz des Staats erhob, muß und sein Gedächtniß heilig sein. Ich meine nicht, in ihm oder in seiner Zeit sei diese Richtung zuerst entsprungen; er hat sie nur mächtiger ergriffen und lebendiger angewegt; übrigens ist sie so alt als die Wissenschaft selbst, und trat sogar in den Zeiten, in

welchen sie den bestigsten Gegenstand hatte, nur um so bewunderungswürdiger hervor.“ Daber hat es auch nicht an geschichtlichen Vergleichen mit dem Könige gefehlt und Petr Bösch versucht mit Glück eine neue, nämlich die mit Kaiser Friedrich II., dem Hohenstaufen, der in seiner geistigen Bildung und Stimmung, in den Vorzügen seines Geistes und Charakters, in der Masse seiner Kenntnisse, in der Sorge für Erkenntniß und Gelschsamkeit durch Gründung und Pflege von Unterrichtsanstalten, im Kampfe gegen Barbarei und hartnäckigen Priestergeist, endlich in seinem zu Lust und Scherz ober Alles fähigen, überaus geistreichen Gemüthe die hervorstechendsten Ähnlichkeiten mit Friedrich II. darbietet. Diese wenigen Seiten über den großen Kaiser erscheinen um so zeitgemäßer, da neuerdings ein Deutscher, der Akademiker Höfler in München, das riesenbild Friedrich's II. mit seinem Messel zu zer schlagen gedroht und ihn als einen von maßloser Herrschsucht getriebenen Tyrannen und als gewaltthätigen, arglistigen Verfolger der Kirche darzustellen gesucht hat.

Passende Bemerkungen über das Verhältnis eines hervorragenden Geistes zu seiner Zeit machen den Schluß der lesenswerthen Rede, die auch in den untergesetzten Nachweisungen wichtiger Stellen aus den Werken des Königs eine reiche Ausstattung empfangen hat. 20.

Literarische Anzeige.

Ausgewählte Bibliothek
der
Classiker des Auslandes.
Mit biographisch-literarischen Einleitungen.
Gr. 12. Geh.

Neu erschienen sind:

LEV. LV. **Machiavelli (Niccolò di Bernardo dei),**
Florentinische Geschichten. Aus dem Italienischen übersetzt
von H. F. Neumont. Zwei Theile. 3 Thlr.

Die früher erschienenen Bände sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

- I. H. Bremer, Die Rabbara. Vierte Auflage. 20 Rgr. — III. Cozad, Saag de Costa, überfetzt von Bittich. 20 Rgr. — IV. Dante, Das neue Leben, überfetzt von Hülker. 20 Rgr. — V. Bremer, Die Köpfer des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Rgr. — VI. VII. Bremer, Bina. Zweite Auflage. 20 Rgr. — VIII. IX. Bremer, Das Haus. Vierte Auflage. 20 Rgr. — X. Bremer, Die Familie G. 10 Rgr. — XI. Prehoff d'Elles, Geschichte der Ranan Urdau, überfetzt von Bülow. 20 Rgr. — XII. XIII. Dante, Fortliche Gedichte, überfetzt und erklärt von Kannegießer und Bittie. Dritte Auflage. 2 Thlr. 12 Rgr. — XIV. Lafont, Der geraubte Eimer, überfetzt von Krip. 1 Thlr. 9 Rgr. — XV. Bremer, Rinnere Erzählungen. 10 Rgr. — XVI. Bremer, Die Geniede, überfetzt von Hülker. 1 Thlr. — XVII. Gunders III., Schauspiele, überfetzt von Gichel. 1 Thlr. 6 Rgr. — XIX. Gjöberg (Vitalis), Gedichte, überfetzt von Kannegießer. 20 Rgr. — XX — XXII. Horacius, Das Dekameron, überfetzt von Bittie. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Rgr. — XXIII — XXV. Dante, Die göttliche Komödie, überfetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Rgr. — XXVI. Gelleina, Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen überfetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Rgr. — XXVII. XXVIII. Gomaneda Spatters's Märchenammlung, überfetzt von Brodhaus. 1 Thlr. 16 Rgr. — XXIX. XXX. Bremer, Ein Jagdtag. 20 Rgr. — XXXI. XXXII. Laffo's lyrische Gedichte, überfetzt von Hülker. Dritte Auflage. 1 Thlr. 16 Rgr. — XXXIII. Gjöberg'sche, überfetzt von Bittie. 20 Rgr. — XXXIV. XXXV. Jap'sche Gedichte. In deutschen Uebersetzungen von Goefer. 2 Thlr. — XXXVI. — XXXVIII. Schachtel'sche Galderson de la Dapca, überfetzt von Koxlin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. Dante's profaische Charfren. Mit Ausnahme der Vita nuova. überfetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. Bremer, In Palastallen. 20 Rgr. — XLIII. — LIII. Goe, Der emige Subr. 3 Thlr. 10 Rgr.

Leipzig, im Mai 1846.

F. A. Brockhaus.

Englische Zustände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 139.)

Weder auf den Volkgeist noch auf die Institutionen, weist Benedey nach, hatte das Pitt'sche Ministerium den geringsten bleibenden Einfluß zum Besten des Landes ausgeübt. Nach außen hin hat Pitt die Eroberung von neuem belebt, nach innen die Eigensucht gestählt. Seine Kriegsanleihen vermehrten die Macht des Geldes und diese die allgemeine Verderbtheit. Während des Kriegs verhinderte England allen auswärtigen Handel Frankreichs, Spaniens und Hollands und riß denselben an sich. Das gab aller Industrie und allen Gewerben eine größere Thätigkeit. Diese selbst führte zu größern Industrie- und Gewerbeeinrichtungen als England in seinem Normalzustande gebrauchen konnte. Als dieser Normalzustand mit dem Frieden wieder eintrat, wurde ein Theil dieser Einrichtungen überflüssig, eine Menge Fabriken und Gewerbe mußten ihre Arbeit einstellen, was dann alle andern drückte und viele erdrückte. Roth und Elend wurden groß in dem ganzen Gewerbe und Industrie treibenden Theile des Volkes.

Die Industrie und Handelsfähigkeit Englands nahm immer mehr den Charakter der Eroberung an. Wir schieben die Schuld aber nicht wie Benedey auf das Pitt'sche Ministerium, sondern auf den Umschwung, der sich in der Fabrikthätigkeit durch die Einführung der Maschinen geltend machte. Während des Kriegs hatte die englische Industrie fast die ganze Welt mit ihren Fabrikaten versorgt, fast den Handel für alle Völker betrieben. Handel und Industrie richteten sich halbwegs nach diesem Maßstabe ein und konnten sich später nicht mehr in die Grenze des Binnenhandels, mit einem auswärtigen Handel als untergeordneter Thätigkeit, hineingemöhen. Der auswärtige Handel wurde, wenn auch nicht in Masse, doch als Maßstab für das Streben und die Speculation des englischen Handels die Hauptsache. Vortreflich sagt Benedey:

Das Geld war aus allen Theilen der Welt in England zusammengefloßen, aber das verhinderte nicht, daß die größte Roth über England kam; im Gegentheil wurden die Ursache all dieser Roth, dieses Elends die übermäßigen Schätze, weil diese selbst in der Art wie sie gewonnen wurden den Geist des

Schwindels über ganz England brachten und überdies das Gleichgewicht, das bis jetzt nur theilweise zwischen den Elementen des englischen Volkes bestand, vollkommen zerstörten, die Bande, die die einzelnen Theile des Volkes miteinander verknüpften, immer mehr auflösten.

Wir übergehen die amerikanischen Verwickelungen und die endliche Loslösung Amerikas. Pitt wurde in dieser Epoche, die in einer allgemeinen Unbehaglichkeit, in einer durchgreifenden Entartung, in dem amerikanischen Kampfe und endlich in der Bewegung einer neuen volkthümlichen Partei ihre Grundtöne findet, wieder erster Minister; alle Augen sahen auf ihn, er war so ohnmächtig wie seine Vorgänger. Ohne einen Continentalkrieg, der erlaubte den Handel der Welt auszubeuten, der der Manufactur Englands eine überschwingende Bewegung, der Börse Millionen zu vertheilen gab, war Pitt bald ohne Macht und Ansehen und England mußte seine Schwäche in dem Frieden mit Amerika bekennen.

Die Selbinteressen waren immer mächtiger geworden, sie gingen ihren letzten Siegen entgegen, als For sie angriff und Pitt (der Sohn) sie zu seinen Bundesgenossen machte. In diesem Verhältnisse liegt ihre gegenseitige Schwäche und Kraft. Es ist darüber die Geschichte der India bill bei Benedey zu lesen. For, eine edle Natur, die in andern Zeiten, unter andern Verhältnissen, seinem Volke nur Ehre und Ruhm gebracht haben würde, war kein Geldmensch, kein Rechner, sondern ein Spieler, ein Verschwender. Das ganze aristokratische England lebte und dachte ungefähr wie er, aber in dem Geldengland war Adam Smith erstanden und hatte seinen Genossen den Staar gestochen. Pitt handelte in seinem Geiste und deswegen konnte ihn, der überdies seine Kunststückchen mit allem Pathos und Knallpulver der Taschkünstler natürlicher Magie vorbrachte, das aristokratische England nicht begreifen.

Die französische Revolution unterbrach den naturgemäßen Entwickelungsengang der englischen Zustände, wie sie sich seit der letzten englischen Revolution ausgebildet hatten. Der Sieg der demokratischen Grundsätze in Frankreich erschütterte in England die Land- und Geldaristokratie zugleich. Das demokratische Element in England, wie wenig es auch feste Wurzeln in dem Boden der englischen Zustände zu schlagen im Stande war, erhielt durch den Sieg der Grundsätze von 1789 einen

neuen Aufschwung. Der rein aristokratische Theil der Whigs dagegen sah ein oder fühlte heraus, daß mit dem Siege der Revolution die Aristokratie in England die höchste Gefahr laufen müsse und bekämpfte sie deshalb von vornherein als eine Erbfeindin. Burke wurde der geistreiche Vertreter dieser Ansicht. Die Tories waren weniger laut und rasch in ihren Entschlüssen und Entscheidungen. Sie waren die Gegner des demokratischen Grundgesetzes, der sich in Frankreich durchzukämpfen suchte, aber sie waren fast zwei Jahrhunderte lang die Freunde Frankreichs gewesen und konnten sich nicht gleich in den Gedanken finden, als dessen Feinde aufzutreten. So sahen denn Pitt und die Tories und die Selbstinteressen ruhig zu, während Burke und die Aristokraten der Whigs sich offenbar gegen Fox, die demokratischen Whigs und die englischen Volksfreunde sich für die französische Revolution erklärten.

Die Aristokratie Englands — die sich selbst in eine Selbstherrlichkeit aufzulösen drohte —, die Macht Englands, die mit dem Verluste Amerikas den empfindlichsten Stoß erlitten hatte, die so wenig auf eigenen Füßen stand, daß Pitt sie durch die Befestigung der englischen Seehäfen gegen unmittelbaren Angriff sichern zu müssen glaubte, gingen, wie Benedey schildert, neugestärkt aus dem Kampfe hervor, den Europa gegen die französische Revolution beginnen und bis zur Befestigung Frankreichs fortsetzen konnte.

England gerieth, fast ohne sein Zuthun, jetzt in dieselbe Stellung, in die der ältere Pitt es zu Frankreich und zu dem Continente gebracht hatte. Die Continentalmächte bekämpften Frankreich. Unterdessen vernichtete England den Handel und die Seemacht Frankreichs und beutete die Handelszweige, die dadurch frei wurden, aus. Wer sich an Frankreich anschloß, wurde ein Feind und gab so England Gelegenheit, nach und nach auch die Schifffahrt, die Flotten und den Handel aller Seemächte zweiten Ranges zu vernichten.

Die Continentialsperre war eine Reaction, aber die Sperre war nur theilweise gegen England möglich und, soweit sie unmöglich war, nur ein Mittel die englischen Waaren zu vertheuern, während sie im Gegentheile England erlaubte, Europa, ja fast die ganze Welt von dem Meere und seinem Handel fern zu halten.

Benedey charakterisirt nun die englische Politik nicht als eine Politik des Rechts, sondern als eine Politik des Nutzens:

Es sei fern von mir, den Ruhm, den England in diesem Kampfe erlangte, zu schmälern. Aber das darf uns nicht verhindern, auf den Boden der Verhältnisse zu sehen. Es handelte sich in England unter Pitt dem Zweiten um dieselben Interessen wie unter Pitt dem Ersten. Während Europa kämpfte, vernichtete England vorerst die Flotten und den Handel Frankreichs, dann den aller See- und Handelsstaaten zweiter Classe und speicherte so den Reichtum der ganzen Welt durch seinen ungehörten Weltthandel auf. Das Blut, das auf dem Continente floß, wurde zu Selbstströmen für England.

Durch den Frieden sicherte sich England alle Eroberungen des Kriegs; England war die tonangebende Macht auf dem Wiener Congresse.

Die innern Zustände schildert Benedey folgendermaßen:

Schon bevor der König in Frankreich hingerichtet wurde, regte sich die Landaristokratie Englands und trieb unter dem Rufe „Kirche und König!“ die Demokraten zu paaren. Aber erst die Schreckensherrschaft brach die Kraft der Demokraten vollkommen. Der ganze Mittelstand zog sich von ihnen zurück, nur der Rob blieb übrig; und sobald Pitt es für notwendig hielt, konnte er die Reste desselben ohne Gefahr durch seine Provocationsagenten zum Mittel machen, die letzten Verteidiger selbst der gesetzlichen Opposition zum Schweigen zu bringen. Bald wurde die Habeas-Act suspendirt, es wurde das Briefgeheimniß vernichtet und die Volkswersammlungen untersagt.

So England in seinem Verhältnisse zur Revolution. Die demokratische Partei hatte in England kein eigenes Lebenselement in den Verhältnissen Englands, das Volkselement sollte sich auf andern Wege als durch eine politische Revolution und Parteiung, mit dem Wachstume der Industrie, des Maschinenwesens und zugleich des Proletariats entwickeln. Das politische England war nach dem großen Continentalkriege immer ausschließlicher, immer aristokratischer geworden. Das Recht der Association, das Recht der öffentlichen Versammlungen wurde durch Gesetze beschränkt, die Überlegenheit der ministeriellen Partei, die Abwesenheit jeglicher Opposition erlaubten der Regierung noch viel weniger zu gehen, als sie für klug fand öffentlich in Gesetzen zu erklären, und mit Recht schließt Benedey:

Der Sieg Englands auf dem Continente über die französische Revolution war ein noch viel offenerer Sieg des Continentalabsolutismus über die englische Constitution.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorlesungen über akademisches Leben und Studium. Von Emil August von Schaden. Marburg, Elwert. 1845. Gr. 8. 1 Lhlr. 15 Ngr.

Docenten deutscher Universitäten ist Neuhheit zu empfehlen, um zu gelten — da der Ruf des Alten schon von selbst die Jugend abschreckt und Jugend nur Junges will —: sie brauchen dabei nicht zu scheuen ein Unverständliches, denn dieses erweckt Ringen nach Verständniß; nicht ein Selbstfames, denn dieses bewirkt Staunen; ja sogar nicht Undenkbares, denn es wird durch Dialektik denkbar, und enthüllt vermöge guter Formeln tiefen Sinn. Besonders in der Philosophie gilt das Neueste stets für das Beste, und mit einer Weisheit der Väter können die Söhne unmöglich auskommen, wegen der Zeitfortschritte, die jetzt auf ein Jahrzehnd mitleidig zurückblicken, wie sonst Jahrhunderte auf Jahrhunderte, nämlich auf die frühere Beschränktheit im Vergleich mit der Gegenwart. Bleiben nur politische Verhältnisse und herkömmliche Kirchenlehren unangefochten, so erbauen sich an dem philosophisch Neuen selbst greise Staatsmänner und Theologen, begünstigen den Eifer, womit man speculative Höhe ausbeutet und verbreitet, bis etwa diese durch Vielgebrauch alt und matt werden, oder gar in ihrer Fortbildung sich anders darstellen als anfangs, was bekanntlich dem System Hegel's begegnete und ihm viele Gönner entzog. Zwar gibt es bei dem ersten Auftreten neuer Philosophie stets eine Anzahl älterer schienengefester Denker, die ihr Geleise nicht verlassen wollen, und feindslich verfahren — wie denn z. B. im „Staatslexikon“ von Rottke und Belcker Hegel'sche Philosophie „der scharfsinnigste Widersinn, die kunstreichste Absurdität, welche je die Philosophie ausgeborn“, ge-

genant wird —, allein dies schadet der Verbreitung durchaus nicht, es werden vielmehr solche Einzelsimmen von dem Lutti des Freundesorchesters bald überhört, und was den Feinden unvernehmlich dünkte, behauptet sich in der Wirklichkeit und wird dadurch vernünftig. Nur die Zeit baut und untergräbt Vernunft und Unvernunft, die deswegen angenehm miteinander abwechseln und in diesem Wechsel verschiedene Objectivität bewahren.

Nichts ist ewig auf Erden, und ewig bleibt dieser Spruch wahr. Jährlich wandert die Jugend zu Niederlagen des Wissens, ehret Philosophie, das heißt, die Liebe zur Weisheit. — Wie, kann Liebe gehört sein? Ja wohl, der gelehrte Hörer. Dänket in Worten sich klug, und schwört auf die Worte des Meisters. Leiber verhallt und verschallt das Wort. Kant ist schon verschollen.

Sichte und Hegel, und selbst ein doppelschallender Schelling hinter ihr Schallloch. — Alle verurtheilen Weisheit, und haben Glauben verlangt und gefunden an ewig dauernde Lehren.

Zu solchen Betrachtungen und Erinnerungen kann die vorliegende Schrift veranlassen, welche in geschicktem Vortrage des Reuen genug enthält, und gerade „das Bewußtsein eines solchen Reuen ist es, was der Verf. in der studirenden Jugend erzeugen möchte, und dies ist die Absicht, mit der er diese Vorlesungen ausarbeitete“ (Vorrede, S. rv). Sein System hat er „zu großem Theile schon in seinen früheren Werken entwickelt, niemals insofern noch, wie er glaubt; so einfach und zusammenfassend wie in der vorliegenden Arbeit. Das Centrum aller Existenz ist ihm der Mensch, der innere sowol wie der äußere. Denn beide sind im Grunde nur einer. Ihn, den Menschen, glaubte und glaubt er noch überall zu finden, wohin er nur sein Auge wenden mag. Denn selbst Gott ist nur der ewige Typus (*παράδειγμα*), nach welchem sein Ebenbild (*εἰκὼν*) Existenz gewonnen hat. . . Dies (Princip) ist durch so viele Thatfachen und darunter durch so gewaltige und großartige gestützt, daß eine einzelne Ausfertigung oder selbst einzelne Ausfertigungen so viel wie nichts besagen würden“ (Vort., S. v, vi). Ref. verbannt daher alle subjectiven Ausfertigungen, und will bloß von dem Reuen des Inhalts in reiner Objectivität Einzelnes mittheilen.

„Es muß die Theologie ebenso als die Kunst der Philosophie bezeichnet werden wie die Medicin die Kunst der Naturwissenschaft und die Jurisprudenz die Kunst der Geschichte vorstellt.“

„Es gibt nichts, dessen Configuration nicht in irgend einem Verhältniß beschlossen läge, welches an der menschlichen Gestalt sich vorfindet. Himmel und Erde führen das Gepräge dieses Siegels, und tragen daher, wenn auch in noch so rohen und klopffalen Umriffen, an ihrem mächtigen Leib die Physiognomie der menschlichen Gestalt. . . Sein (des Menschen) Haupt ist ein concentrirter Rumpf, sein Rumpf dagegen ein extendirtes verzerrtes Haupt zu nennen.“

„Die Länder um das Mittelländische Meer stellen eine merkwürdige Concentration des ganzen Erdbaus, und umgekehrt der ganze Erdbau stellt eine Expansion der Gegenden um das Mittelländische Meer vor.“

„Dem kolossalen Bau der Erde ist das allgemeine Gestaltungsprincip des Menschen in großen Grundzügen aufgeprägt.“ (Diese Ansicht wurde schon 1828 von den Herren Keiper und Klug durchgeführt, und sie unterschieden dabei auch männliche und weibliche Erdgestalt; Kleinassen z. B. war die Kitoris, Kaulaffen der Mons Veneris u. s. w.)

„Wie der große Firmament, so auch das ganze Planetensystem tragen eine tiefe Menschenähnlichkeit an sich, und diese Ähnlichkeit drückt sich hier, weil unter der Herrschaft der Nothwendigkeit stehend, durch Bastenverhältnisse der Massen aus.“

„Mathematische Verhältnisse sind nicht absolute Nothwendigkeit, sie sind keine ewigen Wahrheiten an sich, die durchaus nicht anders gedacht werden dürfen noch können, und daher der Sag z. B., daß die drei Winkel eines Dreiecks immer

gleich zwei rechten sind, nur unter der Bedingung unserer so modificirten Materie eine zwingende Nothwendigkeit.“

„Man kann unsern Rumpf als den niedrigen Indifferenzpunkt für die polarischen Hauptentwickelungen bezeichnen, welche nach oben und unten in die Peripherie unsers Leibes gestellt sind.“

„Zwischen Erdrumpf und Erdbaupt ward jener große verinnerlichte Heros geboren, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben wurde, und dessen Reich nichts weniger als von dieser Welt ist. . . Eine Weltgeschichte, welche auf solchen natürlichen Basen aufgeführt worden ist, und mit solchen Hinausblicken und Ahnungen endet, kann eine Weltgeschichte genannt werden.“

„Das Germanische und insonderheit das Deutsche ist der Gipfel aller freien Sprachen, welche im Gegensatz zu den antikatolischen Verhältnissen sich mit Indien aus dem Südost nach dem Nordwest erhoben haben.“

„Der Deutsche Bund ist vielleicht der noch schwache Keim, aus welchem sich der starke Baum eines europäischen Staatenkosmopolitismus entwickeln und seinen Schatten über die ganze Welt hin verbreiten wird.“

„Die Definition der Philosophie als einer unmöglichen Wissenschaft entehrt alles tiefern Haltes. . . . Bezieht sich aber die Frage nach dem Möglichen oder Unmöglichen auf die Kategorie des Erkennens, so wird damit alsobald das Schweremögliche zu einem Schwerbegreiflichen und somit zu einem fast Unbegreiflichen. Es wird also hierdurch die Philosophie zur Wissenschaft des Schwerbegreiflichen gemacht, und ziehen wir hiervon nun ab, was sich an der Realität als das leicht oder leichter Begreifliche ausweist, so kann uns jetzt nichts mehr unerklärt und unwahrscheinlich bleiben, wenn wir die Philosophie als die Wissenschaft Dessen definieren, was eben an den Dingen das Unbegreifliche ist.“

„Wenn wir die Philosophie mit vollkommenem Recht als die Wissenschaft der Substanz definieren, so vermögen wir hierin nichts Anderes als die höchste Erweiterung und Steigerung unsers ersten von Philosophie aufgeworfenen Begriffs zu erkennen. . . . Drei zu behandelnde Punkte werden sich so zueinander verhalten, daß in dem ersten die Frage nach dem Abgrunde der Existenz, in dem zweiten die Culmination derselben zur Höhe Gottes, und im dritten ihre Entfaltung zur Sonderung des vielfältigen Einzelnen, also bis zu einem gewissen Grade die Genesis der Welt Gegenstand der Untersuchung sein muß.“

„Unmöglichkeit ist als eine Existenz zu erfassen, welche in jedem Augenblick zur Geburt eines unendlichen Etwas hindrängt, in demselben Augenblick aber, in welchem sie solche Geburt ans Tageslicht fördern will, von ihrer Production und Evolution absteht — aus der eigenthümlichen Furcht, daß hierunter ihr Charakter als Unmöglichkeit leiden möchte. . . . Da die Hemmung, wenn sie zur Vollendung käme, das vollendete Princip der Form wäre, die Form aber aus dem Schatten der Unmöglichkeit Realitäten zu machen hälfe, so muß die von Ewigkeit her sich immer wiederholende Hemmung endlich zum Formprincip werden.“

„Gott ist der Raum, denn in ihm leben, weben und sind wir. Gott ist die Zeit, denn er löst an seinem einen Punkte die Ewigkeit in eine unendliche Succession von Thaten auf. Gott ist Alles; denn er ist die sich selbst besitzende Unendlichkeit des Allmöglichen. Gott ist Nichts; denn seine unendliche Scheidung hat von Ewigkeit her alle Möglichkeiten des Allmöglichen in den königlichen Besitz seiner Herrscherkraft hinübergeführt.“

„Jede Production Gottes beginnt mit der Herabsetzung der Allmöglichkeit zu einer Einmöglichkeit und ist deshalb auch sogleich von einer Production des Oben und Unten begleitet. Denn da die Entstehung des Raumes überhaupt auf principieller Grundlage erwächst, so wird dies bei der Gliederung des Raumes in noch weit höhern Grade der Fall sein müssen. Wenn nun aber Gott producirt, so ist von solch unendlich rei-

dem Wesen nicht zu erwarten, daß es ein Schlechteres zu zueigen beabsichtige als es selbst ist. Ein Besseres aber ist offenbar unmöglich. Will es daher überhaupt ein Etwas produciren, so kann seine Absicht nur in seinem Ebenbilde ruhen. . . . Ist dem nun aber so, ist das höchste Wesen Gottes und der Ebenbildlichkeit in ihrem genetischen innerlichen Verhalten so geordnet, daß in beiden ein Unten und Oben ist, die sich beide voneinander angezogen fühlen, und daher umgekehrt so ineinander stehen, wie wenn man zwei Becher verkehrt ineinanderstürzt, so hätten wir an keinem glücklichen Orte auf diese interessante Konstellation geführt werden können als hier, wo wir am Ende des objectiven Inhalts der Philosophie angekommen sind. . . . Hierin liegt jenes merkwürdige Urphänomen begründet, daß uns in der Wirklichkeit in allen Einheiten Kumpf und Kopf entgegentritt, daß diese beiden ferner umgekehrt ineinander hineinragen, und diese Umkehr an Erde und Mensch durch eine Kreuzung erkennen lassen, welche sich an den einzelnen Knotenpunkten als zwei aufeinander stehende Scheitelwinkel charakterisirt."

"Das vorläufige Aufgebot des in sich selbst wühlenden Geistes: durch den Kampf der in ihm denkbaren Möglichkeiten mit ihren gleichfalls vorhandenen innerlichen Widersprüchen zu irgend einem Resultat über die Begriffe des Seins, des Nichts und ihrer Bewegungen zu gelangen, das ist der eigentliche Inhalt der analytischen Metaphysik. . . . Wenn wir den ersten und geringeren Theil der Metaphysik als einen Weg vom Nichts zum Sein charakterisiren, so hindert uns Nichts, als ihren zweiten Theil nun den Weg vom Sein zu Gott zu bezeichnen. Mit ihrer Ankunft bei diesem Ziele endet aber auch ihre Aufgabe."

"Das Sein ist von Ewigkeit her vorhandene Existenz, und seine letzte Wurzel allein als ein ewiges Aufsteigen eines im Nichts verborgenen Willens zu bezeichnen, dessen Kraft aber sich von Ewigkeit her schon erfüllt hat. . . . Je mehr das Sein Sein wird, um so mehr muß es auch die Kraft des Leeren, wie des Nichts, als ihm völlig unterthänigen Selbstbesitz in sich hinein bekommen."

"Sehen wir uns danach um, was den Einen oder den Andern bestimmen mag, so oder so von Gott zu denken, so reducirt sich die Möglichkeit der veranlassenden Gründe zuletzt allein auf jenen einzigen: daß Jeder in dem Maße sich dieses höchste Problem zurecht legt, als er sich die Intensität des Seins zu denken vermag."

"Ich kann mir kein Herz zu einem Gotte fassen, dem gegenüber ich nicht triumphirend ausrufen kann: das ist doch Fleisch von meinem Fleisch, und Wein von meinem Wein."

"Es erscheint uns das Wesen der Religion wie eine Lust der Seele auszuwandern, um sich aus der Tiefe eines unerschöpflichen Wesens höchste Sättigung und Erfüllung hernieder zu holen: ein Hunger, der von der unerschütterlichen Hoffnung begleitet ist, daß die begehrte Speisung nicht versagt bleibe, sondern der Gott sich vielmehr herablassen werde, wie die Seele ausgegangen sei, ihn zu suchen, so sich finden zu lassen, und mit der rückkehrenden in ihre Wohnung einzuwandern und dort die Wonne eines Abendmahls zu feiern, das den Zustand vollkommener Befriedigung herbeizuführen geeignet ist. Dies Alles nicht bloß figurlich und windig spirituell gedacht, sondern sogar mit örtlicher Wahrheit behauptet und angenommen: das ist der einzige Standpunkt, von welchem aus eine Theologie geschaffen werden kann, die ihren Schüler nicht unbefriedigt läßt."

"Eine von Gott geschaffene Welt liegt in der Unendlichkeit Gottes als in ihrem Ort. Aus der unendlichen Steigerungsfähigkeit Gottes geht die Ergänzung für den Gedanken hervor, zufolge dessen die Welt wie in Gott schwimmt. Denn so groß die Existenz des Geschaffenen auch sein mag, für die Ubergipfelung des Gottes in sich ist sie Dasselbe was für uns ein Sandkorn. Wollen wir uns daher die Sache sinnlich vorstellen, so können wir sagen, daß Gott die Welt nach Gut-

denken in seiner eigenen Tiefe verschleiben könne wie er wolle, ja, daß er dies auch mit mehr Belieben thun könne, wenn er anders solche geschaffen habe."

"Es ist wie eine physikalische Attractionsluft höherer Art zu betrachten, daß die menschliche Seele aus sich auszugehen sucht, um den höhern Inhalt der Gottheit oder ergänzende Gottessubstanz in sich hereinzubekommen. . . . Daß eine ganz ähnliche Attractionsluft, welche den Menschen anstachelt, aus sich selbst auszugehen und Gott zuzuwandeln, sich, sobald der Mensch geworden ist, auch Gottes bemächtigt und diesen bestimmt, dem Menschen einzuwohnen zu wollen und ihn mit der Substanz seines Inhalts zu speisen."

"Die Vereinigung, welche die Religion zwischen Gott und Mensch bewirkt, ist nicht ein bloß rationel spiritualistischer Gedanke, welcher einem Nichtsein solcher Vereinigung fast gleichkommt, sondern sie ist in der Weise eine solche, wie sie eintritt, wenn wir Wein dem Wasser mischen, oder wie in der Luft Stickstoff dem Sauerstoff verbunden ist."

"Der ewige Gott muß nothwendig das absolute Oben sein, oder: Wo kein höheres Oben zu finden ist, da ist Gott. . . . Alle religiöse Tendenz geht von unten nach oben, und es ist daher nichts natürlicher als daß die betende Ebenbildlichkeit auf die Knie fällt, ihre Arme nach oben bereitet."

"Wie sich die Unmöglichkeit zu der über ihr thronenden Kraft der Scheidung verhält, ebenso verhält sich der Mensch oder das Ebenbild zu Gott. . . . Das tiefe innerliche Wechselverhältnis, welches zwischen Gott und der Essentification seiner Welt, dem Ebenbilde, besteht, liegt schon vorgebildet in dem Andern von Ewigkeit her bestehenden Wechselverhältnis zwischen der sondernden Kraft und der Unmöglichkeit."

Diese Art von Theosophie wird schließlich in Verbindung gesetzt mit den Lehren vom Sündenfall, der Incarnation, Erlösung, der Dreieinigkeit, und erinnert an die Theosophen des 15. und 16. Jahrhunderts, an Jakob Böhme, der auch neben Plato „der erwünschteste Vorkämpfer auf dem Eroberungszuge der Substanz“ genannt wird. Lessing seiner Zeit nannte diesen göttlichen Philosophen einen Schwärmer, der „ohne Wissenschaft und Gelehrsamkeit, durch seinen bloßen Unfinn, das Haupt einer Sekte und der Theosoph Deutschlands zu werden das Glück hatte“, und noch Schleiermacher meint, „die Überschätzung des Unwissens unter den Theosophen des 15. und 16. Jahrhunderts, des Jakob Böhme, sei etwas höchst Unwissenschaftliches“ (Nachlass, Bd. 2, S. 343); aber unsere wissenschaftlichen Zeiten — sic transit et redit gloria mundi — erkennen besser seinen Werth; woraus zu lernen: kein Theosoph oder Theosoph solle über Günst zu sehr sich freuen, und über Ungünst zu sehr sich betrüben. 24.

Literarische Notiz.

Graf Adam von Surowski.

Die Identität des Verfassers der „Europäischen Pentarchie“ mit dem politischen Parteigänger Surowski scheint gegenwärtig so ziemlich festzustehen. Das Aufsehen, welches jene vielbesprochene Schrift erregt hat, steht mit ihrem eigentlichen Werthe durchaus in keinem Verhältnis. Sie würde schwerlich Gegenstand so vieler Erörterungen geworden sein, wenn ihr Erscheinen nicht in eine Zeit gefallen wäre, welche für derartige Manifestationen eine besondere Empfänglichkeit besaß. Die spätern Erzeugnisse des nämlichen Verfassers haben sich keines so glänzenden Erfolgs zu erfreuen gehabt, ja sie sind sogar zum Theil ganz spurlos vorübergegangen. Am werthlosesten und unbedeutendsten sind die Versuche Surowski's, sich auf dem Gebiete der Touristen-Literatur einen Namen zu machen. Kamentlich gewährt sein Reiseverf über Belgien nach keiner Richtung hin Befriedigung. Ebenso wenig Gutes können wir von einer Schrift über die Schweiz sagen, welche vor kurzem die Presse verlassen hat. Sie führt den Titel: „Impressions et souvenirs. Promenade en Suisse en 1845.“ 17.

Englische Zustände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 140.)

Einer der interessantesten und lehrreichsten Theile des Benedey'schen Werks ist der jetzt folgende Abschnitt, überschrieben „Commonwealth“. Benedey behandelt darin die innere Entwicklung Englands, diese Entwicklung ist aber kaum etwas Anderes als die Entwicklung der Geldinteressen. So stellt er mit Recht die Geschichte und die Operationen der englischen Bank voran, in denen sich nach und nach alle Lebensnerve Englands concentriren. Wenn die Landaristokratie früher ausschließlich ein unangreifbares Eigenthum gehabt hatte, so erlangte die Geldaristokratie jetzt ein solches in der Staatsschuld. Das Grundeigenthum war gesetzlich geschützt gegen Verkauf und Beschlag; die Fonds sind es nicht nur gesetzlich, sondern meist auch thatsächlich, wo der Schutz des Gesetzes nicht ausreichen sollte. Die Geldaristokratie erlangte in der Schuld eine Art geschlossenes, unangreifbares Geldgrundeigenthum, wie Benedey es nennt und wie die Landaristokratie bisher ein solches allein in Grund und Boden besessen hatte. Hören wir:

Das Geld wurde der einzige Kassab des Glücks. Die Waare, die Arbeit blieben seine Diener. So oft diese stiegen, glaubte stets ganz England im Verluste zu sein, weil das Geld fiel. Nur dieses hatte ein Vorrecht theuer zu werden. Die Waare, die Arbeit konnte betteln gehen, das Geld aber mußte auf Purpur ruhen. So stürzten die Verhältnisse, die der Krieg schuf, England unabwendbar vorwärts in den Abgrund des Gemeinreichthums, der reinen Geldherrschaft.

Benedey entwickelt nun ausführlich, wie sich die Grund- und Bodenverhältnisse gänzlich umgestalteten. Das Land verlor seinen ursprünglichen Begriff von festem Grund und Boden, es wurde beweglicher Natur durch die Annatur der eingetretenen Verhältnisse. Das Geld aber wurde zu derselben Zeit fundirt, stockfest. Das Grundeigenthum schwankte überall, das Seldeigenthum nahm eine beständige Natur an. Der Mittelstand verschwand aus dem Ackerbau und wer sich nicht in die Classe der hohen und reichen Pächter großer Güter hinaufschwimmen vermochte, der sank in die der Tagelöhner herab. Alle Classen in England vermehren sich verhältnißmäßig, nur der Ackerbau stand vermindert. Das Verhältniß der Ackerbauer zu den übrigen Stän-

den sank in 20 Jahren (von 1811—31) von 35,2 auf 28,2 herab. Der Zuwachs aller Familien in derselben Zeit war 34 Procent, der der Handels- und Manufakturstände war 27 Procent, der der Ackerer nur 7 Procent. An die Stelle des Landbauerstandes trat ein Stand, der kein anderes Gewerbe trieb als sein Geld wuchern zu lassen.

Am tiefsten sanken die Arbeiter. Sie wurden Bettler, in Masse nahmen sie den Charakter Derjenigen an, die auf Kosten Anderer leben. Sie wurden geistig entartet, moralisch verwildert. Die Armensteuer hatte früher nur den Arbeitsunfähigen geholfen, sie wurde von neuem die fast unerläßliche Unterlage des Lebens und der Verhältnisse jedes Ackerbauers.

Das sind die Folgen, sagt Benedey, der durch den Krieg eingetretenen Zustände. Die Kraft der Landaristokratie wurde in ihren Grundlagen angegriffen und zerstört, während die Geldaristokratie neue legte und einen Riesenschatz auf ihnen aufbaute.

Als die Tories ans Ruden kamen, konnten sie nicht ruhig zusehen, daß ihre Freunde, die Landbauer, den letzten Stoß erhielten. Die Regierung kam zu dem Beschlusse, die Einfuhr des Getreides, so lange das des Inlandes nicht die Summe von 85 Schilling per Quarter erstiegen, vollkommen zu untersagen. Der Krieg hatte England von Europa ausgeschlossen. Es kämpfte auf Leben und Tod, um den Mann zu stürzen, der diese harte Vergeltung über England zu verhängen suchte. Es kämpfte und siegte, und am Tage nach seinem Siege muß es Europa von England ausschließen, um den Brotpreis hoch genug zu halten, auf daß die Landlords im Stande, die Lasten ihrer Güter zu tragen, die Pächter sie zu zahlen. So bildete sich die neue Richtung der Kornetze — Verhinderung der Einfuhr fremden Getreides —, die letzte Stütze der Landaristokratie Englands. Die Geldaristokratie zog aber dennoch den besten Theil. Das Volk dagegen schildert Benedey wie folgt:

Die Ackerbauer waren zu Knechten und Bettlern herabgesunken. Die Fabrikarbeiter sahen ihren Arbeitslohn abnehmen und ihre Arbeit selbst durch Maschinen und, gerade in Folge dessen, wohlfeiler und zugleich abstumpfender werden. Die Mittelstände, an Zahl stets abnehmend, lagen zwischen Noth und Elend auf der einen, übermäßigem Reichthum und Luxus auf der andern Seite. Der Schwindel hatte auch sie ergriffen

und die altenglische Ruhe, der einfältige Ernst, das stille Streben und ernste Wollen brachen sich von nun an oft genug an dem Ueude oder an der Ueberfülle.

Wie das Ueud des Volkes trat auch die absolutistische Richtung der Regierung zunächst an die Oberfläche der Staatshandlungen des englischen Staatslebens. Oben war Benedey:

Der Absolutismus, das Regieren von oben herab, anstatt des Ordnens von unten herauf, der gefesselte Polizeistaat, anstatt des selbständigen Bürgerstaats, hörte mit dem Sturze des Ministeriums, das den Sieg über die französische Revolution gefeiert hatte, nicht auf. Die Auffassung der englischen Staatsmänner war in dies Regieren hineingerathen und dies Regieren selbst war nothwendig geworden. Ein Bürgerstaat ist nur mit Bürgern möglich, wo diese verschwinden, tritt die Polizei nothwendig an ihre Stelle. Der Geist der Selbständigkeit war aber von den Engländern gewichen. Schon die Revolution hatte ihn im Mittelstande erstickt, die Herrschaft des Geldes vernichtete ihn auch in der Aristokratie.

Mit und unter Canning entstand das erste Freihandelsministerium unter der Leitung Huskisson's. Das Geld verlangte den freien Handel und fand, wie Benedey treffend nachweist, noch einen Bundesgenossen am Volke. Die englischen Staatsmänner, die nach und nach das englische Schutzollsystem schaffen halfen, dachten von ihrer Höhe herab an das Volk nur als an den Mob. Sie schützten den Handel, die Industrie, die Colonien, den Ackerbau, aber sie vergaßen die Arbeit. Die Arbeit, das Volk konnten ungehört und unbeachtet ausgefaugt, abgenutzt werden und wurden es auf eine grausenhafte Weise. Die nächste Folge mußte nothwendig sein, daß die ungeschützte Arbeit den Schutz der Industrie und des Ackerbaus, der sich in erhöhten Preisen kund gab, als eine Verletzung ihrer heiligsten Interessen fühlte. Die Arbeit wurde schlecht bezahlt und zahlte doppelt theuer jeden Bissen Brod, jeden Schnitt Holz, jedes Stück Tuch. Der Ruf nach Handelsfreiheit hieß für sie: Wohlfeiles Brod! und sie stimmte von Herzen in ihn mit ein.

Nach dem Tode Canning's wandte sich Georg IV. an Peel. Peel wurde die Seele der neuen Regierung, der Führer der Tories. Sir Robert Peel war der Sohn eines Baumwollenspinners, der ihm 1,200,000 Pf. St. hinterlassen hatte. Das war sein Adelsbrief. Er ist so gut wie ein anderer, aber es ist doch ein Zeichen der Zeit, wenn die 1,200,000 Pf. St. den Sohn des Baumwollenspinners an die Spitze der Hochtories bringen. Benedey schildert Peel's Verwaltung folgendermaßen:

Sie konnte zu keiner selbständigen Thätigkeit gelangen. Die Dissenters und Irland im Bunde mit den Whigs riefen sie vorwärts. Bald kam die Roth des Landes, eine neue Hungerkriß, hinzu und erlaubte keinen Schritt vor- oder rückwärts. Der englische Handel, durch das Ueud eines Theils des Volkes gehemmt, durch die Eroberungsrichtung der englischen Volksgenossen neuerer Zeit überhaupt fast unwillkürlich aufs Ausland hingewiesen, erhob sich von Zeit zu Zeit, wenn sich ihm neue Ausflüsse öffneten und sank dann meist wieder ebenso in den alten Nothstand zurück. Neue Eroberungen in Indien, die Eröffnung der emancipirten Colonien Spaniens und Portugals gaben einen unübergehenden Aufschwung. Die Speculation, die diese neuen Ausflüsse rasch ausfaugen wollte, war meist die Ursache, daß sie sich noch schneller als natürlich

wieder verstopften. Im J. 1820 war wieder allgemeine Ebbe eingetreten und die Roth im ganzen Lande war sehr groß, um so größer als diesmal kein Mensch wußte, welchen Verhältnissen die Schuld zuzuschreiben. Früher wurden der Krieg, die Schwankungen der Geldgeschäfte u. s. w. für den Nothstand des Landes verantwortlich gemacht. Nichts Derartiges hatte stattgefunden und so mußten nachwändig die denkenden Politiker in sich gehen und nach den allgemeinen Ursachen fragen. Die Armensteuer, die Staatsschuld, das Wetter und der Bind wurden angeklagt, aber Niemand wagte an Abhilfe zu denken, auf bleibende Besserung zu rechnen.

Der Sieg der demokratischen Grundsätze in Frankreich, die Julirevolution, mußte denselben auch in England einen neuen Aufschwung geben. Was die englische Demokratie vor allen Dingen verlangte, das war eine Reform des Parlaments und des Wahlsystems. Dies war zu allen Zeiten die Grundlage ihrer Bestrebungen gewesen. Der Sieg der Reform war nichts Anderes als ein Sieg des Geldes über die Landbesitzer. Bisher hatte jeder Freeman, arm oder reich, das Wahlrecht, wer aber jetzt keine 10 Pf. freier Einnahme hatte, mochte er ein Freeman im Geiste Altenglands sein, er war ein Nichtsloser im Geiste der Reform. Das Geld siegte auf dem Lande und wurde trotz des Schleiens des größten demokratischen Einflusses auch in den Städten der letzte Grund des Wahlrechts. 36 Boroughs verloren durch die Reform ihr Stimmrecht, 30 verloren ein Mitglied von zweien, 22 Städte sendeten in Zukunft zwei, 20 ein neues Mitglied. Das Ergebnis der Reform war: 86 Stimmen Verlust für die Landbesitzer und 64 Stimmen Gewinn für die Städte. So war die Reform der größte Schlag, den die Landaristokratie bis jetzt erlitten hatte. Als deutscher Demokrat sagt nun aber Benedey von der Reform:

Die Agitatoren hatten das Volk glauben machen wollen, daß mit der Reform ein neues Zeitalter der Freiheit und des Glücks für England erstehen werde. Und Alles blieb beim Alten. Das untere Volk fühlte je länger desto offener, daß die Reform ihm nichts genügt, weder seine Rechte, noch seine Freiheit, noch sein Wohl gefördert hatte. Und hierin lag der Grund, daß nach und nach die untern Volksklassen ihr Ohr den Whigs schlossen, daß an die Stelle der frühern Einverständnis offener Haß trat, der dann entweder von den Demagogen der Demokratie oder denen der alten Landaristokratie, oft von beiden im Bündnisse ausgebrütet werden konnte.

Als das Reformministerium Grey, unter dem die Aufhebung der Sklaverei und Schutz der Fabrikarbeiter gegen den Eigennuß ihrer Ausbeuter erwirkt wurde, an der irländischen Frage stürzte, kamen die liberalen Whigs, im Gegensatz zu den aristokratischen Whigs, unter Lord Melbourne zur Regierung. Unter sie fällt eine der durchgreifendsten Reformen der neueren Zeit, das neue Armengesetz. Wir werden später Gelegenheit haben, auf die Ergebnisse und das Wesen desselben einzugehen, dürfen dasselbe hier also füglich übergehen.

Wir treten jetzt an das Ministerium Peel. Der deutsche Demokrat hat ein strenges Urtheil über diesen englischen Staatsmann. Ob Lord John oder Sir Robert, ob Whig ob Tory regiere, sagt er, der Grund er scheint immer als derselbe: Geldgierigkeit und Polizei-

staat. Peel habe vor der Julirevolution seinen Namen an zwei große bezeichnende Maßregeln gebunden, an die Peelsachs und an die Peeler Policei. Durch die erstere erhob er die Staatsschuld zu ihrem Nennwerthe, durch die zweite begründete er für alle Zukunft das System des Regierungsschutzes an der Stelle der Gemeindegewaltigkeit, der Policeiaufsicht anstatt der Selbstregierung. Sir Robert Peel war einer der Ersten der Ansicht, daß mit der Reform auch der alte Toryismus vollkommen zu Grabe getragen worden; am Tage nachher erklärte er einfach und unumwunden, es gebe von nun an keine Tories mehr, an ihre Stelle seien die Conservativen getreten. Peel hatte erleben müssen, sagt Benedey, daß die Macht der toryistischen Conservativen an der Gunst eines Vertikammerfräuleins scheiterte, und deswegen suchte Sir Robert eine mächtigere Beschützerin als selbst die Königin, den Beifall der öffentlichen Meinung, des Geistes und der Interessen der Zeit. Nach und nach rang er den Whigs ein Stück ihrer Waffen nach dem andern aus den Händen, zuletzt gar ihre Hauptflüge, die einflussreichste Zeitung Englands, die „Times“. Endlich fielen die Whigs und die Conservativen mit Peel traten an ihre Stelle. Hören wir Benedey:

Die Land-, die Colonial-, alle durch Abgaben geschützten Interessen konnten glauben, daß der Sieg der Conservativen ihrer Sache von neuem eine feste Zukunft sichern würde. Die Führer der Conservativen thaten das Ihrige, um in halb und ganz klaren Phrasen diese Ansicht zu unterhalten, während sie andere ebenso vage und ebenso klare Redensarten für alle andern mit den Whigs unzufriedenen Parteien und Coterien zu Markte brachten. Die Pächter, die Landbauer, die Colonialbesitzer stimmten wie ein Mann für die Conservativen; die Demokraten, die Radicals, die Chartisten schlossen sich ihnen fast ebenso einstimmig an. Der Ruf: „Nieder mit dem neuen Armengesetz!“ klang im Herzen jedes Armen und jedes Engländer's alten Schrot und Korns wider. Der große Theil des Mittelstandes war des Schwankens der Whigs satt, hoffte nichts mehr von ihnen, glaubte nichts mehr von den Conservativen zu fürchten zu haben und hörte diese im Gegentheil ihre heiligsten Wünsche oft genug aussprechen. Das Feld kannte Sir Robert und wußte, was von ihm zu erwarten. So bildete sich „seine“ Majorität, „sein“ Unterhaus.

Die beiden ersten durchgreifenden Maßregeln des neuen Ministeriums waren ein neues Getreidegesetz und eine Abgabe auf das Einkommen. Benedey charakterisirt nun Robert Peel als den Mann der Geldinteressen durch die einzelnen Maßregeln seines Ministeriums. Als Benedey sein Werk schrieb, hatte Peel sich noch nicht über die Getreidegesetze erklärt, dennoch aber treffen vollkommene folgende Worte:

Der ehemalige Tory, der Conservator wurde zum Wächter, zum Hohenpriester im Tempel der Götzen der neuern Zeit. Die Zukunft nur kann lehren, ob es ihm gelungen ist, die Herrschaft des Geldes für lange zu sichern. Die Gegenwart aber, daß Sir Robert Peel mit mehr Glück und mehr Bewußtsein als seit lange seine Vorgänger ein berufener Führer des Volks ist, auf dessen Fahne seit zwei Jahrhunderten das brennende Flammenzeichen des goldenen Clonds geschrieben steht: Gemeinnützigkeit.

So haben wir Benedey durch die englische Geschichte bis auf den Punkt der Gegenwart begleitet. Er hat

punkte aller ihrer Kräfte stand, wird so bald nicht vergessen werden und lebt im Andenken Derer fort, die sich an den trefflichen Dichterverken derselben, die unter den Buchstaben L. E. L. herauskamen, erfreuten. In dem „Tagebuche eines afrikanischen Kreuzers“, das vor kurzem in England erschienen ist, finden wir folgende Beschreibung eines Besuchs an ihrem Grabe: „Ich ergriff die erste Gelegenheit, um mich fortzusetzen zu einem Besuche der Begräbnisstätte von L. E. L., die hier nach einem Aufenthalte von nur zwei Monaten und nachdem sie erst ein Jahr die Gattin des Gouverneurs von Cap Coast Castle McLean gewesen war, starb. Eine kleine weiße Marmortafel, unter die massiven grauen Steine der Fassungsmauer, nach dem Hofe zu, eingemauert, zeigt folgende Inschrift:

Hic jacet sepulchrum
Omne quod mortale fuit
Laetitiae Elisabethae McLean,
Quam, egregio ornatam indole,
Musis unice amatam,
Omniunq; amores secum trahentem,
In ipsa aetatis flore,
Mors immatura rapuit.
Die Octobris XV. A. D. MDCCCXXXVIII.
A9

Quod spectas viator marmor,
Vanum heu doloris monumentum,
Conjux mœrens oroit.

Mein erster Gedanke war der, wie ungereimt diese Stelle für ein Grab sei, und besonders für das Grab einer Frau und noch dazu einer Dichterin. Im offenen Hofe der Festung, unweit der Umfassungsmauer, ist die steinerne Tafelung an verschiedenen Stellen weggenommen und durch Ziegelsteine ersetzt worden. Hier liegen mehre britische Offiziere begraben, die als Opfer der tödtlichen Atmosphäre dieser Gegend fielen, und unter diesen schläft L. E. L. Ihr Grab zeichnet sich durch zehn rothe Ziegelsteine aus die es bedecken. Tag vor Tag brennt die tropische Sonne darauf. Tag vor Tag ertönt zur Stunde der Parade das Getöse der Militairmusik über ihrem Haupte; die Garnison marschirt rechts und links durch den Hofraum, schreiet ebenso gefühllos über die zehn rothen Ziegelsteine als über das andere Getöse. Einem gefallenen Gouverneur der Festung mag es wohlstandig sein, hierher begraben zu werden und den Schlaf des Todes zu schlummern, wo man die Revolle und den Bajonettschlag hört, und die Tritte seiner Mitstreiter über ihm widerhallen. Dies ist mit seinem Berufe im Einklang, Trompete und Trommel sind sein stetes Requiem, des Kriegers tapferer Schritt hinterläßt keine Schmach für des todten Kämpfers Staub. Aber wer hat ein Recht, auf die Brust eines Weibes zu treten? Und was hat L. E. L. mit kriegerischer Parade zu schaffen? Und warum ward sie unter dieses sengende Pfaster begraben und nicht in die abgelegene Schattentüble eines Gartens, wo sich selten nur ein Fußtritt über das Grab hinwegzieht und vor ihrer Denktafel stehen bleibt? Da würde ihr Herz, während es in Einem Sinne zerfiel, aus dem Boden neu belebt in einer Fülle frischer Blumen hervordringen, wie ihre lebendige Phantasie sie über die Welt verstreute. Doch jetzt, jetzt wird kein Grün, kein Rosen je über ihrem Grabe wachsen. Wenn sich ein Mann je zarterem Gefühle hingeben darf, so wird es über der Asche einer Frau geschehen, deren Dichtungen ihn in seiner Jugend ergriffen und rührten. Was Frn. McLean betrifft, so wurden über die Ursache des plötzlichen Todes seiner Gattin verschiedene Gerüchte verbreitet, von denen einige ihrem eigenen Andenken, andere dem Betragen ihres Gatten nachtheilig lauteten. Es scheint aber, als ob alle diese gleich und durchaus unbegründet gewesen seien. Hier ist man vollkommen überzeugt, daß ihr Tod nur ein zufälliger war.“

Gegenüberstellung englischer und französischer Zustände.

England.	Frankreich.
Karl I.	Ludwig XVI.
Unpopularität der Königin.	Unpopularität der Königin.
Das lange Parlament.	Die Nationalversammlung.
Flucht auf die Insel Wight.	Flucht nach Varennes.
Proceß und Hinrichtung.	Proceß und Hinrichtung.
Regierung des Parlaments.	Regierung des Convents.
Cromwell.	Napoleon.
Vertreibung des Parlaments.	Vertreibung des Senats.
Militairischer Despotismus.	Militairischer Despotismus.
Richard Cromwell bei Seite gebracht.	Napoleon bei Seite gebracht.
Wiedereinsetzung Karl's II.	Wiedereinsetzung Ludwig's XVIII.
Allgemeine Amnestie mit Ausnahme der Königsmörder.	Allgemeine Amnestie mit Ausnahme der Königsmörder.
Papistische Verschwörungen.	Verschwörungen.
Unpopularität des Herzogs von York.	Unpopularität des Grafen von Artois.
Furcht vor den Jesuiten.	Furcht vor den Jesuiten.
Salob II., des letzten Königs Bruder.	Karl X., des letzten Königs Bruder.
Verdacht wegen Geburt des Prätendenten.	Verdacht wegen Geburt des Herzogs von Bourbon.
Einfluß der Jesuiten.	Einfluß der Jesuiten.
Königliche Indulgenzen.	Königliche Erdonnanzen.
Convents-Parlament.	Zusammentreten der aufgelösten Kammer.
Flucht und Abdankung des Königs.	Flucht und Abdankung des Königs.
Vertreibung für ihn und Familie.	Vertreibung für ihn und Familie.
Zufucht nach Frankreich.	Zufucht nach England.
Des Königs Better als nächster Verwandter auf den Thron gerufen.	Des Königs Better als nächster Verwandter auf den Thron gerufen.

Thomas a Beckett.

Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des großen Kampfs zwischen der Kirche und der weltlichen Gewalt im Mittelalter — ein Kampf, der unter veränderten Verhältnissen heutigen Tags nach fortbauern wird bis die letztere selbst sich mehr dem Bewußtsein der Gegenwart angepaßt hat — ist vor kurzem in dem „Life and letters of Thomas a Beckett, now first gathered from the contemporary historians“, von J. A. Giles (2 Bde.) erschienen. Der Verf. dieses Werks sucht, gestützt auf ein wenn auch nicht gerade dem Umfang nach reichhaltiges, doch rücksichtlich des Inhalts wichtiges und mannichfaltiges Material, seinen Heiden, gewiß eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Geschichte, von den Flecken zu reinigen, welche der größte Theil der englischen Schriftsteller auf sein Leben geworfen. Die Quellen, die benutzt worden sind, bestehen theils in bereits gedruckten Urkunden, theils in Handschriften sowohl biographischen als geschichtlichen Inhalts, Quellen, die der Verf. freilich mit einer nur ästhetisch und chronologisch ordnenden und sichtennden Gewandtheit benutzt, während der innere sogenannte Causalnerus, die in den Beweggründen der Dinge und Menschen ruhende nothwendige Entwicklung der Begebenheiten und Charaktere ihm entgangen zu sein scheint. So ist es geschehen, daß trotz seines Bemühens, den Gegenstand seiner Darstellung auf das ihm nach seiner Ansicht gebührende Fußgestell in dem Heldenaal der Vorzeit zu stellen, er in dem zusammengetragenen Stoff nur Strine geliefert, mit denen ein Geschichtschreiber mit durchdringendem und überlegendem Geiste die erblöhte Blende für seinen Heiden aufrichten kann. 12.

Freitag,

— Nr. 142. —

22. Mai 1846.

Englische Zustände.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 141.)

Nachdem Benedey die Geschichte durchforscht hat, wirft er sich, besser ausgerüstet als mancher Andere, in die unmittelbaren Strömungen des Tages, in die Bewegungen der Gegenwart. Davon handelt die zweite Hauptabtheilung seines Werks. Es ist ihm vergönnt, auch in dem Scheinbar-Unbedeutendsten seine Beziehung zum Größten nachzuweisen: das ist der werthvolle Erfolg seiner Studien und dadurch erhalten seine englischen Skizzen einen ganz andern Werth als andere Touristen-Beobachtungen in ähnlicher Form. Es mag sein, daß dadurch zuweilen die Unbefangenheit verloren geht, namentlich wo die Voraussetzungen in Betracht kommen, auf denen Benedey's ganze Weltanschauung basiert; im Ganzen aber sind Benedey's Skizzen unendlich treffend, unendlich lehr- und genussreich. Es beobachtet kein oberflächlicher, launiger Tourist, es beobachtet ein ernster Mann, ein wissenschaftlich streng durchgebildeter, sittlich gefühlter Demokrat, es fühlt ein treues deutsches Herz. Benedey's unmittelbare Anschauungen stehen in einer ganz directen Beziehung zu seinen historischen Studien und Entwicklungen, sie sind zwar auch ohne dieselben zu genießen und zu verstehen, allein sie haben erst dadurch, wie das Geträufel einer einzelnen Welle durch den großen Ocean dem sie angehört, ihre wahrhafte Bedeutung. Wir können des Raumes wegen aus dieser reichen Bildergalerie, welche schlagend und scharf das englische Wesen zu charakterisiren sucht, keine einzelnen Gruppen und Gemälde mittheilen, sondern müssen den Leser auf das Buch selbst verweisen. Nicht das „Alltagsleben“, aus dem Benedey so überraschend wie vortrefflich die ganze englische Natur zu entwickeln weiß, soll uns beschäftigen, sondern nur da wollen wir anknüpfen, wo Benedey ein schweres Material in die Wage wirft und wo geschlossene Bewegungen auf dem Strome der englischen Gegenwart erscheinen. Wir schließen aber auch davon noch ab, was in den Kreis der socialen Bewegung oder Kritik gehört, um die betreffenden Zustände im zweiten Artikel, wo Léon Faucher Gelegenheit bietet, auf Benedey zurückzukommen, ausführlicher zu

behandeln, und beschränken uns hier auf politische, rechtliche und andere Zustände Englands.

In einem Artikel über Recht und Gericht weist Benedey darauf hin, daß sich im Common law, im Gebrauchs- und Gewohnheitsrechte die Grundlage alles gesetzlichen Rechtes in England befindet. Die Gerichte selbst, durch ihre Urtheile, die als Beispiele, als präcedent für die Zukunft maßgebend werden, sind die ersten und durchgreifendsten Gesetzgeber Englands. In zweiter Linie folgt das geschriebene Recht, die Statuten der Könige, die bald nur in Folge von Parlamentsacten Gesetzkraft erlangten. Das Statutenrecht ist enge begrenzt auf die Ausnahmeverhältnisse, über die es bestimmt; das Gemeinrecht überall thätig, wo keine Statuten eine Ausnahme geschaffen. Das Parlament und der König haben die Macht, die gemeinrechtlichen Bestimmungen zu ändern, aber diese Macht selbst erkennt die Regel der naturwüchsigem altherkömmlichen Rechtsgebäude als aller Gesetzgebung vorübergehend an. Es ist oft schwer, das Gemeinrecht herauszufinden, oft sind die Präcedents verwickelt, oft die Masse des Materials fast unbesieglich. Aber dennoch liegt in diesem Zustande eigentlich der feste Boden der englischen Rechtsverhältnisse. Der Gedanke der Nothwendigkeit einer neuen Codification für England ist zwar allgemein anerkannt; Benedey meint aber, daß sie nur dann vortheilhaft sein werde, wenn die neuen Gesetzbücher sich vollkommen auf das alte Gemeinrecht gründen. Die Reformen der neuern Zeit aber lassen nach ihm fast das Gegentheil mit Gewißheit voraussagen. Die Gerichtsorganisation ist ebenso naturwüchsig wie das Gericht selbst. Das Parlament ist das höchste Gericht, es steht über dem Könige. Beide haben das Begnadigungsrecht; aber der Gnadenact des Königs muß vor Gericht untersucht und vertheidigt werden, während der Act der Gnade des Parlaments ohne alle Untersuchung der Gerichte rechtskräftig und unaufhaltbar ist. Die Richter Englands selbst stehen neben dem Könige, Hochverrath begehrt wer den einen oder die andern verlegt. Die Richter sind durch strenge Formen an ein gerechtes Gericht gebunden, durch welche Befehle so frei in ihrem Urtheile als das Geiz des Landes und das Wohl des Einzelnen es erlauben. Der Charakter des englischen Strafverfahrens beruht vor Allem in dem

Anlageproceffe und in dem Geschworenengerichte. Der Bürger richtet den Bürger, der Mensch den Menschen, und nicht das Gesetz, die Gelehrsamkeit, systematische Schülerweisheit den Verbrecher gegen die Gesellschaft. Die offene Anklage und nicht die geheime Untersuchung tritt ohne Schen dem Verbrecher gegenüber, zwingt ihn zur Vertheidigung und läßt ihm alle Mittel derselben. Das sind die festen Säulen des englischen Rechts und Gerichts, und Benedey setzt hinzu:

Der Himmel gebe, daß die Reformen der Leute, die dem Bösen des Geldes huldigen, nicht tief genug eingreifen, ihren Boden zu untergraben.

Allerdings tragen die Reformen den Charakter der englischen Selbherrschaft. In früherer Zeit war jeder freie Bürger Geschworener, allmählig ist das Recht und Pflicht Geschworener zu sein an einen Selbencus gebunden worden. Nur wer 10 Pf. St. reines Einkommen von seinem Lande oder 20 Pf. St. Pacht hat, endlich wer ein Haus bewohnt, das in Middlesex 30, andernwo 20 Pf. St. Abgaben zahlt oder 15 Fenster hat, kann Geschworener werden. Noch bezeichnender ist die hergestellte Institution einer Specialjury. Dasselbe Gesetz Georg's IV. bestimmte, daß, wer es bezahlen, d. h. für jeden Geschworenen 1 Pf. St. geben will, das Recht haben soll, eine Specialjury zu verlangen, die dann nur aus den höhern Ständen gewählt wird. In der Regel müssen sich die armen Leute mit den armen Jurybefugten begnügen, während die Reichen sich reiche Leute ausbitten können. Das Auffallendste aber ist, daß die reichen Leute bezahlt werden, für jeden Proceß einen Souverain bekommen, während die Armen leer ausgehen. Das ist eine Reform der allernuesten Zeit.

In einem andern Artikel bespricht Benedey das Grundgesetz und die Verwaltung. Er weist nach, wie in England die richterliche Gewalt die erste, der Stamm aller andern ist, und dies in Folge des Umstandes, daß das Gemeinrecht als Urquell aller Gesetzgebung vorhergehend unterstellt wird, daß es der Baum ist, auf der jedes neue Gesetz eingepflanzt wird. Die richterliche Gewalt, im Gemeinrecht und in den gewöhnlichen Gerichten für alle bürgerlichen Zustände, im Parlamente für die höhern Staatsfragen, ist die erste, die durchgreifendste, die unbeschränkteste, Alles beherrschende Staatsthätigkeit Englands. Unter ihr steht dann die gesetzgebende Macht. Und diese hat wieder das Recht, in allen besondern Fällen das Gemeinrecht zu ändern und die gerichtliche Gewalt zu bedingen. Ihre Thätigkeit den Gerichten gegenüber ist nur eine vorübergehende; nur eine engbegrenzte, ausnahmsweise. Mit dem neuen Gesetze selbst geht die neugeschaffene Gewalt wieder in die Hände der Gerichte über. Der vollziehenden Gewalt gegenüber aber ist die gesetzgebende ungefähr in der gleichen Stellung wie die gerichtliche ihr selbst gegenüber. Sie ist die Urquelle der gesetzgebenden. Die gesetzgebende Gewalt, das Parlament, bedingt die Grenzen der Thätigkeit der vollziehenden Gewalt, gibt die Grundsätze an, nach denen sie handeln muß und wird in letzter Instanz

zu einem stehenden Gerichte, das stets wacht, ob seine Beschlüsse und Befehle so vollzogen wie es sie erlassen. Gemeinrecht und Gerichte sind also die Wurzeln, Grundgesetz und Parlament der Stamm des englischen Volkslebens, und die vollziehende Gewalt, in ihrem tausend Ausflüssen wieder in der selbständigen Volksthätigkeit begründet, die Äste des gewaltigen Baumes. Die Gegenwart beschränkt auch hier, wie Benedey nachweist. Die Einzelreformen deuten alle auf eine größere Macht, auf einen überrherrschenden Einfluß der ausübenden Gewalt hin. Eine Regierungskommission tritt überall an die Stelle der Volksthätigkeit. Die alte Gemeindeverfassung hat im Selbe eine neue Grundlage erhalten; die Reformen im Armenwesen, im Gefängnißwesen und insbesondere in der Polizei überhoben die verschiedenen Zweige der Verwaltung nach und nach ihrer Hauptthätigkeit und übergaben dieselbe königlichen Commissionen. Die Mehrzahl der frühern Zweige der volkstümlichen Verwaltung sind durch die Reformen der neuern Zeit ihres innern Berufs, ihrer eigenthümlichen Thätigkeit größtentheils beraubt worden und bestehen somit nur noch als eine Art Form. Mit den Reformen im wichtigsten Zusammenhange steht die Vermehrung des Heeres in England.

(Der Beschluß folgt.)

Die Kaltwassercuren.

Die Anwendung des kalten Wassers gegen Krankheiten ist vielleicht so alt als die Welt. Ein so allgemein verbreitetes Element wie das Wasser, das sich so unentbehrlich für den Menschen gemacht hat, auch zur Heilung krankhafter Zustände anzuwenden, lag den Menschen sehr nahe, und die Gesichter der Medicin lehrt, daß man sich desselben nicht allein schon sehr früh bedient, sondern daß man davon auch in einzelnen Fällen sehr glückliche Anwendung gemacht hat. Die ausschließliche Anwendung des kalten Wassers aber, ohne Beihülfe anderer Heilmittel, und zwar zur Heilung der verschiedenartigsten Krankheiten, ist eine Erfindung der neuern Zeit, und was das Sonderbarste ist, die Erfindung eines schlichten Landmanns, der sie ohne alle weitere medicinische Kenntnisse lediglich aus der Erfahrung schöpfte. Einzelne glückliche Curen, die er mit dem Wasser bei Menschen und Thieren bewirkte, erregten anfangs die Aufmerksamkeit seiner nächsten Umgebung, steigerten seine Thätigkeit und seinen Muth, erweiterten den Kreis seiner Erfahrungen, sodaß endlich sein kleiner Wohnort zu einer bedeutenden Heilanstalt wurde, zu der allmählig aus der Nähe und Ferne Kranke aus allen Ständen und von aller Art herbeiströmten, um bei dem Wunderdoctor Heilung zu suchen.

Es liegt in der menschlichen Natur, sich durch den Ruf des Neuen anzuziehen und bestechen zu lassen. Gleich wie eine angeschlagene Saite die mitklingenden Söne hervorruft, so pflanzen sich auch Gedanken, Gefühle, Gewohnheiten von einem Menschen auf den andern fort und rufen auch in andern gleichgestimmten Seelen ähnliche Gedanken und Gefühle hervor. Beispiele davon liefern nicht allein die Anhänger der Wasserheilkunde, sondern auch die anderer Ideen und Meinungen, und es scheint die neuere Zeit der Ausbreitung und Fortpflanzung derselben sehr günstig zu sein. Nicht mit Unrecht mag man daher den Ruf, den sich die Wasserheilkunde erworben, zum Theil auf die Liebe zum Neuen und auf Neugierigkeit schreiben. Aber allein kann er darauf nicht berufen. Die Menschen würden den höchsten und edelsten Besitz, Leben und Gesundheit, nicht opfern für ein leeres Phantom, die Ent-

tänfchten würden die Stämme des Lebes und des Athanasmus niederdrücken, wenn nicht an der Sache Wahres wäre. So viel hat sich denn auch bereits Erfahrung herausgestellt, daß Kranke in Kaltwasserbädern wirklich geheilt werden und zwar nicht nur solche leichten vorübergehenden Uebeln kranken, sondern auch solche Kranke, die durch andere Mittel keine Heilung erlangten, ja es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn die unheilbarsten Kranken, an denen die Kunst der Ärzte ist, ihre Zuflucht zu den Wasserheilanstalten nehmen, noch die gewünschte Hülfe zu finden: ein Umstand, welcher die Aufgabe der letztern nur noch zu steigern ist und uns zu billigeren Ansprüchen an sie veranlaßt. Dazu kommt, daß unsere wissenschaftliche Medicin von dem Ziele der Vollkommenheit entfernt ist, daß sich Systeme und Theorien meist schnurstracks entgegenstellen die Meinungen und Ansichten der Ärzte mannichfaltig sprechen. Schon der alte Hippokrates sagt, die ganze Sache bei den Laien in einem sehr übeln Rufe und mag gar nicht, daß es eine Medicin gebe, indem die Ärzte auch in den kürzesten Krankheiten voneinander schieben denken, daß Das, was der Eine für das Gute halte und gebe, der Andere schon für sehr schädlich und so steht die Sache noch bis auf den heutigen Tag. Vertrauen der Kranken zu den Ärzten ist in der That sehr beschränktes und erhält sich gewöhnlich nur so lange die Besserung oder Linderung dauert, die diese zu vermögen; säumt die gewünschte Hülfe zu lange, so allmählig das Vertrauen, und wie der Schiffbrüchige sich schwimmendes Bret anklammert, so sehen wir oft die besten und gebildetsten Menschen sich den erbärmlichsten salbern in die Arme werfen, ja selbst dem Uebergläubigen, um nur womöglich ihrer Qualen auf dem kürzest los zu werden. Und wer kann leugnen, daß zuweilen bei dem Gebrauche der widersinnigsten Mittel dennoch Wer kann leugnen, daß nicht Einer oder der Andere Volke, sei es durch Zufall oder Erfahrung, auf Nicht diese oder jene Krankheitsform gekommen ist, die selbst vom wissenschaftlichen Standpunkte aus für heilsam muß? Dankt doch die Wissenschaft selbst einen großen Theil ihres Arzneischatzes dem Volke, und selbst einer unserer zeichneten praktischen Ärzte, der alte Heim, schämte sich nicht, Manches von Schälern und alten Gelehrten zu haben. Es ziemt sich daher nicht, vornehmlich die Heilmethode wie die Wasserheilkunde herabzusehen, weil dem Kopfe eines Bauern entsprungen ist. Ist nur die Sache gut, so wird die Sache wol auch gut sein.

Wenn wir nun aber auch die Wirksamkeit des kalten Wassers gegen Krankheiten im Allgemeinen zugeben miß, entsteht doch nothwendig die Frage: In welchen Krankheiten dieses Mittel anwendbar, unter welchen Umständen, bei welchen Constitutionen u. s. w. Und hier sind wir an einem Punkte angekommen, wo wir uns unmittelbar an das Forum der Wissenschaft wenden müssen, denn hat auch der Einzelne Prieknis, durch langjährige Beobachtung sich eine gewisse Fertigkeit in der Anwendung dieses Mittels gegen besondere Krankheitsformen erworben, so läßt sich doch unmöglich vorstellen, daß er ohne wissenschaftliche Bildung alle möglichen Krankheitsformen und ihre verschiedenartigen Complicationen (besonders Individualitäten der sich ihm darbietenden) und die Beziehungen der mannichfaltigen äußern Einwirkungen u. s. w. zu kennen und richtig zu würdigen. Alles Das, was der wissenschaftliche Arzt durch seine eigenen Erfahrungen aller Zeiten, durch Autopsie und Experimente in ungleich kürzerer Zeit sich erwirbt und in systematischer Weise als ein Ganzes überkommt, mußte er sich erst durch langjährige Beobachtung erwerben, wenn ja ein solches Erwerben in kurzer Zeit eines Menschenlebens möglich wäre. In der That ist die Schärfe der innern und äußern Sinne auch er dabei

se doch auch auf niedern Stufen der Erkenntnis und Erfassung der kranken Natur auf mannichfache Weise zu Fälsche zu kommen, und es kann wol nicht bezweifelt werden, daß Derjenige, der die Gesetze der gesunden und kranken Natur wissenschaftlich studirt und der Erforschung derselben sein ganzes Leben gewidmet hat, noch hiennebst über dem Aetherparade steht, dem die ganze medicinische Wissenschaft böhmische Odeer sind. Es zeigt daher von wenig Überlegung, sein Leben und seine Gesundheit anstatt dem Arzte dem Quacksalber in die Hände zu geben, während man sich im Gegentheil wohl hüten würde, sich in einer Streitfrage an einen Richter oder Schlichter anstatt an einen Juristen zu wenden, denn auch angenommen, daß der Arzt in dem gegebenen Falle die erforderliche Einsicht nicht hätte, so würde sie doch wol eher bei ihm vorausgesetzt werden können als bei dem Quacksalber.

Man glaube ja nicht, daß sich die Sache mit dem Wasser-erzte anders verhalte, daß das Wasser eine so unschuldige Sache sei, mit der man keinen Schaden stiften könne, oder daß man bei der Anwendung desselben alle und jede medicinische Kenntnisse entbehren könne. Ueberhaupt ist noch gar nicht ermittelt, welchen Antheil bei den Kaltwassercuren das Wasser hat und ob dabei nicht andere Nebeneinflüsse mit in Anschlag gebracht werden müssen.

Schon bei den gewöhnlichen Baderuren hat man die Reise nach dem Badeorte, die Entfernung von den häuslichen Geschäften, die ruhige Gemüthsstimmung, die Bekanntheit mit befreundeten Menschen, die müßige Lebensweise u. s. w. mit in Rechnung gebracht, wie viel mehr muß dies bei der Kaltwassercur geschehen, bei welcher die Lebensweise mancher Menschen, namentlich aus den höhern Ständen, so ganz verändert und zum Theil in ihr Gegentheil verkehrt wird. Man denke sich z. B. den verwöhnten, täglich an einer reichen Tafel schmelzenden vornehmen Mann an Priesnitz's Tisch, auf alle reizende Genuße, auf Wein und Bier u. s. w. verzichtend, auf schwarzes Brot, Milch, Wasser und gesunde Hausmannskost angewiesen. Man sehe, wie die vornehme Dame, welche täglich bis 10 Uhr im Bette zu liegen gewohnt war, jetzt bei Tagesanbruch sich erheben und ihre Cur beginnen, wie sie, die sonst kaum das weiche Sopha verließ, jetzt Anhöhen besteigen muß und während des ganzen Tages mit ihrer Cur beschäftigt ist. Man rechne dazu den steten Genuß der freien, frischen Bergluft und man wird sich nicht verhehlen können, daß schon diese ganz veränderte Lebensweise geeignet sein muß, manchem verweichlichten und durch Genuß und Wohlleben verkrümmerten Kranken wieder zu seiner Gesundheit zu verhelfen.

Aber auch bei der Anwendung des Wassers kommen mehrere Momente in Betracht. Zuerst seine Wirkung als Getränk, in welcher Eigenschaft es Magen und Gedärme ausdehnt, auswäscht, den Inhalt derselben verflüssigt, den Stoffwechsel beschleunigt, die Ausscheidung durch Haut und Nieren vermehrt, die Blutgefäße mit wässrigen Theilen überfüllt, die Mischung des Bluts verändert und dadurch wohl Dyscrasien zu beseitigen vermag. Als äußeres Mittel wirkt es zusammenziehend auf die organische Faser und zugleich erregend auf die Haut-, Muskel- und Gefäßnerven.

Es ist aber nicht einerlei, ob die Einwirkung des kalten Wassers allmählig oder plötzlich geschieht. In dem letztern Falle erfolgt die Reaction schnell und kann in manchen Fällen sogar auf das sensible als auf das irritable Leben von heilsamen Folgen sein. Die plötzliche Einwirkung des kalten Wassers kann aber auch bei mangelnder oder zu schwacher Reaktionskraft zu heftig sein und durch zu plötzliche Herabstimmung der Nervenkraft, durch gewaltfames Zurückwerfen der Blutmasse von den äußern zu den innern Organen und durch schnelle Unterdrückung der Absonderung leicht nachtheilige Folgen erzeugen, ja bei hohen Graden dieser plötzlichen Wirkung der Kälte kann der Eingriff in die verschiedenen Sphären und die Erschütterung des organischen Lebens so heftig werden, daß die schwersten Nervenzufälle und selbst der Tod darauf eintreten. Man muß

ferner zwischen der primären und der Nachwirkung des kalten Wassers unterscheiden. Auf die letztere hat besonders die intensive Größe und Dauer der primären Wirkung sowie die Schnelligkeit des Übergangs von der Kälte zur Wärme und der Unterschied der beiden aufeinanderfolgenden Temperaturgrade großen Einfluß. Je schneller und greller der Wechsel der verschiedenen Temperaturgrade, je weiter der Abstand derselben voneinander, desto stärker ist die Nachwirkung und umgekehrt. So bemerkte Larrey nach der Schlacht bei Eplau, wo die Kruppen einige Wochen lang bei harter Kälte im Freien campirten, keine Frostschäden, als aber in einer Nacht das Thermometer von -18° auf $+11^{\circ}$ stieg, erfroren mehrere Hunderte die Glieder. Endlich kommt bei den Kaltwassercuren nach Priesnitz's Methode auch noch die Erregung einer effectiven Hautausdünstung durch Einbällung der Kranken in wolkene Decken mit darauf folgender kalter Begießung in Betracht, eine Methode, deren eigenthümliche Wirkung auf die organischen Herrichtungen eine zusammengesetzte, theils die organische Faser erschlaffende, theils zusammenziehende, theils die Hautausdünstung befördernde, theils hemmende ist und deren Einfluß auf die Beseitigung verschiedener Krankheitsformen bis jetzt wol noch gar nicht hinreichend gewürdigt werden kann.

(Der Besluß folgt.)

Literarische Notiz aus England.

Hobbes ein gläubiger Christ.

So weit die Briten im erfahrungsmäßigen staatlichen Leben, der sogenannten praktischen Politik, den andern europäischen Völkern, namentlich uns Deutschen voraus sein mögen, so stellen sie in vielen andern Dingen, die bei dem weiten Spielraum, welchen ihre politischen Einrichtungen gewähren, nicht geradezu von dem Fortschritt auf diesem Gebiet berührt werden, tief in dem Abfalle der Vorurtheile und abgetragenen Anschauungen. Dies macht es auch erklärlich, daß manchemal Dinge dort zum Vorschein kommen, worüber selbst wir gutmüthigen, wohlgeschulten und polizeilich abgerichteten Deutschen uns des Rachens nicht enthalten können. So ist es allbekannt, wie dem philosophischen Radicalen Sir William Malesworth bei seiner letzten Wahl in einem der Kirchspiele Londons, von seinem gleichfalls liberalen Mitbewerber auf den Hüfing ein schwerer Vorwurf gemacht wurde, daß er eine Sammlung und kritische Ausgabe der Werke des Hobbes veranlaßt habe, und zwar deshalb, weil dieser Philosoph ein Freidenker hinsichtlich der christlichen Religion gewesen ist. Aber das ist nicht Alles. Der arme Hobbes, der sicherlich nicht davon geträumt, hat es sich auch gefallen lassen müssen, daß die Recensenten jener unter dem Titel „The english works of Thomas Hobbes of Malmesbury“ (11 Bde.) und „Thomas Hobbes of Malmesbury's opera philosophica quae latine scripsit omnia“ (5 Bde.) erschienenen Sammlung, sich Mühe geben, seine christliche Gesinnung und Bibelgläubigkeit daraus zu erweisen. Ein Kritiker des „Athenaeum“ läßt sich dies besonders eifrig angelegen sein und weiß eine ganze Menge Stellen aus Hobbes' Schriften dergestalt zusammenzustellen, daß der bigotteste Hochkirchmann nichts an dessen Rechtsgläubigkeit aussetzen könnte. Die theosophischen Träumereien, denen sich der im Ubrigen so scharfsinnende Hobbes wie die meisten ältern Philosophen, die ihre Systeme nicht auf ein inniges Durchdringen der Natur und ihrer Gesetze gründen konnten, hingab und zu deren Begründung er nach der Sitte und Nothwendigkeit seiner Zeit die Aussprüche der Bibel nach seinem Sinne deutete, hat wie es scheint ihm zu der Ehre verholfen, auf diese Weise als Bibel- und Christusgläubiger in integrum restituit zu werden. Sogekalteten Dingen nach läßt sich wol kaum mit Gewißheit behaupten, daß die nachweltliche Kritik nicht auch unsern Strauß, Feuerbach und Bauer von der Anrüchigkeit des Atheismus reinigen könnte. Der Mensch ist groß!

Englische Zustände.

Erster Artikel.

(Schluß aus Nr. 142.)

Interesse verdient namentlich auch, was Bénédy über die kirchlichen Verhältnisse Englands mittheilt. Vor allen Dingen tritt uns die englische Staatskirche entgegen. Die Stellung der englischen Kirche zur deutschen Reformation ist oben angedeutet worden; von der Reform an sinkt die Staatskirche immer mehr als Kirche und verliert zuletzt allen höhern kirchlichen Einfluß. Die Kirche hörte zwar nicht auf, sagt Bénédy, eine bedeutende Rolle im Staate zu spielen, aber diese war im Wesentlichen keine kirchliche mehr, sondern eine staatliche, eine politische, eine policeiliche. Die Kirche wurde vorherrschend ein Mittel in der Hand der Aristokratie, ihre Stellung zum Volke zu sichern. Die kirchliche Seite des Strebens der anglikanischen Geistlichkeit, die Lehre wurde die des demüthigsten Christenthums, des Aufgebens der Selbstständigkeit, des Anerkennens des unbedingten Gehorsams gegen den Staat und seine Lenker. Es ist bekannt, wie sehr man jetzt in Preußen die Blicke auf die englische Staatskirche gerichtet hat, um so wichtiger ist die Kenntniß derselben. Auserst bedeutend wurde der Einfluß der Kirche auf die Verhältnisse Englands durch ihren Reichthum. Sie zog die Zehnten vom ganzen Lande, die höhern Stellen waren reich besoldet, die Capitel noch reicher dotirt. Nach einer Berechnung der Radicals beläuft sich die Kirchengausgabe noch jetzt auf 9,459,565 Pf. St. jährlich. Dieser Reichthum wurde zu einem Bande, das die Aristokratie und die Kirche aufs innigste umschlang. Die hohe Aristokratie hatte das Recht des Vorschlags zu fast allen größern und kleinern Pfründen. Sie benutzte dies Recht, um ihre jüngern Söhne zu versorgen, und so wurden alle reiche Pfründen an diese vergeben. Die Aristokratie und die Kirche gingen so Hand in Hand und so wurde eine die festeste Stütze der andern. Aber in diesem Reichthume der Kirche lag auch der Stein des Anstoßes für sie. Dieser Reichthum wurde die Hauptsache. Die nachgeborenen Söhne der hohen Familien wurden zu Bischöfen gemacht, oft ohne je vorher irgend ein Priesteramt verwaltet, ja einem Gottesdienste vorgestanden zu haben. Während des Kriegs gegen Frankreich fan-

den eine Menge der jüngern Söhne im Heere eine Anstellung, nach dem Kriege wurden die Majore, Obersten, Generale — Bischöfe und Decane, wodurch sie dann sowohl vom Kriegsminister für ihre Offiziersstellen als vom Volke für ihr Bischofsamt bezahlt wurden. Zuletzt legte sich das Parlament ins Mittel und verbot diese scandälöse Doppelthätigkeit, von wo an denn bis auf den heutigen Tag jeder halbköbige Offizier, bevor er seinen Sold einziehen kann, auf Ehrenwort erklären muß, daß er nicht Priester sei.

Das Einkommen wurde die Hauptsache, die Geistlichkeit vernachlässigte ihre Pflichten, sie dachte nicht an die Erziehung des Volkes, welches entweder ganz verwilderte oder sich den Dissenters zuwandte. Die reiche Kirche wurde die Kirche der Reichen, die Armen mußten sich anderswo hinwenden. Diese Zustände nagen am Marke der englischen Kirche, seit lange fühlen Regierung und Aristokratie, daß dieser feste Felsboden unter ihren Füßen schwindet. Sie fühlten, daß sie ihm neue Kraft geben mußten, aber sie suchten diese Kraft nicht im innern Wesen der Kirche, sondern in ihren äußern Verhältnissen. Anstatt die Kirche zu reformiren, glaubten sie, daß es genüge neue Kirchen zu bauen. Von 1817 — 41 sind nicht weniger als 281 Kirchen gebaut worden, die 2,001,289 Pf. St. gekostet haben. In der neuesten Zeit wurde eine neue große Summe von 1,500,000 Pf. St. in Ephequerbills als Anleihe zu demselben Zwecke vorgeschossen! Bénédy sagt hinzu:

Seit es den Anhängern der englischen Kirche endlich klar geworden ist, wie der Unterricht der Dissenters die Zahl derselben von Jahr zu Jahr vermehrte, seit sie die Augen ob der sie bedrohenden Gefahr geöffnet haben, wurden dann neben den Kirchen auch Schulen angelegt und so eine Bahn betreten, die vielleicht den vollkommenen Untergang der englischen Kirche verhindern kann, doch ist dies eine Frage der Zukunft. Die Gegenwart zeigt nur Rückschritte der Kirche.

Alsdann charakterisirt Bénédy den immer mächtiger um sich greifenden Puritanismus. Der Anstoß dazu ging von Jeland aus. Man sah dort, welche Gewalt die Geistlichkeit über das Volk ausübte und hoffte Ähnliches mit ähnlichen Mitteln in England zu erreichen. Man kam auf den Gedanken, der Kirche durch größere Ferialität, größern und eingreifendern Ernst und endlich durch größere Gleichheit in der Kirche wieder bedeutendern Einfluß auf das Volk zu verschaffen. Aber in

Irland bekam dann auch diese Bewegung von Anfang an einen römisch-katholischen Beigeschmack. Man fühlte, welche Bedeutung den katholischen Priestern ihre apostolische Nachfolge gebe und so hoben denn die Neuerer ganz besonders hervor, daß auch die englischen Bischöfe unmittelbar und in ununterbrochener Reihenfolge von den Aposteln herkommen. Es trat eine Verwandtschaft zwischen den Puseyisten und Katholiken ein. In einer Menge Tractaten entwickelten die Vorkämpfer des Puseyismus, Pusey, Hugh Mac Neill u. A., ihre Ansichten, bis sie endlich, durch den Widerspruch gezwungen, in ihrem neunzigsten Tractate fast vollkommen in das Gebiet der römischen Kirche hineingerathen. In diesem Tractate erkannten sie halbwegs die Verehrung der Heiligen, die Reliquien, das Fegfeuer, die sieben Sacramente an und protestirten dagegen, daß der Bischof von Rom der Antichrist sein solle. Sie stützen sich namentlich auf das Tridentiner Concilium. Mit dem neunzigsten Tractate mußte nothwendig ein Bruch zwischen den Puseyisten und der Staatskirche eintreten und die Anhänger der alten englischen Denkart fanden bald Gelegenheit, Hrn. Pusey um seiner Lehren willen seines Amtes als Professor in Oxford zu entsetzen. Der Puseyismus bildet keine Sekte, die sich von der Kirche getrennt hat, sondern eine besondere Lehre in der Kirche selbst. Benedey schließt über denselben:

Gelingt es den Puseyisten, am Ende die Oberherrschaft zu erringen, so tritt die englische Staatskirche unmittelbar neben die römische, wenn sie sich nicht mit dieser wieder aussöhnt und in sie übergeht. Ist der Puseyismus nicht im Stande, die Mehrzahl der Vorsteher der Kirche auf seine Seite zu bringen, so wird er noch lange ein Element der Aufregung, dererspaltung und der Auflösung bleiben.

Auch in der schottischen Kirche findet ein Bruch statt. Das Nähere darüber ist bei Benedey nachzulesen. Wenn die englische Kirche die Hochkirche heißt, so könnte man im Gegensatz die schottische Kirche die niedere heißen; jene ist eine hoch-aristokratische, diese eine rein-demokratische Institution. In der englischen Episcopalkirche ist der Bischof Alles, in der schottischen Presbyterialkirche kennt man keine Bischöfe, während die Gemeinde selbst die Seele des Ganzen wird. Es gibt Leute, die behaupten, die englische Kirche sehe die kirchlichen Spaltungen gern. Die englische Kirche durch den Puseyismus, die schottische durch die Seceders sind gegenwärtig ohnmächtiger als je, die Regierung ihnen gegenüber um so stärker. Der Baum fault von innen heraus und die Hirten sind damit einverstanden; denn der hohle Baum erlaubt ihnen, wie Benedey sich ausdrückt, sich in ihm gegen Wind und Wetter zu schützen.

Wir vermiffen in Benedey einen Artikel über die Presszustände Englands, durch den er doch, wie es die ausgesprochene Absicht seines ganzen Werks ist, die Gelegenheit erhalten hätte, eine große, wichtige Lehre vor der deutschen Nation auszusprechen. Nur folgende Bemerkung finden wir, die ebenso gut auf die deutschen wie auf die englischen Zustände paßt:

In dem Lande, wo die Presse so bedeutend ist, haben die

Presschriftsteller sehr, sehr wenig Ansehen. Die Hauptführer der Presse sind unbekannt und ungenannt; was man kennt und nennt, was man an öffentlichen Orten sieht, sind meist die untern Bedienten der Presse und diese sind oft nicht mehr werth als sie gelten.

Im dritten Theile seines Werkes beschäftigt Benedey sich hauptsächlich mit socialen Studien und Anschauungen. Wir werden darüber, in Verbindung mit Leon Faucher, in einem zweiten Artikel berichten und dadurch unsere Rundschau über England und seine Zustände zu vervollständigen suchen. *)

28.

Die Kaltwassercuren.

(Beschluß aus Nr. 142.)

So sehen wir denn, daß diese von Prießnitz zuerst angewendete Curmethode sehr verschiedene Seiten des Organismus in Anspruch nimmt und daher unmöglich bei allen Krankheitsformen und bei allen Kranken ohne Unterschied angewendet werden kann und je nach der Verschiedenheit des Krankheitszustandes und der Individualität dem Einen Leben und Gesundheit, dem Andern Verschlimmerung und Tod bringen muß. Alles hängt hier von strenger Prüfung und Erwägung aller Umstände ab, und obson auch dem Arzte nicht für alle diese Umstände ein untrüglicher Maßstab in die Hände gegeben ist, so befähigen ihn doch seine wissenschaftlichen Kenntnisse über den Organismus überhaupt sowie über die verschiedenen Systeme und Organe desselben bei verschiedenen Individuen mehr als jeden Andern, in jedem einzelnen Falle das Rechte zu wählen. Er wird nicht ohne hinreichende Prüfung jeden Kranken ohne Unterschied die ganze Schule durchmachen lassen, sondern er wird sich in jedem einzelnen Falle fragen: Ist hier der Genuß des kalten Wassers nöthig und rathsam und in welcher Quantität? muß dieser Kranke schweigen und darauf kalt überlassen werden, oder ist keine Übergießung nothwendig, oder zwar die Übergießung, aber ohne vorhergehendes Schweigen? ist bei jedem Kranken eine und dieselbe Temperatur des Wassers gleich nothwendig? paßt jede Diät für alle Kranke ohne Unterschied? ist es rathsam, bei allen Kranken das kalte Wasser ohne Unterbrechung fortwirken zu lassen oder nicht? und hundert andere Fragen mehr.

So sehen wir uns denn in dieser Angelegenheit immer auf die Wissenschaft hingewiesen, und wenn auch der Laie sich aus der Menge der Fälle, die seiner Beobachtung unterlagen, gewisse Regeln abstrahirt hat, so ist damit immer noch nichts gewonnen für die Behandlung ähnlicher Fälle, so lange sie die Wissenschaft noch nicht zu Gesetzen erhoben hat. Es verhält sich damit ganz gleich wie mit tausend andern Heilmethoden und Mitteln, wie sie uns die Geschichte der Medicin aufbewahrt hat. Die rohe Anwendung derselben allein würde uns nicht ihre Wirksamkeit verbürgen, wenn ihnen nicht die wissenschaftliche Kritik die geeignete Stelle im Krankheitsysteme angewiesen hätte. Die Schwierig aber die Bestimmung des Werthes einzelner Mittel sei, lehren uns die Hunderte von Mitteln, die Jahrhunderte lang in der Medicin in hohem Werthe standen, jetzt aber bei besserer Einsicht kaum mehr dem Namen nach bekannt sind. Bevor demnach irgend eine Methode oder irgend ein Mittel nicht durch wissenschaftliche Kritik und Erfahrung aufgenommen und ihm seine wahre Stelle unter den übrigen Heilmitteln angewiesen worden ist, so lange bleibt es noch zweifelhaft, ob ihm auch wirklich der Name eines Heilmittels gebühre oder nicht. Die Zeit, wo Einer ein Heilmittel gefunden zu haben glaubte, wenn er auf die Anwendung eines Mittels bei einem oder dem andern Kranken Linderung oder Hei-

*) Den zweiten und letzten Artikel lassen wir im Juli folgen.
D. Red.

lung erfolgen sah, ist vorbet und es cursiren noch eine Menge dergleichen Mittel unter dem Volke, die ihren Ruf dem vermeintlichen Erfolg in einzelnen Fällen verdanken, die indessen bei näherer Prüfung als ganz unwirksam erscheinen. Die Beobachtung eines Einzelnen ist noch keine Erfahrung, und nur diejenige Erfahrung, die auf wissenschaftlichem Wege gewonnen wird, ist zu nützen und hat Ansprache, auf die Nachwelt zu kommen.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß ein und derselbe äußere Einfluß nicht gleiche Wirkung auf alle Menschen äußere und es bedarf keiner medicinischen Kenntnisse, um dazu in der Natur die Belege zu finden. Während der Wasserarbeiter Tage lang bis an den Leib im Wasser steht, ohne zu erkranken, wird ein Anderer schon durch eine bloße Ernährung der Füße von rheumatischen Schmerzen befallen; während der Eine ganze Massen spirituosén Getränke hinabstürzt, ohne davon afficirt zu werden, wird der Andere schon durch den Genuß eines oder einiger Gläser berauscht u. s. w. Die Einwirkung des kalten Wassers macht von diesem Gesetze keine Ausnahme und es ist unmöglich, daß der Magen Desjenigen, der im gewöhnlichen Leben nur wenig Flüssigkeit zu sich zu nehmen gewöhnt war, dieselben Wassermassen, mit denen man eine kleine Mühle speisen könnte, zu ertragen fähig sein sollte als Derjenige, dem vieles Trinken von jeher Bedürfnis war, abgesehen davon, daß die Aufnahme einer solchen Masse von Flüssigkeit nicht durch das ganze Leben fortgesetzt werden und in der Folge durch plötzliches Aufhören wieder nachtheilig werden kann. Ebenso ist nicht jede Haut gleich empfänglich gegen die Einwirkung der Kälte nach vorhergehender Erhitzung. Man wird dagegen einwenden, daß der Organismus sich allmählig an einen solchen plötzlichen Temperaturwechsel gewöhnt und daß er dadurch in der Folge gegen alle äußern Einflüsse von Kälte und Wärme gestählt werde. Allein läßt sich eine solche Abhärtung für das ganze Leben festhalten? Verwünscht sich ihr Einfluß nicht wieder, wenn der Mensch in seine gewohnten Lebensverhältnisse zurücktritt und allen mit der Cur in Widerspruch stehenden Einflüssen preisgegeben ist, selbst dann, wenn er jenem Kranken nachahmen wollte, der, wie man erzählt, um sich der Kälte nicht zu entwöhnen, bei der Rückkehr von Gräfenberg sich auf jeder Poststation ein Glas kaltes Wasser oder einen zwischen Rinn und Cravatte eingoß, sodaß es in den Stiefeln stehen blieb?

Es kann zugegeben werden, daß durch eine so mächtige Anregung aller Absonderungsgänge des Körpers, verbunden mit einer einfachen naturgemäßen Lebensweise, wie sie uns in den Kaltwassercuren geboten ist, verjäherte Krankheitsstoffe in dem Körper beweglich gemacht und Reactionen dagegen in Bewegung gesetzt und auf diese Weise Krankheiten beseitigt werden können, die bis jetzt jeder andern ärztlichen Behandlung widerstanden; allein wer sagt dem ungebildeten Wasserarzte, daß solche Krankheitsstoffe vorhanden sind, daß das kalte Wasser das geeignete Mittel ist, sie zu entfernen, daß der kranke Körper Kraft genug habe gegen ein so mächtiges Mittel, wie das kalte Wasser und die mit ihm verbundene Schweißung ist, zu reagiren? Man sieht, hier ist Alles dem Zufall preisgegeben.

Bis jetzt haben einzelne auffallende Curen der Priesnig'schen Methode Farbe und Glanz verliehen, allein es ist noch nicht ausgemacht, wie sich die Zahl der Geheilten zu der der Ungeheilten und Todten überhaupt verhält. Um sich davon zu vergewissern, müßte man seine Beobachtungen auf alle die Kranken ausdehnen, die bereits die Kaltwasseranstalten verlassen haben. Nur auf Grund solcher numerischen Untersuchungen würde sich ein sicheres Resultat erheben lassen und erst daraus würde sich ergeben, inwieweit die Kaltwassercuren chronische Übel gründlich und dauernd zu heilen vermögen. Man müßte ferner die verschiedenen Kranken nach ihren Krankheiten classificiren, um so endlich auf sichere Resultate zu kommen, in welchen Krankheiten sich diese Methode vorzüglich als heilsam bewähre und in welchen nicht. Alles Dies kann aber nur vom wissenschaftlichen Standpunkte aus geschehen und es ist deshalb durchaus erforderlich, daß die Ärzte sich der Sache bemächtigen.

Was soll man aber dazu sagen, wenn Laien ohne alle wissenschaftliche Bildung durch einen kurzen oder längern Aufenthalt in Gräfenberg und durch bloße Beobachtung der Priesnig'schen Curmethode sich befähigt glauben, selbst einer Kaltwasserheilanstalt vorstehen und Kranke aller Art behandeln zu können, und wenn selbst Regierungen ihnen die Direction einer solchen Anstalt gestatten? Einem solchen Laien aber begegnen wir in dem Verfasser des folgenden Buches:

Memoiren eines Wasserarztes. Von Karl Wunde. Zwei Bände. Dresden, Arnold. 1844. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Er, der schon mehre Bücher über die Wasserheilkunde geschrieben und sich selbst wohlgefällig als eine Celebrität in dieser Angelegenheit zu betrachten scheint, spricht mit einer scheinbaren Gelehrsamkeit und einer Selbung von den Wirkungen des kalten Wassers und den damit erzielten glücklichen Curen, daß man meinen sollte, er habe das gesammte Studium der Medicin schon längst hinter sich. So z. B. ist ihm die Wirkung der Arzneien fast immer eine künstliche Krankheit, sie lösen auf, reizen, ja sie zerstören diejenigen Theile, auf welche sie vorzugsweise einwirken, und bleiben, namentlich die Metalle, Jahre lang im Körper verborgen sitzen, um darin eine neue künstliche, schmerzhaftige und vernichtende Krankheit zu unterhalten. Bei den meisten acuten Krankheiten reicht es hin, sich ins Bett zu legen und von Zeit zu Zeit einen Schluck Wasser zu trinken und eine strenge Diät zu beobachten, um sie ohne Gefahr vorübergehen zu lassen. Sind einzelne Theile besonders afficirt, so ersehen Umschläge die bei der Medicin gewöhnlichen Blutegel und Vesicatorien u. s. w. In der That, man staunt, wie der Verf. zu all dieser Weisheit so leichten Kaufs, theils durch seine Beobachtungen in Gräfenberg, theils durch seine eigene Wasserpraxis gekommen ist, denn daß er sich, wie er S. 269 sagt, verschiedene physiologische und pathologische Werke mit erläuternden Kupfern angeschafft, Monographien über die von ihm zu behandelnden Krankheiten gelesen, den Umgang mit mehren Ärzten benutz, und fleißig das Militairhospital seines Wohnorts besucht habe, ist wol mehr als ein kleiner Spaziergang in das Gebiet der Medicin anzusehen, als daß es von einem wirklichen Eindringen in sie Zeugniß ablegte. Wäre dies nicht so, so würden wir ihn nicht durch das ganze Werk immer nur auf der Oberfläche dieser Wissenschaft finden. Der Standpunkt, den der Verf. als Wasserarzt einnimmt, geht nicht über den des bloßen Laien hinaus und eben deshalb kann uns wenig daran liegen, zu vernehmen, wie er auf diesen Standpunkt gelangt sei, was eigentlich den Stoff dieser Memoiren bildet. Mit großer Redseligkeit schildert er uns seinen Krankheitszustand, seine Lebensschicksale und seine Reisen nach Gräfenberg, seine kleinen Reiseabenteuer mit geizigen Gräfinnen, unhöflichen Postillon u. s. w., Erzählungen, wie man sich solche wol zur Verschönerung der Langweile im Postwagen erzählen läßt, aber nicht einem gebildeten literarischen Publicum aufzutischen sich erlauben sollte. Obschon ein enthusiastischer Verehrer der Wasserheilkunde, weiß er doch an Priesnig und seiner Methode Manches auszusetzen und führt Facta an, die den Charakter desselben eben nicht in das günstigste Licht zu stellen geeignet sind. Es steht aber noch sehr in Frage, wer klüger ist: der schlichte Bauer, der seine Kranken mit lakonischen Antworten abspießt, weil er auf ihre Fragen nicht zu antworten weiß, oder der Dr. phil. der es besser zu wissen meint, obwol er von der Sache ebenso wenig versteht.

R. Hohnbaum.

Bibliographie.

Affre, D. A., Philosophische Einleitung in die Lehre des Christenthums. Deutsch und mit Anmerkungen von W. Smet's. Aachen, B. Voisseré. 12. 15 Ngr.

Barth, R., Deutschlands Urgeschichte. 5ter Theil. Neu bearbeitet. Erlangen, Palm und Enke. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Dammer, B. v., Betrachtungen über die Abnahme der Völder, ihre Ursachen und Folgen und die Mittel, derselben Einhalt zu thun. Würdingen, Beck. 8. 20 Ngr.

Denedir, N., Gesammelte dramatische Werke. 3ter Band. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Duttler, L., Die Wahrheiten der katholischen Religion, aus der heiligen Schrift allein bewiesen. Aus dem Englischen von C. Willmann. Zwei Bände. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dumas, A., Der Graf von Monte-Christo, deutsch von F. W. Bruckbräu. 1ster und 2ter Theil. Augsburg, v. Zentisch und Stage. Gr. 12. à 12 Ngr.

Eiben, D., Die Entbindung von der Inflation vom dogmengeschichtlichen und allgemeinen rechtlichen Standpunkt aus erörtert. Ein Beitrag zur Geschichte und Gesetzgebung des deutschen Strafverfahrens. Lüdingen, Kaupp. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Gundinger, A., Das Gebet. 1tes Bändchen: Das Vater-Unser. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 3/4 Ngr.

— deselben 2tes Bändchen: Der englische Gruß. Regensburg, Manz. 8. 20 Ngr.

Hoffmann, C., Ahele. Novelle. Stolberg, Schlegel. Kl. 8. 2 1/2 Ngr.

Krause, Lotte Louise, Dichtungen und dramatische Scenen. Neumarkt. 1845. 8. 20 Ngr.

Luther's, M., Betrachtungen über das Leben der ersten Menschen. 1. Rose 2—10. Zur Belehrung und Erbauung für evangelische Christen herausgegeben von C. G. Hermsd. Magdeburg, Falkenberg und Comp. 8. 18 Ngr.

— Geistliche Lieder. Vollständig und unverändert herausgegeben von F. Crusius. Magdeburg, Falkenberg und Comp. 8. 10 Ngr.

— 33 geistliche Lieder und Glaubensbekenntniß. Magdeburg, Falkenberg und Comp. 8. 2 1/2 Ngr.

Die Maler-Technik der Meister des 15.—18. Jahrhunderts, wiederentdeckt von Prof. W. Krause in Berlin. Nach dessen Mittheilungen zum ersten Male dargestellt von L. B. Nebst einem Anhang: Ein Song durch das Berliner Königliche Museum, zur besondern Beachtung für Besizer alter Gemälde. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 8. 5 Ngr.

Moore, L., Altere Geschichte Irlands von den frühesten Zeiten bis zur britischen Invasion. Aus dem Englischen frei übertragen von C. Aken. Zwei Bände. Baden-Baden, Marr. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Noack, L., Mythologie und Offenbarung. Die Religion, in ihrem Wesen, ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrer absoluten Vollendung. 2ter Theil: Die absolute Religion oder die vollendete Offenbarung Gottes in der Religion der Menschheit. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Pearson, S., Christian Friedrich Schwarz, der deutsche Missionär in Südindien. Nach dem Englischen von C. G. Blumhardt. Vollendet und herausgegeben von W. Hoffmann. Basel, Schneider. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Reybaud, E., Der letzte Probenreiter, deutsch von E. Giesler. Zwei Theile. Berlin, Bethge. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Rietter, A., Das Leben, das Werk und die Würde Jesu Christi, dargestellt aus den Schriften der apostolischen Väter. Regensburg, Manz. Gr. 8. 15 Ngr.

Satori, J., Die Zwillingsschwester in der Straße Rue St.-Honoré No. 17 in Paris. Ein Roman aus den höhern Kreisen von Paris. Drei Theile. Danzig, Gerhard. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Shakespeare's Sturm. Historisch beleuchtet von R. J. Clement. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Silvio Pellico von Saluzzo, Meiner Gefangenschaft. Memoiren. Aus dem Italienischen von S. B. Christern. Hamburg, Schubert und Comp. 32. 10 Ngr.

Schudi, J. S. v., Peru. Reisekizzen aus den Jahren

1833—1842. 2ter Band. St.-Gallen, Schörlin und Solli-
fofer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Bozet, J. R., Das falsche und gefährliche System der gegenwärtigen Eisenbahnen und ihre Verbesserung erläutert. Leipzig, Bamberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Darteln, v., Calvin und seine Verläumber. Eine Widerlegung der Schrift des Hrn. Dr. Reinerding. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 3 Ngr.

John, G. A., Getreue und ausführliche Nachricht von D. R. Luther's seligem Abscheiden und christlichem Lebensgangniß, nebst einem Anhang, enthaltend einige seiner letzten Predigten. Magdeburg, Falkenberg und Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

— Des D. Justus Jonas und M. Rich. Coelius Bericht von Lutheri Absterben, zum erstenmal erschienen im J. 1546 und jetzt aufs Neue herausgegeben. Magdeburg, Falkenberg und Comp. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Jungnickel, G., Siehe dein König kommt zu dir! Predigt über Matth. 21, 1—9. Schweidnitz, Weigmann. 8. 2 1/2 Ngr.

Müller, J. R., La carto bianco oder das aufgeklärte Glaubensbekenntniß der Hallschen drei und dreißiger. Nebst schuldiger Begrüßung des üblichen Sendschreibens und der Biblienus'schen Monatschrift. Magdeburg, Falkenberg und Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

— Luther, ein Glaubensheld, der Christi großes Verheißungswort erfüllt: Joh. 14, 12. „wer an mich glaubt, der wird die Werke auch thun, die Ich thue, und wird größere, denn diese, thun.“ Predigt. Magdeburg, Falkenberg u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Orthodorie in ihrer Auflehnung wider die Freiheit des Geistes überhaupt und den religiösen Fortschritt insbesondere. Randglossen eines protestantischen Laien zu Romberg's Schriften: 1. die neuesten Bewegungen, 2. die Spaltung des christkatholischen Vereins zu Bromberg. Danzig, Gerhard. Gr. 8. 5 Ngr.

Shaper, G. C., Der Herr weicht und wankt nicht. Sehn Predigten aus dem J. 1845. Magdeburg, Falkenberg und Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Schmid, U. A., Ein Wort für Romge gegen die Angriffe des Herrn von Florencourt. Leipzig, D. Klemm. Kl. 8. 6 Ngr.

Treutlich, C., Die bairischen Lichtfreunde in ihrer Feindschaft gegen Bibel und Kirche. Zuruf an den „Morgenboten“ und seine Genossen, so wie an alle evangelische Kirchenglieder. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 3 Ngr.

Ußlich, über den Amtseid der Geistlichen. 3te Auflage. Leipzig, D. Klemm. 8. 3 Ngr.

— Bericht über die Pfingstversammlung der protestantischen Freunde in Rötzen am 15. Mai 1845. Leipzig, D. Klemm. 8. 3 Ngr.

Unger, G. S., Der Mißbrauch der Bahnen, erläutert durch die neuerdings gemachten Versuche, das bei der Feuer-Versicherungsbank für Deutschland eingeführte Rechnungswesen zu verdächtigen. Mit einem Anhang, enthaltend ein Sendschreiben an Hrn. A. W. Wüstenfeldt in Bückeburg. Erfurt, Keyser. 8. 7 1/2 Ngr.

Die preussische Verfassungsfrage. Historisch entwickelt und durch Rückblicke auf den deutschen Bund beleuchtet. Nebst Beurtheilung der neuesten über diesen Gegenstand erschienenen Schriften. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Wort eines Freundes der Wahrheit über den um „Kirchenverbesserung“, eigentlich aber um Befreiung vom Glauben an die christlichen Heilswahrheiten durch Geistliche und Laien petitionirenden Rationalismus. Nebst einem Anhang über Sinn, Wesen und Wirken des heiligen Geistes. Magdeburg, Falkenberg und Comp. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Die dramatische Kunst in Italien.

Die Schauspielkunst hat in Deutschland eine solche Höhe der Vervollkommnung in Vergleich mit den übrigen Nationen Europas erreicht, daß wir, in dieser Schule erzogen, mit Recht als urtheilendes Publicum auf die Ergebnisse der andern Länder herabblicken, und reifer an Erfahrung, geübter im kritischen Blicke, und dem erhabenen Ziele näher, uns erlauben dürfen an den Andern das Mangelhafte zu bemerken und zu rügen, das wir größtentheils wenigstens überwunden und verbessert haben und hoffentlich auch für die Zukunft fern zu halten wissen werden. Wir waren die spätern Lehrlinge in einer Kunst, die, als exotische Pflanze aus den Regionen des Südens zu uns gebracht, durch unsern Fleiß Wurzel faßte und sich allmählig dermaßen akklimatisirte, daß wir berechtigt sind eine Zeit zu erwarten, in der sie als einheimisch und unserm Boden angehörig vielleicht in jene Länder Propfreiser und Ableger liefern könnte, aus deren Mutterlande sie stammte und aus dem sie zu uns herüberkam. Noch ist Deutschland, was seine Cultur betrifft, im Fortschreiten begriffen, noch verspricht die Kunst, die so gastfreundlich bei uns aufgenommen, so tüchtige Mäcenaten fand und in kurzer Zeit in ihrer vollen entzückenden Blüte prangte, noch verspricht sie länger unter uns zu weilen, sich inniger mit uns zu verbinden und zu verbrüdern und uns so immer mehr jener Stufe der Vollendung zu nähern, auf die wir zu gelangen durch unsere beharrliche Pflege auch vollen Anspruch haben.

Wer Deutschlands Bühnensystem und seine dramatische Wirkksamkeit allein gesehen hat, wer die verschiedenartigen Kunstleistungen unsers Theaterwesens beobachtet, aber immer nur deutsches Theater mit deutschem Theater verglichen hat, dem fehlt am Ende der richtige Maßstab und sein an Gediegenheit und Kunst gewöhntes Urtheil wird endlich despotisch streng und fodert, bloß um dem menschlichen Drange eines Stufenganges Genüge zu leisten, den Superlativ da, wo es, an mehr als Positiv gewöhnt, schon den Comparativ fand und sich ergötzen möchte an der unmittelbar folgenden Stufe der Vollendung. Daher die wiederholten Klagen über den Mangel an Fortschritten in der dramatischen Kunst

Deutschlands, die wiederholten Elegien an den Gräbern der hingegangenen unerfesslichen Matabore der Schauspielkunst, denen dann unmittelbar die Schilderung einer classischen Darstellung lebender Künstler, die Beschreibung des mit Recht verdienten stürmischen Beifalls, den ein Schauspieler oder eine Schauspielerin geerntet haben, vorangeht oder folgt. Wir verlangen mit vollem Rechte nach vorwärts zu dringen, wir fühlen die Kraft dazu in uns, wir ehren das Andenken Jener, die in der Kunst Großes geleistet und die Vorbilder eines kommenden Geschlechts waren, wir brauchen aber darum nicht an unserer Zukunft zu verzweifeln und dürfen ohne eitel zu werden uns dennoch gestehen, daß wir viel geleistet haben und weit vorgebrungen sind, und werden uns diesen Trost, der uns stählen und aneifern soll, dadurch am klarsten verschaffen, daß wir auf Andere blicken und bemerken, wie viel Jenen noch zu thun überbleibt, um unsern gegenwärtigen Standpunkt zu erreichen. Man muß außer Deutschland gewesen sein, und nachdem man eine Fortsetzung des angenehmen Gefühls, das die vortreffliche Darstellung eines deutschen Schauspiels auf uns hervorbrachte, in der ältern französischen Schule empfunden hat, sich allmählig in das Innere Italiens verlieren, und wenn man den ersten widerlichen Eindruck berühmter italischer Helden und Heldinnen glücklich überstanden hat, nach und nach hinabsteigen in die Tiefen der italischen Komödie, eindringen in die lichtlosen Ursplanzungen der wilden Dramas, wo das Unkraut in hohen, mächtigen Halmen über die kaum erspähbaren edlern Pflanzen ungehindert wuchert, wo der fruchtbare Boden, bedeckt von den mannichfaltigen Erzeugnissen einer ergiebigen, schöpferischen Kraft, ohne Pflege sich selbst überlassen Samen treibt und Wurzel in Wurzel verschlungen krüppelhaften Miswachs zu Tage fördert: dort muß man gewesen sein und beobachtet haben, um freudig wieder zurückzukehren auf die heimatischen Fluren Deutschlands, wo die regelnde Kraft der Kunst ihre Hand freundlich dem schöpferischen Geiste der natürlichen Gabe bietet, wo beide in voller Harmonie einerschreiten, Segen spenden und eine schöne Zukunft prophezeien.

Italien ist in den letzten Zeiten unserm Vaterlande um Vieles näher gekommen, und da wir nie gescheut haben offen und frei zu gestehen, wie viel wir Jener

Quelle der Künste und Wissenschaften verdanken, so dürfen wir mit voller Zuversicht erwarten, daß man unser Urtheil in einem Zweige, dem wir mehr Pflege und Cultur geschenkt, gern vernehmen und die Gerechtigkeit des Auspruchs zu würdigen wissen werde. Unter allen Tempeln, die Italien den Musen erbaute, waren die Hallen Thalia's doch die am wenigst besuchten und das Priesterthum dieser Stätte wurde gleich bei seiner Errichtung unwürdigen Händen anvertraut. In keiner Zeit gelang es der dramatischen Kunst in Italien dem Volke jene Liebe abzugewinnen, mit der ihr die andern Nationen und besonders die Deutschen gleich bei ihrem Entstehen huldigten und so nicht nur ihr Gedeihen erzweckten und sicherten, sondern ihr als anerkanntem Liebling den Weg zur Vervollkommnung eröffneten. Es wäre keine leichte Aufgabe den Grund dieses räthselhaften Ereignisses zu erörtern. Die mannichfaltigen Proben eines ergiebigen, vielseitigen natürlichen Talents der Bewohner jener Regionen, die ausgezeichneten Leistungen in jedem Zweige der Künste und Wissenschaften, die allbekannt und allgemein geschätzt von Italien aus in die übrigen Länder verbreiteten, erlauben durchaus nicht die Ursache dieses einen vernachlässigten Theils der Literatur durch Mangel an Fähigkeit zu erklären, und die von Unsterblichkeit umstrahlten Namen eines Alfieri, Metastasio, Monti, Silvio Pellico u. A. wären die treffendsten Beweise gegen eine ähnliche ungegründete Beschuldigung. Aber jene Höhe, welche die dramatische Literatur Italiens durch die Producte jener Großen erreicht hat, an deren Spitze immer der lorbeerumkrönte Alfieri prangt, war dennoch einseitig und manierirt, und jene Katastore der Wissenschaft stellten ohne es zu wollen ihren Proselyten das hohe Ziel mit allen seinen Gebrechen als unveränderlich fest und wurden eben dadurch die Urheber eines ganz auf ihre Art der bildlichen Darstellung beschränkten Urtheils, das, nachdem es lange stre geföhrt hatte, endlich doch untergehen mußte. Der Enthusiasmus, den Alfieri durch seine scharf schattirten Charakterbilder erregt hatte, wurde das Ziel des Strebens seiner Nachfolger und Jünger in der Kunst, und diese folgten blind dem Geise seines Triumphwagens, ohne daß ihrem Eifer die Veränderung der Zeiten und mit ihnen das Bedürfnis einer Veränderung des Künstlerziels klar geworden wäre. Die Epoche war bereits eingetreten, in der man, obgleich noch von Begeisterung für Alfieri's Werte hingerissen, sich dennoch nach mehr Natürlichkeit sehnte, im Theater durch eine einfach wahre Darstellung vergessen wollte im Theater zu sein, und sich die Bemerkung erlaubte, daß jene Gestalten, die Alfieri's poetisches Talent auf die Bühne zauberte, nie in der Wirklichkeit bestanden, nie so gesprochen, so gehandelt haben können, daß sein Meißelpinsel eine Welt bizarrer Ideale und nicht Portraite gemalt habe. Dieses Bedürfnis der Menge, das sich immer deutlicher aussprach, zu befriedigen, schritten Goldoni's Charakterbilder und Scenen aus dem Volksleben über die Bretter, und waren, obwohl man die alten Helden nicht vergessen hatte,

doch gern gesehen und mit lauten Zeichen des Vorzugs und Beifalls anerkannt. Mit Goldoni hatte die dramatische Kunst in Italien ihren entscheidenden Wendepunkt erreicht, und wenn es jenem einflußreichen Geiste gelungen wäre, das Volk, das er zu fesseln mußte, ohne weitere Ansehung eines nachsichenden Nebenbuhlers in seiner gebiengeren Schule zu erziehen, so hätte Italien gewiß in kurzer Zeit das Verlorene nachgeholt, das Mangelhafte zum Classischen emporgeschwungen und wäre ohne Zweifel allen Jenen Meister geworden und vorgeeilt, in deren Schule es jetzt noch Lehrling ist.

Venedig, die alte selbständige Dogenstadt, wo unter dem Schutze des Flügels so manche Eigide entsprang, Venedig war auch in dieser Epoche der Sammelplatz der entscheidenden neugeborenen Kräfte, die, obwohl sie leider erst in der Abendröthe des ruhmvollen Seins der Republik ausloderten, dennoch ein bleibendes Licht verbreiteten, dessen Glanz, wenngleich getrübt, fortschimmerte durch die kommenden Zeiten und die Morgendämmerung eines jungen Tages wurde, dessen Strahlen sich mild und freundlich über jenes Land ergossen, dessen Horizonte er glorreich entstieg war. Venedig sah gleichzeitig Goldoni, Chiari und Gozzi, die theils durch ihre gegenseitige Polemik die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich zogen, deren mannichfaltigem Einwirken auf den Geschmack des Volkes die dramatische Muse ihre Einsegnung und feierliche Weihe verdankte. In Turin wurde um diese Zeit die erste stehende Schauspielertruppe errichtet und besoldet, in Parma schrieb man Prämien für gelungene dramatische Arbeiten aus, und die Albergati in Bologna riefen so manches Würdige ins Leben, das sich noch lange nach jener aurea aetas des Dramas erhalten hat. Aber eben dieses plötzliche Steigen, dieser unerwartete Enthusiasmus, der, durch Goldoni vorzüglich angeregt, sich so schnell entwickelte, konnte von keiner Dauer sein. Die in Fülle abwechselnden Leistungen wirkten durch den Reiz der Neuheit auf das Publicum und die Lust an steter Überraschung hatte bald die Oberhand gewonnen über die Werthschätzung des Gediegenen. Die Autoren, Gozzi und Chiari, verführt von dieser Quelle des Beifalls, verschwendeten ihre productive Kraft auf Bühnenerfindungen und abwechselnde Überraschungen (sorprese teatrali, wie sie passend die Kritiker jener Zeit nennen), suchten ihre gegenseitigen Triumphe in der mehr oder weniger zufließenden Menge, und die Theaterelche jener Epoche zeigten nicht selten drei neue Stücke an demselben Abend in den verschiedenen Theatern der Dogenstadt. Diese Kunst, das Publicum durch Abwechslung zu fesseln, verstand Goldoni allein, ohne sich je wie Gozzi und Chiari, die es aus Nebenbuhlerschaft thaten, zum sinnlosen Treiben hinreißen zu lassen. Aber lange konnte sich diese productive Kraft mit ihren Ergebnissen nicht in den ästhetischen Grenzen der rein dramatischen Kunst behaupten. Schon fing man an die Kunst und den Tanz in die dramatischen Vorstellungen zu mengen, ersetzte den Mangel an interessanter Handlung durch glän-

und Decessionen, verschrieb Tängerinnen und Gaukler aus Frankreich, um so den Händen und Füßen Das zu überlassen, was die Köpfe dem Publicum zu bieten nicht mehr im Stande waren. Da kamen endlich die Parodien und Satiren an die Tagesordnung, die, durch die allerdings geistreiche Akademie der Brancaschi ange-regt, anfangs durch ihren beißenden Witz bei dem Volke viel Anklang fanden; Gozzi verwendete seinen natürli-chen Sarcasmus auf Zauberpossen und Feenmärchen, in denen er mit Beifall gegen Goldoni auftrat und die in Verfall gerathene Commedia dell' arte zu verfechten suchte. Seine „Tartana“, eine Zeitschrift, welche im J. 1757 erschien, schoß giftige Pfeile auf Goldoni, den Stammhalter eines neuen dramatischen Geschlechts, und machte sich nicht selten auf belebende Art über die neuen Compositionen lustig. So heißt es an einer Stelle z. B.:

Acht alte Komödien holt er herbei,
Die sückt er zusammen und nennt sie dann neu.

während Chiari's Menelaus in „Troja's Ende“ ausruft:

O unergleichlich Weib, du edle Heldenfee,
Die ich die meine nenn' und mir zur Braut erwähle,
Dich soll wenn Troja stirzt ermordet ich erschau'n?
Dann laß ich dir zur Ehr' ein neues Troja bau'n.

Und alles Dies fand Beifall und füllte die Kassen der Theaterdirectoren, denen am Ende trotz der traurigen Folgen, die Goldoni vorher sah, damals so wenig daran lag das Volk zu erziehen und zu bilden als ihnen noch heutzutage dieser Gedanke schlaflose Nächte verursacht. Merkwürdig und wahrhaft groß bleibt in jener Epoche Goldoni, der (1761) dem Rufe nach Paris gefolgt und dort mit ungeheiltem Beifalle aufgenommen worden war. Er schrieb dort unangefochten und ruhiger als in seinem Vaterlande einige Lustspiele in französischer Sprache, die, wie er selbst äußerte, sich einer unverbildeten Auf-nahme zu erfreuen hatten, während er und seine Werke auch in seiner Abwesenheit die Zielscheibe des Witzes seiner Gegner waren. Aber:

Es ist nun das Geschick der Großen hier auf Erden,
Erst wenn sie nicht mehr sind von uns erkannt zu werden.

und so pflanzte er unverdrossen das Samentorn in die Muttererde, die es aufnahm und früh oder spät doch die Frucht zu Tage fördern mußte, mit deren er-stem Keime zugleich das Lorbeerreis ihres unsterblichen Pflanzers empor sproßte. Auch jene Welle bewegter Zeit schwand endlich, beinahe gleichzeitig mit der Kraft des alten Dogensöwen, der diesem unnatürlichen Treiben kurz vor seinem Entschlummern zugehört hatte; Chiari und Gozzi traten ab von der Bühne des Lebens (1785) und auch Goldoni schied (1793), nachdem er als sechsund-achtzigjähriger Greis wieder in sein Vaterland zurückge-kehrt und bei seinem Abschiede aus dem Leben mit sei-nen Zeitgenossen gänzlich versöhnt war. Bald und spurlos verschwand im Volke das Andenken Jener, die einst mit so vielem Beifalle gegen ihn aufgetreten wa-ren, und er der Riese unter den Pygmäen stand einzig und allein da wie ein Regenbogen über dem Wolken-himmel streitender Kräfte, in dem sich die Strahlen sei-

nes leuchtenden Genius in tausendfarbigen Perlen spie-gelten. Während seine Nebenbuhler und Neider in die Nacht der Vergessenheit gesunken waren, strahlte sein Nimbus als Leuchtturm für die kühnen Schiffer, die nach ihm es wagen würden, jenes Meer zu durchsegeln, dessen Stürme er siegreich bekämpft und dessen fernes Gestade er glücklich erreicht hatte. Und wirklich zählte er nicht wenig Proselyten; aber, den Wüden ähnlich, die sich im Lichtstrahle baden, schwärmten seine Nachahmer und sonnten sich an den Strahlen des erhabenen Zieles, das sie vor Augen hatten, das sie aber trotz ihrer summen-den Flügelschläge zu erreichen nicht im Stande waren. Da gelang es endlich nach zahlreichen mißglückten Ver-suchen Einem unter den Vielen aus den labyrinthischen Gängen, in denen man herumgetirrt war, den Ariadne-Faden der richtigen Tendenz zu erschaffen und von ihm geleitet dem bisher noch fernem Ausgange nahe zu kommen.

Camillo Federici, zu Garesio im Piemontesischen ge-boren, verließ in seiner Jugend das väterliche Haus und ging auf das Theater, zu dem er sich von einem unwid-derstehlichem Prange gezogen fühlte. Schon seine ersten Jugendarbeiten, die er als Schauspieler für die Truppe schrieb, in der er spielte, bezeugten den klaren drama-tischen Blick, den scharfen Observationsgeist, die es ihm allein möglich machen konnten, sein hohes Vorbild Gol-doni zu erreichen. Sein Familienname Diassolo wurde von ihm selbst in Camillo Federici verändert und zwar auf Veranlassung seines mit vielem Beifalle aufgenom-menen Dramas „Camillo e Federico“, welches das Publicum bewog, den damals noch unbekanntem Autor nach seinem Stücke zu nennen. In der Schule des be-rühmten Triveri zu Turin bildete er seine natürlichen Anlagen vollends aus und stellte das Ziel seines Lebens unabänderlich auf die Bühne, die seinem Fleiße und seinem Talente so viel des Tüchtigen zu verdanken hat. Ohne seine glühende Phantasie je an politische Unter-nehmungen zu verschwenden, blieb er auch in den stür-mischen Zeiten der französischen Revolution seiner Kunst treu, und mit ihr allein beschäftigt lebte er nach Um-ständen bald in der einen bald in der andern Schau-spielergesellschaft und schenkte seine Geisteskräfte der ihm so werth gewordenen dramatischen Muse, ohne dem Schwindel fanatischer Freiheitsillusion zu unterliegen, der so manchen seiner würdigen Zeitgenossen in den un-widerstehlichen Wirbel fortriß und dem Untergange ent-gegenkreuzte. In kurzer Zeit wurde er durch seine Lei-stungen der Liebling des Publicums. Schon hatte da-mals in Italien der Schwarm französischer Übersetzungen sich allmählig eingeschlichen, und geschwürartig griff diese Seuche immer mehr um sich, wenn Federici durch seine Lebensbilder nicht wieder den Geschmack für Original-lustspiele hervorzurufen im Stande gewesen wäre. Die noch lebenden Freunde des großen Goldoni erkannten in ihm den edeln Sproßling jenes Geschlechts und unter-stützten ihn in seinem ehrenvollen Unternehmen: den let-ten Funken ästhetischen Urtheils aus der Asche des ver-

börsenen Geschmacks zu retten und anzufachen zu neuer Lebensflamme. Wie Dasen in der Wüste glänzten die Erzeugnisse Federici's auf den italienischen Bühnen und das in der Epoche der Unfruchtbarkeit und Dürre schmachtende Publicum labte sich wieder in langen erquickenden Zügen an dem reichen, klaren, natürlichen Born seiner Kunst. Seine „Falsi galantuomini“, „Il capello parlante“, „L'avviso ai mariti“, „Illusione e verità“, „La bugia“, „La sposa di provincia“, „Il medico“, „Il collo torto“ weckten durch ihren stürmischen Beifall das schlummernde Talent so mancher andern begabten Bühnendünstler, seinem Beispiele, das zur faßlichen Schule herangediehen war, zu folgen. Greppi, Billi Avelioni, Albergati und später de Rossi, Giraud und Sogرافي bildeten sich alle in seiner Schule und lassen in ihren sämmtlichen Leistungen das Vorbild nicht verkennen, das ihnen vor der Seele schwebte und das sie zu erreichen strebten. Federici schrieb in Allem über 70 Productionen, von denen nur wenige dem tragischen Fache angehören, und sein ergiebiges Talent würde sicher noch mehr geliefert haben, wenn er nicht bereits 1802 einem Brustübel unterlegen wäre, das sich seit mehreren Jahren schon auf hindernde Weise fühlbar gemacht hatte. Er starb in Padua, wo er die letzte Zeit seines thatenreichen Lebens zugebracht hatte, beweint von seinen Angehörigen, die in ihm einen gemüthlichen liebevollen Verwandten verloren, betrauert von der Goldoni'schen Muse, die ihm ihre Wiebergeburt verdankt. Seine sterbliche Hülle wurde in der Kathedrale von Padua eingesegnet und daselbst am Friedhofe zur Erde bestattet. Kein Monument, keine Inschrift bezeichnet den Ort, wo der Körper jenes Mannes ruht, dem Italiens dramatische Kunst die neue dauernde Wendung verdankte, der seinem Vaterlande so manche angenehme, lehrreiche Stunde verschafft hatte, der die geistige Brücke war, deren kühner Bogen sich von Goldoni über den Abgrund verdorbenen Geschmacks bis auf die neue Schule wölbt. Den einzigen Beweis von Anerkennung in bleibenden Zeichen erlebte er wenige Jahre vor seinem Ende durch Übersendung einer Denkmünze, die, ihm zu Ehren in Piemont geprägt, auf einer Seite das Brustbild Alfieri's, auf der andern sein eigenes trug, und die den bescheidenen Mann auch herzlich freute, so sonderbar und unpassend er auch die Zusammenstellung der beiden Bildnisse finden mochte.

Durch Federici, als Nachfolger Goldoni's, war der Weg gebahnt, und die edlere dramatische Kunst, die nun kräftigern Fuß gefaßt hatte, schritt bedächtig vorwärts, ohne übrigens wieder das hohe Ziel gänzlich aus dem Auge zu verlieren. Zuweilen noch tauchte aus der Menge ein Profelyt Alfieri's auf und Monti's „Aristodemo“ und „Cajo Gracco“*) sammelten noch einmal die alten Parteigänger um sich, aber ihr Applaus verhallte

*) In neuerer Zeit „Medea“, vom Duca di Bracciano, „La Pia de' Tolomei“, vom Duca di Marengo, u. s. w., die noch heute die Hauptrollen der Schauspieler aus der alten Schule sind.

wie das Echo längerverklingener Töne. Die nationale Darstellung behielt durch ihren gemüthlichen Reiz die Oberhand, und der lange, segensreiche Friede, der nach der blutigen Schlachtempoche seinen Dujwig über Europas Fluren schwang, begünstigte auch in Italien die Fortschritte in einer bisher nur einseitig gepflegten Kunst.
(Der Beschluß folgt.)

Einige Blätter der Erinnerung. Gesammelt und herausgegeben aus dem Nachlaß des Majors Friedrich von Lutz. Berlin, A. Duncker. 1845. 8. 15 Rgr.

Die in diesem kleinen Buche enthaltenen Gedichte sind einer umfangreichen Sammlung entnommen, die der Verf. seinen Erben zur Verfügung hinterlassen hat. Die Herausgeber sagen, daß sie, in Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit dieser Verse, welche in Form und Stoff größtentheils vergangenen Zuständen angehören, nur eine kleine Anzahl herausgehoben haben. Aus der Biographie lernen wir F. v. Lutz als eine durchaus achtungswürdige und liebenswürdige Persönlichkeit kennen. Sein Leben war nicht bloß von großer Dauer, sondern auch durch Verbindung mit edeln Geistern inhaltsvoll; F. v. Lutz war befreundet mit Adam Müller, A. W. Schlegel, Fouqué, Chamisso und oft in Goethe's Gesellschaft. In den unglücklichsten Jahren Preußens sprach sich seine Vaterlandsliebe und Unterthanentreue — so nennt es sein Biograph — am lebhaftesten in Gedichten an die Königin Luise, an die Prinzessin Wilhelme und an die Fürstin Ulrike v. Radziwill aus. Die Herausgeber wollen, und das ist sehr recht, für ihren Freund nicht den Lorber des Dichters erstreiten; sondern sie beabsichtigen nur den Freunden, in deren Besitz Lutz sein bestes Glück fand, ein willkommenes Andenken zu geben. Diese Absicht ist zu ehren und gewiß erreicht; auch die Hoffnung und der Wunsch wird sich erfüllen, welchen die Vorrede ausspricht, nämlich daß durch die Lesung dieser Blätter dem Verf. hier und dort auch eines fremden Lesers Wohlwollen gesichert wird. 25.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Lesebuch für Volksschulen

und die untern Classen der Gymnasien und Realschulen.

Zusammengestellt von

F. A. W i l d e.

Gr. 8. Geh. 16 Rgr.

Eine reiche Auswahl des Vortrefflichsten aus den Werken der beliebtesten Jugendschriftsteller, biblische Geschichten, Fabeln, Märchen, Erzählungen, Beschreibungen aus der Länder- und Völkertunde, Parabeln, Idyllen, poetische Erzählungen, Legenden, Lehraussätze, Briefe und Sprichwörter, bilden den Inhalt dieses Lesebuchs. Scherz und Ernst sind hier nebeneinander gestellt, und wie dasselbe durch seinen lehrreichen und unterhaltenden Inhalt den Kindern für ihre ganze spätere Lebenszeit Gold darbietet, so ist es auch von Lehren zu orthographischen, grammatischen und declamatorischen Übungen sowie zum Abschreiben und Nacherzählen anzuwenden.

Durch den außerordentlich billigen Preis dieses Lesebuchs (22 Bogen ökonomischen Drucks) wird dessen Einführung in Schulen bedeutend erleichtert werden.

Leipzig, im Mai 1846.

F. A. Brodhans.

Die dramatische Kunst in Italien.

(Schluß aus Nr. 144.)

Betrachten wir also nach diesem flüchtigen Blicke, den wir der Vergangenheit geschenkt haben, Italiens gegenwärtigen Zustand was die dramatische Kunst betrifft, und wir werden deutlich erkennen, daß in Bezug auf theatralische Darstellung täglich langsame aber unverkennbare Fortschritte gethan werden, und daß besonders was Schauspielkunst betrifft Italien in der letzten Zeit Individuen aufzuweisen hat, wie es sie früher nie besaß. Noch gibt es hin und wieder Unkraut auszurotten, das neben den edeln Pflanzungen gleichsam unzerstörbar fortgedieht und als ein Andenken an die erste Kindheit der Kunst sich erhalten zu wollen scheint; aber der Segen der neuen Frucht, die ihre Wurzeln immer tiefer schlägt und ihre Palme immer mächtiger emporhebt und verbreitet, soll hoffentlich immer siegreicher über den Miswachs werden und, behant von der stets zunehmenden Liebe des Volks an ihrem Gedeihen, die letzte Lebenskraft des schädlichen Einflusses zerstören.

Als Bühnendichter der Gegenwart, deren Productivität und Bühnenkenntnis das Publicum anziehen und den guten Geschmack an der Komödie immer mehr ausbilden, sind Rota und Bon die Weiden, denen in der Zahl so mancher Anderer die ersten Plätze eingeräumt werden müssen. Rota's Productivität ist wahrhaft großartig, und obwol schon vorgerückt in Jahren, erhält sich sein Talent noch kraftvoll und ergiebig. Bon, der in frühern Zeiten als Schauspieler und Bühnendichter zugleich wirkte, hat sich seit einigen Jahren zurückgezogen und die Leitung einer Schauspielerschule in Mailand übernommen, welches Amt er aber aus Mangel an Unterstützung wieder niederlegt, um sein leichteres Fortkommen durch sein eigenes Spiel zu suchen, welchem Wiederauftreten ganz Italien mit Freuden entgegen sieht. Unter seinen 52 beliebten und gelungenen Lustspielen und Charaktergemälden, die alle ausgesprochen den Typus Goldoni'scher Schule an sich haben, sind sein „Cosi faceva mio padre“ und „Ludro e Ludretto“ die vorzüglichsten Erzeugnisse, die allein hinreichen würden, um ihm einen bleibenden Namen bei der Nachwelt zu verschaffen. Aber eben durch den Umstand, daß er Bühnendichter und Schauspieler zugleich war, fühlte er vor-

zugswise vor den Andern das Bedürfnis einer dramatischen Schule, und wenn die Ausführung dieses edeln Planes ihm als Erstem auch nicht gelang, so haben die Jahre seines Versuches doch schon viele taugliche Individuen für das italienische Theater geliefert und somit den Nutzen dieses Unternehmens bewiesen. Minder günstig stellt sich seit dem Verschallen der donnernden Muse Alfieri's die Cultur der Tragödie. Jene unnatürlichen Ausgeburten einer glühenden Phantasie abgerechnet, hat Italien keine Tragödie. Manzoni's „Adelchi“ und „Carmagnola“, die durch Goethe's Beurtheilung so allbekannt in Deutschland sind und die sprechende Beweise von der Selbständigkeit des großen Hymnendichters liefern, fanden aus Mangel an Schauspielern, die sich der Aufgabe gewachsen gefühlt hätten, nie eine würdige Darstellung und blieben dem Lespublicum und seinem reisern Urtheile überlassen.

Maffei's Übersetzungen der Schiller'schen Stücke hingegen, obwol auch zuweilen auf die Bühne gezerzt, reizten durch die blühende Sprache und kühnen Bilder, die der vortreffliche Übersetzer in ihrer ganzen Größe meisterhaft glänzen zu lassen wußte, wurden aber immer zu lang gefunden und blieben trotz der classischen Metamorphose Maffei's zu sehr original und deutsch, um jetzt schon ihren verdienten Beifall zu ernten; für sie wird aber auch in Italien gewiß die Epoche der Anerkennung und Würdigung kommen, wie es schon die gegenwärtige Aufnahme unbezweifelt hoffen läßt.

Was nun endlich die Darstellung und die eigentliche Schauspielkunst betrifft, so wird Italiens Fortschritt in derselben immer gefesselt sein, so lange es nicht stehende Theater mit besoldeten Schauspielern hat, die ohne von einer Stadt zur andern zu reisen unveränderlich in einem und demselben Orte bleiben. Auf diese Art allein können sich wahre Künstler bilden und das Publicum wird eben dadurch, daß es des einseitigen Spieles der Individuen allmählig müde wird, der strengere Richter und die Schule des Schauspielers. Wenn, wie es bisher noch in ganz Italien der Gebrauch ist, eine Schauspieltruppe sich nur durch einige Wochen in einer Stadt aufhält, dort eine gewisse Anzahl Stücke gibt und wieder weiter zieht, so ist es eine leichte Aufgabe, das Publicum zu befriedigen und Applaus zu ernten, da die wenige Abwechslung in den Rollen durchaus nicht

gestattet, die vorzüglichste Eigenschaft des Schauspielers, seine Vielseitigkeit zu beurtheilen, während der Mangel dieser Eigenschaft bei einer stehenden Truppe bald an das Licht tritt und den Glitterglanz des eiligen Künstler Ruhmes gänzlich zerstört. Andererseits ist durch dieses Nomadensystem den Schauspielern die Gelegenheit genommen, andere größere Männer ihres Faches sehen und von ihnen lernen zu können, da sich nie zwei gute Gesellschaften gleichzeitig in derselben Stadt bilden lassen. Gegenwärtig besteht in ganz Italien nur die *Dramatica Compagnia Alberti* in Neapel, die keine solchen Wanderungen unternimmt und daher vielleicht auch zu den besten gehört. Karl Albert von Sardinien besoldet die *Compagnia Righetti* jährlich mit 30,000 Francs, die übrigens die Erlaubniß hat sechs Monate des Jahres zu reisen. Sie gehört ebenfalls zu den besten und zählt unter ihren Mitgliedern die berühmte *Robotti*, *Primadonna*, und den braven *Gattinelli jun.* Die übrigen Schauspieltruppen ändern mit ihren Individuen auch ihre Namen, wodurch auch noch der Nachtheil entsteht, daß man nie weiß, was man von ihr zu erwarten habe, da sie von einem Erscheinen zum andern oft alle ihre brauchbaren Individuen verloren und, da der Director sich erhalten, doch ihren Namen nicht verändert hat. Die besten unter ihnen sorgen mit Eifer ihre Schauspieler in der neuen vom Publicum so beifällig aufgenommenen dramatischen Schule zu bilden und wo möglich ganz die veraltete, höchst drollige Declamation und Schreierei zu vertilgen, die eben in diesen neugeschulerten Truppen oft höchst sonderbar zugleich mit der neuen auf die Bretter kommt und so als Zusammenstellung der Gegenwart und Vergangenheit häufig nicht ohne Interesse für Jenen ist, der sich zurückzaubern will in die Zeit der milden Jugend der Kunst, um ihre Fortschritte in der Gegenwart deutlicher zu bemessen. Ein Überbleibsel aus jener (der Muse sei es gedankt) allmählig untergehenden Epoche ist noch die Art, mit der die untergeordneten Gesellschaften moderne Stücke in Scene setzen und wie denn eine Kleinigkeit oft charakteristisch werden kann, ihre Schwäche zum Beispiel in den Anschlagzetteln bloßgeben. So wurden im Herbst des vergangenen Jahres, sage 1845, in Venedig, der von *Goldoni* und *Federici* geschulerten Stadt, von einer gewissen Gesellschaft *Gandini* und *Prosperi* die „Burggrafen“ von *Victor Hugo*, in das Italienische übersezt, als Sonntagstück benutzt und ihre Darstellung mit folgenden Worten, die ich treu überseze, angekündigt:

Sonntag wird die Compagnie ein ganz neues für diese Bühne bearbeitetes Drama von dem berühmten *Victor Hugo* vorzustellen die Ehre haben, welches Alles darbietet, was nur interessant, mystisch und phantastisch genannt werden kann. Es ruft uns die längst vergangenen Zeiten und die alten Sitten Germaniens wieder ins Gedächtniß und spielt in der Epoche *Friedrich's I.*, genannt *Barbarossa*. Auch die Personen, die darin vorkommen, sprechen von vergangenen Zeiten, denn wie der Bettel weiter unten zeigt sind sie alle Greise. Dieses Drama in drei Abtheilungen führt den Titel:

Die Burggrafen. Erster Theil: Der Ahn von hundert Jahren. Zweiter Theil: Der Bettler. Dritter Theil: Die

unbekannte Höhle und das verschleierte Weib oder: *Job* der alte *Titane* vom Rhein, oder: *Friedrich* der Große aus dem Grabe erstanden, oder: Die coricanische *Clavin*, dürstend nach Rache in der schreckenvollen Höhle des Brudermordes.

Ex angue leonem! Kann solch ein Theaterzettel nicht als Barometer betrachtet werden, um die Tiefe zu messen, in die man hinabsteigt, wenn man einer so angekündigten Aufführung beiwohnt? Arme Kunst, die noch mit ähnlichen Überbleibseln zu kämpfen hat und jene Ruinen erst dem Boden gleich machen muß, bevor sie an tüchtige neue Bauten denken darf, und armer *Victor Hugo*, über den es im „*Charivari*“ hieß:

Hugo lorgnant les voutes bleues
Au Seigneur demande tout bas:
Pourquoi les astres ont des queues
Quand les Burggraves n'en ont pas?

Er hat es sich wol nie träumen lassen, daß ihnen eine solche queue zu Theil werden sollte.

Um so mehr sind aber unter solchen Umständen jene beharrlichen Männer zu bewundern, die Kraft genug besitzen, frei von den Überresten alter Vorurtheile ihren Weg zu verfolgen, denen es gelang, in einem und demselben wahren Geiste der Kunst zu wirken und als Lehrer in derselben Schulen zu errichten, aus denen täglich neue, hoffnungsvolle Schauspieler hervorgehen.

So sahleb *Bestri* vor wenigen Jahren, nachdem er sich nicht nur selbst ganz der neuen Schule zugewendet und bei seinem großen, vielseitigen Talente zugleich in ihr gegläntzt, sondern auch viele wackere Männer in seiner Schule gebildet hatte; so erfreuen gegenwärtig noch durch ihre ausgezeichneten Leistungen *Benoni* und *Tabbei* in Charakterrollen, die noch junge aber in der Kunst schon vorgerückte *Ristori* für das Hochtragische und ihr würdig zur Seite *Signora Robotti*; aber an der Spitze des italienischen Dramas, durch seine eigenen Leistungen sowol als durch den erfolgreichen Einfluß auf die bildende Schule, steht ohne Zweifel *Gustav Modena*, der einzige eigentlich dramatisch gebildete Bühnenkünstler Italiens, der durch die trefflichen Individuen, die er herangebildet hat, für die darstellende Kunst Das zu werden verspricht, was *Goldoni* für die schriftstellerische war, der Wendepunkt, von dem das Licht auf die nachkommende Generation strahlen soll. Sein langer Aufenthalt in Frankreich, England und der Schweiz haben ihm, seine natürlichen Gaben abgerechnet, einen freieren und schärfern Blick zu verschaffen gewußt, um die Fehler und Mängel seiner vaterländischen dramatischen Literatur und Darstellung auf eine Art zu beurtheilen und zu verbessern, wie es vor ihm noch keinem seiner Kunstgenossen gestattet war. Er führte, der Erste, *Shakespeare's* und *Schiller's* Werke in gelungenen Productionen dem Publicum seines Vaterlandes vor, und machte es empfänglich für jene ihnen fremdartigen und bisher unbekanntem Schönheiten der Dramaturgie. Tüchtig in Anstandsrollen, ausgezeichnet und tief in Darstellung von Charakteren ist er endlich einer der Wenigen, dem es durch sein natürliches Spiel gelingt, den Schauspieler vergessen zu machen. Sein Ziel ist nicht

die augenblickliche Wirkung, sondern eine Darstellung mit kritischem und ästhetischem Sinn und seine für Italien ungewöhnliche Genauigkeit im Costume ist ebenfalls ein Beweis von der so klar ausgesprochenen Tendenz, ein einformiges, klassisches Ganze zu bilden, dort, wo man bisher nur einzelne Bruchstücke zu sehen gewohnt war. Mit ihm schließen die Fortschritte in der dramatischen Kunst Italiens in unserer Zeit, er muß als Grenzstein zwischen der Vergangenheit und Zukunft betrachtet werden, und wenn sein edles, lobenswerthes Streben nicht wieder aus Mangel an Unterstützung unterliegen und die Fackel seines Genius aus Mangel an Nahrung erlöschen sollte, so hat Italien volles Recht, von ihm den entscheidenden Impuls zu erwarten, der es in diesem vernachlässigten Zweige der Kunst heben und den übrigen Nationen gleichstellen kann.

Heinrich von Littrow.

Die Familie Clifford in England.

Die „festen“ Lords Clifford, deren bunte Erlebnisse eine hervorragende Stelle in der englischen Geschichte einnehmen, stammten von den Herzogen der Normandie und nannten sich nach ihrer Burg in der Grafschaft Hereford. Ihre früheste romantische Berühmtheit ruht auf der Sage von der schönen Rosamunde, älteste Tochter Roger's von Clifford, des Ersten dieser Familie, der durch Ererbung der Ländereien und des Schlosses Brougham unweit Penrith in Cumberland auch im Norden mächtig wurde. Er vergrößerte das Schloß und ließ über den innern Thorweg die noch heute lesbare doppel sinnige Inschrift setzen: „Dies machte Roger.“ Er fiel in den Kriegen mit Wales. Sein Sohn und Nachfolger, Robert, heißt wegen seines hohen Wuchses und kriegerischen Heldengeistes der größte Mann der Familie. Er war einer der Vormünder Eduard's III., der ihn zum Großadmiral ernannte. Auch focht er in Eduard's Kämpfen gegen Schottland und wurde dafür mit eingezogenen Gütern der Maxwell und Douglas belohnt. Doch trug ihm das keinen Segen. Er wurde den 24. Juni 1314 in der Schlacht von Bannockburn erschlagen. Man erzählt, daß Eduard Baliol nach seiner Entthronung in Schottland von Robert ehrenvoll aufgenommen und auf dessen Schlössern Brougham, Appleby und Pendragon stattlich bewirthet worden, sowie daß der von der Sage und in Jagdgeschichten gefeierte Hirschgeweih-Baum im Parke zu Whinfelt jenem Besuche seinen Namen verdanke. Die Weibhe des Thiers, welches der königliche Gast unter diesem Baume erlegt, waren an denselben festgenagelt worden, erhielten sich drei Jahrhunderte lang und schienen aus dem Baume hervorgewachsen, bis 1648 das eine und zehn Jahre später das andere muthwillig abgebrochen und entwendet wurde. Roger, der fünfte Lord, „der weiseste und tapferste Clifford“, focht ebenfalls in Eduard's Kriegen gegen Frankreich und Schottland und war der Erste seines Stammes, der einen Entel erlebte. Sein Sohn Thomas gehörte zu Richard's II. lockern Gefellen, wurde durch Parlamentsbeschluß vom Hofe verwiesen, zog mit den Kreuzfahrern und fiel in der Schlacht mit Hinterlassung eines Sohnes, welchen Heinrich V. verbienstermaßen zu seinem Günstlinge wählte und der sich mit der einzigen Tochter des berühmten Hofpauers vermählte. In der Blüte seines Alters starb er in der Belagerung von Meur in Frankreich und ruht in der Abtei Bolton. Sein Sohn und Erbe, ebenfalls Thomas, that sich in der Schlacht bei Poitiers hervor und eroberte die feste Stadt Pontoise, indem er sich und die Seinigen, weil Alles mit Schnee bedeckt war, weiß kleidete und solchergestalt die Besatzung überrumpelte. Er war ein treuer Anhänger der Lancaster'schen Partei

und fiel im Kampfe der Rosen bei St. Albans am 22. Mai 1455, fechtend für den Purken, in dessen Dienst seine Familie Großes geleistet und schmerzlich gelitten. Es ist derselbe Lord Clifford, von welchem Shakspeare im zweiten Theile von „König Heinrich VI.“ den Sohn ausrufen läßt:

— — — — —
Wast thou ordained, dear father,
To lose thy youth in peace, and to achieve
The silver livery of advised age;
And in thy reverence and thy chair days thus
To die in ruffian battle?

Nur irrte Shakspeare, daß Clifford „in Frieden seine Jugend verloren“. Auch der gräßliche dem Sohne in den Mund gelegte Nachsehtschluß:

Homeforth I will not have to do with pity!

bezüglich diesen einer Blutgier, von welcher die Geschichte nichts weiß und womit Shakspeare ihn auf Autorität des Chronikenschreibers Feland gebrandmarkt hat, der von ihm sagt, er habe bei Wakefield so Viele erschlagen, daß er deshalb der Fleischer genannt worden. Wahr ist, daß er auf der Verfolgung nach jener Schlacht den jungen Grafen von Rutland tödtete, Sohn des gleichzeitig gefallenen Herzogs von York. Doch verfertigt das Shakspeare nicht. Rutland war kein Kind mehr, sondern 19 Jahre alt, und als Clifford Tags vor der Schlacht bei Towton im dittingdaler Thale erschlagen wurde, zählte er 26 Jahre. Seine eingezogenen Güter erhielt der buckelige Herzog von Gloucester, später Richard III., und von seinen zwei Söhnen suchte und fand Heinrich, der älteste, ein siebenjähriger Knabe, bei den Thalbewohnern von Cumberland nicht blos eine Zuflucht, sondern lebte auch 24 Jahre unter ihnen als Schafhirt und soll gleich den alten Chaldäern durch das Beobachten der Sterne sich astronomische Kenntnisse erworben haben. Wenigstens sind in den Clifford'schen Archiven Handschriften aus jener Zeit entdeckt worden, die vom „Schäfer-Lord“ herühren sollen und, wenn das gegründet, keinen Zweifel lassen, daß er neben der Sternkunde auch Astrologie und Alchemie getrieben. Nach der Thronbesteigung Heinrich's VII. gelangte er zum Besitze seiner Würden und Güter und heißt in der Geschichte „ein einfacher Mann, der meist auf dem Lande lebte und nur an den Hof oder nach London kam, wenn das Parlament seine Anwesenheit foderte, dann aber wie ein kluger und wackerer englischer Edelmann sprach und handelte“. Sein Lieblingaufenthalt war Barben Lower, sein Lieblingsgumgang mit den gelehrten Stiftsherren zu Bolton. In seinem sechzigsten Jahre zog er an der Spitze seiner Mannen zur Schlacht bei Flodden „und bewies dort, daß weder das Alter den kriegerischen Geist seines Hauses in ihm erkaltet noch friedliche Beschäftigungen denselben ersticht hatten“. Seine vier nächsten Vorfahren hatte der Schlachtentod ereilt; von ihm singt Wordsworth in einem der schönsten lyrischen Gedichte der englischen Sprache: „Song at the feast of Brougham Castle upon the restoration of Lord Clifford the Shepherd to the estates and honours of his ancestors“:

In him the savage virtue of the race,
Revenge and all ferocious thoughts were dead;
Nor did he change, but kept in lofty place
The wisdom which adversity had bred.

Glad were the vales and every cottage hearth,
The Shepherd Lord was honoured more and more;
And ages after he was laid in earth,
„The good Lord Clifford“ was the name he bore.

Zehn Jahre nach der Schlacht bei Flodden starb er am 23. April 1523. Seine letzten Jahre wurden durch die Laster und Thorheiten eines ungehorsamen Sohnes getrübt, der sich jedoch nachher besserte und als Günstling Heinrich's VIII. den Titel eines Grafen von Cumberland und von den geplünderten Kirchengütern unter Anderm die Priorei Bolton erhielt. Sein Sohn und Erbe soll viel Gelehrsamkeit und viel Wissen in der

Wegweiser gehabt haben und vermittelte sich mit Lady Anne Gordon, Tochter Friedrich's VII. und Tochter Marquis, Marquis Ludwig's III. von Frankreich, „eine Dame“, wie Hartley Coleridge sagt, deren Gedächtniß hoch verehrt werden muß, da sie im 14. Jahrhundert es wagte, sich mit dem Könige ihrer Zeit zu verheirathen. In Anbetrachtung, künftigen Tage vorzuziehen zu sein, legte dem Gemahl einen großen Theil seines Vermögens. Er erregte das nach seiner Liebe durch Bekanntschaft seiner Tochter und durch die Bekanntschaft seiner zweiten Gemahlin, Tochter des berühmten Lacta, die „wie nachher in die Nähe von London kam“. Als Leiche aufgebahrt glaubte einer seiner Diener eine Bewegung seines Mundes zu bemerken. Er wurde ins Bett gebracht, zerschlugen in frühlicher Schwermuth und nach fünf Tage nach der Beerdigung seines erlöblichen Sohnes Georg mit der nach jüngeren Tochter des zweiten Grafen von Bedford, Francis Russell. Daraus entstand eine unglückliche Ehe. Ein charakteristischer Zug Georg's war seine Leidenschaft für Untersuchungen zur See. Er machte deren elf, nach Westindien, dem spanischen America und Sierra Leone, meist gegen die Spanier und Holländer und kostete ihm eigene Kosten. In dem merkwürdigen Jahre der Vermählung zeichnete er sich mit seinem Schiffe bei dem Gefechte vor Calais aus und auf seiner dritten Untersuchung, 1500, schiffte er Royal in den Azoren und eroberte 24 Schiffe im Besamtwerte von mehr als 20,000 Pf. St. Doch mußte er dafür schwer leiden — Wunden, Hunger und Durst. Da er zugleich ein Liebling der Königin Elisabeth war, die ihn zum Ritter des Hosenbandordens und bei allen Tarnungen zu ihrem Kampfen ernannte, darf es nicht befremden, daß er als der Richter seiner Verfahren angefangen und nach 20 Jahren als der Kränke aufhörte. Er starb in London und ruht in der Gruft des Schlosses Skipton. Mit seiner Tochter, der berühmten Lady Anne Clifford, vielleicht eine der außerordentlichsten Frauen Englands, erlich das große und edle Geschlecht. Schon Das ist an ihr merkwürdig, daß sie eine Beschreibung ihres Lebens hinterlassen hat, voll interessanter Details in Beziehung auf sie und ihre Familie. Ihr Lehrer war der sprachbewanderte Dichter Daniel, dessen Streben, sie für Dichtkunst und Dichter zu gewinnen, nicht vergebens gewesen sein kann, da sie in der Westminster Abtei Gensert ein herrliches Denkmal errichten ließ. Noch sehr jung vermählte sie sich mit Richard, drittem Grafen von Dorset, einem wihigen und geistreichen Manne, aber einem lieblichen Verschwendter. Sie gab ihm zwei Töchter, von welchen die Erstgeborene sich dem Grafen von Theset verband, dessen Familie noch gegenwärtig im Besitze der ehemaligen Clifford'schen Güter in Westmoreland und Grauen. Er starb 1524, und wie schmerzlich auch Lady Anna von seinem Ausschweifungen berührt worden sein mag, mit leichter Feder streift sie darüber hin. Sechs Jahre später, ihn ihrem einundvierzigsten, vermählte sie sich ein zweites Mal mit Philip Herbert, Grafen von Pembroke und Montgomery. Als Witwe hatte sie den Entschluß gefaßt, dasern Gott ihr einen zweiten Gemahl beschieden, keinen zu nehmen, der Kinder habe, ein Höfling sei und kluge und schone. Indeß bezeichnet die Geschichte den Bewählten als einen unantbarbaren, einen Dummkopf, einen frechen Schwärmer und eine Memme — „ein schlagender Beweis“, sagt ihr neuester und vorzüglichster Biograph, Hartley Coleridge, „daß oft die werthlosesten Männer über die besten und klügsten Frauen, namentlich über solche von gewissen Jahren, eine unerklärliche Gewalt haben“. Die Verbindung wurde für die Gräfin eine Quelle des bittersten Kummers, bis am 23. Januar 1634 der Tod ihres Gemahls sie erlöste. Dennoch spricht sie von ihm, wie eine gute Frau von ihrem gestorbenen Manne sprechen sollte, wäre es auch bloß zu ihrer eigenen Ehre — sie deutet seine Fehler an und verweilt bei seinen Vorzügen. Bereits durch den frühern Hintritt ihres Ehehins und dessen Sohnes waren die Besigungen des Hau-

ses Clarendon in ihren Händen gekommen und der Tod ihres Gemahls machte sie zur unabhängigen Herrin. Sie lebte von nun an mehr auf ihren Schloßern, hat Gutes und sehr zu bedauern, daß sie mit Richard nicht erlosch. Sie war eine Frau von hohem Geiste und hohem Willen und — wagt es die Sir Joseph Bellenden, Countess King Carl's II., ihr das Recht beizulegen, ein Parlamentariergesetz für den Hofen Typich zu erlassen, schrieb sie zurück:

„Ein Parlament hat mir gesagt, ein Hof hat mich verurtheilt, ein Parlament soll mir nicht befehlen.“

Anna Dorset Pembroke und Montgomery.

Sie starb den 12. März 1675 auf dem Schloße Bramham in dem jetzigen Alter von 87 Jahren.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Algier.

Der französische Naturforschungsstand wird durch die Beschreibungen in Algerien bestänlich nicht eben sehr gefördert. Eine desto ergiebiger Quelle aber bieten diese Colonien den sängerfertigen Tagesheftschreibern, welche mit dem Umkreisreifen der französischen Eroberungen einen immer mehr sich ausbreitenden Stoff zu Darstellungen aller Art erworben haben. Unter den populären Werken, welche mehr darauf berechnet sind, eine dem allgemeinen Bedürfniß genügende Kenntniß der von den Franzosen besetzten Gegenden zu verbreiten, verdient eine illustrierte Schrift von Christian, der nach allen Richtungen hin sich als geschickter Naturforscher betätigt hat, vortheilhaft hervorgehoben zu werden. Sie führt den Titel: „L'Afrique française, l'empire de Maroc et les désertes de Sahara.“ Das Ganze ist auf 30 Lieferungen berechnet und behandelt außer der eigentlich pittoresken Partie natürlich vorzugsweise die Eroberungen und die Geschickten der französischen Truppen. Die Darstellung und Bearbeitung der bekannten Thatfachen ist im Allgemeinen genügend, und wenn man hier und da durch ein gewisses Prunkeln mit nationalen Erinnerungen oder durch einen etwas hohlen Pathos unangenehm berührt wird, so muß man die Absicht und den Zweck, welchen der Verf. bei seiner Arbeit im Auge hatte, mit in Anschlag bringen.

Die Kathedrale von Noyon.

Bitet hat sich durch seine sehr verschiedenartigen literarischen Leistungen als Kenner des Mittelalters, besonders insoweit dasselbe Frankreich betrifft, vortheilhaft bekannt gemacht. Besonders bemerkenswerth sind seine Arbeiten, welche der Betrachtung mittelalterlicher Denkmale, vorzüglich derer, welche der Baukunst angehören, gewidmet sind. Seine neueste Schrift bezieht sich auf das nämliche Gebiet, welches er schon mehrfach angebaunt hat. Dieselbe bietet eine sehr sorgfältige Beschreibung der Kathedrale von Noyon. Sie führt den Titel: „Monographie de l'église Notre-dame de Noyon.“ Dem eigentlich beschreibenden Theile geht eine historische Nachricht und eine tiefer gehende archäologische Auseinandersetzung voran. Diese Partien haben aber selbst ein allgemeines Interesse, indem in denselben Andeutungen gegeben werden zu einer streng wissenschaftlichen Classification der Bauüberreste des Mittelalters. Das ganze Werk bildet einen wichtigen Beitrag der Übergangsperiode, welcher, der Ansicht Bitet's zufolge, die Kirche zu Noyon angehört. Der aus 23 Tafeln bestehende Atlas, welcher der deutlichen Anschauung wegen dem Werke beigelegt ist, hat den Architekten Daniel Ramée zum Verfasser. Wir wissen nicht, ob dies der nämliche Kunstkenner ist, welcher ein recht brauchbares Handbuch der Archäologie geschrieben hat.

17.

Dienstag,

Nr. 146.

26. Mai 1846.

Levin Schücking.

1. Gedichte von Levin Schücking. Stuttgart, Cotta. 1846. 8. 1 Thlr.
2. Die Ritterbürtigen. Roman von Levin Schücking. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.

Wir halten die beiden vorliegenden Werke Schücking's für maßgebend, um aus denselben nicht allein seine Stellung zur Literatur der Gegenwart nachzuweisen, sondern auch die Muse des Dichters in ihrem eigentlichen Wesen zu erfassen und würdigen zu lernen. Schücking ist zwar ein Mann von ganz moderner Bildung, aber die Fragen der Gegenwart, der Kampf und das Ringen der neuern Ideen scheinen erst dann an ihn herangetreten zu sein, in seine Entwicklung eingeschlagen zu haben, als er bereits schon für sich auf dem Wege der eigenen Ausbildung einen begrenzten Standpunkt, eine abgeschlossene Welt errungen zu haben meinte. Sein Wesen hat den Kampf von unten heraus nicht mitschlagen helfen und sich daher zum Theil auch ganz spröde der neuen Entwicklung gegenübergestellt, da es eine bestimmte Richtung, eine charakteristische Individualität schon geworden war; was auf dem Wege einer von Jugend auf durch moderne Ideen geleiteten Ausbildung leichter erzielt wird, lebendiger in das Wesen selbst übergeht, hat Schücking erst auf dem sauern Wege des Gedankens in sich aufgenommen, zum Theil auch mit den Formen, die von früherher bei ihm festgeworden waren, zu verschmelzen gesucht. Es ist klar, daß auf diesem Wege ein gewisser Zwiespalt mitten in die früher harmonische Welt des Poeten gekommen ist: die Anschauungen und Bilder aus der ersten Periode kommen mit ihren jüngern Genossen oftmals in Streit und Hader; bald stecken diese siegreich ihr Banner auf den Trümmern von jenen auf, bald auch und öfters noch ziehen jene mit klingendem Spiele und fliegender Fahne an ihren jüngern Brüdern triumphirend vorüber. Es ist wol überflüssig zu bemerken, daß wir den Poeten persönlich gar nicht kennen und daß wir unser Urtheil bloß aus und nach den Erzeugnissen seines Geistes gebildet haben, was um so ungetrübter deshalb dassehen wird, als es nicht den Schein haben kann, daß wir über der äußern Erscheinung der Person das innere

Wesen in Schatten gestellt und aus jener und zu Rück-schlüssen auf dieses hätten verleiten lassen.

Schücking's überwiegende, stark hervorspringende Richtung neigt sich der romantischen Poesie zu; in dieser Eigenschaft könnte man ihn den Namen Tieck, Uhland, Arnim, Brentano, Freiligrath u. A. zugesellen; in manchen Punkten geht sie sogar über diese noch hinaus und schlägt ihre Wurzeln in einem Boden, der unserm ganzen Ideenreife, unserer ganzen modernen Bildung fern und abgelegen oder von derselben bereits längst überwunden ist. Mit dieser angeborenen Hauptrichtung weiteifert und liegt zum Theil im Kampfe die Weltanschauung der Gegenwart; aber lebendig ist sie bei ihm noch nicht geworden, er steht noch in dem ersten Entwicklungsmomente, die Gestalten haben noch kein Fleisch, es sind leichte flüchtige Schemen, die Einem durch die Hände schlüpfen, Abstractionen ohne bestimmten Inhalt, Bilder ohne Farbe. Schücking steht noch auf der Brücke, die aus der Romantik in die freie lebendige Gegenwart führt, er macht Ansätze, thut Anläufe, die Gestalten am jenseitigen Ufer zu erreichen; aber sie hüpfen noch luftig an ihm vorüber, und er wendet den Blick wieder rückwärts nach dem Strande, von dem er aus gegangen; da ragen die Zinnen einer alten Burg so scharf und tief in die Wolken hinauf, da gießt der Abend ein mildes rosenfarbiges Licht über die Stüpel und Spitzbogen der Dome, die Glocke schickt so weich und wehmüthig ihre Ave Mariatöne zu dem Wanderer hin, der am Gestade eines Sees wandelt und die Ripen tief unten im krySTALLenen Haarse ihre goldenen Haare strahlen sieht; da schaut von dem Balcone ein Ritterfräulein in dem Burghof hinunter, in welchem die Knappen in blanker Rüstung die von der Jagd ermüdeten Rosse führen, und nebenbei lauscht sie schalkhaft den Tönen eines Minneliebes, das unten aus der Laube ihr Ritter singt. Welche Nacht, welche Pracht! wie Das anzieht und lockt! Der Poet lebt so fortwährend in der Schweben; will er diesen Träumereien drüben lauschen, all die Töne und Bilder mit ihren verführerischen Lauten, ihren gleißenden Farben in seine Seele ungehört und ungetrührt aufnehmen, so mahnen jenseit wieder die ernsten, schweren Klänge, die Glocke der Zeit schlägt mit ihrem Miesenhammer die Stunde des Morgens, und ein ganzes

Volk stimmt freie, muthige, nie gehörte, nie geahnte Hymnen an. Erst wenn der Zwiespalt, der bis jetzt noch das Wesen Schücking's theilt, innerlich überwunden, wenn die Einheit eine wirkliche wahrhaftige geworden ist, dann erst werden auch die Erzeugnisse seiner Muse wahrhaft künstlerischen Werth erhalten, und zwar um so größern als er den Gegensatz zwischen alten und neuen Poeten selbst durchgemacht und beide sein Wesen mit ihren Formen und ihrem Inhalte befruchtet haben, während diese Doppelseitigkeit zu eigenem Nachtheile abgeht und auch diese wieder zur Einseitigkeit hindrängt. Wo die Ursachen dieses angegebenen Bildungsganges von Schücking liegen, das wollen wir nicht entscheiden, da wir hierzu mit den Ereignissen seines äußern Lebens vertrauter sein müßten als wir es in der That sind; aber jedenfalls können wir mit Gewißheit annehmen, daß die Erziehung und der Aufenthalt in einem katholischen Lande viel zur Erklärung und Rechtfertigung des poetischen Standpunkts beitragen wird. Wenn wir einmal eine Hypothese wagen dürften, so würden wir annehmen, daß Schücking eine klösterliche Erziehung oder doch wenigstens eine Bildung genossen hat, die von geistlichen Elementen beherrscht wurde; denn nur daraus läßt sich eigentlich seines Ver-spottung, sein Abscheu gegen die Philosophie erklären, die er in dem Gedichte „Die Philosophen“ betitelt zu erkennen gibt: denn dies ist nicht der Ausdruck, wie ein poetisches, gestaltungsreiches Gemüth etwa gegen die Philosophie als eine reine, abstracte Wissenschaft ankämpft, sondern es sind die trivialen, abgenutzten Phrasen, mit denen Finsterlinge diese Blüte des menschlichen Geistes zu verdächtigen suchen.

Sagt mir nur Eins und ich will gläubig sein:
Wohin des Hundes Seele einst wird fahren?
Zeigt mir nur Eins: ein krankes Käferlein
Schleift von eurer hohen Kunst Scholaren;
Thut mir nur Eins: ein glucksend Rüklein brüdet
Aus all den tauben Eiern, die ihr hütet!

Wir glauben im Interesse der Menschheit nicht an die Unsterblichkeit von Hundeseelen, sind auch nicht so sentimental, am Krankenbette eines Käfers zu weinen, und möchten gern für den Poeten der Betrachtung dieses Gedichts, das weniger noch als ein taubes Ei ist, uns überhoben haben, wenn es nicht mitten in der Sammlung guter Gedichte stände und wenn wir es nicht vorher erst beiseite haben wollten, ehe wir auf die Gedichte selbst eingingen, damit es nicht als störender Geist fortwährend auftauche und uns den Eindruck ver-dämmerte, den Genus vergälte.

Die Gedichte zerfallen in vier Hauptabtheilungen, Liebesgedichte, erzählende, vermischte und Stöcklinische Blätter, welche letztere aber bloß der Form nach dem Poeten angerechnet werden können, da sie nach S. L. Coleridge bearbeitet sind. Liebesgedichte und vermischte bilden den vorzüglichsten Inhalt des Buchs, da sie die deutlichsten Spuren einer eigenthümlichen, charakteristischen Individualität tragen, während die erzählenden der Form nach in dem Uhländ'schen Balladenstile sich fort-

bewegen, und oft weit hinter dem treuerzigen, kernhaften, volkstümlichen Ausdruck jenes Sängers zurückbleiben. So sehr wir auch die erzählenden Gedichte den Balladen Uhländ's, Schwab's und andern neuern unterordnen, ebenso stellen wir auch die Liebesgedichte und viele davon, welche unter den vermischten stehen, nicht allein den erotischen Liedern der vorhergehenden Dichter gleich, sondern manche noch über dieselben. Jene Gedichte haben außer ihrer ungemein reinen und sauberen Form, ihren schönen Bildern und Gleichnissen eine große Tiefe und Fülle der poetischen Anschauung vor jenen voraus, sie halten die schöne Mitte zwischen den üppig-lüsternden, oft lasciven Liedern Heine's und den im trocknen Reflexionsstile gehaltenen Gedichten so mancher neuern Poeten wie eines Diefenbach, Hartmann, Haltans u. A., ebenso wie zwischen den aus tiefer zerrissener Brust hervorgebrungenen Klageklängen Lenau's und den heitern, leichten, durchsichtigen Rhythmen von Uhländ. Wenn man gerade einen Vergleich mit einem ältern Poeten zulassen wollte, so würde man hier wol ohne viel Fehl zu gehen in die mittelalterliche Poesie zu greifen haben, etwa nach Walter von der Vogelweide, zugleich ließe sich aus einer solchen Parallele auch nachweisen, wie die modernen Dichtungen, so sehr auch die alten wie mittelalterlichen Philosophen vornehm sie über die Schultern ansehen, die ältern Poesien an Breite und Tiefe der Empfindung, an Schönheit und Mannichfaltigkeit der Form, an Geschmeidigkeit und Eleganz der Verse und Rhythmen übertreffen, wenn sie ihnen zum Theil auch an naiver Wahrheit nachstehen sollten. Die Poesie Schücking's ist ein Brunnen in einem grünen Parke: der Strahl fährt melodisch aus der Quelle in die heitere, reine Luft, die Sonnenstrahlen glitzern in seinen Wassern, die flüsternd und schäumend in ein Becken von glattem Marmor wieder zurückfallen, frei und ungehalten, indes schöne Frauen an das Wasserbecken herantreten und ihre Augen weiden an dem Funken des Strahles und ihr Ohr ergötzen an dem melodischen Gesplätscher. Schücking's Dichtung trägt fast gar keine oder nur sehr geringe Spuren von der modernen Sentimentalität oder Zerrissenheit, seine Gefühle und Empfindungen gleiten ruhig und heiter über die Wellen des Lebens, und nur hier und da klagt eine Welle von „trübem Tagen und bleichen Wangen“. Es ist ein stilles, seliges Befangensein, ein Träumen in Liebe und Natur, das über der Dichtung Schücking's waltet; die Wellen und Strudel, welche das Leben aufwirft, lösen sich auf und an den Klippen der Zeit steuert seine Muse ruhig und fern vorüber. Als charakteristisch für Schücking heben wir noch hervor, was zugleich auch den Vergleich mit Walter von der Vogelweide weiter rechtfertigen mag, daß eine gewisse Frömmigkeit, eine religiöse Stimmung als rother Faden durch die Gedichte sich hinzieht, eine Gottesgebenheit, die aus dem abendlich frommen Glockenklängen Regen ruft auf Thäler und auf Höhen und wie Gebete die Schläfen seiner Geliebten umschwebt. Die Freude an der Geliebten klingt bei Schücking aus in

einer
werth
die
den
nein
nen
ni,
lufi
Geb

gen
then
gesch
der
gang
auf
penf
Geg
tem
Zeit
sein
sich
die
weil
einer
lege

höre
ste
den
möch
Gru
dern
tritt
entg
genb
läfte
und
and
wech
das

Die

ten nach Eroberungen zingt, die innerhalb seiner selbst auf den friedlichen Pfaden der Bildung und Menschlichkeit zu vollbringen sind" — gefesselt hätte, wenn man nur — das Basterland an den Schußsohlen mitnehmen könnte! Ob unter diesen Umständen der Verf. der gegenwärtigen Betrachtungen für ganz unbefangenen und unparteiisch in seinen Ansichten und Urtheilen über Rußland und das russische Volk gelten könne, möchte Ref. bezweifeln. Letzterer verkennt übrigens das Interesse durchaus nicht, welches das Streben Rußlands dem Beobachter gewährt, und ist auch der Meinung, daß die Ausländer nicht immer mit der erforderlichen Unbefangenheit die Zustände Rußlands betrachten, wenngleich es nicht als ein Vorwurf gelten kann, diese Zustände sowie das ganze politische System Rußlands, namentlich im Verhältnisse zum Auslande, nicht bloß zum slavischen Polen, mit mißtrauischen Blicken zu betrachten, als Patriot und als Kosmopolit. Eben darum verkennt Ref. auch nicht, daß die vorliegende Schrift interessante und lehrreiche Aufschlüsse über Rußland sowie überhaupt über die slavischen Volksstämme enthält, die manche Irrthümer über dieselben zu berichtigen wol geeignet sind.

Die in der neuern Zeit stärker erwachten nationalen Antipathien der deutschen Volksstämme gegen die slavischen, die zu sehr in den Verhältnissen der Vergangenheit und in der Verschiedenheit der innern Eigentümlichkeiten beider ihren Grund haben, werden freilich alle diese Betrachtungen und Mittheilungen des Verf. nicht zu beseitigen vermögen, eben weil sie außer uns, weil sie in der Sache selbst liegen. Vornehmlich macht übrigens Ref. auf alles Das aufmerksam, was in der vorliegenden Schrift über die Sitten und Gebräuche der Slawen, ihren Charakter, ihr gemüthliches und geistiges Leben, dabei über ihre Volkslieder bemerkt wird, sowie was der Verf. weiterhin über die Stellung Rußlands, seine politisch-nationale Entwicklung, seine socialen Zustände, das System seiner Regierung und das Streben der slavischen Völker nach Consolidirung und Erlangung einer gewissen Einheit ausspricht. Dabei verhehlt er die Mängel der russischen Civilisation (Leibeigenschaft, Mangel eines lebenskräftigen dritten Standes) durchaus nicht, beklagt in Betreff der russischen Rechtspflege die große Bestechlichkeit vieler russischen Beamten sowie den großen Mangel an Landschulen. Doch rühmt er den Drang nach Einsicht und Bildung im russischen Volke, und sucht den Vorwurf, den man ihm in geistiger Hinsicht zu machen gewohnt sei, daß es mehr das Talent der glücklichen Nachahmung als eigene, originelle Erfindungsgabe und geniale Geisteskraft besitze, durch eine nähere Betrachtung der russischen Dichter und Prosaisten zu beseitigen. Was die politischen Bestrebungen Rußlands nach außen, namentlich nach Südosten sowie zur Bildung eines auch geistig in sich zusammengesetzten, slavischen Universalstaats anlangt, so verteidigt der Verf. nicht nur diese Idee an sich, sondern er hält auch ihre Verwirklichung nicht für unmöglich, und meint sogar, daß „der Gang der neuern Geschichte ihrer einstmaligen Erscheinung gleichsam vorgearbeitet“ habe, und namentlich Rußland „durch seine fortdauernden, consequenten Bestrebungen, seine äußere Staatseinheit auf eine innere, geistige Verschmelzung der durch jene zusammengehaltenen Völkerchaften zu gründen, ihrer concreten Gestalt um ein gut Theil näher gerückt zu sein scheint. Interessant ist in dieser Hinsicht die ferne weite Mittheilung, daß die Hoffnungen, mehr wol noch die Befürchtungen, die sich an diese Idee knüpfen, schon früher umfichtigen deutschen Staatsmännern nicht fremd gewesen seien. Der Verf. nimmt hierbei auf die Äußerungen des östreichischen Internuntius bei der Pforte an den Fürsten Kainiz nach dem Abschlusse des Friedens von Kainardsch 1774, durch welchen der kolossale Leib des russischen Reichs abermals an Umfang gewann, Bezug, Äußerungen, von denen sich in unsern Tagen so Manches verwirklicht hat, was damals nur Befürchtung, nur Traum zu sein schien, während es auf der andern Seite geht, als sähen unsere deutschen Staatsmänner der Gegen-

wart mit andern Augen — wenn sie nur sehen! — und in unbefangener Ruhe dem Allen zu. Daß auch sonst die fremden Regierungen sowie die Völker in engern und in weitern Kreisen aus der vorliegenden Schrift viel lernen können, dafür wollen wir hier nur die wahrhaft geistvollen Worte des Kaisers Nikolaus, die er nach seiner Thronbesteigung an sein Volk richtete, die aber auch an die Deutschen gerichtet sein könnten, hersetzen: „Möchten doch die Familienväter ihre ganze Aufmerksamkeit auf die sittliche Bildung ihrer Kinder richten. Denn es ist wahrhaftig nicht den Fortschritten der Bildung, sondern der Eitelkeit, die eine Leere des Geistes hervorbringt, und dem Mangel an gründlicher Unterweisung und Sucht zuzuschreiben, daß sich der jugendlichen Gemüther eine solche Frechheit des Denkens, eine solche Überspannung der Leidenschaften und so verworrene und verderbliche Halbkenntnisse bemächtigt haben, die nebst dem Hange zu extranen Theorien mit der Entfittlichung beginnen und mit dem Verderben endigen.“ Goldene, leider nur gar zu wahre Worte! Oder meint man etwa in Deutschland, weil der Kaiser Nikolaus diese Worte an halbwoide Russen gerichtet hat, dieser Lehren daheim nicht zu bedürfen? 1.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Die Religionsphilosophie Kant's.

Die religiösen Bewegungen in Deutschland haben auch im Auslande eine gebührende Berücksichtigung gefunden. Natürlich kann es dabei an Mißgriffen aller Art nicht fehlen. Indessen wird sich die Sache schon besser gestalten, wenn diejenigen Männer, welche sich für berufen halten, bei der Besprechung dieser Angelegenheiten ein Wort mitzureden, erst die Verantwortlichkeit anerkennen haben, sich mit der wissenschaftlichen Entwicklung der deutschen Theologie näher bekannt zu machen. Es ist nicht zu verkennen, daß in dieser Beziehung von Seiten französischer Gelehrter ein bedeutender Fortschritt gemacht ist. Die Zahl Derjenigen, welche, wenn auch nicht zu einem tiefen Erfassen, doch wenigstens zu einem annähernden Verständniß der deutschen Wissenschaft gelangen, wird offenbar immer größer, und schon tauchen hier und da Darstellungen auf, welche einzelne Momente aus dem Entwicklungsgange derselben auf eine ziemlich befriedigende Weise behandeln. Eins dieser Werke, welche als die ersten bedeutenden Versuche einer geistigen Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich auf dem Gebiete der philosophischen Theologie bezeichnet werden können, ist folgendes: „Exposé critique de la philosophie de la religion de Kant“, von Timothée Colang. Der Verf. hat sich bei seiner Darstellung der Kant'schen Religionsphilosophie nicht darauf beschränkt, dieses System aus seinem Zusammenhange mit der ganzen Entwicklung der deutschen Philosophie herauszureißen. Er gibt vielmehr in einer eigenen philosophischen Einleitung die Anknüpfungspunkte und die Beziehungen auf das Allgemeine. Im Ganzen ist die Darstellung klar und auf die Sache gerichtet. Dies tritt besonders in der Auseinandersetzung des Systems selbst hervor. Dasselbe zerfällt in drei Abtheilungen: 1) „Les idées religieuses de la raison théorique“; 2) „Les postulats religieux de la raison pratique“; 3) „Accommodation au christianisme“. Diese Anordnung ist im Ganzen befriedigend, sowie auch die Entwicklung selbst im Allgemeinen das Richtige trifft, obgleich freilich hier und da über manchen einzelnen Punkt eine Discussion erhoben werden könnte. Was die philosophische Bildung des Verfassers betrifft, so erscheint sie im Allgemeinen zwar genügend, aber doch vermißt man hier und da eine recht geistige Durchdringung und eine vertrautere Bekanntschaft mit den wichtigsten Erscheinungen der neuern deutschen Wissenschaft. Doch haben wir, wenn der Verf., dessen Erstlingsarbeit diese Schrift zu sein scheint, bei einem eifrigen Studium mit Ernst ausdauert, von ihm gewiß noch recht viel Gediegenes auf dem Felde der philosophischen Literatur zu erwarten. 17.

Levin Schücking.

(Fortsetzung aus Nr. 146.)

Wir wenden uns nun zu dem Romane „Die Ritterbürtigen“. Ob es wol Zufall war, daß uns bei der Lecture des vorliegenden Romans fortwährend die schriftstellerische Thätigkeit der Frau v. Paalzow ins Gedächtniß kam und uns bei jedem Schritte, den wir der Entwicklung entgegen gingen, begleitete, oder ob ein geheimer unbewußter innerer Zusammenhang zwischen den Werken der Paalzow und den „Ritterbürtigen“ Schücking's sich vorfindet, der uns nothwendig auf dieselbe hinleiten mußte? Wir behaupten das Letztere. Frau v. Paalzow hat in ihrem „Gobwie Castle“, „St. Roche“ und zum Theil auch in „Thomas Thyrnau“ die adelige Familie zu ihrem Gegenstande gewählt; sie schildert diese Familie nicht allein nach dem Außern ihres Erscheinens und Lebens, sondern auch nach ihren innern Beziehungen, ihren Verwickelungen und Schicksalen, die adelige Familie ist der Brennpunkt, in dem sich alle Strahlen vereinen und von dem aus das Licht auf die andern Classen der menschlichen Gesellschaft strömt; jedoch hat sie nicht die Familie in ihrem Gegensatze oder richtiger gesagt in ihrer Unterordnung unter ein allgemeineres Ganze, unter den Coefficienten des Staatslebens gebracht, sie stellt die adelige Familie für sich und durch sich hin, etwa wie Lafontaine und Henriette Panke die bürgerliche Familie zu ihrem Vorwurfe gewählt haben; bei Schücking dagegen ist das Streben dieser adeligen Familien dem Staate gegenüber und auf dem Boden des Staats selbst dargestellt; daher also jener Zusammenhang, jene Vergleichungspunkte; Beide, Schücking und Frau v. Paalzow, verhalten sich wie zwei Seiten eines und desselben Winkels, jedoch mit dem Unterschiede der verschiedenen Auffassung, die durch die verschiedene Stellung der Schriftsteller in der bürgerlichen Gesellschaft und durch die Sympathien und Antipathien derselben herbeigeführt worden. Die Familie als solche steht bei Schücking im Hintergrunde, sie kommt nur insoweit in Betracht, als sie dem Staatsleben gegenüber sich geltend macht, und dann hinwiederum ist es nicht die Familie, sondern eine Vereinigung der adeligen Familie, der Adelsstand selbst, der mit seinen Ansprüchen und Tendenzen in das Staatsleben eingreift. Wir werden daher nicht

fehl gehen, wenn wir „Die Ritterbürtigen“ einen Roman nennen, obgleich ihn der Verf. als erstes Glied einer weitern Reihenfolge hinstellt und sie dem allgemeinen Titel „Zeiten und Sitten“ unterordnet. Denn um das Streben und die Sitten einer Zeitentwicklung darzustellen, dazu fehlt dem ganzen Romane die Allgemeinheit, indem er nur ganz einseitig die Tendenzen des Adels im modernen Staatsleben hinstellt, und auch dies wiederum nur lückenhaft; das Streben eines Standes erhält nur dadurch erst wahre Bedeutung und wahres Leben, wenn er den andern Ständen gegenübertritt; um künstlerisch nun diesen Gegensatz zu behandeln, muß er nothwendig, wenn er lebendig heraustreten soll, seinen Gegensatz mit sich führen. Der Gegensatz in bestimmten Formen und klaren Umrissen hebt und begrenzt seine andere Seite; die Ritterbürtigen durften daher nicht ohne ihren Gegensatz des freien Bürgerthums, der Bestrebungen der Industrie und der Presse geschildert werden, nur dadurch war es möglich den Roman zu einem Kunstwerke zu machen, die Idee wirklich zu ihrem Siege oder, wenn sie ihrem Gegensatze gegenüber ohnmächtig war, zu ihrer Vernichtung zu führen; Einseitigkeit in socialen Theorien, die sich in die Literatur wirft, kann zwar ein gutes Tendenzwerk zum Vorschein bringen, aber nun und nimmermehr einen Roman, der Anspruch machen könnte auf den Namen eines Musterwerks. Das Bestreben unserer Ritterbürtigen, wie Schücking es selbst ausdrückt, ginge darauf hinaus, das demokratische Element der Neuheit niederzudrücken und der Volksentwicklung keine Selbständigkeit zu lassen. Dies also wäre zu gleicher Zeit auch die Idee des Romans, die durch denselben sich hin entwickeln, zum Siege oder zur Vernichtung kommen muß; wenn Eins von beiden eintreten soll, so muß nothwendig noch eine andere Idee mit auf den Kampfplatz treten, weil eine für sich keine Entscheidung herbeiführen kann. Sehen wir aber den ganzen Roman durch, so tritt uns nirgend ein Träger des demokratischen Elements der Neuheit oder ein Repräsentant der Volksentwicklung entgegen, denn von dem Gerichtsärzte Pauli, der Bauernfamilie und dem Juden Koppel kann in dieser Beziehung keine Rede sein, da sie in die eigentliche Entwicklung der Handlung nur zufällig, nur als beliebige Personen eingreifen und über-

haupt mehr als Staffage denn als mitwirkende Personen erscheinen. Dadurch kommt es nun auch, daß die Entwicklung des Romans, die Entfaltung der Idee, zu keinem Ende, keinem Resultate gelangt. Ist etwa am Ende des letzten Theils diese Idee der Ritterbürtigen, das demokratische Gemüth der Neuheit niederzudrücken, wirklich geworden oder gescheitert? Keins von Beidem; die Intriguen sind bloß gescheitert, die angelegten Fäden haben sich verwirrt und sind zum Theil abgerissen, aber eine eigentlich künstlerische Lösung ist damit nicht herbeigeführt, da die Lösung statt einer innern nothwendig bedingten eine bloße Äußere, mechanische, zufällige ist. Ist etwa die Grundidee in seiner Hauptvertreterin der Gräfin von Aurachem zum Falle gekommen oder steht sie als solche berechtigt da? Nichts von Dem; sie muß momentan den äußern Verhältnissen weichen und räumt das Feld ihren persönlichen, nicht principiiellen Feinden, deren Bestrebungen, wie die des Grafen von Schlettendorf, zum Theil ganz mit den ihrigen übereinstimmen. Politisch betrachtet mag das Streben und die Befinnung dieses Grafen wol geistreich, das vernünftigste unter den ganzen Ritterbürtigen sein, aber berechtigt und begründet in der Entwicklung des modernen Staatslebens und für dasselbe ist es nicht, denn es sucht seine Grundlage in dem Vorrechte eines Standes, im Adel immer hin noch, und für einen solchen Stand hat die heutige philosophische Staatstheorie keine Stelle mehr. Die Ansichten, wie sie Schüding seinem Haupthelden dem Grafen von Schlettendorf unterbreitet, stehen mit sich selbst im Widerspruche. Er spricht den Gedanken aus, daß die Bildung der Gegenwart freiestes, constitutionnelles Staatsbürgerleben verlange, welches die Bureaukratie verknochert in ihren Traditionen von Souverainetät und Allmacht zu gewähren verweigere, daß sie freie Presse, Associationen, Achtung der persönlichen Sicherheit, vollste Glaubensfreiheit verlange, was ebenfalls die nach Willkür strebende Regierung und Bureaukratie verweigere. Der Adel soll sich nun dieser Forderungen bemächtigen und sich an die Spitze dieser Bildung stellen. Damit hängt freilich zusammen, daß der Adel die Idee aufgeben muß, als sei er durch die Geburt besser als andere Leute, und damit ist er aufgelöst und fällt den drei andern Ständen, entweder der intelligenten oder bürgerlichen oder bäuerischen Classe zu. Nun ist es aber ein Widerspruch, wenn er von ihm verlangt, daß er sich „zu einer förmlichen Staatsgewalt, der neutralisirenden, jetzt alleinherrschenden gegenüber, zu einer compacten, gewaltigen Masse berufen ansehe, die neben und mit der Regierung Stützsäule des Staatslebens sei“. Der Geburtsadel würde so zum Intelligenzadel werden, aber immer Adel sein und bleiben, ein Stand, der da glaubt Vorrechte vor andern zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Vielschreiberei.

Bald werden wir in Verlegenheit gerathen, welches Epitheton denn eigentlich unserm vielgestaltigen und proteusarti-

gen Zeitalter beizulegen? Nach der Meinung der Einen sollte es von Rechtswegen das eiserne heißen, obgleich dieses Charakteristikon bereits für einen geschichtlich absolvirten Vorkläufer in Anspruch genommen, denn auch Zeiten können sich wiederholen und das irrevocabile tempus ist nicht so ganz ausnahmslos als man messen möchte. Allein holt man das pigre Epitheton von der materiellen Außen- und geradezu von der Konsumtionsseite her, dann könnte man ja unser Jahrhundert mit ebenso viel Fug und Recht das Baum- oder schafwollene oder das tabakene, wol aber auch das Thee- und Kaffee-, wo nicht gar das zuckersüße Jahrhundert nennen. Gegen letztere Annahme protestiren aber wieder die vielen Säuren, die von Chemiewegen eine so große Rolle heutzutage in der Welt spielen, und in der That scheint der Chendaus des Lebens und der Wissenschaft so gewaltig gefäuert, daß ihn alle Plantagen der Antropologie nicht zu verdrängen vermögen. Eine nicht geringe Menge von Stimmfähigen votirt hingegen wieder für das Charakteristikon dampfend, bei welcher Gelegenheit eine andere Ableitung, dämpfig, freilich nicht sehr fernliegt. Fast entschieden scheint sich aber der Sieg auf die Seite jener Majorität zu neigen, die sich für die Bezeichnung papierene s Jahrhundert entschieden, eine Benennung, die, per idearum associationem, und zumal auch: „a priori sit denominatio“, als Regel gilt, einen etwas zweideutigen Nebenbegriff, nämlich den des Lumpigen, in sich schließt. Allerdings schwindet Lumpem der Kopf, wenn man an die ungeheuern Massen von Papier denkt, die jährlich in die Welt geschleubert werden und womit sich vielleicht schon die Abgründe und Tiefen des Ozeans ausfüllen ließen; allein dieses „lumpenbornene Weltfühl“ steht doch nicht allein da; es ist noch ein Accessorium zu berücksichtigen: die Linde. Wir haben erst neulich die treffende Bemerkung gelesen: daß in allen Kriegen der alten barbarischen Zeit nicht so viel Blut vergossen worden als in unsern Tagen Linde. In der That, diese Worte sind weniger Hyperbel als es scheint. Allein gegen diese Auszeichnung hören wir die Druckerschwärze protestiren, die sich schwerlich ihre Gleichberechtigung wird streitig machen lassen wollen. So bliebe uns denn also die Wahl nur zwischen zwei Schwärzen übrig; um keiner von beiden Unrecht zu thun, scheint es am gerathensten, unser Jahrhundert geradezu das schwarze zu nennen.

Indessen Scherz oder vielmehr Humor bei Seite und mit trockenem Ernste gesprochen: wir leben in einer vielschreibenden Zeit, jedes festerfähige und geübte Individuum scheint ein Hundertarm und tausendfinger geworden zu sein. Sollte es noch eine Weile so fortgehen, so wird es bald ebenso viele Schreibende als Leser geben und Gott weiß, wie weit es noch kommen wird und zu welchem Facit es kommen kann, wenn unserer Graphomanie nicht ein arcanes Antidot, etwa die berühmte Niesewurz, zu statten kommt. So übel es indessen damit bestellt sein mag und so arg es im Laufe der Zeit noch werden dürfte, an der Natur sanans, die das Heilmittel im eigenen Schooße trägt und im rechten Augenblicke zu reagirender Selbsthilfe greift, dürfen wir denn doch nicht verzweifeln. Übrigens gibt sich auf dem Gebiete des Schreibens und Schriftstellern gerade dieselbe Concurrenz, dieselbe überhäufte und sich ins Unendliche hineinpotenzirende Production kund, die auf den meisten übrigen Feldern menschlicher Thätigkeiten vorwaltet und die, das eigentliche Bedürfnis bei weitem überragend und sich zu einer dünklichen Höhe hinaufschraubend, um ihrer selbstwillen dazusein und einer gewissen treibenden innern Nothwendigkeit zu folgen scheint. Von diesem Gesichtspunkte aus angesehen stellt sich der Industrialismus unserer Lage, dem wir auch das Schreiben in seiner professionellen Erscheinung subsumiren, allerdings in einem eigenthümlichen Lichte dar und gewinnt gewissermaßen ein instinctives Ansehen. Fassen wir die immer mächtiger und rapider hervorströmende Schreibseligkeit unserer Zeit in ihrer genetischen Entwicklung von einer andern Seite auf, so gibt sie sich als der lange zurückgedämmte, daher enorm angestaute und nun ungestüm hervorbrechende und Alles über-

Antike Strom kund, der aber seiner Zeit sich in ein bestimmtes Niveau setzen und feste Ufer suchen wird. Maßlosigkeit in Allem ist der Charakter unsers Jahrhunderts und war es am Ende eines jeden andern auch, denn es gibt ja auch eine Maßlosigkeit der Indolenz; dieser haben sich aber jene Zeiten schuldig gemacht, die im Gegensatz zu den unsern sich der Geistes-
 tragheit gefangen gaben. Das aus opiatischem Schlummer erwachte und Licht aufsteckende Bewußtsein verlangt nach innerer hellerer Klarheit, nach immer deutlicherem Schauen, jeden fliegenden Schatten; jeden noch so dünnen Rebel möchte es verschauen, in alle noch so versteckten Winkel leuchtet es mit seiner Fackel hinein, damit ja das Dunkel nirgend mehr einen Versteck oder Halt finde. Da gibt es freilich Arbeit vollauf, und nicht umsonst hat der unsterbliche deutsche Gutenberg den wunderbaren geistigen Telegraphen, diesen blisschnellen Lichtträger erfunden. Mit andern Worten: welcher gebildete und nach innerer reinerer Humanisirung ringende Mensch möchte nicht gern sich und der Welt klar, der letztern und seiner selbst immer bewußter werden wollen? und kann er dies anders werden als durch schrankenlose Mittheilung und die beschiedene Erwiderung aller Mitlebenden, die antwortende Weltstimme? Was dabei vom eiteln Dilettantismus, barer Speculation und industrieller Buchmacherei mit unterläuft, scheint freilich vom Überflusse und Ubel zu sein, ist aber immerhin besser als trübes Sichgehenlassen und dumpfe Selbstverleugnung. Übrigens scheinen wol auch nur uns, als mitten im hochgeschwollenen und wogenden Strome Schwimmenden, unsere Zeiten als beispiellos excessiv schreibselig — dem Umfange nach dürften sie allerdings von keiner andern übertroffen worden sein —, allein der That nach haben es andere Zeitperioden auch nicht an Schreiberfluth mangeln lassen. Die aus uns überkommenen Rudera und Fragmente berechtigen zu einem Schlusse auf das Dagewesene. So viel wir wissen haben die Griechen, unsere Lehrer und Meister, im Schreiben nicht gefeiert, auch die Römer hatten es nicht gesparrt, besonders in ihren letzten Zeiten. Wieviel mag die Furie des Kriegs und die Barbarei der Eroberer nicht vernichtet haben, was byzantinischer Geist in Schrift und Wort gefaßt! Wie wenig hat sich von arabischer Poesie und Wissenschaft, einst so blühend, zu uns gerettet! Ist es uns endlich unbekannt, wie fruchtbar die Scholastiker gewesen, diese Katastore der Vielschreiberei?

Lassen wir nun zum Schlusse unserer Betrachtung auch eine schriftstellerische Autorität über das Schreiben sprechen. Montaigne in seinem beständig homogenes combinirenden, sich häufig aber selbstam durchkreuzenden Gedankengange berührt in dem Capitel über „Eitelkeit“ auch dieses Thema und spricht zunächst von seiner eigenen Vielschreiberei. Er verweist es sich als die größte Eitelkeit, so eitel über die Eitelkeit zu schreiben, und meint überhaupt einen Weg eingeschlagen zu haben, auf dem er so lange fortwandeln werde, als noch Linte und Federn in der Welt zu haben seien. Da er kein Register über sein Leben durch seine Handlungen führen könne, so führe er es durch seine Grillen. Es seien die Excremente eines alternden Geistes, und wann werde er damit zu Ende sein, eine unaufhörliche Unruhe und Abwechslung seiner Gedanken, auf welche Materie diese sich auch immer richten mögen, darzustellen, da Diomedes mit dem einzigen Inhalte seiner Grammatik 6000 Bücher anfüllte? (Welch kolossale Vielschreiberei, die trotz unserer enormen Fingerringigkeit noch nicht ihres Gleichen gefunden!) „Was muß nicht erst die Schwägigkeit thun“, sagt Montaigne weiter, „wenn schon das Fallen und das Lösen der Zunge die Welt mit einer so entsetzlichen Last von Büchern erstickte! So viel Worte über bloße Worte! O Pythagoras, warum beschworst du nicht diesen Sturm? Man warf in frühern Zeiten dem Galba vor, daß er so ganz im Müßiggange lebe. Er antwortete: „Ein Jeder müsse Rechenhaft geben von seinem Handeln, nicht von seiner Ruhe.“ Er irzte sich; die Dürftigkeit beobachtet und bestraft auch den Müßiggänger. Aber es sollte den Geistes eine gewisse Zwangskraft gegeben

werden gegen schale und unnütze Schriftsteller sowohl als gegen Landfabrer und Faulenzen.“ (Da hätten die Regierungen wahrlich viel zu thun und wäre dies Verfahren die offenbarste Vielregiererei. Übrigens dürften die Regierungen gut thun, mit einer heilsamen Beschränkung des Schreiberüberflusses bei sich selbst anzufangen. Wahrhaftig! wenn der Productivität der Kanzleien nicht bald Grenzen gesetzt werden, so wird man den Registraturen und Archiven Gebäude in Form ägyptischer Metropolen errichten müssen.) „Dadurch würde man sich und hundert Andere aus den Händen des Volkes reißen. Ich scherze wirklich nicht. Das Krigeln und Schmieren kommt mir als ein Zeichen eines verderbten Jahrhunderts vor. Wann haben wir wol mehr geschrieben als seit es bei uns so unruhig hergeht? Und wann die Römer mehr als da sie am Rande des Untergangs standen? Überdies, da Geistescultur in einem Staate nicht gerade Cultur der Lebensweisheit ist, so entsteht dieser geschäftige Müßiggang daher, weil sich Jeder mit den Pflichten seines Berufs nur nebenher abgibt und solche lieberlich treibt. Zur Verderbnis unserer Zeiten trägt ein Jeder von uns das Seinige bei. Einige durch Herrath, Andere durch Ungerechtigkeiten, Religionsverachtung, Tyrannie, Geiz, Grausamkeit, je nachdem sie mehr oder minder mächtig sind; die Schwächsten durch Karrendeutungen, Eitelkeit und Müßiggang, zu denen zu gehören ich die Ehre habe“ u. s. w. Fast scheint es, als habe Montaigne in diesen Worten die Charakteristika unserer Zeit entworfen, sowie denn überhaupt alle Zeiten etwas Gemeinsames, einen gewissen faulen Fleck haben, der eine gewaltsame Operation nothwendig macht. Um wieder auf Vielschreiberei zurückzukommen, führen wir noch eine andere Stelle an, wo Montaigne sagt: „Ich wollte, ein Jeder schriebe was er wüßte, und zwar nur so viel als er davon wüßte; nicht nur allein in Bezug auf Länderkunde, sondern in Bezug auf Alles überhaupt, denn Dieser oder Jener kann eine besondere Kenntniß oder Erfahrung haben von einem Flusse, oder von einem Brunnen, der übrigens nichts mehr weiß als was Jedermann weiß. Gleichwol wird er, um seinen Brocken an den Mann zu bringen, über die ganze Naturlehre schreiben. Aus diesem Unwesen entspringen manche und große Unbequemlichkeiten.“ Überdies äußert Montaigne über geistige Production noch Folgendes: „Da nun aber die Geschichte voller Beispiele von dieser allgemeinen Liebe der Väter zu ihren Lieblingkindern ist, so hat mir gedünkt, es sei hier kein ungeschicklicher Ort, auch einige Züge von der väterlichen Härlichkeit gegen Geisteskinder anzubringen. Heliodorus, dieser wackere Bischof zu Tricca, wollte lieber seine Würde, seine Einkünfte, die Erbauung einer so ehrwürdigen Prälatur aufgeben, als seine Tochter („Ethiopia“, ein Roman) verlieren; eine Tochter, welche bis zu diesem Tage sehr artig ist, dabei aber vielleicht ein wenig zu sehr geschmückt, gepußt und geziert, auch wol von zu verliebter Natur für die Tochter eines hohen Geistlichen und Priesters.“ Montaigne führt nun noch das Beispiel des Römers Labienus an, der ein Mann von großem Ansehen und dabei ein vortrefflicher Literator war. Die Widersacher seiner freimüthigen, gegen Tyrannie und Gewaltthat eifernden Bücher wußten es bei der römischen Magistratur dahin zu bringen, daß seine Werke zum Feuer verdammt wurden. Das erste Beispiel dieser Art von Strafe, die später in Rom so gäng und gäbe wurde. Labienus konnte diesen Verlust nicht ertragen, ließ sich nach der Gruft seiner Ahnen bringen und dort lebendig begraben. „Man würde Mühe haben“, ruft Montaigne aus, „eine andere heftigere väterliche Reizung als diese aufzuweisen!“ Gelegentlich dieses Bücher-Autodafes bemerkte Cassius Severus, ein Mann von großer Beredsamkeit und vertrauter Freund des Labienus, man hätte zugleich auch ihn zum Feuertode verurtheilen sollen, denn er bewahrt den Inhalt jener verbrannten Werke in seinem Gedächtnisse. Montaigne erwähnt nun noch der Verbannung der Schriften des Cremutius Cordus zum Feuertode, weil er darin den Brutus und Cassius gelobt, und führt dann noch als Beispiele gärtlicher

Wahl geübt haben und vermählte sich mit Lady Eleanor Brandon, Nichte Heinrich's VIII. und Tochter Mariens, Witwe Ludwig's XII. von Frankreich, „eine Dame“, wie Hartley Coleridge sagt, „deren Gedächtniß hoch verehrt werden muß, da sie im 16. Jahrhundert es wagte, sich mit dem Manne ihrer Wahl zu verbinden“. Die Auszeichnung, königlichem Blute verwandt zu sein, kostete dem Gemahl einen großen Theil seines Vermögens. Er ersetzte das nach Eleanor's Tode durch Beschänkung seiner Ausgaben und durch die Wirrlichkeit seiner zweiten Gemahlin, Tochter des Lords Dacre, die „nie nach oder in die Nähe von London kam“. Als Leiche aufgebahrt glaubte einer seiner Diener eine Bewegung seines Mundes zu bemerken. Er wurde ins Bett gebracht, genau zu kräftiger Gesundheit und starb fünf Tage nach der Verlobung seines einjährigen Sohnes Georg mit der noch jüngern Tochter des zweiten Grafen von Bedford, Francis Russell. Daraus entstand eine unglückliche Ehe. Ein charakteristischer Zug Georg's war seine Leidenschaft für Unternehmungen zur See. Er machte deren elf, nach Westindien, dem spanischen Amerika und Sierra Leone, meist gegen die Spanier und Holländer und fast stets auf eigene Kosten. In dem merkwürdigen Jahre der Armada zeichnete er sich mit seinem Schiffe bei dem Gefechte vor Calais aus und auf seiner dritten Unternehmung, 1580, schleifte er Fayal in den Azoren und eroberte 23 Schiffe im Gesamtwerthe von mehr als 20,000 Pf. St. Doch mußte er dafür schwer leiden — Wunden, Hunger und Durst. Da er zugleich ein Liebling der Königin Elisabeth war, die ihn zum Ritter des Hosenbandordens und bei allen Turnieren zu ihrem Kampfen ernannte, darf es nicht befremden, daß er als der Reichte seiner Vorfahren angesehen und nach 20 Jahren als der Arme aufhörte. Er starb in London und ruht in der Gruft des Schlosses Skipton. Mit seiner Tochter, der berühmten Lady Anna Clifford, vielleicht eine der außerordentlichsten Frauen Englands, erlosch das große und edle Geschlecht. Schon Das ist an ihr merkwürdig, daß sie eine Beschreibung ihres Lebens hinterlassen hat, voll interessanter Details in Beziehung auf sie und ihre Familie. Ihr Lehrer war der sprachbewanderte Dichter Daniel, dessen Streben, sie für Dichtkunst und Dichter zu gewinnen, nicht vergebens gewesen sein kann, da sie in der Westminster-Abtei Spenser ein herrliches Denkmal errichten ließ. Noch sehr jung vermählte sie sich mit Richard, drittem Grafen von Dorset, einem wüthigen und geistreichen Manne, aber einem lieblichen Verschwendler. Sie gab ihm zwei Töchter, von welchen die Erstgeborene sich dem Grafen von Lhaset verband, dessen Familie noch gegenwärtig im Besitze der ehemaligen Clifford'schen Güter in Westmoreland und Craven. Er starb 1624, und wie schmerzlich auch Lady Anna von seinen Ausschweifungen berührt worden sein mag, mit leichter Feder kreist sie darüber hin. Sechs Jahre später, ihn ihrem einundvierzigsten, vermählte sie sich ein zweites Mal mit Philip Herbert, Grafen von Pembroke und Montgomery. Als Witwe hatte sie den Entschluß gefaßt, dasern Gott ihr einen zweiten Gemahl beschied, keinen zu nehmen, der Kinder habe, ein Hüfling sei und fluche und schwöre. Indeß bezeichnet die Geschichte den Gewählten als einen Undankbaren, einen Dummkopf, einen frechen Schwärmer und eine Memme — „ein schlagender Beweis“, sagt ihr neuester und vorzüglichster Biograph, Hartley Coleridge, „daß oft die werthlosten Männer über die besten und klügsten Frauen, namentlich über solche von gewissen Jahren, eine unerklärliche Gewalt haben“. Die Verbindung wurde für die Gattin eine Quelle des bittersten Kummers, bis am 23. Januar 1630 der Tod ihres Gemahls sie erlöste. Dennoch spricht sie von ihm, wie eine gute Frau von ihrem gestorbenen Manne sprechen sollte, wäre es auch bloß zu ihrer eigenen Ehre — sie deutet seine Fehler an und verweilt bei seinen Vorzügen. Bereits durch den frühern Eintritt ihres Oheims und dessen Sohnes waren die Besitzungen des Hau-

ses Clifford in ihrer Hand zusammengekommen und der Tod ihres Gemahls machte sie zur unbeschränkten Herrin. Sie lebte von nun an meist auf ihren Schlössern, that Gutes und sorgte dafür, daß Wit- und Nachwelt es erubren. Sie war eine Frau von hohem Geiste und starkem Willen und — wußte es. Als Sir Joseph Williamson, Secretair König Karl's II., ihr das Recht bekräftigt, ein Parlamentsmitglied für den Flecken Appleby zu ernennen, schrieb sie zurück:

„Ein Usurpator hat mir getrotzt, ein Hof hat mich vernachlässigt, ein Unterthan soll mir nicht befehlen.“

Anna Dorset Pembroke und Montgomery.“

Sie starb den 22. März 1675 auf dem Schlosse Drougham in dem seltenen Alter von 87 Jahren. 22.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Algier.

Der französische Nationalwohlstand wird durch die Besitzungen in Algerien bekanntlich nicht eben sehr sonderlich gefördert. Eine desto ergiebiger Quelle aber bieten diese Colonien den fingerfertigen Tageschriftstellern, welche mit dem Umherschreiten der französischen Eroberungen einen immer mehr sich ausbreitenden Stoff zu Darstellungen aller Art erworben haben. Unter den populären Werken, welche mehr darauf berechnet sind, eine dem allgemeinen Bedürfniß genügende Kenntniß der von den Franzosen besetzten Gegenden zu verbreiten, verdient eine illustrierte Schrift von Christian, der nach allen Richtungen hin sich als geschickten Feuilleur bethätigt hat, vortheilhaft hervorgehoben zu werden. Sie führt den Titel: „L'Afrique française, l'empire de Maroc et les désertes de Sahara.“ Das Ganze ist auf 50 Lieferungen berechnet und behandelt außer der eigentlich pittoresken Partie natürlich vorzugsweise die Eroberungen und die Großthaten der französischen Truppen. Die Darstellung und Verarbeitung der bekannten Thatfachen ist im Allgemeinen genügend, und wenn man hier und da durch ein gewisses Prunken mit nationalen Erinnerungen oder durch einen etwas hohen Pathos unangenehm berührt wird, so muß man die Absicht und den Zweck, welchen der Verf. bei seiner Arbeit im Auge hatte, mit in Anschlag bringen.

Die Kathedrale von Noyon.

Nitot hat sich durch seine sehr verschiedenartigen literarischen Leistungen als Kenner des Mittelalters, besonders insoweit dasselbe Frankreich betrifft, vortheilhaft bekannt gemacht. Besonders bemerkenswerth sind seine Arbeiten, welche der Betrachtung mittelalterlicher Denkmale, vorzüglich derer, welche der Baukunst angehören, gewidmet sind. Seine neueste Schrift bezieht sich auf das nämliche Gebiet, welches er schon mehrfach angebahnt hat. Dieselbe bietet eine sehr sorgfältige Beschreibung der Kathedrale von Noyon. Sie führt den Titel: „Monographie de l'église Notre-dame de Noyon.“ Dem eigentlich beschreibenden Theile geht eine historische Nachricht und eine tiefer gehende archäologische Auseinandersetzung voran. Diese Partien haben aber selbst ein allgemeines Interesse, indem in denselben Andeutungen gegeben werden zu einer streng wissenschaftlichen Classification der Bauüberreste des Mittelalters. Das ganze Werk bildet einen wichtigen Beitrag der Übergangsperiode, welcher, der Ansicht Nitot's zufolge, die Kirche zu Noyon angehört. Der aus 23 Tafeln bestehende Atlas, welcher der deutlichen Anschauung wegen dem Werke beigelegt ist, hat den Architekten Daniel Ramée zum Verfasser. Wir wissen nicht, ob dies der nämliche Kunstkenner ist, welcher ein recht brauchbares Handbuch der Archäologie geschrieben hat. 17.

literarische

Dienstag,

D

Levin Schücking.

1. Gedichte von Levin Schücking. Stuttgart, 1846. 8. 1 Thlr.
2. Die Ritterbürtigen. Roman von Levin Schücking. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 12. 4 15 Ngr.

Wir halten die beiden vorliegenden Werke Schücking für maßgebend, um aus denselben nicht allein seine Stellung zur Literatur der Gegenwart nachzuweisen, sondern auch die Muse des Dichters in ihrem eigentlichen zu erfassen und würdigen zu lernen. Schücking ist ein Mann von ganz moderner Bildung, aber die Genen der Gegenwart, der Kampf und das Ringen der neuern Ideen scheinen erst dann an ihn herangetreten zu sein, in seine Entwicklung eingeschlagen zu haben, als er bereits schon für sich auf dem Wege der eigenen Ausbildung einen begrenzten Standpunkt, eine abgeschlossene Welt errungen zu haben meinte. Sein Wesen hat den Kampf von unten heraus nicht mitschlagen helfen und sich daher zum Theil auch ganz spröde der neuen Entwicklung gegenübergestellt, da es eine bestimmte Richtung, eine charakteristische Individualität schon geworden war; was auf dem Wege einer von Jugend auf durch moderne Ideen geleiteten Ausbildung leichter erzielt wird, lebendiger in das Wesen selbst übergeht, hat Schücking erst auf dem sauern Wege des Gehankens in sich aufgenommen, zum Theil auch mit den Formen, die von früherher bei ihm festgeworden waren, zu verschmelzen gesucht. Es ist klar, daß auf diesem Wege ein gewisser Zwiespalt mitten in die früher harmonische Welt des Poeten gekommen ist: die Anschauungen und Bilder aus der ersten Periode kommen mit ihren jüngern Genossen oftmals in Streit und Hader; bald stecken diese feigeich ihr Banner auf den Trümmern von jenen auf, bald auch und öfters noch ziehen jene mit klingendem Spiele und fliegender Fahne an ihren jüngern Brüdern triumphirend vorüber. Es ist wol überflüssig zu bemerken, daß wir den Poeten persönlich gar nicht kennen und daß wir unser Urtheil bloß aus und nach den Erzeugnissen seines Geistes gebildet haben, was um so ungetrübter deshalb dastehen wird, als es nicht den Schein haben kann, daß wir über der äußern Erscheinung der Person das innere

nicht geworden, er steht noch in dem ersten Entwicklungsmomente, die Gestalten haben noch kein Fleisch, es sind leichte flüchtige Schemen, die Einem durch die Hände schlüpfen, Abstractionen ohne bestimmten Inhalt, Bilder ohne Farbe. Schücking steht noch auf der Brücke, die aus der Romantik in die freie lebendige Gegenwart führt, er macht Ansätze, thut Anläufe, die Gestalten am jenseitigen Ufer zu erreichen; aber sie huschen noch lustig an ihm vorüber, und er wendet den Blick wieder rückwärts nach dem Strande, von dem er aus gegangen; da ragen die Zinnen einer alten Burg so scharf und led in die Wolken hinauf, da gießt der Abend ein mildes rosenfarbiges Licht über die Gipfel und Spitzbogen der Dome, die Glocke schickt so weich und wehmüthig ihre Awe Variationen zu dem Wanderer hin, der am Gestade eines Sees wandelt und die Ripen tief unten im krystallinen Hause ihre goldenen Haare strahlen sieht; da schaut von dem Balcone ein Ritterfräulein in dem Burghof hinunter, in welchem die Knappen in blanker Rüstung die von der Jagd ermüdeten Rosse führen, und nebenbei lauscht sie schalkhaft den Tönen eines Minneliebes, das unten aus der Raube ihr Ritter singt. Welche Nacht, welche Pracht! wie Das anzieht und lockt! Der Poet lebt so fortwährend in der Schweben; will er diesen Träumereien drüben lauschen, all die Töne und Bilder mit ihren verführischen Lauten, ihren gleisenden Farben in seine Seele ungestört und ungetrückt aufnehmen, so mahnen jenseit wieder die ernstern, schwerern Klänge, die Glocke der Zeit schlägt mit ihrem Riesenhammer die Stunde des Morgens, und ein ganzes

Voll stimmt freie, muthige, nie gehörte, nie geahnte Hymnen an. Erst wenn der Zwiespalt, der bis jetzt noch das Wesen Schücking's theilt, innerlich überwunden, wenn die Einheit eine wirkliche wahrhaftige geworden ist, dann erst werden auch die Erzeugnisse seiner Muse wahrhaft künstlerischen Werth erhalten, und zwar um so größern als er den Gegensatz zwischen alten und neuen Poeten selbst durchgemacht und beide sein Wesen mit ihren Formen und ihrem Inhalte befruchtet haben, während den vorzugsweise sogenannten modernen Poeten diese Doppelseitigkeit zu eigenem Nachtheile abgeht und auch diese wieder zur Einseitigkeit hindrängt. Wo die Ursachen dieses angegebenen Bildungsganges von Schücking liegen, das wollen wir nicht entscheiden, da wir hierzu mit den Ereignissen seines äußern Lebens vertrauter sein müßten als wir es in der That sind; aber jedenfalls können wir mit Gewißheit annehmen, daß die Erziehung und der Aufenthalt in einem katholischen Lande viel zur Erklärung und Rechtfertigung des poetischen Standpunkts beitragen wird. Wenn wir einmal eine Hypothese wagen dürften, so würden wir annehmen, daß Schücking eine klösterliche Erziehung oder doch wenigstens eine Bildung genossen hat, die von geistlichen Elementen beherrscht wurde; denn nur daraus läßt sich eigentlich seine Verspottung, sein Abscheu gegen die Philosophie erklären, die er in dem Gedichte „Die Philosophen“ betitelt zu erkennen gibt: denn dies ist nicht der Ausdruck, wie ein poetisches, gestaltungsreiches Gemüth etwa gegen die Philosophie als eine reine, abstracte Wissenschaft ankämpft, sondern es sind die trivialen, abgenutzten Phrasen, mit denen Finsterlinge diese Blüte des menschlichen Geistes zu verdächtigen suchen.

Sagt mir nur Eins und ich will gläubig sein:
Wohin des Hundes Seele einst wird fahren?
Beigt mir nur Eins: ein krankes Käferlein
Scheilt von eurer hohen Kunst Scholaren;
Hut mir nur Eins: ein glucksend Küchlein brätet
Aus all den tauben Eiern, die ihr hütet!

Wir glauben im Interesse der Menschheit nicht an die Unsterblichkeit von Hundeseelen, sind auch nicht so sentimental, am Krankenbette eines Käfers zu weinen, und möchten gern für den Poeten der Betrachtung dieses Gedichts, das weniger noch als ein taubes Ei ist, uns überhoben haben, wenn es nicht mitten in der Sammlung guter Gedichte stände und wenn wir es nicht vorher erst heiselte haben wollten, ehe wir auf die Gedichte selbst eingingen, damit es nicht als störender Beiß fortwährend auftrauchte und uns den Eindruck verkümmerte, den Genuß vergällte.

Die Gedichte zerfallen in vier Hauptabtheilungen, Liebesgedichte, erzählende, vermischte und Sühnliche Blätter, welche letztere aber bloß der Form nach dem Poeten angerechnet werden können, da sie nach S. L. Coleridge bearbeitet sind. Liebesgedichte und vermischte bilden den vorzüglichsten Inhalt des Buchs, da sie die deutlichsten Spuren einer eigenthümlichen, charakteristischen Individualität tragen, während die erzählenden der Form nach in dem Uhländ'schen Balladenstile sich fort-

bewegen, und oft weit hinter dem treuherzigen, kernhaften, volksthümlichen Ausdrucke jenes Sängers zurückbleiben. So sehr wir auch die erzählenden Gedichte den Balladen Uhländ's, Schwab's und andern neuern antrordnen, ebenso stellen wir auch die Liebesgedichte und viele davon, welche unter den vermischten stehen, nicht allein den erotischen Liedern der vorhergehenden Dichter gleich, sondern manche noch über dieselben. Jene Gedichte haben außer ihrer ungemein reinen und saubern Form, ihren schönen Bildern und Gleichnissen eine große Tiefe und Fülle der poetischen Anschauung vor jenen voraus, sie halten die schöne Mitte zwischen den üppig-lüsternden, oft lasciven Liedern Heine's und den im trocknen Reflexionsstile gehaltenen Gedichten so mancher neuern Poeten wie eines Diefenbach, Hartmann, Haltaus u. A., ebenso wie zwischen den aus tiefer zerrissener Brust hervorgebrungenen Klageklängen Lenau's und den heitern, leichten, durchsichtigen Rhythmen von Uhländ. Wenn man gerade einen Vergleich mit einem ältern Poeten zulassen wollte, so würde man hier wol ohne viel Fehl zu gehen in die mittelalterliche Poesie zu greifen haben, etwa nach Walter von der Vogelweibe, zugleich ließe sich aus einer solchen Parallele auch nachweisen, wie die modernen Dichtungen, so sehr auch die alten wie mittelalterlichen Philologen vornehm sie über die Schultern ansehen, die ältern Poesien an Breite und Tiefe der Empfindung, an Schönheit und Mannichfaltigkeit der Form, an Geschmeidigkeit und Eleganz der Verse und Rhythmen übertreffen, wenn sie ihnen zum Theil auch an wahrer Wahrheit nachstehen sollten. Die Poesie Schücking's ist ein Brunnen in einem grünen Parke: der Strahl fährt melodisch aus der Quelle in die heitere, reine Luft, die Sonnenstrahlen glitzern in seinen Wassern, die flüsternd und schäumend in ein Becken von glattem Marmor wieder zurückfallen, frei und ungehalten, indes schöne Frauen an das Wasserbecken herantreten und ihre Augen weiden an dem Funken des Strahles und ihr Ohr ergötzt an dem melodischen Sepselstcher. Schücking's Dichtung trägt fast gar keine oder nur sehr geringe Spuren von der modernen Sentimentalität oder Zerrissenheit, seine Gefühle und Empfindungen gleiten ruhig und heiter über die Wellen des Lebens, und nur hier und da klagt eine Welle von „trübem Tagen und bleichen Wangen“. Es ist ein stilles, seliges Befangensein, ein Träumen in Liebe und Natur, das über der Dichtung Schücking's waltet; die Wellen und Strudel, welche das Leben aufwirft, lösen sich auf und an den Klippen der Zeit steuert seine Muse ruhig und fern vorüber. Als charakteristisch für Schücking heben wir noch hervor, was zugleich auch den Vergleich mit Walter von der Vogelweibe weiter rechtfertigen mag, daß eine gewisse Frömmigkeit, eine religiöse Stimmung als rother Faden durch die Gedichte sich hinzieht, eine Gottesgegebenheit, die aus dem abendlich frommen Glockenläuten Regen ruft auf Thäler und auf Höhen und wie Gebete die Schlafen seiner Geliebten umschwebt. Die Freude an der Geliebten klingt bei Schücking aus in

einem Liebe, das den Schöpfer aller dieser Schönheiten verherrlicht: „Befegnet sei, der dich ins Leben sandte, der dir der Anmuth Schleier und der Hoheit Mantel um die Schultern schlug!“ Die Geliebte ist der Engel, der dem Poeten die Botschaft vom Himmel bringt, ein ewig reiner, ewig frischer Quell, wie es in dem sehr gelungenen poetischen Gedichte „Nacht im Park“ ausgedrückt ist, dem sich das Lied „Zum 19. September“ durch den lustigen Gang seiner Rhythmen, die Schönheit seiner Gedanken würdig anschließt. Es hebt so an:

Wir fecht's an frischem Laube
 Zum Kranze für dein Haar,
 Womit ich, meine Laube,
 Dir segne dieses Jahr;
 Cyphen und Blüthenzweige,
 Darauf den duft'gen Thau —
 Den wünsch' ich mir, du holde,
 Du wunderfüße Frau!

Vor den Blicken der Geliebten zerklüftet die Sorgen der Dichterbrust und des Jahrhunderts, die Märchen aus alten Zeiten klingen wider in seiner Brust, geschichtenreich steht er als ein vergessener Träumer in der Einsamkeit und bei seiner Liebe für alle die vergangenen Herrlichkeiten kann er nicht so recht eigentlich auf den Boden des modernen Lebens gerathen: die Wappenscheiben seiner Burgen lassen den hellen Strahl der Gegenwart nicht ohne Brechung hindurch, und auf glattem Parquet hört er nicht den schweren Eisentritt der Zeit; nur aus der Ferne braust es zu ihm heran, und sein Geist ahnet, was das Geräusch bedeutet, er rafft sich auf, aber nur auf halbem Wege bleibt er stehen; die Zweifelt seiner Natur, dieses Getheilte sein mag zuweilen selbst bei ihm zum Bewusstsein kommen, und in einem Liebe „An meinen Lothar“ glauben wir die Belege dafür zu finden:

Gebroch'ne Pläne wirst du von mir erben,
 Berwehte Klänge, halbe Melodien;
 Erfolge, die schon im Erblühen sterben,
 Und, wenn ich sie erfassen will, entfliehen;
 Dir sei ein glücklicheres Loos beschieden:
 Den Fluch der Halbheit, o den kenne nie!
 Dein Leben sei ein ganzer Klang voll Frieden,
 Ein voller Ton der tiefsten Harmonie.

Zu den gelungensten Gedichten der Sammlung gehören: „Westfaler“, „In der Schweiz“, „Der Rhein“; sie stehen in der Sammlung fast an demselben Punkte, den wir ihnen in der Entwicklung des Dichters anweisen möchten, an der Grenze von jenem Träumerleben zum Erwachen, an der Grenze von der Romantik zur modernen Poesie. In dem Gedichte „Beim Hochamte“ tritt uns dieser Übergang zum ersten Male gefaltentrich entgegen. Die Trompeten schmettern jubelnd und singend durch den Chor wie Tonblitze aus den Wolkenläufen, des alten Glaubens Majestät redet in Hymnen und Donnerworten die Sprache der Jahrhunderte, aber aus seinem Bau fällt Stein auf Stein und die Töne wecken in der Brust des Dichters ein unendliches Wehe, das sich in den Worten endlich ermutigend ausströmt:

Wer hemmt den Geist, daß er allmächtig wehe,
 Sein Strömen wer, daß es das Starre züchtigt!

Die Gedanken schart er nun als schlachtenmüthige Trup-

pen um sich her, aber es sind oftmals bloße Abstractionen, und der Allem nur im Gegensatz mit dem Glauben, den er (historisch unwar) der Menschheit Jügel und ihren Fluch nennt. Im Gedichte „Fahnenwahl“ reißt er sich nun wirklich von seinen romantischen Stoffen los, er fährt aus seinen Träumereien hervor, das Leben, das in frischen Klängen an die enge Klausel klopft,

Hei, wie das dröhnt und wettet,
 Hei, wie's zerklüngt am Steine!

hat ihn aufgeweckt, er sagt der Klausel, dem Thurme, der Waldkapelle Lebemohl, sammt den Wunden und den alten Melodien; das Rolandshorn des Geistes klingt lauter als alle die alten Kirchenlieder und Märchenklänge, der Schild der Freiheit schwebt höher, tönt heller als alle die verrosteten Wappenschilder, und das Bild des deutschen Volkes in seinem Streben zur Freiheit glänzt stärker als alle Pracht des alten heiligen römischen Reichs deutscher Nation.

Nun fort mit diesen Träumen,
 Ich fühle des Morgens Weh'n,
 Der Strom wird stürmen und schäumen
 Und siegend niedergeh'n.

Ich stürz' in sein Wogen und Wallen —
 Ein neu belebend Bad!
 Aus seiner Flut Krystallen
 Einen Trunk dann auf den Pfad!

Und hiermit wollen wir von den Gedichten Abschied nehmen, mit dem Wunsche, daß der Poet „den Kritiker nicht als Hochverräther seines Reiches ansehe und ihm nicht ein trockenes Plätzchen wie die andern Landesväter anweise“, es müßte denn eine schöne Villa in Westfalen sein!

(Die Fortsetzung folgt.)

Antipathien zwischen deutschen und slawischen Völkern, mit besonderer Beziehung auf Rußland. Von Fr. Leizman n. Lemgo, Meyer. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Daß Antipathien zwischen deutschen und slawischen Völkern vorhanden seien, und ein Gegensatz zwischen beiden stattfinde, lehrt nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Geschichte und eine nähere Rücksicht auf die Eigentümlichkeiten beider nach Abstammung, Sprache, Sitte und Religion so wie die Beachtung der durch ihre geographische Stellung zu einander bedingten Art ihrer fortdauernden, gegenseitigen Berührungen, und des fremdartigen, fast außereuropäischen Charakters der Verfassung selbständiger slawischer Staaten und Reichs. Der Verf. der vorliegenden Schrift sucht diese Antipathien, diese Gegensätze nach innern Gründen und nach äußern Thatsachen weiter nachzuweisen und darzulegen; allein er fühlt offenbar eine zu große und zu lebhaftige Sympathie für Rußland, indem er den Zweck hat, ein reineres, unbefangenes Urtheil über russische Staats- und Bildungszustände und über den Charakter des Slawenthums zu vermitteln, eine Sympathie, die nach Demjenigen, was er selbst in dem Vorworte über den mit seinem Aufenthalte in Rußland für ihn verbunden gewesen Reiz bei Betrachtung eines in kräftiger Entwicklung begriffenen Volks sagt, erklärlich genug ist. Dabei ist er mehrere Jahre russischer Beamter gewesen, und erklärt geradezu, daß ihn jener Reiz vielleicht für immer an Rußland und an das russische Volk — „das wenigstens in seinem Kerne noch in unverdorbener Jugend steht, das aber schon mit allen Kräf-

ten nach Eroberungen ringt, die innerhalb seiner selbst auf den friedlichen Pfaden der Bildung und Menschlichkeit zu vollbringen sind" — gefesselt hätte, wenn man nur — das Vaterland an den Schußföhlen mitnehmen könnte! Ob unter diesen Umständen der Verf. der gegenwärtigen Betrachtungen für ganz unbesangenen und unparteiisch in seinen Ansichten und Urtheilen über Rußland und das russische Volk gelten könne, möchte Ref. bezweifeln. Ersterer verkennt übrigens das Interesse durchaus nicht, welches das Streben Rußlands dem Beobachter gewährt, und ist auch der Meinung, daß die Ausländer nicht immer mit der erforderlichen Unbesangenenheit die Zustände Rußlands betrachten, wenngleich es nicht als ein Vorwurf gelten kann, diese Zustände sowie das ganze politische System Rußlands, namentlich im Verhältnisse zum Auslande, nicht bloß zum slavischen Polen, mit mißtrauischen Blicken zu betrachten, als Patriot und als Kosmopolit. Ebendarum verkennt Ref. auch nicht, daß die vorliegende Schrift interessante und lehrreiche Aufschlüsse über Rußland sowie überhaupt über die slavischen Volksstämme enthält, die manche Irrthümer über dieselben zu berichtigen wol geeignet sind.

Die in der neuern Zeit stärker erwachten nationalen Antipathien der deutschen Volksstämme gegen die slavischen, die zu sehr in den Verhältnissen der Vergangenheit und in der Verschiedenheit der innern Eigenthümlichkeiten beider ihren Grund haben, werden freilich alle diese Betrachtungen und Mittheilungen des Verf. nicht zu beseitigen vermögen, eben weil sie außer uns, weil sie in der Sache selbst liegen. Vornehmlich macht übrigens Ref. auf alles Das aufmerksam, was in der vorliegenden Schrift über die Sitten und Gebräuche der Slawen, ihren Charakter, ihr gemüthliches und geistiges Leben, dabei über ihre Volkslieder bemerkt wird, sowie was der Verf. weiterhin über die Stellung Rußlands, seine politisch-nationale Entwicklung, seine socialen Zustände, das System seiner Regierung und das Streben der slavischen Völker nach Consolidirung und Erlangung einer gewissen Einheit ausspricht. Dabei verheißt er die Mängel der russischen Civilisation (Leibenshaftigkeit, Mangel eines lebenskräftigen dritten Standes) durchaus nicht, beklagt in Betreff der russischen Rechtspflege die große Bestechlichkeit vieler russischen Beamten sowie den großen Mangel an Landschulen. Doch rühmt er den Drang nach Einsicht und Bildung im russischen Volke, und sucht den Vorwurf, den man ihm in geistiger Hinsicht zu machen gewohnt sei, daß es mehr das Talent der glücklichen Nachahmung als eigene, originelle Erfindungsgabe und geniale Geisteskraft besitze, durch eine nähere Betrachtung der russischen Dichter und Prosaisten zu beseitigen. Was die politischen Bestrebungen Rußlands nach außen, namentlich nach Sibirofen sowie zur Bildung eines auch geistig in sich zusammengeschlössenen, slavischen Universalstaats anlangt, so vertheidigt der Verf. nicht nur diese Idee an sich, sondern er hält auch ihre Verwirklichung nicht für unmöglich, und meint sogar, daß „der Gang der neuern Geschichte ihrer einstmaligen Erscheinung gleichsam vorgearbeitet“ habe, und namentlich Rußland „durch seine fortwährenden, consequenten Bestrebungen, seine äußere Staatseinheit auf eine innere, geistige Verschmelzung der durch jene zusammengehaltenen Völkerschaften zu gründen, ihrer concreten Gestalt um ein gut Theil näher gerückt zu sein scheine. Interessant ist in dieser Hinsicht die fernerweitete Mittheilung, daß die Hoffnungen, mehr wol noch die Bestrebungen, die sich an diese Idee knüpfen, schon früher umsichtigen deutschen Staatsmännern nicht fremd gewesen seien. Der Verf. nimmt hierbei auf die Äußerungen des österreichischen Internuntius bei der Pforte an den Fürsten Kaunitz nach dem Abschlusse des Friedens von Kainardsche 1774, durch welchen der kolossale Leib des russischen Reichs abermals an Umfang gewann, Bezug, Äußerungen, von denen sich in unsern Tagen so Manches verwirklicht hat, was damals nur Befürchtung, nur Traum zu sein schien, während es auf der andern Seite scheint, als sähen unsere deutschen Staatsmänner der Gegen-

wart mit andern Augen — wenn sie nur sehen! — und in unbefangener Ruhe dem Allen zu. Daß auch sonst die fremden Regierungen sowie die Völker in engern und in weitern Kreisen aus der vorliegenden Schrift viel lernen können, dafür wollen wir hier nur die wahrhaft geistvollen Worte des Kaisers Nikolaus, die er nach seiner Thronbesteigung an sein Volk richtete, die aber auch an die Deutschen gerichtet sein könnten, hersehen: „Nächst dem doch die Familienväter ihre ganze Aufmerksamkeit auf die sittliche Bildung ihrer Kinder richten. Denn es ist wahrhaftig nicht den Fortschritten der Bildung, sondern der Eitelkeit, die eine Leere des Geistes hervorbringt, und dem Mangel an gründlicher Unterweisung und Lust zuzuschreiben, daß sich der jugendlichen Gemüther eine solche Freiheit des Denkens, eine solche Überspannung der Leidenschaften und so verworrene und verderbliche Halbkenntnisse bemächtigt haben, die nebst dem Gange zu extremen Theorien mit der Entfittlichung beginnen und mit dem Verderben endigen.“ Goldene, leider nur gar zu wahre Worte! Ober meint man etwa in Deutschland, weil der Kaiser Nikolaus diese Worte an halb wilde Russen gerichtet hat, dieser Lehren daheim nicht zu bedürfen? 1.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Die Religionsphilosophie Kant's.

Die religiösen Bewegungen in Deutschland haben auch im Auslande eine gebührende Berücksichtigung gefunden. Natürlich kann es dabei an Mißgriffen aller Art nicht fehlen. Indessen wird sich die Sache schon besser gestalten, wenn diejenigen Männer, welche sich für berufen halten, bei der Besprechung dieser Angelegenheiten ein Wort mitzureden, erst die Verpflichtung anerkannt haben, sich mit der wissenschaftlichen Entwicklung der deutschen Theologie näher bekannt zu machen. Es ist nicht zu verkennen, daß in dieser Beziehung von Seiten französischer Gelehrter ein bedeutender Fortschritt gemacht ist. Die Zahl Derjenigen, welche, wenn auch nicht zu einem tiefen Erfassen, doch wenigstens zu einem annähernden Verständniß der deutschen Wissenschaft gelangen, wird offenbar immer größer, und schon tauchen hier und da Darstellungen auf, welche einzelne Momente aus dem Entwicklungs gange derselben auf eine ziemlich befriedigende Weise behandeln. Eine dieser Werke, welche als die ersten bedeutenden Versuche einer geistigen Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich auf dem Gebiete der philosophischen Theologie bezeichnet werden können, ist folgendes: „Exposé critique de la philosophie de la religion de Kant“, von Timothée Colang. Der Verf. hat sich bei seiner Darstellung der Kant'schen Religionsphilosophie nicht darauf beschränkt, dieses System aus seinem Zusammenhang mit der ganzen Entwicklung der deutschen Philosophie herauszureißen. Er gibt vielmehr in einer eigenen philosophischen Einleitung die Anknüpfungspunkte und die Beziehungen auf das Allgemeine. Im Ganzen ist die Darstellung klar und auf die Sache gerichtet. Dies tritt besonders in der Auseinandersetzung des Systems selbst hervor. Dasselbe zerfällt in drei Abtheilungen: 1) „Les idées religieuses de la raison théorique“; 2) „Les postulats religieux de la raison pratique“; 3) „Accommodation au christianisme“. Diese Anordnung ist im Ganzen befriedigend, sowie auch die Entwicklung selbst im Allgemeinen das Richtige trifft, obgleich freilich hier und da über manchen einzelnen Punkt eine Discussion erhoben werden könnte. Was die philosophische Bildung des Verf. selbst betrifft, so erscheint sie im Allgemeinen zwar genügend, aber doch vermißt man hier und da eine recht geistige Durchdringung und eine vertrautere Bekanntschaft mit den wichtigsten Erscheinungen der neuern deutschen Wissenschaft. Doch haben wir, wenn der Verf., dessen Erstlingsarbeit diese Schrift zu sein scheint, bei einem eifrigen Studium mit Ernst ausbeharrt, von ihm gewiß noch recht viel Gedienees auf dem Felde der philosophischen Literatur zu erwarten. 17.

Mittwoch,

Nr. 147.

27. Mai 1846.

Levin Schücking.

(Fortsetzung aus Nr. 146.)

Wir wenden uns nun zu dem Romane „Die Ritterbürtigen“. Ob es wol Zufall war, daß uns bei der Lecture des vorliegenden Romans fortwährend die schriftstellerische Thätigkeit der Frau v. Paalzow ins Gedächtniß kam und uns bei jedem Schritte, den wir der Entwicklung entgegen gingen, oder ob ein geheimner und bewußter innerer Zusammenhang zwischen den Werken der Paalzow und den „Ritterbürtigen“ Schücking's sich vorfindet, der uns nothwendig auf dieselbe hinleiten mußte? Wir behaupten das Letztere. Frau v. Paalzow hat in ihrem „Gedwie Castle“, „St. Roche“ und zum Theil auch in „Thomas Thyrnau“ die adelige Familie zu ihrem Gegenstande gewählt; sie schildert diese Familie nicht allein nach dem Äußern ihres Erscheinens und Lebens, sondern auch nach ihren innern Beziehungen, ihren Verwickelungen und Schicksalen, die adelige Familie ist der Brennpunkt, in dem sich alle Strahlen vereinen und von dem aus das Licht auf die andern Classen der menschlichen Gesellschaft strömt; jedoch hat sie nicht die Familie in ihrem Gegensatze oder richtiger gesagt in ihrer Unterordnung unter ein allgemeineres Ganze, unter den Coefficienten des Staatslebens gebracht, sie stellt die adelige Familie für sich und durch sich hin, etwa wie Lafontaine und Henriette Panke die bürgerliche Familie zu ihrem Vorwurfe gewählt haben; bei Schücking dagegen ist das Streben dieser adeligen Familien dem Staate gegenüber und auf dem Boden des Staats selbst dargestellt; daher also jener Zusammenhang, jene Vergleichungspunkte; Beide, Schücking und Frau v. Paalzow, verhalten sich wie zwei Seiten eines und desselben Winkels, jedoch mit dem Unterschiede der verschiedenen Auffassung, die durch die verschiedene Stellung der Schriftsteller in der bürgerlichen Gesellschaft und durch die Sympathien und Antipathien derselben herbeigeführt worden. Die Familie als solche steht bei Schücking im Hintergrunde, sie kommt nur insoweit in Betracht, als sie dem Staatsleben gegenüber sich geltend macht, und dann hinwiederum ist es nicht die Familie, sondern eine Vereinigung der adeligen Familie, der Adelsstand selbst, der mit seinen Ansprüchen und Tendenzen in das Staatsleben eingreift. Wir werden daher nicht

fehl gehen, wenn wir „Die Ritterbürtigen“ einen Roman nennen, obgleich ihn der Verf. als erstes Glied einer weitern Reihenfolge hinstellt und sie dem allgemeinen Titel „Zeiten und Sitten“ unterordnet. Denn um das Streben und die Sitten einer Zeitentwicklung darzustellen, dazu fehlt dem ganzen Romane die Allgemeinheit, indem er nur ganz einseitig die Tendenzen des Adels im modernen Staatsleben hinstellt, und auch dies wiederum nur lückenhaft; das Streben eines Standes erhält nur dadurch erst wahre Bedeutung und wahres Leben, wenn er den andern Ständen gegenübertritt; um künstlerisch nun diesen Gegensatz zu behandeln, muß er nothwendig, wenn er lebendig heraustreten soll, seinen Gegensatz mit sich führen. Der Gegensatz in bestimmten Formen und klaren Umrissen hebt und begrenzt seine andere Seite; die Ritterbürtigen durften daher nicht ohne ihren Gegensatz des freien Bürgerthums, der Bestrebungen der Industrie und der Presse geschildert werden, nur dadurch war es möglich den Roman zu einem Kunstwerke zu machen, die Idee wirklich zu ihrem Siege oder, wenn sie ihrem Gegensatze gegenüber ohnmächtig war, zu ihrer Vernichtung zu führen; Einseitigkeit in socialen Theorien, die sich in die Literatur wirft, kann zwar ein gutes Tendenzwerk zum Vorschein bringen, aber nun und nimmermehr einen Roman, der Anspruch machen könnte auf den Namen eines Musterwerks. Das Bestreben unserer Ritterbürtigen, wie Schücking es selbst ausdrückt, ginge darauf hinaus, das demokratische Element der Neuheit niederzudrücken und der Volksentwicklung keine Selbständigkeit zu lassen. Dies also wäre zu gleicher Zeit auch die Idee des Romans, die durch denselben sich hin entwickeln, zum Siege oder zur Vernichtung kommen muß; wenn Eins von beiden eintreten soll, so muß nothwendig noch eine andere Idee mit auf den Kampfplatz treten, weil eine für sich keine Entscheidung herbeiführen kann. Sehen wir aber den ganzen Roman durch, so tritt uns nirgend ein Träger des demokratischen Elements der Neuheit oder ein Repräsentant der Volksentwicklung entgegen, denn von dem Gerichtsarzte Pauli, der Bauernfamilie und dem Juden Koppel kann in dieser Beziehung keine Rede sein, da sie in die eigentliche Entwicklung der Handlung nur zufällig, nur als beliebige Personen eingreifen und über-

haupt mehr als Staffage denn als mitwirkende Personen erscheinen. Dadurch kommt es nun auch, daß die Entwicklung des Romans, die Entfaltung der Idee, zu keinem Ende, keinem Resultate gelangt. Ist etwa am Ende des letzten Theils diese Idee der Ritterbürtigen, das demokratische Element der Reueit niederzudrücken, wirklich gewonnen oder gescheitert? Keins von Beidem; die Intriguen sind bloß gescheitert, die angelegten Fäden haben sich vermischt und sind zum Theil abgerissen, aber eine eigentlich künstlerische Lösung ist damit nicht herbeigeführt, da die Lösung statt einer innern nothwendig bedingten eine bloße äußere, mechanische, zufällige ist. Ist etwa die Grundidee in seiner Hauptvertreterin der Gräfin von Turasheim zum Falle gekommen oder steht sie als solche berechtigt da? Nichts von Dem; sie muß momentan den äußern Verhältnissen weichen und räumt das Feld ihren persönlichen, nicht principielle Feinden, deren Bestrebungen, wie die des Grafen von Schletten- dorf, zum Theil ganz mit den ihrigen übereinstimmen. Politisch betrachtet mag das Streben und die Gesinnung dieses Grafen wol geistreich, das vernünftigste unter den ganzen Ritterbürtigen sein, aber berechtigt und begründet in der Entwicklung des modernen Staatslebens und für dasselbe ist es nicht, denn es sucht seine Grundlage in dem Vorrechte eines Standes, im Adel immer hin noch, und für einen solchen Stand hat die heutige philo- sophische Staatstheorie keine Stelle mehr. Die Ansichten, wie sie Schücking seinem Hauptheiden dem Grafen von Schlettendorf unterbreitet, stehen mit sich selbst im Widerspruch. Er spricht den Gedanken aus, daß die Bildung der Gegenwart freiestes, constitutionnelles Staats- bürgerleben verlange, welches die Bureaukratie verknöchert in ihren Traditionen von Souverainetät und All- macht zu gewähren verweigere, daß sie freie Presse, As- sociationen, Achtung der persönlichen Sicherheit, vollste Glaubensfreiheit verlange, was ebenfalls die nach Will- kür strebende Regierung und Bureaukratie verweigere. Der Adel soll sich nun dieser Forderungen bemächtigen und sich an die Spitze dieser Bildung stellen. Damit hängt freilich zusammen, daß der Adel die Idee aufgeben muß, als sei er durch die Geburt besser als andere Leute, und damit ist er aufgelöst und fällt den drei an- dern Ständen, entweder der intelligenten oder bürgerlichen oder bäuerischen Classe zu. Nun ist es aber ein Wider- spruch, wenn er von ihm verlangt, daß er sich „zu einer förmlichen Staatsgewalt, der neutralisirenden, jetzt alleinherrschenden gegenüber, zu einer compacten, gewal- tigen Masse berufen ansehe, die neben und mit der Regie- rung Stützsäule des Staatslebens sei“. Der Geburtsadel würde so zum Intelligenzadel werden, aber immer Adel sein und bleiben, ein Stand, der da glaubt Vorrechte vor andern zu haben.

(Der Beschlus folgt.)

Viel Schreiberei.

Bald werden wir in Verlegenheit gerathen, welches Epi- theton denn eigentlich unserm vielgestaltigen und proteubarti-

gen Zeitalter beizulegen? Nach der Meinung der Einen sollte es von Rechtswegen das eiserne heißen, obgleich dieses Cha- rakteristikon bereits für einen geschichtlich abfolvirten Vorläufer in Anspruch genommen, denn auch Zeiten können sich wie- derholen und das irrevocabile tempus ist nicht so ganz aus- gesprochen als man meinten möchte. Allein holt man das obige Epitheton von der materiellen Luken- und geradezu von der Konsumtionsseite her, dann könnte man ja unser Jahrhundert mit ebenso viel Fug und Recht das baum- oder schafwol- lene oder das tabackene, wol aber auch das Thee- und Kaffe-, wo nicht gar das zuckerfüße Jahrhundert nennen. Gegen letztere Annahme protestiren aber wieder die vielen Säuren, die von Chemiewegen eine so große Rolle heutzutage in der Welt spielen, und in der That scheint der Chemismus des Lebens und der Wissenschaft so gewaltig gesäuert, daß ihn alle Plantagen der Zuckercolonien nicht zu versüßen vermögen. Eine nicht geringe Menge von Stimmsfähigen votirt hingegen wieder für das Charakteristikon dampfend, bei welcher Gelegenheit eine andere Ableitung, dämpfing, freilich nicht sehr fernliegt. Fast entschieden scheint sich aber der Sieg auf die Seite jener Majorität zu neigen, die sich für die Bezeichnung papierenes Jahrhundert entschieden, eine Benennung, die, per idea- rum associationem, und zumal auch: „a priori sit denominatio“, als Regel gilt, einen etwas zweideutigen Nebenbegriff, nämlich den des lumpigen, in sich schließt. Allerdings schwindelt Si- nem der Kopf, wenn man an die ungeheuern Massen von Pa- pier denkt, die jährlich in die Welt geschleudert werden und womit sich vielleicht schon die Abgründe und Tiefen des Oceans ausfüllen ließen; allein dieses „lumpengeborene Weltfüßel“ steht doch nicht allein da; es ist noch ein Accessorium zu be- rücksichtigen: die Tinte. Wir haben erst neulich die treffende Bemerkung gelesen: daß in allen Kriegen der alten barbarischen Zeit nicht so viel Blut vergossen worden als in unsern Tagen Tinte. In der That, diese Worte sind weniger Hyperbel als es scheint. Allein gegen diese Auszeichnung hören wir die Druderschwärze protestiren, die sich schwerlich ihre Gleichberech- tigung wird streitig machen lassen wollen. So bliebe uns denn also die Wahl nur zwischen zwei Schwärzen übrig; um keiner von beiden Unrecht zu thun, scheint es am gerathensten, unser Jahrhundert geradezu das schwarze zu nennen.

Indessen Scherz oder vielmehr Humor bei Seite und mit trock- nem Ernste gesprochen: wir leben in einer vielstreibenden Zeit, je- des fähige und geübte Individuum scheint ein Hundertarm und Tausendfinger geworden zu sein. Sollte es noch eine Weile so fortgehen, so wird es bald ebenso viele Schreibende als Leser geben und Gott weiß, wie weit es noch kommen wird und zu welchem Facit es kommen kann, wenn unserer Graphomanie nicht ein arranes Antidot, etwa die berühmte Riesennur, zu flatten kommt. So übel es indessen damit bestellt sein mag und so arg es im Laufe der Zeit noch werden dürfte, an der Natura sanans, die das Heilmittel im eigenen Schooße trägt und im rechten Augenblicke zu reagirender Selbsthilfe greift, dürfen wir denn doch nicht verzweifeln. Übrigens gibt sich auf dem Gebiete des Schreibens und Schriftstellers gerade dieselbe Concurrenz, dieselbe überhäufte und sich ins Unendliche hinein- potenzirende Production kund, die auf den meisten übrigen Fel- dern menschlicher Thätigkeiten vorwaltet und die, das eigent- liche Bedürfnis beizeiten überragend und sich zu einer dimen- sionalen Höhe hinaufschraubend, um ihrer selbstwillen darzujehn und einer gewissen treibenden innern Nothwendigkeit zu folgen scheint. Von diesem Gesichtspunkte aus angesehen stellt sich der Industrialismus unserer Lage, dem wir auch das Schrei- ben in seiner professionellen Erscheinung subsumiren, aller- dings in einem eigenthümlichen Lichte dar und gewinnt gewis- sermaßen ein instinctives Ansehen. Fassen wir die immer mächtiger und rapider hervorströmende Schreibseligkeit unserer Zeit in ihrer genetischen Entwicklung von einer andern Seite auf, so gibt sie sich als der lange zurückgedämmte, daher enorm an- gestaute und nun ungestüm hervorbrechende und Alles über-

Liebe zu ihren geistigen Kindern den sterbend Verse citirenden Lukanos, den in seinen letzten Augenblicken Trost in seiner Lehre findenden Epikur an, macht hierauf einige Bemerkungen über sich selbst und citirt dann Aristoteles, der da sagt: gerade der Dichter sei der Künstler, der am allererliebtesten in sein eigenes Werk verliebt sei. Montaigne spricht sich an einem andern Orte auch noch über Commentatoren und Gesegausleger aus, in dessen Sparen wir uns diese originelle und wirklich humoristische Stelle für eine andere Gelegenheit auf, um sie dann in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit wiederzugeben. Zum Schlusse möge hier nur noch eine Aeußerung Fr. v. Senz's Raum finden, die der politischen und publicistischen Bielschreiberin gilt. Er bemerkt nämlich in der Einleitung zu seinen „Betrachtungen über die französische Revolution“: „Es war eine Zeit, wo es für einen denkenden Mann kaum einen edlern und süßern Beruf gab als politischer Schriftsteller zu sein. Die Großen wurden durch den Zuwachs an Erkenntniß sanfter und milder, die Geringern selbständiger und lenkbarer. Wer die Tyrannen angriff, war ein Wohlthäter der Fürsten. Jetzt hat sich das Verhältnis sonderbar geändert. Unser mit Kenntnissen aller Art gesättigtes Jahrhundert will über das Ziel hinaus- schießen und fängt an des Sägels zu bedürfen. Wir schwimmen in einem Ocean von Schriften, dessen Grenzen die Einbildungskraft kaum erreicht. Wäre die Glückseligkeit unsers Geschlechts auf dem Wege des Lesens und Schreibens zu finden, so müßte sie durchaus nicht mehr zu suchen sein. Jetzt ist es offenbar so weit gekommen, daß es für einen Mann, der sich mit allen Fähigkeiten zu einem öffentlichen Wirken ausgerüstet fühlt, ein ernsthaftes Problem wird, ob er seinen Zeitgenossen rechtlicher dient, wenn er spricht oder wenn er schweigt. Niemand findet sich in diese Strudel so tief verwickelt als Der, welcher in unsern Tagen über politische Gegenstände sprechen will. Auf keiner Seite — darf ich hinzufügen: etwa a die theologische ausgenommen? — ist der Geist der Menschen so übergebildet und verbildet wie auf dieser. Wenn Frankreich das Beispiel gibt, wie könnte Europa zurückbleiben! Wer sich mit einer Handvoll von Kunstwörtern vertraut gemacht hat, schreitet mutbig und unverzagt zu Entwürfen neuer Regierungsformen. Natürlich kann es zu einer Zeit, wo fast Jedermann Lehrer sein will, nur gar wenig Lernende geben. Censur ist der Zweck alles Lesens und ein flüchtiges Lob der höchste Lohn, den sich das reichhaltigste Werk zu verschreiben hat. Wenn Vergänglichkeit das große Lösungswort ist, wenn Völker ihre Staatsverfassungen einführen und abschaffen wie man ein Gewand anzieht und ablegt, wenn ein ewiger Kampf zwischen Werden und Vergehen der allgemeine Charakter der gesellschaftlichen Verhältnisse werden soll, wie kann Das, was ein Individuum hervorbringt, auf Dauer Rechnung machen? Wie ließe es sich begreifen, daß selbst mit dem Bewußtsein ausgezeichneter Talente einem Sterblichen noch Muth genug bliebe, um durch Gedanken und Worte den Beifall einer Nation zu suchen, bei der selbst Thaten keine dauernden Monumente sind? einer Nation, die nichts mehr rührt als was im gegenwärtigen Momente die Sinne ergreift oder den ermüdeten Geist aus dem Schlummer rüttelt? die ihre Lehrer wie ihre Wohlthäter vergißt, die ihre eigenen Sögenbilder nicht achtet und ihre Lieblinge mit Füßen tritt? Die, welche die Augen auf das große Drama richten, nehmen nach und nach nur Gefühle und Manieren der Helben an. In dem unermesslichen Schwall fruchtlos verschriebener Papiere verlieren sich die weisesten Pläne und die genievollsten Ideen wie die Korbanschläge wüthender Demagogen und die Fiebertrauerien des Jakobinerclubs. Dies ist das gemeinschaftliche Schicksal der Schriftsteller aller Parteien. Der, welcher den Lieblingsweg mitwandelt, dem Lieblingsstraume schmeichelt und den Kaufsch des Augenblicks theilt, wird belatscht. Der, welcher die Adler des geflügelten Wagens hemmen will, wird verhöhnt und beide werden vergessen“ u. s. w. Fr. v. Senz wirft sodann einen besondern Blick auf Frankreich und die Revolution und wendet

das Obengesagte auf beide an; allein welche gewichtigen Wahrheiten enthalten nicht jene Worte, Wahrheiten, die es im All-gemeinen sind und daher heute noch ebenso gut als 1793 gelten, als sie der Feder des berühmten Publicisten entfloßen. Inessen ist auch nicht zu leugnen, daß sich so Manches wieder in einem andern auch den Hintergrund der Dinge zeigenden Lichte darstellt, wenn man es mit philosophischem Auge ansieht. 49.

Literarische Notizen aus England.

Der fromme Astronom.

Die Religion hat bekanntlich sehr oft in die Naturwissenschaften gepusht. Was sie darin geleistet ist männiglich bekannt. So nur der forschende Blick, das mit aller Ertrungenschaft des Menschengesistes bewaffnete Auge und der auf das Einmaleins basirte Calcul ermitteln und entscheiden kann, hat sie den Glauben, die Einbildung, das Wunder setzen wollen. Sie hat Galilei in den Kerker geworfen und durch Fester zum heuchlerischen Widerruf gezwungen, weil er seiner Wissenschaft und ihren untrüglichen Gesetzen mehr Glauben schenkte als einem jüdischen Märchen. Und doch ist heute, nach schier 300 Jahren, nachdem Laplace, dieser Ungläubige aller Ungläubigen, den alten Märchenhimmel in Stücke zer schlagen und die Mechanik des Himmels aufgestellt, nachdem die neueste Zeit die dynamischen Gesetze dieses Mechanismus zu erforschen und zu ergründen begonnen — und doch ist heute das Geschlecht jener frommen Sternkundigen nicht ausgestorben, die wie der Vater des Faust „das Widrige zusammengießen“. Ein Beispiel von diesen Pseudowissenschaftlern, von den deutschen Land-leuten zu geschweigen, bietet der Engländer Thomas Dick dar, der in seinem jüngst erschienen „Practical astronomer“ beinahe mehr von Vorlesung, Religion und Kirche docirt als von Sonne, Licht und Sternen. Die Frömmigkeit spielt darin ein ebenso mächtige Rolle als die achromatischen Fernrohre und das Ross'sche Teleskop, und er weiß seinem astronomischen Freund, der ein solches Fernrohr mit einem sehr starken Objectivglas für 450 Guineen hergestell, nichts Rühmlicheres nachzusagen als daß er auch ein sehr guter Christ ist. Kun Diejenigen, welche den Galilei in den Kerker steckten, thaten sich auch auf ihr Christenthum viel zu Gute!

Die Heimat der Robinsons.

Der Wundarzt eines englischen Waffschäfers, John Coulter, welcher in den Jahren von 1832 — 36 in diesem Beruf die südlichen Meere befahren, hat jetzt die Erfahrungen, welche er auf diesen Fahrten gesammelt, in einem Werke unter dem Titel „Adventures in the Pacific“ veröffentlicht. Er bemerkt darin, daß in den Annalen des Stillen Oceans das Schicksal des unter dem Namen Robinson Crusoe berühmt gewordenen Alexander Selkirk keineswegs ohne Gleichen dastehe; vielmehr gebe es wol keins der unzähligen Kleinern Eilande, von denen die Südsee wimmelt, das nicht seinen Robinson zähle. Diese unbewohnten, mit frischem Wasser und fruchtbarem Boden versehenen Inseln besizen zu viel Anziehungskraft für wagniskühne Gemüther, als daß von solchen, wenn Schiffe dort anlegen, die Gelegenheit nicht benutzt werden sollte, um sich darauf eine einsame Herrschaft zu gründen. So erzählt Coulter von einem Irlander, der auf der Karlsinsel, auf die er wegen schlechter Aufführung ausgelegt wurde, ein unabhängiges Leben führte und Raubzüge nach den benachbarten Eilanden unternahm, auf deren einem er bei dem Versuch, sich eine Königin für sein Königreich zu erbeuten, erschlagen wurde. Ein anderer Abenteuerer dieser Art, Johann Johannson, ein Schwede, was friedlicherer Natur, machte sein Besitzthum urbar, indem er Ackerbau und Viehzucht trieb, ward aber zuletzt von einer Bande Seeräuber, die er gastlich bei sich aufgenommen, als seiner erwirtschafteten Habe beraubt. 12.

Donnerstag,

Nr. 148.

28. Mai 1846.

Levin Schücking.

(Schluß aus Nr. 147.)

Da wir uns nun zu andern Betrachtungen wenden, so wollen wir gleich von vornherein bemerken, daß mit diesem Romane die Entwicklung Schücking's selbst weiter geschritten ist. Vergleichen wir die „Ritterbürtigen“ mit seinem „Schloß am Meere“, so finden wir hier in der Anlage einen bestimmten Mittelpunkt, um den sich Alles dreht, nach dem hin sich Alles bewegt; die „Ritterbürtigen“ haben künstlerische Einheit, die Theile stehen im wesentlichen Zusammenhange mit dem Ganzen, fügen sich demselben als untergeordnete Glieder ein, während gerade diese Einheit am „Schloß am Meere“ vermißt ist. Es sind dies mehr vereinzelte, zum Theil sehr gelungene Skizzen, rhapsodische Ausführungen, die äußerlich in Beziehung zueinander gebracht, aber keineswegs innerlich, organisch verbunden sind; bei den „Ritterbürtigen“ dagegen entfaltet sich die Handlung ruhig und gemessen, schreitet nach dem einen Ziele unablässig hin und umschließt und schließt die einzelnen Theile zu einem wahrhaften Ganzen ohne Lücken, ohne Voransetzungen, ohne Sprünge. Daher kommt es auch, daß der Eindruck, den das Ganze macht, ein größerer ist als dort, und daß der Leser in steter Spannung, ohne Ermüdung, bis zu dem Ende hinschreitet. Wir wollen hier, um diese unsere Behauptungen zu begründen, den Inhalt selbst reden lassen.

Die Gräfin Allgunde von Duernheim, eine stolze, leidenschaftliche Frau, voll von Unabhängigkeitsbestrebungen, hat in ihrem Kopfe, der ein wahres Brutnest von Intriguen ist, die Idee lebendig erfaßt und zu ihrer Lebensaufgabe gemacht, den Adel in die ersten Reihen des Staatslebens wieder einzuschleichen, seinen Einfluß herzustellen und eine geschlossene starke Macht in ihm sowohl der Regierung als dem Volke gegenüber zu schaffen. Diese Gräfin hatte sich mit einem Manne, dem Sohne eines geadelten Beamten, von Finkenberg, vermählt, weil sie an ihm einen Satten gefunden zu haben glaubte, der „muthig in der Gefahr, mit großartigem Überblick die Verhältnisse der Welt überschauend, mit all den Kenntnissen und der Bildung, welche nur der Geist des Mannes umfassen kann, ausgerüstet, einer glühenden Leidenschaft fähig, und für sie unter den Füßen, ein ge-

brochener Sklave, ein Nichts!“ Die Vermählung sollte heimlich gehalten werden, selbst ihr Vater erfuhr davon nichts, weil sie als Stiftdame ihre Präbende nicht einbüßen, nicht öffentlich an einen Mann verheirathet sein wollte, der keine Ahnen und keinen stiftsfähigen Namen habe. Die Trauung wurde deshalb in einer Dorffirche von einem jungen Geistlichen, dem Allgunde die Pfarrstelle durch ihren Vater als Patronatsherrn hatte übertragen lassen, in Gegenwart des Barons Londern und seines Jägers, der bald nachher starb, vollzogen. Nach zwei Jahren erfuhr die Gräfin, daß ihr Gemahl früher Staatspion gewesen war und verließ ihn. Diese Heirath war von nun an der wunde Fleck der sie schmerzte und den sie um Alles in der Welt der Vergessenheit anheim zu geben suchte. Dem Baron Londern versprach sie als Lohn seiner Verschwiegenheit die Hand und Güter ihrer Nichte Theophanie von Diantenaar. Intriguen und Gewaltstreiche wurden versucht, um dieses Versprechen zu halten, allein vergebens. Theophanie erfuhr durch einen Zufall den Plan, flüchtete sich zu einer entfernten Bauernfamilie; allein auch hier ward ihr Aufenthalt entdeckt und sie gerieth aufs neue in die Hände ihrer Verfolgerin, die sie endlich zwang, trotzdem daß sie bereits einem andern Manne, Valerian von Schlettendorf, ihr Leben und ihre Liebe geweiht hatte, dem Baron Londern zum Altare zu folgen; allein dort zerschritt ein kräftig ausgesprochenes Nein! Theophanie's plötzlich alle Hoffnungen, Allgunde's Heirath mit Finkenberg wurde bekannt, Valerian erhielt seine Theophanie und Londern und die Gräfin reisten nach Italien. Neben diesem Hauptfaden unserer Geschichte laufen unzählige Intriguen und seltsame Abenteuer hin und her und umschlingen das Ganze so innig wie grüner Epheu den einfachen Stamm einer Eiche, beleben und spannen die Entwicklung aufs mannichfachste, und über dem Ganzen schwebt der Geist Allgunde's und ihrer Partei, der Ritterbürtigen.

Wir wollen hier uns jedoch nicht verhehlen, daß dem Roman, so sehr er auch interessant, wie man das gewöhnlich zu nennen pflegt, durch die vielen Intriguen geworden ist, doch auch ebenso sehr von einem höhern Standpunkte aus als von dem Bedürfnisse eines gewöhnlichen Leserkreises betrachtet, dieselben zum Vorwurfe gemacht werden können, und namentlich diejeni-

sch hatte... kirchlichen Kirchenglaubens, was in Litauen Bieten mit... auf einmal... bisher geheimgehaltenen Bekenntnisse gleichfalls hervor...

...er Bisher... die Geistlichkeit den Aufschwung... erlangte der Bischof von Wilna von neuem... die Regier zu strafen, den Kaiser... wirkte ein königliches Edict aus, das unter... einen... der von dem Katholicismus abfallen würde, mit dem... ländlichen... des Adels bedrohte. Die Verbote hatten aber um so ge...

...Erfolg, als die Hofprediger des Thronerben, Jan Kos... und Bawroznicz Dysfordya, selbst die evangelische... dem Volke öffentlich predigten. Ihnen war bereits als... Apostel des Lutherthums der Doctor der Theologie Abra... Culvensis vorangegangen, ein Litauer von Geburt, wel... in Deutschland studirt hatte und um 1539 in Wilna eine... gründete, doch später nach Preußen flüchten mußte.

...Mit der Thronbesteigung Sigismund August's 1548 fielen... Schranken, die bis dahin die Reformation wie in Polen so... die Schatz... aufgehalten hatten. Zwar trat derselbe auch als... mit seinen religiösen Bestimmungen nicht bestimmter her... weil religiös Bestimmtheit ihm, in frühern Jahren we... überhaupt fehlte; Sigismund August gewährte der... dennoch einen mächtigen Anhalt durch die eng... ihm verschwägete Radziwill'sche Familie.

...Nikolaus Radziwill, der Schwäzge benannt, von Sigis... zum Wojewoden von Wilna und zum Kanzler von... erhoben, Vetter der Gemahlin Sigismund August's, Barbara Radziwill, war damals das Haupt der ganzen Ra... früher ein Bekenner der griechischen... war er auf seinen Reisen für Calvin's Lehre gewonnen... nach seiner Rückkehr ins Vaterland, sich nach seiner... öffentlich annahm, alle Würden, seine Reich... seine ausgezeichneten Geistesgaben erhoben ihn alsbald... in Litauen.

...An ihn schloß... alle evangelischen Glaubenslehrer an, bei ihm fanden... viele Reformatoren zog er aus Polen... andern Ländern nach Litauen, andere sandte er in die... sie, nachdem sie dort ihre theologische Ausbildung... in Litauen als Prediger anzustellen. Im J... ließ er in Brzesc die berühmte, auf seine Veranlassung... Simon Sicius, Peter Statorius und andern gelehrten Theo... Bibelerübersetzung abdrucken und schenkte, schon eine Zeit lang auf seinem Schlosse zu Wilna res... stattgefunden hatte, eine ebendaseibst... durch persönliche Anhänglichkeit an Radziwill und durch... wurden viele Adelige zur helvetischen Confession... übergezogen, die angesehensten Familien, die Chodjewicz, Sapieha, Sawisza, Wisniowjecki, Pac gehörten ihr an. Auch... katholische Geistliche fielen in nicht geringer... von ihrem Glauben ab, und eine Zeit lang waren kaum... bis sieben katholische Geistliche in ganz Litauen übrig...

...Das Lutherthum fand in Litauen nur in den Städten... unter den Deutschen Eingang. Der Adel verrieth wenig Sym... parthien für dasselbe, weil es ihm noch zu viel von dem Ka... an sich zu haben schien, und deshalb hielt er sich... an den Calvinismus und Socinianismus.

...Die katholische Geistlichkeit ließ nicht nach, gegen den neuen... getstigen Aufschwung zu eifern; doch derselbe zog immer weitere... so laut und kräftig jene auch auftrat. Der Bischof... wagte es sogar, als einst der König Sigis... Radziwill berebet worden war, dem

calvinischen Gottesdienste in Wilna betzuwehnen und schon auf dem Wege nach der calvinischen Kirche sich befand, dem Könige auf der Straße entgegenzutreten und dem Pferde desselben mit den Worten in die Bügel zu fallen: „Nicht auf diesem Wege wandelten die Vorfahren Ev. Majestät zur Kirche, sondern auf jenem!“ Er deutete dabei auf eine nahe katholische Kirche hin, und der schwankende Monarch ließ sich zum Eintritt in die katholische Kirche bewegen.

Da erlitt der Calvinismus in Litauen schon 1565 den ersten großen Verlust, Fürst Nikolau Radziwill starb, nachdem er noch auf dem Sterbette seinen ältesten Sohn dem geläuterten Glauben treu zu bleiben ermahnt hatte. Nach ihm wurde Nikolau Radziwill, mit dem Beinamen Rufus, der Bruder der Königin Barbara und Großhetman von Litauen, das Haupt der Bekenner des Calvinismus. Dieser Fürst war durch einen Betrug, den die Könige in Czestochau vor seinem Augen an einem für besseren ausgegebenen Landmanne verübt hatten, zum Abfall vom Katholicismus bewogen worden. Auch er nahm sich seiner Glaubensgenossen mit Rath und That an, und trug nicht wenig zur Ausbreitung des Calvinischen Bekenntnisses bei, was ihm als Wojewoden von Wilna leicht ausführbar war. Viele calvinische Kirchen verdankten ihm ihre Entstehung.

Einen großen Nachtheil brachten wie der Reformation in Polen überhaupt so insbesondere dem Calvinismus in Litauen die rasche Ausbreitung des Socinianismus und die dadurch herbeigeführten Streitigkeiten unter den Nichtkatholiken selbst. Peter von Soniondz, Blandrat, Lizmanin waren es vornehmlich, die in Litauen Socinus' Lehre predigten, sie fanden auch unter den Calvinisten viele Anhänger, welche 1564 in Brzescin und 1565 in Wengrow besondere Synoden hielten.

Die unter den Evangelischen Litauens damals ausgebrochenen Parteiungen waren von um so traurigeren Folgen, als die heftigsten Feinde des evangelischen Bekenntnisses, die Jesuiten, der Reformation in Litauen fast auf dem Fuße folgten und damals gerade Eingang im Lande fanden. Auf den Rath des Bischofs von Ermeland und Cardinals Hosius, der in jener Zeit in ganz Europa für eine der Hauptstützen des Katholicismus angesehen wurde, zog der Bischof von Wilna, Valerian Protaszewicz, 1569 die ersten Väter der Gesellschaft Jesu aus Olmütz nach Wilna herüber. Diese gründeten, doch nicht ohne viele Schwierigkeiten, die ihnen selbst von Seiten der katholischen Geistlichkeit gemacht wurden, überwinden zu müssen, alsbald ein Collegium in Wilna, an welchem der berühmte Stanislaw Warszewicki der erste Rector war, der durch seine Gelehrsamkeit, Beredsamkeit und sein einschmelzendes Wesen bald allgemeine Vereinerung gewann und die Schwächen der Menge klug zu benutzen verstand. Durch öffentliche Disputationen über Glaubenssachen, bei welchen Jesuiten statt der vorgeblich zum Disputiren aufgefoderten evangelischen Gelehrten opponirten, bemühten sie sich zuvörderst, bei der Menge eine günstige Meinung für sich zu erwecken, dann suchten sie Eingang in die adeligen Familien zu erlangen, donnerten auf den Kanzeln gegen die Reformatoren, redeten auf den Märkten und an andern öffentlichen Orten zu dem Volke, stellten alle recht in die Augen fallende und auf die Sinne wirkende Gebrauche beim Gottesdienste und den öffentlichen Aufzügen wieder her, und traten überall unverhohlen als Bekehrer zum Katholicismus auf.

Einem so rüstigen, schlauen, kein Mittel scheuenden Feinde vermochte die Sandomirer Vereinigung der polnischen Lutheraner und Calvinisten, an welcher jedoch die Litauer nur geringen Antheil nahmen, nicht die Wage zu halten, noch wahrte gegen ihn der in der Warschauer Conföderation von 1572 enthaltene und zuerst vom Könige Heinrich von Valois beschworene Paragaph über den Frieden der in Rücksicht auf Religion dissentirenden Parteien. Nicht nur häufige Abfälle von der evangelischen Lehre bewirkt, sondern auch allgemeinen Widerwillen, ja Haß gegen dieselbe besonders unter dem niederen Volke er...

gen, welche nicht aus dem Charakter der handelnden Personen, sondern durch einen unvorhergesehenen Unfall, durch die spielende willkürliche Phantasie des Dichters hervorgegangen sind; denn im freien Gebiete der Kunst hat der Unfall ein Recht, ebenso wenig als im Reiche der Natur und des menschlichen Geistes. Nehmen wir zur Probe den Anfang des Romans.

Ein alter Jude sitzt am Wege und stößt mit seinem Stode die herbftlichen Blätter an, während oben am Saume des Waldes eine Dame auf stolzem Pferde dahinreitet. Diese gewahrt, daß aus dem Dorfe im Thal ein Reiter sprengt, verfolgt — soweit ist Alles noch ganz romantisch, nun kommt aber ein anderes Element — von Gensdarmen; sie bietet dem verfolgten Manne, den sie nicht kennt, für den sich aber ihr Mitleid regt, ihr Pferd an, da das seinige ermüdet ist, der Fremde bestiegt dasselbe und kommt auf das Schloß Blantenaar, das ihm die Dame als ihren Wohnsitz bezeichnet hat. Der Fremde geht, da es bereits Abend ist, in das Schloß, kommt auf einen Balcon, dort reicht ihm eine Jofe einen Brief, der aber nicht für ihn ist wie er glaubt. Um denselben lesen zu können, begibt er sich in den Hof, ein Diener hat eine Doppelleiter auf den Boden gestellt, um die Laterne an der Eingangsthüre anzuzünden, der Fremde besteigt die andere Seite und liest den Brief, der die Intriguen der Gräfin von Quernheim mit Theophanie enthält; unterdessen kommt ein Diener, dieser glaubt, der Fremde habe das Pferd schwer Hecrin geraubt, stößt wider die Leiter, sie fällt und der Fremde schlägt mit dem Kopfe auf die Stufen, verwundet sich und wird ohnmächtig ins Schloß gebracht. Der Fremde ist Valerian von Schlettendorf, das Schloß gehört Theophanien von Blantenaar.

Die Charakterzeichnung der handelnden Personen ist gelungen und gleichzeitig durchgeführt. Der Eindruck wird noch bedeutender werden, wenn Schücking für die Folge einiges Augenmerk auf die Einzelheiten richtet, wodurch die Gestalten in um so größerer Wahrheit hervortreten werden. Sehr bezeichnend und charakteristisch erscheint die Stufenleiter, in denen Schücking seine Ritterbürtigen darstellt, von dem geadelten Beamtensohne Finkenberg über den verwöhnten, hochmüthigen Bischof von, den rohen abenteuerlichen Casseneck, den glatten egoistischen Tondern, den eingerosteten leidenschaftlichen Mainhövel bis hinauf zu dem gebildeten, aufgeklärten Schlettendorf. Uns fiel uns aber bei der Charakterzeichnung Theophanien auf, dem edeln, stolzen Mädchen, das in dem Geliebten nicht den Menschen suchte, wie er seinen Verhältnissen angehörte und wie die Gesellschaft ihn geformt hatte, sondern nur die Seele mit allem tiefen Glühen einer leidenschaftlichen Innerlichkeit, die Seele, wonach die vereinsamte, unter ewig fremdbleibenden Menschen erwachsene Theophanie unablässig strebte, daß diese Theophanie erst dann ebenso freundlich und lebenswüthig lebhaft wird als sie früher kalt und abgemessen gewesen war, „nachdem der Fremde (Valerian von Schlettendorf) durch Nennung seines Namens eine Art

Gewährschaft für sich hatte aufführen können“. Sollte diese Theophanie auf einmal so ceremoniel geworden sein oder lag es in ihrem Wesen, warum hat denn der Dichter die Katastrophe ihrer Liebesentwicklung hinter die Scene verlegt, da sicherlich erst noch manche Aufklärung vorhergehen mußte, um den Leser auf den Punkt zu stellen, wo er diese Entwicklung für poetisch wahr halten mußte? Das Stillleben, die ländlichen einfachen Verhältnisse auf dem westfälischen Bauernhofe bieten sehr gelungene Schilderungen dar. Es ist ein klarer und heißer Morgen des beginnenden Herbstes, die Erdgötter musciren in ihren Löchern, die Hühner tragen sich den Sand zum Bade und einer in der Sonne sich logenden Dogge in die Augen, das Fenster des Bauernhauses steht offen, die Uhr schlägt zehn, der Kuhhirt holt sein Horn, die Gänse schnattern, die Schafe blöcken und dieser ganze wilde Troß von plebejischem Vieh hält den alten Wagen des vornehmen Herrn von Bischofing mit seiner gepuderten Perücke und seinen magern Gäuten auf. Ergögliche Bilder! Gern geben wir für mehrere solche die abenteuerliche Belagerung der alten Burg mit ihrer ganzen Unwahrscheinlichkeit und seltsamen Zusammenfügung hin. Die Sprache und der Stil des Romans sind edel, rund und glatt, nur fielen uns mehre Fremdwörter, wie *agaciren*, *peroriren*, *compact*, *Peron* als störend auf, die wir dem Dichter keineswegs zu schenken gesonnen sind.

J. Wegmann.

Reformationsgeschichte von Polen.

Dzieje Kosciolow wyznania helweckiego w Litwie. (Geschichte der helvetischen Confession in Lithauen.) Von Joseph Kaszewicz. Zwei Theile. Posen. Gr. 8. 4 Thlr.

Bei dem allgemeinen Interesse, das die kirchlichen Verhältnisse in dem russischen und preussischen Polen gegenwärtig erregen, werden es sich, wie Ref. hofft, nicht wenige Leser dieser Blätter gern gefallen lassen, wenn ihr Blick durch folgenden Auszug aus einem gewiß den allerwenigsten Lesern zugänglichen neuen polnischen Werke auf die Vorzeit der polnischen Kirche geleitet wird. Ref. theilt den Auszug um so lieber mit als das Werk, aus dem er entnommen ist, keiner Partei dient, sondern mit dem offenbaren Verlangen, der historischen Wahrheit so nahe als möglich zu kommen, abgefaßt ist, und als von dem mit sehr gründlichen Kenntnissen der polnischen Geschichte ausgerüsteten Verf. hier viele Data zur Reformationsgeschichte Polens nach handschriftlichen Quellen zum ersten Male veröffentlicht worden sind.

Viele Umstände erleichterten der Reformation den Eingang in das Herzogthum Lithauen. Der Hussitismus hatte sich aus den Zeiten Jagiello's heimlich hier erhalten, die Streitigkeiten der römischen und morgenländischen Kirche hatten die Gemüther aufgeregelt, die bedeutendern Städte waren von zahlreichen deutschen Kaufleuten und Handwerkern bewohnt. Daher kam es, daß, als das benachbarte Preußen mit dem Herzoge Albrecht, und darauf Liefland sich öffentlich zur Reformation bekannte, dieselbe auch in Lithauen rasche Fortschritte machte, die noch dadurch begünstigt wurden, daß 1544 der polnische Kronprinz Sigismund August als Großherzog von Lithauen nach Wilna kam. Wie dieser einerseits gegen die Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche gleichgültig sich erwies, so schien er andererseits den Neuerungen in der Religion sich zuzuwenden, und in seinem Befolge waren nicht wenige offene Befürworter

des reformirten Kirchenbekenntnis, was in Litauen Bienen mit ihrem bisher geheimgehaltenen Bienenstock gleichfalls hervorzutreiben dem Rath gab.

Wegschlich bemühte sich die Geistlichkeit dem Aufschwung zu hemmen. Zwei erlangte der Bischof von Wilna vom neuem vom Könige Sigismund I. das Recht, die Regier. zu strafen, und wirkte ein königliches Edict aus, das unter Andern einen Joden, der von dem Katholicismus abfallen würde, mit dem Verluste des Adels bedrohte. Die Verbote hatten aber um so geringern Erfolg, als die Hofsprenger des Thronerben, Jan Kosminczyk und Bawrzyniec Dyszkordya, selbst die evangelische Lehre dem Volke öffentlich predigten. Ihnen war bereits als erster Apostel des Luthertums der Doctor der Theologie Abraham Culwenis vorangegangen, ein Lithauer von Geburt, welcher in Deutschland studirt hatte und um 1539 in Wilna eine Schule gründete, doch später nach Preußen Rückten mußte.

Mit der Thronbesteigung Sigismund August's 1548 fielen die Schranken, die bis dahin die Reformation wie in Polen so in Litauen aufgehalten hatten. Zwar trat derselbe auch als König mit seinen religiösen Bestimmungen nicht bestimmter hervor, weil religiöse Bestimmtheit ihm, in früheren Jahren wenigstens, überhaupt fehlte; Sigismund August gewährte der Reformation dennoch einen mächtigen Anhalt durch die eng mit ihm verschwägerte Radziwill'sche Familie.

Nikolaus Radziwill, der Schwarze benannt, von Sigismund August zum Wojewoden von Wilna und zum Kanzler von Litauen erhoben, Vetter der Gemahlin Sigismund August's, Barbara Radziwill, war damals das Haupt der ganzen Radziwill'schen Familie. Früher ein Befenner der griechischen Kirche, war er auf seinen Reisen für Calvin's Lehre gewonnen worden und bemühte sich nach seiner Rückkehr ins Vaterland, das helvetische Bekenntnis, das er 1553 öffentlich annahm, auf alle Weise zu verbreiten. Seine Würden, seine Reichtümer, seine ausgezeichneten Geistesgaben erhoben ihn alsbald zum Mittelpunkte der Reformation in Litauen. An ihn schlossen sich alle evangelischen Glaubenslehrer an, bei ihm fanden sie Schutz und Obdach, viele Reformatoren zog er aus Polen und andern Ländern nach Litauen, andere sandte er in die Schweiz, um sie, nachdem sie dort ihre theologische Ausbildung erhalten hatten, in Litauen als Prediger anzustellen. Im J. 1563 ließ er in Brzesc die berühmte, auf seine Veranlassung von Simon Scacius, Peter Scatorius und andern gelehrten Theologen unternommene Bibelübersetzung abdrucken und schenkte, nachdem schon eine Zeit lang auf seinem Schlosse zu Wilna reformirter Gottesdienst stattgefunden hatte, eine ebendasselbst neuerbaute Kirche der reformirten Gemeinde.

Durch persönliche Anhänglichkeit an Radziwill und durch Familienbände wurden viele Adelige zur helvetischen Confession herübergezogen, die angesehensten Familien, die Chodzjewicz, Sapieha, Sawisza, Wisniowjerki, Pac gehörten ihr an. Auch griechische und katholische Geistliche fielen in nicht geringer Anzahl von ihrem Glauben ab, und eine Zeit lang waren kaum sechs bis sieben katholische Geistliche in ganz Litauen übrig. Nur das Landvolk blieb seinem alten Glauben getreu, besonders dasjenige, welches dem griechischen Bekenntnisse angehörte, es wurde aber häufig von den Herren zur Annahme eines neuen Bekenntnisses gezwungen. Die ersten helvetischen Gemeinden entstanden in Brzesc, Wilna, Kiec, Kieszwierz; in diesen Orten wurden auch die ersten calvinischen Kirchen erbaut.

Das Luthertum fand in Litauen nur in den Städten unter den Deutschen Eingang. Der Adel verrieth wenig Sympathien für dasselbe, weil es ihm noch zu viel von dem Katholicismus an sich zu haben schien, und deshalb hielt er sich lieber an den Calvinismus und Socinianismus.

Die katholische Geistlichkeit ließ nicht nach, gegen den neuen getzigen Umschwung zu eifern; doch derselbe zog immer weitere Kreise, so laut und kräftig jene auch auftrat. Der Bischof Eyprian zu Wilna wagte es sogar, als einst der König Sigismund August vom Fürsten Radziwill beredet worden war, dem

calvinischen Gottesdienste in Wilna beizuwohnen und schon auf dem Wege nach der calvinischen Kirche sich befand, dem Könige auf der Straße entgegenzutreten und dem Pferde desselben mit den Worten in die Bügel zu fallen: „Nicht auf diesem Wege wandelten die Vorfahren Ew. Majestät zur Kirche, sondern auf jenem!“ Er deutete dabei auf eine nahe katholische Kirche hin, und der schwankende Monarch ließ sich zum Eintritt in die katholische Kirche bewegen.

Da erlitt der Calvinismus in Litauen schon 1565 den ersten großen Verlust, Fürst Nikolaus Radziwill starb, nachdem er noch auf dem Sterbebette seinen ältesten Sohn dem geläuterten Glauben treu zu bleiben ermahnt hatte. Nach ihm wurde Nikolaus Radziwill, mit dem Beinamen Rufus, der Bruder der Königin Barbara und Großhetman von Litauen, das Haupt der Befenner des Calvinismus. Dieser Fürst war durch einen Betrug, den die Mönche in Czestochowa vor seinem Augen an einem für besessen ausgegebenen Landmanne verübt hatten, zum Abfall vom Katholicismus bewogen worden. Auch er nahm sich seiner Glaubensgenossen mit Rath und That an, und trug nicht wenig zur Ausbreitung des calvinischen Bekenntnisses bei, was ihm als Wojewoden von Wilna leicht ausführbar war. Viele calvinische Kirchen verdankten ihm ihre Entstehung.

Einen großen Nachtheil brachten wie der Reformation in Polen überhaupt so insbesondere dem Calvinismus in Litauen die rasche Ausbreitung des Socinianismus und die dadurch herbeigeführten Streitigkeiten unter den Nichtkatholiken selbst. Peter von Soniondz, Blandrat, Lizmanin waren es vornehmlich, die in Litauen Socinus' Lehre predigten, sie fanden auch unter den Calvinisten viele Anhänger, welche 1564 in Brzesc und 1565 in Wengrow besondere Synoden hielten.

Die unter den Evangelischen Litauens damals ausgebrochenen Parteiungen waren von um so traurigern Folgen, als die heftigsten Feinde des evangelischen Bekenntnisses, die Jesuiten, der Reformation in Litauen fast auf dem Fuße folgten und damals gerade Eingang im Lande fanden. Auf den Rath des Bischofs von Ermeland und Cardinals Hosius, der in jener Zeit in ganz Europa für eine der Hauptstützen des Katholicismus angesehen wurde, zog der Bischof von Wilna, Valerian Protaszewicz, 1569 die ersten Väter der Gesellschaft Jesu aus Dinzig nach Wilna herüber. Diese gründeten, doch nicht ohne viele Schwierigkeiten, die ihnen selbst von Seiten der katholischen Geistlichkeit gemacht wurden, überwinden zu müssen, alsbald ein Collegium in Wilna, an welchem der berühmte Stanislaw Warzewicki der erste Rector war, der durch seine Gelehrsamkeit, Beredtsamkeit und sein einschmelzendes Wesen bald allgemeine Zuneigung gewann und die Schwächen der Menge klug zu benutzen verstand. Durch öffentliche Disputationen über Glaubenssachen, bei welchen Jesuiten statt der vorgeblich zum Disputiren aufgefoderten evangelischen Gelehrten opponirten, bemühten sie sich zuvörderst, bei der Menge eine günstige Meinung für sich zu erwecken, dann suchten sie Eingang in die adeligen Familien zu erlangen, donnerten auf den Kanzeln gegen die Reformatoren, rebeten auf den Märkten und an andern öffentlichen Orten zu dem Volke, stellten alle recht in die Augen fallende und auf die Sinne wirkende Gebräuche beim Gottesdienste und den öffentlichen Tugzügen wieder her, und traten überall unverhohlen als Belehre zum Katholicismus auf.

Einem so rüstigen, schlaun, kein Mittel scheuenden Feinde vermochte die Sandmitter Bereinigung der polnischen Lutheraner und Calvinisten, an welcher jedoch die Litauer nur geringen Antheil nahmen, nicht die Wage zu halten, noch wahrte gegen ihn der in der Warschauer Conföderation von 1572 enthaltene und zuerst vom Könige Heinrich von Valois beschworene Paragraph über den Frieden der in Rücksicht auf Religion dissentirenden Parteien. Nicht nur häufige Abfälle von der evangelischen Lehre bewirkt, sondern auch allgemeinen Widerwillen, ja Daß gegen dieselbe besonders unter dem niedern Volke er-

ragt zu haben, konnten die Jesuiten mit Recht als ihr Werk rühmen.

Die Folgen des jesuitischen Einflusses zeigten sich schon unter der Regierung des Königs Stephan Bathori. Obgleich derselbe allen Unordnungen kräftig zu steuern suchte, so überfielen doch in dem bis dahin so toleranten Polen die durch Lithauen gegen Moskau ins Feld ziehenden polnischen Heerhaufen die Kirchen der alsbald ausschließlich „Dissidenten“ genannten Evangelischen, steckten sie in Brand und verübten viele andere Unbill.

Die folgereichsten Siege der Jesuiten waren, daß Stephan Bathori die wilnaer Jesuitenschule zu einer Akademie erhob, und die Jesuitencollegien zu Polock, Riga, Dorpat, Grodno gründete, welchem Beispiele viele Magnaten folgten; ferner, daß es den Jesuiten gelang, die Söhne des Fürsten Nikolaus Radziwill des Schwarzen, die Fürsten Christoph, Jerzy (Georg), Albert und Stanislaw Radziwill zum Katholicismus zu bekehren. Sofort vertrieben nun dieselben aus ihren großen Besitzungen Kiewierz, Dybla, Kles die calvinischen Geistlichen und führten an allen diesen Orten katholischen Gottesdienst ein. Fürst Jerzy Radziwill trat in den geistlichen Stand und warf sich, zum Cardinal und Bischof von Wilna erhoben, zum Haupte der Verfolger der Dissidenten auf. Gleich nach seiner Rückkehr aus Rom, wo er die erste Messe gelesen hatte, ließ er mit Gewalt alle als häretisch bezeichneten Bücher aus den wilnaer Buchhandlungen wegnehmen und vor der Johannis-Kirche verbrennen. Fürst Christoph Radziwill, der eine Wallfahrt nach Jerusalem unternahm, setzte, um die von seinem Vater verankaltete Bibelübersetzung aufkaufen und dann verbrennen zu lassen, die Summe von 5000 Dukaten aus, ebenso viel, als sein Vater auf die Herausgabe verwendet hatte. Kur hin und wieder gelang es dem erwähnten, dem reformirten Glauben treu ergebenden Fürsten Nikolaus Radziwill, Rufus, seinen den Jesuiten ganz und gar ergebenden Knechten entgegenzutreten, ihre Absichten zu durchkreuzen und seinen Glaubensgenossen Schutz zu gewähren.

Nicht bloß aber durch das von da an häufige Verbrennen häretischer Bücher übten die Jesuiten die Censur aus. Obgleich aus ihren Druckereien täglich die unwürdigsten und lägenhaftesten Schmähschriften gegen die dissidentischen Gemeinden und deren Prediger erschienen, so wollten sie doch den Gegnern Vertheidigung nicht gestatten, und als der Buchdrucker Lencicius in Wilna trotz des Verbots des Bischofs apatholische Bücher zu drucken fortfuhr, ließen ihm die Jesuiten durch seinen Diener die Lettern stehlen, und beschützten den Dieb in ihrem Collegium.

Als nun Sigismund III. aus dem Hause Wasa, ein Jüngling der Jesuiten, auf den polnischen Thron kam, da durchdrang diese das Gefühl, daß die Zeit des vollkommenen Sieges für sie gekommen wäre, und es täuschte sie nicht; denn das einzige Ziel der vierzigjährigen Regierung Sigismund's war, die Reformation zu unterdrücken, Hof, Senat, ja das ganze Land von den Dissidenten zu reinigen, und nicht an dem Könige und seinen Rathgebern lag es, daß Polen kein Spanien wurde. Dem Scheine nach brachte Sigismund durch die Ausbreitung des Katholicismus eine größere Einheit in den polnischen Staatskörper, in der That aber schwächte er denselben, indem er den Samen des Hasses in die Gemüther warf, noch mehr, indem er alle moralischen und materiellen Kräfte der Nation auf die Einrichtung einer Hierarchie mit Tausenden von Klöstern und Tausenden der schlechtesten Schulen hinwandte, indem er die Frechheit, den Muthwillen, wenn er nur unter dem Scheine des Eifers um die katholische Religion auftrat, frei walten ließ, und so die unterdrückten Dissidenten zwang, sich nach fremder Hilfe umzusehen.

Müchtige, dem Vaterlande nützliche, kenntnißreiche Bürger zu erziehen, hatten die Jesuiten ganz und gar nicht die Ab-

sicht, ihre ganze Erziehungswelt war nur dahin gerichtet, in ihren Jünglingen ein fromm haereticorum zu erlangen. In welchem Grade die Jesuitenzügelinge ein solches wurden, zeigen die vielen Gewaltthätigkeiten und Frevel, welche jene das ganze 17. Jahrhundert hindurch bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein an den dissidentischen Geistlichen, Gemindern und deren Gotteshäusern verübten.

In einem langwierigen Proceß wurde die helvetische Gemeinde in Wilna 1639 verwickelt, als einige Mitglieder beschuldigt wurden, nach dem Bilde des Erzengels Michael auf der Franziskanerkirche zu Wilna mit Pfeilen geschossen zu haben. Viele ganz unbegründete Beschuldigungen kamen hinzu, und der Proceß hatte einen so übeln Ausgang, daß die Gemeinde durch ein nach den noch vorhandenen Acten offenbar ungerechtes königliches Decret das Recht verlor, ihren Gottesdienst innerhalb der Mauern von Wilna abzuhalten, daß sie statt des Gotteshauses in der Stadt sich ein Gebäude außerhalb der Stadt auf dem Kirchhofe erbauen mußte, daß alle helvetischen Schulen und Hospitäler in Wilna aufgehoben wurden und die Prediger der Gemeinde, Babetti, Sursti und Hartlieb der über sie verhängten Todesstrafe nur durch ihre schnelle Flucht zum Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg entgehen konnten.

Wenn man aus der Folgezeit die genaue Schilderung der immer sich wieder erneuernden und immer heftiger werdenden Verfolgungen der Dissidenten liest, wie diese unter August II. das allertraurigste Loos zu ertragen haben, wie ihre Kirchen zerstört, ihre Geistlichen häufig auf das grausamste selbst zum Tode gemartert werden, wie den Dissidenten am Ende alle Rechte genommen, und sie aus allen öffentlichen Ämtern entfernt werden, wie alle ihre Klagen sowohl vor den Königen wie vor den Landtagen und den Gerichten keinen Erfolg haben, wie sie nirgend Gerechtigkeit, ja nicht einmal Erbarmen finden, so bewundert man auf der einen Seite ihren Glaubensmuth, wie man sie auf der andern Seite entschuldigt, daß sie uneingedenk dessen daß sie Polen seien sich den eindringenden Feinden, wie den Schweden, in die Arme werfen und endlich fremde Hüfe zur Wahrung ihrer Gerechtfame aufrufen. Die Anzahl der Gotteshäuser der Calvinisten, deren es während der Blüthezeit der polnischen Reformation 163 gab, verminderte sich dermaßen, daß sich unter August III. nur noch 29 calvinische Gemeinden in Lithauen vorfinden.

Mit dem traurigen Zustande, in dem sich die lithauischen Calvinisten bei der Thronbesteigung des letzten polnischen Königs befanden, bricht das Werk ab. Im zweiten Theile desselben findet man die Specialgeschichte der Gemeinden und dankenswerthe Mittheilungen zur polnischen Literaturgeschichte über die Druckereien der Calvinisten in Lithauen, ihre liturgischen Bücher, Bibelübersetzungen u. s. w., auch ausführliche Biographien ihrer Gelehrten, unter denen Andreas Wolan, der 1610 als Prediger zu Wilna starb, und Johann Laficius die berühmtesten waren.

Literarische Notiz aus Frankreich.

B ö l l e r e c h t.

Einen wichtigen Beitrag zur Literatur der Diplomatie erhalten wir in einer vor kurzem erschienenen Schrift, welche dem Völkerrechte, insofern sich dasselbe auf die internationalen Beziehungen zur See bezieht, gewidmet ist. Sie führt den Titel: „Règles internationales et diplomatiques de la mer“, von Drolan (2 Bde.). Der Verf. hat sich der juristischen Welt besonders durch seine gediegenen Arbeiten über die Geschichte des französischen Rechts auf das vortheilhafteste bekannt gemacht, und auch sein neuestes Werk wird seinem gelehrten Rufe keinen Abbruch thun.

17.

Händchen von Saintré (Le petit Jehan de Saintré). Ein Roman aus dem 15. Jahrhundert von Antoine de la Sale.*)

Der Verfasser des „Le petit Jean de Saintré“ verband die Eigenschaften eines Pädagogen mit denen eines Novellisten. Er war zugleich ein der tonangebenden Mitglieder jener kleinen Akademie von lustigen Erzählern, die auf dem Schlosse von Genappe unter Vorfig Ludwig's XI., damals noch Dauphin, die bekannten „Cent nouvelles nouvelles“ herausgab, und nacheinander Erzähler Johanness v. Anjou, Herzog von Calabrien und Lothringen, und der drei Söhne des unglücklichen Grafen von St.-Pol, der auf Befehl Ludwig's XI. hingerichtet wurde. „Le petit Jean“ bildet gewissermaßen den Schlussstein seiner literarischen Thätigkeit. Nachdem er nämlich auf der einen Seite Novellen und auf der andern für seine Schüler belehrende Bücher geschrieben, worunter dasjenige, welches er „La salade“ betitelt (aus dem Grunde, sagt er, weil in den Salat viele nützliche und angenehme Kräuter gethan werden) das bemerkenswerthe ist, schrieb er gegen das Ende seines Lebens um 1459 den „Petit Jean“, welchen man als den „Telémaque“ des 15. Jahrhunderts ansehen kann, indem Geschichte und Dichtung fast gleichen Theil an demselben haben. Wie Fénelon's Held ist Saintré ein Muster von Tugend und Verständigkeit, aber sein Mentor ist keine Minerva, noch überhaupt eine Göttin oder Fee, es ist ganz einfach eine schöne Dame des Hofes, die der Dichter la dame des belles cousines nennt. Über den wahren Namen dieser Dame hat man seit Brantôme viele Vermuthungen aufgestellt, ohne zu einem genügenden Resultate zu kommen. Wahrscheinlich ist, daß es eine junge Witwe von Stande, aus königlichem Geblüte war. Saintré selbst ist eine historische Person; Froissart erwähnt seiner als des besten und tapfersten Ritters von Frankreich. Er war Seneschal von Anjou und Maine und kämpfte mit Auszeich-

nung in den Kriegen in der Saintonge, ebenso bei Poitiers, wo er von den Engländern gefangen wurde. Nach Frankreich zurückgekehrt, bekam er von dem Regenten des Königreichs, dem Herzoge von der Normandie, den Auftrag, die Gesandten Eduard's III. zu begleiten, und später war er einer der vier Commissarien, welche die Provinzen Poitou, Saintonge und Angoumois den Engländern übergaben.

Obgleich nun Saintré keineswegs ein erdachter Romanheld ist, so ist doch Sale's Roman weit entfernt davon eine Biographie oder eine Chronik zu sein. Der Verf. verläßt in sehr wesentlichen Punkten ganz und gar den geschichtlichen Boden, indem er seinen Helden Abenteuer bestehen läßt, von denen die Geschichte nicht nur nichts erwähnt, sondern die auch der Zeit und dem Orte nach als erwiesen fingirt erscheinen, oder aber ihm Thaten beilegt, die Andern zukommen, wie z. B. Saintré's Kampf mit den englischen Rittern bei Boulogne, was lebhaft an die Memoiren des Marschalls Boncicant erinnert. Nirgend aber verläßt der Verf. das Gebiet der Wahrscheinlichkeit, und darin unterscheidet er sich wesentlich von allen gleichzeitigen Romanciers. Die Thaten seines Helden, so außerordentlich sie sind, bleiben immer streng in den Grenzen der Möglichkeit und überall blickt die unterrichtende Tendenz des Buchs deutlich hindurch, die nämlich, das Bild eines vollkommenen Ritters und Edelmanns zur Nachahmung aufzustellen. Man kann nicht besser und eindringlicher allen ritterlichen Tugenden und allen edeln Gefühlen überhaupt das Wort reden als Saintré's Dame es thut. Sie citirt die Bibel und die Kirchenväter, selbst die Philosophen in ihren einsamen Unterhaltungen mit dem sechzehnjährigen Saintré, der ihr mit der schüchternen, mädchenhaften Bescheidenheit eines ergebenden Schülers zuhört. Um so überraschender ist es dann, wenn diese nämliche Dame, nachdem alle ihre Lehren bei Saintré die befriedigendsten Früchte getragen haben und dieser als ein Muster der Ritterlichkeit mit Ruhm und Ehre bedeckt, zu ihr eilt, um den Lohn aller seiner Kämpfe und Gefahren aus ihren Händen zu empfangen, plötzlich in eine ganz gemeine weibliche Schwachheit verfällt und der Geschichte ein mehr als unerwartetes Ende gibt. Man bleibt bei dieser ungeahnten Entwicklung des Romans ungewiß, ob der

*) Die folgende gebrängte Darstellung der Geschichte Saintré's ist aus der neuen, sehr sorgfältigen, von Marie Quichard besorgten Ausgabe dieses Romans entnommen. Der Roman bildet eine Epoche in der französischen Literatur und ist eins von den wenigen Erzählungen jener Zeit, die noch heute in größern Leserkreisen in Frankreich gekannt sind.

Verf. den jungen Leuten seiner Zeit dadurch wirklich habe die Lehre geben wollen, den Weibern gar nicht zu trauen, oder ob unwillkürlich der kunstliche Erzähler der „Cent nouvelles nouvelles“ über den Morallisten den Sieg davongetragen habe. Jedenfalls ist es kunstreich und geschickt, daß der Autor die Jugend seines Helben in dem Traume einer reinen, idealen Liebe vorübergehen und die Enttäuschung erst dann eintreten läßt, als Saintré durch mancherlei Erfahrungen des Lebens gestählt und geistig und körperlich im Stande ist sie mit männlicher Entschlossenheit zu ertragen. Außer seinem poetischen Werth als anmuthige Erzählung ist das Buch übrigens eine wahre Fundgrube für den Forscher mittelalterlicher Zustände. Die Gebräuche des Ritterthums und das Hofleben sind vielleicht nirgend mit solcher Klarheit, Einfachheit und tiefer Überzeugung bis in das geringfügigste Detail dargestellt als in diesem Buche; und dabei in jener anmuthigen, naiven Sprache, wie sie Desperiers und Montaigne vorfanden, naturkräftig und überströmend, ungeziert und frei von akademischem Kappzorn und schwülstiger Überladenheit. Diese mannichfaltigen Vorzüge machen es erklärlich, wie dieser Roman, in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, von Tressan in modernes Französisch übersetzt, freilich unbarmherzig abgekürzt und zugeschnitten, mit großem Beifalle aufgenommen wurde. Vor 20 Jahren etwa wurde „Saintré“ auf zwei pariser Theatern als Bauderville gegeben, nachdem Ménard de St. Just das Sujet durch eine Parodie ins Volk gebracht hatte. Sonach fehlt unserm Roman nichts, was gewöhnlich den Meisterwerken des Geistes begegnete, er erfuhre eine kalte Nachahmung und eine burleske Parodie.

Der Roman beginnt damit, uns an den Hof Johann's II. (1350—84) zu führen, wo wir Saintré als Vagen im Dienste des Hrn. v. Ponilly finden. Le petit Jean de Saintré ist der gewandteste und schönste Vage, behend im Dienste, gefällig gegen Damen, zierlicher und kühner Reiter, fertiger Sängler, in allen ritterlichen und geselligen Spielen geübt, aber unbegreiflicherweise, bei allen diesen schönen Eigenschaften, unempfindlich gegen die Reize des schönen Geschlechts. Unter den vielen schönen Damen des Hofes, deren Blicke der junge Saintré auf sich gezogen, war besonders eine junge Witwe, reich und angesehen, die, obgleich von zahlreichen Freiern umschwärmt und selbst von ihren Verwandten ermahnt, beharrlich verweigerte ein neues Ehebündniß zu knüpfen. Diese beschloß nun sich des jungen Saintré anzunehmen. Nachdem sie mehrfach vergeblich durch freundliche Anrede seine Schüchternheit zu besiegen gesucht hatte, sah sie ein, daß sie directer zu Werke gehen müsse. Die Gelegenheit fand sich bald. Als sie eines Tages die Königin zu ihrem Mittagsschlaf gebettet hatte und in Begleitung ihrer Damen, Knapen und Vagen eine Galerie durchschritt, um sich nach ihren Zimmern zu verfügen, bemerkte sie Saintré, der über das Geländer gelehnt dem Ballspiele im Hofe zusah. Dieser, als er die hohe Frau daher kommen sah,

warf sich auf die Knie, um ihr die gebräuchliche Ehrenbezeigung in strengster Form zu bezeigen. Sie aber sprach: Saintré, Ihr solltet Euren Dienst besser verstehen und einer Dame das schuldige Geleit geben. Schreitet mir voran. Saintré gehorcht, bis an die Knieleppchen erröthend. In ihrem Gemache angelangt, läßt die Dame ihre männlichen Begleiter. Saintré will sich auch entfernen, wird aber von der Dame zurückgehalten mit der Bemerkung, daß er nicht zu den Männern gehöre und sie mit ihm sprechen wolle. Nachdem sie sich auf das Fußende ihres Bettes gesetzt und ihre Damen auf Tuchen Platz genommen, verlangt sie von Saintré das Ehrenwort, daß er auf ihre Fragen mit Aufrichtigkeit antworten wolle. Höflich erschreckt über diese Einleitung verspricht er Alles. Darauf hebt sie an: Wie lange ist es her, Saintré, daß Ihr die Dame Eures Herzens nicht sahet? Als Saintré von einer Dame seines Herzens reden hörte, erblaste er, fing an zu zittern, seine Augen füllten sich mit Thränen und er war unfähig ein Wort hervorzubringen. Als ihn nun die andern Damen mit freundlichen Worten ermunterten, sprach er endlich: Ich habe keine. Daß Ihr sie noch nicht sahet, glaube ich wohl, erwiderte die Dame, wer würde sich denn auch solchem schüchternen Knaben gleich ergeben; ich meine diejenige, die Ihr wünschet daß sie die Eureige würde. Saintré wickelte trampfhaft die Schnüre seines Gürtels um seine Finger, wie ein Mädchen das Schürzenband wenn sie einen Verweis bekommt, und schwiß. Ihr kommt nicht aus diesem Zimmer heraus, Saintré, sprach die Dame, bevor Ihr mir nicht genügende Antwort gegeben auf meine Frage. Sprechet, welche Dame liebt Ihr am meisten? Da antwortete Saintré: Die Dame, welche ich am meisten liebe, ist meine Mutter und nach dieser meine Schwester Jaqueline. Außer diesen beiden liebe ich keine Frau auf der Welt. Du ehvergeßener Edelmann, sprach die Dame mit scheinbarem Jorne, da du gegen alle Regel der Ritterlichkeit keine Dame deines Herzens hast, so gehe mir aus den Augen. Die Gesellschaftertinnen, welche wohl merken, daß es ihrer Gebieterin mit diesem Befehle nicht Ernst war, erbaten für Saintré eine Frist von zwei Tagen, binnen welcher dieser in der Angst seines Herzens auch versprach eine Wahl zu treffen und diese seiner Gebieterin mitzutheilen. Nach Ablauf dieser Zeit mußte er sich aber den Augen der Dame zu entziehen und erst am vierten Tage konnte sie seiner wieder habhaft werden. Hier nun, von neuem ins Verhör genommen, spricht er endlich den Namen der Madeline de Courcy aus, die aber erst ein zehnjähriges Mädchen war. Saintré wird ausgelacht, und die Dame muß sich endlich entschließen, ihm mit aller möglichen Deutlichkeit zu sagen, welche Art von Dame er zu wählen habe: Eine Frau von hoher Geburt und Ansehen, reich und im Stande ihm auch in der Welt von Nutzen zu sein. Sie bescheidet ihn nun öfter zu sich und beginnt ihr Erziehungswort mit einer Anlei- tung, wie man die sieben Todsünden zu fliehen habe, eine Ermahnung, die bei einem so schuldlosen Gemüthe

wie dem. Saintré's fast überflüssig und mehr geeignet scheint ihn mit diesen Sünden bekannt zu machen als ihn davon fern zu halten. Darauf geht sie mit ihm die Pflichten des Ritters und Edelmanns durch und kommt so ganz unmerklich wieder auf das Capitel der Liebe. Saintré will aber keine ihrer Anspielungen verstehen, und so sieht sie sich denn genöthigt, aus ihrer Lehrerrolle herauszutreten und ihm ihr Herz zu eröffnen. Saintré weiß ihr nichts zu erwidern als daß er schwört ihr treu zu dienen und ihr in Allem gehorsam zu sein. Die Erkenntlichkeit der Dame war nicht geringer als ihre Liebe. Sie verfiel nun den eben nicht reichen Saintré mit Geld, um sich neu zu kleiden, und schreibt ihm zugleich sein Costume vor. Ein Wams von carmoisinrothem Damast, ein paar Charlachbeinkleider und ein paar braune mit einer darauf gestickten Devise u. s. w. War Saintré bisher der anmuthigste Page gewesen, wegen seiner körperlichen Vorzüge, so wurde er nun auch der eleganteste in seinem Anzuge. Auch Aemter und Ehren blieben nicht aus. Durch Vermittelung seiner Dame wurde er zum écuyer tranchant des Königs ernannt und erhielt durch ihre Freigebigkeit die Mittel zum Ankauf von Pferden und Waffen, da er nunmehr genöthigt ist, seinerseits Diener und einen Hausstand zu halten.

Charakteristisch ist hier die Unterredung, die er behufs seiner Ankäufe und Einrichtungen mit einer alten Schneiderin pflegt, die wie eine Mutter zu ihm spricht und deren wohlgemeinten, verständigen Rath er auch befolgt. Einmal auf der ersten Stufe der Gunst angelangt, wird nun Saintré von seiner Dame instruiert, wie er sich in derselben zu besorgen habe, was, meint sie, bei Hofe seine eigenen Schwierigkeiten habe. Als vornehmstes Mittel dazu empfiehlt sie ihm Jedermann Geschenke zu machen; selbst der Königin möge er hin und wieder einen Zelter oder ein Pferd für die Sänfte schenken, weil dies das beste Mittel gegen den Einfluß neidischer Zungen sei. Es wird unserm Saintré nicht schwer diesen kostbaren Rath zu befolgen, da er von der wohlwollenden Gebieterin seines Herzens immer zugleich mit dem Rathe auch die Mittel zur Ausführung desselben bekommt. Jedoch warnt sie ihn zugleich sehr verständig vor übermäßiger und unbedachter, zweckloser Verschwendung. Diese, sagt sie, bringt uns Schaden und Auehre, eine weisse Freigebigkeit aber gewinnt die Herzen; sie erhält die alten Freunde und erwirbt neue, bewahrt den guten Ruf und wendet den Haß in den Herzen zur Liebe. Saintré soll aber auch seinen Geist bilden, seine Dame empfiehlt ihm die geeignete Lecture. Neben verschiedenen römischen Historikern wird hier auch Dares Phrygius genannt, was beweist, daß man im 15. Jahrhundert die im barbarischen Latein verfasste angebliche Uebersetzung der verlorenen „Ilias phrygia“ für echt hielt. Die Nützlichkeit des Studiums legt der weibliche Mentor seinem Schüler folgendermaßen an Herz: Wie der Frühling die Blüte hervorreibt, die Blüte aber die Frucht erzeugt und die Frucht den Nutzen, so gibt das

Studium die Sitten, die Sitten den Verstand und der Verstand bringt zu Ehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Kloster, weltlich und geistlich. Meist aus der ältern deutschen Volks-, Wunder-, Curiositäten-, und vorzugsweise komischen Literatur. Zur Cultur- und Sittengeschichte in Wort und Bild. Von J. Scheible. Erster Band: Erste bis vierte Zelle. — Auch u. d. T.: Volksprediger, Moralisten und frommer Unsin. Sebastian Brandt's Narrenschiff mit Geiler's von Kaiserberg Predigten darüber und Thomas Murner's Schelmensunft, vollständig nach den alten Drucken und ihren bildlichen Darstellungen. Mit vielen Abbildungen auf 72 Tafeln. Stuttgart, Scheible. 1845. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Während die ältere deutsche Literatur sich seit vielen Jahren einer besondern Pflege erfreute, deren glückliche Ergebnisse nicht genug gepriesen und bewundert werden können, war die Zeit von dem Absterben des Minnegefangs bis auf das neueste Wiederaufblühen der Literatur im Ganzen nur wenig beachtet, und wenn man einige wenige Namen abrechnet, die freilich meistens aus andern als literarhistorischen Gründen erwähnt wurden, war die Geschichte der Literatur jener Zeit beinahe in tiefes Dunkel gehüllt. Denn wenn auch die Compendien und Lehrbücher sich bald mehr bald weniger ausführlich darüber verbreiteten, so waren ihre Mittheilungen durchgehends dürftig und unerquicklich, weil sie selten an den Quellen geschöpft, ihre Nachrichten und Urtheile meistens aus solchen Werken gezogen hatten, die ganz andere als literarhistorische Zwecke hatten. So ließe sich mit leichter Mühe nachweisen, daß ein großer Theil von Dem, was über jene Zeit in den Compendien der deutschen Literaturgeschichte zu finden ist, aus Panzer's „Annalen“ gezogen wurde, einem allerdings vortrefflichen Werke, das aber rein bibliographische Zwecke hatte und daher für die eigentliche Literaturgeschichte nur als sehr untergeordnetes, wenn auch sehr brauchbares und unentbehrliches Hülfsmittel zu betrachten ist. Es ist nicht zu leugnen, daß die literarhistoriker gerade in Bezug auf jene Zeit mit oft wahrhaft unbefiegbaren Hindernissen zu kämpfen hatten; denn wenn auch die meisten Schriften der Classiker der genannten Epoche gedruckt sind, so waren sie zum größten Theil doch nur in wenigen Exemplaren vorhanden und so sehr über das ganze deutsche Land verstreut, daß gewiß nicht eine einzige, selbst nicht die reichste Bibliothek eine vollständige Sammlung dieser Schriften besitzt, am wenigsten aber eine vollständige Sammlung aller Ausgaben derselben. So lange aber der Geschichtsschreiber nicht auf die Quellen zurückgehen kann, so lange werden auch seine redlichsten Bemühungen unfruchtbar sein. Es ist daher ein erfreuliches Zeichen, daß man jetzt anfängt, auch diesem Mangel durch neue Ausgaben abzuhelfen; und von diesem Gesichtspunkte aus verdient das vorliegende Werk allerdings Anerkennung. Aber auch nur von diesem Gesichtspunkte, und zwar noch dazu nur in sehr beschränktem Maße. Es ist freilich eine leichte Sache, diesen oder jenen Schriftsteller wörtlich abdrucken zu lassen; aber damit ist noch lange nicht Alles gethan. Es ist nicht gleichgültig, welche Ausgabe dabei zu Grunde gelegt wird, am wenigsten bei Büchern jener Zeit, da gerade die guten vielfältig nachgedruckt, verändert, ja ganz umgestaltet wurden. Bevor sich die neuhochdeutsche Sprache allgemein festgesetzt hatte, schrieb ein Jeder in dem Dialekte seiner Heimat, oder es klang derselbe wenigstens bedeutend durch. Wurde nun ein in einem besondern Dialekte geschriebenes Buch in andern Provinzen Deutschlands nachgedruckt, so sorgte der Herausgeber, gewöhnlich der Drucker selbst, zunächst dafür, daß die Sprache dem

ihm zunächst liegenden Publicum verständlicher wurde, d. h. das Buch wurde aus einem Dialekte in den andern übersetzt. Ofters begnügte man sich mit dieser Veränderung nicht; der Herausgeber erlaubte sich auch Zusätze, Auslassungen, überhaupt Veränderungen jeder Art, so daß die Schrift eine ganz andere wurde. So wurde z. B. „Das Karrenschiff“ von Sebastian Brant noch in demselben Jahre, da es in Basel erschienen war (1494), in Strasburg nachgedruckt; es ist dieser Druck aber von der Originalausgabe so sehr verschieden, „daß man es beinahe eine Überarbeitung derselben heißen könnte; so groß ist die Anzahl der Zusätze, so mannichfaltig sind die Veränderungen sowohl in einzelnen Worten als in Sätzen“ (Strobel, Ausgabe des „Karrenschiff“, S. 39, wo man über diese Abweichungen das Nähere lesen kann). Wir würden es kaum für nöthig halten auch zu erwähen, daß es nicht einmal hinlänglich sei, bei einer neuen Ausgabe den besten Text zu Grunde zu legen, sondern daß eine solche unbedingt nothwendig auf der Vergleichung aller guten echten Ausgaben beruhen müsse, wenn nicht selbst namhafte Editoren diese unerlässliche Grundlage übersehen hätten. So hat z. B. Strobel's Ausgabe des „Karrenschiff“ nicht geringe Fehler, die allein daraus zu erklären sind, daß er den ersten Text nicht mit den spätern Editionen verglichen hat. Ohne solche Vergleichung kann der Herausgeber schon durch Druckfehler irre geführt werden; es ist aber selbst bei dem größten Scharfblicke und dem sichersten kritischen Takte nicht möglich, ohne Vergleichung zur Sicherheit zu gelangen, wenn ganze Wörter oder gar ganze Sätze ausgelassen oder verfehlt sind, was sich in Büchern jener Zeit sehr häufig findet. Wir wollen nur Ein Beispiel anführen. In Sebastian Brant's „Karrenschiff“ heißt es am Anfange des Capitels „Berachtung der geschriefft“ (Strobel S. 105) also:

Der ist ain nart, der nit der geschriefft
 Will glouben, die das zeil antriff,
 Das meynet, das er leben soll,
 Als ob kein gott wer noch kein hell.
 Berachtend alle predig vnd ler,
 Als ob er nit seh noch hör.
 Kem einer von den botten har,
 So lieff man hundert mylen dar,
 Vnd ob viel lut suorend dar in,
 Ob man oug schandt do nutwen win,
 Vnd des glich ander offen spll.

Die drei letzten Zeilen stehen offenbar in keinem Zusammenhang mit dem vorhergehenden, es sind dieselben vollkommen unverständlich, und man muß sich billig wundern, daß Strobel nicht selbst in den Anmerkungen darauf aufmerksam gemacht hat. Wir haben zwar leider die basler Originalausgabe von 1494 nicht selbst in Händen, wir vermuthen aber, weil Strobel's Abdruck sonst richtig und genau ist, daß er auch in dieser Stelle sein Original vollkommen genau wiedergegeben hat, und daß die Verderbniß des Textes nicht ihm vorzuwerfen ist. Hätte er jede andere Ausgabe verglichen, so hätte er sogleich sehen müssen, woran der Fehler liege, daß nämlich in der basler Edition, die er mit Recht zu Grund gelegt hat, zwei Zeilen ausgelassen sind. Die basler Ausgabe von 1495 (und mit ihr die Ausgabe von 1553) hat nämlich also:

Kem einer von den botten har,
 So lieff man hundert mylen dar,
 Das man von im hört nuwe mer,
 Was wesens in der hellen wer,
 Vnd ob vil lut suorend dar in.

Jetzt hat die Stelle Sinn und Bedeutung, und es bleibt kein Zweifel übrig, daß diese zwei Zeilen durch ein Versehen des Druckers ausgelassen sind.

Der Herausgeber des vorliegenden Buchs hat aber nicht nur die Vergleichung der verschiedenen Ausgaben unterlassen, und hat auch sogar eine unechte Edition abdrucken lassen, so daß seine Arbeit in keiner Weise auf wissenschaftliche Anerken-

nung Anspruch machen kann. Er hat nämlich die Ausgabe von Basel 1574 bei Sebastian Henricpetri wiedergegeben, deren Text zwar der der echten und bessern Ausgaben, aber modernisirt und nicht selten auch verdoeben ist (vergl. Strobel a. a. D. S. 44).

Auch die „Schelmenzunft“ von Thomas Murner ist nach einer spätern, modernisirten Ausgabe (Frankfurt 1567) abgedruckt, der selbst nicht die ursprüngliche Edition, sondern die augsburger von 1513 zu Grunde lag, dieselbe welche Waldan (Halle 1788) herausgegeben hat. Es ist dieselbe aber unecht, da in ihr die elßässische Mundart Murner's in die breite augsburger umgewandelt ist, so daß sie wol als ein ohne Theilnahme des Verfassers veranstalteter Nachdruck angesehen werden muß. Zwar weicht dieser augsburger Abdruck nicht wesentlich von dem Originaltexte ab, allein es hat sich der Herausgeber im Einzelnen doch manche Abweichungen erlaubt, die keineswegs als Verbesserungen erscheinen.

(Der Beschlus folgt.)

Bibliographie.

Bromm, K., Gedichte. Frankfurt a. M., Kessler. Gr. 12. 1 Thlr.

Bruderschaftslieder eines rheinischen Poeten. Darmstadt, Leske. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Conscience, J., Graf Hugo von Craenhobe und sein Freund Abulfaragus. Erzählung. Nach dem Flämischen von G. Wagner. Augsburg, v. Jenisch und Stage. 8. 18 Ngr.

Creuzer's, F., Deutsche Schriften, neue und verbesserte. Zweite Abtheilung. Zur Archäologie oder zur Geschichte und Erklärung der alten Kunst. Besorgt von J. Kayser. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ellendorf, J., Der Primat der römischen Päpste. Aus den Quellen dargestellt. 2ter Band: Fünftes Jahrhundert. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 25 Ngr.

Die Geschichte der Stadt Wimpfen. Heilbronn, Landherr. 8. 20 Ngr.

Aus Goethe's Knabenzeit 1757—1759. Mittheilungen aus einem Original-Manuscript der Frankfurter Stadtbibliothek. Erläutert und herausgegeben von J. Weismann. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 16 Ngr.

Reden, Freih. F. W. v., Vergleichende Kultur-Statistik der Grossmächte Europas. 1sten Bandes 1ste Lieferung. Berlin, Duncker. Gr. 8. 22½ Ngr.

Tageliteratur.

Altenstücke, betreffend den Dienst-Austritt des Prof. R. v. Mohl in Tübingen. Freiburg, Herder. Gr. 8. 12½ Ngr.

Bachmann, J. F., Gedächtnissfeier des Aedes Dr. Mart. Luther's. Liturgie und Predigt. Berlin, Koefler und Köhn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die kirchlichen Bewegungen in Deutschland und die protestantische Conferenz in Berlin. Eine Stimme aus Schleswig-Holstein. Schleswig. Gr. 8. 18 Ngr.

Die Segenssage zwischen Recht und Leben. Eine juristische Betrachtung, dem Hrn. Geh. Justizrath Dr. Chr. Martin bei seiner 50jährigen Doctorjubelfeier gewidmet von einem seiner Schüler. Leipzig, Leubner. 8. 4 Ngr.

Jacobi, S., Vertheidigung meiner Schrift: Das Königl. Wort Friedrich Wilhelm's III. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 6 Ngr.

Maurette, J. J., Der Papst und das Evangelium, oder noch ein Lebenswohl an Rom. Die wohlfeile Auflage. Heilbronn, Drechsler. 8. 6 Ngr.

Die Resultate der Berliner Conferenz. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 5 Ngr.

Simon, J., Mein Austritt aus dem preussischen Staatsdienste. Leipzig, Ritter. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hänschen von Saintré. Ein Roman aus dem
15. Jahrhundert von Antoine de la Sale.

(Fortsetzung aus Nr. 149.)

Sieben Jahre hatte Saintré nunmehr seiner Dame in Lucht und Ehrbarkeit gedient und diese ihn mit Beweisen ihrer Huld überhäuft. Jetzt schien es ihr an der Zeit, daß Saintré, der stark und kräftig geworden war, sich durch eine That auszeichne. Sie ließ ihn daher eines Abends zu sich kommen und sprach zu ihm, indem sie ihm ein kostbares Armband übergab, an welchem sechs Diamanten, sechs Rubinen und sechs Perlen waren: Mein Freund, ich stecke dieses Armband auf Euer Arm und befehle Euch es von morgen ab ein ganzes Jahr zu tragen, wenn sich in dieser Zeit nicht ein unbescholtener Ritter findet, der es Euch zu Ross oder zu Fuß abnehme. Und ich will, daß der Kampf bestehe, erstens aus einem Rennen zu Ross gegeneinander im Harnisch und Kriegsfattel, bis der Eine gehörigermassen seine Lanze gebrochen, d. h. einen Fuß vor dem Stichblatt der Lanze. Und dem, der zuerst seine Lanze gebrochen, soll sein Gegner in Gegenwart der Richter einen Diamant geben, zum Werthe von 300 Thalern und darüber, um ihn seiner Dame zu verehren. Und am folgenden Tage, oder so es nicht anders geht am achten Tage, werdet Ihr zu Fuß kämpfen mit zwei Streitarten, bis einer von euch niedergeworfen worden oder er seine Streitart hat fallen lassen. Und so Euer Gegner Euch besiegt, sollt Ihr ihm das Armband geben, besiegt Ihr ihn aber, so soll er Euch seine Streitart überlassen und Euch seinen Harnisch zu tragen geben für den ganzen Tag. Bevor Ihr aber von dannen ziehet, sendet einen Waffenherold an den Hof des Königs von Aragonien, dann einen an den des Königs von Navarra und ebenso an die von Castilien und Portugal, wenn sich an den ersten Höfen Niemand findet, der Euch zur Lösung Eures Gelübdes helfen möge. Und nun seid getroßt und mutzig, ich hoffe, daß die Ehre Euer sein wird. Nach diesen Worten trennten sie sich nicht ohne viele Thränen und zärtliche Küsse.

Saintré sucht nun beim Könige die Erlaubniß nach auf ritterliche Thaten ausziehen zu dürfen. Er erhält sie nicht ohne Mühe. Die Damen sind trostlos über

seine Abreise. Er macht allen noch Geschenke, wobei auch künstliche Blumen vorkommen, welche *courtoisie* vous de moi genannt werden, also ganz unser Bergkmeinnicht, nur daß der deutsche Name noch um einen Grad bescheidener klingt als der französische, bewirkt die sämmtlichen Ritter des Hofes, nimmt zärtlichen Abschied von seiner Dame und zieht von dannen. Der Auszug aus der Stadt ist mit Lebendigkeit geschildert. Nach dem Mittagmahl stieg man zu Pferd. Voraus schickte Saintré zwei Fouriere, seine Köche und seinen Kaplan, vier Trompeter mit den Bannern, dann drei Herolde; drei Ritter, die ihm als Begleiter folgten mit neun Edelknappen und ihren Leuten in Saintré's Livree gekleidet; dann kamen seine fünf Packrosse, behangen mit Teppichen, auf welchen man sein Wappen erblickte, und von zwei Fußknechten geführt; dann seine Pantenschläger, auf welche seine vier Streitrosse folgten, mit Decken von feinem florentinischen Taffet, grau, grün und violett, mit großen silbernen Buchstaben und auf den Köpfen stählerne Aufsätze mit schönen Straußfedern u. s. w. Auf diesen Rossen saßen vier zierliche Vagen mit Federbarett. Dann kamen zwei Stallbediente und der Marschall. Auf diese folgten wiederum Pantenschläger, begleitet von sämmtlichen ihm das Geleit gebenden Spiel-leuten (*menestriers*). Hinter diesen kamen die *poursuivants* und nach ihnen zunächst die Herolde der begleitenden Ritter, dann die des Königs mit dessen Wapenkönigen. Abhängig von den Herolden und ihrem Capitel assistierend. Ein Bannerherr konnte dergleichen nur mit Genehmigung eines Herolds in seinem Dienste haben. Sie trugen Stäbe ohne Schmelz. Dann kam ein Trompeterchor gebildet aus sämmtlichen Trompetern des Königs und der Ritter des Hofes, worauf Saintré selbst erschien in der Mitte von vier Rittern, von denen zwei vor und zwei hinter ihm ritten, und schließlich alle begleitenden Herren, Ritter und Knappen wie so konnten. Nachdem dies Gefolge ihn wol eine Meile weit begleitet hatte,kehrte es um; Saintré aber bewohnte noch die sämmtlichen Spielleute und gab ihnen 50 Thaler.

In Avignon angelangt empfängt er von seinem Herolde Lesignan die Nachricht, daß seine Herausforderung an dem Hofe von Barcelona von einem stattlichen Ritter Namens Enquerrant de Serillon angenommen wor-

den und die Genehmigung des Königs erhalten habe. Saintré hält nun seinen Einzug in Barcelona in derselben Weise wie bei seinem Auszuge aus Paris, nachdem er von Enguerrant mit ansehnlicher Gefolge eine Meile vor der Stadt empfangen worden ist. Dieser wie er Saintré's außerordentliche Jugend sieht, schämt sich fast gegen ihn zu kämpfen; er nimmt ihn in seiner Wohnung angekommen beiseite und spricht: Saintré, mein lieber Waffenbruder, ihr seid ein gar junger Mann und ich ein alter Ritter, wollt ihr mich meines Versprechens entbinden, so will ich Euch meinen Neffen, der Eueres Alters ist, stellen, um mit ihm, Euerem Gelübde gemäß, eine Lanze zu brechen. Saintré lehnt bescheiden das Anerbieten ab, sagend, daß, da es Gott gefallen habe ihm einen solchen Gegner zu geben, er auch den Kampf mit demselben zu bestehen gedente, so schwer er sei und wie er auch für ihn ausfallen möge. Am folgenden Tage übergab Saintré in Gegenwart des Königs und der Königin dem Herrn Enguerrant das Armband, welches dieser zum Zeichen, daß er den Kampf angenommen, einen ganzen Tag an einem seidnen und goldenen Bande am Halse trug. Zwei volle Wochen wurden nun den Vergnügungen gewidmet, nach welchen das Turnier stattfand.

Der Raum gestattet nicht, hier in die sehr interessanten Einzelheiten der Vorbereitung und Abhaltung desselben einzugehen, obgleich diese Einzelheiten das Interesse oft lebhafter in Anspruch nehmen als die Haupt-handlung. Nur so viel darüber: Die Lanzen mußten 13 Fuß lang sein und beim Rennen einen Fuß etwa über der Anschaffung gebrochen werden. Es war eine gewisse Anzahl Lanzen, die gebrochen werden mußten, vorgeschrieben, hier fünf, welche in elf Rennen von Saintré gebrochen wurden, während Enguerrant nur vier zählte. Dieser verlangte nun, nach der dem Besiegten zustehenden Freiheit, noch eine sogenannte Damen-Lanze, der König verbot aber die Fortsetzung des Turniers und Saintré wurde zum Sieger ausgerufen. Ebenso siegte er in dem Fußkampfe mit der Streitart. Sein Gelübde war gelöst und er konnte, nachdem er von allen Herren des Hofes reiche Geschenke bekommen und diese erwidert hatte, nach Frankreich zurückkehren. Wir müssen nun mit raschen Schritten über einen großen Theil der Geschichte unsers Helden hinweggehen, um zu dem sehr eigenthümlichen Schluß des Romans zu kommen. Obgleich von seiner Dame mit offenen Armen empfangen und mit Sunstbezeugungen überhäuft, läßt sie ihm doch nicht sonderlich viel Ruhe, sondern veranlaßt ihn zu einer Menge von Kämpfen mit fremden Ritters, die den Hof des Königs besuchen. Endlich fodert sie ihn auf, nach Preußen zu ziehen und gegen die Ungläubigen (der Roman nennt sie Saracenen) zu kämpfen. Saintré folgt auch diesem Befehl und kommt nach mehren Jahren siegreich und mit Ruhm bedeckt zurück und findet seine Dame in unveränderter Liebe für ihn glühen. Da fällt es ihm ein, daß er eigentlich bis jetzt noch durchaus nicht aus sich selbst gehandelt

hat, sondern nur den Eingebungen seiner Frau gefolgt sei. Er kommt auf den abenteuerlichen Gedanken, drei Jahre lang ein leichtes Goldvisir mit einem Edelstein in einem der Augenhöcher zu tragen und damit an den Hof des Kaisers ziehen. Nur zögernd erhält er die Erlaubniß dazu von seiner Dame und vom Könige und zieht von dannen. Seine Dame, die ihn bisher mit so vieler Sorgfalt zu vollkommener Ritterlichkeit erzogen hatte, mußte durch diesen Act des eigenen Willens wol zu der Überzeugung gekommen sein, daß seine Erziehung vollendet sei. Sie erkrankt scheinbar gleich nach seiner Abreise und erhält von der Königin die Erlaubniß, sich auf ihre Güter zu begeben. Dort angekommen, fühlt sie sich durch den festlichen Empfang, den ihre Vasallen ihr bereiten, sehr bald genesen und getränkt.

Wir werden nun von dem Roman in das geistliche Leben der damaligen Zeit eingeführt, freilich nicht zu besonderer Erbauung. A. de la Sale erzählt hier mit der größten Naivetät und ohne alle satirische Präntension Dinge, die nahe an die ironischen Hyperbeln Rabelais' streifen, wenn er die von Gargantua gegründete Abtei Thélème beschreibt. Nicht weit von dem Schlosse befand sich eine Abtei, die von den Vorfahren der Dame gegründet worden war. Der dormalige Abt war ein junger Mann von 25 Jahren, Sohn eines reichen Bürgers und durch beträchtliche Geschenke seines Vaters an einflußreiche Personen des römischen Hofes zu dieser Würde ernannt. Er war schön, groß und von athletischem Körper, gewandt im Ringen, Springen, Werfen und Ballspiel, sodas Niemand, weder Ritter noch Bürger, ihn in diesen Künsten übertroffen hätte; dabei freigebig und fröhlichen Gemüths, sodas er aller Welt Freund war. Der Verf. bemerkt dabei, daß diese Fertigkeiten die gewöhnlichen Übungen der geistlichen Herren gewesen wären, um ihren Körper in Gesundheit zu erhalten. Wie der die Nachricht von der Ankunft der Dame erhält, läßt er sogleich einen Wagen mit Hirschziemern, Wildschweinköpfen, Rippespeer von Frischlingen, Hasen, Kaninchen, Fasanen, Nephühnern, Hühnern, Tauben und einem Faß braunen Wein beladen und alles Das der Dame als Geschenk anbieten. Diese Aufmerksamkeit verbunden mit dem Umstande, daß es gerade Fastenzeit war und der Abt auf Montag, Mittwoch und Freitag eine große Sündenvergebung ausgesprochen hatte, veranlaßten die Dame dem Abte melden zu lassen, daß sie am andern Tage die Messe in der Abtei hören werde. Dieser traf sogleich ausgedehnte Vorkehrungen, um seine Lehnherrin würdig zu empfangen. Auf der einen Seite holte er alle Reliquien hervor, die das Kloster in großer Anzahl besaß und schmückte den Altar mit den schönsten Decken und Gefäßen; auf der andern befahl er aus der nahen Stadt Lachse, Forellen, Lampreten und andere der vorzüglichsten Fische herbeizuschaffen, die köstlichsten Speisen zu bereiten und in allen Zimmern behagliche Feuer anzuzünden. Und als die Dame kam, empfing er sie mit seiner ganzen untergebenen Geistlichkeit an der Thür der Kirche, mit ritterlicher Galanterie ein Knie vor ihr beu-

gend. Nachdem sie die Messe gehört und den Altar mit einer reichen Decke von carmoisinrothem Sammet geschmückt hatte, wollte sie sich entfernen; der Abt aber hat sie, sich einen Augenblick zu erholen und in den Saal einzutreten. Hier waren die Tische schon gedeckt und da der Abt die Vorsicht gebraucht hatte, die Thurmuhre um anderthalb Stunden vorzustellen, sodas sie gerade 12 schlug, so fand seine mit der größten Devotion der Gebieterin vorgetragene Bitte, ein bescheidenes Fastenmittagsmahl bei ihm anzunehmen, um so eher Gehör, als die die Herrin begleitenden Damen, vermuthlich nicht unbekannt mit der Art, wie man in der Abtei zu fasten pflegte, die eine durch Winken mit den Augen, die andere durch einige leichte Stöße mit dem Ellenbogen, dieses Gesuch nach Kräften unterstützten. Nun wurde zuerst lauwarmes Rosenwasser zum Waschen der Hände herungereicht, dann setzte man sich zu Tisch, sodas der Abt der Dame gegenüber saß. Es wurden zuerst gepökelte in Wein getauchte Brotschnitte mit weißem Hypocras (Wasser und Honig) servirt, dann in Zucker gebackene Fastenselgen, worauf die verschiedenen Gänge von Gebäckem und Fischen u. s. w. mit verschiedenen Weinsorten folgten. Die lebhaftere Unterhaltung des Abtes und der Genuß des vortrefflichen Weines begannen auf die Dame einen starken Eindruck zu machen, sodas während der Abt ihr feißig zufrank und sie ihm Bescheid that, die Augen (welche die Vogenschützen des Herzens sind, sagt der Verf.) ein sehr bedeutungsvolles Spiel trieben. Als die Tafel aufgehoben war, zog sich die Dame mit ihren Begleiterinnen in andere köstlich geschmückte Gemächer zurück, um die Mittagsruhe zu halten. Mit dem Schläge der Vesperglocke erschien der Abt wieder, um sie zum Imbiß zu führen. Hier zeigt sich eine neue Profusion von Speisen und Getränken: Salate oben an, Schüsseln mit Kresse, Gefäße mit Weinessig, gebratene und in Teig geschlagene Lampretten, große Solen oder Seezungen mit Traubenessig und rothen Drangen gekocht, Karpfen, Schüsseln mit Krebsen, Male in Gallerte, Schüsseln mit allerlei esbaren Körnern mit weißem, rothem und goldfarbigem Selee bedeckt, Torten, Talmousen (aus Käse, Eier und Butter gebacken, dreieckig), Mandelcreme reichlich mit Zucker bestreut, gekochte und rohe Äpfel und Birnen, geschälte und mit Zucker überzogene Mandeln, abgezogene Nuskerne in Rosenwasser, Feigen aus Algarvien und Marseille, Korinthen aus Korinth und viele andere Dinge. Nach diesem reichlichen Male mußte nun doch endlich Abschied genommen werden, was nicht ohne das Versprechen der Dame geschah, bald und oft wiederzukehren, da sie der angekündigten Sündenvergebung im vollsten Maße theilhaftig zu werden gedenke, nur möge der Abt die Tafelfreuden mäßigen, da sie ernstlich zu fasten gedenke. Darüber könne sie unbesorgt sein, erwiderte jener, er werde für jede Schüssel, die sie bei ihm zu berühren geruhen möchte, eine Absolution bereit halten.

(Der Beschluß folgt.)

Das Kloster, weltlich und geistlich zc. Von J. Scheible. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 149.)

So hat denn das Buch des Hrn. Scheible durchaus keinen wissenschaftlichen Werth. Er hat zwar dasselbe für das größere Publicum bestimmt, dem es am Ende nicht darauf ankommt, ob die ihm vorgelegte Ausgabe nach kritischen Grundsätzen bearbeitet ist oder nicht; allein wir halten dafür, daß der Herausgeber dadurch keineswegs ein Recht erhalten hat, die wissenschaftlichen Anforderungen gänzlich bei Seite zu setzen, und daß es Pflicht der Kritik ist, ihm deshalb die wohlverdienten Vorwürfe zu machen, denn es ist kein Zweifel, daß durch das Buch des Hrn. Scheible eine bessere, kritisch behandelte Ausgabe der beiden von ihm mitgetheilten Schriften beinahe zur Unmöglichkeit geworden ist, das Publicum für solche Sachen ist zu beschränkt, als daß ein Verleger es wagen könnte, so bald eine neue Ausgabe ans Licht treten zu lassen.

Auch hat der Herausgeber nicht das Mindeste zur Erklärung der zwei Dichter beigetragen, sowie die von ihm gegebenen Lebensnachrichten äußerst mager und dürftig ausgefallen sind. In eigene Urtheile läßt er sich gar nicht ein, sondern begnügt sich damit, die betreffenden Stellen aus Servinus abdrucken zu lassen. So große Hochachtung wir auch vor Servinus haben, da ihm das große Verdienst gebührt, die Geschichte der deutschen Literatur zuerst auf eine lebensvolle Weise und vom historischen Standpunkte dargestellt zu haben; so ist es uns doch unmöglich, ihm in allen Einzelheiten beizupflichten. Am allerwenigsten aber kann uns sein Urtheil über Thomas Murner als gerechtfertigt erscheinen. Schon Bilmar hat in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur“ (Marburg 1845) Servinus' Ausspruch bestritten, und ganz insbesondere darauf aufmerksam gemacht, daß dieser das Gedicht „Von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen hat“ ganz falsch beurtheilt und den Werth desselben durchaus verkannt habe. Aber selbst wenn man nur seine bekanntesten Gedichte mit Aufmerksamkeit und ohne vorgefaßte Meinung liest, muß man die absprechenden Urtheile beinahe aller Literatoren für unbegründet halten. Diese kausen ziemlich übereinstimmend dahinaus, daß Murner ein charakterloser Mensch gewesen, weil er Luther später mit blinder Wuth bekämpft habe, was von ihm selbst in frühern Zeiten noch härter ausgesprochen worden sei, und zweitens, daß er in seinen Werken unflätig, ja unzüchtig sei und ihm überhaupt alles edlere Gefühl abgehe. Der erste von diesen Vorwürfen hat sich seit den Tagen Murner's bis auf unsere Zeit fortgeerbt, ohne deshalb begründet zu sein. Daß ihm derselbe von den Reformatoren und ihren Freunden gemacht wurde, ist leicht begreiflich, denn Murner war jedenfalls ein gefährlicher Feind, der die Segner mit ihren eigenen Waffen bekämpfte. Auch kann von ihrem Standpunkte aus dieser Vorwurf wohl begründet gewesen sein, ohne daß er auch für uns in seiner Gesamtheit auf unbedingte Geltung Anspruch machen könne. Murner hatte nämlich in seinen frühern Werken die Kaster der Geistlichen, der hohen wie der niedern, der öffentlichen Verachtung preisgegeben und wiederholt darauf gedungen, daß diesem verderblichen Zustande ein Ende gemacht würde; er hatte dabei den Papst und die höchsten Würdenträger ebenso wenig gespart als die Mönche und den untergeordneten Clerus. Allein die Kirche als solche war von ihm niemals angegriffen worden, niemals hatte er ihre Lehren auch nur in Zweifel gezogen, noch viel weniger sie bekämpft; er hatte daher durch seine Vorgänge keineswegs das Recht verloren, diese in Schutz zu nehmen, als man sie von Seiten der Reformatoren bestritt, ja sie zum Theil ganz umstürzen wollte. Es war ganz natürlich, daß die Reformatoren den Grund der Verderbenheit der Geistlichen in der Kirche und ihren Dogmen selbst suchten und fanden, und daß sie daher alle Diejenigen, welche den einen Punkt zugaben, für verpflichtet hielten, auch in den übrigen

mit ihnen übereinstimmen, daß sie daher auch Solche, die darin von ihnen abwichen, für Charakterlose, abtrünnige Menschen hielten, ja halten mußten. Aber wenn ihnen ein solches Urtheil durch die Zeit und ihre Bestrebungen auch aufgedrungen war, so können und müssen wir dagegen einen andern, freieren Standpunkt einnehmen und uns dahin aussprechen, daß sich Rurner keineswegs als von seinen frühern Meinungen abtrünnig gezeigt hat.

Was den zweiten Vorwurf betrifft, daß Rurner in seinen Schriften unflätig sei, ja daß er sogar in den greulichsten Unpöbstigkeiten sich gefalle, so ist dieser ebenfalls sehr zu beschränken. Insbesondere dürfen wir nicht vergessen, in welcher Zeit Rurner gelebt hat, nicht vergessen, daß uns Das schon als unflätig und roh erscheint, was damals höchstens derb und kernhaft war. In allen Werken der damaligen Zeit, sowohl der Reformatoren als ihrer Gegner begegnen wir häufig genug Ausdrücken, die sich jetzt kaum der Ungebildete erlauben würde, ohne daß es und im mindesten einfällt, hierin innere Noth zu erblicken. Und warum sollte Rurner allein dieser Ladel treffen, der seine Zeitgenossen darin keineswegs überbietet? So müssen wir auch die Soten beurtheilen, die in Rurner's Gedichten angetroffen werden; sagte ja selbst Luther, daß er zu Zeiten gern ein Sötchen reiße. Aber zum großen Theil sind es nicht einmal Soten die Rurner sagt. Er bekämpft die Ausschweifungen aller Art, die damals leider in den meisten Ständen gefunden wurden; wollte er sie aber bekämpfen, so mußte er sie natürlich nennen, und dies thut er denn, zwar in den derbsten und kräftigsten Ausdrücken, aber im Ganzen genommen doch nicht mit jenem behaglichen Wohlgefallen, das allein die Soten Charakterisirt.

Man hat ferner dem Thomas Rurner alles Talent abgesprochen wollen, und ihn höchstens als einen bloßen Nachahmer von Sebastian Brant wollen gelten lassen, den er jedoch in keiner Beziehung erreiche. Wir theilen zwar nicht ganz die Ansicht Bilmar's, der da behauptet, Rurner sei seinem Vorgänger an poetischer Lebendigkeit, und zum Theil sogar an Umfang des Gesichtskreises überlegen; aber noch viel weniger stimmen wir mit denen überein, welche in ihm nur einen gewöhnlichen Reimer erblicken. Man kann ihm vorwerfen, daß er in seinen Dichtungen oft über alles Maß weiterschweifig sei, daß er sich nicht selten wiederhole und es eben dadurch oft den Anschein habe, als sei er arm an Gedanken und Erfindungen. Man kann ihn tadeln (wir sprechen hier nur mit Rücksicht auf die „Schelmenzunft“, die „Narrenbeschwerung“ und die „Guchmat“, denn die „Babefahrt“ und das Gedicht gegen Luther haben wir uns trotz aller Bemühungen bis jetzt nicht verschaffen können), daß die einzelnen Theile seiner Dichtungen ohne festen Plan durcheinander geworfen seien und miteinander in keinem Zusammenhange ständen, endlich sogar, daß er selbst in den einzelnen Abschnitten willkürlich von einem Gedanken auf den andern überspringe und oft gerade Das ausführe, was man am wenigsten erwarte. Ganz besonders treffen diese Vorwürfe sein Gedicht die „Guchmat“, das ohne Zweifel das schwächste von allen seinen Productionen ist, obgleich es vielleicht anfangs am meisten verspricht. So wahr und begründet aber diese Aussetzungen auch sind, so bietet Rurner hingegen doch auch manche Seite, die uns Anerkennung, ja Achtung abzwängt.

Er besitzt eine seltene Beobachtungsgabe, er kennt die Menschen und die verschiedenen Stände der Menschen ohne Zweifel besser als Brant, daher seine Darstellungen auch eindringlicher und lebendiger sind. Freilich mag sein unflätiges Leben sowie sein Beruf als Franziskanermönch zur Erwerbung seiner Menschenkenntniß viel beigetragen haben, allein das Talent, seine Beobachtungen witzig und lebendig zu schildern, hat er sich nicht auch dadurch erwerben können, es ist ein angeborenes und seltenes. Seine Schilderungen sind besonders dann vortrefflich, wenn er uns die gewöhnlichen Lebensverhältnisse vor

die Augen führt, oder dessen Fehler, Gebrechen und Laster tadeln. Freilich stellt er sich dabei nicht auf einen höhern Standpunkt, auch knüpft er seine Bemerkungen nicht oder nur höchst selten an allgemeine, großartige Ideen, und ebenso wenig weiß er seinen Gedanken einen erhabenen Ausdruck zu verleihen; aber nichtdestoweniger sind Gedanken und Ausdruck richtig, wahr, interessant, oft kernhaft und tüchtig, und er kann mit ebenso viel Recht auf den Namen eines Dichters Anspruch machen als die niederländischen Künstler auf den von Malern. Auch ist die Darstellung oft von großer dramatischer Lebendigkeit, zu der sich Sebastian Brant nicht erhebt, wie man denn im ganzen „Narrenschiff“ keinen einzigen Abschnitt finden wird, der z. B. dem 12. oder 14. der „Narrenbeschwerung“ (der narren kann befehen; der narren bycht) an die Seite gesetzt werden könnte. Noch eine Seite, die immer übersehen wurde, ist von Rurner zu rühmen. Er ist nicht bloß witzig, er ist auch Humorist, nicht zwar nach dem Schnitt der Engländer oder Jean Paul's, aber doch in dem Sinne und Geiste des Abraham a Santa Clara. Seinen Humor entwickelt er vorzugsweise an den Stellen, in denen er von sich selbst spricht, doch auch manche andere zeugt von humoristischer Auffassung.

Endlich müssen wir, um die Charakteristik Rurner's zu vollenden, noch an ihm lobend hervorheben, daß sein Tadel nicht bloß allgemeine Fehler trifft, oder nur die untergeordneten Stände der Gesellschaft berührt, er hat auch den damals gewiß nicht unbedeutenden Ruch, selbst die gewaltigsten Persönlichkeiten anzugreifen, die höchsten Stände hart zu tadeln. Papst und Kaiser, Bischof und Fürsten werden von ihm nicht selten derb zurechtgewiesen; er hat die Kühnheit, in ihrer Selbstsucht und Ausgelassenheit den Urgrund alles Verderbens zu finden, und sie in den heftigsten Ausdrücken zu besserem Leben zu ermahnen. So viel hat sich Brant nie erlaubt; wenn er auch auf diese höhern Stände zu sprechen kommt, was nicht oft der Fall ist, so läßt er es doch nur bei leichten Anspielungen bewenden.

Über die weitem von Hrn. Schöble gegebenen Stücke wollen wir uns ganz kurz fassen. Sie bestehen in zwei Abschnitten aus Abraham a Santa Clara, denen ein Stück aus dessen Nachahmers Conlin's „Christlichem Weltweisen“ folgt, hierauf kommt ein Stück aus Andreas Muscatus' „Spieltrußel“, sodann Auszüge aus Sebastian Franz's Schrift „Von dem Laster der Keuschheit“, die sich gewiß der seltsamen Gesellschaft schämen, ein Abschnitt aus Matthäus Friederich's Buch „Wider den Sausteuffel“, zwei (ekelhaft) Predigten von Spörer, eine Fastnachtspredigt des (pseudonymen) Doctor Schwarm, Mittheilungen aus der Predigt eines bamberger Weihbischofs, denen sich Curiositäten aus Predigten anschließen, sodann eine gereimte Fastnachtspredigt aus dem 15. Jahrhundert, das Paternoster des Bucherers aus Robert von Corson's Kreuzzugpredigt u. s. w. Es ist gewiß dem Herausgeber zu glauben, wenn er sagt, daß alle diese Dinge sehr selten seien, allein sie hätten zum allergrößten Theil auch ganz unbekannt bleiben können, ohne daß man viel dabei verloren hätte, und dadurch, daß sie Hr. Schöble bekannt gemacht hat, haben sie ihren einzigen Werth, den der Seltenheit, verloren. 65.

Literarische Anzeige.

Von F. C. Brockhaus in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

G e d i c h t e

von

F. C. Mohr.

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Sonntag,

Nr. 151.

31. Mai 1846.

Hänschen von Saintré. Ein Roman aus dem 15. Jahrhundert von Antoine de la Sale.

(Schluß aus Nr. 150.)

Des Abtes gastfreie Bewirthung und Liebenswürdigkeit hatte auf alle Damen den vortheilhaftesten Eindruck gemacht und man wußte seines Lobes keine Ende. Bei einem Besuche des Abtes auf dem Schlosse wurde das angeknüpfte Verhältniß zwischen ihm und der Dame dadurch besiegelt, daß sie ihm einen kostbaren Ring auf den Finger steckte und ihn zu dem Auserwählten ihres Herzens ernannte. Von nun an sahen sich Beide alle Tage, es wurden Jagdpartien und Festlichkeiten aller Art angestellt, die vortreffliche Küche des Abtes nicht wenig in Bewegung gesetzt und dabei der Liebe nicht vergeffen. So poetisch und unschuldig das Verhältniß der Dame zu Saintré gewesen war, so materiel war ihre Beziehung zu dem Abt. Es dürfte wol nur der reizend naiven Sprache jener Zeit vorbehalten sein, die Details ihrer derartigen Vergnügungen mit Unbefangeneheit zu erzählen. Wir beschränken uns also darauf nur anzudeuten, daß jedes Mal nach dem Mittagessen der Abt die Dame in den weiten Räumen der Abtei herumführte, während einige andere Mönche die Begleiterinnen unterhielten, wobei es sich dann wol traf, daß die Gesellschaft auf einige Zeit getrennt wurde und sich erst später wieder zusammenfand. Da bringt ein Bote einen Brief der Königin, welche die Dame an den Hof zurückruft. Diese antwortet ausweichend und schickt den Boten sogleich zurück. Jedoch hat dieser an dem einen Tage genug gesehen, um Verdacht zu schöpfen, worin ihn besonders der Ring am Finger des Abtes bestätigt. Er verhehlt bei seiner Rückkehr der Königin seine Vermuthungen nicht, doch diese gebietet ihm darüber zu schweigen. Ein zweiter Bote bringt dieselbe Nachricht und nun scheint der Königin die Sache außer Zweifel. Unterdeß kommt Saintré von seinen Jügen siegreich zurück, wird mit großen Ehren empfangen, erfährt aber zu seinem Schmerze, daß die Dame seines Herzens den Hof verlassen habe. Er bittet sogleich um Urlaub, angeblich, um seine Mutter zu besuchen, rüstet sein Gefolge auf das eleganteste aus und macht sich auf den Weg. In der Nähe des Schlosses angekommen, bemerkt er in

der Ferne mehre Damen zu Pferd mit der Falkenjagd beschäftigt. Er sprengt dorthin, erkennt seine Geliebte, springt vom Pferde und will sie eben begrüßen, als sie ihn mit harten Worten fortweist und sich entfernt. Saintré ist wie versteinert. Der Abt, welcher ihn mit seinen Begleitern hatte kommen sehen und befürchtete, es möchten Verwandte der Dame sein, die wegen des Scandals Rache an ihm nehmen wollten, hatte sich mit seinen Mönchen eiligst entfernt. Wie er aber bemerkt, daß die Dame dem Ritter den Rücken kehrt, nähert er sich wieder, begrüßt Saintré und läßt die Dame leise fragen, ob sie Saintré zu Tisch zu laden gedenke; worauf diese so laut antwortet, daß Saintré es hören kann: Laßt ihn bleiben, wenn er will, doch zerreißt ihm nicht das Kleid, um ihn festzuhalten, so es ihm beliebt fortzugehen. Saintré hält dies Alles für einen bösen Traum. Er folgt schweigend der Dame in das Schloß. Bei Tische läßt der Abt seiner fröhlichen Laune auf Kosten des unglücklichen Nebenbuhlers die Zügel schießen. Er spottet der Ritter und ihrer angeblichen Siege in fremden Ländern zu Ehren ihrer daheim geliebten Damen und erklärt Alles für Aufschneiderei, mit deutlicher Anspielung auf Saintré. Die Dame stimmt ihm in Allem bei und muntert ihn durch die freundlichsten Blicke und Worte, ja selbst durch deutliche Zeichen auf fortzufahren. Saintré erkennt nun wol sein Unglück, antwortet aber nur dem Abte auf seine Beleidigung der ganzen Ritterschaft: Mein Herr Abt, auf die Worte unsrer gnädigen Herrin habe ich nichts zu erwidern, sie kann sagen was ihr beliebt; was euch aber betrifft, so würde ich euch, wenn ihr ein Mann wäret, den ich zur Rechenschaft ziehen könnte, den Beweis geben, daß man einen Ritter nicht ungestraft beleidigt wie ihr es gethan. Der Abt, von Wein und Liebe erhitzt und seiner Körperkraft gewiß, erwidert: Wol bin ich kein Kriegsmann, sondern ein armer Mönch, der von Dem lebt, was er durch Gottes Gnade besitzt, allein so Jemand mir in Dem, was ich eben gesagt, widersprechen sollte, so bin ich bereit, ihm im Ringkampfe Rede zu stehen und hoffe, obgleich ich schwach bin, im Vertrauen auf meine gute Sache obzusiegen. Ihr hört es, Saintré, sprach nun die Dame, und ich erkläre euch für den feigsten aller Ritter, wenn ihr die Herausforderung nicht annehmet.

Seine Gehieterin, erwiderte Saintre, ihr wißt wol, daß ich mich nie im Ringen geübt und daß die Herren Geistlichen Meister darin sind; allein euch zu Liebe will ich auf den Kampf annehmen, wie ich so viele um euertwillen bestanden. Man begibt sich nun auf einen Wiesenplan, und hier, sagt die Besichtigte, that der Abt, was vor ihm weder St. Benedict, noch St. Robert, noch St. Augustin oder St. Bernhard gethan hatten, obgleich es große Prälaten der Kirche gewesen, nämlich er entkleidete sich so weit, daß er nur eine Jacke ohne Ärmel und ein kurzes Beinleid, das nur einen Theil seiner Schenkel bedeckte, anbehielt. Dann äßte er spottweise die bei Ritterspielen gewohnten Hebräuche und Aeden nach, indem er unter Andern vor der Dame niederkniete und sie bat, ihn der Gnade seines Begierers zu empfehlen, worauf er diesem wohlgefällig, durch einige gewandte athletische Bewegungen, seinen riesigen Körper zeigte. Der Kampf blieb nicht einen Augenblick zweifelhaft: der Abt warf den Ritter wiederholt zu Boden und zwar so vollständig, daß die Beine jedesmal vor dem Falle höher als sein Kopf waren, und dies Alles zum großen Gelächter der Dame und ihrer Begleiterin. Saintre's Begleiter schäumten vor Wuth, ihren Genossen so verhöhnt zu sehen und forderten ihn auf, sich auf der Stelle zu rächen; dieser aber verbarg seinen Schmerz, machte dem Abte ein Compliment über seine außerordentliche Stärke und nahm Erfrischungen an als ob nichts geschehen wäre. Unterdeß aber nahmen der Prior und einige andere ältere Geistliche den Abt beiseite und machten ihm Vorstellungen über sein anzielmäßiges Benehmen gegen einen Ritter, der so gut bei Hofe angeschrieben wäre. Der Abt beruhigt sie, indem er sagt, er werde Alles wieder ins Geleise bringen. Er nähert sich darauf Saintre mit freundlichen Worten, bittet ihn um Verzeihung und ersucht ihn ein Geschenk von 3000 Thalern, einen trefflich geschmückten Maulesel und einen Falken anzunehmen. Saintre lehnt diese Geschenke mit Freundlichkeit ab, bittet ihn aber, um ihn zu überzeugen, daß er keinen Groll gegen ihn habe, mit der Dame am folgenden Tage ein Mittagmahl in der benachbarten Stadt, wo Saintre's Begleiter seine Wohnung besorgt hatten, anzunehmen. Der Abt verspricht es feierlichst für sich und die Dame, die sich zwar erst weigert, endlich aber den Bitten des Abtes nachgibt. Darauf hatte Saintre seinen Kuchelplan gebaut. Er begibt sich nun eiligst nach der Stadt, befehlt seinem Haushofmeister ein glänzendes Mahl für den folgenden Tag einzurichten, und erkundigt sich bei dem Wirth, ob es wol in der Stadt einen Bürger oder in der Nähe einen Edelmann gäbe, der von der Größe und Stärke eines gewissen Knappen wäre, den er ihm bezeichnet, und dabei eine vollkommen gute Rüstung besäße, die er wol verkaufen wolle. Der Wirth holt einen Bürger der Stadt, der fünf vollständige Rüstungen besitzt, und zwar so schöne wie sie irgend ein Edelmann des Landes zur aufweisen kann. Saintre erweist eine derselben mit zwei ganz gleichen Streitärten. Alles Dies wird in der

Stille in Saintre's Wohnung gebracht. Am andern Tage reitet er zur bestimmten Stunde seinen Gästen entgegen, die ein Frühstück in der Abtei wieder etwas zum Spotte gestimmt hatte. Da die Dame auf seine Anrede gar nichts erwihert, will er sich zu ihren Begleiterinnen wenden, aber auch diese sagen, mit Hintansetzung aller Höflichkeit auf Befehl ihrer Gehieterin, er möge nur hinter ihnen herreiten. So kam man in der Stadt an. Das Mittagmahl wurde eingenommen und der Wein nicht geschont. Saintre half selbst bei der Bedienung, die Serviette auf der Schulter. Und als nun die Fröhlichkeit vollends allen Argwohn verschleucht hatte, sprach Saintre, als wieder die Rede auf den Ringkampf kam: Herr Abt, habt ihr jemals eine Rüstung getragen? Und auf die Verneinung desselben fuhr er fort: Es müßte sich herrlich ausnehmen, einen so stattlichen Mann gewappnet zu sehen. Wahrlich, sprach die Dame, ich glaube, daß mancher Ritter sich dann vor ihm verfedern müßte. Gewiß, sprach Saintre, könnte man nicht leicht etwas Schöneres sehen. Und auf ein Zeichen von ihm bringen Diener einen Tisch herein auf welchem die bewußte Rüstung in aller Pracht aufgestellt ist, aber ohne Schwert noch Streitart. Saintre bittet den Abt sie zum Andenken als ein Geschenk von ihm anzunehmen, und dieser, vom Wein und den ermunternden Worten der Dame in seine kriegerische Laune versetzt, läßt sich leicht bewegen dieselbe anzulegen. Saintre läßt die Tische wegräumen und schwallt ihm selbst Alles auf das festeste an. Der Abt wird in dem Maße übermüthiger als er seine schon hervorragende Gestalt noch durch die stattliche Rüstung erhöht sieht, und ergiebt sich in geringschätzenden Reden gegen die Ritter, welche die Dame fleißig unterflüst. Ihr seht winzig dagegen aus, Saintre, sprach die Dame, so ein tapferer Ritter ihr auch zu sein vermeint. Das macht wol auch, erwidert dieser, weil ich nicht bewaffnet bin. Und sogleich befehlt er, daß man seine Rüstung bringe, welche ihm die Diener in einem Nu anlegen. Wie die Dame diese Eile sieht und bemerkt, daß sich draußen der Sturm mit Bewaffneten füllt, welche die Thür besetzen, merkt sie, was geschehen soll und sagt: Saintre, ich hoffe ihr werdet nicht so feig sein und euch mit einem Abte schlagen wollen. Saintre aber sprach mit donnender Stimme: Ich befehle, daß sich Niemand von seinem Plage rühre, und wer es thut, Mann oder Frau, dem spalte ich den Kopf bis an die Zähne, so wahr ich ein Ritter bin. Da fingen die Frauen und Mönche an zu weinen und zu heulen und vermütheten die Stunde wo sie dahin gekommen. Saintre aber sprach zu der Dame: Möge es euch belieben, nun auch Zeuge dieses Kampfes zu sein, den ich verstehe, wie ihr es gestern waret bei dem Ringkampfe. Ungeachtet aller Bitten und selbst Drohungen der Dame und des Abtes beginnt der Kampf, der nun, da Saintre in demselben wohl erfahren ist, mit der Niederlage des Abtes endigt, der über eine Bank neben der Dame hinstürzt und um Gnade schreit. Saintre ist auf dem Punkt ihm den Todesstoß zu geben, er besiegt sich aber

und Gericht, indem er seine Tyrannie seinem Dolch zieht und jenem das Dicht öffnet: Entsetze nun Abt, daß Gott der wahre Richter in allen Dingen ist und daß deine Kraft allein nicht im Stande ist, dich vor Strafe zu schützen. Gedanke der beleidigenden und ungenügsamen Reden, die du gegen die Ritter geführt und empfangst deine Züchtigung dafür in Gegenwart Derer, um deren schamloser Liebe willst du die göttlichen und menschlichen Gesetze verletzen hast. Und wie es dies gesagt, durchstach er ihm mit seinem Dolche die Lunge und beide Backen. Dann wandte er sich zu der Dame und sagte: Ihr habt um eines sittenlosen Mönchs willen einen Ritter, der euch in Treue und Ergebenheit gedient, verlassen und verhöhnt; wol hättet ihr eine, ja die ärgste Strafe verdient, aber ich gedenke eurer frühern Wohlthaten und überlasse euch eurer eigenen Heue. Diese blaue Schärpe aber verdient ihr nicht länger zu tragen, da blau das Zeichen der Treue ist, und indem er dies sagte, riß er ihr die Schärpe ab und steckte sie zu sich. Dann verließ er das Haus und die Stadt. Unterdeß war aber auch dem Könige die lange Abwesenheit der Dame von seinem Hofe aufgefallen, und als die Königin ihm gestand, daß sie mehre vergebene Versuche gemacht sie zurückzurufen, schickte er ihr einen gemessenen Befehl, sogleich wieder ihre Pflichten bei der Königin zu übernehmen. Sie mußte nun gehorchen und ihren Abt der Pflege der Ärzte überlassen. So traf es sich denn, daß eines Tages die Königin, wie sie im Kreise ihrer Damen, unter welchen auch die Treulose auf einer Wiese saß, Saintré auffodert, von seinen Abenteuern in Deutschland zu erzählen. Dieser ergreift die Gelegenheit, um seine eigene Geschichte mit der Dame und dem Abt zu erzählen, ohne die Namen zu nennen, und fragt ob die Dame recht gehandelt. Alles ist empört über das Betragen der treulosen Frau und des pflichtvergeßenen Abts. Frau von Vendôme meint, man müsse sie auf einen Esel gebunden mit dem Gesichte nach hinten gelehrt durch die Stadt führen. Eine andere Dame meint sogar, man müsse ihr das Haupthaar scheren, sie vom Gürtel aufwärts entkleiden und mit Honig beschmieret der öffentlichen Beschimpfung und dem Stiche der Insekten preisgeben u. s. w. Als aber die Königin die Dame selbst fragt, was sie dazu meine, antwortet sie trocken, es sei sehr unritterlich, einer Dame auf brutale Weise eine Schärpe abzureißen. Da näherte sich Saintré und sprach mit lauter Stimme: Gewiß, meine hohe Frau, und der Ritter ist bereit dieses Unrecht wieder gut zu machen, indem er der Dame diese Schärpe wieder zustellt. Dies sagend beugte er ein Knie vor ihr und legte ihr die Schärpe in den Schoos. Die Überraschung aller Anwesenden war natürlich groß und die Beschämung der Dame, welche sehen mußte, wie ihr Alle den Rücken kehrten und sich von ihr entfernten, nicht zu beschreiben. Hier schließt der Roman, und der Autor fügt nur noch hinzu, daß Saintré sich noch in nützlichen und ehrenvollen Kämpfen für sein Land und den Glauben vielfach ausgezeichnet und endlich im J. 1368 in der

Stadt Saint-Corri am Rhodanusfluß stark und in der Kirche daseibst freiwillig beigesetzt wurde. 61.

Die frommen Sklavenhalter in den Vereinigten Staaten.

Ein vor kurzem unter dem Titel „Narrative of the life of Frederick Douglass, an American slave, written by himself“ erschienenen, für die Kunde des Sklavenwesens in den amerikanischen Staaten wichtiges Werk, macht mit Recht in England großes Aufsehen. Der Verf., der Sohn einer Kegerflavin von einem weißen Vater im Staate Maryland, wuchs als Sklave auf, wußte sich aber, von unwiderstehlichem Drange nach Wissen getrieben, größtentheils im Geheimen Kenntniß des Lesens und Schreibens zu verschaffen, lernte unter verschwiebenen Herren an sich selbst alle die furchtbaren Bedrückungen und Misshandlungen kennen, welche die Sklavenzüchter des Südens an ihren unglücklichen farbigen Brüdern ausübten, und entfloh, nachdem früher eine mißglückte Flucht ihm die grausamste Abndung zugezogen, endlich in die nördlichen Staaten, wo er bald durch kräftige Vertheidigung der Sache seiner getraueteten Brüder als öffentlicher Redner in den Versammlungen der Abolitionisten sich auszeichnete. In diesem Augenblick befindet er sich in Großbritannien, wo er Vorlesungen über dieselbe Angelegenheit hält. Seine Erzählung entwirft ein abschreckendes Bild der Pestheule des Südens der Vereinigten Staaten und liefert ziemlich schlagende Widerlegungen der Behauptungen v. Raumer's in seinem bekannten Buche über Amerika. In mehr als einer Hinsicht aber bezeichnend und als warnender Fingerzeig lehrreich ist, was Douglas über diejenigen Sklavenzüchter sagt, die sich durch religiöse Frömmigkeit auszeichnen. So ward er im J. 1832 Eigenthum eines gewissen Thomas Auld, der den Frommen spielt und für seine Grausamkeit gegen seine Sklaven Rechtfertigung und Unterstützungsgründe in der Religion fand.

„Er machte“, erzählt Douglas, „die größten Ansprüche auf Frömmigkeit; sein Haus war ein wahres Bethaus; er betete des Morgens, des Mittags, des Nachts; er zeichnete sich darin bald unter seinen Glaubensgenossen aus und wurde zu ihrem Kirchenvorsteher und Prediger ernannt. Seine Thätigkeit bei religiösen Niedergeburtten war groß, und er erprobte sich als Werkzeug in der Hand der Kirche durch die Bekämpfung einer Menge Seelen. Sein Haus war die Herberge aller herumziehenden Prediger. Sie fanden viel Vergnügen daran, dort einzutreten, denn während der Herr die Sklaven verhungern ließ, mäketete er die geistlichen Herren.“

Weder religiöse noch Verstandesbildung der Sklaven jener Beschaffenheit kam dieser frommen Sippschaft in den Sinn; vielmehr widerlegten sie sich aus allen Kräften jeder Verbesserung des Zustandes der unglücklichen Wesen. Als ein junger Mann die Keger Sonntag Abends versammelte, um ihnen aus dem Neuen Testamente vorzulesen, stürzten die gottesfürchtigen weisen Herren mit Knütteln und andern Waffen dazwischen und trieben die Versammlung auseinander.

„Ich habe gesagt“, fährt Douglas in dieser Beziehung fort, „daß mein Herr für seine Grausamkeit in der Religion Rechtfertigung fand. Als Beispiel will ich einen von den vielen Fällen, die dies zu erweisen dienen, anführen. Ich habe gesehen, wie er ein junges lahmes Weib binden ließ und sie mit einem schweren Ochsenriemer über den nackten Rücken preßte, bis das Blut herunterfloß. Und um diese blutige Handlung zu rechtfertigen, führte er die Schriftstelle an: «Wer seines Herren Willen weiß und thut ihn nicht, soll doppelte Streiche leiden!» Nach dieser blutigen Züchtigung ließ der Unmensch das arme Weib in solchem schrecklichen Zustande vier bis fünf Stunden gebunden liegen.“

Noch viel schrecklichere Dinge werden in dem Buche von diesem bibelbesten Tiger erzählt. Erst als Douglas in den

Dienst eines gewissen Freiland kam, der auf Heiligthümlichkeit keinen Anspruch machte, erfuhr er menschlichere Behandlung.

„Ohne anzusehen“, bemerkt Douglas, „wage ich zu behaupten, daß die Heiligthümlichkeit im Süden nur den Deckmantel für die schrecklichsten Verbrechen, eine Rechtfertigung für die entsetzlichen Barbareien, eine Weisheit für den verhaßtesten Trug und einen dunkeln Schirm, worunter die finsternsten Greulichkeiten, abscheulichsten und teuflischsten Mißthaten der Sklavenhalter den stärksten Schutz genießen, abgeben muß. Sollte ich jemals wieder den Ketten der Sklaverei verfallen, so würde ich es für das größte Verbrechen halten, wenn ich als Eigenthum einem «frommen Herrn» anheimfiele. Denn von allen den vielen Sklavenzüchtern, mit denen ich in Berührung gekommen, waren die frommen stets die schlimmsten; in ihnen habe ich stets die niedrigsten und nichtswürdigsten, die grausamsten und schurkischsten Aller gefunden.“ 26.

Bibliographie.

- Arndt, F., Die Gleichniß-Reden Jesu Christi. 1ster Theil: Sechzehn Betrachtungen in der Trinitatiszeit 1841. 2te Auflage. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 1 Thlr.
- Bauer, F. A., Der Patriotismus der Stadt Kronach im 30jährigen Kriege, dargestellt in Druck- und Ehrenreden, nebst der Original-Chronik, einigen Gedichten und 4 Stahlstichen. Bamberg, Buberlein. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Busch, F. v., Die freie religiöse Aufklärung, ihre Geschichte und ihre Säpfter. Für denkende Gebildete aller Stände. Eingeführt durch eine irenische Abhandlung über die nur durch historisch und philosophisch gründliche Aufklärung mögliche Vereinigung zwischen Wissen und Glauben, von F. E. S. Paulus. In zwei Abtheilungen. Darmstadt, Leske. 8. 2 Thlr.
- Erdner, C. F. S., Über den Bau der Erde. Eine Vorlesung. Gotha, Müller. 8. 7/2 Ngr.
- Evert, C. v., Die Schweden vor Brünn. Ein Abschnitt des 30jährigen Krieges. Brünn. 1845. Gr. 8. 21 Ngr.
- Geschichtliche Fragmente und das ungarische Staatsleben neuerer Zeit. Zwei Theile. Leipzig, Köpfer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Der wahre Gegenstand der christlichen Gottesverehrung und die Dreieinigkeitslehre, befreit von den Schwierigkeiten, von welchen sie bisher umgeben war. Aus dem Englischen. Herausgegeben von L. Müllensiefen. Eibersfeld, Babelker. 8. 6 Ngr.
- Grün, K., Über Goethe vom menschlichen Standpunkte. Darmstadt, Leske. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Hauff's, B., Sämmtliche Werke. Mit des Dichters Leben von G. Schwab. Neu durchgesehen und ergänzt. 4te Gesamtausgabe. 1stes—4tes Bändchen. Stuttgart, Scheible, Rieger und Sattler. 16. à 4 Ngr.
- Irving, W., Gottfried Crayon's Skizzenbuch. 2te sorgfältig verbesserte Auflage. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 27 Ngr.
- Kahler, A., System der Ästhetik. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Gr. 8. 2 Thlr.
- Käpplinger, C., Beschreibungen über das Wesen der Gottheit, der menschlichen Natur und der christlichen Religion. Zwei Theile. 2te Auflage. Heilbronn, Landherr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Kirßen, A., Abhandlungen aus dem Gebiete des Strafrechts. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.
- Koller, P., Die Belagerung von Brünn durch die Schweden im J. 1645. Ein historischer Versuch. Brünn. 1845. 8. 21 Ngr.
- Lisco, F. C., Das wohlthätige Berlin. Geschichtlich-statistische Nachrichten über die Wohlthätigkeitsübung Berlins. Berlin, Müller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Reinwald v. B., J. C., Über populäre Gesezskunde.

Wenige Memorablen für deutsche Staatsleute und Juristen. Frankfurt a. M., Barrentrapp. 8. 12 1/2 Ngr.

Die Rückkehr. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. 1ster Theil: Ägypten. Berlin, H. Duncker. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Stade, S., Predigt zur Gedächtnißfeier des 300jährigen Todestages Dr. M. Luthers. Nordhausen, Kühne. 8. 3 Ngr.

Tageliteratur.

Amann, B., Die Kriminal-Prozedur gegen Jakob Müller von Steffentain, im Kanton Luzern, Mörder des Großrathes Leu von Oberfol, in populärer Darstellung bearbeitet. Zürich, Schulthess. 8. 14 Ngr.

Briefwechsel zwischen zwei Protestanten verschiedener Religions-Ansichten nebst einigen Zeitgemäßen Bemerkungen dazu. Frankfurt a. M., Kessler. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Actenmäßige Darstellung und Ausgang des auf Anklage des Probstes zu St. Hedwig in Berlin, Herrn Brinkmann, wegen demselben öffentlich zur Last gelegten Intoleranzfalls, wider den Geh. Kriegsrath a. D. Prinz. Wilh. Loefl, vor dem Königl. Kammergericht verhängt gewesenem fiscalischen Prozeßes. Nebst einer durch Publicität beglaubigten Mittheilung des Befentlichsten, was dem gerichtlichen Verfahren vorangegangen ist. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 15 Ngr.

Florencourt, F. v., Fliegende Blätter über Fragen der Gegenwart. Nr. 4. Über Bürgerversammlungen. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 3 Ngr.

Kämmel, F. J., Die Unbuldsamkeit und das Christenthum. Eine Mahnung zum Frieden. Baugen, Schäffel. Gr. 8. 15 Ngr.

Kessler, J. G. F., Zum christlichen Ehrengedächtniß Dr. Mart. Luthers, des deutschen Evangelisten. Predigt. Frankfurt a. M., Kessler. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.

Kracht, B., Gedenket an eure Lehrer, die auch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Erde schauet an und folgt ihrem Glauben nach. (Hebr. 13. 7.) Predigt zum Gedächtniß Luthers. Neubrandenburg, Brunslov. 8. 4 Ngr.

Reichert, J., Die Reise in Baiern im Jahre 1845. Ein Tagebuch von sechs Wochen. Altona. Gr. 8. 1 Thlr.

Müller, C. D., Über die Verbrechen gegen die materielle Integrität der Eisenbahnen. Leipzig, D. Tauchnitz. Gr. 8. 1 Thlr.

Kauwerck, K., Der Hausfreund am Feierabend. 1ste Lieferung: Kathusius. 3te Auflage. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

DeLkers, L., Populäre Geschichte der christlichen Religions-Kriege. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 27 Ngr.

Pfichon, F. A., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. 8te vermehrte Auflage. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 15 Ngr.

Stahl, F. J., Rechtsgutachten über die Beschwerden wegen Verletzung verfassungsmäßiger Rechte der Protestanten im Königreiche Bayern, insbesondere Beleuchtung des Verhältnisses zwischen dem Staatsgrundgesetz und dem Konkordat. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 15 Ngr.

Thudichum, S., Über die kirchlichen Bewegungen unserer Zeit. Eine Rede. Wüdingen. 1845. 8. 5 Ngr.

Treffurt, C., Gedanken über den Neu-Katholizismus, dessen Werth und dessen Berechtigung. Karlsruhe, Braun. 8. 5 Ngr.

Über die eidlische Verpflichtung der protestantischen Geistlichen in Sachen auf die kirchlichen Symbole. Replik auf das Botum des Hrn. Prof. Dr. Harless. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 4 Ngr.

Simmermann, K., Warum halten wir fest an unserer evangelischen Kirche? und Was ist die Bibel? Drei Predigten am Reformationsfeste 1845. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 5 Ngr.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich eine Nummer und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Die Krause'sche Philosophie.

Essai théorique et historique sur la génération des connaissances humaines dans ses rapports avec la morale, la politique et la religion; développement du mémoire couronné par le jury universitaire insitué par le gouvernement; par Guillaume Thibergien. Zwei Bände. Brüssel 1844.

Die vorliegende Schrift ist die weitere Ausführung einer Preisschrift. Die zu lösende Aufgabe bestand in einer Darstellung der vorzüglichsten philosophischen Systeme über den Ursprung der Ideen und Erkenntnisse und in der Nachweisung, wie sich an jedes dieser Systeme ein vollständiges Ganzes moralischer, politischer und religiöser Lehren anknüpft. Da sich hierbei zunächst die Frage von dem Einflusse der Philosophie auf Moral, Religion und Politik überhaupt aufwirft, da ferner die Beurtheilung der Systeme doch wieder nur vom Standpunkte eines Systems aus geschehen kann, so hat der Verf. in einer Einleitung jenen praktischen Einfluß der Philosophie bewiesen, und dann das Werk selbst in einen theoretischen und einen historischen Abschnitt getheilt, von welchen der erstere die von dem Verf. als ausgemacht angenommenen Wahrheiten über den Ursprung unserer Erkenntnisse, und der zweite eine Darstellung der wichtigsten Systeme, von der orientalischen Philosophie bis auf Krause, mit der Nachweisung ihres Einflusses auf Moral, Politik und Religion enthält. Der Verf. gibt sich dabei als ein Anhänger der von Ahrens in Brüssel gegründeten Krause'schen Schule kund, und so gewährt uns sein Buch eine recht erwünschte Gelegenheit, die lange noch nicht genug anerkannte Bedeutsamkeit der Krause'schen Philosophie hier zur Sprache zu bringen.

Daß die Krause'sche Lehre nie zu einem so entscheidenden Einflusse und zu so allgemeiner Anerkennung gelangen wird als die Kant'sche oder Hegel'sche Philosophie, scheint freilich außer Zweifel zu sein. Die deutschen

Philosophen haben Krause viel zu lange übersehen und seiner Lehre durch eine Nichtbeachtung — über welche es der Mühe werth ist Leonhardi's Vorrede zur Krause'schen „Philosophie der Geschichte“ zu vergleichen — wie sie gerade in Deutschland kaum erklärlich ist, ein Unrecht gethan, das sie Krause nicht leicht verzeihen, sondern zunächst damit zu rechtfertigen geneigt sein werden, daß sie etwas Unbedeutendes übersehen hätten. Und wenn nun auch in den seltenen Fällen, wo von Krause die Rede gewesen ist, seine Philosophie uns überaus reich und fruchtbar bezeichnet werden mußte, so ist doch gerade jetzt die Zeit der Herrschaft der Systeme vorbei, als herrschende geistige Mächte und Leitsterne treten jetzt in Kunst und Wissenschaft keine Individuen mehr auf und das Treiben in diesen Sphären ist republikanisch geworden. Wir sind in der That zu einem Abschnitt gelangt, wo wir weniger uns einem Systeme der Gegenwart anschließen als vielmehr die ganze Errungenschaft der Vergangenheit zu überschauen und aus diesem Ganzen Resultate zu ziehen geneigt sind. In Wissenschaft und Leben sind sich Systeme und Institutionen, von welchen ein einzelnes der Vorwelt auf ein Jahrhundert ausgereicht hätte, im Laufe von Jahrzehnden so rasch gefolgt, daß uns für alles Dieses die Zeit zu fehlen anfängt. Ein neues System, eine neue Institution würde nur den Stoff vermehren und nicht als Abschluß, als Anknüpfungspunkt für die Entwicklung der Zukunft, sondern nur als eine That zu dem Material betrachtet werden, aus welchem das Resultat erst zu ziehen ist.

Aus diesem Zustande erklärt sich zunächst der Eklekticismus und seine praktische Seite, das système conservateur. Cousin sah in der Geschichte der Wissenschaft verschiedene Grundrichtungen, Spiritualismus, Materialismus, Eklekticismus und Mysticismus, und kam so zu einer combinatorischen Philosophie. Diese bringt es

indef nur zu äußerlichen Zusammenstellungen: jene vier Grundrichtungen sind nicht scharf und erschöpfend bezeichnet, und der Schluß, sie müßten wol mehr und in der Natur des Geistes begründet sein, weil sie wären, aber jede von ihnen einzeln müsse falsch sein, weil ihrer vier seien, ist kein an diesem Orte gültiger, sondern nur ein Wahrscheinlichkeitschluß aus dem gemeinen Leben. So ist der Ektecticismus steril geblieben und entbehrt des Abschlußes. Die historischen Studien liefern nur Material, also nur einen hier als empirische Unterlage zu betrachtenden Stoff, und an die Stelle der Philosophie, des in die Überzeugung eindringenden Systems, tritt die Kenntniß der Systeme, die Gelehrsamkeit. Diese beschäftigt nur den Verstand und erregt nicht zugleich, wie jede zeit- und zukunftsgebende Lehre muß, die Empfindung; sie bleibt todt und klanglos und hat keine praktische Consequenz. Das sich an den Ektecticismus schließende système conservateur, in welchem sich seine praktische Seite offenbart, wird nur abusiv ein System genannt, da ihm kein Princip, sondern Neigung und Interesse zum Grunde liegt und es jede sich nicht von selbst machende Entwicklung in dem bloßen Conserviren des Gegebenen ausschließt. In Deutschland hat man allerdings die Nothwendigkeit einer Universalität der Wissenschaft in einem höhern Sinne aufgefaßt: Hegel erklärt alle Systeme für relativ wahr und nur das Hegel'sche soll das absolut wahre sein. Wie weit diese Aufgabe der Absolutheit und Alles in sich schließenden Universalität erreicht sei, können wir nicht näher prüfen; gewiß ist aber, daß in seinen praktischen Consequenzen für Geschichte, Recht und Staat das Hegel'sche System eben mit der Gegenwart abbricht und über die fernere Entwicklung, über die Resultate aus der Vergangenheit für die Zukunft schweigt. Reichere und inhaltvollere Lehren liegen hier in der Krause'schen Philosophie, und wenigstens wir nicht behaupten mögen, daß dieselbe als einzelnes System zur Herrschaft gelangen werde, so ist es doch unverkennbar, daß sie für die Lösung der jetzt vorliegenden Aufgaben einer Organisation der zerstreuten Einzelheiten die wichtigsten und von Niemandem, der sich mit dieser Aufgabe beschäftigt, ungestraft zu übersehenden Vorarbeiten enthält.

Krause's Philosophie zerfällt in einen analytischen und einen synthetischen Theil. Der erste geht von Dem aus, was einem Leben unmittelbar gewiß ist, von der Idee des eigenen Ich. Der einzelne endliche Geist hat zunächst sich selbst zu erkennen, alsdann zu erfassen, wie er von den Dingen außer ihm Erkenntniß empfängt, und sich endlich bis zu der Idee der Natur, des Geistes und Gottes als Urwesen zu erheben. Ist so endlich Gott als Urwesen, als Princip alles Seins erkannt, so erscheint nun das All als ein großer gottbelebter Organismus und alle Wissenschaften fügen sich in die Gotteserkenntniß als Theil ein. Dieses bildet den synthetischen Theil. Dabei müssen wir gleich von vornherein darauf aufmerksam machen, daß Krause, gleich Hegel und Schelling, über die Kant'sche Lehre hinaus zur Erkenntniß

des Absoluten, der Einheit des Denkens und Seins fortgeschritten ist, daß sein System an Tiefe und Erhabenheit der Resultate dem Hegel'schen völlig gleich steht, dabei aber hinsichtlich derjenigen Fragen, welche bei Hegel dunkel bleiben und Hegel's System den Vorwürfen des Pantheismus und des Leugnens der Unsterblichkeit ausgesetzt haben, ganz entschiedene, mit der Lehre des Christenthums in Einklang stehende Resultate gibt. Was man dabei von den Wunderlichkeiten der Krause'schen Terminologie gesagt hat, widerlegt sich am einfachsten durch das Studium der Schriften Krause's. Jede Wissenschaft bedarf einer besondern Terminologie und die von Krause neu gebildeten Ausdrücke sind meistens, wie es nach den Verdiensten Krause's um die Sprachwissenschaft zu erwarten ist, sehr glücklich gebildet. Von dem gesammten Inhalte seines Systems aber ist es nicht möglich, in der Kürze eine Übersicht zu geben; es wird daher nur unsere Aufgabe sein können, besonders aus dem sogenannten praktischen Theile desselben einzelne Andeutungen zu liefern.

In dem analytischen Theile finden wir die tiefsten und scharfsinnigsten Untersuchungen über das Wesen des Ich. Von der Idee des Ich gelangen wir durch die Idee des Grundes zu der Erkenntniß Gottes. Die Idee des Grundes setzt voraus, daß Dasjenige, bei welchem wir nach einem Grunde fragen, sich als untergeordneten Theil zu einem höhern Ganzen verhalte, und wenn wir so bei allen Existenzen nach einem Grunde fragen, so gelangen wir zuletzt zu der Idee Gottes. Dieses Verfahren liefert aber noch nicht den Beweis des Daseins Gottes, es ist bloß ein Anlaß, der uns auf den Gedanken an Gott führt. Wol aber setzt die Idee des Grundes selbst einen Grund voraus, und dieser letzte Grund kann nur in einem unendlichen und absoluten Wesen, in Gott liegen. So ist denn Gott als Grund alles Dessen was ist auch der Grund der Erkenntniß, die wir von ihm haben, wir kommen durch Gott selbst zu Gott und erfassen ihn, wenn wir uns dieses Verhältniß klar machen, durch eine unmittelbare Anschauung, während Gottes Existenz durch Gründe allerdings insofern unabweisbar ist, als es über Gott nicht noch ein Höheres, was als Grund seiner Existenz angeführt werden könnte, gibt. Fragen wir daher nach Gründen für das Dasein Gottes, so geschieht dieses nur, sofern wir Gott als unendliches und als absolutes Wesen noch nicht erkannt und selbst auch die Idee des Grundes noch nicht erfaßt haben. Gott steht so als Urwesen über Natur und Vernunft und dem Vorwiesenen höher, der Menschheit, und in dieser Auffassung bleiben pantheistische oder dualistische Anschauungsweisen ausgeschlossen. Namentlich ist der Vorwurf des Pantheismus nicht gegründet, den Reiff (in den „Jahrbüchern der Gegenwart“) der Krause'schen Philosophie gemacht hat. Die Welt kann nach Krause nicht außer Gott gedacht werden, weil nichts als außer Gott gedacht werden kann. Die Welt ist in Gott, nicht dem Raume nach, sondern wenn Gott die Welt in sich enthält, so wird die Wesenheit der Welt, als

nicht die ganze Wesenheit, von der Wesenheit Gottes als der ganzen Wesenheit unterschieden.

Der synthetische Theil des Krause'schen Systems zerfällt in vier Untertheile. Der erste erörtert, was Gott an sich ist, was seine Natur ist, was seine Attribute sind. Der zweite zeigt, was Gott in sich ist; er enthält die Lehre von der Welt, die aus Geist und Natur besteht, als deren Verein die Menschheit erscheint. Der dritte Theil erörtert die Verbindung der beiden ersten und zeigt also die Beziehungen, die zwischen Gott und Welt stattfinden. Der vierte zeigt endlich den göttlichen Organismus in allen menschlichen Wissenschaften und liefert zu diesen die eigentlichen Grundlagen. Ein Theil ergänzt und erläutert hier den andern, indem das Ganze ein großer Organismus ist, in welchem sich jeder Theil auf alle übrigen Theile sowie auf das Ganze bezieht. In diesem Reichthume beruht eben die Absolutheit der Krause'schen Philosophie, die der geistigen Thätigkeit noch immer ein unendlich weites Feld läßt und die eine und absolute Wahrheit als einen unendlichen Organismus von Wahrheiten auffaßt, dessen Reichthum keine menschliche Einsicht erschöpfen kann. In dem vierten Untertheile finden sich dann die Consequenzen für Religion, Moral und Recht. Die Religion gewinnt hier die wahrhaft universelle Bedeutung, die ihr zukommt, ohne daß es je zu Pietisterei oder den Wunderlichkeiten eines sogenannten christlichen Staatsprincips käme. Ihr Wesen liegt in der persönlichen Einigung der Menschen mit Gott, welche nach dem Verhältnisse Gottes als Urwesens zur Menschheit kein leeres Wort, keine Einbildung heilsbedürftiger Seelen, sondern eine einfache Wahrheit ist. Diese Gottinnigkeit umfaßt denn die drei Grundfähigkeiten des Menschen, Schauen oder Erkennen, Empfinden und Wollen, welche ohne diese Beziehung auf Gott in allen ihren übrigen Richtungen unvollständig und verwahrlost bleiben. Außer dem einzelnen Menschen hat aber auch jeder Verein in der Menschheit, der Ehebund, die Familie, die Gemeinde, das Volk und endlich die ganze Menschheit den Beruf, diese Einheit mit Gott wirksam zu machen. Die religiöse Pflicht des Menschen wird so zu einer socialen Pflicht für alle Vereine, welche Wissenschaft, Kunst, Recht und überhaupt die Theile der Bestimmung des Menschen zu pflegen und zu fördern haben. Die Sittenlehre fügt sich hier nach auf ein absolutes Princip. Das Gute ist Dasjenige, was ein Wesen nach seiner Eigenwesenheit darstellen soll. Da Gott das höchste, Alles umfassende Wesen ist, so ist die Wesenheit Gottes das höchste, eine Gute. Da das menschliche Leben nur ein Theil des einen göttlichen Lebens ist, so hat der Mensch auf endliche Weise darzustellen, was in Gott unendlich ist, und es entsteht die Anforderung: Thue das Gute schlechthin als das Gute.

Besonders bemerkenswerth ist aber die Krause'sche Rechtslehre. Das Recht ist — wie Krause consequent aus dem bezeichneten Verhältnisse Gottes zur Welt folgert — das Ganze der innern und äußern von der Freiheit abhängigen Bedingungen, welche zur Erreichung

der Vernunftbestimmung des Menschen nothwendig sind. Da jedes lebende Wesen, folgert Krause, ein eigenwesentlicher Organismus ist, so ist jedes Wesen in seinem Innern nach der Grundidee des Rechts so bestimmt, daß seine Theile sich wechselseitig alle Bedingungen erfüllen, welche zur Erreichung seiner Bestimmung nöthig sind. Das Ganze dieser Bedingungen macht das innere Recht aus. So hat der Einzelmensch, jede höhere Gesellschaft und endlich die Menschheit ein inneres und ein äußeres Recht. Das innere Recht der Menschheit z. B. fordert, daß alle Gesellschaften und alle Einzelmenschen in der Menschheit also füreinander selbstbestimmt seien, daß jedes Glied der Menschheit seine Bestimmung erreiche. Das äußere Recht der Menschheit aber ist das Ganze der zeitlichen von der Freiheit abhängigen Bedingungen, welche Natur, Vernunft und zuhöchst Gott in sich wirklich machen, damit die Menschheit im Wechseln mit ihnen ihre Bestimmung erreiche. Das Recht ist so auch die Pflicht des Menschen und der Menschheit, denn das Sittengesetz fordert, alles für das Leben Wesentliche, das Gute, zu thun, und ein solches Wesentliches, ein solches Gut ist das Recht. So beruht auch die Bestrebung, das Recht als bleibenden Zustand, als Staat, hinzustellen, auf der Wesenheit der Menschheit und nicht auf Zweckmäßigkeitsgründen. Der Staat ist nicht die Anstalt, um das Unrecht zu verhüten, sondern um das Recht herzustellen. Die Idee des Rechts ist eine durchaus positive. Hieran schließt sich die tiefe Wahrheit, daß mit dem bloßen Gehenlassen und Verhüten nichts geholfen sei, daß vielmehr ein positives Thun für die Leitung im Staat erfordert werde. Der Staat ist also bleibend, er beruht nicht auf zufälligem Vertrag und ebenso wenig beruht das Recht auf Wechselseitigkeit, denn der Rechtsgrund besteht an sich und ewig und hängt nicht davon ab, ob ihn Andere anerkennen. Zugleich ist das Recht allgemein: es bezieht sich auf alle physischen und geistigen Güter, welche dem Menschen zur Erreichung seiner Bestimmung nöthig sind. Es bezieht sich also auf Religion, Wissenschaft, Kunst, Sittlichkeit, Industrie, Handel und Production, berührt aber alle diese Sphären nur von einer Seite, sofern es auf Herstellung der für ihr Gedeihen nöthigen Bedingungen ankommt. Dieser Satz bestimmt dann das Verhältniß des Staats als der für das Recht vorhandenen Sphäre zu den übrigen für die Erreichung der übrigen Theile der Vernunftbestimmung des Menschen gebildeten Vereinen.

(Der Beschluß folgt.)

Das Laternenmännchen. Aphorismen über Leben, Kunst und Natur, von Georg Beckmann. Berlin, Dehmigke. 1845. 8. 17 $\frac{1}{2}$ Ngr.

Bücher die Aphorismen enthalten enthalten auf sehr verschiedene Art. Hintereinander aufgeschrieben werden die kürzern oder längern Sätze gewiß nicht; dieses Sprüngenmachen würde den Geist bald ermüden und schnell zerstreuen. Oftmals sind solche Aphorismen Extracte aus nicht zu Stande gekommenen Büchern; oft sind sie mit Splittern zu vergleichen, die beim Überarbeiten eines großen Werkes sich abblößen; manchmal sind

solche dicta wahre Kometenkerne: sie bilden ein solides Element, woran viele homogene sich leicht schließt; manchmal freilich findet der reflectirende Leser statt eines Kometenkerns eine taube Nuß. Es gibt manche Autoren, deren Werke sich vorzugsweise dazu eignen, daß man Aphorismen aus ihnen sammelt; zum Beispiel die Schriften Hamann's, Poppel's und Jean Paul's. In jener Periode, wo es in Deutschland Mode war, geistreich zu sein, verlangte alle Welt nach solchen abgerissenen Sätzen; man konnte nur so leicht durch eine Redensart, die man fallen ließ, ahnen lassen, was für ein Geist man sei. Die häufig haben wir Deutsche, die wir doch von der Natur für einen gesunden Realismus bestimmt sind, uns durch den Schein irre-führen lassen, und alle Tage geschieht das noch. Auch Goethe huldigte dem Geschmack jener Lage durch Mittheilung von Tagebuchblättern in seinen Romanen. Jean Paul, wahr-scheinlich weil er fühlte, daß seine Werke zu merkbar aus ein-zelnen Stücken zusammengesetzt seien, wurde sehr heftig als er erfuhr, daß Jemand aus seinen Schriften eine Sammlung von Aphorismen gezogen habe; der Mensch, der das gethan habe, sagte er, verfare wie ein Schaf auf der Wiese, welches alle Blumenköpfe abfrisst und das Gras stehen läßt. Die Lecture von Aphorismen kann eine sehr anregende und den Geist för-dernde sein; für einen noch zu weckenden Geist sind sie gewiß oftmals ein gutes Bildungsmittel; selbst der gebildete Geist, wenn ihm Gelegenheit zu persönlicher Mittheilung mangelt, findet darin einigen Ersatz für Anregung durch Gespräch.

Ref. hat die Bemerkung gemacht, daß seit einiger Zeit wieder häufiger solche Werken wie das vorliegende erscheinen. Das dürfte vielleicht als ein heilsames Gegengewicht gegen die gräßlich grassirende oberflächliche Unterhaltungsschriftstellerei und Unterhaltungslecture angesehen werden. Es ist gar nicht zu berechnen, welch eine ungeheure Zahl von Menschen in den ordinairsten Kreis der Lebensanschauung gebannt bleibt durch die miserable Lecture, woraus sie täglich Geist und Herz — so viel sie davon haben — ernährt, gar nicht zu erwähnen, daß durch die französischen Schauer- und Schauderromane der Blick mancher Menschen auf Partien des Lebens gelenkt wird, auf die er selbst wol nie gefallen wäre; ja, daß selbst durch die Lecture dieser modernen französischen Romane der Wahr-heitsinn sehr oft in Conflicte geführt wird, aus denen derselbe gewöhnlich sehr wankend und schwankend hervorgeht. In einer vergangenen Epoche fahndete man überall auf Werke, die Atheis-mus lehrten; gegen den religiösen Atheismus kämpft jetzt Niemand mehr, aber man sollte dem Atheismus in der Moral, in der Politik, im bürgerlichen Leben nicht Thor und Thür öffnen. Jedoch dieser Gegenstand würde uns an dieser Stelle zu weit von unserm Hauptzweck abführen.

Der Verf. des vorbenannten kleinen Buches gibt auf der ersten Seite das hübsche Bild eines Mannes, der eine Laterne trägt, und darunter steht folgender Vers, der über die Len-denz des Büchelchens Aufklärung gibt:

Ich bin zwar nur ein kleiner Geist,
Doch trag' ich mein Laternchen dreist
Und lausch' in manches Cäthen hin
Und sage was ich fand darin.
Wie wunderbar die Menschen sind,
Wie wir sie tappen, dumm und blind!
Sie spielen all' mit bunten Steinen,
Es zum Lachen und zum Weinen.
Das Büchlein bringt euch gute Lehr',
Doch allzu lang' behagt nicht mehr;
D'rum wird sie hier mit Vorbedacht
Nur tropfenweise beigebracht.
Schlag auf das Buch und lies in Ruh',
Hast du genug, mach's wieder zu!

Das Ganze zerfällt in folgende Partien: 1) Die Innen-welt; 2) Die Gesellschaft; 3) Liebe und Ehe; 4) Kunst; 5) Na-tur; 6) Scherz und Schwänke.

Wenn nun die Eigenthümlichkeit dieser Aphorismen ge-nauer charakterisirt werden soll, so thun wir es in Folgendem. Die Aussprüche des Verf. haben ihren Ursprung in einem ge-sunden Geiste; was er denkt, spricht er mit Entschiedenheit aus; er stellt nichts in das Flimmerlicht der Unentschiedenheit; er gehört nicht zu den in unserer Tagesliteratur so häufigen Phea-senmachern, denen eine gedrechselte Redensart mehr gilt als ein gesunder Gedanke. Die Form, in welcher die Gedanken ausgesprochen sind, ist regelrecht; sie gestaltet sich bisweilen zu einer vollen Symmetrie, doch ohne steif zu werden. Hin und wieder wird man einmal durch die Ausdrucksweise an Jean Paul erinnert; das scheint aber dem Verf. selbst ganz unbe-wußt zu sein, ein Nachahmer Jean Paul'scher Manier ist er nicht. Nur selten faßt Dr. Beckmann seine Aphorismen in sentimentöse Form, meistens werden sie als Reflexionen mitge-theilt. Auch hat das kleine Buch den Vorzug, daß der Verf. nicht von einem Schulsystem der Moral, der Politik und der Religion ausgeht und aus diesem heraus — was häufig ge-schieht — Orakelweisheit spricht; weil in diesem Buche nur die Philosophie des gesunden Menschenverstandes herrscht, so ist dasselbe auch für einen größeren Kreis brauchbar. Dazu kommt noch etwas höchst Lobenswerthes; nämlich der Verf. geht durchaus nicht darauf aus, weder durch Stammschen einer wohlfeilen und beliebten Sorte Politik noch durch Aufsehen von pfeffernder Frivolität sich Publicum zu gewinnen. Er ist durch-weg Vertheidiger einer höhern Lebensansicht gegen die niedere und phylisterhafte; niemals macht er einer ordinären Gesinnung oder der Gesinnungslosigkeit Zugeständnisse; sein Urtheil ist stets gerecht und streng gerecht; manchmal, wenn ihm das Abweichen der Menschen vom Ideal besonders frappant erscheint, schreibt er satirisch, und das steht ihm gut an.

Übrigens sind nicht alle Partien des Büchelchens von glei-chem Werth; z. B. der Abschnitt, welcher „Natur“ überschrie-ben ist, scheint uns an Künstlichkeit zu leiden; nichtsBefowem-ger findet man auch in diesem wie in allen übrigen Abthei-lungen scharf treffende Aussprüche, in passender Form vorge-tragen. 25.

Literarische Anzeige.

Neue Unterhaltungsliteratur.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Schwärmerin.

Erzählung

von

Gräfin Tausskirchen-Englbürg.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Ngr.

Bilder aus Schlefien.

In Novellen gefaßt

von

Walter Tesche.

I. Die Rose von der Pzerwa.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Ngr.

Leipzig, im Juni 1846.

F. A. Brockhaus.

Die Krause'sche Philosophie.

(Schluß aus Nr. 152.)

Das Recht ist seinem Begriffe nach für Alle gleich, diese Gleichheit besteht aber doch nur darin, das Ungleiche ungleich zu behandeln. Die Individualität hat also auch ihr Recht, und es besteht die Rechtsforderung, daß innerhalb der Gleichheit der allgemeinen Menschenrechte auch einem Jeden die besondern und eigenthümlichen Bedingungen geleistet werden, nach den grundwesentlichen Verschiedenheiten in Eigenthümlichkeit zu vollenden. Es ist daher falsch, daß alle Menschen schlechthin identische Rechte haben, aber ebenso falsch ist die Behauptung, daß jeder Mensch nur sein eigenthümliches Recht habe und ein allgemein menschliches Recht nicht zu denken sei. Ebenso ist die Freiheit eine Folgerung aus dem Rechte; sie ist aber nicht Grundlage und Zweck des Rechts, sondern nur ein Mittel zu seiner Verwirklichung, indem jedem Einzelnen eine Sphäre offen sein muß, in welcher er seine Kräfte gebraucht. Auf diese Weise sind Freiheit und Gleichheit zwei unveräußerliche Urrechte, jene entspricht der Spontaneität der Vereinzelung, diese der Ganzheit, Assimilation und Concentration. Beide einigen sich in der Association zu einem höhern Ganzen. Es gibt zwei Reihen von Associationen. Die eine umfaßt das ganze Leben und die ganze Persönlichkeit, Ehe, Familie, Gemeinde, Volk, Menschheit. Die andere bezieht sich auf bestimmte Zwecke, der Religionsverein, Kunstverein, die Sphäre für materielle Production, Handel und Industrie, der Verein für Wissenschaft und der Verein für Recht oder der Staat. Alsdann bestimmt sich im Einzelnen, inwieweit die nach dem Bilde des Gemeinwesens einzurichtende Organisation dieser einzelnen Vereine und Kreise noch unvollkommen ist und auf welche Weise der Staat oder Rechtsverein darauf einzuwirken hat. Die Sphären der zweiten Reihe sind diejenigen, in welchen der Mensch hier auf der Erde seine Fähigkeiten zu entwickeln hat. Sie sind der eigentliche Gegenstand des ganzen socialen Organismus und in ihnen muß nach dem Obigen gerade durch Association als das Höhere von Freiheit und Gleichheit — welchen man bis jetzt auf einseitige Weise nachgerungen oder sie auf ebenso einseitige Weise bekämpft hat — eine Organisation er-

reicht werden. So werden die einzelnen Vereine Organe des ganzen socialen Körpers werden und die Gesellschaft wird, wie Plato es forderte, das Urbild des ganzen und vollkommenen Menschen darstellen. In diesem Organismus ist der Staat oder die Rechtssphäre den übrigen Sphären coordinirt, und da jede Sphäre wol auf die andere einwirkt, sie aber nicht absolut beherrscht, so ist der Staat auch nicht mit der Gesellschaft identisch, und seine Tendenz, die übrigen Sphären zu Mitteln für seine exclusiven Zwecke zu machen — die alsdann im Grunde doch nur particulaire Interessen betreffen würden — ist ebenso falsch als eine gleiche Tendenz der Kirche oder der Industrie sein würde. Es leuchtet also ein, daß der Staat keine exclusiv-religiöse oder wissenschaftliche Richtung haben, sondern allen Richtungen dieser Art den Rechtsschutz gewähren muß; ein Eingreifen in ihre innere und eigene Entwicklung führt immer zu Rückschritten und Verkümmern. Für die Verfassung des Staats gibt Krause sehr beachtenswerthe Andeutungen. Wir müssen uns hier auf die Bemerkung beschränken, daß er weit entfernt ist, wie unsere meisten Politiker und Rechtsphilosophen, eine einzelne Form als die absolut richtige und alle übrigen als Mißbildungen anzusehen. Die Frage von politischen Formen ist bei Krause überhaupt untergeordnet, die Hauptsache ist die Organisation der Gesellschaft, in welcher die staatliche oder politische Sphäre nur ein — bis jetzt noch schwerlich auf sein richtiges Verhältniß gebrachter — Theil ist.

Bei Krause finden wir in der That die Anforderung Hegel's, daß die Kategorien des Denkens auch die des Seins sein müßten, und daß die Logik im Grunde mit der Metaphysik zusammenstimmen solle, erfüllt. Das Studium der Krause'schen Philosophie zeigt, daß gerade die Begründung der Kategorien eins ihrer Hauptverdienste ist, ein Verdienst, aus welchem sich ganz einfach erklärt, wie die Krause'sche Philosophie in den einzelnen Theilwissenschaften, Sprachwissenschaft, Sittenlehre u. s. w., auf jeden Unbefangenen einen so unwiderstehlichen Eindruck von schlagender Wahrheit macht. Man wundert sich bei Hegel, der mit so strenger logischer Consequenz verfährt, daß in der Rechtslehre durch den Mechanismus seiner Dialektik Majorate und constitutionelle Monarchie als absolut wahre Resultate herauskommen, wäh-

rend der gesunde Sinn dergleichen Dinge für nichts absolut im Wesen der Gesellschaft Begründetes, sondern für Zufälliges, eben Zweckmäßiges und Anderliches halten muß. Bei Krause findet sich eine solche Anwendung der Logik, welche am Ende alles nur Mögliche herausbrachte, nicht; vielmehr erscheint das Urbild der Menschheit, das Ziel der Geschichte, von allen Zufälligkeiten und nur eben jetzt bestehenden Eigenthümlichkeiten rein. Damit tritt dann gegen die jetzt vorhandene Wirklichkeit auch das Postulat des Sollens, welches bei Hegel oft so bitter verspottet wird, hervor, und die Krause'sche Rechtslehre ist nichts weniger als apologetisch. In diesem Verhältnisse dessen was ist zu Dem was werden soll offenbart sich aber eben ihr vorzüglichster Werth. Sie hält der jetzigen Gesellschaft gleichsam einen Spiegel vor, um ihr zu zeigen wie sie ist und wie sie sein soll; sie wird also Jedem willkommen sein, der nicht absichtlich sich täuschen will und Herz genug besitzt, eine bloß apologetische, nach Wünschen und Interessen eingerichtete Staatslehre zu verschmähen.

Ein unbefangener Blick auf die modernen Staaten zeigt uns als ihren unterscheidenden Charakter eine unendliche Zerrissenheit und Zerrfahrenheit als Folge des herrschenden Individualismus. Man hat nur Rechte der Einzelnen die von der Gesamtheit anerkannt werden, allein für die Gesamtheit fehlen Rechte und organische Anordnungen, sodaß Niemand zum positiven Handeln für Gemeinzwede verbunden ist, und der äußerlich Begünstigte mit dem Nichtsthun, dem einfachen Zurückziehen in die Isolirung am bequemsten auskommt. Die Leitung der Gesellschaft hat einen dauernden Charakter der Anglistheit und der Abwehr von Zerrüttungen angenommen, den sie in einem normalen Zustande, dem solche Zerrüttungen nicht wirklich drohen, gar nicht haben könnte. An der Stelle gemeinsamer in sich berechtigter Zwecke herrschen particulare Zwecke, und so wie in dem modernen Völkerverkehr die Diplomatie nach solchen particularen Zwecken und Interessen die Länder zertheilt und ohne Rücksicht auf Rationalität und Volksinteressen Staatsverbände ohne Halt und voll von Quellen dauernder Zerrüttungen geschaffen hat, so herrschen auch im innern Leben der Staaten doch nur particulare Interessen statt der allgemeinen und finden ihren Schutzhelm im Bündnisse mit andern ebenso particularen Interessen, theils in dem Zustande von Verdunkelung, in den die modernen Staatslehren durch Vermengung von Principien und Interessen gerathen sind.

Man sehnt sich in diesem Zustande der Zerspaltung nach einem wahrhaft organischen Principe, nach einem Hauptpunkte für den Blick in die Zukunft. Zu einem solchen Hauptpunkte konnten die bisherigen Staatslehren nicht führen. Die reactionairen, bloß historischen Doctrinen, welche sich in Hrn. v. Haller resumiren, sind alles vernünftigen Moments zu ledig, um Andern als deren Interessen sie schmeicheln zuzusagen. Die rationalistischen Staatslehren bauen aber bloß Mechanismen auf, die alles Lebens, aller Zukunft entbehren. So ist auch

die Hegel'sche Staatslehre nur eine neue Zusammenstellung des alten Stoffes nach neuem logischen Fachwerke, aber nichts wahrhaft und der Sache nach Neues. Man schreitet daher wie von einem dunkeln Gefühl geleitet aus dieser Beengung der Ansicht heraus; man sieht, daß es einestheils nicht sowohl auf den Staat, der doch nur eine einzelne Sphäre der Gesellschaft ist, als auf die Gesellschaft und deren Organisation ankommt, andertheils aber, daß der Staat nichts Erfundenes, nichts durch menschliche Vernunft Eingerichtetes, sondern ein lebendiger Organismus ist, dessen Wesen nur aus der Persönlichkeit Gottes zu erklären steht, sodaß alles Staatsrecht zuletzt in Gott seine Basis hat. In beiden Richtungen liegen bereits Fortschritte vor. Der Socialismus macht gegen das bloß Politische, gegen den Staat, die Gesellschaft geltend, bleibt aber mit derselben Einseitigkeit, die er vermeiden will, an einer andern einzelnen Sphäre hängen und meint, daß mit der Organisation der Arbeit und der Industrie das Ziel erreicht sei. In der zweiten Richtung, wie sie Stahl und Leo verfolgen, liegt eine tiefe Wahrheit, aber sie ist eben nur angedeutet und ungeachtet der Wahrheit des Principes werden die Folgerungen einseitig und falsch. Ist Gottes Wille und Wesen Basis alles Staats- oder vielmehr Gesellschaftsrechts, so bleibt die bisherige Ansicht, als greife hier menschliche Einsicht und Willkür Platz, freilich ausgeschlossen, und deshalb steht von diesem Standpunkte aus die rationalistische Staatslehre, die liberale Theorie, die nach menschlichem Bessermüssen ändern und schaffen will, mit Erfolg zu bekämpfen. Zunächst hat man indes dabei den Standpunkt des Glaubens und Empfindens gegen den des Denkens eingenommen und geht nun dazu fort, diesem letztern alles Recht abzustreiken. Die negative und kritische Seite, die Bekämpfung der rationalistischen Doctrinen ließ sich damit auch durchführen, nicht aber die positive Seite, wo nun die wahre und dem Wesen Gottes gemäße Organisation der Gesellschaft angegeben werden sollte. Deshalb geräth man hier auf Abwege, man mischt das Denken doch wieder ein, aber auf so versteckte Weise und nur in solchen Nebenpunkten, daß der Vorwurf der Inconsequenz beseitigt wird, oder findet vom Standpunkte des Glaubens aus nun den Sag, daß der Staat selbst in seiner schlechtesten empirischen Form göttliche Organisation sei und Alles als Frevel angesehen werden müsse, was die organische Continuität in dem Nebeneinander und Nacheinander seines Lebens stört. Hierbei fehlt denn das vernünftige Moment, wodurch erst ausgemacht werden müßte, was in dem empirisch vorhandenen Staat wirklich ein Theil dieses göttlichen Organismus, dieser organischen Continuität, und was Erzeugniß menschlicher Willkür, Mißbrauch und Böses sei, indem sich unmöglich leugnen läßt, daß nach der Endlichkeit und Weltbeschränktheit der Dinge auch das Wesenwidrige und Böse hienieden seinen Platz finde. Es ist daher einleuchtend, daß diese Staatstheorien als Organisation für die Zukunft eben nichts angeben, und daß sie sogar für

reactionnair gelten, weil scheinbar die Organisation für die Zukunft nach ihnen darin besteht, daß Alles beim Alten bleibt und sogar die alten Mißbräuche mit großer Pietät aufrecht erhalten werden. Wirklich reactionnair sind sie indes nach unserer Ansicht nicht, indem sie die menschliche Willkür und die Einsicht der Einzelnen den Gesetzen des göttlichen Organismus unterordnen, und dieses nicht bloß alsdann, wenn sich solche Willkür und Einsicht bei Unterthanen, sondern auch wenn sie sich bei den Regierenden über jene Gesetze erheben wollen. Es ist nicht undenkbar, daß Der, welcher als Bekämpfer des rationalistischen Liberalismus auf der Rechten stand, am Ende wenigstens in das linke Centrum gerathen könne.

Bei diesem Stande der Krisis in den Ansichten über Staat und Gesellschaft wäre es einer der schwersten Verluste für die deutsche Wissenschaft und folgeweise auch für die Entwicklung der Zukunft, wenn die Krause'schen Lehren unbeachtet blieben. Die Aufgaben, an denen man jetzt arbeitet, die Erringung einer wirklich organischen Lehre von der Gesellschaft, die Beseitigung der einseitigen Vorherrschaft des politischen Elements und insonderheit die Begründung des Staats als eines göttlichen Organismus, des Menschheitslebens als Theil des göttlichen Lebens, sind in der Krause'schen Philosophie gelöst. Streitet man in der Gegenwart in durchaus zerplitterter Weise bald für Conservation alles Historischen, erwartet man bald alles Heil von politischen Reformen, liberalen Institutionen, von Modification des Eigenthums und Erbrechts, von Organisation der Arbeit, von der Ordnung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat und Belebung der religiösen Interessen oder von Steigerung der Blüte der Industrie und materiellen Interessen, so sieht man von Krause's Standpunkte dagegen mit völliger Klarheit, wie alle diese Richtungen in ihrer Ausschließlichkeit falsch, übertrieben und zum Theil verderblich sind. Nur durch das Erfassen des Organismus des gesammten Menschheitslebens, nur durch die stetig festgehaltene Verbindung dieses Organismus mit Gott, wonach das Einzelne sein Maß und bestimmtes Gesetz erlangt ist, ist hier Klarheit zu schaffen. Diese Klarheit findet sich in der Krause'schen Lehre, welche auf einer Höhe steht, wo die völlige Ausöhnung zwischen Glauben und Empfindung und Denken und Wissen kein leeres Vorgeben mehr ist, sondern die Vernunft wirklich vom tiefsten Gottesgefühl durchdrungen und der Glaube wahrhaft vernünftig ist.

Über das Werk Liberghien's sind uns nur noch wenige Worte vergönnt. Die Auszeichnung, daß es auf Regierungskosten gedruckt ist, hat es verdient, und wir können es Jedem, dem es um die Wissenschaft zu thun ist, sowohl in Ansehung des sorgfältig gearbeiteten historischen Theils als besonders hinsichtlich der einfachen und klaren Darstellung der Krause'schen Lehren empfehlen. Daß man es in Rom auf den Index gesetzt hat, ist ein Zeichen, wie man sich in Rom zu den wissenschaftlichen Fortschritten, welche von katholischen Regierungen beför-

bert werden, zu stellen gemeint ist. Uns bleibt nur noch zu wünschen übrig, daß es ein Anlaß werde, in Deutschland der Krause'schen Philosophie eine Theilnahme zuzuwenden, wie sie durch die der höchsten Anerkennung werthen Bestrebungen von Ahrens in Brüssel derselben im Auslande geworden ist, und in Deutschland, wo man etwas wirklich Bedeutungsvolles am wenigsten zu übersehen pflegt, längst hätte werden sollen. 35.

Die deutschen Alpen. Ein Handbuch für Reisende durch Tirol, Osterreich, Steiermark, Illyrien, Oberbayern und den anstößenden Gebiete. Von Adolf Schaubach. Drei Theile. Jena, Frommann. 1845—46. Gr. 8. 4 Thlr.

Kord- und Süddeutschland sind wahrlich weit weniger durch die Natur als durch das Vorurtheil voneinander geschieden. Die Literatur aber hatte bis in die neueste Zeit dieses Vorurtheil genährt und zu mißgünstigen Zwecken ausgebeutet. Man hob immer nur Das hervor, worin sich Kord- und Süddeutsche auffallend und sonderlich voneinander trennen, und ignorierte absichtlich Alles, worin sie deutsch-wesentlich übereinstimmen. Die beiderseitigen Eigenthümlichkeiten übertrieb man bis ins schroffste Extrem und giefel sich dann in der kläglichen Einbildung, Kord- und Süddeutschland seien unvereinbare Gegensätze. So war es zuletzt dahin gekommen, daß man gegenseitig nur spöttisch oder gar fürchtlich nach Süden und Norden blickte. Wie nachtheilig dies auch in politischer Hinsicht wirkte, ist bekannt. Schon wollte der Bahn sich geltend machen, Kord- und Süddeutschland müßten sich selbständig absondern entwickeln.

Dieser verderbliche Bahn ist, Gott sei Dank, in Dampf aufgegangen, Kord- und Süddeutschland eilen sich mit stürmischer Sehnsucht in die Arme und halten sich, wie mit eisernen Banden, fest umschlungen. In dieser Umarmung lernen sie immer mehr einsehen, daß sie eigentlich gar nicht getrennt waren, und wenden fromm-gläubig auf sich den Spruch an: „Was Gott vereinigt hat, soll der Mensch nicht trennen.“ Den Kordländer zieht mehr und mehr die uralte Völkersehnsucht nach Süden, und er erkennt freudig, daß ihm dieser deutsche Süden nicht fremd ist, daß es heimliche Berge sind, die ihn in ihren Wunderkreis ziehen. In der poetischen Welt dieses Alpenparadieses wird er sich erst völlig seines deutschen Gemüths bewußt und lernt nebstbei auch anerkennen, daß im Süden doch auch noch andere Gemüthe sind als Bier, und daß die Sonne da nicht völlig durch Jesuitenhüte verfinstert ist. Der Südländer empfindet immer mehr Lust, aus seinem Naturtrampel heraus in Gegenden zu wandern, wo die Menschenkraft um so reicher erscheinen muß, je ärmer die Natur ist. Er lernt den Werth Dessen anerkennen, was sich die deutschen Brüder der Ebene Festes und Hohes in ihren Sand gebaut. Er bemerkt mit Freuden, daß der süddeutsche Mutterwitz neben dem norddeutschen Sarkasmus doch Stand zu halten vermag, daß in diesem Sarkasmus keineswegs das deutsche Herz zerlegt worden ist, und daß die norddeutsche Grubelei auch Manches ausgegrübelt hat, was das Leben gar sehr zu verfrühen im Stand ist. Kurz wer deutschen Sinnes und Herzens ist, lernt einsehen, daß er „soweit die deutsche Junge klagt“ überall zu Haus und bei den Seinen ist, und je weiter er in dem großen Deutschland herumkommt, desto freudiger und stolzer erhebt ihn das Bewußtsein, ein so großes und reiches Vaterland zu haben.

In diesem Gefühle begrüßen wir das vorliegende Werk als ein in wissenschaftlicher und politischer Hinsicht bedeutungsvolles Erzeugniß deutscher Vaterlandsliebe. Ein Sohn des schönen Thüringens, wo sich süd- und norddeutsches Wesen so wohl-

thwend berühren und einigen, ist in den deutschen Alpen so heimisch wie in der engeren Heimat und schildert das herrliche Hochland mit deutscher Sinnigkeit und Liebe als den wunder-vollen Gottesgarten der großen deutschen Heimat. Gewiß ist in diesem Fache in neuer Zeit kein Werk erschienen, welches in so hohem Grade und im schönsten Sinne des Wortes ein deutsches Nationalwerk ist und durch allgemeine Verbreitung zu werden verdient. Der Luftreisende, der Geognost, der Botaniker, der Archäolog, der Historiker, der Ethnograph, der Maler, der Dichter, jeder wird in diesem Werke reichen Genuß und reiche Belehrung, alle werden Begeisterung der deutschen Vaterlandsliebe finden.

Der Apler wie der Marschländer müssen dem wackern Thüringer für dieses Geschenk dankbar die Hand drücken. Ein Süddeutscher, aus der geliebten Alpenheimat verbannt, hat es im hohen deutschen Norden gelesen, und dabei in süßem Heimweh geschwelgt.

Franz Schuffels.

Notizen.

Englische Zustände im 18. Jahrhundert.

Als Beitrag zur Kenntniß englischer Zustände und Sitten im 18. Jahrhundert, besonders in der vornehmen Welt, kann folgendes Buch: „George Selwyn and his contemporaries, with memoirs and notes“, von John Henneage Jesse (4 Bde., London 1843—44), betrachtet werden. Man lernt die Geistesreichen und Wichtigen, die Schönen und die Staatsmänner jener Zeit und so manches Andere darin kennen. Wahrhaft formliche Gemälde werden uns hier in Menge ausgestellt. „Eine von Selwyn's Eigenheiten“, sagt Jesse, „war die, nicht allein jeden an ihn während seines langen Lebens gerichteten Brief, sondern auch die unbedeutendsten Zettelchen und unwichtigsten Memoranda aufzubewahren.“ Dieser Eigenheit hat der Leser das Vergnügen zu verdanken, welches er aus der Lecture dieser Bände schöpft. Der größte Theil ihres Inhalts besteht aus Briefen, welche von Personen, die zu jener Zeit durch Rang, Wiß, Genie und seine Lebensart sich auszeichneten, an Selwyn gerichtet wurden. Unabhängig von ihrem allgemeinen Verdienst als briefliche Compositionen glaubt der Herausgeber, dieselben werden im hohen Grade schätzbar und unterhaltend befunden werden wegen des Lichts, welches sie auf die Sitten und Gebräuche der schönen Gesellschaft im letztvergangenen Jahrhundert werfen und weil sie sowol eine treue Chronik der vorübergehenden Begebenheiten des Tags darbieten als eine Menge amüsanten Geschwäzes und munterer Anekdoten enthalten. Es ist ein Buch für die elegante Welt, für die Salons geschrieben, wie die „Briefe eines Verstorbenen“, die zu unserer Zeit bei einer gewissen Classe von Lesern in Deutschland so vielen Weisfall gefunden haben. George Augustus Selwyn trat in die Welt mit jedem Vortheil der Geburt und vortheilhafter Connerionen; dazu kam zu rechter Zeit ein gehöriges Vermögen. Sein Vater, Oberst John Selwyn, von Ragou in Gloucestershire, wo die Familie zu den angesehensten in der Gegend gehörte, war Adjutant des Herzogs von Marlborough gewesen, commandirte ein Regiment, saß viele Jahre im Parlament und bekleidete mehre Hofchargen. Seine Mutter, Tochter des Generals Farrington, war Kammerfrau bei der Königin Caroline, und genoß vieles Ansehen wegen ihrer wichtigen und humoristischen Laune. Da sein Vater ein schlichter gewöhnlicher Mann war, so muß man annehmen, der Sohn habe seinen wichtigen Geist von seiner Mutter geerbt. Selwyn wurde am 11. August 1719 geboren und erhielt seine erste gelehrte Bildung zu Eton und studirte nachher zu Orford. Nachdem er kurze Zeit auf der letztgenannten Universität zugebracht, ging er auf Reisen und machte nach seiner Rückkehr London und Paris zu seinem Lieblingsaufenthalt, wurde Mitglied des Clubs und kam in Verbindung mit Männern von Geist, Wiß und seiner Welt. Bald bekam er auch eine Sinecure, wobei er nichts weiter zu thun hatte als großen Dinern beizuwohnen,

wobei er Gelegenheit fand, mit seinem Wiß zu glänzen. In seinem 25. Jahre und nachdem er sich schon zu einem vollendeten Weltmann gebildet, fiel es ihm wieder ein, noch einmal nach Orford zu gehen, angeblich um seine Studien fortzusetzen, woraus jedoch nichts geworden zu sein scheint. Der Vater von George Selwyn starb 1751 und so kam letzterer in seinem 32. Jahre zur Erbschaft und konnte dadurch von der Zeit an noch komfortabler und comme il faut leben. Seinen Umgang wählte er in der feinsten und vornehmsten Gesellschaft, in der er wegen seines Wißes und seines Humors sehr willkommen war. Er war überhaupt weder unmäßig noch ausschweifend, aber genoß das Leben als ein Alles Klug berechnender Epikuräer. Mit den geistreichsten, angesehensten und hochstehendsten Personen seiner Zeit stand er in steter Berührung. Was dem hier erwähnten etwas zu copulenter Buch das meiste Interesse gibt, ist daß wir aus demselben auch seine bedeutendsten Zeitgenossen und ihr Leben und Treiben kennen lernen.

31.

Ein Brief Luther's.

Das Weihnachtsprogramm der Albertus-Universität zu Königsberg theilt unter andern auf Luther's Tod bezüglichen Actenrücken das Facsimile eines Briefs mit, welchen derselbe wenige Tage vor seinem Verschiden an seine Gattin schrieb. Das Original befindet sich in der Wallenrodt'schen Bibliothek und der Brief lautet:

„Der Tiefgekereten Frauen Katharin Lutherin meiner gnedigen Hausfrauen zu Wittenberg.

Onad vnd frieb, Liebe Kette. Wir sigen hier vnd lassen vns martern. Und weren wol gern dauon. Aber es kan noch nicht sein (als mich dünkt) ynn acht tagen. M. philippo magstu sagen, das er seine postill corrigire, denn er hat nicht verstanden warumb der Herr ym Euangelio, den reichthumb dornen nennet. Die ist die schule da man solchs verstehen lernet.“ (Luther war bekanntlich nach Eisleben berufen, um die zwischen den Grafen von Mansfeld entstandenen Händel zu schlichten.) „Aber mir gramet das allerweg, ynn der schrift, den dornen das feuer gedrawet wird, darumb ich desto großer geduld habe, ob ich mit Gottes hulffe mochte etwas guts ausrichten. Deine Söhngen sind noch zu Mansfeld. Sonst haben zu freffen vnd sauffen genug, vnd hätten gute tage, wenn der vertriebliche handel thet. Mich dünkt der Teuffel spotte vnser, Gott wolt yhn wider spotten. Bittet fur vns. Der Bote eilete seer. Am 8. Dorothen tag (6. Febr.) 1546.

Martinus Luther, D.“

Die beiden andern, in derselben Universitätschrift enthaltenen Actenstücke sind „D. Justus Jonas Schreiben an Churf. Johann Friedrichen, dat. zu Eisleben, Donnerstage nach Valentini den 18. Februari 1546“ und „Vom Christlichen abschied aus diesem tödtlichen Leben des Ehrwürdigen Herrn D. Martini Lutheri, bericht durch D. Justum Jonam, M. Michaelen Cellium, vnd ander die dabei gewesen, kurz zusammen gezogen“.

Genügsamkeit.

Friedrich II. kam als Kronprinz im J. 1735 nach Königsberg, „da denn die Jünste derer Kaufleute schlüffig wurden, an Ihro Hoheit ein Memorial zu übergeben, darin selbige ihre Beschwerden vorstellten“. Unter den Familienpapieren des Kauf- und Handelsmannes und Wettassessors Polkein, welcher das Memorial verfaßte, hat sich auch die von dem Kronprinzen erteilte Antwort vorgefunden. Sie lautet: „Ich danke für die mir abgestattete Gratulation, was aber Euer den Handel betreffendes Suchen anlanget, so sehe ich vor der Hand kein Mittel, Euch zu helfen. Ich bin Euer affectionirter Friedrich.“ Man sollte glauben, eine solche Antwort müßte keine große Freude bei den Bittstellern erregt haben; daß aber loyale Genügsamkeit damals noch eine Tugend der Königsberger gewesen, ersehen wir aus folgender handschriftlichen Bemerkung des Polkein: „Mit dieser erhaltenen Antwort waren die Jünste höchst vergnügt, mir aber vor die Vorfertigung und Übergabe dieses Memorials sehr obligirt.“

13.

Englisches Schriftenthum.

1. Sketches of the history of literature and learning in England from the Norman conquest to the accession of Elizabeth, with specimens of the principal writers. By Geo. C. Crank. Zwei Bände. London 1844.
2. Cyclopaedia of English literature, a history, critical and biographical of British authors from the earliest to the present times. Edited by Rob. Chambers. Zwei Bände. Edinburgh 1844.

Es sind jetzt 70 Jahre verfloßen, seit Barton mit seiner „Geschichte der englischen Dichtung“ hervortrat, und noch immer ist dieselbe das einzige umfassende und größere Werk, in welchem man sich über das altenglische Schriftenthum Rath's erhalten kann. Nicht als wäre Barton's Werk von so hoher Vortrefflichkeit, daß es eine so gar schwere Aufgabe sein würde, es zu übertreffen; Barton fehlte es weder an Gelehrsamkeit noch an Geschmack, aber desto mehr an Gründlichkeit, obwohl er in allen seinen Untersuchungen stets den Schein derselben anzunehmen trachtete. Sein Urtheil ist oft flach und unbegründet, seine Sprachkenntniß zu gering. Nicht als wenn seit Barton nicht neue Entdeckungen gemacht worden wären; da ist fast kein noch so bedeutender Theil des altenglischen Schriftenthums, der seitdem nicht bearbeitet und über den dadurch nicht ein neues Licht verbreitet worden wäre; viele zu Barton's Zeit noch unbekannt, in Büchersammlungen vergrabene Werke sind seitdem erst bekannt und alles früher Bekannte ist einer schärfern Kritik unterworfen worden. So ist denn jetzt Barton's „Geschichte der englischen Dichtung“ ein Werk, das man nur mit der äußersten Vorsicht gebrauchen darf; am nützlichsten ist gegenwärtig noch die neue Auflage von Dr. Price (1824), in der wenigstens ein Theil der neuern Forschungen nachgetragen ist. Die Zahl derjenigen Werke aber, in denen sich einzelne Fragen aus der Geschichte der englischen Dichtung behandelt finden, ist so überaus groß geworden, daß schon ein bloßer Leitfaden durch dieselben eine dankenswerthe Arbeit zu nennen wäre.

In dem zuerst genannten Buche wird uns etwas Derartiges geboten; es will eine kurze Ansicht alles Dessen liefern, was die neuern Forschungen in Bezug auf das altenglische Schriftenthum Neues und Wichtiges zu Tage gefördert haben; es will dem Gebildeten wie dem Ge-

lehrten dienen, indem es Erstern die wichtigsten Ergebnisse der Forschungen in kurzem Abrisse bietet und Letztern die Quellen nachweist, aus denen weitere Belehrung zu schöpfen ist; kurz, es will den Engländern ein Roberstein werden. Von diesem Gesichtspunkte aus angesehen ist das Buch vortrefflich und ein ebenso unentbehrlicher als wohlfeiler Leitfaden für Jeden, der eine genauere Kenntniß des alten Englands rücksichtlich seiner wissenschaftlichen und dichterischen Bestrebungen zu erlangen wünscht.

Sehen wir uns etwas näher nach dem Inhalte des vorliegenden Buchs um. In der Einleitung (S. 9—41) behandelt der Verf. die Zeit vor der Eroberung durch Normannen. Die angelsächsischen Schriftwerke werden hier ebenso kurz abgethan als die gleichzeitigen ältern Werke in irischer, welscher und lateinischer Sprache; und dies mit vollem Rechte, denn das angelsächsische Schriftenthum ist, wie der Verf. sagt, nur eine unter der Erde verborgene Wurzel, die mit dem Englischen in keiner sichtbaren Verbindung steht. Ein fühlbarer Zusammenhang findet statt zwischen der französischen und der altenglischen Dichtung; denn die älteste Dichtung der Engländer nach der Eroberung ist mehrere Jahrhunderte hindurch nur Französisch, und die neuern Untersuchungen namentlich der Franzosen haben bewiesen, daß ein großer Theil der nordfranzösischen Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts wirklich Engländer waren und für englische Leser schrieben. Nicht ganz bestimmt können wir dem Verf. in Dem, was er (S. 32) über die angelsächsische Sprache sagt:

Was wir das Angelsächsische nennen, scheint gewöhnlich von dem Volke, das es sprach, die englische Sprache (lingua Anglica) genannt worden zu sein, schon von Beda an, vor dessen Zeit bereits die verschiedenen Mundarten, welche die Angeln, Sachsen und Jüten sprachen, als sie zuerst herüberkamen, vollständig in wesentlich eine Sprache zusammengeschmolzen waren, obwohl sie sich in den verschiedenen Theilen des Landes mit mundartlicher Verschiedenheit nicht nur gesprochen, sondern auch geschrieben wurde.

Der Verf. hätte besser sagen sollen, daß die verschiedenen Mundarten der Angeln, Sachsen und Jüten schon wesentlich eine Sprache waren als diese Stämme herüberkamen; wären sie dies nicht gewesen, so würden wir wol noch jetzt in den englischen Mundarten Beweise da-

von haben; aber von einer Lautverschiebung, wie sie z. B. zwischen dem Oberdeutschen und dem Niederdeutschen stattfindet, gibt es nirgend eine sichere Spur. Der Verf. scheint ferner sagen zu wollen, daß diese Stämme schon in so früher Zeit eine Gesamtsprache angenommen und die Mundart der Angels dazu ansersehen hätten. Schwereß dachte die einzelnen Stämme, so lange sie sich noch als besondere Stämme fühlten und nicht zu einem Reiche vereinigt waren, daran, eine Gesamtsprache anzunehmen; wenn zu Beda's Zeit von der lingua Anglica die Rede ist, so bedeutet dies sicher nur die Mundart der Angels; Beda selbst war ein Northumbrier und der Northumbrier sind nach der „Sächsischen Chronik“ ein Theil der Angels. Durch das Übergewicht, was die Angels in staatlicher Beziehung erlangten, vermochten sie endlich auch, dem Lande und der Landessprache ihren Namen zu geben, den aber die Hochländer in Schottland und die Bewohner von Wales bis auf den heutigen Tag noch nicht durchgängig anerkannt haben, die immer noch den Namen Sassen für die Engländer gebrauchen.

Das Werk selbst theilt der Verf. in vier Bücher. Das erste umfaßt die Zeit von der Eroberung bis zu Anfang des 13. Jahrhunderts, dem Zeitpunkte, wo das Englische zu entstehen anfing; das zweite führt uns bis zu Chaucer; das dritte behandelt die großen Dichter des 14. Jahrhunderts und die ersten Anfänge der Prosa, und das vierte schließt mit der Mitte des 16. Jahrhunderts ab.

Das erste Buch hat es ausschließlich mit lateinischen und französischen Schriftwerken und mit dem Bildungsstande der Normannen und der Angelsachsen im 11. und 12. Jahrhundert zu thun. Namentlich in letzterer Hinsicht ist viel Wichtiges mitgetheilt über den Einfluß der arabischen Gelehrsamkeit, über scholastische Philosophie, über Schulen und Universitäten, den Stand der Wissenschaften und über das Verhältniß der lateinischen, französischen und angelsächsischen Sprachen zueinander. Das Lateinische ist während des größern Theils dieses Zeitraums die Schriftsprache, das Französische die Sprache des Hofes und der Vornehmen, das Angelsächsische beschränkt sich allmählig auf die niedern Stände des sächsischen Volks: es hörte auf Schriftsprache zu sein und lebte nur in den Volksmundarten fort. Das Altenglische steht daher zur angelsächsischen Schriftsprache kaum in einem nähern Verhältnisse als die romanischen Sprachen zum Lateinischen; das Mittelglied bildet hier wie dort die Volkssprache, die lingua rustica.

Die schriftstellerische Thätigkeit in England während des 11. und 12. Jahrhunderts war durchaus nicht unbedeutend. Es fallen in diese Zeit die Philosophen John of Salisbury und Peter von Blois (Petrus Blesensis), die Geschichts- oder Zeitbücherschreiber William of Malmesbury und Geoffrey of Monmouth, die französischen Zeitbücher von Gaimar, Wace und Benoît und viele andere Werke ähnlicher Art. Auch die ersten Anfänge französischer Romane finden sich bereits vor. Die Zeugnisse dieser Zeit, die lateinischen wie die französischen,

haben auf die spätere altenglische Dichtung bedeutend eingewirkt und verdienen daher eine sorgfältige Beachtung von Jedem, der tiefer in die altenglische Dichtung einzudringen wünscht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Darstellung des Erziehungswesens im Zusammenhange mit der allgemeinen Culturgeschichte. Von Emil A. halt. Jena, Mauke. 1845. Gr. 8. 17 1/2 Ngr.

Daß die allgemeine Aufmerksamkeit gegenwärtig in hohem Grade auf das Erziehungswesen gerichtet ist, dürfte weniger aus einer besondern Vorliebe der Zeitgenossen für die pädagogische Wissenschaft als aus andern Ursachen zu erklären sein. Wenn man einstmal von Rousseau begeistert war, eine Weile mit Bascom schwärmte, sich weiterhin einer innigen Bewunderung Pestalozzi's hingab und noch vor zehn Jahren pro und contra Korinther papierene Schichten lieferte, so war es ein unmittelbares pädagogisches Interesse, welches sich für diese Erscheinungen kund gab und sie in allen ihren Einzelheiten ergriff; jetzt aber hat das größere Publicum keinen Sinn mehr für solche specielle Dinge, und selbst wenn irgend ein speculativer Kopf die absonderlichsten pädagogischen Erfindungen machte, etwa einen mechanischen Apparat zur Verbreitung moralischer und religiöser Empfindungen ankündigte oder ein Patent darauf nähme, Schelling's Offenbarungsphilosophie dem gefunden Verstande zugänglich zu machen, so würde sich das Tagesgespräch doch nur vorübergehend damit beschäftigen; dergleichen Sachen haben ihre Anziehungskraft verloren, denn es handelt sich jetzt weit weniger um diese oder jene technische Verbesserung der Bildungsmittel als um die Befähigung, welche man der heranwachsenden Generation einpflanzen möchte; nicht mehr um die Art, wie die jugendlichen Köpfe mit allen Kenntnissen zu füllen sind, sondern um die Einhegung der Befreiung des Geistes, um die Concentration und Fokussierung des Gefühls auf Das, was den Erziehern, freilich in sehr verschiedenem Sinne, als die Aufgabe der Zeit vorschwebt. So sehen wir die entgegengesetzten Parteien, Liberale und Conservs, eifrig um diesen Gegenstand kämpfen; statt sich jedoch über Humanismus, Realismus u. s. w. herumzuzanken, sind sie vielmehr bestrebt, sich der ganzen Jugendbildung zu bemächtigen, dieselbe ihren Zwecken dienlich zu machen, d. h. aus den Söhnen solche Männer zu erziehen, die bereit sind für die Freiheit wirken oder sich der Knechtschaft willig fügen werden.

Nur wegen des genauen Zusammenhanges, in welchen die vorherrschenden politischen Interessen mit dem Erziehungswesen getreten sind, werden die neuen Einrichtungen in letztem mit so großer Theilnahme beachtet; kaum ergoht daher eine neue Verordnung über Lehrpläne, so wird sie im Publicum einer lebhaften Discussion unterworfen, auf das schärfste zerlegt, vornehmlich aber ihre politische Tendenz bloßgelegt. Beispiele werden sich hierfür in Menge darbieten; wir erinnern nur an die vom Minister Salvandy (als Augenblicksmaß an den römischen Stuhl) betriebene Umgestaltung des Universitätsrechts, die in Oeßreich geföhrte Übertragung des Unterrichts an die Jesuiten, die in Preußen verordnete (nur wenig zur Ausführung gekommene) Einführung der conversatorischen Methode auf den Universitäten, die ebendasselbst den Corporalen eröffnete Aussicht auf Schulstellen und die erfolgte Verkürzung des Curses der Schullehrerseminarien. Schnell erhoben sich die stärksten Angriffe gegen diese Anordnungen, nicht etwa wegen ihres pädagogischen Werthes oder Unwerthes, sondern wegen des Einflusses, den man ihnen auf die Entwicklung oder Hemmung des Volksbewußtseins zuschrieb. Wir fühlen uns nicht veranlaßt, die bei jenen Gelegenheiten ausgesprochenen Urtheile zu reproduciren und haben überhaupt die genannten Beispiele nur angeführt, um unsere Ansicht zu unterstützen, daß das Unterrichts- und Erziehungswesen nicht mehr an sich die Theil-

nahme der weitem Kreise findet, sondern nur insofern als die auf dasselbe unternommenen Einwirkungen eine politische Wichtigkeit haben. Wenn sich nun das öffentliche Urtheil über alle solche Neuerungen an die Frage hält, ob dieselben dem Fortschritte dienlich sind oder als Mittel für die Zwecke der Reaction dienen, so darf man dem gesunden Sinne des Volks vertrauen, daß diese Frage größtentheils richtig von ihm beantwortet wird. Will man aber den schlichten Menschenverstand allein nicht für befähigt erachten, hier zu richten, verlangt man wissenschaftliche Begründungen, so kann die Kritik des Bestehenden und werdenden entweder mit dem sogenannten modernen unmittelbaren Bewußtsein vollbracht werden oder, sich auf geschichtliche Forschung stützend, dahin trachten, die Vergangenheit klar anzuschauen, ihre Entwicklung zur Gegenwart zu verfolgen und hieraus das Wesen und die Forderungen des letztern zu erfassen. Diese historische Behandlung hat freilich mehr Unbequemlichkeit als die Operation des unmittelbaren Bewußtseins; dafür hat sie aber auch einen festern Boden und es läßt sich schon eher ein brauchbares Gebäude darauf errichten.

Von dieser Ansicht ausgehend, erscheint uns die vorliegende, mit gediegener Geschichtskennntnis und philosophischem Geiste verfaßte „Darstellung des Erziehungswesens im Zusammenhange mit der allgemeinen Culturgeschichte“ einer vorzüglichen Beachtung werth. Klare und ruhige Anschauung der Verhältnisse führt hier zu einem sichern Urtheile über die historischen Gestaltungen, und indem der Verf. den pädagogischen Geist der verschiedenen Völker und Zeitalter vorführt, macht er es der Gegenwart leicht, zu ermitteln, inwieweit ihre Erziehungsbestrebungen mit dem orientalischen, griechischen, römischen oder mittelalterlichen Wesen verwandt sind. Der Nutzen solcher Erkenntnis liegt zu sehr auf der Hand, als daß wir erst nöthig hätten, ihn nachzuweisen, und schon um dieses Nutzens willen verdient die Schrift des Hrn. Dr. Anhalt von recht Vielen gelesen zu werden.

Der Verf. beginnt mit der Wiege der Menschheit, dem Orient. Hier ist die menschliche Entwicklung über eine gewisse, schon vor vielen Jahrhunderten erreichte Stufe nicht hinausgekommen; die orientalische Kultur ist trotz ihrer Pracht und ihres Reichthums eine wenn nicht geistlose, doch geistig unfreie, und ihr Charakter besteht mehr oder minder darin, daß das Individuum als solches nicht berechtigt ist, sich selbst bestimmen, nicht frei handeln kann. Am stärksten tritt dieser Charakter im Brahmanismus hervor, unter welchem das Individuum seinen Stand und seine Bestimmung nicht selbst wählt, sondern zu diesem oder jenem naturbestimmt ist und durch seine Geburt einer Kaste angehört. Wenden wir uns von da zu den Chinesen, so finden wir als Gegenstand ihrer Verehrung die Zweckmäßigkeit und Regelmäßigkeit in der Natureinrichtung, den Verstand der Natur. Aber der Himmel ist bloß die Weisheit der Natur im Allgemeinen; diese muß auch im Einzelnen gehandhabt werden, es muß Alles bis ins Kleinste bestimmt und nichts dem Zufalle überlassen werden; deshalb hat der Himmel einen irdischen Statthalter und Verwalter, den Sohn des Himmels, den Kaiser. Der Kaiser ist der eigentliche Gott auf Erden, er ordnet die menschlichen Einrichtungen und gibt vortreffliche, Alles berücksichtigende Gesetze, die durch eine Stufenfolge von unzähligen Beamten gehandhabt werden, sodaß nichts geschehen kann, was nicht vorhergesehen und bestimmt wäre. Der Kaiser ist die Vorsehung selbst und deshalb ist auch das Vertrauen auf ihn grenzenlos. In der That kann es nirgend eine geordnetere Verwaltung, eine bessere Polizei geben als in China. Das Eigenthümliche des chinesischen Bewußtseins ist, daß es sich nur frei fühlt, wo es sich innerhalb genau bestimmter Vorschriften und Regeln bewegt. Die Individuen sind nicht bestrebt in sich, sie lassen sich daher zu Allem bestimmen. Der Chinese ist am glücklichsten in einer Beschäftigung, welche die genaueste, kleinste Aufmerksamkeit verlangt, worin er sich selbst am meisten anse-

het und in seiner Thätigkeit am pünktlichsten bestimmt weiß. Darum sind die Chinesen so groß im Kleinen und übertrreffen die Europäer in mechanischer Geschicklichkeit und feiner Arbeit.

Während die indische Anschauung im Buddhismus und im Chinesenthume zu größerer Abstraction fortgeführt ist, so erscheint in der Aroaaker'schen Lehre die Einheit und Unveränderlichkeit der Natursubstanz aufgehoben und ihre Macht über das Individuum in etwas gebrochen. Hier stehen sich das gute und das böse Princip gegenüber; ihr Kampf bewegt die Welt, aber Demuzd wird zuletzt siegen. Der Mensch ist in diesen Kampf hineingekleidet, um das Princip des Lichts, des Reinen und Guten zu fördern, dem Bösen und Schädlichen Abbruch zu thun. Das Individuum gewinnt also hier einen objectiven Zweck und einen formel freien Willen: es soll sich selbst zum Guten bestimmen. Aegypten ist durch seine natürliche Beschaffenheit, als ein enges, schlammiges, regelmäßigen Überschwemmungen ausgesetztes, von hohen Gebirgen und brennenden Wüsten begrenztes Flußthal, geeignet, die Naturanschauung zu concentriren. Die Götter werden menschlicher und persönlicher gefaßt; der Mensch weiß sich in und über der Natur, aber nicht ihr gegenüber. Der Geist hat noch nicht die Macht sich durch sich selbst darzustellen, weil er zwar aus der Natur entwickelt, aber nicht von ihr erlöst ist. Im Judenthume erscheint die Gottheit als das Jenseit der Natur. Die Natur ist für Jehovah nur Schmutz, der Himmel sein Thron, die Erde seiner Krone Schemel, oder sie ist Mittel für seine Zwecke. Der Name Jehovah's aber ist das jüdische Volk; er ist der Gott Israels und leitet und regiert sein Volk, um es einst zu großer Herrlichkeit und zur Herrschaft über die Völker der Erde zu führen. Das jüdische Volk ist demnach das Volk der Hoffnung. Es ist an sich das Volk, das einzige Volk, weil es allein sein Volkthum als das Absolute faßt, es hat folglich die Tendenz, alle andern Volkthümlichkeiten zu negiren. Die Entwicklung des Volkes erscheint als Wille und Leitung Jehovah's; aber so sehr das jüdische Volk sein Lieblingsvolk ist, so steht es doch zu ihm in keinem freien Verhältnisse, sondern im strengen Knechtsdienste.

Alles Dies zusammengefaßt liegt es im Charakter der orientalischen Erziehung, daß von einer Ausbildung der Individuen als solcher zu geistigen Bestimmtheiten wenig oder gar nicht die Rede sein kann. Die Individualität ist überhaupt noch nicht zur Berechtigung und Anerkennung gekommen. Die Bestimmung des Individuums ist eine äußerliche, die ihm eintheils durch den Zufall der Geburt, anderntheils durch Abription gegeben wird. Die Stabilität der orientalischen Kultur hat darin ihren Grund, daß das orientalische Bewußtsein sich selbst an die Natur verankert hat; und aus sich selbst ist es keiner freien Entwicklung fähig, so lange diese Verankerung fortbauert.

Während im Orient der Geist in die Natursubstanz versenkt bleibt, oder sich höchstens als das abstracte Jenseit der Natur erfaßt, erscheint er im Wissenschaften von der Natur erlöst und frei, aber so, daß er die lebendige Beziehung auf die Natur ist. Dem Orientalen geht jede individuelle Bestimmtheit, jede Besonderheit in der Einheit der Substanz unter; der Grieche dagegen erfaßt scharf und feinsinnig die Naturunterschiede, und erst die Bestimmtheit, die abgeschlossene und ausgeprägte Existenz ist ihm die Wirklichkeit des Geistes. Bei dem Griechen, der sich zu Dem macht was er ist, war die Erziehung ein wichtiger Theil des öffentlichen Lebens, und wol ist sie bei keinem andern Volke in gleicher Weise Gegenstand des allgemeinen Interesses, so wahrhafte Volkssache gewesen. In dem Staate, der die eine Seite des griechischen Lebens, die streng sittliche Geslossenheit und das Aufgehen der Einzelnen im Staatszwecke vorzüglich vertritt, in Sparta, war die Erziehung geradezu und allein Sache des Staats. Die griechische Erziehung, insofern sie die Herausbildung der Individualität zum Zwecke hat, zerfällt bekanntlich in die musische und gymnastische. Die Bestimmung und Bedeutung des

griechischen Volksgeistes bestand darin, die Natürlichkeit zu gestalten und zu vergeistigen; aber diese Vergeistigung des Natürlichen ist keine abstrakte Negation, keine Vernichtung desselben, sie ist vielmehr zunächst ein liebendes und sinniges Eingehen auf dasselbe, die Freude an der Natur. Die naturfreundliche, lebendige Einseitigkeit ist es, welche die Anfänge des griechischen Lebens wie ein erfrischender Hauch des anbrechenden Morgens umweht. Auf Ausbildung eines kräftig-schönen Körpers durch die Gymnastik wurde ein absoluter Werth gelegt. Die Kräftigung, die der Körper durch Arbeit und Kampf erhält, ist eine zufällige und, weil nicht berechnete und beabsichtigte, auch meistens eine einseitige. Diese Einseitigkeit ist auch darin gegeben, daß die arbeitende Thätigkeit auf einen bestimmten äußerlichen Zweck gerichtet ist. Indem hingegen die Gymnastik die Kräftigung des Leibes als eines Ganzen anstrebt, wird zugleich die Form desselben allseitig herausgebildet. Hierin liegt zugleich der Übergang zu dem zweiten Momente des gymnastischen Unterrichts. Der Körper soll, so wie seine Kraft und Formen entfaltet werden, in dieser Entfaltung doch als ein Ganzes und in harmonischer Einheit erscheinen, die entwickelte Fülle der Natürlichkeit soll durch anmuthige Haltung gemäßigt und beherrscht werden. Sing nun aber die Gymnastik davon aus, im Gegensatz zur Arbeit, die Bewegung um ihrer selbst willen zu üben, Spiel zu sein, so liegt darin, daß sie zur Selbstbeherrschung oder dahin führt, daß man den Körper in seiner Gewalt hat, die Hindeutung auf die Zwecke, die außerhalb der Sphäre des Unterrichts liegen. Denn ferner war die Gymnastik vorbereitend für das Leben. Der Körper soll nicht nur deshalb gekräftigt und zur Anmuth und Würde der Haltung gebildet werden, um eine schöne und befriedigende Erscheinung darzubieten, er soll auch dadurch für die Forderungen des Lebens, d. h. hier der öffentlichen Thätigkeit, tüchtig gemacht werden. Den musischen Unterricht kann man zwar im Allgemeinen als den bezeichnen, welcher sich auf die Seele bezieht, während sich die Gymnastik mit dem Körper beschäftigt. Daß aber der Gegensatz zwischen Leib und Seele kein abstracter und harter ist, liegt durchaus im Wesen des griechischen Geistes, und so wird man auch in Bezug auf die Erziehung an keine gleichgültig nebeneinander laufende abgesonderte Ausbildung der Seele einer- und des Leibes andererseits zu denken haben. Nach Plato soll die Gymnastik die Seele ermuntern und kräftigen, der musische Unterricht sie dagegen mildern und sänftigen. Ohne die Gymnastik, meint er, würde die Seele in Weichlichkeit versinken, ohne den musischen Unterricht verrohen. Der erste Zweck der griechischen Erziehung ist, daß der Mensch, dem gemeinen Bedürfnis, der gemeinen Lust entbunden, zu einem edeln Selbstbewußtsein, einem schönen Stolze gelangt; der zweite, daß er, der vollendete Mensch, seine höchste Aufgabe darin sieht, Bürger zu sein, daß er an der Verwirklichung und Gestaltung der Idee seines Staats selbstthätig und aufopfernd Theil nimmt.

Im Gegensatz des Griechischen ist der römische Geist zunächst praktisch, d. h. nicht auf seine eigene Anschauung in Gestalt, seine ideale Erfassung und Darstellung, sondern auf seine kräftige und wirksame Bethätigung nach außen gerichtet. Während den Griechen die Schönheit das Höchste und nicht nur die Aufgabe ihrer Kunst, sondern auch ihrer Erziehung und ihres Staatslebens ist, insofern das letztere die schöne Gestaltung der Volksthümlichkeiten bezweckt, ist das römische Princip der Nutzen. Dem griechischen Wesen ist bei aller Lebendigkeit eine ruhige Klarheit, dem römischen ein rastloses unermüdbliches Streben eigen. Charakteristisch für Rom ist sein Eroberungsgeist, sein scharfer praktischer Verstand und seine unermüdbliche Willensenergie. Gegenstand der höhern Erziehung ist die rednerische und kriegerische Ausbildung; dabei bemächtigt sich der Römer der griechischen Bildung dadurch, daß er ihr die ihm allgemein verständliche und verständige Form gibt; ein Product hiervon ist die eigenthümliche römische Eleganz und als wichtigster Vertreter des auf Verarbeitung des Helene-

thums gerichteten römischen Geistes erscheint Cicero. Späterhin tritt der gelehrte Charakter der römischen Bildung immer mehr hervor und je weiter die Auflösung der römischen Bildung als vollständlich bestimmter vorschreitet, um so mehr entwickelt sich ihr innerstes Wesen: Humanität, die nach Seite des Wissens Vielseitigkeit, nach Seite der Form Eleganz und nach Seite der Befinnung Anerkennung des Menschlichen als solchen ist.

An die Stelle des sich auflösenden und in sich zerfallenden Römertums treten das Christenthum und das Germanenthum als die beiden Hauptfactoren des Mittelalters. Das germanische Leben beginnt damit, womit das römische aufhört, mit der absoluten Berechtigung der Persönlichkeit.

In keiner Zeit hat man so viel vom christlich-germanischen Staate gesprochen und doch dürfte eine klare Vorstellung von demselben nicht hinreichend verbreitet sein. Die beiden Seiten des germanischen Lebens sind das Gemeinde- und Geleitetwesen. Ob das Gemeinwesen in seiner Selbstständigkeit und mit seinen Garantien für die Unabhängigkeit der Einzelnen das Ideal ist, welches die heutigen Lobredner des christlich-germanischen Staates im Auge haben, lassen wir unerörtert; sicherlich hat für Viele derselben das Geleitetwesen einen höhern Werth; in ihm ist eine ausgezeichnete Persönlichkeit der Mittelpunkt des „Gefindes“, und die Dienstmannen haben ihre Freiheit und ihre Ehre in der freien Eingabe an ihren Führer zu suchen. Während sich also im Gemeinwesen der Trost und die Unabhängigkeit, spricht sich im Geleitetwesen die Treue und Innigkeit des deutschen Gemüths aus. Dort macht sich die Persönlichkeit in dem Stolze der Selbstständigkeit geltend, hier ist die unbedingte Anerkennung des Andern die eigene Befriedigung. Wenn sonach die Hauptelemente des germanischen Lebens miteinander in Widerspruch stehen, so kommt noch ein Drittes hinzu, das diesen Widerspruch je nach den Umständen bald hebt, bald verschärft: die Kirche, deren Haupt und Diener die wichtigsten Träger der mittelalterlichen Bildung sind. Die Macht der Kirche im weltlichen oder vielmehr über dem weltlichen Staate, ein Minimum von Gemeinwesen, ein Maximum von Geleitetwesen, das ist eine Art von christlich-germanischem Staat, wie er in neuerer Zeit von Manchem wieder erneuert und, mit einer ausreichenden Dosis Episcopentum versehen, der Welt zum Geschenk gegeben werden möchte. Wer aber den Zweck will, muß auch die Mittel wollen; daher sieht man auch hin und wieder im Erziehungsweisen die entsprechenden Muster aus dem Mittelalter für die Jetztzeit hervorsuchen, äußerlich zwar etwas modernisirt, innerlich aber für die Zurechtführung des Geleitetwesens und der Kirchenherrschaft vollkommen geeignet.

Wir bedauern bei der zweiten Hälfte des Buchs, die neuere Zeit betreffend, abbrechen zu müssen; namentlich hätten wir gern noch des Verf. treffende Bemerkungen über die philosophischen und pädagogischen Hauptpersonen des 18. Jahrhunderts besprochen. Doch glauben wir in dem Vorstehenden genügend angedeutet zu haben, wie sehr diese an Belehrung und Anregung reiche Schrift die Aufmerksamkeit aller Derer verdient, welche sich für Culturgeschichte und Erziehungsweisen interessieren.

13.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Reisewerke.

Die auf das glänzendste ausgestattete Reisebeschreibung von Boissier („Voyage botanique dans le midi de l'Espagne“) ist vor kurzem mit der 22. Lieferung zum Abschluß gebracht. Beängelt die rein wissenschaftliche Haltung eine eigentliche Besprechung dieser Erscheinung in d. Bl. unstatthaft macht, so wollen wir doch dieses ebenso umfassende als wertvolle Werk wenigstens im Vorübergehen erwähnen. Von allgemeinerem Interesse ist die „Voyage dans l'Inde et dans le golfe persique par l'Egypte et la mer Rouge“, von Fontanier. Dem ersten Bande haben deutsche Blätter bereits Auszüge gegeben. 17.

Englisches Schriftenthum.

(Fortsetzung aus Nr. 154.)

Das zweite Buch bringt die französische oder vielmehr englisch-französische (anglo-norman) Dichtung des 13. und 14. Jahrhunderts und die Anfänge englischer Dichtung. Der Verf. zeigt sehr richtig das große Übergewicht, das das Französische in England gewonnen hatte, und wie es namentlich staatliche Verhältnisse waren, die die Abschaffung des Französischen und die Einführung des Englischen in Parlament und Gericht, in Schule und Kirche zu Folge hatten. Doch geht er jedenfalls zu weit, wenn er (S. 184) sagt:

Das Französische war in Higden's Zeit noch die Sprache, welche die Kinder der Vornehmen von der Wiege an lernten und die einzige, welche Knaben in der Schule sprechen durften; die Folge davon war, daß sogar das Landvolk sie allgemein verstand und zu gebrauchen strebte.

Das Landvolk hat sicher nie mehr als einzelne französische Wörter verstanden, wie der Verf. schon aus dem Gesetze über die Einführung der englischen Sprache, das er (S. 185) mittheilt, hätte ersehen können. In diesem ist deutlich gesagt, daß dies Gesetz gegeben wurde,

weil es dem Könige oft von den Geistlichen, Herzögen, Grafen, Baronen und von den Gemeinen gezeigt wird, was für großes Unglück Manchem in diesem Reiche zustoßt, weil die Gesetze, Gewohnheiten und Befehle dieses Reichs nicht allgemein gehalten werden, darum daß sie in der französischen Sprache geführt, gezeigt und gerichtet werden, welche im genannten Reiche sehr unbekannt ist, sodas das Volk, das Klage führt oder beklagt wird, in des Königs Gerichtshof keine Kenntniß oder Verständniß von Dem hat, was ihre Advocaten für oder gegen sie sprechen.

Wird so auf einer Seite der Einfluß des Französischen übertrieben, so leugnet der Verf. dagegen auf S. 200 die Einwirkung des Französischen auf die Gestaltung der englischen Sprache in Rücksicht auf Form und Verbindung. Daß diese Einwirkung nicht eben bedeutend war, ist wol entschieden; aber abgesehen von der Einwirkung des Französischen auf die Aussprache (namentlich hinsichtlich der Verwandlung der Rehlauten in Fislauten), die gar nicht wegzuleugnen ist, braucht man nur auf die Stellung des englischen Zeitworts in Vergleich mit der Stellung der angelsächsischen und deutschen Zeitwörter

ter hinzudeuten, um zu beweisen, daß das Französische allerdings sowol auf die Form der einzelnen Wörter als auf die Satzverbindung einwirkte.

Von der Mitte des 13. Jahrhunderts an erhalten wir bereits einige ziemlich bedeutende Werke in englischer Sprache, namentlich Romane, sämmtlich nach dem Französischen bearbeitet, und Zeitbücher. Von da an mehrt sich die Zahl der englischen Schriftsteller wie die der französischen sich vermindert. Dichterischen Werth darf man in den Erstlingszeugnissen des englischen Schriftenthums nicht suchen, selbst ihr Stil ist sehr roh und sich in allen diesen Romanen so ähnlich, daß man, wenn die Sprachformen nicht verschieden wären, man sie alle für das Werk eines Verfassers halten könnte. Das erste bedeutendere Werk ist die sogenannte „Vision of Pierce Ploughman“ oder wie es wol heißen sollte, „The vision of William“, dessen Verfasser wahrscheinlich ein Mönch William Langland um 1370 war; also etwa in derselben Zeit, in der Chaucer und Gower zu dichten begannen. Es besteht aus 14,696 Halbversen ohne Reim, aber mit Anklängen, deren auf eine Langzeile von 3—6 kommen, also ohne Befolgung des alten Gesetzes rücksichtlich des Anklangs. Das Versmaß kennt gleich dem ältern deutschen nur Hebungen und Senkungen, ohne die Sylben zu zählen. Indessen findet hinsichtlich der Zahl der Senkungen und des Vorschlages kein bestimmtes Gesetz statt; der Dichter nimmt sich beinahe größere Freiheiten als in unserer mittelhochdeutschen Dichtung gestattet sind.

Langland's Gedicht ist von hohem Werthe nach Inhalt und Sprache; doch kann es als Dichtwerk in keiner Hinsicht einen Vergleich mit Chaucer aushalten, dessen Anspruch, der erste große englische Dichter und der Vater der englischen Dichtung zu sein, so ziemlich unbefritten ist. Ihm ist ein ziemlich langer Abschnitt des dritten Buchs (II, 9—90) gewidmet, den wir hier etwas ausführlicher besprechen wollen.

Herr Craik ist ein eifernder Verehrer Chaucer's und spricht sich über seine Dichtergroße in so bewundernder und entschiedener Weise aus, daß wol selbst Diejenigen, welche sehr günstige Meinung von diesem Dichter haben — und zu diesen wünscht der Beurtheiler gerechnet zu werden —, ihm nicht ganz beistimmen werden.

Die Dichtung Chaucer's ist in allen wesentlichsten Beziehungen so grün und frisch als irgend eine andere in unserer Sprache. Wir haben einige erhabener Dichtungen, die mehr das Wesen einer Offenbarung oder einer Stimme aus einer andern Welt haben: wir haben keine, in welcher ein üppigerer und kräftigerer Lebensgeist, ein wahrerer und vollerer Dichtersinn herrschen. Er mag, in andern Sinne, Boccaccio's Bemerkung bestatigen, daß, was wir gewöhnlich Alterthum nennen, in der That die Jugend der Welt war; seine Dichtung scheint einer Zeit anzugehören, wo das Menschengeschlecht jünger und freudiger war als jetzt. Ohne Zweifel hatte er darin Bertheil, daß er der erste große Dichter seines Landes war. In dieser Stellung steht er gewissermaßen zwischen jedem seiner Nachfolger und der Natur. Der Vater des Sängertums eines Volks wird notwendiger, wenn auch unbewußterweise von Allen, die nach ihm kommen, gleichsam als ein Theil der Natur betrachtet, als Einer, dessen Dichtungen nicht sowol der Widerhall der Natur als ihre eigene lebendige Stimme sind und einen ebenso ursprünglichen und göttlichen Geist als die Musik ihrer fließenden Bäche und der in Blättern rauschenden Winde in sich tragen. Auch fehlt es nicht an Gründen für solche Abgötterei. Er allein hat freischwebend mit der Natur verkehrt und ohne Dolmetscher, er allein hat den Glanz ihres Antlitzes unverschleiert gesehen und ihr vollkommenes Bild in seinem Herzen aufgefangen. — Chaucer ist der Homer dieses Landes, nicht nur, weil er der früheste seiner Dichter war, sondern auch, weil er noch einer seiner größten ist. Die Namen Spenser, Shakspeare und Milton sind die einzigen in der englischen Dichtung, die auf dieselbe Stufe mit ihm gestellt werden können.

Über Chaucer's Leben sind nur wenige Worte gesagt; desto ausführlicher behandelt der Verf. den Werthbau bei Chaucer, der Veranlassung zu langem, leider unnützem Streite gegeben hat; denn die schärfste Untersuchung, wenn sie sonst unbefangen ist, kann hier nichts Neues entdecken, und die Meinung, welche Tyrrohitt vor 70 Jahren darüber aufstellte, muß alles Widerspruchs ungeachtet noch immer gelten.

Der Unterzeichnete muß gestehen, daß er von einem so entschledenen Bewunderer Chaucer's die Behauptung nicht erwartet hätte, die Herr Craik (S. 47 fg.) aufstellt, daß Chaucer nicht nach der gewöhnlichen Annahme unmittelbar aus italienischen Quellen schöpfte, sondern nicht einmal Italienisch verstand. Hören wir zuerst, aus welchen Gründen Chaucer's Kenntniß des Italienischen gelugnet wird. Chaucer spreche in der Erzählung des *Ritters* und in „*Troilus and Cressida*“, die sich am nächsten an Boccaccio's „*Teseide*“ und „*Filostrato*“ angeschlossen, nie von Boccaccio (beiläufig gesagt, hat er Boccaccio's Namen nie in seinen Schriften genannt), sondern bloßmals, die erste Erzählung nach „*alten Büchern*“, die zweite nach einem lateinischen Schriftsteller, den er *Lollins* nennt, gearbeitet zu haben. Wir wissen nicht, wer dieser *Lollins* war und was er schrieb; aber darum dürfen wir nicht annehmen, daß unter *Lollins* Boccaccio und unter lateinisch Italienisch zu verstehen sei. Tyrrohitt behauptete, daß eine Anzahl Stellen in Chaucer's „*Troilus and Cressida*“ fast wörtlich übertragen seien, aber er mußte zugestehen, daß darin auch Stellen sind, welche sich in Boccaccio's „*Filostrato*“ nicht finden. (Folglich, meint wol der Verfasser, hebt sich doch.) Die bekannte Stelle in der Einleitung zu des Gelehrten Erzählung,

wo Chaucer angibt, daß er die Erzählung von Griselba von Petrarca zu Padua gelernt habe, wird so erläutert, daß ihm Petrarca dieselbe mündlich in lateinischer Sprache mitgetheilt habe. Den vierten Grund nimmt er von Sir Harris Nicolas, dem neuesten Lebensbeschreiber Chaucer's, her: Chaucer habe in seinen Werken oft lateinische und französische Wörter, aber nie italienische. Dies sind die Gründe für Chaucer's Nichtkenntniß des Italienischen. Der Leser wird mir hoffentlich die Widerlegung dieser schwachen Gründe erlassen, wenn ich ihm Beweise für Chaucer's Kenntniß des Italienischen vorbringe. Sir Harris Nicolas und Herr Craik haben eine gute Anzahl Stellen gar nicht gefannt, welche theils schon von Tyrrohitt, theils von Hippislay u. A. als dem Italienischen entlehnt angesehen wurden. Da durch diese dem Streit für immer ein Ende gemacht werden kann, so wird man hier wol eine größere Ausführlichkeit entschuldigen.

(Der Beschluß folgt.)

Preußen in den Jahren 1806 und 1807. Ein Tagebuch. Nebst einem Anhang verschiedener, in den Jahren 1807—9 verfaßter politischer Denkschriften. Mainz, v. Javern. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein neues Buch über preussische Zustände während der Jahre 1806 und 1807 erscheint leicht als eine Parteilichkeit im Geiste der weiland berüchtigten „*Feuerbrände*“ und „*Löschheime*“ und wird besonders derjenigen Classe von Literaten willkommen sein, die gern auf Preußen Schimpf- und Schmähebraut häufen, ohne sich weiter um den eigentlichen Zusammenhang der Ereignisse zu kümmern. Wir wollen durchaus nicht das politische Verfahren in jener Unglückszeit entschuldigen, noch da den Lobredner machen, wo die Thatfachen so laut sprechen, aber Unparteilichkeit ist gerade dann notwendig, wenn die Beklagten ihre Sache nicht mehr selbst führen können. Ein solches Beispiel zum Vortheil der so hart getadelten Preußen sind die neueren Beschreibungen der Schlacht bei Jena in der zu Berlin 1835 gedruckten Geschichte der Kriege zwischen Frankreich und Preußen und — wenn man dem preussischen Offizier vielleicht weniger trauen sollte — die Schilderung in des württembergischen Hauptmanns v. Rath „*Geschichte Napoleon's*“ (I, 247—252), oder in des braunschweigischen Generals v. Wachtelholz Tagebuche (S. 142), der als theilnehmender Augenzeuge besondere Beachtung verdient. Die vorliegende Schrift nun, die überdies anonym erschienen ist, konnten wir aus den obigen Gründen nicht ohne eine solche Befürchtung zur Hand nehmen, fanden uns aber bald zu unserer Freude eines Besseren belehrt.

Wir sagen unsern Lesern zuerst, daß der Verf. dieses Tagebuchs der Graf von Schlaben ist, der im August des Jahres 1845 in Schlessen verstarb, nachdem er bis 1806 preussischer Gesandter in München gewesen war und später dieselben diplomatischen Anstellungen in Konstantinopel und im Haag bekleidet hat. Ein solcher Mann konnte allerdings Vieles aus der geheimen Geschichte seines Staats wissen und frei bewahren, da er in den Jahren 1806 und 1807 ohne eigentliche Beschäftigung ganz in der Nähe des Königs und des Hofes lebte; aber er war doch zu ängstlich, um Alles dem verrätherischen Papiere anzuvertrauen zu wollen, obgleich sein Tagebuch ursprünglich gewiß nicht für den Druck bestimmt gewesen ist. Den größten Reiz verleiht demselben die Unmittelbarkeit des Niederschreibens, da er Tag für Tag in Gefühle des Augen-

Miß und (wie er sagt) ohne Haß und Leidenschaft berichtet hat was er sah und hörte. Übrigens gehörte Graf Schladen zu jenem ausgebreiteten Mittelschlage deutscher Diplomaten, von denen Barmhagen von Ense einmal gesagt hat, daß sie mehr dem Fache untergeordnet wären als das Fach ihnen und daß sie die ausgezeichneten Eigenschaften ihres Standes etwas pedantisch ausübten und besaßen. So werden selbst auf der Fluchtreise in Preußen die Mäßigkeiten und andere leibliche Bedürfnisse nicht vergessen, reichliche Mahlzeiten werden aus den gräßlich Haugwitz'schen Küchenwagen eingenommen, ein gutes Quartier nach der im bequemen Wagen gemachten Reise erscheint als höchst nöthig, sich in einem von Tabakrauch erfüllten Zimmer zu befinden oder in Osterode auf einer Streu die Nacht zubringen und sich nur mit einigen Federbetten behelfen zu müssen, fiel dem diplomatischen Herrn besonders schwer, wie sich denn unser Verf., als er mit der Königin Luise von Preußen nach Kilsti gehen soll, mit dem Mangel eines anständigen Hofkostume zu entschuldigen nicht Anstand nimmt. Sonst aber lernen wir den Diplomaten als einen rechtlichen, ehrenwerthen Mann von Klugheit und Bildung kennen, als einen Mann von echter Vaterlandsliebe und treuer Ergebenheit gegen den König und das königliche Haus: aber die Kraft und den ernsten Willen, die von ihm vortrefflich erkannten Fehler in der Verwaltung und Politik abzustellen, besitzt er nicht und ist auch bescheiden genug, nicht in der ersten Stelle des damaligen preussischen Cabinetes glänzen zu wollen.

Sehen wir auf den Inhalt des Tagebuches, so finden wir in demselben vorzugsweise folgende Zustände berücksichtigt: die Tage vor und nach der Schlacht bei Jena, die Reise des Hofes nach Preußen und die Flucht bis nach Königsberg und Memel, die Unterhandlungen mit Napoleon über den Waffenstillstand und die Streitigkeiten im preussischen Cabinet zwischen der Kriegs- und Friedenspartei bis zum Abschlusse des Friedens von Kilsti. Die letztern Stücke sind die wichtigsten; sie enthalten Nachrichten und Aufschlüsse, die man in andern preussischen Geschichtsbüchern vergeblich sucht und sind durch die Persönlichkeit des Grafen Schladen hinlänglich beglaubigt. Dieser innere Werth hält uns denn auch für die mitunter langweilige Darstellungsart schädlos, denn die Gabe, das Erlebte frisch und kräftig mitzutheilen, hat der Verf. gerade nicht besessen.

Die Nachrichten über die Schlacht bei Jena, in deren Nähe sich der am 2. Oct. im Hauptquartier eingetroffene Graf Schladen befand, sind zwar nur abgeriffen, auch wol nicht überall ganz genau, aber sie geben doch ein trauriges Bild der Ungeschicklichkeit und Planlosigkeit der Anführer, welche nach des Verfassers Urtheile den Staat an den Rand des Verderbens gebracht hatten. Seine Fluchtreise ging von Weimar über Gielesleben, Halle, Halberstadt, Langermünde nach Kilsti. „Mit den Gefühlen des höchsten Erstaunens“, schreibt er am 21. Oct. in sein Tagebuch, „erfuhr ich die seltsame Nachricht, daß unser Staatsminister und Generalleutnant v. d. Schulenburg, von Sr. Maj. dem Könige zum Gouverneur von Berlin ernannt, diesen Posten ohne Befehl verlassen und seinen Schwiegersohn, den Fürsten Hagfeldt, als Stellvertreter eingesetzt habe, daß er folglich anstatt selbst Ordnung bis zum letzten Augenblicke durch seine Gegenwart zu erhalten, es vorgezogen habe, die Stadt gerade dann zu verlassen, wo er dort am meisten nützen konnte, ja was noch mehr ist und dieser Handlung die Krone aufsetzt, daß er in der Eile, nur mit dem Gedanken, die Truppen zu retten, beschäftigt, vergessen habe, das Zeughaus auszulockern, welches vollständig in Berlin zurückgelassen sein soll. Allmächtiger Gott! was kann man von solchen Menschen bei den gegenwärtigen höchst kritischen Umständen erwarten!“ Auf der weitern Reise erfährt der Verf. die von dem Minister Haugwitz und dem General Bastrow eingeleiteten Unterhandlungen wegen eines Waffenstillstandes. Er ist empört über den hochstehenden Sinn

Napoleon's, aber ebenso sehr beklagt er die Feigheit der preussischen Unterhändler, insonderheit des Generals Bastrow, und die Verzweiflung Alles aufgeben zu wollen, da doch die russischen Hülfstruppen heranziehen. „Es ist wahr“, schreibt er am 21. Nov. in sein Tagebuch, „Preußens gegenwärtige Stellung ist höchst unglücklich, aber wenn das Schicksal unsern Fall beschloffen hat, so meine ich, sollten wir wenigstens mit Würde fallen, und uns nicht noch mit der Schmach einer freiwilligen knechtischen Unterwürfigkeit bedecken, die doch unsern Sturz nur verzögern, niemals aber verhindern kann. Was haben wir übrigens noch zu verlieren? Dagegen bleiben uns noch viele Hülfsmittel, wenn wir es nur verstehen, sie mit Ernst und Ausdauer zu benutzen. Zeit fehlt uns leider nur ein kräftiger, mit großen Ansichten begabter Mann, der im Drange der Umstände sich des Staatsruders bemächtigt und die Kleinmüthigen zwingt wieder Muth zu fassen. Aber wo sollen wir diesen Retter finden?“ Haugwitz konnte, wie man aus allen Urtheilen des Verf. fattsam erfieht, dies nicht sein, ebenso wenig der alte, „sehr redliche, aber nicht sehr scharfsinnige“ General Köckerig, der bis dahin des Königs besonderes Vertrauen besessen hatte. General Bastrow sei für eine solche Stelle durchaus nicht geeignet, er würde in allen Stücken der Nachbeter Lucchesini's sein, der Cabinetrath Beyme würde nach des Verf. Äußerungen sehr gern der einzige von Niemand controlirte Minister sein. Aber diesem Staatsmanne will er durchaus nicht wohl und fragt mit wahrer Bestürzung, mit wem denn die fremden Minister am preussischen Hofe unterhandeln sollten und was überhaupt die fremden Mächte zu dieser Einrichtung sagen würden (20. Nov. 1806). Von Büchel's „Kraft und Seelenstärke“ erwartet der Verf. gute Einwirkung auf den König und beklagt nur, daß er in dienstlichen Verhältnissen zu heftig sei. Bücher dagegen erhält überall Lob und Anerkennung.

Unter solchen Umständen ist der Freiherr von Schladen hoch erfreut, daß Hardenberg's Hinzuziehung zu den ministeriellen Berathungen den Entschluß des Königs bestärkt hat, keinen Separatfrieden mit Frankreich zu schließen, daß der Einfluß des Generals Bastrow bedeutend sinkt (21. Febr. und 6. März) und daß selbst der Cabinetrath Beyme dem Minister Hardenberg ersucht habe, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen. Er selbst, unser Verf., genoß das besondere Vertrauen des Ministers und hatte in einer politischen Abhandlung dem Könige die Nachtheile eines Friedens mit Frankreich auseinandergesetzt und dringend gerathen, der Verbindung mit Rußland treu zu bleiben. Mit Recht tadelt er daher die unwürdige Erklärung des Ministers von Schrötter, daß alle Kornvorräthe Preußens erschöpft wären und daß es nicht möglich sei, die russischen Truppen im Lande zu ernähren — ein Benehmen, das zu Schrötter's Nachtheil an die hochherzige Sprache des Oberpräsidenten v. Merdel erinnert, der im Frühjahr 1813 hinlängliche Vorräthe in Schlesien zu haben versicherte, um die russischen Heere zu unterhalten, und dadurch einen so bedeutenden Einfluß auf die Fortführung des Krieges übte, wie wir aus Steffens' „Denkwürdigkeiten“ (VIII, 200 fg.) erfahren haben.

Bis in den April des Jahres 1807 hin dauerten diese Cabinetstreitigkeiten, die selbst die Ankunft des Kaisers Alexander und die von ihm dem Freiherrn von Hardenberg bewiesene Auszeichnung nicht zu befeitigen vermochte; es ist fast ekelhaft zu lesen, wie sich Bastrow, Schrötter und Wolf in keinen Intriguen und Geminnissen abmühen. Endlich meldet das Tagebuch unter dem 2. Mai 1807, daß die treue Ausdauer den Sieg erkämpft habe, daß der Freiherr v. Hardenberg als Cabinetminister die Führung des auswärtigen Departements übernommen und alles Dessen, was sich auf die Oberleitung der Kriegsführung bezieht, Beyme habe sich über diese Ernennung mit großer Mäßigkeit geäußert, aber Bastrow, Schrötter, Wolf und der alte Köckerig seien sehr ungehalten. Hardenberg umgab sich hierauf mit Altenstein, Kiebuhr, Schön,

Kensler und Rour, die Geschäfte begannen mit Einheit und Kraft behandelt zu werden, die Patrioten hegten bessere Hoffnungen auf englische Hülfen und östreichische Diverfionen, bis der Sieg Napoleon's bei Friedland am 14. Jun. 1807 die Einstellung der Feindlichkeiten durch einen Waffenstillstand herbeiführte, dem in noch nicht vier Wochen der unglückliche Friede zu Tilfit folgte. Wir erfahren nun auch hier (25. Juni 1807), daß Napoleon sich weigerte, Hardenberg als bevollmächtigten Minister bei den Friedensunterhandlungen neben dem General Kalckreuth, der sich gegen Frankreich sehr geschmeidig zeigte, zuzulassen, daß der Freiherr von Schladeu ein königliches Schreiben habe an Napoleon bringen sollen, um seine Stimmung zu ändern, daß aber Kaiser Alexander diesen Schritt mißbilligte. Es sei jetzt die Hauptsache, wichtigere Bewährungen zu erhalten, er wolle Alles aufbieten, um den König wieder in den Besiz seiner Staaten zu setzen und ihn wieder stark zu machen, man dürfe daher Napoleon nicht erbittern. Über solche ähnliche Äußerungen und über des Kaisers Benehmen während der tilfiter Verhandlungen vertraut der wackere Patriot seinen edeln Schmerz dem Tagebuche unter andern in folgenden Worten an: „Der mächtige Autokrat Russlands spielt jetzt Napoleon gegenüber eine Rolle, die seiner Würde wenig entspricht: er scheint nur mit dem einzigen Gedanken beschäftigt, ihn durch Schmeicheleien zu gewinnen, nimmt seine Gastmahle an, ohne solche wieder zurückzugeben, und durch die hinterlistigen Täuschungen dieses außerordentlichen Mannes gefesselt, wird er ein stummes Werkzeug seiner Riesenpläne und Preußens König ein Opfer dieser Stellung und seiner eigenen Treue“ (30. Juni 1807). Die Unterhandlungen führte Kalckreuth, dieser „alte Schwächer“, dessen Betragen ebenso zweideutig als albern und abgeschmackt ist, der seinen Instruktionen und ausdrücklichen Befehlen des Königs zuwider handelte und statt sich mit den wichtigen, ihm anvertrauten Angelegenheiten zu beschäftigen, sich mit Berichterstattungen über lächerlichkeiten belüftigt (25.—28. Juni). Seiner Abneigung gegen Hardenberg, dessen Stelle er zu erhalten gedachte, schreibt der Verf. auch den endlichen Sturz dieses vortheilhaften Mannes zu (4. Juli), den er aber mit bewunderungswürdiger Heiterkeit und Ruhe ertrug. „Was soll man aber von der Charakterchwäche des Kaisers Alexander sagen.“

Der Abschluß des Friedens zu Tilfit, dieses Werkes der Uebermacht und Willkür, den der König Friedrich Wilhelm III., „von Jedermann verlassen“ unterzeichnen mußte, macht den Schluß des Tagebuches, dessen Verf. am Ende des Juli zu einer andern Bestimmung (als Gesandter am russischen Hofe) abgerufen worden war. Die Demüthigungen, welche die schöne und tugendhafte Königin Luise während der tilfiter Unterhandlungen zu ertragen hatte, regen das sittliche Gefühl in demselben Grade auf, wie er schon früher der schmachvollen Verleumdungen gedacht hatte, mit welchen die Königin in den Napoleon'schen Bulletins überhäuft worden war. Mit strömenden Augen, schreibt er am 15. Nov. 1806, wiederholte die erhabene Frau jene Ausdrücke der auf Napoleon's Befehl in Berlin gedruckten Schmähschriften, welche sie einer Leidenschaft für den Kaiser Alexander beschuldigten. „Kein“, ruft sie häufig aus, „ist es diesem boshaften Menschen nicht genug, dem Könige seine Staaten zu rauben, soll auch noch die Ehre seiner Gemahlin geopfert werden, indem er niedrig genug denkt, über mich die schändlichsten Lügen zu verbreiten!“

Von den militairischen Ereignissen des Feldzugs in Preußen ist zwar öfters die Rede, aber ohne besondere Anschaulichkeit, da der Verf. im Kriegswesen keine Erfahrung hatte. So sind auch die Nachrichten über die Schlacht bei Eylau und über die Belagerung von Danzig nur unvollkommen. Hofgeschichten oder was etwa Verleugung und Argerniß durch dreiste Urtheile und unbestimmte Gerüchte verursachen könnte wird der Leser

hier vergeblich suchen: dazu war allerdings die Zeit zu ernst und der Verf. ein zu gefestigter Mann.

Die im Anhang befindlichen Denkschriften sind mit Ausnahme der unter Nr. IV von Fr. von Schladeu in Petersburg im J. 1809 verfaßt und zeigen die dringende Nothwendigkeit einer engen Verbindung zwischen Rußland, Oestreich und Preußen, um die Unabhängigkeit Europas gegen Napoleon zu berechnen. Man findet in ihnen zwar nicht die feurige Lebendigkeit eines Stein oder die glänzende Beredsamkeit eines Senz, aber man wird dem Verf. das Zeugniß nicht vorenthalten können, daß er mit unermüdetem Eifer der guten Sache Europas und der Ehre seines preussischen Vaterlandes gedient habe. 20.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Emancipation der Negersklaven.

Obgleich schon durch einen Beschluß vom 16. Pluviose des Jahres II der Sklavenstand in allen französischen Colonien für aufgehoben erklärt wurde, so führten doch nationalökonomische und politische Rücksichten, welche die Stimme des rein menschlichen Gefühls erklickten, bald die früheren Verhältnisse wieder zurück. Schon am 20. Mai 1802 erklärte der erste Consul, daß der frühere Zustand der Sklaverei wiederhergestellt sein solle. Man kennt die Beschlußnahmen des Wiener Congresses in Betreff des Negerhandels. Durch ein Gesetz vom 29. März 1815 wurde auch von Napoleon die Abschaffung des für die Menschheit so schmachlichen Handels decretirt. Die Restauration bestätigte diese Bestimmung durch eine Ordonnanz vom 3. Jan. 1817 und durch ein förmliches Gesetz vom 15. April 1818. Ungeachtet dieser Maßregeln wurde doch die Sklaverei immer noch nicht aufgehoben. Man duldete sie, weil man durch eine plötzliche Unterdrückung und Abschaffung den Untergang und den Verfall der Colonien herbeizuführen glaubte. Alles was nach der Julirevolution in dieser Beziehung geschah, hatte höchstens die Bedeutung, daß man dadurch die allmähliche Aufhebung anbahnen wollte. Ein einflußreicher Moment in dieser wichtigen Frage war die Einsetzung einer Specialcommission, welche von Seiten der französischen Regierung den Auftrag erhielt, die bei Emancipation der Sklaven obwaltenden Rücksichten einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Der Herzog von Broglie, welcher zum Präsidenten dieser Commission ernannt wurde, hat sich bei ihren Arbeiten durch seine rastlose, umfängliche Thätigkeit besonders ausgezeichnet. Der Bericht, welchen er im Namen der Commission über den Stand der Frage abgefaßt hat, kann eine durchaus musterhafte und erschöpfende Arbeit genannt werden. Das Gesetz vom 18. Juli 1845, durch welches eine allmähliche Emancipation bestimmt und festgesetzt wird, beruht größtentheils auf den Vorschlägen und Resultaten dieses Berichts. Denjenigen, welche diese wichtige Angelegenheit genauer kennen zu lernen wünschen, ist außer dem erwähnten Berichte vorzüglich die Lecture folgender beiden Schriften zu empfehlen: „Esclavage et traite“, von dem vielfach thätigen Staatsmanne Aginor de Gasparin, und die „Considérations sur le système colonial“, von Sully-Brunet. An diese Werke, welche sich beide für die Aufhebung der Sklaverei entscheiden, reiht sich eine vor kurzem erschienene Flugschrift an, welche den Titel führt: „De l'esclavage en général et de l'emancipation des noirs.“ Dieselbe hat einen verdienstlichen Priester, Namens Castelli zum Verfasser, welcher in seinen früheren Verhältnissen an Eifer für die leibliche und geistige Rettung der unglücklichen Sklaven sich einen Laß Casas zum Vorbilde genommen zu haben scheint. Da er durch seine amtliche Stellung zu einem langjährigen Aufenthalt auf den Colonien veranlaßt wurde, so hat er Gelegenheit gehabt, an Ort und Stelle sich von der Dringlichkeit einer durchgreifenden Reform zu überzeugen. 17.

Englisches Schriftenthum.

(Schluß aus Nr. 155.)

Über das Verhältniß Chaucer's zu Boccaccio habe ich auch theilweise schon in der Einleitung und den Vorberichten zu verschiedenen Erzählungen in dem ersten Bande meiner Übersetzung von Chaucer's „Canterbury-tales“ ausgesprochen. Wer Boccaccio's und Chaucer's Werke etwas genauer vergleicht, wird nicht leugnen können, daß Chaucer aus Boccaccio schöpfte; dennoch will ich hier noch eine Stelle aus Chaucer's „Versammlung der Vögel“ mittheilen, zugleich mit einer Stelle aus dem siebenten Buche von Boccaccio's „Teseide“ und zwar beide in deutscher Übersetzung, damit auch Der, welcher entweder das Italienische oder das Altenglische nicht verstehen sollte, eine Vergleichung anstellen könne. Bei Boccaccio heißt die Stelle so:

Die Schönheit sah er dann vorübergehen.
Sanz dicht bei sich, die frei von Schmutz sich wies;
Die Freundlichkeit war neben ihr zu sehen
Und Jede sich und auch die andere pries.
Auch sah die Jugend er dicht bei ihr stehen,
Die munter sich der Freude überließ;
Und auf der andern Seite tolle Flammen
Und Schmeichelei und Hinterlist beisammen.

Und in der Mitt' auf hohen Säulen stand
Ein Tempel, ganz von Kupfer, und darin
Er jugendliche Mädchen tanzend fand;
Theils schön an sich, theils auch gekleidet in
Ein leichtes gürtelloses Nachtgewand.
Damit allein den Tag sie bringen hin,
Und um des Tempels Binnen sah er schwirren
Sperrlinge viel und Lauben hört' er girren.

Und nahe bei des Tempels Eingang steht
Mit sanftem ruh'gen Sinn die Einigkeit
Er sitzen dort und einen Vorhang zieht
Sie vor des Tempels Thür mit Leichtigkeit.
Bei ihr saß die Geduld, ihr Blick verrieth
Demuth; bescheiden war sie jederzeit
Und blaß von Angesicht; und ringsum da
Besprechen man und Liebeskünste sah.

Und in dem Tempel stets die Luft durchdrangen
Mit starkem Losen Seufzer, ganz entflammt.
Von heißem und sehnsüchtigem Verlangen.
Und dies Getöse entzündet allesamt
Mit neuen Flammen, die aus Dual entsprangen.
Und jeglicher zu Thränen war verdammt,
Die eine rauhe, harte Dam' erregt;
Die Eifersucht der Kam' ist, den sie trägt.

Chaucer hat diese Beschreibung in den vier folgenden Stanzas nachgeahmt:

Dann sah die Schönheit wohlgeschmückt ich prangen
Und Jugend voller Scherz und Neckerei;
Dummdreißigkeit und Schmeichelei, Verlangen
Und Liebesbotschaft, Lohn und and're drei:
Ihr Name nicht von mir genennet sei.
Auf mächtig großen Jaspis Säulen ruht
Ein Tempel ganz aus Kupfer, fest und gut.

Und um den Tempel sah man dann beständig
Im Tanz begriffen eine Weiberschar:
Die schön an sich, die glühend und lebendig
Und all im Unterrock mit losem Haar.
Das war ihr Dienst daselbst von Jahr zu Jahr.
Und auf dem Tempel saßen weiß und zart
Die Lauben, wol zehntausendfach gepaart.

Und vor dem Tempel saß gar ehrbarlich
Der Frieden, einen Vorhang in der Hand.
Daneben wunderbar bescheidenlich
Ich die Geduld auch daselbst sitzen fand,
Mit blaßem Antlitz auf 'nem Berg von Sand.
Und neben ihr, aus- und inwendig, waren
Kunst und Versprechen da mit ihren Scharen.

Und Seufzer heiß wie Feuer dort erklangen,
Daß vom Getöse der Tempel widerhallt.
Geschwängert waren sie durch das Verlangen,
Das neue Flamm' erwecket mit Gewalt
In jedem Herzen; da erkannt' ich bald:
Der Kummer, der sie drückt allesamt,
Der Eifersucht, der Göttin, war entflammt.

Ist dies schon deutlich genug, so haben wir doch noch andere Stellen, aus denen Chaucer's Bekanntschaft mit den italienischen Dichtern noch viel unverkennbarer hervorgeht. Chaucer erwähnt Dante und Petrarca mehre Male, und nennt den Ersten stets „den großen Dichter Italiens“, während er den Letztern als „den Lorberdichter, dessen süße Redekunst ganz Italien mit Poesie verschönte“ bezeichnet, welche Bezeichnungen für Beide ganz richtig sind. Chaucer hat mehre Stellen aus Dante's Werken nachgeahmt; die bedeutendste ist die „Geschichte Ugolino's“, nach Dante's „Inferno“, 33, B. 13—75, in des Mönches Erzählung, S. 14717—72. Ich theile hier wieder beide Stellen mit, die erste in Streckfuß' Übersetzung.

13. Du höre jetzt, ich war Graf Ugolin,
Erzbischof Roger er, den ich zerbiß.
Nun horch, warum ich solch ein Raubbar bin.

16. Daß er die Freiheit tüchtig mir entriß
Als er durch Arglist mein Vertrau'n bethört
Und mich getödtet hat, das wirst du wissen.
19. Bernimm darum, was du noch nicht gehört,
Noch haben kanst, den Lob voll Graus und Schauer,
Und saß' es, wie sich noch mein Herz empört.
22. Ein enges Loch in des Berlethes Mauer,
Durch mich benannt vom Hunger, wo gewiß
Man Manchen noch verschließt zu bitter Trauer —
43. Schon wachten wir, die Stunde naht heran,
Wo man uns Speise bracht' und Jeden
Weht ob des Traumes Unglücksahnung an.
46. Berriegeln hört' ich unter mir den oben
Graunvollen Thurm — und ins Gesicht sah ich
Den Kindern allen, ohn' ein Wort zu reden.
49. Ich weinte nicht, so stark' ich innerlich.
Sie weinten und mein Anselmuccio fragte:
Du blickst so, Vater! ach, was hast du? sprich!
52. Doch weint' ich nicht und diesen Tag lang sagte
Ich nichts und nichts die Nacht, bis abermal
Des Morgens Licht der Welt im Osten tagte.
55. Als in mein jammervoll Verließ sein Strahl
Ein wenig fiel, da schien es mir, ich fände
Auf vier Gesichtern mein's und meine Qual.
58. Ich biß vor Jammer mich in beide Hände
Und Jene, wähnend, daß ich es aus Bier
Nach Speise thät, erhuben sich behende,
61. Und schrien: Ist uns und minder leiden wir!
Wie wir von dir die arme Hüll' erhalten,
D so entleid' uns Vater auch von ihr.
64. Da suchst' ich ihrthab mich still zu halten.
Stumm blieben wir den Tag, den andern noch,
Und du, o Erde, konntest dich nicht spalten?
67. Als wir den vierten Tag erreicht, da froh
Mein Gaddo zu mir hin mit leisem Flehen:
Was hilfst du nicht? mein Vater hilf mir doch!
70. Dort starb er und so hab' ich sie geseh'n
Wie du mich siehst, am fünften, sechsten Tag,
Setz den, jetzt den hinfinken und vergeh'n.
73. Schon blind tappt' ich dahin, wo jedes lag,
Rief sie drei Tage seit ihr Blick gebrochen,
Bis Hunger that, was Kummer nicht vermag.
- Hören wir nun dieselbe Geschichte von Chaucer
erzählen:

Die Schmerzen, die Graf Ugolin empfand,
Die mag vor Jammer keine Junge sagen.
Ein Thurm ganz in der Röh' bei Pisa stand,
Dort war im Thurm in Fesseln er geschlagen,
Und seine Kinder mit im Thurne lagen,
Das älteste war kaum fünf Jahre alt.
D Schicksal! grausam traun sind deine Plagen!
Solch Käfig solcher Vögel Aufenthalt.

Verdammt war im Gefängniß er zu sterben,
Denn Roger, Pisas Bischof, sich verschwört,
Um durch Verleumdung Jenen zu verderben,
Wodurch das Volk sich gegen ihn empört,
Und in dem Thurm, von welchem ihr gehört
Ihn warf; und Speis' und Trank ward ihm gegeben
So wenig, als zum Leben nur gehört,
Und auch dies Wenige war schlecht noch eben.

Und eines Tags hat er, als schon gekommen
Die Zeit, wo man das Mahl zu bringen pflegt,
Daß man des Thurmes Thüren schließt, vernommen.
Doch ob er's hört, kein Wort darob er sprach,
Doch schwer im Herzen der Gedank' ihm lag
Daß ihn der Hunger sollte hier verzehren.
D weh! sprach er, warum sah ich den Tag?
Und Tyränen seine Augen nun beschweren.

Sein jüngster Sohn, der kaum drei Jahre alt,
Der sprach zu ihm: Was weinst du, Vater? sprich!
Bringt nicht der Wärter uns das Essen bald?
Und hast kein Stückchen Brod du mehr für mich?
Ich kann nicht schlafen, weil ich hungerig.
Ich wollte Gott nur, daß ich wäre todt,
Daß Hunger nicht mehr meinen Leib beschlich!
Mir wäre kein Ding lieber jetzt als Brod.

So schreit das Kind auf neue jeden Tag
Bis kraftlos in des Vaters Schoos es liegt,
Ich sterbe, Vater, lebwohl! es sprach,
Und küßet ihn, und seine Seel' entfliegt.
Der Vater sieht es und vom Schmerz besiegt
Beißt er die Zähn' ein in die Arme beide.
D traurig Stüde! weh, ach weh! er spricht,
Dein falsches Rad ist Schuld an meinem Leide.

Die Kinder wähten, daß aus Hunger er
An seinen Armen nagt' und nicht aus Leiden,
Und sprachen: Vater, thue dies nicht mehr!
D ist das Fleisch doch lieber von uns Weiden!
Du gabst es uns, woll' uns davon entleiden.
D ist dich satt; also sie zu ihm sagen:
D'rauf einen Tag und zweite noch sie leiden,
Und dann sie todt in seinem Schoose lagen.

Zulezt auch ihn das Leben noch verließ.
So kam der mächt'ge Graf von Pis' ums Leben
Von großer Höh' das Stück ihn niederließ.
Nicht dünkt' genug, was ich davon gegeben.
Sollt' Jemand näher es zu wissen streben,
Der mag Italiens großen Dichter lesen,
Der Dante hieß; er kann es wiedergeben
Von Wort zu Wort so wie es ist gewesen.

Eine andere aus dem 33. Gesänge des „Paradis“
fast wörtlich übersezte Stelle findet sich in der zweiten
Erzählung der Ronne, B. 15,504 fg. der „Canter-
bury-tales“. Daß aber Chaucer auch Petrarca ge-
kannt hat, erhellt hinlänglich aus der Vergleichung des
102. Sonetts mit „Troilus and Cressida“ B. 400 fg.
Um dem Streit für immer ein Ende zu machen, wollen
wir auch diese Stellen vollständig mittheilen. Das So-
nett Petrarca's heißt nach meiner eigenen Übersetzung:

Ist Amor nicht, was ist's, das ich ertrage?
Doch ist Amor, wie wird er dann erfunden?
Ist gut er? Woher dann die Todeswunden?
Und böse? Wie so süß ist jede Plage?
Brenn' ich freiwillig? Woher Thrän' und Klage?
Gezwungen? Kann durch Klag' ich dann gesunden?
Lebend'ger Tod, o Tod mit Lust verbunden,
Wie siegst du über mich, wenn ich's versäge?
Versag' ich's nicht, hab' ich zur Frau'r kein Recht.
Bei ungekümtem Wind auf off'nem Meer
Find' ich im schwachen Kahn mich ohne Steuer;
So leicht zu wissen, doch so irrthumschwer.
Das was ich will, weiß selber ich nicht recht,
Im Sommer kalt, im Winter heiß wie Feuer.

Chaucer hat drei siebenzeilige Stanzas daraus ge-
macht:

Ist Amor nicht, was fühl' ich solchen Drang?
Und ist Amor, was ist er dann und wer?
Ist gut er, woher bin ich dann so krank?
Und ist er böse? Wunderbar es wär,
Daß jede Qual und jegliche Beschwer
Die von ihm kommt mir dennoch Freuden bringt,
Daß größer wird der Durst, je mehr man trinkt.

Und wenn ich brenn' aus eig'ner Lust und Nacht,
Woher entspringt mein Jammern und mein Klagen?
Was klag' ich, wenn das Leid mir Freude macht?
Was geb' ich vor denn ohne Noth die Plagen?
Lebend'ger Tod, o Harm so süß zu tragen,
Wie läßt in mir so große Kraft sich sehen,
Ist es mit meinem Willen nicht geschehen?

Und geb' ich's zu, so klag' ich sicherlich
Mit Unrecht, so geschleudert hin und her,
Wie ein Rahm ohne Steuer find' ich mich
Inmitten zweier Wind' auf offnem Meer,
Die sich verein'gen wollen nimmermehr.

Was hat die Wunderkrankheit für Gewalt?
Ist's heiß, sterb' ich vor Kält', vor Sig' ist's kalt.

Die gegebenen Stellen werden wol hinlänglich be-
weisen, daß Chaucer nicht bloß Italienisch verstand, son-
dern daß er auch die Werke von Boccaccio, Dante und
Petrarca kannte und benutzte. Auch gibt es noch eine
gute Anzahl anderer Stellen, aus denen Dasselbe bewie-
sen werden kann.

Wir haben uns hier etwas zu lange verweilt, um
auch andere Punkte in Crail's Buche besprechen zu kön-
nen. Wir erhalten im vierten Buch sehr reichhaltige
Angaben über die Gründung und Vergrößerung von
Universitäten und Schulen, über die Einführung der
Buchdruckerkunst und über den Stand der Wissenschaf-
ten im 15. Jahrhundert. Es fehlt nicht an einzelnen
unrichtigen Angaben, nicht an Nachlässigkeitsfehlern (so
lesen wir II, 191, daß James V., der 1513 bei Flodden
fiel, der Verf. von „Peebles to the Play“ und „Christ's
Kick on the Green“ sei; James V. ist allerdings der
wahrscheinliche Verf., aber es war sein Vater James IV.,
der bei Flodden fiel; James V. ward 1512 geboren
und starb 1542); aber im Ganzen genommen wird es
immer ein gutes Buch zu nennen sein und allen Freun-
den des altenglischen Christenthums aufs beste empfoh-
len werden können.

Die unter 2 aufgeführte „Cyclopaedia of English
literature“ von Robert Chambers hat einen andern
Zweck; sie soll ein Buch sein für Jedermann und ist
daher nicht nur in einem ansprechenden und allgemein
verständlichen Stile geschrieben, sondern empfiehlt sich
auch durch höchst anständige Ausstattung und sehr wohl-
feilen Preis. Dieses Werk ist am meisten noch der
„Encyclopädie der deutschen Nationalliteratur“ von D. L.
B. Wolff ähnlich, nur daß die Schriftsteller nach der
Zeit und nicht nach der Buchstabenfolge geordnet sind
und daß das englische Werk nur selten Spuren so gro-
ßer Nachlässigkeit trägt als man sie bei Wolff fast auf
jeder Seite findet. Chambers' Buch ist mit Holzschnit-
ten (Bildnisse der Dichter und andere auf dieselben be-
zügliche Gegenstände darstellend) recht hübsch verziert,
ohne übermäßig damit angefüllt zu sein. Wissenschaft-
liche Ansprüche darf man an das Werk nicht machen;
in allen übrigen Erwartungen, die man von demselben
hegen kann, wird man sich nicht getäuscht finden.

Edward Fiedler.

Zur polnischen Literatur.

I. O Magistratach miast polskich. (Über die Magistrate in
den polnischen Städten, insbesondere in der Stadt Krakau.)
Von Karl Mescherzynski. Krakau 1845.

Es ist dies die erste Polnisch geschriebene Geschichte des
magdeburgischen Rechts in Polen, treu nach handschriftlichen
Quellen bearbeitet, die dem Verf. in reichlichem Maße offen
standen. Da das Werk selbst wenigen Lesern dieser Blätter
zugänglich sein dürfte, so wollen wir das allgemein Interessir-
ende daraus hier zusammenstellen. Schon im 12. Jahrhundert
begannen, wie der Verf. nachweist, die Einwanderungen der
Fremden in Polen. Die Kriege in Deutschland, die Streitig-
keiten zwischen den deutschen Fürsten, dann die Überschwem-
mungen in Flandern zwischen 1129 und 1135 führten Deutsche
und Holländer nach Polen. Dahin in Polen von ältester die
Holländereien (agri hollandenses). Zuerst werden 1178 in
Schlesien theutonici et gallici homines erwähnt, es waren Ein-
gewanderte aus Franken und Flandern. Vom 13. Jahrhun-
dert an begannen darauf häufigere Einwanderungen in die von
den Mongolen verwüsteten Ländereien Polens und Schlesiens,
wo die Eingewanderten nicht nur ein weites Eigenthum, son-
dern auch zugleich Befreiung von den in Polen gewöhnlichen
Abgaben und Lasten gewannen. Diese Vorrechte und Ausnah-
men von der Jurisdiction der Wojewoden und Castellane faßte
man unter dem Namen des teutonischen Rechts zusammen.
Einen reellen Unterschied zwischen den deutschen und den Lan-
desgesetzen kannte man damals nicht, im Allgemeinen stand un-
ter dem jus polonicum wer den Landesobrigkeiten und Ge-
richte unterworfen war und an den allgemeinen Lasten und
Abgaben theilnehmen mußte. Wer gänzlich oder theilweise von
demselben befreit war und unter der eigenen städtischen Juris-
diction stand, ward nach dem jus teutonicum gerichtet. Das
polnische Recht selbst war ebenso wenig geschrieben wie das
deutsche, es waren die consuetudines, die mores majorum,
nach denen Recht gesprochen wurde, in zweifelhaften Fällen
nahm man zu den Gottesurtheilen seine Zuflucht. Nachdem
sich in Deutschland das magdeburger, halle'sche und lübeck-
er Recht herausgebildet hatte, erlangte das deutsche Recht in Folge
der beständigen Verbindungen der nach Polen eingewanderten
Deutschen mit ihrem Vaterlande und des gänzlichen Mangels
an polnischen Gesetzen und festen städtischen Ordnungen Bür-
gerrecht in Polen. Es hieß anfangs jus novi fori, später das
Recht von Schroba, dann magdeburgisches und endlich als jus
terrestre — zum Unterschiede von dem bloß in den Städten
geltenden magdeburgischen — kulmisches Recht. Vom 13. Jahr-
hundert an kommen Ertheilungen des magdeburgischen Rechts,
durch welche die Ansiedler von der Landesjurisdiction ausge-
nommen wurden und das Recht, ein besonderes Gericht aus
sich selbst zu bilden, erhielten, häufig vor. Von diesem Ge-
richte ging die Appellation an die Herren der Ansiedelungen
und bei schwierigen und zweifelhaften Fällen nach Halle und
Magdeburg. Man findet nicht, daß polnische Fürsten diese Be-
rufung ausdrücklich in den Privilegien verboten hätten. Die
Ansiedler suchten nachher mehr aus Gewohnheit als aus Noth
die Urtheile der ausländischen Gerichte nach, was sogar dann
stattand, als im Lande ein deutsches Obergericht eingesetzt
und die Appellation nach Halle und Magdeburg verboten war.
Nach dem Muster des magdeburger Gerichts bildeten also die
Städte, denen das magdeburgische Recht ertheilt war, unter
sich ein judicium bannitum, das ebenfalls aus dem Vogte (im
Polnischen woyt) und den Schöppen bestand, oder sie hatten
eigene Magistrate. Ausdrücklich wird ihnen dieses Recht in
den Locationsprivilegien ertheilt. So heißt es in dem 1257 vom
Könige Boleslaw der Stadt Krakau ertheilten Locationsprivile-
gium: „ut quod ad magdeburgensis civitatis jus et formam
heri solet, advertatur.“ Es bildeten sonach die polnischen
Städte, denen das magdeburgische Recht zuertheilt war, kleine
mitten in Polen befindliche Republiken, in welchen unter der

Objekt der Regierung der Freiheit und die Industrie künftigen. Der Verf. stellt im Verfolge seines Werks die Zusammenhänge der Magistrate aus dem Bogen, den Rächen, den Schuppen, dem höchsten Senate, der und führt deren Geschichte, Pflichten u. s. w. mit Genauigkeit auf.

2. Dwa Swiaty. Polen 1845.

Eine Novelle, die in scharfen Zügen „zwei Welten“, zwei Seiten des polnischen Nationallebens in ihren Gegensätzen darstellt. Sie schildert auf der einen Seite den Hochmuth, die feilliche Herdenheit der polnischen Aristokraten, die Härte und Grausamkeit derselben gegen das Landvolk, auf der andern die Geduld, den demüthigen Sinn des Landvolks. Ihre Tendenz ist zu zeigen, wie wenig die brüderlichen Beziehungen, die der polnische Adel dem Landvolke in neuerer Zeit insofern entgegenbringt, in der Wirklichkeit sich bewähren. Die Novelle hat zum Motto die Worte von Mickiewicz: „Scharf ist meine Rede, aber das Blut und die Thränen des Vaterlandes sind es die mich rühren.“ 9.

Bibliographie.

Andrae, J. B., Die Kämpfe des christlichen Heerküchens. Ein altes Buch für die neue Zeit, aus dem Lateinischen übersetzt und herausgegeben von einem seiner Nachkommen. Frankfurt a. M., Zimmer. 1845. 12. 4 $\frac{1}{2}$ Rgr.

Barnstedt, A. C. F., Geographisch-historisch-statistische Beschreibung des Großherzogthums Oldenburg, Fürstenthums Birkenfeld, mit Topographie und Karte. Birkenfeld. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Banernschmitt, J. C. F. L., Die Pflanzenwelt ein Spiegelbild des Göttlichen und Heiligen. Poetische Versuche. Sulzbach, v. Seidel. Gr. 12. 15 Rgr.

Bibliothek der deutschen Aufklärer des 18. Jahrhunderts. Herausgegeben von R. v. Geismar. I. Carl Friedr. Bahrdt. II. Joh. Aug. Eberhard's neue Apologie des Sokrates. Leipzig, Vereinsverlagsbuchhandlung. Gr. 8. 25 Rgr.

Deutschland und die Deutschen. Von einem Franzosen. Deutsch von A. Binder. Leipzig, Thomas. 9. 1 Thlr.

Dielen, C., Das Heimgen auf dem Heerde. Feenmärchen. Stuttgart, Hallberger. Kl. 4. 12 Rgr.

Ende, A. C., Gaben der kindlichen Liebe. Eine Sammlung von Predigten und Reden. Sondershausen, Cupl. Gr. 8. 20 Rgr.

Feuerbach's, L., Sämmtliche Werke. Ister Band: Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christenthums. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 7 $\frac{1}{2}$ Rgr.

Gedichte aus dem Berliner Handwerker-Verein. Berlin, Krause. 32. 3 Rgr.

Geheimnisse von Rom im 19. Jahrhundert. Schattenseiten aus dem Volks-, Hof- und Kirchenleben, nach Briffault bearbeitet vom Verfasser der Schrift: „Das Innere der Gesellschaft Jesu.“ Istes bis 3tes Heft. Leipzig, D. Klemm. Gr. 16. 7 $\frac{1}{2}$ Rgr.

Hartwig, E. v., Briefe aus und über Tirol, geschrieben in den Jahren 1843 bis 1845. Ein Beitrag zur nähern Charakteristik dieses Alpenlandes im Allgemeinen und der Meeraner Gegend insbesondere. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Rgr.

Deutsches Hausbuch, herausgegeben von G. Görres. Istes Heft. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 4. 8 Rgr.

Hecker, J. F. C., Über Sympathie. Eine Vorlesung, gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 21. März 1846. Berlin, Enslin. Gr. 8. 8 Rgr.

Irmler, J. C. F., Die Tafel-Eiche im Oberwalde und die Dragonaden in Schlesien. Eine Erzählung aus den Zeiten

des Thüringer Krieges. Zwei Bände. Der verbesserte Neudruck. Leipzig, Thomas. 3. 3 Thlr. 15 Rgr.

Rüberle, J. C., Rom unter den letzten drei Päpsten und die geistliche Reformen in Deutschland. Ister Band: Leo XII. und der Geist der römischen Hierarchie. Leipzig, Griebenow. 3. 1 Thlr. 20 Rgr.

Settlinger, E. M., Venezianische Nächte. Zwei Bände. Leipzig, Verlagsbuchhandlung. 3. 2 Thlr.

Peter und Martha. Aus dem Französischen. Der Neudruck. Hamburg, Agentur des Neuen Hauses. 1845. 12. 5 Rgr.

Revisions-Duplik für den hiesigen Reichsgrafen Grafen Adolph Bentini u. zu Barch, gegen den hiesigen Reichsgrafen Grafen Friedrich Christian Bentini u. im Haag, betreffend die Gerichtsbarkeit in den Reichsgräflich Bentini'schen Herrschaften und Gütern u. s. w. Leipzig, B. Landmann. Gr. 8.

Schubert, C. F. v., Die Zwillinge. Eine Erzählung. Der Neudruck. Hamburg, Agentur des Neuen Hauses. 12. 3 $\frac{1}{2}$ Rgr.

Urbelenburg, A., Rieche. Einige Betrachtungen über das Schöne und Erhabene, vorgetragen im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin. Berlin, Bethge. 3. 10 Rgr.

Das Verstandesthum und das Individuum. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Siegler, J., Der Herzog von Nibelsen. Ein militärischer Roman. Belle-Buc, Verlags- und Sortiments-Buchhandlung. 1845. 8. 18 $\frac{1}{2}$ Rgr.

Tagesliteratur.

Aus dem Jahre 1537. Zu Luther's und seiner Zeit Gedächtniß. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 5 Rgr.

Bendixen, Rede zu Mart. Luther's Gedächtnißfeier, gehalten am 18. Febr. 1846 im Altonaer Bürgerverein. Altona. Gr. 8. 5 Rgr.

Die Einweihung des neuen Seminargebäudes in Oldenburg am 26. Febr. 1846. Mit einigen historischen Notizen und einer lithographirten Ansicht des Gebäudes. Oldenburg, Sonnenberg. Gr. 8. 5 Rgr.

Sengel, G., Zwei Predigten vor der deutsch-katholischen Gemeinde zu Stettin. I. Warum soll das Evangelium gepredigt werden? Predigt über Kol. 1, 29. — II. Das Menschliche in der göttlichen Offenbarung. Predigt über 5. Mos. 30, 11—14. Berlin, Vereinsbuchhandlung. Gr. 8. 2 $\frac{1}{2}$ Rgr.

Jahresfeier der Niedersächsischen Bibel-Gesellschaft nebst Gedenkbuch des Todestages Luther's. Neuwied, Buchf. Gr. 8. 2 $\frac{1}{2}$ Rgr.

Liebe, J., Blätter der Erinnerung an die Hauptkomponente der Geistlichen der Ephorie Dschag in den J. 1844 und 1845. Dschag, Oldenb. Erben. 1845. Gr. 8. 8 Rgr.

Das Maschinenwesen und die darüber verbreiteten Vorurtheile. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 5 Rgr.

Pestalozzi (H.), Vorträge und Reden, zur Frauenfeier seines 100jährigen Geburtstages am 25. Jan. 1846 in Berlin, von Josephine Stadlin in Zürich, Rosette Riederer in Genf, Linette Homburg in Emmerich, Gertrud Glender, Ida Klug, Auguste Schmidt und A. Diesterweg in Berlin. Berlin, Enslin. Gr. 8. 12 Rgr.

Stählin, H. A., Abschiedspredigt, gehalten am 25. Jan. 1846 im Brunner evangelischen Bethhause A. C. Wien, Zimmer, Schmidt und Leo. Gr. 8. 8 Rgr.

Treife, F. L. C., Todtenfeier des erschlagenen Rathmüllers Georg Christian Kreuzburg zu Schwarzhäusern. Gotha, Müller. 8. 2 Rgr.

Die Verpflanzung der Lippeschen Prediger auf die im Heidelberger Katechismus enthaltene Lehre der nach Gottes Wort reformirten Kirche bei ihrer Aufnahme unter die Landesandidaten. Behauptet und bezeugt von fünf Predigern. Bielefeld, Bethagen und Klasing. Gr. 8. 7 $\frac{1}{2}$ Rgr.

Das europäische Rußland.

Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841 von S. F. Blafius. Zwei Bände. Braunschweig, Westermann. 1844. Gr. 8. 5 Thlr.

Reiseberichte über das europäische Rußland sind keineswegs zahlreich vorhanden, denn weder Land noch Menschen sind von der Art, um westeuropäische Wanderlustige anziehen zu können. Sind diese, weil es eben so Mode ist, abgeneigt nach Art unserer Väter nach dem vieldurchforschten Süden und Westen unsers Welttheils sich zu wenden und eilen sie nach dem Norden, um für italienische Preise und zum Lohne ungewöhnlicher Beschwerden ziemlich zweifelhafte Genüsse einzutauschen, so bleibt Scandinavien ihr Ziel. Von Rußland wendet die Classe gewöhnlicher Touristen mit Scheu sich ab, und fast scheint es, als hätten sie aus der ominösen Physiognomie des grenzbewachenden Doppeladlers abgenommen, daß man jenseits über ihre Besuche nicht besonders erfreut sein werde. Sie begnügen sich daher in der Regel mit Petersburg, sehen höchstens noch Moskau, ohne jedoch von der geraden Straße abzuweichen, und meinen dann über das ganze Reich ihr Urtheil abgeben zu können. In das Innere von Rußland kann den freien Fremden nur wissenschaftlicher Beruf oder Geschäftszweck führen. Wer eigentliches Reisevergnügen sucht, muß nicht nach Gegenden sich begeben, die ohne Reize der Landschaft und des Klimas in Entfernung von manchem Hundert von Meilen keinen Wechsel darbieten, wo man den Fremden nicht gern sieht, dieser aber auf freie Übung seines Willens verzichten und an eine Ertragung sich gewöhnen muß, die mit den Genüssen, den Kosten und den Resultaten der langen Reise in keinem irgend erträglichen Verhältnisse steht. Kaufleute und Geschäftsmänner schreiben keine Reisen. Gewöhnliche Touristen aber, zu welchen man ohne Ungerechtigkeit zu begehren den Marquis Custine ganz ruhig zählen darf, handeln meist sehr Bekanntes ab, versuchen über die zwei Hauptstädte etwas Piquantes zu sagen und verbreiten sich dann über die äußerlich wahrnehmbare Thätigkeit der heimlichsten und verschwiegensten aller Regierungen, über oberflächliche Erscheinun-

gen des bürgerlichen Lebens, über die Art des Reisens und sein Ungemach und die Leiden des Fremden unter einer schmutzigen Bevölkerung oder gegenüber der Willkür zahlloser und sehr demoralisirter Beamten. Lobredner über Rußland und seine Bewohner gibt es unter diesen Schriftstellern nur sehr wenige, und sie genießen, wie die Sachen nun einmal stehen, sehr geringes Vertrauen. Um so unverkennbarer spricht aus der Mehrzahl eine sehr große, theilweise sehr erklärliche Bitterkeit, die den besonnenen Leser endlich auch mißtrauisch macht, wol gar anzuwidern beginnt, da es auf die Länge einem solchen nicht zusagen kann, sich Geschichten vortragen zu lassen, durch welche das dunkle oft grausenhafte Bild gewisser Zustände, an dessen allgemeiner Wahrheit Niemand zweifelt, einige Züge mehr empfängt. Man muß unter solchen Umständen es für einen wirklichen Gewinn achten, daß endlich einmal ein Deutscher und zwar ein Naturforscher — und dieser war der sonst sehr gründliche, gemäßigte und weitgereiste Kohl nicht — in die Provinzen Rußlands eingedrungen ist, und da seine Forschungen angestellt, wo gewöhnlich Reisende nicht hinkommen oder eigentlich auch nichts zu suchen haben. Wir wollen nicht erörtern, inwieweit die alte Überlieferung in der Wahrheit begründet sei, welche den Franzosen die Fähigkeit zuschreibt, die Erscheinungen des geselligen Lebens und der äußern Civilisation besonders gut aufzufassen, und von den Engländern behauptet, daß sie besonders geeignet sind, über politische Entwicklung und Staatseinrichtung anderer Völker ein Urtheil abzugeben, sind aber der Meinung, daß beide hinter dem Deutschen zurückbleiben, wo es darauf ankommt eine Menge gewissenhafter Beobachtungen zu einem geordneten Ganzen zu verarbeiten und im logischen Fortschreiten den Zusammenhang zwischen der Natur und den Menschen eines Landes nachzuweisen. Die auf philosophischer Naturforschung begründete Länder- und Völkerkunde ist eine auf deutschem Boden entstandene Wissenschaft und wird wol noch lange unser ausschließliches Eigenthum bleiben, eben weil sie der Ausdruck unserer ganz eigenthümlichen Geistesrichtung ist. Wer sich versucht fühlt, in diesem Anspruche ein Zeichen einseitiger Selbstüberschätzung zu erkennen, mag die für ausgezeich-

net erklärten Reisebeschreibungen der Franzosen und Engländer durchlaufen und zusehen, wie wenige derselben wissenschaftlichen Werth, gründliche Verarbeitung und Schöne der Form miteinander verbinden. Die überwiegende Mehrzahl gehört in diejenige Classe, für welche wenn wir nicht ganz irren die Engländer selbst den Namen erkundeten, in die Classe der Touristen-Literatur. Die gebiegenen sind meist mit so viel vornehmer Bequemlichkeit abgefaßt, daß es dem an Besseres gewöhnten deutschen Leser schwer genug wird, die verstreuten Beobachtungen auszuziehen und zusammenzustellen. Zumal bei englischen Reisewerken weiß man oft nicht, ob man verdrießlicher gemacht wird durch die liederliche, die Verarbeitung aushebende Tagebuchform, durch die breiten Wiederholungen oder die subjective Art der Betrachtung, welche es gestattet fremde Leistungen mit Geringschätzung zu ignoriren. Wir freuen uns, Blasius' Werk über das europäische Rußland den Lesern d. Bl. als den geradesten Beweis von der Tüchtigkeit der deutschen wissenschaftlichen Reisebeschreibung empfehlen zu können.

Der Finanzminister Cancrin hielt es für angemessen, eine wissenschaftliche Untersuchung des nördlichen und mittlern Theiles des europäischen Rußlands zu veranlassen, um Einsicht in die Hülfsmittel zu gewinnen, welche die Natur dem Gewerbsfleiß dauernd darbieten möchte. Baron A. v. Meyendorff, ein paar wenig gekannte Ruffen, Blasius und Graf Keyserling, welcher den Zoologen durch frühere mit Blasius gemeinsam ausgeführte Arbeiten wohl bekannt ist, bildeten die Reisegesellschaft, der eine Zeit lang der englische Geognost Murchison sich anschloß. Über Lübeck gelangte Blasius im Juni 1840 nach Petersburg, eilte aber nach wenigen Tagen dem Innern zu, um der unheimlichen Einbrüche ledig zu werden, welche die auf Sümpfen erbaute Granit- und Marmorstadt mit ihren Widersprüchen und ihrer Beamtenwelt auf ihn hervorgebracht hatte. Das Ziel des ersten Theils der Reise war Moskau, welches jedoch nicht auf der bekannten geraden Straße, sondern auf weiten Umwegen erreicht wurde. So groß nun auch die durchmessene Entfernung war, so bot sie im Verhältnisse doch nur geringe Wechsel, und selbst diese waren von der Art, daß nur das geübte Auge des Naturforschers sie erfassen konnte. Der Laie reißt aus der Mark bis an die siberische Grenze, ohne irgend eine erhebliche Veränderung zu gewahren und findet daher das innere Rußland unendlich langweilig. Selbst der Naturforscher mag stellenweise 100 — 200 Meilen in gerader Richtung zurücklegen, ohne eine Verschiedenheit in der Bodenbildung, der Pflanzen- und Thierwelt zu entdecken. Am Nordrande des Harzgebirgs finden sich auf einer Meile Entfernung mehr geographische Wechsel zusammengebrängt als auf dem langen Wege von Odeffa bis Archangel, und vom Fuße des Harzes bis auf die Spitze des Brodens zeigt die Vegetation größere Gegensätze als zwischen der Grenze der Steppen und der Eismeerküste. Nirgend in Europa

bietet die Natur eine Gleichförmigkeit und Übereinstimmung in ihren Gestalten in so riesenhaftem Maßstabe dar als in Rußland. Es ist nämlich für den Norden charakteristisch, daß Alles, was die Natur darbietet, in unüberschaubarer Ausdehnung auftritt, während der Süden reicher an Formen und ungleich ärmer an Individuen, dafür aber um so mannichfaltiger erscheint. Ein einzelnes Factum mag als Beweis dienen. Das Gouvernement Wologda von 8160 Quadratmeilen enthält gegen 30 Millionen Hektaren an Kronwäldungen, also an funfzigmal mehr Waldung als das ganze Königreich Frankreich, dennoch bestehen diese Forste in der Hauptsache nur aus zwei Bäumen, der Lanne und der Kiefer. Gleich arm an Arten ist das übrige Pflanzen- und Thierreich, wenn auch erdrückend durch seine Massen. Den kurzen Sommer um den Ladogasee beleben wenige Arten von Insekten, aber die wirklich einheimischen erscheinen dafür in solchen Scharen, daß sie im eigentlichen Sinne die Luft verfinstern und dem Reisenden zur äußersten Plage gereichen. Es ist als ob die Natur im Norden durch Armuth an Ideen zu ewigen Wiederholungen gezwungen werde. Der Naturforscher findet sich durch diesen Mangel an Formen unbefriedigt, während ihre massenhaften Wiederholungen auf jeden andern Beobachter einen tiefen jedoch nichts weniger als erhellenden Eindruck machen. Ueberhaupt gebricht es dem europäischen Rußland an landschaftlichen Reizern. Zwar besteht das Land aus verschiedenen stufengleichen Erhebungen und aus Hochebenen, die bis 800 Fuß anstiegen, allein die Ansteigung geschieht langsam, und die geognostische Bodenbildung läßt tief eingeschnittene, durch schroffe Wände geschlossene Thäler ebenso wenig vorkommen als kühn hervorragende Felsen; natürlich erscheint daher das Land entweder als endlose Ebene oder mit wellenförmiger Oberfläche, immer aber ohne malerischen Charakter. Die Wasserspiegel der großen Seen, des Ladoga und Onega, und die breiten Flüsse bringen allein einigen Wechsel in das einförmige Bild, doch sind sie selbst nicht schön, da ihre Ufer entweder ganz flach sich ausbreiten und als Sumpfstreifen in das ähnlich gebildete von Urwäldern bedeckte Festland verlaufen oder wie Sandwälle emporragen. Sind die Gestade hin und wieder höher und schroffer, so bestehen sie dafür aus Schichten des alten rothen Sandsteins, der unter allen Gebirgsarten da wo er vorherrscht die wenigsten malerischen Umrisse darbietet. Die Steinkohlenformation, die weiter nach Süden den Sandstein ablöst, ist für die allgemeine Ansicht des Landes von keiner Wirksamkeit, indessen steht sie mindestens in Verbindung mit einem fruchtbarern Boden und einer gesunden und mehr kräftigen Vegetation. Von einem der höhern Hügel gesehen erscheinen die großen nach Norden abhängigen Flächen der nördlichen Provinzen in abstoßender Gestalt. Ein unabsehbarer Wald von düstern Nadelbäumen bedeckt sie und schneidet endlich am Horizont ab, nur da unterbrochen, wo Seen hell hervortreten oder die Sümpfe sich ausbreiten, die zwar auch in hochstämmigen

Waldungen den größten Theil des Bodens ausmachen, jedoch stellenweise so sehr zu eigentlichen Mooren werden, daß nur niederes Gesträuch auf ihnen sich erhalten kann. Von Menschen und ihrer Thätigkeit sind von oben her selten die Spuren zu entdecken, denn ihre Niederlassungen beschränkt die Armuth des Bodens; sie sind zu gering und zu weit verstreut und zu veränderlich, um in diesem unfreundlichen Tannenwald schon aus der Ferne bemerkbare Unterbrechungen hervorbringen zu können. Nur die wenigen Städte und diejenigen Dörfer stehen fest, welche entlang der Landstraßen auf Befehl begründet worden sind. Die seitwärts abliegenden Niederlassungen werden nicht selten nach andern Orten verlegt. Im Norden des europäischen Rußlands hat sich der Mensch mit der Natur keineswegs auf völlig festen Fuß gesetzt, vielmehr erscheint er häufig als ein halber Nomade, der mit ihr einen ungleichen Kampf und meist mit geringem Erfolge führt. Sieht man, wie Armuth des Bodens und Härte des Klimas sich vereinigen, um diese weiten Flächen unbewohnbar zu machen, und wie die gesammte Thierwelt hier vom periodischen Wandertriebe ergriffen nach Ablauf des kurzen Sommers entflieht und im Süden Schutz sucht, so mag man wol den Menschen bedauern, der den Ziehenden nicht folgen darf und da aushalten muß, wo wenigstens seine natürliche Stätte nicht ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schopenhauer in seiner Wahrheit. Mit einem Anhang über das abstracte Recht und die Dialektik des ethischen und des Rechtsbegriffs von F. Dorguth. Magdeburg, Heinrichshofen. 1845. Gr. 8. 7/8 Rgr.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen der Zeit muß die gerechnet werden, daß mehr als ein praktischer Geschäftsmann und zum Theil hochgestellter Staatsbeamter neben seinen Amtsgeschäften ein ernstliches Studium anderer Wissenschaften, zumal der Philosophie und der Theologie, betreibt und darin etwas leistet. Auch von Hrn. Dorguth gilt dies und er freut sich ungemein darüber, auf dem von ihm eingeschlagenen Wege von einem andern Denker eingeholt zu werden, welcher seine ganze Zeit und Kraft auf den Gegenstand verwendend noch mehr Betrachtungen anstellen und darauf noch tiefer eingehen kann als der Dilettant. Hr. Dorguth ist entzückt über den Inhalt der Schopenhauer'schen Schriften; er meint, daß durch sie endlich das Licht der reinen Wahrheit aufgegangen sei bis auf einige kleinere Sonnenflecken, die er gewahrt worden ist und die er auch noch auszutilgen sich berufen findet, weil sie nicht im Sonnenkörper, sondern nur in dessen Atmosphäre ihren Sitz haben.

Da es hier nicht um die Schopenhauer'sche Philosophie zu thun ist^{*)}, sondern nur um die Bemerkungen, Erläuterungen und Berichtigungen in dem vorliegenden Schriftchen, und diese aus dem ganzen zusammenhängenden Systeme hervorgetrieben sind und darin wurzeln, kann hier nicht auf eine allseitige Erwägung derselben eingegangen werden, ohne eine tiefinnige philosophische Abhandlung zu liefern, die für eine literarische Unterhaltung zu schwerfällig werden würde. Allein einige Betrachtungen, zu denen die Veranlassung dargeboten wird, wer-

den schon hinreichen, die Leser mit dem Bächlein bekannt zu machen, was ja der Zweck unserer Unterhaltungen ist.

„Dem absolut freien Willen soll sich nicht gebieten lassen, zu wollen, mithin auch nicht dem menschlichen Willen, sondern nur thun oder unterlassen zu sollen. Da es nun aber abstract auch kein Sollen, am wenigsten ein Wollensollen gebe, so dürfe sich die Philosophie mit der Religion gar nicht kritisch befassen. Daher sei der religiöse Glaube absolut.“ Wenn wir aber nur Begriffe haben können nach des Verf. Ansicht von Dem, was wir durch die Erfahrung haben kennen lernen, so ist ein absolut freier Wille, überhaupt alles Absolute, für uns ein Ding, wovon wir gar keine Vorstellung haben und wovon wir nur schwagen wie der Blindgeborene von der Farbe. Wir kennen allein den Willen im Menschen als einen Daseienden, und wenn wir andern Dingen, z. B. Gott, der Natur, den Wesen, einen Willen zuschreiben, so übertragen wir nur die an uns abgenommene Erkenntniß von diesem auf jene und vermenschlichen sie eben dadurch. Ferner ist eine Freiheit ohne Gesetz ein Unding, vielmehr besteht alle Freiheit in dem Zustande des Kraftbesizes, dem eigenen Gesetze gemäß thätig zu sein, darin nicht behindert werden zu können. Selbstbestimmung des Willens nach dem in dem eigenen Wesen liegenden Gesetze ist der Freiheit Natur und eben diese Nothwendigkeit heißt Sollen. Das Wollensollen genau zu erkennen ist sonach die Aufgabe der Ethik wie der Religion, nur aus verschiedenen Bestimmungsgründen, dort als das Gesetz des menschlichen Denkvermögens, hier als das Gesetz Gottes. Das Gesetz Gottes aber würde unsere Freiheit aufheben, wenn es mit dem ethischen Gesetze in Widerspruch träte. Ueberdies kann das Gesetz Gottes uns nur verbinden, wie jedes äußere Gesetz, durch seine Bekanntmachung, und von dieser letztern können wir wieder nur Kunde haben entweder dadurch, daß wir es in uns finden, als unserer Denkkraft einwohnend, ihr von Gott anerschaffen ausfindig machen, oder daß es uns offenbart, durch eine Handlung außer uns uns offengelegt wird. Ob nun in dem erstern Falle unsere Erforschung richtig und ob im letztern Falle die Handlung der Offenbarung an sich wahr, ob der Zweck einer Offenbarung ungewisshaft, und ob der Inhalt getreu, vollständig und bestimmt zu unserer Wissenschaft durch die äußere Mittheilung gebracht worden sei, dies Alles bedarf der sorgfältigsten Untersuchung, Forschung und Prüfung, damit nicht Aberglaube und Aberglaube an die Stelle des Glaubens trete und das Farbenspiel des Irrthums und Wahns für das reine Licht der Religion angenommen werde. Jede positive Religion bedarf deshalb der historischen, grammatischen und philosophischen Kritik, der letztern darum, weil jede Religion, welche irgend etwas Unmoralisches vorschreibt, schon darum wenigstens eine unlautere und unwahre sein muß und wir Menschen ihre innere Wahrheit nur an ihrer Übereinstimmung mit dem Pflichtgebote in uns abnehmen können. Kein Glaube kann und darf für denkende Wesen ein absoluter sein; nur der gedankenlose oder einfältige Mensch vermag zu glauben ohne zu denken; für denkfähige oder des Nachdenkens beraubte Wesen existirt keine Religion, weder für die Thiere noch für Wahnsinnige. Was wäre denn das: ungedachte religiöse Vorstellungen? Alles Religiöse muß wesentlich ein Gedachtes und als ein solches dem Gefühle überwiesenes sein; der umgekehrte Weg verträgt sich nicht mit der Vernunft im Menschen; es heißt geradezu den Menschen ihre Vernunft, ihre ganze Würde absprechen, wenn ihnen auf irgend eine Weise die Kritik ihrer Religion verkümmert wird.

„Der Zweckbegriff ist ein rein menschlicher“ soll doch nicht heißen: er ist eine Erfindung des menschlichen Denkens und hat deshalb nur Gültigkeit in diesem und für dieses? Damit würde der Verf. ein garstiges Loch in seine Kategorientafel machen, da der Begriff des Zwecks einer der unentbehrlichsten in derselben ist. Eben das ist das Unterscheidungsmerkmal des richtigen und unrichtigen Denkens, daß jenes ausfindet, dieses erfindet, indem jenes nur die Vorstellungen ausfindig macht,

^{*)} Vergl. hierüber einen ausführlichen Aufsatz in Nr. 278—281 S. 31. f. 1845. D. Red.

die in der Denkkraft schon liegen und ihr von Natur einwohnen oder welche aus diesen durch weitere Folgerungen zu erfließen sind, während dieses auf Vorstellungen gebracht wird, wozu die Denkkraft den Anlaß außer sich findet und sich selbst über diesen Fund keine ihr genügende Arbeit leistet. So wahr ist das aus Victor Hugo gewählte Wort: *Réver, c'est le bonheur; attendre, c'est la vie*. In Vorstellungen, die von der Einbildungskraft dem Seelenpiegel vorgehalten werden, müßlos zu schwelgen, ist ein Genuß, aber ein kümmerlicher, veränderlicher, ein Traum; das geistige Leben ergeht sich nur im Erkennen, Urtheilen und Schließen, mit einem Worte im Denken, weshalb auch Spinoza mit vollem Rechte sagte: *Cogitare est summa virtus*, was aber sehr schlecht übersetzt sein würde mit: Das Denken ist der Tugenden größte, sondern: Das Denken ist die höchste Fähigkeit oder die größte Kraftentwidelung der Seele oder des Menschen. Wir wissen aber auch nur von einem Denken, wie es die menschliche Seele treibt, und haben gar keine Vorstellung von einer andern Art zu denken, noch weniger von einem absoluten Denken, das wir nur ahnen können. Dabingegen versichert uns unsere Vernunft, daß Alles, was sie mit Gewißheit erkannt und dessen Wichtigkeit sie sich streng erwiesen hat, durchaus wahr und allgemein von jeder Denkkraft dafür anerkannt werden müsse, darum, weil ihre Thätigkeit eine rein formelle ist und diese Denkformen in der Wesenheit ihres Seins begründet sind, welches sie sich nicht selbst in Abrede stellen kann.

Die Bibel warnt nirgend vor der Philosophie, noch verbietet sie deren Beleuchtung der Religionslehren, oder gibt eine Scheu oder Furcht davor zu erkennen, sondern sie unterfragt nur die Einmischung der Philosophen und ihrer Gräbelereien in die einfach erhabene Lehre Jesu. Da Niemand von etwas sprechen kann was er nicht kennt, so versteht sich ganz von selbst, daß hier nicht von allen Philosophen die Rede sein kann, sondern nur von denen wie sie damals und besonders in *Judäa* bekannt waren. Wahrlich, wenn diese das Reich Gottes auf die Erde hätten bringen können, hätte es der Sendung des Heilandes nicht bedurft! So weit dessen Lehre von ihrer Schulweisheit abstand, so wenig waren sie geeignet, jene zu predigen und innerlich oder äußerlich auszubreiten. Im Gegentheil war es sehr einleuchtend, welche Wirren in die Religion Jesu gebracht werden müßten, wenn sie von den Philosophen jener Zeit nach ihrer üblichen Weise behandelt würde. Oder sind es nicht die Spitzfindigkeiten gewesen, womit die Kirchenväter und die Keger unfruchtbare Kämpfe unternommen haben, wodurch der Hauptgrund ihres Verderbens gelegt, wodurch sie dem kindlich schlichten Menschenverstande entrückt und zu einem Bankapfel disputirfächtigen Abergewisses gemacht worden ist? Nachdem aber dieses Gift so hineingebracht ist, daß es die ganze Substanz durchdrungen und zu einem bedeutenden Theile verändert hat, wie ist ihm jetzt anders abzuhelfen als entweder durch ein stärkeres Gegengift oder durch Anregung der eigenen organischen Thätigkeit bis zu dem Grade, daß sie selbst alles ihr Fremde oder Entfremdete abstößt und ausschleibt? Darum sind die Philosophen in ihrem Rechte, wenn sie die eingeschwärzten falschen Philosopheme zu überwinden unternehmen. Mit mehr Erfolg und gerader zum Ziele aber gehen die Theologen, welche mit Beseitigung aller Menschenfahrungen und formulirten Glaubensartikel unter gründlicher Kritik auszumitteln trachten, was die echte Lehre Jesu und wie sie in ihrer ganzen Verbindung folgerecht zu verstehen ist. Dies ist der Beruf und die Obliegenheit der echten Theologen; doch haben sie kein Privilegium darauf, dürfen also auch Niemandem wehren, der selbst die Bibel lesen und verstehen und das Beurtheilen kann, was sie als darin enthalten predigen.

Der Wille ist der menschliche Instinct? Mit nichten! Der Instinct, wie schon das Wort bezeugt, ist der Antrieb der Thätigkeit eines lebenden Wesens, welcher aus seiner gesammten Organisation hervorgeht, sich deshalb ohne alles Bewußtsein

geltend macht und nicht loskommen kann von Dem, was das Bedürfnis dieser Organisation mit sich bringt, müßten selbst ein ungetheiltes und untheilbares Ganze, das sich immer selbst gleichbleiben muß und wesentlich unveränderlich ist. Einen solchen Instinct haben die Menschen als Thiere ebenfalls, aber er ist bei ihnen nur sehr schwach und untergeordnet, weil sie außer dem Leibe auch eine denkende Seele besitzen und diese, was sie wol inne werden müssen, die eigentliche Frucht ist, der Leib nur deren Schale, welche berstet wenn jene reif ist. Diese Seele nun wohnt das Vermögen der Selbstbestimmung oder der Wahl unter den Antrieben die auf sie wirken ein, also ein Vermögen, das von dem Instincte durchaus verschieden ist und in jeder einzelnen Willensthätigkeit seine eigenthümliche Kraft auf verschiedene Weise bekennt, so daß der Mensch sogar die Festigkeit gewinnen kann, das Gegenheil von Dem zu wollen, was er instinctmäßig thun würde und was er sonst wol gewollt hat. Im weitern Sinne verstehen wir unter dem Willen also das Vermögen der Selbstbestimmung aus und bei Antrieben. Diese letztern nun können entweder durch die Sinnlichkeit oder durch die Vernunft der Seele dargeboten werden; im erstern Falle heißen sie Begierden, und die Fähigkeit des Willens, sich dadurch bestimmen zu lassen, das Begierdenvermögen, wogegen der Wille im letztern Falle seinen Namen behält, nur in einer engeren Bedeutung, zu deren Beziehung er auch der freien Wille genannt wird. Denn frei ist er nicht nur, indem die vernünftige Seele dabei ihre Vernunftgemäß besolgt, sondern auch deshalb, weil er es in seiner Gewalt hat, die Bewegungsgründe aus seiner eigenen Erkenntniß hervorzurufen, und unabhängig davon ist, daß sie ihm von außen geboten werden. Der freie Wille ist also die Vernunft selbst in ihrer Selbstbestimmung zur Bethätigung ihrer Vorschriften. Jeder Wille als solcher muß nothwendigerweise ein motivirter sein, woraus jedoch nicht folgt, daß der Bestimmungsgrund zum Bewußtsein komme; er kann sich auch unbewußt, im dunkeln oder finstern Vorstellungen bestimmen, die nicht ins Bewußtsein gelangen; aber damit ist nicht die Fähigkeit abgesprochen, sich darüber ins Klare zu setzen und sie dadurch zum Bewußtsein zu bringen; noch viel weniger könnte eine Willensbestimmung ohne ein Bestimmendes, ohne Bewegungsgrund vor sich gehen. Keine Wirkung ohne Ursache, keine Geistethätigkeit ohne Überwindung der Herrschaft der Trägheit! Deshalb ist es wol wahr, daß nichts schwerer ist als die Menschen nur erst zum Denken zu bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Vollständiges Taschenbuch

der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usancen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von

Christian und Friedrich Noback.

Achtes Heft.

(Petersburg — Rio Janeiro.)

Breit 8. Preis eines Heftes 15 Ngr.

Das erste bis siebente Heft sind ebenfalls fortwährend zu erhalten; der Schluss des Werks ist nach den Versicherungen der Verfasser bald zu erwarten.

Leipzig, im Juni 1846.

F. A. Brockhaus.

Das europäische Rußland.

(Fortsetzung aus Nr. 157.)

Weiter nach Süden gewinnt das Land an Bohnlichkeit, denn obgleich noch Ueblstände genug vorhanden sind, die eben nur der Russe erträglich findet, so ist doch Ackerbau mit Aussicht auf Erfolg möglich. Die heengenden Tannenwälder verschwinden, welche bis an den Finnischen Meerbusen reichend viele Tagereisen hindurch die einzige Umgebung des Reisenden sind und in ihm fast das Gefühl einer Einkerkelung hervorbringen, der zu entrinnen nicht möglich ist. Die freundliche und heitere Kiefer tritt an die Stelle der finstern Tanne und durch Beimengung von einzelnen Laubholzbäumen gewinnen die Waldungen entlang der Flüsse ein parkähnliches Ansehen. Zumal tritt aber nun der geschlossene Birkenurwald auf als eine der eigenthümlichsten Erscheinungen des Nordens. Die schlanken, blendend weißen Stämme stehen so dicht gedrängt, daß sie in Entfernung von 50 Schritten den Gesichtskreis abschließen. Der 60 Fuß hohe und astlose Stamm trägt ganz oben die luftige, aus lang herabhängenden Ästen gebildete Krone. Die ununterbrochen rauschenden Espen geben dem Stefenwalde, dem sie an vielen Orten beigemengt sind, Beweglichkeit und Leben, und man begreift wol die Vorliebe des Russen für die Birke, die er um so mehr als einen nationalen Baum betrachten darf, da sie einen wahrhaft ungeheuern Verbreitungsbezirk hat und im mittlern Rußland bis hinaus in das östliche Sibirien unübersehbliche Waldungen bildet. Ungeachtet dieses Reichthums an Waldbäumen fängt man dennoch an in der Nähe größerer Städte Holzmannel zu fühlen. Nirgend im Norden wird die Zerstörung der Forste so rücksichtslos getrieben als in Rußland, wo der Ackerbau auf dieselbe begründet ist. Man macht sich die Sache leicht, zündet eine beliebige Waldstrecke an, besäet sie im nächsten Jahre mit Roggen, fährt in der Benutzung drei Jahre fort und verläßt dann das aus Mangel an Düngung ganz erschöpfte Land, ohne für neue Baumpflanzungen zu sorgen. Dieser wandernde und verwüstende Ackerbau ist zwar seit einigen Jahren unter sagt und durch einen Federzug ein 25,000 Köpfe starkes Forstdepartement in der Staatsverwaltung erschaffen worden, allein beide Maßregeln können nicht von großer

Wirksamkeit sein. Höchstens wird durch sie so viel erlangt werden, daß die Bewohner der nördlichen Provinzen dauernde Bohnsige einnehmen und mehr Ordnung in ihre Landwirthschaft bringen. Der Ackerbau scheint nur in der Nähe der ältern Städte beträchtlichere Ausdehnung erlangen zu können. In größern Fernen nimmt er in demselben Verhältnisse ab als die Möglichkeit der Verwerthung der Bodenerzeugnisse durch Mangel an Consumenten und Verbindungsstraßen beschränkt wird. Die Ackerfelder sind überall mit Säunen aus frisch gefällten Baumstämmen umgeben, um das Vieh abzuhalten, welches im Walde sich seine Nahrung zu suchen gezwungen ist. In geringer Entfernung von diesen Niederlassungen ist Alles wüß und wild, meistens sogar mit Wald bedeckt, der theils uralt und hochstämmig ist, theils als nachgewachsener oder auf moorigem Boden stehender ein krüppelhaftes Ansehen hat und an ein vorzeitig eingetretenes Greisenthum mahnt. Offene bewohnte Stellen kommen gewöhnlich nur in der Nähe der Flüsse und entlang der auf Befehl angelegten Landstraßen vor, die zu beiden Seiten mit einem breiten gelichteten Streifen eingefast sein müssen. Was dieser Theil Rußlands an staubenartigen Pflanzen und an wilden Blumen besitzt, kommt allein an solchen Orten vor und auf den Wiesen, welche die Nähe des Menschen bezeichnen. Die Blumen sind Kinder der freien Natur und vertragen auch in Rußland die feuchte Kerkelust der dunkeln Urwälder nicht; sie fehlen wo sie ihr Recht an Luft, Licht und klaren Himmel nicht geltend machen können. Ebenso beschränkt als der Raum ebenso kurz ist auch die Zeit, in welcher ein fröhliches Pflanzenleben sich dort zeigen kann. Jedermann kennt die Dauer des russischen Winters. Er liegt so lange und so schwer auf der gebulbigen Erde, daß im Sommer die Natur und der Mensch eilen müssen, ihr vorgestecktes Ziel zu erreichen. Daher die ungemein schnelle Entwickelung im spät eintretenden Frühjahr, daher aber auch das rasche Durchlaufen der verschiedenen Perioden, die erst bei Reife der Frucht abschließend, schon unter dem deutschen Himmel fünf bis sechs Monate, in Rußland aber oft kaum ebenso viele Wochen erfordern. Die verschiedenen Generationen folgen sich auf Wiesen und offenen Orten mit solcher Schnelle, daß zwischen den aufbrechenden Sommerblumen sich schon die Herbstblu-

men empordrängen. Die abgemessene Summe der Lebenskräfte ist in wenigen Tagen erschöpft und die Kräfte vereinigen sich zur Fruchtbildung, ehe der kurze und frostige Herbst die frische Thätigkeit erstickt. Schon um die Mitte des August ist das einzige Obst reif, die Traubenkirsche und die Vogelbeere und gleichzeitig verliert die Birke theilweise ihre Blätter, denn ihre Krone erhält sich länger grün als ihre untern Äste. Höchstens drei Monate tragen die Laubholzwälder ihr freundliches Sommerkleid. Es scheint als ob die Natur beabsichtigt habe durch ihre immergrünen Nadelhölzer dem Bewohner jener Gegenden einen Ersatz für die Vergänglichkeit der übrigen Vegetation zu geben, die mindestens auf Denjenigen verstimmt einwirkt, der unter mildern Himmeln geboren ist. Ungern scheidet die Pflanzen- und Thierwelt von dem kurz zugemessenen Leben. Der Naturforscher vermag dort nicht ohne Wehmuth zu beobachten, wie die Thiere, sobald nur ein sonniger Morgen zwischen die grauen das Ende verkündenden Tage des August fällt, ihre Vorbereitungen auf den langen Winterschlaf oder zur Flucht unterbrechen und wie die wilde Rose, die schon mit geröthetem Laube und reifen Früchten dasieht, eilig ihre verspäteten Knospen öffnet und zum zweiten Male mit zahlreichen Blüten sich bedeckt als wolle sie ihre Lebenskraft bis auf den Rest ausnützen. Wenn alle Anstrengungen zur Friftung des Lebens sich vergeblich, denn mit raschem aber stättem Schritte naht der Winter und schlägt das weite Land in unzerreißliche Fesseln zu einer Zeit, die man in Norddeutschland als die freundlichste und mildeste des ganzen Jahres kennt und genießt.

Der Sommer solcher Länder hat für den Fremden wenige Reize, abgleich er allein vergeiten und ersehn soll, was der an den Umgang mit der Natur Gewöhnte während eines achtmönatlichen Winters litt und verlor. Die Einsamkeit und Gleichförmigkeit des Landes ist zu groß um befriedigend und erheiternd wirken zu können, vielmehr entsteht leicht das Gefühl der Verlassenheit und der Bedeutungslosigkeit in der Mitte einer Natur, die sich vom Menschen nicht beherrschen läßt und ihm nirgend freundlich und helfend entgegentritt. Ganz besonders abspannend wirkt aber die fast ununterbrochene Tageshelligkeit des hochnordischen Sommers. Auf den langen weiß bräunlich warmen Tag folgt eine schwüle Nacht, aber ein eigentliches Dunkel tritt nicht ein, sondern nur eine kurzdauernde Dämmerung. Nahe und ferne Gegenstände sind gleich deutlich sichtbar, nur erscheinen sie wie durch einen leichten Flor. Der Himmel steht im Nordwesten und Norden in der blendenden Glut der untergehenden Sonne, bis diese im Osten von neuem heraufsteigt. Einen eigenthümlichen Eindruck bringt die Schattenlosigkeit aller Gegenstände unter dieser Beleuchtung hervor. Der ungewohnte Fremde wird von einer qualenden Unruhe ergriffen, vermag trotz großer Ermüdung nicht zum Schlafen zu gelangen und geräth aus der Ueberreizung endlich in eine Apathie, in welcher er nur zuweilen durch eine unbestimmte Seh-

nacht nach Dunkelheit gestört wird. Die ersten nordischen Sommernächte ziehen an durch die Neuheit des großartigen Eindrucks, allein sie ermüden, während das Uebermaß des Lichts und der Mangel jener Periodicität, welche mit der Steigerung und Verminderung organischer Thätigkeiten eng zusammenhängt, stehend auf des Körper wirkt.

(Der Beschluß folgt.)

Schopenhauer in seiner Wahrheit u. Von F. Dorguth.
(Beschluß aus Nr. 157.)

Weil denn die Selbstbestimmung ein Geistesvermögen ist, soweit es sich zu bethätigen aus sich vermag, eine Kraft ist, jedes Vermögen und jede Kraft aber durch den Gebrauch geübt, gestärkt oder geschwächt und vermindert werden kann, und weil der Mensch mehre Vermögen und Kräfte besitzt, aus deren verschiedenen Verhältnisse ein sehr veränderter Zustand seiner Seele und Beschaffenheit seines Gemüths hervorgehen muß, namentlich aus dem Verhältnisse der Vernunft und des Willens zu Einbildungskraft, Sinnlichkeit und Begehrungsvermögen, so ist es auch durchaus falsch, zu behaupten, „daß der Mensch, wie einmal geboren, nicht umgeschaffen werden könne“. Seiner physischen Natur nach allein würde er es nicht können, aber sein geistiges Wesen verschafft ihm auch diese Freiheit. Dies ja ist das unerschöpfliche Thema des Juruks Jesu: Belehret euch oder lehret um, was Luther unrichtig übersetzt hat: *Abut Wüße!* Biehet den neuen Menschen an! Werdet wieder zu frommen Kindern des himmlischen Vaters! Wahrtlich, so ihr nicht wiedergeboren werdet, könnt ihr nicht ins Reich Gottes kommen!

„Ich weiß daß ich weiß“ ist ein ganz richtiges Satz, welcher ausagt: ich wisse, daß ich des Gegenstandes meines Wissens gewiß bin, daß ich den zureichenden Grund wisse, woran diese Gewißheit beruht, entweder weil dieser selbst eine Kategorie meines Denkens ist, oder weil ich die Folgerichtigkeit des darauf gegründeten Beweises übersehe. Eben deswegen kann der Mensch auch nur solcher Dinge gewiß werden oder geworden sein, welche von der Beschaffenheit sind, daß er ihren zureichenden Grund in ihnen oder in sich selbst auffindig machen kann. Wenn im gewöhnlichen Leben auch von Erfahrungsgegenständen behauptet wird, daß darüber Gewißheit bestehe, ist dies nur ein uneigentlicher Ausdruck, indem keine Sinneswahrnehmung und keine Mittheilung vollständige Gewißheit geben kann, sondern immer nur einen so hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß im praktischen Verkehre sie für Gewißheit gelten kann. Es verhält sich hiermit wie mit dem Gebrauche der Logarithmen in allen Theilen der mathematischen Wissenschaft, wobei das Dasein einer Abweichung von der Wahrheit gewiß, aber dabei so unbedeutend ist, daß sie keine Aufmerksamkeit weiter verdient. Ich weiß, daß ich weiß, besagt aber keineswegs, daß ich mir klar oder deutlich bewußt bin, wie ich zu meiner Wissenschaft gekommen. Denn der Grund meines Wissens kann ja unmittelbar ein Uebegriff (Kategorie) sein, und das begründende Urtheil ebenfalls ein sogenanntes unmittelbares, und es ist keineswegs notwendig, daß diese Seelenthätigkeit, deren Ergebnis das gewisse Wissen ist, von dem Bewußtsein beobachtet werde, sondern sie kann auch demselben verbunkelt bleiben und nur der Erfolg vor den innern Seelenpiegel treten. Denn so verhält sich das Bewußtsein der Seele zu ihrer Thätigkeit wie ein Spiegel, vor welchem Alles vorgeht, was in der Seele vor sich geht. Um es aber im Spiegel zu erkennen, dazu ist außer seinem Zurückwerfungsvermögen noch der Einfall des Lichts erforderlich, welches die Seele durch ihre eigene Auffassung und Erfassung dessen, was sie beschäftigt, gleichsam wie durch Reflexion, erzeugt und sich selbst dadurch erleuchtet und ihren innern Spiegel damit beleuchtet. So verhält es sich nun mit dem Selbst-

Bewußtsein, mit dem Bewußtsein zu sein, oder eigentlich noch mit dem Urtheile, daß das Ich ein Seiendes ist. Darum gerade, weil solches ein Urtheil ist, ist es ein Gedanke und keine Erfahrung. Das Bewußtsein fliekt unmittelbar aus der Vorstellung der Seele von sich selbst; es wird zwar entwickelt durch die Beobachtung des identischen Ich in allen mit und in demselben vorgehenden Veränderungen, aber es wird dadurch nicht erzeugt. Beides darf nicht verwechselt werden. Denn der Entstehung geht nichts vorher, das mit dem Entstandenen durch das Merkmal der Identität verbunden wäre; umgekehrt legt jede Entstehung schon ein Vorhandenes voraus, das sich nach einem in ihm selbst liegenden Schema ausdehnt. Kein Stein und kein Erbball kann sich bilden ohne einen Kern oder ohne Anziehungskraft seiner Atoome, kein Grassamen und kein Thier kann des Keims ermangeln, aus dem es sich nach dem in ihm selbst schon enthaltenen Typus herausbildet. Auch das Bewußtsein ist nur der Inbegriff des Stätigen in dem fortwährenden Bewußtwerden; wäre aber dies Seiende in jenem nicht wirklich, könnte es sich ja gar nicht bewußt werden, sich nicht entwickeln. Sich bewußt sein heißt also: die Seele hat durch ihre eigene Thätigkeit und die auf dieselbe gewendete Aufmerksamkeit so viel Licht in sich erweckt, daß sie in ihrem Spiegel sich selbst zunächst in ihrem unveränderlichen Sein, und hiernächst in ihren Verrichtungen und ausgenommenen Einbrücken hat wahrnehmen können. Die Wahrnehmung unterstellt schon das Wahrzunehmende oder Wahrgenommene. Die Thätigkeit der Gehirnmasse (denn sie ist im denkenden Menschen mitnichten ein Brei, sondern ein organisches Gebilde) ist nicht die das Bewußtsein hervorbringende Ursache oder Kraft, sondern selbst ein Erzeugniß der Seelenthätigkeit bei dem Hervorbringen der Bewußtwerdung, wie fast alle Geistesthätigkeiten auf den Körper einwirken und in ihm gewisse Erscheinungen hervorbringen. Inwiefern die letztern zugleich jenen als Hülfsmittel dienen, wissen wir noch nicht.

Eine ebenso große Verschiedenheit, die zu oft ganz übersehen wird, waltet zwischen einem abstrakten und einem abstrahirten Begriffe. Jener ist ein solcher, der gar nicht durch die Abstraktion der gleichen Merkmale in dem Concreten gebildet werden kann, sondern den die Seele nur schaffen kann aus sich selbst, indem sie von allem Andern außer ihr abstrahirt und nur auf ihre eigenen Urbegriffe (Kategorien) zurückgeht; dieser hingegen entsteht aus der Ausfonderung der gleichen Merkmale in den Vorstellungen des Besonderen. Ohne Abstraktion und ohne Verbindung des Mannichfaltigen zu einer Gesamtheit läßt sich überall kein neuer Begriff bilden; aber im erstern Falle ist die Eigenschaft der Abstraktion bei der Begriffsbildung eine materielle Eigenschaft der Geistes-thätigkeit dabei, im letztern Falle bloß eine formelle. Die abstrakten Begriffe finden hiernach bloß im Gebiete des Überfinnlichen statt, wogegen abstrahirte Begriffe sowohl sinnliche als überfinnliche Gegenstände in sich begreifen, aus der Erfahrung oder Speculation abgezogen werden können: Je nachdem nun der Rechtsbegriff auf diesem oder jenem Wege gefunden wird, kann er ein abstracter oder abstrahirter sein. In beiden Fällen enthält er in seiner Natur durchaus nichts, was im Wege stehen könnte, abgesehen von allen positiven Bestimmungen, lediglih durch Entwicklung, Spaltung oder Anwendung ihn auf alle denkbaren Verhältnisse und Einrichtungen unter Menschen zu beziehen und ihm solche unterzuordnen, selbst sogar die rechtswidrigen zu dem Zwecke, um das natürliche Unrecht darin bloßzulegen.

Weil das Vorgestellte immer den Inhalt der Vorstellung abgeben muß, in dieser nur wie eine Abbildung davon abgefaßt werden kann (also prius), können hiervon auch alle Vorstellungen vom Überfinnlichen nicht ausgenommen sein und die Benennung und Einteilung der Begriffe a priori und a posteriori nicht darin ihren Entstehungsgrund haben, sondern gerade darin, daß bei den erstern die Objects, die sie in sich begreifen, bereits vor ihrer Zustandbringung in den Erkenntnissen der Seele vorhanden sein müssen, wogegen das Object der Erfahrungsbegriffe nur erst vermittels der Begriffsbildung

davon zu einer neuen Bestimmung für die Denkkraft geschaffen wird. Denn da die Erfahrung zu jenen keine Gegenstände darbietet, würde der Verstand gar keinen Begriff zu Stande bringen können, wenn er nicht schon in sich Vorstellungen hätte, von denen er vermöge Abstraction den neuen Begriff erlangte. Das nun eben ist der Grundfehler des unsterblichen Kant und die Hauptursache gewesen, warum seine Philosophie nie hat festen Boden gewinnen können und daß alle seine Nachfolger im Gefühle ihres Grundmangels sich gebrungen gefunden haben, nach andern Grundprincipien sich umzusehen, daß er die Zuverlässigkeit der Erkenntnisse durch reine Geistes-thätigkeit in Worte stellte und dieselbe der sinnlichen Erkenntniß zuschrieb, da es sich doch gerade umgekehrt verhält. Daß kein zusammengesetztes Urtheil über jene möglich sei, ist ebenso unerfindlich und schon deshalb nicht andern, weil jedes aufsteigende Urtheil nur umgekehrt und zunächst disjunctiv gefaßt werden darf, um es in ein zusammensetzendes kategorisches umzubilden. Der Hauptgrund des ganzen großen Irrthums aber liegt in der falschen Vorstellung von der Anschauung beim Denken, welche weder im Wesen desselben einbegriffen noch ihm unentbehrlich ist, noch ihm Zuverlässigkeit verschafft. Dennoch ist, weil es ein großer Mann behauptet hat, diese Lehre so vielfach nachgesprochen worden, daß es keine kleine Aufgabe ist, sich davon nicht hinweg zu lassen, sondern ihr alles Ernstes entgegenzutreten. Die Anschauung kann schon darum für die Wahrheit der Erfahrungserkenntnisse keinen Halt geben, weil in Allem, was die Erfahrung vorführt, nicht das Seiende und Wirkende selbst in seiner wesentlichen Beschaffenheit wahrgenommen wird, sondern alle Vorstellungen davon nur aus den Einbrücken zusammengefaßt werden, die sie auf uns gemacht haben, also aus einem ganz individuellen Verhältnisse hervorgehen, neben welchem gar keine Nothwendigkeit vorhanden ist, daß dieselben Wahrnehmungen unter andern Umständen und mit andern Sinnesorganen sich unabänderlich wiederholen müssen, sobald aber auch und hauptsächlich darum, weil in allen Erscheinungen der Erfahrungswelt überhaupt gar kein Sein besteht. Denn in der Wirklichkeit waltet nicht die allgeringste Dauer irgend eines Zustandes, des Bestandes irgend einer Beschaffenheit, sondern ein unablässiges Werden, ein unaufhörlicher Wechsel von Entstehen und Vergehen, eine unendliche Wauerung, die jedoch für unsere Sinneswerkzeuge so unmerklich von statten geht, daß wir dadurch verleitet werden, dieses stets bewegte Werden für ein beharrliches Sein zu nehmen und den beobachteten Dingen die Beschaffenheit beizumessen, die wir an ihnen wahrgenommen haben und die schon nicht mehr dieselbe ist, wenn aus der Wahrnehmung eine Vorstellung geworden ist. Für die Praktik des Lebens verschlägt auch dies nichts, weil unwahrscheinbare Zustände in ihr nicht beachtet zu werden brauchen. Für die Erkenntniß der wahren Natur der Dinge aber ist es von entscheidender Wichtigkeit. Das Einzige, was der Mensch aus der Welt mit Gewißheit weiß, ist, daß in ihm inmitten aller wechselnden Veränderungen in seinen geistigen und leiblichen Zuständen und aller Dinge um ihn herum ein Wesen lebe, welches sich immer als ein und dasselbe Ich begrüßt, so daß sogar jede Vorstellung einer Veränderung dieser Persönlichkeit ihn ansetzt.

Was die Römer das Recht der Natur nannten, nämlich das jedem lebenden Wesen um seines individuellen Lebens willen nicht zu versagende Recht, ist ein ganz anderes Ding als das Natur- oder Vernunftrecht, von welchem als einer für sich bestehenden Wissenschaft jene stolzen Republikaner und knechtischen Unterthanen ihrer Kaiser noch wenig wußten. Daß zufolge des reinen natürlichen Rechts unmittelbar unter gleichberechtigten Vernunftwesen nur negative Rechte bestehen können, ist eine bekannte Sache; aber es folgt daraus nicht, daß nicht die weitere Verfolgung der natürlichen Rechtsvorschriften mittelbar auch auf positive Rechte zukommen könne. Denn wie die Moral und das Recht aus einer Wurzel hervorgehen und sich nur dadurch trennen, daß gewisse Pflichten als allgemein verbindlich, andere nur als bedingungsweise verbindlich aner-

kannt werden, so kann auch das Rechtssubject *actio* und *passio* niemals aus seiner moralischen Natur auscheiden und dieselbe verleugnen. Sobald also erkennbar ist, daß der Mensch vermöge seiner Natur nothwendig in Verhältnissen leben muß oder doch sollte, ohne welche er seinen Beruf als Glied der Menschheit nicht erfüllen würde, so sind eben diese Verhältnisse und die daraus für alle Glieder erwachsenden Obliegenheiten und Gerechtfame allgemein erkennbar und treten der Sphäre der Rechtswissenschaft hinzu. Dahin gehören nun 1) diejenigen Zustände, wo durch eigenes Verschulden oder durch verbindliches Versprechen der Zustand der natürlichen Gleichheit aufgehoben ist, also die ganze Lehre vom Schadenersatz und den Beiträgen; sodann aber 2) das Familien- und das ganze Staatsrecht, indem die Menschheit ohne Familie und Staat nicht bestehen könnte. Man gelangt eben dahin noch auf einem andern Weg. Wie es nicht bloß kategorische, sondern auch hypothetische und disjunctive Schlüsse gibt, so darf auch eine aus der Vernunft abgeleitete Wissenschaft nicht bloß kategorische Sätze aufstellen, sondern es gehört zu ihrer Vollständigkeit, daß sie auch lehre, was bedingungsweise oder alsdann zu behaupten ist, wenn von mehreren zulässigen Fällen nur einer eintritt. Belehrt sie hierüber nicht, läßt sie den lernbegierigen Schüler unbefriedigt.

Das lateinische *velle non discitur*, das Wollen kann nicht gelernt werden, ist eine ausgemachte Sache, weil eben der Wille in der Fähigkeit der Denkkraft zur Selbstbestimmung beruht, welche ihr nicht angeleitet werden kann, sondern wesentlich zu ihrem Selbst gehört, eine Eigenschaft ihrer Natur ausmacht. Aber unrichtig überseht würde es sein, wenn man damit behaupten wollte, auch das Was und Wie des Wollens sei gar kein Gegenstand der Unterweisung und Gelehrigkeit, sondern könne ebenfalls nur angeboren sein. Denn zuvörderst ist keine Kraft ihrem Raße nach eine in sich bestimmte und beständige, sondern jede kann durch Übung oder Nichtübung und durch die Art ihres Gebrauchs oder Mißbrauchs erhöht oder vermindert, zur Geschicklichkeit und Fertigkeit gebracht oder um Umgekehrte und zur Untauglichkeit herabgebracht werden. Es gibt sonach auch für den Willen eine Schule, ein Gymnasium zu seiner Ausbildung. Hiernächst ist der Wille seinem Wesen nach nichts Anderes als eine Anwendung der Vernunft selbst. Alles was die Vollkommenheit dieser im Erkennen mehrt, sowohl in Betreff der Richtigkeit und Menge des Durchachtens als der Geläufigkeit und Deutlichkeit des Denkens selbst, das steigert auch die Vorzüglichkeit des Willens. Da es nun eben die Aufgabe der Wissenschaft ist, durch die systematische Ordnung des zu Erkennenden sein Erkennen zu regeln und zu erleichtern, so kann man auch nicht ableugnen, daß die wissenschaftliche Bildung, die Aufklärung und Bereicherung der Erkenntniß eine Vorschule des Willens und dessen Bervollkommnung von deren Benutzung abhängig ist. Es kann und soll deshalb gelernt werden, wie der Wille sich erweisen und worauf er gerichtet werden muß, um ein menschenwürdiger, freier, vollkommener Wille zu sein oder vielmehr immer mehr zu werden. Für die Sphäre des Rechts hat solches allerdings nur den negativen Nutzen, daß der freie Mensch dadurch sich dem Zwange weniger aussetzt, daß er durch die moralische Nothwendigkeit des Sollens nicht sich in die physische Nothwendigkeit des Müßens selbst versetzt. Denn das Recht fragt eben darum, weil es auf seine äußerliche Gewährung ausgeht, nicht nach dem guten Willen dazu, sondern erzwingt dieselbe auch wider Willen. Für die Sphäre der Moral oder Tugendübung aber, wo es kein Müßen gibt, ist die Erkenntniß und Erhaltung des Sollens als Desjenigen, was eben den Willen aus innerer Nothwendigkeit der Einsicht also bestimmt, daß er nicht umhin kann es zu wollen, um nicht die Vernunft, das heißt sich selbst zu verleugnen, das Bestimmende und das Leben Regierende. Und weil die Moralität des Menschen nur dadurch unverfehrt erhalten wird, daß er überall will was er soll, so ist es für sie, zugleich aber auch für die Unverletzlichkeit des Rechts, von der höchsten Wichtigkeit, daß die Menschen einsehen lernen

und deutlich und vollständig wissen, was in den Vorkommenheiten des Lebens Rechtens ist, damit sie als freie solches Wesen erfüllen, nicht als gezwungene Sklaven. Wehe also der Wissenschaft, welche uns das Sollen und das Kennenlernen desselben als ein Hirngepinnst, als etwas Sinnloses darzustellen sich abzuwählen möchte! Denn gelingen kann es ihr nimmermehr, mit welcher dialektischen Kunst sie es auch anstellen möchte, weil diese Gewebe immer wieder von dem gesunden Menschenverstande zerrissen werden.

Es verhält sich mit der Wissenschaft und insonderheit mit der Philosophie wie mit allen Dingen in der Welt; ihr richtiger Gebrauch fördert, ihr Mißbrauch schadet, und je segensreicher jener ist, desto verderblicher dieser. Nicht hat der Philosophie, dem Streben nach Wahrheit und Weisheit, so viel Eintrag gethan als eben die Philosophen mit ihren kunstvollen Systemen und heftig angenehmen Grundsätzen. Denn anstatt den regierenden und beherrschenden Grundlag alles Wissens in diesem selbst aufzufuchen und sich desselben als analytisch zu verschaffern, ist irgend ein Satz, der eben dem Schöpfer eines neuen Systems dazu tauglich erschien, zum Principe desselben aufgestellt worden, wozu er jedoch nicht taugte, weil er selbst noch auf keiner festen Unterlage lag und welcher deshalb bald wieder verworfen worden ist, sobald dies entdeckt wurde. Um nun diesen Untergang der neuen Schöpfungen möglichst zu hindern, ist mit großer Emsigkeit danach gestrebt worden, das Verstehen und somit das Beurtheilen und Durchschauen durch eine künstliche Sprache und schwerfällige Zusammenstellungen in der Ausführung, durch feste Behauptungen und stolze Abfertigung der sich aufdrängenden Einreden zu erschweren und sich dadurch ein Ansehen zu verschaffen, das die Blindgläubigen mit Ehrfurcht und Enthusiasmus erfüllt, wie solches der Blindgläubigkeit eigenthümlich ist. Wenn diese Art, die Wissenschaft zu betreiben, ein Verdienst erwirbt, so muß eingestanden werden, daß die beiden jüngsten Philosophenschulen überaus darin vorgeschritten sind, wenn man auch füglich den Streit über den Vorrang, wie er geführt wird, ihnen lediglich überlassen kann. Niemand kann insonderheit die Genialität Hegel's verkennen. Sein größtes Verdienst ist, daß er die Ehre der Logik zu retten, die Nothwendigkeit eingeschalen hat. Aber leider hat er selbst aus der Logik eine ganz andere Wissenschaft gemacht als die, deren Kenntniß so sehr noththut, die reine Kenntniß der Formen des richtigen Denkens. Ist die Dialektik wieder nicht die Anleitung zum Gebrauche eben dieser Kenntniß, so muß sie sich zum geschicktesten Werkzeuge der Sophistik herabwürdigen und ist dazu um so geschickter, je unfähiger und willkürlicher ihre Formeln sind. So ist es von jeher gewesen und schon Sokrates wußte dies. Je freier sich ein Denker von Dem erhält, was dormalen für Dialektik galt, desto leichter wird es ihm sein, logisch richtig zu denken und dadurch die Wahrheit zu finden. 43.

M i s c e l l e n .

Sebastian Wirbig, Doctor und Professor der Medicin zu Moskau (gest. 1687), hatte ganz besondere Meinungen; denn außerdem, daß er überall Geister in der Natur anzutreffen wähnte, glaubte er: daß die Luft im Winter an einer febre algida, im Frühling an einer febre intermittens und im Sommer an einer febre calida continua laborire, wobei ihm nichts seltsamer vorkam als daß der Patient nach einer so vielfältigen und langwierigen Krankheit dennoch nicht stürbe.

Franz Sylvius, Lehrer der Rechtsfamkeit im Collège de Jurnay zu Paris in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, gilt für den Erfinder des Castrens der alten obscönen Schriftsteller. Er gab zuerst den Martialis „epurgirt“ heraus, welchem Beispiele hernach die Jesuiten bei ihren Ausgaben von Classikern folgten. 2.

Montag,

Nr. 159.

8. Juni 1846.

Das europäische Rußland.

(Beschluß aus Nr. 158.)

Auf der Breite von Moskau ändert sich der Naturcharakter des Landes, mindestens treten die Zeichen des Übergangs deutlich hervor. Die Tannenwälder verschwinden und Laubbäume werden immer häufiger; sie bilden eine natürliche Region, die aber auch als Region der Waldvernichtung gelten kann, indem gerade hier mit den Forsten von jeher so schonungslos umgegangen worden ist, daß von Moskau nach Süden hin geschlossene Wälder immer seltener vorkommen, aber an ihrer Stelle offene baumlose Flächen schon lange vor Erreichung des eigentlichen Steppenlandes um so häufiger sind. Die Eiche und mancher in Deutschland gewöhnliche Strauch deutet auf milderes Klima, und mit dieser Naturgrenze ist auch die Völkergrenze gegeben und deutlich wird die verschiedene Art des Ackerbaus und die sorgfältigere Benützung des Bodens. In den nördlichen Gouvernements wohnen die Finnen oder mindestens besteht ein ansehnlicher Theil der Bevölkerung aus Menschen, die, sichtbar vom finnischen Stamme entsprungen, russische Sprache und Sitten angenommen haben. Die Großen oder Moskowiter sind in jenen Gegenden nur Colonisten, die sich freilich nach und nach der Herrschaft bemächtigt haben. Jagd und Fischfang sind die Hauptbeschäftigungen der Bewohner jener an Flüssen, Seen und Wäldern reichen Gegenden, wo Obstbäume nicht gedeihen, der wenig einträgliche Ackerbau sich auf die gelichteten Strecken in der Nähe der Flußthäler beschränkt, der größte Theil des Landes aber unbewohnt ist. Im mittlern Rußland oder von Moskau an ist urbares Land mit Wald gemischt, Apfel und Birnbäume kommen da nur kultivirt fort, Kiefern aber sehr unvollkommene Früchte. Der Ackerbau ist hier die Hauptbeschäftigung der Bewohner des flachen Landes und in den größern Städten hat sich mannichfaltiger Gewerbefleiß entwickelt. Die dichtere Bevölkerung und die offnere Beschaffenheit des Landes haben hier auf das Thierreich, welchem weiter nördlich die Erde überlassen ist, so eingewirkt, daß die Jagd als Erwerb jede Bedeutung verloren hat; nur die großen Flüsse sind fischreich und den Anwohnern nützlich. Die dritte und süd-

lichste Region grenzt unmittelbar an das Steppenland. Sie wird bezeichnet durch wilde Birn- und Apfelbäume, ist ohne eigentliche Waldungen, denn Baumvegetation gedeiht da nur noch in den Sumpfniederungen und in den Tiefen der Flußthäler; ihr Klima ist so mild, daß Melonen und Wassermelonen im Freien gedeihen und der Weinstock angepflanzt werden kann. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist theilweise sehr groß, aber ganz abhängig von der Humusbedeckung, die bald in schmalen Streifen verläuft, bald weite Flächen bedeckt, und unter dem Namen der „schwarzen Erde“ nicht allein in Rußland berühmt ist, sondern auch wissenschaftliches Interesse erregt, indem ihre Erscheinung manches Räthselhafte hat und die Aufmerksamkeit der Geognosten verdient. Wo sie fehlt tritt der weiße und im Winde sich fortbewegende Flugsand hervor, wo sie aber die kahle Ebene gleichmäßig bedeckt, da bildet sie den äußersten Gürtel der Steppen und hierdurch das fruchtbarste Ackerland Europas. Ackerbau und Viehzucht sind die wesentlichen Beschäftigungen der Einwohner, die meist dem Stamme der Kleinrussen entsprossen sind, denn alle andern Gewerksquellen fallen weg als unbedeutend im Verhältnisse zu den erstgenannten. Früher allein von Nomaden durchstreift, hat dieser Theil des europäischen Rußlands nur durch die Strenge der Regierung eine fest angeordnete Bevölkerung erlangt, die ungern und nach langem Widerstreben ihre unstäten Wohnheiten aufgab. Am äußersten Südbende dehnt sich das Steppenland aus, welches unter uns weit besser gekannt ist als das düstere Waldland im Norden von Moskau und von unserm Reisenden nur an seiner Grenze berührt wurde. Wirklich mag auch nur der Nomade oder der Naturforscher sich auf diesen kahlen Ebenen wohlfühlen, die jedoch für den Leptern wegen der unglaublichen Gleichförmigkeit der Bodenbildung und der Thier- und Pflanzenwelt bald alles Interesse verlieren müssen. Das Innere des Steppengebiets ist stellenweise sehr unfruchtbar und so wasserlos, daß nur solche Gewächse auf ihm gedeihen können, welche ihre Wurzeln tiefer in den Boden einsenken. Auf der weiten, einförmigen und kahlen Fläche liegt die Einsamkeit der Wüste, die auf den Ungewohnten anfangs erhebend einwirkt, bald aber drängigt. Man legt manche Meile zurück ohne irgend etwas zu

gewahren, was zur Betrachtung auffoderte oder der Phantasie einen Anhalt geben konnte. In dieser leeren Abgeschiedenheit bieten die verloren dastehenden und fündenweit erkennbaren Heerden die einzige Abwechslung. Sie denken aber nicht auf die ersetzte Nähe des Menschen, denn allen Unbilden des Wetters ausgesetzt irren sie unter der Obhut einiger Hirten herum und nähern sich erst im Winter den weit verstreuten Dörfern. Der Reisende fliegt von raschen und fast unermüdblichen Pferden gezogen viele Meilen fort, ohne am geradlinigen Horizonte einen Wechsel zu gewahren, und gewöhnt sich mit Freuden jede armselige Hütte und jedes mit Kreuzen besetzte Hünengrab zu begrüßen, an welchen die Steppenbewohner Gräber auf uralten Grabstätten errichtet haben, denn sie verrathen die Nähe der Dörfer, die, unreinlich und unwohnlich genug, unter solchen Umständen willkommene Rastplätze sind. Das Loos der Steppenbewohner ist nicht beneidenswerth, es wäre wol sogar wenig besser als dasjenige der Bevölkerung der mittlern und nördlichen Provinzen, lastete nicht auf diesen der harte Druck der Regierung und der Grundherren, von welchen die kosakischen Stämme des Südens wenig empfinden. Das Klima des Landes ist nicht schön. Im kurzdauernden Frühling bekleidet sich zwar die Steppe mit lebhaftem Grün, allein bald verdorrt dieses unter dem brennenden Sonnenstrahle des wolken- und regenlosen Sommers. Der Herbst bringt andurchdringliche Nebel, der Winter aber große Kälte und Schneestürme und die Öde nimmt zu, wenn die Schneedecke sich festgelagert hat. Die Natur und die Beschäftigungsweise der Bewohner sind hier so einfach, daß außer der physischen jede menschliche Entwicklung gehindert sein muß und der gebildete Fremde sich unter solchen Umgebungen in kurzer Zeit nur unglücklich fühlen kann. Der Eingeborene freilich ist zufrieden, denn er trägt bewußtlos die Fesseln, welche die Natur hier für ihn bereitet hat. Er liebt das Land, obwohl es ihm wenig bietet und in ihm das Leben farblos verstreicht, ohne Wechsel von Hoffnung und Furcht, von Freude und Leid und ohne Verschiedenheit zwischen Vergangnem und Zukünftigem.

Über Rußland unter andern Gesichtspunkten als dem naturhistorischen zu berichten ist heutzutage ein Wagniß, dem sich der Friedliche nicht gern aussetzen wird. Wie vorsichtig der Berichterstatter auch zu Werke gehe, so wird er doch kaum vermeiden können, mit einer oder der andern Partei in Mißhelligkeiten zu gerathen, besonders in Deutschland, wo eine neu entstandene, umfangliche und begierig aufgesuchte Literatur dafür sorgt, den allerdings erklärlichen volkshümlischen Widerwillen gegen die Russen und ihre Regierung bis zu dem Grade der Leidenschaftlichkeit zu steigern, unter welchem jedes ruhige Urtheil aufhört. Auf der andern Seite stehen die Russen selbst, die keineswegs jene Gleichgültigkeit gegen fremdes Urtheil besitzen, welche, als Folge eines wohlgegründeten Selbstgefühls, in Europa nur dem schroffen Briten wirklich beizuhohn. Vielmehr lassen die Russen

sich gern rühmen; ihre Regierung sorgt dafür, daß dieses im Auslande geschehe, sie bemüht sich sogar, so weit als möglich, den Tadel zu hindern. Zu welchen Folgen diese ganz entgegengesetzten Bestrebungen geführt haben und wie von beiden Seiten die Wahrheit auf das rücksichtsloseste verletzt worden, wie man in den gewechselten Schriften sogar die Urtheilskraft der Lesewelt, die man zu bearbeiten gedachte, verhöhnt hat, ist schwerlich irgend einem ruhigen Beobachter entgangen. Ist man aber des Eindruck solcher unlautern Parteilichkeit müde, so begrüßt man mit wahrer Freude ein Buch, welches die großen Fragen nach Charakter und Zustand des Volks unter einem andern Gesichtspunkte und zwar dem naturhistorischen aufstellt. Zur richtigen Beurtheilung halbroher Völker ist Kenntniß der natürlichen Beschaffenheit ihrer Länder unentbehrlich, denn jene stehen mit der Natur noch in geradem Verkehr, sind von ihr abhängig und enthalten daher durch sie ihre Richtung. Zu solchen Anschauungen, die einst Herodot leiteten, die freilich aber einem Eustine fremd sind, muß sich Kenntniß der historischen Entwicklung und ihrer Störungen gesellen. Im Staats- und Volksleben Rußlands stehen widerstreitende Elemente miteinander im Kampfe, die nur Dem verständlich und in ihrer ganzen Wichtigkeit abschätzbar sind, der den ursprünglichen in Naturverhältnissen begründeten Volkscharakter und seine Umgestaltungen durch fremdartige Einwirkungen der letzten zwei Jahrhunderte getrennt zu betrachten weiß. Der deutsche Reisende hat sich auf diesen hohen Standpunkt gestellt und, wo es die Umstände erheischten, mit ruhigem Ernst und sichtbarer Billigkeit sein Urtheil über das russische Volk gefällt. Wir vermögen hier nicht seine Ansichten mitzutheilen, indem sie durch auszugswaise Behandlung verlieren müßten, können aber als allgemeines Resultat anführen, daß die Masse des Volks ihm keineswegs so positiv demoralisirt erschienen ist wie sie von Andern oft genug beschrieben wurde. Nur wo der dreihundertjährige Druck besonders stark gelastet hat wie im mittlern Rußland, da wird auch ein moralisch verwerflicher Zustand des Volks bemerklicher. Ungeachtet der langen Knechtschaft hat die Bevölkerung sich gewisse Eigenschaften erhalten, die man vielleicht manchem der westeuropäischen Völker wünschen möchte. Es liegt eine Biegsamkeit im russischen Charakter, die als Ursache mancher Tugenden aber auch mancher Fehler angesehen werden muß, hier es möglich macht heitern Sinnes die Unbilden eines überaus rauhen Klimas zu ertragen und mit unerschöpfter Geduld gegen die feindliche Natur anzukämpfen, dort aber auch Mangel an freiem Selbstgefühl hervorbringt. Wenige Nationen Europas würden seit 300 Jahren das Joch der Leibeigenschaft so ohne Charakteränderung getragen haben wie die russische. Nachahmungstalent ist eine gefährliche Seite ihrer Natur und bringt sie am ersten noch in Gefahr schnell vorschreitender Verschlechterung. Für die große Zahl der ländlichen Bevölkerung Rußlands gibt es eine Klippe, welche ihr Selangen zum

Selbstgefühl und somit zur Erhebung auf den Standpunkt der geachteten Nationen Europas bedroht. Es ist die Hierarchie der niederen Beamten, welche seit Peter sich über das Land ergossen hat, immer mehr an Zahl, Einfluß und Verdorbenheit zunimmt, schwerer als die Leibeigenschaft selbst auf Rußland lastet und die Aussicht in die Zukunft verbüßert. Sie ist so verwachsen mit der Staatseinrichtung, daß ihre Beseitigung an Unmöglichkeit zu grenzen scheint und nur in Folge der durchgreifendsten Umgestaltung des Ganzen eintreten könnte. Gehaßt vom Volke, verachtet und vermieden von den Unabhängigen unter den höhern Classen, gilt sie dennoch der obersten Gewalt für eine zwar unbecommene aber doch unentbehrliche Stütze. Ihr ist — und nicht zu Ehre der obersten Leiter — die Überwachung, die Beherrschung und die Erziehung des Volks überwiesen, und sie verhindert die Ausbildung eines Verhältnisses von gegenseitigem Zutrauen zwischen dem russischen Volke und dem übrigen Europa. Der bittere Haß und Ingrimm, die aus einem großen Theile der neuern Schriften über Rußland hervorleuchten, sind meistens nur Folgen der Verührungen mit den herrschenden Gewalten, nicht aber herleitbar aus dem Umgange mit den gehorchenden Classen. Auch über diese Erscheinungen, die sich freilich nicht allein von der naturhistorischen Seite auffassen lassen, hat sich Blasius verbreitet mit ruhiger Mäßigung zwar, aber auch mit der Offenheit eines Mannes, der sich durch einen vorübergehenden Auftrag nicht gebunden halten konnte, die eigene Gesinnung zu verleugnen und beizutragen zur Verhüllung der Wahrheit.

95.

Aus dem Nachlasse von Georg Heinrich von Berenhorst, Verfasser der „Betrachtungen über die Kriegskunst“. Herausgegeben von E. von Bülow. Erste Abtheilung. Dessau, Aug. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Da eigentlich nur drei Aufsätze*) in vorliegendem Werkchen als wirkliche Nachlasseditio erscheinen, alle übrigen aber schon bei Lebzeiten ihres geistreichen Verf. in verschiedenen Zeitschriften (namentlich in v. Archenholz' „Minerva“) zur Veröffentlichung gekommen sind, so würde auch der Titel einer Sammlung zerstreuter und nachgelassener Schriften des Verf. der „Betrachtungen über die Kriegskunst“ sich für den Inhalt bezeichnender erwiesen haben. Eine solche Ausstellung ist jedoch allzu splittterrichtend als daß sie das Verdienst des Herausgebers zu schmälern vermöchte. Ungleich erheblicher erscheint dagegen die Frage, ob nicht eine kritische und glossarische Wiederausgabe der gesammelten vorzüglichsten Berenhorst'schen Schriften einer bloß supplementarischen Nachlasseditio vorzuziehen gewesen wäre.

Es hat der Herausgeber (S. vi) seines sehr gut geschriebenen Vorworts sogar selbst hierauf hingewiesen, indem er uns folgenden Ausdruck einer militairischen Notabilität der Gegenwart mittheilt: „Berenhorst ist der classischste Schriftsteller über den Krieg, den wir Deutschen haben. Ich nenne ihn so, weil er nie veralten kann, wie es allen übrigen nicht allein ergehen kann, sondern auch ergehen muß, die ein System, welches mehr

in die Einzelheiten eingeht, aufstellen. Berenhorst dagegen zeigt in Allem, was er über den Krieg und das Soldatenwesen im Frieden in Bezug auf den Krieg sagt, immer nur auf den wahren, ewigen, unwandelbaren Mittelpunkt hin, den Geist, die geistige Kraft und Regsamkeit, welche die Krieger beliben muß, wenn Erfolg ihre Anstrengungen krönen soll, und warnt immer vor den Abwogen, welche zu allen Seiten die wahre Kraft eines Kriegsheeres gebrochen haben. Es gibt daher kein Buch, welches für den jungen Offizier belehrender, stärkender, geistig so aufrichtend wäre als Berenhorst. Ich würde es für einen wahren Gewinn achten, wenn zu Dem, was bis jetzt bekannt ist, noch Das hinzugefügt würde, was Ihnen aufzufinden gelungen ist; ja vorzugsweise dann, wenn es bei dieser Gelegenheit möglich wäre, eine Gesammtausgabe zu veranstalten, welche, ohne im Äußern vernachlässigt zu sein, sehr wohlfeil zu stehen käme, damit diese Schätze möglichst weite Verbreitung fänden.“

Wie wahr und treffend dieses Urtheil ist, davon kann man sich am besten überzeugen, wenn man z. B. Berenhorst's „Betrachtungen über die Kriegskunst“ zur Hand nimmt und es versucht, selbst einige auf die militairischen Zustände der Gegenwart Bezug nehmende Marginalien hinzuzufügen. Freilich noch ungleich ersprießlicher würden die hieraus abzuleitenden Lehren und Warnungen sich erweitern, wenn Berenhorst jene 1706 angefertigten Betrachtungen 1846 selbst zur erneuten Auflage zu bringen im Stande sein würde. Aber wenn er noch unter den Lebenden weilt, in der ganzen Frische seines starken Geistes, würde er wol wieder solche Betrachtungen oder nicht vielmehr bloße Verwunderungen über die Ausartung der Kriegerbildung und des kriegerischen Geistes in der Mitte des 19. Jahrhunderts veröffentlichen?

Wenn es nämlich einen Kenner menschlicher Vorurtheile nicht befremden mag, daß Vorfälle wie z. B. bei Kollwitz wesentlich dazu beigetragen haben, zu einer irrigen Auffassung der Feuerart zu verleiten und es veranlaßten, im Minutismus d. h. in der Fähigkeit 5—6½mal in der Minute zu feuern und zu laden, den Gipfel der Vollkommenheit zu erblicken, so wird es ihm auch bald klar werden, daß eine solche Fertigkeit nur bei automatenhafter Dressur des einzelnen Mannes zu erzielen stand, und diese wieder nur bei äußerster Härte und Dienstklaue herbeizuführen war, und er wird daher auch allmählig ein richtiges Verständniß gewinnen, wie ein an sich keineswegs unvernünftiges Princip durch eine Kettenreihe einzelner Übertreibungen auf eine völlig sinnlose Weise auszuarten vermochte. Dagegen versuche man aber einmal über den heutzutage als Gradmesser aller militairischen Ausbildung geltenden, zu jener Zeit aber völlig ungeübten und unbekanntem Parademarsch ähnliche Untersuchungen anzustellen. Welches Princip liegt diesem zu Grunde? Doch wol kein anderes als daß eine vollendet und von innen heraus ausgebildete Truppe in allen ihren Handlungen, also auch im Vorbeimarsch in größern oder kleinern Abtheilungen, die ihr inne wohnende kriegerische Haltung zeigen werde. Sieht man aber in Betracht, wie ein solcher schnurgleicher Vorbeimarsch sehr leicht, ja ungleich sicherer durch eine Abrihtung herbeizuführen ist, die jede Ausbildung von innen heraus, ja jede sonstige Rancourwirksamkeit gänzlich bei Seite stellt, und es mithin gestattet, diese Probe der kriegerischen Tüchtigkeit, auch bei gänzlichem Unkenntniß jeder andern Evolution, mit zugedöhten Bündelröhren und festgenieteten Ladestöcken abzuleisten, so hört jede weitere Betrachtung um so mehr auf, weil man sich vergebens abmüht zu erforschen, wo dieses Gebahren auch nur die kleinste Wurzelfaser haben möchte, die es als Ausartung irgend eines verblendenden Vorkommnisses auf irgend einem Kriegsschauplatze darstellen könnte.

Freilich, hätte Bonaparte statt mit seinen Grenadieren auf die Brücke von Lodi loszustürmen, solche vor Debottendorf im Parademarsch in Regimentscolonnen vorbeizuführen und dieselben in der Überzeugung, Truppen von solcher Haltung unmög-

*) 1. „Sur Geschichte der Betrachtungen über die Kriegskunst“; 2. „Relation de la bataille de Torgau“ und 3. „Militairisch-pollitische Fragmente.“

sch widerstehen zu können, Hals über Kopf den Rückzug angetreten, hätte Diezjar-Pascha in St.-Jean d'Acree voll Hochmuth behauptet, daß seine Krnauten, wenn sie nur wollten, einem ebenso guten Parademarsch als die Franzosen machen könnten, und in der Befestigung dieses Glaubens so hartnäckig widerstanden, wären vor Allem die Fahnen Friedrich's in einem olympischen Preisringen um den besten Parademarsch auf den Feldern von Jona und Kuerhadt in den Staub gesunken, auf jenen von Wabsthatt, Leipzig, Ligny und Bellealliance aber wieder erhoben worden, dann, ja dann allerdings wäre die Sache eine ganz andere und dann ganz begründlich, warum auch solche Regiments- und Bataillonsoommandeure, welche nur das Wort Praxis im Munde führen, doch nichts Anderes treiben als? Theorie und?? — Parademarsch!

Denn kein Ausdrück ohne ihn. Die zu Felddienstübungen entsendeten Hauptleute, was treiben sie? in irgend einer Terrain-Palte — Parademarsch, die Unteroffiziere in allen Gängen und Winkeln der Casernenhöfe — Parademarsch. Und all dieses? weil trotz allen Geschreis dagegen fast sämtliche Vorgesetzte vom General bis zum Corporal die Leistungen ihrer Untergebenen nur nach dem Parademarsch zu beurtheilen gelernt haben und nur nach diesem Maßstabe selbst beurtheilt werden. Doch ist nicht unser Zeitalter ein solches der Lüge und Täuschung par excellence? und muß daher nicht eben deshalb auch der Parademarsch — weil er äußerlich eine Haltung vorpiegelt die innerlich fehlt — ganz nothwendig eine große Geltung finden? Doch genug für diesmal über die Ausartung unserer heutigen Kriegerbildung.

Die hoffentlich bald erscheinende zweite Abtheilung des vorliegenden Werchens und die darin verheißenen Selbstbekenntnisse Berenhorst's werden Ref. vielleicht Gelegenheit geben, einige ähnliche Betrachtungen über den kriegerischen Geist und über das Kriegerleben in unsern Tagen zu äußern, und die (hin und wieder durch politische Obhut gegen Ausartung und Fehltritte geschirmte) edelhühne Ritterlichkeit des letzten mit der von Berenhorst so sehr beklagten vor hundert Jahren vorherrschenden heillosen Rohheit desselben in Parallele zu stellen. Freilich ist Berenhorst, um Berlinisch zu sprechen, vorzugsweise eine negierende Subjectivität, und es wird daher das Anpreisen seiner Betrachtungsweise nicht allenthalben wohlgefällig ins Ohr fallen. Aber Berenhorst's Regiren erheischt bei Lichte gesehen doch eigentlich nichts Anderes als den kranken Unsinns todzuschlagen, damit er den gesunden Sinn nicht auffresse, und das sollte wol am Ende in einem Zeitalter nicht gar zu schwierig fallen, wo selbst der Ritterheim und der Schnappack zur Verständigung über ihre Vorzüge zu gelangen vermochten, und im trauesten Bruderbunde, vereint, den steilen Pfad der Ehre und Tugend wandeln. 10.

Bibliographie.

Birch, C., Ludwig Philipp der Erste, König der Franzosen. Darstellung seines Lebens und Wirkens. 2te vermehrte und bis auf die neueste Zeit fortgeführte Auflage. 1te und 2te Lieferung. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 12 Ngr.

Denkwürdigkeiten der Lady Esther Stanhope. Erzählt von ihr selbst in Unterredungen mit ihrem Arate; Anekdoten und Meinungen über die bemerkenswerthesten Personen ihrer Zeit. Nach der 2ten Ausgabe für deutsche Leser bearbeitet und übersetzt von Birch. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. 1 Thlr.

Gerstäcker, F., Die Regulatoren in Arkansas. Aus dem Balbleben Amerikas. Drei Bände. Leipzig, Vereinsverlagbuchhandlung. 8. 5 Thlr.

Pacländer, F. W., Reise in den Orient. 2te verbesserte Auflage der Daguerrotypen. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 8. 27 Ngr.

Pinner, Propectus der, der Odessaer Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer gehörenden ältesten hebräi-

sehen und rabbinischen Manuscripte. Ein Beitrag zur biblischen Kregese. Odessa. 1845. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pohlmann, A. W., Historische Wanderungen durch Langermünde. Ein Beitrag zur Kunde der altmärkischen Vorgeit. Aus archivalischen Nachrichten und Urkunden bearbeitet. Langermünde, Doeger. 8. 1 Thlr.

Prechtler, D., König Heinrich von Deutschland. Historisches Drama in fünf Acten. Wien, Klang. 8. 20 Ngr.

Preußler, K., Über Raderziehung und Radschulen, in Bezug auf die bereits aus der Schule entlassene gereifere Jugend. 2te Ausgabe. (Mit einem Nachtrage versehen und zugleich als 2tes Heft der Schrift: „Über Jugendbildung“, geltend.) Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.

Reisen in den Rhod, in mehrere Sterne und in die Gegend. Geschichte einer Sonnambule in Weilheim an der Leck im Königreiche Würtemberg. Ein Buch, in welchem Alle über das Jenseits wichtige Aufschlüsse finden werden. 6te Auflage. Heilbronn, Landherr. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Silfworthskjöld, T. v., Krönung und Huldigung Oscar I., Königs von Schweden und Norwegen, und der Königin Josephine M. M. in Stockholm am 28. Sept. 1844. Nach amtlichen Nachrichten und eigener Anschauung. Nebst einem Anhang: Ursprung, Geschichte und Beschreibung der schwedischen Ritterorden. Mit 15 colorirten Abbildungen. Berlin, Morin. 1845. Gr. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.

Simon, C., Allgemeine Aesthetik. Ein wissenschaftlicher Ueberblick des Schönen überhaupt, und aller bauenden Künste insbesondere, worin zugleich der schöne Geräthschaftsbau und die Ausschmückungskunst zum ästhetischen Aufschwunge der Industrie als besondere Künste in das Gebiet der Aesthetik eingeführt, und in theoretisch-praktische Untersuchungen gehoben werden. Wien. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Simrock, K., Doctor Johannes Faust. Puppenspiel mit Aufzügen. Hergestellt von ic. Frankfurt a. M., Winter. 8. 15 Ngr.

Der alte Soldat. Lieder und Gedichte für die Landwehr- und Linien-Truppen zu Krieges- und Friedenszeit. Kewid, Lichters. 16. 2 Ngr.

Tegner, C., Arel. Romanze. Nach dem schwedischen Original und in dessen Versmaasse überfetzt von C. Schilling. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. 21 Ngr.

Das Urenangelium oder das Leben Jesu Christi nach der Uebereinstimmung der vier Evangelien. Barmen, Falkenberg. 8. 10 Ngr.

Tageliteratur.

Böckel, C. G. A., Predigt zur dritten Säcularfeier des Todes Luther's. Oldenburg, Sonnenberg. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.

Brennglas, A., 1845 im Berliner Buchladen. Hamburg, 8. 7 1/2 Ngr.

Burger, Abschiedspredigt. 2te Auflage. Fürth, Schmid. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Jesuiten und der Ultramontanismus in der Schweiz von 1798 bis 1845. Aus der „Allgemeinen Hallischen Literaturzeitung“ besonders abgedruckt und herausgegeben mit einem Vorworte von J. Gehr. Liefel, Honegger. Gr. 8. 5 1/2 Ngr.

Krausold, Gedächtnispredigt zur 30jährigen Feier des Todes Dr. M. Luther's. Fürth, Schmid. 12. 2 Ngr.

Magerstedt, A., Die zwei Jünger Jesu auf ihrem Wege am Auferstehungstage. Predigt. Sondershausen, G. pel. Gr. 8. 1 Ngr.

Morning, R., Die pantheistische Tendenz des Christenthums. Ein Beitrag zur wissenschaftlichen Beurtheilung der neuesten kirchlichen Bewegungen. Leipzig, Gebauer. Gr. 8. 14 Ngr.

Philo, W., Reden und Gesänge bei Pestalozzi's Säcular-Geburtsfeier im königlichen Seminar zu Erfurt. Berlin, Estlin. Gr. 8. 8 Ngr.

Dienstag,

Nr. 160.

9. Juni 1846.

Die preussische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Oestreicher.

Dritter Artikel. *)

Unser Verf. stellt sich nun die Aufgabe, zu beweisen, daß für Preußen eine Constitution nicht nur unschädlich, sondern daß dasselbe ohne Constitution eben all den Übeln und Gefahren ausgesetzt sei, die man von einer Constitution befürchten zu müssen glaube. Gehen wir etwas näher auf sein Raisonnement ein.

Zuerst mag hier eine allgemeine Bemerkung über die Art und Weise am Plage sein, wie der Verf. operirt. Die Gründe, welche der Ertheilung einer Constitution entgegen stehen, sind nämlich doppelter Art. Sie zerfallen in solche, zu denen man sich offen bekennt, mit denen man öffentlich streitet, und auf der andern Seite in solche, die man sich laut auszusprechen scheut. Auf diese letztern nun nimmt der Verf. gar keine Rücksicht. Er berührt sie nicht einmal, geschweige daß er den Versuch machte sie zu widerlegen. Und doch sind es eben diese geheimen, im innersten Herzen gehegten Motive, welche ein weit größeres Gegengewicht in die Waagschale legen als alle jene ostensibeln Gründe, die man wissenschaftlich aufspürt und meist nur zum Scheine ins Feld führt, während man im Grunde des Herzens selbst herzlich wenig an sie glaubt. Mag es sein, daß der Verf. zu gutmüthig arglos ist, um diese Scheingefechte für Das zu erkennen was sie wirklich sind, oder mag er aus guter Absicht die geheimen Triebfedern ignoriren, welche der Einführung einer Verfassung in Preußen mit consequenter Starrheit entgegenarbeiten, so ist doch so viel gewiß, daß seine gründlichen und berebten Deductionen durch dieses Sachverhältnis häufig etwas von der Natur eines Kampfes mit Windmühlen annehmen. Er sucht den Feind nicht da auf, wo er mit seiner eigentlichen Heeresmacht wirklich steht, sondern in einzelnen vorgeschobenen Stellungen, auf deren Behauptung es jenem zuletzt selbst wenig ankommt. Es ist schade um den Aufwand so vieler schönen Mittel, wodurch selbst im Falle des Gelingens doch nur herzlich wenig erreicht wird. Der Streit verliert offenbar an Interesse und an

dem rechten Ernste; es ist kein Kampf auf Leben und Tod, wie er es doch eigentlich sein sollte. Der Verf. zielt nicht nach der Ferse des Achilles; er weiß den Gegnern keine tödliche, nie verharfende Wunde im innersten Siege des Lebens beizubringen. In den Augen des großen Publicums, welches dergleichen gutmüthige Scheingefechte liebt, welches aber in seiner feigen Unwahrheit jedes Mal zusammenschauert, sobald man mit harter, rücksichtsloser Hand die volle Blöße aufdeckt, mag das zu seinen Gunsten sprechen. Uns wäre es lieber gewesen und wir halten es auch für förderlicher, wenn er dem Feinde ohne weiteres das Messer an die Kehle gesetzt hätte, unbekümmert um das böse Blut was dadurch aufgeregt wäre.

Nach dieser allgemeinen charakterisirenden Bemerkung wollen wir die Streitfragen, die der Verf. aufwirft, etwas näher ins Auge fassen.

Die Feinde des Volksrechts behaupten bekanntlich immer mit Genz:

Repräsentative Verfassungen haben die beständige Tendenz, das Phantom der sogenannten Volkssouverainetät, d. h. der allgemeinen Willkür an die Stelle der bürgerlichen Ordnung und Subordination und den Wahn allgemeiner Gleichheit der Rechte, oder — was um nichts besser ist — allgemeiner Gleichheit vor dem Rechte an die Stelle der unverteilbaren, von Gott selbst gesifteten Stände- und Rechtsunterschiede zu setzen.

Gegen diese Behauptung wendet der Verf. die ganze Kraft seiner Dialektik. Er sucht nachzuweisen, wie die Würde und das Ansehen des monarchischen Principis, wie Ordnung und Subordination unter das Gesetz, wie verschiedene Gliederung der Stände gar wohl mit einer Verfassung vereinbar seien. Als schlagendes Beispiel für diese Behauptung führt er England an, wo neben oder eigentlich über der lebendigsten Berechtigung des demokratischen Elements die Monarchie in einer Festigkeit, Würde und Erhabenheit stehe wie in keinem einzigen der absoluten Staaten. Und diese herrliche Stellung der britischen Monarchie stütze sich nicht auf geheime Policei und geheime Justiz, nicht auf stehende Heere und auf Censur, sondern auf die freiwillige Ergebenheit und Ehrfurcht des Volkes. An dem Beispiele Englands, meint er, könnten sich unsere Regierungen eine schöne und heilsame Lehre nehmen. Das ist nun Alles recht schön und wahr, aber im Grunde sicht

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 99 — 103 und Nr. 125 — 126 d. Bl.

der Verf. doch ziemlich ins Blaue hinein. Denn daß alle diese guten Dinge möglicherweise mit einer freisinnigen Verfassung gar wohl bestehen können, das möchte so leicht Niemand bezweifeln. Es handelt sich um etwas ganz Anderes. Es fragt sich, ob die absolute Fürstenmacht mit ihrem *Car tel est notre plaisir*, ob eine allmächtige bürokratische Beamtenhierarchie, die nach oben hin unterwürfig, nach unten hin despotisch, mit Repräsentativverfassung sich vereinigen läßt. Und diese Frage wird unser Eitricher selbst schwerlich mit Ja beantworten können. Oder glaubt er in seiner Unschuld, daß es sich bloß um die gesetzliche Ordnung bei dieser Streitfrage handle? Wenn heute die Weltregierung selbst sich herbeiließe, den jetzigen preussischen Nachhabern eine zehnmal größere Sicherheit der bürgerlichen Ordnung im preussischen Staate für alle Ewigkeit zu garantiren, unter der Bedingung, daß Fürst und Beamtenwelt sich denjenigen Beschränkungen unterwürfen, wie sie in England bestehen, glaubt er, daß diese dadurch auch nur im mindesten für die Ertheilung einer Verfassung geneigter gestimmt werden würden? Wir wenigstens sind vom Gegentheile fest überzeugt. So schön und erhaben die Stellung der jetzigen Königin von England in unsern Augen auch ist, so sind wir doch versichert, daß der preussische Monarch sie nicht mit seiner eigenen vertauschen möchte, daß er einen solchen Antrag vielmehr mit mitleidigem Lächeln zurückweisen würde. Der Verf. scheint sich in die Gefühlswelt absoluter Fürsten nicht versetzen zu können. Ihm erscheint die Stellung des Königs von England schön und erhaben; es gibt andere Leute, denen sie dagegen niedrig und verächtlich vorkommt. Auch Karl I. von England hielt es bekanntlich mit seiner Ehre nicht verträglich, ein bloßer „Schattenkönig“ zu sein. Und was anders als ein Schattenkönig ist der Souverain von England in den Augen unserer Absolutisten? Der Verf. geht von ganz andern Prämissen aus als die absolutistische Gefühlswelt es thut. Jener baut sein Raisonnement auf das Staatswohl, diese auf die königliche Machtvollkommenheit. Bei so verschiedenen Standpunkten ist aber an keine Verständigung zu denken. Der Verf. hätte beweisen müssen, daß die unumschränkte Fürstengewalt durch eine Repräsentativverfassung nicht im mindesten laidirt werde, wenn er die Gegner hätte belehren wollen. So lange ihm dieser Beweis nicht gelingt, wird ihm alles Andere wenig helfen.

Und was die preussische Beamtenhierarchie betrifft, vom Minister bis zum Gendarm, glaubt er diese Herren dadurch für eine Repräsentativverfassung zu gewinnen, wenn er ihnen nachweist, wie in England die Ehrfurcht vor dem Gesetze zum allerwenigsten ebenso groß sei wie in Preußen? Auf die Ehrfurcht vor dem Gesetze kommt es diesen Herren zum großen Theil wol weniger an als auf die Devotion vor der Person. Ein preussischer Minister wird mit Robert Peel ebenso wenig zu tauschen Lust haben wie ein preussischer Gendarm mit einem englischen Constable. Wenn Robert Peel eines schönen Mor-

gens eine Stimme zur Majorität im Parlamente setzt, so ist er am andern Tage nichts als ein einfacher Privatmann, ohne Pension und ohne Titel. Er hat aufgehört Ehrenknecht zu sein, sowie der Constable anstatt Constable zu sein, nachdem er entlassen worden. Und ist die Amtsführung in England mit Unannehmlichkeiten verbunden, die weder ein preussischer Minister noch ein preussischer Gendarm zu ertragen vermöchten. Welcher preussische Minister wäre nicht längst am Galgenhacker gestorben, wenn er nur den zehnten Theil der öffentlichen Angriffe über sich hätte ergehen lassen müssen, die Robert Peel bereits ausgehalten? Und welcher preussische Gendarm möchte noch länger Gendarm sein, wenn jeder Bürger sich ihm widersetzen dürfte, sobald er zufällig einmal die engen Grenzen seiner gesetzlichen Befugnisse überschritte? Was sollte überhaupt aus der ganzen Staatscarriere in Preußen werden, wenn wir ein englische Verfassung bekämen? Wie wollten die Beamten ihre Söhne noch mit Sicherheit versorgen, wenn vielleicht die Hälfte der Stellen einginge? wenn das bequeme Anciennetätprincip aufhörte? wenn die bei Examina nicht mehr genügten? u. s. w. Diese Bedenkllichkeiten hätte der Verf. aus dem Bege räumen sollen, wenn er den unüberwindlichen Widerwillen der Geger einer Repräsentativverfassung hätte besiegen wollen.

Der Verf. beklagt sich darüber, daß man hier so gewöhnlich das Beispiel Britanniens überginge und allerdings auf die nicht sehr einladenden Verhältnisse Frankreichs hinwiese. Abgesehen nun von der bedauerlichen Übertreibung, mit der man die dortigen Zustände schildert, als ob sich gar Niemand mehr mit Sicherheit schlafen legen könnte, so müßte man die in Frankreich vorhandene Sährung als Das betrachten, was sie sei, nämlich als traurige aber natürlich notwendige Nachwirkung des furchterlichen Wustkamps gegen den Despotismus, zu welchem das in Frankreich Jahrhundert lang so arg mißhandelte demokratische Princip gezwungen worden wäre. Frankreich habe die Aufregung dieses Kampfs noch nicht überwunden, ja der Kampf selbst sei noch nicht beendigt, das demokratische Element sei in Frankreich noch nicht zur natürlichen Ruhe, noch nicht zum Vertrauen gekommen. Deshalb sei Frankreich noch immer keine echt constitutionelle Monarchie. Wenn also andere, namentlich deutsche Regierungen den französischen gleiche oder auch nur ähnliche Gefahren fürchteten, so hätten sie eben nichts Wichtigeres und Anglegenlicheres zu thun als dem demokratischen Element die freie, naturgemäße Thätigkeit zu gestatten. Nur wenn dieses nicht geschehe, sei Gefahr vorhanden, daß auch in Deutschland die Volkskraft krankhaft anwachs; und diese Krankheit könne allerdings so schlimm werden, daß die Zerstörung des ganzen Organismus erfolge. Aber dem Ausbruche der Krankheit vorbeugen, sei auch in politischer Hinsicht die beste Heilart.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarhistorisches Taschenbuch. Herausgegeben von H. C. Prus. Dritter und vierter Jahrgang. Hannover, Riud. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Was man schon öfter über die poetischen Erzeugnisse von Prus ausgesprochen hat, daß sie nämlich sämmtlich, welchen mehr oder weniger der Vergangenheit angehörigen Stoff sie auch ergriffen haben mögen, von den Tendenz und dem Geiste der Gegenpart befecht werden, das läßt sich mit demselben Rechte auch über seine literarhistorische Thätigkeit sagen, und zwar leidet es bei ihr nicht allein da seine Anwendung, wo sie selbst schafft und eigene Producte liefert, sondern auch wo sie nur sammelt und zusammenstellt. Wie schon die beiden ersten Jahrgänge seines „Literarhistorischen Taschenbuch“ diese unmittelbare Beziehung zu den Bestrebungen und Bewegungen der Zeit auf das entschiedenste ausdrücken und fast keinen Aufsat bieten, der nicht wenigstens mit mannichfachen Hinblicken auf gegenwärtige Zustände abgefaßt wäre, so huldigen auch die uns hier vorliegenden beiden Jahrgänge durchaus derselben Richtung, und obwohl die in denselben behandelten Thematata fast sämmtlich der Vergangenheit entlehnt sind, so stehen sie doch zu den herrschenden Tagesfragen in der innigsten und nächsten Beziehung und legen unverkennbar an den Tag, daß es den Verfassern bei Wahl und Ausführung derselben keineswegs bloß darauf ankam, über irgend eine Persönlichkeit oder Epoche der Literaturgeschichte als solche nähere Aufschluß zu geben, sondern daß es ihm vielmehr darum zu thun war, gewisse verdächtige Zeitideen mit dem Pisse und Legitimationschein einer unverdächtigen Vergangenheit in die Welt zu schicken. Sogleich der erste Aufsatz des dritten Jahrgangs: „Theodor von Hippel und seine Lehre vom christlichen Staat“, von J. Kupp, ursprünglich eine in der Deutschen Gesellschaft zu Königsberg gehaltene Rede, rechtfertigt diese unsere Behauptung schon in seinem Titel; denn unwillkürlich werden wir durch denselben an den von oben herab beliebten und geltend gemachten „christlich-germanischen“ Staat erinnert, und wenn wir um deswillen von vornherein die Vermuthung hegen, daß der Aufsatz nicht ohne Seitenblick auf diese neueste Selbsttaufe geschrieben sei, werden wir uns bei näherer Kenntnissnahme desselben durchaus nicht getäuscht finden. Zwar drückt der Verf. desselben dies nirgend mit Worten aus, vielmehr hält er sich in seiner ganzen Darstellung streng an das Object und weiß jede parabasenartige Rußanwendung zu vermeiden; aber trotzdem drängt sich uns, indem wir die Entwicklung der Hippel'schen Ansicht lesen, unabwiesbar eine Reihe von unausgesprochenen, nur zwischen den Zeilen zu lesenden Gedanken auf, deren summarischer Inhalt etwa so lautet: „Seht, das ist ein christlicher Staat, und wenn ihr einmal auf diesen Namen für euren Staat Anspruch machen wollt, so habt ihr auch diese von einem an Geist und Erfahrung reichen Manne vorgezeichneten Bedingungen zu erfüllen!“ Die Aufzählung dieser Bedingungen bildet den eigentlichen Kern der Rede und sind ihnen nur eine kurze Biographie und Charakteristik Hippel's voraus, sowie Andeutungen über die socialen Principien desselben nachgeschickt. Die Grundlinien der Hippel'schen Ansicht sind nach Kupp's geist- und lichtvoller Mittheilung im Auszuge folgende:

Das Christenthum ist über die Erkenntniß der alten Weisen hinausgegangen, indem es Gott als Vater darstellt, der alle Geschöpfe und Menschen liebt, und indem es eine allgemeine Bruderliebe unter den Menschen zu bewirken sucht. Die beiden Haupt- und Grundbedingungen des christlichen Staats sind also die: 1) Seine Gesezgebung muß wie die göttliche eine väterliche sein, und 2) es muß ihr eine weltbürgerliche Absicht zum Grunde liegen. Die erste dieser Bedingungen zerfällt wiederum in fünf Sätze, von denen jeder weiter erläutert wird. Der erste derselben lautet: „Der Vater, dem die Pflicht der Erziehung ein Recht gibt, die freien Handlungen der Kinder zu bestimmen, befehlt nicht, damit gehorcht werde, sondern weil es das Beste seiner Familie so fodert.“ Hierzu

wird unter Andern angeführt: „Die Ältern geben während der ersten Jahre den Kindern Vorschriften, ohne den Grund derselben anzuführen; aber sie wenden Alles an, diese Zeit so viel als möglich abzukürzen, weil sie wissen, daß ihre Mühe erst dann von dem rechten Erfolg gekrönt sein wird, wenn die Kinder Grund und Zusammenhang der Vorschriften erkennen. Darum darf in einer väterlichen Regierung bei den Gesezen nie der eigentliche Grund derselben weggelassen, am wenigsten aber durch hohe Titel und Gewaltandeutung ersetzt werden.“ Der zweite Satz verlangt: „Die Strafe des Vaters darf nichts Anderes als die Besserung der Kinder bezwecken“, und es wird unter Andern daraus gefolgert, daß alle diejenigen Strafen auszuschließen seien, welche beweisen, daß der Staat die Erziehung der Bürger ausbe, z. B. die Landesverweisung und die Todesstrafe. Auch das Abtaufen der Strafen durch Geld, körperliche Bücktigung und die Begnadigung werden demgemäß verworfen. Der dritte Satz: „Ältern suchen ihre Kinder mehr durch Vorbild und Beispiel als durch Anordnungen zur Erfüllung des Gesezes zu leiten, und darum gründet sich die Beobachtung des Gesezes bei den Kindern nicht auf Furcht oder Gewalt, sondern auf Liebe und Achtung“, wird unter Andern durch folgende Stelle erläutert: „Friedrich's des Großen Muth und Selbstbeherrschung, Mäßigkeit und Pflichttreue haben mehr gewirkt als seine Gesezbücher. Fleiß und Mäßigkeit, sagt er, dies Paar Staatscardinaltugenden, können durchaus nicht durch Geseze; sondern müssen durch Beispiel des Regenten in Umlauf gebracht werden. Denn etwas dem gemeinen Mann verbieten, wodurch sich der Regent und seine Gesellschaft, es sei nun in Purpur und köstlicher Kleidung oder im alltäglichen herrlich und in Freuden Leben, auszeichnet, heiße gekünstlich die Begierden reizen.“ Zum vierten Satze, der sich über den Ton der Geseze ausspricht, wird hinzugefügt: „Nach der Lehre des Stifter's der christlichen Religion waren die Gebote Gottes Rathschläge, seine Verbote väterliche Warnungen und die Pflichten kindliche Liebe. So darf der Ton der Geseze in den väterlichen Regierungsformen nicht einen bloßen Gebieter verrathen. Wenn Geseze unter Donner und Blitzen, wenn sie im Imperativo gegeben werden, so mästen sie, auch wenn sie von den Weisesten kämen und von den Gerechtesten im Volke ausgeübt würden, schon wegen dieses Tons anstößig werden. Ein Rath mit Hinweisung auf eine in der Natur der Sache liegende Strafe für den Ubertretungsfall ist die schicklichste Art, Menschen, die frei geboren sind, Geseze zu geben. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er sich nicht befehlen, sondern nur raten lassen will, und die väterliche Regierung spricht ihm dieses Wohl, zu dem ihn Gott erhob, nicht ab.“ Der fünfte Satz endlich lautet: „Der Vater überträgt seinen älttern, erfahrenern Kindern das Amt, auf seine Anordnungen zu halten, die Ubertretung zu ahnden, Streitigkeiten beizulegen. Dies Geschäft wird aber nicht ihm zu Gefallen, noch weniger wegen Ehre und Gewinn, sondern aus Achtung vor dem Geseze übernommen“, und wird von folgenden Erläuterungsätzen begleitet: „Von den Beamten würde eine väterliche Regierungsform verlangen, daß sie aufhören, Maschinen und Lohnbdiener zu sein. Wenn der Vater den älttern und erfahrenern Mitgliebrern seiner Familie den Auftrag gibt, ihn in der Regierung des Hauses zu unterstützen, so thut er es, weil er weiß, daß sie den Zweck der Regierung kennen und in ihrem Kreise der Absicht des Ganzen oft besser entsprechen werden als er selbst es könnte. Wenn dem Beamten muß jeder Schritt, den er thun soll, vorgezeichnet werden, so erschwert er Dem, der das Ganze leitet, die Arbeit, statt sie ihm zu erleichtern; und doch sucht der Vater Erleichterung, weil er auch den Kindern gegenüber nie vergißt, wie beschränkt seine eigene Kraft ist.“ „Endlich ahmt die väterliche Regierung auch darin dem Verfahren des Vaters nach, daß sie es wie dieser gern sieht, wenn das jüngere Kind sich nach eigener Wahl zu dem unter den älttern Geschwistern hält, zu welchem es das meiste Vertrauen hat, mit andern Worten:

das Volk nicht sich bei den Wahlen der Staatsbeamten betheiligen als der Fürst, denn die Rechte des Lebens, denen jene Beamte dienen sollen, zu fern liegen." „Mit ein Gespinnst ist der Mensch schmeichelt, Knechtung, der Mensch vorzugs weise und ist gar nicht, A. 164. und endlich in eingetragt; in gleich sagen und er zur Majestät und ein Gott auf Erden, trägt er nicht als einer höchste Gottes Dahn an sich, ist unbilllich, wenig besonnen. Man kauft einen großen Fehler, wenn man den Landesherrn „großmächtig“ nennt. Das Volk allein verdient diesen Namen. Vollkommenheit können regierende Herren haben, vieler Besorgnis würde sie außerordentlich haben und zugleich erinneren, daß sie Alles zum Beste haben, was sie haben, daß sie eigentlich das Ebenbild des Volks tragen und dies das Ebenbild Gottes." „Ebenbild die regierenden Herren der Staatsämter ist ein Wort und Begriff herangezogen haben, daß sie die Kinderliebe entgegen haben, es ist es Zeit, sie auf einen andern Fuß zu setzen und dergleichen politische Einrichtungen, welche sich nach der Bedeutung der Seiten und der Betrachter richten, oder Staatsorganismen zu treffen. Weber vöthliche noch moralische Lehren macht, weder Städte noch Weiden kann das Recht erheben; jeder Mächtige und Reich kann sehr bald einen Mächtigeren und Reicheren finden, und endlich kann Macht und Reichthum nur in Einem so groß gedacht werden, daß sie von verbundener Macht und gesammelter Reichthum Nichter nicht übertroffen werden sollte."

Wer sieht aus diesen Stellen nicht heraus, daß mit den Seiten, die darin anzuschlagen werden, noch ganz andere mitleiden? Und an ähnlichen beziehungsreichen Ansprüchen läßt es der Verf. auch in der zweiten Abhandlung, wo er sich über die weltbürgerlichen Zwecke der christlichen Staatsgesetzgebung verbreitet, nicht fehlen.

Wir müssen abbrechen und die nähere Kenntnissnahme des sehr interessanten Aufsatzes den Lesern selbst überlassen, um zu einem andern überzugehen, der ganz mit derselben Tendenz geschrieben ist. Dichter führt den Titel: „Melanchthon als Politiker", und der Verf. desselben, Karl Hagen, hat es sich zur Aufgabe gestellt, nachzuweisen, wie sehr Melanchthon seine bei Gelegenheit des Bauernkriegs zu Gunsten der absoluten Fürstengewalt aufgestellte politische Theorie späterhin bekennt und im Unwillen über die Umarmungen und unläutern Absichten der deutschen Fürsten sich zur entgegengesetzten Ansicht bekehrt habe. Er stützt diese Behauptung durchweg auf Äußerungen des Reformators selbst, die er größtentheils den vertrauten Briefen desselben entnommen hat. Mehr und bitterer gehaltene Klagen über die Fürsten und über die Art und Weise, wie sie ihre Stellung verkennen und missbrauchen, finden sich nicht leicht irgendwo beisammen. Von den verschiedenen Seiten her werden sie angegriffen, einmal von Dritten ihres Verhältnisses gegen den Kaiser und das gemeinsame deutsche Vaterland, ein andermal von Seiten ihres Verfahrens in religiösen und kirchlichen Dingen; hier von Seiten ihrer Roheit, dort von Seiten ihrer moralischen Verderbtheit; jetzt als Tyrannen und Despoten gegen das Volk und dann wieder als jänisch, misstrauisch und unredlich unter sich selbst. Einige der kürzern solcher Stellen sind S. 170: „Wie viel Aufrichtigkeit, Wahrheit, Frömmigkeit in solchen Geschäften herrscht, welche nach dem Gutachten der Fürsten geleitet werden, habe ich nur zu oft erfahren. Scham und Gerechtigkeit sind weit weg von den Zusammenkünften der Tyrannen, dafür bringen sie Neonerie, Schamlosigkeit und Cynismus mit." S. 173: „Jetzt wächst die Tyrannie an den Höfen und diese ist, wie Aristoteles sagt, am feindseligsten der Wahrheit. Du weisst, wie Pindar gestraft wurde, weil er Athem mehr gelobt als sein Vaterland; wie werden erst die Tyrannen den Tadel des Staats aufnehmen, wo du wohnst?" S. 175: „Die Feigheit, Schwärze, Treulosigkeit, Neonerie unserer Fürsten ist so arg, daß man an eine gemeinliche Vertheidigung des Vaterlandes (gegen die Türken) gar nicht denken kann. Wie Theestes in der Tragödie seinen

eigenen Untergang verkündigt, wenn man der Freiheit untergeht, so sehr ist auch unsere Leidenschaft von derselben Leidenschaft beherrscht." S. 176: „Du wirst ein Dandl, daß Wahn durch die Selbsttäuschung der Falschheit untergegangen ist. In demselben Dandl ist eine andere Stelle, wo es heißt: Wahn ist untergegangen durch heilige Geister und durch die Selbsttäuschung der Ungehörten. Das ist ein vollkommenes Bild unserer Zeiten. Die Freiheit und die Freiheit der Fürsten nicht unter sich zu Grunde." S. 177: „Ihr Christen, die ihr in Republikaner lebt. Wenn auch die Republik verkommt, was möglich, so ist das allgemeine und ihr habt keine Schuld daran. Aber an den Fürsten ist es ganz anders." S. 177: „Ungleich das Gespinnst überall zu Emporen hat, so ist das mehr Raube in den Republiken. In der Zeit sind die Seiten mit christlichen: „Die auch immer der Zustand der Seiten sein mag, es sind doch doch bessere Regierungen und ein bessere Raube als bei der Herrschaft der Fürsten, die große Zeit am ungewöhnlichen ist und nicht ohne Grund. Ich wenigstens gebe immer den Rath, ich in christliche Seiten zu begreifen, wo mehr christliche herrscht als an den Seiten, die nach dem Gutachten der Fürsten regiert werden. Ich denke ich, daß Gott keine Kirchen in den deutschen Städten errichtet habe: hier sollen die Raube der Episcopate und der Religion bewahrt werden."

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

- Affre, v., Das Christenthum und die Wissenschaft der philosophische Erleuchtung in das Studium des Christenthum. Bonn. 8. 12. 15 Ngr.
- Caillart, C., Eula Rumpi. Tragödie in fünf Aufzügen. Leipzig, 8. 21, Ngr.
- Aktendeutsche Gedichte. Herausgegeben von A. Loh. Tübingen, Fues. Gr. 3. 1 Thlr. 2 Ngr.
- Linck, J. F., Monographie der von dem vormalig königl. poln. und churfürstl. sächs. Hofmalers und Professor C. W. E. Dietrich radirten, geschnitten und in Holz geschnittenen malerischen Vorstellungen. Nebst einem Abriss der Lebensgeschichte des Künstlers. Berlin. 3. 2 Thlr.
- Müglisch, S. G., Bild auf die heiligen unserer katholischen Kirche. In acht Freytagen. Augsburg, Kellmann. 3. 12, Ngr.
- Romancero castellano, ó colleccion de antiguos romances populares de los Españoles, publicada con una introduccion y notas por G. B. Depping. Nueva edicion, con las notas de Don Antonio Alcalá Galiano. Tomo III: Rom de romances, ó romances sacados de las „Romans“ de Juan Timoneda. Escogidos, ordenados, y anotados por Don Fernando José Wolf. Leipsique, Brockhaus. Gr. 12. 30 Ngr.
- Schmidt, Wilhelmine, Gedichte. Düsseldorf, Breders. 8. 25 Ngr.
- Zesche, B., Bilder aus Schlesien. In Novellen zuerst. 1ster Theil: Die Rose von der Pjerwa. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Ngr.
- Uhlisch's Predigten, gehalten in der St. Catharina-Kirche zu Magdeburg im J. 1846. 1stes Heft, vom 1. Adventsonntage bis Pfingsti. Magdeburg, Creutz. Gr. 8. Der vollständige Jahrgang 2 Thlr.
- Bogel, C., Naturbilder. Ein Handbuch zur Belebung des geographischen Unterrichts und für Gebildete überhaupt; zunächst als Erklärung zum Schulatlas der neuern Erdkunde. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Birch's, S. G. A., Deutsche Geschichte. 2te durchaus verbesserte Auflage in vier Bänden. 1ste und 2te Lieferung. Stuttgart, Hoffmann. Gr. 8. Jede Lieferung 6 Ngr.
- Bis, Kathinka, Herbstrosen in Poesie und Prosa. Mainz, Faber. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mittwoch,

Nr. 161.

10. Juni 1846.

Die preussische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Oesterreicher.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 159.)

Wenn nun dies Alles, wie unwiderlegbar geschichtliche Thatfachen bewiesen, im Allgemeinen für alle Welt gelte, warum solle es bloß auf Preußen, auf Deutschland überhaupt keine Anwendung finden dürfen? Warum solle gerade in Preußen die Verbindung des monarchischen und demokratischen Principes zur freithätigen Wechselwirkung staatsgefährlich und unmöglich sein?

Eine tausendjährige Geschichte vielmehr bewiese, daß die deutschen Völker mit Herz und Verstand dem monarchischen Principe ergeben seien. Dieses wurze so fest in der Überzeugung und im Gemüthe des deutschen Volks, daß selbst durch arge despotische Ausartungen keine dauernde und folgenreiche Auflehnung des demokratischen Elements hätte bewirkt werden können. Hierdurch sei klar bewiesen, daß von dem Augenblicke an, wo in ganz Deutschland die Monarchie durch volkthümliche Verfassung vor despotischer Ausartung gesichert werde, auch in ganz Deutschland jede Spur von demagogischen Umtrieben verschwinden würde; nur durch hartnäckige Misachtung und fortdauernde Knechtung könne das demokratische Element in Deutschland überhaupt gegen die Monarchie gefährlich erbittert werden, gegenwärtig aber, wo doch das Volkselement mehr oder weniger überall in Deutschland noch Fesseln trüge, stehe dennoch das monarchische Princip in seinem Wesen fest und unangefochten da; aber es sei gegenwärtig nun die dringende Aufgabe, diese feste Stellung für alle Zukunft zu sichern. Dies könne man aber durch Entsefflung des demokratischen Elements, denn freigegeben werde es sich freiwillig der nothwendigen und gesetzlichen Beschränkung unterwerfen. Und wenn selbst in Preußen namentlich in der That eine so gefährliche Aufregung des demokratischen Elements vorhanden sei, wie die Feinde des Volkrechts behaupten, so läge eben das einzige unfehlbare Mittel, diese Gefahr zu beschwören, in der unverzüglichen Verleihung einer Constitution. Denn nicht die constitutionelle, sondern die absolute Monarchie habe vor feindseliger Auflehnung des demokratischen Elements zu zittern.

Dies ist ungefähr das Raisonnement des Verf. Wir müssen gestehen, daß wir doch nur sehr bedingungsweise mit demselben übereinstimmen können. Die Verleihung einer volkrechtlischen Verfassung für Preußen halten wir freilich auch für bringendes, unabweisliches Bedürfnis, aber so weit geht denn doch unsere Vorliebe für Repräsentativverfassung nicht, daß wir dieselbe für ein Universalmittel gegen jede bürgerliche Unordnung und Auflehnung unter allen Bedingungen hielten. So wie man in der Medicin über solche Universalmittel, durch welche jeder Krankheitszustand ohne alle Individualisierung geheilt werden soll, allmählig weg ist, so sollte auch in der Politik nicht mehr die Rede davon sein. Besonders sollte man nicht vergessen, daß ein Mittel, zur rechten Zeit angewendet, recht gut den Ausbruch einer Krankheit hindern kann, während ein verspäteter Gebrauch desselben, nachdem die Krankheit bereits in ein vorgeschrittenes Stadium getreten ist, völlig nutzlos sein und sogar schädlich wirken könne. Sind vollends die Lebenskräfte erst einmal aufgezehrt, so hilft überhaupt keine Medicin mehr. Es ist ein großer Irrthum unserer meisten Liberalen, den auch unser Verf. zu theilen scheint, wenn sie alles Grastes meinen, daß die Ertheilung einer Verfassung in Preußen hinreiche, um den äußerst precarären Zustand daselbst mit einem Male auf das vorzüglichste zu ordnen und alle Besorgnisse zu heben. In dieser Beziehung paßt das Beispiel von England nicht. Das Volk hat dort ausgedehnte Rechte, aber es hat auch Jahrhunderte hindurch gelernt die Pflichten, welche diese Rechte voraussetzen, auszuüben und zu beschütigen. Es genügt nicht, einem Volke Rechte zu verleihen, sondern das Volk muß auch die moralische Befähigung haben, diese Rechte vernünftig ausüben zu können. Ist Letzteres nicht der Fall, so artet auch jede Berechtigung auf der Stelle aus und zwar in um so größerem Maße als sie ausgedehnter ist. Der Engländer besitzt historisch angeerbte Charaktereigenschaften, die dem Deutschen überhaupt und dem Preußen insbesondere größtentheils mangeln, ohne welche aber ein edles, geregeltes Verfassungsleben kaum denkbar ist. Neben einem sehr entschiedenen Egoismus hat sich im englischen Charakter zu gleicher Zeit der Gegenpol kräftig ausgebildet, nämlich ein besonderer, aufrichtiger Gemein-

fun, die lebendige Überzeugung, daß ohne das Gedächtniß des Ganzen auch das Gedächtniß des Einzelnen unmöglich ist. Und zwar ist dieser Gemeinfinn nicht eine bloße Theorie, wie sie auch alle Tage in Deutschland vorgetragen wird, sondern er ist eine praktische Wahrheit, von der die tägliche Handlungsweise des Engländers völlig durchdrungen ist. Bei uns steht es anders. Eine unglückselige Geschichte hat den Deutschen allmählig fast gezwungen, nur einzig und allein seinen augenblicklichen Sondervortheil im Auge zu haben und das Beste des Gemeinwesens, das er weder zu überschauen noch zu fördern vermochte, gänzlich außer Augen zu lassen. Und wehe dem Volke, welches die Befugniß hat, aus seiner eigenen Mitte heraus das Gemeinwesen zu ordnen und zu regieren, in welchem aber jeder Einzelne nur an sein besonderes Wohl denkt.

Der Engländer besitzt ferner die Eigenschaft einer entschiedenen, rechten Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit. Er haßt jede unwahre Declamation, jede läugerische Phrase, sie beruhe nun auf absichtlicher Unwahrheit oder auf unbewusster Selbsttäuschung. Dadurch kommt eine Klarheit, eine moralische Sicherheit, ein Streben nach festen Zielen in das Verfassungsleben, was ohne diese erste aller Eigenschaften völlig unmöglich ist. Selbst der Eigennuz tritt dort unversteckt und ohne Maske hervor; selbst er ist „zu stolz zur Lüge“. Man weiß daher, wie man mit ihm daran ist, man kann ihm entgegenwirken und sich zuletzt mit ihm verständigen. Ein Volk aber, was mehr oder weniger aus lauter Phrasenmenschen besteht, die ihre eigentlichen Tendenzen sich kaum selbst einzugestehen wagen, ist wenig befähigt zur angemessenen öffentlichen Discussion und zur Fassung reifer, aus der Lage der Dinge mit Nothwendigkeit hervorgehender Beschlüsse. Das ganze elende, auf phantastischer Eitelkeit und Selbstsucht beruhende Intriguenspiel sowol von Seiten der Regierungspartei als der Volkspartei, das Bestechungssystem, die Ausbeutung der öffentlichen Mittel für Privatwede, die Stellenjagderei u. s. w., wie wir das Alles zu unserm Stel in Frankreich erblickten, es könnte sich gar leicht auch in Preußen wiederholen. Es fehlt uns an öffentlicher Moral, und wo diese fehlt, da kann Niemand vorhersehen, zu welchen schlimmen Dingen ein Volk allmählig verleitet wird, was mittels einer freien Verfassung die Befugniß hat, jede mögliche Thorheit und Sünde zu begehen.

Der Engländer besitzt ferner Muth, Charakter und die Fähigkeit, für seine Überzeugung die nöthigen Opfer zu bringen. Auch Das ist eine moralische Basis, ohne die kein wahrhaftes Verfassungsleben gedacht werden kann. Wo wie bei uns politische Feigheit und Charakterlosigkeit bis zum äußersten Grade der Verächtlichkeit eingerissen ist, wo man einen wirklichen politischen Charakter bei Tage mit der Laterne suchen kann, da lassen sich die traurigsten moralischen Derrivirungen mit ziemlicher Gewisheit vorhersehen. Es läßt sich gar nicht berechnen, bis zu welchen Extravaganzen ein überzeugungsloses Volk, mit welchem jeder redegewandte De-

magoge sprachlos werden kann, sich hinrichten läßt. Der Staat ist den inselischen Schwärmungen von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten, ist allen möglichen Inconsequenzen von der leidenschaftlichsten Aufregung im tiefsten Augenblicke bis zur letzten Apathie im nächsten Augenblicke angethät.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarhistorisches Taschenbuch. Herausgegeben von R. E. Prutz. Dritter und vierter Jahrgang.

(Fortsetzung aus Nr. III.)

Nicht eigentlich auf Vorbereitung von Zeitweilen berechnet, aber doch auch an eine der gelinsten Lagersfragen angeknüpft ist der umfangreichste und gelehrteste Aufsatz des dritten Jahrgangs: „Der Begriff der antiken Elegie in seiner historischen Entwicklung“, von H. Herzberg. Um nämlich zur Begriffsbestimmung der Elegie zu gelangen, geht der Verf. derselben von der Charakteristik der Lyrik überhaupt aus und zu dieser führt er sich den Weg durch die Bekämpfung jener im letzten Jahrgange dieses Taschenbuchs enthaltenen und schon mehrfach angegriffenen Äußerung Böhlers über die politische Poesie. Sie nämlich unsere Leser sich erinnern werden, hatte dieser, namentlich mit Bezug auf Herwegh, gesagt, der Künstler muß seinen Stoff so aus sich herausarbeiten, daß er getrennt von seinem Subject als ein selbständiges Kunstwerk dasteht, ist wenn dies möglich sein sollte, müsse der Proceß der Bildung des Gegenstandes von seinem Ich schon im voraus, wenn wir ganz, doch zum größern Theil vollzogen sein; so müßte auf die politische Poesie, wenn sie eine echte und wahre sei, durchaus eine große Vergangenheit zum Stoffe haben; der Dichter aber, welche die Gegenwart beklage und die Sehnsucht nach einer bessern Zukunft an diese Klage knüpft, dürfe nicht als „reine Poesie“ sondern nur als Aphorismus betrachtet werden. Gegen diese Behauptung richtet unser Verf. seine Polemik, indem er dagegen einwendet, daß mit Ausnahme derselben zugleich das Berdammungsurtheil über ein ganzes Drittheil der Poesie, nämlich der ganzen Lyrik, ausgesprochen sein würde. Denn die Lyrik habe das dichtende Subject zum Object, der Dichter gehöre aber nicht minder indem er dichte als indem er lebe der Gegenwart an, die Gegenwart aber sei nicht nur eine sterbende Vergangenheit, sondern zugleich die werdende Zukunft, und es gebe daher kein lyrisches Gedicht, welches nicht mehr oder minder mit den der Zukunft angehörigen Empfindungen geschwängert wäre. Dadurch unterscheide sich gerade der lyrische Dichter vom epischen, daß er nicht ein Äußeres, sondern sein eigenes Innere zur Anschauung bringe, freilich nicht als rein innerlich verbleibend, sondern insofern es durch Berührung mit den äußern Dingen und Verhältnissen auch selbst zur äußerlich-sinnlichen Erscheinung, zur That gelange, aber doch auch nicht als völlig entäußert, nicht als bereits abgethan und vom Innern ausgeschlossen, sondern als offen freischen und regen Act seines Lebens. Denn wer sein Leben hinter sich habe, schreibe keine Gedichte mehr, am wenigsten lyrische; vielmehr, wer Schlachtgesänge anstimme, er müsse selbst noch Speere zu werfen und Schwerter zu schärfen Lust wie Kraft haben. Nichtin sei das Leben des Dichters, insofern es Object sei, Lyrik sei, kein abgeschlossenes, kein *accompli*, im Gegentheil trete gerade die höchste Energie des Dichterlebens im Augenblicke des Schaffens hervor. Wer hingegen einwenden wolle, der Darstellung eines unvollendeten Lebens müsse ja nothwendig die vollendete Harmonie, der innere Abschluß fehlen, der möge bedenken, daß ja auch der Epiker und Dramatiker immer nur einen kleinen Ausschnitt aus dem großen Ganzen der auch noch unvollendeten Weltgeschichte darzustellen, aber dennoch ihm den Stempel der Abgeschlossen-

heit auszudrücken vermöge. So sei auch der Lyriker im Stande, jede Welle seines flutenden Lebens im Gedichte als eine Welt für sich aufzufassen, in welcher sich das Ufer mit seinen wachsenden Gehäusen, der Himmel mit seinem Gewölbe und seinen Sternen als sauberer Mikrokosmos abspiegle.

Dies etwa ist der erste Theil der Einwürfe, welche der Verf. gegen Bisher geltend macht. Wir können der Entwicklung als solcher sowohl von Seiten ihrer Form als von Seiten ihres Inhalts unsere Anerkennung nicht versagen; aber das Resultat derselben, spricht es denn wirklich gegen die Bisher'sche Behauptung? Verlangt denn etwa Bisher eine totale Ablösung des Object's vom Subject? Er bedient sich ausdrücklich der Limitation „zum größern Theil“, und eine Ablösung zum größern Theil muß doch ohne Frage stattfinden, sofern überhaupt ein Lebensmoment des dichtenden Subjects ihm zum Object werden und die wenn auch nur illusorische Abrundung und Abgeschlossenheit eines Mikrokosmos erhalten soll. Eine rein subjective Expectoration, wenn auch noch so viel poetische Elemente enthaltend, ist noch kein Gedicht, sondern eine bloße Lebensäußerung, kein Kunstwerk, sondern ein Naturproduct, und Bisher hat also ganz recht, wenn er dergleichen versiffirte Herzensergießungen zwar als solche um der darin ausgedrückten Gesinnung und Begeisterung willen hochschätzt, aber dennoch nicht als wirkliche Gedichte anerkennen will. Eine andere Frage ist freilich die, ob denn ein politisches Gedicht, welches seinen Stoff aus der Gegenwart entlehnt, nothwendig eine bloß subjective Expectoration sein müsse. In der Beantwortung dieser Frage müssen wir uns durchaus auf die Seite des Verf. stellen, denn wir sehen nicht ein, warum nicht ein Moment unserer dem Staate und dem Vaterlande gewidmeten Empfindungen ebenso gut solle objectivirt und der subjectiven Unruhe entrissen werden können als ein Act unserer anderweitigen Gefühle. Zum Abschluß eines Gefühls ist ja nicht nöthig, daß auch das Object des Gefühls in sich zum Abschluß gelangt sei. Auch wenn die Freiheit außer uns und um uns noch nicht erungen ist, kann doch das Freiheitsgefühl, zwar nicht in seiner Allgemeinheit — aber als solches ist es überhaupt noch nicht poetisch —, aber doch in einer ganz besondern specifischen Gestaltung zum Abschluß gelangen und alsdann auch Object eines lyrischen Gedichts werden. Von dieser Seite also steht dem politischen Dichter gar nichts entgegen, nur hat er leider mit einer andern Schwierigkeit zu kämpfen, mit dem prosaischen Charakter des Stoff's. Zwar ist kein Stoff der Poesie ganz unzugänglich, aber der eine liegt ihr näher, der andere ferner, und der politische Stoff, den der Lyriker aus der Gegenwart schöpfen kann, hat nun einmal die böse Eigenschaft, daß er in seiner Allgemeinheit zu abstract, in seiner Besonderheit aber zu realistisch ist. Es gehört daher auch ein höchst glücklicher Genius dazu, zwischen dieser Scylla und Charybdis glücklich hindurchzusegeln, was denn auch unser Verf. selbst zugeht, indem er sagt, es sei augenscheinlich, daß diejenige Lyrik, welche die Postulate in der Zukunft eines Volks in ihren Inhalt aufnehme, einer Standrede äußerlich ähnlicher werde als die, welche es nur mit dem Verhältnis zu Einzelnen zu thun habe, z. B. die Serenade eines verschmähten, aber noch hoffenden Liebhabers. Um dieses Zugeständnisses willen läßt er jedoch seine Polemik gegen Bisher noch nicht fallen, sondern fährt fort die einzelnen Argumente desselben zu widerlegen oder zu entkräften. Ist er auch hierbei nicht immer gleich glücklich und thut namentlich seinem Gegner insofern einiges Unrecht, als er die ihm anständig erscheinenden Aussprüche desselben zu isolirt betrachtet und andern Äußerungen desselben, welche selbst auf die zwischen der subjectiven Begeisterung und objectiven Besonnenheit des Dichters nothwendig herrschende, aber ebenso nothwendig zu überwindende Antinomie hindeuten, gänzlich unberücksichtigt läßt, so dürfte doch dieser ganze polemische, zur Einleitung dienende Theil der Abhandlung, besonders insofern darin eine ebenso klar als anziehend geschriebene Charakteristik der gesammten Lyrik und der ihr zu Gebote stehenden Mittel

enthalten ist, für den größern Theil des Publicums leicht von größerm Interesse sein als die nachfolgende, ins philologische Detail eingehende Untersuchung. Zwar ist auch diese im Ganzen nicht nur mit gründlicher Sachkenntnis und vollkommener Beherrschung des Materials, sondern auch in gewandter, feiner und an passenden Stellen selbst eine rhetorisch-poetische Diction nicht verschmäher Form geschrieben und gewährt sowohl über den Begriff der griechischen Elegie als auch über die historische Entwicklung derselben durch Kallinos, Archilochos, Tyrtaos, Mimnermos, Solon, Xenophanes, Theognis, Phokylides, Euenos, Simonides, Ion, Dionysius, Philiskus, Aristoteles und Krates bis zu ihrer Umgestaltung im alexandrinischen Zeitalter eine höchst dankenswerthe Übersicht, welche namentlich an der Einlage der werthvollsten und berühmtesten Elegien oder elegischen Fragmente in wohlgelungener Übersetzung eine für jeden Gebildeten interessante Zugabe erhalten hat; indeß finden sich doch auch einzelne ziemlich lange Partien in ihr, z. B. die historisch-kritische Untersuchung über die Chronologie des Kallinos, welche wenigstens in solcher Ausdehnung und mit Anziehung und Verarbeitung an sich so minutiöser und dem allgemeinen Bewußtsein durchaus fernliegender Notizen und Thatfachen nur dem Philologen von Interesse sein können und welche daher im vorliegenden Taschenbuche, das in seiner ganzen bisherigen Ausstattung stets nur das allgemein-gebildete Publicum vor Augen gehabt hat, besser unterdrückt worden wären. Im Ubrigen gibt uns der Verf. wie in der Einleitung so auch in der eigentlichen Abhandlung mehrmals Veranlassung, unsern Blick von dem alten Hellas weg auf unser neuestes Deutschland zu wenden und selbst durchaus objectiv gehaltene Schilderungen antiker Staatsverhältnisse oder einzelne Stellen aus den mitgetheilten Gedichten versetzen uns plötzlich wie mit einem Zauberstrahl, ohne daß es der Verf. gewollt haben mag, aus dem Gebiete der Vergangenheit in das der Gegenwart.

Am freisten von derartigen Nebenwirkungen, obwohl auch nicht ganz frei, halten sich jedenfalls die beiden Mittheilungen von A. Wellmann und, was den Leser besonders wundern wird, von Hoffmann von Fallersleben. Der Erstere bietet uns einen Aufsatz „Über einige englische Trauerspiel-Dichter nach Shakespeare“, der ganz in ähnlicher Weise abgefaßt ist wie der im ersten Jahrgange dieses Taschenbuchs enthaltene „Über die vier ältesten spanischen Dramatiker“. Wir erhalten darin einen zwar nicht sehr ausführlichen, aber für das Interesse des Stoff's vollkommen ausreichenden Bericht über den Gang der tragisch-dramatischen Literatur in England von Shakespeare bis in die neuere Zeit und eine kurze Charakteristik der nennenswertheften Dichter, ja selbst eine Inhaltsangabe mehrerer der berühmtesten Stücke. Die Wanderung, die wir mit dem Verf. machen müssen, hat gerade nichts Tröstliches. Denn wir gelangen mit jedem Schritte von den romantischen Gebirgshöhen der Poesie immer tiefer und tiefer hinab in das tiefste prosaische Flachland. Während Dichter wie Philipp Massinger, Thomas Otway, Nathanael Lee und John Banks, ja auch noch Thomas Southern, Nicholas Rowe und William Congreve, wenn auch sämmtlich maniert und nach der einen oder andern Seite hin ins Excentrische ausartend, doch immer noch mehr oder weniger Nachklänge der Shakespeare'schen Tragik enthalten, so verfallen dagegen zufolge der durch die Locke'sche Philosophie und einen abstracten Deismus herbeigeführten Verstandigkeit, zufolge der überhand nehmenden, den Kunstförm verdrängenden praktischen Richtung, zufolge des durch Steele, Shaftesbury, Johnson, Addison vorbereiteten Radicalismus und zufolge des Einflusses der französischen Hofsprose die folgenden Dichter: Ambrose Phillips, Aaron Hill, Hughes, Addison, George Lillo und Edward Moore immer mehr in die niedrigere und kleinliche Sphäre der Familiendramen und Räuberstücke, oder spreizen sich auf den flachen Parquets steilestener Classicität oder waschlederner Ugenhaftigkeit. Nur ein Schotte, John Home, wagte daneben wieder einen Sprung in die Romantik und machte damit einen solchen Effect, daß während der Aufführung seines

Wird ein Leuchtstern von ihm entzündet: „Ja, Jungen, wo bleibt eine William Shakespearsucht?“ Und doch bräuh auch seine Romantik nur in der bei den Engländern so beliebten Familienromantik der vorerwähnten Elyne und Gindellinder. Die hierfür traurige Zustand der englischen Bühne selbst neben den großartigen Theaterergriffen und bei dem immerwährenderen Wahnsinn des englischen Nationalbewusstseins habe fortwährenden Frauen, darüber gibt und der Berl. keinen Aufschluß. Was scheint der einfache Grund der zu sein: eine poetische Gabe wie Shakespeare kann ein Volk auf einem Gebiete der Poesie nicht zweimal hervorbringen, schon darum nicht, weil alle folgenden Dichter, wenn sie sich nicht ganz und gar von der Sphäre seiner Poesie zurückziehen lassen, entweder durch die Bewunderung seines formenartigen Genies in den Plausibilitäten der Nachahmung gebannt oder durch Selbstüberwindung gegen denselben in die Komikerbahnen der Diktatur und Excentricität gedrückt werden. Auch hat bis jetzt die Geschichte der Poesie noch nirgend einen Homer nach Homer geliefert.

Hoffmann von Fallersleben bietet uns einen Aufsatz: „Theobald Höl.“ Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur“, worin und über diesen bisher fast gänzlich unbekannt gebliebenen Dichter aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts die nothdürftigen biographischen Notizen, eine kurze Charakteristik seiner Poesie und mehrere Proben derselben mitgetheilt werden. Die Form seiner Poesie ist roh und namentlich die Sprache und der Versbau mit Härten überladen, dagegen der Inhalt oft sinnig und zart, frisch und von Wahrheit und Wärme der Empfindung durchdrungen. Seine Gedichte sind theils Liebeslieder, theils Hof- und Staatspoesien. Nur bei Mittheilung der letztern fällt unser „unpolitischer Dichter“ einmal aus seiner sonst beziehungslosen Darstellung heraus, indem er sagt: der Dichter scheint im Hof- und Staatsleben anfangs manche Rückschläge und manches Ungemach erlebt zu haben, weil sich seine edle Natur nicht zu allen jenen Dingen habe bequemen können, deren es zur Erreichung persönlicher Zwecke bei allen Höfen, damals wie jetzt, bedürfe; er habe um kein Amt gebettelt, denn:

Das thut kein edles Herze.
Sondern verzagt solch Eherze.

Vielleicht ist auch nicht ganz ohne Nebenabsicht gerade das Lied „Dem Herrn Bettlern“ mitgetheilt, in welchem es unter Anderm heißt:

Will du zu Hof befördert wern,
Schon, daß hast ein Herrn Bettler!
Du wirst gelehrt, ob, voller Ehren,
Ein Kriegsmann frei, noch mehr darbei —
Doch lehrn doch nach dem Bettler!

Augeständlicher drückt seinen Standpunkt innerhalb der Gegenwart Adolf Bock aus, der uns in einem Brief an den Herausgeber sein Urtheil über Knigge liefert. „Der Schriftsteller“, sagt er unter Anderm im Eingange seines Briefes, „bewährt sich noch als sehr unnütz für die Sache des Volks, der weiter nichts vermag als die sittlichen Gebrechen der höhern Stände mit gelinden Mitteln anzugreifen. Die Nichtswürdigkeit der Menschen ist überall, wo sie sich findet, mit sittlichem Boorn zu vernichten. Die höhern Stände würden aber nicht schlecht sein können, wenn es die untergeordneten nicht auch wären, um jene zu unterstützen. Und der wirkliche Volkstfreund hat deshalb gerade das Volk auf die eigenen Schwächen aufmerksam zu machen, hat ihm zu zeigen, wie es annäherungsweise und allmählig wenigstens zu geistiger, sittlicher und somit auch äußerlicher Selbstständigkeit gelangt. Unzufriedenheit, ein sehr verwerfliches Wort! Und dennoch verdanken wir ihr — versteht sich, nächst dem Hunger und der Liebe — alles Große und Menschenwürdige. Geht sie freilich über das Maß der Kräfte, so wird sie eine Thorheit; weckt sie dagegen das Bewußtsein der Kraft, so führt die Unzufriedenheit mit dem Alten zur Ent-

deckung und Begründung des Neuen, so führt die Unzufriedenheit mit den Überlebenden zur Verbesserung im Neuen wie im Alten.“ Bei solchen Grundfragen muß natürlich Knigge, der echte Sohn seines Jahrhunderts, sehr schlecht wegkommen und es darf und darf nicht wundern, wenn das Resultat des Aufsatzes kein anderes als die gängliche Befestigung und Wertschätzung des herrschenden Schriftstellers ist. Die welcher Schlagfertigkeit, aber auch mit welchen schlagenden Gründen dieses literarische Lobesurtheil gefällt, wie kurzer Prosa mit dem „Sensibel von Kopf und Herz“ gemacht wird, ist um so ergötzlicher und kurzweiliger mit anzusehen, als sich zu gleicher Zeit Gedichte so lang und breit in umgekehrter Absicht mit ihm zu schaffen gemacht hat. Wir hoffen, das Publikum ist so geistig und hält sich an Bock, der von verführerisch gefügt, die auf die Durchsicht der Knigge'schen Schriften verwandte Zeit erspare ihm nur deshalb nicht verlieren, weil er sie Andern zu ersparen gedenkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Gesammelte Werke von Bignan.

Hier und da ragen noch aus der wilden Flut des Laiz einige bemoehte und verwiterte Krümmen der letzten klassischen Schule hervor. Freilich werden sie täglich mehr und mehr weggespült von den mächtigen Wellen, und der Abgrund der Vergessenheit wird sie bald alle verschlungen haben; aber doch verdienen sie als Vertreter einer hingefunkenen Zeit unser Blick wenigstens auf einen Augenblick zu fesseln. Für die Académie française im Stande gewesen, sich frei zu erhalten vor dem Eindringen moderner Elemente, so würden wir unbeding und ohne irgend Anstand zu nehmen für Aufsatze A. Bignan's votiren. Es ist dies ein pflichtergebener und sehr gewissenhafter Repräsentant des wohlgeschulten, jedoch klassischen Classicismus, und es ist ihm auch bereits bei öffentlichen Preisvertheilungen zur Belohnung für seine gequälten Chires und Paradedichtungen mehr als ein Mal der akademische Kranz auf das Haupt gedrückt. Was uns den Namen dieses christlichen Mannes in die Feder führt, der sicherlich viel eher Anspruch auf den Montyon-Luzenpreis als auf literarische Anerkennung zu erheben hat, ist das Erscheinen seiner gesammelten poetischen Werke. Der erste Band hat bereits die Presse verlassen und wahrscheinlich werden die einmal geöffneten Schwestern sich sobald nicht schließen. Wahrlich, wenn jetzt noch ein Boileau zu Gerichte säße, so würde er sicher das Lob des beloberten Dichters mit vollem Munde posaunen. Alles ist so correct und so sauber, nirgend wuchern die Gedanken allzu üppig! Ob aber Bignan mit seinen „Ouvres poétiques“ den Ruhm des Laiz einernten oder sich eine dauernde Stelle im Kampf wahrer Dichtergroße erwerben wird, ist eine Frage, deren Bejahung etwas gewagt sein dürfte.

Katholische Journalistik.

Der Katholicismus ist in der französischen Journalistik noch allen Richtungen hin vertreten. Dessenungeachtet ruft das neuerwachte religiöse Bewußtsein immer neue Zeitschriften ins Leben, die bald mit aufflammendem zelotischen Eifer, bald im ruhigen doctrinairten Tone die katholische Lehre predigen. Unter den neuen Erscheinungen dieser Art, welche in der letzten Zeit aufgetaucht sind, bemerken wir folgendes Blatt: „Journal des écrivains catholiques, écho politique, philosophique, artistique et littéraire du monde religieux.“ Als Herausgeber nennt sich Boiste de Richemont. Dieses neue Organ des Katholicismus stellt sich die Aufgabe, die hervorragenden Schriften auf dem Gebiete der Aesthetik in weitem Kreise zu verbreiten und einem größern Publicum zugänglich zu machen. In dem Plan und der Anlage erinnert es an das „Journal des prédicateurs“, welches von derselben Verlagshandlung herausgegeben wird.

Donnerstag,

— Nr. 162. —

11. Juni 1846.

Die preussische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Ostreicher.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 161.)

Ich weiß sehr wohl, was man gegen diese trübe Ansicht einwenden wird. Man wolle den gesunkenen politischen Charakter der Preußen nicht ableugnen, aber man wird einwenden, daß die Schuld davon eben in dem Mangel an politischer Freiheit liege, an der politischen Sklaverei, die Jahrhunderte lang auf uns gelastet und auf das Verderbniß unserer öffentlichen Moralität hingewirkt habe. Man wird ferner gleich unserm Verf. behaupten, daß mit der Ursache auch die Wirkungen aufhören würden und daß die edeln Eigenschaften eines freien Volks sich von selbst einstellen würden, sobald nur erst die freie Verfassung da sei. Was das Erstere betrifft, so bin ich damit einverstanden, der Grund unserer politischen Verderbniß liegt in unserer Geschichte. Wir leiden an den Sünden unserer Vorfahren. Alles in der Welt hat seinen natürlichen Grund, Alles ist Folge jenes ewigen Processes von Ursache und Wirkung. So auch unser jetziger Volkscharakter, und so gering ich ihn in mancher Beziehung anschlage, so tief ich ihn auch stelle, so fällt es mir wahrlich nicht ein, alle Schuld den Mitlebenden und der Gegenwart aufzubürden. Aber was den zweiten Satz betrifft, daß die moralische Freiheit sich von selbst einstellen werde, sobald nur erst die gesetzliche vorhanden sei, so kann ich ihn doch nur mit sehr großen Beschränkungen zugeben. Moralische Gebrechen, die chronisch geworden sind, hören nicht plötzlich auf. Sie bedürften Jahrhunderte zu ihrer allmählichen Entstehung und Entwicklung, sie sind organisch, constitutionnel geworden und sie können also auch nicht mit einem Zauberstrich plötzlich aufhören. Es wäre eine leichte Sache um die Erziehung des Menschengeschlechtes, wenn sich durch ein paar papierene Gesetze die moralische Gesundheit auf der Stelle wiederherstellte, wenn es nur eines Moments bedürfte zur völligen Wiedergeburt eines Volkes. Ich will zugeben, daß wir Deutschen noch nicht moralisch verloren sind, daß die Urkeime eines großartigen Charakters noch nicht gänzlich abgetödtet, daß sie noch Herr werden können über das wuchernde Unkraut, das vorläufig sie verdampft hat. Aber Das kann ich

mit nicht verhehlen, daß lange Kämpfe, eine lange schwere Leidensschule, daß zahllose Abirrungen und vergebliche Versuche dazu gehören werden, um die germanische Freiheit endlich wiederherzustellen. In dieser Beziehung theile ich ganz die Bedenken der Absolutisten. Einen verständigen Gebrauch der politischen Freiheit kann Niemand garantiren. Es ist leicht möglich, daß wir Experimente durchmachen werden ähnlich den französischen am Ende des vorigen Jahrhunderts, leicht möglich, daß eine noch größere chaotische Auflösung auf Jahre und Jahrzehnte bei uns eintritt als bei dem Nachbarvolke. Der Verf. selbst gibt zu, daß ein solcher Umsturz aller bürgerlichen Ordnung alsdann möglich sei, wenn die Concessionen zu spät einkammt würden. Nun denn, wer bürgt ihm dafür, daß es nicht schon zu spät bei uns ist? Was mich betrifft, so fürchte ich es nicht nur, sondern ich bin fest davon überzeugt. Es gab eine Zeit, wo eine friedlichere Wiedergeburt zur politischen Freiheit des deutschen Volkes und namentlich Preußens vielleicht möglich gewesen. Es war dieses die Zeit, wo das Volk durch Unglück geldutert zu einem hohen moralischen Aufschwunge angeregt worden war, wo wahrhaft große Charaktere an der Spitze standen, denen es vielleicht gelungen wäre, den Stempel ihrer eigenen hohen sittlichen Reinheit der ganzen politischen Umgestaltung aufzudrücken; die alle im Aufkeimen begriffenen bessern moralischen Elemente mit den Sonnenstrahlen ihres Genies zum Aufblühen gebracht und um sich versammelt haben, die alles Unwahre, Verwirrene und Selbstliche durch ihr moralisches Ansehen in gehörigen Schranken gehalten haben würden. Das war die Zeit während der Freiheitskriege und unmittelbar nach denselben; damals war eine gute Stimmung für gewissenhafte Staatsarbeit, und damals lebte einer von jenen seltenen Menschen, den die Vorsehung in schwierigen Zeiten mit jener moralischen Sicherheit und Klarheit ausrüstet, um selbsten Mitbrüdern als Führer und Leiter zu dienen, das war der Freiherr von Stein. Aber dieser Augenblick ist vorbei. Seit jenen dreißig Jahren ist unglaublich viel an moralisch-politischem Gehalte verloren gegangen und verborgen worden. Ein Geschlecht ist emporgewachsen, welches mit materieller Selbstsucht, mit cynischer Genügsucht, mit doctrinärer Phrasenmacherei und stilloscher Un-

Klarheit recht eigentlich vollgestopft und übersättigt ist. Jede eigene moralische Überzeugung, jedes Streben nach höhern sittlichen Lebensaufgaben, ja jede aufrichtige Selbstachtung ist im Verlaufe dieser unglückseligen Zeit gebrochen und zerstört worden. „Du hast's erreicht, Octavio!“ kann man der Reaction mit Wahrheit zurufen. Man wolle die selbständigen Charaktere und Überzeugungen brechen, um Ruhe vor ihnen zu haben, und es ist in vollem, vollem Maße gelungen. Aber Vortheil hat man nicht davon gehabt. Trotz aller dieser gelungenen Bestrebungen steht man jetzt wieder auf dem Punkte, wo man sich genöthigt sieht, die Anker zu kappen und das Schiff den Stürmen preiszugeben, nur mit dem Unterschied, daß es jetzt älter und lecker geworden ist, daß die erfahrenen Steuerleute gestorben sind und daß eine schwächliche, ungeübte Bemannung an die Stelle der rüstigen Matrosen getreten ist. Die Aufgabe ist schwerer geworden, denn sie hat sich aufgesummt an unbewältigtem Stoffe von Jahr zu Jahr und die Mittel sind unzureichender.

Man verstehe mich recht. Ich weiß sehr wohl, daß es so wie jetzt nicht bleiben kann. Ein wirklicher Staat, der auf gemeinsamer Gesinnung und auf organischer Durchwachsung der einzelnen Glieder beruht, existirt in Preußen eigentlich gar nicht mehr. Es ist nur noch ein Haufe von Individuen vorhanden, wo Jeder für sich fühlt, denkt und handelt. Diese anorganische Anhäufung wird bloß noch äußerlich zusammengehalten und rein mechanisch regiert. Ein Jeder sucht sich den allgemeinen Leistungen zu entziehen und sieht in den Behörden nur einen Feind, gegen den er die Faust in der Tasche macht und über deren steigende Verlegenheit er sich freut. Aller Rechts- und Gemeinfinn, alles staatliche Bewußtsein hat aufgehört. Dieses unglückselige Verhältniß, welches mit steigender Progression sich ausgebildet hat, kann nicht lange mehr bestehen. Man muß daran denken, wieder wirkliche Staatsbürger zu bilden und zu erwerben, wenn nicht eine totale Auflösung erfolgen soll. Daß jenes System der absoluten Fürstengewalt und der zwangsweisen Bevormundung des Volkes durch eine bürokratische Beamtenhierarchie zur Wiedererzeugung eines lebendigen Staatsorganismus absolut unfähig ist — diese Überzeugung wird man mir wol zutrauen. Es gibt gewiß keinen entschiedenern Gegner der gegenwärtigen Regierungszustände als mich, ich wäre wahnwitzig, wenn ich das mindeste Heil von einem Systeme erwarten sollte, welche meiner Ansicht nach den Staat moralisch aufgelöst hat. Jede Minute, die man länger darin beharrt, vergrößert die Gefahr und das Verderben. Auch ich kenne nur ein Mittel, um aus Preußen wieder einen wirklichen organischen Staat zu machen: die freie Verfassung und die Mündigprechung des Volkes. Es bleibt in diese Beziehung gar keine Wahl übrig. Wo nur ein einziges, letztes Rettungsmittel noch gegeben ist, da muß man dazu greifen, es entsetze daraus was wolle. Beim Beharren auf dem jetzigen Systeme ist sicherer Untergang; bei Ergreifung

einer volkrechtlichen Verfassung, mögliche, ja wahrscheinliche Rettung. Aber darin kann ich so vielen unserer liberalen Schriftsteller nicht beistimmen, wenn sie dieses einzige Rettungsmittel als ein bequemes und schmerzloses darstellen, welches ohne alle schweren Krisen die volle Gesundheit sogleich wiederherstellen werde. Nein, wir können uns auf ernste, schwere Kämpfe und auf die heftigsten Erschütterungen gefaßt machen, wenn wir eine freie Verfassung erhalten. Der Mangel an Gemeinfinn und an organischem Staatsbewußtsein wird öffentlich hervortreten, sobald ihm die Freiheit dazu gegeben ist. Das ist eine Naturnothwendigkeit. Ich sehe nicht ein, warum man den Stand der Dinge, wie er wirklich ist, nicht offen aussprechen soll. Ich liebe diese lästigen Verschweigungen nicht, durch die man ohnehin die Gegner nicht täuscht. Ihre Befürchtungen werden dadurch nicht beschwichtigt, denn ihr innerstes Gewissen sagt ihnen, daß sie nur zu begründet sind. Nein, man gebe ihnen Alles zu, was sie von einer freien Verfassung fürchten; man gebe ihnen zu, daß das Volk sich zu den äußersten Extremen bei dem ungewohnten Gebrauche der Freiheit verirren könne; man gebe ihnen zu, daß so viel aufgehäufter Stoff von Bedürfnissen, die unter der jetzigen Regierung nicht erledigt und befriedigt sind, gar leicht eine Explosion erzeugen könne, sobald die frische Luft der Freiheit mit ihm in Berührung tritt. Das schadet Alles nicht zur Erreichung unsers Zweckes; denn es bleibt ihnen einmal keine andere Wahl. Wo auf der einen Seite sicherer Untergang ist, da muß man sich schon zu dem letzten Rettungswege entschließen und wenn noch so viel Schmerzen und Opfer sich dabei vorhersehen lassen. Im Gegentheil, es macht mir Vergnügen, alle diese Ängste zu befähigen. Es ist mir eine kleine Genugthuung, die Remis jetzt auf vielen Gesichtern zu lesen. Ich weiß, daß sie müssen. Warum haben sie nicht früher eingelenkt als es noch Zeit war. Ich bin auf Alles gefaßt und sehe mit Ruhe den Stürmen entgegen, die da kommen werden; mögen sie sich eine gleiche Fassung zu erwerben suchen. Das ist ihre Sache.

Wenn ich übrigens von Verfassung spreche als von dem einzigen Rettungsmittel Preußens, so meine ich damit eine wirkliche Verfassung, die den Ansprüchen der neuern Zeit völlig genügt, eine klare unverklauselte Verfassung mit unbedingtem Steuerbewilligungs- und Steuererweigerungsrechte, mit einem freisinnigen Wahlsysteme, mit vollständiger Öffentlichkeit in allen Zweigen des Staatslebens, mit entschiedener Pressefreiheit. Nichts Verderblicheres könnte uns die nächste Zukunft bringen als halbe Zugeständnisse, durch welche die Volksmacht einerseits angeregt und halb und halb berechtigt würde und doch auf der andern Seite wieder keine genügende Befriedigung ihrer politischen Wünsche fände. Das hieße die Leidenschaften absichtlich erregen und den Kampf muthwillig provociren, den man zu vermeiden sucht; das hieße die Revolution mit Nothwendigkeit hervorrufen. Man gewänne nicht einen einzigen

Freund und verstärkte doch die Feinde. Wenn heute eine solche halbe Verfassung gegeben würde, so wäre auch morgen der Kampf gegen die Staatsgewalt schon im vollen Gange. Diese halben Zugeständnisse die man macht, ohne Vertrauen, umgeben von einer Menge hinterhältiger Gedanken und Verleumdungen, sie sind das Product der Schwäche und werden als solche vom Volke aufgefaßt. Sie gießen nur Öl ins Feuer; denn mit dem kleinen Finger begnügt sich das Volk nie, es verlangt stets die ganze Hand. Man betrachte alle Revolutionen, die zu leidenschaftlichen Extremen geführt haben, immer wird man finden, daß diese halben Maßregeln und Zugeständnisse das schlimmste Incitament dabei gewesen sind.

Die Quadratur des Kreises ist noch nicht erfunden und wird auch nicht erfunden werden. Ebenso wenig wird man eine Verfassung erfinden können, welche die absolute Fürstenmacht einerseits vollständig conservirt und andererseits dem Volke auch freie Selbstbestimmung zugestehet. Daß ein solcher unvereinbarer Widerspruch unlösbar ist, das lehrt die einfache Logik. Man zerbreche sich daher auch nicht den Kopf daran. Was von vornherein unmöglich ist, das wird durch alle Berathungen nicht möglich, selbst wenn die sieben Weisen Griechenlands daran Antheil nähmen. Entweder — Ober. Entweder dem gebildeten Theile des Volkes sich auf Discretion in die Arme gemorfen, oder ruhig in dem alten Systeme beharrt und abgewartet, bis die Wogen der Zeit die letzten Stützen des morschen Gebäudes zertrümmern. Entweder eine richtige Thätigkeit oder gar keine. Eine falsche Thätigkeit ist unter allen Umständen das Schlimmste.

(Der Beschluß folgt.)

Literarhistorisches Taschenbuch. Herausgegeben von R. C. Pr u h. Dritter und vierter Jahrgang.

(Fortsetzung aus Nr. 161.)

Wenn die bisher besprochenen Aufsätze des dritten Jahrgangs zwar alle in näherer oder entfernterer Beziehung zu Fragen der Zeit stehen, aber doch ihr Thema eigentlich der Vergangenheit entnommen haben, so wurzeln jedoch die beiden Gaben von J. P. Jordan und dem Herausgeber durchaus in der Gegenwart selbst. Der Erste gibt eine höchst klare und übersichtliche Darstellung von „Ungarns literarischen und nationalen Bestrebungen“, welche wir Jedem, der etwa über die historische Entwicklung, und den neuesten Standpunkt der nationalen Kämpfe, namentlich des Sprachenstreits in Ungarn noch im Dunkeln sein sollte, angelegentlich zur Lectüre empfehlen. Welche politische Stellung der Verf. darin einnimmt, erhellt sogleich aus dem Anfange welcher lautet: „Zwei Hauptbestrebungen sind es, welche gegenwärtig Europa von einem Ende zum andern bewegen und deren Erreichung der Geist unserer Zeit als das einzige unumgänglich notwendige Mittel zur Realisirung der großen Zwecke der Gesellschaft, des Staats, der Menschheit überhaupt ansieht: das Streben nach nationaler Entwicklung und nach staatsbürgerlicher, constitutioneller Freiheit. Nicht die französische Revolution und deren Resultate, nicht die revolutionnären Propaganden und ihre angebliche Wirksamkeit haben diese Bedürfnisse wach gerufen, nein, die Stufe der geistigen Cultur, zu der wir uns erhoben, die Höhe der praktischen Kraftentfaltung, die wir erstiegen, haben

jene Bestrebungen geweckt, sie haben die begreifliche Wahrheit, die dingliche Nothwendigkeit derselben zur unmittelbaren Kenntniß unsers Geistes, zur innersten Anschauung unserer Seele erhoben und dadurch über unsern gesammten Erdtheil einen warmen, einen befruchtenden Ather ausgegossen, den wir in vollen Zügen einsaugen: die constitutionellen und nationalen Bestrebungen sind ein Gemeingut der europäischen Welt geworden.“

Im Ubrigen glauben wir nichts weiter über diesen Aufsatz hinzufügen zu dürfen, denn der Verf. hat sich bereits in Nr. 253—257 und Nr. 344—348 d. Bl. f. 1844, sowie in Nr. 146 und 147 f. 1845 über die ungarischen Zustände und die darüber erschienene Literatur selbst so gründlich und umfassend ausgesprochen, daß Alles, was wir hier mittheilen könnten, doch nur dürftig dagegen ausfallen würde. Wir gehen daher unmittelbar zur letzten Gabe des dritten Jahrgangs zum Beitrage des Herausgebers selbst über, welcher sich „über die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen“ ausspricht. Wie wir es von den Arbeiten des Verf. nicht anders gewohnt sind, so ist auch dieser Aufsatz in einem so frischen, eleganten und schöngegliederten Stile geschrieben, daß es für das Organ eine ordentliche Wohlthat ist, wenn ihm die Gelegenheit gegeben wird, ihn vorzulesen. Auch der Fortschritt der Gedanken, die Anordnung und Gruppierung des Inhalts macht sich darin so leicht und natürlich, daß das Ganze einen fast künstlerischen Eindruck macht. Nicht so hoch können wir den Werth des Inhalts anschlagen. Zwar theilen wir im Allgemeinen des Verf. Ansicht über die Unterhaltungsliteratur, auch wir halten sie für einen höchst wichtigen, der sorgfältigsten Beachtung werthen Gegenstand, und beklagen es mit ihm, daß die deutschen Dichter ihren Aufbau bisher allzu sehr vernachlässigt haben; aber darum fühlen wir uns doch nicht geneigt, mit ihm diejenigen ihrer Leistungen, die für den eigentlichen Kunstgeschmack berechnet sind, geringzuschätzen, ja der Unterhaltungsliteratur der Engländer und Franzosen gegenüber fast für nichts anzuschlagen. Denn es wäre doch wahrhaftig traurig um unsere Literatur bestellt, wenn der Verf. wirklich recht hätte zu sagen, was gut sei in der deutschen Literatur, das sei langweilig, und das Kurzweilige sei schlecht; was die Aesthetik billige, das begoutire das Publicum, und umgekehrt, was dem Publicum behage, davor betreue sich die Aesthetik. Angenommen, es wäre so und unsere „guten“ Bücher wären wirklich langweilig, hätten wir dann noch ein Recht, sie „gut“ zu nennen? Die poetischen Productionen haben ja gar keinen andern Zweck als uns den Genuß des Schönen zu bereiten und der Genuß des Schönen verträgt sich nie und nirgend mit der Langweiligkeit. Eine Dichtung die uns langweilt hat daher ihren Zweck verfehlt, und was seinen Zweck verfehlt hat, kann unter keiner Bedingung „gut“ genannt werden. Eins muß der Verf. daher nothwendig fallen lassen, entweder, daß die Bücher, welche er unter den guten verstanden wissen will, gut, oder daß sie langweilig sind. Wir unsererseits müssen ihre Langweiligkeit in Abrede stellen. Denn wie in aller Welt hätten die Werke unserer Dichter, wenn sie schlechthin langweilig wären, nicht bloß in Deutschland, sondern auch bei fremden Nationen solchen Effect machen können, wie sie denn doch unseugbar gemacht haben? Ist es nur denkbar, daß sich die absolute Langweiligkeit solchen Sieg erringen kann? Der Verf. wird also seinen Satz wenigstens insoweit abändern müssen, daß er nur sagt, was gut sei in der deutschen Literatur, das sei langweilig für das Volk; und wahrscheinlich hat er dieses auch nur sagen wollen, da sein folgender Satz etwa Dasselbe ausspricht. Doch können wir seiner Behauptung auch in dieser Beschränkung noch nicht absolut Recht geben, und zwar aus verschiedenen Gründen nicht. Allerdings ist es wahr, daß die Werke unserer Dichter noch nicht das ganze deutsche Volk durchdrungen haben und daß sie vorzugsweise nur der Klasse der Gebildeten bekannt sind; aber diese Klasse ist in Deutschland eben nicht ganz so gering als der Verf. es darstellt, und am wenigsten ist es richtig, daß sie eben nur aus den Literaten be-

steht. Und gehört sie keineswegs nur den höhern Ständen an, sondern sie verzweigt sich, hier mehr, dort weniger sichtbar, durch alle Classen und wir finden Spuren derselben oft da, wo wir sie am wenigsten vermuthet hätten. Und wie sie auch der Zahl nach sich zum Ganzen verhalten möge, so muß sie doch jedenfalls schon als ein wesentliches und gewiß nicht als der unwichtigste Theil des deutschen Volkes betrachtet werden. Ferner geben wir zwar zu, daß unsere größern Dichter verhältnißmäßig nur wenig Werke geliefert haben, welche auch dem Bedürfnis und dem Geschmack der großen Masse Genüge geleistet hätten; aber daß sie geradezu gar nicht zur Unterhaltungsliteratur beigeheuert haben sollen, müssen wir für eine Uebertreibung erklären. Der Verf. beruft sich vorzugsweise auf Goethe. Aber haben denn nicht gerade dessen „Werther“ und „Götz“ das ganze deutsche Volk elektrisirt und dermaßen auch bei der großen Masse und in den untersten Classen — so weit man sich überhaupt noch mit Lesen beschäftigt — Anklang gefunden, daß sie eben dadurch eine Flut von Nachahmungen nach sich gezogen haben, welche ganz ausdrücklich für das große Publicum berechnet waren? Seine spätern Werke freilich haben mehr oder weniger nur in den eiferischen Kreisen effectirt, aber doch sind auch in ihnen so viel volksthümliche, Jedermann zugängliche Elemente, daß sich mit Leichtigkeit gerade aus Goethe's Schriften ein classisches Volksbuch zusammenstellen ließe. Würde nicht z. B. der ganze Theil des „Faust“, welcher das Verhältnis Faust's zu Gretchen behandelt, abgelöst von den schwerer zu fassenden Partien, eine dem Volke ebenso sehr durch Einfachheit und Fasslichkeit als durch Innigkeit, Wärme und Wirklichkeit zusagende Lecture abgeben? Wie viel wäre aus „Egmont“ wegzuschneiden, um ihn dem Volke mundgerecht zu machen? Und was ist an „Herzogin und Dorothea“ Unpopulaireres als der Hermetismus, dessen Verständnis aber dem Volke am Ende gar nicht schwer beizubringen wäre? Umgekehrt deutet der Verf. auf Schiller hin als auf denjenigen deutschen Dichter, der noch am meisten das Volk im Auge gehabt und daher auch die größte Verbreitung unter demselben gefunden habe. Aber wo ist er denn verbreitet? Eben auch nur in denjenigen Classen, die sich zu den gebildeten rechnen. Nur seine „Räuber“ und „Cabale und Liebe“ sind in die tiefern Regionen gedrungen, dergestalt, daß sie dort wirklich zu Lecturbüchern geworden sind. Seine übrigen Werke hat man wol auf den Repositorien, aber man liest sie nicht. Selbst „Tell“ ist dem Volke nur von der Bühne aus genießbar. Daß sich aber Schiller innerhalb der bezeichneten Systeme ein so großes Publicum gewonnen hat, das für ihn schwärmt, das verdannt er ganz gewiß nicht denjenigen Eigenschaften, welche der Verf. selbst als die wesentlichen des Volkschriftstellers bezeichnet hat, sondern vorzugsweise dem Umstande, daß er der idealistischen Richtung Derer, welche sich über die große Masse zum Standpunkt der Erclufstgebildeten zu erheben wünschen, am meisten Vorschub leistet. Oder schwärmt man vielleicht für Schiller aus demselben Grunde, aus dem man die Romane von Cooper, Marryat, Baz, Sue u. s. w. eifriger liest als die der deutschen Schriftsteller? Etwas, weil er voller ins Leben greift? Weil er mehr Unterhaltungskstoff liefert? Weil er besser spannt und weniger reflectirt? Gewiß nicht, und es steht daher wol fest, daß Schiller von einem Volkschriftsteller eben nicht mehr und nicht weniger besitzt als die andern deutschen Schriftsteller auch. Ranke, z. B. Lessing, sind ihm darin offenbar überlegen, und selbst Lieck entfaltet in „Däumchen“, „Fortunat“ und vielen seiner Novellen ein Talent dafür, wie es bei Schiller nicht im entferntesten zu entdecken ist. Auch sonst sind wir nicht ganz so verwaist an Unterhaltungsschriften von namhaften Dichtern, wie es der Verf. darstellt. „Peter Schlemihl“ von Chamisso, „Aus dem Leben eines Taugenichts“ von Eichendorff, mehrere Romane und Novellen von W. Alexis, Koenig, Rügge, Spindler und Andern können mit den englischen und französischen Romanen, sowol was ihre Qualification zur

Unterhaltungsliteratur als was ihren Kunstwerth betrifft, ohne sonderliche Ehren in die Schranken treten, und daß sie trotzdem nicht so allgemein gelesen werden, scheint uns nicht sowol in innern Ursachen begründet zu sein als vielmehr einerseits in der unrichtigen Meinung der Deutschen, das Fremde dem Einheimischen vorzuziehen, welche sich ja auch auf ganz andern Gebieten zu erkennen gibt, andererseits aber auch in dem einfachen Umstande, daß Übersetzungen um ein Bedeutendes billiger herzustellen sind als Originalromane und daß es daher die Bibliothekarien vorziehen, so weit als möglich das Bedürfnis des Publicums mit diesen zu befriedigen.

Auch was der Verf. über die deutsche Kritik und Aesthetik sagt, ist nicht ganz richtig. Diese hat die Unterhaltungsliteratur keineswegs so unbeachtet gelassen als der Verf. glauben machen will. Er ist nicht der Erste, der auf die Wichtigkeit derselben aufmerksam macht. Ein Blick in unsere kritischen und belletrischen Zeitschriften lehrt dies; ja auch die gelehrten und politischen Zeitungen haben sich neuerdings mit diesem früher vernachlässigten Literaturzweige befaßt, und selbst die literarhistorischen Werke haben sie bereits gebührendermaßen berücksichtigt. Die Aesthetik muß zwar ihren Standpunkt, der den nur auf das Schöne und die Kunst gerichtet ist, festhalten, aber auch sie hat in neuester Zeit ihre Forderung ausdrücklich dahin gestellt, daß die Kunst alle Kreise des Lebens zu durchdringen habe. Die Kluft zwischen der Literatur par excellence und der Unterhaltungsliteratur ist also thatsächlich nicht mehr so groß als in diesem Aufsatze des Verf., und der Verf. hat also wol zum Theil, wie es in unsern Tagen häufig geschieht, gegen einen imaginären Feind manövriert. Trotzdem haben wir seinen Aufsatz mit Vergnügen gelesen, weil er gut geschrieben ist und neben Dem, was uns als irrthümlich erscheint, auch sehr viel wahre und treffende Bemerkungen enthält. Am beherzigungswerthesten ist wol Das, was er über unsern Regel an einem öffentlichen, großartigen Leben sagt, in welchem sich Schriftsteller und Volk begegnen und sich für ein gemeinsames Interesse erwärmen könnten. Das ist der faule Fiedel, an dem Alles bei uns krankt und so auch die Literatur. Wann wird es anders werden? Es scheint, als würden jetzt die Anfänge dazu gemacht. Gebe Gott, daß wir nicht ewig Anfänger darin bleiben!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz aus Frankreich.

Geschichte der Provinz Languedoc.

Die umfangreiche, massenhafte Geschichte von Languedoc, welche von den Benedictinern Dom Claude de Bic und Dom Baiffette angefangen ist, und deren Vollenbung und Ueberarbeitung der verdiente M. du Rège übernommen hat, ist von uns in d. Bl. bereits verschiedene Male erwähnt. Die vor kurzem erschienene 36. Lieferung hat den Schluß des neunten Bandes gebracht. Sie enthält des Neuen und Brauchbaren viel, wie auch die vorhergehenden Theile ein reiches Material interessanter Einzelheiten bieten. Wir erhalten jetzt eine neue Behandlung der interessanten Geschichte jener Provinz, welche von der Ansiedelung griechischer Colonisten im südlichen Frankreich an bis auf die blutigen Religionskämpfe, in die sich ein treues, ergebenes Volk verwickelt sah, stets der Schauplatz wichtiger Ereignisse gewesen ist. Dieses neue Werk führt den Titel: „Histoire du Languedoc depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours“, und hat Dominique Magalon zum Verf. Während jene größere Geschichte nur für den gelehrten Forscher Werth und Interesse hat, ist die gegenwärtige Schrift auf einen weitem Kreis berechnet, dem es weniger auf den Reichthum historischer Documente oder die Auffpeicherung einzelner Notizen als auf eine gefällige Verarbeitung des gesammelten Materials ankommt.

Die preussische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Von einem Oesterreicher.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 162.)

Wir kommen nun auf einen andern Einwand, welchen die Gegner einer preussischen Verfassung sehr häufig machen. Es ist die Besorgnis für die Staatseinheit; und zwar nicht die Gegner des Volksrechts, sondern selbst ehrenhafte freisinnige Männer behaupten, Preußen könne seiner eigenthümlichen Zusammensetzung und Entstehungsgeschichte wegen entweder überhaupt nie oder doch jetzt noch nicht constitutionnel werden. Noch sind in Preußen, sagt man, zu viele Sonderinteressen lebendig und vielfach im Widerstreit. Die politische Freiheit würde also nur dem provinziellen Eigensinn und Eigennutz dienen, um sich recht schroff geltend zu machen. Statt des so dringend nothwendigen allgemein preussischen Staatsbewußtseins würden alte feindselige Erinnerungen erweckt und genährt werden. Endlose Verwirrung aller Verhältnisse, Zersplitterung der Staatskräfte, Lähmung der obersten Gewalt würde die nothwendige Folge sein. In einem solchen unsichern Zustande aber wäre Preußen nicht im Stande, seine schwierige politische Stellung zu behaupten und im Namen Deutschlands seine europäische Aufgabe zu erfüllen. Es sei daher unerlässlich nothwendig, daß sich, bevor an eine preussische Constitution gedacht werden könnte, erst die einzelnen Theile der Monarchie allmählig und so viel als möglich unvermerkt zusammenleben. Die feindseligen Erinnerungen der Vergangenheit müßten nach und nach verlöschen und verlöscht werden, die noch immer auf ihre Selbständigkeit und separirte Rationalität pochenden Provinzen müßten allmählig daran gewöhnt werden, eben nichts als Glieder eines großen Reichsorganismus zu sein, jede Generation müßte mehr und mehr dahin gebracht werden, sich durchaus nur preussisch zu denken und zu empfinden. Dies Alles aber, behauptet man, könne durchaus nur durch die absolute Monarchie bewirkt werden; wer also vor dem Eintritt dieser nothwendigen Lebensbedingungen eine preussische Constitution verlange, der verlange etwas Verderbliches, Unmögliches.

Diese Einwürfe, die von der Staatseinheit Preußens entnommen sind, widerlegt der Verf. auf eine wahrhaft glänzende und evidente Weise. Wir halten diesen Abschnitt seines Werks für den gelungensten von allen, und doch fragt es sich, ob er die eigentlichen, starren Bureaokraten überzeugen wird. Es kommt nämlich darauf an, was man unter Einheit versteht, ob eine mechanische oder organische. Die Einheit, welche unsere Bureaokraten erzielen wollen, setzt eine vollständige Charakterlosigkeit nicht nur der einzelnen Provinzen, sondern auch jeder einzelnen Gemeinde und jedes Individuums voraus. Organische Einheit des Staatslebens ist ihnen etwas völlig Unbegreifliches. Wenn sie von Einheit sprechen, so denken sie nur immer an den Mechanismus der Verwaltungsmaschine. Gleichmäßige Bestimmungen für die hierarchisch-gegliederten Behörden, sodaß Alles genau ausgeführt und controlirt wird, was man in dem Centralpunkte Berlin beliebt und anordnet, das ist ihre Staatseinheit, eine andere können sie sich nicht denken. Jedes selbständige eigenthümliche Leben der Gemeinden und Provinzen muß vernichtet, jede Verschiedenheit nivellirt, jeder innere und äußere Charakterunterschied abgetödtet werden, wenn die Einheit der Maschinerie, welche sie Staatseinheit nennen, vollständig durchgeführt werden soll. Wir fällt dabei immer ein kleines mechanisches Bergwerk ein, womit ein alter Bergmann auf den Messen und Märkten herumzog und welches er uns Kindern zeigte. Sobald er anfing zu drehen, ging Alles wie am Schnürchen. Einige Bergleute fingen an zu klopfen, andere fuhren mit Karren hin und her, der Hund stieg auf und ab, Alles ging nach dem Takte. Nur schade, daß es ein tochter Mechanismus war und daß das Ganze in einem Kasten herumgetragen wurde. Wirkliches Erz wurde dadurch nicht hervorgebracht. So viel ist aber gewiß, daß diese mechanische Einheit nimmermehr bei einer wirklichen Verfassung bestehen kann. Darin haben unsere Bureaokraten völlig recht. Daß aber bei solcher mechanischen Einheit jede wirkliche lebendige Staatseinheit zuletzt völlig abstirbt, wie sie denn auch schon fast völlig abgestorben ist, das bedarf weiter keines Beweises. Menschen sind einmal keine Maschinen. Auch ihr Zusammenleben läßt sich nicht mechanisiren. Es muß auf die

ewig wechselnde freie Thätigkeit freier Individuen, die verschiedene Wünsche und verschiedenen Willen haben, verschiedene Bedürfnisse und verschiedene Charaktere, befaßt werden. Allerdings wird es auch hier vermöge der Überwältigung der menschlichen Natur überhaupt sowie der besondern Rationalität und historischen Zeitbildung allgemeine Gesetze und Regeln geben, ohne welche kein Staat denkbar wäre; aber diese sind wieder so unendlich nuancirt und modificirt eben wegen der individuellen Mannichfaltigkeit. So wie zwei Blätter an einer Pflanze sich nie ganz gleich sind, so werden auch die verschiedenen provinziellen Vereinigungen in einem Staate sich nie völlig gleichen und doch bilden die verschiedenen Buchblätter mit dem gemeinschaftlichen Stamme einen einigen gemeinschaftlichen Organismus, ja durch die individuelle Verschiedenheit der Theile wird dieser Organismus allein erst möglich gemacht. Man kann mit Entschiedenheit die Behauptung aufstellen, daß die einzelnen Provinzen Preußens mit Naturgewalt zu einer organischen Einheit hinstreben, daß eine freie, gemeinsame Volksverfassung die erste dringende Grundbedingung zu dieser Einheit ist, und daß eben dieses Hinstreben nach Einheit nur durch das jetzige Regierungssystem künstlich und gewaltsam auseinander gehalten wird.

Es ist nicht zu leugnen, daß in frühern Zeiten, wo die Menschen wenig miteinander in Berührung lebten, wo auf jeder besondern Stelle eine besondere Sitte herrschte, wo der Austausch der Ideen unter den verschiedenen Volksstämmen wenig oder gar nicht stattfand, wo allgemeine Wissenschaft und allgemeine Intelligenz noch keine Verbindungsbrücken zwischen den verschiedenen Individualitäten geschlagen hatten, daß damals eine auf Überzeugung und Intelligenz gegründete Vereinigung verschiedener Stämme eines Volkes unter einem Staatsgesetze mit großen Schwierigkeiten verbunden war, sodas in der Regel nur eine äußere mechanische Gewalt sie zusammenzwingen konnte. Dieses Verhältnis hat sich aber jetzt völlig umgewandelt. Die unbewusste, naturwüchsige Sitten- und Gefühlsverschiedenheit hat in demselben Grade ihre Macht verloren als die allgemeine Übereinstimmung der Ideen, der Bedürfnisse und der Sehnsucht nach Gliederung zu einem einigen großen Staatsorganismus gewachsen ist. Das Bedürfnis der Einheit mit einem großen Staatsorganismus, der unter einem freien Gesetze steht, ist vielmehr so groß und unabwieslich geworden, daß selbst eine völlig verschiedene Rationalität mit allen ihren Antipathien dadurch überwunden wird in der Einheit, daß jeder todte Mechanismus entweder im Lebendigen scheitern oder seinerseits den lebendigen Organismus zerstören muß; nach welchem Resultat er freiwillig dann auch selbst zu Grunde geht.

Sehen wir aber von dieser mechanischen Einheit, wie sie die Bureaucraten instinctmäßig zu erreichen suchen, ab von einer geistlosen Willkürsinngigkeit völlig ab, und betrachten wir die Frage, ob der preussische Staat in seiner jetzigen Zusammensetzung aus so homogenen Gliedern bestehe, daß eine vollrechtliche Verfassung

durchgreifend auf ihn angewandt werden könne, oder daß ein Auseinanderfallen der einzelnen Glieder zu befürchten sei, so müssen wir sie im Einverständnis mit unserm Verf. mit einem unbedingten Ja beantworten. Der Einwand von dem zu verschiedenen Charakter der Provinzen ist uns immer als ein lächerlicher erschienen. Wenn gemeinschaftliche Sprache und gemeinschaftliche Bildung, wie sie in Preußen in einem solchen Grade bestehen als kein anderer constitutioneller größerer Staat sie aufzuweisen hat, eine gemeinschaftliche Verfassung nicht erlauben, so sehen wir in der That nicht ein, unter welchen Bedingungen auf irgend einem Theile der Erde je eine Verfassung zu Stande kommen könnte. Eine gleichmäßigere Einheit der Sprache, der Sitten, der Cultur und der Rechtsbedürfnisse hat es noch nie in einem größern Staate gegeben als eben jetzt in Preußen. Alle constitutionellen Verfassungen von England, von Frankreich, von Belgien u. s. w. haben mit wir disparaterelementen zu kämpfen gehabt und haben sie doch glücklich überwunden. Daß ein gewisser Charakterunterschied zwischen Rheinländern, Sachsen und Ostpreußen besteht, das soll nicht geleugnet werden; aber dieser Unterschied ist so unbedeutend, daß er in Beziehung auf die Verfassungsfrage gar nicht der Rede werth ist. Von einem entgegengesetzten Volkscharakter kann bei diesen deutsch-preussischen Provinzen gar nicht die Rede sein. Inlegt unterscheidet sich auch jeder Mensch von dem andern sowie jeder einzelne Mensch von den andern. Als ein schlagendes Beispiel weist der Verf. mit Recht auf das Elsas hin, das seine deutsche Nationalität mit Freuden aufopfert, um nur Theil zu haben an einem einigen, großen freien Rechtsstaate. Es ist unbegreiflich, wie man in Berlin dies verkennen kann, wie man die Wunderwirkungen, die eine freie Verfassung auf Preußen schon in wenigen Jahren äußert wird, nur im mindesten bezweifeln kann. Ja, wir sagen es dreist heraus, die bloße Hoffnung auf diese Verfassung ist das einzige Band, was Preußen noch gleich zusammenhält, was die Bewohner der einzelnen Provinzen noch an den Begriff „Preußen“ fesselt. Annehme uns diese Hoffnung entschieden und definitiv — wie man das glücklicherweise auch beim besten Willen nicht kann — und wir hören auf im Herzen zu bangen zu sein. Das Bedürfnis nach einem großen, einigen Staate, einzig in einer freien Verfassung, ist so groß, daß wir den Namen Preußen, so theuer er uns auch mit allen seinen historischen Erinnerungen ist, der Befriedigung desselben unbedingt zum Opfer bringen würden. Ich glaube, daß dieses die Herzensmeinung in großer Mehrzahl meiner preussischen Mitbürger ist. Ist uns vor Allem zu Preußen hinzieht, die neuen Provinzen sowohl wie die alten, das ist kein dunkles Gefühl für den Namen Preußen, es ist eben die Überzeugung, daß wir durch Preußen noch am ersten die Möglichkeit eines großen unabhängigen Staates mit freier Verfassung werden können. Man hat sich freilich viel Mühe gegeben, uns diese Hoffnung, diese Überzeugung, zu neh-

men, und bei Vielen ist es auch gelungen. Viele sind in politische Verblüthung, Hoffungsstosigkeit und Verzweiflung in Beziehung auf Preußen gestürzt. Aber der Einsichtigere hält noch an Preußen fest, denn er weiß, daß die Gewalt der Umstände, daß die geschichtliche Nothwendigkeit stärker ist und allmächtiger als der schwache Wille einzelner Menschen. Die Hoffnung auf ein vereinigtes constitutionnelles, einiges und starkes Preußen läßt uns das gegenwärtige bureaukratisch-absolutistische, zerrissene, ohnmächtige Preußen übersehen.

Nur ungern enthalten wir uns, des Verf. eigene Worte den Lesern hier mitzutheilen, womit er auf die überzeugendste Weise nachweist, wie eben ein feindseliger Provinzialismus durch das jetzige absolutistisch-bureaukratische Regierungssystem auf alle mögliche Weise genährt und gefördert, wie es diesem nie gelingen werde, eigennützige, separatistische Tendenzen zum Schweigen zu bringen, sondern wie es diese, die gar nicht in den Bedürfnissen und Neigungen begründet sind, erst recht eigentlich erzeuge. Leider muß man dabei an das Divide et impera denken. Leider muß man annehmen, wie man in Berlin keineswegs die getheilten, nach verschiedenen Seiten hin zerrenden Wünsche, sondern vielmehr die sich geeinigten und mit Macht ausprechenden Verlangen der durch eine constitutionnelle Verfassung zur Einheit verschmolzenen preussischen Provinzen fürchtet. Zuletzt handelt es sich bei allen verschiedenen Scheinvorwänden doch nur immer um den einzigen wahren Herzensgrund: die Aufrechthaltung der absoluten Fürstenmacht und der bureaukratischen Beamtenhierarchie.

Wenn ich jedoch von der bereits vorhandenen Einheit der preussischen Provinzen in Cultur und Rechtsbedürfnissen, in Sprache und Sitten, in Nationalität und Patriotismus gesprochen habe, so versteht es sich wol von selbst, daß ich eine Provinz stillschweigend als Ausnahme dabei voraussetze. Diese Provinz heißt — Polen. Nur mit gerechtem Herzen schreibe ich dieses bedeutungsschwere Wort nieder. Es ist bedenklich sich darüber zu äußern und dennoch muß es geschehen, wenn unsere Besprechung nicht an einer wesentlichen Lücke leiden soll. Aber es läßt sich nicht mit wenigen Worten abmachen und wir müssen diesen unglückseligen Verhältnissen daher einen besondern Artikel widmen. *)

F. von Florenowert.

Literarhistorisches Taschenbuch. Herausgegeben von R. E. Pruz. Dritter und vierter Jahrgang.

(Fortsetzung aus Nr. 102.)

Im vierten Jahrgange, der den dritten an Mannichfaltigkeit des Inhalts noch übertrifft, seinem allgemeinen Charakter nach aber ihm gleich ist, werden uns folgende Aufsätze geboten:

1) „Beaumarchais“, von R. A. Mayer. Dieser Aufsatz bildet insofern ein willkommenes Gegenstück zu der im zweiten Jahrgange befindlichen Abhandlung desselben Verf. über das französische Siebengehirn, als darin ebenso auf einen der

Anfänge des Romanticismus hingewiesen wird wie in jener die Entstehung des Classicismus entwickelt wurde. Der Verf. deutet diesen Gegensatz zwischen seinen beiden Arbeiten selbst an und gibt dadurch von vorn herein zu verstehen, von welcher Seite er Beaumarchais vorzugsweise betrachtet wissen will. Nachdem er im Classicismus selbst drei Perioden unterschieden, die der Gräbomanie, von Konrad bis Walherbe, die höfisch-academische Periode unter Ludwig XIV., und endlich die philosophische, vorzugsweise durch Voltaire vertreten, bezeichnet er den Romanticismus als die Emancipation der Poesie, als die literarische Revolution; zu Anstiftern und Vorkämpfern derselben erhebt er Rousseau, Diderot und Beaumarchais. „Wie in jenen Zeiten seines Beginns im Leben Alles nach Befreiung von den Fesseln des religiösen und politischen Dogmas strebte, so begann auch die Poesie an ihren wunderlichen Schranken zu rütteln und schrie nach Luft und Freiheit. Da kam der Bürger von Genf und rief die Menschen aus der Unnatur in die Natur zurück mit allem Zauber der Sprache, wie sie nur ein Mensch besitz, der selbst an den Brüsten der alma mater gelegen. Da kam Diderot, der Sohn der Champagne, heiß und sprudelnd wie der Wein seiner Heimat, und warf die Fackel in die erstarrte Wissenschaft und ließ Rousseau's Ruf nach der Natur laut über die Bühne schallen, sodas die goldpapierenen Kronen der classischen Könige zu fallen drohten. Da kam Beaumarchais, der kluge, rastlose, tapfer ausdauernde, lustige, witzsprühende Beaumarchais, der Mann des dritten Standes, der im Leben und auf der Bühne (und Beides war für ihn nur Eins) den Bevorrechteten die Stirn bot; der Figaro, der den Almaviva die Braut entreißt; der Held, der, heute niedergeworfen, morgen wieder in Waffen steht und auf seinem Schilde den Voltaire'schen Spruch trägt: „Ma vie est un combat!“ Nach dieser allgemeinen Charakteristik geht der Verf. zu Mittheilung seiner Lebensverhältnisse über. Hierbei hält er sich fast zu lange bei jenem Abenteuer in Madrid auf, welches den Stoff zu Goethe's „Clavigo“ hergegeben hat und als solches schon öfter Gegenstand der Besprechung geworden ist. Dankbarer sind wir für die specielle Erzählung des berühmten und interessanten Processes gegen de la Blache und Goemann, der nicht minder wie sein Verfahren gegen den Beleidiger seiner Schwester die bürgerliche Energie und Konsequenz seines Willens an den Tag legt. Dieselbe Gesinnung wird alsdann auch als der wesentliche Inhalt seiner Dichtungen nachgewiesen, verwässert und abgebleicht in seinen Kühr- und Familien dramen, desto körniger und frischer dagegen in seinen Figarostücken. Aus diesen gibt der Verf. mehre auch für die Gegenwart recht interessante Proben, z. B. folgende Satire auf die Censur: „Il s'est établi dans Madrid un système de liberté sur la vente des productions, qui s'étend même à celle de la presse; et, pourvu que je ne parle en mes écrits ni de l'autorité, ni du culte, ni de la politique, ni de la morale, ni des gens en place, ni des corps en crédit, ni de l'opéra, ni des autres spectacles, ni de personne, qui tiennent à quelque chose, je puis tant imprimer librement, sans l'inspection de deux ou trois censeurs“, und die prächtige Definition, die er von einem Hellen gibt, wenn er sagt, es sei ein Mensch, qui s'est donné la peine de naître. Der Verf. fügt hinzu: „Solche Stellen haben in Frankreich ihre Wirkung gehabt: wann und woher wird dieselbe Wirkung in Deutschland kommen?“

2) „Die letzte Revolution Polens und die ihr vorangehende politisch-literarische Bewegung“, von Cybulski. Der Titel dieser Schrift ist nur richtig, wenn er als Hendiadysie gefaßt wird. Von der Revolution ist wenigstens nur insofern darin die Rede, als die Schilderung irgend einer literarischen Entwicklung stets auch eine Erörterung der politischen und socialen Zustände voraussetzt. Der Aufsatz entspricht daher durchaus der Tendenz des Taschenbuchs und gewährt uns darum neben dem literarhistorischen ein nicht minder starkes politisches Interesse, weil in der neuen Geschichte Polens mehr als

*) Der vierte und letzte Artikel folgt im Juli. D. Red.

irgendwo jedes Moment des Lebens auf das innigste mit den politischen Regungen verwahten, ja man kann sagen völlig mit ihnen Eins geworden ist. Der Gang, den der Verf. nimmt, ist kurz folgender. Nach einem kurzen Rückblick auf frühere Zustände schildert er zunächst den Einfluß Adam Czartoryski's, sein freundschaftliches Verhältnis zu Alexander, sein Verhalten in der Napoleonischen Zeit, seine Wirksamkeit auf dem Wiener Congresse und die Vereitelung seiner patriotischen Pläne durch Konstantin. Hierauf charakterisiert er kurz dessen Regierung, erwähnt mehre dagegen sich bildende politische und literarische Vereine und Bewegungen, und bleibt speciell bei den letztern stehen. Ehe er diese jedoch näher erörtert, wirft er wieder einen Rückblick auf die literarischen Zustände Polens überhaupt, besonders seit der ersten Theilung, und deutet hierbei namentlich auf die Vortheile hin, welche die preussischen und russischen Provinzen gegenüber dem selbständig gebliebenen Polen und dem österreichischen Theile zu genießen hatten. Am ausführlichsten verbreitet er sich hierbei über das Schicksal der Universität Wilna, über die Erhebung derselben zur obersten Aufklärungsbehörde unter dem Einfluß von Czartoryski, Kollontay und Czacki, über die realistisch-praktische Richtung, welche dieselben unter dem Rectorat Sujadecki's nahmen, und endlich über den Umschwung, der in dieser Hinsicht zu Gunsten der moralischen und speculativen Wissenschaften besonders durch Lelewel herbeigeführt wurde. Hierauf geht er zur Betrachtung der Poesie über, zeigt, wie die sogenannten classischen Dichter aus dem Stanislaus'schen Zeitalter durchaus des nationalen Elements entbehren, wie darauf Niemcewicz, Boroniez und Brodzinski eine Umgestaltung vorbereiten und wie endlich Mickiewicz dieselbe vollendet und an die Stelle des todtten, fremden Classicismus die lebendige und volksthümliche Romantik einführt. Von Wilna wendet sich der Verf. nach Warschau, weist hier den hemmenden und despotisch niederdrückenden Einfluß Schomjanski's, Grabowski's und Kowalski's nach und schließt endlich mit der Mittheilung derjenigen gegen die freie und nationale Geistesbewegung gerichteten Maßregeln, welche zuletzt die Revolution vom 29. Nov. 1830 zur Folge hatten.

3) „Der Begriff der antiken Elegie in freier historischer Entwicklung. Von W. Herzberg. Zweiter Aufsatz: Die Elegie der Alexandriner.“ Dieser zweite Theil ist bedeutend kürzer gefaßt als der erste im dritten Jahrgang enthaltene, und zwar einerseits durch Auslassung der Probestellen, andererseits durch Unterdrückung des rein philologischen Details, oder wie der Verf. sich selbst ausdrückt, der „philologischen Rechenhaftigkeit“. Die Anwendung dieses letztern Kürzungsmittels entspricht jedenfalls dem Zweck des „literarhistorischen Taschenbuchs“ und ist bei Besprechung des ersten Aufsatzes von uns selbst gewünscht worden, dagegen dürfte die Entfernung der Probestellen minder gern gesehen werden, besonders von der großen Zahl derjenigen Leser, welchen der besprochene Stoff nicht auf der Stelle gegenwärtig ist und vielleicht Zeit, Fähigkeit oder Gelegenheit mangelt, sich auf eigene Hand mit demselben bekannt zu machen. Dem Gelehrten ist leicht predigen, mit dem Blinden aber schwer über Farben zu sprechen. Im Ubrigen zeugt die Verarbeitung des Stoffs wieder von gründlichen Studien, richtigem und selbständigem Urtheil und geschmackvoller Darstellung. Nur die historische Einleitung schmeckt ein wenig nach dem Schwulst und der Geschraubtheit Bernharb'scher Diction und erweckt somit in uns den Verdacht, daß sich der Verf. von dem in diesem Betracht wenigstens nicht gerade vortheilhaftem Einfluß seines Lehrers noch nicht ganz frei gemacht habe. In der Folge kehrt er jedoch zu seiner ihm eigenen, weit einfacheren und natürlicheren Ausdrucksweise zurück und zeigt dadurch, daß gerade er eines solchen wissenschaftlich sein sollenden Bettlermantels gar nicht bedarf. Die Elegiker, welche der Reihe nach besprochen werden, sind Antimachus, Philetas, Hermesianax, Hevyle, Alex. Aitolus,

Phamocles, Kallimachus, Gratothenes und einige minder wichtige, welche den Übergang zur römischen Elegie bilden. Seine Ansichten weichen nicht selten von den vulgären ab. Daher nimmt er zu einigen Dichtern, z. B. zu Philetas und Hermesianax, eine mehr oder minder apologetische, zu andern dagegen, z. B. zu Antimachus und Kallimachus, eine fast durch und durch polemische Stellung ein. Das eigenthümlichste Verdienst des Verf. besteht jedenfalls in dem Nachweis der historischen Entwicklungsmomente, zu welchen sich der Begriff der Elegie notwendig im Laufe der Zeiten auseinanderlegen mußte. Er unterscheidet demgemäß eine gelehrte, eine mystische und eine historische Elegie, und bringt hierbei namentlich über die Annäherung der Elegie an das Epos oder vielmehr über die Hereinziehung des epischen Objects in das lyrische Subject ebenso neue als überzeugende Gedanken bei. Nur die Vergleichung des subjectiven Epos mit den Balladen und Romanzen scheint mir nicht ganz zu passen, wenigstens dürfte man hierbei nur die rein künstlerisch erzeugten, wie die von Schiller, und ähnliche mit rhetorischem Schmuck ausgestattete Dichtungen dieser Art vor Augen haben. Die eigentlichen und ursprünglichen Balladen und Romanzen dagegen als unmittelbare Ausflüsse der Ur- und Volkspoesie haben mit der gemachten Sentimentalität der alexandrinischen Epospoesie gar nicht gemein, vielmehr tragen sie einen durchaus naiven Charakter und lassen sich in jeder Beziehung weit treffender mit den einzelnen, noch nicht von künstlerischer Hand zusammengeschweißten Partien der Homerischen Gesänge vergleichen.

4) „Johannes von Soest, der Sängerkünig“, von Hoffmann von Fallersleben. Eine sehr kurze und nur für die Literaturhistoriker interessante Mittheilung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Bur Kunstgeschichte.

Unter den verschiedenen geistreichen Skizzen und Charakterzeichnungen, welche Arsene Houffaye in der „Revue de Paris“ gegeben hat, haben wir die biographischen Portraits der Maler wie Watteau, Banloo u. A. immer vorzugsweise ansprechend gefunden. Es zeigte sich hier außer der Fülle kunsthistorischer Notizen, welche dem Verf. offenbar zugänglich sind, eine besondere Geschicklichkeit in der Charakteristik der künstlerischen Individualität und Manier jedes einzelnen Malers. Diese kleinen, anmuthig geschriebenen Aufsätze verriethen, daß ihr Verf. einen ganz hervorragenden Beruf zur Kunstgeschichte habe. In der That hat Houffaye jetzt eine Arbeit begonnen, welche sich auf ein Gebiet dieser Wissenschaft bezieht, auf das ihn sein Talent sowie sein Studium vorzugsweise angewiesen hat. Wir meinen die Geschichte der flandrischen und holländischen Malerei. Der erste Theil der „Histoire de la peinture flamande et hollandaise“, welcher vor kurzem von Houffaye dem Publicum übergeben ist, kann als Bürgschaft dafür dienen, daß der Verf. nicht hinter seine Aufgabe zurückbleiben wird.

Das französische Staatswesen.

Ungeachtet der Centralisation aller Administrationen in Frankreich oder vielleicht gerade wegen der in derselben begründeten vielfachen Verzweigung ist es sehr schwer, sich ein klares Bild von der Zusammensetzung und dem Sinecristen der ganzen französischen Staatsmaschine zu machen. Ein vor kurzem erschienenes Werk bietet für Jeden, der die Organisation der verschiedenen Verwaltungszweige kennen lernen will, ein reiches, übersichtlich zusammengestelltes Material. Der Titel dieser empfehlenswerthen Schrift lautet: „Traité de la hiérarchie administrative ou de l'organisation et de la compétence des diverses autorités administratives“, von R. A. Troley. 17.

Dichterstimmen.

Ein Dichterparlament von zehn votirenden hat sich wieder auf meinem Tische gesammelt. Sie stimmen alle dahin, daß sie unzufrieden sind; aber eine Stimmeneinheit ist darum doch nicht zu erreichen, kaum eine Majorität; denn wenn zwei den dritten abvotiren, der etwa für bairisch Bier stimmt, wo von den beiden andern der eine für Champagner, der andere für Ungarwein stimmt, so ist das eine Majorität ohne Resultat. Unzufrieden sind Alle mit Dem was sie finden, die Einen aber mit Dem was da gewesen ist, die Andern mit Dem was wird. Sie unter einen, auch nur ästhetischen, Hut zu bringen ist schwer, ich muß sie daher in Parteien sortiren, und finde auf den ersten Griff heraus 1) nationale Unzufriedene, 2) locale und liberale Unzufriedene, 3) sociale Unzufriedene, 4) confessionnelle und endlich 5) hoffende Unzufriedene. Wenn die Eintheilung nicht Stich hält, so bedenke man, daß es nur eine allgemeine, vorläufige ist. Bei eigener Betrachtung der einzelnen Stimmen mag sich immerhin Manches ändern und manche Nuance hervortreten.

Zuerst also die nationalen Unzufriedenen, d. h. solche, die über eine schwere Kränkung ihres Volksgefühls und Volksrechts zu klagen haben. Darunter würden sich, wenn man es streng nähme, auch die Dichter der zweiten und dritten Partei classificiren lassen, denn ihr allgemeiner Unmuth hat zugleich einen volksthümlichen Grund und Boden, wie sich das bei einem Deutschen von selbst versteht. Die beiden Sängere, die uns zuerst begegnen, sind aber speciel von dem Unrecht ergriffen, was ihrem Volk begegnet ist, und im Unmuth darüber haben sie noch keinen Athem gewonnen, ihre Unzufriedenheit zu verallgemeinern; es ist nämlich Seibel, der um Lübeck, und ein ungenannter Dichter, der um Irland klagt.

1. Ein Ruf von der Trave. Gedicht von Emanuel Seibel. Zweite Auflage. Lübeck, Aschensfeldt. 1845. Gr. 8. 3^{1/2} Ngr.

Die Sache ist nur zu bekannt, die Klage klingt noch heute wider und dürfte noch eine ganze Zeit nachtönen. Daß die Eisenbahnen in der Welt einen Umschwung hervorbringen würden, hat Niemand bezweifelt, einen Umschwung, der allen Verhältnissen und Kreisen bis in die entferntesten Winkel sich mittheilen werde. Also

auch auf die Poesie mußten sie einwirken. Karl Beck hat in seinem ersten Sturm- und Drangfieber ihnen einige Rhapsodien entgegengefungen. Daß auf den andern Seiten auch Elegien kommen würden, ließ sich erwarten; von den Freunden des guten Alten, was durch den Sturm und Drang nothwendigerweise erschüttert werden mußte. Das hat merkwürdigerweise sich aber bald anders gemacht; die Bewegung ward so mächtig, daß sie ihre entschiedensten Gegner mit sich fortriß und Die, welche anfangs Alles gethan sie zu hemmen, seitdem ihre ganze Kraft anwenden sie noch weiter zu fördern. Wir könnten nur Elegien von den Birthen hören, deren Gasthöfe nun leer stehen; aber die sind keine Dichter. Doch die kleinen Städte, an denen der Verkehr nun vorüberauscht? Auch daher keine Dichterstimmen; selbst durch Schriftstellerstimmen sind sie selten oder gar nicht in dem großen Parlamente der öffentlichen Meinung vertreten. Stumm gehen sie ihrem Schicksal, zu vertummern, entgegen! Es ist ein hartes Loos, das soll man sich nicht ableugnen. Es gibt da viele wenn nicht gebrochene Herzen, doch gebrochene Glücksumstände, und stolze Erinnerungen werden untergehen, nicht einmal durch das Lied besungen. Aber es ist der Fluch der Nothwendigkeit. Dieses Verdammungsurtheil ist einmal in der Weltgeschichte geschrieben, es konnte nur verzögert werden, der Tod konnte langsamer herankommen, die Eisenbahnen verschulden ihn nicht, sie beschleunigen nur die Krise, die unabwendbar ist.

Die alte Stadt Lübeck, welche die Meere beherrschte und Könige einsetzte und absetzte, daß auch diese jenem Schicksal erliegen solle, ist allerdings schmerzlich, ein Schmerz, der Dichterlaute hervorrufen durfte.

Du zahlst es spät uns heim fürwahr,
O Dänemark, mit bitterm Leide,
Daß einst vor uns dein Waldemar
Erzittert auf Bornhöveds Haide;
Daß er, der kaum noch trunf'nen Muths
Gepunkt im Schwarm der Bogenspanner,
Auf flücht'gem Renner, wund, voll Bluts
Heimsprengte mit verlor'nem Banner!

klagt Lübeck's Sohn, der Dichter Seibel, und wirft dem Dänen vor, daß er es mit dem Deutschen nie gut gemeint:

Wir sah'n uns bei der Oberer Brand
 In oft ins Aug' auf blut'gem Pfade,
 Da uns're Bürger Schar noch stand,
 Des Reiches Wall, am Nordgekrade;

daß er mit dem Franken sich später verbündet, wodurch
 des alten Haberts Blut neu angefaßt worden, während
 die Lübecker jormentbrannt beim Dröhnen der Trommel
 zur deutschen Fahne gestürzt seien. Um dieser deut-
 schen Weihe willen, beim deutschen Geiste, der die alte
 Hansstadt noch wie in der Väter Tagen durchglähe,
 ruft er das deutsche Reich an, dem Trug des Feindes
 zu dämmen:

O wär' ein Hauch Bertrand's de Born,
 Des Troubadours, in meinen Zeilen,
 Daß grüßend eines Königs Jorn
 Sie waffneten mit Donnerkeilen!

Aber wo ist das deutsche Reich? Wo sind seine Ohren,
 seine Augen, seine Nase? Diese drei Sinne sind freilich
 in Frankfurt; aber sie hören, sie sehen, sie riechen nach
 andern Dingen als die der wackere Troubadour herauf-
 beschwört. Anderwärts haben die Klagen, denen er den
 Hauch seiner Stimme leiht, widergeklungen — wir
 wollen hoffen nicht umsonst. Er ruft:

Doch ist's umsonst, verweht ein Blatt
 Im Wind den Ruf, den wir entsenden:
 Dann naht dein Letztes, alte Stadt,
 Dann weiß in Schweigen groß zu enden.
 Geharnischt, stehend wie der Eid,
 Zusammen brich mit deinem Ruhme,
 Und deines letzten Dichters Lied
 Nimm mit hinab als letzte Blume.

Wie verlautet, hat aber gerade diese poetische Zuan-
 thung in Lübeck selbst den wenigsten Anklang gefun-
 den. Die gegenwärtigen Lübecker wollen nicht enden,
 sie wollen nicht wie der Eid mit ihrem Ruhme zusam-
 menbrechen, sie wollen durchaus nicht die letzten Lübecker,
 und demnach soll auch Geibel nicht ihr letzter Dichter
 sein. Sie wollen weiter leben, sie wollen mit oder ohne
 Ruhm aufrechtstehen, kurz sie wollen Handel treiben so
 gut es geht und — auf alle Fälle doch eine Eisenbahn.
 Sie wird ihnen werden, dessen sind wir gewiß, auch
 ohne daß man in Frankfurt auf ihre Röhre achtete.
 Was könnte man ihnen dort geben als ein Privilegium
 wie Goethe auf seine Werke! Der Geist der Gerechtig-
 keit wird stark in Deutschland auch ohne Frankfurt und
 trotz Frankfurt, und er wird der isolirten durch gewalt-
 same Combination vom Gesamtvaterlande abgerissenen
 Stadt zu rechter Zeit beifpringen, und hoffentlich auch
 in einer Zeit, wo es keines Dichters einer nächsten Ge-
 neration bedarf, sondern Geibel selbst wird noch den
 Freudenschrei nach dem Beheruf anstimmen können.

Aber anders sieht es aus, wenn wir:

2. Frische Melodien der Gegenwart. Karlsruhe, Gutsch und
 Rupp. 1845. 8. 10 Rgr.

von einem ungenannten Dichter durchlesen. Ist's ein
 Ire, ist's ein Deutscher? Natürlich ist's ein Deutscher,
 nur ein Deutscher kann sich so für ein fremdes Natio-
 nalleiden begeistern, aber es möchten doch Grundtöne
 aus der grünen Insel den Anklang gegeben haben:

Kam' ich aus Irland's Wappenstein

Die alte Harfe reifen
 Und auf ihr spielen, jorntigwid,
 Viel wundersame Weisen —
 Weisen, wie sie der Ströme Mann,
 Im alten Irland spielen kann,
 Daß bei der Time Mut
 Kein Fuß mehr ruht.

Dann würde der Dichter einen Klagegesang fingen, daß
 alle Herzen bluten sollten:

Dann sollte Niemand ruhen mehr,
 Kein Kasten krank mein Reigen,
 Es tanzt sich frisch mit Schild und Speer,
 Und Müde sind nur Leichen.
 Ich spiel' die Zauber Melodie,
 Die ruhet nicht und rastet nie,
 Fort geht der Tanz bis frei
 Altirland sei!

Das grüne Erin, welches die Hand des Ewigen in das
 Meer gelegt als das Bild der ewigen Hoffnung, hat die
 Schmach, daß der Traum seiner Hoffnung in einem
 Kerker glüht; Dan sitzt gefangen. Aber wo an den
 Tage Meeting war, tritt Nachts die Schar der Kelt-
 Geister zusammen, welche die Knechtung ihres alten
 Stammes betrauern, und — O'Connell sprang auf.
 Doch die Frage bleibt:

Wann fällt die Kette von dem Land?

und der Dichter sagt uns, daß nur das eine, ein
 Recht in dem Einzelnen gesetzt habe. Ein Jun
 O'Connell's für die Repeal, ein süßer Seufzer, ein
 schönen Irin in der Fremde dargebracht, ein Seufzer
 dem Native land, das der Dichter vor 20 Jahren w-
 lassen haben will, und dem er ein Empor, empor! aus
 der Ferne zuruft, und eine poetische Schilderung Ir-
 lands, wo:

Noch rauschen auf einsamer Höh' die Eichen
 Und weben Schatten um das Auenmal,
 Noch tanzen hier die Elfen ihren Reigen —
 So süß wie hier gibt's keinen Rindeskrall.
 Der Strommann spielt seine Zauberweife,
 Der Mähwurm zündet seine Fackel an;
 Und Morgens reden dann die salben Kreife
 Vom Tanz der Elfen auf dem Plan,

sind poetische Perlen aus dem Meere gefischt, die aber
 den versunkenen Schatz nicht heben. Wo aber ein Volk
 seinen Ruhm, seine Eigenthümlichkeit noch singen kann,
 wo seine Geister noch von der Erinnerung der That
 erweckt werden, ist seine Nationalität noch nicht unter-
 gegangen. Die Irländer singen noch Lieder (gleichviel,
 ob diese Melodien von einem Iren oder Deutschen in
 Gepräge erhielten), die Polen auch, sie haben eigentlich
 erst nach ihrem politischen Untergange angefangen ihr
 Vaterland durch die Poesie zu verewigen. Dieser hö-
 schen Aber, auch wo sie Stammen des Jorntes schauk,
 kann man nicht den Vorwurf machen, daß sie deklam-
 sei. Sie schafft Leben.

Wann fällt die Kette von dem Land? Diese Frage,
 der Refrain eines der Lieder, wird freilich kein Lieder
 beantworten. Kein Dichter, wenn auch seine Lieder ei-
 nen Schall hätten wie die Trompeten von Jericho, bis

Alexander-Schwert, das den gordischen Knoten löste, wird sie zerrissen. Auch das Recht, das Alle anrufen, kann hier nicht lösen und heilen. Uns kommt in den Sinn, was Friedrich v. Raumer einst in seinem Werke über England von den irischen Verhältnissen sagte. Alle Engländer, auch die ihn sonst belobten und seinen Ansichten im Übrigen beistimmten, blickten ihn mit Entsetzen wie einen Irnsinnigen an, als er für Irland eine preussische Agrargesetzgebung, bäuerliche Eigenthümer statt der Vertreibung ausgefester Pächter als das einzige Lösungsmittel der Wirren, als die einzige Heilung so tiefer Wunden foderte. Die Liberalisten sagten: das geht niemals, es greift das Eigenthumsrecht an. Nur wenige Jahre sind seitdem vergangen, und heute ruft die „Times“ die Vertreterin der Vermögenspartei in England: Nur ein neuer Cromwell kann Irland helfen! Bis zu Cromwell gingen Raumer's Gedanken nicht hinaus. Was König Dan nicht vollbracht, vielleicht setzen es die galizischen Schrecken ins Werk. Es geschieht nichts umsonst in der Welt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarhistorisches Taschenbuch. Herausgegeben von H. E. Pruz. Dritter und vierter Jahrgang.

(Fortsetzung aus Nr. 162.)

5) „Die spanischen Romangen“, von Karl Stahr. Der erste Theil des Aufsatzes verbreitet sich vorzugsweise über das historische Verhältniß der Romangen zu den zusammenhängenden Epen. Diese scheinen der sprachlichen Form, jene dem innern Gehalt und der poetischen Fassung nach älter zu sein. Der Verf. erklärt sich entschieden für das höhere Alter der Romangen. „Die Romangen“, sagt er und bestätigt damit Das, was wir soeben gegen Herzberg erinnert haben, „sind die ältesten Gesichten und Zustände des Volkes in der ältesten Liederform. Rein poetisches Erzeugniß schlechthin kann sich Dem entziehen, sie zu seinen Vorgängern zu haben. Und wenn sie nicht die ersten waren, welches dichterische Product sollte dann wol darauf Anspruch machen? Erwägt man ihren epischen Inhalt und den aus der eigenthümlichen Geschichte hervorgegangenen Zustand des Volkes, so muß der Volksgefang der ersten volksthümlichen Bewegungen und Entwicklungen ohne Frage das Erste sein und alle einzelnen Beweise für ihr Alter wären eigentlich unnütz.“ Dennoch unterwirft er wegen des oben ange deuteten scheinbaren Widerspruchs die Sache nochmals einer Untersuchung und faßt deren Resultat in folgende Sätze zusammen: „Die Romangen als der älteste Gesang wurden, da sie Volksgefang waren, von der jedesmaligen Sprachentwicklung berührt. Diese wirkte umbildend und umformend auf sie ein, weil die später Lebenden ebenso wenig die alten Weisen verlassen konnten als sie natürlich von der andern Seite auch wieder versuchten, sie sich gemäß zu machen. So haben, um einen chemischen Ausdruck zu gebrauchen, die Romangen alle Sprachniederschläge mit durchgemacht, bis sie in der Form, in der sie aufzeichnet und somit der rhapsodischen Ueberlieferung von Mund zu Mund entzogen wurden, stillstanden. Diese Aufzeichnung fand statt in dem „Romancero cancionero general.“ Demgemäß betrachtet er die Romangen als die Grundlage aller spanischen Poesie, unterscheidet aber in ihrer Entwicklung drei Stufen: 1) die Umwandlung der Romangen zum Epos (Poema del Cid); 2) die Verarbeitung der Romangen zum Ritterroman (Amadis de Gaula); und endlich 3) die naturgemäße Zusammenfassung zusammengehöriger Romangen zum Romangencyclus. Unter den Cyklen wird natür-

lich der des Cid am ausführlichsten besprochen und namentlich auf eine vollständige Mittheilung aller Romangen desselben, auch der analogen, gedrungen, da diese als interessante Variationen eines und desselben Themas zu betrachten seien. Im zweiten Theile behandelt der Verf. die Form und den Inhalt der Romangen. Die rhythmische Form derselben leitet er überzeugend von der Form römischer Soldatenlieder ab, die harmonische Form (die Reime und Assonanzen) zum Theil ebendaher, zum Theil von den Mauren. Rücksichtlich des Inhalts theilt er sie, wie die spanischen Literatoren selbst, in vier Classen: Ritterromangen (romances caballerescos), historische Romangen (romances historicos), maurische Romangen (romances morescos), und Romangen verschiedenen Inhalts (romances de varios asuntos). Ausführlicher erörtert er die Form des Inhalts, die eigentliche innere Structur der Romangen. Jede Dichtung zerfällt demnach in zwei Theile, einen erzählenden und einen dialogisirenden, zuweilen wird noch ein dritter hinzugefügt, der wieder erzählend ist. Der erste Theil enthält stets irgend eine interessante, fesselnde Situation, auf deren Ausmalung große Sorgfalt verwendet wird. Der zweite erscheint dagegen oft flach und leer, nicht selten aber auch von großer dramatischer Lebendigkeit. Der Verf. verfehlt nicht, diesen allgemeinen Inhalt an vielen Beispielen nachzuweisen und legt dabei einen großen Reichthum des Romangenstoffs zur Schau. Sondern nur in erzählender Form, womöglich Proben gibt er nur eine.

6) Friedrich Karl von Moser, der Herr und Diener. 1750, von Adolf Bock. Dieser Aufsatz ist für den Geschmack unserer Zeit unstreitig der ergötzlichste des ganzen Jahrgangs. Denn bei dem jetzt erwachenden Selbstbewußtsein des Volkes und bei dem in Folge desselben immer mehr um sich greifenden Bedürfniß, die Maßregeln der Fürsten und Regierungen einer öffentlichen Besprechung und Kritik zu unterwerfen, muß es notwendig das größte Interesse gewähren, auch einmal einen urtheilsfähigen Mann des vorigen Jahrhunderts über die Fürsten und Regierungen seiner Zeit sich aussprechen zu hören, zumal wenn dieses zwar nicht vom Standpunkte eines freien gereiften Staatsbewußtseins aus, aber doch mit so penetrantem Scharfblick für die Mißere im Einzelnen und in so verderb, ungeschminkter Weise wie von Moser in seinem „Herr und Diener“ geschieht. Der Verf. des vorliegenden Aufsatzes wird sich daher jedenfalls bei Vielen großen Dank erwerben, daß er jene Schrift Moser's wieder ans Licht gezogen, die wesentlichsten und interessantesten Ideen daraus mitgetheilt und eine kurze Charakteristik des Autors hinzugefügt hat. Zum Beleg einige Stellen, z. B. die Mittheilung von Moser's Urtheil über das Soldatenspiel einiger deutschen Staaten, das sich auf sie von Preußen, auf Preußen von Frankreich vererbt haben soll. „Bei diesem Soldatenspiel“, meint Moser, „wird die Erlernung aller andern Regentenobligationen außer Acht gelassen und die Art des militairischen Befehls geht in das civile Leben über, die nur beim Soldaten am rechten Plage ist. Jetzt sollen auch Minister, Räte und Unterthanen den blinden, unbedingten Gehorsam beweisen, der allen vernünftigen Widerspruch ausschließt, wie er aber dem Offizier und Soldaten zugemuthet werden darf, wenn Sturm zu laufen ist. Alles soll jetzt geschwind abgemacht werden. Die Arbeit mit dem Geiste im Ministerium wird nicht unterschieden von den eingeübten Bewegungen auf der Parade. Alle, mit denen der Regent zu thun hat, betrachtet er gewissermaßen wie Feinde, denen gegenüber er in keinem Punkte nachgibt, gegen die er keinen Befehl zurücknimmt. Das Schlimmste ist aber, fährt Moser fort, daß der Militareretat übertrieben wird: die kleinen Fürsten haben für den Schimpf zu viel und für den Ernst zu wenig Soldaten. Das Raisonnement der Herren lautet: ohne Kruppen spielt man keine große Rolle in der Welt; man kann an keine Verbindung mit auswärtigen Mächten, an keine Vergrößerung denken; ein deutscher Fürst hat sich bei Subsidiartractaten noch allemal gutgestanden, und manche Länder, sagt Moser hinzu, könnten gar an keinen Handel denken, wenn sie

nicht die Menschenausfuhr hätten.“ Noch piquanter ist folgende Stelle: „Der Hergang auf den Landtagen, diesen bloßen Creditinstituten der Landesfürsten, wie sie der Ritter Lang bezeichnet, wird geschildert ohne Ahnung, daß die Verfassung dieser Landtage eine andere werden müßte. Die Darstellung ist aber hell genug. Das landesväterliche Herz, heißt es, wird hier förmlich herumgeschleppt. Nach der Proposition der landesherrlichen Commissarien brach dem theuern Landesvater das Herz, daß er mit neuen Anforderungen beschwerlich fallen müsse, er, der dann erst froh sein würde, wenn er alle seine Unterthanen reich und glücklich machen könnte. Das Eine tröstet ihn, daß es ganz unvermeidliche und unter der Leitung der Vorsehung stehende Lebensbedürfnisse sind, welche ihn nöthigen, dem Lande mit neuen Anforderungen beschwerlich zu fallen. Nach dieser Charlatanpredigt, sagt Moser, geht dann das Unterhandeln an. Die Landhauptleute, der Erbmarschall, die Ausschüsse von Prälaten, Ritterschaft und Städten werden Einer nach dem Andern besprochen, gastirt, angefeuert, bedroht, gewonnen, die Majorität macht endlich den Schluß und es wird abermals ein Aderlaß durch das ganze Land vorgenommen. Der Landtagsabschied ist so gelehrt wie eine Leichenpredigt; der Minister mit seinen Rältern, Rüd. und Kellerbedienten kommt im Triumph nach Hofe zurück; Leben und Wonne breitet sich wieder über Favoritinnen und Favoriten aus; der Jäger bläst auf die freudige Nachricht von den neuen Landtagsgeldern noch einmal so muthig ins Horn; die Sängerin, die seit dreizehn Monaten nicht bezahlte Sängerin, steigt so hoch wie eine Lerche; der Darforchhundestall, dem Rentkammern und Creditoren schon den Untergang decretirt hatten, ertönt vom frohen Geheul, und alle adelige und nichtadelige Müßiggänger rechnen auf die neu eröffnete Goldgrube. Von den gethanen Bewilligungen sollte den Truppen der rückständige Sold entrichtet, gewisse auf der Execution stehende Landesschulden sollten davon abgetragen und einige mit großem Vortheil feilgemacht, dem Lande incorporirte Rittergüter bezahlt werden. Alles Dies ist im Angesichte des Landes mit Hand und Siegel, auf Wort und Treue vollzogen worden. Allein daß Gott erbarm! wie wird der theuersten Zusage gespottet! Die wichtigsten Männer, die sich zu Werkzeugen einer heillosen Bareditsamkeit von beiden Seiten gebrauchen lassen, heischen und erhalten zuerst den Lohn der Ungerechtigkeit. Die Termine kann man nicht erwarten; also werden die Gelder auf den Credit des Landes im voraus anderwo gesucht und erhoben. Anstatt die Miliz zu zahlen und den Truppenetat zu erhalten, wird dieser reducirt. Die Creditoren werden treuherzig gemacht, ihre vom Lande nun anerkannten Capitale zu verlängern, und den Junkern, denen die Güter feilgemacht worden, gibt man etwas auf Abschlag, einen Dienst bei Hofe, ihren Kindern eine Käse; sie mögen sehen, wenn sie einst das Übrige bekommen. Das aus dem Leben des Staats abgezogene Geld erhebt der Landesherr aber durch seine Leute selbst, ihm das zu versagen, hieße ihm nicht trauen, sich dem Herrn als Vormünder aufwerfen, und das wäre ein crimen laesae majestatis. Wo wäre der ehrliche Minister, dem Herrn das vorzustellen? Ja, diese sind oftmals die Ersten, welche den Gewinn der Ungerechtigkeit dem Herrn zuschanzen und wo nicht mit ihm theilen, doch den stummen Mann vorstellen und als einfältige Schlafmügen ein Glend zu Haus besuchzen, welchem zu steuern sie nach Pflicht und Gewissen vor Herrn und Land verbunden waren.“ Und folgende: „Klein anfangen und groß aufhören, wäre auch Fürsten nicht schimpflich. Allein ein junger, eitler, unverständiger Regent will Alles kostbarer, prächtiger, glänzender haben als seine Vorfahren; die alten Tapeten, Spiegel, Silbergeräthe, Kutschen, ja Häuser und Gärten sind nicht mehr gut genug. Der neue Regent bringt zu den alten Schulden einen neuen Geschmack. Anfangs lauter goldene Zeiten, Niemand denkt der alten Noth; Alles ist voll Goffnung; man hält die ersten Spieltage zu Gute und tröpft sich mit der Zukunft: allein der Herr gewöhnt sich an

die erborgte Pracht und es soll so fortgehen, es mag kommen wie es wolle. Oder der Regent gelangt erst in reifern Jahren zur Regierung; er denkt aber wie ein gemeiner Mann. Die Kammern klagen immer, es möchte wol Vieles anders und besser sein können; allein die Antwort ist: Es hat schon bei meinem Großvater, Onkel und Vater so geheißen und hat doch gutgethan, ich werde es auch noch aushalten. Ich habe die alten Schulden nicht gemacht, genug daß ich keine neuen hinzufüge, den alten Buß habe ich aber nicht Lust aufzukehren. So bewohnt der Herr das alte Schloß, er lebt nach seinen alten Neigungen, es bleiben die alten Marimen, die alten Betrüger und die alten Schulden. Oder der Herr tritt seine Regierung an, ohne daß man sagen könnte, daß er übel habe; gut ist es aber auch nicht zu nennen. Er will ganz gewiß eine neue Epoche beginnen, wenn er mit einem männlichen Erben erfreut wird. Dieser bleibt aus. Ein Keufel von Kitting bläst deshalb ein: für wen sparen Er. Durchlaucht! Er. Durchlaucht könnten viel besser leben. Das Wort zündet in einem Gemüthe, das noch unklar darüber ist, ob es recht gut oder recht schlimm gehen soll. Jetzt aber ist die Sache entschieden. Die heimlichen Maitreffen treten nun offen auf. Die Pracht wächst, die Junker, die Diener werden verdoppelt. Die Tafel wird leckerhafter, die Livreen reicher, die Kassa leerer, das Land ärmer, die Schulden größer.“

Loyale Leser, welche den Herrn von Moser nicht näher kennen werden geneigt sein, ihn nach solchen Proben für einen recht gelassen Menschen zu halten. Aber er ist gerade höchst fromm, ist fromm, daß er sogar die Frömmigkeit und Christlichkeit zur ersten Bedingung eines Ministers macht, wodurch er sich, wie wir bei einem spätern Aufzuge sehen werden, die größten Vorwürfe von Seiten eines nach unsern Begriffen auch noch sehr moderirten Zeitgenossen zugezogen hat. Am Schlusse des Aufzuges meint der Verf., wir müßten beim Lesen solcher Schilderungen doch im Ganzen froh sein, Vieles, was zu jener Zeit ganz natürlich gefunden wurde, doch schon als Mißbrauch erkannt zu sehen, und wo die Zustände ähnlich geblieben sein, dieselben mit ganz andern Waffen bekämpfen zu können. In der That müssen wir anerkennen, daß Vieles seitdem anders und besser geworden ist. Traurig ist es jedoch, daß überhaupt ähnliche Zustände noch vorkommen können, und noch trauriger, daß sie wirklich noch vorkommen. Denn wer, wenn er obige Schilderung gelesen, muß nicht an einen kleinen, aber souverainen deutschen Staat denken, der einem Moser des 19. Jahrhunderts zu einem neuen „Herr und Diener“ von allen Seiten das reichhaltigste Material liefern würde? Und welche Mittel hat unser Jahrhundert bis jetzt dargeboten, jene verurtheilten Zustände nur mit einigem Erfolge zu bekämpfen?
(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Analekten für Frauenkrankheiten.
oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem vereine praktischer Ärzte.

Sechsten Bandes zweites Heft. Gr. 8. 20 Ngr.

Der erste bis fünfte Band erschienen in 20 Heften 1837—43; jedes Heft kostet 20 Ngr.

Leipzig, im Juni 1846.

F. A. Brockhaus.

Sonntag,

Nr. 165.

14. Juni 1846.

Dichtersstimmen.

(Fortsetzung aus Nr. 161.)

Wir gehen zu den deutschen Malcontenten über.

3. Guerrillakrieg. Versprengte Lieder. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 1845. 16. 10 Kgr.

Die Frühlingslüfte, welche in den ersten Liedern der neuen Periode hauchten, sind verweht. Das Dieb der Zeit hat seinen Druck geübt, nicht auf den Muth, aber auf die Phantasie, der Muth ist nur noch Leder, trogiger geworden. Wir finden in diesen versprengten Liedern, gemeldet Anastasius Grün, Georg Herwegh und Robert Prug, keine Töne und Gedanken, die uns nicht schon in andern Dichtern begegnet wären; aber der Dichter gibt uns auf die Frage Menschenschaft, was noch immer

Worte sollen

Wo man nur Thaten braucht?

Wozu die tausend Hände
Mit Geist und Federzettel,
Ihr fragt, was dann das Ende
Von unserm Singspiel?

Man habe gewarnt:

Der Hirt mit seinem Stabe
Klopft die Lämme wach,
Sie fürzt, mit ihr der Knabe
Zum Abgrund mit Betracht.

Eher als die Gewalthaber seien Steine im Meer zu rühren; sie erweiche kein Sang. Mit nacktem Wort zersplittere man nicht, was Gold und Erz erbaue und mit Werfen und Berechnung nicht das Werk von tausend Jahren. Die Antwort des Dichters lautet darauf:

Es wird mit einem Schläge
Die Eiche nicht gefällt,
Man kauft in einem Tage
Die Freiheit nicht der Welt,
Es trifft meist das Herkehrte
Auch ohne uns der Tod,
Drum mögen wir zum Schwerte
Nicht greifen ohne Noth.

Doch daß die träge Ruhe
Uns nicht in Schummer lullt,
Daß nicht zur Todtenruhe
Die Bioge der Geduld,
Daß nicht den Geist uns tödlet
Der schlaffe Grabesduft,
Drum rufen: Wacht und beket!
Wie laut in alle Luft.

Angesungen werden Jordan, Dr. Raumer, Weiling, und in bekannter Weise die sogenannten Renegaten A. Grün und F. Dingelstedt, doch mit milderer Eintonung. Der Dichter gibt die Hoffnung nicht auf. Unerwarteter noch kommt die gutmüthige Erinnerung an den guten alten Jahr, der sich dieser freundlichen Behandlung im jungen Parlamente sonst nicht zu erfreuen hat. Eins der besten und klarsten Lieder ist das vom freien Geist:

Was helfen bunte Schranken,
Zu trennen Land von Land,
Ihr könnt doch die Gedanken
Nicht fangen mit der Hand;
Sie springen ohne Säumen
Von Volk zu Volke dreist,
Und wecken aus den Kräumen
Den alten, freien Geist.

Was helfen euch Gendarmen,
Was Sperre und Censur,
Ihr greift mit langen Armen
Doch stets ins Klau nur,
Ihr greift mit groben Sinnes,
Was rauscht und glänzt und gleist,
Das Rechte steckt tief innen,
Das ist der freie Geist.

Es ist ein bedeutender Schritt weiter von diesen Guerrillaliedern zu dem:

4. Vom grauen Bürgermeister. Eine Volkspredigt. In Reden gehalten von Fürchtegott Leberecht Lugendreich, verordnetem Erbauungstundenhalter. Bern, Brunst Sohn. 1846. 8. 3/4 Kgr.

Eine bitterböse gallichte Ballade mit epigrammatischen Nadeln, die überall hin stechen, auf ein bekanntes, trauriges Ereigniß der jüngsten Geschichte. Eine Daposition, welche den idealen Boden, die allgemeinere Tendenz verlassend, sich mit Ingrim auf die Persönlichkeit wirft. Sie verfehlt ihr Ziel nicht, aber aus ist es mit der Poese und aus mit dem Humor, wo die Absicht, ein bestimmtes Individuum und mit ihm ein ganzes Volk zu verlegen über alle andern Gefühle die Oberhand behält. Wenn die politische Poese auch eine Berechtigung in sich hat, über den Dingen, die da sind wie der Raubvogel über seiner Beute, unablässig zu schweben, so muß sie doch auch ihre Befähigung zeigen, wie die Lerche auf Augenblicke wenigstens in die Lüfte zu steigen und wieder zu spielen mit Aether und Son-

nenschlein; sonst ist sie nicht mehr Poesie. Dieser Dichter ist ein Geier, der seinen Hirsch sich ausgesucht hat, auf ihn niedergestürzt ist und sich so in ihn verbissen hat, daß er nicht mehr von ihm los, nicht mehr die Lüfte gewinnen kann. Mit Krallen und Schnabel in seiner Beute wühlend treibt er mit ihr fort ohne Rast und Zeit.

Das Gedicht ist in der Schweiz gedruckt und hofentlich auch geschrieben; von Deutschem ist wenigstens nichts mehr darin als die Sprache. Das Gemüth, unsere Haupteigenschaft, die man überall in der modernen liberalen Poesie vermissen will, verbirgt sich bei den meisten Dichtern doch oft nur in anderer Gestalt, gleichwie der echte Humor die Thränen verbirgt; in diesem Gedichte ist es aber dem nackten Hohn und Ingrimm völlig gewichen. Solche Ausgeburten des destructiven Hasses, des zersetzenden Spottes und Hohnes ohne einen Anspruch von Pietät, Liebe, Achtung, Ahnung davon, daß in dem Verworfensten doch noch ein Funke des Göttlichen liegt, sind nicht die Producte des deutschen Geistes, sondern die mit Gewalt hervorgerufenen Gegenpole seines innersten Wesens. Nur wo das Mißtrauen so regiert, so gewaltet und gewüthet hat gegen alle freien Regungen wie es in Deutschland der Fall ist, können so durch und durch vergiftete Pfeile geschleudert werden. Wir wagen zu behaupten, daß, wenn Deutschland eine freie Presse je gehabt hätte, Dichter wie dieser niemals hätten auftreten können.

Übrigens sei damit nicht gesagt, daß der destructive Spott nicht fast überall wunde Stellen treffe; aber das Ganze bleibt Caricatur, weil dem Bilde alle Lichtseiten fehlen. Seinen Gegenstand hat der Bänkelsänger besser studirt und weiß tiefer die Schäden und Maale im Fleische aufzumählen als andere Dichter, welche darüber wegflegend noch schwärzere Schatten auf das Gemälde ihres Jorns werfen. Auch fehlt es nicht an schlagenden und beißenden Epigrammen, welche eine große Vertrautheit mit solchen Coteriewigen verrathen, die an Ort und Stelle sehr bekannt, doch selten bis zum Druck sich verirrten. So liest man:

Allein des Königs Majestät
Begibt sofort sich ins Gebet,
Der Allerhöchste in Person
Verfügt sich vor des Höchsten Thron.

oder:

Daß Furcht des Herrn jetzt von der Cyree
Wie einst von Rom aus neu erseh'.

Der Inhalt ist übrigens so angethan, daß er auch nur Auszüge zu geben verbietet. Man findet in den Versen auch Reminiscenzen aus einem bekannten burlesken Ede, welches seiner Zeit in Berlins Straßen von den Leiterkastenmännern gesungen ward. Eine Variation darauf sind die beiden Zellen:

Noch nimmer war ein Preusse frech,
Der Erste ist erst dieser Dösch.

Ein einziges Mal erhebt sich das Gedicht zu einer weitern Anschauung:

Hätt' Einen wirklich Gott bestellt,
Daß er ein Volk, wol gar die Welt
Von aller Menschenschindererei
Bereubter Zwingherrschaft befrei',

So bräch' er nicht mit Kaufstreich los,
Der tölpelhaft durch einen Hof
Das zur Balance nöth'ge Haupt
Dem plumphen Knechtskolosse raubt.

Er schaffe erst den Knechtsinn weg
Aus Herz und Gliedern, der für Dreck
Recht, Ehr und Freiheit fahren läßt,
Der's werth ist, wie das Loch ihn preßt.

Die Anweisung zum Schlusse dieser Moral lautet:

Ein Jeder sei zum Knecht zu gut,
Ein Jeder zeige Kraft und Muth,
Sich selber zu beherrschen: so
Ist's gleich vorbei mit Pharaon.

Nur schade, daß die Geschichte Dem widerspricht. Sie war überall nicht sehr wähsig in ihren Werkzeugen, wo es die Freimachung einer Nation galt. Es waren selten oder nie die weisen Charaktere, welche vorausgingen. Erst wenn es geschehen ist, ruft man sie, um dem Werke das Siegel aufzudrücken; gewöhnlich dann, wenn man die schmutzigen Werkzeuge beiseite wirft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarhistorisches Taschenbuch. Herausgegeben von R. E. Pruz. Dritter und vierter Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 164.)

7) „Über Goldoni“, von E. Ruth. Längere Beschäftigung mit einem Gegenstande erweckt leicht eine Vorliebe für denselben. Bei dem Verf. dieses Aufsatzes scheint dies nicht der Fall zu sein. So lange er nun auch schon der italienischen Poesie seine Zeit gewidmet hat, man merkt nicht, daß er zu einem minder unbefangenen, von einer rücksichtslosen Kritik abgehenden Urtheil bestrichen oder überhaupt zu einer günstigeren Beurtheilung der italienischen Zustände verführt wäre. Dies bewährt sich auch am vorliegenden Aufsatz. Goldoni wird darin der strengsten Kritik unterworfen und das Resultat derselben ist für ihn sehr ungünstig. Der Verf. gibt zwar zu, daß er sich im Verhältniß zu dem traurigen Zustande, in welchem das italienische Lustspiel sich befand, und namentlich im Gegensatz zu seinem erbärmlichen Vorgänger Chiari, allerdings um die Hebung und Belebung desselben verdient gemacht habe und manche anererkennungswürdige Eigenschaft: genaue und vielseitige Kenntniß der italienischen Lebensverhältnisse, rasche Production, gewandte Anekdote, glückliche Auffindung und Anwendung einzelner komischen Züge und lächerlichen Situationen, und eine leichte Handhabung des Dialogs besitze; eine absolute und allseitige Befähigung für das Lustspiel vermag er ihm jedoch nicht einzuräumen, zumal da sich neben jenen Tugenden auch eine Reihe ganz unheiliger Fehler und Auswüchse finde, namentlich eine höchst nüchternen und prosaischen Anschauung des Lebens, die sich nirgend über das ganz Gemeine erhebe, nirgend die Spur von einer höhern Auffassung, von einer Vertiefung in das Ideale bilden lasse, ferner eine höchst leichte, in sich selbst zerfallende und verderbliche Moral, die um so widriger wirke, als sie sich überall mit hohlen, moralisch sein sollenden Phrasen breit mache, und endlich eine höchst willkürliche Zusammenwürfelung der Charaktere und Situationen und des ganzen von da und dort herbeigezogenen Stoffes, durch welche jede Richtigkeit einer wirklich künstlerischen Wirkung aufgehoben werde. Daher weiß er die Zusammenstellung Goldoni's mit Moliere auf das entschiedenste zurück, obgleich er auch über diesen nicht eben mit

wehelt. „Man kann“, so lautet seine eigenen Worte, „nicht öfter fehlen als es die Italiener gethan haben, indem sie ihren fingerfertigen Goldorn einen italienischen Molire nannten. Beide können allerdings darin überein, daß sie nicht die höhere Dichterkunst besitzen, die sich an dem Ideal über die gemeine Wirklichkeit erhebt und niedere Stoffe adelt. Sie fielen Beide in das alltägliche Leben, das erbärmliche Kränken der Convenienz herab und ließen die Stoffe, die sie da fanden, in ihrer empirischen leeren Oberflächlichkeit, ohne ihnen einen höhern Bezug zu der idealen unendlichen Menschennatur im Großen und Ganzen zu geben, zu der sie den Canon eben nicht in sich trugen. Aber dennoch wies ungeheurer Abstand zwischen Beiden!“ Wie er diesen Abstand im Einzelnen nachweist und vorzugsweise aus dem örtlichen und zeitlichen Verhältnis beider Dichter erklärt, ist schlagend und überzeugend, doch müssen wir es unsern Lesern zu eigener Lecture überlassen.

8) „Die Farcas des Gil Vicente. Zur Geschichte der ältern spanischen Bühne.“ Von R. Rapp. Dieser Aufsatz bildet eine Art von Ergänzung zu dem von A. Wellmann über die vier ältesten spanischen Dramatiker, welchen der dritte Jahrgang dieses Taschenbuchs liefert. Was dort über Gil Vicente im Allgemeinen gesagt ist, wird hier specieller ausgeführt und namentlich der Inhalt der verschiedenen Farcas im Auszuge mitgetheilt. Diese Auszüge sind frisch und lebendig, lassen jedoch die Compositionen des Dichters noch ziemlich roh und läppiſch erscheinen, weil natürlich dabei, wie der Verf. selbst einräumt, von dem eigenthümlichsten Reize der Stücke, der Kraft der Situationen, der Schärfe der Charakteristik, der Energie der Handlung, dem Witz der Rede, dem flüchtigen Salz der Späße und namentlich der Grazie der Versification außerordentlich viel verloren gehen mußte. Der Verf. dürfte daher nicht übelgethan haben, wenn er wenigstens eine Scene den Lesern vollständig mitgetheilt hätte. Wahrscheinlich hat er sich jedoch dies für ein ausführlicheres Werk, das er über Gil Vicente zu liefern verspricht, vorbehalten und wir müssen uns bis dahin gedulden.

9) „Thomas Abbt“, vom Herausgeber. Wenn der Verf. dieses Aufsatze mit der Bemerkung anhebt, die Geschichte deutscher Literatur sei reich an Beispielen solcher Talente, welche nach einem raschen und glücklichen Anfang durch einen allzu frühen Tod an ihrer völligen Entwicklung gehindert worden seien, besonders zeige sich dies überall da, wo ein neues geistiges Princip, eine neue Phase der Entwicklung sich zu verwirklichen beginne, und wenn er darauf, nachdem er beispieisweise auf Fleming, Günther, Lessing, Bürger, Hölty, Klopstock und Schiller hingedeutet hat, auch Thomas Abbt als einen jener „früh Verstorbenen“ und „Vorläufer einer neuen und wichtigen Epoche“ bezeichnet, so hat er damit sogleich sein Gesammturtheil über ihn ausgesprochen, nämlich, daß er ihn nicht sowohl seiner wirklichen Leistungen halber, als vielmehr um seiner dem Fortschritt und der Weiterentwicklung zugehörigen Bestrebungen und Anläufe willen einer Wiedererweckung für die Gegenwart und besondern Monographie für würdig gehalten hat. Er schreibt daher auch keineswegs dem Hauptwerke Abbt's, seiner bekannten Schrift „Vom Verdienst“, das größte Verdienst zu, sondern vielmehr seinen kleinern Arbeiten, und zwar zunächst seinem Werkchen „Vom Lode fürs Vaterland“, insofern er damit „einen tapfern Schritt aus der dumpfen Abgeschlossenheit der Gelehrtenstube in die freie, frische Luft der unmittelbaren Gegenwart“ thut, sobald, aber ganz besonders seinen Abhandlungen, die er für die „Literaturbriefe“ und für die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ geliefert, insofern er sich durch dieselben nächst Lessing als einen der rüstigsten Kämpfer innerhalb der von Berlin ausgehenden großen Bewegung zu Gunsten des gesunden Menschenverstandes gegen die unersprißlichen Schulstreitigkeiten Gottsched's und Bodmer's betheiliget habe. Der Verf. gibt über diese Abhandlungen eine vollständige Übersicht, sondert dieselben in historisch-politische, ästhetische und eigentlich philosophische, und gibt aus den wich-

tigern derselben interessante Auszüge. So z. B. theilt er aus einem Briefe an Nicolai folgende Stelle mit: „Sie können nicht glauben, wie mir der Herr von Moser verächtlich vorkommt, seitdem ich seinen zweiten Theil vermischer Schriften gelesen. Wissen Sie wol, daß er behauptet, man dürfe nur recht fromm sein, so bekomme man auch zu weltlichen Geschäften Verstand, wenn man schon vorher dumm gewesen... Und am Ende meint er, sei es besser, daß ein Land mit einem frommen Minister zu Grunde gehe, als wenn es mit einem irreligiösen blühend wäre. Wo will dies hinaus? Wissen Sie, warum der Mann so gegen seine gesunde Vernunft sündigt? Es scheint, seine Mitbrüder und Mitschwester haben ihm vorgeworfen, daß er sich mit weltlichen Sachen zerstreue. Nun will er es wieder auf Kosten des Menschenverstandes gutmachen.“ Und aus einer Kritik der Moser'schen Schrift „Über die Religiosität der Fürsten und was von einer specifischen Christlichkeit derselben zu halten sei“: „Ich wünschte wol, daß sich diese Herren, die immer Religion und Tugend unter sich und Irreligion gegen ihre Tadler im Munde führen, erklärten, ob die Antonine und Trajane ihre Völker glücklich oder unglücklich gemacht haben? Oder soll der Satz, der so fruchtbar an Befolgungen unter einem schwachen Prinzen werden könnte, „daß ohne christliche Religion und, sobald es die Gelegenheit erlauben wird, ohne die Orthodorie in dieser oder jener Kirche, Niemand ein ehrlicher Mann sein könne“, auch dahin gelten, daß ohne christliche Religion kein guter Regent sein könne? Schade, daß die Geschichte das Gegentheil beweist! Noch mehr, diese Herren werden bald daraus folgern, daß, wer Tugend und Religion immer im Munde führt, ein ehrlicher Mann sein müsse. Man wird dem Verf. niemals leugnen, daß ein Prinz, der nach dem Geiste des Christenthums denkt und handelt, eine Wohlthat für seine Unterthanen sei; daß gewisse Grundsätze des Herrn sehr leicht und auch sehr stark ihren Einfluß auf die Diener äußern; aber es ist falsch, daß ein Prinz, der z. B. auf ein anderes Leben sich seine Hoffnung macht, dagegen alle Lasterthaten für erlaubt halte; kurz, es ist falsch, daß Der, dessen Herz durch eine göttliche Gnade in der Tugend nicht gestärkt ist, deswegen seinen Nächsten, so oft er nur kann, überorthen werde. Es kann geschehen, und es kann leicht geschehen, daß er von einer Leidenschaft zu einem Unrecht hingelassen oder durch die Unwissenheit zu einer Beleidigung seines Nebenmenschen verführt wird. Aber ist denn vom Christen alle Unwissenheit entfernt und alle Schwachheit verbannt? Wenn aber der Staatsmann zwischen zweien Prinzen wählen sollte, unter denen der eine andächtig und schwach, der Geistlichkeit seines Landes einen großen Theil an der Regierung vergönnte; der andere ein Feind aller großartigen Religion, mit Enthaltſamkeit, Einsicht und Eifer für das gemeine Beste selbst regierte, ist es wol schwer zu rathe, welchen er wählen würde; ich sage der Staatsmann, welcher blos auf das gegenwärtige Wohl der Gesellschaft sieht?“ Und an einem andern Orte über die Frommen: „Der anmaßliche Fromme hat noch weniger Anspruch auf Verstand blos seiner Frömmigkeit wegen. Er beschäftigt sich, wie er sagt, einzig und allein mit dem Gedanken an seinen Heiland, ihm betet, ihm singt er, von ihm spricht er mit andern ausgewählten Seelen, seine Liebe für diesen Heiland prüft er an sich und Andern, und jede Kenntniß, jede Unterredung, die nicht unmittelbar auf diesen Heiland führt, hält er für sündlich oder doch für höchst unnütz. Ich sage nichts vom Handeln, weil dies sehr oft bei Singen, Beten, Seufzen und Reden wegwurfsen pflegt, und höchstens in Enthaltungen, selten in wahren Ausübungen zum Besten des Nächsten besteht. Dies ist eine wahre Beschreibung von Leuten, die boshaft genug sind, um gesunde Vernunft für eine Feindschaft gegen das Christenthum auszugeben und einfältig genug, um sich nicht anders belehren zu lassen. Es mag einem veralteten gnädigen Fräulein leicht fallen, ihren Müßiggang auf eine solche Art zu verandächeln, aber wer in den verschiedenen Ständen des Lebens der göttl-

den Bestimmung noch dienen muß, kann unmöglich Jesum zunächst ohne Aufhören im Gedanken haben. Armenrechnungen durchsehen und sie beschleunigen ist besser als auf die Blähungen des Magens und Beränderlichkeit der Laune Acht zu geben, und eine Anstalt für Nothleidende treffen ist Gott angenehmer als einem Freunde oder einer Freundin die noch zuweilen wiederkommenden Versuchungen des Fleisches mit frommer Beklemmung offenbaren.“ Die Wittbeilage gerade solcher Stellen bewährt, was wir oben über Pruz und den Charakter seines Taschenbuchs im Allgemeinen gesagt haben. Was in eigener Person nicht mehr gesagt werden darf, läßt man Andere sagen. Aber wie niederschlagend, daß vor einem Jahrhundert mehr gesagt werden durfte als jetzt! Pruz läßt sich, indem er von einem bald wieder zurückgenommenen Verbot der „Literaturbeile“ redet, über diesen Krebsstich der Freiheit selbst also aus: „Vergleichen würde nun heutzutage vollkommen in der Ordnung sein; damals aber und wiewol die Maßregel bereits nach fünf Tagen vom Staatsrath selbst wieder zurückgenommen ward, machte sie das ungeheuerste Aufsehen.“ Selbst Sulzer, dessen schweizerische Freimüthigkeit in Berlin ziemlich zahm geworden war, schrieb an Gleim ganz entsetzt („Briefe aus Gleim's Nachlaß“, S. 354): „Aber wo sind wir, wenn ein solcher Mensch die Kritik hemmen kann!“ Ja wol guter Sulzer, wo sind wir! Und doch muß jener Krebsstich als ein Fortschritt betrachtet werden. So lange man die Kette am schwachen Arm stark wußte, ließ man sie lang und schlaff sein, jetzt wo man sie am starken Arm schwach weiß, hält man sie kurz und straff. Ob das politisch? Das muß die Zeit lehren!

10) Miscellen und Notizen. 1) „Zur Kritik der Goethe-Schiller'schen Epigramme von 1798“, von J. W. Schäfer; 2) „Über einige hochdeutsche Übersetzungen und Bearbeitungen des Reineke de Vos“, von Julius Littmann. Im ersten Aufsatz wird der Versuch gemacht, jene von Goethe und Schiller gemeinschaftlich publicirten Epigramme bestimmt dem Einen oder dem Andern zuzuweisen; im zweiten die Ansicht aufgestellt, daß eine hochdeutsche Bearbeitung des „Reineke Fuchs“ nothwendig verunglücken müsse und dem entgegen auf die Zweckmäßigkeit einer im niederdeutschen Dialekt hingedeutet.

Bibliographie.

Allen, C. F., Geschichte des Königreiches Dänemark. Mit steter Rücksicht auf die innere Entwicklung in Staat und Volk. Aus dem Dänischen übersetzt. Mit genealogischen Tabellen und einem Sach- und Namenregister vermehrt und mit einem Vorwort begleitet von R. Falk. 2te, nach der 3ten Ausgabe des Originals durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. Gr. 8. 2 Thlr.

Genealogisch-historisch-statistischer Almanach für das Jahr 1846. 18ter oder der neuen Folge 18ter Jahrgang. Dänmar, Landes-Industrie-Comptoir. 12. 2 Thlr.

Binder, Württembergische Münz- und Medaillen-Kunde. Ergänzt und herausgegeben von dem königl. statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart, Köhler. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Danz, J. L. L., Geschichte des Tridentinischen Concils. Nach der Darstellung eines katholischen Schriftstellers. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792, als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. 12ten Theils 18ter Band. Berlin, Ritter. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gladisch, A., Das Mysterium der ägyptischen Pyramiden und Obeliskien. Halle, Lippert u. Schmidt. Gr. 8. 10 Ngr.

Girg, D., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Straßburg, Breuttel und Bürg. 8. 24 Ngr.

Lüdemann, C., Über das Wesen des protestantischen Cultus. Eine theologische Untersuchung. Kiel. 4. 15 Ngr.

Merlecker, K. F., Kdo. Historisch-comparative Darstellung der allgemeinen Verhältnisse des Erdbodens und der Geschichte des Menschengeschlechts von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart in tabellarischer Uebersicht. Darmstadt, Leske. Gr. Imp. 4. 2 Thlr.

Metzlercamp, A., Lieberschwaben. Braunschweig, Bfermann. 8. 1 Thlr.

Michalet, J., Das Volk. Deutsch von P. Str. Kachhausen, Fürst. Gr. 8. 25 Ngr.

Penferoso, Die Engländer auf dem Rhein. Novelle. Drei Theile. Leipzig, Dienbrack. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Rottsch, J. v., Das Recht der Einmischung in die innern Angelegenheiten eines fremden Staates vom vernaunrechtlichen, historischen und politischen Standpunkte redet. Freiburg im Br., Emmerling. Gr. 8. 15 Ngr.

Sagen und Novellen aus Obenbergs Vorzeit. 1stes Bändchen. Obenburg, Stalling. 1845. 12. 5 Ngr.

Strauße's, C., Schriften. 6ter und 7ter Band: Novellen. Novellen und Erzählungen. 1ster und 2ter Theil. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 1845, 46. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Südbadenland. Herausgegeben von P. Schreiber. 5ter Jahrgang. Freiburg, Emmerling. 12. 1 Thlr.

Taufkirchens-Engländer, Grafen, Die Schwidmeria. Erzählung. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 12 Ngr.

Wölfler, K., Winkleried. Ein Trauerspiel in fünf Akten. St. Gallen, Huber und Comp. Gr. 16. 11 1/2 Ngr.

Ungarische Volkslieder. Übersetzt und eingeleitet von R. A. Greguß. Leipzig, G. Wigand. 12. 20 Ngr.

Tageliteratur.

Frenz, R., Rodensteins Erwachen. Zeitgedicht. Bm. Wittmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Beleuchtung der Bittelschen Motion über Religionsfreiheit. Neue verbesserte und vermehrte Ausgabe. Bonn, Wittmann. 8. 1 Ngr.

Dulon, Herr Prediger Palmis, die reformirte Kirche hat keine Symbole! Ein Wort der Burchtwirkung. Königsberg, Voigt. Gr. 8. 2 Ngr.

Fopf, A., Die deutschen Auswanderer auf der Rotquiro-Küste. Charlottenburg, Bauer. 12. 2 1/2 Ngr.

Januaricus, Feuer! Feuer! Warnung an Hypothek-Gläubiger, sowie an alle bei Privat-Fener-Versicherungs-Instituten Versicherten. Potsdam, Horvath. 8. 7 1/2 Ngr.

Kirchner, R. W., Das Walten Gottes auch in dieser Zeit. Jahreschlussbetrachtung. Frankfurt a. M., Kehler. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Könige der Gegenwart. Biographien der im Jahre 1846 regierenden Souveraine. Von den vorzüglichsten Schriftstellern Frankreichs und Belgiens. Übersetzt von P. Str. Kachhausen, Fürst. Kl. 8. 10 Ngr.

Der Lichtprotestantismus in seiner Parallele mit der Hierarchie. Nachtrag zu drei Reden über den Auzug der Lichteritter in seiner religiösen und historischen Bedeutung. Berlin, Wohlgenuth. Gr. 8. 3 Ngr.

Marckhoffel, J. A. R., Kritik zur richtigen Würdigung der neu-protestantischen und neu-katholischen Reaction. Ingleich eine Kritik der Schrift: „Uthlich und Konge. Oder die Union der protestantischen Lichtfreunde.“ Leipzig, Meyer. Gr. 8. 25 Ngr.

Die jüdische Reform. Eine Beleuchtung. Allen freisinnigen deutschen Zeitungen gewidmet. Berlin, Reichardt u. Comp. 8. 5 Ngr.

Schrader, C., Der freie Protestantismus und die evangelisch-protestantische Kirche. Auch ein freies protestantisches Wort, allen Freunden Christi aus Herz gelegt. Kpenrode. Gr. 8. 6 Ngr.

Montag,

Nr. 166.

15. Juni 1846.

Dichterstimmen.

(Fortsetzung aus Nr. 166.)

Von den Malcontenten und Radicalen gehen wir zu den Communisten über. Schon der Guerrillakrieger spielt in dies Gebiet auf einem Streifzuge über. Im Gedicht an Weitling versichert er uns, daß der rohe Schledornknittel das Rappier zertrümmern werde:

Wir sind's, wir Communisten,
Verbündet und vereint,
Von Hohen und von Niedern
Ein einzig Volk von Brüdern,
Und euch, ihr Feindschriften,
Der neue, böse Feind!

Als Hauptfänger (einige Gedichte von Weitling selbst sind charakteristisch genug) erscheint hier H. Püttmann:

5. Sociale Gedichte von H. Püttmann. Belle-Blé, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 1845. 16. 15 Kgr.

Trotz der Verfemung haben sich diese Gedichte schon weit verbreitet, und die Kritik, die sie empfehlen oder verdammen wollte, kommt zu spät. Wir haben es hier nicht mit der politischen Seite des Communismus zu thun, nur mit der ästhetischen, und man muß ihm zugestehen, daß er sich vor der Gesellschaft zu präsentiren weiß, in weit anständigerem Kleide als die Gesellschaft ihm entgegentritt:

Nicht mehr von Rosendüften laßt uns singen,
Noch wie die Vögelin auf den Zweigen springen —
Das Menschenherz allein sei uns're Liebe,
Der Anfang und das Ende aller Triebe.

Was Rosenduft! Seht ihr im Blütengarten
Den bleichen Bettler auf Erlösung warten?
Wie mag euch denn die Rosenglut entzücken,
Müßt ihr den Menschen also weill erblicken?

Man kann Püttmann's Poesie auch nicht den Vorwurf machen, daß sie mit Phrasen und Tiraden ins Blaue streife; er nimmt die Dinge aufs Korn und trifft, wo er den Pfeil abschießt, ins Herz hinein. So der Anruf an die Soldaten, so die schauerliche Ballade „Victoria“!

O Wunder, wie seltsam sind getheilt
Unter den Menschen die Loose:
Wenn der Eine sich blutig an Dornen reißt,
Dem Andern duftet die Rose.

„Das Weberlied“, „Die Fabrikfinder“. Ein unerschöpfli-

ches Thema bietet leider den Communistendichtern Schlessen und seine Weber. Es ist eine grauenvolle Wahrheit in diesen Balladen:

Im Zuchthaus lebt sich's besser
Als im Gebirge dort,
Die hung'rigen Gesellen
Sehnen sich nimmer fort.
Biel milder sind die Büttel
Als ihre frühern hier.
Und da sie's Salz verdienen,
Arbeiten sie auch gern.

D'rum singen sie im Chorus:
Heil unserm König Heil!
Er läßt uns hier nicht darben,
Gibt Jeglichem sein Theil —
Wir wollen ihn beloben
Und stehen immerfort:
Daß alle uns're Brüder
Eingez'h'n an diesen Ort.

Es ist eine reiche Auswahl reicher Lieder, aber ihr Inhalt von der Art, daß wir keine Auszüge geben können. Wenn ein mit Vernunft begabtes Wesen überhaupt Verbote vertheidigen könnte, als ihrem Zweck entsprechend, so dürften gerade diese Gedichte als gefährlich bezeichnet werden. Aber ihr Sinn, auch ihre Töne dringen doch hindurch, und ist keine andere positive, vom Geist getragene Kraft da, sie zu bekämpfen, dann brächten sie erst recht Gefahr. Doch meinen wir, das sei nicht eben zu fürchten. In dem schönen Gedichte „Rübezahl“ hat der Berggeist einem reichen Fabrikanten, der beim Champagnerglase eingeschlafen ist, im Traume den Aufstand der verhungerten Weber gezeigt, eine Scene voll dramatischer Kraft. Aber es gefällt seiner Laune, auch das Gegenstück zu zeigen. Einer armen Weberfrau, deren Gatten der Tod von allem Übel erlöst, zeigt er die Zukunft: ihr Knabe ist Mann geworden, nicht verhungert und verkümmert, sondern in stolzer Kraft, die Zeiten sind besser geworden, die Menschen auch, die Liebe hat Alle verbunden, Alle sind reich, denn Alle sind gleich, der Sohn „des reichen Schinders“, der ihren Mann verschmähten ließ, geht Hand in Hand mit ihrem eigenen Sohne und das Kleid des Einen ist nicht schlechter als das des Andern:

Verschwanden war die Sorge,
Des Tages Noth und Qual.

Zugegeben dies Alles, daß die Menschen gleich sind,

daß sie Alle Röcke vom selben Luche tragen, ja sogar, daß sie Alle besser geworden: aber wie auch das möglich geworden ist:

In allen Scheunen glänzte
Des Sommers reiche Frucht,
Es lagen sich die Häme
Unter des Obdes Licht;
Frohlocken und Entzücken
Die ganze Welt umschloß,
Aus keinem Menschenauge
Des Schmerzes Bähre floß —

darüber möchten wir von einem Communisten, der nicht Dichter ist, Rede und Antwort hören.

Ja sei auch Das zugegeben, daß es der kommenden, vervollkommenen Zeit, die nicht mehr Soldaten zu bezahlen, keine Zollgrenzen zu bewachen, keine Throne, keine Dome, keine Kerker mehr zu bauen und zu erhalten hätte, auch möglich werde, die Schrecken der Natur durch Menschenlist und Kraft zu bewältigen, daß sie durch natürliche Magie das Wetter reguliren und den Sandboden im magdeburger Land umschaffen können, welche Heilkraft, welchen Trost hat denn das Utopien des Communismus für die andern Leiden der Seele und des Körpers, die im denkbar glücklichsten Zustande des Erdenlebens immer wieder auftauchen! Das klingt wunderschön:

Die Erde ist der Himmel,
Wenn Gott auf Erden weilt.
Und Gott ist nur die Liebe
Die alles Glück ertheilt;

aber diese Liebe tröstet nicht einmal für die Schmerzen, welche die Liebe im speciellen Sinne in alter und neuer Zeit hervorgebracht hat und hervorbringen wird, was man auch mit aller Vernunft gegen die Werther-Epithetik geltend mache. So viel Illusionen wir zerstören, so wachsen doch immer neue auf, so lange Gemüth, so lange Phantasie, so lange Poesie in den Menschen ist. Und daß die Poesie eine Macht ist, die man gelten lassen und ehren müsse, erkennen die Communisten selbst an, indem sie Lieder singen um zu singen. Wie tröstet aber diese Liebe, die alles Glück ertheilt, Die, welche an unheilbaren, furchtbaren Leiden langsam dem Grabe entgegenziehen? Alle Poesie der Welt hat noch kein so trostreiches Wort zu ihnen gesprochen als das: „Kommt her zu mir, die ihr trübselig seid und beladen.“ Und wäre auch das nur eine Illusion, warum mit Gewalt sie zerstören, austrotten wollen, wo man keine neue Illusion diesen Leidenden bieten kann! Wenn die Priester des Glaubens sich vergingen, wenn sie den Gott der Liebe zu einem Gott des Jorneß, in ihrem Egoismus und Fanatismus umwandelten, wenn sie die ewigen Dogmen des Christenthums vergaßen, die da gebieten: Nichtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! und: Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem! wenn sie vergaßen über andere Menschenfagung das Wort: daß der Wege zum Himmelreich viele sind — warum ihre Sünde denn Die entgelten lassen, welche in der alten Illusion nach Trost suchen und ihn finden? Ist es nicht schon ein Zeichen des Mis-

trauens in die eigene Kraft, daß er zerstören muß um zu bauen:

Nicht mehr von Gottes Borne laßt uns singen,
Von unsrer Demuth nicht, noch andern Dingen!
Den Menschen nun laßt heilig uns erheben,
Nichts außer ihm — Fern and' res Höchtes Leben.

Welche Vermuth bei solchem Reichthum von Verflechtung, daß die Idee keinen Platz auf Erden findet, wern sie nicht andere Ideen vorher vernichtet!

Beugt eure Knie nicht länger vor Phantomen,
Schleicht ferner nicht umher in finstern Domen
Mit euern hellen Stirnen, zarten Seelen!
Woju sich selber nur so grausam quälent
Ja es ist Dual, dies Bittern und dies Beben
Vor einem Jenseits, das wir nie erleben.
Ja es ist Dual, dies athemlose Keuchen
Nach einem Wüstenbild, nicht zu erreichen.

Wer nun aber die finstern Dome liebt, wer die Qual will, wer eine Wollust empfindet in diesem Fittern, hat der keinen Platz in euerem neuen Reichthum? Ihr kämpft gegen die Intoleranten mit Intoleranz! Ihr kämpft gegen Gespenster, indem ihr ein neues Gespenst aufspranzt. Daß in dem Communismus ein Keim der Zukunft liegt, der Wurzeln schlagen und Äste und Zweige treiben wird, wer möchte das bestreiten; nur anders wird Wuchs, Gestalt, Farbe, Blüte, Frucht sein als seine Anhänger wähenen. Es ist ein mächtiger Seufzer der Natur, die sich mit christlichem Almosenpenden und städtischen und staatlichen Armensteuern nicht mehr befriedigen läßt, es ist ein Ringen nach Erlösung, die erfolgt wird, aber anders als wir ahnen und glauben, eine Erlösung, die darin allen andern Erlösungen gleichen wird, daß sie in ihrer Erfüllung die Hoffnung ihrer Jünger täuscht, die eine Vollendung, ein das All umfassendes Werk erwarten, und sie wird wieder nur ein größeres Stückwerk werden gleichwie alle Religionen, die in der alten Erde aufwuchsen, oder zu ihr vom Himmel herniederstiegen, ein schöner Teppich, groß und reich genug, so scheint es, für das ganze Weltall, mit seinen Sonnen, Sternen und seiner Ewigkeit, aber wenn die tausend Arme daran zerten und ziehen, reicht er nicht einmal aus, um die kleine Erde damit zu bedecken.

6. Armenfünder - Stimmen. Zwölf Lieder von E. Dronke. Altenburg, Selbstg. 1845. 8. 12 Bgr.

Schon die Titel dieser zwölf Lieder geben ihren Inhalt an: „Das Glück der armen Leute“, „Die neuen Verdammten“, „Das Weib des Webers“, „Die junge Mutter“, „Fabrikantentraum“, „Die Gefangenen“, „Maria Magdalene“:

Sie geben uns des Himmels Trost,
Sie speisen uns mit Gottesbroden,
Derweil wir hungern ohne Kost,
Derweil wir nackt bei Sturm und Frost
Im Roth des Erdenlebens hocken.
Sie sigen warm, sie sigen weich
In ihres Glückes Himmelreich,
Und pred'gen sie die Armuth gleich,
Sie wird das Jenseits niemals loden.

Also ein Nachfolger des Vorigen. Nicht so fest, nicht, nicht so feil, nicht so spielend, epigrammatisch; aber,

er ist ein jüngerer Dichter, aus wahrer Empfindung geboren, elegisch, beinahe ins Tragische übergehend seine Klage, und in der Ausföhrung zur höchsten Anschaulichkeit gesteigert. Was Alles in die Poesie muß, und es findet Bilder, Worte:

Horch, wie schwer im Latt die Räder kramfen,
Wie es raffelt, prasselt, brandend braust,
Lohr die Feuer und die Offen dampfen,
D'rin verkrucht der Reiten Dämon haust
Und ein Kind steht in des Grausens Stätte
Noch unschuldig, in der Jugend Strahl,
Von der Armuth und des Glends Rette
Festgeschmiedet an des Jammers Qual.

Dingewellt ist seiner Wangen Röhre
Und es sieht der schlankr Leib gebückt,
Seine Augen stumm und kalt und bldde,
Seines Herzens junge Lust erstickt.
Einsam steht es in dem Graus und schweigend,
Kur die todtc Kindesfelle schreit,
Eine gräßlich stumme Klage, zeugend
Wider der Gesellschaft Herrlichkeit!

Da haben wir eine neue Aristokratie, gegen welche der communistische Dichter mit tiefer Behmuth zu Felde zieht, statt gegen die Junker von Taubenheim gegen die Fabrikuntherrn, welche die armen Fabrikarbeiterinnen verführen. Es ist eine ganz bewusste Opposition, eine bewusste Umkehr der Angriffswaffen; die geschlagenen, alten Feudalfeigneurs gehen ihn nichts mehr an, er läßt sie ruhen, er wendet sich gegen Die, welche sich Liberale nennen, gegen die in Reichthum prunkende Bourgeoisie:

Sie wollen mit der Freiheit Licht
Die iden Herzen uns entzücken,
Sie mahnen gar der Nacht Gzucht
Und wider ihrer Zwingherr'n Pflicht
Für ihre Freiheit auszurücken.
Doch was uns drückt und an uns nagt,
Und was uns bannr in Sündennacht,
Die Tyranei der Selbesmacht,
Die will die Freiheit nicht erdrücken.

Welche ägyptische Finsterniß muß doch um die Throne der Gewaltigen lagern, daß sie so wenig ihre Freunde von ihren Feinden zu unterscheiden wissen! Was nicht in ihren Kram, in das enge Gewebe ihrer alterstorschen Ideen taugt, werfen sie zusammen, und schleudern ihre Bannstrahlen gegen Die, von denen sie vor den nächsten Feinden Schutz erwarten dürften, wenn sie es verständen, durch etwas Selensamkeit sie für sich zu gewinnen. Quos deus perdere vult —!

Der noch sehr junge Verfasser dieser communistischen Lieder ist selbst schon eine historische Person geworden. Man weiß eigentlich kaum, um was die Blitze der Nacht ihn getroffen haben, die ihn von einem Det zum andern schleuderten. Was man angab war so unbedeutend, daß man wirklich nur glauben kann, daß irgend ein Mißverständnis, ein Mißgriff die Sache veranlaßte, und man nachher, um sich nicht bloßzustellen, nach dem ersten besten Gegenstande griff, der einen scheinbaren Anlaß bot. Auch hat die Vermuthung viel für sich, daß er nur der Sündenbock war, den eine Eruption in die Luft schnellte, um doch etwas zu bewegen, nachdem

sie so große Anstrengungen gemacht, die aber an einem noch größern Widerstande scheiterten. Wer diese Gedichte liest, die freilich Vielen nicht gefallen werden, begreift nicht, was gerade diesen jungen Dichter mit einem so tiefen elegischen Ernst, den man sonst doch achtet, so besonders fürchten und hassen ließ. Wir wollen ihm wünschen, daß er Trost für ein Mißgeschick, welches er nicht herausgeföhert hat, in sich selbst finde und eine befriedigende Antwort auf die Stimme der Wüste, die ihm zuruft:

Weltgeist, Geist der Natur,
Geist des Lebens!
Mein Herz will springen
Und meine Seele verblutet
Ob dem Grauen und dem Flux der Erde.
Rede du, sprich
Daß du nicht verurtheilt hast
Die wimmelnden Millionen zu Roth und Knechtschaft,
Daß du nicht geschaffen hast
Das Leben für den Tod,
Noch die Schönheit zum Glend,
Noch die Unschuld zur Verderbniß;
Daß Erlösung kommen kann,
Kommen wird
Für die wimmelnden Millionen,
Die von Menschenbrüdern Gemordeten,
Schuldlos Verbammten!
Rede du, sprich

Gib Trost,
Wider das gellende Hohnlachen des Zweifels
Gib mir Trost, gib mir Trost,
Daß mein zitterndes Herz nicht ende
Fluchend
In Wahnsinn und Verzweiflung!

Und daß es nicht sei wie es zum Schluß heißt:

Still war der Abend,
Die Stimme des Jünglings verklang
Wie ein Seufzer,
Ein Seufzer des Armen,
Einsam,
Ungehört.

In allen diesen Gedichten keine Biston von dem Reiche der Armen, das da kommen wird, wie es der Vorgänger schaute; dieser Dichter sieht nur das Glend wie es ist, hier und da möglicherweise größer, greller, schärfer, da und dort im poetischen Schleier der Behmuth gedämpft. Ein wirklicher Trost leuchtet nirgend hinein.

(Der Beschluß folgt.)

Englischer socialer Tendenzroman.

Wenn der Verf. des Aufsages „Religiöse Tendenzromane“ in Nr. 103—104 die Bemerkung macht: „Die praktische Natur der Engländer hält diese Nation größtentheils von der Entwicklung der socialen Interessen in der Form des Romans ab“, so widerspricht Dem einigermaßen die Thatsache, daß in der jüngsten Zeit auch in England der Geschmac des Romanpublicums sich der Tagesgeschichte und ganz besonders den socialen Interessen zugewendet hat. Seine beliebtesten Romellisten folgen dieser Richtung — die Blessington, die Strickland, die Gore, die Thompson, die Martineau, die Trollope, Horace Smith und

Charles Dickens nicht zu vergessen. Einen weitem Beweis dafür gibt die vierte Auflage von

Sir Cosmo Digby; a tale of the Monmouthshire riots. By James Augustus St.-John. Drei Bände. London 1846.

St.-John ist ein geachteter Name und seine frühere „Geschichte der Sitten und Gebräuche des alten Orischenland“ dießseit des Kanals nicht ungeliebt geblieben. In „Sir Cosmo Digby“ behandelt er die Zusammenrottungen in Monmouthshire, den Aufstand in Wales unter Frost, Williams und Jones, und Zeitungsleser wissen, daß für diese zum Tode verurtheilten, dann unter königlichem Gnadenspruch auf Lebenszeit deportirten drei Männer vor Kurzem von Tausenden unterzeichnete Petitionen um gänzliche Freilassung gebeten haben: ein Beleg, wie lebhaft die Theilnahme für sie und die Geschichte jener Ereignisse sich erhalten hat. Dabei gebührt dem Verf. die Anerkennung, daß er nicht wie z. B. die Trollope in ihrem verwannten „Jessie Phillips, a tale of the present day“ (3 Bde., London 1843) die neue Romantheorie auf die Spitze gestellt, sondern die Hauptincidenzpunkte des wälscher Pronunciamento gegen Schlagbäume und andere Lastigkeiten zu Trägern einer Familiengeschichte gemacht hat. Zu zeigen, wie geschickt, das Auge fest auf die beabsichtigte Entwicklung der socialen Interessen gerichtet, er Beides miteinander verknüpft, würde eine zu lange Erzählung fodern. Eine Andeutung muß und kann genügen. Aus jener Reihe von Begebenheiten, welche unter den Namen Chartistismus und Rebellismus mit dem Sturme auf Newport ihre Höhe und ihr Ende erreichten, hat der Verf. die bedeutungsvollsten und seinem Zwecke angemessensten ausgehoben, führt in die Versammlung der Chartisten bei deren Verbrüderung in Bolton-Court, zu ihrer Zwangswerbung, in ihr verschanztes Lager inmitten der Ruinen einer Kirche auf dem Gipfel des Schwarzen Berges, in ihre Feldwacht auf der Heide, in ihre Zusammenkünfte bei Fackelschein, zu dem Späher, der sie belauscht, zu ihren Beratungen, zu ihren Kreuz- und Quermärschen, in ihre Kämpfe, zu ihrer Niederlage, weist genau nach — auf Grund der gerichtlichen Verhöre — aus welchen Motiven die Beschüsse gefaßt und wie sie ausgeführt, von wem und durch welche Mittel die Bewegungen geleitet und ermöglicht worden sind, und hat zu der Rolle des Hauptrebellens W. Hoel actenkundige Lebensmomente benutzt. Eine kurze Scene mag zugleich als Probe dienen.

Der Schauplatz ist Pencarn-Abbey, ein Schloß in der Nähe von Newport. Eine Gesellschaft Damen und Herren ist versammelt, als unter Lärm und Geschrei ein Haufe heranzieht. Lord Carton, der Schlossherr, und seine männlichen Gäste eilen in den Hof den Andrängenden entgegen, und Ersterer fragt nach ihrem Begehren. Ein Mann von riesigem Bau und in einen Mantel gewickelt trat nahe an das Eisengitter und sagte: „Mein Lord, wir bedürfen Gastsfreundschaft, und weil der Ruf Sie einen freigebigen und großmüthigen Wirth nennt, haben wir vor allen Herren der Umgegend Ihnen den Vorzug gegeben. Wir begehren indessen nur kurze Rast und wenige Erfrischungen, und Männern in unserer Lage werden Sie Beides schwerlich verweigern.“ Während er Das sprach, drängte eine Zahl wilder, schwarzbrauner Gesichter gegen die Eisenthüre des Thors, und die leuchtenden Augen, die gefletschten Zähne und das grimme Lachen zeigten ebenso viele Kannibalen. Der große Haufe rückte nach, pressend und stoßend. Seder wollte die Herren im Hofe sehen. Alle suchten, witterten und schwenkten die Waffen, muthmaßlich um den Lord zu schneller Einwilligung zu bringen. Das gelang ihnen jedoch weniger als sie erwarten mochten. Vertrauend auf seine Vertheidigungsmittel wie aus persönlichem Muth erwiderte Lord Carton: „Wenn Ihr Speiße bedürft, so bleibt wo Ihr seid und Ihr sollt zur Genüge erhalten, obgleich ich eines Mangels

an Gastsfreundschaft nicht beschuldigt werden könnte, gäbe ich solchergestalt ausgedrückten Wünschen kein Gehör.“ — „Aber, mein Lord“, entgegnete der Mann im Mantel, „ich habe Ihnen gesagt, daß wir nicht bloß hungrig, sondern auch müde sind und Ihr Haus hat Raum für uns Alle. Lassen Sie uns also ein. Koch erbitten wir von Ihrer Güte, was wir im Stande sind zu nehmen.“ — „Mein guter Freund“, bemerkte der Lord, „es wäre möglich, Ihr verrecknet Euch. Wir sind bewaffnet und haben uns vorgelesen. Ich mag aber mit Euch nicht um die Wette drohen. Was ich wiederhole ist: Erfrischungen sollt Ihr haben. Was Euern Einlaß betrifft, so würde ich den, von anderm Grunde abgesehen, schon deshalb nicht erlauben, weil Damen im Hause sind.“ — „Damen?“ rief der Mann. „Nun, was sind die, daß die Nähe ihrer Mitmenschen sie erschrecken könnte? Ich bezweifle Ihre Logik nicht, mein Lord. Betrachten Sie diese Männer. Sind sie nicht genau von demselben Thon wie jene Damen? Und sobald die Maschine stillsteht, werden sie Staub wie jene. Ich kann zwischen diesen verschiedenen Theilen des Menschengeschlechts keinen Unterschied erkennen. Sei es aber, wie Eure Gnaden sagen. Ich sage bloß, wir kommen hinein, mit Ihrer Genehmigung, wenn Sie solche ertheilen; wenn nicht, ohne solche.“

Unter den auftretenden Personen nimmt Sir Cosmo die oberste Stelle ein. Er ist ein Mann, bei welchem „das Gold der Jugend durch den dicken Rost weltlicher Besinnung schimmert“, und der mittels seines Verstandes seine Umgebung beherrscht. Vom ersten Augenblicke seines Erscheinens an fesselt er das Interesse und fesselt es bis zum Schluß, wo der Leser freilich ungewiß wird, ob er ihn mehr bewundern oder mehr verabscheuen soll. Er verdient Beides. Ihm zunächst steht seine Tochter Isabella, die Heldin des Romans, erst eine schwache Kante, die den starken Geist des Vaters zur Stütze braucht, dann in selbständiger Kraft sein Schirm und Schutz. In alle übrigen Personen sind im Allgemeinen gut gezeichnet. Die englische Kritik hat wiederholt durch ihre glaubwürdigsten Organe das Urtheil abgegeben, daß der Roman einer der originellsten und anziehendsten Lektüremomente ist. 23.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Algerien.

Unter den verschiedenen, zahllosen Vorschlägen, welche in Bezug auf die Colonisation der afrikanischen Besitzungen von hüben und drüben gemacht sind, ist viel hohles, phantastisches Zeug. Es ist dies um so erklärlicher, als von Seiten der Regierung selbst in den Maßregeln, welche seit einigen Jahren ergriffen sind, ein fortwährendes Schwanken und der fühlbare Mangel eines leitenden Grundgedankens an den Tag gelegt ist. In den wenigen Schriften dieser Art, denen eine wahre Bedeutung nicht abzuspüren ist, gehört das vor kurzem erschienene „Mémoire au roi sur la colonisation de l'Algérie“ von Abbe Landmann. Wir können hier auf die eigentlichen Entwürfe, welche dem Könige darin vorgelegt werden, nicht näher eingehen und begnügen uns deshalb zu bemerken, daß der Verf., der sich durch einen langen Aufenthalt mit der Druckschrift sehr bekannt gemacht hat, von dem Grundsatz ausgeht, die Colonien müßten möglicherweise sich durchaus aus eigenen Hülfquellen erhalten. Ob nun aber seine Vorschläge den Zeitpunkt, wo dies wirklich geschehen kann, herbeizuführen im Stande sind, wagen wir nicht zu entscheiden. Nur so viel steht fest, daß, wie die Dinge sich bis jetzt anlassen, Algerien für lange Zeit noch nicht bloß ungeheure Summen, sondern auch masslose Opfer an Menschenleben kosten werde. 17.

Dienstag,

Nr. 167.

16. Juni 1846.

Dichterstimmen.

(Bechluss aus Nr. 166.)

Wir gehen zu den confessionellen Zeitstimmen über.
Da begegnet uns zuerst:

7. Kreuzjahr. Ein Drama oder ein Gedicht, wie man es will,
von Karl Schaffer. Darmstadt, Dittweiler. 1846. 8.
8. Rgr.

Wenn man zuerst, bei der objectiv gehaltenen Darstellung dieses Fastnachtsspiels, nicht weiß, wo es hinaus will, so findet sich das doch bald. Ein reflectirender Dichter ohne Parteilanatismus, aber seine Reflexion hat ein angenehmes, dichterisches Gewand gefunden. Man liest das Scherzspiel mit Vergnügen fort, bis man auf den Ernst stößt, der dem Dichter sehr ernst ist. Es ist der alte Faust, den der alte Mephistopheles im Puppenspiel der Zeit auf die Marktschau umher führt. Im anmuthig gemüthlichen Verzbau hat der Verf. sich so in den Goethe hineinstudirt, daß wir auf Augenblicke uns in ihm wieder zu finden glauben. Zu Anfang eine recht lustige Schaustellung von Verkäufern:

Der Hegelianer.

Ich bin doch ich. In meiner Naseklat,
Bin ich derselbe noch ganz offenbar!
Doch scheint's, als ob die arme Welt
Sei wieder älter um ein Jahr.

Rationalist.

Welch eine große Menge Licht
Hat wieder sich in diesem Jahr verbreitet!
Man sieht es doch ganz offenbar,
Wie viel die Welt stets vorwärtschreitet.

Dr. Strauß.

Fürwahr! Die Schrift hat noch ein Jahr gehalten!
Ich muß es mit Verwund'ung seh'n!
Doch mehr noch als ein Neues zu dem Alten
Kann ich unmöglich zugeh'n.

Orthodor.

O trag nur Herr! mit Langmuth und Geduld,
Die un're Schwachheit nicht zersöhret.
Wie hat die Sündenschuld der Welt
Sich wieder um ein Jahr vermehret!

Im Traume der Sylvesternacht erscheinen aber dann die bedeutendern Gestalten: der heilige Noth, die zwanzig heiligen Nothe. Der Chor ruft:

O heil'ger Noth, bitt' du für uns!

Der heilige Noth ruft:

Und plagen euch Qualen
Der Thorheit und Sünde,
So dürft ihr nur zahlen,
Ich heil' sie geschwinde.

Silbemeister und v. Sybel aber rufen zum heiligen Noth:

Als du lebstest, da waren wir todt! Nun wollen wir leben;
Und so schneid' ich darum ruhig die Kehle dir ab.

Worauf der heilige Noth:

Es sind die Gedanken!
Es ist nicht geglückt!
Die Welt ist verdorben!
Nun bin ich gestorben!

Einer kommt mit Schellenklang:

Was gestern ist gewesen wahr,
Heut' ist's auf einmal anders klar.
Die Sonne steht, der Wind der weht.
Die Ansicht über Nacht sich dreht.
Die Wetterfah'n' girrt auf dem Dach,
Wohin der Wind fährt, fährt sie nach.

Ein Alter und sein Junger möchten auch zum Noth,
aber singen:

Holbe Isar, deine Wellen
Rauschen durch ein schönes Land,
Und das Land, durch das sie rauschen,
Ist das schöne Baierland,

und Mephistopheles versichert, es wären ihm

zwei gar liebe Jungen
(Es ist ein Vater und ein Sohn).
Ich habe manche Lektion
Sol mit dem Alten durchgesungen,
Der Junge lernt es nun vom Alten,
So wird die schöne Kunst stets neu erhalten.

Aber Faust hört auf andere Töne. Ihm ist's als hörte er einen Klang aus schönen Kindertagen, einen Donner-ton, der sein Herz im Innersten erzittern mache, ein Geräusch in den tiefen Bergesklüften:

Wohin niemals der Strahl der Sonne bringt,
(Und wo) geheimnißvoll der Geist des Lebens
Mit jenen finstern Höllenmächten
In angstvoll angestrengtem Kampfe ringt.

Die Schilderung, die er von den aufschlagenden Flammen, den erbebenden Bergen, den zitternden Eichen, den zersplitternden Felsen und dem Engelsgesang dazwischen entwirft, ist so poetisch, daß Mephistopheles ihn daran

hubelein gehalten. Der Verf. zeigt ein aufrichtiges Streben, die Erscheinung Gregor's zu verstehen und zu begreifen; aber er zeigt auch aufrichtigen protestantischen Eifer in Bekämpfung Dessen, was in Gregor's Erscheinung ultramontan, unchristlich, unprotestantisch ist.

Der Verf. stellt dar, wie der erste öffentliche Schritt des Königs Hildebrand — daß er nämlich den vom Kaiser Heinrich zum Papst ernannten Leo bewog, sich nicht eher als Papst zu betrachten, bis er zu Rom selbst nach den herkömmlichen Formen in geistlicher Weise erwählt worden sei — schon das Streben nach Enttrennung der Hierarchie vom Staate, nach Unabhängigkeit vom Staate beweise: „Das ganze später mit solcher Consequenz entwickelte System der Hildebrand'schen Theokratie ist hier schon im Keime enthalten“ (S. 182). Später kommt der Verf. darauf zurück und sucht in psychologischer Weise darzutun, daß wie im Römer Augustinus der Reformator Luther, wie im General Bonaparte der Kaiser Napoleon, so auch im Römer Hildebrand der Papst Gregor geschulmet. Gregor's Plan in seiner Vollendung wird (S. 191) angegeben in folgender Weise: „Unbedingteste und vollständigste Selbständigkeit der Kirche, d. h. gänzliche Unabhängigkeit von jeder weltlichen Macht, vollständigste Herrschaft der Kirche über den Staat, absolute Monarchie innerhalb der ganzen über die Erde ausgebreiteten Kirche, d. h. mit andern Worten „hierarchische Universalmonarchie“. Um diesen Plan durchzuführen, habe Gregor nach drei Seiten hin operiren müssen. „Zuerst galt es, innerhalb der Kirche die gesammte Priesterschaft zu einer in sich geschlossenen, sich als Eine Körperschaft fühlenden Masse umzugestalten, in ihr alle weltlichen Interessen zu erkülden und nur das Interesse der gegliederten Hierarchie zu belassen und zu steigern, zugleich das Bewußtsein der Nothwendigkeit einer monarchischen Form dieser Hierarchie zu erzeugen.“ Als zweite Aufgabe wird aufgestellt, die Hierarchie politisch frei zu machen. Diese beiden Aufgaben seien aber nur die Vorstufen zur dritten: „das frühere Abhängigkeitsverhältniß, in welchem die Kirche zum Staat stand, in das entgegengesetzte umzuwandeln, den Staat nur als Ausfluß der Kirche hinzustellen, die weltlichen Herrscher als nur vom Papste mit ihrer Macht begnadigt, so jedoch, daß dieser Papst über Absetzung von Kaisern und Königen gerade so verfügen könne wie über Absetzung von Bischöfen oder ganz untergeordneten Geistlichen.“ „Die Bestrebungen zur Erreichung der ersten Aufgabe concentrirten sich in dem Kampfe um das Colibat; die der zweiten in dem Kampfe um die Investitur; die der dritten in dem Kampfe mit Heinrich IV.“ Mit besonderem Interesse bespricht der Verf. die einzelnen Schritte, die Gregor that zur Demüthigung aller weltlichen Macht, wie Gregor z. B. dem Könige Philipp I. von Frankreich erklärte, er werde ihm auf jede Weise das französische Reich entreißen, wenn er ihm keine Reue zeige. Gregor's eigene Worte lauten (S. 203): „Die von Gottlosen erkundene geistliche Würde müsse der geistlichen untergeordnet sein, welche Gottes Allmacht und Vorsehung zu seinem eigenen Ruhme gegründet. Wer sollte nicht wissen, daß die Könige und Fürsten von solchen ihren Ursprung haben, welche in ihrer Gottlosigkeit durch Anmaßung, Raub, Treulosigkeit, Mord, genug durch alle möglichen Verbrechen, während der Lauf der Welt regiert, über ihres Gleichen die Herrschaft errungen?“ So spricht der heilige Vater zu Rom. Es ist sehr zu bezweifeln, ob die wüthendsten Jakobiner während der französischen Revolution sich stärker geäußert. Das Resultat der Erscheinung Gregor's gibt der Verf. in folgenden Worten an:

„Hildebrand-Gregor hatte das Papstthum zu seiner Höhe erhoben. Er hatte Könige und Kaiser in den Staub getreten, Fürsten und Völker der Kirche unterthan gemacht, die Kirche selbst aber, sie, die ihrer Idee nach die absoluteste Republik ist, zur absolutesten Monarchie umgewandelt!“

Bibliographie.

Dronke, C., Aus dem Volk. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dropsen, J. G., Vorträge über die Freiheitskriege. 1ster Theil. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. Gr. 8. 2 Thlr.

Ehrenkreuz, B. v., Handbuch für Auswanderer nach Texas. Herausgegeben nach Privatmittheilungen der Hrn. K. Schmiß und S. Edward. Coblenz, Reiff. 16. 15 Ngr.

Hoertel, H., Thomas von Aquino und seine Zeit, nach Couron, Delecluze und den Quellen. Augsburg, Riga. Gr. 8. 20 Ngr.

Linde, J. L. B. v., Berichtigung confessioneller Mißverständnisse. 1tes Heft: Auffassung des christlichen Seligkeitsbegriffs nach katholischem und protestantischem Bekenntnisse. Ein Beitrag zur Betrachtung der neuesten kirchlichen Ereignisse aus dem Standpunkte des Rechts und der Politik. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 17 Ngr.

— — — derselben. 2tes Heft: Die Berechtigung der christlichen Kirche zum Fortschritte. Betrachtung der Schrift des Hrn. Dr. K. A. Credner „Die Berechtigung der protestantischen Kirche Deutschlands zum Fortschritt auf dem Grunde der heiligen Schrift“. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 15 Ngr.

Norden, M., Zimborst. Eine Skizze aus der Herwig-Hamburgs. Drei Theile. Leipzig, Wienbrau. 8. 3 Thlr.

Dettinger, C. M., Buch der Liebe. 3te stark vermehrte Auflage. Leipzig, Thomas. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Posern-Klett, C. F. v., Sachsens Münzen im Mittelalter. 1ster Theil: Münzstätten und Münzen der Städte und geistlichen Stifter. Leipzig, Vogel. 4. 10 Thlr. 20 Ngr.

Smelzkop, C., Immen. (Plattdeutsche Gedichte.) Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 1 Thlr.

— — — Schuppenstiddeche streiche in C-dur mit Fis- und for hoch- und dehnäßige lue. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 10 Ngr.

Thurnberg, Marie v., Die graue Schwester. Drei Bände. Wien, Schöpolzer u. Hirsfeld. 8. 2 Thlr.

Deutsche Volksbücher, nach den ältesten Ausgaben hergestellt von K. Simro d. Mit Holzschnitten. No. 14: Fortnatus mit seinem Esel und Wänschhütlein. Frankfurt a. M., Brönnner. 8. 5 1/2 Ngr.

— — — derselben No. 15: Eine schöne Historie von König Apollonius. Frankfurt a. M., Brönnner. 8. 2 1/2 Ngr.

— — — derselben No. 16: Eine lehrwürdige Historie von Herzog Ernst in Baiern und Oesterreich. Frankfurt a. M., Brönnner. 8. 3 1/2 Ngr.

Tageliteratur.

Die wichtigsten Actenstücke zur Geschichte der protestantischen Bewegung unserer Tage. Herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Bruno Theobald. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Der Aufenthalt in Lithauen im Jahre 1836 und die letzten Tage des Gymnast Konarski. Eine historisch begründete Erzählung. Belle-Vue, Verlags- u. Sortimentsbuchhandlung. Gr. 8. 5 Ngr.

Harms, Vom Glauben an Jesus Christum, den Sohn Gottes, nach Joh. 9, 24—38. Eine polemische Predigt. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 1845. 8. 3 1/2 Ngr.

Döber, P. J., Deutschlands Zion und die Halb-Lutheraner. Oder: die gute Sache der evangelisch-lutherischen Kirche in Preußen, vertheidigt gegen ihre allernuesten Widersacher, die Vertreter des sogenannten „Lutherthums“ innerhalb der Union. Berlin, Wohlgenuth. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Schnee zu Dorn! (im Jahre 1845). Eine Stimme Gottes an unsere Zeit. Von einem Mitgliede des lebendigen Gebetskranges der ganzen Christenheit. München, Franz. 12. 1 1/2 Ngr.

B. Prescott's Geschichte der Eroberung von Mexico.

History of the conquest of Mexico, with a preliminary view of the ancient Mexican civilisation, and the life of the conqueror Hernando Cortés. By William Prescott. Drei Bände. London 1843.

Geschichte der Eroberung von Mexico, mit einer einleitenden Uebersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Von William Prescott. Aus dem Englischen übersezt. Zwei Bände. Leipzig, Brodhhaus. 1845. Gr. 8. 6 Thlr.

Es ist dieses Werk die zweite Frucht der während eines langjährigen Aufenthalts in Spanien begonnenen Studien Prescott's in dortigen Archiven und Bibliotheken. Bekennen wir immerhin, daß der Gegenstand dieses Werks wol nicht in dem Grade wie die „History of Ferdinand and Isabella“ der Individualität des Verf. entsprechend gewählt ist. Ihm stehen mehr glückliche Anschauungen der Gestaltungen der Politik, Auffassung der Poesie des Lebens; Charakteristik von eigenthümlichen Persönlichkeiten als strenge, schrittweise sich bewegende Forschungen zu Gebote, wie sie den Anfang dieser Erzählungen eröffnen. Wir begegnen in letztern allerdings derselben Eleganz wie in den Schilderungen des obengenannten Werks, aber nicht derselben allen Gegenständen sich anbequemen Gewandtheit der Darstellung, nicht der Fülle von Lebensbildern, die dort den Leser unwillkürlich umstrickt. Mit dem historischen Hintergrunde fehlen der kolossalen Scenerie der neuen Welt Erinnerungen und verwandte Eindrücke, an welche der Zuschauer die ihm vorübergeführten Bilder anreihen könnte. Der Mangel eines harmonisch durchgebildeten Volks- und Staatslebens in dem transatlantischen Reiche kann nicht durch die Anden und den Zauber der Tropenwelt ersetzt werden. Dort eine bleibende Conformität, nicht dieser Wechsel, die scharf ausgeprägte Individualität, der aus dem Verkehre mit gleichgebildeten und im gleichen Ringen begriffenen Völkern erwachsende Schwung. Jene Erscheinungen liegen unserer Anschauung ferner, und ob sie uns auch ein ebenso lehrreiches als unterhaltendes Interesse entlocken, heimisch können wir uns nie unter ihnen fühlen. Andererseits bricht auch hier die reiche Romantik, der jugendliche Ungestüm, die katholisch-vaterländische Begeisterung des Spaniers durch, der, während

in der Heimat die Hand eines strengen Herrn Geseze niederschrieb, die Übertreter derselben unerbittlich züchtigte und die nach allen Richtungen sich kundgebende Freiheitliebe des Volks zähmte und beschneit, im Lande jenseit des Oceans ein freies Feld für übersprudelnden Thatendrang suchte und fand.

In diesen Elementen bewegt sich der Verf. mit un-nachahmlicher Leichtigkeit und die eben gemachten Bemerkungen konnten nur durch den Vergleich mit einer Arbeit hervorgerufen werden, die von derselben Hand ausging. Daß beide Werke so rasch nach ihrem Erscheinen in Deutschland eingebürgert sind, beweist von neuem, daß man kein Recht hat, von der Übersetzung unzähliger feichter Eintagschriften Frankreichs auf den Geschmack und das Bedürfnis Deutschlands zu schließen. Was aber die obengenannte Übertragung ins Deutsche anlangt, so genüge die Bemerkung, daß der Übersetzer, derselbe, welchem wir die Verdeutschung der „History of Ferdinand and Isabella“ verdanken, auf besondern Wunsch des Verf. seine Arbeit anfertigte.

Welcher unserer Leser hat nicht als Knabe beim Lesen der Campe'schen „Entdeckung von Amerika“ die volle, gesteigerte Spannung im Hoffen oder Besorgen kennen gelernt? Was ihn als Kind in Träume wiegte, was dann bei dem Eintritt größerer Lebensreise als Spiel der Phantasie in den Hintergrund geschoben wurde, es tritt uns hier als Ergebnis ernster Forschung und mit dem Schmelz der Poesie, die das Geschehene nicht umkleidet, sondern aus ihm ausströmt, abermals entgegen.

Die von Solís ausgearbeitete „Historia de la conquista de Mejico“ hat sich allerdings auch weit außerhalb Spaniens eines großen Kreises von Lesern zu erfreuen gehabt. Aber es ist nicht zu verkennen, daß sie an Kritik ebenso arm ist wie an selbständigen Untersuchungen, und daß die Verbreitung derselben zum großen Theile jenem glattpolirten Vortrage des Verf. zuzuschreiben, den man vielfach als Muster spanischer Prosa hingestellt hat. Steht aber Solís in dieser Hinsicht dem mit Grazie und in jener Poesie die des künstlichen Schmucks nicht bedarf sich bewegenden Stile Prescott's nach, so hat letzterer überdies seinem Vorgänger gegenüber den gelehrten Apparat, die Benutzung kritischer Specialuntersuchungen spanischer Forscher, den großartigen Überblick,

die echt künstlerische Vertheilung und Gruppierung des Stoffes voraus. Ihm war es vorbehalten, sich auf den reichen handschriftlichen Nachlaß zu stützen, den Juan Muñoz und Vargas Ponce aus Urkunden und Quellschriften jeder Art zusammengetragen und bei der Real academia de la historia in Madrid niedergelegt hatten; er erfreute sich bei seiner Arbeit der Mittheilungen des um die historische Literatur seines Vaterlandes so hoch verdienten Navarrete; in der neuen und alten Welt wurden ihm die Archive erschlossen.

Der Leser wird den Worten des Verf. unbedingten Glauben schenken, daß die einen großen Theil des ersten Bandes einnehmende Einleitung, welche sich über ältere Geschichte der Mexicaner und die sittliche Bildung, welche sie zur Zeit des Zusammentreffens mit kriegslustigen Spaniern einnahmen, verbreitet, ihm kaum ein geringeres Studium gekostet habe als die nachfolgende größere Erzählung. Er ergeht sich hier auf einem, besonders seit der Veröffentlichung der Forschungen Humboldt's reich bebauten, aber wenig ergiebigen Gebiete, das nicht sowohl sichere Resultate als Stoff zu scharfsinnigen Combinationen verheißt. Die meisten und wichtigsten jener Monumente, welche die Mittel zur Einsicht in die ältere mexicanische Geschichte gewährten, wurden während oder kurz nach der Eroberung vernichtet, und wenn es der neuesten Zeit vorbehalten ist, Tempel und Paläste, Städte und Grabstätten, deren Construction von einem durchgebildeten Sinne für Kunst und Wissenschaft zur Zeit des Kaiserthums Zeugniß ablegt, im Dickicht mächtiger Waldungen zu entdecken, oder aus dem Schutt der Jahrhunderte hervorzugraben, so gewinnen wir in ihnen doch immer nur einzelne Stationen für die Forschung, ohne daß der ihnen vorangegangene Zeitraum dadurch geschichtlich erleuchtet würde. Aber übergehen durfte der Verf. diese Erdrestungen nicht; zum richtigen Verständnisse der nachfolgenden Erzählungen waren sie unumgänglich erforderlich.

Prescott beginnt das erste Buch mit einer Schilderung der geographischen Verhältnisse des mittlern Amerika, die in ihrer Bedrängtheit und malerischen Skizzirung unwillkürlich an Malte-Brun erinnert und, wie es nicht anders sein konnte, zum größern Theile auf dem unvergänglichen Werke Humboldt's beruht. Dann wendet er sich zu der Bevölkerung, schildert das aztekische Reich nach seinen Ständen, Gesetzen und Finanzen, bespricht den dortigen Cultus und die Tempel, den Standpunkt der Wissenschaften und Künste, Landbau, Handel und häusliche Gebräuche, und schließt mit einer Übersicht des Wüstenlebens und des allmählichen Sinkens des Staats. Abgesehen von den zahlreichen dem Texte beigegebenen Notizen ist jedem der Abschnitte eine Digression hinzugefügt, in welcher die Quellen erläutert, verglichen, nach ihrem Werthe gegeneinander abgewogen werden. Das zweite Buch umfaßt die Entdeckung von Mexico und fährt im Anfange den Leser auf den Boden Spaniens zur Zeit des Regierungsantritts von Karl I. zurück, als das Volk, im Wohlgefühl seiner Jugend und vom ritterlichen Unternehmungsgelüste getrieben, nach Städten au-

ßerhalb des Vaterlandes spähte, um die überfließende Kraft austoben zu lassen. Diese verhielt die neuentdeckte Welt. Dahin trieb von Drang nach Thaten und Habsucht die Heimat zu eng finden ließ. So erfolgte die Eroberung von Cuba, von wo aus hintereinander die Züge nach Yucatan sich erstreckten.

Hiermit treten wir in den Bereich der eigentlichen Aufgabe dieses Werks. Über die Jugendzeit von Hernando Cortez, seine Fahrt nach Hispaniola und Cuba, sein schwankendes Verhältniß zu Velasquez und seine erste selbständige Unternehmung zur See theilt der Verf., welcher bei diesem Gegenstande nicht ohne Vorliebe verweilt, manche bisher nicht bekannte Züge mit. Daß die interessanten Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz de Castillo, deren Uebersetzung ins Deutsche wir Kiefhues verdanken (2 Bde., Bonn 1838), hier wie bei den spätern Mittheilungen hauptsächlich zum Grunde gelegt sind, wird der besondern Bemerkung kaum bedürfen. Solche Berichte von Augenzeugen, welche jeden Eindruck frisch und ungetrübt wiedergeben und jede fremdartige Erscheinung mexicanischen Lebens im Spiegel europäischer Sittlichkeit abstrahlen lassen, haben einen nie hoch genug zu veranschlagenden Werth. Nur durch sie ist die Zusammensetzung jener Mosaikbilder möglich, die der Verf. so sinnig seinen Lesern entgegenhält.

Bei Gelegenheit der am 19. April 1519 bei Veracruz erfolgten Landung von Cortez gibt der Verf. noch ein Mal eine Übersicht des damaligen Zustandes des aztekischen Reichs. Kein Band der Liebe knüpfte das Volk an die Regierung; Willkür, die immer dem nahen Verderben als Bote voranschreitet, vertrat das Recht; Montezuma fühlte sich größer und stärker als Priester denn als Feldherr und Richter; die Natur sprach in Wundern und der Mensch deutete diese auf den bevorstehenden Untergang des Reichs. Bei dieser Gelegenheit heißt es ebenso wahr als schön:

Thus it happens in those great political convulsions which shake the foundations of society, the mighty events that cast their shadows before them in their coming. Then it is that the atmosphere is agitated with the low, prophetic murmurs, with which nature, in the moral as in the physical world, announces the march of the hurricane:

When from the shores

And forest-rustling mountains comes a voice,

That, solemn sounding, bids the world prepare!

Und eben jetzt erfolgte die Landung der unheimlichen Abenteurer aus dem unbekanntem Westen, die Grundlegung für die erste christliche Stadt, der Abschluß eines Bündnisses zwischen den Fremden und mächtigen, dem mexicanischen Reiche feindseligen Stämmen, dann der Marsch der Erstern gerade auf die Residenz Montezuma's.

(Der Beschluß folgt.)

Goethe's Werke. Erklärungen von Konrad Schwend. Frankfurt a. M., Bauerländer. 1845. 8. 22 1/2 Rgr.

Es thut wohl, inmitten des wüsten Parteigeschreis, das sich je länger je mehr um Goethe's Grab erhebt, einmal auf eine Auserung unbefangener und unverdächtigter Dichtart zu

tröpfen. Der Verf. des vorliegenden Buchs erklärt Goethe nicht nur für den weitestem größten Dichter der letzten Zeit und überhaupt der Deutschen, sondern auch für den deutschesten der deutschen Dichter. „Als dieses deutsche Wesen“, fährt er fort (S. VI), „erscheint bei Goethe die Einfachheit und der schlichte Ausdruck, der prunkenden Phrasen fern bleibt, das Gemüth, welches immer warm, selbst sentimental, doch nie der weinerlichen Schwäche verfällt, sondern Heiterkeit liebt, ein gewisser Grad von Dürchheit ohne alle Bosheit und allen Reiz, ein treffender, behaglicher Witz, der nicht eitel spielt und nach Fittlern hascht, ein klarer gesunder Verstand, der sich durch nichts beirren läßt, und eine Phantasie, welche kraftvoll und sicher wirkt und nie in das Maßlose, Kehlbelige, Herkloffene hinaus-schweift in kranker Ausartung.“ Und weiterhin heißt es: „Die Erweckung alles Volkstümlichen in Poesie und Kunst ver-dankt Deutschland Keinem in gleichem Grade wie Goethe, der stets der Natur getreu in das deutsche Lied die einfache Sprache des Gefühls statt der breiten Rhetorik des Gedankens einführte, der zuerst wieder Freude an gothischer Baukunst hervorrief und dadurch, daß er wirkliches deutsches Wesen dar-stellte, es wieder zu besserem Bewußtsein brachte.“ Ua nun die Hindernisse, welche der allgemeinen Ausbreitung dieser Wir-kungen zum Theil noch immer im Wege stehen, auch seinerseits wegräumen zu helfen, veröffentlicht der Verf. diese „Erklä-rungen“. Denn freilich will es einem großen Theile des Pu-blicums noch immer nicht gelingen, in Goethe auf dieselbe Weise heimisch zu werden wie man es seit langer Zeit in Schil-ler ist. Und zwar entspringt dies nicht daraus, daß sein In-halt uns zu fern stände, sondern es hat seinen Grund im Ge-gentheil darin, daß er uns zu nahe liegt. Goethe führt uns fast nur innere Schicksale vor, vergleicht in sich selbst zu er-fahren die Wenigsten Zeit haben oder auf die sie wenigstens vom brausenenden Strome des Lebens betäubt nicht hinhorchen können. Hieraus ergibt sich sogleich die Aufgabe Dessen, der ihn uns näher zu rücken wünscht. Er muß ihm dadurch, daß er uns zu einer gewissen stillen Einsiehr in uns selbst veran-lasst, überhaupt erst eine Stätte zu bereiten und alsdann das Einzelne in ihm, was wir uns nicht sogleich aneignen können, auf geschickte Weise an die allgemeinsten Menschenschicksale an-zuknüpfen und als ihre wahrste und tiefste Darstellung zu ent-wickeln wissen. Hierin aber versehen es die meisten Erklärer Goethe's gar sehr. Es ist Mode geworden, bei der Bespre-chung Goethe's immer gleich das Wesen des dichterischen Ge-nius überhaupt zu erörtern und solchergestalt Alles in ihm auf die letzten Principien der Kunstphilosophie oder was man dafür hält zurückzuführen. Freilich ist dies Verfahren durch ihn selbst veranlaßt; er läßt uns einen Blick in die Ökonomie sei-nes Geistes thun, wie er uns bei keinem andern Dichter mög-lich ist; auch sind seine Gedichte Momente seines innern Lebens in einem Sinne, der sonst nicht leicht vorkommt. Aber mit solchen Betrachtungen ist Dem, welcher nur vorerst in Goethe's Werke eingeführt werden soll, nicht geholfen; sie wollen ihn, um einen oft gebrauchten Gegensatz zu wiederholen, in die tie-ferer Erkenntniß einer Sache einführen, die ihm noch nicht ein-mal im wahren Sinne bekannt ist. Statt ihn dazu anzuleiten, die einfache Unmittelbarkeit der Werke als solcher in sich zu realisiren, wird ihm eine Doctrin über die angeblichen Grund-elemente derselben aufgedrungen, welche ihm die Werke selbst um so mehr zuwider machen muß, je mehr er mit gesundem und freischem Sinne für Poesie begabt ist. Wir sind auf dem besten Wege, aus der redlichsten Absicht von der Welt Goethe's Werke auf eine ganz ähnliche Weise zu mißhandeln, wie von einer gewissen philosophischen Schule, die aber nur zum bestimmten Ausdrucke gebracht hat, was bereits in vielen Köpfen spukte, die antike Tragödie mißhandelt worden ist. Man denke an die „Antigone“, die wenigstens für Ref. durch endlose Erörterun-gen über den Gegensatz von Staat und Familie, der in ihr behandelt sein sollte, auf längere Zeit zu einer gespenstigen Ab-straction abgetödtet war und erst durch die kernliche Darstellung, mit der die übertriebene Wichtigthuerei mit dem Stücke ihre

Widerlegung aus sich selbst erzeugt hatte, zu vollem Leben wie-dererweckt ist.

Die Betrachtungsweise, welcher Hr. Schwend Goethe's Werke unterwirft, ist eine unbesangene. Nicht als ob er sich nicht an jenen Versuchen einer tiefern Auffassung ge-schult und was sie Brauchbares enthalten sich angeeignet hätte. Die Unmittelbarkeit seines Standpunktes beruht nicht auf einem Mangel an Sinn für die mannichfaltigen Vermittelungen, die hier versucht worden sind, sondern sie hat diese durchge-macht und sich aus ihnen wiederhergestellt. Aber er begnügt sich damit, den einfachen Inhalt, den er in den einzelnen Wer-ken erblickt, ohne polemische Seitenblicke oder philosophische Con-struction irgend einer Art in sinniger Reproduction darzustel-len. So heißt es z. B. über „Werther“, S. 20: „Werther's Leiden“ sind als der Vorläufer zu „Faust“ zu betrachten, denn sie schildern den Zustand der Seele, wann sie ohne einen ge-nügenden Zweck ihrer Thätigkeit zu finden in sich erkrankt und dadurch in träumerische Grübeleien über sich und das Leben verfällt, von Durst erfüllt nach einem Etwas, welches ihr schmerzliches Heimweh stille und mit bestimmter Gestalt und frischem Odem die nebelhaft verschwimmenden und immer wie-derkehrenden Schemen der Träume verschwehe. Zeiten, wo das kirchliche Leben nebst dem politischen und bürgerlichen un-genügend geworden ist, sodas die Seele vereinsamt, ohne sich in genügender und erfreulicher Thätigkeit nach außen wenden zu können, sind, wenn nicht die Gestaltung eines neuen Lebens die Geister mächtig aufrüttelt, solcher trüben sentimentalen Stimmung günstig. Gerade ein solcher Zustand gibt der Lei-denschaft der Liebe, als dem Einzigen, was unmittelbar mit gewaltthätiger Kraft das Herz ergreift, ohne irgendwie von Ver-hältnissen abzuhängen, einen um so bedeutendern Spielraum, als diese Leidenschaft voll Begeisterung ist oder vielmehr dieser angehört und einen idealen Inhalt darbietet, welcher sonst überall mangelt.“ Freilich können wir dem Verf. nicht in al-len Punkten Recht geben. Vom „Egmont“ behauptet er, die Dree und der innerste Gehalt dieses Trauerspiels sei das Mär-tyrertum für die Freiheit. Damit möchte es aber doch eine gar zweideutige Bewandniß haben. Wir dürfen hier wenig-stens nicht ohne weiteres an die politische (republikanische) Freiheit denken, zu deren Erklämpfung die Niederlande aller-dings zum Theil durch Egmont's Hinrichtung veranlaßt wor-den sind. Die Verfechter einer solchen haben sich wegen dieses Stückes bei Goethe ganz und gar nicht zu bedanken; er macht in demselben so wenig eine Ausnahme von dem Verbalten, das er gegen das Streben nach derselben zu beobachten pflegt, daß man es vielmehr als das allerdeutlichste Document desselben betrachten kann. Das politische Freiheitsstreben der Niederlän-der und seine Äußerungen sind bei Goethe einerseits nur die Veranlassung zu dem Schicksale Egmont's, andererseits eine bloß zufällige Folge desselben; Egmont's eigenes Interesse oder die leitende Idee seines Handelns ist es auf keine Weise. Der Inhalt des Stückes ist nichts Anderes als der Zusammenstoß einer höchst glücklichen Persönlichkeit, die gewohnt ist, daß sich überall Götter und Menschen vereinigen, um ihren Lebenspfad mit Blumen zu bestreuen, mit einer kalten und ihrem magi-schen Einflusse unzugänglichen Realität. Es ist unrichtig, dem Herzog Alba, wie der Verf. thut, als einen hohhaften Scher-gen der Tyrannie zu betrachten; er ist nichts als einer jener unerbittlich durchgreifenden Männer der Praxis, dergleichen Goethe in fast allen seinen Werken den idealer gestimmten Ge-müthern zur Seite gestellt hat. Die Freiheit, die Egmont selbst hochhält, ist keine andere, als daß es ihm als geistreichem, hochgestellten, begütertem Manne vergönnt sein möge, sich ungehindert auszuleben — die Freiheit der schönen Individua-lität, die man häufig als Goethe's Pathos bezeichnet und als Äußerung eines feinen Aristokratismus hart getadelt hat. Der Traum Egmont's und die Worte, mit welchen er dem Tode entgegengeht, sind keine Widerlegung dieser Auffassung des Stückes. Es gehdrt eben nur zu Egmont's glücklichem Tem-perament, daß ihn nicht der Gedanke, durch behagliche Sorg-

Leichtigkeit nicht ins Reich gegangen zu sein, moralisch niedererschlägt, sondern daß ihm sogleich die guten Folgen einfallen, die sein Untergang haben kann, daß nämlich das Volk dadurch aus seiner Gleichgültigkeit und Unentschlossenheit aufgerüttelt werden wird. Und daß er dem Gange des Stücks nach Ursache hat, so zu denken, damit ist doch auch dem Volke ganz und gar kein Compliment gemacht. Wie kann man heutigen Tages mit einer Beobachtung sympathisiren, die sich von den Bedrückern aus „Haus und Bett“ vertreiben läßt und nur erst zu den Waffen greift, da der Angriff „einen solchen Mann“, einen hohen Adeligen, einen Ritter des goldenen Bliebes trifft? Die Zeit, in welcher das Stück entstanden ist, verbietet uns, eine eigentlich politische Tendenz in demselben zu suchen, aber welche passendere Wendung hätte Goethe wählen können, wenn es ihm darauf angekommen wäre, und das fabula docet aufzubringen, daß hinter dem Freiheitsstreben des Volkes im Grunde wenig sei? Können wir also der Ansicht des Verf. über „Egmont“ nicht bestimmen, so sind und dagegen die Betrachtungen, welche er an die „Iphigenia“ knüpft, desto willkommener gewesen. Sie zeichnen sich besonders durch die Umständlichkeit aus, mit der sie auf das zarte Verhältnis eingehen, in welchem der König zu der Priesterin steht. „Es liegt“, sagt der Verf. S. 75, „etwas wahrhaft Rührendes darin, einen so vorzüglichen Mann, dem als Barbaren im Barbarenlande, nach unserm eigenen Gefühle, Iphigenia nicht angehören kann, weil sie der edlern Menschheit angehört, eine so edle Leidenschaft vergeblich nähren zu sehen, zu sehen, wie er, da seine Ehre erster Ehe im Kampfe gefallen waren, dem Alter verlassenen und einsam entgegengeht und seinen Thron verwaissen sieht. So wie die Herrlichkeit Iphigenia's durch ihre Wirkung auf einen solchen Mann größer erscheint, als würde ein Jüngling davon ergriffen, so ist auch das Loos des Iphos rührender als es das eines Jünglings sein würde, da die Leiden der Jugend durch die Zeit und Fülle des Lebens vernarben.“ Auch die moralische und ästhetische Rechtfertigung der Lüge des Pyrlades (S. 75) ist sehr glücklich zu nennen. Am wenigsten ist der Verf. mit der „natürlichen Tochter“ zufrieden. Wir rathen Jedem, der ein ernstes Interesse an Goethe nimmt, den Adel, den Hr. Schwend gegen dieses Stück ausspricht, im Einzelnen zu verfolgen; sollte derselbe auch nicht überall unwiderleglich sein, ja vielleicht selbst an den allgemeinsten Gesichtspunkt, von welchem aus der fremdartige Charakter des Stücks erklärt werden muß, vorbeigehen, so irritirt er doch die Frage nach dem Werthe desselben auf viel bestimmtere Weise als andere Besprechungen desselben. 42.

Die Klugheit der Obrigkeit in Anordnung des Bierbrauens

ist der Name einer Operette, welche im Mai 1705 von den Schülern der Landesschule zu Arnstadt aufgeführt und in dem diesjährigen Osterprogramm des dortigen Gymnasiums von dem Director Pabst theils im Auszuge, theils wörtlich abgedruckt und mit einigen Erläuterungen versehen worden ist. Verfasser des seltsamen Werkleins ist wahrscheinlich der damalige Rector Johann Friedrich Treiber; die dazu gehörige Musik ist nicht mit erhalten, was als ein wirklicher Verlust zu betrachten ist, da sie höchst wahrscheinlich von dem großen Johann Sebastian Bach herrührte, welcher von 1704—7 Organist in Arnstadt war. Es verdient aber die Veröffentlichung dieser auch von Hoffmann von Fallersleben schon gelegentlich erwähnten Operette um so mehr Dank, als sie in mehr als einer Beziehung von nicht unerheblichem Interesse ist. Zuerst in sprachlicher Beziehung: es bedienen sich nämlich alle Personen niedern Standes der provinziellen Mundart, und so haben wir hier eins der wenigen Beispiele, wo uns die Literatur jener Zeit mit der lebendigen Volksmundart bekannt macht; der Herausgeber hat deshalb sehr wohl daran gethan, gerade diese Auftritte vollständig abdrucken zu lassen, welche eine sehr scharf ausge-

prägte Probe der thüringischen Mundart nicht ohne einige beliebige Besonderheiten geben.

Ein anderes Interesse ist das dramatisch-ästhetische, und hier macht es einen eigenthümlich komischen Eindruck, den fast niedrigen Gegenstand ganz und gar in der steifen Form der italienischen Oper, wie sie damals an den deutschen Höfen herrschte, behandelt zu sehen; zugleich zeigt sich die gelehrte-bauische Manier des alten Schulrectors in den kunstvollen lateinischen Namen, die er für seine verschiedenen Personen geschöpft hat, als: Saporius ein Bierhändler, Faustianus ein Bierhändler, Mendaculus ein Biertrüfer, Bibisempria eine Bierzapffrin, Nitronius ein Braumeister. Von einer eigentlichen geschlossenen Handlung des Stücks ist nicht die Rede, sondern es besteht nur aus mannichfaltigen Zwiesgesprächen derjenigen Personen, welche bei dem städtischen Brauwesen irgendwie theilhaftig sind, dessen Ersehllichkeit durch das schließliche Austraten eines betrunkenen Bauern praktisch erläutert wird; das Ganze endigt mit einer Arie zu Arnstads und seines Bieres Lobe.

Endlich ist an dieser Bierposse die sittengeschichtliche Seite nicht zu übersehen: schon die Wahl des Stoffes, wern auch vielleicht eine leise Ironie bei derselben obgewaltet haben dürfte, legt demselben eine Wichtigkeit bei, welche der bairischen Hauptstadt nicht unwürdig wäre; wer in die Einzelheiten des Stoffes eindringen wollte, würde demselben noch manche genaue Nachricht über die damalige Einrichtung der Brauereien und über die besondern Verhältnisse Arnstads entnehmen können. Hier endlich noch einige Proben. Der Stadtvoigt singt folgendes Recitativ:

Gesetz, wir lassen hier ganz leichte Biere brauen.
So würde man jedoch viel volle Pappen schauen.
Drumb, wenn durch Böllerei ein böser Fall geschieht,
So ist es gar nicht starkes Bier.
Noch auch der Obrigkeit, zu imputiren,
Denn diese büllet ja kein trunden trinken nicht.
Bielmehr bekräftet sie den Mißbrauch starker Trankt.
Und das daher entstan'ne Nothgezünte.
Ich sage gar, daß man in einer Stadt
Das starke Bier sehr hoch vounthien hat.

Arie der Bierhändler:

Mi sin zway Schröder ohne Härer.
Du sin of ð genantet Geld
Zum Cassie der gebrouen Kämer
Von hoher Obrigkeit bekräft.

Mi mögen droperlay verdröhte:
Mi schöpfen Bier, mi schreuten fort;
Zum Dymen löst me ons verpföchte.
We dienen trollich da on dort.

Domäts noch soll an Botten säpfe,
Wenn säpfa Bier zu schöpfen dö,
Su mögen mi ons fertüg häpfe.
Su sin die Schöpfer stäts gewöpf.

Aus der Schlußarie:

Werthes Arnstadi! deine Felder
Krdnet Gott mit Fruchtbarkeit,
Welche dir viel Gut und Gelder
Bei der schönsten Nahrung bent.
Deine fetten Biere prangen,
So, daß sie in weiter Welt
Den verdienten Ruhm erlangen,
Der zugleich auf dich mit fällt..

Drumb laß viele Lobgesänge
Deines Dankes Zeugen sein.
Denn Barmherzigkeit die Klinge
Schendet dir der Höchste ein.
Der vermehre deinen Segen,
So kannst du in stiller Ruh
Dich mit fetten Tranden pflegen,
Und lobsingest Gott dazu.

47.

Donnerstag,

— Nr. 169. —

18. Juni 1846.

B. Prescott's Geschichte der Eroberung von Mexico.

(Schluß aus Nr. 168.)

Auch wer den Erzählungen eines Humboldt gefolgt ist, fühlt sich durch die malerischen Schilderungen hingezogen, welche der Verf. von der tierra caliente und der tierra templada entwirft, wenn er die Spanier, welche auf Höhen und in Tiefthälern, die sie durchwanderten, das Zeichen des Kreuzes zurückließen, das Tafelland hinaufgeleitet. Gestärkt durch die Einigung mit der Republik Tlascala, deren politisches Leben und frühere Geschichte hier einer besondern Erörterung unterzogen wird, scheute Cortez den Kampf mit der Riesenmacht der Gegner nicht und erkritt den Sieg. Da öffnete sich ihm das Thal von Tenochtitlan, die Blicke ruhten auf Waldungen, Saatfeldern und Blumengärten, und aus der Mitte des wogenden Sees erhob sich, von dunkeln Porphyrwürfeln des Gebirgs überragt, die funkelnde Kaiserstadt.

In the centre of the great basin were beheld the lakes, occupying then a much larger portion of its surface than at present; their borders thickly studded with towns and hamlets, and, in the midst-like some Indian empress with her coronal of pearls, the fair city of Mexico, with her white towers and pyramidal temples, reposing, as it were, on the bosom of the waters; the far-famed „Venice of the Aztecs“.

Es bedurfte der ganzen Persönlichkeit des kühnen Führers, seiner Bitten und Drohungen, um den Muth der kleinen Schar für das bevorstehende Wagnis aufrecht zu erhalten. In des Kaisers Burgpalast aber walteten Zwietracht und vage Unschlüssigkeit, die Drakel verstummten, und an der Hülfe von Menschen und Göttern verzweifelnd erniedrigte sich der Stolz, die Eindringlinge persönlich in seine Residenz einzuladen.

Wenn die Spanier jener Zeit schon Tlascala mit dem prächtigen Granada vergleichen, so hält es ihnen schwer, einen Maßstab für die Schilderung Mexicos zu gewinnen. Breite, gepflasterte Straßen in endloser Länge mit festgemauerten, zum Theil mit Marmor bekleideten Häusern, deren flache Dächer den Anblick von sauber gezierten Blumenbeeten boten; Marktplätze, dreifach so

groß wie der zu Salamanca, mit Säulenhallen umgeben, mächtige Tempel, auf deren Kuppe das heilige Feuer loderte; Bazare, in denen, wie in der Levante, Waaren jeder Art, jedoch nie in bunter Mischung, aufgeschichtet lagen; zahlreiche, die Straßen durchschneidende Kanäle, welche mit Barken bedeckt waren; überall in diesem Venedig der neuen Welt Wohlstand, Reinlichkeit und eine dichtgedrängte Bevölkerung.

Und in dieser Fülle seiner Macht, in einer Stadt, die über 60,000 Wohnungen zählte, sah sich Montezuma von dem verwegenen Fremden ergriffen, seiner Freunde und Schätze beraubt, einem schweren Gefangenen gleich behandelt, endlich gezwungen, der Krone Spanien den Lehnszins zu leisten und die Abhaltung des christlichen Gottesdienstes in den Trocaltis zuzugeben.

Unter diesen Umständen konnte eine allgemeine Schwelgerehebung der aztekischen Bevölkerung, in Folge welcher die Hauptstadt von den Spaniern geräumt werden mußte, nicht unerwartet kommen. Die Erzählung von den hieraus sich ergebenden Kämpfen des kleinen christlichen Heeres mit den Stämmern und umwohnenden Stämmen, der dreimonatlichen Belagerung und endlichen Unterwerfung Mexicos nimmt das sechste Buch ausschließlich ein. Der Verf. beklagt den Sturz eines Reichs nicht, das so wenig für das Glück seiner Unterthanen gethan hatte; er ist der Ansicht, daß die bei den Azteken vorgefundene Bildung nicht in ihnen selbst sich entwickelt habe, sondern der kümmerliche Abglanz eines untergegangenen Stammes sei, über welchen sich die Azteken ausbreiteten; aber er ist weit davon entfernt, die Kampfführung der Spanier und die Mittel, deren sie sich zur Erlangung des Siegs bedienten, rechtfertigen zu wollen. Ein großer Theil der prächtigen Hauptstadt war während der Belagerung in Trümmer gelegt; jetzt sah man Indianer mit dem Wiederaufbau von Gassen und Märkten beschäftigt. Es war das Machtgebot des, trotz der Intriguen seiner Widersacher, von König Karl I. zum Statthalter über Neuspanien ernannten Cortez, welches sie dazu trieb. An die Stelle des Haupttempels des aztekischen Kriegsgottes trat die dem heiligen Franciscus geweihte Kathedrale, der die zertrümmerten Götzenbilder als Grundlagedienen mußten; auf dem Hauptmarke ließ Cortez seinen Palast, das nachmalige Schloß der Vicekönige, auffüh-

losigkeit selbst ins Reue gegangen zu sein, moralisch niederschlägt, sondern daß ihm sogleich die guten Folgen einfallen, die sein Untergang haben kann, daß nämlich das Volk dadurch aus seiner Gleichgültigkeit und Unentschlossenheit aufgerüttelt werden wird. Und daß er dem Gange des Stückes nach Urfache hat, so zu denken, damit ist doch auch dem Volke ganz und gar kein Compliment gemacht. Wie kann man heutigen Tages mit einer Bevölkerung sympathisiren, die sich von den Bedrückern aus „Paus und Bett“ vertreiben läßt und nur erst zu den Waffen greift, da der Angriff „einen solchen Mann“, einen hohen Adeligen, einen Ritter des goldenen Bliebes trifft? Die Zeit, in welcher das Stück entstanden ist, verbietet uns, eine eigentlich politische Tendenz in demselben zu suchen, aber welche passendere Wendung hätte Goethe wählen können, wenn es ihm darauf angekommen wäre, uns das fabula docet aufzubringen, daß hinter dem Freiheitsstreben des Volkes im Grunde wenig sei? Können wir also der Ansicht des Verf. über „Egmont“ nicht beistimmen, so sind uns dagegen die Betrachtungen, welche er an die „Iphigenia“ knüpft, desto willkommenere gewesen. Sie zeichnen sich besonders durch die Umständlichkeit aus, mit der sie auf das zarte Verhältniß eingehen, in welchem der König zu der Priesterin steht. „Es liegt“, sagt der Verf. S. 75, „etwas wahrhaft Rührendes darin, einen so vorzüglichen Mann, dem als Barbaren im Barbarenlande, nach unserm eigenen Gefühl, Iphigenia nicht angehören kann, weil sie der edlern Menschheit angehört, eine so edle Leidenschaft vergeblich nähren zu sehen, zu sehen, wie er, da seine Schöne erster Ehe im Kampfe gefallen waren, dem Alter verlassen und einsam entgegengeht und seinen Thron verwaissen sieht. So wie die Herrlichkeit Iphigenia's durch ihre Wirkung auf einen solchen Mann größer erscheint, als würde ein Jüngling davon ergriffen, so ist auch das Loos des Iphos rührender als es das eines Jünglings sein würde, da die Leiden der Jugend durch die Zeit und Gülle des Lebens vernarben.“ Auch die moralische und ästhetische Rechtfertigung der Lüge des Pyllades (S. 79) ist sehr glücklich zu nennen. Am wenigsten ist der Verf. mit der „natürlichen Tochter“ zufrieden. Wir rathen Seinem, der ein ernstes Interesse an Goethe nimmt, den Ladel, den Hr. Schwend gegen dieses Stück ausspricht, im Einzelnen zu verfolgen; sollte derselbe auch nicht überall unwiderleglich sein, ja vielleicht selbst an den allgemeinsten Gesichtspunkt, von welchem aus der fremdartige Charakter des Stückes erklärt werden muß, vorbeigehen, so firirt er doch die Frage nach dem Werthe desselben auf viel bestimmtere Weise als andere Besprechungen desselben. 42.

Die Klugheit der Obrigkeit in Anordnung des Bierbrauens

ist der Name einer Operette, welche im Mai 1705 von den Schülern der Landesschule zu Arnstadt aufgeführt und in dem diesjährigen Osterprogramm des dortigen Gymnasiums von dem Director Pabst theils im Auszuge, theils wörtlich abgedruckt und mit einigen Erläuterungen versehen worden ist. Verfasser des seltsamen Werkleins ist wahrscheinlich der damalige Rector Johann Friedrich Treiber; die dazu gehörige Musik ist nicht mit erhalten, was als ein wirklicher Verlust zu betrachten ist, da sie höchst wahrscheinlich von dem großen Johann Sebastian Bach herrührte, welcher von 1704—7 Organist in Arnstadt war. Es verdient aber die Veröffentlichung dieser auch von Hoffmann von Fallersleben schon gelegentlich erwähnten Operette um so mehr Dank, als sie in mehr als einer Beziehung von nicht unerheblichem Interesse ist. Zuerst in sprachlicher Beziehung: es bedienen sich nämlich alle Personen niedern Standes der provinziellen Mundart, und so haben wir hier eins der wenigen Beispiele, wo uns die Literatur jener Zeit mit der lebendigen Volksmundart bekannt macht; der Herausgeber hat deshalb sehr wohl daran gethan, gerade diese Auftritte vollständig abdrucken zu lassen, welche eine sehr scharf ausge-

prägte Probe der thüringischen Mundart nicht ohne einige lebhafte Besonderheiten geben.

Ein anderes Interesse ist das dramatisch-ästhetische, und hier macht es einen eigenthümlich komischen Eindruck, den fast niedrigen Gegenstand ganz und gar in der steifen Form der italienischen Oper, wie sie damals an den deutschen Höfen herrschte, behandelt zu sehen; zugleich zeigt sich die gelehrte-phantastische Manier des alten Schullectors in den kunstvollen lateinischen Namen, die er für seine verschiedenen Personen geschöpft hat, als: Saporius ein Bierhändler, Fausticanus ein Bierbröcker, Mendaculus ein Biertrücker, Bibisempria eine Bierzapffrin, Mirtonius ein Braumeister. Von einer eigentlichen geschlossenen Handlung des Stückes ist nicht die Rede, sondern es besteht nur aus mannichfaltigen Zwiegesprächen derjenigen Personen, welche bei dem städtischen Brauwesen irgendwie theilhaftig sind, dessen Trefflichkeit durch das schließliche Auftreten eines betrunkenen Bauern praktisch erläutert wird; das Ganze endigt mit einer Arie zu Arnstads und seines Bieres Lobe.

Endlich ist an dieser Bierpoesie die sittengeschichtliche Seite nicht zu übersehen: schon die Wahl des Stoffes, wenn auch vielleicht eine leise Ironie bei derselben obgewaltet haben dürfte, legt demselben eine Wichtigkeit bei, welche der bairischen Hauptstadt nicht unwürdig wäre; wer in die Einzelheiten des Stoffes eindringen wollte, würde demselben noch manche genaue Nachricht über die damalige Einrichtung der Brauereien und über die besondern Verhältnisse Arnstads entnehmen können. Hier endlich noch einige Proben. Der Stadtvoigt singt folgendes Acitativ:

Gesetz, wir lassen hier ganz leichte Biere brauen.
So würde man jedoch viel volle Zapfen schauen.
Drümb, wenn durch Böllerei ein böser Fall geschieht.
So ist es gar nicht Karren Bierera.
Noch auch der Dörigkeit, zu imputiren.
Denn diese billigt ja kein trunden trinken nicht.
Vielmehr bekrasset sie den Mißbrauch harter Tränke,
Und das daher entstand'ne Morbzegänke.
Ich sage gar, das man in einer Stadt
Das harde Bier sehr hoch vounöthigen hat.

Arie der Bierbröcker:

Mi sin zway Schröcker ohne Kämer.
Da sin of ä genannten Seib
Zum Gasse der gebrunten Kämer
Von huber Obrigkeit bestellt.
Mi mösen brayerlay verdröcht:
Mi schäpfen Bier, mi schrentend fort;
Zum Ohmen löst me ons verpöcht.
Ne bienen trollich da on dort.
Domäts noch fall an Botten häfte,
Wenn säßig Bier zu schäpfen öß,
Su mösen mi ons fertich häfte,
Su sin die Schöpfer stüß gewöß.

Aus der Schlußarie:

Werthes Arnstadt! deine Felber
Krdnet Gott mit Fruchtbarkeit,
Welche dir viel Gut und Gelder
Bei der schönsten Nahrung deut.
Deine fetten Biere prangen,
So, daß sie in weiter Welt
Den verdienten Ruhm erlangen,
Der zugleich auf dich mit fällt.
Drümb laß viele Lobgesänge
Deines Danderts Zungen sein.
Denn Warmherzigkeit die Ränge
Schendet dir der Höchste ein.
Der vermehre deinen Segen,
So kannst du in stiller Ruh
Dich mit fetten Tränden pflegen,
Und lobstest Gott dazu. 47.

Donnerstag,

— Nr. 169. —

18. Juni 1846.

B. Prescott's Geschichte der Eroberung von Mexico.

(Beschluß aus Nr. 168.)

Auch wer den Erzählungen eines Humboldt gefolgt ist, fühlt sich durch die malerischen Schilderungen hingezogen, welche der Verf. von der tierra caliente und der tierra templada entwirft, wenn er die Spanier, welche auf Höhen und in Tiefthälern, die sie durchwanderten, das Zeichen des Kreuzes zurückließen, das Tafelland hinaufgeleitet. Gestärkt durch die Einigung mit der Republik Tlascala, deren politisches Leben und frühere Geschichte hier einer besondern Erörterung unterzogen wird, scheute Cortez den Kampf mit der Riesenmacht der Gegner nicht und erkritt den Sieg. Da öffnete sich ihm das Thal von Tenochtitlan, die Blicke ruhten auf Wäldungen, Saatzfeldern und Blumengärten, und aus der Mitte des wogenden Sees erhob sich, von dunkeln Porphyrwürfeln des Gebirgs überragt, die funkelnde Kaiserstadt.

In the centre of the great basin were beheld the lakes, occupying then a much larger portion of its surface than at present; their borders thickly studded with towns and hamlets, and; in the midst-like some Indian empress with her coronal of pearls, the fair city of Mexico, with her white towers and pyramidal temples, reposing, as it were, on the bosom of the waters; the far-famed „Venice of the Aztecs“.

Es bedurfte der ganzen Persönlichkeit des kühnen Führers, seiner Bitten und Drohungen, um den Muth der kleinen Schar für das bevorstehende Wagnis aufrecht zu erhalten. In des Kaisers Burgpalast aber walteten Zwietracht und vage Unschlüssigkeit, die Drakel verkümmerten, und an der Hüfte von Menschen und Göttern verzweifeln erniedrigte sich der Stolz, die Eindringlinge persönlich in seine Residenz einzuladen.

Wenn die Spanier jener Zeit schon Tlascala mit dem prächtigen Granada vergleichen, so hält es ihnen schwer, einen Maßstab für die Schilderung Mexicos zu gewinnen. Breite, gepflasterte Straßen in endloser Länge mit festgemauerten, zum Theil mit Marmor bekleideten Häusern, deren flache Dächer den Anblick von sauber gezeigten Blumenbeeten boten; Marktplätze, dreifach so

groß wie der zu Salamanca, mit Säulenhallen umgeben, mächtige Tempel, auf deren Kuppe das heilige Feuer loderte; Bazare, in denen, wie in der Levante, Waaren jeder Art, jedoch nie in bunter Mischung, aufgeschichtet lagen; zahlreiche, die Straßen durchschneidende Kanäle, welche mit Barken bedeckt waren; überall in diesem Wundervoll der neuen Welt Wohlstand, Reinlichkeit und eine dichtgedrängte Bevölkerung.

Und in dieser Fülle seiner Macht, in einer Stadt, die über 60,000 Wohnungen zählte, sah sich Montezuma von dem verwegenen Fremden ergriffen, seiner Freunde und Schätze beraubt, einem schweren Gefangenen gleich behandelt, endlich gezwungen, der Krone Spaniens den Lehnszins zu leisten und die Abhaltung des christlichen Gottesdienstes in den Tzacallis zuzugeben.

Unter diesen Umständen konnte eine allgemeine Schilderhebung der aztekischen Bevölkerung, in Folge welcher die Hauptstadt von den Spaniern geräumt werden mußte, nicht unerwartet kommen. Die Erzählung von den hieraus sich ergebenden Kämpfen des kleinen christlichen Heeres mit den Städtlern und umwohnenden Stämmen, der dreimonatlichen Belagerung und endlichen Unterwerfung Mexicos nimmt das sechste Buch ausschließlich ein. Der Verf. beklagt den Sturz eines Reichs nicht, das so wenig für das Glück seiner Unterthanen gethan hatte; er ist der Ansicht, daß die bei den Azteken vorgefundene Bildung nicht in ihnen selbst sich entwickelt habe, sondern der kümmerliche Abglanz eines untergegangenen Stammes sei, über welchen sich die Azteken ausbreiteten; aber er ist weit davon entfernt, die Kampfführung der Spanier und die Mittel, deren sie sich zur Erlangung des Siegs bedienten, rechtfertigen zu wollen. Ein großer Theil der prächtigen Hauptstadt war während der Belagerung in Trümmer gelegt; jetzt sah man Indianer mit dem Wiederaufbau von Gassen und Märkten beschäftigt. Es war das Nachtgebot des, trotz der Intriguen seiner Widersacher, von König Karl I. zum Statthalter über Neuspanien ernannten Cortez, welches sie dazu trieb. An die Stelle des Haupttempels des aztekischen Kriegsgottes trat die dem heiligen Franciscus geweihte Kathedrale, der die zertrümmerten Götzenbilder als Grundlage dienen mußten; auf dem Hauptmarkte ließ Cortez seinen Palast, das nachmalige Schloß der Vicetönige, auffüh-

ren; eine Citadelle verlieh der christlichen Stadt den erforderlichen Schutz. Aber bleibender als durch diese Schöpfungen sollte das Andenken von Cortez durch die Sorgfalt erhalten werden, die er auf Ansiedelung des Landes verwandt, durch die Unverdroffenheit, mit welcher er sich für die Bekehrung der Indianer durch wahrhaft fromme Priester bemühte. Er verstand nicht bloß zu schlagen, er war der größten Kunst mächtig, die Bunden des Kriegs zu heilen und die bis dahin einander feindlichen Stämme unter Einer Regierung zu einen. Dennoch entging er dem Mißtrauen des spanischen Hofes nicht, der einen Juez de residencia mit unbedingter Vollmacht zur Untersuchung aller gegen den Sieger vorgebrachten Anschuldigungen absandte.

Bei dieser Lage der Dinge beschloß Cortez, sich selbst vor seinem Könige zu rechtfertigen. Knieend legte er (1520) zu Toledo vor Karl I. von seinem Verfahren Rechenschaft ab und wurde von diesem zum Marques del valle de Oaxaca erhoben. Aber die Wiedereinsetzung in die Regierung von Mexico konnte er nicht erlangen. Weil er als Lehnsträger von Neuspanien dem Hofe allzu mächtig schien, mußte er sich mit der Ernennung zum Oberbefehlshaber an der Küste der Südsee begnügen. Im folgenden Jahre erfolgte seine Rückkehr nach Mexico, das er 1540 abermals und für immer mit dem Mutterlande vertauschte. Man weiß, daß er im Jahre darauf dem unseligen Feldzuge seines Herrn gegen Algier beiwohnte. Dreiundsechzig Jahre alt, endete er am 2. Dec. 1547 zu Sevilla, mit Hinterlassung dreier Töchter und eines Sohnes, dessen männliche Linie in der dritten Geschlechterreihe erlosch. Durch die weibliche Linie aber gelangten die Güter des Conquistador in den Besitz der Familie des Herzogs von Monteleone, die sich derselben noch jetzt erfreut. Die Grundzüge der geistlichen Richtung von Cortez faßt Prescott (Bd. 3, S. 312) also zusammen:

He was a knight-errant in the literal sense of the word. Of all the band of adventurous cavaliers, whom Spain, in the sixteenth century, sent forth on the career of discovery and conquest, there was none more deeply filled with the spirit of romantic enterprise than Hernando Cortés. Dangers and difficulties, instead of deterring, seemed to have a charm in his eyes. They were necessary to rouse him to a full consciousness of his powers. He grappled with them at the outset, and, if I may so express myself, seemed to prefer to take his enterprises by the most difficult side. He conceived, of the first moment of his landing in Mexico, the design of its conquest.

Ohne auf den Anhang über den Ursprung der mexicanischen Sittigung und deren Ähnlichkeit mit der der alten Welt weiter einzugehen, schließen wir hiermit den Bericht über ein Werk, welches bei dem Reichtume seines Gegenstandes, der anmuthigen Darstellung und der Gründlichkeit mancher einzelnen Forschung schwerlich einer seiner Leser unbefriedigt aus der Hand legen wird.

14.

Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, besonders seit Lessing bis auf die Gegenwart, historisch und ästhetisch-critisch dargestellt von Joseph Hillebrand. Erster und zweiter Band. Gotha, F. und A. Perthes. 1845. Gr. 8. 3 Bde. 22 Ngr.

Je lebendiger gegenwärtig das Interesse ist, das sich in einem immer größern Kreise der Gebildeten für die Geschichte unserer Nationalliteratur kundgibt, desto erfreulicher muß jeder Versuch erscheinen, dieses Interesse durch eine gehaltvolle und ansprechende Darstellung der wichtigsten Erscheinungen dieser Entwicklung zu befriedigen. Daher erklärt sich der Beifall, mit welchem Wilmars „Vorlesungen über die Geschichte unserer Literatur“ aufgenommen worden sind, die trotz des einseitigen Standpunktes ihres Verfassers in Gründlichkeit der Erkenntniß des Stoffes und in lebensvoller Prägnanz der Darstellung schwerlich übertroffen werden können. Da aber die neuere Literaturgeschichte in diesem trefflichen Buche verhältnißmäßig kürzer behandelt worden ist, so nahm Ref. das oben erwähnte Buch freudig und in der Hoffnung zur Hand, daß es ihn in der speciellen Darstellung des interessantesten Theils der deutschen Literaturgeschichte ebenso befriedigen werde wie ihn die erwähnten Vorlesungen in der allgemeiner gehaltenen Darstellung der gesammten Literatur befriedigt hatten. Doch leider ist diese Hoffnung nicht erfüllt worden. Wir haben es hier natürlich nicht mit einem unwissenden und anmaßenden Dilettanten zu thun, wie sich dergleichen neuerdings mehrt, und leider nicht ohne einigen vorübergehenden Erfolg, an diesem Gebiet gewagt haben. Rein dafür bürgt schon der Name des in der Literatur nicht unbekanntem Verf. und das Buch selbst gibt überall Zeugniß davon, daß er sich auf diesem Gebiete überall aufmerksam umgesehen hat. Aber er hat des auf diese Weise mit Fleiß gesammelten Stoffes nicht mächtig werden können, er hat ihn nicht gehörig zu durchdringen, nicht zur entsprechenden Darstellung zu reproduciren vermocht und sich demnach, wahrscheinlich durch Vorträge verwöhnt, sehr häufig zu einer breiten Schönrednerei, zu einer verkehrten Bilderjagd und Wortbildungszückererei verleiten lassen, die dem Leser von gesundem Sinne im günstigsten Falle langweilig, oft aber auch widerwärtig erscheinen muß. Bei solchen Mängeln können sich natürlich viele gute und treffende Bemerkungen nicht gehörig geltend machen und der eigentliche Zweck des Verf., das größere Publicum über die wichtigsten Erscheinungen unserer Literatur aufzuklären, ist verfehlt worden, was der unterzeichnete Ref. im Interesse der Wahrheit um so entschiedener auszusprechen sich gedrungen fühlt, je mehr dieses Buch von einigen Refracten, die wahrscheinlich nur darin geblättert haben, hier und da gepriesen worden ist.

Suchen wir nun dieses Urtheil zunächst an dem ersten Bande des Buchs zu begründen, so finden wir schon in der Anordnung des Stoffes den gerügten Mangel der gehörigen Beherrschung und lichtvollen Gruppierung des gesammelten Materials. Denn während man zeitlich die Bestrebungen eines Bernike, Günther, Brodes als Übergänge aus der conventionellen Poesie der Schlefier in eine neue Epoche betrachtet, welche nach der Kritik der Schweizer gegen Gottsched und seiner Schule in den Productionen der Leipziger und hallischen Dichter die ersten frischen Keime entwickelte und zuerst in Klopstock zu einer eigenthümlichen Gestaltung reifte, wird von unserm Verf. zunächst in zwei Büchern zwischen einer (vorbereitenden) regenerativen Periode von Bernike bis Klopstock und Wieland und einer eigentlich reformatorischen Epoche von Lessing bis zur Zeit vor dem Auftreten Goethes geschieden, mit welchem sodann das dritte und letzte Buch des ersten Bandes beginnt, das mit dem Namen „der nationalliterarischen Kraftthätigkeit“ bezeichnet wird. Jedoch ganz abgesehen von der Willkür, mit welcher der Verf. die oben erwähnten Beiwörter

ter braucht, da das Wort „regenerativ“, wenn es gegen den Sprachgebrauch von „reformatorisch“ geschieden werden soll, jedenfalls eine wesentlichere Veränderung bezeichnen muß, so sieht man nicht ein, wie Klopstock mit seinem vielseitigen und großartigen Wirken gewissermaßen in die Vorhaken des Tempels unserer neuen Poesie hat verwieseln werden können. Denn ist auch Klopstock der Gegenwart ziemlich fremd geworden, während Lessing's Genies noch vielfach auf uns wirkt, so hat doch Klopstock auf einige Jahrzehnte lang so umgestaltend und neubefruchtend gewirkt, daß wir ihn so gut wie Lessing in die Reformationsperiode unserer Literatur stellen und die nachhaltigere Wirksamkeit Lessing's seinen kritischen Bestrebungen und seiner spätern dadurch gereiften Production zuschreiben müssen. Man lese nur was der Verf. S. 209 von Lessing sagt, um die ihm angewiesene Stellung im Vergleich zu Klopstock zu rechtfertigen. „Er soll die Zeit verstanden und ihr genügt, er soll die nationale Substanz unsers Volks für die Literatur erobert haben.“ Dies gibt Ref. gern zu, aber wer wollte leugnen, daß auch Klopstock seiner Zeit genügt und mit seinem christlichen Epos und seinen vaterländischen Epen eigenthümliche Elemente der Entwicklung unsers Nationalgeistes zur Gestaltung gebracht habe? Da der Verf. widerspricht sich selbst, indem er S. 106 Klopstock's „Widerspruch gegen die Herrschaft der französischen Literaturorthodoxie und ihren hohlen conventionellen Formalismus“ heraushebt und ihn dennoch den eigentlichen Reformatoren der deutschen Poesie beizuzählen Anstand nimmt. Wie treffend urtheilt hierüber Servinus, wenn er in der „Neuern Literaturgeschichte“, Bd. 1, S. 115 u. 116 sagt: „Klopstock faßte alle Richtungen und Bestrebungen der Zeit in sich zusammen, er vereinte in sich die Strahlen der damaligen Bildung wie in einem Brennpunkte, schloß die vergangene Zeit völlig ab und warf ebenso viele Strahlen nach neuen Richtungen für die Folgezeit wieder aus, die die allerwerthvollsten Früchte reiften. Mit ihm beginnt daher erst die neue Zeit und die Wiebergeburt unserer Literatur, und nur ein so energischer und so beglückter Geist konnte diesen Wendepunkt herbeiführen.“

Die nun in der Eintheilung des Ganzen die Feststellung willkürlicher Kategorien zu Unsicherheit und Unklarheit der Darstellung führt, so kann dies auch im Einzelnen vielfach nachgewiesen werden. So sollen z. B. die Dichter der von ihm sogenannten regenerativen Periode nach zwei Richtungen, einer formal-conventionellen und malerisch-didaktischen, charakterisirt werden, wobei der Schlesier Günther, dessen entschiedene Hervortretende, freilich nicht immer liebenswürdige Subjectivität die Schranken der damaligen Conventionspoesie völlig durchbrochen hatte, sich auch den „conventionellen Formalisten“, wie er sie nennt, zugesellen lassen muß.

Sehen wir nun auf die Charakteristik der einzelnen Dichter und ihrer Werke über, so vermiffen wir trotz vieler guten Bemerkungen fast überall eine solche Reproduction des gesammten Materials, welche allein ein scharf gezeichnetes und wohlgetroffenes Bild des Dichters möglich macht. Da wird erst in den einleitenden Abschnitten in behaglicher Breite über die Eigenthümlichkeit und Bestrebungen eines Dichters gesprochen, sodann wiederholt sich Dasselbe in noch breiterer Entwicklung bei der speciellen Charakteristik des Dichters und wird wieder mit vielen Wiederholungen an den einzelnen Werken desselben nachgewiesen und zum Schluß endlich im Wesentlichen noch einmal recapitulirt. Daß man daher überall auf Phrasen wie: „Es ist schon oben bemerkt worden“ und „mehrerwähnt“ und „mehrerührt“ stößt, daß der Verf. etwas nicht berühren will und doch sehr ausführlich auseinandersetzt (vergl. S. 279, 283), daß er über etwas Schweigen zu wollen vorgibt was er dennoch erwähnt (S. 375), ist bei einem solchen Verfahren wohl begreiflich.

Ein anderer Uebelstand, der in dem schon gerügten Mangel an Durchdringung des Stoffs seinen Grund hat, ist, daß Ansichten und Urtheile berühmter und unberühmter Kunstrichter überall mit ihren Worten in die Darstellung eingeschoben wer-

den, woraus oft eine mosaikartige Schilderung entsteht, die wenigstens dem Ref. nicht behagen kann.

Ferner finden sich nicht selten und zwar manchmal auf dicht hintereinander folgenden Seiten breit entwickelte Ansichten und Urtheile, die einander geradezu widersprechen. Man lese nur z. B. was S. 169 fg. über Gessner gesagt ist. Statt einer scharfen Analyse seiner Eigenthümlichkeit lesen wir Vieles, was fast wie Lob klingt und bald darauf den entschiedensten Tadel, der alles jene Lob vernichtet, und dann noch einmal, jedoch wieder gehörig beschränktes Lob, sodaß man nicht recht weiß wie man daran ist. Ja noch auffälliger tritt das eigenthümliche Talent des Verf., in seinen Charakteristiken Lob zu geben und zu nehmen, sodaß jeder Unentschiedene etwas für sich darin finden kann, S. 388 fa. in der Darstellung der Bestrebungen Bop' für deutsche Sprache und Rhythmit hervor. Ein ganzer Satz und zwar der, welcher S. 383 zum Schluß der fünf Seiten lang ausgedehnten Charakteristik des Dichters Claudius zu lesen ist, wird diese eigenthümliche Manier am besten anschaulich machen. „Wenn wir nun“, heißt es da, „unserm Wandbecker Boten die Hand reichen für die vielen freundlichen Worte, mit denen er uns erquidet und womit er, wie Herder von ihm sagt, die Silberfäden des Herzens rührt, wenn wir ihm trotz mancher Mängel den Apollinischen Lorber nicht abstreifen dürfen, so können wir doch ebenso wenig die Meinung Derer theilen, die ihn aus einseitiger Wahl des Standpunkts den Ersten unserer Literatur beizugesellen Lust haben, obwohl wir nichts einzuwenden finden, wenn man ihn wie Setzer jüngst mit einem Christbaume vergleichen will, dessen taufend Lichter überall hinschienen, wo für kindliche Freude und herliche Erinnerung noch eine Stätte ist.“*) Ist in solchen Stellen der Widerspruch vielleicht nur scheinbar, nur eine Folge der mangelnden Fähigkeit, die einzelnen Merkmale der Eigenthümlichkeit eines Dichters in der Darstellung zu einem deutlich erkennbaren Gesamtbilde zu vereinigen, so tritt doch dieser Widerspruch an andern Stellen viel schroffer hervor, sodaß der Verf. geradezu vergessen haben muß, was er kurz vorher gesagt hat. So läßt er S. 286 Rote aus Goethe's Wort die aufstrebende Jugend von Hamann angezogen werden und schreibt ihm S. 297 einen Ton zu, der „Reinem recht vernehmlich entgegenklang und weder die Einen zu beruhigen noch die Andern anzuziehen vermochte“. Wenn er S. 291 Herder mit seinen theologischen Bestrebungen als Segner der berliner Philosophie ebenso wie der schuldogmatischen Orthodoxie hinstellt, so weiß man was er will. Was soll man aber dazu sagen, wenn er auf derselben Seite in breiter Entwicklung dieses Satzes Herder den ersten Verkündiger des literarischen Genialitätsangeliums wie der biblisch-prophetischen Orthodoxie der kirchlichen Schuldogmatik gegenüber nennt und gleich darauf, ohne etwa von einer Umgestaltung seiner Ansichten in der Zeit zu reden, erwähnt, daß er in aktiverischer Eiferung von Vernunft und freiem Denken nichts habe hören wollen? Oder wie reimt es sich, wenn S. 352 gesagt wird: „daß die enthusiastische Vertiegenheit des Göttinger Bundes sich bei Bop' in superlativer Steigerung geäußert habe, daß sein Enthusiasmus selbsttäuschende Affection und Zelotismus gewesen sei“, und einige Zeilen weiter: „daß er wie Lessing stets gewußt was er that und dem Verstande den Vorhug in seinen Werken und Wirken gegeben habe.“ Doch Ref. bricht hier ab, um endlich noch zu erwähnen, wie trotz der ausgedehnten Breite der Darstellung oder vielleicht gerade wegen derselben häufig das Wesentlichste in der Charakteristik der besprochenen Dichter vermißt wird. So viel z. B. über Lessing's Stellung zur Theologie gesprochen wird, so bekommt man doch von Dem was Lessing eigentlich wollte keinen deutlichen Begriff. Es mußte herausgehoben werden, daß Lessing selbst für seine Person kein Bedürfnis einer positiven Religion

*) Vergl. ähnliche unbestimmte Urtheile mit doch und obwohl S. 486 über den Maler Müller und S. 423 über Heine.

fähle, wie er in Bezug auf „Kathen“ ausgesprochen hat, der sein Glaubensbekenntniß enthält, wie es immer gewesen ist. Wenn er sich nun gegen die mit ihrer Freisinnigkeit prahlende Orthodoxie seiner Zeit zuweilen gewissermaßen für die alte Orthodoxie erklärte, so geschah dies theils mit demselben Gerächte seiner kritischen Natur, mit welchem er sich zu einer andern Zeit gegen die Orthodoxie wendete, da sein Wahrheitsstreben ihm jede mit der Präntension der Ausschließlichkeit hervortretende Richtung bedenklich erscheinen ließ, theils erschien ihm die Vermischung von Theologie und Philosophie in der neuen Dogmatik relativ viel weniger werth als die alte rein theologische Dogmatik. Sagt er doch selbst in dieser Beziehung ganz bestimmt: „Nicht das unreine Wasser, was längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen. Ich will es aber nicht eher weggeschossen wissen als bis man weiß, woher reines zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße und sollte man auch das Kind in Miffhauche haben. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie gegen die Orthodoxie, als Miffhauche gegen unreines Wasser? Mit der Orthodoxie war man Gott sei Dank ziemlich zu Stande, man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen.“ Vergl. Lessing's Biographie von K. G. Lessing, Bd. 1, S. 350 fg., 392. Interessant ist es, hierbei zu bemerken, daß Lisow schon im J. 1739 auf einem ähnlichen Standpunkte sich bewegte. Vergl. Lisow's Rede zur Streitschrift gegen Mangel gegen den Berliner Propst Reinbeck in der „Sammlung satirischer Schriften“, 1739.

Und solchen Mangel sehr wesentlicher Erörterungen findet der kundige Leser überall. Cronqvist und Brawe, von denen Letzterer 1755 20 Jahre alt den „Brutus“, ein beachtenswerthes Trauerspiel in fünffüßigen Jamben schrieb — das erste vollendete Originalstück in dieser Form, denn von Elias Schlegel besitzen wir bloß ein Fragment in diesem Metrum — fehlen ganz; das größte Verdienst Bürger's, die dem Volksbewußtsein abhanden gekommene Ballade wieder eingeführt zu haben, wird nicht gehörig herausgehoben; im Raler Müller, der mit seinem „Faust“ allerdings der Sturm- und Drangperiode angehört, durften die Vorklänge der spätern Romantik („Gonova“) nicht verkannt werden.

Was Ref. bis hierher angeführt hat, bezog sich auf den Stoff und die Anordnung desselben und ließ erkennen, daß eine genügende Einsicht in den Entwicklungsgang unserer Literatur aus diesem Buche nicht gewonnen werden kann. Aber auch in der Darstellung muß neben der schon gerügten höchst unerquicklichen Breite die Metaphernjagd und die Wortbildungs-giererei durch Beispiele belegt werden. Dies darf durchaus nicht als etwas Unwesentliches betrachtet werden, denn ein verkehrtes Bild, eine gezierte nichtsagende Phrase in der Charakteristik macht den noch unkundigen Leser oft ganz confus und die Erkenntniß der Eigenthümlichkeit des besprochenen Dichters oder seines Werks unmöglich. Ref. erwähnt Einiges, wie es ihm ohne langes Suchen in die Feder kommt. S. 21: „die regeneratorischen Urtreibungen des 18. Jahrhunderts“; S. 178: „Friedrich II. brachte den Urriß in den Cabinetsabsolutismus“; S. 271: „Joseph stellte sich mit seiner reformirenden Kraftgenialität als ein ermunterndes Beispiel des subjectiv-individuellen Titanismus hin“ (dieser Passus erscheint um so verkehrter, da S. 178 Joseph mit Klopstock parallelisirt und im Gegensatz zu dem wirklich reformatorischen Friedrich nur regenerirend genannt wird); S. 282: „der sinnlich-ideale Dichtprambenübersturz der Frühlyrik Schiller's“ und Schubart „eine der auffallendsten Figuren in der Gattung der absonderlichen Individualitätsoriginalitäten“ (man denkt unwillkürlich an Aristophanes' *συναγιδουραγορομηται*). S. 325 wird

Herder in einer nichtsagenden Phrase mit dem von ihm gefeierten Etd verglichen. S. 329: „Kästner's Epigramme streifen an das Gebiet der Waschweiberei“ (!) S. 344: „Bürger; Günther's Doppelgänger“. S. 345: „die Schimmerseite“ der Bürger'schen Poesie. S. 352 heißt Wolf „ein zweiter Prometheus“ und auf der folgenden Seite wird er getadelt, „daß er über die Pallisaden seiner Privatwelt nicht hinausgekommen“ und S. 355, daß er ohne Genialität „dichtähnliche“ Werke geschaffen habe. S. 366: „Schiller verließ trotz aller Wehen, womit diese größte Geburt der neuen Geschichte (die Revolution) sich hervorwand, das Kind selbst nicht, das an der Kethode seiner Geburt unschuldig war“ (NB. es gibt Einbindungs-, aber keine Geburtsmethoden). S. 367 heißt Stobberg's „Geschichte der christlichen Religion“ „ein dem Kirchenthum gedichtetes Epos“. S. 383: „Goethe konnte sich bei seiner echten Genialität nicht in die Abgründe unbegrenzter Triebthätigkeit stürzen“ und „Schiller's Dranggeburten sind mit dem Siegel der Vergänglichkeit gezeichnet“. S. 401: „Klinger's Faust eine Granitstatue“; S. 406: „das Faustische Löwenthum“; S. 420: „Feine erinnert an die Freisittlichkeit (sic) des Horrells u. f. w.“

Doch genug der Beispiele. Solche geistreich scheinende Phrasen mögen sich wol unreise Jünger der Philosophie auf der Hochschule gefallen lassen; aber dem gebildeten Publicum hätte Herr Hillebrand dergleichen nicht zumuthen sollen. Das ist der „geschmacklofen metaphorischen Prunkthätigkeit“ ähnlich, die er im Eingange des Werkes S. 20 in unserer damaligen Sprachbildung rügt, und vor einem Rückfalle in dieselbe möge ein gesunder Geschmack unsere Sprache bewahren.

Ref. glaubt die Charakteristik des vorliegenden Buchs mit der gegebenen Analyse des ersten Bandes abschließen und den Lesern ein näheres Eingehen auf den zweiten Band ersparen zu können, worin der Verf. Goethe und Schiller besprochen und S. 278 in der Analyse des zweiten Theils des „Faust“ einmal sogar eine „alberne“ Weise des Goethe'schen Ausdrucks gerügt hat. In seiner endlosen Geschwägigkeit hat er seine Aufgabe nicht, wie er früher gewollt, in zwei Bänden vollenden können und stellt noch einen dritten Band in Aussicht, in dem die Geschichte unserer Literatur bis auf die neueste Zeit verfolgt werden soll. **R. G. Feldig.**

Literarische Anzeige.

Spanische Literatur.

Rosa de Romances,

ó Romances sacados de las „Rosas“ de Juan Timoneda, que pueden servir de suplemento á todos los Romanceros, asi antiguos como modernos y especialmente al publicado por el señor Don G. B. Depping, escogidos, ordenados, y anotados por Don Fernando José Wolf. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Dieses Werk bildet zugleich den dritten Theil des im Jahre 1844 bei mir erschienenen

Romancero castellano, ó colleccion de antiguos romances populares de los Españoles, publicada con una introduccion y notas por G. B. Depping. Nueva edicion, con las notas de Don Antonio Alcalá-Galiano. Zwei Theile. Gr. 12. 4 Thlr.

Leipzig, im Juni 1846.

J. A. Brockhaus.

Literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 170.

19. Juni 1846.

Briefe des geheimen Staatsraths von Stagemann an den Kriegsrath Scheffner.

1.

Berlin, 16. Sept. 1804.

Hochverehrter Freund!

Schon längst hätte ich gern von Ihrer freundschaftlichen Erlaubniß, Ihnen dann und wann schreiben zu dürfen und eine wohlwollende Erinnerung meiner in Ihnen zurückzurufen, Gebrauch gemacht, wenn ich nicht gewünscht hätte, Ihnen zugleich Resultate meiner veränderten Existenz mitzutheilen. Die Begebenheiten der Zeit scheinen mich jedoch eher davon zu entfernen als näher zu führen, und ich will schon lieber ins Blaue hinein schreiben.

Mit meiner Dienstage hoffe ich mehr und mehr zufrieden zu werden; für den Anfang beschäftigt sie mich natürlich über und über, da ich Alles von Grund aus kennen lernen muß, um Remedur, die so nöthig ist, angeben zu können. Die Revision vieler verworrener Geschäfte hat mich indeß mehr als ich besorgte und länger von der Hauptsache abgezogen. In wenigen Wochen bin ich durch, und denke dann die gesammelten Materialien zu einem Ganzen zu ordnen. Es ist aber nöthig, das Oberste zu unterst zu nehmen und dabei wird es dann wol heißen müssen: Nachbar, mit Rath.

Meinen Herrn Departementschef habe ich erst seit seiner Zurückkunft von einer Reise nach Schlesien, also seit etwa 14 Tagen, näher kennen gelernt, zu meiner völligen Genugthuung. Er hat gewiß einen hellen Blick, ein gerades Urtheil, viel Fleiß; vielleicht ist er zu lebhaft auf Kosten der praktischen Besonnenheit. Von seinen Umgebungen muß ich vorzüglich den Geheimen Finanzrath Bach, einen meiner akademischen Freunde, schätzen. An meinem Freund Uhden ist sehr viel verloren gegangen. Es war soeben im Werk, daß er als Justitiarius im Generaldirectorio angestellt werden sollte. Hr. v. Stein schätzte ihn mit Recht, und da er Hr. v. Beyme's unbedingtes Vertrauen besaß, so würde er in dieser Zeit der Gefahr so Manches ausgeglichen haben.

Wir gehen wahrscheinlich vielen Trübsalen entgegen. Der Krieg ist unvermeidlich; führen wir ihn jetzt nicht, so haben wir ihn, unter viel trostlosen Aussichten, in Jahr und Tag, vielleicht früher zu besorgen. Bögern wir jetzt nicht, so läßt sich ein ehrenvoller Ausgang erwarten; späterhin wird der Staat auf die Gegenprobe gesetzt. Es läßt sich vielleicht berechnen, daß der Angriff von unserer Seite dem Kaiser von Frankreich in diesem Augenblick nicht gelegen kommt. Er muß bedeutende Armeen in Italien, Holland und Dalmatien unterhalten; auf Süddeutschland kann er sich nicht verlassen. Den Truppen, die er in Deutschland noch zahlreich genug (doch vielleicht weniger als wir glauben) haben mag, fehlt es an Ammunition. England schließt, wenn es des Angriffs von Preußen versichert ist, schwerlich einen Frieden ab, und der Kaiser von Rußland läßt seine Truppen, nach aller Vermuthung, mit

den unserigen agiren. Österreich, dem die Rachsucht des Kaisers von Frankreich (wie man sagt wegen einer Einwirkung auf Spanien, wodurch die Abtretung der spanischen Provinzen bis an den Ebro an Frankreich oder an den Friedensfürsten — einerlei — verhindert worden) wol zunächst den Garaus machen wollte, wie der berüchtigte Artikel im „Publicist“ und die Besetzung des Friauls schließen läßt, ist unter solchen Umständen schwerlich zur Neutralität zu vermögen, obwohl die jetzt unerwartete Zurückgabe der Gefangenen, die Erklärung wegen des Friauls und andere Dinge darauf berechnet sind.

Bis auf diesen Augenblick ist unser Cabinet noch unentschlossen. Höchst verderblich ist die itto in partes von Seiten der Umgebungen des Königs. Die Partel, die den Krieg unter allen Umständen und von Unterhandlungen mit Bonaparte nichts wissen will, geht davon aus, den Segnern (Haugwitz, Beyme und Lombard) alles Schlimme anzudichten. In einer Bittschrift, die von den Prinzen des Hauses, einigen Generalen und Ministern unterschrieben war, hatten sie auf die Entfernung dieser Segner von der Person des Königs angetragen. Der König sprach von Meuterei und jagte seine Brüder sofort zur Arme. Was kann daraus Gutes entstehen? Ich bin völlig überzeugt, daß die friedlicher gestimmte Partel (zu der ich gar nicht gehöre, da ich den Krieg eher in diesem Augenblick als morgen wünsche) zum Theil aus einer Anwandlung von Furcht, zum Theil weil sie dem Kaiser von Frankreich die (freilich klar daliegende) Bestialität nicht zutraut, den Weg der Unterhandlungen vorziehen will. Eine Frage ist es aber, ob sie nicht verpflichtet wäre, unter den vorliegenden Umständen dem laut erklärten Willen der Nation und der Arme nachzugeben, auch wenn sie sich von der Nothwendigkeit des Kriegs nicht überzeugen könnte. Ich sollte meinen, es wäre die Antwort darauf sehr leicht. Man sollte überdies das Gemüth des Kaisers von Frankreich doch wol einmal begriffen haben. Wer gegen ihn zu hannibalischen gewagt hat (wie wir im vorigen Jahre), kann nur zu seinem Untergange kallisthenisieren.

Die Königin ist zwar eine erklärte Freundin der kriegerischen Partel, gibt aber doch den von Hr. Grafen Haugwitz ihr vortragenden Gründen Gehör. Der Krieg ist jedoch wahrscheinlich. Von Knobelsdorf's Sendung ist noch nichts bekannt, da er noch keinen Kurier geschickt hat. Auf dem ordinären Postwagen soll gestern eine Nachricht von ihm eingetroffen sein, die eine Conferenz in Charlottenburg veranlaßt hat. Bonaparte hat ihm noch keine Audienz verweigert.

Von den hiesigen Gelehrten habe ich, da ich sehr einsam lebe, bis jetzt wenige gesehen. Hr. v. Humboldt's Bekanntheit werde ich morgen bei der Frau v. Berg machen. Einer Sitzung der Philomathischen Gesellschaft habe ich ohne die mindeste Ergöglichkeit oder Erbauung beigewohnt und werde mich künftig davor so sehr hüten wie vor dem „Doctor Luther“ im Schauspielhause. Unser Werner hat ein trauriges Product zu Tage gefördert; ich habe nie so viele Langweile im Schauspiel gehabt und Doctor Luther als Iffland ist höchst abgeschmackt.

Doch sollen bei der Darstellung 883 Verse wegleiben, vielleicht die besten auf dem Papier.

Ich empfehle mich in Ihre wohlwollenden Andenken. Es freuen Sie bald durch ein freundschaftliches Schreiben Ihren ganz gehorsamsten, treuesten Diener und Freund Stägemann.

2.

Berlin, 23. Sept. 1807.

Wir warten jetzt mit Sehnsucht der Dinge, die da aus dem Hauptquartier kommen sollen. Krieg wird es, wie wir Alle hoffen, sein; aber ein saurerer Krieg, sauer von allen Seiten. Indes unsere Ältern Väter haben in Stürmen des Kriegs gelebt und unsere Väter. Warum sollen wir etwas vor ihnen voraus haben? Wenn wir auch nicht wie Horaz meinet schlimmer sind, so sind wir wenigstens auch nichts Besseres.

Wie hat Ihnen das Urtheil über die Deutschen Buchhändler gefallen? Wider die Baiern, deren Oberherr der Kaiser von Frankreich als Protector der Rheinconföderation dormalen ist, läßt sich die Form allenfalls hören; lustig ist die Sache (wenn man von dem Höchststrafwürdigen dieser sondern Erwähnung an sich abstrahirt) in Rücksicht auf die beiden österreichischen Buchhändler. Wenn ich jetzt der Kaiser Franz wäre, so würde ich den Verfasser und Verleger des „Publicist“ vor ein österreichisches Kriegsgericht stellen und ihn in contumaciam zum Tode verdammen.

Indes hat er seinen Zweck erreicht, die Buchhändler furchtsam zu machen. Mit Mühe nur habe ich eins der wenigen hierher gekommenen Exemplare von „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ erhalten können. Napoleon, der weit vom Schuß ist, wird es wol haben und ohne Furcht vor den französischen Ordonnen debütiren.

Ich habe heute mit Hrn. Minister v. Stein über eine einzuführende Vermögenssteuer debattirt. Ihr treugehorsamster Freund Stägemann.

3.

Remel, 23. Oct. 1807.

Hochverehrter Freund!

Daß ich mir mit einem Briefe von Ihnen habe zuvorkommen lassen, mag ich nicht leugnen; mit einem Gedicht jedoch nicht. Bei Gelegenheit Ihrer Epistel an E. K. K. im dritten Heft der „Bertha“ entwarf ich für Sie eine Ode, die zwar fertig, aber nicht vollendet ist, wozu mir zu sehr die Mühe und Freiheit des Gedächtnisses fehlt, doch hoffe ich sie Ihnen (freilich mit Vorbehalt der Freie) in kurzem zu übersenden. Für die Mittheilung des Ihrigen empfangen Sie meinen herzlichsten Dank.

Wir haben freilich wunderliche Dinge erlebt. Es ist viel Lehre darin, vielleicht auch Trost. Doch muß man schon etwas danach suchen. Verzagen muß man allerdings nicht. Das Verzagen richtet die Reiche zu Grunde; an den Regierungen ist oft nichts gelegen.

Von dem Einwirken des Hrn. Ministers v. Stein in unserer Staatsmaschine ist augenblicklich noch nicht viel zu erwarten. Er selbst hat auch noch nicht Muth genug, in der jetzigen trostlosen Lage kräftig einzugreifen. Wir beschäftigen uns jetzt mit Ordnung unserer Ideen über die bevorstehende Reorganisation; es war die Rede davon, schon hier einen Plan zur Ausführung zu bringen; indes dankt mich, daß unser heutiges Bedächtniß dazu nicht geeignet ist.

Von unserer Rolle nach Königsberg ist beim Könige die Rede noch nicht; wol bei der Königin, die für ihre Niederkunft kein unabhängiges Local hier zu haben meint. Indes wird, wie Hr. Minister v. Stein auch versichert, das Krönigsche Haus die Ehre nicht haben, sondern das Schicksal'sche. Gegen das Schloß ist die Königin, nicht wegen Napoleon's (denn in Berlin könnte sie den Bitterkeiten der französischen Verlassenschaft doch nicht entgehen), sondern weil sie bei ihrem beschriebenen Wirtshaus so viel Unangenehmes dort empfinden hat.

Der König liegt wahrscheinlich noch die unwahrscheinliche Hoffnung, bald nach Berlin abgehen zu können, und will in diesem Fall das ihm nicht angenehme Königsberg nur im Stillsitzen betrüben.

Johannes Müller ist vom Könige wegen Non loyauté verabschiedet und darüber sehr ungehalten. Obgleich ein schmidlicher Charakteristischer Keil, hätte man ihn doch abfertigen müssen. Kiefowitzer hätte ihm zuerst bei Hofe etwas edelgestochenes höflich gebührt, denn die angelegte Rede, die er zu Ehren Friedrich's II. gehalten, ist nach meinem Gefühl durchaus unanständig. Den Geheimrath Wolf will man auch nicht bei der neuen Akademie in Berlin anstellen, weil er beschuldigt wird, dem Prinzen von Pontecorvo seinen Homer (zu teuer) für einer Prachtausgabe zugesetzt zu haben, nachdem er die Dedicatio an den König herausgeschritten. Ich glaube, es schwebt darüber ein Injurienproceß zwischen ihm und einem andern namenlosen Professor.

Mich quält vor allen Dingen der ehrliebe Dacus, mit dessen Contributions- und andern Rechnungen ich ausgeliefert beschäftigt bin. Er erklärt ehrlich, wenn man ihm errores calculi, calculi und dupli und tripli nachweist, daß es darauf nicht ankomme; seine Rechnung wäre nicht eine Affaire des Calculs, sondern der Politick.

Zu meinem hiesigen Umgang gehört vorzüglich Hr. v. Brinkmann, der schwedische Gesandte, ein sehr guter und seiner Kopf. Mit Niebuhr ist wegen seiner östern Krankheit und da ihn das Schicksal Dänemarks ganz verstimmt hat, wenig anzufangen. Der Minister will ihn, wegen der Schwere, nach Berlin zunächst und dann nach Holland schicken.

Bewahren Sie ein wohlwollendes Andenken Ihrem un- gehorsamsten Freund und Diener Stägemann.

4.

Remel, 23. Dec. 1807.

Hochverehrter Freund!

Wir vegetiren hier noch fort. Die Unterhandlungen mit dem Hrn. Daru in Berlin stocken bis zur Zurückkunft des Kaisers Napoleon in Paris, die vielleicht so bald nicht erfolgt, da sie höchst wahrscheinlich mit der Befreiung der europäischen Türkei zusammenhängt. Ich glaube, er ist bloß deshalb nach Italien gegangen, um die Nachrichten seines Schwagers (der eine Volksbewegung gegen sich selbst, wahrscheinlich mit der wüthigen Vergitterung seiner werthen Person, in Konstantinopel veranlaßt hat) desto schneller zu erhalten.

An dem schwedischen Gesandten Hrn. v. Brinkmann, den ich Ihnen im voraus zu wohlwollender Aufnahme empfehle, da er vor uns und bald nach Neujahr abreisen will, werden Sie eine interessante Bekanntschaft machen. Er spricht viel, aber gut. Das Beug von Brachüren über die politischen Angelegenheiten, den Krieg, den Adel u. s. w. ist unter aller Laus schlecht, so weit es hierher kommt.

Unsere neuen Organisationsplan, wie Hr. Minister v. Stein ihn entworfen, habe ich zwar noch nicht gelesen, doch Manches mit ihm darüber gesprochen. Ich fürchte, a werde wol in Remel, aber schwerer in Königsberg, gar nicht in Berlin durchzuführen sein.

Auf den Militärgorganisationsplan gebe ich nicht viel. Es müßte kein Stein auf dem andern haben; aber jetzt werden die Menschen vor wie nach wie die Pappeln vornehm und wenig daher ziehen, so Gott will (wenigstens ist es Ihr Will) noch vornehmer und auslöser. Unser Militär allein, sein erbärmlicher Geist, sein status in statu, sein Ringreifen in den Zweig der Civilverwaltung, selbst in die Politik, haben allein den Staat gestützt. An der Civileinrichtung, so Manches daran fehlerhaft war, hat es doch nicht gelegen. Ich hoffe Ihnen bald die mündliche Versicherung meiner Hochachtung und Ergebenheit sagen zu können. Stägemann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Lebensbilder aus unserer Zeit von H. Blaha. Augsburg, Schmid. 1845. S. 22 1/2, Rgr.

„Allen jartfühlenden Damen sind diese Blätter gewidmet, weil jeder höhere Gedanke, sei es der der Religion, der Jugend, der Liebe oder der menschlichen Größe, nur in ihren Herzen Anregung und Widerhall findet.“ So sagt die Vorrede. „Kur großartige Leidenschaften, außerordentliche Charaktere hat der Verf. aneinanderreihen wollen, nur werkwürdige Begebenheiten, nicht gewöhnliche Thaten, wollte er miteinander verbinden, um das gewöhnliche Thun der Alltagswelt in den Hintergrund zu stellen.“

Das vorliegende Bändchen enthält eine Novelle in verschiedenen Abtheilungen. Stiggenartig sind Ereignisse und Charaktere entwickelt, nur einzelne Beschreibungen sind mit Sorgfalt und Kunst ausgeführt. Unter andern die von Peter Laforce, Grosford-Club in London, Florenz u. s. w.

2. Mein Gedankenschloß von Franz Stelzhammer. Regensburg, Manz. 1845. S. 27 1/2, Rgr.

„Jeder strebt in seiner Weise nach demselben allbegehrten höchsten Gute, nach Ruhe des Herzens, die uns mit dem Paradiese zugleich verloren gegangen; Jedem befällt es ein Mal, wo er wie im Wahnsinn darüber an den ewigen Besten des Himmels rütteln muß — die Besten rüttelt er wol immer, aber sein kleines morsches Ährenhäuschen fällt leicht dabei in Schutt und Trümmer; da steht er dann im Gräuel der Verwüstung, ein großunglücklicher Held des Sammers! Nicht Jedem gelingt es und nicht Jeder hat den Muth, die Beharrlichkeit und das Geschick, später die Friedenshütte zu erbauen, und muß irren arm und heimatlos sein Lebelang.“ Im Ringen nach dieser innern Zufriedenheit scheinen die hier gebatnen Gedanken entwandten und aufgehäuft zu sein und der Verf. legt sie seinen Freunden vor mit der Frage: „Ob einer dem unausbleiblichen Sylvestertag der Lebensjahre ohne große Furcht entgegensehen könne?“ Ein Hauch der Sentimentalität durchweht dieses Büchlein, weniggleich das Genie sich zuweilen etwas barock nach Drigianität haschend äußert. Wir können nicht umhin, einige der zerstreuten Gedanken für sich selbst sprechen zu lassen, da nur so der Leser einen Begriff vom Ganzen erhalten kann.

„Wir guten frommen Menschen machen Alles unsern Geistesantipoden, den Thieren, wenn auch nicht gerade nach, doch völlig gleich, und ich muß mich oft recht wundern, wie wir durch das bloße Vernunft und Klumpchen Herz so viel Erhabenes zu schaffen, so viel Kühnendes hervorzubringen im Stande sind. Aber wären nur die Thiere auch so eitel wie wir, und schrieben einmal die Heuschrecken, Lerchen, Raben und Compagnie, Hering und Compagnie, Bären und Compagnie u. s. w. ihre Lust-, Land- und Seereisen auf; legten die Ameisen, Bienen, Maulwürfe und Biber ihre Bauwerkthätigkeit in Druck; sammelten die Elefanten ihren Witz; arrangirten die Affen ein Werk zum Lobtischen (einen wiener Spasmacher, berliner Bademeerum), verfaßten eine Kritik für dramatische Dilettanten; gäbe Meister Pez eine neue Tanzschule heraus, componirten die Frösche eine Oper für sich und die Gänse; ließe der Spatz seine Alltags-Geschichten, der Taubert und Rater ihre Elegien, der Reiffig seine Burkenlieder, die Nachtigall ihre Dithyramben, der Gimpel seine Lehrgebichte, der Kukul seine Iyrischen, die Grille ihre Oden erschreiben; mädelte der Hock seine Grécourt-Lieder; krähte der Hahn seine Politica; machten Drossel und Staarmag eine gedruckte Collete ihrer Aphorismen und Aphorismen; und erfreute uns das Spottvögeln mit seinen Recensionen, der wachhabende Storch mit seinen Nachtgedanken; mit seinen Einsamkeiten der Weinstöbel; träten Fuchs, Eifer, Reife und Maus freundschaftlich zusammen zur Abfassung von Räubergeschichten und Schmuggleranedoten; erzählte der Esel humoristisch seine Lücken und Bosheiten; verfaßte ein rother Hund den Roman, wie er, der verkappte Held der Geschichte, vor Liebe — Dienst, Schlaf, ja

Essen und Trinken vergessen, und endlich nach wochenlangen Festschmachten, Belien und Geulen an seiner Suldin hinterzöcklein, doch erhört, und — zwar am ganzen Leibe höhl und gestiffen, dann glücklich in sein Hundloch zurückgetretet; aber überaschte und der Stockisch — doch ich muß anführen, meine frommen guten Menschenbrüder könnten sonst löse werden.“

„Überaus summeich ist die römische Kreuzfahrer X, wenn man damit die Alterkufen des Menschen bezeichnet. Bis ins fünfte Jahr ist von Kreuz und Leid keine Spur. Dann aber ist dieses erreicht, und wird dem Kinde das K. C. Löffchen in die Hand gespielt, zeigen sich auch schon die Oberkanten des Kreuzes in dem Zahlbuchstaben V. Im neunten Jahre, wo über des Knaben Zukunft die ersten Debatten verfaßen, tritt es schon unabweisbar auf, doch steht noch das Witterungs- und Schutzzeichen I (IX) davor, was vielleicht die gärtlich besorgte Mutter bedeutet! Allein das Alles ist spurelos verschwunden, wenn der Knabe im zehnten Jahre ins Gymnasium abreist — das Kreuz X ist fertig! Im zwanzigsten Jahre gestellt sich ausgebildet das zweite Kreuz (XX) dazu — die Liebe; im dreißigsten das dritte (XXX) — das liebe Hauskreuz! im vierzigsten das vierte (XXXX) — das Kinder- und Amtskreuz. Im fünfzigsten Jahre endlich ist alle Spur davon verschwunden — die Leidenschaften schweigen — der Mann resignirt und meint, wie er im Zahlbuchstaben L so dassteht, kräftig und aufricht auf breiter Basis, nun sei's gewonnen; aber sich da! im sechzigsten ist wieder das Kreuz erschienen (LX), etwa eines geliebten Angehörigen Unfall oder Tod — Beginn eigener Sinnlichkeit — Amtsdank u. dgl.; und so geht es sich mehrend und steigend fort durch das siebzigste, achtzigste (LXX, LXXX), bis im neunzigsten dem gebeugten Greise plötzlich wie durch ein Wunder die wahre Bedeutung des Kreuzes klar wird und er sich gläubig und hoffend an dasselbe anlehnt (XC) und zuletzt im hundertsten gänzlich vereinsamt (C) in sich zusammenbricht und einstirmt.“

„Feinere Thiere, gartere Pflanzen und empfindsamere Menschen gedeihen nur im Schutzlande, anderwärts reißt sie das Klima und die Sehnsucht auf; Inkraut und Ungezieher aber und unumgänglich notwendige Gewächse und Thiere, so auch Schutte und große Menschen kommen überall fort.“

„Was doch die Gewohnheit thut! Einige Vögel, sonst die Repräsentanten der Freiheit, kommen jetzt nur mehr in Käfigen fort.“

„Der einen freunden Himmel zerföhrt, baut sich selbst eine Hölle. Das ist die unflüchtige Gerechtigkeit auf Erden.“

„Hypothesen sind Abenteuerer, die ohne Paß auf gut Glück in die Welt auslaufen.“

„Eod Byron hinkte und Napoleon war von kleiner Statur; was sich darauf manch hinkender Reimschmid und kleiner Junkerchen zu gute thut.“

„Wenn dem Kinde die Däte genommen wird, steckt es gern den eigenen Finger ins Blutchen. Wir lächeln über das einfältige Kind und vergessen, daß wir Großen es häufig nicht klüger machen.“

„Unser ganzes Leben ist ein hindisches Klettern und Schaukeln auf dem Hoffnungsbaum; und der Baum ist wol nur darum gar so außerordentlich hoch und dünn, damit wir länger klettern und uns wonniger schaukeln können.“

Viel Goldkörner enthalten die vorliegenden Blätter; originelle Beleuchtungen, fähne Gleichnisse, poetische Aufbaumagen, erfrischende Auffassungen. Es wird manchen Leser erfreuen, besonders wenn er es nicht hintereinander liest, sondern nur von Zeit zu Zeit einige Seiten, indem er den Inhalt prüft und durchdenkt.

3. Sebastian der Spatzergänger. Novellen-Cyklus von Franz Stelzhammer. Erster Theil. Regensburg, Manz. 1845. S. 1 Thle. 7 1/2, Rgr.

„Beniger Befriedigung fand Ref. bei Lesung dieses zweiten Werks des Verf. Der Ton des Erzählers ist geschnitten, die Erzählung überladen. Es wird darin nach Witz gepöfcht, die

Genialität mit Absicht grüßt. Daß der Autor Genie und Talent hat, geht auch aus diesem Werke hervor, doch dünkt es uns, als habe er die Form nicht gefunden, um solches dem Leser zugänglich zu machen. Schon die Widmung des Buchs deutet auf den oft ins Barocke ausartenden Inhalt. „Dieses Buch widme ich meinem ältesten und treuesten Freunde Riemann, Ritter seines Ordens, Mitglied seiner gelehrten noch sonstigen Gesellschaft u. s. w.“ Der tolle Wust in der biographisch-genealogischen Skizze zu „Sebastian“ ist ganz der Debitations würdig. Humor und Genialität begegnen sich oft mit Unfuss. Zu rühmen schien uns die kurze Erzählung „Vom wunderbaren Blick“; sie ist zwar auch grotesk ausgestattet, doch ergreifend im höchsten Grade. Auch „Der Mechaniker“ hat poetischen Werth, obgleich ebenfalls bei dieser Novelle die Sebastian's-Abschweifungen oft äußerst lästig werden. 46.

Bibliographie.

L'ami du peuple. Skizzen aus Marat's journalistischem Leben. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 10 Ngr.

Bauer, W., Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker. 2te Auflage. 1ter und 2ter Band. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 3 Bde. 20 Ngr.

Böttiger, A., Über Kammergüter und Domainen in den sächsischen Ländern mit besonderer Beziehung auf das herzogliche Haus Sachsen-Meinungen. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

De tribus impostoribus. Anno MDIIC. Mit einem bibliographischen Vorwort von E. Weller. Nebst Übersetzung: Die drei Betrüger. Von P. R. 1ter. Leipzig, Jurnay. Gr. 8. 15 Ngr.

Dezamy, L., Der Sieg des Sozialismus über den Jesuitismus, oder die Constitutionen der Jesuiten und ihre geheimen Verwaltungsbefehle verglichen mit einem Entwurf über die Organisation der Arbeit. Aus dem Französischen mit einem Nachwort von C. Weller. Leipzig, Jurnay. 8. 1 Bde.

Emiliane, S. v., List und Trug der Priester und Mönche. Nach der 5. Originalausgabe von Neuem herausgegeben, verbessert und mit einer historischen Einleitung und Anmerkungen versehen von einem Katholiken des 19. Jahrhunderts. Aus dem Französischen von L. Pain. Leipzig, Jurnay. 8. 1 Bde. 15 Ngr.

Der Gefängnisprediger. Ein schwarzes Blatt aus dem Buche des Lebens. Aus dem Englischen von A. Kresschmar. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Bde. 24 Ngr.

George, L., Die fünf Sinne. Nach den neuesten Forschungen der Physik und der Physiologie dargestellt als Grundlage der Psychologie. Berlin, Reimer. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Holman's, James, des Blinden, Reise um die Welt. Im Auszuge aus dem Englischen von G. R. Bärmann. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 8. 20 Ngr.

Keserstein, F., Philo's Lehre von den göttlichen Mittelwesen. Zugleich eine kurze Darstellung der Grundzüge des philonischen Systems. Leipzig, Jurnay. Gr. 8. 1 Bde. 15 Ngr.

Klenerb, Gedichte. Karlruhe, Groos. 8. 1 Bde. 3 Ngr.

Krummacker, F. A., Das Christfest. Eine Schrift für das Volk. 4te Auflage. Effen, Bädeler. Gr. 12. 22 1/2 Ngr.

Litzig, F., Blicke in die Vergangenheit und Gegenwart der evangelischen Brüder-Kirche, ihre Verfassung und Geschichte, nebst einigen biographischen Notizen. Leipzig, Kummer. 8. 15 Ngr.

Meier, K., Die Bildung und Bedeutung des Plural in den semitischen und indogermanischen Sprachen, nebst einer Einleitung über den Bau der semitischen Verbalstämme. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 24 Ngr.

Der Nibelunge Nôt. Das Nibelungen-Lied. Urtext mit gegenüberstehender Übersetzung, nebst Einleitung und Wörter-

buch, herausgegeben von Dr. Ludwig Braunsfels. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Bde. 5 Ngr.

Dffian's Gedichte. Aus dem Galizischen von C. B. Uhlwardt. Leipzig, Goeßhen. 16. 2 Bde. 15 Ngr.

Reinhold, C., Das Wesen der Religion, und sein Ausdruck in dem evangelischen Christenthum. Eine religionsphilosophische Abhandlung. Jena, Mauke. Gr. 8. 2 Bde.

Schufelka, F., Deutschland, Polen und Rußland. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Bde. 15 Ngr.

Tucht, J., Erstlinge. Lempe, Ritterschneid. 12. 1 Bde. Urkunden über Ulrich Zwingli's öffentliches und häusliches Leben. Schwyz. 1845. 8. 5 Ngr.

Volkhardt, C. D., Flagelliformis. Scherz und Ernst in Xenien, Epigrammen und ähnlichen kleinen Gedichten. 1tes Bändchen. Bamberg, Schmidt. 1845. Gr. 12. 10 Ngr.

Volkbuch für das Jahr 1846, mit besonderer Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Mit Beiträgen von etc. Herausgegeben von K. F. Biernatzi 3ter Jahrgang. Altona. 8. 15 Ngr.

Willkomm, C., Blige. Novellen, Schilderungen und Skizzen. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Bde. 7 Ngr.

Zeugnisse aus dem verborgenen Leben; oder Lebens- und Glaubenserfahrungen eines Ungenannten, in Gesängen, verb. und verm. Auflage. Effen, Bädeler. Gr. 12. 35 Ngr.

Tagesliteratur.

Belleremann, F., Schlichte Betrachtungen über das Christenthum und die jetzigen Glaubensstreitigkeiten. Berlin, Förstner. Gr. 8. 3 Ngr.

Gersdorff, C. v., Über den Begriff und das Sein der öffentlichen Meinung. Ein Versuch. Jena. Gr. 8. 10 Ngr.

Harleß, G. C. A., Die Liebe, das Kennzeichen des wahren Lehrers. Predigt. 2te Auflage. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Ngr.

Krummacker, F. W., Zeit-Predigten. IV. Wir liegen darnieder. Ebersfeld, Hassel. 1845. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

— — — ders. V. Wir kommen wieder auf. Ebersfeld, Hassel. 1845. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Lübeck's Eisenbahnen. Lübeck, v. Rohden. 8. 3 1/2 Ngr.

Reinck, R. C., Das athanasische Glaubensbekenntnis, der Pastor Rupp und das Consistorium zu Königsberg. Eine Stimme aus der evangelischen Kirche. Berlin, Bethge. Gr. 8. 3 Ngr.

Schell, F. J., Mein Austritt aus der römischen Kirche. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Schröder, A., Die evangelische Reformation und die deutsch-katholische Reform. Eine historisch-theologische Parallele aus nationalem Gesichtspunkte. Potsdam, Staup. Gr. 8. 1 Bde.

Sendschreiben an Herrn de Castellane, Mitglied der französischen Deputirtenkammer, im Betreff der galizischen Revolution. Französisch und deutsch. Jena, Luden. Gr. 8. 3 Ngr.

Stühle, J. R., Geistlicher Feldzug gegen das Kaiser der Trunkenheit, in neun Betrachtungen. Augsburg, Kollmann. 12. 3 1/2 Ngr.

Sudow, D. C., Offenes Sendschreiben an Hrn. C. B. A. Krause auf Veranlassung seiner Predigt: „Der Meinungsstreit über die Person Jesu.“ Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Szeliga, Die Organisation der Arbeit der Menschheit und die Kunst der Geschichtsschreibung Schloffer's, Servin's, Dahlmann's. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 10 Ngr.

Thieß, B., Dr. Mart. Luther's Todtenfeier. Predigt über Hebr. 13, 7 und 8. Schleswig, Bruhn. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.

Von evangelischer Heiligung und evangelischer Liebe. Eine Stimme aus der Gemeinde. Oldenburg, Schulze. 8. 10 Ngr.

Der deutsche Zollverein während der Jahre 1834—1843. Berlin. Gr. 8. 10 Ngr.

Sonnabend,

Nr. 171.

20. Juni 1846.

Briefe des geheimen Staatsraths von Stagemann an den Kriegsrath Scheffner.

(Fortsetzung aus Nr. 170.)

5.

Berlin, 8. Oct. 1846.

So viele Vorwürfe, verehrungswürdigster Freund, ich mir auch schon gemacht habe, daß ich Ihnen seit meiner Abreise von Königsberg gar nicht geschrieben, so wenig habe ich doch bei dem vollständigen Bankrott mit der Zeit es über sie gewinnen können. Ihr freundschaftlicher Brief vom 1. d. M. läßt mich indeß einen herzhaften Entschluß fassen, über alle classimo auf meinem Tisch hinwegzusehen.

Alle Welt erwartet zunächst die Bekanntmachung eines Finanzsystems. Es ist leicht, sich daran zu versuchen; aber etwas Geschicktes zu Stande zu bringen, wird man billig von Niemand erwarten. So lange wir die Kriegskontribution, die noch 18 Millionen Thaler beträgt, nicht bezahlt haben, ist an ein vernünftiges Finanzsystem gar nicht zu denken, es sei denn, daß Napoleon uns angemessene Pristien bewilligt, und nicht monatlich eine Million Thaler verlangt.

Dr. v. Schön ist, wider meine Erwarten, von hier wieder weggegangen. Ich hatte geglaubt, er würde sich dem Hrn. Staatskanzler mehr nähern als wol der Fall gewesen sein muß. Von dem Detail dieser Sache bin ich gänzlich ununterrichtet, wie ich denn, vielleicht wohl ich in den currenten Lagegeschäften unterliege, an dem Verleihen und Loben der Parteien, die uns zerreißen und vernichten, nicht den entferntesten Antheil nehme; daher fand ich bei der Verabschiedung des Hrn. v. Altenstein ganz verwundert, obgleich meine Freunde mir versicherten, sie hätten befürchtet, daß ich in der Proscription begriffen sein werde, wogu ich freilich gar keinen Grund sah.

Unsere Universität fängt ja an zu blähen. Sie scheinen ihr keine Früchte zuzutrauen. Es wird Alles von dem politischen Gang der Begebenheiten abhängen. Vielleicht kann sie doch viel für Deutschland werden, obgleich meine Hoffnungen nicht groß sind. Kleinliche, ängstliche Ansichten u. s. w. werden mehr wirken als Napoleon. Daß Adam Müller nicht angestellt worden ist, mag zum Theil an ihm selbst liegen. Er hat vor der Hand ein Gehalt von 1200 Thalern beim Finanzministerium, wofür er noch zur Zeit nichts thut; aber es hält ihn doch bei uns zurück. Er ist ein ganz vorzüglicher Kopf, aber er muß noch lernen und gründlicher werden. Ich sehe ihn sehr oft. Sein Freund Heinrich v. Kleist redigirt jetzt ein Abendblattchen, welches so gelesen wird, daß vor einigen Tagen Sache nöthig war, um das andringende Publicum vom Stürmen des Hauses des Betlegers abzuhalten. Diesen Reiz gibt ihm die Aufnahme der Polizeinachrichten, die der Polizeipräsident aus Freundschaft suppedicit.

Unter den hieher gekommenen Gelehrten gefällt mir Dr. v. Savigny am besten. Er ist ein Schwager Brentano's, des

Freundes von Arnim, der sich mit seinem Freunde die Dumbdörner noch nicht abgestossen hat, sonst brave Kerle.

Ob und was ich bei unserm Dozenten, z. B. Riebuhr, Meiß, Fichte, Dagen, Wolf, hören werde, weiß ich noch nicht. Schwerlich sehr viel. Riebuhr ist ganz aus dem praktischen Leben ausgeschieden. Seine Adrigrigkeit oder was es sonst sein mag hat ihn vom Staatskanzler leider! ganz entfernt und ich zweifle, daß wir ihn lange behalten. Unser Geheimrath Delbrück geht in diesen Tagen zu Pestalozzi ab.

Die diesjährige Kunstausstellung hat einige gute Sachen, mehr schlechte. Sie werden in unserm Kleist'schen Abendblatt eine Kritik darüber finden, die gewiß gelesen zu werden verdient. Sie ist von einem meiner hiesigen Freunde, Hrn. Belkendorf, Erzieher des Prinzen von Preußen. Auch Müller und mein Hauspoet werden an dem Blatt Antheil nehmen. Der König scheint es protegiren zu wollen. Aber gegen Skland müßten sie nicht zu Fode ziehen, wie sie es beabsichtigten. So strich Ihnen die Censur schon einen Brief aus Leipzig, worin geschrieben wurde, daß Skland nach Berlin gereist sei, um daselbst einige Geströcke zu spielen.

Ich empfehle mich aufs freundschaftlichste in Ihr wohlwollendes Andenken und versichere Ihnen meine Hochachtung und treueste Ergebenheit. Stagemann.

6.

Berlin, 10. März 1846.

Schon längst, hochverehrtester Freund und Gönner, hätte ich Ihnen mir richtig zugestellten Brief beantwortet, wenn ich nicht gerade jetzt in einem Meere von Acten begraben wäre, aus dem ich mich kaum mehr herauszuwinden weiß. Es geht mir also, obwohl ich leidlich gesund bin, schlecht genug. Indes will ich Ihnen doch gern erzählen, was ich weiß.

Die Kassensachen sind mir verhaßt und ich bekümmere mich darum so wenig als möglich, da ich kaum erleben werde, daß man die so simple Klarheit darin erlangen wird. Es scheint, als wenn Jeder seine Freude daran hat, sie so viel als nur möglich zu obscuriren. Jetzt bietet mir das Compensationswesen wieder ein geräumiges Feld dar. Die Bergütigung der russischen Forderungen habe ich nicht anders einleiten können als geschehen ist und Gott gedankt, daß ich nur so weit gekommen bin. Das Compensationsbedeut habe ich auch durchgekämpft, obgleich die Einmischung der ständischen Gesandten nicht nach meinem Geschmack ist und uns hier einen gewaltigen Verdruß mit den Ständen (sogenannten) macht, die doch schlechterdings nicht schlechter sein können als hier.

Was sehr zu bedauern und ganz vom vorigen Ministerio des Innern verschuldet ist, ist, daß die Reform des Repräsentationswesens nicht früher geschehen. Der alte Courtezig gibt überall Anstoß und ist ganz allein Schuld, daß so Manches verzögert wird und daß der gute Wille des Hrn. Staatskanzlers nicht überall hinreicht.

Sie fragen nach Adam Müller. Ich bin nicht besonders

mit ihm zufrieden. Er sucht jetzt eine Anstellung, ist aber schwer zu beschreiben. Schade ist es um sein glänzendes Talent, das er denn doch mißbraucht, obwohl ich mich sehr dafür erkümmere, daß wir ihn behalten. Ganz verdirbt ihn durch übertriebene Selbstpreisungen.

Wolf, Neß und v. Savigny sind unstreitig die Helden der hiesigen Universität, die aber noch sonst mehrere Männer hat. Es herrscht leider eine große Spannung zwischen der Universität und der Section des Cultus, die zu nichts Gutem aufschlagen wird. Die Universität hat, wie recht ist, einen Rector; aber die Section müßte auch, wie Recht wäre, einen Spiritus Rector haben. Die Universität Frankfurt wird nach Breslau verlegt. Bredow hat deshalb einen neuen Ruf nach Leipzig abgelehnt.

Schleiermacher, der sich durch einen zu entschuldigenden Ehrgeiz hat verleiten lassen, der Ansicht des Hrn. Grafen v. D. nachzugeben und an den praktischen Geschäften der Section Theil zu nehmen, geht unter in der Section. Wolf übersetzt den Kriophanos; vielleicht erscheinen auch einige Sätze der „Ilias“. Er studirt die deutsche Sprache jetzt von amore, wie Sie aus seiner Abhandlung werden gesehen haben. Daß ich den Satul übersehe, ist nur eine Pleasanterie, Gott weiß weßten! Ich habe nie einen Gedanken daran gehabt, und wie würde ich in meiner jetzigen Lage an Übersetzungen denken können? Einige Gelegenheitswerke abgerichtet habe ich die Leier an die babylonischen Weiden gehängt.

Mit der nächsten Gelegenheit werde ich Ihnen einige Arbeiten unserer deutschen christlichen Tischgesellschaft zusenden, namentlich eine Abhandlung Brentano's über die Philister. Diese Gesellschaft ist vor einigen Monaten von Arnim gestiftet und schließt alle Juden (selbst die getauften) und Philister aus, ist aber von den Letztern doch nicht ganz rein. Arnim hat sich mit Brentano's Schwester Bettina (einer Enkelin von Sophie la Roche) kürzlich verheiratet. Sie ist ein verständiges Wesen, ein wenig seltsam.

Unsere politische Lage hätte durch einen Krieg zwischen Rußland und Frankreich sehr ungünstig verändert werden können. Alexander hat wirklich einmal einen herrlichen Entschluß gefaßt; es ist bei ihm aber nur ein Hauch der bald verfliehet und seit der vorgestern Abend erfolgten Rückkunft eines russischen Kuriers aus Paris scheint Alles für beendet angenommen werden zu können. Ich für meine Person habe in diesem Augenblick an keinen Krieg geglaubt. Der König Bernadotte hat dem ehrlichen Alexander wol zunächst einen Schreden eingejagt. Es hilft aber doch nichts. Schweden wird in drei bis vier Jahren Finnland, Livland, Estland, Ingermannland u. s. w. wol in Besitz nehmen und das Haus Holstein schwerlich auch in Roskau residiren.

Ich wünsche herzlich, daß es Ihnen noch lange wohl gehen möge und empfehle mich in Ihr wohlwollendes und freundschaftliches Andenken. Stägemann.

7.

Berlin, 18. Mai 1812.

Das Ungemach, das mich auf meiner ganzen Lebensbahn mit Kettenfäden und andern Stößen verfolgt hat, ist in diesen Tagen allgemeiner Trübsal auch wider mich ganz besonders losgelassen. Davon zu schreiben ist nicht viel, denn es läßt sich nicht beschreiben. Kurz, es ist ganz toll, Geld zu ganzen Scheffeln austreuen zu sollen und nicht eines Pfennigs Herr zu sein. Entschuldigen Sie mich daher, mein hochverehrtester und unvergesslicher Freund, daß ich mich schriftlich erst jetzt Ihrer erinnere.

Daß ich bei unserer babylonischen Verwirrung keinen Muth besäße, mit der Leier zu spielen, die seit geraumer Zeit ein Doppelspiel für mich geworden ist, und keine Reizung aus dem papstlichen Duell zu schöpfen, können Sie wol glauben; indes strebt der Geist immer der frühern schönen Gewohnheit entgegen, und die Hoffnung, mich vielleicht bald einer höchst

leibigen, geisttödtenden Lage zu entziehen, ist die einzige Begleiterin, die ich auf einem sehr bornen- und distichollen Pfade habe.

Blickt beglückt ich den Kaiser Napoleon an den Thorshenes, wenn er sich Zeit haben sollte, sich ihm zu nähern, wie es nach jetz Zeit nicht scheint. Erik Errep's gleichgültige Freßgier ist in der Geschichte von einer solchen Herrschaft nichts gehört worden, als Napoleon jetzt wider Rußland sammengebracht hat. Unsere Politiker sehen den Umsturz des russischen Reichs als ungewissheit an. Napoleon selbst scheint noch bedenklich. Wir werden jedoch in diesem Jahre merkwürdige Ereignisse erleben, mögen die Götter Dürren begünstigen oder Jenen.

Inzwischen ist der Frühling sehr angenehm vom Himmel gesunken, und man kann nichts Bermanntigeres thun, als, bei erdärmlichen Fiedern der großen und kleinen Menschen mit und seiner vergeßend, unter einem blühenden Kastanienbaum sich den Empfindungen hingeben, die ein Weiterleben zur verbittern, aber doch nicht vertilgen kann, zumal wann man sich vor der Hand von ihm noch nicht auf Rumpfsfordische Suppen darf abspazieren lassen.

Ich wünsche Ihnen herzlich noch lange, heitere und gesunde Tage und werde mich sehr freuen, wenn Sie mir jwollen oder recht oft, wenn es Ihnen noch gemüthlich ist, Brief schreiben. Stägemann.

8.

Berlin, 20. Aug. 1811.

Hochverehrter Herr und Freund!

Daß Sie nach dem schmerzlichen Verlust, den Sie mit meiner großen und aufrichtigen Theilnahme erlitten, dem Leben nicht entsagt, habe ich aus Ihren Theil an der deutschen Gesellschaft mit vieler Freude gesehen. Jetzt, da für die Welt ein neues Leben beginnt, ist es auch in Ihrem Alter recht, zu einem neuen Leben zu erwachen; der Geist wird ja nicht alt.

Von der neuen Gestaltung der Dinge nach überwältigtem Napoleon (wie Hr. v. Boltmann es gibt) ist freilich für jetzt noch nicht viel zu erwarten, obwohl durch die Einmischung Moreau's und Bernadotte's der Krieg einen andern Charakter angenommen hat, so auch der künftige Friede ihn annehmen wird. Die am Ruder sitzen, sind gar zu fleisch und ihre Politur-Substituten haben auch in dem Bessern nicht viel gethan. Haben wir sonst so fruchtlose Tage von Girschen und Bäumen erleben können? Indes wird das Erwachen der Völker nicht ohne Erfolg bleiben, und das muß uns trösten über so viel unnütz vergossenes Blut. Man erzählt hier, in Paris sei eine Caricatur erschienen, unsere Armee vorstellend; die Soldaten mit Löwenköpfen, die Generale mit Schafköpfen und Anders ohne Köpfe.

Die Lage von Girschen und Bäumen habe ich leider! ge- weissagt, ohne besondere Propheetengabe. Unsere diplomatische Schritte und die Trostlosigkeit des Kaisers Alexander waren hinreichend, die Eingeweide augurirend zu prüfen und daraus zu urtheilen. Koch im Februar sahen wir selbst nicht, daß wir vom französischen System abgefallen waren. Seit dem halben Schritte York's waren wir abgefallen. Wir wollten nur pacificiren, und sahen nicht, daß nur Ein Pacificent da war, nämlich wir selbst. Jetzt wird die Sache freilich anders gehen; Dank sei es vor der Hand Wellington und fernatja Moreau und Bernadotte.

Napoleon hat unstreitig seinem Schwiegervater die Entschlossenheit nicht zugetraut, ihm so rasch den Krieg zu machen; er hat, wie es scheint, den Einmarsch der combinirten Armee in Sachsen und ihm im Rücken nicht erwartet, da er seine halbe Macht auf Berlin und die andere Hälfte auf Schlesien wandte. Der Angriff auf uns ist ganz mißglückt, wie Sie aus den Zeitungen sehen. Daß der General Girard, der mit der magdeburger Garnison den Angriff auf Berlin unterstützen sollte, nicht ganz abgetrennt worden ist, hat er nur seinen

Wird zu danken; doch hat er ein Drittel seines Corps verloren. Wir hoffen, daß Davoust, der im Medlenburgischen vorgerückt ist, den Unfern in die Hände fallen werde.

Der schlesische Angriff ist dem Kaiser zwar geglückt, aber ohne weitem Nutzen; er hat nach Dresden umkehren müssen und wird jetzt vielleicht in der Gegend von Freiberg eine Riesen Schlacht wenigstens über den Kriegsschauplatz des künftigen Monats entscheiden. Sehr wichtig sind die Unterhandlungen mit Baiern.

Die schwedische Armee ist sehr schön; sie bezieht aber mit den Russen gemeinschaftlich viel Crese, woran die unendlich schlechte Vorsorge für die Verpflegung Schuld ist. Die Sehnacht, die man hier nach den Russen hatte, gleicht nur der Sehnacht sie wieder loszuwerden. Einige Wochen nach ihrer Ankunft nannte man sie schon Rettungsbieker; jetzt heißen sie Bieker schlechtweg. Noch wird der unselige Benningsen, wahrscheinlich von seinem Meierowiz begleitet, erwartet.

Die ostpreussischen Offiziere haben hier, da sie noch ganz Bonapartetrunk sind, kein günstiges Urtheil für Napoleon erweckt. Kamentlich hat ein ... erklärt, er würde sich erst dann glücklich schätzen, wenn er unter Napoleon's Befehlen kämpfen könnte; alle unsere Anstrengungen gegen ihn wären eine vergebliche Thorheit. Man sollte doch meinen, daß Spanien diese Meinung schon gewürdigt habe. Daß es brave Generale unter uns gibt, denen nur die nöthige Einsicht fehlt, hat das westpreussische Dragonerregiment am 22. dieses Monats mit großem Verlust erfahren.

Ivernois, dessen persönliche Bekanntschaft ich in Dresden gemacht habe, schreibt sich den Athem aus, um zu beweisen, daß Napoleon an seinen Finanzen zu Grunde gehe. Daran ist schwer zu glauben, so lange er Herr von Deutschland bleibt.

Oben geht der junge Scharnhorst als Kurier aus Schlesien zum Kronprinzen von Schweden mit der Nachricht hier durch, daß Blücher am 26. d. M. die unter Mardoulet, Ney und Lauriston vereinigte französische Armee bei Goldberg geschlagen habe. Fünfzig Kanonen waren schon erobert, als Hr. v. Scharnhorst das Schlachtfeld verließ. Der vortrefflichen Disposition Manteuffel's soll dieser Sieg zu danken sein; und bald werden wir noch mehr erleben. Ich habe noch nie an Napoleon's Vertilgung gegweifelt, sowie die Nothwendigkeit, daß er zum Heil der Welt vertilgt werden muß, nicht erst zu discutiren ist.

Den Hrn. v. Stein habe ich nicht, wie man ihn mir schilderte, eragirt und erallirt, vielmehr sehr ruhig und besonnen gefunden. - Sollte Gott, daß andere Leute sich auf den poetischen Standpunkt stellen könnten und früher gestellt hätten, ohne den jetzt nichts gelingen kann. Durch seinen Mangel an Menschenkenntniß ward Hr. v. Stein zu oft getäuscht. Von Schön habe ich lange keinen Brief. Man sagt, er wolle nach Gumbinnen zurück, doch halte ich dies unter den jetzigen Umständen abgeändert. Schediger hat den Fuß gebrochen und ist in irgend einem Badeort.

Niebuhr hält sich in Schlessen, jetzt wahrscheinlich in Prag auf. Wie hat seine „Römische Geschichte“ Sie erbaut? Sie heißt wol besser: Kritische Untersuchungen über die römische Geschichte. Ich muß heute enden und kann nur hinzufügen, daß ich Sie unter Versicherung der treuesten Ergebenheit und der alten Hochachtung um Ihr freundschaftliches Wohlwollen bitte. Etage mann.

9.

Berlin, 12. Oct. 1812.

Ihr freundschaftliches und gütiges Schreiben vom 5. vorigen Monats, verehrungswürdiger Freund, hat mir die Freude verschafft, mein Andenken bei Ihnen nicht erloschen zu wissen. Eine schwächliche Krankheit, von der ich jetzt größtentheils genesen bin, hat meine Antwort verspätet, welches Sie gewiß gütigst entschuldigen.

Unser Aller Augen sind jetzt auf den Heinen Hiel in Sachsen gerichtet, woselbst, wie wir hoffen, in wenigen Tagen Europas Schicksal auf einige Zeit entschieden werden soll.

Beifam genug ist es, daß wir hier nicht mit Unverfänglichkeit wissen, wo sich der Kaiser Napoleon und die Stärke seines Heeres in diesem Augenblick befindet. Ist er wirklich, wie es heißt, in Belgern (auf dem linken Elbufer, eine Meile südlich von Torgau), so möchte ich beinahe vermuthen, daß er sich, während man ihn von allen Seiten aus dem linken Elbufer umstellt, auf das rechte Elbufer werfen und, indem er zugleich Berlin bedroht, über Magdeburg sich einen sichern Weg nach Wesel bahnen werde. Allerdings ist er schlecht zu Pferde, aber er ist immer ein großer Feldherr, der auch zu Fuß sechten kann.

Die Äußerung des jungen Hrn. v. ... habe ich aus dem Munde eines sehr ernst- und wahrhaften Mannes. Sie ist auch in dem Geiste, der nach der unglücklichen Schlacht bei Gryschen und Wangen unter unsern Offizieren als Regel herrschte. Daß übrigens Hr. v. ... sich den Kaiser Napoleon lieber zum Feldherrn wünscht als den General v. B. ... ist ihm nicht zu verübeln. Das Sprüchwort übrigens: Viele Hunde sind des Hasen Tod, wird doch wol bei dem Welteroberer keine Ausnahme machen. Man spricht überall nur mit Bewunderung von unsern Truppen. Die Tapferkeit wird fortan in der Geschichte des Epitheton preussisch mit steigenden Lettern erhalten.

Berlin, 26. Oct. 1812.

Indem ich das vorige Blatt beschrieben hatte, wurden wir hier unerwartet alarmirt. Unser Gouvernement erhielt Nachrichten, daß der Kaiser Napoleon mit seiner Hauptmacht, 170,000 Mann stark, den russischen General Sacken, der bei Düben stand, verdrängt habe und bei Wittenberg und Torgau über die Elbe gehe. Gewiß war es, daß der vor Wittenberg commandirende General Thümen auf Koswig geworfen und Tauenzien mit seinen und dem Thümen'schen Corps in Eilmarsch auf Berlin gehe. Wiewol ich selbst die Meinung hatte, daß Napoleon wol auf Magdeburg zu gehen versuchen könne, waren mir doch die angegebenen Umstände sehr verdächtig, und es zeigte sich bald, daß Tauenzien, verleitet durch eilfertige und irriige Berichte Thümen's, sich sehr übereilt habe. Man konnte keinen Augenblick zweifeln, daß der Angriff auf Sacken und Tauenzien und der Übergang eines kleinen Corps über die Elbe eine Demonstration sei, die einen Plan auf dem linken Elbufer verdecken solle. Der Kronprinz von Schweden und Blücher ließen sich auch nicht irre machen, ihren Marsch auf Leipzig fortzusetzen, und der Schlag ist, wie Sie jetzt wissen, zum Verderben Napoleon's geschlagen.

Die große böhmische Armee scheint wiederum mehr im Verlußt gewesen zu sein. Unbegreiflich ist es, daß sie die Vereinigung Augerau's mit dem Kaiser nicht verhindert und daß sie am 18., wo der Kaiser Napoleon schon Vormittags die Retirade auf Raumburg anfang, diese Straße so schwach besetzt hielt. Wahrscheinlich ward Napoleon am 17. schon die bringende Gefahr inne und suchte ihr durch diesen Marsch zuvorzukommen.

Jetzt fragt sich: was er nach Frankreich zurückbringen werde? Ich hoffe, unsere Truppen werden auf dem Rückzuge ihn ganz aufreiben. Am 23. stand Blücher in Eömerda, Schwarzenberg in Jena. Die Equipage des Königs von Neapel war erbeutet und ein Theil des kaiserlichen Lescors. Wenn doch mit ihm mein Freund der Graf Daru! 500 Kanonen waren in unsere Gewalt gekommen und über 50,000 Gefangene.

Der König ist, wie Sie denken können, im höchsten Jubel empfangen worden, obwol sich Einige fragten: was er hier wolle. Heute Morgen traf der gefangene König von Sachsen mit seiner Familie hier ein. Schwedt ist ihm zum Aufenthalt angewiesen. Der König von Würtemberg hing bis zur Schlacht von Leipzig noch an Napoleon. Dagegen ist der Vicekönig von Italien in dem Abfall Baierns begriffen. Man sagt, er erhalte die Souverainetät Parmas.

Sie sehen, die Politik beschäftigt hier fast ausschließlich. Es hat auch lange genug auf die Nügel gebrannt. Zum Leben komme ich fast gar nicht. Daß meine Gedächtnisse Ihnen einiges Vergnügen gemacht haben, gereicht mir zu großem Trost. Ich würde vielleicht, einen größern Werth darauf legen dürfen,

wenn es mir verpönt wäre, mich mit den Mufen inniger vertraut zu machen. Sie schon an der unbeträchtlichen Anzahl der abgedruckten Gedichte, wie selten es mir gelingt, mich mit der Poesie zu beschäftigen; auch werden Sie sehr die Poëie vermessen. Was ich in den letzten sieben Jahren gedichtet, hatte einzig auf die Begehrtheiten des Tages und auf die Sache des Vaterlandes Bezug.

Unter Fouquier's Poesien gebe ich der „Ludine“ den Vorzug. Der „Sauberring“ hat mich durch seine Dikse noch zur Zeit vom Lesen abgehalten, ist aber die Lieblingslecture meines ich schon zum Jäger rüstenden Sohns. Den „Kantippus“ habe ich so wenig wie die Metemorphosen gelesen, gebe aber unbedenklich der letztern recht.

Kraut's Bekanntschaft habe ich in Dresden vor einigen Monaten schon gemacht. Es ist ein wackerer Kerl, doch schützt er seine Gedichte aus dem Arme. Daß Kraut sich noch nicht anders Stimme, werden Sie in einigen seiner jetzt gedruckten Schauspiele lesen. Es wundert mich sehr, daß dieser sonst so ritterliche Mensch nicht mit in den Krieg gezogen.

Dem alten Friedrich sowohl als der Maria Theresia wird es doch ein Lächeln abgewinnen, daß ein König von Preußen sich das Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens, der zum Andenken des ersten österreichischen Sieges über Preußen gestiftet wurde, nicht gar weit von Kolin erworben.

In unserer Hofischen Zeitung stehen interessante politische Aufsätze von H. Buchholz, der ebenso gewandt im Schreiben als im Denken der Systeme ist. Die noch immer nicht gesehene Censur, die hier besonders in ungeschickten Händen ist, freicht nur oft das Bessere. Die Gestaltung Deutschlands, die das Thema Buchholz' ist, muß uns Alle beschäftigen. Ich kann nicht leugnen, daß ich mit Schmerz und Bittern daran denke, wenn ich die diplomatischen Heroen erwäge. Ganz inkonsequenter ganz und nach der Analogie des Namens und weil er vor jeder Theilnahme des Volks zittert hat man ihn Bitternisch genannt. Stein gewinnt zum Glück an Ansehen, und da er den Andern ebenso sehr an Kenntnissen wie an deutschem Sinn überlegen ist, so läßt sich noch einiges Vertrauen fassen.

Meine Familie ist wohl; aber das Versprechen gewöhnt meine Tochter sich ab, als eine weibliche Unart. Mögen Sie noch lange eines recht heitern Alters sich erfreuen und Ihr freundschaftliches Andenken mir nicht entziehen! Stägemann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Provence. Reisebriefe von Friedrich Ludwig. Frankfurt a. M., Brönnner. 1845. 12. 1 Thlr.

Der Verf. dieses Buchs gibt durchweg eine ehrenhafte Gesinnung kund; seine Zuversicht zu der Wirkung von Predigten, seine Hoffnung auf den Gustav-Adolf-Verein läßt einem jungen Theologen ganz gut; es ist angenehm, daß der Verf. durch Ausdrängen dieser Ansichten niemals lästig fällt. In diesen „Reisebriefen“ wird manches Wissenswürdige aus der Geschichte der Verbreitung des Christenthums und aus der römisch-heidnischen Zeit mitgetheilt; auch allerlei Notizen über provenzalische Städte und Kunstdenkmale findet der Leser. Wenn der Verf. über Kunst redet, streift er gern in das Gebiet des Phantastischen; z. B. sagt er vom Ursprungsmünster in Solothurn: „Zwölf forinthische Säulen tragen in rhythmischer Nacht den Gedanken des Meisters und erschließen symbolisch den Gedanken des Bau.“ Was den Stil betrifft, so warnen wir Herrn Ludwig, daß er nicht ins Überschwängliche sich verirre; Überschwänglichkeit führt zur Unnatur, also zum Falschen; die Wichtigkeit des Ausdrucks ist das Grundbedürfnis zum guten Stil. Der Verf. hat gewiß Selbstkenntnis genug, daß er sich, nach Herausgabe dieser Briefe, noch nicht für einen großen Autor hält. Für die Literatur ist sein Buch keine Bereicherung, und das ist jedes Buch wenn es Dreck hat. Aber was

in der Vorrede als Wunsch ausgesprochen wird, daß nämlich diese Blätter eine Sehnsucht nach dem selbigen Himmel wecken mögen, das wird gewiß bei manchem Leser sich erfüllen. W.

Literarische Notizen aus Frankreich.

C o u s i n .

Wenn Cousin auch auf den Namen eines wahrhaft speculativen Denkers keinen Anspruch machen kann, so verdienen seine literarischen Leistungen doch schon deshalb, weil von ihm in Frankreich zuerst die Anregung zu philosophischen Studien ausgegangen ist, alle Beachtung. Besonders hervorzuheben ist seine öffentliche Vorträge, bei denen die Macht seines Wortes und seine ganze gebiegene, kernhafte Persönlichkeit mitwirkten. Die Räume reichten nicht aus, um alle Diejenigen aufzunehmen, welche sich herzubräugten zu den lebhaften, einschneidenden Entwicklungen dieses Mannes, der mit seiner steigenden Popularität der Regierung immer anhängiger wurde. Und gedrückt noch machten seine Auseinandersetzungen einen tiefen Eindruck. Sie erschienen erst in einzelnen Heften, die man sie gingen von Hand zu Hand und wurden unmittelbar nach den besprochenen Vorträgen ausgegeben — als Kiegende über bezeichnen könnte. Später wurden sie gesammelt und überarbeitet und in dieser Form haben sie viele Auflagen erlebt. Indessen hatte sich Cousin anfangs nur zur Herausgabe eines Theils seiner Vorträge entschlossen. Besonders fehlten noch diejenigen Partien, in denen er sich mit der neuern Philosophie beschäftigte. Wir kennen die Gründe nicht, welche ihn abhalten haben mögen, dieselben dem bereits früher erschienenen unmittelbar nachfolgen zu lassen. Wenn er nun endlich mit dem Reste seines Cours ans Licht tritt, so dürfen wir uns zwar einerseits dazu Glück wünschen, andererseits aber ist mir zu verkennen, daß die Erscheinung dieses „Cours de philosophie moderne“ — so lautet der Titel dieser neuen Publication, welche auf fünf Bände berechnet ist — einen viel größeren Eindruck gemacht haben würde, wenn sie um einige Jahrzehnte früher gefallen wäre. Wir wollen nicht behaupten, als enthielte diese neue Sammlung nicht manches Gute, dem auch jetzt noch eine fröhliche Entfaltung vorbehalten ist, und als könnten dursichtige Jünger nicht aus diesem Quell, der ihnen erst spät eröffnet wird, noch jetzt Labung und Anregung schöpfen; aber so viel dürfte denn doch wol feststehen, daß im Allgemeinen die jüngere philosophische Schule sich mehr und mehr an eine strengere Methodik und an ein wissenschaftlicheres Erfassen der Philosophie gewöhnt hat als es von Cousin beobachtet wird. Während man sich früherhin mit einem nähernden Verständniß der philosophischen Systeme begnügte, will man sie jetzt in ihrer ungetrübten Reinheit und ohne fremde Beisätze, sodaß man ohne Cousin zu nahe zu treten wol behaupten darf, sein Eklekticismus — wie er sich auch in dem vorliegenden Werke abspiegelt — sei nicht ganz mehr auf der Höhe der Zeit. Damit wollen wir keineswegs in Überede stellen, daß dieser „Cours de la philosophie moderne“ ohne Zweifel mit Beifall und Anerkennung entgegengenommen werden wird; nur dürfen wir wol diesen Erfolg mehr als einen succès d'estime bezeichnen.

Die Reisen des Herzogs von Bordeaux. Wir haben neulich in B. bereits auf einige Eigenschaften der legitimitätlichen Historiographie aufmerksam gemacht, die in ihrer hohen Breite an den Stil der alten ungenüßbaren Panegyriker erinnert. Wir können zu jenen Angaben noch ein Werk nachtragen, welches sich dieser Beisatznatur anschließt. Es sind dies die „Souvenirs des voyages de Mr. le duc de Bordeaux en Italie, en Allemagne et des états de l'Autriche“, welche vor kurzen vom Grafen de Maria in zwei Bänden herausgegeben sind. In denselben sind uns nichts Neues, wenig Bemerkbares, aber desto mehr interessante Lobhudelei in behaglicher Breite aufgesetzt. 17.

Sonntag,

— Nr. 172. —

21. Juni 1846.

Briefe des geheimen Staatsraths von Stägemann an den Kriegsrath Scheffner.

(Fortsetzung aus Nr. 171.)

10.

Berlin, 24. April 1841.

Die Unruhe, in der ich mich bisher befunden habe, um mich in der möglich kürzesten Zeit von meinen bisherigen Arbeiten zu befreien, hochzuverehrender Freund, hat mich bisher mir selbst entzogen, und ich bin mit großer Anstrengung nur jetzt erst fertig geworden, um in den nächsten Tagen meine Reise nach Paris antreten zu können, wohin ich nun post festum komme. Indes muß ich bekennen, daß ich es nicht gehofft habe, dem Einzuge unserer Armees in Paris beizuwohnen, weil ich, statt Andere von diesem Ereigniß überrascht worden zu sein, schon im Monat März, also einen Monat früher, Dasjenige erwartet habe, was erst im April eingetreten ist. Nur das Ende der Napoleon'schen Welt Herrschaft hat mich betrogen; ich dachte doch den letzten Act eines Shakspeare'schen Trauerspiels zu erleben, und es wird der Schluß eines Iffland'schen Familienstücks.

Die Hauptsache jedoch ist geschehen. Die Zerrüttungen der Welt haben auf lange Zeit ihr Ende erreicht, und die Segnungen des Friedens werden das tausendfache Elend vergüten, das unter uns verbreitet worden ist. Nur einen Frieden mit Napoleon habe ich gefürchtet, und man war nahe daran, ihn abzuschließen, wenn nicht die Wollenhand, die diese Angelegenheit sichtbar geleitet hat, sich darein gemischt hätte. Wie überzeugt die Verbündeten waren, daß Napoleon von ihnen nicht überwältigt, und daß man mit ihm einen Frieden zu schließen gezwungen sein würde, beweisen die auf 20 Jahre geschlossenen Allianztractate.

Was weiter aus uns und insbesondere aus Deutschland werden wird, werden wir nun bald erfahren. Vielleicht nehme ich noch, wenn ich zum Hrn. Staatskanzler komme, einigen Theil daran. Noch weiß ich nichts; man ist auch, trunken von dem selbst nicht erwarteten Glück, schwerlich schon weit darin gekommen. Ich fürchte Manches von der russischen Anmaßung. Haben wir doch nicht einmal es dahin bringen können, daß wir in den Besitz unsers ehemaligen Westpreußens gesetzt worden sind, ja nicht einmal darin, daß man uns die im Herzogthum Warschau confiscirten Capitalien zur Disposition freigegeben hat, und während unsere Soldaten doch hauptsächlich mit für das Interesse des russischen Reichs die Hälse brechen, zieht die russische Administration im Herzogthum Warschau die Hinfen von den Capitalien unserer Offizierwitwenkasse ein und die Witwen unserer Helden müssen darben. Hr. v. Rogebue wird schwerlich Lust haben, diese Freundschaft des Kaisers Alexander zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, so sehr ihm der alte König Lauer gefallen hat. Gerade den Act der höchsten Ungerechtigkeits des Napoleon alias Mikolans, dieser Diebstahl unsers Privateigenthums, setzt der gepriesene Alexander

fort. Ich habe alle Ursache zu fürchten, daß er große Lust habe, das ganze Herzogthum Warschau zu schmausen, wiewol er es schwerlich verdauen wird. Sollten wir nicht Herren der Mittelweichel werden, die Russen sich vielmehr daran festsetzen, so müssen Preußen und Russen, trotz des zwanzigjährigen Bündnisses, zuerst und je früher je besser das Schwert gegeneinander ziehen. Man scheint es nicht glauben zu wollen, aber es wird sich zeigen.

Für uns ist jetzt das Interessantere die innere Administration. Es läßt sich aber leider schwerlich viel davon erwarten. An organische Geseze, an eine Constitution dürfen wir nicht denken. Der König ist gewiß ganz dagegen. Ebenso wird er einer wohlthätigen Finanzadministration durch die kostbarsten Militäreinrichtungen entgegnetreten, und doch würde es, ohne diese, keine großen Schwierigkeiten finden, das Staatsschuldenwesen zu ordnen. Kann für dieses nicht angemessen gewirkt werden, so läßt sich gar nicht einsehen, wie dem so sehr zerrütteten Zustande der Provinzen und Communen in Ansehung ihres Schuldenwesens und der ungeheuern Verwirrung des Eigenthums abgeholfen werden soll. Man wird durch fortgehende Einquartierungen und Lieferungen, durch Acte der Willkür in der Administration, durch Unregelmäßigkeit in der Gesezgebung und durch die andern Uebel einer schwachen Regierung den Geist der Unterthanen verderben und unsern Nachkommen eine blutigeren Zukunft bereiten. Der neue Finanzminister hat gewiß sehr guten Willen, der aber beschränkt wird durch seine persönliche Eitelkeit, die ihm seine Individualität an die Stelle des Öffentlichen unterschiebt. Ich habe Grund zu glauben, daß er die Ernennung eines Ministers des Innern bloß deshalb verhindert, um allein zu stehen und von diesem Ministerium Manches an sich zu reißen.

Für die Literatur bin ich jetzt so gut als todt; doch arbeite ich daran, dieses für mein Selbst ganz verderbliche Verhältniß aufzulösen, und ich hoffe, daß es mir gelingen werde. Von der diesmaligen leipziger Büchermesse ist wol noch nicht viel zu erwarten. Die Lobredner Napoleon's werden sich beifern, durch Napoleoniden die Scharte auszuweihen, wie z. B. der Schmirer Venturini. Goethe wird sich über den Fall seines Helden, der ganz wie ein Rogebue'scher endet, gewiß schwer ärgern, und seine Verse hoffentlich den Flammen übergeben.

Hichte's früher Tod hat mich sehr erschreckt. Er hat seine Familie in einer höchst bebrängten Lage hinterlassen. An Reil hat die Welt noch mehr verloren. Den Einen hat der Eifer seiner Frau, den Andern zugleich mit seiner Frau (die wenige Tage nach ihm starb) sein eigener getödtet. Unser Sac hat sich bei seinem Abschied von hier der Gelehrten treu angenommen. Dem traurigen Kühler hat er den Posten eines Directors der höhern Polizei in Dresden verschafft, und den noch traurigern Scribenten Karl Stein hat er mit sich nach Kachan genommen, wo er ihm schlechte Proclamationen macht.

Fouquet ist jetzt in Berlin. Ich habe auch seiner interessanten Frau Bekanntheit gemacht. Sie hat Manches geschrieben. Er selbst scheint von den Strapazen des Feldzugs ganz

hergestellt zu sein, hatte aber sehr gelitten und sich schon nach der Schlacht von Leipzig zurückgezogen. Der Mann seiner Freundin, der geborenen v. Imhoff, der schwedische Feldzeugmeister v. Helwig, hält sich schon seit dem vorigen Sommer hier auf. Er ist, weil er sich gegen die Wahl des Kronprinzen erklärt hat, außer Aktivität, welches die schwedischen Offiziere sehr bedauern, indem sie versichern, daß er die schwedische Artillerie neu geschaffen habe. Er ist ein Stralsunder, der gegen drei Thaler Handgeld, als Zimmergesell, in schwedische Dienste als Artillerist trat und war schon in seinem 43. Jahre Feldzeugmeister.

Unser Schenkendorf hat während des Kriegs Einiges sehr vortreflich geleistet, namentlich hat mir sein Lied von dem drei Grafen gefallen, wiewol es hier für sogenannte schöne Geister ein großes Scandal gegeben hat. Ich habe auch noch einige „Kriegsgesänge“ drucken lassen, die Sie nächstens erhalten werden. Sie sind größtentheils auf meinen Reisen gemacht, die mir noch Nutzen für die Musen lassen. Jetzt habe ich nun die Kriegstrompete an den Nagel gehangen und werde mir für die Zukunft wieder die Fäden wählen. Über und gegen Napoleon werde ich schwerlich mehr ein Wort verlieren.

Meine erste Arbeit bei dem Hrn. Staatskanzler soll sein, den nichtwürdigen Kogebue aus Königsberg fortzuschaffen, falls es bis zu meiner Ankunft noch nicht geschehen sein sollte. Wenn er fort ist, muß man auch dafür sorgen, daß er aus der Akademie der Wissenschaften vertilgt wird, der es doch die höchste Schande macht, daß der Verf. des „Hahnenkamm“ und des „Rehbock“ zu ihren Mitgliedern gehört. Ich hoffe, Arndt wird nicht unterlassen, ihm gehörig zu dienen.

Nachdem ich Ihr letztes freundschaftliches Schreiben vor dem Schluß dieses Briefs noch durchlese, freue ich mich unserer Übereinstimmung wegen der drei Grafen. Ihr Urtheil war mir vor einigen Tagen nicht gegenwärtig, als ich dieses und zum ersten Mal in unserm „Correspondenten“ las, den Professor Kühn jetzt schreibt. Schenkendorf ist, wie Fouqué mir sagt, in Karlsruhe. Er hat nicht als Soldat angestellt werden können, wie er gewünscht. Der Geheimrath Delbrück predigt öfter, ob mit Beifall wage ich nicht zu urtheilen. Es scheint fast nicht. Ich höre ihn nur zuweilen bei Frau v. Knobloch vorlesen, und das ist nicht besonders zu rühmen. Niebuhr sitzt in Amsterdam wegen unserer englischen Subsidien. Die Recension der Heeren'schen Schrift ist gewiß sehr gründlich; mir selbst sind viele Lücken in der Schrift aufgefallen; aber ich finde sie doch etwas sehr animos. Sie hat Niebuhr viele Freunde entzogen, da Heeren, den ich übrigens gar nicht kenne, von seinen Freunden sehr geliebt wird.

Berner habe ich viel in Frankfurt gesehen, mit gestickten Hosen. Ich habe vielleicht etwas beigetragen, ihm seine Pension von 1000 Gulden zu sichern. Zufällig wohnte ich mit dem Fürsten Metternich in Einem Hause und sah ihn daher öfter. Er hatte Berner mündlich die Fortdauer seiner Pension zugesagt und äußerte gegen mich, daß ich des Hrn. Staatskanzlers Consens auswirken möchte. Ich übernahm es auf die Bedingung, daß der Fürst dagegen auch Sean Paul's Pension von 1000 Gulden genehmige. Er versprach es und ich stimmte dem Hrn. Staatskanzler für Beide. Als ich aber dem Hrn. v. Stein, der das Großherzogthum Frankfurt administriert, wegen der Ausföhrung des gefaßten Beschlusses anging, ließ er mich mit den Worten an: Was interessieren Sie sich doch für ein paar Karren? Unsere Discussion endigte mit einer Vertagung der Sache, und ich reiste darüber fort, höre aber hier, daß Sean Paul seine Pension fortbezieht, ohne sich selbst weiter an Jemandem lassen zu haben. Berner wollte sich zum Priester weihen lassen; dazu wird er wol den Taufstein gebraucht haben. Seine „Weihe der Unkraft“ ist tolles Zeug, und in kleinern Gedichten, die ich von ihm gelesen, scheint aller Geist von ihm gewichen. Dagegen soll er ein Kreuzerspiel: „Die heilige Kunigunde“, geschrieben haben, das einige Kenner rühmten. Ich habe nichts davon gelesen.

Die russische Kaiserin hat hier auch sehr gefallen und hier viele Geschenke ausgeheilt. Sie mag wol geistreicher sein als unsere Königin, reizender ist sie gewiß nicht. Der König ist fest entschlossen, nicht wieder zu heirathen. Man sprach aber von einer Vermählung unsers Kronprinzen mit der Großfürstin Anna. Hier wünscht man mehr eine Verbindung mit der österreichischen Kaiserin, da man die Russen wenig liebt und ihre Anmaßungen gern züchtigen möchte. Man ist offenbar ungerecht, denn obchon das Meiste ohne ihr Rathun geschehen ist, so haben sie doch überall wacker geschlagen.

Daß Napoleon Nikolaus heiße, ist wahrscheinlich ein Irrthum. Die französischen Zeitungen nehmen ihm auch seinen Geburtstag, verwechseln ihn aber mit seinem Bruder Joseph, der am 5. Febr. 1768 geboren ist und vielleicht Joseph Nikolaus heißt.

Ich empfehle mich herzlich Ihrem fortdauernden freundschaftlichen Wohlwollen und wünsche Ihnen mit inniger Sehnsucht noch ein langes und gesundes Alter, wenn Sie gleich nicht, wie der Feldmarschall Röllendorf, den Landsturm erreichen werden.

11.

Berlin, 18. April 1811

Nach langer Schuld, die ich Ihnen abzutragen habe, wehrungswürdiger Freund, mahnt mich endlich Ihr gütig Schreiben mit der Einlage an den König, die ich sofort beibringen werde. Ich hoffe, der König wird Ihren Wünschen mit entgegen sein. Aber er hat für die Poesie überhaupt kein Sinn und hält die Poeten für Phantasten; die deutsche wechselt er auch wol mit der deutschen Tracht, die er nicht leiden mag. Sean Paul hat die Fürsten zum Anerkennen gen wollen, daß ihr Heil aus Wissen und Dichten hervorgegangen sei. Ach, du grundgütiger Gott! Der König starb in den Jahren 1804 oder 1805 demselben Sean Paul an Präbende zu; Beyme hat mir mehrmals versichert, daß es über gar kein Bedenken sei, und jetzt sucht Sean Paul die Erfüllung dieses königlichen Wortes nach, wird aber ohne weiteres abgewiesen, und hat mit Schiller's Erben und Zacharia Berner noch Gott danken müssen, daß man ihm die Pension von 1000 Gulden Rheinisch wiederhergestellt, die er und diese vom vormaligen Großherzog von Frankfurt zugesichert erhalten hatten.

Man muß aber den Muth nicht sinken lassen und wie der selige Scharnhorst auf sein Thema zurückkommen: *Gotta e vat lapidem.*

In der Justiniani'schen Sammlung haben wir immer etwas gewonnen. Die Sammlung der Gemälde aus der alten deutschen Schule, die sich im Besitz der Gebrüder Bockler in Heidelberg befindet, werden wir nicht erhalten. Die Bockler wollen nicht nach Berlin, sondern in Köln sein. Man überträgt jetzt die Sehnsucht nach Köln. Es ist ein Obscurantismus und ich bin ganz und gar dagegen, die Universität des Großherzogthums Niederrhein in Köln zu gründen, hat in dem weit zweckmäßigeren Bonn. Das Misverstehen der Kunst und die Meinung, daß Köln diese Krone der Kunst sei, werden wir theuer bezahlen müssen. Schenkendorf hat in einem diesjährigen Almanach, dessen Name mir entfallen, ein paar sehr schöne Gedichte, auch in Bezug auf Köln und den Aufbau des Doms (da der König bei seiner Durchreise durch Köln sich sehr dagegen ausgesprochen) geliefert. Dafür hat er auch das Ministerium des Innern ihm keine Anstellung in Köln, sondern in Magdeburg gegeben, es heißt, weil er zu sehr zum Katholischen neige, und ein Dom ist in Magdeburg auch, und noch dazu ein protestantischer. Neben Schenkendorf zeichnen sich unter unsern jungen Dichtern Uhlund und Sabel (der Verf. der „Scharnischen Sonette“) aus. Fouqué schreibt zu viel und sein Freund Franz Horn verdirbt ihn vollends.

Ich habe mich sehr überwinden müssen, die letzte Nummer meiner „Kriegsgesänge“ drucken zu lassen. Auch hat es mir ganz an Zeit und Lust gefehlt, die Heile, besonders in Rücksicht

auf die Metrif, daran zu legen. Eine gute Anzahl, die Congregationskriegslieder, habe ich auch unterdrücken müssen, da sie hors de saison sind. Daß ich, wie Sie finden werden, zuweilen das s des Genitivs weggeworfen, ist keine Nachahmung Jean Paul's in seinem sonst so vortrefflichen „Musum“, das sich aber wegen dieser harten Keuerung schlecht lesen läßt. Ich habe geglaubt, man müsse den Genitiv von Liebe, Glaube, Name, Gedanke u. s. w. des Frieden, Glauben u. s. w. decliniren, könne aber auch des Friedens, Glaubens u. s. w. sagen, wenn man den Nominativ Frieden, Glauben u. s. w. gebraucht. Der Wohlklang muß hier leiten. Mit der hiesigen sprachforschenden Gesellschaft werde ich in Händel gerathen.

In Wien während der neunmonatlichen Schwangerschaft der Diplomatie habe ich ziemlich viel gedichtet, mehrtheils erotische Sachen. Wenn Sie das „Morgenblatt“ lesen, werden Sie ein kleines Gedicht: „Das Lied von den blauen Augen“ (ich glaube in diesem Jahrgang), vielleicht gefunden haben.

Daß mir Wien vorzüglich gefallen hat, kann ich nicht leugnen. Man gewöhnte sich indeß nur nach und nach an uns, da man sich vor den preussischen Pfaffen fürchtete. Die Congregate hat aber doch wol gewiesen, daß wir nichts weniger als pfiffig gewesen sind. London hat mich am meisten überrascht und einen tiefen Eindruck zurückgelassen, obwohl ich die Engländer auch in London nicht lieben gelernt habe. Die Kürze der Zeit mag es wol entschuldigen. In Paris waren sie nicht verhaßt, aber verachtet wegen ihres wirklich unanständigen, sordiden Geizes und wegen der unmenschlichen Prügel in der Arme, wozu auch unsere Landwehrmänner die Köpfe gewaltig schüttelten. Mit den Franzosen söhnt man sich bei ihnen zu Hause bald aus, aber doch lernt man an ihnen, was ein Volk nicht sein soll. Es ist kaum zu zweifeln, daß der Stillstand, den die Sprache gemacht hat, die ohne eine Spur von Poesie sich nur in der Rhetorik bewegt, die Nation ausgehörrt hat, sodaß sie als Nation nur ein caput mortuum ist.

Wir wollen uns aber vor allen Dingen nur um uns selbst bekümmern, damit es uns nicht auch so gehe. Es stehen uns noch große Stürme bevor. Zunächst kann uns Preußen ein weiser Staatsrath und eine verständige Constitution retten. Ich weiß nicht, ob wir nicht noch entfernt sind von beiden. Der Großherzog von Weimar geht mit der Constitution voran. Es werden Repräsentanten aus freier Wahl des Volks in Eine Kammer zusammentreten; ein Drittel der Ritterschaft, zwei Drittel vom Lande und den Städten. Die Rechte der Stände als eines corpus sollen sein: a) Freie Prüfung der Staatsbedürfnisse und der Staatsbewilligung der Steuern und aller Finanzmaßregeln in Bezug auf das Vermögen der Staatsbürger oder des Landes. b) Mitwirkung bei der Gesetzgebung. Ohne der Stände Einwilligung kann kein allgemeines Landesgesetz erlassen werden, welches die Freiheit und das Eigenthum der Staatsbürger oder die Landesverfassung betrifft. c) Verantwortlichkeit der Staatsdiener vor dem Fürsten und den Ständen.

Adam Müller der Erste (denn jetzt gibt es noch einen) ist jetzt österreichischer Generalconsul in Leipzig. Er wird eine historisch-politische Zeitschrift redigiren, in deren Vorwort er Niebuhr, Ancillon und Görres sehr lobt. Er arbeitet auch an einer Biographie unsers Staatskanzlers. Wenig habe ich zwar in Paris und Wien gesehen, aber selten. Er ist ein in jeder Hinsicht verderbter Mensch. Friedrich Schlegel ist vermählt, August Wilhelm vereitelt.

Indeß habe ich schon zu lange Ihre Geduld ermüdet und will mich daher nur noch Ihrem wohlwollenden Andenken und Ihrer Freundschaft angelegentlich empfehlen, mit dem Versprechen, von dem Erfolg des Schreibens an den König Ihnen baldigst Nachricht zu geben. Stägemann.

Berlin, 14. Dec. 1818.

Mit ungemeiner Freude habe ich zwar Ihr freundschaftliches Schreiben erhalten und mit dringender Ansherzlegung

Ihren Brief an den Fürsten abgegeben, aber ich habe sehr wenig Hoffnung eines Erfolgs. Der Fürst selbst wird gern die Sache beim König vertreten, aber schwerlich mit durchgreifendem Ernst, und der König hat dafür durchaus keinen Sinn. Die deutsche Sprache und Dichtkunst sind ihm fremde Götter, wie die katholischen Heiligen. Das Nichtverkennen ist an sich schon verhänglich. Indeß wird es der Sprache nie fehlen, wenn noch Herzen wie das Ihre dafür schlagen und das, hoffe ich doch wol, wird nicht untergehen. Preußens Ehre kommt übrigens nicht in Anschlag. Wien, Paris, Warschau, Frankfurt mögen einmal zeugen!!

Willen wird in einigen Monaten wieder hier sein und mit diesem werde ich über die Bearbeitung der Handschriften sprechen. Görres hat sich, heißt es in den Zeitungen, in Heidelberg niedergelassen. Man hat ihm nicht bloß seinen Gewinn vom „Aheimischen Recurr“, sondern auch 8000 Franken entzogen, die er als Studiendirector in Koblenz hatte. Der Jurist Eichhorn hat, nachdem er sich im Kriege das eiserne Kreuz erworben, wegen schlechter Bezahlung einen Ruf nach Göttingen angenommen und verläßt die hiesige Universität.

Meine Muse, nach der Sie freundschaftlich fragen, ist heimgegangen. Ich werde von Arbeiten erbrüdet, die man Strohdreschen nennt. Daß Fouqué so viel schreibt, ist zum Theil nicht gegründet, denn Vieles, so jetzt erscheint, ist alt und hat früherhin, ehe er einen Ruf hatte, keinen Verleger gefunden. Mir schreibt er aber bei alledem zu viel. Die „Sängerliebe“ finde ich höchst langweilig. Hedwig hat ihr Saitenspiel schlummern gelegt, seitdem sie zu den Ballprinzessinnen gehört, was man doch nicht ändern kann.

Meine Frau empfiehlt sich mit mir in Ihr fortdauerndes wohlwollendes und freundschaftliches Andenken und ich bitte Sie angelegentlich, die Versicherung meiner alten treuen Verehrung und Anhänglichkeit gütig anzunehmen. Stägemann.

Berlin, 14. April 1818.

Da ich mir schmeichle, nicht ganz von Ihnen vergessen zu sein, hochverehrtester Freund, so erlauben Sie es mir, daß ich einmal wieder einige Zeilen an Sie richte. Daß Sie noch Theil nehmen an der Welt und Dem, was darin vorgeht, weiß ich, da ich weiß, daß Sie noch leben. Mir wird diese Theilnahme schwerer als Ihnen, obwohl, wie ich gesehen muß, aus eigener Schuld. Indeß ist es freilich auch eine bedenkliche Aufgabe, die ich mitunter zu lösen habe. Der Verf. des berühmten Buchs „Welt und Zeit“ (weit weniger fragmentarisch als sein Buch) schrieb mir unlängst: er sei auf Alles gefaßt, nur nicht auf eine vernünftige Behandlung der Sachen. Und so scheint es wirklich. Die großen Begebenheiten unserer Tage sind da am spurlosesten vorübergegangen, wo sie unvergänglich hätten einschneiden sollen. Über den erbärmlichen Haber der Schriftgenossen kann man sich leicht zufrieden geben; die Koryphäen der einen Partei sind nicht viel besser als die der andern. Aber daß da, wo die Gesinnungen sein sollten, keine sind, erfüllt mit schlimmen Ahnungen für die Zukunft. Es steht uns Manches bevor, was wir noch in Zeiten Flug abwenden könnten, aber die dunkeln Mächte lassen sich ihre Herrschaft über die Welt nicht nehmen.

Sie werden diesen Sommer noch den König und den Kronprinzen sehen. Der Letzte geht zwar sehr gern auch nach Rußland mit, zumal um die geliebte Schwester zu sehen, doch scheint seine ganze Seele von Italien erfüllt, wo er den Himmel der Kunst offen glaubt. Von manchen Patrioten wird besorgt, daß ihm der Umgang Ancillon's nicht wohlthätig gewesen sei. Ich stehe zu entfernt, um darüber ein Urtheil zu haben, obwohl es nicht zu leugnen, daß Ancillon bei vielen guten Eigenschaften doch ein französisches Gemüth hat. Man erzählt, er habe dem Prinzen eine Verehrung für Lubwig XIV. beigebracht, sei auch schuld, daß er die Werke Friedrich's des Großen nicht lese. Doch will ich Dergleichen nicht glauben.

Unsere jungen Männer sehen thätig fort für die Sprache der Germanen zu wirken. Der alte Bolke selbst ist noch ein rüstiges Mitglied der hiesigen deutschen Sprachgesellschaft, in der Bahn besonders thätig ist. Bolke hat mir einen ganzen Bogen geschrieben, was ich in meinen Gedichten nach seinem „Anleit“ ändern möge. Ich werde es freilich bleiben lassen, zumal da ich andere Sachen daran zu ändern hätte, wozu mir nur Alles, nämlich Lust und Zeit fehlt. In den nächsten drei Wochen will ich noch den Schluß meiner „Kriegsgedichte“ drucken lassen und dann aufhören.

Frau v. Krüdenet hat ja aus Königsberg wenig von sich hören lassen. Hätte sie dort gar keinen Stoff gefunden? Die eiste Frau hat ihrer mittelmäßigen Geistesgaben nicht Herr werden können und erliegt nun, wie sonst den leiblichen Ausschweifungen, den Berrüttungen ihrer Phantasie. Da sie mit aller Gewalt nach Berlin hat kommen wollen, dem früheren Schauplatz ihrer Liebertlichkeiten, wo doch manche Zeugen, besonders Ärzte, ihr entgegengetreten sein würden, so scheint es mit ihrer Bekehrung doch wol Ernst zu sein, woran man allensfalls zweifeln möchte. In Rußland wird sie noch manches tolle Zeug beginnen, da der Kaiser sie sehr begünstigt, der, aus Furcht vor seinen Untertanen und besonders vor den deutschen Jakobinern, ein Beschützer des Glaubens und ein Frömmling ist.

Unsern ästhetischen Katholiken wird bei dem allgemeinen Frohlocken am 31. Oct. v. J. wol aller Muth vergangen sein, das protestantische Volk zur Fahne des Vaticanus zurückzuführen. Ein paar gelehrte magere Krametsvögel, wie Adam Müller, Schlegel, Schloffer, Werner, sind keine besondern Wissen. Unsere deutschen Episcopalisten würden uns vielleicht ganz von dem Papst befreien, wenn nur in Frankfurt recht tüchtige Männer wären, woran ich jedoch zweifle. Bessenberg allein ist zu schwach, und wir Preußen lieben den Papst noch, ob schon ich hoffe, daß ein Concordat nicht zu Stande kommen werde.

Was haben Sie denn zu Haller's „Restauration“ gesagt? Er hat im zweiten Theil sein verrücktes System consequent genug durchgeführt und findet hier vornehmen Anhang, besonders unter den jungen mystischen Aristokraten. Er weiß vielerlei, soll auch an sich nicht böse sein, aber in allen seinen Handlungen verkehrt. Seine Professur hat er niedergelegt, und so wie er sonst als Professor es nicht über fünf Auditoren brachte, so will auch Niemand von dem Mitgliede des Geheimraths einen Rath hören.

Schenkendorff's Tod hat mich ganz besonders betrübt. Fouqué ist auch sehr hinfällig. Seine letzten Producte sind nur matt, und vielleicht das nicht einmal. Man gibt ihm Schuld, daß er sich zu tief mit einer Familie Geißt, genannt Schnapps, einlasse. Liebt ist dagegen wieder rüstig und will uns mit seinem Werk über Shakspeare erfreuen, nachdem er im Herbst aus London zurückgekommen. Niebuhr gefällt sich in Rom gar nicht und tränkelt immer. Es ist nicht zu hoffen, daß sein Aufenthalt die „Römische Geschichte“ fördern werde. Raumer und Hagen, die im vorigen Jahr in Rom waren, Ersterer um Materialien für die „Geschichte der Hohenstaufen“, der andere um altdeutsche Gedichte zu sammeln, haben durch ihn den Gebrauch der vaticanischen Bibliothek nicht erlangen können, wol aber durch unsern Consul Bartholdy, ci-devant Israélite, der ihnen durch den Cardinal Consalvi die Erlaubniß sogleich verschafft hat.

Erfangen Sie mein herzlichstes Lebewohl und die Versicherung der treuesten Verehrung, mit der ich mich Ihrem wohlwollenden und freundschaftlichen Andenken angelegentlich empfehle.

Stägemann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur polnischen Literatur.

1. Krzywacy i Polska. Posen 1845.

Eine historische Skizze, welche die Verhältnisse der preussischen Kreuzritter zu Polen darstellt und als ein Commentar zu der Forderung des letzten posener Landtags, daß die Polen von Preußen gegenwärtig so möchten behandelt werden wie einst die Preußen von den Polen behandelt worden sind, angesehen werden kann. Der Verf. sagt: „Es war ein politischer Fehler Kasimir's, daß er im Thorner Frieden nicht auf ganz Preußen bestand und sich mit dem nachherigen polnischen Preußen abfinden ließ, es wäre ihm bei dem damaligen Zustande von Deutschland ein Leichtes gewesen, mit dieser Forderung durchzudringen, aber sein unseliger Hang nach absoluter Regierung in Lithauen machte ihn gegen das allgemeine Wohl gleichgültig.“ Darauf heißt es S. 76: „Die Preußen haben sich bis zur Theilung Polens nie über ihr politisches Loos beklagt (auch nach den thornen Grauelthenen nicht?), noch hat die Republik Polen in Betreff ihrer sich etwas vorzumerken. Die Schizma wurde zwar Veranlassung zu einer gewissen Strenge (!), doch gab es in Polen keinen Bauernkrieg, keinen Dreißigjährigen Krieg, keine Bartholomäusnacht, die polnischen Dissidenten wanderten aus Polen nicht aus, bevölkerten keine fremden Länder, vielmehr wurden die Privilegien und Rechte, die bei der Einverleibung von Preußen von Seiten Polens garantirt waren, in ihrer Localität aufrecht erhalten, das Land mit neuen Auslagen nicht gedrückt, die deutsche Sprache, wo sie allgemein verbreitet war, nicht verboten, sondern Jedem der freie Gebrauch derselben gestattet.“ Die Schrift schließt mit den Worten: „Der Orden betrog Rom, denn Katholiken hat er in Lithauen umgewandelt, er betrog den Kaiser, denn er hat keine Erweiterung, sondern Beschränkung seiner Herrschaft gebracht, er betrog den König Sigismund, denn er hat ihn in ein trauriges Lehnverhältniß gebracht, er betrog sich selbst, denn er hat die Frucht seiner Arbeiten in die Hand gelegt, die ihn unterjochte.“

2. Do uprzekoznych względem konstytucji dnia 3. Maja 1791. Vom Castellan Cajetan Cierakowski. Stralsburg in Westpreußen 1845.

Eine Vertheidigung der polnischen Constitution vom 3. Mai 1791, die besonders scharf gegen das Liberum veto der polnischen Landboten polemisiert. Die Regierung des oft geschmähten letzten polnischen Königs Stanislaw August unterdrückte die eingewurzelte Anarchie, welche den Polen den alten Ruhm geraubt und sie in den Augen von Europa und in ihren eigenen verächtlich gemacht hatte. Seine Macht inter majestatem et libertatem, die den Königen schrecklich, den Bürgern drohend, den Städten und Dörfern beschwerlich war und Niemandem einen Vortheil brachte, beschränkte er, dann hob er sie ganz auf. Er sammelte einen Staatschatz und überlieferte ihn in die Hände der Nation. Das Liberum veto, den Inbegriff des Unverständes, hob er auf und heilte das Geschwür, das den ganzen Körper lähmte. Er ordnete eine öffentliche Erziehung an und stellte sie unter eine besondere Aufsichtsbehörde. Durch Anregung, durch Beförderung der Künste und Wissenschaften vertrieb er aus Polen die Finsterniß der Vorurtheile und des Aberglaubens und führte ebenso wie einst ein Augustus bei den Römern ein Augusteisches Zeitalter herbei. Inmitten der größten Schwierigkeiten, inmitten des äußern und innern Befalls, führte er mit Klugheit, Besonnenheit und Geduld am 3. Mai 1791 eine Staatsverfassung ein, durch die, zu seinem und der Nation Ruhme und zur Bewunderung von ganz Europa — wenn nur die Polen selbst gewollt hätten! — das Unglück Polens ein Ende nahm.

Montag,

Nr. 173.

22. Juni 1846.

Briefe des geheimen Staatsraths von Stägemann an den Kriegsrath Scheffner.

(Fortsetzung aus Nr. 172.)

14.

Berlin, 8. Mai 1819.

Schon geraume Zeit, verehrungswürdiger Herr und Freund, mache ich mir selbst heftige Vorwürfe, daß ich mein Andenken bei Ihnen nicht längst wieder erneuert habe. Ihr freundschaftliches Schreiben vom 19. v. M. legt mir die Pflicht auf, Ihnen ohne Aufschub zu antworten.

So ein geschworener Widersacher auch ich diesem verderblichen frömmelnden hypokritischen Wesen bin und so sehr ich mich bereit erkläre, Ihren Plan zu befördern, so halte ich doch nicht dafür, daß wir den Zweck erreichen, nicht wegen der 40 Actionaire, diese finden sich wol, aber wegen der Leser. Die Leute lesen den Montaigne so wenig als die Bibel. Hier hat sich schon seit einigen Jahren, ad instar der Londoner, eine Tractatengesellschaft gebildet, die sich damit abgibt, kleine gottesfürchtige, pietistische, erbärmliche Tractätchen drucken zu lassen und überall, wo sie nur kann, zu vertheilen, z. B. an die Soldaten, denen sie heimlich in die Patrontasche gesteckt werden. Nun bilden sich die Thoren ein, daß die Soldaten den Quark auf der Hauptwaage lesen werden! Man glaubt den Unsinn nicht. Mitglieder sind unsere Propste und andere gute Leute, größtentheils rechts, aber schwach. Diese Partei, die nicht ohne Einfluß ist und selbst beim Könige angeschrieben steht, wird sich mit dem Montaigne nicht befreunden. Eine andere viel zahlreichere besteht auch aus Hypokriten, nur von feinerer Gattung. Das sind die Politisch-Religiösen, die unsere ganze Jugend um sich versammeln, Schleiernmacher, Arndt, der größte Theil der Turner. Auch sie werden hochmüthig auf den armen Montaigne hinabschauen. Dann kommen die Mystiker, die Naturphilosophen, die Magnetisierer, die schlechten Poeten u. s. w., die sich in verschiedene Secten theilen, größtentheils verbrannte oder schwache Köpfe, vielleicht die wenigsten Heuchler (Adam Müller ausgenommen), wie werden uns diese Kerle mit dem Montaigne fegen! Außer diesen Hauptparteien gibt es verschiedene andere, die ebenso wenig zu gewinnen sind. Die Bessern, die unsichtbare Kirche, wie wenig sind deren! Ich werde den Plan mit einigen andern Freunden noch in Überlegung ziehen. Sodann schreibe ich Ihnen weiter; wenn ich nicht wieder drei Tage das Bette hätte hüten müssen, was mir alle Frühjahre begegnet, so würde ich einige schon aufgeschickt haben.

Aufrichtig gesagt fühle ich mich zu solchem Unternehmen in unserer Zeit ganz berengt. Es ergibt sich mehr und mehr, daß unsere Regierung mit dem Zeitalter in Widerspruch geräth. Friedrich der Große war ein König, jeder soll ein König (sagt Shakespeare), weil er einen Kopf größer war als seine Zeit, einen Schritt voraus hatte. Das ist die rechte Weise; zu viel voraus kommt eine Regierung nicht leicht; das Zeitalter holt

sie bald ein. Aber ist die Regierung nur Einen Zoll hinter dem Zeitalter zurück, so holt sie es nicht wieder ein und kommt von wegen der vis inertiae alle Tage mehr zurück. Das kann keine guten Früchte bringen. Und das ist unsere Lage. Das Hofwesen (wobei man sich gar keinen Prunk denken darf), die Diplomaten und deren Angehörige können sich in die Zeit nicht finden und diese nicht in sie. Sie influiren aber wegen ihrer täglichen Nähe die Regierung am meisten. Das ist unsere Lage im Innern. Die äußere ist ebenso ungünstig. Überall entweder angefeindet oder hintergangen, uns schwächend, weil wir uns im Innern nicht stärken, während unsere Hauptgegner — sich stärken, will ich nicht sagen (denn in Rußland ist es auch nur Schaum und Lünche), aber doch manchen Vorprung gewinnen. Frankreich stärkt sich zusehends und wird, wenn der König dem jetzigen System treu bleibt, in einigen Jahren furchtbarer dastehen als unter Napoleon.

Ich muß aber abbrechen, um Ihre Geduld nicht zu ermüden und werde nächstens in der Hauptsache weiter schreiben, bis wohin ich mich Ihrem wohlwollenden Andenken aufs angelegentlichste empfehle. Stägemann.

Schreiben des Kriegsraths Scheffner an den Großkanzler Beyme.

So sehr man sich im 73. Jahre freuen kann, so sehr habe ich mich darüber gefreut, daß Ew. Excellenz Großkanzler geworden sind, und da ein Zeugniß in eigener Sache nicht juristisch gültig zu sein pflegt, so berufe ich mich deshalb auf den Kanzler von S.; der nicht ungern auf seine alte Stelle zurücktritt. Das Bedürfniß eines starken Mannes bei unserm Hofe schuf dieser Ernennung den Beifall aller Unbefangenen, die Ihnen eine ununterbrochene Dauer Ihrer Leibes- und Geisteskräfte wünschen. — Erlauben Sie aber wohl meiner Offenheit noch einen Wunsch beizufügen, auf den mich die Missbilligung bringt, mit der man die Nobilitirung des E. Pr. Broscovius aufgenommen und die ich einen Schneller gegen das Edict vom 9. October nennen gehört habe. Lassen Ew. Excellenz daher auch nicht Ihrem Namen ein „von“ vorsetzen. Ich gehöre wahrhaftig nicht zu den Adelskürmern; da aber das sum cuius zu den preussischen Symbolis gehört, so wäre es doch trefflich, wenn man dem Bürgerstande kein Mitglied entzöge, das der unparteiischen Hochachtung so würdig geworden, mit der auch ich bin Ew. Excellenz gehorsamster Diener Scheffner.

Antwort des Großkanzlers Beyme an den Kriegsrath Scheffner.

Berlin, 21. Dec. 1806.

Die herzliche Theilnahme eines Mannes von Ew. Wohlgeboren Charakter an meiner Berufung in das Ministerium kann mir nicht anders als sehr erfreulich sein. Dagegen thut es mir wehe, daß selbst der Mann, der über den Dienst so kraftvoll geschrieben, von mir mehr zu erwarten scheint, als,

wenn der Dienst des Königs und Vaterlands gut bestellt sein soll, von mir erwartet werden kann und darf. Jeder bleibe innerhalb seiner Schranken, diese aber suche er ganz auszufüllen; das ist die Maxime, die ich befolgen werde. In dieser Hinsicht wurde ich am meisten verkannt, weil mein früherer Wirkungskreis keine andern Schranken als den allgemeinen und besondern Willen des Königs kannte. Jetzt werde ich beweisen, daß man mir antracht thut. Wöchte mein Beispiel auch auf Andere wirken, dann würden wir bald das Vertrauen allein auf den König wiederhergestellt sehen, ohne welches für und keine Rettung ist. Übrigens seien Ew. Wohlgebornen besorgt, daß ich den Stand, worin ich geboren, verlassen würde. Ich liebe diesen Stand ebenso sehr als ich meinen Geburtsadel, wenn ich von Familie wäre, schätzen würde. Eben darum aber beobachte ich das suum cuique gegen den Geschlechtsadel strenger als viele Mitglieder dieses Standes. Auch gehöre ich zu Denen, die die Überzeugung haben, daß ohne Geschlechtsadel es keine wohlgeordnete Monarchie geben, ohne angemessene Prærogative der Adel nicht bestehen könne. In mir finden also sowohl der Adel als der Bürgerstand ihren Freund. Wenn ich den letztern verliesse, so würde ich die Nichtachtung beider verdienen. Wöchten Sie so, wie ich mich hier geschildert habe, mit mir zufrieden sein. Dafür daß ich so bin, kann ich mich auf das Zeugniß des Monarchen selbst berufen. Erhalten Sie ferner Ihr freundschaftliches Wohlwollen Dem, der Ihnen seine ganze Hochachtung schon längst gewidmet hat. Beye.

Briefe von Graf F. L. von Stolberg an Scheffner.

Scheffner sagt in seiner Selbstbiographie: „Drei genialsten Kapellmeister Reichardt, der das Hof der Freimüthigkeit oft ohne Bonn und Epcron zu reiten pflegte, in seinen letzten Briefen über Wien es aber mit vielen buntschickten Dedern befangen hat, traf ich zum ersten Male den Grafen Friedrich von Stolberg, der damals dänischer Gesandter in Berlin, ein hochgebildeter aber nicht minder hochherziger und gemüthlicher Mann war, und dem ich gar keine Neigung zur päpstlichen Religion überzutreten ansah. Wir wohnten einander gegenüber, sahen uns in der Folge täglich und auch er schien an mir Geschmack zu finden, wie es mir wenigstens seine Briefe aus Italien u. s. w. zeigen.“

Nachfolgende interessante Briefe Stolberg's geben Beweis, wie freundlich und liebevoll dieser Scheffner zugethan war.

Berlin, 5. und 8. Dec. 1798.

Wie ist es möglich, daß ich Ihnen so sehr lieben, herrlichen Brief so spät erst beantwortet! Ich fand ihn als ich gegen das Ende des Octobers von einer Reise nach Holstein zurückkam. Er empfing mich freundlich, er war mir von Herzen lieb und doch konnte ich ihn so lange unbeantwortet liegen lassen! Lieber, theurer Mann, dessen Erscheinung hier mich so erquickte und stärkte, dessen Andenken mir so lebendig und theuer ist, vergeßen Sie mir, daß ich der Freude, mich schriftlich mit Ihnen zu unterhalten, so lange entbehrt. Das Herz ist mir voll und da ich nun mit der Feder den Damm durchhauen habe, so überschwemme ich vielleicht einige Bogen mit meinem schriftlichen Geschwätz. Ich könnte sagen, daß ich Sie auf diese Art für mein langweiliges Stillschweigen grausam bösen lasse, aber das will ich nicht sagen. Die Art, wie Sie meine Empfindungen theilten, bürgt mir dafür, daß Sie auch einen Brief des entfernten Freundes gern lesen.

Welcher Mann, der in einem Waldwinkel wohnt! Mich ergreift und schleudert der tonndillon einer Sphäre, welche nicht die meinige ist. Und wenn ich auch ermattet hinsänke, das Mühlrad der geräuschvollen großen Welt ginge doch mit mir herum, Hören und Sehen vergeht Einem dabei! Ich habe in dessen doch nun im herumgehenden Mühlrad mich etablirt. Eine herzlich geliebte Schwester, meine vier Kinder, welche mir ihrer verklärten Mutter wegen noch lieber sind als durch

den Gedanken, daß ich ihr Vater bin, und ein zwanzigjähriger Schweftersohn, den ich von Kindheit an wie einen Sohn liebe, verfrühen mir mein verdorres Leben.

Lieber Freund, Welch ein sonderbares Wesen ist der Mensch! Als ich in den Armen des besten und geliebtesten Weibes glücklich war als ich je einen Menschen gesehen habe, da sank ich mir, da spang ich an Nocken der Phantasie goldene Täuschlicher Glückseligkeit und fand im weiten Meer der doch schon Kalmuserei mein Inselchen, auf welchem mir so wohl ward. Jetzt würden Sie, lieber Optimist, wenigstens in meiner Seele an Ihrem System einige Augenblicke irre werden, wenn Sie sähen, wie Ihr armer Freund im Wirbel einer sinnlosen Existenz umgestürzt wird! Sie würden, wo nicht seine ehemalige Sehnsucht nach träumerischen Inseln, aber doch seine Sehnsucht nach größerer großer Glückseligkeit mehr als vermögen, stilligen.

Und doch mitten in diesem seelenzerrüttenden Laumel hab ich Ruth gefast, wie ein Schiffbrüchiger, der, nachdem er zu Besinnung kommt, waghalsig genug ist, aus den Trümmern seines Schiffs, welches weit von der Küste herabgetrieben war, das was noch nicht versank herbeizuholen. Und damit nicht zufrieden baut er aus den Planken sich ein neues Floß, was eine neue Fahrt. Ja, liebster Scheffner, theurer herrlicher Mann, dem ich in der großen, empfindungslosen Stadt zuhause und fast allein meinen Sommer zeigen konnte, Ihr armer Ewiger heirathet wieder. Eine Agnes ist für mich auf dem nicht mehr; Die, welche ich verlor, harret mein in den himmlischen Höhen; aber hier, stellen Sie sich vor, hier! Und ich ein geist- und herzvolles Mädchen, welches im vollen Besitze auf mich die Pilgerschaft des Lebens mit mir neunundachtzigjährigem Mann, Vater von vier Kindern, anzutreten entschlossen ist. Sie war vorigen Herbst im Begriff, mit ihrer Schwester, der Gräfin Fortona, nach Spanien zu gehen, als ich meine Hand und alle Empfindungen, deren ich noch fähig zu kann, anbot.

Ohne sich irgend Jemand als mir zu entdecken, nahm sie mit schönen Thränen, jütternd, erröthend und erblühten mir den Antrag an, begleitete ihre Schwester und Schwager nach Sachsen, blieb mit ihnen vier Wochen dort auf einem Gute, ist allein dort zurückgeblieben und im Frühling hole ich sie heim. Vielleicht haben Sie die Comtesse Sophie Adern kennen gehört, vermuthlich nicht.

Einige Tage vor ihrer Abreise ging ich in eine große Gesellschaft, wo auch sie war. Ich ging ohne Absicht hin. Sie getrieben von einer höhern Macht oder vielmehr getrieben von einer höhern Macht ging ich absichtslos auf sie zu, bot ihr plötzlich meine Hand an und nun ist sie meine Braut. Ein Mädchen von seltenem Geiste und von vielem Verstande, vieler sanfter Weiblichkeit. Ihre Briefe haben mich Seiten an ihr kennen gelehrt, welche ich im Umgange in der großen Welt spät, vielleicht nie bemerkt hätte. Ich konnte nicht widerstehen. Ich gestehe Ihnen, liebster Freund, daß ich in der Idee einer lebenswichtigen, meine ewig über Alles geliebte Agnes ehrenden Witwenhaft meinen größten irdischen Trost zu finden hoffte; aber Ihr Freund ist ein schwacher Mensch und Anhaltbarkeit ist ihm nicht verliehen.

Ich muß Ihnen doch etwas von meiner Sophie erzählen. Sie ward, wieviel sie täglich in einer großen Welt, die sie lässig war, leben mußte, nicht sehr bemerkt. Lagrange, ein großer Mathematiker, dem jede Anwendung seiner erhabenen Wissenschaft auf hyperbolische Gegenstände, selbst auf Astronomie, pueril scheint, Lagrange, welcher dabei so viel Herz hat, ist er einem meiner Freunde, den auch er liebt, gesagt hat: Je n'ai jamais connu d'autres jouissances que celle de courir, dieser gewann das unbemerkte Mädchen so väterlich lieb, daß er ihrer Ausbildung seine Ruhe und ihrem Andenken sein ganze Bärtlichkeit gewidmet hat.

Ich freue mich herzlich, daß der edle Hippel sich nicht erinnert. Die halbe Stunde, welche ich bei ihm zubrachte, ist

mir unvergesslich. Schreiben Sie ihn von mir, erhalten Sie mir sein sehr schönes Bildchen.

Liebster Eheherr, kann nichts Sie bewegen, Ihren Balkon einmal wieder zu verlassen? Ich weiß nicht, welche Ursachen Sie herziehen oder dort festhalten können; aber das weiß ich, daß ich Sie mit trauer Bärtlichkeit und großer Freude an mein Herz drücken würde!

Ich bitte Sie, schreiben Sie mir bald wieder. Sie thäten es gewiß, wenn Sie es ganz wüßten, welchen Werth Ihre Briefe für mich haben.

(Der Postbote folgt.)

F. L. Stolberg.

Die heilige Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen. Von Katharina Diez. Offen, Bädeler. 1845. 16. 1 Thlr. 5 Ngr. *)

Nicht nur hohe Eichen, Palmen und Cedern trägt der Garten deutscher Dichtung. Wie vieles Gesträup umwuchert jene edeln Gewächse, wie verschlingen Disteln und Dornen sich oft auf deinem Pfade, daß du unwillig dich abwendest oder doch blutig gerührt weiter ziehst! Klagen wir deshalb die Zeit, die uns trägt, den Wind, der da weht, die Wolke, welche vor der Sonne steht, die uns sonst erwärmt, an, aber werfelseln wir nicht, das Gute, das Schöne, der reine Klang des deutschen Gemüths, sie sind noch vorhanden, und wer weiß, ob nicht der Baum bereits grünt, aus dem die Bioge des neuen Dichterkönigs (seit der Altmeister zu Grabe gegangen, ist das Wunderland ohne Herrn!) einst erbaut wird. Kommt er aber, dann finde er sein Volk wach und bereit, ihn nach Gehähr zu empfangen. Nicht überall sollen die Thürnen ihn sich verschließen, wenn es auch nicht zu hoffen steht, daß sozgleich alle Herzen ihm den Hül der Verehrung bringen.

Darum Ehre den reinen Gemüthern, die dem Bessern schon jetzt sich zuwenden! Sie sind wie die Rose, die dem Morgenkrah den keuschen Busen öffnet und ihre Nähe ist so lieblich als wohlthwend. Sie wirken echt weiblich Wunder der Liebe schon durch ihre Gegenwart.

Zu diesen wohlthätigen Erscheinungen gehört das Gedicht über die heilige Elisabeth, dessen wir zu gedenken haben. In die alte Legende treu sich anlehnend singt die Verfasserin in 19 Gesängen die Kindheit, Verlobung, Frauen- und Witwenzeit, Verbannung, Büßung, Tod und Heiligprechung (1235) jener edlen Frau, die als eine der angehendsten Erscheinungen des deutschen Mittelalters dastet, sowie die ihr zu Ehren errichtete Kirche in Marburg an der Lahn das reinste Muster des echt deutschen Baukuns jener hohen Zeit darstellt. Justi (1771) und Graf Montalembert (1835) haben die Geschichte der Heiligen erzählt. Daran konnte und wollte die Verf. nichts ändern. Was sie von dem Ihrigen dazu gethan, das ist ihre Auffassung der Beiden und Charakters und besonders der biblischen Rahmen, in welchem sie das edle Bild uns vor Augen stellt. — Gedanke, Empfindung, Vers. Mit Vorliebe schildert Fräulein Diez das Dichterleben am thüringischen Hofe. Heinrich von Osterdingen und Wolfram von Eschenbach stehen im Vordergrund, der alte Klingsor weissagt aus den Sternen von dem dereinstigen Ruhm der jungen Elisabeth, die noch im fernen Ungarn weilt.

Der Metzer Schwieg. — Im Kreise
Sauscht Jeder, sich willkommen;
Doch stiller Feinden Heise
Vor über alle Herzen bald gekommen;
Des Lebend Streik, der Erde Roth und Weise
Schien sanft hinweg genommen
Als wie von eines Engels sel'ger Nähe.
Es schimmerzen die Bäume
In wunderbarem Lichte,
Es sanket durch die Räume,

*) Vergl. eine kurze Mittheilung hierüber in Nr. 298 d. Bl. f. 1845. D. Herb.

Als Klängen, Ardenen heilige Metzele,
Derab aus einem bessern, höhern Leben,
Und Heumilche Gesichte

Sah man im Abendglanz veräberstoben.

Die feine anmuthige Hand der Dichterin hat schon aus diesen Versen zu erkennen. Im Verlaufe der Erzählung wechseln Ton und Vers, so oft ein neuer Gegenstand und besonders so oft eine neue Empfindung eintritt. Nicht unglücklich in Schilderungen der äußern Natur ist Fräulein Diez doch offenbar in dem Ausdruck einfacher, tiefer Empfindung, also dem echt Lyrischen, am glücklichsten. Es würde nöthig sein, einen großen Theil des Gedichts hier abzuschreiben, wenn wir alle gärten, intigen, rein empfundenen Gemälde besonders weiblicher Zustände mittheilen wollten, die es enthält. Auf den Namen eines Epos macht es keinen Anspruch. Gern überheben wir uns der Mühe, an Beispielen darzutun, daß es wirklich auf den Ruhm guter Erzählung keinen Anspruch machen kann. Wie viel mehr wird man uns Dank wissen, wenn wir auf den Wohlklang dieser Verse, den leichtgefundenen Reim, der hier nie als eine Fessel drückt, die schwungvolle Abrundung des dichterischen Ausdrucks noch durch einige Beispiele hinweisen. So beginnt der sechente Gesang: „Elisabeth's Hochzeitstag“ (S. 39):

Wie möcht' ich, daß mein schwaches Lieb
Jetzt hell erkling' wie Lärchenweifen,
Die durch die blauen Lüfte reifen,
Ein Klang, der durch die Erde zieht;
So warm und innig, gleich dem Strahle
Der Morgensonne durch die Thale; —
Des ganzen Frühlings Zauberlicht
Wird' ich Armen ich in mein Gebicht,
So himmlisch, wie's mein schmerzlich Sehnen
Heut löset auf in süße Thränen,
Und mir das Bild vergang'ner Zeit
Himmelt in Ailer Herrlichkeit.

Beim Hochzeitmahle singen die ersten Minnesänger (S. 50):

Sie posen laut an jedes Herz,
Sie locken sanft der Freude Thränen,
Sie werden leis der Liebe Sehnen,
Sie röhren still an jeden Schmerz.
Wolfram von Eschenbach, der Rikter,
Der von dem Heiden Percival
Das Lied uns sang, des Feuershall
Noch jetzt erhebet alle Geister;
Er singt der hohen Liebe Preis;
Der Nibchen zarte Wangen lächeln,
Der Ritter Hohenherzen glücken,
Rechtet vom wald'gen Klange, halt.
Und d'r auf der kalte Osterdingen
Beginnt sein Lied, so wild, so mild,
Bom starken Siegfried, von Hertenbild;
Ein Sturm, ein Gauseln hört man's Klänge,
Das Lied vom Nibelungen-Hert;
Das wie des Rheines seltsche Regen
Durch schöne deutsche Land gezogen,
Durch alle Zeiten thätet fort.

Gern unterdrückte hier die Kritik ihre weisen Zweifel, daß ja anerkanntermaßen Osterdingen nicht die Nibelungen gesungen und lauscht dem schönen Fluß der Verse. Denn die Dichterin glüht vor Bewunderung für die Blüte des deutschen Volksgedanges, die Helden- und Minnelieder, wie sie es (S. 53) schon ausspricht, und sagt dann weiter:

Die Neden' sah' ich dem Kug' entgleiten.
Da ich in jene alten Zeiten
Mit stillm Blick zurück sah.
In ihre sanft-ernsten Spiele,
In ihre Herzen, fromm und groß,
Die stark und rein und fessellos
Sinfreßten nach dem einen Ziele,

Die für des Glaubens Himmelskugeln
In hellen lichten Flammen standen,
Für Schönheit und für Liebe brannten,
Und stundten hin das warme Blut.
Gleich dem vorderen Paradiese
Lagst hinter mir die alte Zeit
In blauer Ferne, weit, ach weit!
Gleich jener hellern Frühlingswiese,
Wo ich als Kind gespielt, geträumt,
Daß ich die Engel niedersteigen,
Wie heute Wunderblumen wüchsen,
Von lichtigem Himmelsdau umflüht.

Wahrlich, wenn man den falschen Reim in Fanden und
brannten (vergleichen bezeuget der Verf. nur selten) aus-
nimmt, eine nach Inhalt und Form vortreffliche Schilderung.
Und daß es eben die deutsche Sage ist, deren völliges Ab-
sterben von so manchem Unberufenen jetzt in die Welt hinaus-
posaunt wird, für welche unsere Sängerin glüht, ist der beste
Beweis für die Echtheit, das Naturwüchsige ihrer Empfindung.
Denn stelle man sich wie man wolle, dem Deutschen lag und
liegt von alter Zeit das Deutsche am nächsten. Soll es einst
zu der Weltliteratur kommen, die Goethe vorhergesagt, so
kann es nur so geschehen wie bei einer großen musikalischen
Aufführung jedes Instrument seinen Ton und Charakter dar-
stellt, wenn jedes Volk sein wahres Eigenthum aufs höchste
ausbildet und zu dem echt Menschlichen und Künstlerischen er-
hebt, nicht aber durch kluge Gleichmacherei. So ist Homer
der nationalste und zugleich der allgemein-menschlichste der
Dichter.

Der achte Gesang: „Elisabeth als Weib“, beginnt mit
einem vortrefflichen Bilde:

Sahst du der Rosenknope Pracht
Erschließen sich nach stiller Nacht?
Sie lag so lieblich eingehüllt,
Mit reichem Duft den Kelch gefüllt,
Und jedes Auge, das sie sah,
Wünscht' teils: wär' die Blume da!
Da kömmt der helle Sonnenschein,
Und schaut ihr tief ins Herz hinein,
Und heut ihr Liebend Gruß und Kuß,
Daß sie die Blätter öffnen muß;
Nun steht sie da in Herrlichkeit,
Und leuchtet, duftet nah' und weit;
Nun sieht man sie die Krone heben,
Erschlossen ist ihr weiches Leben:
So hat der Liebe fromme Lust
Erschlossen auch der Fürstin Brust.

Landgraf Ludwig, Elisabeth's Gemahl, gleicht mit Kaiser
Friedrich II. zum heiligen Bande. Da kommt der „Abschied“:

O dunkle Blum' im Lebenskranz,
Nur schimmernd in der Thräne Glanz!
O langes, banges Klagenlied,
Das ewig durch die Herzen zieht:
O Scheiden, Scheiden, bitteres Scheiden!
Wer hat es doch erdacht, das Weiden?
Getrübet ist der helle Tag,
Der noch so freundlich vor mir lag.

Mit diesen Tagen beginnt das Leiden, die Geduld, Ent-
sagung Elisabeth's. Ludwig stirbt in Apulien, Elisabeth wird
von dem selbstsüchtigen Heinrich Raspe mit den Kindern ver-
stoßen. Rudolf Burgula, des Landgrafen Freund, ein edler
Jüngling, kehrt mit der Leiche nach Thüringen heim und hülft
der Landgräfin zu ihrem Rechte. Sie kehrt zurück zur Wart-
burg, aber gleich darauf entsagt sie der Welt, zieht in eine
kleine Hütte und lebt in Armuth und Gehorsam wie eine Bü-
ßerin, dem Gebot des rauhen Konrad von Marburg folgend.
Hier tritt ein Clement entgegen, das freilich unserer Zeit
fast unbegreiflich scheint. Die Verf. hat dies empfunden und
sagt es uns schüchtern:

Wie ist es fast als wäre ich ein Leben
Von einem Geist im Himmelsreich erlitten,
Ein Klang davon wär' in die Welt getragen.
Und laßt hätte man ihn nachgefangen.
Wie ist es fast als werde er verklingen
In dieser Welt mit ihren lauten Tönen;
Am Ged' der Mutter möcht' ich nur ihn fangen,
Und meinen Schmerz durch dieses Lied verklingen.

Während die Demuth aus der Welt verschwand,
Glab auch die alten Wunder bringekehret;
Während nur noch in frommen Liebesunden
Ihr sanfter Engelnome wird besperrt.
Dat stiller Sinnenwusch die Welt umwunden,
Und nur durch Demuth wird sie neu verkläret;
O betet all' ihr Gläubigen und Frommen,
Sie möge wieder zu der Erde kommen!

Damit ist zugleich der geistige Kern dieser schönen le-
gende angegeben, dem jedes bessere Gefühl, dessen diese große,
laute Welt doch noch mehr im stillen Busen trägt, als es da
draußen oft scheinen will, mit Freuden entgegentritt. Es ist
die Verklärung der reinsten Liebe und Geduld oder durch Ge-
duld, der herrlichste Beleg zu jenem erhabenen Wort des Chri-
stenthums: „Wer ausharrt bis ans Ende wird selig werden.“
Damit hat die Verf. einen Ton angeschlagen, der — zur Ee-
rufer Zeit — nicht ungehört verklingen darf. Wir haben
den Welt Schmerz, die süßsaure Politik, den Proletarianismus
in der Poesie sich naheinander verdrängen sehen: dieser schw-
menschliche als göttliche Schmerz, der von Dante bis auf Goethe
und Kavalis die edelsten Dichterseelen durchhebt, wird nicht
verklingen, so lange die Menschheit im Tiefsten ihrer Bäck
und zeitlichen Erniedrigung, des Widerstreites im eigenen Se-
sen, sich bewußt bleibt, für den es nur eine Lösung gibt, das
Wort des Christenthums: „Freiheit in der Wahrheit und Liebe.“

Das Gedicht ist mit einigen schönen Strophen der Köni-
gin Elisabeth von Preußen gewidmet.

Dir weih' ich dankend mein Gedicht;
Es ist das Beste was ich habe!

Ich schrieb's mit meines Herzens Blut,
Ich hauch' hinein mein tiefstes Sehnam.
Ich tauch' es in des Glaubens Blut,
Und neig' es mit der Liebe Thränen.

Diese Versicherung bekräftigt das Ganze. Bedarf es noch
weiterer Empfehlung? Doch dürfen wir nicht verschweigen,
daß auch der Verleger durch gutes Papier und durch schönen,
scharfen, geschmackvollen Druck und Einband dieses kleine Buch
so recht zu Gabe und Geschenk an fromme, zarte Gemüther
bei passender Gelegenheit eingerichtet hat, und dieses wollen
wir demselben, obgleich es für ihn eigentlich bloß Pflicht war,
weil es leider so oft in Deutschland nicht geschieht, hiermit
bestens nachgerühmt haben.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Beendigung von Bignon's Kaisergeschichte.
Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der an einem bun-
ten Wechsel der Ereignisse so reichen Kaiserzeit steht in der
Beröffenlichung des Schlusses von Bignon's „Histoire de
France sous Napoleon“, dessen Erscheinen als bevorstehend
angefündigt wird, zu erwarten. Wie es heißt würden der
erste und zwölfte Band, welche sich über die Zeit vom russi-
schen Feldzuge bis zum November 1813 erstrecken, binnen kur-
zem die Presse verlassen. Die Herausgabe der im literarischen
Nachlasse Bignon's befindlichen Papiere hat Arnouf, der
Schwiegersohn des Verstorbenen, übernommen. Jedenfalls wird
sich aus den Mittheilungen, welche uns geboten werden, wenn-
schon keine neue allgemeine Auffassung, doch eine Berichtigung
und Beleuchtung vieler Einzelheiten ergeben.

Dienstag,

Nr. 174.

23. Juni 1846.

Briefe des geheimen Staatsraths von Stagemann an den Kriegsrath Scheffner.

(Beschluß aus Nr. 173.)

Berlin, 27. Mai 1799.

— — Ich habe meine Reise nach Sachsen beschleunigt und bin seit fünf Tagen mit meiner heimgeholten Sophie wieder hier. Jeder Tag, jede Stunde segne ich diejenige, in welcher mir Gott ins Herz gab, um das ihre zu werden. Sagen Sie nicht, liebster Scheffner: *onus cuique Deus sit diva cupido*. Dieses liebe Weib ward mir an sichtbarer Gotteshand zugeführt, als ich ohne sie auf meinem verödeten Pfade hätte ver-schwachen müssen. Ich lebe wieder auf, wiewol ich den Nachsommer vom Lenz zu unterscheiden weiß. Die Kinder meiner holdseligen Agnes gedeihen daß es eine Freude ist und meine Sophie liebt sie herzlich und wird von ihnen geliebt. Meine geliebte Schwester und mein Neffe, ein geliebter, feuriger und guter Jüngling von 21 Jahren, winden auch Blumen um meine Existenz und machen mir den Übergang zum Nachsommer so angenehm als er für einen Mann sein kann, welcher sein besseres Selbst, die Wonne seines Lebens, das Leben seiner Wonne begrub. Sanfte Ruhe umschattet mich wieder und macht mich stillempfänglich für ununterbrochene, zuverlässige Hoffnung des Wiedersehens meiner Zwiggeliebtesten. Diese Ruhe stimmt mich zum Liederton des Lebens. Für diesen hatte mich der hinschmetternde Gram verstimmt, wiewol ich in kurzen Momenten der Flut nach langen Ebben dithyrambischer Wonne fähig war.

Ich will lieber diesen halbvollendeten Brief auf die Post senden als liegen lassen. Schreiben Sie mir, Herzensfreund! Ich umarme Sie mit treuer Liebe. F. L. Stolberg.

Berlin, 27. April 1799.

— — Ist denn gar keine Hoffnung, daß Sie diesen Sommer nach Berlin kommen werden? Oder künftigen Winter? Später würden Sie mich schwerlich hier finden. Daß ich vorigen Sommer nicht verdorrte, ist vielleicht Ihr Werk. Man siebt gern den Baum an, welchen man, nachdem der dörrende Ostwind ihn gestürzt hatte, noch zu rechter Zeit wieder aufrichtete und anband. Einem solchen gleiche ich nun, angebunden, nicht mehr mit starker Wurzelkraft freudig aufstrebend.

In acht Tagen werde ich mit den Meinigen ein Landhäuschen an der Spree, dem Thiergarten gegenüber, hinter dem Noobiterlande, beziehen. Da würde sich am schönen Strom und im Schatten gut schwagen lassen, nicht vom Kriege, welcher gewiß Sie wie mich betrübt (wiewol meine Friedenshoffnungen noch nicht ganz den Flügel senken), sondern von so manchem

quod magis ad nos
Attinet, et nescire malum est.

Meine Sophia, meine Schwester und mein Neffe würden oft lebendigen Antheil an unsern Gesprächen nehmen, oft und

wandern lassen hinein in die Tiefe des Gesprächs. In der schnellgeflogelten Wechselrede würden wir uns vielleicht manchen ersten Gegenstand leicht wie Federbälle zuwerfen, manchmal das Webschiffchen der Ideen uns zuschleudern und lächelnd ernste Gewebe weben. In der Welt um uns her sehen wir so oft das Gegentheil, sehen wir so oft den ersten Wechselhandel alltäglicher Gedanken und gepriesener Weltweisen Rechenpfen-nige mit höchst eigenem Bild und Überschrift, doch verborgenem Midasohr von gespaltener Klaue in gespaltene Klaue gereicht, vom Wiederkäufer dem Aftewiederkäufer vorgekauft werden.

Haben Sie Bizeman's „Matthäus“ gelesen? Ich bitte Sie, lesen Sie es! Mir zu Liebe! Und mir zu Liebe lassen Sie sich einige mir schwach schelmende Argumente nicht abschrecken. Ein schwaches Argument ist, deutet mich, gar keins und muß weder ins credit noch ins debet eingerechnet werden; aber starke, mir unumstößliche Argumente werden Sie finden. Mir hat das Büchlein große Freude gemacht. In Lavater's Monatschrift werden Sie auch einige treffliche Sachen finden. Schreiben Sie sich wohl und o! schreiben Sie mir! Ich umarme Sie von Herzen. F. L. Stolberg.

Emtendorf in Pommern, 6. April 1791.

Nach langem Stillschweigen greife ich wieder zur Feder, theuerster Freund, und besuche Sie im Geiste. Das Herz sagt mir, daß Ihnen mein Besuch angenehm sein werde und mir ist er sehr angenehm, nur nicht so als Ihre wirklichen Besuche mir waren, wenn Sie dem in der großen Stadt Verödeten eine Stunde Ihres Umgangs schenkten, ihn aufheiterten, stärkten. Guter Scheffner!

Vorigen Sommer reiste ich auf Urlaub aus Berlin mit Weib und Kind und so mit Saak und Paak, wie Einer der nicht Lust zur Rückkehr hat. Ich hoffte den Gesandtschafts-posten an der Spree gegen den am Mittelländischen Meere zu vertauschen und nun ist meine Hoffnung so eingetroffen, daß ich schon an den Besuch und an den Atna unter der mystischen Formel eines Gesandten an den König beider Sicilien beglaubigt bin. Anfang Augusts denke ich mit meiner Frau, meinen fünf Kindern und meiner Schwester diese Reise anzutreten. In der Schweiz und in Italien werde ich, wie Sie denken können, mit Weile eilen und wol beinahe 40 — Wochen auf dieser Reise ins gelobte Land, aber nicht durch Wüsten ziehend, zubringen. Ich habe mich von meiner Jugend an in Träumen einer solchen Reise gewiegt. Ein Aufenthalt von einigen Jahren in diesen Paradiesen wird mir noch viel mehr gewähren als eine flüchtige Reise thun könnte, nur wünschte ich unmittelbar an die vulkanischen Majestäten, nicht durch das sütternde Medium eines königlichen Hofes accreditirt zu sein. Vielleicht gelingt es mir an den Wasserfällen von Livoli oder am Bö-gengeräusch des Ionischen Meeres, von griechischen Lüften ange-wstimmt oder in ad otia nata Parthenope meine Harfe wieder zu stimmen und an Flammen des Atna den glimmenden Docht meiner Fackel wieder anzuzünden!

Diesen Winter habe ich mit den Meinigen hier bei Her-

zendsfreunden zugebracht und meine Sophia hat die kleine Agnesherde mit einem Mädchen vermehrt. Für meine Knaben habe ich einen trefflichen jungen Preußen, welcher Sie manchmal in Königsberg gesehen hat, zum Führer und zum Freunde der ganzen Familie bekommen. Er heißt Nicolovius.

God tempers the wind to the shorn lamb, sagt Sterne, und Sie sehen mich shorn to the quick. Und darum führt er mich auf eine liebliche Aue. Er arbeitet den trübenden Abend meines Lebens, damit ich mit sanfterer Sehnsucht den großen allwiederbringenden Morgen erwarten könne!

Schreiben Sie mir bald wieder, lieber Schreffner. Ich umarme Sie von ganzem Herzen. F. L. Stolberg.

Xrembsättel, 27. Juni 1791.

(In Dolkeln, dem Wohnsitz meines Bruders).

Von Woche zu Woche habe ich die Beantwortung Ihres lieben Briefes vom 29. April aufgeschoben, aber nicht aus Trägheit, noch weniger aus Vergessenheit (deren doch Sie erwähnen, wärend daß Nicolovius mich an Sie erinnert habe), sondern bloß um desto mehr von amore in einer recht guten Stunde an Sie zu schreiben. Nun ist's mir ergangen wie Demen, welche durch die Todeskrankheit an die verzögerte Buße erinnert werden. Der letzte Posttag vor meiner Abreise drängt und ängstet mich. So mancher notwendige Brief, den ich durchaus schreiben muß, macht es mir unmöglich, mit Ihnen so zu schwagen wie ich wollte. Ach ich wollte so gerne! Wenn der leichtsinnige Buzkauffchieber mit dem Herzen aufschöbe, mit welchem ich diesen Brief verzögert habe, mit dem Herzen späte Buße thäte, mit welchem ich heute an Sie schreibe, o lieber Schreffner, so bedürfte er der Buße kaum.

Übermorgen gehe ich von hier. In Hamburg werde ich bis zum 3. Juli bleiben und von dort mit meiner Frau, meinem ältesten Sohne und Nicolovius die Reise antreten. Bei Jacobi in Pempelfort (nahe bei Düsseldorf) werden wir etwas verweilen, dann längs der Rheinufer hinauf nach der Schweiz reisen, wo ich noch die Kraubencur brauchen werde, ehe ich Hannibal's Fußstapfen betreten werde.

Nicht als dänischer Gesandter, sondern als freier Reisender werde ich die Schweiz, Stalien, Sicilien besuchen. In anderthalb Jahren komme ich wieder und trete die Präsidentenstelle in Gütin an, welche ich eben erhalten habe. Inanientis dum sapientiae consuetas errat ist Ihr Freund bestimmt Präsident und Dornherr zu sein! Ich werde in Gütin, einem paradisißchen Orte, leben. Vorläufig aber, da ich zwar vom Könige von Dänemark meinen Abschied erbeten habe, aber nicht von Mutter Natur, bin ich willens, ihr Creditiv den Alpen, dem Vesuv und dem Atna zu überreichen. Sua cuique Deus est diva cupidlo, könnten Sie lächelnd sagen und mich für einen onvoyés extraordinaires der eiteln Reugierde halten, aber so streng beurtheilen Sie Ihren Freund gewiß nicht.

Sie wollen, daß ich eine Reisebeschreibung machen soll. Die Beschreibung der schönen und großen Gegenstände, welche ich aufmerksamer vielleicht, gewiß mit mehr Interesse als manche Reisende, aber doch immer sehr flüchtig sehen werde, und die Schwierigkeit, Naturschönheiten dem Leser anschaulich zu machen, sollten mich abhalten. Das Glück aber, welches der trockene Riedesel und die von den Mäusen verwahrlosten Nachfolger dieses Reisenden gemacht haben, gibt mir Muth. Man sieht es selbst ihren Natursilhouetten an, daß die Gegenstände, deren kalten Umriss sie geben, wenigstens ausgezeichnet werden könnten, wenn auch gleich kein Pinsel sie darzustellen vermog im Leben der Natur. Ihr Freund wird also, ich sehe es voraus, sein Rässlein und seinen Griffel bei sich führen, ein Gerath, welches ihm desto nöthiger wird, da die Farben auf seiner Palette einzutrocknen und seine Pinsel hart zu werden drohen.

Werther als mancher schöne Pinsel in Meisters Hand ist mir der Bleistift, mit welchem ein edler Ungenannter die „Handzeichnungen nach der Natur“ flüchtig, aber werth der Unsterb-

lichkeit, hingeworfen hat. Wofern Sie ihn kennen, so sagen Sie ihm, wie sehr er mein Herz erfreut und gerührt hat.

Schreiben Sie mir dann und wann, lieber Schreffner. Jeder ans dänische Postamt in Hamburg adressirte Brief wird mich auf meine Irren finden. Jeder von Ihnen wird mir eine freundliche Erscheinung sein! O wenn ich Sie selbst an dem Ufern des Mitteländischen Meeres oder bei des Wasserfalls von Airolo erscheinen sähe. Wie würde Ihnen in die Arme stürzen Ihr F. L. Stolberg.

Aus einem Thal bei Sorrento, 21. Sept. 1792.

Im alten Larent erhielt ich Ihren lieben Brief aus Cernusca vom 2. März. Ich sollte mich zwar billig vom Datum Ihres Briefes nichts verlauten lassen, lieber Schreffner, aber man findet ja im Belantritt des Fehlers Beruhigung und so will ich denn auch diese nicht durch Beschönigung verderben, sondern Alles von Ihrer Verzeihung erwarten und von der Gewißheit, daß Sie meinem Herzen dieses Stillschweigen nicht anrechnen werden. Ich habe manchen meiner Freunde darum nicht oder spät geschrieben, weil ich nicht wußte wie ich's anfangen sollte, um der Fülle des Inhalts etwas abzuschöpfen. Wenn man eine volle Flasche vor sich hat, so freut man sich, sie mit einem Freunde leeren zu können, und mit einem fast gewöhnlicher Größe nimmt ein christlicher Deutscher, mit Beil eilen und mit Freunden theilend, es auch wol auf; aber der Heidelberger Faß gafft man an und wagt sich nicht an seine altväterische Majestät und Fülle. Darum wird es auch schwerer, in einem Briefe von Stalien und Sicilien zu erzählen. Beide Länder, von denen ich sehr viel erwartete, haben mir Erwartung noch sehr übertroffen. Ehe ich Stalien ganz verlassen, werde ich ein rundes Jahr darin zugebracht haben. Ich habe also alle Jahreszeiten in diesem Lande des ewigen Frühlings und der schönsten Natur zugebracht. Alle Provinzen im südlichen Stalien habe ich besucht und bin zu Pferde um ganz Sicilien gereist. Ich war auf dem Vesuv im Augenblick eines Ergusses. Ich vergaß keinen Feuerbach, als ich in der Nacht beim Feuerstrom des Atna stand, welcher sich aus einem feiner Vulkanen wie ein Wasserfall ergießt, denn sich in Arme theilt, Inseln bildet und dritthalb deutsche Meilen weit forstürmt.

Von Dextrant's Küste sah ich Griechenslands atrocaramische Gebirge. Die griechischen Alterthümer in beiden Königreichen machten mich fast kalt für das alte Rest der Böthen, und umfungen von den ewigen Reizen der tarentinischen, der tarentinischen (denn neben seiner Hölle oder vielmehr unter ihr blüht mehr als ein Elysiun), den Reizen des nördlichen Gebirges von Sicilien, der sarentinischen und ichtinischen Paradiße vergaß ich gern jede Erinnerung des Alterthums, wiewol ich auch diesen minder heilige Stunden widmete.

Über den Charakter der Italiener und Sicilier hört man bei uns in Deutschland manches Wahre, welches durch Beschweigung manches Andern, das auch gesagt werden sollte, verleumdende Unwahrheit wird. Ich habe in allen Ländern einige edle und liebenswürdige Männer kennen gelernt, und mehr als einige solche wird schwerlich in irgend einem Lande ein wildfremder Reisender antreffen. In Puglien, Calabria und Sicilien wird jene herzliche Gastfreundschaft geübt, welche nicht allein der hergebrachten Sitte, sondern den Empfindungen der Bewohner dieser Länder Ehre macht. Auch die moralische Natur dieser Länder bringt neben den äppigwachsenden Disteln edle Früchte jeder Art, und wer nur die Beschwerte des heißen Sonnenstrahls, sich nicht verjüngt fühlt unter ihrer lebenerzeugenden Kraft, wer nur Aufwallungen zum Freud, nicht auch hohen Geisteschwung und lebenswürdige Freudenfälle in Italien inne wird, der sieht wahrhaftig nur den Schatten und nicht den Leib, geschweige daß ihm vom Geiste etwas ahnen dürfte.

Seit acht Wochen haben wir theils in diesem Felsenthale am Meer, theils in der Insel Ischia zugebracht. In Ischia lebten wir mit Familien großer, freundlicher Bürger. Sie wä-

fen besser als ich Ihnen sagen kann, lieber Herr, das man den Menschen im Hölle suchen muß und Diogenes hätte seine Laterne sporen können, wenn er nicht in den Gassen Athens damit hineingetauscht wäre.

In Ländern, wo der Mensch nicht in ungleichen Kriegen mit den Elementen lebt, wo die Fülle der Naturgeschenke und die Milde des Himmels ihn theils vieler Bedürfnisse enthebt, theils die übrigen freiwillig oder für geringe Mühe befriedigt, in solchen Ländern geübt der Landmann gewiß besser als bei uns, wo gänzlicher Mangel an Ruhe von Kind an ihn an die rastlose Arbeit schmiedet. Hier sah ich vernünftige, milde Greise, Hausmütter von Bombonnis, zartgebildete, schöne, so festliche als freundliche Mädchen, rasche Jünglinge und Kinder, welche mehr Vertrauen und theilgebende Freude zeigten als ein verführertes Bauernkind in andern Ländern Fremdlingen zeigen wird.

Das die vornehmen Stände (wiewol nicht ohne Ausnahme) hier weniger taugen mögen als bei uns, das glaube ich gern. Die Entfremdung von einer solchen Natur mußte sich sehr desto härter strafen, je mehr sie muthwillig dem Rodeton opferte.

In Ischia hatten wir den Schmerz, ein Mädchen von fünf Monaten, welches meine Sophia in Neapel geboren hatte und selbst künzte, zu verlieren.

Dem Manne, welcher mit der lebendigsten Darstellungs-Kraft und der tiefsten Seelenkunde jenen Grafen schilderte, der Sterbende und Todte beobachtete und malen ließ, entging, wofern mein Gedächtniß mich nicht trügt, eine Bemerkung. Sahen Sie nie todtte Kinder? Woher, wenn auch Leiden und Suchungen die liebe kleine Physiognomie während der Krankheit zerrütteten, woher in der Todesmine dieses holdselige Lächeln? Dieser mit dem Lächeln verbundene, überkindliche, festliche Ernst?

Es erschalt dem Ohre des Unmündigen, es erscheint dem Blicke des Säuglings eine Kraft jener Welt, ehe Ohr und Auge sich schließen. Es hört oder sieht einen Boten Desjenigen, der die Kinder herzte und segnete. O lieber Scheffner, unsere Weltweisen werden das Räthsel nicht lösen, das ihnen ein Säugling und mit todtten Lippen vorlegt!

Jetzt verreisen wir von hier, dann über Rom, Ancona, Venedig, Wien, Dresden. Schreiben Sie mir bald, adressiren Sie den Brief an das dänische Postamt in Hamburg. Ich umarme Sie von ganzem Herzen. F. L. Stolberg.

Sneisenau an Scheffner.

Sehr dankbar bin ich Ihnen, mein verehrter Freund, für die freundlichen Worte, die Sie mir unterm 19. September geschrieben haben. Die Unfertigkeit meines jetzigen Aufenthalts hat meinen Privatbriefwechsel etwas in Unordnung gebracht; daher wollen Sie diese verspätete Antwort entschuldigen.

Ihnen, mein verehrter Freund, der Sie Restor's Erfahrungen und Weisheit vereinigen, wird es nicht auffallen, daß die Arbeiten des Wiener Congresses so sehr in die Länge sich ziehen. Sowie man nicht den guten Willen hatte, in Paris sogleich die wechselseitigen Ansprüche auszugleichen, so mußte man erwarten, daß die Ränkerei Zeit und Gelegenheit finden würde, sich zu entwickeln. So aber eilte nur Jeder, seine Kruppen aus Frankreich zu ziehen, um in Besitz Dessen sich zu setzen, was er als seine Beute ansah, die Rußen Polen, die Österreicher Italien, die Engländer Belgien. Alles übrige überließ man der Zukunft und Jeder nahm sich vor, dem Andern so viel abzuganzeln als angehen möchte. Uns am gehässigsten zeigt sich M. und von ihm geht der böse Geist aus, der hier und da gegen uns spukt. Ein Hauptfehler den man beging war, daß man zuviel, daß Frankreich in die deutschen Angelegenheiten sich mische. Unser Staatskanzler widersprach diesem bereits in Paris als Talleyrand äußerte: Frankreich würde einen Gesandten zu diesem Ende schicken, und sagte ihm, daß die verbündeten Mächte nicht in die innern Angelegenheiten

ten Frankreichs sich gemischt hätten, folglich dieses kein Recht habe, in den deutschen Angelegenheiten mitzusprechen zu wollen. Damals fielen die Gesandten der übrigen Mächte dieser verständigen Hardenberg'schen Meinung bei; seitdem ist man wieder, vermuthlich durch M. (Talleyrand's Geistesverwandten) Ränke davon abgewichen und möge man es nur nicht dereinst bereuen. Die neue französische Regierung hat nun etwas ihren Haushalt kennen gelernt und gefunden, daß Kriegsgeld die Fülle vorhanden ist, ausgenommen Geld für einen langen Krieg, während welches indessen man aus dem Festungsgeschütz Feldgeschütz gießen kann. Ihre Armee mögen sie leicht auf 6—700,000 alte Soldaten bringen können. Nehme man hinzu die beleidigte Eitelkeit der eitelsten Nation der Welt, die verlorenen Besitztümer oder Aussichten ihrer Generale, die Dunkelheit und Beschränkung, worin ihre Offiziere leben müssen, die Entwöhnung von Arbeit bei den alten Soldaten, die Anhänglichkeit eines großen überwiegenden Theiles der Nation an Napoleon, so wird man es begreiflich finden, wenn ein neuer Krieg sehr im Sinne der Mehrheit des französischen Volks ist. Zu einer solchen neuen Krise mag leicht unsere überschwängliche unpolitische Großmuth uns führen, wenn nicht der Himmel dem Congress ebenso viel Weisheit als den Armeen im letzten Kriege Glück schenkt.

Ich höre über den Zustand Ihrer Provinz sehr viel Beunruhigendes. Der Wohlstand des gutbesitzenden Adels sei gelähmt und schwer ihm aufzuhelfen. Dies sollte mir sehr leid thun. Die Provinz hat sich so patriotisch und kräftig genommen, daß man wünschen muß, daß der entfesselte Handel den ehemaligen Wohlstand der Provinz wieder ausblühen mache, um sie für so große Anstrengungen zu belohnen. Die preussischen Regimenter, die mit uns waren, haben vortrefflich gekämpft.

Nun, mein verehrungswürdiger Freund, leben Sie wohl und möge es Ihnen gefallen, mir manchmal ein Zeichen des Lebens von sich zu geben. Unsern Freund Madeweis und dessen Haus wollen Sie herzlich von mir grüßen, Sie aber meiner mit Wohlwollen gedanken als Ihres Freundes, der Ihnen mit wohl und tief gegründeter Hochachtung ergeben ist. Gott schütze und erhalte Sie und gebe Ihnen Zufriedenheit und Glück zum neuen Jahr.

Berlin, 30. Dec. 1814.

Der Generalleutnant G. v. Sneisenau.

Neugriechische Literatur.

Zum Besten der Universitätsbibliothek in Athen ist im J. 1843 der erste Band eines interessanten, auf mehrere Bände berechneten literarischen Unternehmens erschienen. Es hatte nämlich ein im J. 1833 in Indien verstorbenen Grieche aus Athen, Dimitrios Galanos, der sich eine lange Reihe von Jahren mit der Sprache des Sanskrit und mit der indischen Philologie beschäftigt hatte, in seinem Testamente die von ihm handschriftlich hinterlassenen griechischen Übersetzungen aus dem Sanskrit der Akademie in Athen vermacht; und von diesen Übersetzungen ist nun der erste Band, der fünf einzelne Schriften indischer Weisheit enthält, als Vorläufer unter dem Titel: „*Ἀντιγραφία Γαλανού, Ἀθηναίου, Ἐπιγράφων ἑπιγραφῶν Ἰνδικῶν*“, veröffentlicht worden. Es ist dies auf Kosten des pariserischen Griechen in Odeffa, Ioannis Dumas aus Epirus, der auch die von dem gelehrten Griechen Bardalachos hinterlassene Übersetzung der „Anabasis“ und „Kypopädie“ von Xenophon herausgibt, von dem Vorleser der Universitätsbibliothek in Athen, Georg Lychnaldos, geschehen, der sich in einem Vorworte namentlich auch über Nützlichkeit der sanskritischen Studien für die Griechen ausspricht. Wenn der Verkauf dieses ersten Bandes die erforderlichen Mittel an die Hand gibt, sollen auch die übrigen, ziemlich zahlreichen Handschriften jener indischen Übersetzungen nach und nach veröffentlicht werden. Des bereits früher kurz erwähnten archäologischen Werks: „*Antiquités helléniques ou respor-*

toire d'inscriptions et d'autres antiquités decouvertes depuis l'affranchissement de la Grèce', von A. R. Rangabé (erster Band; Athen 1842), gedenken wir hier nachträglich nochmals, weil nunmehr der erste Band vollständig vorliegt. Das ganze Werk soll eine Übersicht der seit der Befreiung Griechenlands entdeckten Alterthümer in Griechenland — das Wort Alterthümer im weitern Sinne des Worts — enthalten, zugleich mit kritischen Anmerkungen des Herausgebers, der seit vielen Jahren Secretair der archäologischen Gesellschaft in Athen, auch seit einiger Zeit Professor der Archäologie an der Universität in Athen ist und durch seine Stellung dem Werke eine Art von officiellem Charakter gibt. Ebenfalls gewährt dasselbe einen genügenden Rastab zur Beurtheilung der antiquarischen Schätze, die bereits aus Griechenlands befreitem Boden zu Tage gefördert worden sind und die noch darin verborgen liegen mögen.

Bibliographie.

Bornhauser, L., Ida von Loekenburg, oder die schrecklichen Folgen der Eiferucht. Historisch-romantische Erzählung aus der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Schwab. Hall, Hespel. 8. 1 Thlr.

Briefe eines Affen an seine Brüder. Zum Druck befördert von **** Hanau, Cöler. 8. 1 Thlr.

Chrzanoński, Über den Parteigänger-Krieg. Eine Skizze. Aus dem Polnischen. Berlin, Stühr. 12. 7/2 Ngr.

Dael, Die Baumwolle und deren Verarbeitung in naturhistorischer, geschichtlicher, technischer und staatswissenschaftlicher Beziehung. Mainz, Cöler. 8. 15 Ngr.

Ennemoser, F. J., Die glückliche Gemeinde zu Friedenthal, oder Andeutungen, durch welche Mittel Friedenthal es dahin brachte, daß daselbst Wohlstand und Zufriedenheit herrschte. Mannheim. 1845. Gr. 8. 12 Ngr.

Zur Literatur Johann Fischarts. Reveille matin oder Wachträuf. Anmanung zu christlicher Kinderzucht. Erinnerung an die Bundbaepfeler. Zuerst wieder veröffentlicht durch A. F. C. Vilmar. Marburg, Elwert. 4. 10 Ngr.

Giovanna Maria dalla Croce und ihre Zeit. Ein Lebensgemälde aus dem 17. Jahrhundert. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 3/4 Ngr.

Höfling, J. W. F., Das Sakrament der Taufe nebst den andern damit zusammenhängenden Akten der Initiation. Dogmatisch, historisch, liturgisch dargestellt. Erlangen, Palm. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kunz, C., Die Bergwunder, Reise-Erinnerungen zur Unterhaltung für Jung und Alt. Straßburg, Witwe Leorauff. 12. 8/4 Ngr.

Lebensbeschreibungen und Kriminalproceße berühmter Mörder und großer Verbrecher älterer Zeit. Nach Akten und Archiven. Nebst Bemerkungen über das Diebsgesindel im Mittelalter. Aus dem Französischen von L. Gain. 1stes Bändchen. Leipzig, Kollmann. 8. 15 Ngr.

Lorenz, Wilhelmine, Friedrich's II. einzige Liebe. Roman. Leipzig, Wienbrack. 8. 1 Thlr.

Marr, J., Caspar Devian oder der Calvinismus in Lrier im J. 1550. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation in Deutschland. Mainz, Kirchheim, Schott u. Thielmann. Gr. 8. 26 Ngr.

Nicolovius, A., Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Riegler, C., Christkatholische Dogmatik, historisch, biblisch, patristisch, symbolisch, polemisch-apologetisch, praktisch dargestellt. 1ster Theil. Bamberg, Schmidt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwab, C., Gedichte. 3te Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Thiersch, F., Allgemeine Ästhetik in akademischen Lehrvorträgen. Berlin, Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Ufabuschnigg, A. v., Der moderne Eulenspiegel. Roman. Zwei Bände. Pest, Beckenast. 8. 3 Thlr.

Vorsikule zur speculative Theologie des positiven Christenthums. In Briefen. 1ste Abtheilung: Die Creationstheorie. 2te vermehrte Auflage. Wien, Wallishausner. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Weber, B., Spartakus. Tragödie. Wien, Börschner's Witwe und Bianchi. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Wislizenus, C., Darstellungen aus der deutschen Geschichte zur Belehrung über deutsche Volkszustände, wie sie gewesen und wie sie geworden. 1stes Bändchen: Der Deutschen directe Geschichte und Volkszustände. Leipzig, D. Wigand. 8. 16 Ngr.

Schotte, F., Gesammelte Volkschriften. Carau, Sammländer. Gr. 8. 14 Ngr.

Tagesliteratur.

Binder, G. P., Zwei Reden, gehalten in der Kronstädter evangelischen Cathedralkirche im Jahre 1845. Kronstadt. 1845. 8. 5 Ngr.

Couard, C. L., Sie sahen Niemand, denn Jesus allein. Predigt über Matth. 17, 8. Berlin, Cöslin. 8. 2 1/4 Ngr. Das preussische Eisenbahnnetz mit besonderer Beziehung auf die östlichen Provinzen. Vom Amtsrath Livonius und Oeconomiecommissarius Wertenb. Berlin, Behr. Gr. 8. 10 Ngr.

Denß, A., Sendschreiben an den Hochwürdigsten Herrn Bischof zu Fulda, bezüglich dessen zur Fastenzeit 1846 abgegangenen Hirtenbriefes gegen die Kirche der Deutsch-Katholiken. Barmar, Landes-Industrie-Comptoir. 12. 5 Ngr.

Goldheim, S., Predigt bei der am 2. April stattgefundenen Einweihung des Gotteshauses der Genossenschaft für Reform im Judenthum. Berlin, Behr. Gr. 8. 5 Ngr.

Lucius, Vortrag über öffentliches und mündliches Verfahren in Criminalsachen, gehalten im Bürgerverein. Braunschweig, Rodemacher. Gr. 8. 3/4 Ngr.

Müller, M., Christliche Gebete und Betrachtungen zunächst für die Deutsch-Katholiken. Berlin, Schw. 8. 15 Ngr.

Reander, A., Rede bei der akademischen Feier des 300jährigen Todestages Luther's am 18. Febr. 1846. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 3 Ngr.

Riegler, C., Jesus der Messias und der Judenthum. Eine historisch-ergetische-dogmatische Abhandlung. Hervorgehoben durch ein Beschwärde-Schreiben des Rabbiners Rosenfeld zu Bamberg an die Ständeversammlung in München. Bamberg, Schmidt. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.

Schrader, K., Der Antipietist, oder Vertheidigung des vernunftgemäßen Christenthums wider die pietistischen Angriffe. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Kollmann. 8. 15 Ngr.

Stosch, J. F. W., Lebensbilder, oder: Wohin führt die Anwendung der religiösen Grundsätze der sogenannten protestantischen Freunde? Königsberg i. d. N., Windolf u. Strieck. 8. 15 Ngr.

Strauß, B., Über die Gesangbuchsache in preussischen Landen. Eine Denkschrift. Bielefeld, Velhagen und Klasing. Gr. 8. 6 Ngr.

Urtheil des kurfürstlichen Obergerichts zu Marburg in der Untersuchungssache gegen den Prof. Dr. Sylv. Jordan wegen versuchten Hochverraths. Nebst den Entscheidungsgründen. Neueste Auflage. Marburg, Elwert. Gr. 8. 15 Ngr.

Vilmar, A. F. C., Schultreden über die Fragen der Zeit. Marburg, Elwert. Gr. 8. 20 Ngr.

Weiß, C., Betrachtungen über Nationalismus und Dissenbarung. Ein Versuch zur Verständigung. Eisenach, Reichardt. 8. 15 Ngr.

Zittel, Begründung der Motion auf Religionsfreiheit in der badischen II. Kammer am 9. Dec. 1845. Darmstadt, Pabst. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Bibliothek politischer Reden aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Sechs Bände. Berlin, Vog. 1843 — 44. 16. 4 Thlr.

Es begreift sich leicht, daß bei der Anzeige und Beurtheilung dieses Wertes nicht sowohl der eigentliche Inhalt, das heißt die darin mitgetheilten 111 Reden, als vielmehr nur der Plan desselben und die Art der Ausführung von Seiten der Redaction geprüft werden kann. Um die hier vorgeführten Redner alle zu besprechen, um die Eigenthümlichkeit ihres Talents zu würdigen, sie untereinander zu vergleichen und gar um auf die von ihnen erörterten Gegenstände einzugehen, dazu wäre ein ganzes Buch zu schreiben nöthig oder auch wieder eine ganze Bibliothek. Daher soll hier nur von dem Plane der Redaction vorzugsweise die Rede sein.

Die politische Beredsamkeit oder wenn man lieber will Sprechfertigkeit hat in Deutschland seit den letzten 15 Jahren unverkennbar einen bedeutenden Aufschwung genommen, und es ist mit Grund zu erwarten, daß sie sich, bei vervielfältigter Gelegenheit, noch höher und reifer entwickeln werde. Theils sind neue Verfassungen eingeführt worden, theils ist in den Ländern, welche schon Verfassungen besaßen, ein lebendigerer politischer Geist erwacht; die Provinziallandtage Preussens haben sich zu größerer Bedeutung erhoben, und auch außerhalb der Sphäre der politischen Institutionen, so eng gezogen in Deutschland der Kreis für die freie politische Bewegung des Volkes, so ängstlich überwacht das Wort ist, bei Festen, Versammlungen, Essen, hat sich das Rednertalent geübt und ausgebildet. Auch für die mit der politischen nahe verwandte gerichtliche Beredsamkeit hat sich da und dort ein etwas erweitertes Feld aufgethan, und gar manche nicht politische Vereine sowie die Verhandlungen von Municipalitäten dürfen als Vorschulen für die politische Beredsamkeit betrachtet werden. Wenn somit das Leben selbst die politische Beredsamkeit begünstigt, übt und fodert, so scheint es zeitgemäß, daß auch die Mittel zur Bildung der Beredsamkeit vervielfältigt werden, daß die Schule sich deren Pflege anlegen lassen und die Literatur ihr Nahrung zuführe. In diesem Sinne ist nun wol auch theilweise der Plan zu dem vorliegenden Werke gefaßt worden, obwohl in dem Prospectus weniger dieser praktische Zweck als vielmehr

der der Belehrung hervorgehoben ist, wenn gesagt wird: „Die «Bibliothek» dient zur Belehrung über die Tagesinteressen, indem sie uns zu den Quellen praktisch politischer Weisheit hinführt; sie gewährt würdige und ernste Unterhaltung, indem sie uns die vollendetsten Geistesproducte der für Vaterland und Freiheit, für Recht und Volksglück glühenden Männer zur Anschauung bringt; sie bildet endlich auch einen unentbehrlichen Commentar zu jeder Darstellung der Zeitgeschichte“; dagegen ist im Vorwort zum ersten Bande auch der genannte praktische Zweck angedeutet, welcher sich ohnehin von dem didaktischen nicht leicht trennen läßt.

Die nicht genannte Redaction zählt die vorliegende „Bibliothek“ zu den historischen Werken und hat die Auswahl der mitgetheilten Reden „nach ihrem innern Werth und ihrer Bedeutung für die Interessen unserer Gegenwart“ getroffen, hat jedoch „die Folge der Reden weder von der Zeit, in welcher sie gehalten wurden, noch von dem Stoffe, den sie behandelten, streng abhängig gemacht“. Bei dem unermesslichen zur Benutzung und Auswahl vorliegenden Material hatte die Redaction eine große, aber auch die Wahl und Anordnung erschwerende Freiheit; sie mußte ihre Grundsätze mit einer gewissen, wenn auch keineswegs unmotivirten Willkür feststellen; und so leicht es auch sein mag, den von ihr befolgten Grundsätzen andere entgegenzusetzen, so erscheint doch eine solche Kritik leicht als müßig und unfruchtbar, wenn sie nicht durch eine positive Leistung, durch die Durchführung eines andern Plans in einem selbständigen Werke unterstützt wird. Die Redaction kann mit Recht verlangen, zunächst nach dem von ihr selbst aufgestellten Kanon der Auswahl der Reden „nach ihrem innern Werth und ihrer Bedeutung für die Interessen unserer Gegenwart“ die „Bibliothek“ beurtheilt zu sehen.

Demnach ist die Aufgabe der „Bibliothek“, durch die hier zusammengestellten Reden geschichtlich und politisch zu belehren und aufzuklären. Diese beiden Zwecke widersprechen sich zwar keineswegs, aber sie fallen auch nicht zusammen. Ein Hauptmoment der Geschichte bleibt immer das politische Leben und Interesse und die politische Wahrheit kann nie von dem Boden der geschichtlichen Wirklichkeit ganz abgelöst werden.

Nur die allgemeinsten Sätze des Rechts und der Politik lassen sich außerhalb des geschichtlichen Zusammenhangs erörtern; alles Concretere gewinnt nur auf historischem Boden seine wahre Bedeutung, sein rechtes Licht. Grundsätze politische Einsicht und Belehrung wird daher gewiß nicht durch bloße philosophische Deduction und Demonstration erzeugt und mitgetheilt, sondern sie muß durch lebendige Anschauung der Geschichte vermittelt und bewährt werden; und Mäner, der eine Abhandlung über eine politische Frage gar nicht oder ohne Nutzen und rechtes Verständniß läse, hört oder liest mit Begierde und Interesse eine Rede darüber, die durch einen concreten Fall, durch einen in das Leben eines Volkes, in die Zeitgeschichte eingreifenden Streit hervorgerufen, mit der Wärme des Lebens, mit der gesteigerten Energie des Kampfes, vielleicht mit tief erregtem Gefühl oder mit saurer Leidenschaft das Problem behandelt. Insofern ist es ein glücklicher Gedanke, die politische Theorie durch den geschichtlichen, praktischen Commentar wirklich gehaltenen Reden, die meistens eine Wirkung hervorgebracht, mehr oder minder bedeutende Folgen gehabt haben, zu veranschaulichen und zu beleben. Viele der wichtigsten Probleme der Politik im weitesten Sinne sind durch die Reden der „Bibliothek“ beleuchtet; wir führen beispielsweise folgende an: Über Pressfreiheit (mehrere, von Liebenstein, Sander, Roper-Gollard u. A.), über die Grundsätze des constitutionellen Staatsprinzips, Verantwortlichkeit der Minister, den Adel, über Wahlfreiheit und Wahlgesetze, Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, Criminaljustiz, Religionsfreiheit, Verfassung und Verwaltung der Gemeinden, über Volkserziehung, Volksschulwesen, Universitäten, Volksbewaffnung, Handelsfreiheit, Zollgesetzgebung. Neben diesen Gegenständen von allgemeinem Interesse, die jedoch alle unter bestimmten gegebenen Verhältnissen an verschiedenen Orten zur Sprache kamen, behandeln viele Reden besondere Anliegen, Wünsche, Beschwerden, Einrichtungen einzelner deutscher Länder, theils sprechen sich französische und englische und andere Redner und Staatsmänner über politische Angelegenheiten ihrer Länder aus; auch sind einige Anklage- und Vertheidigungsbreden mitgetheilt. Die Sammlung ist, wie man aus dieser lückenhaften Inhaltsangabe schon sieht, reichhaltig genug; jedoch vermißt man darin Reden über manche der wichtigsten deutschen Interessen, namentlich über das Verhältniß des Deutschen Bundes zu den deutschen Verfassungen. Die Redaction deutet an, daß sie auf mancherlei Hindernisse gestossen sei, welche zu überwinden nicht in ihrer Macht gestanden; wir glauben das gern, aber dann ist sehr zu beklagen, daß nicht ein für die unverkürzte Durchführung des Planes günstiger Ort oder eine größere Freiheit gewährende Form der Herausgabe gewählt wurde. Sogar in den mitgetheilten Reden selbst mußte, wie es scheint, hin und wieder etwas ausgelassen werden, eine Verstümmelung, welche den fatalsten Eindruck macht, indem sie das Gefühl des körendsten Mißtrauens erzeugt. Ein solches Unternehmen

hätte vor Allem sich von der Bevormundung der Censur zu befreien suchen sollen.

Vermißt man in dieser „Bibliothek“ Reden über manche wichtige Punkte der deutschen Politik, so wird diese Lücke nicht ersetzt durch die Reden fremder Redner und Staatsmänner. Einige zwar von diesen behandeln oder berühren allgemeine politische Grundsätze, z. B. die von Robespierre über die Abmessung bürgerlicher Rechte nach einem Census, von Barnave über das Recht des Kriegs und Friedens; aber sehr viele beziehen sich auf ganz individuelle historische Verhältnisse, wie z. B. auf das Verhältniß Irlands zu England oder auf den Durchsuchungsvertrag: Gegenstände, die allerdings ein großes Interesse für die Gegenwart haben, aber weniger sofern es sich um bestimmte Grundsätze als um den Kampf von Parteien und um die Rivalität der Nationen handelt. Ganz am Plage dagegen ist eine Rede des ältern Pitt über die Angelegenheiten der amerikanischen Colonien, sofern darin das allgemeine Thema des Rechts der Besteuerung erörtert wird, worüber sich keine deutsche Rede in der Sammlung findet. Die „Bibliothek“ bekommt durch die Aufnahme so verschiedenartiger Reden zwar ein weniger ausschließliches politisches, ein mehr historisches Gepräge; aber es will uns bedünken, daß sie dadurch den Charakter der innern Einheit verliere. Die dankenswerthen biographischen Notizen orientiren zwar einigermaßen den Leser, aber doch nicht hinreichend, wenn er nicht zuvor schon mit den geschichtlichen Verhältnissen, unter welchen die Reden entstanden sind, genauer bekannt ist, und Balgale's Rede zur Vertheidigung seiner ministeriellen Wirksamkeit wird heutzutage Wenige interessieren. Von Fox würde sich gewiß eine bedeutendere Rede als die über Verschwendung in der Staatsverwaltung leicht haben finden lassen; vom Grafen Gren oder Lord John Russell, den Vorkämpfern der Reform, wäre wol auch eine Rede zu erwarten gewesen; und der Proceß der französischen Minister oder die Berathung des Gesetzes über die Pairie hätte unserm Trachten nicht ganz sollen übergangen werden, hauptsächlich darum nicht, weil dabei allgemeine politische Grundsätze zur Erörterung kamen. Auch die Mittheilung von Reden über die Lehr- und Unterrichtsfreiheit, etwa einer von dem geistvollen und hitzigen Grafen Montalembert und einer Erwiderung Guizot's, wäre gewiß passend gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Taschenbücherschau für das Jahr 1846.

Dritter und letzter Artikel. *)

II. C h r i s t o t e r p e.

Ref. hat es im vorigen Jahre die Mühe gegeben, die pietistische, Verunft und Bifenshaft verheerende Tendenz dieses Almanachs zu bekämpfen. Dieses Jahr wird er das bleiben lassen, einmal weil man sich mit Berüchtern des Bestandes doch niemals verständigen kann, noch mehr aber, weil

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 313 — 314 und Nr. 315 — 316 d. Bl. f. 1845. D. R. 4.

er zu der Einsicht gelangt ist, daß solche Schriften der Sache der Vernunft nicht etwa schaden, sondern im Gegentheil mehr als alle Demonstrationen dagegen ihr nützen, insofern nämlich alle diejenigen, welche zwischen Pietismus und Rationalismus in der Mitte stehen, dergleichen Berühmungen des denkenden Geistes nicht lesen können, ohne sich immer weiter von der erlauchten Frömmigkeit weg und der unbefangenen Vernunftigkeit zuzuwenden. Jedenfalls wird daher der Sache der freien Geistesentwicklung am besten gebient sein, wenn wir hier statt aller kritischen und polemischen Bemerkungen einige Stellen charakterisiren oder wörtlich mittheilen, in welchen der Pietismus am kräftigsten und wirksamsten pro ara et loco zu kämpfen meint. Zu diesen gehört vor allen die durch und durch geharnischte Vorrede des Herausgebers H. Knapp. In einem mit den gewöhnlichen Redensarten verbrämten Glaubensbekenntniß heißt es unter Anderm: „Wir glauben, daß diejenigen, welche den Glauben an Jesus, den Sohn des lebendigen Gottes, im Sinne der Schrift verachten oder gar befehlen, nicht mit Recht noch mit gutem Gewissen ein Lehr- oder unmittelbares Verwaltungamt in der evangelischen Kirche bekleiden können, sondern, so lange sie jenen Sinn behalten, theils durch Unterlassung: theils durch Begehungen zu Denjenigen gehören, welche die Schrift Erdenerbber nennt und welche von Gott gerichtet werden. (!) Wir glauben, daß der Sinn und Wille Christi sehr gut aus dem geschriebenen Worte des Neuen Testaments zu erkennen sei und daß die Mitglieder der evangelischen wie der katholischen Kirche kein anderes Mittel zur Kirchenverbesserung erwählen können, als wenn sie den barmherzigen Geist der Politik und Wechselphilosophie, worin auf der einen Seite der Demokratieos (Recht so! wenn sonst nichts, schlägt doch wol die Verdächtigung und Denuncirung bei den Nachhabern an!), auf der andern der Panatheismus (Auf wen paßt dieser Name besser als auf alle Die, welche den Pantheismus verwerfen?) sein Haupt erhebt, mit dem Worte Gottes wie Stroh mit Gold vermengen und durch solcherlei tödtende Zusätze dem Leben unseres ebenso hochmüthigen als entseuten (?) Geschlechts aufzuhelfen suchen. Wir glauben, daß es der Kirche wie dem Staat allein wohlgehen könne, wenn sie sich, wie gleich der erste Paragraph in der Urkunde des »Reiligen Bundes« selbst, gewiß aus namhaften und triftigen Gründen, bekennt, dem königlichen Lebenswort Jesu Christi Fröndlich und unbedingt unterwerfen und als christliche Institute sich an das Wort Desjenigen halten, der bezeugt hat: Ohne mich könnt ihr nichts thun; an das Wort Dessen, der uns von Gott zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung gemacht ist. Wir glauben im Hinblick auf das mannichfaltige Elend der Völker an den bewährten Spruch: »Hier hilft weder Kraut noch Pflaster, sondern dein Wort, Herr, das Alles heilt.« Wir huldigen ihm, der gesagt hat: »Babelisch, wahrlich, wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht. So euch nun der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei. So ihr an meiner Rede bleibet, so werdet ihr meine rechten Jünger sein und die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. Denn ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit bezeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme« (Sanz recht, auch Galat in seinem »Laien-evangelium« hat diese Stimme gehört!). Wir leben jedoch in einer Zeit, worin man nachgerade Religionen und Kirchen wie Cafinos oder daß etwas zu arrangiren beginnt und wo das Königswort Jesu Christi von Händen in Abdruck gegeben wird, so daß diejenige Partei, die am wenigsten davon behält und es am wohlfeilsten nimmt, sich als die jeweilige Ewige des Tages gebietet. So kann's am Ende in Religionsfachen noch eine Art von hässlicher Regerepublik geben, wiewol mit dem Unterschied, daß uns das göttliche Wort nie zur Sklaverei des Geistes beruft, sondern bloß von geschloßenen Geistern als eine Fessel betrachtet, und daß in diesem Betracht auch die evangelische Kirche eine Tyrannin genannt wird, was sie ihrem innersten Princip nach gewiß nicht

ist noch sein kann, so viel auch im Einzelnen schon von Menschen dagegen verfahren wurde (Von den Verächtern und Ermahntrütern der Vernunft nicht auch?). Da gilt es nachbessern, helfen, auf das Princip zurückgehen; ein anderer Grund kann jedoch nimmermehr gelegt werden als der schon gelegt ist, welcher ist Christus und sein untergängliches Wort. Es ist aber weit heruntergekommen mit einem fatten, blasfirten Geschlecht, bei welchem dasjenige Element, welches Apostel und Propheten, Heilige und Märtyrer, Kirchenväter und Reformatoren gezeugt hat, von allerlei modisch aufgeputzten Renegaten als mythischer Wahn verlästert werden darf, ohne daß die übrige Christenheit ein freies, ritterliches Gesamtzeugniß dagegen zu erheben wagte, ein gerechtes, dem Herrn zur Ehre dienendes Bragniß gegen freche Atheisten, welche den Christen ihren heiligen Glauben als Koch an den Kopf werfen und sich dadurch mit den eckelsten Geistern wie mit den heiligsten Früchten und Vermächtnissen aller Jahrtausende in den gemeinsten, schändlichsten Widerspruch setzen, den persönlicher Scandal als Hauptwaffe gegen die Anhänger des Evangeliums gebrauchen, und, während sie für die von ihnen geschmähten Kleinodien der Schrift und die Zeugung eines persönlichen Gottes (?) und Vernichtung des menschlichen Ich nach dem Lode (?) zu bieten wissen, ihren nihilistischen Wust überall als unabweislichen Fortschritt ausposaunen.“

Friedländer ist die Biographie Benjamin Gottlieb Kohlmeier's (eines Missionars), von G. F. v. Schubert, und dabei so weise und gottvertraut, daß darin dem lieben Gott die Pläne seiner Vorsehung bis ins kleinste Detail nachgerechnet werden. Wenn der kleine Kohlmeier ins Wasser fällt und doch nicht ertrinkt, so weiß der Verf. aufs Haar, daß die Sache bloß darum so gut abgelaufen ist, damit so und so viel Sekimas von ihm bekehrt werden sollten. Warum er aber dazu überhaupt ins Wasser fallen mußte, darüber erhalten wir keine Aufklärung. Zum Dank will ich dem Verf. mittheilen, wie sich eine alte Judenfrau dergleichen Fälle zu erklären pflegte. Wenn der liebe Gott, sagte sie, einem armen Sünder eine Freude machen will, ohne daß es ihm was kostet, dann läßt er ihn was verlieren und nach einigem vergeblichen Suchen wider Erwartung wiederfinden.

In der Lebensbeschreibung des seligen Ludwig Hofacker von H. Knapp wird unter Anderm folgende Stelle aus einer Predigt des Beremigten mitgetheilt: „Von Natur sind wir nicht mehr Kinder Gottes, sondern Kinder des Horns, von der Sünde, vom satanischen Element durchzogen. Wenn ein Mensch bleibt wie er ist, wenn in ihm nicht Dasjenige vorgeht, was man Wiedergeburt heißt, so ist und bleibt er ein Kind des Horns und hat keinen Antheil an der Seligkeit noch am Reich Gottes, sondern er ist ein finsterner Geist und muß einst dahinfahren mit der Finsterniß seines Herzens in die ewige, undurchdringliche Finsterniß, wo Heulen und Zähneklirren ist. Ich weiß wohl, daß dieses nicht die Lehre der Neuerer und falschen Propheten ist, denn diese sucht die hochmüthigen, leichtsinnigen Menschen nur einzuspannen in falsche Sicherheit und fleischliche Ruhe, damit sie doch ja nicht zu sich selbst kommen, noch bedenken, was zu ihrem Frieden dient. Man hat deswegen in neuerer Zeit die unerhörte Lehre aufgebracht, daß alle Menschen von selbst Kinder Gottes seien und von Natur Ansprüche haben an das Reich Gottes, ja sogar, daß gerade dieses der Hauptvorzug der Lehre Christi sei, daß er alle Menschen ohne Unterschied lehre, Gott sei ihr Vater und sie sammt und sonders seine Kinder. Nein, nein! so wird vom Heilande das Reich Gottes und das Reich des Teufels nicht miteinander vermengt! Ich fühle mich zu der Erklärung gedrungen, daß dieses lauter antichristliche, verfluchte Lügen sind und bezogen vielmehr vor dem Herrn Jesu das gerade Gegentheil.“

Aus den Briefen Hofacker's erfahren wir unter Anderm seine Ansichten über das Böse in der Welt: „Weiß ich nicht, was für eine neue Theologie in *** aufkommt. Da behauptet man z. B. in allem Ernste, der Herr habe den Napoleon

zum Kaiser der Franzosen gemacht, dies als abgeleitete Folgerung aus dem Sage: daß nichts in der Welt ohne den heiligen Willen Gottes geschehe, während doch aus der Geschichte offenbar ist, daß er durch wüthendes Blutvergießen (als General), durch die Festigkeit seines Eigenwillens, durch Stugheit auf seine Faust hin, ohne den mindesten eigentlichen Beruf sich zum Kaiser gemacht hat. Ihr sprecht: Der Herr thut Alles, es geschieht nichts ohne seinen Willen. O wie gut weiß man das! Aber ebenso will ich euch beweisen, daß der Herr den Kezeln zum Kezeln, den Teufel zum Teufel gemacht habe, was doch Gotteslästerung ist (vgl. Offenb. 13, 2. 4). Das ist ja eben die alte *crux philosophorum et theologorum*, wie man das Böse mit der Weltregierung Gottes und mit seinem Willen vereinigen könne, und zu diesem Zweck hat man unterschieden zwischen wirkendem und zulassendem Willen Gottes, zwischen seinen eigenen Rathschlüssen und zwischen seiner langwüthigen Geduld, wiewol damit auch nicht Alles erklärt wird. Aber, geliebte Brüder, wenn hier ein Geheimniß ist, wie dieses bisher alle menschlichen Geister, die darüber nachdachten, erklärt und bekannt haben: so sollen wir nicht so plump mit unserer Vernunft dazufahren, sondern uns beugen und Demüthigen, und erkennen, daß wir es nicht wissen. Denn Das müßtet ihr doch zugeben, es ist ein großer Unterschied zwischen den Dingen, die unterm Monde geschehen. Es gibt Dinge, die geschehen so, daß man gewiß weiß, Gott will sie haben. Es gibt aber auch Dinge, die geschehen so, daß man gewiß weiß, der Teufel will sie. Stellet einmal die Berufung des Apostels Paulus mit der Berufung Napoleon's zusammen, oder das Missionswerk mit einem Eroberungskrieg. Es waltet darin doch ein himmelweiter Unterschied und es kann sicherlich nicht wohlgethan sein, Alles sofort nach einem philosophischen Princip in Einen Kessel zu werfen, und wenn man die Kengerei mit noch so schönen Raisonnements ausschmückte. Ich halte das für einen groben Irrthum."

Über die Rechtfertigungslehre spricht sich Hofacker dergestalt aus: „Seitdem die Menschheit eine Sünderin, d. h. ein dem Fluche verfallenes Geschöpf in den Augen Gottes geworden ist, hat sie nach dem Rathschlusse Gottes einen ganz andern Weg zur Herrlichkeit als die ungesunkenen Geister. Durch die Geister letzter Classe soll Gott verherrlicht werden. Sie sind in einem beständigen Wachsthum ihrer heiligen Natur und haben keinen Fall zu beweinen. Die gefallene Menschheit aber muß, seitdem sie mit dem Opfer des Sohnes Gottes erkaufte ist, gleichsam unter sich wachsen, wenn sie wieder etwas werden soll zum Lobe der göttlichen Herrlichkeit; ihre Übung besteht vornehmlich in fortwährender Erkenntniß ihres Falles, und dieses dient zur Verherrlichung Christi. Wir können jetzt nicht mehr in anerschaffener Naturkraft von einer Stufe zur andern steigen wie die ungesunkenen, dieses ist uns nicht unmittelbar mehr möglich, sondern wir müssen durch das Armesündergefühl, und darin Christum finden, und aus diesem Gefühl darf die erlöste Seele nicht mehr heraus, weder in Zeit noch in Ewigkeit.“ Dieser Ansicht gemäß erklärt er weiterhin diejenige Auffassung der Rechtfertigungslehre, welche meint, daß der Tod Christi uns nur insofern rechtfertige, als wir selbst dadurch in Sinn und Wandel geheiligt werden, für eine einseitige und niedrige, und schreibt unter Andern einem Freunde, der diese Ansicht theilt: „Es kann dir nicht geholfen werden, außer wenn du deinen dicken, störrigen Vernunftskopf etwas beugst und den Jesus annimmst, der die Gottlosen gerecht macht. Und wahrlich, so mußt du lieber Gottloser auch gerecht werden, deine größte Gottlosigkeit aber ist dein Stolz, daß du eigentlich von Gott Recht verlangst und keine völlige Gnade in Christo Jesu.“ Doch genug!

Senießbarer sind folgende Gaben: „Das Ende einiger evangelischen Märtyrer unter Maria der Katholischen“, von Karl Becker, und: „Rettung aus Pest und Brand. Zwei Episoden aus der Selbstbiographie des Karl Dominik v. Casfer, Barons von Thurn. Mitgetheilt von Chr. G. Barth.“

Sie haben eine polemische Richtung gegen das Papstthum und huldigen insofern wenigstens der Freiheit. Es muß in der That einige Kavetät dazu geübt haben, diese Aufsätze, namentlich den ersten, in diesem Taschenbuche mitzutheilen, denn unwillkürlich drängt sich die Idee auf, daß doch die hier gedruckten römisch-katholischen Kezengerichte und die Verdammungsurtheile, welche die Frommen über die Bernaußgläubigen aussprechen, wenn nicht in der Wirkung, so doch in letzten Grunde ziemlich Ein und Dasselbe sind, insofern sie beide auf der anmaßlichen Voraussetzung beruhen, im Besitze des alleinigmächtigenden Staats zu sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Fransösische Missionnaire.

Die Geschichte der geistlichen Missionen, welche von Frankreich aus nach den unwillkürten Gegenden Asiens, Africas und Americas unternommen sind, bietet einige herrliche Blätter, auf denen Thaten der Begeisterung und Aufopferung verzeichnet sind. Auch die Wissenschaft verdankt jenen mühevollen Männern viel, welche in siegestroher Zuversicht die Annäherung des europäischen Lebens mit den Leiden, Mühseligkeiten und Gefahren des Wanderlebens vertauschten. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an Das, was von Seiten der französischen Jesuiten zur Erweiterung unserer Kenntniß Chinas geschehen ist. Eine Zusammenstellung aller einzelnen hierauf bezüglichen Notizen, aus der sich eine einigermaßen vollständige Geschichte des Missionswesens ergeben würde, müßte eine verdienstvolle Arbeit genannt werden. Hention's Werk, welches sich bereits einer deutschen Übertragung zu erfreuen gehabt hat, genügt strengern Anforderungen durchaus nicht. Es ist weniger aus wissenschaftlichem Interesse als aus einer Speculation auf die Moderechtung, welche sich jetzt etwas mehr früher auf religiöse Dinge geworfen hat, hervorgegangen. Es kommt uns gegenwärtig die Ankündigung von einer neuen Publication dieser Art zu, welche auf einer breitem Grundlage angelegt ist. Der Titel dieser neuen Erscheinung lautet: „Histoire de l'apostolat. Voyages des missionnaires catholiques dans toutes les contrées de monde“, von Dally. Dieses Werk ist auf zwölf Bände berechnet, von denen der erste binnen kurzem die Presse verlassen wird. Der ziemlich bedeutende Umfang des ganzen Unternehmens läßt schon eine größere Vollständigkeit zu als jene oben erwähnte Schrift von Hention erzielen konnte. Es steht nun nur zu hoffen, daß der Verf., statt sich in dem breiten, weichen Tone zu ergehen, in dem solche Darstellungen abgefaßt zu werden pflegen, mehr auf eine gedrängte, inhaltreiche Zusammenfassung wirklicher Resultate sehen möge. Nur in diesem Falle kann sein Werk wahrhaft wissenschaftlichen Werth in Anspruch nehmen.

Geschichte eines politischen Spions.

Die schöne Literatur verirrt sich immer mehr und mehr in das Gebiet der Criminaljustiz und der geheimnißvollen Umtriebe. Das einzige Gute was dabei zuletzt herauspringen wird ist, daß die Schriftsteller, welche dieser Tendenz huldigen, sich in Folge ihres gründlichen Studiums des Verbrechens künftig ganz trefflich zu Policeispien qualifizieren werden. Diese für literarische Interessen nicht sehr erbauliche Betrachtung drängt sich uns bei Gelegenheit eines vor kurzem erschienenen Werks auf, welches — wie schon der Titel verheißt — die Geschichte eines politischen Spions bietet („Histoire d'un espion politique sous la restauration, le consulat et l'empire“). Es ist unbegreiflich, wie ein so befähigter Schriftsteller wie R. Fournier, dessen Namen wir in verschiedenen Feuilletons mit Vergnügen begegnet sind, sich zu solcher Schwärmerei, die offenbar nur aus einer Geldspeculation hervorgegangen ist, hergeben kann.

17.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

— Nr. 176. —

25. Juni 1846.

Bibliothek politischer Reden aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Sechs Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 175.)

Man kann in dieser „Bibliothek politischer Reden“ eine Art von zwanglosem Coursus über Politik erblicken, und wenn man nach einer gewissen Einheit und Vollständigkeit sucht, so findet man darin noch eher die Hauptfäden einer politischen Theorie ausgeführt als daß die geschichtlichen Ereignisse und Entwicklungen sich mit einer auch nur annähernden Vollständigkeit darin spielen. Fragt man nach der politischen Farbe der „Bibliothek“, so darf man ohne Bedenken antworten, daß die Auswahl der Reden im Ganzen im Sinne des entschiedenen Liberalismus getroffen sei, und man kann hinzufügen, im Sinne von Rottet und Welcker, auf deren Äußerung, daß eine solche Sammlung von Reden ein Bedürfnis der Zeit sei, die Redaction sich ausdrücklich beruft. Wol ein Viertel der gesammten Reden gehört deutschen Liberalen an; die französischen sind meist ebenfalls als liberal zu bezeichnen — mehre rühren aus den Perioden der ersten Revolution her —; gegen das liberale Princip ist eigentlich nur die einzige Rede Pitt's gerichtet, welche auf Fortsetzung des Kriegs gegen das republikanische Frankreich dringt. Schwerlich wird geleugnet werden können, daß das liberale Princip in Deutschland, zumal im constitutionellen Deutschland, die Mehrzahl der Talente, der Redner in den Ständeversammlungen, für sich habe, und daß diese ihre Sache mit weit mehr Zuversicht und Wärme vertheidigen als die Anhänger des entgegengesetzten Systems; aber es wäre doch vielleicht angemessen gewesen, wenn die Redaction, um allen Schein zu vermeiden, als wolle sie durch die „Bibliothek“ nur überreden, die Gegenpartei, welcher es doch nicht an talentvollen Rednern fehlt, auch hätte zum Wort kommen lassen. Statt der drei oder vier Reden für die Pressfreiheit hätte wol auch eine dagegen gegeben werden können, um Gelegenheit zu bieten, das Gewicht der Gründe für und wider gegeneinander abzuwägen. Von der das liberale Princip bekämpfenden Partei in Deutschland ist nur eine Rede in die Sammlung aufgenommen, die des Fürsten von Ottingen-Ballerstein über geheime Polizei in Baiern, worin jedoch nicht etwa dies Institut vertheidigt, sondern dessen Bestehen aufs entschiedenste widersprochen, jeder Gedanke

darin mit Entrüstung zurückgewiesen wird. Je weniger vom Redner, vom politischen Redner, welcher nothwendig Partei nehmen muß, verlangt werden kann, daß er mit derselben Umsicht und Unparteilichkeit wie etwa der philosophische Schriftsteller einen Gegenstand behandle, welcher sein tiefstes Interesse in Anspruch nimmt, daß er alle gegen seine Ansicht aufzufindenden Gründe selbst aufsuche, da er weiß, daß kampfslustige Gegner genug da sind, um sie geltend zu machen, um so mehr ist es nothwendig, zum Behuf der politischen Belehrung beide Parteien gegeneinander sich aussprechen zu lassen; bei den Einsichtsvollen und Urtheilsfähigen wird dann doch die Wahrheit den Sieg behaupten, einen rühmlichen Sieg, weil er die Frucht der Prüfung und nicht die Folge der Überredung und Überraschung ist. Der Prospect selbst sagt: „In den politischen Reden entwickeln sich die historischen Gegensätze in dramatischer Haltung“; aber wo bleibt das Dramatische, wenn nicht die Gegensätze aufeinander treffen? Es ist wahr, das antilibérale Princip hat über manche Punkte der Discussion entsagt und stügt sich, statt auf Gründe, Beredsamkeit und Recht, auf die Macht, auf die angebliche Nothwendigkeit, auf den factischen Bestand; aber es gibt auch Positionen, welche zwar häufig im Namen des Liberalismus in Anspruch genommen und angegriffen werden, die jedoch ein im guten Sinne conservativer Staatsmann behaupten dürfte, ohne deshalb illiberal zu sein. Das Princip des Liberalismus, welches möglichste Freiheit für das Individuum fodert, begünstigt die bürgerliche Niederlassung, die Heirathen, die Gewerbefreiheit, die Güterzerstückelung durch Erbtheilung und Freiheit der Veräußerung; aber kein Denker verbirgt sich die Misstände, zu welchen diese Freiheit führt, und man wird sich besinnen, Denjenigen illiberal zu nennen, der lieber etwas von dieser an sich so wünschenswerthen Freiheit aufopfern als jene Übelstände und Gefahren zu einer drohenden Höhe anwachsen lassen will. Ubrigens vermiffen wir in der „Bibliothek“ Reden über die meisten der eben genannten wichtigen Gegenstände in der einen oder andern Richtung, mit Ausnahme von Winter's Rede über die Gewerbeordnung und Gemeindebürgerrechte.

Im Ganzen muß lobend anerkannt werden, daß die „Bibliothek“ eine große Mannichfaltigkeit von Rednern und von Gegenständen bringt, und daß sie einen reichen

Schatz von Kenntnissen, Ansichten und Wahrheiten enthält; daß namentlich die meisten politischen Ideen, welche die Neuzeit bewegen, welche den politischen Fortschritt beklagen, darin ausdrücklich oder gelegentlich erörtert und beleuchtet werden. Wir glauben gern, daß das Werk ein Bedürfnis befriedigt, wenngleich es als ein erster Versuch, nach dem eigenen Geständniß der Redaction, noch der nachsichtigen Beurtheilung bedürfen mag. Wenn spätere Unternehmungen — und an solchen wird es gewiß nicht fehlen, falls die „Bibliothek“ sich einen ausgebreiteten Beifall erringt — sie an Reichhaltigkeit und vielleicht auch in strengerer Festhaltung eines bestimmten Gesichtspunkts übertreffen, so gebührt ihr doch das Lob, Bahn gebrochen zu haben.

Es sei uns gestattet im Interesse der Sache noch einige Bemerkungen hinzuzufügen, welche nicht als Tadel gemeint sind, sondern nur von Denjenigen erwogen werden möchten, welche später ein ähnliches Werk unternehmen. Die Idee, die vortrefflichsten politischen, insbesondere die parlamentarischen Redner der Neuzeit in einem Sprechsaal, in einem Werke zu versammeln, und so gleichsam nicht nur Individuen mit Individuen, sondern Nation mit Nation mit den Waffen des Geistes und Wortes kämpfen und wetteifern zu sehen — ein Kampf, aus welchem am Ende nothwendig die Wahrheit und das Recht als Sieger hervorgehen werden —, diese Idee hat gewiß etwas sehr Großartiges. Das Mens agitatur molom! könnte vielleicht auf keine schlagendere Weise veranschaulicht werden als durch die Aneinanderreihung von Staaten und Völker bestimmenden Reden, welche, aus dem Geiste geboren und seiner ewigen Natur theilhaft, noch leben, wenn von den Schlachten der Eroberer jede Spur verschwunden ist. Aber bald zeigt sich, daß die Ausführung weit, unendlich weit hinter der Idee zurückbleiben muß. Ist auch die Zahl der in jeder Beziehung großen, der vollendeten Redner der Neuzeit nicht groß, so dürften in einem solchen rednerischen Pantheon doch auch diejenigen Redner und Staatsmänner nicht fehlen, welche durch ihre Stellung, ihren Geist und Charakter überhaupt wichtig und bedeutend geworden sind, und so würde schon die erste französische Revolution allein eine nicht zu bewältigende Menge von Rednern und Reden liefern. Jedenfalls müßte man sich daher zu einer Auswahl entschließen. Aber wie schwierig ist diese! Eine einzelne Probe, aus den Werken eines Schriftstellers oder Redners herausgegriffen, erinnert manchmal beinahe an jenen Mann, der einen Stein als Muster seines Hauses, das er verkaufen wollte, vorzeigte. Denn wie verschieden ist der Geschmack und das Urtheil! und wählt man auch eine besonders berühmt gewordene Rede, so ist noch sehr die Frage, ob diese gerade den Redner am richtigsten charakterisirt, ob sie, aus dem historischen Zusammenhang herausgerissen, auf den Leser einen so gewaltigen Eindruck zu machen geeignet ist wie auf die Hörer, ob nicht die augenblickliche durch die Verhältnisse bedingte Stimmung des Redners, sein im Ton und in Gebärden sich ver-

rathendes Gefühl das Meiste that? Jeder Redner, von dem sich eine richtige Anschauung bilden soll, muß durch eine größere Anzahl von Reden charakterisirt sein; dann erst ist ein Urtheil möglich über das Wesen, den Stil seiner Beredsamkeit, über die Consequenz seiner Ansichten, über den Charakter seiner Argumentation, über die Einseitigkeit oder Vielseitigkeit seines Geistes, über das Maß seines Ideenreichtums und seine größere oder geringere Meisterschaft in der Form. Wir verlangen, einen bedeutenden politischen Redner in mehr als einer Art der Rede uns vorgeführt zu sehen, wie er mit staatsmännischem, philosophischem Geiste wichtige politische Maßregeln beantragt und begründet, wie er das System, die Ansichten der Gegner bekämpft und widerlegt, wie er die gegen ihn gerichteten Angriffe zurückweist. Dieser Anforderung wird nur durch mehrere Reden genügt; und dazu kommt noch, daß die Trefflichkeit der Form und die Bediegenheit des Inhalts einer Rede nicht immer zusammentreffen. Welche Ausdehnung demnach eine solche Sammlung bekommen würde, sieht man aus neuern französischen Geschichtswerten, die viele Reden aufnehmen, ohne doch entfernt auf Vollständigkeit Anspruch zu machen; denn dann müßten sie die zahlreichen gewaltigen Bände des „Moniteur“ größtentheils abräumen. Ungefähr ebenso verhält es sich mit den englischen Rednern; und müßten in eine Sammlung der bezeichneten Art nicht auch manche herabte Spanier, wie der „gibliche“ Arguelles, aufgenommen werden? Abgesehen jedoch von der Unmöglichkeit wegen der zu großen Zahl erhebt sich gegen jene Idee noch ein anderes wichtiges Bedenken. Beim Redner ist die Sprache, in welcher er sich ausspricht, etwas sehr Wesentliches; der ganze Charakter der Beredsamkeit, wie auch der Poese und selbst der Philosophie eines Volkes wird bis auf einen gewissen Grad von dem Genius seiner Sprache influirt, und daher tritt uns der Redner nur in seiner Nationalsprache in seiner ganzen Eigenthümlichkeit entgegen. Für die fremden Sprachen Unkundigen sind Uebersetzungen immerhin ein dankenswerther Ersatz; aber in der Beredsamkeit so wenig als in der Poese gibt die Uebersetzung ganz, in allen feinem, aber oft so bedeutsamen und wirkungsvollen Zügen und Nuancen, in allen charakteristischen Wendungen des Stils, das Original wieder. Natürlich kann dies kein Abhaltungsgrund sein, die Reden von Engländern und Franzosen ins Deutsche zu uebersetzen, denn vom wesentlichen Sinne geht bei einer sorgfältigen Uebersetzung nichts verloren; aber bedenklich scheint es, solche uebersetzte Reden mit deutschen Originalreden in einer Sammlung zusammenzustellen; denn während die letztern in der ganzen Schönheit ihres ursprünglichen Gepräges gegeben werden können, ist bei jenen mindestens der Duft der Sprache und der Ausdruck weggewischt, und dadurch kommen sie bei der Vergleichung in Nachtheil, was auch sonst ihre Wirkung sein mögen. Streng genommen scheint mithin nur eine Sammlung von Reden verschiedener Nationen in den Originalsprachen zulässig, — ein solches Unternehmen

aber würde freilich wenig Gnuß finden. Auf dies nun gründen wir unsere Ansicht, daß es gerathener wäre, sich bei einer Sammlung von Reden auf die Redner eines einzigen, des eigenen Volkes, zu beschränken; und es spricht dafür noch ein weiterer, gewichtiger Grund. Während die fremden Redner dadurch gegen die deutschen in Nachtheil kommen, daß sie in einer andern als ihrer eigenen Sprache neben jenen auftreten, in anderer Beziehung diese Zusammenstellung für die deutschen Redner ungünstig, sofern sie Vergleiche hervorruft, welche der Natur der Sache nach nicht zum Vortheil der Letztern ausfallen können. Handelte es sich nur um die Vorzüge der Form, die von der sorgfältigern Übung des Talents abhängen, so könnte man sagen, die englischen und französischen Muster mögen den Deutschen als zur Nachahmung spornende Vorbilder dienen; aber nicht hierin besteht der wichtigste Unterschied. Die englischen und französischen Redner erfüllt und hebt das Bewußtsein, im Interesse und als Vertreter großer Nationen oder doch großer, einflußreicher Parteien dieser Nationen zu sprechen; sie wissen oder sie hoffen, daß ihre Reden bedeutende Folgen haben werden, daß wichtige Veränderungen im System oder im Personal der Verwaltung, große Maßregeln der Gesetzgebung, Entscheidungen über Krieg und Frieden sich daran knüpfen, oder wenn auch nicht gerade die Beredsamkeit solche Wirkungen hervorbringt, wenn auch der Wille und die Stimmen der Parteien sich von den glänzendsten Fulgurationen des rhetorischen Genies und Talents selten bestimmen lassen, so wirkt doch immer der Redner auf die öffentliche Meinung, er verherrlicht den Sieg oder verbreitet selbst auf die Niederlage einen tröstenden Glanz; bei jenen Völkern sind die ausgezeichnetsten Redner meist auch praktische Staatsmänner, Minister oder Candidaten für Ministerien. In Deutschland ist dies ganz anders. In den kleinen constitutionellen Staaten steht hinter den politischen Rednern der Ständeversammlungen nicht eine Nation, sondern nur das Volk des einzelnen Landes, und nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der gesammten deutschen Nation begleitet in einzelnen Fällen die Verhandlungen der Ständeversammlungen mit regerem Interesse. Wol kommen in diesen hochwichtigen, die ganze Nation betreffende Angelegenheiten hin und wieder zur Sprache, aber ohne alle Aussicht auf einen wirklichen Erfolg; einzelne Männer, um ihrem politischen Gewissen, ihrer nationalen Pflicht Genüge zu thun, wagen es, die Sache der deutschen Nation zu führen; aber wie groß auch ihr Talent, wie tief ihr Gefühl und ihre Vaterlandsliebe, wie unwidersprechlich ihre Argumentationen seien: — es fehlt der Glaube an die Möglichkeit eines Sieges, welcher in England und Frankreich eine an Zahl noch so schwache Opposition nie ganz verläßt. Eine Sprache, wie sie sich im englischen oder französischen Parlament wol darf hören lassen, würde sich in einer kleinen deutschen Ständeversammlung, im Munde eines Ministers wie eines Oppositionsmannes, oft wahrhaft lächerlich ausnehmen.

Ernst, Gründlichkeit, tiefes Interesse an der Sache, Nachdruck und Gediegenheit der Sprache sind natürlich immer und überall am Platze, mag es sich um die Angelegenheiten einer mächtigen Nation oder eines kleinen Ländchens handeln, die Grundsätze des Rechts und der politischen Wahrheit sind dieselben für die kleinsten wie für die größten Staaten, und ihre Verlegung mag in jenen denselben Eifer des Widerstandes hervorrufen wie in diesen; aber es gibt einen gewissen Stil und Formen der großen, der prächtigen Beredsamkeit, wenn wir so sagen dürfen, welche in der Regel nur den Verhandlungen der wichtigsten, umfassendsten Fragen vorbehalten bleiben sollte, wie sie der Natur der Sache nach bei kleinen Staaten seltener vorkommen, während in den Parlamenten großer Völker auch den an sich geringfügigern Gegenständen leicht eine Beziehung zu den höchsten Fragen und Interessen gegeben werden kann. Das System der Zölle oder der Handelsfreiheit ist allerdings auch für Deutschland, nicht bloß für England von vitaler Wichtigkeit; aber natürlich wird der Redner über diese Themata im englischen Parlament ganz anders von der Bedeutung seiner Aufgabe durchdrungen, wenn von einer Abstimmung Wohl oder Wehe, Größe oder Sinken seiner Nation, nach seiner Überzeugung, abhängt, als in einer deutschen Kammer, deren Beschluß oft gar keine, oft nur die Bedeutung eines Rathes hat und in welcher die Nation, deren Gesamtinteresse allerdings die Verhandlung betreffen mag, nur zum zwanzigsten oder dreißigsten Theile vertreten ist.

(Der Beschluß folgt.)

Laschenbücherschau für das Jahr 1846.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 175.)

Unter den Gedichten ist manches gute, das vernünftigste von allen ist jedenfalls „Der Kampf der Gegenwart“, von Ullmann. Darin heißt es unter Anderm:

Wer löst den Kampf? Sind wir nicht Alle Streiter
Und keiner Richter in dem harten Stranz;
Der Weltgang nur lenkt die Entwicklung weiter
Und führt sie endlich zur Entscheidung aus.
Doch laßt mich jetzt schon mein prophetisch Schauen
Geneigtem Sinn in schlichtem Wort vertrauen!

Sie werden nicht, ob sie auch rasend toben,
Den ew'gen Geist entsegen seines Throns;
Er schaut, ein Herrscher, ruhig groß, von oben,
Und lächelt über Bohasams, über Hobas;
Und wie er herrscht, so werden sie erhalten
Des Glaubens und der Ordnung Hochgewalten.

Doch auch nach Freiheit ist nicht anzurothen
Der tiefe Trieb in reiner Menschenbrust;
Ihr mögt sie schmähen, mögt der Armen spotten;
Sie bleibt ein Gut, sie bleibt der Edlen Lust;
Es kann nicht fehlen, sie durchbricht die Banden,
Die dunkle Mächte um die Erde wanden.

Ein freier Glaube und ein gläubig Sterben
Nach Freiheit, die, von höh'rem Geist entseht,
Zuerst im Innersten befreit das Leben,
Und dann auch frei von äußern Fesseln macht;
Das wolle Luther seinen Deutschen bringen,
Dem wird der deutsche Geist entgegenlagen.

Und zum Schluß:

Ja, Glaube, Freiheit werden einst sich finden,
Sind sie im Wesen einzig doch von je!
Und wenn sie sich durchbringen und verbinden,
Dann weicht der Menschheit letztes tiefstes Weh;
Nicht frei von Gott kann sie das Heil erwerben,
Nur frei in Gott kann leben sie und sterben.

Wie aber hat sich der Herausgeber entschließen können, dieser vermittelnden Ansicht sein Taschenbuch zu öffnen, da er doch in der Vorrede sagt, er glaube, daß jedes Schaukeisystem in dieser Beziehung ein laodicaisches, rhachitisches Übel sei, und daß besonders diejenigen, die alle Parteien so sänftiglich zu nivellieren suchten, zu den flachsten Schlimmbesserern der Kirche gehörten?

Desto entschiedener hat sich der Philosophen- und Judenvertilger Wolfgang Menzel ausgedrückt in einer Epistel, worin die Kinder der Zeit um kein Haar breit besser wegkommen als die Korinther in den Episteln Pauli. Als Probe nur einige Verse:

... Schlaue Speculanten setzen wieder der
Diskreditirten Firma Gottes eine andere
Entgegen, eine neue Concurrenz eröffnend mit
Fabrikaten der Hölle. Eine unermüdete
Und reiche Industrie der Unterwelt vermischt sich schon
Den Himmel zu verdrängen von dem bunten Markt der Welt.
Dort predigt man den Heiden noch das Evangelium,
Doch nur, um Opium abzusetzen und für schweres Geld
Die Leiber zu vergiften, deren Seelen man erldt.
Hier in dem alten Land der Christen wird im Segenthilf
Des Evangeliums Verhöhnung Betriebscapital,
Das reiche Jinsen dem beschnitt'nen und unbeschnitt'nen
Judenthum einträgt. Jede rechte Religion wird erspät u. s. w.

Durch diese Epistel hat sich, wie der Leser bemerkt haben wird, Hr. Menzel noch von einer andern Seite verewigt, nämlich als Erfinder eines neuen Vermaßes. Da ihm dasselbe so leicht keiner nachmachen möchte, weil das rhythmische und harmonische Wesen, das ihm zum Grunde liegt, fürs erste noch ein Geheimniß ist, so schlagen wir vor, es in der Metrik ausdrücklich als „Menzelsstrophe“ aufzuführen.

12. Christbaum.

Durchaus auf frommem Grund und Boden steht auch der „Christbaum“, doch trägt er einen milder fanatischen und hierarchischen Charakter und erweckt daher auch bei den Weltkindern eher eine freundliche Stimmung für sich. Nur die erste Erzählung: „Wilhelm Kind“, von Wildenhahn, dürfte in ihnen große Besorgnisse rege machen. Wenn nämlich diese Geschichte den Barbieren in die Hände fallen sollte und es ist denselben nur einigermaßen daran gelegen selig zu werden, oder, was noch mehr sagen will, einen reichen Better aus Indien zu beerben, so laufen Alle, die bisher am Sonntag Morgen von diesen Sabbathsentheilignern bedient sind, Gefahr, künftighin am Tage des Herrn ungeschorenen Angesichts zu bleiben und so selbst zu Sabbathsentheilignern zu werden. Von ästhetischer Seite betrachtet verdient nur eine Gabe genannt zu werden „Das hölzerne Haus in Senua“, von K. Stöber.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

- Alberts, Deutsche Volksagen und Märchen der Vorzeit. Aus alten Urkunden. 1ster Band. 23te Auflage. Berlin, Cacco. 1845. 8. 1 Thlr.
— ders. 2ter Band. 12te Auflage. Berlin, Cacco. 1845. 8. 1 Thlr.

Birch-Pfeiffer, Charlotte, Ulrich Zwingli's Tod. Historisches Trauerspiel in 5 Aufzügen. Schwab. Hall, Cappel. 8. 20 Rgr.

Blessington, Gräfin, Die Freunde. Roman. Aus dem Englischen von G. Franz. Zwei Bände. Leipzig, Berger. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Chalybäus, J. M., Entwurf eines Systems der Wissenschaftslehre. Kiel, Schwesb. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Rgr.

Dück, S., Geschichte des Kronstädter Gymnasiums. Nebst dem honterusischen Reformationsbüchlein und einigen Briefen aus der Reformationszeit, als Zugabe. Kronstadt, Remsch. 1845. Gr. 8. 28 Rgr.

Ernst, C., Der Patriot. Eine schweizerische Erzählung aus dem Jahre 1830. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Cemeländer. 8. 2 Thlr.

Felsthal, C., Des deutschen Volkes Sagenschatz. Schwab. Hall, Cappel. 8. 1 Thlr. 21/2 Rgr.

Féval, P., Der Sohn des Leufeld. Deutsch von G. Finl. 1tes und 2tes Bändchen. Baden, Behnder. Gr. 8. 4 Rgr.

Griepenkerl, W. R., Der Kunstgenius der deutschen Literatur des letzten Jahrhunderts, in seiner geschichtlich organischen Entwicklung. Vorlesungen. 1ster Theil. Leipzig, Hinrichs. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Geeringen, G., Des Amtmanns Pflöging. Historische Novelle aus den Zeiten des ersten schlesischen Krieges. Zwei Bände. Leipzig, Mayer. Kl. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Keller, C. S., Dichtungen. 1ster u. 2ter Band. Würzburg. 1845. 8. à 24 Rgr.

Koester, J., Ulrich von Hutten. Ein historisches Trauerspiel. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 12. 22 1/2 Rgr.

Kottke's, K. v., Allgemeine Geschichte, im Auszuge für das deutsche Volk, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen und der Kulturgeschichte. Nach der Originalausgabe in 9 Bänden herausgegeben. 1ste—6te Lieferung. Braunschweig, Hermann. Gr. 8. à 3 Rgr.

Schmidt, K. C., Kurzgefaßte Lebensbeschreibungen merkwürdiger evangelischer Missionare. Nebst einer tabellarischen Übersicht des gegenwärtigen Bestandes der evangelischen Missionsgesellschaften und des gesammten evangelischen Missionswesens. Neue Folge. 1stes Bändchen. Leipzig, Hinrichs. 8. 27 Rgr.

Tagesliteratur.

Bericht über den zu Oldenburg errichteten Verein zur Beförderung der Volksbildung. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 3/4 Rgr.

Choke, J., Liebet euch! Laienepistel an die confessionellen Parteien und deren Führer in Deutschland. 1stes Heft. Sudenburg-Magdeburg, Paetz und Comp. Gr. 8. 10 Rgr.

Hagen, A. H. v., Die Reform der Advokatur in Deutschland und insbesondere in den altpreussischen Provinzen. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 1 Thlr.

Christian Holzward der Mörder seiner Gattin und seiner fünf Kinder, als Mensch, Denker und Dichter. Bruchstücke aus seinem Tagebuche und vollständiger Bericht der zu Sudenburg-Magdeburg in der Nacht vom 28—29. Decbr. 1845 verübten sechsfachen Mordthat und Mordbrennerei. Braunschweig, Rademacher. 8. 7 1/2 Rgr.

Hübner, J. D., Die Banken. Nach den neuesten statistischen Notizen und Berichten bearbeitet. Leipzig, Schäfer. Gr. 8. 22 1/2 Rgr.

Sell, J. C. W. R., Zwei Festreden, mit Rücksicht auf bringende Beiförderungen an die Diener der Kirche über Ep. 4, 1—7 und Marc. 2, 22. Friedberg, Bindernagel. Gr. 8. 4 Rgr.

Vorträge, gehalten bei der Pestalozzi-Feier am 12. Januar 1846 in Basel. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 11 Rgr.

Freitag,

Nr. 177.

26. Juni 1846.

Bibliothek politischer Reden aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Sechs Bände.

(Schluß aus Nr. 176.)

Diese Verschiedenheit der politischen Verhältnisse scheint uns, unter den jetzigen Verhältnissen wenigstens, notwendig einen großen Unterschied im Charakter der politischen Beredsamkeit der Deutschen und der Franzosen und Engländer zu bedingen, und während wir wol zugeben mögen, daß diese beiden Nationen es darin um ein Bedeutendes weiter gebracht haben als wir, glauben wir doch behaupten zu dürfen, daß ein noch so glückliches Wettstreifen deutscher Redner mit denen des Auslands im hohen, großen, pompösen Stil der Beredsamkeit unter den jetzigen Verhältnissen kaum als wünschenswerth, vielmehr als ein Abweg zu betrachten wäre. Die Beredsamkeit, deren Früchte rhetorische Kunstwerke oder Kunststücke sind, gehört, möchten wir sagen, zum Luxus der politischen Bildung. Wie jeder andere so hat auch dieser Luxus, der unter gewissen Umständen mit Nothwendigkeit eintritt, seine Berechtigung, seinen Nutzen, sein Schönes und Edles, sofern er der reinen, erheben- den, bereichernden, idealen Kunst mehr oder weniger sich nähert; er hat aber auch sein Schädliches und Verderbliches, sofern er vom Nothwendigen, Nützlichen und Wohlthätigen leicht den Blick ablenkt und an die Stelle der Gediegenheit und Wahrheit den reizenden und blendenden Schein setzt. Wo die Entwicklung der politischen Bildung diesen Luxus herbeigeführt und zu einer gewissen Nothwendigkeit gemacht hat, mag man sich der rednerischen Talente und Genies freuen und ihnen die verdiente Bewunderung zollen; man mag die Schönheit und Kraft der Form ehren, auch wo man vom Inhalt nicht überzeugt wird; aber man sollte sich hüten, der rednerischen Form und Schönheit einen zu hohen Werth beizulegen, und noch mehr, den Luxus der politischen Bildung da einzuführen und mit ihm anzufangen, wo er noch nicht durch den natürlichen Gang der Dinge zur Nothwendigkeit geworden ist. Kant sagt in der „Kritik der Urtheilskraft“ ein beherzigenswerthes Wort:

Wer bei klarer Einsicht in die Sachen die Sprache nach ihrem Reichthum und Reinigkeit in seiner Gewalt hat, und bei einer fruchtbaren, zur Darstellung seiner Ideen tüchtigen Einbildungskraft lebhaften Theilnahme am wahren Guten

nimmt, ist der *vir bonus dicendi peritus*, der Redner ohne Kunst aber voll Nachdruck, wie ihn Cicero haben will.

Derselbe unterscheidet die Beredsamkeit oder Wohlbedenheit als die Fähigkeit, sich richtig geordnet und gut auszudrücken, von der Rednerkunst, die er als „eine Kunst, sich der Schwächen der Menschen zu seinen Absichten zu bedienen, gar keiner Achtung würdig“ erklärt und von ihr sagt: „sie erhob sich nur, sowohl in Athen als in Rom, zur höchsten Stufe zu einer Zeit, da der Staat seinem Verderben zueilte und wahre patriotische Denkart erloschen war.“ Die Grenze zwischen beiden ist freilich schwer zu ziehen, aber daß ein Unterschied besteht, erkennt oder fühlt Jeder. Für uns Deutsche nun ist es gewiß die nächste und wichtigste Aufgabe, nicht sowohl uns zu politischen Rednern im Sinne von gewaltigen Redekünstlern zu steigern, welche den Gipfel der politischen Entwicklung eines Volkes bilden, als vielmehr um die Grundlagen des politischen Willens und Charakters uns zu bemühen, und in der Beredsamkeit nur nach der Fertigkeit des fließenden, sachgemäßen, bündigen Ausdrucks unserer Gedanken und Ansichten zu streben. „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selbst vor“, sagt Goethe, und gewiß mit Recht; nur muß man anerkennen, daß der einfache, richtige, klare und bündige Vortrag unserer Gedanken, der uns Deutschen oft schwer wird, nicht auch schon zum Luxus und Ueberfluß gehört, sondern eine unerlässliche Pflicht und Nothwendigkeit ist. Gute Sprecher thun Deutschland mehr noth als glänzende Redner; und wenn wir nicht irren, fängt man auch in England an, den Glanz und die Kunst der Redner geringer zu schätzen als früher. England hat nach ziemlich allgemeiner Ansicht zu Ende des vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts seine größten politischen Redner gehabt, und zur Zeit der Kämpfe zwischen einem Pitt und Fox und Burke drängte man sich ins Parlament wie ins Theater mit ebenso viel ästhetischem als politischem Interesse; in neuern Zeiten haben Ministerien ohne Redner ersten Ranges, aber aus einsichtsvollen, wohlmeinenden Männern und guten Sprechern bestehend, sich zu behaupten vermocht und die Nation hat sich wohl dabei befunden. Abgesehen davon, daß die großen Reden doch in den seltensten Fällen auf die Entscheidung einer Versammlung Einfluß

üben und mehr für das große Publicum berechnet sind, in welcher Beziehung ihnen oft eine bedeutende und heilsame Wirksamkeit zukommen mag, haben sie auch den Nachtheil, daß verhältnißmäßig nur Wenige zum Worte kommen, während bei der in kurzen Vorträgen und Aufsätzen geführten Debatte Mancher seine Meinung aussprechen kann, der zu einer Rede nicht das Talent und den Muth hätte.

Wer dies zugibt, wird sich darüber nicht grämen, daß die deutschen politischen Redner, welche in der vorliegenden „Bibliothek“ auftreten, hinter den englischen und französischen im Ganzen wol zurückstehen, während sie doch theilweise in den wesentlichsten Vorzügen mit ihnen die Vergleichung aushalten können. Die „Bibliothek“ bringt zwei Reden aus Würtemberg, vor der Zeit der Verfassung vom Grafen von Balbeck und vom Freiherrn von Cotta gehalten, und keine aus den letzten 30 Jahren. Dies hat ohne Zweifel seinen Grund darin, daß in der Ständeversammlung dieses Landes weniger förmliche Reden gehalten werden als anderswo, und die eigentliche Debatte überwiegt, wobei die politische Intelligenz und Energie der von andern wol gleich steht, und ebenso das Resultat — oder die Erfolglosigkeit, wie man will. In der badischen Ständeversammlung herrscht die Gewohnheit der größern Reden, was zum Theil erklärt, daß ihren Mitgliedern beinahe der vierte Theil der hier gesammelten Reden angehört. Es ist jedoch zu bemerken, daß mehre der bedeutendsten und umfangreichsten dieser Reden den Charakter von Commissionsberichten tragen, wie z. B. Mittermaier's Vortrag über Verfassung und Verwaltung der Gemeinden, Kottel's über Handelsfreiheit, Winter's über das badische Aelbedict, mithin streng genommen mehr unter die Classe der politischen Abhandlung als der eigentlichen Rede fallen. Dem Zwecke der politischen Belehrung und Aufklärung entsprechen diese gehaltenen Vorträge vortreflich, während sie nicht ebenso geeignet sind, eine genaue Vorstellung von dem Stande der politischen Veredelsamkeit in Deutschland zu geben. Indessen, wie schon gesagt, die Förderung einer gründlichen politischen Bildung und Einsicht ist für uns Deutsche ein wesentlicheres Bedürfnis als die Steigerung der Veredelsamkeit — diese erwächst, so weit es nöthig ist, aus jener von selbst — und in diesem Sinne hauptsächlich wünschen wir, daß die „Bibliothek“ recht gute Früchte trage, daß sie den Sinn für gediegene, sachgemäße Veredelsamkeit im Gegensatz zur politischen Declamation läutere und kräftige.

33.

Taschenbücherschau für das Jahr 1846.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 176.)

13. Iris.

Die werthvollste Gabe der „Iris“ ist diesmal wie im vorigen Jahrgange eine Dichtung von Adalbert Stifter „Die Schwestern“. Von eigentlicher Geschichte ist wieder

sehr wenig darin zu finden. Fast Alles Schilderung, Alles Detailmalerei, wiewol mehr als sonst in erzählender Form. Aber auch hier wieder derselbe eigenthümliche Reiz, der uns wie mit einer Zauberformel so lange in des Verf. magische Kreise bannt, bis er uns selbst mit dem letzten Punktum wieder freigibt. Was uns eigentlich dabei fesselt, ist schwer zu sagen. Nur so viel ist anzumachen, daß jene noch im Zustande der Keiweität befindliche Kunstlavone, welche ihre Schöpfung selbst obwol ganz in ihr ausgehend, für nichts achtet, welche die feinsten Bemerkungen und tiefsten Beobachtungen nur so gelegentlich aus dem Ärmel schüttelt, welche sich auch um den Leser nicht sonderlich kümmert, sondern nach eigener Laune und eigenem Belieben ihren Weg weitergeht, ein Hauptagens dabei abgibt. Man lese z. B. folgende Schilderung von der Nachwirkung des Violinspiels der Schwestern Milanollo. „An die Schwestern Milanollo“, berichtet der Erzähler, „habe ich noch oft gedacht, aber da in meine Abgeschiedenheit keine andern Leistungen kamen als die zwei politischen Reden, die ich mit dem Förster, dem Dechanten und dem Schulmeister hielt, so erfuhr ich nicht mehr, wo sie hingekommen waren und welche Triumphe sie inzwischen ergeiznet haben konnten. So kam es auch, daß ihr Bild nach und nach immer mehr bei mir erbleichte und ich oft wochenlang an die zwei Mädchen nicht dachte, mit denen ich einmal gereist bin und die mir mit ihrem Spiele so viel Freude gemacht haben, außer wenn ich sehr etwa meine Geige zur Hand nahm und in meiner grünen Stube, wo ich allein war und nur die Kupferflöhe die ich geerbt hatte um mich herumgingen, an einsamen Abenden und bis tief in die Nacht hinein, wenn alle meine Knechte und Mägde schon schliefen, mir etwas vorgeigte, da dachte ich an sie und dachte mit Schmerzen an sie, wo sie denn die unergreiflichen Löhne hernehmen, die unbeschreiblichen, die sie den Menschen vorspielen und die in meinen Saiten gar nicht vorhanden sind, ich möchte mit ihnen thun was ich wollte, ich ließ mir doch die allerbesten kommen welche in Europa zu haben sind, und meine Geige gehörte unter die welche wenige haben die ihres Gleichen sind. Wenn dann das monatliche Quartett zu Stande kam, zu welchem wir vier Zeitungshalter zusammenreisten, der Herr Dechant zu Blumenau, der Herr Forstmeister zu Alshag, der Schulmeister in meinem Dorfe und ich, und wenn wir zuerst eins von Haydn aufhörten, dann auf Mozart übergingen und mit Beethoven den Schluß machten, den wir uns manchmal auch wiederholen mußten, und wenn sie dann zufrieden waren und sagten, daß die Kirchenmusik in Blumenau und in Stromberg lange nicht so prächtig sei und daß es überhaupt nicht gar viele Quartette im Lande geben dürfte, die sich mit uns messen könnten, wo man nämlich so gewissenhaft umginge, so viele Proben machte, sich keine Beihelnote schenkte, jede Kleinigkeit rügte, immer wieder vom Anfang anginge und nicht rastete, bis man Alles ohne Fehler herspielen konnte; darum es aber dann auch eine Freude sei, so etwas zu hören und die Meister im Grabe zufrieden sein könnten, daß ihre Sachen nicht geschändet würden; wann sie dies sagten, dann dachte ich erst recht an die Milanollo, war froh, daß sie bei unserer Musik nicht zugegen waren und ließ meine Kunstfreunde sagen was sie wollten. Nach solchen Abenden brachte ich sie dann eine ganze Woche nicht aus dem Sinne und es war ein Glück, daß unsere monatlichen Quartette endlich zu halbjährigen zusammenzuschrumpfen und auch da nicht immer abgehalten wurden, außer wir schrieben uns Einladungsbriefe und bestimmten uns ausdrücklich endlich doch wieder einen Tag, an dem wir wieder einmal musizieren wollten. So war es mit mir und so lebte ich die Zeit dahin.“ Mit welcher Raschlichkeit, mit welchem behäbigen Pfluge, mit welcher scheinbaren Richtung des Objects und Berzärtelung auf Effect ist dies Alles mitgetheilt; und dennoch kann um wie viel tiefern und lebendigern Eindruck macht es als alle im glühendsten Enthusiasmus abgefaßten Psalmödien, die wir allwöchentlich über diesen und jenen Birtswesen in den Zei-

gen lesen? Und wie jene Schilderung ist eigentlich Alles bei Stifter, wenigstens alles Das, was ein eigenthümliches, ihm besonders angebrichtiges Gepräge trägt. Hinter dem Scheine geringerer Mittel bedeutende Wirkungen, in einigen wie beiläufig hingeworfenen Sätzen ein reicher und tiefer Sinn und in scheinbar breiten, minutiösen Beschreibungen ein reges Leben und großartige Charaktere. Aber so sehr wir geneigt sind, dies anzuerkennen und so oft wir uns schon über sein Talent lobend ausgesprochen haben, können wir uns doch nicht verhehlen, daß die Art und Weise seiner Production auch ihre bedenklichen Seiten hat, besonders wenn der Beifall, den er schon im reichen Maße zu ernten beginnt, minder Befähigte zur Nachahmung reizen sollte. Fast alle seine Producte sind nämlich, wie er sie richtig selbst bezeichnet hat, noch keine eigentlichen Kunstwerke, sondern nur Übungen und Studien dazu. Aber Studien, die mit so feiner Beobachtungsgabe der Natur abgelauscht, mit so viel Genialität im Geiste umgebildet und mit so viel Geschick und Talent ausgeführt sind, daß sie in einzelnen Partien bedeutendere Kunstwerke übertreffen. Darin liegt etwas sehr Verführerisches. Es kann leicht den Sinn ganz und gar vom Ganzen ablenken und den also schaffenden Geist leicht in die irrthümliche Meinung hineincoden, als habe er eben mit dem Einzelnen schon genug gethan, als bedürfe es höchstens einiger kühnen Sätze und einer genialen Schlusswendung, um dem Einzelnen wenigstens einen Schein von Totalität aufzudrücken. In der Musik haben wir bereits etwas Ähnliches erlebt. In dem die jungen Componisten vorzugsweise darauf ausgingen, ihre Virtuosität im Einzelnen zu zeigen, zersplitterten sie ihre Kräfte an glänzenden Exercises und brillanten Etuden, verkümmerten darüber, größere Werke und proportional gegliederte Conceptionen schaffen zu lernen, und die Kunst ging mittlerweile ziemlich leer aus. Wie leicht kann sich nun in der Poesie Dasselbe ereignen, zumal da bereits die Stifter'schen Arbeiten mit jenen Etuden und Exercises nicht bloß den Namen, sondern auch den leichten, nachlässigen Wurf im Ganzen, die Virtuosität in der Ausführung des Einzelnen und noch manches Andere gemein haben. Daher können wir dem talentvollen Dichter nur rathen, so bald als möglich zur eigentlichen Kunstschöpfung überzuleiten, zu welcher er, wie sich aus einzelnen Dichtungen, z. B. aus „Brigitta“, schließen läßt, unverkennbar berufen ist.

Unter den übrigen Erzählungen der „Iris“ ist die bedeutendste und unterhaltenste „Prinz Conti“ von Walter Lesche, eine historische Novelle, die zwar wie Alles, was wir noch von Lesche gelesen haben, ein wenig langsam fortschreitet, dafür aber durch lebendige Schilderungen interessanter Persönlichkeiten vom Hofe Ludwig's XIV. und ihre durchaus noble Haltung entschädigt. Dagegen ist „Die Coquette oder das fürstliche Todtengewölbe zu B—st“, von Wilh. Reinhold, eine ziemlich gewöhnliche Schaudergeschichte, in der die Beraubung einer Todtengruft und die Bestrafung dafür durch eine gemeine Coquette den Hauptinhalt bildet. Ludwig Rein hat denselben Stoff, so viel ich mich erinnere, viel glücklicher behandelt. Auch eine Novelle von Theodor Stamm und ein Märchen vom Herausgeber Johann Grafen Railáth sind von untergeordnetem Werthe; empfehlenswerther die „Fahrt nach Edinburg“ aus den Papieren eines verabschiedeten Lanzenknechts und „Das Märchen von Sancé-Giorgio“, von Betty Paoly, worin erzählt wird, wie die Dogen von Venedig zu der Sitte gelangt sind, sich mit dem Meere zu vermahlen. Unter den Gedichten verdient „Die Haremrose“, von J. S. Seidl, hervorgehoben zu werden. Es hat wenigstens den Vorzug, daß es nicht nach dem gewöhnlichen Balladenschnitt zugeschnitten ist.

14. Karrenalmanach.

Kein Schriftsteller tritt vielleicht in seinen Productionen die Gesetze der Kunst so frivol mit Füßen und schlägt den ästhetischen Regeln so höhnisch ein Schnippchen als Ottinger,

und dennoch ist sein Umgang immer als eine ergötzliche und willkommene Lecture begrüßt und selbst von Denen günstig aufgenommen, welche sonst die Verachtung der Kunstgeseze nicht so gutwillig hinzunehmen pflegen. Der Grund hiervon ist leicht zu ermessen. Ottinger nimmt im Bereiche der Kunst etwa dieselbe Stellung ein wie ein Auenturier in der Gesellschaft. Auch dieser erlaubt sich alles Mögliche, was gegen Sitte, Anstand und hergebrachte Ordnung ist und worüber man bei jedem Andern die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen würde; aber bei ihm achtet man es nicht, weil er doch bei alledem eine interessante Erscheinung ist und Vieles zu erzählen weiß was man sonst nicht alle Tage zu hören bekommt, ja man findet seine Verstoffe sogar genial und liebenswürdig, weil sie mit solcher Reizheit und Sicherheit gemacht werden, daß Jeder meint, er verlasse den gewohnten Weg nicht aus Unkenntniß und Unvermögen, sondern vielmehr aus höherer Einsicht und im Besitze einer mächtiger wirkenden Kraft. Auch in den beiden Erzählungen des vorliegenden Jahrganges des „Karrenalmanach“ entfaltet der Verf. wieder so viel Reichthum interessanten Stoffes und bestechende Nonchalance in Handhabung der Form, daß man ihm von Seite zu Seite willig folgt und ohne Scrupel ein buntgewürfeltes Amusement als Surrogat für einen wirklichen Kunstgenuss hinnimmt. Die erste der beiden Erzählungen portrairt uns diesmal einen Karren von Profession, nämlich den Hofkarren Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Jakob Paul von Grundling, das Stichblatt des Wiges und den Spielball der rohesten Späße und empörendsten Mißhandlungen nicht nur für den König, sondern für alle intriganten ihm feindseligen Hoffstrazzen. So sehen wir unter Andern diesen armen Grundling, der trotz seiner Gelehrsamkeit freilich ein höchst ungebildeter, feiger, dem Trunk ergebenere und sich selbst wegwerfender Narr, aber doch von Herzen nicht bössartig und in manchem Betracht ehrenwerther als seine Peiniger war, wie man ihn im Tabakcollegium geküffentlich betrunken macht, wie man ihn in diesem Zustande verführt, in ein mit Kienruß gefülltes Horn zu blasen und sich dadurch zum leibhaftigen Rohren zu machen, ihn dann zur Thür hinauswirft und der Gefahr der Gassen und dem Spott der Nachwächter preisgibt; ferner wie man ihn, der gar nicht tanzen konnte, zwingt, vor einer großen Gesellschaft ein Menuet mit einem Wären zu tanzen; ferner wie man ihn, ebenfalls im trunkenen Zustande, in eine Sänfte packt, in welcher ihm mitten auf dem Wege der Boden unter den Füßen zusammenbricht, sodas er da die Träger auf sein Kufen nicht hören dürfen, im raschesten Trab durch Dünn und Dick mitlaufen muß, bis man endlich die Sänfte in einer Pfütze stehen und ihn so lange in derselben campiren läßt, bis er von der Patrouille als ein Betrunkener in die Waße transportirt wird; ferner wie man ihn, als er in Folge hiervon in Schweiß und schwerem Fieber liegt, durch einen vermeintlichen Facelzug aus dem Bette auf die Straße lockt, bloß um ihm in einem geheimnißvollen Briefe eine auf ihn gemachte Grabchrift zukommen zu lassen, des Inhalts:

Bewund're Leser nicht, was uns die Fabel sagt,
Daß dort beim Lucian ein Mensch zum Esel worden,
Daß sich ein Jupiter zum Stier und Döfen macht,
Und daß Ulysses Koch tritt in der Schweine Orden:
Hier muß ein großer Mann in dieser Craft verweisen,
Der Esel, Ochse und Schweine zu gleicher Zeit gewesen.

Ferner, wie man ihn kurz nach seiner Genesung zwingt, wie Karl V. bei Lebzeiten sich in einen Sarg zu legen und dadurch Gelegenheit zu einem mit allerhand rohen Späßen ausgestatteten Leichenbegängniß seiner eigenen Person zu geben; ferner wie man ihn in ein Zimmer sperrt und durch zwei Löcher Schwärmer und Frösche auf ihn abschleßt, dadurch seine Verände in Brand setzt und hierauf ihn wieder durch dicke Wafferkahlen aus einer Feuerprige bis aufs Hemde durchbrennt; ferner wie man ihm durch falsche Briefe einredet, daß die K-

nigin Sophia Dorothea in ihn verlehrt sei und ihn dadurch zur Aufsertigung folgenden Gedichts begeistert:

O Sophia Dorothea.

Meines Herzens Panacea,
 Tab' und Anfang aller Noans,
 Keuscher Mond und hohe Sonne,
 O Sophia Dorothea
 Meine Kachel, meine See,
 Lieben volle Jahr' schon werde,
 Lieben volle Jahr' schon werde
 Ich für dich, o Königin!

O Sophia Dorothea,

Meines Herzens Sponda,
 Traute Wurzel meiner Freuden,
 Fundamentum meiner Leiden,
 O Sophia Dorothea
 Meiner Schmerzen Panacea,
 Tod und Leben will ich wagen,
 Um, o Königin, dir zu sagen,
 Daß du, ach, mein Herz bist!

O Sophia Dorothea,

Juno, Venus und Minerva,
 Ohre meiner Liebe Nymphen,
 Laß mich so nicht von dir gehen,
 O Sophia Dorothea,
 Holbe Nymphen Amalthea,
 Stille meiner Lieb' Gefährte,
 Reich' den Heitar deiner Brüste
 Drinam Säugling Jupiters!

Ferner wie man ihn veranlaßt, dieses Gedicht einer in die Königin verkleideten Dame zu überreichen und darauf dasselbe dem König hinterbringt, der demzufolge Grundling drei Wochen auf der Hausvogtei sitzen läßt, ihn hierauf zum Tode verurtheilt, mit verbundenen Augen vermeintlich nach Spanbau zur Hinrichtung transportirt und so lange die ganze Todesangst ausstehen läßt, bis ihm endlich im Labackcollegium die Binde von den Augen genommen und ihm das Ganze als ein bloßer Scherz erklärt wird; und endlich wie man ihn von sechs Grenadiere an Stricken befestigen, von der Brücke in den Schloßgraben werfen und ihn mit halbem Leibe eine lange Weile unter dem Eise im Wasser zappeln läßt. Wenn wir dies Alles lesen und nehmen es als bloße Dichtung hin, so verfehlt zwar die Ergötlichkeit und Komik, die einmal in der Erscheinung des Unsinns und des Widersinns liegt, auch hier ihre Wirkung nicht und wir müssen über die eine oder die andere Situation herzlich lachen; denken wir aber daran, daß dieser Dichtung eine Wahrheit zum Grunde liegt, daß es wirklich einst in den höchsten Sphären der Gesellschaft so hat hergehen können, dann schlägt unsere komische Lust in ein sehr ernstes Gefühl um und wir müssen es der Entwicklung des Volksbewußtseins Dank wissen, daß wenigstens so etwas in unserer Zeit nicht mehr möglich ist.

Die zweite Gabe: „Sophie Arnould“, das Sittengemälde einer pariser Sängerin und ihrer sieben Liebhaber, kann sich mit vorstehendem weder an stofflichem noch an formellem Interesse messen. Dennoch bietet auch sie der piquanten Scenen und Charakterzüge genug und ist namentlich wieder reich an solchen Stellen, worin der Verf. das Curiositätencabinet seines Gedächtnisses austrinkt.

Zu diesen beiden Hauptgaben fügt der Verf. noch eine kurze dritte: „Pa-tshou-ly“, eine handgreifliche Satire auf den Heineschen „Raifer von China“ hinzu, die wir als ein ziemlich wohlfeiles und im Ganzen verunglücktes Product bezeichnen müssen.

15. Taschenbuch für Jäger und Naturfreunde.

Da sich der vorliegende Jahrgang dieses weiland „Sporting-Almanach“ fast nur mit der außereuropäischen Jagd be-

schäftigt und namentlich von Gerkäcker und Seyffarth über die amerikanischen und indischen Jagden sehr ausführliche und zum Theil auf Erfahrung gegründete Berichte liefert, so dürfte er leicht auch in andern Kreisen als für die er zunächst bestimmt ist Interesse finden. Was er sonst noch liefert, ist im Vergleich hierzu unbedeutend. Nur einer humoristischen Gabe: „Burscheiben oder Bekenntnisse einer schönen Hundeseele von Restor Etq., Freiherrlich Corvin'schem Hüfnerhund und Hofrath“, muß noch gedacht werden, da sie in der That nicht ohne Wig, der freilich seinen cynischen Charakter nicht verleugnen kann, geschrieben ist. Vorzugsweise verbreitet sich darin Restor Etq. über Begrüßungszeremonie und andere handliche Gebräuche, und gibt namentlich über die Sitte der Hunde, Mauern, Pfähle und vorzüglich Ecksteine mit der höchsten Sorgfalt zu beriechen und anzuseuchen, sehr überraschende Aufschlüsse. Da nämlich das Laut- und Gehörorgan bei den Hunden nur mangelhaft ausgebildet sei, so habe die Natur auf andere Weise dafür gesorgt, daß sie ihre Gedanken und Gefühl einander mittheilen könnten. Jeder Gedanke und Gemüthszustand nämlich, den sie hätten, verändere augenblicklich die Beschaffenheit der in der Nase befindlichen Flüssigkeit und theilt ihr einen specifischen Geruch mit, welcher den Gedanken für eine Hundennase vollständig verständlich ausdrücke. Nun sind alle Hunde große Freunde der Offenlichkeit, und wie die Menschen durch Affichen und Placate, so suchten auch sie durch schriftliche Darstellung ihre Ansichten ins Publicum zu bringen, indem Jeder, der seinen Mitbürgern etwas zu sagen habe, dieses gegen eine Mauer oder einen Eckstein forrige und dadurch die andern Hunde veranlasse, es zu lesen und seine Meinung dazuzusetzen. So verträten die Ecksteine, indem sie Gelegenheit zu einem öffentlichen Austausch der Ideen gäben, unter den Hunden ganz die Stelle der Journale und sie hätten insofern vor diesen sogar den Vorzug, daß sie als cynischer Censor nur den Regen zu fürchten hätten, weshalb dem auch dieser auf die Hunde einen so höchst deprimirenden Eindruck mache. Auch über die unmittelbare oder mündliche Unterhaltung macht Restor Mittheilungen. So schildert er z. B. sein Benehmen bei der Begegnung eines fremden Hundes ebenso originel als naturgetreu. Doch können wir hier der cynischen Literatur unmöglich einen noch weitern Raum gönnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

Im Verlage von **J. W. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Volks-Bibliothek.

Erster und zweiter Band.

Gr. 8. Geh.

I. Joachim Rettelbed, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgegeben, und herausgegeben von **J. Ch. L. Haken**. Mit Rettelbed's Bildniß und einem Plane der Gegend um Kolben.

Zweite Auflage. 1845. 1 Thlr.

II. Der alte Heim. Leben und Wirken Graf Ludwig Heim's, königl. preussischen Scheimen-Raths und Doctors der Arzneiwissenschaft. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von **G. W. Kessler**. Zweite, mit Zusätzen vermehrte Auflage. Mit Heim's Bildniß. 1846. 1 Thlr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

— Nr. 178. —

27. Juni 1846.

Anselm von Canterbury. Dargestellt von F. A. Haffe. Erster Theil: Das Leben Anselm's. Leipzig, Engelmann. 1843. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Rgr.

Das Leben ausgezeichneter Männer gibt stets ein Bild ihrer Zeit, in welcher sie gegläntzt oder gelitten, beliebt oder verhaßt gewesen, und indem man von ihnen erfährt, erfährt man zugleich von ihren Umgebungen, auf welche sie bedeutsam einwirkten. Nur ein zurückgezogenes Dasein menschlicher Gewöhnlichkeit, vielleicht das glücklichste für sie selbst, entzieht sich den Berührungen öffentlicher Verhältnisse im Kreise der Familie, einer ruhmlosen Beschäftigung, und ist in seiner durch geringen Wechsel unterbrochenen Stille ungefähr zu allen Zeiten ähnlich.

Anselm nun ist keiner der Berühmtesten in seinem Jahrhundert für Kirchenhistorie, er ist in Beziehung auf Frömmigkeit ein Heiliger, in Beziehung auf die Kirche ein tapferer Vertheidiger ihrer Ansprüche, und für die dogmatische Theologie ein zweiter Augustinus, wie man ihn genannt; ja sein ontologischer Beweis für das Dasein Gottes steht noch jetzt seit Cartesius mit der neuesten Philosophie in Verbindung. Nach diesen drei Seiten, der religiösen, kirchlich-politischen und der wissenschaftlichen, schildert ihn der Verf., und vorliegender Theil enthält die beiden ersten, mit größerer Vollständigkeit als einige Vorgänger (Franck und Köhler) den Gegenstand behandelt, und zugleich nicht kritisch ratiösiirend, sondern objectiv, wie man sich auszudrücken pflegt, d. h. selbstgenügsam nach eigenthümlicher Erscheinung, durch welche gewiß zu lobende Weise das Mittelalter neuerdings in einem günstigeren Lichte sich darstellt als früher, und warme Freunde unter den Historikern gefunden hat.

Kein geringes unter den Jahrhunderten ist dasjenige Anselm's (geb. 1033, gest. 1109). Es sah den normannischen Eroberer Wilhelm, Papst Gregor VII. und an seinem Rande den ersten Kreuzzug. Weltliche Gewalt und geistliche Macht zeigen ihr angeborenes Wesen, und beide stürzen auf den ungläubigen Orient für abendländische Herrschaft und abendländische Gottesverehrung. Anselm war Mönch, war Erzbischof, in beiderlei Charakter mit dem Geiste des Jahrhunderts einstimmig, und nach diesem Doppelbilde entfaltet sich seine Lebensgeschichte.

Das Mönchtum ist allerdings aus dem Bestreben zur Darstellung einer Gemeinschaft der Heiligen hervor-

gegangen, was die Kirche sein sollte, aber durch Verfall der Kirchenzucht nicht blieb; der Verf. nennt daher die Klöster die „wahren Gemeinden, die Kirche in der Kirche“, wir möchten sie lieber nennen: „Seminarien der Heiligkeit.“ Denn mit der gewöhnlichen christlichen Gesinnung war ein lebhafter Eifer nicht mehr befriedigt, der reine Himmel des Frommen konnte nur gewonnen werden durch Entfagung der Welt, und was Einzelne als Einsiedler durch Flucht aus der menschlichen Gesellschaft erreichten, konnte auch in gemeinsamer Abgeschlossenheit Lehren zu Theil werden, wofür eine Ordensregel und strenger Gehorsam sich eigneten. Irdischem Genus und den Freuden des Lebens zu entsagen ist nicht leicht, sich in dieser Gesinnung zu erhalten ebenfalls schwer, eine fortwährende Mortification des weltlichen Hanges daher empfehlungswerth, und wie weit es darin mit gesteigelter Selbstpeinigung Ranke brachten, ist aus Klostergeschichten bekannt; auf jeden Fall wird Jemand, der sich dazu entschließt, andern Menschen überlegen, und wenn diese ein Verdienst in solcher Stärke erblicken, verehren sie den Starcken, über das Irdische Siegenden. Ist diese Stärke begleitet von irgend einer geistigen Bildung, von Meditation und theologischer Speculation, äußert sie sich in kräftiger Ermahnung zu gottgefälligem Leben, in Strafpredigten gegen weltliche Sünden, in Verheißungen der göttlichen Gnade durch Fürbitten und kirchliche Gebrauche, so wird das große Gewicht des Klosterlebens auf ein demselben zugewandtes christliches Zeitalter sehr erklärbar. Nichts wirkt gewaltiger auf den Menschen als ein Nichtmenschliches; als fremd, als außerordentlich, liegt es entfernt vom menschlichen Gesichtsreise, ist wunderbar, übermenschlich, heilig.

Nur strenge Klöster, wie das zu Clugny, konnten sich unabhängigen Einflusses erwehren, Bischöfe, Kaiser und Könige, selbst Päpste bedienten sich des Rathes der Äbte. Ein solches war Bec in der Normandie; sein Stifter Herluin entsagte dem Ritterthum und Glanze des Hofes, verwandte seine Güter auf den Bau desselben. Lanfranc lehrte dort unter Zulauf von Schülern und Anselm ward sein Nachfolger. Diesen hatte eigene schon früh gefühlte und später wiedererweckte Neigung sammt einem Ausspruche des Erzbischofs von Rouen für das Klosterleben entschrieben. Er übte bald als Prior die

Aufsicht, Leitung der Studien, disciplinische Inspection und eigentliche Seelsorge, mit besonderer Aufmerksamkeit auf die jüngern bildsamen Bewohner des Klosters. Weniger strafend, als liebevoll ermahmend, gewann er sich die Gemüther. Die Heilige Schrift und die Kirchenväter wurden gelesen, Anselm erklärte und vertiefte sich zugleich in Speculationen. Zum Abte emporgestiegen erhielt er die äußere Verwaltung des Klosters, mußte oft nach England, wo Besitzungen lagen, hinüberschiffen, wo selbst der König Wilhelm, „sonst ein furchtbarer Herr“, leutselig gegen ihn war, und Verbindung mit den höchsten kirchlichen Gewalten sich anknüpfte. Es wird von ihm gerühmt, er sei „reich an gutem Rath“ gewesen, daher er dann eine Menge von Briefen zu schreiben hatte. Am häufigsten wird geistlicher Rath begehrt. Eine vornehme Dame wollte ihrem Manne nicht gestatten, sich wegen eines Gelübdes ins Kloster zu begeben. Anselm führt ihr zu Gemüthe, daß sie seine Seele lieben müsse, und nur dann ihn in Wahrheit liebe, daß keine zeitlichen Vortheile dabei in Betracht kämen u. s. w. Er stellt bei jeder Gelegenheit das Mönchtum hoch; „sei Eins mit Gott und den Menschen, sofern sie von Gott nicht abweichen, und du fängst schon an, mit Gott und allheilig zu regieren“, ruft er einem Klausner zu, der ihn um Belehrung gebeten. Die Sammlung der Briefe ist groß, und begreiflich kommen darin die mannichfachen Gegenstände zur Sprache.

In seiner Pastoralthätigkeit liebte Anselm Gleichnißreden; die meisten sind ethischen Inhalts im Zusammenhange mit dem religiösen. Das menschliche Herz z. B. wird mit einer Mühle verglichen, die immerfort umläuft, und welche ihr Herr einem Knechte übergab, darauf sein Getreide zu mahlen, der Knecht selbst aber soll seinen Unterhalt davon gewinnen. Diesem Knechte nun stellt ein Feind nach, der, so oft er den Mühlstein leer findet, Sand darauf streut oder ihn mit Pech besudelt. Wacht also der Knecht nicht, so läuft er Gefahr zu verhungern und von dem Herrn der Mühle bestraft zu werden. Dieser Mühle gleicht das menschliche Herz, denn auch dieses läuft beständig um, weil es immerfort denkt. Gottes Wille ist, daß es solche Gedanken nur denkt, die er selbst ihm eingibt. Der Weizen sind die tiefen und reinen Gedanken, in denen es sich mit Gott selbst beschäftigt; die Gerste die kräftigen Entschlüsse, wodurch es sich Tugend aneignet; der Hafer die Kämpfe, wodurch es Fehler auf Fehler ablegt. Solches Alles soll der Mensch denken, um Speise für das ewige Leben zu erwerben. Der Teufel aber stellt ihm immerdar nach, und findet er das Herz leer von guten Gedanken, so erfüllt er es sogleich mit bösen. In einem andern Gleichniß wird das Reich Gottes mit einer Burg verglichen, die mitten in einer weiten Ebene von einem Dorfe umgeben wird, dessen Bewohner sich im Nothfall in die Burg flüchten können; die Burg selbst hat in sich einen uneinnehmbaren Thurm. Dieser Thurm ist das Himmelreich selbst, die Ebene die Welt, die Burg das Mönchtum, das sie umgebende Dorf die gemeine Christenheit.

Durchs Kloster also zum Himmel, lautet der Sinn des Gleichnisses. In seinen Meditationen (Anbachten) oder Betrachtungen finden die verschiedensten religiösen Zustände ihren Ausdruck und sie sind nicht bloß in der katholischen Kirche erbaulich gebraucht worden, sondern haben auch der protestantischen Frömmigkeit Nahrungstoff geliefert. Die Meditationen Johann Gerhards (gest. 1637) sind oft aus den Anselmischen geschöpft, und neuerdings hat Galle sie (in seinen „Geistlichen Stimmen aus dem Mittelalter“) für ascetische Zwecke benützt. Christliche Erbauung, wenn sie keine Polemik einmischt, bleibt sich wol in den Jahrhunderten gleich.

Seit Anselm zum Erzbischof von Canterbury ernannt wurde (1093), geräth er in die politischen Verhältnisse zwischen Kirche und Staat, welche einen Hauptinhalt der Geschichte des Mittelalters bilden, und von ihm aus in unsere Zeiten hineinreichen. Je nachdem man Partei nimmt, pflegt über Recht und Unrecht in dem Streite beider Gewalten entschieden zu werden. Im vorigen Jahrhundert fielen die meisten Stimmen zu Gunsten des Staats, besonders nach protestantischer Ansicht; in unserm gegenwärtigen findet die Kirche mehr Liebe, selbst bei denen, welche den Papst nicht anerkennen, weil ein gewisses Kirchengefühl — wie bei dem Verf. der Biographie Anselm's — die Abneigung gegen römische Hierarchie mäßigt. Was die Menschen drückt, suchen sie durch dessen Gegentheil zu entfernen, Frost durch Hitze, Dürre durch Plagregen, und Napoleon hat in Deutschland dem Papst mehr Freunde gewonnen als sich selbst. Die christliche Kirche ist ihrem Ursprunge nach nicht — wie in Judäa und Arabien — mit dem Staate verwachsen, sondern bildete sich im Römerreich aus einzelnen Gemeinden und deren Glaubenszusammenhänge — einem geistigen, unsinnlichen; Christi Reich war nicht von dieser Welt, es war ein ewiges, kein zeitliches. Der Staat, welcher Sinnliches und Sichtbares ordnet, brauchte deshalb vom Christenthum keine Beeinträchtigung zu fürchten — es gab dem Kaiser was des Kaisers ist —, allein das mit dem Staate verwachsene Heidenthum litt Gefahr, Tempel und Opferrätre wurden vernachlässigt, daher Verfolgungen, und unter dem nicht grausamen Trajan zwang Plinius die Christen, dem Bildniß des Kaisers mit Weihrauch und Wein göttliche Ehre zu erweisen. Außerdem hatte die Gemeinschaft der Christen sich „ihre eigene Verfassung gegeben, und verbreitete sich als ein wohlgegliedertes Gemeindefystem durch den ganzen römischen Staat“, sodaß dieser, der anfangs die jüdische Sekte verachtete, auf die neue „Heterie“ aufmerksam werden mußte. Zu Konstantin's Zeiten war das Heidenthum nicht mehr zu retten, und es war vielleicht ebenso viel Politik als Frömmigkeit des Kaisers, wenn er die christliche Kirche aus einer gedrückten zur herrschenden erhob.

Nicht undenkbar wäre bei dieser Veränderung, daß fortan jede der beiden Gemeinschaften das Ihrige besorgte, der Staat das zeitliche und irdische Wohl, die Kirche das ewige himmlische; allein Konstantin selbst ward durch

die Laufe Christi, sonach der Kirche angehörig, wie diese seiner Regierung, und sowohl den christlichen Kaisern als allen Beamten und Verwaltungszweigen des Reichs galt als Gewissenssache, die Einrichtung der Kirche nicht zu stören und ihre Maßregeln für gute Sitte und Zucht zu unterstützen. Das führte zu der vom Verf. angedeuteten Einheit von Kirche und Staat im Orient, in welcher „die Kirche sich an den Staat verlor und der Staat an die Kirche“. Im Abendlande bildeten sich mit der Völkerwanderung und den einzelnen Reichern zunächst Landeskirchen, die in dem Bischof von Rom gemeinschaftlichen Mittelpunkt der Verwaltung fanden. Durch den Reichthum des Grundbesizes, welchen die Kirche hauptsächlich den Königen verdankte, trat sie in ein ähnliches Verhältnis wie Vasallen und Ministertalen; die Geistlichen erlangten mit der Zeit Reichthumschaff, erwarben sogar Landeshoheit. Da die Ernennung der Bischöfe zugleich Einsetzung in die Güter und Rechte des bischöflichen Amtes war, so erhielt sie den Charakter einer Belehnung (Investitur), und man unterschied wenig zwischen den Gütern und dem Amte, der Bischof mußte den Lehnseid schwören und den König ausdrücklich als seinen Herrn anerkennen. Solche Abhängigkeit im Weltlichen konnte sich aber nicht auf das Geistliche der Kirche erstrecken, vielmehr blieb diese in Absicht des ewigen Heils der Gläubigen für Könige wie für Knechte die entscheidende Autorität, und das christliche Gewissen durfte sich von derselben nicht lossagen. Geistliches Bewußtsein dieses Rechtes suchte dasselbe auch in weltliche Verhältnisse zu übertragen; weltliche Begehren wollten mit Unabhängigkeit schalten und walten, ohne von geistlicher Einmischung gehindert zu sein. Daher die fortwährenden Kämpfe des Geistlichen und Weltlichen, der Streit über Investitur, das Trachten nach Freiheit der Kirche als eines Staats im Staate, das Behaupten der Unabhängigkeit des Regenten als Selbstherrscher über alle Stände des Reichs ohne Ausnahme.

(Der Beschluß folgt.)

Taschenbücherschau für das Jahr 1846.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 177.)

16. Bielliebchen.

17. Des Bettlers Gabe.

18. Sonnenblumen.

Diese drei Taschenbücher haben Das miteinander gemein, daß sie nur Producte von ihren Herausgebern enthalten, daß sie sich durchaus auf Novellen und Erzählungen beschränken und daß sie daher sich schon eine Reihe von Jahren hindurch in ihrem Werth und Charakter ziemlich gleichgeblieben sind. Die Novellen Bernd von Gusek's im „Bielliebchen“ sind immer wieder die leicht entworfenen, gewandt geschriebenen und vorzugsweise für die Unterhaltung nobler Damen berechneten Bearbeitungen irgend einer interessanten, mehr oder minder mit Romantik verlegten geschichtlichen Episode; die Erzählungen Wilhelm Müller's in „Des Bettlers Gabe“ immer wieder die düstern, fatalistischen, selbst im Humor mehr weh- als wohlthuenden Raustücke, hervorgeholt aus irgend einem dunkeln, vergessenen oder entlegenen Winkel der Sogen-

welt oder des Gemüthslebens; und endlich die Geschichten Adami's in den „Sonnenblumen“ stets wieder die auf Effect ausgehenden, mit geschäftlicher Routine rasch hingearbeiteten Nachbildungen französischer Erzählungen, in der Regel dem socialen Leben der Gegenwart entlehnt oder hervorgehoben aus den Archiven der Criminaljustiz. So haben wir auch über die Jahrgänge von 1846 nichts Neues zu sagen. Wer an ihren Vorgängern Geschmack gefunden, wird auch diese nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Höhern Anforderungen freilich als denen, wie man sie an die Unterhaltungsliteratur zu machen pflegt, genügen sie alle drei nicht, doch haben die Verf. der beiden ersten unverkennbar das Bestreben, sich zu einer künstlerischen Auffassung und Darstellung der Objecte zu heben, und erwecken schon dadurch Achtung und Anerkennung für sich.

19. Thalia.

20. Das Meilchen.

21. Der Freund des schönen Geschlechts.

Wenn ein Almanach ein Buch ist, dessen Leistungen so beschaffen sind, daß überall man Ach! zu schreien hat, dann dürfte nicht leicht Jemand den obengenannten drei wiener Taschenbüchern das Recht auf diesen Namen streitig machen. Denn unter den mindestens sechs bis sieben Dugend Novellen, Erzählungen, Märchen, Sagen, Legenden, Gedichten u. s. w. haben wir auch nicht eine Pièce gefunden, deren man sich wirklich erfreuen könnte, vielmehr haben uns die meisten sogleich von vornherein so angelangweilt und angeekelt, daß wir nicht im Stande gewesen sind, mehr als einige Seite davon zu genießen und uns schon mit dieser den Appetit für ähnliche Kost auf lange Zeit verdorben haben. Möglich ist, daß sich unter den Schöpfeln, die wir im letzten Stadium gekostet haben, eine oder die andere befindet, die ein hungeriger Magen besser gewürdigt haben würde als ein überfüllter; an einem Märchen von Karl Spindler „Der Kir in der Fremde“ in der „Thalia“ haben wir sogar selbst die bessere Kochkunst herausgeschmeckt, unsere Schuld ist es aber nicht, wenn wir kein Organ mehr dafür gehabt haben, sondern einzig die des redigirenden Haushofmeisters, dem jeder Koch und Keller gut genug gedünkt hat. Nun mögen sich die bessern unter den schlechtern mit dem Sprüchwort trösten: Mitgegangen, mitgehangen!

Nachdem wir diesen Artikel der diesjährigen Taschenbücherschau bereits beschlossen, sind uns noch drei Spätlinge zugekommen, nämlich:

22. Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse.

23. Charitas.

24. Berliner Taschenbuch.

denen wir hier noch einige Zeilen schenken müssen.

Das erste derselben, von Johann Gottfried Sommer herausgegeben, von dem uns bereits der 24. Jahrgang vorliegt, ist den Freunden der Länder- und Völkertunde schon seit lange eine willkommene Gabe, indem es ihnen alljährlich eine gedrängte Übersicht der neuesten Reisen und Entdeckungen und außerdem stets noch einige speciellere Auszüge aus interessanten Reisebeschreibungen und sonstigen geographischen Werken bietet. Die allgemeine Übersicht erstreckt sich diesmal in Betreff Afrikas zunächst über die beiden durch Mehemet Ali veranlaßten Nilexpeditionen in den Jahren 1840 und 1841, an denen sich unter Andern namentlich der preussische Reisende Dr. Berne theilnahmte, und über die Reisen Arcangelo's, Krupf's, Sehenne's, Arnaud Abbadi's, Gallinier's, Lepsius' und Ampère's, sämmtlich im östlichen Afrika, namentlich in Aegypten, Nubien, Abyssinien, im Lande der Gallas und Karea; ferner über die durch Eroberung Algeriens herbeigeführten Entdeckungen in den Saharagegenden durch Marey, Coretta und Renou, Journel und Subtil; über die englischen Nigereexpeditionen unter Beccroft, über Duncan's Versuch, die Konggebirge zu

berufen und endlich über den Besuch des großen Ozean Karawai in Südafrika von einem Eingeborenen Langaber. Rückfichtlich Aens erhalten wir Auszüge aus dem Bericht des englischen Reisenden Malcolmson über Aken an der Südküste Arabiens; aus den Mittheilungen Campbell's über Medina, aus verschiedenen Nachrichten über die Ausgrabungen in der Gegend des alten Hünne durch den französischen Consul Dotta und über die Durchforschungen perflischer Aethiämer durch Rawlinson; ferner über die Expedition des Engländers Gaby auf dem Flusse Karun aufwärts bis Schuster, über die Turkmenen-Skizzen Zahmed und Gellan von Dr. Bobel über die Reisen des Russen Chanikow nach Bokhara, der Ungarn Jernay und Wegaly nach dem europäischen und asiatischen Rußland, von Widdendorfs nach Sibirien und der Engländer Youngs und Christopher nach den Malediveninseln. Nicht minder reichhaltig sind die Excerpte über Amerika und Australien und beziehen sich vorzugsweise auf die neuesten englischen Nordpolerpeditionen, auf den intellektuellen Charakter des Eskimos, auf die Gegenden des Mississippi und das Oregongebiet, auf die Befahrung des südamerikanischen Flusses Uruguay durch Castelnau und auf die Reise Schomburgk's nach dem britischen Guyana. Spezielle Mittheilungen sind im vorliegenden Jahrgange fünf enthalten: 1) Erinnerungen an Rußland, nach Blafius; 2) Featberstonhaugh's Reise durch die Sklavenstaaten der angloamerikanischen Union; 3) Die Missionen in Obercalifornien, nach Dufrot de Rofras; 4) Das Gebiet Oregon, nach Demselben; 5) Der Tahiti-Archipel, nach Vincendon-Dumoulin und Desgraz, von welchem die erste beinahe die umfangreichste und unterhaltendste ist.

Das zweite der obengenannten Taschenbücher ist auch dieses Jahr seinem hairischen Charakter treu geblieben. Unter den vaterländischen Gaben desselben sind vor allen drei Gedichte des Königs Ludwig zu nennen, z. B. „Meer und Himmel“:

Esig groß,
Erdelos
Ist das Meer,
Nahen seine Wellen,
Sinken hin und schwellen;
Es ist leer.
Sehnennd schwellt,
Forfchend greift
Unser Blick
In die Himmelsgründen,
Wird darin nichts finden,
Sinkt zurück.
Es ist leer,
Wie umher
Wogen späh'n
In die Wogen tauchen
Strahlen uns'rer Augen,
Doch nichts seh'n.
Keht zurück.
Himmel, Meer,
Weide leer;
Doch des Lebens Fülle
Birgt, wie die Fülle,
Seelenglück.

Außerdem liefert es noch Gedichte von Zeuffert, Franz von Kobell, Wadhauer, Fernau und Wosmann, unter denen das von Franz von Kobell feyerlich genug ist, nach der Schilderung einer Nacht in Sanct-Peter und im Hause zu Loreto folgenmaßen zu schließen:

Ich fand bei dämmernder Nacht im Wald,
Orin hat kein Glocke, kein Chor gehört,
Ein Vogel aus sang sein einsach Lied,
Als das Abendroth vom Himmel fiel.

Es war eine stille, warme Nacht,
Da kam der Mond, sieh! welche Pracht!
Und wie das glitzernde Silberlicht
Durch das dunkle Laub der Bäume bricht,
Und gleich, als hätte es sich bewegt,
Das sich's in dem leichten Blättern geragt,
Und manches, gewendet vom leisen Wehn,
Lief fern die schimmernden Sterne seh'n,
Die freundlichen Sterne! o welche Welt,
Wie weit von ihrem Glanz erhell't,
Wie weit um die kleinen Menschen gebaut,
Wie wenig in ihrer Größe gekont!
Woh hab' ich des Doms in Rom gedacht,
Doch festlicher war die nächtliche Pracht,
Und ihre Wunder zum Herzen mein
Wie heilige Lieber zogen sie ein,
Und tiefer bewegt war mein Gemüth,
Als da ich im Haus von Loreto kniet.

In Erzählungen erhalten wir drei: „Der Präsident von Portugal“ (1840), von Karl Reichelsbaumer; „Der Scharfrichter und sein Sohn oder Lilly in Rothenburg“, von Georg Scheurlin, und „Weichen“, von Amalie Krafft. Die erste derselben ist jedenfalls die bedeutendste und zeichnet sich wesentlich durch einen geistreichen, piquanten, hier und da jedoch fast allzu fein zugespitzten und auf Schrauben gestellten Dialog aus.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Historischer Atlas von Frankreich.

Die allmähliche Gestaltung der Territorialverhältnisse Frankreichs tritt gewöhnlich in den allgemeinen Geschichtsbearbeitungen bei der Masse des Materials in dem Maße zurück, daß es schwer fällt, eine klare Anschauung, ein deutliches Bild von der Art und Weise, wie das gegenwärtige Frankreich sich gestaltet hat, zu gewinnen. Nur dann wird man erst im Stande sein, sich eine genügende Vorstellung von diesen Verhältnissen zu machen, wenn man erst im Besitz befriedigender historisch-geographischer Karten ist, welche denselben eine specielle Berücksichtigung widmen. Die bisherigen Arbeiten dieser Art entsprechen strengern kritischen Anforderungen im Allgemeinen nur wenig. Gegenwärtig erhalten wir einen Atlas, in welchem die angeordneten Verhältnisse auf eine klare, anschauliche Weise dargelegt werden. Der Titel desselben lautet: „Atlas historique et géographique de la France, présentant dans une série de quatorze cartes les changements successifs de la monarchie aux principales époques. Gravé sur acier sous la direction de MM. Clausolle et Abadie.“

Geschichte der provencalischen Literatur.

Als der gelehrte Fauriel vor mehreren Jahren durch seine Kränklichkeit genöthigt wurde, seine geistreichen Vorlesungen zu unterbrechen und endlich ganz aufhören zu lassen, erwarteten seine zahlreichen Zuhörer, er werde nun wenigstens einen Theil derselben in Druck erscheinen lassen. Diese Voraussetzung schien um so gegründeter als früherhin bereits einige Druckstücke daraus von der „Revue de Paris“ mitgetheilt waren und man daher vermuthen konnte, daß wol das Ganze in ziemlich abgerundeter Ausführung bereits vorläge. Erst kürzlich fand wir, nachdem der tüchtige Forscher selbst bereits seit einiger Zeit der gelehrten Welt durch den Tod entzogen ist, mit demjenigen Theile dieser Vorlesungen beschenkt, welcher sich auf die Geschichte der provencalischen Literatur bezieht („Histoire de la poésie provençale“). Dieses Werk umfaßt drei Bände und kann der Beachtung aller Deter, welche sich mit dem Studium der romanischen Literaturen befassen, nicht dringend genug empfohlen werden.

Anselm von Canterbury. Dargestellt von F. A. Haffe. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 178.)

Die Waffen in diesem Kampfe sind ungleich. Der Kirche fehlt weltliche Gewalt, und sobald das Schwert gezogen wird, muß sie unterliegen. Allein ihr Dasein und Regiment ist eine göttliche Einsetzung, jede Beleidigung ihres Ansehens eine Beleidigung Gottes. Was Gott beleidigt, muß sie am besten wissen; sie ist daher ihr eigener Richter. Ist sie auch abhängig von dem Staat durch weltliche Besitzungen, so ist doch ihr Besitz gesetzlich wie jeder andere, und ungerechter Raub desselben muß der ewigen Seligkeit verlustig machen, was sie erklären und den Thäter von ihrer Gemeinschaft ausschließen darf. Gleichwie das geistige ewige Reich höher ist als das leibliche zeitliche, so überragt auch die Hoheit der Kirche diejenige des Staats, und eine Beeinträchtigung derselben ist Auflehnung gegen die höchste Majestät der Erde. Obgleich sie die Wahrheit ihrer Glaubenssätze nicht dem Gewissen der Einzelnen überläßt, sondern dieselben mit Anspruch auf Ergebung feststellt, so fodert sie doch gegen Einwirkung einer fremden nicht aus ihr selbst hervorgegangen Überzeugung Gewissensfreiheit, und läßt sich nichts Unangemessenes aufdrängen. Gegen diese eroberte Herrschaft des geistigen Gebiets der Menschheit ist eine Staatsgewalt bei entstehendem Streite stets im Nachtheil, zumal wenn das Haupt der Kirche wie der Papst außer Landes, und ein Sieg läßt sich nur gewinnen durch offenbare Gewaltthätigkeit, durch gänzliche Lossagung von der Kirchengemeinschaft, nicht nach dem Recht innerhalb derselben. Auchlosigkeit also der weltlichen Macht feiert Siege über die geistliche, denn eine Lossagung von der letztern ist entschiedenste Auchlosigkeit, und nur aus Furcht vor größerm Schaden ist manchmal den Auchlosen Nachgiebigkeit und scheinbarer Vortheil vom Kirchenregiment zu Theil worden, gemäß dem heidnischen Spruch: „Dat vomiam corvis, vexat censura columbas“; der in angewendeter Übersetzung lautet:

Die Raben läßt man frei, die Läubchen fängt man ein;
Dann hat das Kirchenreich ein weltliches Gebeiß'n.

Geschichtlicher Verlauf ist nun folgender. Selden entschließen sich die Parteien zum schärfsten Gegensatz und

zum härtesten Gebrauch ihrer Waffen, außer wenn die Umstände es ausnehmend begünstigen oder ein stolzer Muth wie Gregor's VII. alle Folgen gering achtet; vor dem 16. Jahrhundert wagt keine weltliche Macht ernstliche Lossagung von der Kirchengemeinschaft; gewöhnlich suchen beide Theile sich Vortheil abzugewinnen, was manchmal gelingt und zu neuen Bestrebungen auffodert. Geldbedürfnisse sind meistens Ursache von Nachgiebigkeit wie von Härte der Regenten, jener um Besteuern zu erhalten, dieser wenn freundliche Ansuchen abgelehnt werden. Materielle Interessen sind Ursache der Widersetzlichkeit und des Gehorsams der Geistlichkeit, jener wenn Güter gefodert, dieser wenn Vermehrung derselben in Aussicht gestellt wird. Erkrankten die Könige, so stieg das Ansehen der Kirche, wurden sie gesund, so sank es in sein früheres Maß. König Wilhelm II. wollte ungern das erledigte Erzbisthum Canterbury schnell wieder besetzen, sondern lieber selbst vor der Hand Erzbischof sein, am wenigsten aber Anselm wählen. Er wird krank, beichtet diesem in der Nähe sich befindenden Mann, und ernennt ihn zum Erzbischof. Sobald der König genesen, kehrt seine frühere Sinnesart zurück, und es folgen arge Händel. Der Biograph erzählt dieselben nach einem kirchlichen Bewußtsein — es gibt bekanntlich der Bewußtsein viele — etwas kirchensseitig, indem der Erzbischof als Kämpfer für die geraubte Sache der Kirchenfreiheit dargestellt wird, ohne die Ansprüche des Weltlichen auf Weltliches ganz zu würdigen, wiewol Simonie und anderweitige Willkür nicht in Schutz genommen werden können.

Der König nämlich widerrief ein in der Krankheit erlassenes Gnabenedict, ließ erlassene Schulden mit Grausamkeit eintreiben, und niedergeschlagene Prozesse wieder aufnehmen. Unter seinem Vorfahren, dem Eroberer, standen die Bischöfe, als geistliche Lehnsträger, unter der weltlichen Macht, eine Verbindung mit Rom ward nur mit Bewilligung des Königs gestattet, was um so leichter gelang, da Papst und Gegenpapst miteinander stritten, ja Wilhelm II. erklärte es für ein Vorrecht der Könige von England, einen Papst anzuerkennen oder nicht. Anselm wollte nur unter drei Bedingungen das Erzbisthum übernehmen, daß der Kirche von Canterbury alle Länderseiten wiedergegeben würden, welche sie früher be-

essen, daß der König in Allem, was Religion betrifft, seinem Rath als Seelsorger vertraue, und daß Anselm dem Papste Urban II. Gehorsam leisten dürfe. Wilhelm gab gute Versprechungen und Anselm übernahm das Amt. Bald entstand Zerwürfniß über ein bei neuer Belehnung gebräuchliches Geschenk. Anselm verstand sich zu 500 Pf. St., dem geldverlegenen Könige schien dies zu wenig, er wies die Summe zurück und Anselm schenkte sie den Armen, ohne auf Andringen eine größere Gabe zu gewähren. Wilhelm unternahm nun einen Kriegszug ohne den Segen des Erzbischofs und hatte Unglück. Anselm suchte Anhalt in Rom, wollte dahin reisen, um die Bestätigung seiner Würde, das Pallium, zu empfangen. Der König untersagt es ihm und erklärt es für Bruch der Lehnstreue. Hierüber fodert Jener einen Reichstag. Dieser wird versammelt, die Bischöfe wollen nicht entscheiden, rathen zur Unterwürfigkeit. Anselm beruft sich auf den Apostel Petrus und die Würde seines Nachfolgers, die Bischöfe verlassen ihn, er bleibt allein in der Kirche. Der König läßt ihm erklären, er werde ihm als Hochverräther den Proceß machen, wenn er nicht dem Papst entsage. Anselm beharrt und die Bischöfe wissen sich nicht zu rathen. Der König will ihm Ring und Stab nehmen, und ihn aus dem Lande jagen. Damit waren die weltlichen Großen unzufrieden. Sie wollen nicht ihrem Primas die Kirchengemeinschaft auftragen, wozu die Bischöfe sich verstanden. Anselm ersucht um einen Geleitsbrief nach dem nächsten Hafen, um das Reich zu verlassen. Dies will wieder der König nicht, aus Scheu vor dem Argerniß. Also wird ein Waffenstillstand geschlossen und ferner unterhandelt. Vor Ablauf desselben anerkennt der König Papst Urban II. Anselm will dennoch den Papst persönlich sprechen, und erträgt die Reise, sein Erzbisthum wird mit Beschlag belegt.

Auf der Reise findet er Freunde, in Rom empfängt ihn der Papst mit großer Gunst und hält ein Concil wider den König, befiehlt diesem in einem Schreiben, den Erzbischof binnen eines Termins wieder einzusetzen, das Concil verbietet überhaupt, daß Geistliche Lehnleute von Laien werden. Vor Ablauf des Termins starben Papst und König. Heinrich I., des Letztern Nachfolger, läßt sich schnell vom Bischofe Moriz krönen, und gelobt Abstellung der Mißbräuche, Anselm kommt auf seine Einladung nach England zurück, vermählt ihn und tritt im Streit mit weltlichen Großen auf seine Seite. In Verhandlung über die Investitur ist er für den Papst. Dadurch wird ein zweites Exil herbeigeführt, und die fromme Königin, welche Anselm liebte, und mit ihm Briefe wechselte, sucht ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Vergebens, der Papst excommunicirt die Rathgeber des Königs. Dies war Anselm zu wenig, und er beschließt den König selbst zu excommuniciren, dieser erfährt es, fürchtet für seine Herrschaft, und hat mit Anselm in der Normandie eine Zusammenkunft. Sie werden nicht einig und wollen den Papst entscheiden lassen. Dieser bewilligt dem Könige nicht die Investitur, aber doch einen

Lehnseid, und Anselm gehorsam, kommt unter großem Jubel wieder nach England, die Königin bereitet ihm allenthalben Quartier, und begrüßt ihn aller Orten zuerst. So kann man sagen, schreibt der Biograph, Anselm habe die Freiheit der Kirche erstritten. Inzwischen wird auch bemerkt, er habe gegen den Papst die Selbständigkeit der Landeskirche und seine Primatialgewalt aufrecht erhalten.

Ref. suchte seinen Lesern in gedrängter Übersicht die Bedeutung des Mönchthums und der Verhältnisse von geistlicher und weltlicher Macht im Jahrhundert Anselm's nebst dessen eigenem Charakter vorzuführen, zumal in unsern Zeiten Ähnlichkeiten sich finden. Nach der Ruchlosigkeit französischer Revolution gewährt fromme Gesinnung den Klöstern einigen Beifall; das alte Schweden und Schwanen zwischen Kirche und Staat kommt wieder, und die zu Boden gedrückte unterworfenen erhebt Siege. Unser Biograph, der zu Bonn lebt, hat unstreitig Gelegenheit, die Beschaffenheit und Wirkungen einer Anselmischen Freiheit der Kirche ganz in der Nähe wahrzunehmen.

24.

Taschenbücherschau für das Jahr 1846

Dritter und letzter Artikel.

(Schluß aus Nr. 178.)

Weit bedeutender und überhaupt zu den werthvollsten Gaben der Almanachliteratur gehörig ist der Inhalt des „Berliner Taschenbuch“. Wir begegnen hier zuerst einem Beitrage von Barnhagen von Ense: „Voltaire in Frankfurt am Main 1753“, worin die Verhaftung des genannten Dichters in der besagten Reichsstadt durch den preussischen Residenten von Freitag auf Befehl Friedrich's des Großen gemäß dem im königlichen Geheimen Archiv über jenen Vorgang aufbewahrten Acten ihrem ganzen Verlaufe nach ausführlich erzählt und mit den theils von Voltaire selbst theils von seinem Secretaire hierüber veröffentlichten Mittheilungen zu unbefangener Vergleichung zusammengestellt wird. Diese Zusammenstellung ist um so dankenswerther, als dieses zu seiner Zeit so viel Glanz machende und noch jetzt interessante Ereigniß dem Publicum bisher nur von einer Seite bekannt geworden ist, indem Friedrich der Große es verschmäht hat, den entsetzenden und übertreibenden Berichten von Seiten Voltaires durch irgend eine öffentliche Erklärung zu begegnen. Wenn daher alles bis jetzt darüber Veröffentlichte nur zu Gunsten Voltaires sprach und des Königs Verfahren als hart und willkürlich, das seiner Bevollmächtigten aber als niedrig und lächerlich erscheinen ließ, so empfangen wir hier zum ersten Mal eine actenmäßige Darstellung im umgekehrten Sinne und gewinnen daraus die Überzeugung, daß das gegen Voltaire beobachtete Verfahren zwar nicht ohne Mißgriffe geblieben, aber keineswegs zu jener Ungerechtigkeit und Grausamkeit ausgeartet ist, welche Voltaire und seine Freunde darin haben finden wollen, ja daß der Dichter das Meiste von Dem, was wirklich geschehen, durch sein undankbares und rücksichtsloses Betragen gegen seinen eifrigen Freund und Sönnner, sowie durch sein arglistiges und schalkisches Benehmen gegen die Executoren des königlichen Willens selbst verschuldet und fast geküffentlich herbeigeführt hat. Von allen den Intriguen und losen Streichen, durch die er den Residenten Freitag und dessen Beistand, den Hofrath Schmid, in Verlegenheit zu setzen und zu härtern Maßregeln zu reizen suchte, wollen wir hier nur des einen gedenken, den er in Schmid's Comptoir, wohin man ihn nach seinem Mißthatsverfuch als Gefangenen zurückgeführt hat, zur Ausführung bringt und den sein Secretaire Collini selbst folgendermaßen er-

jählt: „Ses yeux étincelaient de fureur et se levaient de temps en temps vers les miens, comme pour les interroger. Tout à coup, apercevant une porte entrouverte, il s'y précipite et sort. Madame Schmid compose une escouade de courtains de boutique et de trois servantes, se met à leur tête et court après le fugitif. «Ne puis-je donc, s'écria-t-il, pourvoir aux besoins de la nature?» On le lui permet; on se range en cercle autour de lui, on le ramène après cette opération.“ Weiterhin bringt Collini noch folgenden Umstand nach: „Tandis qu'il était dans la cour de Schmid, occupé à satisfaire aux besoins de la nature, on vint m'appeler et me dire d'aller le secourir. Je sors, je le trouve dans un coin de la cour, entouré de personnes qui l'observaient de crainte qu'il ne prit la fuite, et je le vois courbé, se mettant les doigts dans la bouche et faisant des efforts pour vomir. Je m'écrie, effrayé: Vous trouvez-vous donc mal? Il me regarde, des larmes sortaient de ses yeux; il me dit à voix basse: *Ango... Ango...* (je fais semblant). Ces mots me rassurèrent; je fis semblant de croire qu'il n'était pas bien, et je lui donnai le bras pour rentrer dans le comptoir.“ Dann heißt es weiter: „En rentrant dans le comptoir, Schmid, qui se croit offensé personnellement, lui crie: «Malheureux! vous serez traité sans pitié et sans ménagement,» et la valetaille recommence ses criailleries. Voltaire, hors de lui, s'élança une seconde fois dans la cour; on le ramène une seconde fois.“ Da sich nun zu derartigen Redereien auch wirklich böswillige Anfeindungen und Verdächtigungen gesellen, so war es natürlich, daß seine Gegner auch ihrerseits alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel zu ihrer Sicherstellung aufbieten mußten und sich genötigt sahen, Wege einzuschlagen, an die sie sonst nicht gedacht haben würden. Freilich trägt auch deren Persönlichkeit wieder einen großen Theil der Schuld: denn offenbar dürfte es einem Geiste von der Voltairischen Beweglichkeit ganz unmöglich gewesen sein, den steifen preussischen Köpfen gegenüber den französischen Schall gänzlich zu verleugnen. Dieser Contrast stellt sich während des ganzen Conflicts sehr ergötzlich heraus und gibt der actenmäßigen Darstellung dieser Angelegenheit ein fast dramatisches Gepräge, sodaß wir den Auffas auch als Unterhaltungsmittel empfehlen können.

Der zweite Auffas: „Die Zukunft der deutschen Bühne“, von Melchior Meyr, greift die vor einiger Zeit sehr lebhaft erörterte Streitfrage wieder auf, ob von der Wiederbelebung und Aufführung classischer Stücke des Alterthums und fremder Nationen für die deutsche Bühne Heil und Segen zu erwarten sei oder nicht, und schließt sich entschieden derjenigen Fraction an, welche diese Frage bejaht hat. Die Gründe, welche er für diese Ansicht beibringt, sind wenn nicht neu doch wohl entwickelt und laufen im Allgemeinen auf den zuerst von Goethe ausgesprochenen Gedanken hinaus, daß Deutschland berufen zu sein scheine, eine Weltliteratur zu begründen. Auch wir sind im Ganzen nicht gegen die Darstellung antiker und fremder Meisterwerke und hegen überhaupt die Überzeugung, daß jede Zeit erst dadurch zum Fortschritte reif wird, wenn sie die Errungenschaft früherer Zeiten in sich zum lebendigen Bewußtsein und zur ungeschmälerten Anerkennung bringt. Nur darf, was die Vergangenheit producirt hat, nicht als ein ewig unantastbares und normgebendes Ideal für alle kommende Zeiten gelten sollen; vielmehr muß der Gegenwart das Recht eingeräumt werden, über die Leistungen der Vorzeit hinauszugehen und sich frei ihrem eigenen Triebe gemäß zu entwickeln, selbst wenn die anfänglichen Resultate dieser Entwicklung noch nicht den Stempel einer gleichen Vollendung an sich tragen sollten. In dieser Hinsicht ist von Jenen, welche die altclassischen Dramen zur Aufführung gebracht haben, mehrfach gesagt worden. Sie drückten mit der Hervorziehung des Alten zugleich eine Geringschätzung des Neuen aus, die Kräfte, welche den Todten gewidmet wurden, wurden den Lebendigen entzogen, und so konnte es nicht fehlen, daß sich die jungen, stre-

benden Talente dadurch verkümmert fühlten und gereizt wurden, mit gleicher Einseitigkeit Opposition dagegen zu machen. Nach unserer Ansicht müssen aber gerade die Productionen der Gegenwart den eigentlichen Kern und Hauptbestandtheil der Repertoires bilden und die Darstellung antiker und fremder Stücke muß nur auf Kosten derjenigen Stücke geschehen, welche, wie der Verf. dieses Auffas selbst zugestehet, der zweideutigen Reizung und dem ungebildeten Geschmack des gewöhnlichen Theaterspublicums zu Liebe immer wieder und wieder gegeben werden, trotzdem daß sie sich weder vor dem Forum der Kunst noch der Sittlichkeit rechtfertigen lassen. Auch die Einrichtung von Theaterschulen, welche der Verf. weiterhin empfiehlt, dürfte nicht so sicher als er glaubt zum erwünschtesten Ziele führen, so lange man nicht die dramatische Poesie der lebenden Dichter selbst, welche doch jedenfalls als die eigentliche Seele des Theaterwesens betrachtet werden muß, in ein günstigeres Verhältnis zum Theater stellt. Denn mit welchen in den meisten Fällen unüberwindlichen Schwierigkeiten hat bis jetzt noch immer der dramatische Dichter zu kämpfen, wenn er ein Werk von sich auf die Bühne zu bringen wünscht, wobei es namentlich völlig gleichgültig ist, ob das Stück poetischen Werth hat oder nicht. Zwar pflegt man einzuwenden, die meisten Stücke der jungen Dichter seien nicht bühnengerecht, sie effectuiren nicht, ihre Verfasser müßten erst die theatralischen Verhältnisse näher studiren. Das ist zum großen Theil wahr; aber ist denn der Bühneneffect das Einzige, was zu berücksichtigen ist? Sind nicht zunächst die reinpoetischen Elemente darin in Betracht zu ziehen? Und wenn diese Hoffnungen erwecken oder gar schon etwas Anerkennungswürdiges leisten, ist es dann billiger, den jungen Dichter ohne weiteres zurückzuweisen? Wo und wie soll derselbe überhaupt die theatralischen Verhältnisse kennen gelernt haben? Und wo und wie soll er Gelegenheit finden, die Lücken, um derenwillen man ihn zurückweist, auszufüllen, wenn ihm gerade von den Bühnendirectionen jede Gelegenheit abgeschnitten wird? Kann man auf dem Trocknen schwimmen lernen? Vielleicht aber meint man, es genüge für diesen Zweck, das Theater fleißig zu besuchen und diejenigen Stücke zu studiren, die sich von dieser Seite besonders auszeichnen. Aber da ist man in großem Irrthum. Der Dichter muß die Erfahrung an sich selbst, an seinem eigenen Stücke machen. Man weise daher seine erste Arbeit, selbst wenn sie in theatralischer Beziehung Manches zu wünschen übrig läßt, nicht von vornherein so schönhe zurück; man bringe sie vielmehr, vorausgesetzt daß sie nur sonst dessen würdig ist, vielleicht mit Tilgung der offensten Verstöße auf die Bühne, man lasse ihn selbst einstudiren und stehe ihm dabei nur leitend zur Seite: da wird er lernen, da wird er einsehen wo es fehlt, wo es zu viel ist, was wirkt, was ergreift, was belustigt, was darstellbar, was echt dramatisch ist. Und was noch mehr ist: er wird dadurch in seinem Innersten gehoben werden, es wird Elasticität und drastisches Leben in ihn kommen, die Welt und die Weltgeschichte wird ihm in andern Lichte erscheinen, sie wird zur großen Bühne für ihn werden, voll von Charakteren, Handlungen und Scenen für die kleine Bühne, die jetzt seine Welt geworden ist. Ganz von selbst, ohne klares Bewußtsein, ohne bestimmten Willen wird er schon bei seiner zweiten Schöpfung eine Masse von Fehlern vermeiden, die nur die nothwendigen Folgen seiner unglücklichen Stellung zum Theater waren, die er aber nicht ablegen kann, so lange die Verhältnisse dieselben bleiben. Vielleicht wirft man hier die Frage ein: was denn zu derartigen Stücken das Publicum sagen werde und wie die Theaterkasse dabei zurecht kommen könne? Dagegen erheben wir die andere Frage, ob man denn diese Rücksicht bei der kostspieligen und dem großen Publicum ziemlich gleichgültigen Inszenesetzung der „classischen“ Stücke genommen habe und ob man nicht der Förderung der lebenden und sterbenden Poesie mindestens dieselben Opfer schuldig sei, die man sich nicht scheue für die Wiederbelebung der todtten und begrabenen zu bringen, zumal da die Opfer, welche

man den lebenden Dichtern bringt, Kräfte zur Ausbildung bringen werden, die jene Opfer selbst wieder decken und vielleicht reiche Sinesen tragen lassen. Überdies wäre ja erst abzuwarten, ob nicht das Publikum an Stücken junger Dichter, selbst wenn sie minder Bühnengerecht und effectvoll sind, lebhafteren Theil nehmen würde als an so manchen alten Schartenen, die ihm aus purer Bequemlichkeit immer wieder und wieder aufgetischt werden. Und so viel ist schon jetzt nicht in Urede zu stellen, daß sich unter den im Druck erschienenen Dramen gar nicht wenige finden, welche auch von der Bühne herab ihre Wirkung gemacht haben würden und welche trotzdem von den Theaterdirectionen zurückgewiesen oder mindestens unberücksichtigt geblieben sind. So lange aber das nicht anders wird, so lange die Theaterdirectionen meinen, den lebenden dramatischen Dichter als eine unbedeutende Nebenperson betrachten zu dürfen und sich nicht verpflichtet fühlen, die dramatische Poesie der Gegenwart selbst zu fördern und zu heben: so lange ist auch an eine totale Gensung unserer krankhaften Bühnenzustände nicht zu denken und alle Darstellungen klassischer Musterstücke, und alle Theaterkulturen werden nicht im Stande sein, dem kranken Körper wieder einen frischen Geist und lebendigen Odem einzuhauchen.

Die dritte Gabe des Taschenbuchs ist eine Novelle von Th. Rügge „Zwei Ehen“. Sie bewegt sich auf dem socialen Gebiete und behandelt die Conscience des Herzens mit den Interessen der Welt und ist insofern ein passendes Seitenstück zu einer älteren Novelle Rügge's, die er geradezu „Herz und Welt“ betitelt hat. Die vorliegende Arbeit ist nicht ohne Längen und verliert sich hier und da in Partien und Scenerien, wie sie schon oft geschildert sind; auch die Charaktere sind nicht gerade neu und entfalten sich nicht reich und lebendig genug. Dennoch macht sie wie alle Rügge'schen Productionen, die wir noch gelesen haben, im Ganzen einen wohlthuenden, in einzelnen Stellen selbst tiefen und ergreifenden Eindruck, besonders da, wo es der Verf. mit Darstellung der innern Kämpfe und psychischen Gegensätze zu thun hat. Unter den Persönlichkeiten ist jedenfalls die des Prof. Sydow die originellste, besonders in der Scene, in welcher er dem Freiherrn von Polenz auf die trockenste Weise von der Welt zu verstehen gibt, daß er ein Schwachkopf sei und daß er sich den Appetit nach der reichen Aurelle müsse vergehen lassen. „Es ist ein Gericht“, sagt er ihm, „das König Midas nicht vertragen konnte; ein Schaugericht, Gold, doch ein gewöhnlicher Magen geht daran zu Grunde. Uebrigens aber, fuhr er lächelnd fort, lassen Sie es sich gesagt sein, König Midas' Geschichte hat viel Warnendes für Sie. Nehen Sie zum Bacchus, daß er Sie vom ungenießbaren Golde rette und nehmen Sie lieber an, was er Ihnen sonst bieten mag. Herr Professor, sagte Polenz mit höflichem Spott, nehmen Sie meine ewige Dankbarkeit für Ihren guten Rath; ich bedaure nur, daß meine Zeit mir nicht erlaubt, mehr davon hören zu können. Das paßt sich vortrefflich, erwiderte der alte Herr mit der größten Gleichgültigkeit, ich wüßte auch nicht, was ich Ihnen sonst noch rathen sollte. Er nahm Hut und Stock und hielt dem Freiherrn seine Dose hin. Nehmen Sie eine Prieße, sagte er, das küßt das Blut und schärft das Nachdenken. Nun weiß ich doch, erwiderte dieser das Summen ablehnend und nachsüchtig gestimmt, woher alle Ihre tiefen Gedanken stammen. Der alte Herr gringte ihn an. Und Sie, sagte er, Sie schnupfen nie, das sieht man; es ist Jammer und Schade.“ 48.

Bibliographie.

Bolzano, B., Dr. Vinc. Julius Edler v. Krombholz nach seinem Leben und Wirken. Prag, Haase Söhne. Gr. 4. 15 Ngr.

Haus, Henriette, Friede. Roman. Zwei Bände. Hannover, Bahn. Gr. 12. 3 Thlr. 25 Ngr.

Perlen christlicher Weisheit. Aus Fränckel's religiösen Schriften, gesammelt von A. Gebauer. Stuttgart, Galt. Gr. 16. 12 Ngr.

Phillips, G., Ueber das Studium der Geschichte, insbesondere in ihrem Verhältnisse zu der Rechtswissenschaft. München. 4. 7 Ngr.

Realis, Ränte und Schwänke der heimathlichen Boyer. Österreichische Novellen, Chronikblätter, Orts- und Familienlegen, Abenteuer in Ernst und Scherz. Wien, Pfautsch und Comp. 8. 1 Thlr.

Schlegel's, A. B. v., sämtliche Werke, herangezogen von E. Böcking. 3ter Band. — U. u. d. L.: Poetische Übersetzungen und Nachbildungen nebst Erläuterungen und Verhandlungen. 1ster Theil. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr.

— — — — — 5ter Band. — U. u. d. L.: Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. 3te Ausgabe. 1ster Theil. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr.

Schödlar, F., Die Chemie als geistig bildendes Moment für den Unterricht in Gymnasien. Eine Rede. Braunschweig, Bierweg und Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Siedenburg, C. D., Dr. Martin Luther's Leben und Wirken. Abendunterhaltungen einer Familie. Ein Buch für die Jugend und das Volk. Oldenburg, Schulze. 12. 10 Ngr.

Stimmen evangelischer Wahrheit aus der Brüdergemeinde, Auswahl aus Bingenborf's und Albertini's Schriften von L. Gebauer. Stuttgart, Galt. Gr. 16. 14 Ngr.

Wolff, O. L. B., Hausschatz englischer Poesie. Auswahl aus den Werken der bedeutendsten englischen Dichter seit Chaucer bis zur Gegenwart, in chronologischer Ordnung, begleitet von biographischen und literarischen Einleitungen. Zugleich Handbuch der englischen Poesie und ihrer Geschichte. Leipzig, Vereinsverlagsbuchhandlung. Lex.-8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Bretschneider, R. G., Über die jetzigen Bewegungen in der evangelischen Kirche Deutschlands. Ein Votum zur Förderung des Friedens. Leipzig, Ph. Reclam. Gr. 8. 10 Ngr.

Eichler, J. G., Die Pflichten gegen König und Vaterland, die Unterscheidungslehren der evangelischen Kirche und eine kurze Übersicht der christlichen Kirchengeschichte, für den Schul- und Confirmationsunterricht zusammengestellt. 2te Auflage. Glogau, Günther. 1845. 8. 2 1/2 Ngr.

Harles, G. C. A., Die wahre Freiheit. Predigt am Sonntage Jubilate den 3. Mai 1846 in der Universitätskirche zu Leipzig über 1. Petri 2, 11—17. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 3 Ngr.

Das 1100jährige Jubiläum der Begründung des Bisthums Eichstädt, gefeiert im September 1845, nebst den während desselben in der Kathedrale gehaltenen Predigten. Neuburg a. D., Prechter. Gr. 8. 20 Ngr.

Ritschke, A. C., Was ist von den Bestrebungen der sogenannten Lichtfreunde zu halten? Ein Wort an das protestantische Volk. Bunzlau, Appun. 8. 3 Ngr.

Die Öffentlichkeit der Stadtverordneten-Versammlungen vor dem 9. Provinzial-Landtage der Mark Brandenburg. Berlin, Krause. 8. 5 Ngr.

Dettingen-Ballerstein, Fürst L. v., Rede gelegentlich der Beratungen über die Anträge des Herrn Fürsten von Brede in Betreff der Quartan und Klöster. München, Franz. 8. 2 Ngr.

Poland, F., Die Hindernisse einer wirksamen Strafrechtspflege, besonders im Königreiche Sachsen. Ein wissenschaftlicher Versuch. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 4 Ngr.

Braunschweigs schöne Literatur in den Jahren 1745 — 1800, die Epoche des Morgenroths der deutschen schönen Literatur. Zum hundertjährigen Stiftungsfeste des Collegii Carolini, von Karl G. B. Schiller. Wolfenbüttel, Halle. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Geschichte des 18. Jahrhunderts in Deutschland ist von vorzüglicher Wichtigkeit, um die des 19. zu verstehen. So groß die Zahl der Werke ist, welche die Darstellung des 18. Jahrhunderts zum Gegenstande haben, so fehlt doch noch immer vielen und großen Partien das rechte Licht. Nehmen wir nur die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts: welche wichtige Fragen werden damals nicht bloß in Schriften und Gegenschriften, sondern gleich im Leben selbst, in der Praxis, durchgefochten. Auf dem Gebiete der Religion, der Kirche, der Philosophie, der Politik, der Pädagogik, der schönen Literatur, überall erschienen die kräftigsten Gegensätze, überall Anfänge zu neuen Resultaten und neuen Zuständen. Diese neuen Zustände begannen sich zu gestalten nicht bloß in dem Bürgerstande, sondern auch in der Republik der Gelehrten, nicht bloß im Volk, sondern auch auf Thronen — man denke nur an Friedrich den Großen und an Joseph II., die Beide ein großes Heer von Nachsetzern unter den Kleinen Fürsten hatten —, nicht bloß in öffentlichem Kampf, sondern auch in heimlicher Missethätigkeit, namentlich der Jesuiten, der Illuminaten und selbst der Freimaurer. Ein organischer Zusammenhang aller dieser einzelnen Momente oder Partien ist noch in keinem historischen Werke pragmatisch dargestellt; man findet hier und dort höchstens Lineamente davon oder Vorarbeiten dazu. Sofern solche Vorarbeiten eine nothwendige Grundlegung sind, verdienen dieselben, sobald sie sorgfältig und mit Einsicht ausgeführt sind, Anerkennung. Das vorliegende Buch ist mehr als bloße Vorarbeit. Der Verf. führt einen Theil der Geschichte des vergangenen Jahrhunderts mit Genauigkeit und Geschick aus. Er hat ein tüchtiges Talent für solche Darstellung in seinem Buche manifestirt. Es ist ihm Ernst mit seinem Gegenstande; er hat Studien gemacht; seine Angaben sind durchweg wohl begründet; der Gegenstand gilt ihm mehr als eine jüdische Form, welche von vielen derzeitigen Schriftstel-

lern für Wesen ausgegeben wird. Unser Verf. verachtet es, durch einen sogenannten interessanten Vortrag Unkundige oder Zerstreungsbedürftige zu unterhalten; unterhalten will er überall gar nicht; aber von gelehrtem Wust ist in seinem Werk ebenso wenig zu finden wie von blendendem Raisonnement und Hypothesenmacherei — ein Geschäft, wodurch in den letzten Jahren nicht Wenige sich einen Namen zu machen versucht haben. Wie gesagt, unser Verf. wollte nicht zur Unterhaltung und zum Zeitvertreib schreiben; sein Gegenstand ist dazu viel zu wichtig; aber er schrieb so, daß nicht bloß die Literatur- und Geschichtskundigen, sondern daß jeder gebildete Deutsche es wagen darf, dies Buch in die Hand zu nehmen, und es wird ihm einen Zuwachs an Bildung gewähren.

Der Verf. hat nun sein Werk in folgender Weise angelegt. Der erste Abschnitt führt in einer Einleitung, deren Material ganz geschickt zusammengebrängt ist, den Leser durch die deutsche Literatur von Luther's Zeit bis auf die Gründung der sogenannten „Bremer Beiträge“, also bis auf den Zeitpunkt, wo die in Braunschweig lebenden Literaten theils kritisirend, theils producirend, theils anregend, theils verbreitend, theils erkundend, theils reproducirend und übersetzend auftraten. Im zweiten Abschnitt werden dann Braunschweigs literarische Notabilitäten aus dem Zeitraum von 1745 — 1800 vorgeführt. Dieser Theil ist der umfangreichste des ganzen Buchs, er beginnt Seite 95 und endet Seite 195. Hier führt der Verf. alle die deutschen Autoren, Dichter, Pädagogen, Philosophen, Theologen vor, die von Braunschweig aus sich ein Verdienst um deutsche Literatur erworben haben; nämlich Jerusalem, Gärtner, Zachariae, Ebert, Konrad Arnold Schmid, Eschenburg, Lessing, Leibnitz, Mauvillon, Stürze, Campe. Von jedem der Genannten gibt der Verf. nicht etwa zufällige, sondern allemal charakteristische Lebensnachrichten und weist einem Jeden seine Stellung zur Literatur, Wissenschaft, Kunst und Leben nach. In diesen Ausführungen lernen wir den Verf. überall als einen Mann kennen, der nicht in einem philosophischen System gefangen ist, sondern der selbst sieht und selbständig urtheilt; er hat einen gefunden Takt für das Richtige; das Abschreiben, das Hin- und Her- und Her- und Hinraisoniren mancher

Literaten, dieses jämmerliche Dreschen leeren Strohs, scheint dem Verf. verabscheuungswürdig zu sein. Selbst wer mit der Literaturgeschichte näher vertraut ist, wird ohne Zweifel mit diesem Abschnitt manche Lücke seiner Kenntnisse ausfüllen können; Manches, was als Notiz aus einem Handbuche sich ins andere hinüberschlich, erscheint hier in seinem reellen Zusammenhange. Selbst Bousterwel und Servinus haben in ihren umfangreichen Werken den Theil der deutschen Literaturgeschichte, den der Verf. bearbeitet hat, kaum angedeutet, geschweige denn die Lineamente zu der von ihm gegebenen Ausführung mitgetheilt. In dieser Rücksicht schon steht sein Buch weit über dem Prugschen vom Hainbunde, weil dies letztere nichts als eine Ausführung zu Servinus' Andeutungen ist; unser Verf. hat also auch noch den Vorzug, daß er etwas Neues thut und gibt.

Mit Recht eröffnet der Verf. die Reihenfolge braunschweigischer Notabilitäten mit Jerusalem, dem Vater des jungen Jerusalem, der sich in Beglar erschoss, ein Ereigniß, von welchem Goethe den Stoff zu „Werther's Leiden“ nahm. In Deutschland wird Jerusalem's Verdienst gewöhnlich nur auf das eines guten Kanzelredners beschränkt; seine bekannteste Schrift heißt: „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der christlichen Religion.“ Allein Jerusalem war nicht nur ein guter, er war ein großer Kanzelredner, und wenn auch Mosheim mehr Schwung hatte, so übertrifft ihn Jerusalem durch Reichthum der Gedanken und Tiefe der Philosophie. Jerusalem war für die Literatur Deutschlands von wesentlicher Bedeutung; obwol nicht ohne Sympathien für holländische und englische Gelehrsamkeit, war er doch durch und durch deutsch. In einer Schrift „Über deutsche Sprache und Literatur“ (Berlin 1781) versuchte er es, das Buch Friedrich's des Großen „Sur la littérature allemande 1780“ zu widerlegen; Servinus hat den Werth dieser Defension viel zu gering angeschlagen. Noch mehr, Jerusalem drang überall darauf, daß die Muttersprache der wichtigste Gegenstand des Unterrichts werde; er behauptete, nicht das materielle Wissen, sondern der Geist sei es der lebendig mache, und daß, weil die Schönheit die Krone der ganzen materiellen Welt und das Endziel der Wahrheit und Sittlichkeit sei, vorzugsweise durch Belebung des Schönheitsfinnes auf die wahrhaft harmonische Ausbildung zu wirken sei. Hier beginnt der Zusammenhang Jerusalem's mit der von Gottsched's Schule sich absondernden und freier werdenden deutschen Literatur oder vielmehr mit dem Geiste derselben, den Gärtner und die Mitarbeiter an den „Bremer Beiträgen“ zu wecken und zu verbreiten suchten. Jerusalem hat einen ganz unglaublichen Einfluß auf Deutschlands Bildung dadurch ausgeübt, daß er den Herzog Karl von Braunschweig bewog, das Collegium Carolinum zu stiften, eine Schule, worin die Grundzüge der neuen Bildung unter die Classe der Gesellschaft verbreitet wurden, welchen Intelligenz zu aller Zeit ein Bedürfniß war.

Zu den durch Jerusalem nach Braunschweig berufenen und um die Literatur verdienten Männern gehört zunächst Gärtner, der Freund von Sellert, Rabener und J. A. Cramer. Diese Alle rissen sich von Gottsched los und bildeten in Leipzig einen Verein, durch den eine bessere Schule in der Literatur begründet wurde. Dieser Verein regte zu Productionen an; sogar Klopstock publicirte die ersten Theile des „Messias“ in den von ihnen herausgegebenen „Bremer Beiträgen“. Gärtner machte sich in seinen Poesien schon frei von der altherkömmlich steifen Manier seiner Vorgänger (namentlich seine dramatischen Versuche verdienen dies Lob); aber er hatte doch nicht geistige Energie genug, um sich so frei zu bewegen wie bald nach ihm Lessing wagte. Übrigens wurde Gärtner, wie auch der Verf. anmerkt, durch seine geistreiche Kritik für die sich entwickelnde Periode ein kräftiger Hebel.

Auch Zacharia, der bekannte Verf. des „Remonistens“, des „Schnupstuch“ und ähnlicher Sachen, war Lehrer am Carolinum. Als Poet kam er nicht weit über Boileau und Pope, seine Vorbilder, hinaus; aber seine Schilderungen haben doch den Vorzug großer Naturtreue. Kleine dramatische Sachen Zacharia's wurden von der Ademann'schen Gesellschaft dargestellt; wichtiger war es, daß Zacharia Linguet's „Spanisches Theater“ und Milton's „Deslorenes Paradies“ übersetzte.

Ein noch größeres Verdienst erwarb sich um die Verbreitung englischer Poesie in Deutschland Ebert, gleichfalls Professor am Carolinum; er übersetzte den Young, und welchen Einfluß dieser Dichter namentlich auf Klopstock ausübte ist bekannt. In ähnlicher Weise wie Ebert, aber in größerer Ausdehnung wirkte Eschenburg. Vor dieser Zeit war Shakespeare nur höchst unvollkommen ins Deutsche übersetzt; Eschenburg lieferte die erste bessere Übersetzung, ein Verdienst, was Schlegel, der doch auf seinen Schultern steht, durchaus nicht hinlänglich anerkannt hat. Auch für das Studium der alten Poesie war Eschenburg thätig; seine Lehrbücher der alten Literatur sind selbst jetzt noch hier und dort in Gebrauch.

Auch Lessing widmet unser Verf. einen Abschnitt, eine höchst geistreiche Partie des Buchs, worin nachgewiesen wird, daß der Culminationspunkt von Lessing's Thätigkeit in die Zeit des braunschweiger Aufenthalts fällt; in höchst interessanten Ausführungen wird mitgetheilt, in welcher Weise Lessing's damaliges Verhältniß, seine Freunde, die Bibliothek, die Einsamkeit, Einfluß auf seine Werke gewann. Übrigens ist der Verf. Weltbürger genug, um Lessing ganz in seiner welthistorischen Bedeutung zu fassen.

Nicht am Collegium Carolinum angestellt war der in Braunschweig lebende Johann Anton Leisewitz, über dessen Persönlichkeit und Wirksamkeit Manches mitgetheilt wird, was bisher nicht allgemein bekannt war. Leisewitz war persönlich befreundet mit Wieland, Gock, Herder, Götter, Lessing und Lichtenberg; Lessing schied die Autorschaft des „Julius von Tarent“ anfangs Ge-

the zu und freute sich nach entdecktem Irrthume, daß in Deutschland nur zwei ganz ausgezeichnete Köpfe wären, nämlich Goethe und Lessing. Schiller wußte in seiner Jugend den „Julius von Tarent“ auswendig.

(Der Beschluß folgt.)

Die Verfassung der Kirche der Zukunft. Praktische Erklärungen zu dem Briefwechsel über die deutsche Kirche, das Episcopat und Jerusalem. Mit Vorwort und vollständigem Briefwechsel herausgegeben von Christian Karl Josias Bunsen. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1845. 8. 2 Thlr.

In Veranlassung der von Abeken herausgegebenen Schrift: „Das evangelische Bisthum in Jerusalem“, hatte der Verf. im J. 1843 einen Briefwechsel mit dem britischen Minister Gladstone geführt, in welchem er seine Ansichten über das Episcopat skizzirte. Diesen Briefwechsel hatte der Verf. bei seiner Anwesenheit in Deutschland im vorigen Jahre Freunden mitgetheilt und auf deren Auffodern sodann als Handschrift für Freunde drucken lassen. Dadurch wurden einzelne Sätze in Zeitschriften verbreitet, aber nach des Verf. Meinung in unrichtigem Verständnisse. So sah er sich veranlaßt, seine Gedanken in dem vorliegenden Buche auszubauen. Dasselbe soll die „praktische Kirchenverbesserung“ umfassen und „alle Gelehrsamkeit bei Seite gelegt, einfach, aus wesentlich zugeftandenen Grundfragen und aus den Bedürfnissen der Gegenwart heraus die verständige und praktische Grundlage darlegen, die der Verf. für sein Bekenntniß in sich vorgefunden“.

Das Werk beginnt mit einer Einleitung: „Das christliche Priestertum, der Staat und der kirchliche Beruf der Gegenwart.“

„Alle vorchristlichen Religionen hatten ein Priestertum, weil Priester und priesterliche Opfer. Diese waren entweder Sinnbilder der selig gefühlten Verbindung mit dem Göttlichen (Dankopfer) oder Anerbietungen für die wegen der Sünden erzürnte Gottheit (Sühnopfer). Das wahre Opfer wurde aber nie vollbracht; die Lücke zwischen der Gottheit und dem Menschen nie gefüllt. Der Streit zwischen dem unbecugenen Sittengesetze, welches vollkommene Heiligkeit fodert, und dem wirklichen Thun und Leben, welches dem Gewissen Unvollkommenheit und Abfall zeigt, blieb ungeschlichtet, undersöhnt. Christus löste diesen unseligen Streit. Er vollbrachte das große Veröhnopfer der Menschheit vermittels seiner persönlichen Hingabe. Diese ist das wahre Opfer und wird als von der Vernunft geforderte ewige That und Selbstentäußerung Gottes durch das Gefühl der persönlich-sittlichen Verantwortlichkeit im Glauben ununterbrochen zum Reiche Gottes hin fortgesetzt. Daraus entspringt das allgemeine Priestertum, weil ein Jeder sich selbst seine Person, sein Inneres oder sein ganzes Leben, wie Christus selbst, zum Opfer bringt, hingibt. Das wahre Dankopfer wurde der durch Gottesdienst und Leben, im Geiste und in der Wahrheit dargestellte unmittelbare Verkehr des Menschen mit Gott, die Bethätigung des allgemeinen Priestertums. Es ist klar, daß jene große sittliche Idee zu ihrer vollen, naturgemäßen und gesunden Entwicklung ein christliches Volk und einen christlichen Staat fodert, obwol sie in ihrem Keime nur der christlichen Familie bedarf und unter Heronen erstarren kann. Die Reformation machte solche Herausstellung des allgemeinen Priestertums in einem weltgeschichtlich gebildeten Volke und Staate möglich, aber damit nicht wirklich. Die folgenden Jahrhunderte erzeugten die bürgerliche Freiheit; diese ist aber nicht gesichert und kann nicht wohlthätig wirken ohne daß das freie Volk ein lebendig christliches ist. Daher ist eine freie Kirchenverfassung ein kritisches Moment der Gegenwart. Setzt oder nie ist die Zeit, daß die Negation-

gen und Völker sich aufklären über das Christenthum, über die Bedeutung der Kirche und ihrer Verfassung. Namentlich ist für die evangelische Landeskirche Preußens der weltgeschichtliche Zeitpunkt gekommen, welchen das Christenthum im Allgemeinen, die Reformation insbesondere möglich macht: die Darstellung einer freien, nationalen, durch und durch volkstümlichen Gemeinde, welche sich als Theil der allgemeinen Kirche Christi erkennt, darstellt, fortpflanzt, erhält und regiert.“

Dieses sind die Ideen des Verf. Zu der Christlichen haben wir nichts hinzuzusetzen. Nur die Vorstellungen von Menschheit, Familie, Volk und Staat und bürgerlicher Freiheit, deren Inhalt überall das Christenthum sein soll, werden, wie sie der Verf. gegeben, einer nähern Beleuchtung bedürfen. Wenn der Verf. sagt, durch das Christenthum sei die Herstellung der Menschheit möglich gemacht, und zwar einer solchen; die über dem Nationalen stände, so wollen wir diesen Anspruch vorläufig nur wegen seines Zusammenhangs mit den übrigen Behauptungen des Verf. prüfen. Er hängt aber mit der ganzen Folge nicht zusammen, denn derselbe sagt weiter: es sei klar, daß die christliche Idee eines Volkes zu ihrer Entwicklung bedürfe, wenn sie gleich in ihrem Keime nur der Familie bedürfe. Nun aber ist eben die Familie das Einfache der Vorstellung einer allgemeinen Menschheit; beide Begriffe sind abstrakte, während Volk und Staat das Besondere, Concrete sind. Wenn also der Keim der christlichen Idee in der Familie wurzeln und in die Menschheit hineinwachsen soll, so ist damit zugleich die Aufhebung des tiefer liegenden Begriffs des Volkes und Staats gegeben und der Verf. kann so nicht sagen: es sei klar, daß ein Volk nöthig sei. Diese Klarheit ergibt sich aber, wenn man die Menschheit richtig als ein gegenwärtiges Volk anschaut. Die Welt ist die Anhäufung des Vielen, des Raums; die Menschheit die Potenzirung des Einen, der Zeit, und dieses Eine ist das Volk, d. h. aber das gegenwärtige Volk der Geschichte. Das war einst zu einer gewissen Zeit das griechische, welches daher ein Recht hatte, Alles außer sich für Barbaren anzusehen, das ist jetzt das germanische; jenes das heidnische, dieses das christliche; daher ist die gegenwärtige Familie die christliche und insofern kann auch der christliche Keim in der Familie wurzeln, aber eben nur in der germanischen. Alles außerhalb des Germanischen wird nun und nimmermehr zum Christlichen werden, und wenn Missionen und Bisthümer an allen Enden der Erde errichtet werden; denn germanisch und christlich sind Eins. Von dieser Einheit hätte der Verf. ein Recht, zu Deutschland und zu Preußen zu kommen als Unterabtheilungen des Einen; sonst begreift man in der That nicht, wie der Ausbau der evangelischen Landeskirche den Chinesen oder Türken zugute kommen soll, die von solcher besondern Wirklichkeit nicht einmal den Namen kennen. Wenn nun aber endlich der Verf. sagt: die bürgerliche Freiheit sei das Äußere der kirchlichen, und diese bürgerliche Freiheit sei überhaupt vorhanden, also auch in Preußen vorhanden, dessen Volk ja eben auch innerlich frei, lebendig christlich verfaßt werden soll, so erregt das sofort schon den Verdacht, daß die vorliegende Kirchenverfassung die Ergänzung der aristokratischen Staatsverfassung des Hrn. von Bülow-Sumnerow ist. Beide Schriftsteller übrigens fallen schon, was gelegentlich bemerkt werden mag, in der Schluß-Pointe zusammen, alles Heil in Staat und Kirche vom gegenwärtigen Könige von Preußen zu erwarten.

Wir wollen sehen, ob der Verlauf des Werkes diesen Verdacht benehmen oder seinen Sinn als Inhalt des Buchs bethätigen wird.

Übergehen wir im Folgenden alle die Ausführungen des Verf., daß kein Volk die Menschheit sei, indem wir eben der Meinung sind, daß gerade Ein Volk die Menschheit ist; man kann wol sagen: kein Innensystem ist die Welt; aber das gehört Alles nicht wesentlich zum Buche; lassen wir uns vielmehr durch solche Fernsichten von dem besondern Wege zur Verfassung nicht ablenken, so finden wir alsbald folgenden Satz, der

und den Sinn derselben wie mit einem streifenden Blitze der vorangebeutelten Ahnung zu erblicken scheint. Es heißt: „Es ist hiernach auch klar, daß uns die bürgerliche und kirchliche Verfassung des Staats, also Stände und Synoden, zwei verschiedene Ströme des Einen nationalen Lebens sein müssen, deren Einigkeit am besten gesichert wird durch ihre vollständige Getrenntheit. Eine evangelische Kirchenverfassung ist uns hiernach nichts als die andere Seite der Verfassung für die evangelischen Christen. Kein Volk ist politisch frei ohne eine nationale Kirchenverfassung für die Bekennere des Evangeliums.“ Es könnte den Anschein haben, als wenn der Verf. unter denjenigen Ständen, welche er den Synoden parallelisirt, repräsentative oder constitutive verstanden hätte, wie sie das germanische Volk anstrebt. Indessen an andern Stellen wird die Form der Verfassung des Staats der Kirche gegenüber ausdrücklich für gleichgültig erklärt, und der Verf. schreibt vorzugsweise für Preußen und gebraucht bei dem Capitel des Verhältnisses der von ihm constituirten preussischen Nationalkirche gegen den Staat ebenfalls die Ausdrücke: Stände und Synoden. Es wird also nicht weit von der Wahrheit sein, zu vermuthen, bei diesem allgemeinen Ausdruck „Stände“ habe der Verf. die von Hrn. von Bülow-Sumnerow richtig interpretirte Repräsentation der aristokratischen Elemente des Staats verstanden. Diese Vermuthung wird fast zur Gewissheit erhoben, wenn wir sehen, wie der Verf. die Ehe das Vorbild des Staats nennt und in diesem theils die Darstellung des sittlichen Lebens der Menschheit verwirklicht werden, theils derselbe im Verein mit der Kirche ein Keimblatt des wahren christlichen Staats oder des Reiches Gottes sein soll; sittliches aber und aristokratisches Princip sind Eins. Wir übergehen hier wiederum den Streit über die polizeiliche Anmaßung der deutschen Staaten, über die Sittlichkeit des Volkes zu wachen, und über die Zwecke des Staats überhaupt; der Verf. selbst sagt: er wolle in keine literarische Klopffechterei verwickelt werden; wir gehen lediglich den Weg zur Verfassung der Kirche geradeaus fort, vergessen aber das Resultat dieser Station nicht: die Synoden der Kirche werden aristokratischen Ständen eines die Sittlichkeit producirenden Staats parallelisirt.

Nachdem der Verf. in Bügen, die tiefstes Eindringen in das Wesen der Formen zeigen, die bestehenden der Kirche, die Consistorialverfassung, den anglicanischen Episcopalismus, den genfer, holländisch-schottischen Presbyterianismus, den Independenzismus, die amerikanische Verfassung, beurtheilt und deren Schiefheiten, Überfülle oder Trockenheiten nachgewiesen hat, kommt er zu den „Grundsätzen der Herstellung einer vollständigen evangelischen Kirchenverfassung“. Hier ist nun zuvor folgender Gedanke hervorzuheben, der so zu sagen die Seele des ganzen Buchs ist: „Die Gemeinde entsteht durch das Amt des Wortes; das Amt bedingt das Dasein der Gemeinde und dieses Dasein bedingt die Entwicklung des Reiches Gottes.“ Wo der Verf. dieses hinstellt, sagt er unmittelbar daneben: „Ähnlich verhält es sich im Gebiete des Staats hinsichtlich des Gegenstandes von Volk und Regierung.“ Das heißt also die Regierung ist die Seele des Volkes, und wenn auch kirchliches und weltliches Amt an und in dem Volke sein sollen, wie der Verf. sagt, so kann doch dieses nichts Anderes heißen nach dem ausgesagten Verhältnisse, als wenn der Künstler an und in seinem Werke ist, er bedingt das Dasein desselben und dieses Dasein wieder die Erscheinung des Reiches der Schönheit. Das Reich Gottes ist das dritte und zwar das sittliche Reich, und wenn der Staat dieses auch sein soll, worin unterscheidet sich bürgerliches und kirchliches Volk? Ist die bürgerliche Freiheit, die man die politische nennt, nicht bloß ein Schein? Der Verf. sagt es selbst. Wohl, und wenn dann die Regierung das Volk zu demselben Ende zu leiten hat wie das kirchliche Amt, wenn durch die Regierung das Volk entsteht, wo bleibt dann die ganze Vergangenheit, wo bleiben die gegenwärtigen Resultate der Geschichte? Alles verschwindet

vor der Zukunft, die die beste Leitung der preussischen Regierung anbahnen wird. Das ist die unvermeidliche Consequenz. Man lasse sich durch den Pomp der Worte nicht blenden. Das allgemeine Priestertum ist das goldene Schaubild und die Lehnsinsignie, welche das Amt der Gemeinde für festliche Tage umhängt; für den Werthtag ist sein Schmetterlingsglanz zu hart; will die Gemeinde davon Gebrauch machen und selbst gehen, so zerbricht es unter solchen rauhen Plebejerhänden. Das aristokratische Element der Gemeinde ist es, der kirchliche Adel, welcher dem gläubigen Volke das Heil verkündet, es regiert und hilft; auch der weltliche Adel ist an und in dem Volke; mit solchem „An“ und „Zu“ ist nichts gesagt. So wie im Staate dem regierten Volke das Bewußtsein seiner leeren persönlichen Existenz übrig bleibt, das, so lange Jemand eben lebt, demselben wol nicht wird genommen werden können, so in der Kirche das der persönlichen Verantwortlichkeit, der letzten schematischen Gewissensfreiheit, welche unter solchen Umständen eher eine schreckliche Last als eine Ehre ist. In sehr idealen, sehr zarten und sehr exklusiven Zuständen sind solche Bedingungen und Voraussetzungen eine Wahrheit: die gemeine Wirklichkeit aber verlangt Genügung ihres derben, nach Freiheit und Selbständigkeit strebenden Willens. Das Volk sagt: Ich bin da, und weil ich bin, so will ich auch das was ich sein will. Das Volk ist die Zeit und das Amt ist ein Individuum; wer ist nun der Erzeuger? oder wer soll nun regieren? Wir können dabei nicht unerwähnt lassen, daß der abgegangene Minister von Arnim bekanntlich anstatt das Volk und dessen Organ zu hören, von seinen Präsidenten den Volksgesicht wie einen Schaum von der Oberfläche wollte abschöpfen und sich überlassen lassen; das ist eine Weise, die das Volk durch die Regierung entstehen kann; das Alles sind Zeichen eines gewissen Systems.

Aber die von dem Verf. aufgestellten Ämter in der Gemeinde sind dreifach: das Hirtenamt oder das Amt der Seelsorger, das Amt der Regierer und das beiden zur Seite stehende Amt der Helfer. Der Verf. kommt noch einmal zurück auf die geistliche Oberherrlichkeit der Gemeinde. Wir wollen nur kurz an die Oberherrlichkeit des französischen Volkes zu gewissen Zeiten erinnern; dem Namen nach ist Alles möglich und klingt Alles auch sehr schön. Es ist auch ein bloßer Name; denn der Verf. vertheidigt sich vor dem Vorwurfe des Prebogens der Volkssouveränität und rebucirt endlich die Oberherrlichkeit auf die austromündende Gewissensfreiheit der Einzelnen, d. h. auf das logische Schema A ist gleich A oder wie die Kritiker sich ausdrücken: 0 = 0, womit man eben Nichts bezeichnet.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Revolutionsgeschichte.

So groß auch die Zahl der auf die französische Revolution bezüglichen Geschichtswerke scheint, so ist doch an solchen Darstellungen, welche die vorhandene Literatur mit einiger Vollständigkeit und mit kritischer Sichtung verarbeiten, in Frankreich durchaus noch kein Überfluß. Was man aber hier vor Allem vermißt, ist Mäßigung und Parteilosigkeit, Eigenschaften, welche den französischen Historikern nur selten beigelegt werden können. Einigermaßen hervorgehoben zu werden verdient die Revolutionsgeschichte, welche von W. Burette und Ulysses Ladet gemeinschaftlich herausgegeben wird. Freilich fehlt diesem Werke, das auf acht Bände berechnet ist, die Farbenpracht und der einschmeichelnde Stil der Thiers'schen Darstellung oder die pointenreiche, schlagende Fassung Mignet's, aber dafür beweist es auf jedem Blatte, daß es aus einem sorgfältigen und umfassenden Quellenstudium hervorgegangen ist, und die Verarbeitung der gesammelten Materialien ist anständig und gemessen. 11.

Dienstag,

— Nr. 181. —

30. Juni 1846.

Braunschweigs schöne Literatur in den Jahren 1745
— 1800. Von Karl G. W. Schiller.

(Schluß aus Nr. 180.)

Höchst interessant ist die Partie des Buchs, in welcher unser Verf. über Mauvillon spricht, diesen Freund des freigeistigen Unzer und des gewaltigen Mirabeau. Der Leser findet in diesem Abschnitt eine gründliche Beurtheilung Mauvillon's, seiner philosophischen, religiösen und historischen Schriften. Auf die schöne Literatur Deutschlands wirkte Mauvillon dadurch, daß er die erste Uebersetzung des „Rasenden Roland“ von Ariosto (Lemgo 1777—78) lieferte. Die Musik der Sprache, die Glätte des Versbaus wirkte auf die poetischen Productionen der damaligen Dichter; durch Mauvillon wurde Heinse zur Uebersetzung des Tasso und des Ariosto angeregt, Arbeiten, die auf die eigenen Dichtungen Heinse's von großem Einfluß waren.

Ref. fügt hier noch die Bemerkung an, daß die Nachrichten über Mauvillon's Leben und Wirksamkeit sich noch bedeutend vervollständigen ließen, wenn dessen freimaurerische Thätigkeit näher erörtert würde; namentlich in sein Verhältniß zu Mirabeau und zum Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig müßte dadurch mehr Licht zu bringen sein. Referent ist überall der Ansicht, daß eine Geschichte der Freimaurerei über die Zustände und das Leben des 18. Jahrhunderts Vieles aufhellen würde; selbst wenn Jemand den Beweis führe, daß die Freimaurerei der Gegenwart mancher Orten in Deutschland jetzt ganz inhaltslos ist, so wäre damit keineswegs die Behauptung gerechtfertigt, daß sie es auch damals gewesen sei.

Über Soa chim Heinrich Campe urtheilt der Verf. mit Umsicht und ohne Parteilichkeit; er lobt das Gute, aber verschweigt auch die zweideutigen Thatsachen aus Campe's Leben nicht. Ein politischer Charakter war Campe durchaus nicht; er pries die Freiheitstendenzen von 1789 und doch stand er mit dem Herzoge von Braunschweig auf dem freundschaftlichsten Fuße; ja, als Jérôme König von Westfalen und also auch Fürst von Braunschweig wurde, begrüßte er auch den mit Begeisterung in einem Gedichte. Ein Dichter war Campe übrigens durchaus nicht; seine ganze realistische Richtung widerstrebte der Poesie. Auch in Religions-

angelegenheiten kam er über das Begriffsmäßige nicht hinaus; wie er in allen Gebieten des Lebens das philisterhafte Nütlichkeitsprincip vorkommen ließ, so verlangte er auch von den Predigern vor Allem, daß sie halb Landwirthe und halb Ärzte sein sollten. Was seine Pädagogik betrifft, so war er darin keineswegs original; er folgte immer nur Vorgängern. Selbst in seiner Jugendschriftstellerei ist er häufig matt; Pestalozzi hatte weit mehr Talent dazu; Campe wird gar zu leicht kindisch, wenn er einfach, natürlich und kindlich sein will, und es war ein Grundirrtum, daß er so Vieles für Kinder zureichten wollte, was entweder gar nicht für Kinder gehört oder doch nicht in dem Umfange wie er es nahm; schrieb er doch sogar eine „Moral für Kinder“, aber auch wieder nach einem fremden und zwar französischen Muster. Lichtenberg hatte ganz recht, wenn er damals auffoderte, man solle doch nun auch endlich einmal eine Hebammenkunst für Kinder schreiben. Allein ungeachtet aller dieser Vorwürfe, die wir Campe mit Recht gemacht haben, ja noch mehr, ungeachtet aus seiner Schule alle jene Leute, die nur nach Nutzen und Nutzbarkeit fragen, hervorgegangen sind, so hat er doch auch im Einzelnen manches Gute gewirkt; er hatte recht, wenn er behauptete, daß ein Quentchen gesunden Menschenverstandes mehr werth sei als ein Pfund Gelehrsamkeit; er hatte recht, wenn er verlangte, daß die deutsche Sprache so viel wie möglich zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückgeführt werde, eine Ansicht, deren forcirte Consequenzen ihn freilich oftmals lächerlich werden ließen; übrigens haben seine persönlichen Bemühungen und seine vielen pädagogischen Schriften für die Herausbildung des eigentlich deutschen Elements in Deutschland viel gewirkt, und damit möchte die Verbindungslinie angedeutet sein, die von Campe auf die schöne Literatur in Deutschland hinleitet. Wenn Ref. im Obigen auch etwas schärfer über Campe geurtheilt hat als der Verf., so stimmt er dennoch im Wesentlichen mit ihm überein.

Nun folgt der dritte Abschnitt, worin bewiesen wird, daß die Literaturepöche Braunschweigs von 1745 an die Morgenröthe der schönen Literatur in Deutschland sei. Natürlich kann dies nur behauptet werden von den nächsten 30 Jahren nach 1745, also von 1745—75;

dem von dem letztgenannten Zeitpunkte an schließen sich alle literarischen Bewegungen Deutschlands, der Schweiz und Dänemarks aufs engste an den weimarischen Kreis. Unser Verf. hat in diesem Abschnitt eine schwere Aufgabe zu lösen; gar viele Städte zeichneten sich damals durch Theilnahme an der Literatur aus: Hamburg mit seinem Brockes, Hageborn, Lisow, Leipzig mit seiner Gottsched'schen Schule, Halberstadt mit Gleim und dessen Kreise, Münster mit der Fürstin Galligin, Darmstadt, wo die Landgräfin Karoline für deutsche Literatur so Vieles that — alle diese Namen sind doch von Bedeutung und nehmen Theil an dem Ruhme, den auch Braunschweig beansprucht; ja, noch mehr, wer könnte vergessen haben, was im letzten Theil jener bezeichneten Epoche von Berlin und Königsberg aus durch Nicolai, Mendelssohn, Lessing, Hamann geschehen ist? Unser Verf. entleibt sich seiner Aufgabe mit Umsicht und Geschick; er will den Einfluß der Braunschweiger nicht überschätzen; aber so viel ist gewiß, die in Braunschweig lebenden Literaten waren Vorgänger der großen deutschen Genies, die nach ihnen sich voller entfalten; es ist ein bedeutendes Verdienst, daß Gärtner, Zacharia, Ebert, Nauvillon, Eschenburg u. A. auf die spanische, italienische, vorzüglich aber, daß sie auf die englische Literatur hingewiesen haben. Mit der Einführung des Schafspeare wurde die ganze Despotie des französischen Ungeschmacks vernichtet; auch der Formalismus Gottsched's wurde dadurch zerstört. Endlich ist noch in Obacht zu nehmen, daß die weimarische Literaturepoche ganz nahe mit der braunschweigischen zusammenhängt. Nämlich die Herzogin Amalie von Weimar, die Freundin Wieland's, die Schützerin Goethe's, war die Tochter des braunschweiger Herzogs Karl und die Schülerin Jerusalem's; sie nahm von Braunschweig die Liebe zur Literatur mit nach Weimar und errichtete daselbst einen Musentempel in höherm Stil als der in ihrer Vaterstadt war.

Hierauf gibt der Verf. in einem Anhang noch eine Übersicht des Regentenhauses Braunschweig-Wolfenbüttel in Beziehung seiner Verdienste um Kunst und Wissenschaft. Dieser Abschnitt ist eine höchst werthvolle Zugabe. Schon vor Heinrich's des Löwen Zeit beginnt der Verf.; er erzählt die Verdienste dieses Fürsten um Baukunst, Frescomalerei, Glasmalerei, Holzschnitzkunst und Metallarbeiten auf. Der Herzog Julius von Braunschweig, welcher 1528 geboren und 1589 gestorben ist, errichtete die Universität Helmstädt und begünstigte die in der Geschichte der protestantischen Dogmatik vorkommenden Professoren Heshuß, Jakob Andrea, Chytráus und Martin Chemnitz; er stiftete und erweiterte auch die wolfenbüttler Bibliothek und kaufte eine große Zahl werthvoller Manuscripte. Der Sohn dieses Herzogs ist der in der allgemeinen Literaturgeschichte vorkommende Heinrich Julius. Mehrere seiner Schriften sind auf der wolfenbüttler Bibliothek zu finden; nicht ohne Werth sind seine Reden. Im J. 1605 gründete er in Braunschweig ein Hoftheater, das erste in Deutschland, und dichtete zwei Dramen; das erste ist eine „Co-

moedia“ von Clementio Kadislaw, Satrapen von Mantua; das andere ist eine „Tragica comoedia“, welcher die Geschichte von der Susanna zu Grunde liegt; beide Werke publicirte er unter dem Namen Hilbaldeha, das soll bedeuten Henricus Julius Brunsvigae ac Lunenburgae dux edidit hunc actum (1593—94). Ebenso bekannt aus der allgemeinen Literaturgeschichte ist Herzog Anton Ulrich, geboren 1633, gestorben 1714. Er war als Kirchenliederdichter und Romanschriftsteller fruchtbar. Er ist Verfasser der römischen „Octavia“, jenes weitläufigen Romans, worin er die ganze römische Geschichte vom Kaiser Claudius bis zum Kaiser Vespasianus, also vom J. 41 bis zum J. 79 nach Chr. Geb., erzählt; außerdem kommt in dem Buche mancherlei Modernes vor, z. B. die Geschichte der Prinzessin von Ahlden, der Gemahlin Georg's I., Königs von England. Herzog Anton Ulrich richtete in Braunschweig auch eine italienische Oper ein und erweiterte die Kunstsammlungen in Salzdhalm. Vom Herzoge Karl, dem Stifter des Carolinums, dem Beschützer von Jerusalem, ist schon oben gesprochen. Sein Sohn, der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, war nicht nur mit den braunschweiger Literaten befreundet, sondern er stand auch theils in persönlicher, theils in brieflicher Verbindung mit Winkelmann, Hamilton, Lessing, mit Mirabeau, Helvetius, d'Alembert und Voltaire, mit Mendelssohn, Garve und Pütter. Weiter als bis auf den letztgenannten Herzog führt unser Verf. diese Darstellung nicht herunter; auch Bonaparte empfahl dem Historiker d'éviter la proximité du temps.

Nach Allem, was Ref. über dies Buch mitgetheilt hat, ist er überzeugt, daß die Leser dieser Relation angereizt sein werden, das Werk selbst zur Hand zu nehmen. Jedem gebildeten Deutschen, dem Literaturkundigen sogar, wird die Lecture dieses Buchs ersprießlich sein. 25.

Die Verfassung der Kirche der Zukunft u. Von Christian Karl Josias Dunsen.

(Beschluß aus Nr. 100.)

Der Verf. beginnt nun speciel preussische Zustände zu beschreiben. Insofern das germanische Volk das christliche ist, wird die Volksschule eine Stütze der Kirche sein. Aber hier zeigt sich gerade die Falschheit des Sages: die Gemeinde entsteht durch das Wort des Amtes. Das Christenthum ist ein Leben, sagt der Verf. mehrfach selbst, und ist das ein christliches Leben der Schule, wenn die Jugend biblische Historie und biblische Sprüche auswendig lernt? Der Verf. muß dieses für richtig halten, denn so wird thatsächlich in der preussischen Volksschule im Christenthume unterrichtet und der Verf. erwähnt nicht mit einem Worte der Untauglichkeit solcher Methode. Dieses Lernen und Wissen ist aber das Resultat des Amtes des Schulworts; und was ist das Resultat des Kanonworts? Das Gefühl des Empfanglichen, welches von dem Sturme der gemeinen Wirklichkeit verweht wird und nur dem ein persönliches Gut bleibt, der äußerlich glücklich genug ist, das Glück seiner Gefühle sich innerlich bewahren zu können. Der Wille, der das gemeine Volk nach vorwärts treibt, besteht nur aus der Gewohnheit an Thaten. Also im christlichen

Thun ist schon die Jugend des christlichen Volkes zu unterrichten; dieses Thun ist aber für die Jugend die Arbeit, diese Bedingung des christlichen Lebens, welche von dem Socialismus in bekannter Weise verzerrt wird; darauf folgt die Übung in Werken der christlichen Liebe für das Weib, in Werken der christlichen Freiheit für den Mann, welche Übung die Grundlage der Confirmation für das Christenthum ist. Wir haben hier dieses nicht weiter auszuführen, glauben aber darauf hingewiesen zu haben, wie das eigene äußerliche Thun das Volk zum innern Willen führen werde und daß das Amt des Wortes nur das sei, in der äußerlichen Thätigkeit die Jugend zu unterrichten, in der Predigt den selbstgebildeten Willen in der Schwere des göttlichen Bewußtseins zu erhalten, d. h. daß der Einzelne wisse, er wirke selbständig mit an dem heiligen, unzertrennlichen, irdischen Gewande unsers Herrn und Heilandes, an der Kirche Christi, die vom lauten Klange des Willens erfüllt wird. Das kirchliche Amt ist ebenso gut der Diener des Volkes und nicht der Regent, wie allbekannt Friedrich die Fürsten die ersten Diener des Volkes genannt hat. Der göttliche Wille des Volkes, der eigene, frei angebildete ist das geschichtlich legitimirte Souveraine.

Der Bischof aber und der Episkopalismus des Verf., wie er selbst näher auseinandersetzt, ist folgender. „Der Bischof soll recht aus dem Herzen der Gemeinde hervorgehen. Fürst und Gemeinde müssen aber naturgemäß zur Wahl und Ernennung des Bischofs mitwirken, sodas der Fürst entweder die kirchliche Ernennung aus vorgeschlagenen Candidaten oder die unbedingte Bestätigung und Verwerfung habe.“ Sollen wir hier nochmals an die Oberherrlichkeit der Gemeinde erinnern, jene glänzend ausgeschmückte Wand, vor welcher die handelnden Personen ihre Rollen spielen? Die Verfassung der „selbständigen, sich selbst verwaltenden (d. h. getrennt von der unmittelbaren Einmischung des weltlichen Regiments) Kirche der Zukunft“ beruht aber wesentlich auf dem bischöflichen Sprengel, der „Mittelsphäre“, also dem strahlenden Centrum der Orts- und Landgemeinde. Die Hauptpunkte der Verfassung sind vom Verf. selbst in Folgendem zusammengestellt:

1) Die kirchliche Oberherrlichkeit ist bei der vollen Kirchengemeinde in Sefehgebung und Regierung. 2) Die volle Kirchengemeinde stellt sich nach unten als Ortsgemeinde dar, nach oben als Landesgemeinde. Zwischen beiden Sphären liegt die der unabhängigen Kirche des kirchlichen Kreises oder Sprengels, mit dem Bischöfen und Kirchenräthe in der Mitte. 3) Die Verwaltung ist allenthalben in den Händen von Vorständen, an deren Spitze immer ein Geistlicher steht. So hat der Gemeindevorstand den Pfarrer, der Kirchenrath den Bischof, der Landeskirchenrath den Metropolitan-Bischof an der Spitze. Sowol das Amt des Wortes als das Amt der Verwaltung hat neben sich das Amt der Helfer oder Diatonen, nie als Titel, immer für eine organische Thätigkeit an und in der Gemeinde. 4) Jeder Vorstand hat einen Kreis von persönlichen und körperchaftlichen Pflichten, für welche er allein verantwortlich ist. So die Ortsgemeinden für die Wahl der Geistlichen oder der Ortspfarrer für die Einsegnung; so der Bischof für die Einsegnung eines Predigers in das Amt; so die Landesgemeinde für ihre Beschlüsse. Diesen Gewissenspflichten entsprechen Gewissensrechte: Alles nach dem obersten Grundsatz aller evangelischen Verfassung, dem Allgemeinen Priestertum, d. h. der persönlichen sittlichen Verantwortlichkeit des Einzelnen. 5) Das persönliche Gewissensrecht darf ebenso wenig unterdrückt werden als das körperchaftliche. 6) Die kirchliche Verwaltung ist ganz in kirchlichen Händen. 7) Die Patronatsrechte des Staats sind gleich den Patronatsrechten der Privatpersonen zu betrachten. Sie dürfen nie das Berufungsrecht der Gemeinde ganz vernichten. 8) Bei den Schullehrern wirken Staat und Kirche zusammen. 9) Die Regierung hat als solche das Recht der allgemeinen polizeilichen Beaufsichtigung und die Ernennung der höhern Verwaltungsbeamten, d. h. des Bischofs und seiner weltlichen Räthe; jedoch muß sie dieselben aus Männern der

Gemeinden nehmen, Ältesten und Abgeordneten. Den Metropolitan-Bischof wählt der König aus den Bischöfen des Reichs, den Landeskirchenrath aus den Kirchenräthen. 10) Weder die Regierung kann der Kirche noch eine geistliche Kircherversammlung dem Volke und dem Fürsten kirchliche Satzungen auflegen oder das Bestehende jenseit der Befugnisse der Landesgemeinde ändern. Wie alle Beschlüsse der Landesgemeinde, so bedürfen auch die der Reichsgemeinde der königlichen Bestätigung; außerdem aber kann eine Reichsgemeinde sich nicht ohne königliche Berufung versammeln und die Laien haben in ihr ein unbedingtes Veto.

Wo bleibt nun die Repräsentation, die Mitregierung der Oberherrlichkeit? Eichhorn sagt in den „Grundsätzen des Kirchenrechts“, Bd. 2, S. 61: „Ein System der Zusammensetzung, nach welchem die höhern geistlichen Ämter zur Mitwirkung berufen, hat einen hierarchischen Charakter, welcher dem Wesen der evangelischen Kirche entgegen ist, und macht überdies eine solche Versammlung zahlreicher als für ihre Geschäfte nützlich sein kann, ohne daß dies durch die Grundlage eines Repräsentativsystems geboten wäre.“ Des Verf. Kirche beruht aber nicht bloß auf der Mitwirkung, sondern auf der Alleinwirkung der höhern geistlichen Ämter; wir wollen ja nicht vergessen: die Gemeinde entsteht erst durch das Amt; und was ist hierarchisch in der Kirche? gewiß doch aristokratisch im Staate. Das Aristokratische aber widerspricht der Zeit, ja sagen wir geradezu dem Christlichen. Es wird also die Verfassung der Kirche des Verf. nie das Leben haben. Einzelnes ist höchst treffend und sehr schön gesagt; das Ganze schwebt aber erhaben über dem Volke, in einer Sphäre, wohin dieses nicht will. Die Selbstthätigkeit und Selbstregierung des Volkes tritt nach dem Verf. in den Fällen ein, die das gemeine Recht erlaubte Selbsthilfe nennt, wenn die Geistlichkeit abfällt, wie der Verf. sagt. Die Freiheit der Kirche der Zukunft ist demnach nicht die des Inhalts, sondern der Form, von zufälligen, tothen und äußern Banden, nicht von der innern Regierung. Die Gemeinde ist frei nicht in sich, nicht in ihrem Willen, sondern als eine äußerlich frei regierende, nach kirchlichen, nicht nach weltlichen Formen.

Sehr schön ist, was der Verf. von dem Amte der Diakonie, von „dem Amte der Liebe, vorzugsweise dem Amte der Kirche der Zukunft“ sagt, und hat dieses vorzüglich vieles Lob erfahren. Aber, erlaube man uns zu sagen, die christliche Kirche, d. h. eben das christliche Leben, ist nicht bloß das der weiblichen Liebe, sondern auch der männlichen Freiheit. Es wird also auch eine Diakonie dieser geben müssen, wenn überhaupt. Wir tragen ein anderes Bild eines kräftig daherschreitenden christlichen Lebens, welches die christliche Kirche ist, im Herzen, ein Bild, dessen freies Wehen und dessen Geburtswehen wir Alle ebenso empfinden als das „Seufzen der Creatur und dem immer entseßlicher sich enthüllenden Jammer der Menschheit“. Es ist nicht allein der Gott der Liebe, den das nach Freiheit strebende Volk im Staate anbeten will; die Wahrheit für das Volk, d. h. eben die Fülle der Zeit ist die Freiheit. Den Worten nach sagt es der Verf. auch: „Das Höchste aber ist der Geist, der in Liebe und Freiheit handelt.“ Aber leider es ist die Freiheit des regierenden Amtes, die der Verf. will; wir wollen die Freiheit des regierenden Volkes auch in der Kirche. Auch wir verkennen nicht die große geschichtliche Bedeutung eines gemeindlichen Episkopats, aber nur eben als Diener des Inhalts der Kirche, und dieser Inhalt ist das Volk, die bestimmte Fülle einer bestimmten Zeit, das Herz, in welchem Christus der bewegende Schlag ist, mag auch der oder jener einzelne Tropfen krank sein.

Von dem Einzelnen haben wir besonders hervor die Ansicht von der Ehe und der Confirmation. Daß ein Zwang zu Beidem nicht stattfinden dürfte, hat der Verf. richtig bemerkt. Von der Ehe ist dies ein längstgefühlted Bedürfnis gewesen. Gewisse neuere Vorfälle haben es nur um so dringender gemacht. Inwiefern aber auch die Confirmation in der That

nur zu sehr bereits eine bürgerliche Form geworden ist, ist hier nicht der Ort weitläufiger auszuführen.

Zum Schluß macht der Verf. auf die Zeichen des neuen Lebens in der Kirche aufmerksam, die Vereine der Liebe hervorhebend. Nun aber die Vereine der Freiheit? In dem Ergebnisse der Untersuchung sagt der Verf.: „Es ist damit auch bewiesen, daß die von einem jeden vereinten Volke angustrebende Kirchengemeinschaft alle in der politischen Natur des Menschen und in der Idee der Kirche begründeten Elemente des kirchlichen Lebens in sich zu vereinigen suchen sollte, damit sie ein möglichst wenig unvollkommenes Bild der göttlich befreiten Menschheit darstelle und ein lebendiges sichtbares Glied am unsichtbaren Leibe ihres Herrn werde.“ Ja, in der That, die christliche Kirche ist eine politische; die constitutionelle Thätigkeit ist eine kirchliche. Die germanische Zeit ist die christlich-constitutionelle; und das ist die sichtbare, beschränkt freie Form des unsichtbaren unendlich freien Gottes.

Dem Werke angehängt sind: das Original des Briefwechsels; Auszüge aus den Verhandlungen der rheinischen Provinzialsynode von 1844, und Notizen über die in Deutschland vorhandenen Anstalten der Liebesdiakonie.

F. Marquard.

Bibliographie.

Altarische, M., Reformation und Revolution. Eine historische Parabel. Aus dem Französischen von C. Keller. Breslau, Schulz. Kl. 8. 10 Ngr.

Bajazzo und seine Zure. Anekdoten zum Lachen. 2te Auflage. Wien, Sammer. 16. 9 Ngr.

Beschrein, L., Deutsches Märchenbuch. Mit 10 Stahlstichen. 1te Lieferung. Leipzig, S. Wigand. 8. 5 Ngr.

Brüncker, A., Gedichte. Köln, Renard. 12. 15 Ngr.

Conscience, P., Das Wunderjahr (1566). Historisches Gemälde aus dem 16. Jahrhundert. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. 15 Ngr.

Diderot, Grundgesetz der Natur. Nebst einer Zugabe von C. M. Arndt. Leipzig, Weidmann. 8. 2 Thlr.

Feuchterleben, C. Freih. v., Zur Diätetik der Seele. 4te vermehrte Auflage. Wien, Gerold. 12. 20 Ngr.

Féval, P., Die Liebe in Paris. Nach dem französischen Original. Drei Bändchen. Stuttgart, Hallberger. Kl. 8. 3 Thlr.

Goldschmidt, Über das Plattdeutsche, als ein großes Hemmnis jeder Bildung. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.

Hoffmeister, K., Schiller's Leben für den weitem Kreis seiner Leser. Ergänzt und herausgegeben von P. Viehoff. 1ter Theil. Stuttgart, Becker. Gr. 8. 15 Ngr.

Janßen, A., Judenlieder. Oldenburg, Schulze. 8. 20 Ngr.

Kastner, A., Einiges über Sagen, namentlich Schlesiens, und insbesondere des Fürstenthums Reisse und des Gegendes. Reisse. 1845. 4. 5 Ngr.

Kohrein, Scenen aus dem Nibelungenlied zum Gebrauch bei dem Unterricht in der mittelhochdeutschen Sprache mit anmerkungen und wörterbuch versehen. Wiesbaden, Ritter. Gr. 8. 20 Ngr.

Lasaulx, E. v., Ueber das Studium der griechischen und römischen Alterthümer. München. 4. 5 Ngr.

Lebensschicksale des ehemaligen hannoverschen Husaren C. D. Von ihm selbst in der Strafanstalt zu Bechta niedergeschrieben. Ein Buch für das Volk. Herausgegeben von R. Hoyer. Oldenburg, Schulze. 12. 7 1/2 Ngr.

Linderer, R., Humoresken. Berlin, Sittenfeld. Kl. 8. 6 Ngr.

Minutoli, C. v., Notiz über einige in dem Roseneggerschen Garten zu Birgelstein, in der Vorstadt Stein von Salzburg, ausgegrabene römische Alterthümer. Berlin, Asher und Comp. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Porchat, S. J., Winkelried, Drama in 5 Akten, metrisch ins Deutsche übertragen von F. Kessler, nebst Halb-

luters Lied von dem Steit zu Sempach. Genf, Kessmann. 12. 15 Ngr.

Schernberg, L., d. Säng., Kreuze und deraartiges Ungeziefer. Ein Fastnachtspiel. Cudenburg-Ragdeburg, Paetz und Comp. 1845. Gr. 8. 5 Ngr.

Veras, der Freistaat. Geographisch-statistisch-naturhistorisch und mit Rücksicht auf Auswanderer beschrieben von einem transatlantischen Reisenden. Mit einer Karte von Veras. 1te Lieferung. Clausthal, Schweizer. 12. 11 1/2 Ngr.

Wischer, F. L., Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauche für Vorlesungen. 1ter Theil: Die Metaphysik des Schönen. Keutlingen, Wädens. Gr. 8. 2 Bde. 20 Ngr.

Tageliteratur.

Aufgaben der Zeit, besprochen von F. G. Ikes. 1tes Heft. Breslau, Schulz. Kl. 8. 6 Ngr.

Bangold, J. K. v., Die evident und nothwendig wahre Religion, nämlich die Religion der Gottinnigkeit des Menschen, oder die Übereinstimmung des menschlichen Willens mit dem göttlichen. Ein freisinniges offenes Glaubensbekenntnis, zugleich ein Versuch, den verschiedenen religiösen Reformbestrebungen der Gegenwart eine gemeinsame Richtung anzubahnen. Winterthur, Literarisches Comptoir. 8. 12 Ngr.

Greith, C., Der heilige Gallus, der Apostel Aemmaniens und seine Glaubenslehre gegenüber den Deutschkirchlichen und ihren Irrthümern. Predigt. St.-Gallen, Scheitlin und Bollhofer. 1845. Gr. 8. 2 Ngr.

Kirst, J. C. W., Worte der Erinnerung zur 300jährigen Feier des Todestages Dr. M. Luther's. Eisenberg, Schöne. 8. 2 1/2 Ngr.

Lindner, J. G., Das Verfahren der Stadtverordneten zu Halle. Leipzig, Frieß. Gr. 8. 4 Ngr.

Mastl, K., Die Aufgabe des Pfarrers in unseren Tagen. Eintrittspredigt. Passau, Ambrosi. 8. 2 Ngr.

Post, L., Ronge, Theiner, Czieski in Rawicz. Posen, Scherf. 8. 2 1/2 Ngr.

Predigt auf dem Grunde der Schriftstellen Ev. Joh. 4. 14. gehalten im Badeort Sazon am 27. Juli 1845. Kronstadt, 1845. 8. 4 Ngr.

Rückblick auf die religiösen und kirchlichen Ereignisse des Jahres 1845. Grimma, Verlagscomptoir. 8. 6 Ngr.

Ruperti, Die religiösen Bewegungen der Gegenwart. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 10 Ngr.

Schreiber, P., Deutsch-Katholisches. Die Dr. Hirsch'sche Beleuchtung der Motion des Abgeordneten Mittel in der 2. Kammer der bairischen Landstände, bürgerliche Gleichstellung der Deutsch-Katholiken betreffend, gegenseitig beleuchtet. Freiburg im Br., Emmerling. 12. 1 Ngr.

Schroeter, C., Drei Vorträge, gehalten vor der Versammlung der Deutsch-Katholiken in Worms. Worms, Kapp. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.

Schüler, C. F., Das Bild des wahren Christen in religiösen Streitigkeiten. Predigt über Joh. 8, 46—58. Stolberg a. S., Schlegel. 8. 2 1/2 Ngr.

Thiel, P., Der Inhalt des Deutsch-Katholizismus. Den denkenden Deutsch-Katholiken gewidmet. Dessau, Neubürger. Gr. 8. 15 Ngr.

Verhandlungen der französischen Deputirtenkammer am 2. und 3. Mai 1845, die Jesuiten betreffend. Rede von Thierk. Nach dem Französischen. St.-Gallen, Huber und Comp. 1845. 8. 6 1/2 Ngr.

Wohlfarth, J. F. L., Die Reformation der evangelischen Kirche des 19. Jahrhunderts vom Standpunkte des Christenthums, der Geschichte, des Rechts, der Moral und Politik zc. nebst Vorschlägen zu einer auf der Basis der Wahrheit und des Rechts zu erzielenden Vermittelung dessen, was der Heil der Kirche fordert. Rudolstadt, Renovanz. 12. 8 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1846. N. I.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. W. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Museum“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite oder deren Raum 2 1/2 Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. W. Brockhaus in Leipzig

im Jahre 1846.

N. IV. October, November, December.

(Nr. I, die Besendungen von Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. XIV des Literarischen Anzeigers vom J. 1845; Nr. II, die Besendungen von April, Mai und Juni, in Nr. XVI; Nr. III, die Besendungen von Juli, August und September, in Nr. XVII.)

75. Bericht vom Jahre 1845 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer. Herausgegeben von R. W. Esche. Gr. 8. 12 Ngr. Die Berichte für die Jahre 1835—44 haben denselben Preis.

76. Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalausgabe. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Fünfundsechzigstes bis siebenzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenspapier; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

77. Neue Ausgabe in 240 Lieferungen. Erste bis zehnte Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung 2 1/2 Ngr.

78. Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Pictographische Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des klassischen und nichtklassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie u. s. w. Mit einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von J. G. Heß. Vollständig in 120 Lieferungen. Dreiunddreißigste bis vierzigste Lieferung. Jede Lieferung 6 Ngr.

79. Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. G. Ersch und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpap. 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpap. 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpap. im größten Quartformat mit breitem Stegen (Prachteremplare) 15 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 42ter Theil. (Fau—Ferehard.)

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von J. G. Hoffmann. 20ter Theil. (Irland—Isaac.)

Für den Einkauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

80. Jörg (J. Ch. G.), Welche Reform der Medicinalverfassung Sachsens fordern die Humanität und der jetzige Standpunkt der Arzneiwissenschaft? Gr. 8. Sch. 4 Ngr.

81. Die katholisch-theologische Facultät an der Universität Breslau. Gr. 8. Sch. 6 Ngr.

82. Koethe (J. W.), Die Psalmen in Kirchenmelodien übertragen. Gr. 12. Sch. 24 Ngr.

83. Zur Todtenfeier Dr. M. Luther's am 18. Februar 1846. Gr. 12. Sch. 24 Ngr.

84. Reuß (C. G. G.), Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation. Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes. Zwei Bände in sechs Heften. Drittes Heft (Schluß des ersten Bandes). Gr. 8. Jedes Heft 9 Ngr.

Der zweite Band, ebenfalls aus drei Heften bestehend, ist unter der Presse.

85. Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. C. Fißig und W. Häring (W. Legis). Aelter Theil. Gr. 12. Sch. 2 Thlr.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis siebente Theil jeder 2 Thlr.

86. Stichel (J. G.), Handbuch zur morgenländischen Münzkunde. Erstes Heft. — A. u. d. T.; Das Grossherzoglich Orientalische Münzcabinet zu Jena, beschrieben und erläutert. Erstes Heft: Omajjaden- und Abbasiden-Münzen. Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 4. 2 Thlr.

Verzeichnisse

von

im Preise bedeutend herabgesetzten Werken aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig,

wovon das eine die schönwissenschaftlichen und historischen, das andere die wissenschaftlichen Werke enthält, werden durch alle Buchhandlungen gratis ausgegeben.

☞ Diese Verzeichnisse enthalten fast alle Werke von allgemeinem Interesse, die bis zum Jahre 1842 in obigem Verlage erschienen sind. Die Preisherabsetzungen gelten nur für ein Jahr, vom 1. Jan. bis 31. Dec. 1846. Bei einer Auswahl von 10 Thlr. wird noch ein Rabatt von 10 % bewilligt. ☞

Für Lesecircle und Privatgesellschaften.

Auch im Jahre 1846 erscheinen in unserm Verlage:

1) **Minerva.** Ein Journal historischen und politischen Inhalts. Von Dr. Fr. Fran.

2) **Miscellen** aus der neuesten ausländischen Literatur. Von Demselben.

Jena, im December 1845.

Französische Buchhandlung.

Neueste Werke der Verfasserin von „Schloß Soczyn“ (Ida von Düringsfeld).

Im Verlage von J. Neuman Neumann in Breslau sind soeben erschienen:

Ida von Düringsfeld's (Verfasserin von „Schloß Soczyn“)

Thron's Frauen.

Ein Band in 8. Velinpapier. Geh. 1 Thlr. 7½ Sgr.
Ein elegantes Festgeschenk.

Hedwig.

Novelle. 8. Velinpapier. Geh. 15 Sgr.
Eine der lieblichsten ihrer Novellen.

Ferner: Ida von Düringsfeld's Schriften. In 7 Bänden.

(Enthaltend: Schloß Soczyn — Marie — Haraldsburg — Hugo in 2 Theilen — Magdalene in 2 Theilen.) Alle 7 Bände zum billigen Preis von 5 Thlr.

In dieser eleganten Ausgabe der Schriften werden dem gebildeten Publicum die besten frühern Werke der talentvollen Schriftstellerin gegeben.

Schloß Soczyn.

Aus den Papieren einer Dame von Stande.

2te Auflage.

1845. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Lieder meiner Kirche.

8. Velinpapier. 1845. Geh. 2½ Sgr.

In der Heimat.

Briefe eines Halbjahrs vom Blätterknochen bis zum Blätterfall. 1843. Gr. 8. Cart. 2 Thlr.

Eine Kunstreise und ihre Folgen.

Lebensbild aus einer kleinen Stadt. 8. Geh. 1 Thlr.

In der **Clwert'schen** Universitätsbuchhandlung zu **Marburg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dangerow, Dr. A. W. v. (Hofrath zu Heidelberg), Leitfaden für Pandekten-Vorlesungen. Erster Band: Allgemeine Lehren. S. g. Familienrecht. Dingliche Rechte. Dritte Auflage. Gr. 8. 53½ Bogen. 3 Thlr. 15 Sgr., oder 6 fl. 18 Kr.

Leitfaden für Pandekten-Vorlesungen. Zweiter Band: Das Erbrecht. Dritte Auflage. Gr. 8. 39 Bogen. 2 Thlr. 22½ Sgr., oder 4 fl. 57 Kr.

Leitfaden für Pandekten-Vorlesungen. Dritter Band: Die Obligationen. Erste und zweite Lieferung. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 15 Sgr., oder 2 fl. 42 Kr.

(Die dritte Lieferung wird demnächst erscheinen.)

Büchel, Dr. A. (ord. Professor des röm. Rechts zu Marburg), **Civilrechtliche Erörterungen:**

I. Über die Natur des Pfandrechts. 10 Bogen. Gr. 8. Brosch. 15 Sgr., oder 54 Kr.

II. Über die Verpfändung für nicht vollgültige Obligationen. 11½ Bogen. Gr. 8. Brosch. 20 Sgr., oder 1 fl. 12 Kr.

III. Über jura in re und deren Verpfändung. 9 Bogen. Gr. 8. Brosch. 15 Sgr., oder 54 Kr.

IV. Streiffragen aus Novelle 118. 18½ Bogen. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr., oder 1 fl. 48 Kr.

V. Über die Wirkung der Klagenverjährung. 5½ Bogen. Gr. 8. Brosch. 15 Sgr., oder 54 Kr.

Wilmar, Dr. W. F. C. (Gymnasialdirector zu Marburg), **Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur.** 42½ Bogen. Gr. 8. Brosch. 2 Thlr. 15 Sgr., oder 4 fl. 30 Kr.

Deutsche Alterthümer in Händel als einkleidung der evangelischen Geschichte. Beiträge zur Erklärung des alt-sächsischen Heliand und zur innern Geschichte des Christentums in Deutschland. 9½ Bogen. 4. Brosch. 15 Sgr., oder 54 Kr.

Rehm, Dr. F. (Professor zu Marburg), **Handbuch der Geschichte beider Hessen.** Zweiter (letzter) Band. 32½ Bogen und 4 Stammtafeln. Gr. 8. Brosch. 2 Thlr., oder 3 fl. 30 Kr.

Hessisches Historienbüchlein. Zweite vermehrte Auflage. 7 Bogen. Gr. 12. Brosch. 5 Sgr., oder 18 Kr.

Schaden, Dr. C. W. v., Vorlesungen über akademisches Leben und Studium. 30½ Bogen. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 15 Sgr., oder 2 fl. 42 Kr.

Häcker, Dr. C. G. (ord. Professor der Geburtshilfe zu Marburg), **Der einfache Mutterkuchen der Zwillinge.** Mit 3 lithographirten Abbildungen. 7 Bogen. Gr. 4. Brosch. 20 Sgr., oder 1 fl. 12 Kr.

Erklärendes Fremdwörterbuch, oder Handbuch der in der deutschen Schrift- und Umgangssprache mehr oder weniger gebräuchlichen, aus andern Sprachen entlehnten Wörter, Ausdrücke und Redensarten, nebst ihrer Betonung und Aussprache von Dr. J. Hoffa. 27½ Bogen. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr., oder 1 fl. 45 Kr.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Sechster Jahrgang 1845. 4. 20 Rgr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen. **Insertionsgebühren** für die gespaltene Zeile 2 Rgr. **Beilagen** werden für das **Tausend** mit ¼ Thlr. berechnet.

December. Nr. 49—52.

Inhalt: Versuche mit der Guanobüngung. — Beantwortung der Anfrage in Nr. 43 d. Bl. — Die Beschaffung neuer Getreidearten. — Warum soll in einigen Gegenden Thüringens die Fruchtwechselwirthschaft nicht betrieben werden können? — Über einige mineralische Düngemittel. — Beantwortung der Anfrage in Nr. 37 d. Bl. — Die Gerste ohne Hülsen. — Ein Feldzug gegen den Kalk als Düngemittel. — Welcher Ackerpflug ist für eine gegebene Ortlichkeit und Bodenbeschaffenheit der beste? — Sind schmale Saatbeete von Nutzen? — Die Lärchen an den Pflaumenbäumen. — Versuche mit der Samenbüngung. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten u.**

Hierzu **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land, Nr. 49—52.**

Schönwissenschaftliche Werke.

Billigste Ausgaben.

G. E. Walther's sämtliche Romane, übersetzt von **Fr. Rotter** und **G. Pfizer**. Neue Cabinetsausgabe mit 15 vorzüglichen Titelbildern in Stahlstich. 1.—69. Bändchen. 16. Geh. 2 Egr., oder 6 Kr. das Bändchen.

Alle 2—3 Wochen folgen 3—4 Bändchen, so daß im Januar 1846 diese Ausgabe vollständig geliefert sein wird.

G. P. R. James' Romane, in deutschen Übertragungen. Herausgegeben von **Fr. Rotter** und **G. Pfizer**. 1.—142. Bändchen. 16. Geh. 3 $\frac{1}{2}$ Egr., oder 12 Kr. das Bändchen.

Monatlich erscheinen etwa 3 Bändchen. Bis künftigen Sommer werden die noch übrigen vorhandenen Romane ausgegeben sein, so daß dann diese Ausgabe die einzige vollständige und die billigste Sammlung der James'schen Romane bilden wird.

Shakespeare's Schauspiele. Neu übersetzt, mit Einleitungen und Erläuterungen von **Abelb. Keller** und **Mor. Rapp**. 1.—30. Bändchen. 16. Geh. 3 $\frac{1}{2}$ Egr., oder 12 Kr. das Bändchen.

In dieser neuen Übertragung, über welche die geachteten Zeitschriften übereinstimmend höchst günstig sich ausgesprochen, werden die 37 anerkannten Schauspiele in 37 Bändchen in Schillertaschenformat gegeben. Bis künftige Ostern wird dieselbe vollständig vorliegen.

Walter Scott's sämtliche Romane. Aus dem Englischen. Neue Cabinetsausgabe. 1.—59. Bändchen. 16. Geh. 2 Egr., oder 6 Kr. das Bändchen.

Monatlich folgen 4—6 Bändchen, so daß im Jahre 1846 die Scott'schen Romane vollständig ausgegeben sein werden.

Jeder Roman und jedes Schauspiel aus vorstehenden Sammlungen wird zum gleichen Preise auch einzeln abgegeben.

Zu erhalten in allen Buchhandlungen Deutschlands, der österreichischen Monarchie und des Auslands.

In allen guten Buchhandlungen ist zu erhalten:

Die vollständige Naturgeschichte von **Hofr. Reichenbach**, Director des königl. Naturaliencabinetes in Dresden, jetzt 1105 Abbildungen auf 150 Kupfertafeln und 62 Bogen Text in 15 Monatslieferungen à 25 Ngr., illuminierte Schulausgabe 1 Thlr. 10 Ngr., Belin-Groß-Quart 1 Thlr. 20 Ngr. Ladenpreis.

Wird wie bisher im neuen Jahre pünktlich monatlich fortgesetzt und in rascher Folge vollendet. Als das einzige vollständige Werk der Art hat es sich Kennern durch sich selbst empfohlen. Anatomie und Text auch apart.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Eden, A. O., Neues englisches Lesebuch, welchem die Grundsätze der Aussprache nach **Smart's Walker Remodelled** u. s. w. vorangehen. Mit durchgehender Bezeichnung der Aussprache und einem vollständigen Wörterbuche. Für Schulen und zum Privatgebrauche. Bevorwortet von **Dr. J. G. Flügel**, Consul der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu Leipzig. 8. 1 Thlr.

Schon aus diesem ist zu ersehen, dass der Verfasser seinen eigenen Weg verfolgt und ausser dem **Walker'schen System** auch die feinere **Smart'sche** Ausbildung der **Walker'schen**

Aussprache angewendet hat. Dass dies nicht ohne Erfolg geachehen sein muss, ergibt sich wol am besten dadurch, dass **Herr Consul Dr. Flügel** in Leipzig sich bewogen gefunden hat, es einzuführen.

Im Übrigen verweise ich auf das Buch selbst und auf des Verfassers Vorrede, da dasselbe in allen Buchhandlungen zur Einsicht vorliegt, und erlaube mir nur noch die Bemerkung, wie alle Buchhandlungen im Stande sind, an Schulanstalten bei Abnahme von Partien erhöhten Rabatt zu gewähren.

Hamburg, im December 1845.

Johann August Meissner.

Heuser, Ludwig Ritter von, Die Go-lazberge in der Tschitscherei.

Ein Beitrag zur botanischen Erdkunde. Mit einer Karte. 4. Geh. 20 Ngr.

Die gemüthliche Art der Abfassung in dem beschreibenden Theil und das originelle System, welches der Herr Verfasser in der Pflanzenterminologie durchzuführen gesucht, geben dieser kleinen Schrift ein eigenthümliches Interesse und dürfte sie einem jeden Freunde der Botanik, insbesondere aber den gelehrten Forschern willkommen sein, zumal das österreichisch-illyrische Küstenland bei der so sehr erleichterten Communication mehr und mehr in den Bereich der botanischen Excursionen hineingezogen wird.

Triest, im December 1845.

H. F. Favarger.

In der **Weidmann'schen** Buchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

W. W. von Schlegel's sä m t l i c h e W e r k e.

Herausgegeben

von

Edward Böcking.

Erster Band, enthaltend

den ersten Theil der Poetischen Werke.

Das Ganze wird in 11—12 Bänden erscheinen, von denen jeder geheftet 1 Thlr. kostet.

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist von mir zu beziehen das Bildniß von

JAKOB GRIMM.

Gestochen von **M. Voigt.**

Gr. 4. 10 Ngr.

In meinem Verlage erschienen ferner nachstehende Bildnisse und es sind davon fortwährend gute Abdrücke für 10 Ngr. zu erhalten: **Kubier. Baggefen. Böttiger. Calderon. Canova. Cornelius. Danneker. Karl Förster. Jakob Glag. Goethe. Hamann. Victor Hugo. Alexander v. Humboldt. Zimmermann. Rosciusus. Gerhard v. Hugelgen. Camartine. Karl Friedrich Lessing. Felix Mendelssohn-Bartholdy. Meyerbeer. Wilhelm Müller. Dehleschlager. Jean Paul Friedrich Richter. Schil. Johanna Schopenhauer. Ernst Schulze. E. Swantbaler. Scott. Tegobor. Thorwaldsen. Ludwig Tieck. Upland. Zedlig. Zelter.**

Leipzig, im Januar 1846.

F. A. Brockhaus.

Für Lesecirkel und Freunde der französischen Literatur.

Bei dem jetzigen Jahreswechsel nehmen wir Veranlassung auf die in unserm Verlage unter dem Titel:

L'ÉCHO.

Journal des gens du Monde.

Jährlich 104 Nummern in Kleinfolio und gespalteten Columnen.

Preis 5 Thlr. 10 Ngr.

erscheinende französische Zeitschrift aufmerksam zu machen, welche den Lesecirkeln, wie allen Freunden der französischen Literatur gewiss willkommen sein wird.

Während die ausgezeichnetsten **Novellen** der **Feuilletons** der französischen Journalliteratur wiedergegeben werden; Alles Erwähnung findet, was im Gebiete des Theaters und der Kunst in der französischen Hauptstadt Aufsehen erregt; die Tagesereignisse in pikanter Darstellung nicht übergangen werden; mancherlei Bilder aus dem französischen Volksleben sowol durch die Eigenthümlichkeit desselben als den Reiz der Darstellung fesseln; die kleinen satirischen Journale Vieles beisteuern, was die Freunde einer komischen Auffassung auch ernsterer Dinge ergötzt; die französischen Tribunale der Schauplatz der Verhandlungen tragischer Fälle voll dramatischen Interesses, ebenso wie komischer Verwickelungen mit ernsterer Lösung sind: — werden die Freunde einer ernstern Lecture gern bei Dem verweilen, was das Echo als ein **Journal des gens du monde** auf dem Gebiete der **Politik**, der **neuern Geschichte** etc. in ansprechender Form seinen Lesern bringt.

Probblätter sind auf Verlangen durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Leipzig, im Januar 1846.

Brockhaus & Avenarius.

Für Braumüller & Seidel, Buchhändler in Wien, wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes **Pränumeration auf den Jahrgang 1846 der Oesterreichischen militairischen Zeitschrift mit 12 Bl. C.-R.** angenommen. Um die nämlichen Preise sind die Jahrgänge 1843, 1844 und 1845, dagegen die frühern Jahrgänge 1811—13, neue Auflage, zusammen in vier Bänden im **herabgesetzten** Preise von 5 fl. C.-R. und ebenso jeder der ältern Jahrgänge von 1818 bis einschließlich 1842, in so weit dieselben noch vorhanden sind, um 5 fl. C.-R. zu erhalten.

Sobald ist erschienen:

Das **Dre Heft** der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1845.

Inhalt dieses Heftes:

I. Journal des Bombardements der Stadt Lille im Jahre 1792. Mit einem Plane. — II. Biographische Skizze des k. k. Feldmarschall-Lieutenants Emmerich Freih. von Babonyi. — III. Die Gefechte um Trojes vom 19.—25. Februar 1814. — IV. Szenen aus der Geschichte des k. k. Infanterieregiments Szeiler

Nr. 11 in den Feldzügen 1792—98. Erste Abtheilung. 1) Rheinübergang bei Selz am 13. October 1792. 2) Gefecht bei Rappenu am 16. October 1793. 3) Treffen bei Drusenheim und Dagenau am 18. October 1793. — V. Literatur. — VI. Neue Militairveränderungen. — VII. Der Feldzug des Königs Ferdinand III. von Ungarn und Böhmen 1634 in Deutschland. In einer Reihe gleichzeitiger Schreiben. Nr. 22—24.

Bei Meyer & Zeller in Jena ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch

der prosaischen

Nationalliteratur der Deutschen

von Gottsched bis auf die neueste Zeit.

Mit Commentar.

Von

Dr. Heinrich Kurz.

In drei Bänden.

Erster Band.

Subscriptionspreis für den Band 1 Thlr. 17½ Ngr., oder 2 fl. 45 Kr.

Das poetische Handbuch desselben Herrn Herausgebers ist mit so großem Beifall aufgenommen worden, daß auch diese ganz gleichmäßig eingerichtete und mit dem nämlichen Fleiß ausgearbeitete Fortsetzung des Werks sich manche Freunde erwerben wird.

Bei Hinrichs in Leipzig wurde eben verandt:

Neue Jahrbücher der Geschichte und Politik.

Begründet von **H. S. Pölig**, in Verbindung mit 66 Gelehrten u. herausgegeben vom Prof. **Friedrich Bülow**. 1846. Januar. (12 Monatshefte 6 Thlr.)

Weder reactionnairen, noch destructiven Tendenzen huldigend, drückt dieses seit 1823 erscheinende Journal die Meinung Derer aus, welche eine redliche Entwicklung innerhalb der bestehenden Ordnungen suchen, und dabei die Wirklichkeit zur Grundlage und die Wissenschaft zur Führerin nehmen. Sein Inhalt ist von dauerndem Werthe.

URANIA.

Caschenbuch auf das Jahr 1846.

Neue Folge. **Achter Jahrgang.**

Mit dem Bildnisse Jakob Grimm's.

8. Auf seinem Velinpapier. Eleg. cart. 2 Thlr.

Inhalt: I. Uranie. Novelle von K. von Sternberg. — II. Der Schein trägt. Erzählung von F. Dingelstedt. — III. Ein armes Mädchen. Erzählung von der Verfasserin von Jean und Clementine. — IV. Die Sängerin. Novelle von M. Warten. — V. Sträflinge. Dorfnovelle von Berthold Werdach.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831, 1834—38 vorrätzig, die im herabgesetzten Preise zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 1 Thlr. 15 Ngr. bis 2 Thlr.

Leipzig, im Januar 1846.

H. W. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1846. № II.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „**346**“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Rgr.

Erklärung.

Erst kürzlich bin ich aufmerksam gemacht worden auf den Bericht über die von mir herausgegebene „Lebensbeschreibung August Matthia's“, der sich in Nr. 323 der Blätter für literarische Unterhaltung für 1845 befindet. Derselbe ist im Allgemeinen sehr wohlmeinend und anerkennend, enthält aber gegen das Ende ein paar Bemerkungen, die eine Erläuterung schon deshalb nöthig machen, weil es nicht anders kommen kann, als daß sie in dem Leser eine unrichtige Ansicht über das genannte Buch erzeugen. Der Verf. bebauert die polemische Färbung, die den Leser in mehreren Theilen der Schrift nicht angenehm berühre, und führt als Beispiel dieser Färbung die Rügen an, die dem Verf. einer früher erschienenen biographischen Skizze wegen einiger unwahren Äußerungen über meinen verstorbenen Vater zu Theil geworden sind; auch sei von mir die Unwahrscheinlichkeit jener Äußerungen nicht bewiesen, sondern nur eine gegentheilige Ansicht aufgestellt. Ich muß hierzu bemerken, daß jene Rügen sich auf drei kurze Anmerkungen (S. 170, 172, 178) beschränken, die Darstellung selbst aber nichts von Dem, was man unter Polemik versteht, enthält — höchstens habe ich in dem Abschnitt über Matthia's Lehrentätigkeit hier und da einen übermüthigen Kritiker bekämpft —; daß ich ferner den sonstigen Werth der besagten Skizze vollkommen anerkannt und dies Theils durch vielfache Benutzung derselben, theils selbst durch wörtliche Wiederholung ganzer Stellen bewiesen habe; daß aber jene Äußerungen — es sind eben drei — nicht nur in Widerspruch stehen mit der Erfahrung, d. h. mit Matthia's amtlicher und pädagogischer Thätigkeit, sondern auch theils aus dessen eigenen Worten, theils aus seinem in der Biographie geschilderten Grundcharakter als unwahr sich ergeben; denn

„hat man des Menschen Kern erst untersucht,
so weiß man auch sein Wollen und sein Handeln.“

Ferner läßt es der Verf. dahin gestellt sein, ob ich in den Mittheilungen über Matthia's letzte Lebensjahre das Richtige getroffen, und ob die Art, wie Matthia selbst jene Lebensperiode aufgefaßt, der Wahrheit durchaus entspreche. Es war aber in jenen Mittheilungen ein Versehen des Richtigen und eine falsche, überhaupt verschiedene Auffassung der damaligen Verhältnisse geradezu unmöglich; denn in dem ganzen Abschnitt, der Matthia's letzte Jahre schildert, habe ich nur unwiderlegliche und großentheils sogar offenkundige Thatfachen angeführt, auch meinen Vater fast nur Thatfähiges berichtet, nur hier und da seine gemüthlichen Zustände beschreiben lassen; die Darstellung ist rein objectiv; ein subiectives Urtheil ist gar nicht abgegeben; höchstens kann man als Beispiele der letztern Art die Stellen betrachten, wo die auch in der Vorrede gegebene Andeutung wiederholt ist, daß es bei manchem, was meinen Vater damals schmerzlich berührte, auf Kränkung gewiß nicht abgesehen gewesen sei. Wegen der Kürze, die in jenem Abschnitte herrscht, verweise ich auf die Vorrede, S. VII.

Sehr wünschte ich, der Verf. des hier besprochenen Aufsatzes hätte sich genannt. Dann wäre man auch nicht im ersten Augenblicke auf die gewiß ungegründete Vermuthung gekommen, daß derselbe identisch sei mit dem Verf. der erwähnten biographischen Skizze. Nichts führt mehr zu Weitläufigkeiten, Verwickelungen und Mißverständnissen als diese leidige Heimlichkeit. Inzwischen soll uns die Anonymität des Verf. nicht hindern, demselben hiermit zu danken, daß er unser Buch durch seinen im Ganzen so günstigen Bericht empfohlen und dadurch mittelbar den Zweck desselben, die Gründung einer für das altendburger Gymnasium bestimmten Matthia'schen Stiftung, befördert hat.

Duedlinburg.

Konstantin Matthia.

Im Verlage von **F. W. Brockhaus** in Leipzig erscheinen für 1846 nachstehende

Beitungen und Journale

und werden Bestellungen darauf bei allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungserpeditionen angenommen.

1) Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortliche Redaction: Professor **F. Salen**.

Täglich eine Nummer. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben und liefert in den Beilagen ausführlich die wichtigsten Verhandlungen des gegenwärtigen sächsischen Landtags.

Anzeigen aller Art finden in der Deutschen Allgemeinen Zeitung eine weite Verbreitung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer dreispaltigen Zeile 2 Rgr.

2) Neue Jena'sche Allgemeine Literaturzeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt vom Geh. Hofrath Prof. Dr. **F. Hund**, als Geschäftsführer; Kirchenrath Prof. Dr. **J. K. E. Schwars**, Hof- und Justizrath Prof. Dr. **A. L. J. Michelsen**, Geh. Hofrath Prof. Dr. **D. G. Kieser**, Prof. Dr. **K. Snell**, als Specialredactoren.

Fünfter Jahrgang. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Diese Zeitung erscheint wöchentlich in sechs Blättern, sie kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Anzeigen werden mit $1\frac{1}{2}$ Rgr. für den Raum einer gespaltenen Zeile, besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Rgr. berechnet.

3) Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur:

Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben vom Oberbibliothekar Dr. E. G. Gersdorf.

52 Nummern. Gr. 8. 12 Thlr.

Es erscheint wöchentlich eine Nummer von 2-3 Bogen. Dem Repertorium ist ein

Bibliographischer Anzeiger

beigefügt und werden Inserate in demselben mit 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum berechnet, besondere Anzeigen u. Beilagen gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

4)

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Die Zeitschrift wird wöchentlich ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

5)

I S I S.

Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von Owen.

12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

Da den letztgenannten beiden Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2 1/2 Ngr. berechnet. Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden Anzeigen u. dergl. den **Blättern für literarische Unterhaltung** und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der **ISIS** beigelegt oder beigeheftet.

6)

Landwirthschaftliche Vorzeitung.

Unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe herausgegeben von William Loh.

Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Siebenter Jahrgang. 52 Nummern. 4. 20 Ngr.

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer gespalteten Seite 2 Ngr.; besondere Beilagen werden gegen eine Vergütung von 1/2 Thlr. für das Tausend beigelegt.

7)

Deutsches Volksblatt.

Eine Monatschrift für das Volk und seine Freunde.

Herausgegeben vom Pfarrer Dr. Rob. Haas.

Gr. 8. Preis des Jahrgangs 24 Ngr.

Das **Deutsche Volksblatt** erscheint monatlich, in Heften zu 3 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer Seite 2 1/2 Ngr.; besondere Beilagen werden gegen Vergütung von 1/4 Thlr. für das Tausend beigelegt.

8)

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Vierter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

In das **Pfennig-Magazin** werden Anzeigen aller Art aufgenommen und der Raum einer gespalteten Seite wird mit 4 Ngr. berechnet. Besondere Beilagen werden gegen Vergütung von 1/2 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Im Verlage von **Brockhaus & Wrenschius** in Leipzig erscheint:

L'Echo. Journal des gens du monde.

Nouvelle Série. Deuxième Année. Hoch-4. 104 Nummern. Preis des Jahrgangs 5 Thlr. 10 Ngr.

Das **Echo** erscheint vom Jahre 1845 an in erweitertem Umfange wöchentlich in zwei Nummern und bietet eine Auswahl der besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik. Inserate werden mit 1 Ngr. für die Zeile berechnet und besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. beigelegt.

Musik- und Kunstzeitung für die Jugend.

Herausgegeben
unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendkünstler
von

Robert Geller.

Erster Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4.

Preis des Jahrgangs 2 Thlr., ein Quartal 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 1 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer gespalteten Seite 2 Ngr.; besondere Beilagen werden für das Laufend mit 1 Thl. berechnet.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten.

Von
Guthaus's, Jules, Denkmäler der Baukunst aller Zeiten und Länder. Nach Zeichnungen der vorzüglichsten Künstler gestochen von *Lemaitre, Bury, Olivier* und *Andern*, mit erläuterndem Text von *de Caumont, Champollion - Pigou, L. Dubou, Jomard, Kugler, Langlois, A. Lenoir, L. Lohde, Giffault de Prongey, Raoul-Rochette, L. Vaudoyer* etc. Für Deutschland herausgegeben unter Mitwirkung von Dr. **Franz Kugler** (Prof. der königl. Akademie der Künste in Berlin), herausgegeben von **Ludwig Lohde** (Architekt und Lehrer am königl. Gewerbeinstitut in Berlin). 900 Lieferungen in Grossquart. 400 Stahlstiche und mindestens 100 Bogen Text. Preis einer Lieferung, deren monatlich zwei erscheinen, bei ungetrennter Abnahme des ganzen Werks, 15 Ngr. (12 gGr.)

sind jetzt 74 Lieferungen in den Händen der verehrlichen Subscribenten, und schreitet dieses umfassende, für die Culturgeschichte der Völker wie für die Geschichte der Kunst gleich wichtige Werk in regelmäßiger Folge seiner Vollendung entgegen.

Probefieferungen sind in allen Buch- und Kunsthandlungen einzusehen

Hamburg, im December 1845.

Joh. Aug. Meißner.

Soeben ist bei den Unterzeichneten erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zeichnungen

von
ausgeführten in verschiedenen Zweigen der Industrie angewandten

Maschinen, Werkzeugen und Apparaten neuerer Construction.

Gesammelt und mit erklärendem Texte bearbeitet

von
J. H. Kronauer,

Lehrer an der Gewerbeschule in Winterthur.

Fünfte bis zehnte Lieferung.

Obiges in einer der besten lithographischen Anstalten angeführte Werk eines mit ausgezeichneten technischen Kenntnissen, mit mehreren mechanischen Werkstätten in Verbindung stehenden Mannes unterscheidet sich von der französischen und deutschen Ausgabe von Armengaud's in-

dustrieller Zeitschrift in folgenden Punkten: 1) Es enthält nur die besten und neuesten Maschinen und Werkzeuge, lässt das Mittelmässige weg und verbessert die in Armengaud's Werk vorkommenden Fehler; 2) die entlehnten Zeichnungen sind durchaus umgearbeitet, und — was von wesentlichem Vortheil ist — in grösserm Masstabe ausgeführt; 3) es enthält eine Menge in dem andern Werke nicht mitgetheilte neuer Maschinen; 4) der erste Band enthält 50 Tafeln, jenes nur 40; 5) dennoch ist der Preis um 4 Thlr. billiger, es kostet nämlich bloss 8 Thlr. 8 Ngr., oder 15 Fl.

Meyer & Zeller in Zürich.

 Zum Besten
der
Pestalozzi-Stiftung!

Pestalozzi's Portrait,

gemalt von Schöner, Lithographirt von G. Koch.

Ladenpreis 1 Thlr.

(Kassel, bei Theodor Fischer.)

ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Das Bild ist nach dem besten Original mit einem Facsimile versehen und vortreflich in Zeichnung und Ausstattung ausgeführt.

Soeben ist vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

Vorlesungen

über

slawische Literatur und Zustände.

Gehalten im Collège de France in den Jahren 1840—44

von

Adam Mickiewicz.

Deutsche, mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe.

Vierte Aufl. (Schluss)

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Mit diesem Bande ist die deutsche Ausgabe der Vorlesungen vollständig und geschlossen; sie werden Allen von hohem Interesse sein, die den slawischen Zuständen im Allgemeinen und insbesondere der in neuerer Zeit verfolgten Richtung des berühmten Dichters einige Theilnahme schenken.

Leipzig, im Januar 1846.

Brochhaus & Avenarius.

Ausgewählte Bibliothek
der
Classiker des Auslandes.

Mit biographisch-literarischen Einleitungen.

Gr. 12. Geh.

Person sind im Jahre 1845 neu erschienen:

XXXIX. XL. Dante Alighieri, **Profaische Schriften.** Mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von R. L. Kannegieter. 2 Thlr.

XXI. XLII. Bremer (Prederike), **In Dalekarlien.** Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. 20 Rgr.

XLIII—LIII. Sue (Engen), **Der ewige Jude.** Aus dem Französischen. Elf Theile. 3 Thlr. 10 Rgr.

Die früher erschienenen Bände sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

Leipzig, im Januar 1848.

F. A. Brockhaus.

Für Braunmüller & Weidel, Buchhändler in Wien, wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes Pränumeration auf den Jahrgang 1848 der Österreichischen militairischen Zeitschrift mit 12 Bl. C. N. angenommen.

Sorben ist erschienen:

Das 10te Heft der
Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1845

Inhalt dieses Heftes:

I. Die Gefechte um Tropez vom 19.—25. Februar 1814. (Schluß.) — II. Über Truppenübungen im Frieden zur einstigen Kriegsführung. — III. Über Schonung der Streitkraft. — IV. Der Zug ins Küstenland und nach Istrien im Sommer 1813. (Schluß.) — V. Versuch über die Ausdauer der k. k. Kammerbüchsen. — VI. Kriegskisten. 1) Gefecht bei Limonest am 20. März 1814. 2) Einschließung von Strassburg am 5. Juli 1815. 3) Gefecht mit der ausgefallenen Besatzung Strassburgs am 9. Juli 1815. 4) Verlust des Regiments Blankenstein-Husaren in den Feldzügen 1792—97. 5) Gefecht bei Nieder-Adern und Oberkirch am 19. April 1799. 6) Angriff auf Oberkirch am 20. Juni 1799. 7) Gefecht bei Appenweyer und Rendsch am 4. Juli 1799. 8) Gefecht bei Kuenheim am 2. November 1799. — VII. Literatur. — VIII. Neueste Militairveränderungen. — IX. Der Feldzug des Königs Ferdinand III. von Ungarn und Böhmen 1634 in Deutschland, in einer Reihe gleichzeitiger Schreiben; Nr. 25—27.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Preisherabsetzung.

Seh, Dr. Wilh., Über bedingte Traditionen. Zugleich als Revision der Lehre von den Wirkungen der Bedingungen im Allgemeinen. Eine civilistische Erörterung. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Rgr., oder 2 Fl. 42 Kr. Herabgesetzter Preis 24 Rgr., oder 1 Fl. 27 Kr.

Über die römisch-rechtliche
**Aufhebungsart der Obligationen durch
Concursus duarum causarum lucrativum.** Eine civilistische Erörterung. Nach den Quellen bearbeitet. 8. 26 Rgr., oder 1 Fl. 30 Kr. Herabgesetzter Preis 12 $\frac{1}{2}$ Rgr., oder 45 Kr.

Meves & Zeller in Zürich.

Bei **Bandenboeck & Ruprecht** in Göttingen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Kettberg, F. W., Kirchengeschichte Deutschlands. Ersten Bandes dritte Lieferung. Gr. 8. 1 Thlr.

Mit dieser Lieferung ist der erste Band geschlossen; der zweite Band erscheint in nächster Zeit.

Stephan, W., Über das Verhältniß des Naturrechts zur Ethik und zum positiven Rechte. Gr. 8. 17 $\frac{1}{2}$ Rgr. (14 gGr.)

Wolf, C. W., Rechtsfälle zum Gebrauch bei praktischen Vorlesungen und zum Privatstudium. Gr. 8. 1 Thlr.

Allgemeines

Bücher-Lexikon etc.

Von

Wilhelm Heinsius.

Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält.

Herausgegeben von

Otto August Schulz.

**Erste bis siebente Lieferung, Bogen 1—70.
(A—Luchs.)**

Gr. 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpap. 25 Rgr., auf Schreibpap. 1 Thlr. 6 Rgr.

Die ersten sieben Bände des „Allgemeinen Bücher-Lexikon“ von Heinsius (1812—20) sind jetzt zusammen genommen im herabgesetzten Preise für 20 Thlr. zu erhalten; auch werden einzelne Bände zu verhältnismäßig erniedrigten Preisen zu lassen. Der achte Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckp. 10 Thlr. 15 Rgr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Rgr.

Leipzig, im Januar 1848.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1846. N. III.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Sitzber.“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 1/2 Ngr.

B e r i c h t

über die im Laufe des Jahres 1845

bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

- 1. Analecten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes.** Herausgegeben von einem Verein praktischer Ärzte. Erster bis fünfter Band und sechsten Bandes erstes Heft. Gr. 8. 1837—45. Jedes Heft 20 Ngr. Der erste bis fünfte Band, jedes in 4 Heften (1837—45), kosten 13 Thlr. 10 Ngr.
- 2. Krud (Ch.), Geschichte der Ursprung und der Entwicklung des französischen Volkes, oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Thaten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflüsse sie sich ausgebildet hat.** Erster und zweiter Band. Gr. 8. 1844—45. Jeder Band 3 Thlr. 15 Ngr. Der dritte und letzte Band ist unter der Presse.
- 3. Weidtel (K.), Balladen.** 8. Geh. 1 Thlr.
- 4. Der Kauf der Ehre.** Dramatisches Gedicht in fünf Acten. 8. Geh. 16 Ngr.
- 5. Bericht vom Jahre 1845 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer.** Herausgegeben von K. W. Sppe. Gr. 8. Geh. 12 Ngr. Die Berichte von 1835—44 haben denselben Preis.
- 6. Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Erster bis dreißigster Band. Gr. 12. 1841—45. Geh. 32 Thlr. 16 Ngr.

XXXV. Städtische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hecker. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. Calderon, Schauspiele, übersetzt von Kartin. 3 Thlr. — XXXIX. XI. Dante, Profanische Schriften, übersetzt von K. A. Neugässer. 2 Thlr. — XL. XLII. Bremer, In Dalecarlien. 20 Ngr. — XLIII—LIII. Gae, Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr.

7. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgeber: F. Brockhaus.) Jahrgang 1845. Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

In den Blättern für literarische Unterhaltung und der

Sitzber. (bezgl. Nr. 33) erscheint ein **Literarischer Anzeiger**, für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gebaltene Zeile oder deren Raum werden 2 1/2 Ngr. berechnet.

Wegen Vergütung von 3 Thln. werden besondere Anzeigen u. dgl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der Sitzber. beigelegt oder beigeheftet.

8. Brandt (H. G. J. von), Die Offenbarung Johannis des Sehers. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

9. Bremer (Frederike), Streit und Friede. Aus dem Schwedischen. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

10. Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Aus dem Schwedischen. Vierte verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

11. In Dalecarlien. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr. Die vollständige Ausgabe der Schriften von Frederike Bremer besteht aus 14 Theilen und kostet 4 Thlr. 20 Ngr., jeder Theil 10 Ngr.

Einzelne sind zu erhalten:

I. II. Die Nachbarn. III. Die Töchter des Präsidenten. IV. V. Reina. VI. VII. Das Band. VIII. Die Familie G. IX. Neue Erzählungen. X. Streit und Friede. XI. XII. Ein Tagebuch. XIII. XIV. In Dalecarlien.

12. Cancan eines deutschen Edelmanns. Erster bis dritter Theil. Gr. 12. 1841—45. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 24 Ngr.

13. Centralblatt. Ein Organ sämtlicher deutscher Vereine für Volksbildung und ihre Freunde. Herausgegeben von Pfarrer Dr. H. Haas. Erster Jahrgang. Gr. 8. Jährlich vier Hefte. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Blatt bildet ein Beiblatt des Deutschen Volksblatt (vgl. Nr. 72), das von dem Herausgeber in demselben Verlage in jährlich zwölf Heften, zu dem Preise von 24 Ngr., erscheint.

14. Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalausgabe. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Erstes bis Siebzigstes Heft. (A—Milchzucker.) Gr. 8. 1843—45. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinensatzpapier.

der Hand kostet 1 Thlr. 10 Ngr. auf Schreibpapier 2 Thlr., auf
Wellpapier 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Prei-
sen und bewilligen auf 12 Exemplare 1 Freie exemplar.

Auf den Umschlag der einzelnen Hefte werden Kupfer-
zeichnungen abgedruckt, und der Raum einer Seite wird mit
10 Ngr. berechnet.

15. Neue Ausgabe in 240 Lie-
ferungen. Erste bis zehnte Lieferung. Gr. 8. Jede Liefe-
rung 7/8 Ngr.

16. Systematischer Bil-
der-Atlas zum Conversations-Lexikon. —
Iconographische Encyclopädie der Wissen-
schaften und Künste. — 500 in Stahl gestochene Blätter
in Quart mit Darstellungen aus sämtlichen Naturwissen-
schaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alter-
thums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs-
und Gewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und
Völker, der Religion und Mythologie des classischen und
nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden
Künste, der allgemeinen Technologie u. Nebst einem erläu-
ternden Text. Entworfen und herausgegeben von J. G.
Seyd. Vollständig in 120 Lieferungen. Erste bis vierzigste
Lieferung. Gr. 4. 1814—45. Jede Lieferung 6 Ngr.

17. Dante Alighieri's profanische Schriften
mit Ausnahme der Vita nuova. Übersetzt von R. E. Kannen-
gießer. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Mit diesen zwei Theilen sind Dante's Schriften in einer vollständigen
Ausgabe in demselben Verlage erschienen und die übrigen Theile einzeln
unter folgenden Titeln zu beziehen:

Die göttliche Komödie. Übersetzt und erklärt von R. E. Kannen-
gießer. Vierte, sehr verbesserte Auflage. Drei Theile. Mit
Dante's Bildnis, den Planen der Hölle, des Purgatoriums und Paradieses
und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. Gr. 12. Geh.
2 Thlr. 15 Ngr.

Die zu diesem Werke gehörigen Kupferbeilagen werden besonders für
16 Ngr. erlassen.

Sprüche. Übersetzt und erklärt von R. E. Kannen-
gießer. Dritte, verbesserte und verbesserte Auflage. Zwei
Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das neue Leben. Übersetzt und erklärt von R. Förster. Gr. 12.
Geh. 20 Ngr.

18. Reinhardtstein (H. E.), Künstler-Dramen.
Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

19. Gigant Lebrun.
Lustspiel in fünf Acten. Gr. 12. Geh. 18 Ngr.

20. Dieffenbach (J. F.), Die operative
Chirurgie. Erster Band (6 Hefte). Gr. 8. 1844—45.
Jedes Heft 1 Thlr.

Der zweite Band ist unter der Presse und wird in keinem Falle den Preis
des ersten überschreiten.

21. Landwirtschaftliche Dorfzeitung. Herausgegeben
unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus-
und Forstwirthe von William Löbe. Mit einem
Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für
Stadt und Land. Jahrgang 1845. 52 Nummern.
4. Preis des Jahrgangs 20 Ngr.

Mit wöchentlichem Posttage in 1 Bogen ausgegeben. Befortsetzung
diesem für den Raum einer gespaltenen Seite 3 Ngr. Besondere An-
zeigen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von 7/8 Ngr. für das Laufend
beigelegt.

22. Allgemeines Encyclopädie der Wissenschaften
und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schrift-
stellern bearbeitet und herausgegeben von J. G. Cels
und J. G. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4.
Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druck-
papier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Wellpapier 5 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. älter
und 4ter Theil. (Fabrik — Porcelain.)

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von I. G. Hoffmann.
2fter Theil. (Irland — Januc.)

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von R. F. G. Meyer.
2ter Theil. (Pentinger — Pflanz.)

Für den Verkauf des ganzen Werkes, sowie auch eines ein-
zelnen Theils zur Ermäßigung unter Umständen Exemplare,
schreibe ich die Billigsten Bedingungen.

23. Encyclopädie der medicinischen Wissen-
schaften, methodisch bearbeitet von einem Verein

von Ärzten, redigirt von Dr. A. Eschsch. Erste bis
zweite Abtheilung. Gr. 12. 1844—45. Geh. 7 Thlr.

I. Handbuch der topographischen Anatomie, mit beson-
derer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie zum Gebrauch
für Ärzte und Studierende. Von L. Boeckmann. 1844. 3 Thlr.

II. Handbuch der specielle Pathologie und Thera-
pie, bearbeitet von L. Fossler. Erster Band; Acute
Krankheiten. 1845. 2 Thlr.

III. Die medicinische Diagnostik und Semiotik, oder
die Lehre von der Erkennung und der Bedeutung der Krank-
heitserscheinungen bei den innern Krankheiten des Menschen,
bearbeitet von A. Moser. 1845. 2 Thlr.

Das ganze Werk wird aus folgenden Abtheilungen bestehen, deren jede ein
vollständigstes Lehrbuch bilden wird: Anatomie; Physiologie; Medicinische
Chemie und Physik; Geschichte der Medicin; Pathologie und Therapie;
Semiotik und Diagnostik; Pathologische Anatomie; Materia medica;
Heilquellenlehre; Chirurgie; Akiologie; Gynaekologie; Kinderkrankheiten;
Psychiatrik.

24. Iconographische Encyclopädie, oder bild-
liche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie
und Geburtshilfe. Unter Mitwirkung der Herren: Hofrath
und Leibarzt Prof. Dr. v. Ammon in Dresden; Prof.
Dr. Dieffenbach in Berlin; Leibarzt Dr. Gross-
heim in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. Jüngken
in Berlin; Geh.-Rath Prof. Dr. Kluge in Berlin;
Geh.-Rath Prof. Dr. Trübstedt in Berlin, besorgt und
herausgegeben von Dr. F. Jak. Behrend. Zweite
Abtheilung. — A. u. d. T.: Iconographische Dar-
stellung der Beinbrüche und Verrenkungen.
Unter Mitwirkung des Hrn. Geh.-Medicinalrath Prof.
Dr. Kluge besorgt und herausgegeben von Dr. F. Jak.
Behrend. Enthaltend 40 Tafeln ausser dem Texte.
Grossfolio. 1845. In Carton. 8 Thlr.

Die erste Abtheilung, die 1839 erschien, führt den Titel:
Iconographische Darstellung der nicht-syphilitischen
Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichen systema-
tischen Texte. Unter Mitwirkung des Hrn. Geh.-Rath Prof. Dr.
Trübstedt besorgt und herausgegeben von Dr. F. Jak.
Behrend. Enthaltend 30 colorirte Tafeln und 28 Bogen Text. Sechs
Lieferungen. Grossfolio. 12 Thlr.

Beide Abtheilungen zusammengekommen werden für
16 Thlr. erlassen.

25. Geschichte eines Oxyperiters. Gr. 12. Geh.
20 Ngr.

26. Genealogische Tafeln zur Staatsge-
schichte der germanischen und slawi-
schen Völker im 19. Jahrhundert. Nebst
einer genealogisch-statistischen Einleitung. Von Fr.
H. Hertel. Quer 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

27. Gräfe (G.), Klemeins Pflanzgärt. In drei
Büchern. Zwei Theile. Gr. 8. 4 Thlr.

28. Günzburg (F.), Studien zur specielle
Pathologie. Erster Band. — A. u. d. T.: Die patho-
logische Gewebelehre. Erster Band: Die Krankheits-
producte nach ihrer Entwicklung, Zusammenfassung und
Lagerung in den Geweben des menschlichen Körpers.
Mit drei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
15 Ngr.

29. Gohn - Gohn (Joh. Gohn), Geschichte der
Berge. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12.
Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Von der Schriftsteller in demselben Verlage erschienen:
Geschichte. 8. 1835. 1 Thlr. 15 Ngr.
Kunstgeschichte. 8. 1836. 1 Thlr. 5 Ngr.
Geographische Geschichte. 8. 1836. 1 Thlr.

30. Bibliographisches Handbuch der philo-
logischen Literatur der Deutschen seit der
Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit. Nach
J. S. Ersch in systematischer Ordnung bearbeitet
und mit den nöthigen Registern versehen von Ch. Ant.
Gieseler. Dritte Auflage. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

In ähnlicher Weise wie die Literatur der Philologie werden auch in
andern Zweige der Literatur nach Ersch's Pläne neu bearbeitet und in
die nächste Zeit fortgeführt erscheinen.

Die zweite Ausgabe von Ersch's Handbuch (4 Bände in 8 Theilen,
1827—40) ist im herabgesetzten Preise auf Druckpapier 4 Thlr.
auf Schreibpapier 6 Thlr., auf Schreibpapier in 4. 8 Thlr. Die dritte

Abstellungen werden zu nachstehenden ebenfalls ermäßigten Preisen
 Theologie. 1822. 16 Ngr. — Jurisprudenz, nat. Politik. 1823.
 16 Ngr. — Medicin. 1823. 16 Ngr. — Mathematik. Natur- und
 Gewerbelehre. 1823. 1 Thlr. 10 Ngr. — Geschichte und deren Hilfs-
 Wissenschaften. 1827. 1 Thlr. — Vermischte. Schönb. 1827. 8 Ngr.
 — Schöne Künste. 1840. 1 Thlr.

31. **Heinrichs (H.), Allgemeines Bücher-Regi-
 ston**, oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis
 zu Ende 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland
 und den durch Sprache und Literatur damit verwandten
 Ländern gedruckt worden sind. Neunter Band, welcher
 die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die
 Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausge-
 geben von **H. H. Schulz**. Erste bis siebente Lieferung.
 (A-Lysias.) Gr. 4. 1843-45. Jede Lieferung auf Druck-
 papier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis sechste Band von Heinrichs' Bücher-Verzeich-
 nissen zusammen genommen in hera. befestigten Preisen 20 Thlr.; auch sind
 einzelne Bände zu verhältnißmäßig billigen Preisen zu haben. Der achte
 Band, herausgegeben von **H. H. Schulz**, welcher die von 1828 bis Ende
 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf
 Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.

32. **Jörg (J. C. G.), Welche Reform der Me-
 dicinalverfassung Schwedens fordern die Gesam-
 mität und der jetzige Stand der Arzneiwissen-
 schaft?** Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

33. **Encyclopädische Zeitschrift**, vorzüglich für Naturge-
 schichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Heraus-
 gegeben von **W. M. Schlegel** 1835. 12 Hefte. Mit
 Kupfern. (Bürsch.) Gr. 4. 8 Thlr.

34. **Die katholisch-theologische Facultät an der
 Universität Breslau.** Gr. 8. Geh. 6 Ngr.

35. **Kersten (C. M.), Der Kreuz- und Ferdin-
 andsbrunnen in Marienbad.** Von neuem Gemischt
 untersucht. Gr. 12. Geh. 15 Ngr.

36. **Kirner (Edf.), Cola di Rienzi.** Trauerspiel.
 Gr. 12. Geh. 21 Ngr.

37. **Loethe (F. W.), Die Psalmen in Kirchen-
 melodien übertragen.** Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

38. **Zur Todtenfeier Dr. M.
 Luther's am 18. Februar 1846.** Gr. 12. Geh.
 24 Ngr.

39. **Sanz (A.), Correspondenz des Kaisers Carl V.
 Aus dem künigl. Archiv und der Bibliothéque de Bourgogne
 zu Brüssel herausgegeben. Erster und zweiter Band. Mit
 4 lithographirten Tafeln.** Gr. 8. 1844-45. Jeder Band
 4 Thlr.

Der dritte und letzte Band ist unter der Presse.

(Der Beschluß folgt.)

Bei **Neuber & Zeller** in Zürich ist schon erschienen und
 in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte

des Jesuitenkampfes in der Schweiz.

Von einem Zürcher.

8. Brosch. 2 Bll. 16 Sgr.

Wir glauben dieses recht historische, von sehr fundi-
 ger Hand geschriebene Werk angelegentlich empfehlen zu
 dürfen.

Bei **Braunmüller & Seidel**, Buchhändler in Wien,
 und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes wird
 Prenumeration auf den Jahrgang 1846 der
Oesterreichischen militairischen Zeitschrift
 mit 12 Bll. G. M. angenommen.

Von dem Jahrgang 1845 ist schon das erste Heft er-
 schienen. Dasselbe enthält folgende Aufsätze:

I. Der Paß von Raabergbetto. — II. Über die Führung
 einer Artilleriegarde. — III. Der Feldzug 1704 in Italien. Zwei-
 ter Abschnitt. — IV. Die Blockade von Besort 1814. — V.
 Über das Beurtheilen der Dispositionen mit Rücksicht gegen Krup-
 pen. (Mit einer Abbildung.) — VI. Scenen aus der Geschichte
 des 1. Husarenregiments Nr. 3. Erzherzog Ferdinand Nr. 1-19.
 — VII. Beschreibung der im vierten Hefte der Oesterreichischen
 militairischen Zeitschrift dargestellten idealisireten Bekleidung und
 Packung eines Infanteristen im Allgemeinen, ohne Bezug auf
 irgend eine Armee. (Mit einer Abbildung.) — VIII. Neueste
 Militairveränderungen.

In der **Ruland'schen** Buchhandlung in **Mereburg** ist so-
 eben erschienen:

Shakespeare's Macbeth

erläutert und gewürdigt von

Robert Heinrich Fische,

Corrector und Professor am Gymnasium zu Mereburg.

8. Geh. ¼ Thlr.

Der Verfasser hat versucht, Freunde der Poesie, welchen
 zu umfassendem Ausstudien die Muse gebricht, vom Stand-

punkte der neuern Ästhetik aus in das Verständniß einer der
 größten dramatischen Schöpfungen einzuführen. Mit Rücksicht
 auf das Bedürfniß jüngerer Leser hat er dabei einen methodi-
 schen Fortschritt vom Leichtern zum Schwierigern beobachtet
 und zuerst den Gang der Handlung verfolgt, dann sämtliche
 Charaktere entwickelt und endlich die Idee des Stückes dar-
 gelegt. Auf diese zergliedernde Betrachtung folgt die kritische
 Würdigung, wobei das Verhältniß des Shakespeare'schen Wer-
 kes zu der alten Macbeth-Sage und zu der Schiller'schen Be-
 arbeitung für die deutsche Bühne ausführlich zur Sprache kommt.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf St.-Helena.

Von dem

General Montholon,

dem Gefährten des Kaisers in der Verbannung und dessen Les-
 mentbuchhalter.

Aus dem Französischen. Vier Bände. 8. Geh.

Von diesem Werke, welches die interessantesten Beiträge
 zur Geschichte der neuern Zeit verspricht, ist schon die erste
 Lieferung erschienen; die Fortsetzung wird regelmäßig und
 schnell folgen.

Jede Lieferung kostet 3/4 Ngr. und das ganze Werk in
 vier Bänden wird nur auf etwa 3 Thlr. zu stehen kommen.

Von dem französischen Original unter dem Titel:

Histoire de la Captivité de Ste- Hélène

par le **Général Montholon**

ist schon auch die erste Lieferung (Preis 3/4 Ngr.) ausge-
 geben; diese Ausgabe wird ebenfalls vier Bände umfassen und
 etwa 3 Thlr. kosten.

Leipzig, 5. Februar 1846.

Brochhaus & Avenarius.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erscheint für 1846:

Illustrierte Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben
unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller
von
Robert Keller.

Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal
gr. 4.

Mit vielen Abbildungen.

Preis des Jahrgangs 2 Thlr.; ein Quartal 15 Ngr.;
ein einzelnes Heft 6 Ngr.

Probennummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten.

Benige Worte genügen, den Plan der „Illustrierten Zeitung für die Jugend“ bei ihrem ersten Auftreten vollständig zu bezeichnen. Auf das geistige Bedürfnis und die Auffassungsfähigkeit der reifern Jugend sei sie berechnet; gleichmäßig berücksichtige ihr Text- und Bildereinhalt Belehrung wie Unterhaltung. Unsere nächste Aufgabe ist, damit eine wirkliche Zeitung zu geben, also unsern Lesern alle wichtigern Interessen der Tagesgeschichte rasch und fortläufig vorüberzuführen. Sewdentliche Aufsätze sollen darum aus den Ereignissen und Persönlichkeiten unserer Gegenwart auswählen und in geeigneter Form zur Anschauung bringen, was davon dem jugendlichen Wissen nothwendig und ersprießlich erscheint. Vorzüglich aber werden unsere Darstellungen Deutschlands öffentlichem Leben gelten; denn mit der Kenntniß des Vaterlandes wird die Liebe zu ihm gefördert. Allein nicht einzig die Schilderung folgenreicher Thatfachen, beachtenswerther Einrichtungen und hervorragender Anstalten wird uns beschäftigen, auch kurze Nachrichten aus den Kreisen des Kunstlebens und der Gesellschaft sollen suchen das Bild der Gegenwart zu vervollständigen. Somit werden also jene Neuigkeiten ebenfalls berührt werden, welche den reichsten Stoff der Unterhaltung und Besprechung im Familiencirkel ergeben.

Doch der Zweck unsers Blattes ist mit den genannten Mittheilungen noch keineswegs erschöpft. Auch ausführlichere oder andeutende Aufsätze über Charaktere und Epochen der Geschichte, besonders des Vaterlandes, abwechselnd mit Natur-, Völker- und Länderschilderungen, in einzelne Abschnitte vertheilt oder zu Reisebeschreibungen vereint, werden die Kenntniskreise unserer jugendlichen Leser zu erweitern suchen. Kleinerer Erzählungen moralischen Inhalts, zu lebendiger Anschauung an die Beispiele und Vorgänge unserer Gegenwart verknüpft, streben außerdem dem Ziele der Charakterentwicklung und Berebelung des jugendlichen Gemüthes entgegen; Gedichte, Märchen und Sagen werden daneben poetisch anregend einwirken, Aufgaben im leichten Schach- und Bretspiel, das Räthsel und die Charade, mit ihrem mobischen Bruder, dem Rebus, Vorschläge zu neuen Jugendspielen u. s. w., sollen der frohlichen Unterhaltung des erblühenden Geistes dienen. Endlich werden noch von Zeit zu Zeit Auszüge und Mittheilungen von empfehlungswerthen Jugendschriften unsere Leser auf das Neue und Beste in diesem Literaturfache hinweisen.

Für Verfolgung dieser mannichfachen Ziele haben uns die beliebtesten Jugendschriftsteller ihre unterstützende Mitwirkung zugesagt. So dürfen wir denn bei der großen Sorgfalt, mit welcher die Redaction des Blattes nach dem angebeuteten Plane verfähren, bei den reichen Mitteln und der vollen Aufmerksam-

keit, welche der hiesigen Ausstattung gewidmet wird, die „Illustrierte Zeitung für die Jugend“ der Berücksichtigung und Theilnahme aller Eltern, Erzieher und Jugendfreunde angelegentlich empfohlen glauben.

Leipzig, im Februar 1846.

Brockhaus & Avenarius.

Sieben ist bei den Unterzeichneten erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Lehre vom Menschen oder die Anthropologie.

Ein
Handbuch für Gebildete aller Stände

von
Dr. G. C. Lindemann,

Professor der Philosophie und Culturgeschichte an der Wittenberg-Universität in Schleiz.

8. 34 Bogen. Brosch. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.
(2 Thlr. 16 gr.), oder 4 Fl. 48 Kr.

Wir glauben dieses Werk nicht besser empfehlen zu können als mit den Worten Dica's (in der Isis, Heft VII, S. 359): „Der Verfasser greift die Sache offenbar von einer neuen Seite an, und ist ausgerüstet mit einer großen Mannichfaltigkeit von Kenntnissen, welche zu einer so umfassenden und wichtigen Wissenschaft nöthig sind. Uebrigens hat der Verfasser diese Lehren so gewandt und scharfsinnig zusammengestellt, daß sie wol im Stande sind, die von ihm aufgestellte Wissenschaft zu begründen.“ Nach Anführung des wichtigern Inhalts sagt endlich Dica: „Man sieht hieraus, wie ungemein vollständig dieses Werk und wie wohl es geordnet ist. Sicherlich wird es die Aufmerksamkeit eines jeden denkenden Menschen auf sich ziehen, besonders der Philosophen und Pädagogen. Es berührt alle Gegenstände, welche die Psychologie betreffen, gibt neue Ansichten und neue Verfahrungsarten bei der Behandlung der geistigen Anlagen und Gemüthszustände.“

Meier & Zeller in Zürich.

Sieben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätzig:

**Krauss, oder tägliche, für Jedermann
faßliche Uebersicht aller Himmelserscheinungen im Jahre 1846,** für die Zwecke der beobachtenden Astronomen, besonders aber auch für die Bedürfnisse aller Freunde des gestirnten Himmels, bearbeitet von **C. Schubert** und **H. v. Rothkirch** und herausgegeben von **Dr. P. G. L. v. Bogutlawski.** Gr. 8. Geh. 1 1/2 Thlr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Genevion von Toulouse.

Historische Novelle

von

Leopold Schefer.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im Februar 1846.

f. A. Brockhaus.

Prospectus.

In unterzeichnetem Verlag erscheint für 1846

Pädagogische Revue.

Centralorgan

für philosophische, historische und praktische Haus-, Schul- und Socialpädagogik überhaupt und für das öffentliche Unterrichtswesen in Deutschland (gelehrte und Bürger-Gymnasien, Elementar- und Volksschulen, Hoch- und Fachschulen) insbesondere.

Herausgegeben

von

Educationrath Dr. Mager.

Siebenter Jahrgang. Band XII, XIII, XIV.

Der Jahrgang von 80 Bogen gr. 8. erscheint in 10 Hefen, wovon Doppelhefte. Preis 7 Thlr. oder 12 fl.

Das Januarheft wird am 27. December versandt.

Inserate für das jedem Hefte beigegebene Intelligenzblatt berechnen wir pr. Zeile mit 1 gGr. oder 4 kr. Beilagen mit Thlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 24 kr.

Wir fügen diesem Prospectus Zweierlei hinzu: 1) einen Auszug aus dem zwischen dem Herrn Herausgeber und dem Verleger abgeschlossenen Vertrage; 2) das Vorwort zum neuen Jahrgange.

Büch, im December 1845.

Fr. Schulthes.

ger.

in „Blätter für literarische
ile oder deren Raum 2 1/2 Ngr.

845

Leipzig
ngen.

im Gebiete der Heil-
mehren praktischen Ärzten
H. Blumenthal, H.
zamm. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
n für Belehrung und Unter-
Jahrgang. 1845. 52 Num-
vielen Abbildungen. Schmal

gegeben.
Pfennig-Roggen kosten zusammen
herabgesetzten Preises nur
Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang
Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge

setzt sind folgende Schriften mit
oder. Fünf Bände. Früher
e. Einzelne Jahrgänge
i Bände. Früher 6 Thlr.
Band. Früher 2 Thlr. Setzt

in nur 2 Thlr.
den **Werkzeugen aller Art**
oder deren Raum werden 1/2 Ngr.
f. gegen Vergütung von 1/2 Thlr.

ie Sammlung der interessan-
länder aus älterer und neuer
Ant. Ch. Sigis und
is). Erster bis achter
Sch. 15 Thlr. 24 Ngr.,
der zweite bis achte jeder 2 Thlr.
laya Krishna Misri
ne instruxit **Ann. Brook-**
kr. 15 Ngr.

bedruckt enthaltend, erschien 1835
hält die Schollen und wird zu dem
ausgegeben.

in demselben Verlage:
Upatra und Geschichte
der Katha Sarit Sāgara des
sch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.

lärchensammlung des **Soma-**
krates bis fünftes Buch. Sans-
kr. 8. 1839. 8 Thlr.

her Werke mit lateini-
schlag. Gr. 8. 1841. 20 Ngr.

Somadeva Bhāṭṭa aus
parsetzt. Zwei Theile. Gr. 12.

Im Verlage der unterzeichneten

Illustrierte Zeitung für

Herausgegeben
unter Mitwirkung der besten
Künstler
Robert

Wöchentlich eine Nummer 1
gr.

Mit vielen I

Preis des Jahrgangs 2 Th
ein einzelnes

Probenummern für
Lungen und Postan

Benige Worte genügen, 1
tung für die Jugend" bei ihre
zu bezeichnen. Auf das geistige
fähigkeit der reifen Jugend se
rückfichtige ihr Text- und Bildet
tung. Unsere nächste Aufgabe ist
zu geben, also unsern Lesern al
gesgeschichte rasch und forklauen
liche Aufsätze sollen darum aus
Lichtseiten unserer Gegenwart
Form zur Anschauung bringen
Wissen nothwendig und ersprie
werden unsere Darstellungen 1
gelten; denn mit der Kennt
Liebe zu ihm gefördert. Allen
folgenreicher Thatfachen, beach
hervorragender Anstalten wird u
richten aus den Kreisen des K
sollen suchen das Bild der Gege
mit werden also jene Reuigkeit
welche den reichsten Stoff der
im Familiencirkel ergeben.

Doch der Zweck unser 1
Mittheilungen noch keineswegs
oder andeutende Aufsätze über
Geschichte, besonders des Vater
Völker- und Länderschilderun
theilt oder zu Reisebeschreibung
nistreise unserer jugendlichen Li
nere Erzählungen moralische
schauung an die Beispiele und
verknüpft, streben außerdem d
lung und Verebelung des jug
Geschichte, Märchen und Sag
regend einwirken, Aufgaben im
das Räthsel und die Charade, ml
Rebus, Vorschläge zu neuen Je
fröhlichen Unterhaltung des erbl
werden noch von Zeit zu Zeit 1
empfehlungswerthen Jugendschri
und Beste in diesem Literaturfa

Für Verfolgung dieser mar
beliebtesten Jugendschriftsteller
zugefagt. So dürfen wir dem
welcher die Redaction des Bl
verfahren, bei den reichen 1

A.

Auszug aus dem Verlagscontract.

§. 2. Herr Schultheß versendet die Revue nicht in alte, sondern in neue Rechnung.

§. 3. Herr Schultheß versendet gratis an die Mitarbeiter einen Abdruck ihrer Artikel, an die Verleger angezeigter Schriften einen Werd der Recension.

§. 4, c. Nach dem Druck des Decemberhefts, nachdem Herr Nagel die Honorarberechnung für die Herren Mitarbeiter gemacht hat, stellt Herr Schultheß über den Betrag der jedem Mitarbeiter des Jahres zukommenden Summe Promessen oder Anweisungen auf seine Commissäre zu Leipzig, Frankfurt am Main und Stuttgart aus, die zur Ostermesse des nächsten Jahres zahlbar sind. *

* Mitarbeitern, die im Laufe des Jahres das Honorar für ihre Beiträge zu empfangen wünschen, wird es der Herr Herausgeber zu vermitteln und sich den Betrag vom Verleger ersatten lassen.

B.

Vorwort zum Januarhefte 1846.

Die Pädagogische Revue, die mit diesem Heft ihren siebenten Jahrgang eröffnet, ist in den Stand gesetzt, statt der bisherigen 72—75 Bogen nunmehr 80 Bogen zu liefern, was dem Herausgeber gestattet, den ursprünglichen Plan etwas weniger lückenhaft auszuführen, als es bisher, weil der gegebene Raum nie ausreichen wollte, hat geschehen müssen. Der Herausgeber glaubte im Interesse der Zeitschrift und im Sinne der Leser zu handeln, wenn er, bei der gegebenen Möglichkeit, entweder die Bogenzahl zu vermehren und den bisherigen Preis bestehen zu lassen, oder den Preis des neuen Jahrgangs um etwa 1 fl. zu vermindern und die bisherige Bogenzahl beizubehalten, sich für das Erste entschied. Es wird von der Theilnahme des Publicums abhängen, ob nach einem Jahre oder zweien die Bogenzahl weiter vermehrt werden kann; vorläufig hat der Herausgeber nicht weiter gehen zu dürfen geglaubt, da er die Maxime hat, seinen Verlegern auch nicht einmal das Risiko eines Opfers zuzumuthen.

Wie den bisherigen Lesern bekannt, haben wir mit dem vorigen Jahrgang angefangen, anstatt wie in den frühern Jahren Abhandlungen und Kritiken über Gegenstände des höhern und des niedern Unterrichtes *pele-mele* zu bringen, für das, was über das Elementar- und Volksschulwesen und was daran hängt, zu sagen war, eine eigene Abtheilung — die zweite — zu machen und für diese 12 Bogen zu verwenden. Die Vermehrung der Bogenzahl des neuen Jahrganges gestattet uns, für die pädagogischen Mittheilungen über die Hoch- und Fachschulen jetzt das Gleiche zu thun und dieser — dritten — Abtheilung jährlich 8—10 Bogen zu reserviren. Man darf nur den dem ersten Bande (1840) als Vorrede dienenden Prospectus und den Inhalt der früheren Bände ansehen, um sich zu überzeugen, daß diese äußere Veränderung keine innere ist. In jedem der bisherigen Bände ist neben dem Gymnasial- und Realschulwesen auch das Elementar- und Volksschulwesen, so wie das Universitäts- und Fachschulwesen berücksichtigt worden; indem von nun

in „Blätter für literarische
Ue ober deren Raum 2 1/2 Ngr.“

845

Leipzig
ngen.

dem Gebiete der Heil-
mehren praktischen Ärzten
H. Blumenthal, H.
vom. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
für Belehrung und Unter-
Jahrgang. 1845. 52 Num-
mielen Abbildungen. Schmal

Gegeben.
Wochen-Magazin kosten zusammen
herabgesetzten Preise nur
Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang
Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge

est sind folgende Schriften mit

ader. Fünf Bände. Früher
Einzelne Jahrgänge

Bände. Früher 6 Thlr.

band. Früher 2 Thlr. Jetzt

n nur 2 Thlr.

eben Kurzbildungen aller Art
ober deren Raum werben 1 Ngr.
gegen Vergütung von 1/2 Thlr.

ie Sammlung der interessan-
länder aus älterer und neuerer
**Jul. Ed. Süssig und
Sis).** Erster bis achter
Bd. 15 Thlr. 24 Ngr.

der zweite bis achte jeder 2 Thlr.

Laya Krishna Misra
ne instruxit **Hm. Brook-**
kr. 15 Ngr.

bestritten enthält, erschien 1835
bildet die Schollen und wird zu dem
ausgegeben.

te in demselben Verlage:

Upura und Geschichte
der Kathā Sarit Sāgara des
seh. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.

Archensammlung des **Soma-**
rastes bis fünftes Buch. Sans-
r. 8. 1839. 8 Thlr.

her Werke mit lateini-
schlag. Gr. 8. 1841. 20 Ngr.

Madras Bhatta aus
Zwei Theile. Gr. 12.

Illustrierte Zeitung für

Herausgegeben
unter Mitwirkung der

Roberts

Wöchentlich eine Nummer

Mit vielen

Preis des Jahrgangs 3
ein einzelne

Probenummern
lungen und Post

Wenige Worte genügen,
tung für die Jugend" bei
zu bezeichnen. Auf das geistige
fähigkeit der reifern Jugend
rückfichtige ihr Vert. und Bil-
tung. Unsere nächste Aufgabe
zu geben, also unsern Lesern
geschichte rasch und fortlan-
liche Aufsätze sollen darum a-
lichten unserer Gegenwart
Form zur Anschauung bring-
Dissen nothwendig und ersp-
werden unsere Darstellungen
gelten; denn mit der Ket-
Liebe zu ihm gefördert. A-
folgenreicher Thatsachen, b-
hervorragender Anstalten wir
richten aus den Kreisen der
sollen suchen das Bild der
mit werden also jene Reu-
welche den reichsten Stoff
im Familiencircle ergeben.

Doch der Zweck unser
Mittheilungen noch keineswegs
oder andeutende Aufsätze zu
Geschichte, besonders des
Völker- und Landerschilder-
theilt oder zu Reisebeschrei-
nistkreise unserer jugendliche-
nere Erzählungen morali-
schauung an die Beispiele
verknüpft, streben außerden-
lung und Berechtigung des
Gedichte, Märchen und
regend einwirken, Aufgaben

an drei Abtheilungen bestehen (deren erste, weil sie nicht nur das Gymnasial- und Realschulwesen, sondern zugleich die Pädagogik als Wissenschaft und Kunst überhaupt behandelt, den größten Umfang, nämlich: 58 — 60 Bogen hat), wird für den Leser die Uebersicht erleichtert, während freilich der Herausgeber sich sein Redactionsgeschäft erschweren hat. Denn es ist natürlich leichter, eine gewisse Bogenzahl mit einem lesenswerthen pädagogischen Inhalte zu füllen, wenn es genügt, ob dieser Inhalt überhaupt pädagogischer Natur sei, als wenn zugleich bestimmt ist, wie viele Bogen diesem, wie viele einem zweiten, wie viel einem dritten Gegenstande gewidmet sein sollen. Daß für die Sicht der drei Abtheilungen das angenommene Verhältnis im Allgemeinen das richtige sein wird, hoffen wir.

Hier hätte nun ein in dem Prospectus der Reutlinger „Mittelschicht“ über die Pädagogische Revue geäußertes Bedenken den Herausgeber vielleicht bedenklich machen sollen. „Wir brauchen nicht erst darauf aufmerksam zu machen“ — hieß es in jenem Prospectus —, „daß die Umdehnung einer Schulzeitung über das ganze Unterrichtsgebiet von der Volksschule bis zur Hochschule ihr Bestehen von vornherein unsicher machen muß, weil sie einestheils auf ein zu ungleichartiges Publicum berechnet ist, anderentheils von der Redaction eine Umsicht fordert, die bei der wenigsten zu finden sein möchte.“

Auf das Bedenken in Betreff des Bestehens und der Umsicht habe ich schon (Vd. X, S. 336) ein Wörtchen erwidert, sehen wir, wie es sich mit dem Bedenken in Betreff des zu „ungleichartigen Publicums“ verhält.

Welchem Publicum nun die Pädagogische Revue zu dienen bestimmt ist, wurde im Prospectus S. III — V gesagt. Es hieß dort:

„Im Allgemeinen wird sie ihre Leser unter den Lehrern und Directoren der Gymnasien, höhern Bürger- (Real-) schulen und Seminarien, Schulrathen, solchen Theologen, die Schulen inspizieren müssen, endlich unter Historikern, Philosophen und Staatsmännern zu suchen haben, wobei es sich von selbst versteht, daß sie vor Allem das Bedürfnis derjenigen ihrer Leser, welche praktische Schulmänner sind, zu berücksichtigen und zu befriedigen hat.“

„Nun lassen sich aber unter den Lehrern und Directoren der Gymnasien- und Realschulen so wie der Seminare deutlich drei Species unterscheiden“

iger.

„Einige wenige sind Pädagogen im großen Styl, Männer, die das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen aller Zeiten und aller Länder in möglichster Ausdehnung und Vollständigkeit kennen zu lernen trachten.

„Andere sind entweder nicht fähig oder doch nicht geneigt, über den Kreis ihrer persönlichen Thätigkeit hinauszubliden: der sogenannte Humanist kümmert sich nicht um den sogenannten Realisten und vice versa; was der Elementarpädagog treibt, begehren beide nicht zu erfahren. Die Ultras dieser Species bemühen sich nicht einmal, die Schule, der sie angehören (Gelehrten- oder Realschule oder Seminar), als ein Ganzes von Bildungsanstalt aufzufassen, sie haben nur ihr Lehrfach im Auge: was geht den Lehrer des Griechischen auch der mathematische Unterricht seiner Schüler an?

„Es liegt in der Natur der Sache, daß es unmöglich ist, für die pädagogischen Universalisten ein Journal zu gründen. Die Pädagogische Revue wünscht sich die Männer dieser wenig zahlreichen Kategorie zwar zu Lesern, kann aber ihre Bedürfnisse nur unvollkommen befriedigen.*

„Wollen es die pädagogischen Particularisten einmal mit uns versuchen, so wird es uns eine Ehre sein.

„Gewidmet ist näher die Pädagogische Revue einer dritten Species von Pädagogen, solchen Gymnasial-, Realschul- und Seminarlehrern und Directoren (daneben Schulrathen, Inspectoren u. s. w.), welche zwar, wie billig, zuvorderst ihre eigene Lection zu bedenken bemüht sind, damit es wohl in ihrer Schule oder Classe stehe, die aber zugleich insoweit historisch, philosophisch und pädagogisch gebildet sind, um ihr besonderes Thun als Moment im großen Ganzen des Unterrichtswesens zu wissen, und somit wünschen, sowohl über dieses Ganze selbst, als über ihr eigenes Wirken als Theil des Ganzen stets unterrichtet zu

* Ein wirklich universales Journal der Pädagogik müßte jährlich 800 — 350 Bogen liefern können, und dann würde es noch immer die pädagogischen Special-Journale und die Provinzial- und Localblätter nicht überflüssig machen. Daß eine solche Zeitschrift in Deutschland unmöglich ist, beruht auf einem der vielen vortäufelnden Gründe, in denen wir uns drehen. Weil nämlich die meisten Lehrer zu arm sind, können sie kein Journal halten, wozu kommt, daß das Bedürfnis eines allgemeinen Journals vorläufig kein allgemeines ist. Und weil Journale, um wohlfeil sein zu können, mehrere tausend Abonnenten haben müssen, so sind pädagogische Journale in Deutschland gezwungen, theuer zu sein.

en „Blätter für literarische File oder deren Raum 2 1/2 Rgr.

1845

Leipzig ungen.

dem Gebiete der Well-
mehren praktischen Arzten
H. Blumenthal, H.
mann. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
für Belehrung und Unter-
r. Jahrgang. 1845. 52 Num-
viele Abbildungen. Schmal

ausgegeben.
5 Hefen; Magazine kosten zusammen
herabgesetzten Preise nur
5 Thlr., der letzte bis letzte Heft
1 Thlr. 10 Rgr. Der Rest folgt

steht sind folgende Schriften mit
nder. Fünf Bände. Früher
r. Einzelne Jahrgänge
ei Bände. Früher 6 Thlr.
Band. Früher 2 Thlr. Jetzt

den nur 2 Thlr.
werden vollständigen aller Art
le oder deren Raum werden 4 Rgr.
bl. gegen Vergütung von 1/2 Rgr.

ine Sammlung der interessan-
länder aus älterer und neuer-
Sul. G. Sigis und
egis). Erster bis achter
Geh. 15 Thlr. 24 Rgr.
., der zweite bis achte jeder 2 Thlr.
Maya Krishna Mirā
que instruit Mm. Brock-
15 Nov

III. Zeitung für

Heraus
unter Mitwirkung der

Redaktion

Wöchentlich eine Nummer

Mit vielen

Preis des Jahrgangs 3
ein einzelne

Probenummern
lungen und Post

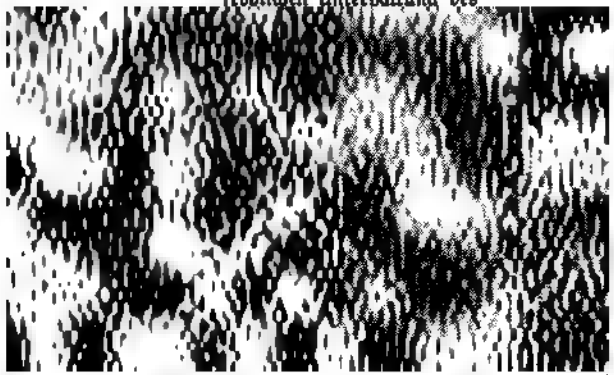
Wenige Worte genügen,
tung für die Jugend" bei
zu bezeichnen. Auf das geistl
fähigkeit der reifen Jugend
rücksichtige ihr Wert und Bil
tung. Unsere nächste Aufgabe
zu geben, also unsere Lesern
geschichte rasch und fortlauf
liche Aufsätze sollen darum a
Richtlinien unserer gegenw
Form zur Anschauung bring
Wissen nothwendig und erst
werden unsere Darstellungen
gelten; denn mit der Rei
Liebe zu ihm gefördert. A
folgenreicher Thatsachen, b
hervorragender Anstalten wir
richten aus den Kreisen der
sollen suchen das Bild der
mit werden also jene Reue
welche den reichsten Stoff
im Familiencirkel ergeben.

Doch der Zweck unse
Mittheilungen noch keinesw
oder andeutende Aufsätze ü
Geschichte, besonders des V
Völker- und Länderkunde
theilt oder zu Reisebeschreib
nistkreise unserer jugendliche
nere Erzählungen morall
schauung an die Beispiele
verknüpft, streben außerde
lung und Berechtigung des
Gebichte, Märchen und
regend einwirken, Aufgaben
das Räthsel und die Charade
Rebus, Vorschläge zu neuer
fröhlichen Unterhaltung des

sein. Diese Männer sind zwar Philologen, Historiker, Mathematiker, Naturforscher u. s. w. und Lehrer einer dieser Wissenschaften; indem sie aber an Schulen, nicht auf Akademien, lehren, sind sie vor Allen Schulmännern und haben als solche pädagogische Bedürfnisse. Diese pädagogischen Bedürfnisse dieser Männer sämmtlich und in einer geeigneteren Weise zu befriedigen, als es bisher geschehen, dies ist die Bestimmung der Pädagogischen Revue. Zugleich stellt sie sich die Aufgabe, die zu Aller Schaden seit Jahren unterbrochene Verbindung zwischen Norddeutschland, Süddeutschland und der Schweiz wieder herzustellen zu helfen, wie sie denn auch den Bestrebungen, Arbeiten und Mittheilungen der verschiedenen Vereine von Schulmännern ein bewilligtes Organ sein will."

Man sieht, die Leser, auf welche die Revue von Anfang an gerechnet hat, sind in so weit gleichartig, daß sie (mit wenigen Ausnahmen) Pädagogen von Beruf sind. Die Gleichartigkeit geht aber noch weiter, denn die Majorität dieser Leser übt ihren Beruf an gelehrten und höheren Gymnasien und an Schullehrerseminaren, und wenn es der An gelegenheit ist, auch bei einer Elite von Elementar- und Volksschullehrern und einer Anzahl von akademischen Lehrern Eingang zu finden, so ist das die ursprünglichen Redaktionsmaximen im Wesentlichen so wenig verändern können als der Umstand, daß sie in mehreren nördlichen Ländern ebenfalls eine Anzahl von Lesern gefunden hat: wenn auch kein einziger Elementar- oder Volksschullehrer, kein einziger Universitätsprofessor unsere Zeitschrift liest, so würden wir dennoch sowohl das Volks- als das Hochschulwesen in den Kreis unserer Besprechung zu ziehen und für verpflichtet halten.

Wir wüßten natürlich nicht jedem Lehrer an höherem Lehranstalt zu, daß er die Pädagogik (über deren Inhalt und Umfang der ob Artikel dieses Heftes ein Wort sagt) zu seiner Wissenschaft mache; wenn er sie so weit kennt, als es sein Beruf fordert, so thut er das Seine und kein Billiger wird ihn tadeln, falls er seine freie Zeit lieber der Wissenschaft widmet, die er zu lehren hat, als der Wissenschaft, welche unter Anderem auch das Lehren lehrt. Es ist gar nicht nöthig, daß jeder Pädagog zugleich Pädagogiker sei. Nun gibt es bekanntlich Journale für Philologie und Pädagogik, andre für Mathematik und Pädagogik, andre für Theologie und Pädagogik, und welcher Lehrer



Heser findet, was er als Schulmann braucht, für den wäre es offener Luxus, noch ein Journal zu lesen, das ausschließlich der Pädagogik gewidmet ist. Eben so würde derjenige Gymnasial-, Real- oder Volksschullehrer, der zwar ein lediglich pädagogisches Journal, aber ein solches lesen wollte, das nur Eine Gattung von Schulen im Auge hat, bei der Revue nicht seine Rechnung finden. Es denken aber bekanntlich nicht Alle gleich, und die Pädagogische Revue setzt bei ihren an gelehrten und Bürger-Gymnasien wirkenden Lesern voraus, daß sie nicht nur über den Ort, woher ihnen ihre Schüler kommen, sondern auch über den Ort, wohin dieselben gehen, fortwährend in Kenntniß bleiben wollen.

Es dauert vielleicht noch eine Weile, bis die Masse der an gelehrten und Bürger-Gymnasien wirkenden Lehrer einsehen wird, daß es nicht nur von ihrer Pflicht, sondern von der allerordinärsten Klugheit geboten ist, sich um die Elementarschulen und die Technik der bessern Elementarlehrer ein wenig zu bekümmern. Daß die Lehrer solcher Gymnasien und Realschulen, deren untere Classen viele Schüler haben, die eigentlich in die Volksschule gehören, nicht weniger die Lehrer solcher Gymnasien und Realschulen, die ihre Schüler schon mit acht Jahren aufnehmen, dazu eine directe Aufforderung haben, liegt auf offener Hand; aber auch die Lehrer unterer und mittlerer Classen derjenigen gelehrten und Bürger-Gymnasien, welche ihre Schüler erst mit zehn Jahren, nach absolvirter Elementarschule, aufnehmen, müssen die zwei ersten Jahre hindurch ganz elementarisch unterrichten und in den nächsten zwei Jahren die Künste der Elementarbildung noch oft zu Hülfe nehmen, wenn sie sich, ihre Schüler und das Publicum befriedigen wollen. * Ein sechs-

* Im §. 8 des Erlasses des k. pr. Unterrichtsministeriums vom 24. October 1837 hieß es also:

„Mehrere sachverständige Stimmen äußern, daß die verkehrte Methode, in welcher die Lehrgegenstände nicht selten noch behandelt werden, die wunde Stelle der Gymnasien sei Aber zugleich erhebt sich gegen einen Theil dieser Männer die Anklage, daß, während das Elementarschulwesen in den letzten Jahrzehenden in Hinsicht auf Didaktik und Methodik ungemein verbessert und ein Stand von Lehrern gebildet worden, die wegen ihrer pädagogischen Gewandtheit und wegen ihres Geschicks, große Massen zu belehren, in ihrem Kreise sich als Meister zeigen, sehr viele und besonders die jüngeren Gymnasiallehrer das Studium der Pädagogik nicht gehörig beachten, die schwere Kunst des Unterrichts vernachlässigen, die erfreulichen Fortschritte, welche die Elementarschule in dieser Beziehung gemacht hat, entweder gar nicht kennen oder doch nicht benutzen,

iger.

den „Blätter für literarische
teile oder deren Raum 2½ Ngr.

1845

Leipzig
ungen.

dem Gebiete der Heil-
mechren praktischen Ärzten
H. Blumenthal, H.
mann. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
in für Belehrung und Unter-
r. Jahrgang. 1845. 52 Num-
viele Abbildungen. Schmal

ausgegeben.

8 Wenig:Kopazin kosten zusammen
herabgesetzten Preise nur
5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang
1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge

esetzt sind folgende Schriften mit

ander. Fünf Bände. Früher
gr. Einzelne Jahrgänge

rei Bände. Früher 6 Thlr.

Band. Früher 2 Thlr. Jetzt

nen nur 2 Thlr.

werden **Katharismen** aller Art
te oder deren Raum werden 2 Ngr.
hal. gegen Vergütung von ¼ Thlr.

ine Sammlung der interessan-
Länder aus alterer und neuer
Gul. G. Sigm. und
gig). Erster bis achter
Geh. 15 Thlr. 24 Ngr.

der zweite bis achte jeder 2 Thlr.
Laya Krishna Miori
wie instruxit **Mm. Brook-**
hler. 15 Ngr.

unskritisch enthaltend, erschien 1835
hält die Schölen und wird zu dem
ausgegeben.

er in demselben Verlage:

Illu- Beitrag für

Preis 22
unter Mitwirkung der

Robert

Wöchentlich eine Nummer

Mit vielen

Preis des Jahrgangs 2
ein einzelne

Probennummern
Lungen und Post

Benige Worte genügen, tung für die Jugend" bei 8 zu bezeichnen. Auf das geistl. rüchichtige ihr Zeit- und Bil- tung. Unsere nächste Aufgabe zu geben, also unsere Lesern geschichte rasch und fortlau- liche Aufsätze sollen darum a- lichen unserer Gegenw- Form zur Anschauung bring- Wissen nothwendig und erst werden unsere Darstellungen gelten; denn mit der Rei- Liebe zu ihm gefördert. A- folgenreicher Thatfachen, b- hervorragender Anstalten wir richten aus den Kreisen der sollen suchen das Bild der Q- mit werden also jene Krei- welche den reichsten Stoff im Familiencirkel ergeben.

Doch der Zweck unser Mittheilungen noch keinesw

jähriger Erfolg hat gezeigt, daß der Herausgeber mit dieser Ansicht nicht allein steht, und darum wollen wir, und wäre es nur der Gymnasiallehrer wegen, die Abtheilung für das Elementar- und Volksschulwesen beibehalten. Für die Leser, welche, sei es als Lehrer oder Aufseher, mit diesen Schulen direct zu thun haben, sollte sie freilich größer sein.

Wenn sich manche Lehrer der gelehrten und Bürger-Gymnasien un-

und sich gerade den wichtigsten Theil ihres Berufs . . . nicht gebührend angelegen sein lassen. Oben diesen Lehrern wird zum Vorwurfe gemacht, daß sie in verkehrter Methode aus falscher Grundsätzlichkeit ihre Schüler mit einer erdrückenden Masse materialen Wissens überhäufen, daß sie in Ueberschätzung des ihnen angewiesenen Lehrfaches im Verhältnisse zu dem Gesamtzwecke, dem es als untergeordnetes Mittel dienen soll, an den Augen sehen; daß ihnen endlich, indem sie die Lehrweise der Universitätsprofessoren nachahmen, in ihrem Vortrage die belebende Frische und Regsamkeit, so wie das Gefühl abgehe, sich dem jugendlichen Geiste anzuschließen . . . Nicht weniger wird behauptet, daß der Erfolg ihres Unterrichts, wie es bei einer so verkehrten Methode nicht anders sein könne, wenig befriedigend sei, und besonders in den alten Sprachen, in der deutschen Sprache und in der Geschichte zu den großen Anstrengungen, welche sie selbst machen und auch ihren Schülern zumuthen, in keinem Verhältnisse stehe; daß sie aber in großer Selbstverblendung den Grund hiervon ganz und gar nicht in sich selbst . . . sondern lediglich in der geistigen Stumpfheit, Gleichgültigkeit und Starrheit ihrer Schüler suchen, und deshalb auch nicht müde werden, über die Schläffheit, den Unfleiß und die Regungslosigkeit derselben Beschwerde zu führen" u. s. w.

Dies geschah mir 1837 wohl und als ich Ende 1836 mit dem sel. Spilck, Director Diersterweg und (wenn ich nicht irre) auch dem Conclpienten dieses Ministerial-Commissars den damals entworfenen Plan zur Pädagogischen Revue (die 1837 beginnen sollte, das braunenburgische Ober-Präsidium versagte aber in Folge der damaligen Administrationsmaximen die Concession) besprach, da ertheilt dieser Plan einige nicht weniger stark Stellen. Jetzt gefällt mir der Urtlaß viel weniger:

Fürs Erste nämlich trifft er nur die preussischen Gymnasiallehrer, die, weiß Gott, nicht die letzten sind. Das Uebel ist kein preussisches, sondern ein deutsches und ich habe es außer Preußen vielfach ärger gefunden.

Fürs Zweite war es ungerecht, besonders die jüngeren Gymnasiallehrer Anspruch zu nehmen. Wenn man erst zwanzig Jahre Schule gehalten hat, so gewohnt man natürlich eine Routine, die von den größten Fehlern, die man in den ersten Jahren beging, frei ist.

Fürs Dritte war es ungerecht, ernten zu wollen, wo man nicht gesät hat. Für die Elementarlehrer hat man Seminare gegründet und einige dieser Seminare haben Directorien in der Unterrichtskunst zu Directoren und Lehrern gehabt; was aber für den die preussische Staatschulverwaltung für die pädagogische Bildung der Lehrer an gelehrten und Bürger-Gymnasien gethan? Gar Nichts oder doch fast gar Nichts, denn die pädagogischen Seminare und das naturhistorische Seminar in Bonn können eben so wenig allein Schulmänner bilden, als naturwissenschaftliche Studien, wenn nicht Neben dazu kommt, Kerze bilden können.

angern davon überzeugen lassen, daß eine genauere Kenntniß des Elementar-Schulwesens für sie sehr wünschenswerth und für diejenigen unter ihnen, welche in unteren und mittleren Classen lehren, unerlässlich ist, so kostet es weniger Mühe, die Herren davon zu überzeugen, daß sie, besonders wenn sie in oberen Classen unterrichten, mit den Hoch- und Fachschulen in Rapport sein und bleiben müssen. Die Facultäten und Fachschulen bieten der Betrachtung nun so viele Seiten dar, daß es kein Wunder wäre, wenn mancher Schulmann an denselben gerade diejenige Seite nicht ändere, von welcher her die Pädagogik die Hoch- und Fachschulen betrachtet, und der Herausgeber gesteht gern, daß er für seine Person erst seit ein paar Jahren den Gesichtspunkt für die pädagogische Betrachtung der Hoch- und Fachschulen aufgefunden hat.

Der Lehrer (um nur von diesem zu reden) interessiert sich, insofern er als Gelehrter sich an den Fortschritten irgend einer Wissenschaft theilnimmt, für das, was von den Professoren der Hoch- und Fachschulen litterarisch und in ihren Vorträgen für diese Wissenschaften geschieht, so wie für die persönlichen Verhältnisse der hervorragenden unter diesen Männern. Obgleich wir es nun den philologischen, historischen, philosophischen, mathematischen, naturwissenschaftlichen und andern Zeitschriften, so wie den allgemeinen Litteratur- und den politischen Zeitungen überlassen müssen, dieses Interesse zu befriedigen, so werden wir doch wie bisher so fortan eine Auswahl solcher Universitätsnachrichten bringen, von denen anzunehmen ist, daß sie vielen unsrer Leser willkommen sind. Ein nicht ganz geringer Theil dieser Leser besteht aber aus Franzosen, Engländern, Schweden, Russen, Ungarn, Italienern, Spaniern und Nordamerikanern, die auf Mittheilung gerade dieser Nachrichten einen Werth setzen.

Dieses Interesse ist jedoch nicht das pädagogische; der Schulmann als Pädagog ist bei den Hoch- und Fachschulen noch in einer ganz andern Weise interessiert.

Zuerst fragen wir, was die Hochschulen für die Bildung der Lehrer thun.

Natürlich muß für dieselbe Zweierlei geschehen: einerseits müssen dieselben in philologischen, historischen, philosophischen, mathematischen, physikalischen, naturhistorischen u. s. w. Vorträgen und Seminaren Gelegenheit haben, sich für irgend ein Lehrfach auszubilden, andererseits

iger.

ten „Blätter für Literarische
Seite oder deren Raum 2 1/2 Rgr.

1845

Leipzig
ungen.

dem Gebiete der Heil-
mehrer praktischen Ärzten
H. Blumenthal, H.
mann. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
für Belehrung und Unter-
richt Jahrgang. 1845. 52 Num-
mern. vielen Abbildungen. Schmal

ausgegeben.
5 Pfennig-Magazin kosten zusammen
herabgesetzten Preise nur
5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang
1 Thlr. 10 Rgr. Der Neuen Folge

besteht aus folgende Schriften mit

ander. Fünf Bände. Früher
jezt Einzelne Jahrgänge

jezt Bände. Früher 6 Thlr.

Band. Früher 2 Thlr. Jetzt

den nur 2 Thlr.
werden vollständigen aller Art
se oder deren Raum weichen 1 Rgr.
gegen Vergütung von 1/2 Thlr.

ine Sammlung der interessan-
tend aus älterer und neuer
Zul. Od. Pithig und
egis). Erster bis achter
Geh. 15 Thlr. 24 Rgr.
der zweite bis achte jeder 2 Thlr.
Maya Krishna Misra
que instruxit Hm. Brook-
h. 15 Nov

Im Verlage der unterzeichneten

Illu- Stration für

Heraus-
gegeben unter Mitwirkung der

Redaction

Wöchentlich eine Nummer

Mit vielen

Preis des Jahrgangs 2 R
ein einzelnes

**Probenummern
lungen und Post**

Benige Worte genügen
für die Jugend" bei
zu bezeichnen. Auf das geist-
liche der reifen Jugend
rückfichtige ihr Wert und Bil-
tung. Unsere nächste Aufgabe
zu geben, also unsere Lesern
geschichte rasch und fortlau-
fende Aufsätze sollen darum a-
us unserer Gegenw-
Form zur Anschauung bring-
Wissen notwendig und erst
werden unsere Darstellungen
gelten; denn mit der Kei-
Liebe zu ihm gefördert. A-
folgenreicher Thatfachen, be-
herausragender Anstalten wir
richten aus den Kreisen der
sollen suchen das Bild der
mit werden also jene Kei-
welche den reichsten Stoff
im Familiencirkel ergeben.

Doch der Zweck unse-
Mittheilungen noch keinesw-
oder andeutende Aufsätze über
Geschichte, besonders des
Völker- und Länderschilder-
theilt oder zu Reisebeschrei-
nistreife unserer jugendliche-
nere Erzählungen morali-
schauung an die Beispiele
verknüpft, streben außerder-
lung und Veredelung des
Gebächte, Märchen und
regend einwirken, Aufgaben
das Räthsel und die Charade
Rebus, Vorschläge zu neuer
fröhlichen Unterhaltung des
werden noch von Zeit zu
empfehlungswerthen Jugend
und Beste in diesem Literat

Für Verfolgung dieser
beliebtesten Jugendschriftstel-
zugelegt. So dürfen
welcher die Redaction
verfahren, bei den r

x

müssen sie sich in pädagogischen Vorträgen und Seminaren zu Lehrern
und Erziehern überhaupt ausbilden können.

Die Universitäten werden somit erlauben, daß wir ihnen in Zukunft
noch etwas häufiger als bisher durch die Fenster schauen und namentlich
auch uns nach der Unterrichtspraxis in den philologischen und andern
Seminaren umsehen. *

Um zur zweiten Frage zu kommen, so wissen wir zwar recht gut,
daß die Pädagogik mit der Politik unter andern Ähnlichkeiten auch
die hat, daß bei heranwachsender Mündigkeit der Völker und der Indivi-
duen dort des Regierens, hier des Erziehens weniger werden und das
Sprichwort che governa meglio, chi men governa zur Anwendung
kommen muß. Hoch- und Fachschulen, vorausgesetzt daß diese letztern
aufhören, halbe Kinder aufzunehmen, sind viel mehr Unterrichts- als
Erziehungsanstalten und ihr Unterricht ist größtentheils kein pädagogischer
(schulmäßiger, erziehender) mehr. Nichts desto weniger können wir uns
nicht entschließen, bisheriger pädagogischer Observanz gemäß, unsre
Zöglinge nur bis zur Schwelle der Hoch- oder Fachschule zu begleiten
und dort umzukehren; wir müssen vielmehr eine zweite Frage an die
Hoch- und Fachschulen richten, und zwar eine Doppelfrage. Einerseits
fragen wir: was thut Ihr, damit die Euch anvertrauten jungen Leute
auch Etwas lernen können, was thut Ihr namentlich für diejenigen
Gegenstände, welche von vielen der jungen Leute, die nicht ihr Fach
aus ihnen machen, zu ihrer allgemeinen Bildung (wie man es nennt)
pflegen studirt zu werden, wie tragt Ihr z. B. für Studierende verschie-
dener Facultäten Geschichte und Philosophie vor? Andernseits fragen wir:
was thut Ihr, damit der Charakter der Euch anvertrauten Jünglinge
sich in gebührender Freiheit und zugleich in Zucht und Ehren entwickeln
kann? wie steht es um das Leben auf Hoch- und Fachschulen?

Jede dieser zwei (oder drei Fragen) löst sich in drei speciellen
Fragen auf: 1) Was geschieht? 2) Ist das, was geschieht, auch das
Rechte und Heilsame? 3) Könnte nicht Besseres geschehen?

Wir haben somit fortan drei Abtheilungen, die erste von 58—60,
die zweite von 12, die dritte von 8—10 Bogen. Die erste Abtheilung

* Von den Schullehrerseminaren handeln wir in der zweiten Abtheilung der Revue,
wenn auch der Begriff der Sache sie in die dritte verweist.

bildet den ersten und zweiten, die zweite und dritte den dritten Band des Jahrganges. Die innere Organisation (I. Abhandlungen, II. Beurtheilungen und Anzeigen, III. Zeitung) bleibt dieselbe.

Die bisher befolgten Redaktionsmaximen irgendetwas zu ändern, hat sich keine Veranlassung ergeben. Der Herausgeber wird nach wie vor, um nur dieses Eine zu erwähnen, seine Stellung als Redactor und Mitarbeiter der Revue sorgfältig aus einander halten, und seinem 1840 gegebenen Versprechen, als Herausgeber nie die Ansichten geltend zu machen, die er als Autor und Mitarbeiter vertritt, die Debatten vielmehr durchaus unparteiisch zu leiten, schon darum treu bleiben, weil die Revue es wohl zum Theil diesem freien Sinne des Herausgebers verdankt, daß vorzügliche Männer, die in vielen und wesentlichen Stücken des Herausgebers Ansichten nicht theilen, sie mit ihren Beiträgen beehrt haben und damit fortfahren. Auf diese Weise kann man allerdings unserer Zeitschrift „die Richtung“ absprechen, weil verschiedene Richtungen, in welchen die gegenwärtige Pädagogik sich bewegt, in ihr vertreten sind. Die Revue sollte aber nun einmal eine Zeitschrift sein, von dem Zustande der Pädagogik in unserer Zeit Zeugniß ablegen, und durfte sich darum keiner Ansicht, die in unserer Zeit wahrhaft wirkt, verschließen; sie hat ein Centralorgan werden wollen, nicht das Organ einer Schule, Partei, Clique, auch nicht derjenigen des Herausgebers, wenn dieser das Talent oder die Neigung hätte, eine solche zusammen zu bringen; als Centralorgan aber hat sie nur das Eccentrische von sich abzuhalten, z. B. die neuesten Anläufe zu einer arbeitsreichen Pädagogik, und als Zeitschrift dasjenige, was entschieden nicht mehr an der Zeit ist und noch weniger eine Zukunft hat, z. B. Humanismus und Realismus in ihrer nunmehr veralteten Gestalt. Was dagegen, alt oder neu, kräftig genug ist, einen bedeutenden Theil der heutigen Schulmänner auf seine Seite zu bringen, z. B. das absolutistisch-radical-pädagogische Territorialsystem, nach welchem der Staat der allgemeine Schulherr ist, oder die specifisch-„christliche“ Pädagogik — katholisch-„jesuitische“ oder protestantisch-„pietistische“ —, dem räumt der Herausgeber gern einen Theil seines Blattes ein und erbittet sich von den Anhängern dieser Richtungen nur die Erlaubniß, in seinen eigenen Aufsätzen eine entgegengesetzte Richtung einzuschlagen und ihnen nach Kräften mit allen Mitteln, die Philosophie, Geschichte und Erfahrung an die Hand geben, entgegen zu treten.

iger.

ten „Blätter für literarische
Seite oder deren Raum 2 1/2 Ngr.

1845

Leipzig
ungen.

dem Gebiete der Heil-
mehren praktischen Ärzten
H. Blumenthal, H.
mm. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
für Belehrung und Unter-
r Jahrgang. 1845. 52 Num-
vielen Abbildungen. Schmal

ausgegeben.

8 Pfennig-Magazin kosten zusammen
herabgesetzten Preiss nur
5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang
1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge

esetzt sind folgende Schriften mit

inder. Fünf Bände. Früher
gr. Einzelne Jahrgänge

rei Bände. Früher 6 Thlr.

Band. Früher 2 Thlr. Jetzt

ben nur 2 Thlr.

werden **Entscheidungen** aller Art
se oder deren Raum werden 4 Ngr.
hal. gegen Vergütung von 1/2 Thlr.

ne Sammlung der interessan-
Länder aus älterer und neuer
Sul. Ch. Sigis und
epis). Erster bis achter
Geh. 15 Thlr. 24 Ngr.

der zweite bis achte jeder 2 Thlr.

daya Krishna Misri
que instruit **Hm. Brook-**
hkr. 15 Ngr.

ansreitet enthält, erschien 1835
hält die Schollen und wird zu dem
n ausgegeben.

ber in demselben Verlage:

Aliputra und Geschichte
in der Katha Sarit Sagara des
sch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.

Märchensammlung des **Soma-**
Erstes bis fünftes Buch. Sans-
kr. 8. 1839. 8 Thlr.

Werke mit lateini-
Gr. 8. 1841. 20 Ngr.

Ugwa Bhatta aus
zwei Theile. Gr. 12.

III Beitung für

Heraus
unter Mitwirkung der

Redac-

Wöchentlich eine Nummer

Mit vieler

Preis des Jahrgangs 2 R
ein einzelne

Probenummern
lungen und Post

Benige Worte genügen,
tung für die Jugend" bei
zu bezeichnen. Auf das geistl
fähigkeit der reifern Jugend
rückfichtige ihr Verd- und Bil
tung. Unsere nächste Aufgabe
zu geben, also unsern Lesern
gedgeschichte rasch und fortlau
liche Aufsätze sollen darum a
Hefetten unserer Gegenwi
Form zur Anschauung bring
Wissen nothwendig und erst
werden unsere Darstellungen
gelten; denn mit der Ke
Liebe zu ihm gefördert. A
folgerreicher Thatfachen, be
hervorragender Anstalten wir

Da der Herausgeber eben so wenig Veranlassung hat, seine Rich-
tung als Mitarbeiter der Revue, als seine Redaktionsmaximen zu än-
dern, so genügt es, in Betreff dieser Richtung auf die bisherigen Bände,
oder auch nur auf die Generalberichte, welche den Jahrgang 1843 er-
öffnete, zu verweisen. Er weiß, daß er sich mit seinen Ansichten des
malen noch in der Minorität befindet, weiß aber auch, daß diese Mi-
norität von Jahr zu Jahr gewachsen ist, und hegt die Hoffnung, sie
werde noch mehr wachsen, wenn Argumenten nur Argumente entgegen-
gesetzt werden. Die Richtung des Herausgebers hier in der Kürze dar-
zulegen, ist nicht wohl möglich, sie zu vertheidigen, darum unnöthig. Nur
über Zweierlei scheint eine Erläuterung angemessen.

Die Einen begreifen wohl, daß man in sogenannten theoretischen
Fragen — etwa in der Frage, ob man das Griechische mit der homo-
nischen oder mit der attischen Sprache beginnen solle — unparteiisch sein
könne, sie begreifen aber des Herausgebers Unparteilichkeit in sogenan-
ten praktischen Fragen, wie deren oben zwei erwähnt sind, nicht, und
so weniger, als sie wissen, daß derselbe für seine Person auf manche
dieser Fragen eine sehr entschiedene Antwort in Bereitschaft hat. Diesen
Leuten weiß ich nichts zu erwidern, da man wohl eine Ansicht, nicht
aber eine Gesinnung begrifflich machen kann. Ich bin eben in anderer
Weise liberal als die guten Leute, die sich in Deutschland und Frank-
reich so nennen. Tolerant gegen diejenigen zu sein, die selber tolerant
sind, das ist keine Kunst, aber auch die Intoleranten zu toleriren, so
lange man durch sie in keinem — nicht eingebildeten, sondern wirklichen
— Rechte gekränkt wird, das ist der echte Liberalismus, von dem unsere
„Liberalen“ bis dato wenig zu wissen scheinen, die politischen wie die
religiösen, die sogenannten Lichtfreunde. Der jesuitenfreundliche Erzie-
hungsrath des Cantons Luzern hat vor ein paar Jahren seinen Unte-
gebenen das Halten der Pädagogischen Revue verboten und in Hrn.
Hengstenberg's Evangelischer Kirchenzeitung habe ich einmal zufällig Etwas
über den „berüchtigten Dr. Rager“ gelesen*; wie genau ich aber auch
das katholische wie das protestantische Pfaffenhum kenne, und wie an-

* 1839, wenn ich nicht irre. Ich hatte mir das Mißfallen der Kirchenzeitung da-
durch zugezogen, daß ich zu dem Beschlusse des waadtländischen Grossen Rathes, wodurch
der confession de sol helvétique Ihre Gesetzmäßigkeit genommen wurde, durch einige
Artikel im Nouvelliste Vaudois sollte beigetragen haben.

chieden der im Catechismus romanus oder in den lutherischen und reformirten Bekenntnisschriften niedergelegte Glaube nicht mein Glaube ist: es hindert mich das nicht, gegen die Jesuiten der Cultur und die Aufklärungsmänner für die römischen Jesuiten und die sogenannten Finsternis-Partei zu nehmen, so oft und so lange diesen dasjenige streitig gemacht wird, worauf ich selber für mich Anspruch mache: das ist meine Recht. Das aber wird ihnen heutzutage verweigert, und hätten unsere „Liberalen“ und „Lichtfreunde“ die Macht, so würden sie dieselbe ganz auf die nämliche sündhafte Weise missbrauchen, mit welcher ihre Gegner sie in früheren Zeiten missbraucht haben, und vielleicht würde der Fanatismus der Regation noch fürchterlicher sein, als der Fanatismus des Positiven je gewesen ist. Der Herausgeber der Revue hält die Schulen der geistlichen Orden, wo sie bestehen, für eine Calamität (obgleich er mehrere sehr würdige Lehrer unter den Ordensgeistlichen kennt; man denke nur an den hochverdienten Franciscaner P. Girard in Freiburg); er wird, so lange er lebt, die specifisch „christliche“ Pädagogik bekämpfen, welche lutherische, reformirte, überhaupt Confessionschulen verlangt und die Gesetze der Pädagogik aus irgend einer Dogmatik schöpft; er wird aber mit noch viel größerem Eifer diejenigen — Regierungen, Parteien und Individuen — bekämpfen, welche eine Anzahl von Menschen, die für ihre Kinder eine solche geistliche oder confessionelle Erziehung organisiren wollen, hindern, ihres Glaubens zu leben. Der Rheinische Beobachter hat vor Kurzem berichtet, daß der als eins der Häupter der Aufklärungspartei bekannte Breslauer Professor David Schulz, der zugleich lange Jahre Mitglied des Consistoriums war, aus dem er jetzt entlassen ist, als Consistorialrath zu den Maßregeln eifrig mitgewirkt habe, durch welche den am Lutherthum festhaltenden Schlesiern, die man durch einquartierte Soldaten zur Union zu bekehren suchte, so großes Leid zugefügt worden ist. (Bekanntlich sind viele von ihnen theils nach Amerika, theils nach Australien ausgewandert.) Ich gestehe es ehrlich, meinem Gefühle ist der erste beste spanische Inquisitor, und hätte er hundert verbrannte Ketzer und Juden auf seinem Gewissen, nicht so widerwärtig als dieser rationalistische Professor der Theologie. Der spanische Inquisitor hat wenigstens seinen Glauben zur Entschuldigung, der protestantisch-rationalistische Theolog aber, der gegen arme Bauern und Leineweber, die nun einmal von der neuen Mode in der Religion nichts

iger.

ten „Blätter für literarische
Beilage oder deren Raum 2 1/2 Rgr.

1845

Leipzig
ungen.

dem Gebiete der Welt-
mehren praktischen Arzten
H. Blumenthal, F.
mann. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
für Belehrung und Unter-
ter Jahrgang. 1845. 52 Num-
vielen Abbildungen. Schmal

ausgegeben.
in 5 Hefen-Regal zusammen
in herabgesetzten Preise nur
1 1/2 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang
1 Thlr. 10 Rgr. Der vierte Jahrgang
ist.

gesetzt sind folgende Schriften mit
Kinder. Fünf Bände. Früher
gr. Einzelne Jahrgänge
bei Bände. Früher 6 Thlr.

Band. Früher 2 Thlr. Jetzt

man nur 2 Thlr.
werden **Katzenbügeln** aller Art
de oder deren Raum weiten **Mag.**
hal. gegen Vergütung von 1/2 Adr.

eine Sammlung der interessan-
ten Länder aus älterer und neuerer
Zeit. **Jul. Ed. Sigis** und
Legis. Erster bis achter
Bd. 15 Thlr. 24 Rgr.

ist, der zweite bis achte jeder 2 Thlr.
Maya Krishna Misra
que instruit **Hm. Brook-**
Thlr. 15 Ngr.

Konstanz enthält, erschien 1835
enthält die Schollen und wird zu dem
in ausgeben.

Wer in demselben Verlage:

Illu Beitung für

Herau
unter Mitwirkung der

Koblenz

Wöchentlich eine Nummer

Mit vielen

Preis des Jahrgangs 2 R
ein einzelner

Probekummern
lungen und Post

Wenige Worte genügen
tung für die Jugend" bei
zu bezeichnen. Auf das geistl
fähigkeit der reifen Jugend
rückfichtige ihr Wert und Bil
tung. Unsere nächste Aufgabe
zu geben, also unsern Lesern
geschichte rasch und fortlauf
liche Aufsätze sollen darum a
Ursachen unserer gegenw
Form zur Anschauung bring
Wissen nothwendig und erst
werden unsere Darstellungen
gelten; denn mit der Kei
Liebe zu ihm gefördert. A
folgenreicher Thatsachen, be
hervorragender Anstalten wir
richten aus den Kreisen der
sollen suchen das Bild der G
mit werden also jene Keu
welche den reichsten Stoff
im Familiencirkel ergeben.

Doch der Zweck unser
Mittheilungen noch keinesw
oder andeutende Aufsätze üb
Geschichte, besonders des B
Völker- und Ländereskizze
theilt oder zu Reisebeschreib
niskreise unserer jugendlichen
nere Erzählungen morall
schauung an die Beispiele
verknüpft, streben außerden
lung und Beredelung des
Geschichte, Märchen und E
regend einwirken, Aufgaben

wissen, sondern bei der alten lutherischen Lehre bleiben wollen, Stan
denzwang übt, der hat gar keine Entschuldigung und verdient die Be
achtung jeder freien Seele. Und das that der aufgeklärte Mann für
jährlich 200 Thaler, denn so viel soll ihm seine Consistorialrathspfe
eingebracht haben. — O homines, ad servitutem paratos!

Ich habe Hrn. Professor Schulz genannt, weil ich ein Beispiel
brauchte — eine besondere Malice gegen diesen Mann, von dem ich er
eine Zeile gelesen, den ich nie gesehen, wird Niemand bei mir suchen. Ich
füge hinzu, daß Hr. Schulz seiner Partei besser gefällt als mir, we
denn die Breslauer Stadtverordneten ihm haben ihr Ehrenbürgerrecht
schenken wollen und die Studenten ihm jährlich einen Fadelzug bringen,
wofür in neuester Zeit noch Adressen, Deputationen und Ehrenpokale
kommen. Man sieht, daß es nicht unsere Absicht ist, den Ruhm des
Genannten zu verkleinern. Hr. Schulz hat so viele Leute für sich, daß
er sich leicht darüber trösten kann, den Schreiber dieser Zeilen nicht unter
diesen Vielen zu wissen.

Die Andern halten dafür, daß die Pädagogische Revue mit Manchen,
was sie zur Verbesserung des Unterrichtswesens vorgeschlagen hat, leichter
durchbringen würde, wenn der Herausgeber in seinen eigenen Artikeln
sich mehr auf die unverfänglichen scholastischen Interna beschränken und,
wie die Versammlung in Meissen, Politik und Religion unberührt lassen
wollte. Wie richtig nun diese Männer auch sehen, von denen mehrere
nicht eigentlich des Herausgebers Ansichten, sondern nur die Aeußerung
derselben mißbilligen, und wie klar der Herausgeber der Revue auch ein
sieht, daß seine Art, die Pädagogik zu behandeln, bei den deutschen
Presseverhältnissen viel Mißliches hat: so kann er sich doch nicht ent
schließen, von der mit gutem Bedacht eingeschlagenen Richtung auch nur
einen Finger breit abzuweichen. Wenn ich auch der Religion und Politik
aus dem Wege gehen wollte, ich könnte es nicht, und daran ist theils
die Natur der Sache, theils die Unnatur unserer scholastischen Zustände
schuld. Ich nehme das Letzte zuerst vor. Man öffne Prof. v. Mohls
„Vollzetwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaats“; das zweite
Buch dieser Schrift, die eine Theorie enthält, der die Praxis fast aller
heutigen Staaten zu Grunde liegt, handelt „von der Sorge des Staates
für die geistige Persönlichkeit der Staatsbürger“ (Bd. I. S. 451 — 619)
und lehrt im zweiten Capitel, wie die „Verstandesbildung“ durch Unte

richtsanstalten von Polizei wegen „gefördert“ werden soll.* Folglich bin ich, sobald ich die Einrichtung der Schulen und das Schulregiment berühre, im Gebiete der Politik — was Niemand mehr beklagt und erwünscht als ich selber, da ich für meine Person, so wie ich nie den Fuß in eine Kirche setze, deren Diener Staatsdiener sind (es sei denn in Angelegenheiten des état civil), auch nicht gewilligt bin, mich oder meine Angehörigen von der Polizei „bilden“ zu lassen. Sehen wir aber, unsere deutschen Staaten emancipirten die Schule, wie sie früher oder später die bisherigen Staatskirchen werden frei lassen müssen, würde der Pädagogiker alsdann sich von der Politik fern halten können? Eben so wenig, als er die Religion je unberührt lassen kann, wenn er nicht etwa zu den großen Männern der „neuesten Richtung“ gehört, welche decretirt haben, daß es keinen Gott mehr geben soll. Die Grenze zwischen Pädagogik und Politik wäre verlegt, das wäre Alles; die beiden Gebiete berührten sich aber nach wie vor und müßten auf einander Rücksicht nehmen und Verbindungen unterhalten. Der Staat als Inhaber der socialen Macht hat wie Pflichten so auch Rechte gegen Kirche und Schule, und eben so hat die Schule Rechte und Pflichten gegen Kirche und Staat, und es ist Sache der Pädagogik, zu sagen, worin diese Rechte und Pflichten bestehen. Staat und Kirche sind zwei stitliche Mächte, mit denen man sich nicht dadurch aus einander setzt, daß man sie ignoriert und Nichts mit ihnen zu schaffen haben zu wollen erklärt — der Mensch könnte eben so gut mit Luft und Wasser Nichts mehr zu schaffen haben wollen. Subalterne pädagogische Zeitschriften

* Während dieser Wogen gesetzt wurde, haben die Zeitungen die überraschende Nachricht gebracht, daß Hr. von Mohl von seiner Professur abberufen und von seiner Regierung angewiesen worden ist, als Regierungsrath nach Ulm zu gehen, so wie daß der so wider seinen Willen Versetzte es vorgezogen hat, seine Entlassung aus dem württembergischen Staatsdienste zu nehmen.

Ich hatte im October- und Novemberhefte (Bd. XI, S. 408) für eines der nächsten Hefte eine Kritik auch der Mohl'schen Ansicht versprochen, konnte aber damals noch nicht ahnen, daß die Ereignisse mir mein Geschäft so erleichtern würden.

Es scheint, die deutschen Regierungen wollen meiner Theorie vom Schulregiment zu Hülfe kommen. So gab ich mir im Aprilhefte 1843 (Bd. VI, S. 321—336) die Mühe, Hr. Wanders Schrift „die Volksschule als Staatsanstalt“ zu widerlegen. Wie gut nun meine Argumente auch gewesen sein mögen, die selbsterigen Ereignisse waren noch bessere, und ich hätte wenigstens so viel gewonnen, daß man mich meiner Ansicht wegen nicht mehr für einen Dummkopf halten darf.

iger.

ten „Blätter für literarische
Seite oder deren Raum 2 1/2 Ngr.

1845

Leipzig ungen.

dem Gebiete der Heil-
mehren praktischen Ärzten
n **H. Blumenthal, H.**
bmann. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
für Belehrung und Unter-
er Jahrgang. 1845. 52 Num-
t vielen Abbildungen. Schmal

ausgegeben.
es Pfennig-Magazin kosten zusammen-
m herabgesetzten Preise nur
5 Thlr., der sechste bis achte Jahrg-
1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge
it.

gesetzt sind folgende Schriften mit
Kinder. Fünf Bände. Früher
gr. Einzelne Jahrgänge

rei Bände. Früher 6 Thlr.

Band. Früher 2 Thlr. Jetzt

men nur 2 Thlr.
werden **Kurzhandlungen** aller Art
te ober deren Raum werden 1 Ngr.
dal. gegen Vergütung von 1/2 Thlr.

eine Sammlung der interessan-
t Länder aus älterer und neuer-
t **Sul. Ed. Ditzig und**
Legis). Erster bis achter
Geh. 15 Thlr. 24 Ngr.

it., der zweite bis achte jeder 2 Thlr.
odaya Krishna Misra
sque instruxit **Hm. Brook-**
Thlr. 15 Ngr.

Bansrittext enthaltend, erschien 1835
enthält die Schollen und wird zu dem
in auszugeben.

über in demselben Verlage:

lalliputra und Geschichte
aus der Kathā Sarit Sāgara des
utsch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.

Märchensammlung des **Soma-**
Erstes bis fünftes Buch. Sans-
Gr. 8. 1839. 8 Thlr.

er Werke mit lateini-
ng. Gr. 8. 1841. 20 Ngr.
Madras Bhatta aus
t. Zwei Theile. Gr. 12.

Illustrierte Zeitung für

Herab
unter Mitwirkung der

Robert

Wöchentlich eine Nummer

Mit vielen

Preis des Jahrgangs 2 R
ein einzelnes

Probennummern
lungen und Post

Wenige Worte genügen,
tung für die Jugend" bei
zu bezeichnen. Auf das geistl
fähigkeit der reiferen Jugend
rückfichtige ihr Vert. und Bil
tung. Unsere nächste Aufgabe
zu geben, also unsern Lesern
geschichte rasch und fortlau
liche Aufsätze sollen darum a
Häufungen unserer Segenw
Form zur Anschauung bring
Wissen nothwendig und ers
werden unsere Darstellungen
gelten; denn mit der Rei
Liebe zu ihm gefördert. A
folgenreicher Thatsachen, be
hervorragender Anstalten wir
richten aus den Kreisen der
sollen suchen das Bild der
mit werden also jene Reu
welche den reichsten Stoff
im Familiencirkel ergeben.

Doch der Zweck unser
Mittheilungen noch keine
oder andeutende Aufsätze
Geschichte, besonders des
Völker- und Landerschilbe
theilt oder zu Reisebeschre
nistreise unserer jugendliche
vorne Erzählungen moral

mögen die Pädagogik als eine aparte Technik behandeln, die in einigen Handgriffen der Schulmeisterei aufgeht: die Pädagogische Revue hat diesen kleinen Dienst nie für unwichtig gehalten und wird ihn nie aus dem Auge verlieren, aber sie mag sich nicht auf denselben beschränken. Lehrer, denen der Sinn oder das Verständniß für die Pädagogik, wie sie hier gefaßt ist, abgeht, müssen eben Zeitschriften lesen, die ihnen mehr zu sagen. Eines schickt sich nicht für Alle.

Schließlich bleibt ein Wort, das in der Vorrede des X. Bandes (S. VI) gesagt wurde, zu berichtigen. Der Herausgeber hatte, als er den Verlag der Revue der Casp'schen Buchhandlung in Stuttgart entzog, für den Vorzug, den er der Verlagshandlung zu Velle-Bue bei Constanz gab, keinen andern Grund als die Rücksicht, daß auf diese Weise seine Zeitschrift fortfahren werde, unter der Censur eines deutschen Bundesstaates zu erscheinen. Nun liegt aber Velle-Bue, wenn auch der Besitzer in Constanz wohnt, vor dem Thore der Stadt auf thurgauischem Gebiete, und der badi'sche Censor in Constanz hat, als das erste Heft ihm zur Censur vorgelegt wurde, sich nicht veranlaßt gesehen, den Wunsch des Verlegers zu erfüllen. Der Herausgeber hatte als Angehöriger eines deutschen Staates das Seinige gethan, um den in Deutschland geltenden Gesetzen gehorsam zu sein; weiter zu gehen und sich etwa in Karlsruhe zu beschweren, hielt er nicht für schicklich und so ist der Jahrgang 1845 censurfrei erschienen. Begreiflicherweise ist es für den Herausgeber bequemer, das Journal an seinem Wohnorte drucken zu lassen und so erklärt es sich, daß es für 1846 in den Verlag der Schulthes'schen Buchhandlung in Zürich übergegangen ist, durch die (oder durch Meyer und Zeller) ich mir hinfort Zusendungen für die Revue erbitte.

Die H. Mitarbeiter wollen verstehen, daß ihre Beiträge manchmal erst nach Monaten zum Drucke kommen können; das Publicum aber mag diesem Umstande entzuehmen, daß auch diesem siebenten Jahrgange der Pädagogischen Revue die Mittel gesichert sind, billigen Ansprüchen zu genügen.

Zürich, den 5. December 1845.

Dr. MAGER.

Reformations-Geschichte.

G e s c h i c h t e

des

Evangelischen Protestantismus

in

D e u t s c h l a n d

für

denkende und prüfende Christen

von

Dr. Chr. Gotthold Rendecker.

Unser Glaube sei rein wie Gold
und stark wie der Tod.

Ammon.

2. Theile in gr. 8. 94 Bogen. — Preis 3 Thlr.

L e i p z i g.

Verlag von K. F. Köhler.

Jeder denkende und prüfende Christ, jeder gebildete Deutsche, dem der religiöse Glaube und das kirchliche Leben eine Sache von höchster Bedeutung, — eine Lebensfrage ist, richtet mit dem lebendigsten Interesse seinen Blick auf die religiös-kirchlichen Bewegungen, welche sich jetzt in der evangelisch-protestantischen und hierarchisch-römischen Kirche gleich stark erhoben haben. Nur die Kenntniß des Geistes und des Wesens des evangelischen Protestantismus, so wie dessen ganze von jeher bis auf den heutigen Tag erfolgte historische Entwicklung kann ein festes Urtheil, die Beruhigung und Zuversicht gewähren, die jeder Gebildete und Verständige bei den religiösen Wirren der Zeit

tiger.

chriften „Blätter für literarische
de Seite oder deren Raum 2½ Ngr.

1845

Leipzig
lungen.

dem Gebiete der Welt-
mit mehreren praktischen Ärzten
von **H. Blumenthal, H.
Kamm.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
pazin für Belehrung und Unter-
ritter Jahrgang. 1845. 52 Num-
Mit vielen Abbildungen. Schmal

aus der Kathä Sarit Sägara des
deutsch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.
Die Märchensammlung des **Soma-**
Nr. 1

ausgegeben von **K. F. Köhler.** Leipzig, im Verlage
(in 8 Abtheilungen). Gr. 12. 1843—45. 6 Thlr.

Preis
1 Thlr.

sucht. Ein Lehrbuch, welches die Geschichte des evangelischen Protestantismus gerade in Deutschland, in gemessener und treuester Darstellung gibt, ist darum gewiß für jeden gebildeten Deutschen, für jeden denkenden und prüfenden Christen der evangelisch-protestantischen, wie der römischen und der christ-catholischen Confession, der in Bewegungen der Zeit recht verstehen und einen festen Standpunkt gewinnen will, ein dringendes Bedürfnis. Noch gab es bisher keine Geschichte des evangelischen Protestantismus von und für Deutschland. Der Verfasser des oben bezeichneten Werkes, schon längst bekannt durch tiefe historische Studien, ja selbst durch die Bekanntmachung neuer hierher gehöriger Geschichtsquellen, konnte ein Werk liefern, das dieses Bedürfnis befriediget. Ueber den Plan des Buchs sagt er in der Vorrede, daß es jeden gebildeten, denkenden und prüfenden Christen

„in verständlicher Darstellung über Entstehung, Entwicklung, Ausbreitung und wesentlichen Gehalt der evangelisch-protestantischen Kirche, mit Bezugung auf den römisch-kirchlichen Lehrbegriff unterrichten, daß es zeigen soll, wie und mit welchem Erfolge die antimisch-hierarchische Reaction ihr stets entgegentrat, mit welchen Mitteln die evangelisch-protestantische Kirche sie bekämpfte; welche Eigenschaften, Festigkeit und Treue unsere Väter in dem theuren erlangenen Glauben bewährte, mit welcher evangelischen Standhaftigkeit sie, des Glaubens wegen, Bedrückungen, Verfolgungen, ja den Tod erduldet, mit welcher Besonnenheit und christlichen Demuth sie anderwärts die priesterlichen Versuche abgewiesen haben, die sie in den Schoos des Romanismus zurückführen wollten; wie der Geist der göttlichen Wahrheit, der in der ev.-protest. Kirche herrscht, auch jene Geschehnisse, die in ihm selbst aus einseitigen theologischen und philosophischen Richtungen, aus Schwärmerei oder Freigeisterei hervorgingen, mit Nachdruck als Auswüchse und wilde Schöpflinge bekämpfte und überwand; welchen Standpunkt der evangelische Protestantismus als Denkart und Kirche unter dem Einflusse der fortgeschrittenen Wissenschaft und Philosophie nach und nach eingenommen hat; welchen segensreichen Einfluß der evangel. Protestantismus aber auch auf das staatliche, geistliche und sociale Leben übte, der so tief in alle Verhältnisse eingriff, daß er selbst auf die deutsch-römische Kirche, — soviel dieß auch die ultramontane Reaction unserer Zeit, den historischen Thatfachen zum Troste, abläugnet, — zum Besten einwirkte. Aus dem Gelfestdruck, den Rom's Priesterliche mit Hieru ausübte, ging in unserer Zeit die große Erscheinung —
 Jahrhundert politisch gehindert noch
 der That nur das Resultat der
 evangel. Protestantismus ist, — die
 in Deutschland. Denselben Gelfest
 im evangel. Protestantismus; jener
 wichtigen Erscheinung in der
 stantischen Freunden, das 2
 Erscheinungen finden im 2. Theile ei
 gewiß würdige Darstellung.

iger.

In welcher erfreulichen Weise der Verf. seine Aufgabe gelöst hat, darüber sprechen die höchst günstigen Beurtheilungen in sehr geachteten literarischen Zeitschriften, wie: Berliner Literat. Ztg. 1845, No. 39; Leipz. Repertor. 1845, Heft 26, S. 515 ff.; theolog. Literaturbl. zur Kirchenztg. 1845, No. 22 u. 23; Biedermann's Monatschrift S. 451 f.; Kugelbach und Kerckr's Zeitschrift f. d. gesammte Luther. Theologie. 1844, Heft 8, viele A. Die Berliner Lit. Ztg. sagt a. a. D.: „Vorliegendes Werk ist die Frucht langjähriger, anhaltender Untersuchungen und gründlicher Quellenstudien. Die politischen und die kirchlichen Elemente erstreuen sich, wie nicht weniger die wissenschaftlichen gleicher Berücksichtigung.“ Ueber die äußere Entwicklung des evangel. Protestantismus heißt es: „Hier ist dem Verf. vornehmlich wegen der Sorgfalt zu danken, mit der die Verbreitung des Protestantismus in den einzelnen deutschen Staaten nachgelesen wird; bisher war das in keinem Werke der Art so ausführlich zusammengestellt. Manches Treffliche und Heberzigenswerthe findet sich auch in dem „Bildung des evangel. Protestantismus zur Kirche“ überschriebenen Capitel: besonders was über die Bedeutung und die historische Wichtigkeit der Predigt allem liturgischen Formel- und Formelwerk gegenüber gesagt wird.“ Ueber die innere Entwicklung heißt es: „Hier läßt sich der Verf. auf eine Polemik gegen die unterscheidenden Dogmen der catholischen Kirche ein, und hier wird der Nicht-Theologe besonders sehr viel Belehrung finden. — Die Darstellung ist durchgehend einseitig, der Stoff übersichtlich geordnet, der Gang klar und bestimmt.“ In Biedermann's Monatschrift heißt es: „Der durch andere historische Arbeiten schon rühmlichst bekannte Verf. wird seinen Zweck nicht verfehlen; sein theologischer Standpunkt ist der allein rechte, basiert auf dem echt evangelischen Princip der freiesten Forschung und auf dem Fundament der Schrift, seine Darstellung ist ausgezeichnet durch historische Treue nicht minder, als durch lebensvollen Pragmatismus und stete Berücksichtigung der kirchlichen Gegenwart; sein Urtheil ist unparteiisch, auf Thatfachen fußend, vom christlichen Sinne zeugend, seine Sprache endlich klar und würdevoll.“

In gleicher Weise sprechen sich die anderen angeführten kritischen Blätter aus. Selbst politische Blätter haben auf die treffliche Arbeit des Verfassers aufmerksam gemacht, wie z. B. die Weserzeitung im Sonntagsblatt vom 19. Jan. 1845, die Wosifische Zeitung in Berlin v. 12. Decr. 1844, die das Werk „als ein ernstes, würdiges, durch den edelsten Geist der Auffassung und Darstellung getragenes“ bezeichnet, und sich ausdrücklich vorbehalten hat, dasselbe noch ausführlicher zu besprechen.

Solche Urtheile sachverständiger Männer weisen auf die Wichtigkeit und treffliche Bearbeitung des oben bezeichneten Werkes hin und nehmen für dasselbe die Aufmerksamkeit des Publikums bei den gegenwärtigen kirchlichen Bewegungen gewiß in Anspruch. Uebrigens empfiehlt es sich noch durch einen höchst billigen Preis (der Bogen 1 Sgr.) und eine sehr splendide Ausstattung. Seine Reichhaltigkeit theilt aus folgender Inhaltsangabe:

Zeitschriften „Blätter für literarische Kritik“ ober deren Raum 2 1/2 Rgr.

1845

Leipzig
Verlagungen.

... dem Gebiete der Heilkunde ...
von **H. Blumenthal**,
Herausg. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
... für Belehrung und Unter-
... Jahrgang. 1845. 52 Num-
... mit vielen Abbildungen. Schmal-

...
... des Pflanzens...
... im herabgelegten Preise nur
... 5 Thlr., der sechste bis achte Jahrgang
... über 1 Thlr. 10 Rgr. Der Neuen Folge
...
... abgelegt sind folgende Schriften mit
...
... Kinder. Fünf Bände. Früher
... 5 Rgr. Einzelne Jahrgänge
...
... Drei Bände. Früher 6 Thlr.
...
... Ein Band. Früher 2 Thlr. 1 Sgr.

ausgegeben von ...
(in 8 Abtheilungen). Gr. 12. 1843—45. 6 Thlr.

...
1844. 1 7/8

Im Verlage der unterzeichneten Buch

Illustrirte Beitung für d

Herausgegeben
unter Mitwirkung der beliet
von
Robert

Wöchentlich eine Nummer von
gr.

Mit vielen A

Preis des Jahrgangs 3 Thl
ein einzelnes J

Probennummern für
lungen und Postäm

Wenige Worte genügen, d
tung für die Jugend
zu bezeichnen. Auf da
fähigkeit der reifen
rückichtige ihr Verb
tung. Unsere nächste
zu geben, also unsern
geschichte rasch und
liche Aufsätze sollen da
lichkeiten unserer
Form zur Anschauung
Wissen notwendig ur
werden unsere Darst
gestalten; denn mit d
Liebe zu ihm geförde
folgerreicher Thatfah
hervorragender Anstalt
richten aus den Krei
sollen suchen das Bild
mit werden also jene
welche den reichsten
im Familiencirkel erge

Doeh der Zweck
Mittheilungen noch
ober andeutende Auff
Geschichte, besonders
Wölker- und Länder
theilt oder zu Reise
nistkreise unserer juge
nere Erzählungen
schauung an die Bei
verknüpft, streben a
lung und Beredelung
Geschichte, Märchen
regend einwirken, Au
das Räthsel und die
Rebus, Vorschläge zu
fröhlichen Unterhaltung
werden noch von Zeit
empfehlungswerthen
und Beste in diesem

Für Verfolgung
beliebtesten Jugends
zugefagt. So dürfen
welcher die Redaction
verfahren, bei den re

tehr. Ein Lehrling, welcher die
Lernjahre gerade in Deutschland, in
Belien gibt, ist dann ganz für
für jede deutsche und deutsche
Länder, wie bei uns, und bei
Deutschland der Zeit nicht verließ
gewonnen sind, ein deutsches
Grimms des europäischen
Lied. Der Verfasser des oben
Liedes auch noch mehrere
dung neuer deutscher
Liedes, das in der
Liedes, das in der
Liedes, das in der

in veränderlicher
beringung und
Liedes, mit
Liedes, das in der
Liedes, das in der
Liedes, das in der
Liedes, das in der
Liedes, das in der

kirchliche Reaction gegen die Entwicklung
der protestantischen Kirche in Deutschland.
Verbreitung und Befestigung; Inquisition;
d. — Jesuiten; ihre Privilegien, Ver-

Abchnitt.

land in seiner
misch-kirchliche

den Kirche in
er den Bestim-

ten; Lehre und
Tätigkeiten im
s. — Verfas-
sungen Kirche.
Innere des

Vertrager, Hof-
reife, Weigel,
Sal. Andreä. —
u. I.; Anti-
ke. Luther und
und, Protestantis-
mus. —
ber überhaupt;

Evangelisch-

gmatischer Be-
des Baronius;
Kirch. Concils.
tagen. — Die
— Das Kri-
ten an demsel-
Schriften; ed.
Professio fidei.
in der Lebens-
zu Augsburg
Legensburg im
zu einer Union
testant. Kirche
lasse des Tri-
Georg Biesel
18.
ismus auf das

isch-kirchlicher
ges bis auf

in Staat
sem Zeitr

Leipziger.

Zeitschriften „Blätter für literarische
für die Zeile oder deren Raum 2 1/2 Ngr.

es 1845

Leipzig Verlegungen.

aus dem Gebiete der Medi-
cin mit mehreren praktischen Ärzten
von **H. Blumenthal, H.
Westmann**. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
Magazin für Belehrung und Unter-
Dritter Jahrgang. 1845. 59 Num-
1. Mit vielen Abbildungen. Schmal

bnatlich ausgegeben.
Jahrgang des Pfenning-Magazins kosten zusammen
Ngr. im herabgesetzten Preise nur
Jahrgang 5 Ngr., der sechste bis achte jeder
Ngr. oder 1 Ngr. 10 Ngr. Der Neuen Folge
Ngr. 2 Ngr.

herabgesetzt sind folgende Schriften mit

für Kinder. Fünf Bände. Früher
r. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge

n. Drei Bände. Früher 6 Ngr.

l. Ein Band. Früher 2 Ngr. Jetzt

eingekommen nur 2 Ngr.

Magazin werden **Veränderungen** aller Art
stene Zeile oder deren Raum werden 1/2 Ngr.
igen u. dgl. gegen Vergütung von 1/2 Ngr.

al. Eine Sammlung der interessan-
ten aller Länder aus älterer und neueren
von **Jul. Ed. Gitzig** und
H. Klegel. Erster bis achter
— 45. Geh. 15 Ngr. 24 Ngr.
Ngr. 24 Ngr., der zweite bis achte jeder 2 Ngr.

nde

Im Verlage der unterzeichneten

Illu- Beitrag für

Herz
unter Mitwirkung der

Robert

Wöchentlich eine Nummer

Mit vielen

Preis des Jahrgangs 2
ein einzelnes

Probenummern
lungen und Post

Wenige Worte genügen,
lung für die Jugend“ bei
zu bezeichnen. Auf das geistl.
fähigkeit der reifen Jugend
rückfichtige ihr Wert und Bil-
tung. Unsere nächste Aufgabe
zu geben, also unsern Lesern
Geschichte rasch und fortlau-
liche Aufsätze sollen darum a-
lichkeiten unserer Gegenw.
Form zur Anschauung bring-
Wissen nothwendig und erst
werden unsere Darstellungen
gelten; denn mit der Rei-
Liebe zu ihm gedeihet. A-
folgenreicher Thatfachen, be-
hervorragender Anstalten wir-
richten aus den Kreisen der
sollen suchen das Bild der G-
mit werden also jene Reu-

Erster Theil.

Erster Abschnitt.

Ueber den evangelischen Protestantismus überhaupt und die Bedin-
gungen zu seiner Entwicklung und Fortbildung, bis zum Eintritte
der Reformation.

Erstes Capitel: Wesen und Bedeutung des evangelischen Protestanti-
mus; hohe Wichtigkeit der Geschichte desselben.

Zweites Capitel: Elemente zur Entwicklung des evangelischen Pro-
testantismus in Deutschlands kirchlich-politischen Verhältnissen.

Drittes Capitel: Elemente zur Entwicklung des evangelischen Pro-
testantismus in den religiös-kirchlichen Verhältnissen Deutschlands.

a) Abmisch-kirchliche Zustände.

b) Opposition in der römischen Kirche nach evangelisch-protestanti-
schen Principien.

Viertes Capitel: Elemente zur Entwicklung des evangelischen Pro-
testantismus in den wissenschaftlichen Zuständen Deutschlands.

a) Durch Scholastik und Mystik.

b) Durch die classische Literatur.

c) Durch volkstümliche Schriften.

Zweiter Abschnitt.

Geschichte des evangelischen Protestantismus in Deutschland in seiner
äußeren Entwicklung und Verbreitung, wie in seiner Anfeindung
und Bekämpfung durch die römische Kirche; 1517—1618.

Erstes Capitel: Gang der Reformation in Deutschland bis zum Aus-
bruche des dreißigjährigen Krieges; 1517—1618.

Zweites Capitel: Bildung des evangelischen Protestantismus in Deut-
schland zur Kirche.

Drittes Capitel: Verbreitung der evangelisch-protestantischen Kirche
in Deutschland.

Chur- und Herzogthum Sachsen. Hennebergische, Reußische, Schwarz-
burgische, Anhaltische Herrschaften. — Erzstift Magdeburg; Lai-
ferliches Stift Quedlinburg.

Schlesien; Chur- und Neumark Brandenburg; Pommern.

Mecklenburg; Pommern; die Hansestädte.

Hannover mit Braunschweig-Wolfenbüttel.

Fürstenthümer Lüneburg, Calenberg, Göttingen, Braunschweig-
Wolfenbüttel und die dazu gehörigen Districte von Hildesheim, Stadt
und Stift Hildesheim; — Goslar; Fürstenthum Grubenhagen und
der Harz; Stadt und Bisthum Danabrück; Verden; Fürstenthum
Ostfriesland; Grafschaften Hoya, Bentheim und Diepholz; De-

Westphalen, Elbe und Rheinpreußen (— Marl, Ravensberg, Lippe,
Sleve, Jülich, Berg —).

Waldeck, Landgrafenthum Hessen (Churhessen und Großherzogthum
Hessen; Nassau), Frankfurt.

Die Pfalz — Baden; Straßburg.

Schweiz.

Württemberg.

Salzburghausen und Anspach; Bamberg; Würzburg; Nürnberg.

Bayern.

Oesterreich.

Ungarn.

Böhmen und Mähren.

Viertes Capitel: Äußere hierarchische Reaction gegen die Entwicklung und Verbreitung der evangelisch-protestantischen Kirche in Deutschland. Bürgerliche Bedrückung; Unterdrückung und Bestrafung; Inquisition; Hinrichtungen; Mordthaten. — Jesuiten; ihre Privilegien, Befassung und Moral.

Dritter Abschnitt.

Geschichte des evangelischen Protestantismus in Deutschland in seiner inneren Entwicklung und Vertheidigung gegen die römisch-kirchliche Reaction; 1517—1618.

Erstes Capitel: Ausdruck der evangelisch-protestantischen Kirche in Lehre und Glauben, Cultus und Verfassung, — gegenüber den Bestimmungen des Tridentinischen Concils.

Lehre und Glaube, Cultus und Verfassung im Allgemeinen; Lehre und Glaube insbesondere, mit den Wichtigkeiten und Streitigkeiten im Inneren des römischen Kirchenglaubens. — Cultus. — Verfassung. — Aberglaube in der evangel. protest. und römischen Kirche.

Zweites Capitel: Kämpfe und Hauptstreitigkeiten im Inneren des evangelischen Protestantismus; — symbolische Bücher.

Mythisch-theosophische Richtung und Schwärmerei; Wiedertäufer, Hofmannisten, Davidisten, Familisten, Schwentke, Paracelsus, Beigel, Böhm. — Religiös-praktische Richtung; Arnd, Joh. Val. Andreä. — Freigeisterei; Rationalismus; Theob. Thomer, Seibel u. A.; Antitrinitarismus. Socinianer. — Buchstaben-Orthodoxie. Luther und Erasmus; Carlstadt, Krypto-Calvinismus, Antinomismus, Majorismus, Osiandrianismus, Stancarianismus, Synergismus, Flacianismus. Resultate, Concorbienformel und die symbolischen Bücher überhaupt; Widerspruch gegen sie; Osiander.

Drittes Capitel: Römisch-priesterliche Reactionen und evangelisch-protestantische Gegensätze im Inneren der Kirche.

Im Allgemeinen. — In historischer und historisch-dogmatischer Beziehung: Die Magdeburgischen Centurien; Annalen des Veronius; Sleidan und dessen Segner. Chemnitz's Gramen des Trid. Concils. — In juridischer Beziehung: Keuzerungen auf Reichstagen. — Die Schrift: „Von Freistellung mancherlei Religion etc.“ — Das Tridentinische Concil und die Theilnahme der Protestanten an demselben; Schluß des Concils; Verzeichniß der verbotenen Schriften: römischer Catechismus; Breviarium; Befestigungsbulle; Proles — Unionsversuche: Erasmus und dessen Schrift: „Von der würdigen Eintracht der Kirche“; Religionsgespräche zu 2 (1530), Hagenau und Worms (1540, 1541), zu Regens. J. 1541 und 1546, zu Worms im J. 1557. Versuch zu ein zwischen der griechisch-catholischen und evangelisch-protestant. Deutschlands. Neue Unionsvorschläge nach dem Schlusse des Tridentinischen Concils durch Georg Cassander und Georg (1565 u. 1566). Spätere erfolglose Religionsgespräche.

Viertes Capitel: Einfluß des evangelischen Protestantismus auf staatliche, geistige und sociale Leben.

Zweiter Theil.

Erster Abschnitt.

Geschichte des evangelischen Protestantismus in politisch-Entwicklung vom Ausbruche des dreißigjährigen Krieges | unsere Tage.

Erstes Capitel: Geist des evangelischen Protestantismus in der Kirche, Gegensatz der römisch-hierarchischen Kirche in diesem J überhaupt.

Leipziger.

Leipziger Zeitschriften „Blätter für literarische Kritik“ für die Seite oder deren Raum 2 1/2 Rgr.

des 1845

Leipzig

Verlegungen.

aus dem Gebiete der Heilkunde mit mehreren praktischen Arzneimitteln von H. Blumenthal, H. Westmann. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. Magazin für Belehrung und Unterweisung. Dritter Jahrgang. 1845. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal

blattlich ausgegeben. Jahrgang des Pflanz-Magazins kosten zusammen 1 Rgr. im herabgesetzten Preise nur 5 Rgr., der sechste bis zehnte Jahrgang aber 1 Jahr 10 Rgr. Der Neuen Folge seit 2 Jhr.

ausgegeben von H. W. Schmidt. Sechsen Bände (in 8 Abtheilungen). Gr. 12. 1843—45. 6 Thlr.

Im Verlage der unterzeichneten

Illu- Stration für

Heraus-
gegeben unter Mitwirkung der

Redaction

Wöchentlich eine Nummer

Mit vieler

Preis des Jahrgangs 2
ein einzelnes

Probenummern
lungen und Post

Wenige Worte genügen,
"Tugend für die Jugend" bei
zu bezeichnen. Auf das geist-
liche rücksichtige ihr Text- und Bil-
dung. Unsere nächste Aufgabe
zu geben, also unsern Lesern
geschichtliche rasiß und fortlau-
liche Aufsätze sollen darum a
Nichtungen unserer Gegenwart
Form zur Anschauung bring
Wissen notwendig und erst
werden unsere Darstellungen
geiten; denn mit der Kei
Liebe zu ihm gefördert. A
folgenreicher Thatsachen, de
herausragender Anstalten wir
richten aus den Kreisen der
sollen suchen das Bild der G
mit werden also jene Keu
welche den reichsten Stoff
im Familienkreis ergeben.

Doch der Zweck unser
Mittheilungen noch keinesw
oder andeutende Aufsätze ab
Geschichte, besonders des B
Völker- und Länderbilder
theilt oder zu Reisebeschreib
niskreise unserer jugendlichen
nere Erzählungen moralis-
schauung an die Beispiele
verknüpft, streben außerde
lung und Berechtigung des
Geschichte, Märchen und G
aufgaben

**Zweites Capitel: Der dreißigjährige Krieg und die staatsrechtliche Er-
kennung der gesammten evangelisch-protestantischen Kirche durch den
Westphälischen Frieden.**

Der Kaiser und das Reich; Friedrich V.; die Eige und die Jesuiten;
der Runtius Garassa. Böhmen, Deutschland, Pfalz, Böhmen, Böh-
lenstein. Richtigkeiten. Friede 1629 und des Resignationsbenedict. Der
Kaiser und der Papst; Einfluß Frankreichs und der jesuitischen Kräfte.
Gustav Adolph in Deutschland; Prager Friede. Ferdinand III
Wieder Friedensversuche und der päpstl. Legat Fabio Chigi. West-
phälischer Friede; päpstl. Widerspruch. Zustände und Folgen.

**Drittes Capitel: Politisch-kirchliche Zustände Deutschlands von der
Zeit des Westphälischen Friedens bis zum allgemeinen Eintritte der
Aufklärungsperiode (Mitte des 18. Jahrhunderts).**

Allgemeine Bemerkungen. Alexander VII. Leopold I.; Rheinische
Bund. Französischer Krieg in Deutschland; die Jesuiten. Die neuen
Ghur. Synodaler Glaube. Spurburg August. Uebermacht des welt-
lichen Princips; Umschwung staatsrechtlicher Verhältnisse. Spanisch-deut-
scher Krieg. Der Papst und König Friedrich I. von Preußen. Jo-
seph I. Acht über Eöln und Baiern. Der evangel. Reichskörper.
Atranstädter Vertrag. Clemens XI. und Joseph I. Carl VI.; Cle-
mens XII. Wiener Friede. Beschwerden der Evangelischen, Benedic-
tillen. Rom und die deutschen Fürsten. Benedict XIV. Maria
Theresa und der Erbfolgekrieg. Friedrich der Große; 7jähriger Krieg.

**Viertes Capitel: Politisch-kirchliche Zustände Deutschlands während
der Aufklärungsperiode bis auf unsere Tage.**

Friedrich I. und II. Friedrich II. oder des Großen Staatsphilos. Is-
sichten. Toleranz. Die röm. Hierarchie. Benedict XIV. und die
deutschen Reichsstände. Clemens XIII.; Cardinal Corregiani. Je-
ronimus. Clemens XIV. Hierarchische Angriffe; die Jesuiten, ihre
Aufhebung und deren Folgen. Pius VI. Kaiser Joseph II. und das
Priestertum; die deutschen Canonisten. Emser Punctation. Kaiser
Franz. Die französ. Kriege durch die Revolution. Napoleon und
das Concordat mit Pius VII. Rheinbund. Auflösung des deutschen
Reiches. Pariser Frieden; deutscher Bund. Wiener Congreß, der
der Bundestag und die deutsch-catholische Kirche. Die Reaction und
die neuere Opposition des Hierarchenthums.

Zweiter Abschnitt.

Der äußere Kampf zwischen dem römischen Hierarchenthum und dem
evangelischen Protestantismus, in der Mitte jenes und dieses selbst.

**Erstes Capitel: Character des äußeren Kampfes zwischen dem römi-
schen Priestertum und dem evangelischen Protestantismus. Profess-
tenmäherei und Aposstasie.**

Der evangel. Protestantismus gegenüber der römischen Hierarchie.
Professitenmäherei und Aposstasie unter evangel. protestantischen Für-
sten und anderen Ständen durch Ueberhebung und Befischung. Gründe
der Aposstasie. Römische Aposstasen. Erklärungen von protestanti-
schen und römischen Aposstasen.

**Zweites Capitel: Anwendung der Gewalt gegen die evangelisch-prote-
stantische Kirche von Seiten der römischen Hierarchie in deutschen Ländern.
Geltende und strenge Mittel; Hinrichtungen, Mordmord. Evange-
lisch-protestantische Gegenmaß; das Simultaneum; Beschwerden.
Päpstliche Fluchbulle. Vertreibung der Salzburger. Auswanderung
der Jüdischer. Bedrückungen in Ungarn. Bluttag in Thorn.
Bedrückungen in Schlesien. Die Hierarchie in Preußen und Sach-
sen, am Rheine, in der Pfalz und in Baiern.**

**Drittes Capitel: Die Jesuiten, jesuitischen Berofne und Concordate,
— gegenüber die Kaiser-Absoluten-Ersetzung.**

Zeitschriften „Blätter für literarische
für die Feile oder deren Raum 2 1/2 Rgr.“

es 1845

Leipzig Verlegungen.

aus dem Gebiete der Heil-
in mit mehren praktischen Ärzten
den von **H. Blumenthal, H.
westmann**. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
Magazin für Belehrung und Unter-
Dritter Jahrgang. 1845. 52 Num-
l. Mit vielen Abbildungen. Schmal

onatisch ausgegeben.
rgang des Pfenning-Magazins löhen zusammen
Rgr. im herabgesetzten Preise nur
Jahrgang 5 Thlr., der letzte bis letzte Jahrg-
ange aber 1 Thlr. 10 Rgr. Der Neuen Folge
set 2 Thlr.

herabgesetzt sind folgende Schriften mit

für Kinder. Fünf Bände. Früher
r. 15 Rgr. Einzelne Jahrgänge

n. Drei Bände. Früher 6 Thlr.

o. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt

zugenommen nur 2 Thlr.

gazin werden **Kaufbedingungen** aller Art
stens Feile oder deren Raum werden **Rgr.**
igen u. dgl. gegen Vergütung von 1/2 Thlr.

ml. Eine Sammlung der interessan-
ten aller Länder aus älterer und neueren
ben von **Jul. Ed. Sigis** und
H. Hegis. Erster bis achter
l—45. Geh. 15 Thlr. 24 Rgr.

er. 24 Rgr., der zweite bis achte jeder 2 Thlr.
androdava Krishna Miri
scholisquo instruxit Hm. Brock-

Wiederherstellung der Jesuiten; jesuitische Reaction. Päpstliche Con-
cordate mit Baiern und Preußen. Erhebung des Priesterthums ge-
gen Preußen. Oberrheinische Kirchenprovinz; andere Concordate.
Lehren für den Staat. — Die GutsMuth-Stiftung und ihre
Botschafterin.

Zweites Capitel: Neuerer Kampf des deutsch-römischen Hierarchy-
thums gegen freiere Regungen in der eigenen Mitte; — zwischen den
Lutheranern und Reformirten, der Orthodoxie und der freieren geist-
lichen Richtung im evangelischen Protestantismus.

Neuerer Kampf des Priesterthums gegen freiere Regungen in
Baiern und anderwärts. Febronius; Ikenbühl, Niebel, Gatter,
Wessenberg, Hermet und dessen Anhänger; Kanga. — Neuerer
Kampf zwischen Reformirten und Lutheranern, Orthodoxen und Pie-
tisten. Die Orthodoxie, Philosophie und freiere Richtung.

Dritter Abschnitt.

Die innere Entwicklung des evangelischen Protestantismus durch die
Philosophie und Wissenschaft in Deutschland.

Erstes Capitel: Der evangelische Protestantismus im Wandel mit der
Philosophie und Wissenschaft bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts,
nach dem Einflusse auf den Glauben und das Leben der Kirche und
des Staates.

Der evangel. Protestantismus, die Philosophie und Wissenschaft.
Thomasius; Gortefius; Spinoza. Leibnitz; Wolf. Einfluß auf die
Theologie. Pfaff. Dogma und Bibelübersetzung. Moral und Ga-
sualität. Profan- und Kirchengeschichte, Konold, Meckelm. Natur-
wissenschaften; Bekker. — Universitäten; Sprachgesellschaften; Schu-
len. Kirchlicher Gottesdienst, Predigt und Kirchenlied; Gerharb;
Gellert. Erbauungsschriften. Gebräuche, Beichte, Beichtgeld u.
Kirchenbasse. Fest- und Feiertage. Das Kirchenrecht. Episcopal-
territorial- und Collegialsystem. — Das Staatsleben, Leibnitz. Zu-
kunftspflege, Spies u. A. Sociales Leben.

Zweites Capitel: Die Philosophien und Wissenschaften im evangeli-
schen Protestantismus Deutschlands seit der Mitte des 18. Jahrhunderts
bis auf unsere Zeit. — Die philosophischen Bewegungen in der deutsch-
römischen Kirche.

Freidenkeri und Naturdeismus; Aunten, Fragmentisten, Münch,
Bahrst. Reaction, Kant und dessen Schule; Fichte, Jacobi,
Schleiermacher, Schelling, Hegel, Strauss, Feuerbach, Bauer. —
Einfluß auf die deutsch-römische Kirche; Gatter, Wessenberg, Hermet,
Röbber, Hermet.

Drittes Capitel: Entwicklung des Dogmas, der Kirche, der Schule
und des geistigen Lebens im Staate überhaupt durch den Einfluß der
Philosophien und Wissenschaften im evangelischen Protestantismus.

Dogmatische Entwicklung, Einleitungswissenschaft. Semler; Na-
tionalismus gegenüber der Kirchenlehre; Ortesbach; Supernaturalis-
mus, biblischer Rationalismus. Monat; Kirchengeschichte und an-
dere Wissenschaften. Universitäten; gelehrte Gesellschaften. Schul-
wesen; Rousseau; Philanthropisten; Rachow; Pestalozzi. — Cultus;
Predigt; Kirchenlied; kirchliche Musik und Kunst. Kirchengedächtnis;
Berminderung und Berlegung der Festtage. Versuch zur Umgestal-
tung der Kirchenverfassung nach der englischen Episcopalkirche. Kir-
chenrecht; Presbyterial- und Synodalverfassung. Einfluß auf das
Staatsleben.

Viertes Capitel: Einfluß der durch den evangelischen Protestantismus
bewirkten geistigen Entwicklung auf die deutsch-römische Kirche (Pro-
testantismus im Romantismus).

Behandlung des Bibeltextes; Bibelübersetzung. Hierarchische Ge-
genwirkung. Dogmatismus. Vereine zur freieren Richtung. Bro-

Im Verlage der unterzeichneten

Illu Beitrag für

heraus
unter Mitwirkung der

Robe

Wöchentlich eine Nummer

Mit vielen

Preis des Jahrgangs 2 R
ein einzelnes

Probenummern
lungen und Post

Wenige Worte genügen,
tung für die Jugend" bei
zu bezeichnen. Auf das geistl
fähigkeit der reifern Jugend
rückständige ihr Lert- und Bil
tung. Unsere nächste Aufgabe
zu geben, also unsern Lesern
geschichte rasch und fortflau
liche Aufsätze sollen darum a
Uebertrennen unserer Gegenw
Form zur Anschauung bring
Wissen nothwendig und erst
werden unsere Darstellungen
gelten; denn mit der Kei
Liebe zu ihm gefördert. A
folgenreicher Thatsachen, br
hervorragender Anstalten wir
richten aus den Kreisen der
sollen suchen das Bild der G
mit werden also jene Keui
welche den reichsten Stoff
im Familiencirkel ergeben.

Noch der Zweck unser
Mittheilungen noch keinesw
oder andeutende Aufsätze üb
Geschichte, besonders des B
Völker- und Länderkunde
theilt oder zu Reisebeschreib
niskreise unserer jugendliche
nere Erzählungen moralis
schauung an die Beispiele
verknüpft, streben außerde
lung und Verebelung des
Gedächtnis, Märchen und
regend einwirken, Aufgaben
das Räthsel und die Charade
Reden, Vorschläge zu neuer
katholischen Unterhaltung der

ger XVI. Predigtstufen. Die Altker. Feste. Schule. Die deutsch-
catholische Kirche nach ihren Bekenntnissen. Leipziger Concil.

Vierter Abschnitt.

Die Kämpfe und Bewegungen im Innern des evangelischen Prote-
stantismus Deutschlands mit den Versuchen zur Ausgleichung oder
Union.

Erstes Capitel: Die Bewegungen im evangelischen Protestantismus
Deutschlands durch den Gegensatz der Mystik und Schwärmerci, des Pie-
tismus (Herrnhutertum) und der starren Orthodorie zur freieren Rich-
tung bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Mystik, Schwärmerci und Orthodorie. Mystische Schwärmer, De-
die, Kuhlmann, Stöckel, Peterfen. Ren-Inspirirte etc. etc. Pie-
tismus; Spener. Separatistische Richtung des Pietismus, Oppositio-
n und Versöhnung der Orthodorie mit dem Pietismus. Herrnhu-
tenthum; Gegensatz und Versöhnung mit der Orthodorie. Dogma und
Gemeinde-Versaffung des Herrnhutertums. Bedeutung für den
evangel. Protestantismus; — Gegensatz der freieren Richtung.

Zweites Capitel: Die Bewegungen im evangelischen Protestantismus
Deutschlands durch den Gegensatz der strengen Orthodorie und des my-
stischen Pietismus zur freieren Richtung von der Mitte des 18. Jahr-
hunderts bis auf unsere Tage. — Apologetik; Missions- und Bibe-
gesellschaften.

Orthodorie u. myst. Pietismus im Gegensatz zur freieren Richtung
überhaupt. Aufklärungssucht und Freidenkeri. Die Literatur in
Deutschland. Rousseau. Nicolai und sein „Sebalus Rothacker“,
die Literaturkritik, die Allgem. deutsche Bibliothek. — Die poetische
Literatur; Legebricht und Satyre. — Kloppfords Messias. Es-
sing, Wieland, Göthe, Schiller. — Die neueste Freigeisterei; der
Philalethen-Verein, das junge Deutschland und das Latenevangelium.
Gegensatz zur Freigeisterei durch die symbolische Kirchenlehre und my-
stische Philosophie. Die neue Orthodorie und der bibl. Nationalis-
mus. Orthodorie und mystischer Pietismus etc. Hamann, Lavater,
Jung-Stilling, Claudius. Romanisirende Richtung. Bulgären und
biblischer Nationalismus. Neue Erhebung und Insartung der Or-
thodorie und des mystischen Pietismus. Gegensatz; die protektan-
tischen Freunde. — Apologetik. Missionsfrage im Romanismus und
im evangel. Protestantismus; Bibeigellschaften.

Drittes Capitel: Die Unionsversuche in dem evangelischen Protestan-
tismus Deutschlands.

Ueber die Unionsversuche zwischen dem Romanismus und evangelischen
Protestantismus überhaupt. Unionsversuche mit der griechischen
Kirche, zwischen den Lutheranern und Reformirten im 17. Jahrhun-
dert. Gespräch zu Leipzig. Durand. Galist und die syncretistische
Streitigkeiten. Unionsversuche zwischen der lutherischen, reformir-
ten und römischen Kirche in Thorn. Folgen der Unterhandlungen.
Neue Versuche von römischer Seite; Gespräch zu Cassel. Versuch
in Berlin. Spinola, Leibniz, Molanus, Bossuet. — König Fried-
rich von Preußen. Unionsversuche im 18. Jahrhundert mit der
evangelischen Episcopalkirche. Neue Versuche zwischen Lutheranern und
Reformirten; die römische Kirche. Unionsgesellschaften. Union zwi-
schen der reformirten und lutherischen Kirche im 19. Jahrhundert.
Gegensatz der Orthodorie, Aigenbestreit und Sectirerei. — Der
deutsch-catholische und ev.-protestantische Kirche.

Dieses Werk ist in allen Buchhandlungen zu haben.
Leipzig, 15. Novbr. 1845.

A. F. Köhler.

Literarischer Anzeiger.

1846. N. IV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „F. A. B.“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite oder deren Raum 2 1/2 Ngr.

B e r i c h t

über die im Laufe des Jahres 1845

bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Schluß aus Nr. III.)

40. **Eine Lebensfrage.** Roman von der Verfasserin der „Clementine“ und „Senny“. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Von der Verfasserin erschien in demselben Verlage:

Clementine. Gr. 12. 1842. Geh. 1 Thlr.

Senny. Drei Theile. Gr. 12. 1843. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

41. **Leung (C. S. S.), Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.** Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes. Zwei Bände in sechs Heften. Erster Band. Gr. 8. 27 Ngr.

42. **Lewald's (K.) gesammelte Schriften.** In einer Auswahl. Zwölf Bände. Erste bis dritte Lieferung, oder erster bis neunter Band. Gr. 12. 1844—45. Geh. Jede Lieferung 3 Thlr.

Die letzte Lieferung (Band 10—12) ist unter der Presse.

43. **Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. F. Hand, und Geh. Kirchenrath Prof. Dr. K. A. Hase, Hof- und Justizrath Prof. Dr. A. L. J. Michelsen, Geh. Hofrath Prof. Dr. D. G. Kieser, Prof. Dr. K. Snell, als Specialredactoren. Jahrgang 1845. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

Anzeigen werden mit 1/4 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

44. **Löbe (William), Geschichte der Landwirtschaft im altendurgischen Osterlande.** Nach den besten Quellen bearbeitet. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Dieser Schrift wurde bei Gelegenheit der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Altenburg von dem Preisrichter-Collegium ein Preis von 50 Tufaten zugesprochen.

Von dem Verfasser erschien bereits in demselben Verlage:

Die altendurgische Landwirtschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenzweige und der agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.

Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker. Mit 20 lithographirten und illuminiten Tafeln. Gr. 8. 1842. 2 Thlr.

45. **Löbe (J.), Lateinisches Elementarbuch.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

46. **Malfatti von Monteregio (Johann), Studien über Anarchie und Hierarchie des Wissens.** Mit besonderer Rücksicht auf die Medicin. Mit zwei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

47. **Wendelssohn's (Kaspar) gesammelte Schriften.** Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben von G. B. Wendelssohn. Sieben Bände (in 8 Abtheilungen). Gr. 12. 1843—45. 6 Thlr.

48. **Mittheilungen aus dem Gebiete der Heilkunde.** Im Verein mit mehreren praktischen Ärzten Moskaus herausgegeben von H. Blumenthal, N. Anke und G. Levestamm. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

49. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Dritter Jahrgang. 1845. 52 Nummern. Nr. 105—156. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Der erste bis zehnte Jahrgang des Pfennig-Magazins kosten zusammen genommen fast 19 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge erster Jahrgang (1843—44) kostet 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

Letztere vier Bände zusammengenommen nur 2 Thlr.

In das Pfennig-Magazin werden **Rathgebungen** aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Seite oder deren Raum werden 1 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1/4 Thlr. für das Laufen beigelegt.

50. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Jul. Ed. Fißig und W. Häring (W. Klegis). Erster bis achter Theil. Gr. 12. 1842—45. Geh. 15 Thlr. 24 Ngr.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis achte jeder 2 Thlr.

51. **Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comocdia.** Edidit scholiisque instruxit Hm. Brockhaus. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das erste Heft dieses Werks, den Ganskrittext enthaltend, erschien 1835 und kostet 1 Thlr.; das zweite Heft enthält die Scholien und wird zu dem Preise von 1 Thlr. 15 Ngr. auch einzeln ausgegeben.

Von dem Herausgeber erschienen früher in demselben Verlage:

Gründung der Stadt Palaliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathā Sarit Sāgara des Somadeva. Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.

Kathā Sarit Sāgara. Die Märchensammlung des Somadeva Bhāta aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch herausgegeben. Gr. 8. 1839. 8 Thlr.

Über den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben. Ein Vorschlag. Gr. 8. 1841. 20 Ngr.

Die Märchensammlung des Somadeva Bhāta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. 1844. 1 Thlr. 18 Ngr.

Im Verlage der unterzeichneten

III. Zeitung für

Straß
unter Mitwirkung der

Kober:

Wöchentlich eine Nummer

Mit vielen

Preis des Jahrgangs 3 R
ein einzelne

Probennummern
lungen und Post

Benige Worte genügen
für die Jugend" bei
zu bezeichnen. Auf das geist-
fähigkeit der reifen Jugend
rückfichtige ihr Zeit- und Bil-
tung. Unsere nächste Aufgabe
zu geben, also unsern Lesern
geschichte reich und fortlau-
liche Aufsätze sollen darum a
Hefetten unserer Segenw-
Form zur Anschauung bring
Wissen nothwendig und erst
werden unsere Darstellungen
gelten; denn mit der Ke-
Liebe zu ihm gefördert. A
folgenreicher Thatsachen, be-
hervorragender Anstalten wir
richten aus den Kreisen der
sollen suchen das Bild der Q
mit werden also jene Reue
welche den reichsten Stoff
im Familiencirkel ergeben.

Doch der Zweck unser
Mittheilungen noch keinesw
oder andeutende Aufsätze üb
Geschichte, besonders des B
Völker- und Landerschilder-
theilt oder zu Reisebeschreib-
nistreise unserer jugendlichen
nere Erzählungen morall
schauung an die Beispiele
verknüpft, streben außerder
lung und Berebelung des
Gedächte, Märchen und E
regend einwirken, Aufgaben
das Räthsel und die Charade
Rebus, Vorschläge zu neuer
schlichen Unterhaltung hat

ger XVI. Predigtweisen. Die Ritter. Fels. Schule. Die deutsch-
catholische Kirche nach ihren Bekenntnissen. Leipziger Council.

Vierter Abschnitt.

Die Kämpfe und Bewegungen im Innern des evangelischen Protes-
tantismus Deutschlands mit den Versuchen zur Ausgleichung oder
Union.

Erstes Capitel: Die Bewegungen im evangelischen Protestantismus
Deutschlands durch den Gegensatz der Mystik und Schwärmerci, des Pietis-
mus (Herrnhuterthum) und der strengen Orthoborie zur freieren Rich-
tung bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Mystik, Schwärmerci und Orthoborie. Mystische Schwärmer, Dre-
big, Kuhlmann, Wictel, Petersen. Neu-Aspirante zc. zc. Pietis-
mus; Spener. Separatistische Richtung des Pietismus, Opposition
und Versöhnung der Orthoborie mit dem Pietismus. Herrnhuter-
thum; Gegensatz und Versöhnung mit der Orthoborie. Dogma und
Gemeinde-Berfassung des Herrnhuterthums. Bedeutung für den
evangel. Protestantismus; — Gegensatz der freieren Richtung.

Zweites Capitel: Die Bewegungen im evangelischen Protestantismus
Deutschlands durch den Gegensatz der strengen Orthoborie und des my-
stischen Pietismus zur freieren Richtung von der Mitte des 18. Jahr-
hunderts bis auf unsere Tage. — Apologetik; Missions- und Abbege-
sellschaften.

Orthoborie u. myst. Pietismus im Gegensatz zur freieren Richtung
überhaupt. Aufklärungssucht und Freidenkerei. Die Literatur in
Deutschland. Rousseau, Nicolai und sein „Sebalbus Kochanker“,
die Literaturbriefe, die Allgem. deutsche Bibliothek. — Die poetische
Literatur; Lehrgedichte und Satyre. — Klopstocks Messias, Tri-
sing, Wieland, Göthe, Schiller. — Die neueste Freigeisterei; der
Phylalethen-Berein, das junge Deutschland und das Kalenevangelium.
Gegensatz zur Freigeisterei durch die symbolische Kirchenlehre und my-
stische Philosophie. Die neue Orthoborie und der bibl. Nationalis-
mus. Orthoborie und mystischer Pietismus zc. Hamann, Lavater,
Jung-Stilling, Claudius. Romanisierende Richtung. Vulgärer und
biblischer Rationalismus. Neue Erhebung und Ausartung der Or-
thoborie und des mystischen Pietismus. Gegensatz; die protestant-
schen Freunde. — Apologetik. Missionsfrage im Romanismus und
im evangel. Protestantismus; Bibelgesellschaften.

Drittes Capitel: Die Unionversuche in dem evangelischen Protestan-
tismus Deutschlands.

Ueber die Unionversuche zwischen dem Romanismus und evangelischen
Protestantismus überhaupt. Unionversuche mit der griechischen
Kirche, zwischen den Lutheranern und Reformirten im 17. Jahrhun-
dert. Gespräch zu Leipzig. Durand. Galixt und die syncretistische
Streitigkeiten. Unionversuche zwischen der lutherischen, reformir-
ten und römischen Kirche in Adorn. Folgen der Unterhandlungen.
Neue Versuche von römischer Seite; Gespräch zu Gassel. Berinck
in Berlin. Spinola, Leibniz, Kolanus, Bossuet. — König Fried-
rich von Preußen. Unionversuche im 18. Jahrhundert mit der
englischen Episcopalkirche. Neue Versuche zwischen Lutheranern und
Reformirten; die römische Kirche. Uniongesellschaften. Union zwi-
schen der reformirten und lutherischen Kirche im 19. Jahrhundert.
Gegensatz der Orthoborie, Irgendenstreit und Sectirerei. — Die
deutsch-catholische und ev.-protestantische Kirche.

Dieses Werk ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Leipzig, 15. Novbr. 1845.

R. F. Köhler.

Literarischer Anzeiger.

1846. N. IV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „~~...~~“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

B e r i c h t

über die im Laufe des Jahres 1845

bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Bechluss aus Nr. III.)

40. **Eine Lebensfrage.** Roman von der Verfasserin der „*Clementine*“ und „*Jenny*“. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.
Von der Verfasserin erschien in demselben Verlage:
Clementine. Gr. 12. 1842. Geh. 1 Thlr.
Jenny. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.
41. **Leung (C. S. S.), Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.** Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes. Zwei Bände in sechs Heften. Erster Band. Gr. 8. 27 Ngr.
42. **Lewald's (K.) gesammelte Schriften.** In einer Auswahl. Zwölf Bände. Erste bis dritte Lieferung, oder erster bis neunter Band. Gr. 12. 1844—45. Geh. Jede Lieferung 3 Thlr.
Die letzte Lieferung (Band 10—12) ist unter der Presse.
43. **Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. **F. Hand**, und Geh. Kirchenrath Prof. Dr. **K. A. Hase**, Hof- und Justizrath Prof. Dr. **A. L. J. Michelsen**, Geh. Hofrath Prof. Dr. **D. G. Ktzer**, Prof. Dr. **K. Snell**, als Specialredactoren. Jahrgang 1845. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.
Wird freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.
Anzeigen werden mit 1/2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.
44. **Löbe (William), Geschichte der Landwirtschaft im altenburgischen Osterlande.** Nach den besten Quellen bearbeitet. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
Dieser Schrift wurde bei Gelegenheit der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Altenburg von dem Preisrichter-Collegium ein Preis von 50 Dukatens zugesprochen.
Von dem Verfasser erschien bereits in demselben Verlage:
Die altenburgische Landwirtschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenzweige und der agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.
Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker. Mit 20 lithographirten und illuminierten Tafeln. Gr. 8. 1842. 2 Thlr.
45. **Löbe (J.), Lateinisches Elementarbuch.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.
46. **Malfatti von Monteregio (Johann), Studien über Anarchie und Hierarchie des Wissens.** Mit besonderer Rücksicht auf die Medicin. Mit zwei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
47. **Wendelssohn's (Morfes) gesammelte Schriften.** Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben von **G. B. Wendelssohn.** Sieben Bände (in 8 Abtheilungen). Gr. 12. 1843—45. 6 Thlr.
48. **Mittheilungen aus dem Gebiete der Heilkunde.** Im Verein mit mehren praktischen Ärzten Moskaus herausgegeben von **H. Blumenthal, H. Anke** und **C. Levestamm.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
49. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Dritter Jahrgang. 1845. 52 Nummern. Nr. 105—156. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.
Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.
Der erste bis zehnte Jahrgang des Pfennig-Magazins kosten zusammen genommen 19 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge erster Jahrgang (1843—44) kostet 2 Thlr.
Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:
Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.
Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.
National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.
Letztere vier Bände zusammen genommen nur 2 Thlr.
In das Pfennig-Magazin werden **Witzabgebungen** aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 1 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1/2 Thlr. für das Laufend beigelegt.
50. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **Jul. Ed. Fißig** und **W. Häring (W. Klegis).** Erster bis achter Theil. Gr. 12. 1842—45. Geh. 15 Thlr. 24 Ngr.
Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis achte jeder 2 Thlr.
51. **Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comodia.** Edidit scholiisque instruxit **Hm. Brockhaus.** Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.
Das erste Heft dieses Werks, den Sanskrittext enthaltend, erschien 1835 und kostet 1 Thlr.; das zweite Heft enthält die Scholien und wird zu dem Preise von 1 Thlr. 15 Ngr. auch einzeln ausgegeben.
Von dem Herausgeber erschienen früher in demselben Verlage:
Gründung der Stadt Patalliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathä Sarit Sägara des **Somasäwa.** Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.
Kathä Sarit Sägara. Die Märchensammlung des **Somasäwa Bhatts** aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch herausgegeben. Gr. 8. 1839. 8 Thlr.
Über den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben. Ein Vorschlag. Gr. 8. 1841. 20 Ngr.
Die Märchensammlung des Somasäwa Bhatts aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. 1844. 1 Thlr. 18 Ngr.

52. Prescott (William Henry), Geschichte der Eroberung von Mexico mit einer einleitenden Übersicht des frühern mexicanischen Bildungsstandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Aus dem Englischen überfetzt. Zwei Bände. Mit zwei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Ebenfalls erschienen bereits durch denselben Übersetzer: Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen Könige von Spanien. Von W. H. Prescott. Aus dem Englischen. Zwei Bände. Gr. 8. 1843. 6 Thlr.

53. Allgemeine Preßzeitung. Herausgegeben von Dr. W. B. Berger. Jahrgang 1845. Januar bis Juni. Gr. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

54. Rau (Heribert), Kaiser und Kär. Historischer Roman. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

55. Haumer (F. von), Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwei Theile. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Im Jahre 1839 erschien ebendasselbe: Nordamerikas politische Verhältnisse. Nach eigenen Untersuchungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836 dargestellt von F. v. Haumer. Zwei Bände. Mit 1 Karte und 13 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

56. Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur. Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von Hofrath und Oberbibliothekar Dr. E. G. Gerdorf. Jahrgang 1845. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

Erscheint in wöchentlichen Heften von 2 1/2—3 Bogen und wird freitags ausgegeben.

Dieser Blattfortschritt ist ein

Wichtiges Anzeigen.

Für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, besprochen und Inhaltsangaben in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

57. Kösting (Johannes), Das Criminalgericht zu Bremen vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gezogen. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

Zum Dank der Familie des Professors Jordan.

Von dem Verfasser erschien 1843 daselbst:

Ein Bremen's gemetztes Mann. Gr. 8. Geh. 3 Ngr.

58. Ross (L.), Inscriptiones graecae ineditae. Fasc. I—III. Gr. 4. 1834—45. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

I. Inscriptiones Aetolicae, Laconicae, Argivae, Corinthiae, Megaricae, Phocicae. 1834. 1 Thlr. 10 Ngr.

II. Lapides insularum Andri, Ji, Teni, Syri, Amorgi, Myconi, Paru, Astypalacae, Nysyri, Teli, Col, Calymnae, Lari, Patmi, Sami, Lesbi, Therae, Anapheae et Peparothi. 1842. 2 Thlr.

III. Lapides insularum Meli, Therae, Cast, Carpathi, Rhodi, Symes, Chalcos, Calymnae, Col, Astypalacae, Amorgi, Ji. 1845. 2 Thlr.

59. Schopenhauer (W. de), Wana. Ein Roman aus der nächsten Vergangenheit. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Von der Verfasserin erschien im Jahre 1844 daselbst:

Feld-, Wald- und Hausmärchen. Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

60. Soltau (W. G.), Dreißig Jahre des Protestantismus in Cassen und Braunfweig. Mit einer Einleitung. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

61. Stamm (Th. J.), Geschichte. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

62. Stobbe (J. G.), Handbuch zur morgenländischen Münzkunde. Erstes Heft. — A. u. d. T.: Das Großherzoglich Orientalische Münzcabinet zu Jena, beschrieben und erläutert. Erstes Heft: Omajjaden- und Abbasiden-Münzen. Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 4. 2 Thlr.

63. Strube (F. von), Handbuch der Phrenologie. Mit sechs lithographirten Tafeln und Textabbildungen. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Ngr.

64. Sue (Eugen), Der ewige Jude. Aus dem Französischen. Elf Theile. 8. 1844—45. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

65. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. Neue Folge. Siebenter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 2 Ngr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs, zehn Jahrgänge (1830—39), kostet zusammengenommen im herabgesetzten Preise 10 Thlr.;

der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Die Jahrgänge der neuen Folge kosten 2 Thlr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

66. Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maas- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usancen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von Ch. Foback und F. Foback. Erstes bis siebentes Heft. (Aachen—Petersburg.) Breit 8. 1841—45. Jedes Heft 15 Ngr.

67. Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Erstes Heft. (Strausse und Hühnerarten.) Gr. 4. In Carton. 4 Thlr.

68. Das Land Tyrol und der Tyroler Krieg von 1809. — A. u. d. T.: Geschichte Andreas Hofer's, Landwirths aus Passeier, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. Durchgehends aus Originalpapieren, aus den militairischen Operationsplänen sowie aus den Papieren des Freiherrn von Hormayr, Hofer's, Speitbacher's u. u. Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Erster und zweiter Theil. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

69. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1846. Neue Folge. Achter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Jakob Grimm's. 8. Eleg. cart. 2 Thlr.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831, 1834—38 vorrätig, die im herabgesetzten Preise zu 15 Ngr. der Jahrgänge abgelesen werden. Die Jahrgänge der neuen Folge kosten 1 Thlr. 15 Ngr. bis 2 Thlr.

Die in der Urania enthaltenen Bildnisse werden in besonderen Abdrücken zu 10 Ngr. erlassen.

70. Benedy (Jaf.), England. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Im Jahre 1844 erschien von dem Verfasser ebendasselbe:

Irland. Drei Theile. Geh. 4 Thlr.

71. Volks-Bibliothek. Erster Band: Joseph Kettelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet, und herausgegeben von J. G. Fafen. Mit Kettelbeck's Bildnis und einem Plane der Umgegend von Kolberg. Zweite Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Kettelbeck's Lebensbeschreibung, die in erster Auflage 3 Thlr. kostete, wird hier bei besserer Ausstattung dem Publicum für 1 Thlr. geboten, um dieses anerkannt gute Buch auch den weniger Bemittelten zugänglich zu machen.

72. Deutsches Volksblatt. Eine Monatschrift für des Volk und seine Freunde. Herausgegeben von Pfarrer Dr. W. Haas. Erster Jahrgang. 1845. 12 Hefte. Gr. 8. 24 Ngr.

Monatlich erscheint ein Heft von 3 Bogen. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 1/2 Ngr., besondere Beilagen werden für jedes Tausend mit 7/8 Thlr. berechnet.

73. Wagnen (G. F.), Kunstwerke und Künstler in Deutschland. Erster und zweiter Theil. Gr. 12. 1843—45. 3 Thlr.

Der erste Theil führt den besondern Titel:

Kunstwerke und Künstler im Erzstifte und in Preuss. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der zweite Theil führt den besondern Titel:

Kunstwerke und Künstler in Bayern, Schwaben, Böhmen, Oest. und der Rheinpfalz. 1 Thlr. 15 Ngr.

74. Wolf (G. W.), Deutsche Märchen und Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben. Mit 3 Kupfern. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Diese „Deutsche Märchen und Sagen“ können als Fortsetzung von des Herausgebers

Niederländische Sagen. Mit einem Kupfer. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. betrachtet werden, die 1843 in demselben Verlage erschienen sind.

75. Deutsche Allgemeine Zeitung. Verantwortliche Redaction: Professor F. W. W. Jahrgang 1845. Läg-

lich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen. Poch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.
 Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Insertionsgebühren für den Raum einer dreispaltigen Seite 2 Rgr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt.

Aus dem Verlage von Franz Koldese in Karlsruhe ist mit Verlagsrecht an F. A. Brockhaus in Leipzig übergegangen:

Le Sage's historisch-genealogisch-geographischer Atlas. Aus dem Französischen ins Deutsche übertragen und vermehrt von **Alex. von Dusch** und **J. Kyslejn.** Gr. Royalsoho. Cart. **Herabgesetzter Preis 8 Thlr.**
 (Kann auch in 8 Lieferungen à 1 Thlr. bezogen werden.)

Verzeichnisse

von

im Preise bedeutend herabgesetzten Werken
 aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig,

wovon das eine die schönwissenschaftlichen und historischen, das andere die wissenschaftlichen Werke enthält, werden durch alle Buchhandlungen gratis ausgegeben.

☞ Diese Verzeichnisse enthalten fast alle Werke von allgemeinem Interesse, die bis zum Jahre 1842 in obigem Verlage erschienen sind. Die Preisherabsetzungen gelten nur ein Jahr, vom 1. Januar bis 31. December 1846. Bei einer Auswahl von 10 Thlr. wird noch ein Rabatt von 10 % bewilligt. ☞

Eine Luther = Stiftung durch die Luther - Bibel.

Was wir wollen.

Glauben und Dummheit, Dulden und Schweigen war in der langen Nacht der Mittelzeit das Loos der Völker. Dies Loos zu verewigen war das gemeinsame Streben von Königen und Pfaffen, von Herrschaft und Religion. So blieb es, bis **Jesus** kam, und nach ihm **Luther** und **Calvin**. Ein leuchtendes Dreigestirn stiegen sie heraus in die Finsterniß, und die Kirchenreformation ward das **Morgenroth** der bessern **Zeit.**

Luther that das Meiste. Er riß die verschlossene **Bibel** von ihrer Kette, und aufgeschlagen reichte er sie seinem Volke. „**Nehmt hin**“ — das sind seine eigenen Worte — „**Nehmt hin die Bibel, das Buch der Wahrheit, das Brot des Lebens!**“ Er hätte hinzufügen können: „und das **Brot der Freiheit!**“ Wahrheit und Freiheit knüpft ein Band zusammen; ein Band eisern, unzerbrechlich, ewig.

Es gibt Wahrheiten, welche, wenn sie des Menschen Geist einmal aufgefaßt hat, keine Nacht der Welt ihm wieder entziehen kann. Die Wahrheiten des **Christenthums** sind solche. Sie machen die Rundreise um die Welt und wurzeln in jeder Bone, unter allem Volke. Sie leuchten wie eine Kerze, die angezündet ist an **beiden** Enden; denn sie lehren nicht nur dem Menschen seine **Pflichten**, sie lehren ihm auch seine **Rechte.**

Dieser Dualismus in der Lehre des Evangeliums war von jeher Denen ein Anstoß, welche vermeinten, den Völkern sei die **Erkenntniß** ihrer Pflichten genug. Achtehn Jahrhunderte zeugen von dem Bemühen, das eine Ende des evangelischen Doppellichts auszulöschen oder unter den Scheffel zu stellen. Was hat es geholfen? Die Freiheit im Evangelium ist zu allen Zeiten von begabten Menschen verstanden worden; sie hatte allezeit eine unsichtbare Kirche. Diese Kirche hat keine Tempel, keine Glocken, keine Thürme; ihre Apostel, Jünger und Lehrer predigen indeß überall, und ihre Bekenner und Anhänger zählen jetzt nach **Millionen.** Wer will in unserer Zeit für die Freiheit im Evangelium Fesseln schmieden? Wer in Banden schlagen die Freiheit der Gewissen? Nur **Die** werden es wagen, welchen der Herr in seinem Borne die Sinne verpöthet hat; sie, die nicht sehen das Strömen der Zeit; die nicht fühlen das **Woher** und **Wohin** des **Windes**; die sein Brau-

sen nicht hören und den Brand nicht riechen, welcher die Balken und Stügen eines morschen Hauses verzehrt. Die Stummen werden es wagen, welche keinen Laut haben im Chöre, mit welchem die Gegenwart die Zukunft begrüßt. Und auch sie, mit den unnachteten Sinnen, wagten es nicht, wären nicht sie, die so lange getäuscht haben, selbst in ärgster Täuschung besangenen, wären sie nicht verstrickt in ihrem eigenen Rauber, mit dem sie so lange die Geister zu bannen trachteten.

Heute feiert die Gewissensfreiheit ein seltenes Jubelfest. Es ist **Luther's 300jähriger Sterbetag**, der Tag seines Heimgangs zu **Dem**, welcher in jedem wahrhaft groß und gut wirkenden Menschen seinen Apostel auf Erden anerkennt. Sehtausend Thürme preisen heute den Mann Gottes mit ihren Glockenzungen, und am Gewölbe des Himmels hallt wider das hunderttausendstimmige „**Eine feste Burg ist unser Gott!**“ Auf tausend und aber tausend Kanzeln werden heute **Luther's Wollen** und **Wirken** Ehrensäulen des Wortes errichtet und gedacht aller Dinge, in denen er groß gewesen und herrlich! Messen wir aber der Thaten Größe nach dem Segen, den sie verbreiten, dann bleibt die eine doch die allergrößte:

Seine Bibelübersetzung.

Man hat berechnet, daß **Luther's Bibel** gedruckt worden ist in mehr als **240 Millionen** Exemplaren. Wer aber berechnet die Summe von **Dem**, was durch sie die Menschen an **Lugend**, **Beruhigung**, **Trost** und **Glückseligkeit** gewonnen haben? **Eher** zählte Einer das **Weltmeer** in Tropfen aus oder wägte die **Gestirne.**

Durch seine **deutsche Bibel** feiert **Luther's Wirken** alle Tage bei **Millionen** ein Auferstehungsfest, und in diesem Sinne sind wir selbst seit **15 Jahren** bemüht gewesen, etwas beizutragen zu **Luther's Verherrlichung.** Nach sorgfältiger Wiederherstellung des **Lutherischen Bibeltextes**, der im Laufe von drei Jahrhunderten durch unberufene Verbesserungsucht so vielfache Verunstaltungen erlitten hatte, und durch eine zuweilen prachtvolle, immer aber schöne Gewandung haben wir nicht nur **Luther's Bibel** in die Familienkreise der Reichen und Vornehmen zurückgeführt, sondern auch den **ärmern** Classen

durch wohlfeile Ausgaben mit passendem **Bilderschmuck** das Buch werth gemacht, in welchem der Christ die Quelle des Lichts und des Trostes, die Erkenntnis von Pflichten und Rechten nie vergebens sucht. Wir haben in den 15 Jahren über 300,000 Lutherbibeln in alle Länder diesseit und jenseit des Meeres verbreitet, wo deutsche Jungen reden und das Segenswort der Reformation Wurzel schlug. Mit einiger Genuehigung blickt auch der Handlanger auf den stolzen Bau hin, zu dem er Steine getragen; aber mit Ehrfurcht und Demuth betrachtet er den Meister, ohne welchen der Bau gar nicht da wäre. So blicken auch wir zu dem Gerechten empor, an dessen Sterbebett heute Millionen Christen im Geiste wallen, im Geiste seinen Segen empfangen.

Indem wir gerade heute den Vorsatz veröffentlichen, die **Luther-Bibel** in einer Reihe von würdig, zweckmäßig und den verschiedenen Arten des Gebrauchs angemessenen Ausgaben von neuem in **Einmahlhunderttausend Exemplaren** zu drucken und überall hin zu verbreiten, wo das Licht der Reformation in deutsche Herzen hineinleuchtet, beabsichtigen wir eine sinnige Weise von Luther's Todestag, und indem wir einem Tode, der sich bei unserm Unternehmen betheiliget, das nach dem besten Gemälde Cranach's vortrefflich geschnene **Bildniß Luther's** — das treueste und zugleich geistvollste aller vorhandenen — mit der Unterschrift:

„Eine feste Burg ist unser Gott!“

(Zum 18. Februar 1846.)

als **Erinnerungszeichen** des heutigen Jubelfestes spenden, glauben wir jedem Freunde und Anhänger des Gottesmannes und seiner Lehre eine Freude zu bereiten.

Außerdem erhält Jeder, der durch seine Theilnahme unsern Unternehmen und seinen Zweck fördert, unsere bekannte, schöne Darstellung vom **„Abendmahl des Herrn“**, nach der großartigen Composition des Leonardo da Vinci von Meisterhand auf Stahl ausgeführt, zu einem Wandschmuck, an dem sich das Auge des Christen ergötzen und seine Seele erheben mag.

Eine **dritte Erinnerungsgabe** ist für die größte und prächtvollste unserer Luther-Bibeln, welche im eigentlichen Sinn eine **Ehren-Ausgabe** genannt werden darf, bestimmt — **Luther in seiner Zelle auf der Wartburg bei der Bibelübersetzung beschäftigt**. — Jeder Bibelfreund wird gewiß mit dem höchsten Interesse den Ort betrachten (es ist ein ganz **getreues** Bild der Zelle, wie sie noch jetzt zu sehen ist), von dem so Großes ausging und sich Segen ohne Maß verbreitete. Aber auch ein **Denkmal höherer Art**, ein Denkmal ganz im **Luthergeiste** soll Der bauen helfen, der sich unserm Beginnen anschließt.

Von **je zehntausend Bibeln** nämlich, welche wir von den heute angezeigten Ausgaben absetzen werden, bestimmen wir die Summe von

Eintausend Thalern

zu einer **Ehrenstiftung** des großen Bibelübersetzers, welche wir in seinem Heimatland, in unserm Thüringen, in seinem Stammorte **MÖHRA**, als

Luther's Rettungsbaus für verwahrloste Kinder

errichten wollen. — Dort, wo wohlerhalten das Häuschen noch steht, das Luther's Ältern bewohnten; dort, wo durch einen Verein wackerer Männer, der eben zusammengetreten ist, dem Reformator ein ehernes Standbild errichtet werden soll; dort, wo die nächsten Angehörigen Luther's noch in vielen Zweigen blühen und Luther's Name und Züge noch zur Stunde in mehren Familien zu finden sind, dort soll ein **würdiges Denkmal** nach Luther's **Sinn** nicht mehr vergebens gesucht werden. Wir sprechen dies aus mit der Zuversicht, welche jedem rechten Vorsatze zu einem menschenfreundlichen Zweck innewohnt, und in dem festen Glauben, das protestantische Deutschland werde nicht säumen, beizutragen, diesen Willen zur großartigen That zu gestalten.

Subscriptionsbedingungen.

Unsere Prachtausgaben der **echten Luther - Bibel**

erscheinen vom 31. März dieses Jahres an in fünf Editionen unter folgenden Titeln:

1. Die Perlbibel,

die kleinste Ausgabe in Schillerformat, geschmückt mit 24 der schönsten Stahlstiche, in 16 wöchentlichen Lieferungen, jede Lieferung zu 4 Rgr. oder 14 Kr. Rhein.

2. Elegante Schulbibel,

als die wohlfeilste Ausgabe, in Octav, mit 32 guten Stahlstichen und einer Karte von Palästina, in 32 wöchentlichen Lieferungen, jede zu 2 Rgr., oder 7 Kr. Rhein.

3. Die Pathenbibel.

(Das passendste Confirmationsgeschenk.)

Ihr Format ist **Kopialoctav**. Schöner, scharfer, deutscher Druck auf das beste Velinpapier. Wir machen zwei Ausgaben. **Nr. 1** mit 16 Stahlstichen in 16 Lieferungen, jede zu 5 Rgr., oder 18 Kr. Rhein. **Nr. 2** mit 36 Stahlstichen und einer Karte von Palästina, in 16 Lieferungen, jede zu 8 Rgr., oder 28 Kr. Rhein.

4. Deutsche Haus- und Familienbibel,

mit größerer Schrift, in zwei Ausgaben auf Schweizerpapier und engl. Velin, Format Colombioctav. Die Ausgabe **Nr. 1** mit 24, die **Nr. 2** mit 60 Stahlstichen und mit Karten von Palästina, über die Reisen Jesu u. Beide in 18 Lieferungen; jede Lieferung **Nr. 1** zu 6 Rgr., oder 24 Kr. Rhein.; **Nr. 2** zu 12 Rgr., oder 42 Kr. Rhein.

5. Luther's Jubiläumbibel,

Prachtdruck mit großer Schrift auf Patentvelin in Folio und illustriert mit 40 vortrefflichen Folio-Stahlstichen von den berühmtesten Meistern. In 40 Lieferungen, jede zu 12 Rgr., oder 42 Kr. Rhein.

Unterzeichner und **Subscriberensammler** erhalten bei Bestellungen von mindestens **zehn Exemplaren** ein erstes **gratis**. **Vorauszahlung** wird nicht verlangt.

Als PRÄMIEN

soll überdies jeder Subscriber einer der obigen Bibelausgaben folgende kostbare Kunstblätter in **Stahlstich** erhalten:

I.

Das wahre Bildniß Dr. Martin Luther's, nach Lucas Cranach, in Folio;

II.

Das Abendmahl des Herrn, nach Leonardo da Vinci, in Großfolio; und für die Ausgabe **Nr. 5** (die Jubiläumbibel) haben wir das **Prachttableau**

Luther auf der Wartburgzelle,

als er die Bibelübersetzung schrieb, als **dritte** Erinnerungs-Prämie bestimmt.

Man kann bei jeder Buchhandlung in Deutschland und im Auslande bestellen.

Silbburghausen, am 18. Februar 1846.

Das Bibliographische Institut.

Literarischer Anzeiger.

1846. N V.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Mitteln des Literarischen Unterhaltungs“ und „Jahrb.“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 1/2 Ngr.

Neuer Roman!

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Ritterbürtigen.

Roman
von
Levin Schücking.

Drei Theile.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman bildet den ersten bis dritten Band einer Sammlung unter dem Titel „Zeit und Sitten“, deren vierter Band „Eine deutsche That“ sich unter der Presse befindet.

Von dem Verfasser erschien bereits in demselben Verlage:

Ein Schloß am Meer. Roman. Zwei Theile.
Gr. 12. 1843. Geh. 3 Thlr.

Bei Meyer & Zeller in Zürich erscheinen für das Jahr 1846 folgende Zeitschriften:

Die Zukunft der Kirche

redigirt von

Professor Dr. A. Ehrard

unter Mitwirkung von andern schweizerischen und auswärtigen Theologen.

Zweiter Jahrgang.

Jährlich 26 ganze Quartbogen oder Nummern.

Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Kirchenblatt

für die

reformirte Schweiz.

Herausgegeben

von

Professor Dr. A. A. Hagenbach

unter Mitwirkung mehrerer anderer schweizerischen Theologen und Geistlichen.

Zweiter Jahrgang.

Jährlich 26 ganze Quartbogen oder Nummern.

Preis 1 Thlr. 20 Ngr., oder 3 Fl.

Die vorzügliche Haltung der beiden obigen Blätter bürgen uns dafür, daß sie nicht bloß in der Schweiz, sondern vorzüglich, was die erstere allgemeine Zeitschrift betrifft, auch im Auslande verdientermaßen einen immer größeren Leserkreis finden werden.

Schweizerische Blätter

für

Erziehung und Unterricht.

Jährlich 26 ganze Quartbogen oder Nummern.

Preis 1 Thlr. 20 Ngr., oder 3 Fl.

Dieses neue, einzige allgemeine Schulblatt der Schweiz, zu welchem mehre der bedeutendsten Schulmänner der Schweiz ihre Mitwirkung zugesagt haben, darf um so eher auch Ausländern bestens empfohlen werden, als es sich allen politischen und religiösen Partekämpfen entzieht und sich bloß der häuslichen und öffentlichen Erziehung widmet. Das in den mannichfaltigsten Formen und Richtungen sich bewegende, daher an den verschiedensten interessanten Erscheinungen so reiche Leben der Schweiz zeigt sich vorzüglich auch im pädagogischen Gebiet.

Siehe ist in unserm Verlage erschienen:

Kirchengeschichte Deutschlands

von

Dr. Fr. W. Rittberg.

1. Band: die Römerzeit und die Geschichte der austrasch-fränkischen Kirche bis zum Tode Karl's des Großen enthaltend. 3 Thlr.

Vorliegendes Werk, dessen Fortsetzung in kürzester Zeit erfolgen wird, füllt eine namhafte Lücke unserer Nationalliteratur aus. Während die Geschichte so vieler anderer Zweige des deutschen Volkthums, des Rechts, der Verfassung, der Poesie, des germanisch-heidnischen Götterglaubens schon ihre Darstellung gefunden hat, war das kirchliche Leben oder das Sachverhältnis des deutschen Volkes zum Christenthum bisher noch nie einer Bearbeitung unterzogen. Bei dem lebhaften Interesse der Gegenwart für kirchliche Fragen wird eine parteilose, durchaus den letzten Quellen entnommene Geschichte der Kirche Deutschlands aus der Feder eines rühmlichst bekannten Gelehrten keiner weiteren Empfehlung bedürfen.

Bandenboeck & Ruprecht.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Die Psalmen

in Kirchenmelodien übergetragen

von

F. A. Koethe.

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Der Inhalt sowohl als auch die typographische Ausstattung machen dieses Buch besonders zu Geschenken geeignet.

Leipzig, im März 1846.

F. A. Brockhaus.

Wochen ist bei den Unterzeichneten erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Pestalozzi's Leben und Ansichten

in
einem wortgetreuen Auszuge
aus

sämmtlichen von Pestalozzi herrührenden Schriften
zur Feier von dessen
hundertstem Geburtstage.

Dargestellt von
Kugel Christoffel,
Doctor an der Bezirksschule in Eschlikon.

Erste Lieferung.

Da die in 15 Bänden erschienenen Schriften Pestalozzi's theils mancher interessante Wort dieses Pädagogen nicht enthalten, theils für ein größeres Publicum zu theuer, theils auch wegen allzu großer Weitläufigkeit und vieler Wiederholungen oft wirklich fast ungenießbar sind, so dürfte ein Werk wie das vorliegende, das aus einem systematisch geordneten, in Fünfenmäßigen Bänden zusammengedrängten Auszuge des Wichtigsten aus Pestalozzi's in den sämtlichen Werken enthaltenen und noch ungedruckten oder zerstreuten Schriften bestehen wird, ein wirkliches Bedürfnis befriedigen und um so eher bedeutenden Anklang finden, als das Jubiläum des großen Pädagogen nächstens bevorsteht.

Dieses Werk schließt sich dem Formate nach der bei uns erschienenen Prachtausgabe von Eienhard und Gertrud in Quart an, wird jedoch keinen Auszug von letztgenanntem Buche enthalten und ist auf einen Band von circa 50 bis höchstens 60 Bogen berechnet. Jede Lieferung von 8 Bogen kostet bloß 9 Ngr., oder 33 Kr.

Einer der nächsten Lieferungen werden 2 Abbildungen beigegeben: 1) von dem neu zu errichtenden Monumente auf dem Grabe Pestalozzi's, mit Ansicht der Umgegend; 2) von der Pestalozzistiftung, genannt „Kreuzhof“.

Neher & Zeller in Zürich.

Leipziger Repertorium

der deutschen und ausländischen Literatur.

Herausgegeben von E. G. Hersdorf.

1845. Gr. 8. 12 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—3 Bogen. Insertionsgebühren in dem dieser Zeitschrift beigegebenen „Bibliographischen Anzeiger“ für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; Beilagen werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

Februar. Heft 6—9.

Inhalt: Theologie. Christliche Glaubenslehre. — *Heringa*, Opera exegetica et hermeneutica. — *Vinet*, Über die Darlegung religiöser Überzeugungen. — *Jurisprudenz*. *Husocke*, Über das Recht des Nexum und das alte römische Schuldrecht. — *a Vangerow*, De furto concepto ex lege XII Tabularum. — *Medicin* und *Chirurgie*. *a Alencourt*, Die Gehirnaffectationen der Kinder in der Dentitionsperiode. — *v. Antonrieth*, Gerichtlich-medizinische Aufsätze und Gutachten. — *Friedberg*, Diagnostik der Kinderkrankheiten. — *Lietzau*, Lehrbuch der speziellen Therapie. — *Stragowitz*, Das Kindbettfieber. — *Zuricky*, Die Metamorphose des Thrombus, mikroskopisch untersucht. — *Anatomie und Physiologie*. *Mertens*, Zur Physiologie der Anatomie.

Druck und Verlag von F. W. Brockhaus in Leipzig.

— **Naturwissenschaften.** *Kew*, Beiträge zur fossilen Flora der Juraperiode Württemberg. — **Classische Alterthumskunde.** *Cicero*, De amicitia; ed. *Scyfert*. — *Ciceronis orationes*; ed. *Halm*. Vol. I. Pars II et III. — *Demosthenis opera*; ed. *Voemel*. Pars II. — The classical Museum. Vol. II. — *Oratores Attici*; recs. *Baiter et Sauppe*. Fasc. VI et VII. — *Philostrati quae supersunt*; ed. *Kayser*. Pars II. — *Ross*, Inscriptiones graecae ineditae. Fasc. III. — *Ross*, Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. — *Smith*, Dictionary of Greek and Roman Biography and Mythology. Vol. I. — *Welcker*, Kleine Schriften 2. Bd. — **Literatur des Mittelalters.** *Jak. Grimm*, Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I. — Das alte Passional; herausg. von *Hahn*. — **Geschichte.** *a Circourt*, Histoire des Moras Mudejares et des Morisques ou des Arabes d'Espagne sous la domination des Chrétiens. — *Delécluse*, La Renaissance. Roland ou la chevalerie. Tom. I et II. — *Karl der Grosse*. Bruchstück aus der Nationalgeschichte der Deutschen. — *Knighton*, The history of Ceylon. — *Leber*, Choix de plus beaux discours du temps de la révolution française. Vol. I. Partie II. — **Warenkunde, Französische Staats- und Rechtsgeschichte.** 1. Bd. — **Länder- und Völkerkunde.** *v. Arnim*, Reise nach Neapel, Sicilien, Malta und Sardinien im Jahre 1844. — *v. Baer* und *v. Helmersen*, Beiträge zur Kenntnis des russischen Reichs. 7. und 8. Bdchn. — *Carus*, England und Schottland im Jahre 1844. — *de Lockmaria*, Souvenir des voyages de Mgr. le duc de Bordeaux. Tom. I et II. — *Schambach*, Die deutschen Alpen. 2. Th.

Leipzig, im März 1846.

F. A. Brockhaus.

Bei **Vandenhoeck & Ruprecht** in Göttingen ist erschienen:

Columba, Ch., Seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Güte! Ein Wort an das deutsche Volk und an die deutschen Fürsten. Gr. 8. 7/8 Ngr. (6 gGr.)

Kugel, Dr. C. W., Englische Chrestomathie für Gymnasien und Realschulen. 1. Theil. Kurzgefasste Grammatik. Gr. 8. 12/8 Ngr. (10 gGr.)

Vierteljahresschrift für Theologie und Kirche. Herausgegeben von **Abt Dr. Lücke** und **Prof. Wieseler**. 2. Jahrgang. 1. Heft. 1.—4. Heft. 2 Thlr.

Im Verlage von **F. W. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Volks-Bibliothek.

Erster und zweiter Band.

Gr. 8. Geh.

I. Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet, und herausgegeben von **J. Ch. L. Haken**. Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Gegend um Kolberg. Zweite Auflage. 1845. 1 Bde.

II. Der alte Heim. Leben und Wirken **Ernst Ludwig Heim's**, künigl. preussischen Geheimen-Raths und Doctors der Arzneiwissenschaft. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von **G. W. Kesseler**. Zweite, mit Zusätzen vermehrte Auflage. Mit Heim's Bildniß. 1846. 1 Bde.

NEUIGKEITEN DES JAHRES 1845

aus dem Verlage von

ALEXANDER DUNCKER,

KÖNIGL. HOFBUCHHÄNDLER,

IN BERLIN.

- Barthold, J. W.**, Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jacob Casanovas Memoiren. Beiträge zur Geschichte des 18ten Jahrhunderts. 2 Bände. 8. geh. 3 Thlr.
- Baueher, F.**, Methode der Reitkunst nach neuen Grundsätzen. Mit 12 Abbild. 3te Aufl. gr. 8. geh. 1 Thlr. n.
- Blätter**, einige, der Erinnerung. Gesammelt und herausgegeben aus dem Nachlaß des Majors Friedrich von Lud. 8. geh. $\frac{1}{2}$ Thlr. n.
- Bericht** über die im höchsten Auftrage bewirkte Untersuchung einiger Theile des **Mosquitolandes**. Mit 2 Karten und 3 Abbildungen. gr. 8. geh. $1\frac{1}{2}$ Thlr. n.
- Carus, Dr. C. G.**, England und Schottland im Jahre 1844. 2 Theile. 8. geh. $3\frac{1}{2}$ Thlr.
- Dieltz, Th.**, Geographisch-synchronistische Uebersicht der Weltgeschichte. 3te Aufl. quer 4. geh. $\frac{1}{2}$ Thlr. n.
- Düringsfeld, Ida von**, Graf Chala. 8. Sehr eleg. geh. 1 Thlr.
- Seibel, C.**, Gedichte. 4te Auflage. 8. Sehr eleg. geh. 2 Thlr.
- , eleg. geb. mit Goldschnitt $2\frac{1}{2}$ Thlr.
- , 5te Auflage. 8. Sehr eleg. geh. 2 Thlr.
- , eleg. geb. mit Goldschnitt. $2\frac{1}{2}$ Thlr.
- Sahn-Sahn, Ida Gräfin**, Sigismund Forster. 3te Auflage. 8. geh. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
- , Zwei Frauen. 2 Theile. 8. Sehr eleg. geh. 3 Thlr.
- Sartmann von der Aue**, Zwein mit dem Löwen. Uebersetzt und erläutert von Wolff Grafen von Baudissin. 8. eleg. geh. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
- Hymnen für Kinder**. Nach dem Englischen von Thekla von Gumpert. Illustriert von L. Richter. 8. geh. $\frac{2}{3}$ Thlr. n.
- Koch, Dr. Albert C.**, Die Riesenthiere der Urwelt. Mit 8 Tafeln Abbildungen. gr. 8. geh. 1 Thlr.
- Mendelssohn, Joseph**, Ueber Zettelbanken, mit besondrer Hinsicht auf eine preussische Landesbank. Nebst Auszügen aus den Statuten und Reglements der österreichischen, bayerischen, französischen und englischen Bank. gr. 8. geh. $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Meusel, C. D.**, Die Remontirung der preussischen Armee in ihrer historischen Entwicklung und jetzigen Gestaltug u. Mit höherer Genehmigung und Benutzung amtlicher Quellen. gr. 8. geh. 2 Thlr.
- Narbel, Cathérine**, exercices de mémoire. Seconde Partie, destinée particulièrement à la jeunesse. 12. geh. $\frac{1}{2}$ Thlr. n.
- , feine Ausgabe. carton. $\frac{1}{2}$ Thlr. n.
- , compl. carton. 1 Thlr. n.
- Romberg, M. H.**, de paralyti respiratoria. gr. 4. geh. $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Sermens choisis** de l'église française réfugiée de Berlin. Première Partie. gr. 8. geh. $1\frac{1}{2}$ Thlr.
- Seydelmann's** Leben und Wirken. Mit Benutzung und Veröffentlichung des handschriftlichen Nachlasses und der Briefe desselben, dargestellt von H. Th. Röttscher. gr. 8. eleg. geh. 2 Thlr.
- Stephen, George**, Zufälle beim Pferdekauf, nach der 5ten Auflage des Englischen Originals bearbeitet von F. v. R., Preussischem Cavallerie-Offizier. 12. geh. $\frac{1}{2}$ Thlr. n.
- Wedell, B. von**, Historisch-geographischer Hand-Atlas in 36 Karten nebst erläuterndem Text, mit einem Vorwort von F. A. Pischon. In 6 Lieferungen. Imp. quer Folio. In Umschlag geheftet. 4te Lieferung. $1\frac{1}{2}$ Thlr. n.
- Zimmermann, H.**, Geschichte des brandenb. spreuss. Staates. 3te verbesserte Ausgabe. ar. 8. geh. $1\frac{1}{2}$ Thlr. n.

IM JAHRE 1844 SIND NEU ERSCHENENEN:

- Charisi**, des, Erste Makamen aus dem Tachkemoni oder Divan. Nach einem authentischen Manuscript aus dem Jahr 1281 herausgegeben, vocalisirt, interpungirt und ins Deutsche übertragen, wie auch sprachlich und sachlich erläutert und mit einer umfassenden Einleitung versehen von Dr. S. J. Kaempf. Text und Uebersetzung. Lex.8. geh. . . . 1½ Thlr.
- Eichendorff, J. Freiherr von**, Die Wiederherstellung des Schlosses der deutschen Ordensritter zu Marienburg. Mit einem Grundriß der alten Marienburg. gr.8. geh. 1 Thlr. n.
- Geibel, Emanuel**, Gedichte. Die stark vermehrte Auflage. 8. eleg. geh. 1½ Thlr.
- , eleg. geb. mit Goldschnitt. 2½ Thlr.
- Das Portrait des Dichters**. Nach der Natur gemalt von Louise Rugler, auf Stein gezeichnet von B. Schertle. Folio. ½ Thlr. n.
- Germanie, Gräfin**, Der kleine Don Quixote. Erzählung für die Jugend. Nach dem Französischen. Mit 4 Bildern von Th. Hofemann. 8. geh. ½ Thlr. n.
- Germanie, Gräfin**, Robinsons Enkelin. Nach dem Französischen von Thella von Gumpert. Mit 6 Bildern. gr.8. In verziertem Umschlage geh. 1 Thlr. n.
- , sehr geschmackvoll gebunden. 1½ Thlr. n.
- Gumpert, Thella v.**, Die Badereise der Tante. Ein Buch für Kinder. 8. In color. Umschl. geh. ½ Thlr.
- Gumpert, Thella v.**, Mein erstes weißes Haar. Mit einem colorirten Titeltupfer. 8. geh. ½ Thlr.
- Sahn-Sahn, Ida Gräfin**, Aus der Gesellschaft. Gesammt-Ausgabe der Romane. 8 Bde. Schillerformat. geh. Pränumerations-Preis 8½ Thlr. n.
- Ida Schönholm**. 1½ Thlr. — **Der Rechte**. 2 Thlr. — **Gräfin Faustine**. 2 Thlr. — **Ulrich**. 2 Bde. 3½ Thlr. — **Sigismund Forster**. 1½ Thlr. — **Cecil**. 2 Bde. 4 Thlr.
- Sahn-Sahn, Ida Gräfin**, Orientalische Briefe. 3 Bände. 8. Eleg. geh. 6½ Thlr.
- Kinderfreund**, der neue, Herausgegeben von H. Klette. Zweiter Band. Mit 10 Zeichnungen von E. Richter und vielen Bignetten. Lex.8. In 5 Lieferungen à ¼ Thlr. n.
- , compl. sauber cart. 2½ Thlr. n. — **Dasselbe** eleg. geb. und mit colorirten Kupfern 3½ Thlr. n.
- Auch unter dem Titel:
- Kinderschatz**, deutscher, compl. geh. 2½ Thlr. n. — **Dasselbe** compl. in engl. Einband. 2½ Thlr. n.
- Röbhorn, R.**, Geographie Alt-Griechenlands, zum Gebrauche auf Gymnasien. gr.8. geh. ½ Thlr. n.
- Müllner, der Grafen**, Familien-Geschichte und Genealogie. Lex.8. eleg. geh. 1 Thlr.
- Neumont, Alfred**, Die poetische Literatur der Italiener im 19ten Jahrhundert. gr.8. geh. ½ Thlr.
- Neumont, Alfred**, Thorwaldsen. Eine Gedächtnisrede. gr.8. geh. ½ Thlr.
- Stepsgardh, Otto von**, Drei Vorreden, Rosen und Golem-Lied. Eine tragi-komische Geschichte mit einer Kritik von Friedrich Rückert. 2 Theile in 3 Abtheilungen. 8. geh. 2½ Thlr.
- Theorie**, die, des Dr. List, vom Fabrikstaate und ihre geschichtl. u. statistischen Stützen. 8. geh. ½ Thlr.
- Warburg, H. von**, Das Waldhorn. Eine Sammlung von Jagdliedern und Gedichten. 8. In verziertem Umschlag geh. 1½ Thlr.
- Wedell, R. von**, Historisch-geographischer Hand-Atlas in 36 Karten nebst erläuterndem Text, mit einem Vorwort von F. A. Pischon. In 6 Lieferungen. Imp. quer Folio. In Umschlag geheftet. 3te Lieferung. 1½ Thlr. n.
- Werner, Ferdinand**, Die Galvanoplastik in ihrer technischen Anwendung. Mit 12 Kupfer- tafeln. (St. Petersburg.) Lex.8. geh. 2 Thlr. n. n.
- White, Charles**, Häusliches Leben und Sitten der Türken. Nach dem Englischen bearbeitet. Heraus- gegeben von Alfred Neumont. 2 Bände mit 1 Plan und 1 Karte. 8. geh. 4½ Thlr.

ANZEIGE.

In der Buchhandlung von *Emil Baensch* in *Magdeburg* ist so eben erschienen, sowie in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes vorrätig und zu haben:

Des 5^{ten} und 6^{ten} Bandes oder III. Jahrgangs 1^{tes} Heft der

ZEITSCHRIFT FÜR ERDKUNDE,

als vergleichende Wissenschaft, mit Aufnahme ihrer Elemente aus der

Naturwissenschaft, Geschichte, Statistik u. s. w.

für Gelehrte und Gebildete, insbesondere für Lehrer.

In Verbindung

mit den Herren **J. G. Kohl** und **Th. Freiherrn von Liechtenstern** u. m. a. Gelehrten

herausgegeben von

JOHANN GOTTFRIED LÜDDE,

Doctor der Philosophie, ord. Mitglied der Kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher zu Breslau, ausw. Mitgl. der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, corresp. Mitgl. der geograph. Gesellschaft zu Frankfurt a. M. etc.

Ueber diese »Zeitschrift für Erdkunde« haben sich die »Heidelberger Jahrbücher,« die »Literarische Zeitung,« die »Allgemeine Schul-Zeitung,« das »Bulletin de la Société de Géographie à Paris« und ähnliche kritische Blätter, sowie in Privatschreiben der wirkl. Geh. Rath Herr **Alex. von Humboldt**, der Herr Prof. Dr. **Nees von Esenbeck**, Vicomte **de Santarem**, Geh. Reg. Rath Prof. Dr. **Schubert**, Direct. Dr. **Vogel** u. a. m. mit ungetheiltem Lobe und mit Beifall ausgesprochen.

Ich mache daher auf diese, auch der Unterstützung eines *Königl. Preuss. Hohen Ministeriums* sich erfreuende, Zeitschrift das **gebildete** und **gelehrte** Publicum, insbesondere die Herren Lehrer, aus mehreren Rücksichten aufmerksam: sie ist nämlich in Eigenschaft einer Zeitschrift dieser Gattung die **einzig** Vertreterin der jetzt immer mehr, an Interesse gewinnenden Wissenschaft der Erdkunde im ganzen Deutschland; nur ausgezeichnete Gelehrte und Männer des Faches zählt sie zu Mitarbeitern, und in unserem Lande wird sie gewiss mit desto grösserer Theilnahme gelesen werden, als sie consequent der **neuen Schule**, welche, namentlich durch **C. Ritter**, in Deutschland wurzelt, huldigt und mit einem durchdringenden Geiste und einer **eigenthümlichen Würze** die Gegenstände der Erdkunde zu behandeln weiss.

Inhalt des ersten Heftes:

(Abhandlungen.) *A. de Balbi*, das Kaiserthum Oesterreich in seinen Finanzen und Fortschritten. — *P. Leyser* de vera Geogr. methodo. Diss. — (Bücherschau.) *Külb's* Länder- und Völkerkunde, von Dr. *J. G. Lüdde*. — *Vivien de Saint-Martin's* Hist. des découvertes etc. von Dr. *J. G. Lüdde*. — (Chronik.) Gelehrte Gesellschaften. — Zeitschriften. — Nekrolog.

Inhalt des zweiten Heftes:

(Abhandlungen.) *A. de Balbi*, das Kaiserthum Oesterreich in seinen Finanzen und Fortschritten (Schluss.) — Prof. Dr. *Reuter*. Je weniger oder mehr die Hoch- und Tiefländer, Hoch- und Tiefebene mittelst Gebirgs- und Stufenländer abwechseln, desto mehr oder weniger sind alle geograph. Elemente (Culturarten) entwickelt. — (Bücherschau.) *F. H. von Kittlitz*, 24 Vegetationsansichten von Küstenländern und Inseln des stillen Oceans, aufgenommen etc. auf der Entdeckungsreise etc. von Dr. *J. G. Lüdde*. (Nebst 1 lithogr. Abbildung.) — Dr. *F. Kruse's* Necrolivonica oder Alterthümer Liv-, Esth- und Curlands etc. etc. von Dr. Prof. *Fedor Possart*. — Die diesjährige deutsche Literatur geographischer Compendien, von Dr. *J. G. Lüdde* und *Th. Freyherr von Liechtenstern*. — I. Atlanten und Landkarten, von *Th. Freyherr von Liechtenstern*. — (Chronik.) Gelehrte Gesellschaften. Zeitschriften.

Inhalt des dritten Heftes:

(Abhandlungen.) Prof. Dr. *Reuter*: Je weniger oder mehr die Hoch- und Tiefländer etc. (Fortsetzung.) — *Serres*, Bemerkungen über die Anwendung der Photographie auf das Studium der Menschen-Racen. — *W. L. de Sturler*: Bemerkungen, betreffend die verschiedenen asiatischen Völkerschaften, welche in dem indischen Archipel etc. Handel treiben etc. — Statistische Notizen über die Bevölkerung der Städte etc. im Königreich der Niederlande. (Mitgetheilt vom Prof. Dr. *Fedor Possart*.) — (Bücherschau.) Die diesjährige deutsche Literatur geographischer Compendien, von Dr. *J. G. Lüdde* und *Th. Freyherr von Liechtenstern*. (Fortsetzung.) — II. Bücher, von Dr. *J. G. Lüdde*. — Dr. *E. Kapp's* philosophische oder vergleichende allgemeine Erdkunde von Dr. *J. G. Lüdde*. — (Chronik.) Gelehrte Gesellschaften. — Zeitschriften.

Ausserdem kommen nächstens zur Beurtheilung und Anzeige unter Andern:

von *Humboldt's* Kosmos. — von *Liechtenstern*: die neuesten Ansichten von der Erdkunde, in ihrer Anwendung auf den Schulunterricht etc. — Dr. *Possart*: die russischen Ostseeprovinzen. — Dr. *Possart*: Wegweiser in Petersburg. — *Blom's* Norwegen. — v. *Orlitz's* Reise in Ostindien. — *Tischendorf's* Reise in den Orient. — *Tschudt's* Peru etc.

Um die Zugänglichkeit recht allgemein zu machen, hat sich die Verlagshandlung entschlossen, diesen und die folgenden Jahrgänge (jeder Jahrgang 2 Bände in 12 Heften) auf den sehr geringen Subscriptionspreis von 5 Thlr. 10 Sgr. zu beschränken.

Die Bände 1—4 sind in nur wenigen Exemplaren noch vorhanden.

Subscriptions werden zu einer raschen Beförderung von allen Buchhandlungen entgegengenommen.



Literarischer Anzeiger.

1846. N. VI.

Dieser Literarische Anzeiger wird bei P. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „ZfA“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 1/2 Ngr.

Insertionen

Allen Art werden in nachstehende im Verlage von P. A. Brockhaus in Leipzig für 1846 erscheinende Zeitschriften und Anzeigblätter aufgenommen:

1) Deutsche Allgemeine Zeitung.

Von derselben erscheint täglich, mit Einschluß des Sonn- und Festtage, eine Nummer. Die Insertionsgebühren betragen für eine dreispaltige Zeile oder deren Raum 2 Ngr. Besondere Beilagen, Anzeigen u. dgl. werden der Deutschen Allgemeinen Zeitung nicht beigelegt.

2) Literarischer Anzeiger.

Derselbe erscheint in der Regel wöchentlich einmal und wird mit den Lieferungen der Blätter für literarische Unterhaltung sowie auch mit den Monatsheften der ZfA von Wien ausgegeben. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden an Insertionsgebühren 2 1/2 Ngr. berechnet, und besondere Anzeigen gegen eine Vergütung von 2 Thlr. den Blättern für literarische Unterhaltung, der ZfA aber gegen eine Gebühr von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt oder beigeheftet.

3) Bibliographischer Anzeiger.

Wird mit dem Leipziger Repertorium für deutsche und ausländische Literatur von Göschen ausgegeben, und Inserate in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr., besondere Anzeigen u. dgl. mit 4 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

4) Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Die Zeitung erscheint wöchentlich und werden Anzeigen für die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1 1/2 Ngr., besondere Beilagen, Antikritiken u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

5) Pfennig-Magazin.

Das Pfennig-Magazin erscheint wöchentlich eine Nummer von 1 Bogen. Ankündigungen werden gegen 4 Ngr. Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum in den Spalten des Winkels abgedruckt, besondere Anzeigen gegen eine Vergütung von 1/2 Thlr. für das Tausend beigelegt.

6) Landwirthschaftliche Vorzeitung.

Dieselbe erscheint wöchentlich einmal nebst einem damit verbundenen Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Ankündigungen werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, besondere Beilagen derselben gegen eine Gebühr von 1/2 Thlr. für das Tausend beigelegt.

7) Deutsches Volksblatt.

Von demselben erscheint monatlich eine Nummer von 3 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 1/2 Ngr., besondere Beilagen werden mit 1/2 Thlr. für das Tausend berechnet.

8) Conversations-Lexikon. Neunte Auflage.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Anzeigen u. dgl. abgedruckt, und bei einer Auflage von 20,000 Exemplaren für den Raum einer Zeile 10 Ngr. berechnet.

Im Verlage von **Brodhaus & Weverius** in Leipzig erscheinen:

9)

L'Echo.

Wöchentlich werden zwei Nummern ausgegeben. Ankündigungen in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 1 Rgr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen eine Vergütung von 1 Thlr. beigelegt.

10)

Illustrierte Zeitung für die Jugend.

Dieselbe erscheint seit dem 1. Januar 1846 und wird in wöchentlichen Nummern ausgegeben. Ankündigungen werden für den Raum einer gespaltenen Zeile mit 2 Rgr., besondere Beilagen u. dgl. mit $\frac{1}{2}$ Thlr. für das Laufjahr berechnet.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Luther's Leben.

Erste Abtheilung:

Luther von seiner Geburt bis zum Ablassstreite.
(1483—1517.)

Von

Karl Sargens.

Erster Band.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Rgr.

Der Wunsch des Verfassers dieses Werkes geht dahin, möglichst vielen Denkenden ein deutliches und wahres, den Bedürfnissen und Forderungen der Gegenwart genügendes Bild von Luther zu geben. Die zu lösende Aufgabe besteht vornämlich in der Nachweisung, wie Luther ganz mit seiner Zeit sich bildete, mit ihr wurde was er geworden ist, mit ihr that was er gethan, fest in ihr stehen bleibend sie weiter führte, ihre Richtungen in sich aufnahm, durchbildete, zur Reife brachte und eben dadurch neue Wege bahnte, so daß er dassteht als Vertreter und Werkzeug des Gebots der Verhältnisse, des Willens der Vernunft seines Zeitalters, sofern es auf ihn und er auf die Zeitgenossen eingewirkt hat.

Leipzig, im April 1846.

F. W. Brodhaus.

Österreichische militairische Zeitschrift.

Für **Braunmüller & Seidel**, Buchhändler in Wien, wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslands mit 12 fl. C.-M. Pränumeration auf den **Jahrgang 1846** der **Österreichischen militairischen Zeitschrift**

angenommen.

Von diesem **Jahrgang 1846** ist soeben das **erste Heft** erschienen. Dasselbe enthält folgende Aufsätze:

I. Die italienischen Alpen. — II. Gedanken über die jetzigen Leistungen der Cavalerie, sowohl in Bezug auf die einzelnen Reiter als auch in Bestimmung der Reiterei überhaupt mit ihrem Geschütz. Mit einem Plane. — III. Die Belagerung von Günsing 1813 und 1814. Mit einem Plane. — IV. Kriegsszenen. Das Wirken des F. F. zweiten Armeecorps in den Gefechten bei Kninik und Arbesau am 17. und 18. September 1813. — V. Neueste Militairveränderungen.

Ebenso kann man durch alle **Postämter** und **Buchhandlungen** des In- und Auslands die früheren Jahrgänge von 1811—45 erhalten.

Leipziger Bücher-Auction.

Soeben ist erschienen und durch alle Buch- und Antiquariathandlungen zu beziehen:

Verzeichniß der von Herrn Dr. **H. G. Adelbach** in Deutschland zurückgelassenen und von Herrn Pastor **H. Sirgel** in Leipzig hinterlassenen

Bibliotheken,

namentlich ausgezeichnet in den Fächern der **Patristik, Dogmatik, Exegese, Ästhetik, Liturgik, Kirchen- und Profangeschichte, Philologie** u. u., welche nebst manchen andern Sammlungen werthvoller

Bücher aus allen Wissenschaften
am 30. April 1846

gegen baare Zahlung zu Leipzig öffentlich versteigert werden sollen.

Ich erlaube mir alle Gelehrte und Literaturfreunde auf diesen reichhaltigen beinahe 25,000 Bände umfassenden Katalog aufmerksam zu machen und empfehle mich zu geneigten Aufträgen, die ich prompt und billigst besorgen werde.

Leipzig, am 20. März 1846.

C. O. Weigel, Buchhändler.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Kellstab.

Dreizehnter und vierzehnter, oder
Neue Folge erster und zweiter Band.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Diese zwei Bände enthalten in einer neuen Auflage des Verfassers Roman „**Algier und Paris im Jahre 1800**“. Die erste Folge, Band 1—12 der Gesamtausgabe, erschien 1843—44 in vier Lieferungen zu 3 Thlr. und enthält: 1812. Dritte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunstnovellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie. — Vermischtes. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Leipzig, im April 1846.

F. A. Brodhaus.

Von **J. W. Brodhans** in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Heinrich Pestalozzi.

Züge aus dem Bilde seines Lebens und Wirkens nach Selbstzeugnissen, Anschauungen und Mittheilungen

von
R. Justus Blochmann.

Mit Pestalozzi's Bildniß und vier lithographirten Tafeln.

Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

Ein Theil des Ertrags dieser Schrift ist für das Pestalozzi-Stift in Dresden bestimmt.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätzig:

Der Antipietist

oder

Verteidigung des vernunftgemäßen Christenthums wider die pietistischen Angriffe.

Dem deutschen Volke gewidmet

von

Dr. Carl Schrader.

Leipzig, Chr. E. Kollmann. Geh. 1/2 Thlr.

Neue medicinische Zeitschrift.

In meinem Verlage erscheint soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

JANUS.

Zeitschrift

für Geschichte und Literatur der Medicin

in Verbindung mit **A. Andreadi**, **J. Bussemaker**, **D'Artemberg**, **L. Choulant**, **H. Damerow**, **F. Z. Ermerins**, **L. H. Friedländer**, **C. H. Fuchs**, **H. Hüser**, **J. C. F. Harless**, **J. F. C. Hecker**, **C. F. Heusinger**, **F. Jahn**, **J. M. Leupold**, **D. Mansfeld**, **K. J. H. Marx**, **Meyer-Ahrens**, **H. E. Quitzmann**, **J. Rosenbaum**, **K. E. C. Schneider**, **O. Seidenschnur**, **E. C. J. v. Siebold**, **J. c. Sonthheimer**, **L. Spengler**, **J. H. Vullers**, **F. W. Wüstenfeld** u. **A.**
herausgegeben von.

Dr. A. W. E. Th. Henschel.

Ersten Bandes erstes Heft.

Inhalt: 1) Janus, mythologisch sich selbst bevorwortend. Vom Herausgeber. 2) Hrabanus Magnentius Maurus. Von Dr. L. Spengler in Eltville. 3) Macrizi's Beschreibung der Hospitäler in el-Cahira. Aus den arabischen Handschriften zu Gotha und Wien, übersetzt vom Prof. Dr. Wüstenfeld in Göttingen. 4) Die Salernitanische Handschrift, charakterisirt vom Herausgeber. 5) Hippokrates und Artaxerxes.

Ein kritischer Versuch vom Prof. Dr. **K. E. Chr. Schneider** in Breslau. 6) Über die Spuren einer Kenntnis des Scharlachs bei den Ärzten des 10.—15. Jahrhunderts. Vom Prof. Dr. **H. Hüser** in Jena. 7) Albertus Magnus in seiner Bedeutung für die Naturwissenschaften historisch und bibliographisch dargestellt vom Hofrath und Prof. Dr. **Choulant**. 8) Ein Beitrag zur Geschichte des englischen Schweisses von Dr. **Otto Seidenschnur** in Dresden. 9) Petrarca's Urtheil über die Medicin und die Ärzte seiner Zeit. Vom Herausgeber.

Gr. 8. 14 1/2 Bogen. Eleg. brosch. Preis 1 Thlr. 7 1/2 Sgr.

Der „Janus“, dessen Plan und Zweck in dem durch jede Buchhandlung zu erhaltenden Prospectus näher bezeichnet ist, soll jährlich in 3—4 Heften zu je 10—14 Bogen erscheinen im Preise von 2 1/2 Sgr. pro Druckbogen.

Für den gediegenen wissenschaftlichen Inhalt sprechen die klangvollen Namen des Herrn Herausgebers und der Herren Mitarbeiter, und so möge dies neue Unternehmen dem grossen ärztlichen Publicum, den öffentlichen Bibliotheken, den auf Bestrebungen der Zeit ein Auge habenden medicinischen Zeitschriften und Journalen zur freundlichen Theilnahme und gütigen Beachtung bestens empfohlen sein.

Manuscripte und zur Recension gewünschte medicinisch-historische Werke oder Abhandlungen werden unter der Adresse:

„Für die Redaction des Janus“

an die Buchhandlung des Unterzeichneten franco oder durch Buchhändler-Einschluss erbeten.

Breslau, im März 1846.

Eduard Crewendt.

Soeben ist bei den Unterzeichneten erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Escher, Gottfried von, Aufgaben-Sammlung über die gewöhnlichen Brüche, zum Gebrauch für Real- und Secundarschulen. 8. 5 Ngr., oder 16 Kr.

— **Resultate der Aufgaben-Sammlung über die gewöhnlichen Brüche**. 8. 6 Ngr., oder 20 Kr.

— **Aufgaben-Sammlung über die Decimalbrüche**, zum Gebrauch für Real- und Secundarschulen. 6 1/2 Ngr., oder 24 Ngr.

— **Resultate der Aufgaben-Sammlung über die Decimalbrüche**. 6 Ngr., oder 20 Kr.

Meyer & Zeller in Zürich.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zweite Ansprache an die deutsche Nation

über die kirchlichen Wirren, ihre Ermäßigung und möglichen Ausgang

von

H. C. Freiherr von Gagern.

8. Geh. 15 Ngr.

Leipzig, im April 1846.

J. W. Brodhans.

Bei **J. W. Brockhaus** in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Wladyslaw und Dissepli.

Eine tscherkessische Erzählung

von

J. G. Sievers.

Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Sieben ist bei den Unterzeichneten erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Methodischer Leitfaden

zum gründlichen

Unterricht in der Naturgeschichte

von

J. L. Eichelberg.

Dritter Theil: Mineralogie.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

8. 10 Ngr., oder 40 Kr.

Als höchst nützlich und wohlfeiles Supplement zu diesem ausgezeichneten überall mit Beifall aufgenommenen naturgeschichtlichen Lehrmittel glauben wir auch den von Herrn Bezirkslehrer Kenzel in Verbindung mit Herrn Eichelberg herausgegebenen Methodischen Handatlas zur Naturgeschichte allen Herrn Lehrern sehr empfehlen zu sollen. Derselbe erscheint in Lieferungen von 12 Tafeln mit Text zu dem beispielhaft billigen Preise von bloß 5 Ngr., oder 18 Kr. Bereits ist die Lieferung, welche die Mineralogie enthält, und zwei Lieferungen Tierkunde erschienen.

Mayer & Zeller in Jülich

Im Verlage von **J. W. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schulz (Dr. Heinrich Wilhelm),

über die Nothwendigkeit eines

neuen Galeriegebäudes

für die

königliche Gemäldesammlung

zu Dresden.

Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

In Carl Czevold's Verlag in Wien ist erschienen:

Jahrbücher der Literatur.

Hundertzwölfter Band.

1845.

October. November. December.

Inhalt des hundertzwölften Bandes.

Art. I. Eine Reise nach Rom, von Dr. Sznaj Zeitelers. Nebst einer biographischen Skizze desselben von August Le-wald. Siegen und Wiesbaden 1844. — Art. II. Correspondenz des Kaisers Karl V. Aus dem königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt von Dr. Karl Lanz. Erster und zweiter Band. Leipzig 1844—45. (Schluß.) — Art. III. Sechzehn Ostindien betreffende Gesichts-

und Merkmalen. — Art. IV. Geschichte von Karl Eugen, Großherzog von Baden. Vollständige Ausgabe in drei Bänden in dritter stark vermehrter Auflage. Stuttgart und Tübingen 1845. — Art. V. Der Geschichte von der Wiederherstellung und dem Untergang des heiligen römischen Reichs erstes und zweites Buch. König Rudolph und seine Zeit. Von Kopp. Leipzig 1845. — Art. VI. Politik in den Orient. Von Konstantin Tischendorf. Götter 1846. Leipzig 1846. — Art. VII. Samuel Butler's Hudibras. Ein schalkhaftes Heldengedicht. Zum ersten Male vollständig im Verhältnisse des Originals frei verdeutschet und neu mit Commentar ausgestattet von Josua Eiselein. Freiburg 1845. — Art. VIII. Balthasar, ein Mädchen in achtzehn Abenteuer, von Seelig. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart und Tübingen 1844. — Art. IX. Geschichte des deutschen Adels, urkundlich nachgewiesen von seinem Ursprunge bis auf die neueste Zeit von Dr. G. F. F. von Strang. Breslau 1845. Erster Theil.

Inhalt des Neuzige-Blattes Nr. CXII.

Über den ausgezeichneten Medailleur AN: AB, d. i. Antonio Bonaldi, des auf kirchlichen Medaillen vom J. 1567—87 erhabt, und dessen Leistungen. Ein Beitrag zu vaterländischen Kunstgeschichte. Von Jos. Bergmann. — Resenshaft über meine handschriftlichen Studien auf meiner wissenschaftlichen Reise von 1840—44. Von Professor Dr. Tischendorf. (Fortsetzung.) — Die oberkaufische Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen.

Rezeiptel, Bibliotheken,

und alle Freunde ausgezeichneten Schöpfungswissenschaftlicher Literatur machen wir aufmerksam auf die

Neue billige Taschenausgabe

der trefflichen Schriften des „großen Unbekannten“, die hier zum ersten Male gesammelt und mit dem Namen des Verfassers, in großem Taschenformat und schöner Ausstattung, erscheinen unter dem Titel:

Charles Sealsfield,

Verfassers des Legitimen, des Virey, der Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre u.

gesammelte Werke.

In 13 Bänden oder 32 Bänden wird diese Sammlung folgende Schriften des berühmten Verfassers in dritter Auflage enthalten: Der Legitime und die Republikaner, 3 Bde.; Der Virey und die Aristokraten, 3 Bde. Morton oder die große Tour, 2 Bde., und Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre, 5 Bde. — Während in der 1sten und 2ten Ausgabe diese 13 Bände 21 Thlr. oder 32 fl. 12 Kr. gekostet, ist in dieser neuen Ausgabe der Subscriptionspreis der Lieferung nur

5 Sgr., oder 15 Kr.,

durch welchen höchst billigen Preis nun ermöglicht ist, daß diese noch viel zu wenig bekannten, lebensfrischen, echt nationalen Schriften erst recht eindringen in den Kern der Nation und die verbiente ausgebreitete Verbreitung finden in allen Ländern deutscher Sprache. — Die 1ste bis 12te Lieferung ist ausgegeben, vorrätzig, und Subscription eröffnet in allen Buchhandlungen Deutschlands und des Auslands.

Bei **J. W. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Albani (A. G.), Der Stand der Ärzte in Preußen. Ein historisch-kritischer Versuch, mit Beziehung auf die bevorstehende Reform des preussischen Medicinalwesens. Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1846. N. VII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei G. W. Neumann in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Zit.“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 1/2 Ngr.

B e r i c h t

über die

Verlagsunternehmungen für 1846

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1846:

- 1. Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: Professor F. Bülow. Jahrgang 1846. Täglich mit Einschluß der Sonn und Festtage eine Nummer von 1 Bogen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr. Wird *Abends* für den folgenden Tag ausgegeben. Insertionsgebühren für den Raum einer dreispaltigen Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt. In den Beilagen liest die Deutsche Allgemeine Zeitung ausführlich die Verhandlungen des gegenwärtigen sächsischen Landtags.
- 2. Blätter für literarische Unterhaltung.** Herausgeber: F. Brockhaus. Jahrgang 1846. Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr. Wird *Freitags* ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.
- 3. Isis.** Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Den. Jahrgang 1846. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Büch.) Gr. 4. 8 Thlr. Zu den unter Nr. 2 und 3 genannten Zeitschriften erscheint ein *Literarischer Anzeiger*, für literarische Anzeigen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2 1/2 Ngr. berechnet. Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden besondere Anzeigen u. dgl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.
- 4. Landwirtschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von William Lohde. Mit einem Beiblatt: *Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.* Jahrgang 1846. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Ngr. Wird *wöchentlich* *Freitags* in 1 Bogen ausgegeben. Insertionsgebühren für den Raum einer gespalteten Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von 1/2 Thlr. für das Kaufend beigelegt.
- 5. Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. F. Haend, als Geschäftsführer; Kirchenrath Prof. Dr. J. K. E. Schwarz, Geh. Justizrath Prof. Dr. A. L. L. Michelsen, Geh. Hofrath Prof. Dr. Dt. G. Kieser, Prof. Dr. K. Smell, als Specialredactoren. Jahrgang 1846. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr. Wird *Freitags* ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Anzeigen werden mit 1 1/2 Ngr. für den Raum einer gespalteten Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.
- 6. Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Dritter Jahrgang. 1846. 52 Nummern.

Nr. 157—208. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wird *wöchentlich* und *monatlich* ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften zu 5 Ngr. bezogen werden.

Der erste bis zehnte Jahrgang des Pfennig-Magazin kann zusammengekauft statt 19 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der neuen Folge erster bis dritter Jahrgang (1843—45) kosten jeder 2 Thlr.

Obenstehend im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 10 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

7. *Reptilien oder Skizzen* zusammengekauft nur 2 Thlr.

In das Pfennig-Magazin werden Anzeigen aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 4 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1/2 Thlr. für das Kaufend beigelegt.

- 7. Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.** Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von Hofrath und Oberbibliothekar Dr. E. Ghf. Gerndorf. Jahrgang 1846. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

Erscheint in wöchentlichen Heften von 2 1/2—3 Bogen und wird *Freitags* ausgegeben.

Dieser Zeitschrift ist ein

Bibliographischer Anzeiger, für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben und Anzeigen in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

- 8. Deutsches Volksblatt.** Eine Monatschrift für das Volk und seine Freunde. Herausgegeben von Pfarrer Dr. Hb. Haas. Zweiter Jahrgang. 1846. 12 Hefte. Gr. 8. 24 Ngr. Monatlich erscheint ein Heft von 3 Bogen. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 1/2 Ngr., besondere Beilagen werden für jedes Kaufend mit 1/2 Thlr. berechnet.

II. An Fortsetzungen erscheint:

- 9. Analecten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Sechsten Bandes zweites Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr. Der erste bis fünfte Band, jeder in 4 Heften (1837—45), kosten 13 Thlr. 10 Ngr.

Soeben ist bei **Meier & Zeller** in **Leipzig** erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Die protestantische Geistlichkeit

und die

Deutsch-Katholiken.

Eine Erwiederung auf die neueste Schrift des Herrn **G. G. Servinus**.

Von

Dr. D. Schenkel,

Stadtpfarrer in Schaffhausen.

8. Brosch. 15 Ngr., oder 51 Kr.

Die Knechtsgestalt

der

evangelischen Kirche

oder

Roß und Hälfe.

Von

Heinrich Thiele, V. D. M.

evangel. Prediger bei der königl. preuss. Gesandtschaft in Rom.

8. Brosch. 27 Ngr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Wir erlauben uns, Geistliche und Laien der katholischen wie der protestantischen Kirche auf obige beiden sehr interessanten Schriften der dem christlichen Publicum wohlbekanntesten Verfasser angelegentlich aufmerksam zu machen.

Bei **Gedr. Reichenbach** in Leipzig erschien:

Deutsches Anwaltsbuch.

Ein Handbuch zur auswärtigen Proceßführung in allen deutschen Landen nebst Verzeichnissen sämmtlicher Sachwalter in Deutschland von **J. C. F. Buhdens**, Regierungsrath, und **H. Buhdens**, Gerichtsdirector. 1845. 32 Bogen. Lex. 8. 2 Thlr.

Medicinische Phaenomenologie.

Ein Handbuch für die ärztliche Praxis von **Dr. R. Kättner**. Zweite vermehrte Auflage. 3/4 Thlr.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die natürliche Theologie

des

Raymundus von Sabunde.

Ein Beitrag zur Dogmengeschichte des 15. Jahrhunderts von

David Matzke.

7 Bogen. Gr. 8. Broschirt. Preis 15 Sgr.

Eine der interessantesten Erscheinungen des Lebens- und bewegungsvollen Jahrhunderts vor der Reformation bringt diese Schrift zum ersten Male zur Anschauung; dem Katholiken bietet sie eine Darstellung der Dogmen seiner Kirche und einen überraschenden Versuch, sie naturgemäß zu begründen; der Protestant findet in diesem Versuch das Ringen des menschlichen Geistes die Gegenstände des christlichen Glaubens in ih-

rem Verhältnis zu den ewigen Gesetzen und Bedürfnissen seines Lebens zu erkennen.

So ist's als hätte **Raymundus** im 15. Jahrhundert, wenn auch in seiner Weise und für das Bedürfnis seiner Zeit, sich die Aufgabe unserer Tage gestellt.

Breslau, im April 1846.

Eduard Trewendt.

Bibliotheca Kopplana.

Wir bitten die Herren Interessenten ihre Bestellungen aus unserm allgemein versandten Katalog der von **Mr. Fr. Kopp**, dem Paläographen, hinterlassenen höchst bedeutenden Bibliothek uns gefälligst bald, wenn thunlich zur directen Post, franco einsenden zu wollen. Die in unserm damit gleichzeitig emittirten antiquarischen Kataloge, Nr. 1, verzeichneten werthvollen Bücher aus allen Fächern, besonders auch aus der Naturwissenschaft, wurden sogleich abgegeben.

Mannheim, im April 1846.

Schwan & Soex'sche Hofbuchhandlung.

Bei **J. S. Neßler & Welle** in Hamburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Versuch einer Beantwortung der Frage: Wie soll die **Strauß'sche** Ansicht vom Christenthum aufgefaßt und widerlegt werden? Von **Dr. G. C. Th. Franke**. Geh. Preis 1/2 Thlr.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Auflösung

der

Jesuiten-Congregationen

in Frankreich

im Jahre 1845.

Nach den besten Materialien und unter Benützung handschriftlicher Quellen

bearbeitet von

Ludwig Sahn.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die ausführliche Darstellung eines Streites, in welchem einerseits die Politik einer Partei, deren Wünsche und Unternehmungen im Grunde überall, in Deutschland wie in Frankreich dieselben sind, andererseits die religiöse Gesetzgebung und Politik eines der wichtigsten Länder zu beleuchten ist, kann nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch zu nehmen, welche den großen Fragen der Gegenwart eine ernste Aufmerksamkeit schenken.

Leipzig, im April 1846.

Brochhaus & Avenarius.

Bei den Unterzeichneten erscheinen für das Jahr 1845:

Schweizerische Zeitschrift

für

Gartenbau.

Herausgegeben von Dr. D. Beer,
Professor und Director des botanischen Gartens in Zürich.

und
Edward Regel, Obergärtner.

Vierter Jahrgang.

Zwölf Nummern. Mit Abbildungen. 1 Fl. 45 Kr., oder
1 Thlr.

Schweizerische Zeitschrift

für

Landwirthschaft.

Organ des Vereines für

Landwirthschaft und Gartenbau im Canton Zürich.

Herausgegeben von **Edward Regel**.

Zwölf Nummern. 1 Fl., oder 18 Ngr.

Seibe obigen Blätter zusammen genommen kosten
Nos 2 Fl., oder 1 Thlr. 6 Ngr.

Weber & Zeller in Zürich.

In meinem Verlage ist erschienen:

Die Epochen

der Geschichte der Menschheit.

Eine historisch-philosophische Skizze

von

Dr. C. F. Apelt,

außerordentlicher Professor zu Bonn.

Zweiter Band. 29 Bogen. Gr. 8. Preis 2 Thlr.

(Eine sehr günstige Beurtheilung dieses Werks erschien bereits
in Wigand's Vierteljahrsschrift „Die Epigonen“, 1846, Bd. 1.)

Öffentliche Reden

von

Wilhelm Ernst Weber,

Vorleser der Gelehrtenschule zu Bremen.

Zweites Bändchen. 296 Seiten. 8. Preis 22½ Egr.

Hena, im März 1846.

C. Hochhausen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Napoleon

dargestellt

nach den besten Quellen

von * r. 1te Lieferung.

Dritte Auflage mit 24 neuen Stahlstichen.

Vollständig in 23 Lieferungen à ½ Thlr.

Leipzig, Chr. E. Kollmann.

In Carl Weyl's Verlagshandlung in Wien ist jeden
erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Österreichs

Jurisdictionsnormen.

Für die

deutschen und italienischen Provinzen

mit Einschluß

der

I. I. Militärgrenze

theoretisch und praktisch bearbeitet

von

Jakob Joseph Nowotny,

Sammtlicher Rechte Doctor und Mitglied der prager Juristen-Facultät.

Zwei Bände.

Gr. 8. Wien 1845. Broschirt. 4 Thlr. 20 Ngr.

(4 Thlr. 16 gGr.)

Darstellung

der allgemeinen

Verzehrungssteuer

in den

I. I. östreichischen Erbländern.

Von

Jos. J. Trzeschlik,

Rechnungs-Officialen der I. I. Kameralbezirks-Verwaltung zu Gm.

Gr. 8. Wien 1846. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

(2 Thlr. 8 gGr.)

James' Romane

in deutschen Übertragungen herausg. von **Fr. Natter**
und **Gustav Pfizer**. 16. Stuttgart, Metzler.

Geh. à 3/4 Egr., oder 12 Kr. das Bändchen.

Von dieser Ausgabe, der einzigen, in welcher sämt-
liche, von James vorhandene Romane aufgenommen werden,
die sämtlich noch im Laufe dieses Jahrs vollständig erscheinen,
und die zugleich die billigste von allen deutschen Ausgaben
ist, sind seit Anfang vorigen Jahrs die Bändchen 117—153
erschienen, folgende Romane enthaltend:

Der Räuber, Franklin Gray. 6 Bdchn. 22½ Egr.

Ugincourt. 6 Bdchn. 22½ Egr.

Phillip August oder die Waffendraber. 5 Bdchn.
18½ Egr.

Eine unter Tausenden oder die Toge Heinrichs IV.
6 Bdchn. 22½ Egr.

Der Schmuggler. 6 Bdchn. 22½ Egr.

Die Stiefmutter. 1—4. Bdchn. 15 Egr.

Jeder Roman wird auch einzeln abgegeben. Sie haben in
allen Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes.

Im Verlage von **J. W. Brockhaus** in Leipzig ist jeden
erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Röben (S. S.),

**Der souveraine christliche Staat, das Ende
unserer Zeitwirren.**

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Druck und Verlag von **J. W. Brockhaus** in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1846. № VIII.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Zweites“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Beile oder deren Raum 2 1/2 Rgr.

B e r i c h t

über die

Verlagsunternehmungen für 1846

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. VII.)

II. An Fortsetzungen erscheint ferner:

- *25. **Sewald's (H.) gesammelte Schriften.** In einer Auswahl. In zwölf Bänden. Vierte Lieferung, oder sechster bis zwölfter Band. Gr. 12. Sep. 3 Thlr.
Die erste bis dritte Lieferung (Band 1—9) unter dem Titel: „Ein Lebenleben. Der vier bis neunter Theil“ (1844—45) kostet 9 Thlr., jede Lieferung 1 Thlr.
- *26. **Kobak (A.), Lebenslauf der Rosenkränze.** In zwei Bänden. Drittes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 15 Rgr.
Das erste und zweite Heft (1842) kosten 1 Thlr.
- *27. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Kriminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. G. Pöhl** und **H. Göring (H. Meris)**. Reunter Theil und folgende. Gr. 12. Sep. Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Rgr., der zweite bis achte Theil jeher 2 Thlr.
- *28. **Pöhl (R. F. L.), Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit.** Mit geschichtlichen Einleitungen und Erläuterungen. Viertes Band, herausgegeben von **F. Pöhl**. Gr. 8.
Der erste bis dritte Band (1835) kosten 9 Thlr. 10 Rgr.
- *29. **Pomer (L.), Handbuch der Pathologie und Therapie.** In zwei Bänden. Zweiter Band. Gr. 12. Geh. Der erste Band: „Krankheitslehre“ (1845), kostet 2 Thlr.
- *30. **Puchelt (F. A. H.), Das Venensystem im normalen krankhaften Verhältnissen.** Zweite, ganz umgearbeitete Auflage. In drei Theilen, Dritter Theil. Gr. 8.
Der erste Theil (1844) kostet 1 Thlr. 18 Rgr., der zweite Theil (1844) 2 Thlr. 15 Rgr.
- *31. **Rammer (H. von), Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts.** Achter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Wellpapier.
Der erste bis sechste Band (1832—39) kosten auf Druckpapier 20 Thlr. 25 Rgr., auf Wellpapier 20 Thlr. 25 Rgr.
In der hiesigen Partie sind auch folgende größere Schriften des Verfassers ebendasselbe erschienen:
Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Zwei Bände. Mit 8 lithographirten Tafeln. Gr. 12. 1831. 4 Thlr. 15 Rgr.
Polens Untergang. Zweite Auflage. Gr. 12. 1832. 20 Rgr.
Über die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1832. 1 Thlr. 9 Rgr.
Geschichte von Coblenz und ihrer Rett. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. Gr. 8. 1841—42. 12 Thlr.; auf feinem Maschinenwellpapier 25 Thlr. — Die Kupfer und Karten der ersten Auflage kosten 2 Thlr.
Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwei Bände. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. Gr. 12. 1845. 5 Thlr.
32. **Ruß (C.), Geschichte der italienischen Poesie.** Zweiter Theil. Gr. 8.
Der erste Theil (1844) kostet 2 Thlr. 24 Rgr.
33. **Schökel (J. G.), Handbuch zur morgenländischen Münzkunde.** Zweites Heft und folgende. Gr. 4.
Das erste Heft erschien unter dem Titel: Das Großherzogliche Orientalische Münzcabinet zu Jena, beschrieben und erläutert. Erstes Heft: Omajjaden- und Abbasiden-Münzen. Mit 1 Lithographie Tafel. Gr. 4. 1844. 2 Thlr.
- *34. **Sittich'sches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer**. Neue Folge. Achter Jahrgang. Gr. 12. Cart.
Die erste Folge des Sittich'schen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), und kostet im herabgesetzten Preise zusammen genommen 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Rgr. Der erste, dritte und vierte Jahrgang der neuen Folge (1841, 1842, 1843) kosten jeher 2 Thlr., der zweite, fünfte bis zehnte Jahrgang (1844, 1844—46) jeher 2 Thlr. 15 Rgr.
- *35. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze.** Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **Ch. Koback** und **F. Koback**. Achten Heft und folgende. Gr. 12. Preis eines Heftes 15 Rgr.
Das erste bis sechste Heft (1841—45) kosten 3 Thlr. 15 Rgr.
- *36. **Ullias. Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adaptatione critica instructa cum glossario et synonymatica lignae gothicae conjunctis cum ediderunt H. C. de Gabelentz et J. Loobe.** Zweiten Bandes zweite Abtheilung, eine Grammatik der gothischen Sprache enthaltend. Gr. 4. Geh. Auf Druck- und Wellpapier.
Der erste Band (1836) kostet auf Druckpapier 5 Thlr. 15 Rgr., auf Wellpapier 6 Thlr. 24 Rgr.; die erste Abtheilung des zweiten Bandes, der Schul- und Lexikal- und des Glossar-enthaltend (1843), auf Druckpapier 4 Thlr. 15 Rgr., auf Wellpapier 5 Thlr. 8 Rgr.
- *37. **Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1847.** Neue Folge. Reunter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. 8. Cart.
Von früheren Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831, 1834—36 vorrätzig, die im herabgesetzten Preise zu 12 Rgr. der Jahrgang abgekauft werden. Der erste und zweite Jahrgang der neuen Folge (1839 und 1840) kosten jeher 1 Thlr. 15 Rgr., der dritte bis sechste Jahrgang (1841—44) jeher 1 Thlr. 20 Rgr., der seventh und achte Jahrgang (1845 und 1846) jeher 2 Thlr.
- *38. **Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier.** Mit 100 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Zweites Heft und folgende. Gr. 4.
Das erste Heft (Strapace und Hähnerarten) erschien 1846 und kostet 4 Thlr.

•39. **Das Saub Tyrul und der Tyroler Krieg von 1809.** — U. u. d. X.: **Geschichte Andreas Hoser's, Landwirths aus Passy, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809.** Durchgehends aus Originalpapieren, aus den militairischen Operationsplanen, sowie aus den Papieren des Freiherrn von Hornmayr, Hoser's, Speckbacher's, u. c. Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Dritter Theil. Gr. 8. Geh.

Der erste und zweite Theil. (1845) kosten 4 Thlr. 12 Ngr.
 •40. **Waagen (F. F.), Kunstwerte und Künstler in Deutschland.** Dritter Theil und folgende. Gr. 12. Geh.
 Der erste Theil, aus unter dem besondern Titel: „Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken“ (1843), kostet 1 Thlr. 15 Ngr.; der zweite Theil, unter dem Titel: „Kunstwerke und Künstler in Baden, Schwaben, Basel, dem Elsaß und der Rheinpfalz“ (1845), hat denselben Preis.

Von dem Verfasser erschien auch daselbst:
 über die Stellung, welche der Baukunst, der Bildhauerei und Malerei unter den Mitteln menschlicher Bildung zukommt. Vortrag, gehalten am 18. März 1843 im Wissenschaftlichen Vereine zu Gießen. Gr. 12. 1843. 6 Ngr.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

•41. **Alberti (Jul. G.), Der Stand der Ärzte in Preußen.** Ein historisch-kritischer Versuch, mit Beziehung auf die bevorstehende Reform des preussischen Medicinalwesens. Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

•42. **Abolypine, Neue Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen.** Gr. 16. Geh. 24 Ngr.
 Von derselben Verfasserin erschienen im Jahre 1844 ebendasselbst:
 Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen. Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

•43. **Blochmann (A. Justus), Heinrich Pestalozzi.** Süge aus dem Wille seines Lebens und Wirkens nach Selbstzeugnissen, Anschauungen und Mittheilungen. Mit Pestalozzi's Bildniß und 4 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

•44. **Bremer (Frederike), Die Familie G.** Aus dem Schwedischen. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

Die vollständige Ausgabe der Schriften von Frederike Bremer besteht aus 14 Theilen und kostet 4 Thlr. 20 Ngr., jeder Theil 10 Ngr. Einzelne sind zu erhalten:
 I. II. Die Nachbarn. — III. Die Töchter des Präsidenten. — IV. V. Rina. — VI. VII. Das Haus. — VIII. Die Familie G. — IX. Kleinere Erzählungen. — X. Streit und Friede. — XI. XII. Ein Tagebuch. — XIII. XIV. In Dalaröthen.

•45. **Briefe Joseph's II.** Dritte vermehrte Auflage. Seitgemäß eingeleitet und erklärt von Fr. Schuffelta. Gr. 12. Geh.

•46. **Denkmäler der Kunst des Mittelalters im südlichen Italien.** Gezeichnet von Anton Hallmann, Saverio Cavallari u. A. Herausgegeben und erklärt von H. W. Schulz. 150—160 Tafeln in Folio, mit dem erläuternden Text in Quart.

•47. **Dictionnaire ou Manuel lexique du Diplomate et du Consul.** Par F. de Cussy. 8. Geh.

•48. **Sagern (H. Ch. C., Freiherr von), Zweite Ansprache an die deutsche Nation über die kirchlichen Wirren, ihre Ermäßigung und möglichen Ausgang.** Gr. 12. Geh. 15 Ngr.

Des Verfassers erste „Ansprache an die deutsche Nation“, an welche sich diese „Zweite Ansprache“ anschließt, erschien 1838 in Frankfurt a. M.
 Von demselben Verfasser erschien bereits früher daselbst:
 Kritik des Völkerechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. 1840. Geh. 1 Thlr. 25 Ngr.
 Der zweite Pariser Frieden. Zwei Theile. — I. u. d. X.: Rein Antheil an der Politik. V. Zwei Abtheilungen. Gr. 8. 1814. Geh. 5 Thlr. 18 Ngr.

•49. **Grässe (J. G. Thdr.), Wörterbuch der gesammten Mythologie aller bekannten Völker der Erde,** nach den Originalquellen bearbeitet, mit den wichtigsten Beweisstellen und mit Uebersichten der wichtigsten Religionsysteme versehen. In Heften. Gr. 8.

•50. **Bibliographisches Handbuch der philosophischen Literatur der Deutschen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit.** Nach J. S. Ersch in systematischer Ordnung bearbeitet und mit

den nöthigen Registern versehen von Dr. Ch. Ant. Geiseler. Dritte Auflage. Gr. 8.

In demselben Verlage erschien:
 Bibliographisches Handbuch der philosophischen Literatur der Deutschen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts etc. Nach J. S. Ersch bearbeitet von Ch. Ant. Geiseler. Dritte Auflage. 1845. 3 Thlr.

In ähnlicher Weise werden auch die andern Zweige der Literatur nach Ersch's Handbuch neu bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt erscheinen. Das Ganze wird nach dem neuen Plane in folgende 18 Abtheilungen zerfallen:

1. Philologie; 2. Philosophie; 3. Pädagogik; 4. Katholische Theologie, mit Einschluß der griechischen als Anhang; 5. Protestantische Theologie, mit Einschluß der jüdischen als Anhang; 6. Jurisprudenz; 7. Politik und Kameralwissenschaften; 8. Praktische Künste; 9. Kunst und schöne Künste; 10. Kunst mit Einschluß der Lang- und Schauspielerkunst; 11. Medicin; 12. Mathematik; 13. Naturkunde; 14. Gewerbehandwerk, mit Einschluß der handvertreibenden Künste; 15. Kriegskunst und Genossenschaft; 16. Historische Hilfswissenschaften; 17. Geschichte; 18. Vermischte Schriften.

Die zweite Ausgabe von Ersch's Handbuch (4 Bände in 8 Abtheilungen, 1822—23) kostet im herabgesetzten Preise auf Bandpapier 4 Thlr., auf Schreibpapier 6 Thlr., auf Schreibpapier in 4. 8 Thlr. Die einzelnen Abtheilungen werden zu nachstehenden ebenfalls ermäßigten Preisen verkauft:

- Philologie, Philosophie und Pädagogik. 1822. 16 Ngr. — Theologie. 1822. 16 Ngr. — Jurisprudenz und Politik. 1823. 16 Ngr. — Medicin. 1822. 16 Ngr. — Mathematik, Natur- und Gewerbehandwerk. 1823. 1 Thlr. 10 Ngr. — Geschichte und deren Hilfswissenschaften. 1827. 1 Thlr. — Vermischte Schriften. 1837. 8 Ngr. — Schöne Künste. 1840. 1 Thlr.

•51. **Goltschansen (F. A.), Der Protestantismus in seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung.** In drei Bänden. Erster Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

•52. **Jäger (Jos. N.), Seelenheilkunde, gestützt auf psychologische Grundsätze.** Ein Handbuch für Psychologen, Ärzte, Seelsorger und Richter. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

•53. **Jester (F. C.), Ueber die kleine Jagd, zum Gebrauche angehender Jagdliebhaber.** Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Vier Theile. Mit Kupfern. Gr. 8.

•54. **Jörg (J. Ch. S.), Beleuchtung der für das Königreich Sachsen beantragten Reform der Medicinalverfassung.** Vorausgestellt ist eine Kritik der Prosküre des Bataillonsarztes Dr. Neubert in Dresden: Darstellung der ärztlichen Bildung der Militärärzte der königl. sächsischen Armee" betitelt. Gr. 8. Geh. 8 Ngr.
 Im Jahre 1845 erschien bereits von dem Verfasser daselbst:

Welche Reform der Medicinalverfassung Sachsens fordern die Humanität und der jetzige Standpunkt der Arzneiwissenschaft? Gr. 8. 4 Ngr.

•55. **Jürgens (A.), Luther's Leben.** Erste Abtheilung: Luther von seiner Geburt bis zum Ablassstreite. 1483—1517. In drei Bänden. Erster Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

•56. **Kratzmann (E.), Die Leistungen der neuern Medicin in Frankreich nach Theorie und Praxis dargestellt.** Zwei Bände. Gr. 8. Geh.

•57. **Koebel (J. W.), Weltgeschichte in Kurzrissen und Ausführungen.** Erster Band und folgende. Gr. 8.

•58. **Machiavelli (Niccolo di Bernardo dei), Florentinische Geschichten.** Aus dem Italienschen überfetzt von Alf. Reumont. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

•59. **Mandl (L.), Handbuch der allgemeinen Anatomie,** angewendet auf die Physiologie und Pathologie. Nebst einer Einleitung über den Gebrauch des Mikroskops Deutsche, nach dem französischen Original von Verkuwer besorgte, mit vielen Zusätzen versehene Ausgabe. Zwei Bände. Mit 10 Kupfertafeln. Gr. 8.

•60. **Massaloup (J. V.), Logarithmisch-trigonometrische Hülfstafeln.** Ein zur Horizontal-Projection gemessener Längen auf schiefen Ebenen, sowie vorzugsweise zum Gebrauch bei nivellistischen Arbeiten und beim Markcheiden unentbehrliches Handbuch für Geometer, Ingenieure, Markscheider, Wasserbau- und Chausseebeamte. Gr. 8.

•61. **Meißner (H. A.), Die Fabrikgerichte in S.** Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

•62. **Möhr (D. C.), Geschichte**

Neueste und neuere

literarische Erscheinungen

durch

C. A. Schwetschke und Sohn in Halle,

sowie durch alle übrigen Buchhandlungen Deutschlands,

zu beziehen.

Theologie, besonders Protestantische Freunde und Wislicenus betreffend.

Zwei öffentliche Zeugnisse aus Halle für ein vernunftgläubiges Christenthum und den Pastor Wislicenus. Altenburg, Helbig. 3 Sgr.

Enthält die Verwendungsschriften Neumärkischer Kirchenmitglieder und der Stadtprocuratoren-Bersammlung zu Halle an das Ober-Präsidium der Provinz Sachsen für Wislicenus.

Die evangelische Kirchenzeitung und ihr Treiben. Von Dr. C. Schiesche, ev. Pred. zu Dössel bei Wettin. Leipzig, Kirchner. 5 Sgr.

Die protestantischen Freunde. Eine Selbstkritik. Sendschreiben an Uhlisch, von Dr. C. Schiesche, ev. Pred. zu Dössel bei Wettin. Altenburg, Helbig. 16 Sgr.

Der Verfasser gehört dem Hallischen Kreise der protestantischen Freunde an und hat sich namentlich auch bei den wissenschaftlichen Versammlungen dieses Kreises besonders betheiliget.

Christus in der Kirche: todt, erstehend und erstanden. Drei Predigten aus der Gegenwart. Von A. L. Wislicenus; Pred. zu Hedra bei Merseburg. Leipzig, Kirchner. 10 Sgr.

Der Verfasser ist ein leiblicher und geistiger Bruder des Pfarrers Wislicenus in Halle.

Bekanntnisse eines Freigewordenen, mit besonderer Beziehung auf Kämpfe's Beantwortung der Uhlischen Bekennnisse. Von B. M. Giese, Prediger in Arensnestla bei Herzberg. Altenburg, Helbig. 16 Sgr.

Von höchstem Interesse als das unverholenste freimüthige Bekennniß eines noch vor Kurzem gläubenden Pietisten und jetzt vernunftgläubigen Predigers in der preussischen Provinz Sachsen.

Was heißt denn das eigentlich: Jesus Christus ist unser Erlöser? Predigt in einer Landgemeinde gehalten und seiner Vaterstadt Wittenberg als freies Bekennniß vorgelegt von B. M. Giese, Pastor in Arensnestla bei Herzberg. Halle, Schwetschke und Sohn. 2 1/2 Sgr.

Die Religion Jesu Christi und das Christenthum. Von Grävell, Verf. der Schrift: „Protestantismus und Kirchenglaube von einem Laien.“ Halle, Schwetschke und Sohn. 2 Thlr. 15 Sgr.

Der Verfasser ist der Geheimrevisor Rath Grävell in Lübben, welcher schon früher, namentlich durch seine Schrift: „Der Mensch, seinen literarischen Ruf gründete.“ In Bezug auf das obige Werk „Die Religion Jesu Christi u.“ spricht sich der Verfasser selbst folgendermaßen aus: „Wer verstanden sein will, muß in solcher Rede sprechen oder schreiben, welche verstanden wird; und wer Jemanden verstehen will, muß die Begriffe von den Worten kennen, in denen zu ihm geredet wird. Dies ist der Grundgedanke dieses Werkes, angewendet auf die Lehre Jesu. Denn auch der Heiland konnte seinen Zeitgenossen seine Lehre nur in volkstümlicher Sprachweise kundgeben, und wer den richtigen Sinn dessen, was uns davon aufbehalten ist, fassen will, muß die Bedeutung der Worte zu der Zeit und in dem Idiome ermitteln, worin sie gebraucht wurden. Wer mit vorgefaßten Begriffen etwas liest und seine eigenen Vorstellungen dem unterlegt, was er daraus erst in Erfahrung bringen soll, muß nothwendigerweise dem Gelesenen falsche Deutung geben. Um die reine, von allen menschlichen Zusätzen und Entstellungen bare, Lehre des Heilandes aus der heil. Schrift zu erlernen, ist also das wesentliche Erforderniß, aus ihr selber zur Gewissheit zu bringen, wie sich die religiösen Begriffe nach und nach bei dem jüdischen Volke aus- und umgebildet haben; und welches der volkstümliche Stand der sprachgebräuchlichen Worte und Redensarten zur Zeit der Erscheinung Jesu war. Hiermit beschäftigt sich dieses Buch, indem es nachweist, was in der Bibel unter Gott, Gottessohn, Messias, Erlöser, Sünde, Sündenerlaß, Buße, Glaube, Leben und Tod, und andern verwandten Ausdrücken zu verstehen ist nach der Sprachweise der Zeit und des Landes. Daraus erwächst denn ganz von selbst die richtige Ueberzeugung, daß die lautere und unverfälschte Lehre Jesu ein Inbegriff der erhabensten und klarsten, dem kindlichen Verstande der Menschen einleuchtenden und ihren Willen göttlich regierenden Wahrheiten ist, frei und entfernt von all dem Unverständlichen und Unspruchbaren, womit sie überladen worden ist. Sie ist die Religion des Lichts, der Liebe und des Lebens. Daran allein mag man erkennen, wer die echten Jünger des Heilandes sind, daß sie Liebe unter einander üben und insgesammt ein priesterliches Volk darstellen, aber kein Volk mit und unter Priestern. Dies die Ausführung dieses Werkes.“

Schutzschrift für Gustav Adolph Wilslicenus,
Pfarrer an der Neumarktkirche zu Halle, gegen die
Anschuldigung der Abweichung von der Lehrbasis der
evangelischen Kirche und von der kirchlichen Ordnung,
durch seinen erwählten Vertheidiger, den Kammer-Ge-
richts-Assessor G. Ebert v. Altenburg, Helbig. 12 Sgr.
Von hoher Wichtigkeit als die officielle Vertheidigungs-
schrift für Wilslicenus.

Christliches Andachtsbuch für denkende Verehrer
Jesu. Von Dr. K. G. Bretschneider. In drei
Theilen. Mit dem Wilsbe und Facsimile des Verfassers
in Stahlstich. Halle, Schwetschke und Sohn.
auf Masch.-Belinp. 3 Thlr. 22 $\frac{1}{2}$ Sgr.
auf Löwen-Belinp. 4 Thlr. 15 Sgr.

Es nicht bloß zu häuslicher Erbauung bestimmt.
Die darin enthaltenen Abhandlungen eignen sich
ebenso zu kirchlichen Vorträgen, wie sie auch z. B. in
einer deutsch-katholischen Gemeinde bereits in dieser
Weise benutzt werden.

Portrait von Dr. Karl Gottlieb Bretschneider,
Oberconsistorialdirector, Generalsuperintendent u. Ober-
pfarrer zu Gotha, Comthur des Herzogl. Sächs. Erne-
stin. Hausordens. Mit Facsimile. In Stahlstich. Auf
Chines. Papier. Halle, Schwetschke u. Sohn. 12 $\frac{1}{2}$ Sgr.

**Au ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! — An-
merkungen zu einer Erklärung des Hrn. Prof. Dr.
Hengstenberg in Berlin gegen die protestantischen Freunde
in dem Vorwort zu seiner evangel. Kirchenzeitung 1845
Nr. 5 u. 6. Von Uhlisch. Leipzig, Kirchner. 2 $\frac{1}{2}$ Sgr.**

Der Herrer Gustav Adolph Wilslicenus und die
Bedeutung seiner Bekenntnisse und Erlebnisse für die
Gesamtheit. Eine Zuschrift an die Protestanten von
Dr. G. D. Piper. Halle, Schwetschke und Sohn.
6 Sgr.

Diese Schrift ist auch insofern von hoher Wichtigkeit,
als das Ober-Censur-Gericht in Berlin viele
bedeutungsvolle Stellen vollständig zum Drucke ver-
stattet hat.

**Encyclopädie der theologischen Wis-
senschaften.** Von K. Rosenkranz, ord. Prof. der
Philos. an der Univ. zu Königsberg. 2e gänzl.
umgearb. Auflage. Halle, Schwetschke u. Sohn.
1 Thlr. 25 Sgr.

Die religiöse Glaubenslehre nach der Verkunft und
Offenbarung für denkende Leser dargestellt von Dr.
K. G. Bretschneider. 3e verb. u. verm. Auflage.
Halle, Schwetschke und Sohn. 1 Thlr. 26 $\frac{1}{2}$ Sgr.

Nationales Zeugniß von Christo und für Christum.
Eine Predigt über die Frage: Wie dünkt Euch um
Christo? Wess Sohn ist er? Von Lauter, Prediger
in Wanderleben bei Erfurt. Halle, Schwetschke und
Sohn. 3 Sgr.

Die symbolischen Schriften der lutherischen Kirche;
die hauptsächlichsten vollständig, die übrigen in kurzer
Darstellung. Halle, Schwetschke u. Sohn. 2 $\frac{1}{2}$ Sgr.

Deutsch: Katholiken betreffend.

Für die Deutsch-Katholiken. Ein Votum von
Dr. K. G. Bretschneider, Oberconsistorialdirector und
Generalsuperintendent; Comthur erster Klasse des Her-
zog. Sächs. Hausordens. Jena, Frommann. 3 Sgr.

Schneidemüller-Lied. Mit sechs Begleitstücken.
Von Dr. G. Schwetschke. Dritter, mit einer Com-
position des Schneidemüller-Liedes für vier Männer-
stimmen vermehrter Abdruck. Halle, Schwetschke und
Sohn. 2 $\frac{1}{2}$ Sgr.

Erug.-Rom. und Jesuiten. Ein Gedenkblatt für
römisch- und deutsch-katholische Christen. Vom Prof.
Hinrichs. Halle, Schwetschke u. Sohn. 15 Sgr.

Die deutsch-katholischen Deputirten in Halle. Ein
Gedenkblatt an die Feler vom 27. März 1845, den
zum Leipziger Concll entsandten deutsch-katholischen
Deputirten zu Ehren in Halle veranstaltet. Nebst der
Hallischen Adresse an sämtliche freie katholische Ge-
meinden und Katholiken Deutschlands. Halle, Schwetschke
und Sohn. 2 $\frac{1}{2}$ Sgr.

Trier-Ronge-Schneidemühl. Ein fliegendes Blatt vom Professor Hinrichs. 5e Aufl.
Halle, Schwetschke und Sohn. 2 $\frac{1}{2}$ Sgr.

Politik. Staatswirthschaft. Jurisprudenz.

Hinrichs' Politische Vorlesungen. — Unser Zeitalter und wie es geworden, nach seinen polit., kirchl. u. wissenschaftl. Zuständen, mit besond. Bezüge auf Deutschland und namentlich Preußen. In öffentl. Vorträgen an d. Universität zu Halle dargestellt von H. F. W. Hinrichs. 2 Bände. Halle, Schwetschke und Sohn. 3 Thlr. 20 Sgr.

Die Lehre von der Volkswirthschaft in ihren allgemeinen Bedingungen u. in ihrer besonderen Entwicklung, oder wissenschaftl. Darstellung der bürgerl. Gesellschaft als Wirthschaftssystem. Ein Handbuch für die Freunde dieser Wissenschaft u. für Staatsmänner. Von Dr. F. F. G. Eifelen, Professor der Staatswissenschaften. Halle, Schwetschke und Sohn. 2 Thlr. 15 Sgr.

Hinrichs' Ferienschriften. Pfingsten 1844. Die Preussische Petitionsfrage nach provincialständischem und constitutionellem Gesichtspunkte. Von Dr. H. F. W. Hinrichs. Halle, Schwetschke und Sohn. 15 Sgr.

Hinrichs' Ferienschriften. Ostern 1845. Die deutsche Verfassungsfrage. Darstellung und Kritik der Carlsbader Verhandlungen über die Interpretation des Artikel 13 der Bundesacte. Vom Professor Hinrichs. Ebendas. 15 Sgr.

Lehrbuch des gemeinen deutschen Criminalrechts mit Rücksicht auf ältere und neuere Landesrechte. Von Dr. A. W. Heffter. 3e sorgfält. revid. und verb. Aufl. Halle, Schwetschke u. Sohn. 2 Thlr. 10 Sgr.

Dr. C. F. Wühlenschuch's (weiland Geh. Justizrathes, Ritters- u. ordentlichen Professors der Rechte zu Göttingen) Lehrbuch des Pandecten-Rechts, nach der Doctrina Pandectarum deutsch bearbeitet. 4e verb. Aufl. von Dr. D. E. v. Madai (jetzt Professor der Rechte an der Univ. Kiel). 3 Theile. Halle, Schwetschke und Sohn. 4 Thlr.

Geschichte des deutschen Strafrechts. Von Dr. W. E. Wilda, Professor in Breslau. 1r Band A. u. d. T.: Das Strafrecht der Germanen. Halle, Schwetschke und Sohn. 4 Thlr. 15 Sgr.

Archiv des Criminalrechts. Neue Folge. Herausgegeben von den Professoren Abegg, Birbaum, Heffter, Hepp, Mittermaier, v. Wächter, Zachariä. Jahrgang 1845. 4 Hefte. Halle, Schwetschke und Sohn. à Hest 15 Sgr.

(Wird fortgesetzt.)
(Das Archiv des Crim. R. erscheint seit d. J. 1798. Der Ankauf vollständ. Exemplare wird durch möglichst billige Bedingungen erleichtert.)

Philologie, Literatur-Historie, Pastoral-Literatur und Pädagogik.

Allgemeine Literatur-Zeitung. Herausgegeben von den Professoren Burmeister, Duncker, Friedländer, Gruber, Meier, Niemeyer, Pott, Rödiger, Wegscheider. Jahrgang 1846. Halle, Schwetschke u. Sohn. 12 Thlr.

Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzüglichsten Völker, des Alterthums. Nach der Anordn. v. Dr. Müller's. Für Lehrer, Studierende u. die obersten Klassen der Gymnasien. Von Dr. A. Germaun, Professor d. philos. Fakultät d. Univ. Göttingen. 2 Bände. Halle, Schwetschke und Sohn. 1 Thlr. 25 Sgr.

Derselben Werkes 3r Bd. 1e Abth. Ebendas. 12 Sgr.

Hellenische Alterthumskunde aus dem Gesichtspunkte des Staats. Von W. Wachsmuth, Dr., Professor Ritter u. s. w. 2e umgearb. u. verm. Ausg. 2 Bände. Halle, Schwetschke und Sohn. 8 Thlr.

Grundriß der Geschichte des Christenthums der Griechen und Römer und der Romanischen und Germanischen Völker von A. Fuchs. Halle, Schwetschke und Sohn. 1 Thlr. 15 Sgr.

Kurzer Abriß der Geschichte des Christenthums der Griechen und Römer und der Romanischen und Germanischen Völker von A. Fuchs. Ebendas. 5 Sgr.

Die Dämonen von Attika und ihre Vertheilung unter die Phylen. Nach Inschriften von L. Ross. Herausg. und mit Anmerk. begleitet von M. H. E. Meier. Halle, Schwetschke und Sohn. 2 Thlr.

Griechische Grammatik für Schulen u. Studierende. Von Dr. Rehlhorn, Prorect. am Gymnas. zu Ratibor. 1e Lieferung. M. 2 lith. Taf. Halle, Schwetschke u. Sohn. 25 Sgr.

Suda Lexicon, graece et latine, ad fidem optimorum librorum exactum post Th. Gaisfordum, recensuit et annotatione critica instruxit G. Bernhady. Tomi I. fasc. 1 — 7. Tomi II. fasc. 1 — 7. Halae, Schwetschke et al. 27 Thlr. 25 Sgr.

Grammatik der Italienischen Sprache von Dr. E. G. Bianc, Dompred. u. Prof. Halle, Schwetschke und Sohn. 3 Thlr. 10 Sgr.

Der Preussische legale evangelische Pfarrer. Eine sachlich geordn., auszugsmäss. Darstell. u. Nachweis. gültiger Gesetze, Verordn. u. Vorschriften üb. d. pastoralen Amtspflichten und Verbindlichk., Befugnisse und Gerechtfame und anderweit. amtl. Verhältn. der Preuß. evangel. Civil- u. Militair-Pfarrgeistlichen. Zum zweiten Male ergänzt u. berichtigt herausg. von A. G. Boche, evangelischem Pastor zu Steinitz. Halle, Schwetschke und Sohn. 2 1/4 Sgr.

Stoff zu stylistischen Vorkursen in der Muttersprache. Für obere Klassen. In ausführlichen Dispositionen u. kürzern Andeutungen von D. G. Herzog. 3. verb. und fast verm. Auflage. Halle, Schwetschke und Sohn. 1 Thlr.

Der Preussische legale evangelische Volksschullehrer, Kantor, Organist und Küster. Eine sachlich-geordn., auszugsmäßig. Darstell. u. Nachweis. bisher erschienener annoch gültiger Gesetze, Verordn. und Vorschriften über die Schul-Amtsverhältn., Amtspflichten u. Verbindlich., Befugnisse u. Gerechtigkeiten u. anderweit. Angelegen. der Volks-Schullehrer u. Kirchenbedienten. (Civil u. Militär.) Zum zweiten Male berichtigt u. ergänzt herausg. von F. G. Bocke, evangel. Pastor zu Steintirch. Halle, Schwetschke und Sohn. 15 Sgr.

Naturwissenschaften, Technik und Landwirthschaft.

Technisches Maß- und Handbuch für Gewerbetreibende. Von Dr. Schadeberg. Mit in d. Text gedruckten Holzschnitten. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1 Thlr. 15 Sgr.

Systematische Encyclopädie und Methodologie der theoretischen Naturwissenschaften von Dr. G. Suckow, Prof. u. f. w. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1 Thlr. 15 Sgr.

Podaggetische Anleitung zum naturwissenschaftlichen Studium auf Universitäten. Von Dr. G. Suckow, Professor u. f. w. Halle, Schwetschke und Sohn. 7½ Sgr.

Der angehende Pächter. Ein Handbuch für Kameralisten, Gutbesitzer, Pächter, Rentnere u. Theilungskommissarien u. f. w. Von G. G. Schnee. 5e Auflage. Halle, Schwetschke und Sohn. 7½ Sgr.

Geographie, Geschichte, Philosophie und Vermischte Schriften.

Dr. E. S. Blane's Handbuch des Wissenswürdigen aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. 5e Auflage. Herausg. von Dr. W. Mahmann. Mit 3 Tafeln erläuternder Abbild. Ausgabe in 18 Heften. Halle, Schwetschke und Sohn. à Heft 7½ Sgr.

Atlas zu Blane's Handbuch des Wissenswürdigen u. s. w. Bearbeitet von W. Walter (25 sauber color. Karten). Neuer Abdruck, 4 Lieferungen. Halle, Schwetschke und Sohn. à Lief. 15 Sgr.

Podaggetisches Handbuch der Geographie zum Schulgebrauch bearb. von F. G. Selten. 18 Bdn. Für Schüler. X. u. d. Z.: Grundlage beim Unterr. in d. Erdbeschreib. 17. verb. u. verm. Aufl., in Verbind. mit d. neuen Walter'schen Schulatlas zu gebrauchen. Halle, Schwetschke u. Sohn. 12½ Sgr.

Derselben Werkes 28 Bdn. Für Lehrer. X. u. d. Z.: Ueber den Gebrauch der Schulhülfsmittel beim Unterr. in d. Erdbeschreib. 3e verm., größtentheils umgearb. Aufl. Ebend. 22½ Sgr.

Derselben Werkes 28 Bdn. Für Lehrer und Schüler. X. u. d. Z.: 4000 Aufgaben und Fragen in Bezieh. auf geograph. Raumkenntnis oder topischer Lehrstoff in Frageform. 3e verb. u. verm. Aufl. Ebend. 15 Sgr.

Erfahrungen und Rathschläge aus dem Leben eines Schulreuebes. Von T. Weiss, Königl. Preuss. Geh. Regier. Rath. 1e Band. 2e verm. u. verb. Ausg. Halle, Schwetschke und Sohn. 10 Sgr.

Derselben Werkes 2e Bd. X. u. d. Z.: Zur Fundamental- u. Methodik der Lehre für ein einfacheres Lehrsystem i. d. Volksschulen unfr. Zeit. Ebendaf. 26¼ Sgr.

Derselben Werkes 3e Band. X. u. d. Z.: Das dritte u. fünfte Hauptstück des kleinen Katechismus von Dr. M. Luther praktisch bearb. zunächst für Volksschullehrer. Ebend. 1 Thlr. 11¼ Sgr.

Derselben Werkes 4e Band. X. u. d. Z.: Ueber die Beförderung des Unterrichts in den Volksschulen überhaupt u. den deutschen Sprachunterricht insbesond. Ebend. 1 Thlr.

Die Versteinerungen des Steinkohlengebirges von Wettin u. Löbejün im Saalkreise, bildlich dargestellt u. bearbeitet von Dr. E. F. Germar, Oberbergrath. Professor in Halle. (Mit deutschem und lateinischem Texte.) 1s bis 3s Heft Mit 19 Taf. Abbild. Halle, Schwetschke und Sohn. à Heft 2 Thlr.

Versuch zur Darlegung des gegenwärtigen Standes der Wissenschaft in Bezug auf die Lehre von der Urzeugung. Von J. A. Hein. Halle, Schwetschke und Sohn. 26¼ Sgr.

Der erfahrene Landwirth, welcher Theorie mit Praxis wohl verbindet oder Beschreib. meiner Wirthschaft zu Riemehna. Nebst einem Anhange üb. Fruchtwechselwirthschaft, dem Uebergang in dieselbe u. üb. Brache. Von F. Kirchhof, Detonomie-Kommissar. Halle, Schwetschke u. Sohn. 15 Sgr.

Die allgemeine Diätetik für Gebildete. Wissenschaftlich bearbeitet von Dr. G. W. Zedler, Professor der Medicin u. f. w. Halle, Schwetschke u. Sohn. 2 Thlr.

Erinnerungsblätter an die Schlacht bei Leipzig. 2 Vorträge, gehalten von Dr. R. G. Jacob, Prof. a. d. Landesschule Pforta. Halle, Schwetschke und Sohn. 3 Sgr.

Ideen zu einer Reform der christlichen Kirchenmusik, mit besonderer Beziehung auf die neuesten kirchlichen Bedürfnisse. Ein Wort zur Beherzigung an alle Verehrer des göttlichen Gottesdienstes von G. Rauenburg. Halle, Schwetschke und Sohn. 3¼ Sgr.

Geschichte der Naturphilosophie von Bacon von Verulam bis auf unsere Zeit, von Dr. J. Schaller, Professor der Philosophie. 2e Theil. Darstellung und Kritik der Kantischen Naturphilosophie. Halle, Schwetschke und Sohn. 1 Thlr. 20 Sgr.

Byzantinisches Blatt von G. Schwetschke. Halle, Schwetschke und Sohn. 3 Sgr.

Nägeli'scher Streit gegen Rom und die Hierarchie. Original und deutsche Uebersetzung von Dr. Eduard Brindmeier. Halle, Schwetschke u. Sohn. 10 Sgr.

Literarischer Anzeiger.

1846. N. IX.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei G. W. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Museum“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 1/2 Rgr.

Verzeichniß der Vorlesungen, welche an der königlich bairischen Friedrich-Alexanders- Universität zu Erlangen im Sommer-Semester 1846 gehalten werden sollen.

Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Übungen des ergetischen Seminariums der alt- und neutestamentlichen Abtheilung, biblische Archäologie, die Salomonischen Spruchwörter, Apologetik des Christenthums. — Dr. Engelhardt: Übungen des kirchenhistorischen Seminariums, Kirchengeschichte. — Dr. Höfling: Übungen des homiletischen katechetischen Seminariums, Liturgik oder Theorie des christlichen Cultus. — Dr. Thomasius: Dogmatik, die Dicta probantia, Geschichte des kirchlichen Lehrbegriffs, Colloquium über Symbolik. — Dr. Hofmann: biblisch-theologische Übungen, neueste Erscheinungen auf theologischem Gebiete, theologische Ethik, Brief Pauli an die Römer. — Dr. von Ammon: Symbolik und Polemik, Übungen im Pastoralinstitute.

Unter der Aufsicht und Leitung des königlichen Ephorus werden die angestellten vier Repetenten wissenschaftliche Repetitorien und Conversatorien in lateinischer Sprache für die Theologie Studirenden in vier Jahreskursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Pandektenrecht, Conversatorium. — Dr. Schmidlein: Differenzen des gemeinen und bairischen Criminalrechts, Theorie des Criminalprocesses. — Dr. Schelling: Philosophie des Rechts, europäisches Völkerverrecht, Theorie der summarischen Prozesse mit Einschluß des Concursprocesses, Conversatorium über ordentlichen Civilprocess. — Dr. von Scheurl: Institutionen des römischen Rechts, gemeines Kirchenrecht, Besonderheiten des bairischen Kirchenrechts. — Dr. Engler: deutsche Staats- und Rechtsgeschichte mit besonderer Rücksicht auf Baiern, Vertheidigungskunst im Strafprocess, ausgewählte Lehren des im Königreich Baiern ausschließlich der Pfalz geltenden Privatrechts. — Dr. Erdolff: Encyclopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, römisches Erbrecht, das vierte Buch von Gajus' Institutionen.

Medizinische Facultät.

Dr. Fleischmann: allgemeine menschliche Anatomie, allgemeine und besondere Physiologie des Menschen, Examinatorium über anatomische und physiologische Gegenstände. — Dr. Koch: allgemeine und beschreibende Botanik, Cultur der Obstbäume. — Dr. Leupoldt: Anthropologie, Psychologie und Hygiene, Psychiatrie. — Dr. Roschitz: geburtsärztliche Klinik, Geburtskunde. — Dr. Heyfelder: Chirurgie, Augenheilkunde, chirurgische Klinik, cursus operationum chir. — Dr. Canstatt: gerichtliche Medicin, specielle Pathologie und Therapie, medicinische Klinik und Poliklinik. — Dr. Erott: Toxikologie, Receptirkunst. — Dr. Will: vergleichende Anatomie, Veterinär-Medicin, zoologische Demonstrationen, allgemeine und specielle Physiologie in Verbindung mit zootomischen und mikroskopischen Übungen. — Dr. Fleischmann: Angiologie und Neurologie, Physiologie der Sinnesorgane. — Dr. Nied: Knochenkrankheiten, Cursus der Augenoperationen an Thieraugen, Anleitung zum Gebrauch des Osteotoms, gerichtlich-medicinisches Practicum. — Dr. Wintrich: allgemeine pathologische Anatomie in Verbin-

dung mit mikroskopischen Untersuchungen und Demonstrationen an Präparaten und Leichen, Semiotik am Krankenbette, Casuisticum medicum als Repetitorium über specielle Pathologie und Therapie.

Philosophische Facultät.

Dr. Kastner: Encyclopädische Übersicht der gesammten Naturwissenschaft und Meteorologie, Experimentalphysik, analytische Chemie mit besonderer Rücksicht auf physiologische Chemie, Verein für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger: Geschichte der französischen Revolution, allgemeine Geschichte, Geschichte und Statistik des Königreichs Baiern. — Dr. Döberlein: Gymnasialpädagogik, Symposium des Plato, vergleichende Syntax der griechischen und lateinischen Sprache. — Dr. von Raumer: Mineralogie, Pädagogik. — Dr. von Staubt: Elementarmathematik, Astronomie. — Dr. Fischer: allgemeine Geschichte der Philosophie, philosophische Entwicklung der Bildungsgeschichte des deutschen Geistes von der Reformation bis auf die neueste Zeit. — Dr. Drechsler: das Buch Hiob, Sanskrit, arabische oder syrische Sprache. — Dr. Kögelsbach: Cicero's Somnium Scipionis, Demosthenes' pro corona, höhere Kritik der Horazischen Oden. — Dr. Weinlig: Rationalökonomie, Policei, Organisation der Polizei- und Verwaltungsbehörden. — Dr. Fabri: über Dampfmaschinen und ihre Anwendung, Encyclopädie der Kameralwissenschaften, Technologie verbunden mit Excursionen, Rationalökonomie. — Dr. Winterling: Aesthetik, Lafontaine's Fabeln, englische und italienische Sprache. — Dr. Martius: Experimental-Pharmacie, Anweisung die metallischen Säfte in gerichtlich medicinischen Fällen nachzuweisen, Examinatorium. — Dr. von Schaben: Naturphilosophie, Religionsphilosophie, Theorie und Geschichte der bildenden Künste. — Dr. Heyder: Ethik, Geschichte der neuesten Philosophie seit Kant mit besonderer Berücksichtigung der Schelling'schen und Hegel'schen Lehre, Grundprobleme des philosophischen Wissens und ihre Lösung. — Dr. von Raumer: Geschichte des deutschen Volks von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr 1830, Altnordisch. — Dr. Schnitzlein: Charakteristik der natürlichen Pflanzenfamilien und ihrer in der Medicin, Technologie und Landwirtschaft angewendeten Arten, praktische Anleitung zur Untersuchung und Bestimmung der Pflanzen mit Excursionen.

Die Tanzkunst lehrt Hübsch, die Fechtkunst und Schwimmkunst Quehl.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2 Uhr, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3 Uhr, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Soeben erschien in der Mulandt'schen Buchhandlung (Sons Garde) in Merseburg und ist in allen Buchhandlungen vorrätzig:

Vorschlag zu einem Denkmale Pestalozzi's mit Rücksicht auf dessen Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts von Dr. Christoph Weiss, königl. preuß. Geh. Regierungsrath a. D.

Gr. 8. Geh. 1/2 Thlr.

Veri t

über die

Verlagsunternehmungen für 1846

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Beschluß aus Nr. VIII.)

II. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

- *63. **Naumann (K. F.), Handbuch der Geognosie.** Zwei Bände. Mit 20 Tafeln und mehren in den Text eingedruckten Holzschnitten. Gr. 8. Geh.
Von demselben Verfasser erschien bereits daselbst:
 Lehrbuch der reinen und angewandten Krystallographie. Zwei Bände. Mit 39 Kupfertafeln. Gr. 8. 1830. 7 Thlr.
- *64. **Niedner (C. B.), Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte.** Gr. 8. Geh.
- *65. **Ninfa.** Eine Novelle. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.
- *66. **Novellenbuch der Italiener.** In einer Auswahl übersetzt von **H. Keller.** Drei Theile. Gr. 12. Geh.
- *67. **Normann's (W.) gesammelte Schriften.** Herausgegeben von **H. Neumont.** Zwei Bände. Gr. 12. Geh.
- *68. **Reumer (F. L. G. von), Vorlesungen über die alte Geschichte.** Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12.
- *69. **Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle.** Par le Baron **Ch. de Martens** et le Baron **F. de Onsay.** Cinq volumes. Gr. 8. Geh.
Der erste und zweite Theil sind im Druck vollendet und kosten 4 Thlr. 16 Ngr.
 Von Ch. de Martens erschien ferner in demselben Verlage:
 Guide diplomatique. 2 vols. Gr. 8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.
 Causes célèbres du droit des gens. 2 vols. Gr. 8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.
 Nouvelles causes célèbres du droit des gens. 2 vols. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.
- *70. **Reichard (L.), Gesammelte Schriften. Neue Folge.** In acht Bänden. Gr. 12. Geh.
Der erste und zweite Theil ist bereits aufgegeben und kostet 2 Thlr.
 Die erste Folge erschien in zwölf Bänden 1843—44 und kostet 12 Thlr.; dieselbe enthält: 1812. Dritte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunstnovellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebilder-galerie. — Vermischtes. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.
- *71. **Röben (J. G.), Der souveraine christliche Staat, das Ende unserer Weltviren.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.
- *72. **Rosa de Romanos, ó Romanos sacados de las „Rosas“ de Juan Timoneda, que pueden servir de suplemento á todos los Romanceros, así antiguos como modernos y especialmente al publicado por el señor Don G. B. Depping, escogidos, ordenados, y anotados por Don Fernando José Wolf.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.
Dieses Werk bildet zugleich den dritten Theil des im Jahre 1844 bei uns erschienenen:
 Romancero castellano, ó colleccion de antiguos romances populares de los españoles, publicada con una introduccion y notas por G. B. Depping. Nueva edicion, con las notas de Don Antonio Alcalá-Galiano. Zwei Theile. Gr. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.
- *73. **Ross (G.), Handbuch der chirurgischen Anatomie.** Gr. 8. Geh.
74. **Sáma-Veda.** Die Hymnen des Sáma-Veda, im Original, mit der Accentuation der Handschriften, herausgegeben, ins Deutsche übersetzt, mit kritischen und

exegetischen Anmerkungen, die Varianten des Rig-Veda und Mittheilungen aus den Commentaren des Sájanátscharja zum Rig-Veda und des Mehádhara zum Jadschar-Veda enthaltend, begleitet und mit einem Glossar versehen von **Thdr. Bunsby.** Gr. 8. Geh.

Von dem Herausgeber erschien im Jahre 1844 daselbst:
 Ueber das Verhältniß der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. Gr. 8. 2 Thlr.

*75. **Schefer (P.), Génévion von Toulouse.** Historische Novelle. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

*76. **Schmid (Mh.), Die Geseze der Angelsachsen.** In der Ursprache mit Uebersetzung, Erläuterung und einem antiquarischen Glossar. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. Von der ersten Auflage dieses Werkes, den Text noch Uebersetzung enthaltend (1832), sind noch Exemplare zu dem Preise von 2 Thlr. 8 Ngr. zu erhalten.

*77. **Schnitzer (A.), Pathologie und Therapie der Geisteskrankheiten.** Zwei Bände. Gr. 8. Im Jahre 1843 erschienen in demselben Verlage:
 Handbuch der Kinderkrankheiten. Nach Mittheilungen holländischer Aerzte herausgegeben von **A. Schnitzer** und **B. Wolf.** Zwei Bände. Gr. 8. 6 Thlr.

*78. **Schäffing (Levin), Zeiten und Sitten.** Erster bis vierter Theil. Gr. 12. Geh.

Auch unter besondern Titeln:
 *79. ———, Die Ritterbürtigen. Der zweite Theil. 4 Thlr. 15 Ngr.

*80. ———, **Eine dunkle That.** Von demselben Verfasser erschien ebenfalls:
 Ein Schloß am Meer. Roman. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. Geh. 3 Thlr.

*81. **Schulz (F. B.), Ueber die Nothwendigkeit eines neuen Galeriegebäudes für die königliche Gemäldesammlung in Dresden.** Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

*82. **Scriptores rei herbariae omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora.** Curavit **G. A. Fritsch.** Gr. 8.

*83. **Sievers (J. G.), Wladyslaw und Ditschl.** Eine tschechische Erzählung. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

*84. **Snell (L.), Anleitung in die Differential- und Integralrechnung.** Gr. 8. Von demselben Verfasser erschien früher daselbst:
 Lehrbuch der Geometrie. Mit 6 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

*85. **(Specker) Briefe eines deutschen Künstlers in Italien.** Aus den nachgelassenen Papieren von **Erwin Specker.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

*86. **Die symbolischen Bücher der reformirten Kirche, übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von C. G. v. Hof.** Gr. 8.

Diese Sammlung wird im Kaufmann ganz mit der in demselben Verlage erschienenen „Concordia. Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, mit Einleitungen herausgegeben von H. K. Koethe“ (1839. 1 Thlr. 15 Ngr.) übereinstimmen.

*87. **Tauskirchen-Engsburg (Gräfin), Die Schwärmerin.** Roman. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Ngr.

*88. **Tesche (Walter), Bilder aus Schlessen, in Novellen gefaßt.** Erstes Bändchen und folgende. Gr. 12. Geh. Das erste Bändchen unter dem Titel „Die Rose von der Pyramo“ ist bereits erschienen und kostet 1 Thlr. 12 Ngr.

89. **Ycatinoo Comedias de Lope Felix de Vega Carpio**, con su vida y notas criticas, escogidas y ordenadas por D. Hilgo Baron de Münch-Bellinghausen y D. Fernando José Wolf. Gr. 12. Geh.

90. **Bolks-Bibliothek.** — Zweiter Band: **Der alte Heim.** Leben und Wirken Ernst Ludwig Heim's, königl. preussischen Geheimen-Raths und Doctors der Arzneiwissenschaft. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von G. W. Kessler. Zweite, mit Zusätzen vermehrte Auflage. Mit Heim's Bildniß. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Der erste Band dieser Bolks-Bibliothek (1845) enthält: Joachim Kretschmer, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgeschrieben, und herausgegeben von J. G. E. Hahn. Mit Kretschmer's Bildniß und einem Plane der Umgegend von Kolberg. Zweite Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Allen Vereinen zur Verbreitung guter Bolkschriften wird diese Bolks-Bibliothek zu günstiger Beachtung empfohlen.

91. **Lehr- (F. Ueb.), Lesebuch für Bolkschulen** und die unteren Classen der Gymnasien und Realschulen. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

Der Preis dieses Lesebuchs wird bei dem Umfange desselben (22 Bogen stenographischen Drucks) als ein außer-

ordentlich billiger erscheinen und die Einführung in Schulen erleichtern.

Durch alle Buchhandlungen ist der Verlags-Katalog von F. A. Brockhaus in Leipzig, durch einen dritten Nachtrag bis zum Schlusse des Jahres 1845 fortgeführt, gratis zu erhalten.

Verzeichnisse

von

im Preise bedeutend herabgesetzten Werken

aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig,

wovon das eine die schönwissenschaftlichen und historischen, das andere die wissenschaftlichen Werke enthält, werden durch alle Buchhandlungen gratis ausgegeben.

Diese Verzeichnisse enthalten fast alle Werke von allgemeinem Interesse, die bis zum Jahre 1842 in obigem Verlage erschienen sind. Die Preisveränderungen gelten nur für ein Jahr, vom 1. Jan. bis 31. Dec. 1846. Bei einer Auswahl von 10 Thlr. wird noch ein Rabatt von 10% bewilligt.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** werden im Laufe des Jahres 1846 folgende Werke erscheinen:

1. **Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica.** Vol. XVI (1844.) In-8. — **Bullettino dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1844.** In-8. — **Monumenti inediti dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1844.** Folio. Roma. Pränumerationen-Preis dieses Jahrgangs 14 Thlr.

Diese artistisch und wissenschaftlich werthvollen Schriften des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829, und können complet à 18 Thlr. per Jahrgang geliefert werden. Der Jahrgang 1843 wird noch zum Pränumerationenpreis von 14 Thlr. gegeben.

2. **L'Echo. Journal des gens du monde.** Nouvelle série. Deuxième année. 1846. 104 Nrn. Klein-Fol. Preis des Jahrgangs 5 Thlr. 10 Ngr.

Eine zweite verbesserte Fortsetzung des Echo de la littérature française, von dem 4. Jahrgänge in gr. 8. erschienen sind, welche eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesamten französischen Journalistik der letzten Jahre bilden. Von den Abonnenten auf des Echo in seiner neuen Gestalt auch die Anschaffung der ersten Serie zu erleichtern, werden alle 4 Jahrgänge für den sehr ermäßigten Preis von 6 Thlr. (inhalt 21 Thlr. 10 Ngr.) erlassen.

Die ersten Nummern des Jahrgangs 1846 stehen auf Bestellungen als Probeblätter zu Diensten.

Inserate werden mit 1 Ngr. für die Zeile berechnet, und besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. bezügelt.

3. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **Robert Keller.** Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4. Mit vielen Abbildungen. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.; ein Quartal 15 Ngr.; ein einzelnes Monatsheft 6 Ngr.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten.

Inserate werden mit 2 Ngr. die Zeile berechnet und besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend bezügelt.

4. **Beaumont (Madame Leprince de), Le Magasin des enfans, revu et augmenté de nouveaux contes par Madame Eugénie Poa.** 8. Geh. 25 Ngr.

Eine neue sorgfältig ausgeschaltete Ausgabe dieser bekannten Jugendschrift, aus welcher alles Veraltete und unsern gegenwärtigen Ansichten sowie unserer Ausdruckweise nicht mehr entsprechende entfernt ist, darf gewiss auf eine günstige Aufnahme von Seiten des Publicums rechnen.

5. **Bibliotheca philologica-germanica,** oder Verzeichniß der sowohl in älterer als in neuerer Zeit, insbesondere aber vom Jahre 1800 an, in Deutschland erschienenen, dem Gesamtgebiete der deutschen Sprachwissenschaft angehörnden Schriften. Mit einem vollständigen Materientregister. Gr. 8. Geh.

6. **Bibliothek der neuesten ausländischen Literatur in Uebersetzungen.** (Geschichte, Politik und Interessen der Gegenwart, Reisen, Romane.) Gr. 12. Geh.

Den Anfang dieser Sammlung wird die „Geschichte der Gefangenschaft Napoleons" auf St. Helena" vom General Montholon bilden, deren sich Eugen Our's zunächst zu erwartender Roman „Martin des Indes, oder Memoiren eines Kammerdieners" schließt.

7. **Bibliothèque choisie de la littérature française.** 8. Velinpap. Geh.

Diese Sammlung wird eine Auswahl der vorzüglichsten Werke der französischen Literatur älterer, neuerer und neuester Zeit enthalten. Erschienen sind bis jetzt:

Sand, Ladiana. Edition autorisée par l'auteur. 1 vol. 20 Ngr. — Molière, Oeuvres choisies. 2 vols. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unter der Presse befinden sich die Werke von Zola, Renouvier und Branger.

Durch gleichmäßige Ausstattung schließen sich an die Bibliothèque choisie an: Dumas, La Dame de Monsoreau, und Leprince de Beaumont, Magasin des enfans. Gorrectheit, elegante Ausstattung und billiger Preis machen diese Ausgaben allen Freunden der französischen Literatur empfehlenswert.

8. **Le Gancionero de Juan Alfonso de Baena.** Collection d'anciens troubadours espagnols inédits, publiée par M. Francisque Michel, professeur de littérature étrangère à la faculté des lettres à Bordeaux. Avec un glossaire. Deux vols. Gr. 12. Geh.

9. **Dumas (Alexandre), La Dame de Monsoreau.** Tomes V et VI. 8. Geh. 1 Thlr.

Mit diesen Bänden ist dieser interessante Roman geschlossen. Die ersten 4 Bände (1845) kosten 2 Thlr.

10. **Sahn (Ludwig), Geschichte der Auflösung der Jesuiten-Congregationen in Frankreich im Jahre 1845.** Nach den besten Materialien und unter Benützung handschriftlicher Quellen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

11. **Imandt (C.), Italienische Sprachlehre nach Bergani's System.** 8. Geh. 22 1/2 Ngr.

12. **Lötgen (B., Professeur de langue allemande à l'école supérieure des Frères à Prassy), Deutsch und französisches Gespräch,** mit französischer und deutscher Interlinear-Uebersetzung, zum Gebrauche beider Nationen. 8. Geh. 12 Ngr.

13. **Mahábhárata** in kritischer, vollständiger Uebersetzung von **Theodor Goldstücker.** Vier Theile, jeder aus vier Bänden bestehend. Gr. 4. Velinpapier. Geh. Subscriptionspreis einer Lieferung von 20 Bogen 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Zusätzliche Prospekte, mit Druckprobe, dieses ebenso wichtigen als umfangreichen Unternehmens sind in allen Buchhandlungen zu bekommen.

14. **Mikolowicza (Adama), Konrad Wallenrod.** In eleganter Miniaturo-Ausgabe. 16. Geh. 15 Ngr.

Eine deutsche Uebersetzung dieses berühmten Gedichts erschien bei F. A. Brockhaus u. d. T.:

Konrad Wallenrod, Geschichtliche Erzählung aus Lithauens und Preussens Grenzzeit. Uebersetzt von K. E. Kannegieter. 1834. Gr. 12.

Früher erschienen in unserm Verlage:

Ridewitz (Adam), Vorlesungen über slavische Literatur und Zustände. Gehalten im Collège de France in den Jahren von 1840-44. Deutsche mit einer Abrede des Verfassers versehene Ausgabe. Vier Theile. Gr. 12. Geh.

Der erste Theil in zwei Abtheilungen (1843) kostet 2 Thlr. 20 Ngr., der zweite Theil ebenfalls in zwei Abtheilungen (1843) 2 Thlr. 10 Ngr., der dritte Theil (1844) 1 Thlr. 20 Ngr., der vierte Theil (1845) 1 Thlr. 5 Ngr.

- 15. Mirza Mohammed Ibrahim. Grammatik der lebenden persischen Sprache. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Prof. Dr. H. L. Fleischer. Gr. 8. Geh.
- 16. Montholon (Général), *Histoire de la captivité de Ste.-Hélène*. Vol. I. In-8. Geh. 1 Thlr. 4 Ngr.
- 17. ———. *Geschichte der Gefangenschaft Napoleons auf St.-Hélène*. Aus dem Französischen. In zwei Bänden. Erster Band. 8. Geh. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.
- 18. Kaffelsperger (Franz), *Allgemeines geographisches Lexikon des östreichischen Kaiserstaates*. (In einer alphabetischen Reihenfolge.) Nach amtlichen Quellen und den besten vaterländischen Hülfswerten, von einer Gesellschaft Geographen und Postmänner. Sechzehntes Heft und folgende. (Wien.) Gr. 8. Geh. Preis des Heftes 20 Ngr.
- 19. Sue (Eugène), *Martin, l'enfant trouvé, ou Mémoires d'un valet de chambre*. 8. Geh.
- 20. ———. *Martin das Fingelkind, oder Memoiren eines Kammerdieners*. Aus dem Französischen. 8. Geh.
- 21. *Svensk Bokhandels-Katalog utgiven år 1845*. I. Abtheilung. A—L. (Stockholm.) Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
- 22. Thiers (A.), *Histoire de la révolution française*. Nouvelle édition en six vols. Tome I. 8. Geh. 1 Thlr.

Zu gefälliger Beachtung!

Ein bedeutendes Lager von Werken der ausländischen Literatur, namentlich der *französischen, englischen und italienischen*, sowie die vielseitigsten Verbindungen mit dem Auslande setzen uns in den Stand, alle uns ertheilten Aufträge zu den billigsten Preisen mit möglichster Schnelligkeit auszuführen; wir empfehlen uns daher Allen, die Bedarf davon haben, und sind stets bereit, nähere Auskunft über unsere Bedingungen u. s. w. zu ertheilen.

Eine regelmäßige Übersicht der wichtigsten Erscheinungen der französischen Literatur gewährt unser *Bulletin bibliographique de la librairie française*, welches mit 1846 seinen neunten Jahrgang beginnt; alle zwei Monat erscheint eine Nummer, und ist dasselbe durch jede gute Buchhandlung *gratis* von uns zu erhalten.

Ferner machen wir auf folgende Kataloge aufmerksam, welche wir im vorigen Jahre ausgaben, und die durch alle Buchhandlungen *gratis* zu erhalten sind:

Verzeichniß einer Sammlung älterer und neuerer Werke in französischer, englischer u. Sprache, welche zu bedeutend herabgesetzten Preisen von uns zu beziehen sind. (Nr. 3, Juli 1845.)

Catalogue d'ouvrages de littérature, beaux-arts, grands ouvrages à figures etc. à un rabais considérable. (Juin 1845.)

Bulletin de la librairie française. Année 1846.

Allen Freunden ausländischer Literatur können diese Verzeichnisse, als an guten Werken sehr reichhaltig, mit Recht empfohlen werden.

Soeben erschien und ist von **Wilhelm Schrey** in Leipzig durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Allgemeine historische Taschenbibliothek für Jedermann.

(146stes Heft.) Sechszwanzigster Theil:

Geschichte Irlands.

Von **W. A. Lindau.**

Fortgesetzt von **H. B. C. Brandes.**

Zweites Bändchen. 8. Preis 16 Ngr.

Soeben sind bei **Neber & Zeller** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Naturgeschichte

der **Vögel**

bearbeitet von

Professor **Dr. G. N. Schinz.**

Mit **Abbildungen**

nach der Natur und den vorzüglichsten naturwissenschaftlichen Werken gezeichnet von

J. Kull, Lithograph.

Neueste vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage.

kl. Folio. Die Lieferung mit 6 prachtvoll colorirten Tafeln nebst Text à 2 Thlr., oder 3 Fl. 26 Kr.

Monographien

der **Säugethiere**

bearbeitet von

Professor **Dr. G. N. Schinz.**

Mit **Abbildungen**

nach der Natur und den vorzüglichsten naturgeschichtlichen Werken gezeichnet von

J. Kull, Lithograph.

Neunte und zehnte Lieferung.

kl. Folio. Die Lieferung à 2 Fl. 16 Kr., oder 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Wir dürfen obige beiden Werke, von denen besonders das erstere, die **Naturgeschichte der Vögel**, um des populären und unterhaltenden Leses willen nicht bloß Gelehrten, sondern allen Freunden der Naturgeschichte als ein wirkliches Prachtwerk empfohlen werden kann, wol ohne Unbescheidenheit an die schönsten und gründlichsten naturwissenschaftlichen Werke des Auslandes anreihen.

Soeben erschien im Verlage von **Edward Trevesend** in Breslau und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. Johann Hess

der schlesische Reformator,

dargestellt von

Karl Adolf Julius Kolbe,

evangelischer Pfarrer zu Friedland in Oberschlesien

Mit dem **Bildniß** des **Dr. Johann Hess.**

Gr. 8. 8 1/2 Bogen. Eleg. brosch. Preis 20 Sgr.

Das Interesse für die Reformations-Geschichte des 16. Jahrhunderts ist durch die kirchlichen Bewegungen der Gegenwart von neuem sehr angeregt worden. Der Gegenstand des vorstehenden Buches nimmt darum nicht bloß die Theilnahme der Protestanten aller Orten, sondern auch der Christen andern Bekenntnisses vielleicht jetzt mehr als seit langer Zeit in Anspruch.

Zur dritten Säcularfeier des Todestages Luther's wird insbesondere den Schlesiern eine Erinnerung an den Reformator im Vaterlande, den treuen Schüler und geliebten Freund von jenem Haupte der Reformation sehr erregend sein.

Literarischer Anzeiger.

1846. N. X.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei G. C. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „N. N.“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite oder deren Raum 2 1/2 Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel

von

Brockhaus & Avenarius,

1846. N. 1. Januar bis März.

L'Echo. Journal des gens du monde. Nouvelle série. Deuxième année. 1846. Nr. 1—25. Klein-Folio. Preis des Jahrgangs 5 Thlr. 10 Ngr.

Eine erweiterte Fortsetzung des *Echo de la littérature française*, von dem vier Jahrgänge in gr. 8. erschienen sind, welche eine Auswahl des Besten aus der gesammten französischen Journalistik der letzten Jahre bilden. Um den Abonnenten auf das *Echo* in seiner neuen Gestalt auch die Anschaffung der ersten Serie zu erleichtern, werden alle vier Jahrgänge für den sehr ermäßigten Preis von 6 Thlr. (anstatt 21 Thlr. 10 Ngr.) erlassen.

Die ersten Nummern des Jahrgangs 1846 stehen auf Verlangen als Probeblätter zu Diensten.

Insertate werden mit 1 Ngr. für die Zeile berechnet, besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. beigelegt.

Illustrierte Zeitung für die Jugend. Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **Robert Heller.** Nr. 1—13. Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4. Mit vielen Abbildungen. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.; ein Quartal 15 Ngr.; ein einzelnes Monatsheft 6 Ngr.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten.

Insertate werden mit 2 Ngr. die Zeile berechnet, besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Beaumont (Madame Leprince de), Le Magasin des enfants, revu et augmenté de nouveaux contes par Madame **Eugénie Foa.** 8. Geh. 25 Ngr.

Eine neue sorgfältig ausgestattete Ausgabe dieser bekannten Jugendschrift, aus welcher alle veraltete und unsern gegenwärtigen Ansichten sowie unserer Ausdrucksweise nicht mehr Entsprechende entfernt ist, darf gewiss auf eine günstige Aufnahme von Seiten des Publicums rechnen.

Bibliothèque choisie de la littérature française:

Molière, Oeuvres choisies. T. II. In-8. Velinpapier. Geh. 25 Ngr. (Preis beider Bände 1 Thlr. 15 Ngr.)

Diese Sammlung wird eine Auswahl der vorzüglichern Werke der französischen Literatur älterer, neuerer und neuester Zeit enthalten. Correctheit, elegante Ausstattung und billiger Preis machen diese Ausgaben allen Freunden der französischen Literatur empfehlenswerth.

Dumas (Alexandre), La Dame de Monsoreau. Tomes V et VI. 8. Geh. 1 Thlr.

Mit diesen Bänden ist dieser interessante Roman geschlossen. Die ersten 4 Bände (1845) kosten 2 Thlr.

Hahn (Ludwig), Geschichte der Auflösung der Jesuiten-Congregationen in Frankreich im Jahre 1845. Nach den besten Materialien und unter Benutzung handschriftlicher Quellen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Montholon (Général), Histoire de la captivité de Ste. Hélène. T. I. Livrs. 1—9. Avec le masque de l'Empereur d'après Antomarchi. In-8. Geh.

Preis der Lieferung 3/4 Ngr.

Mit dieser neunten Lieferung ist der erste Band der französischen Ausgabe geschlossen, welcher Alles enthält, was von diesem Werke in Frankreich veröffentlicht ist.

Montholon (General), Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf St.-Helena. Bd. I. Lief. 1—10. (Schluss.) Mit der Todtenmaske des Kaisers nach Antomarchi. 8. Geh.

Preis der Lieferung 3/4 Ngr.

Der erste Band unserer deutschen Ausgabe enthält ausser der vollständigen Geschichtserzählung Alles, was die französische Ausgabe bis jetzt veröffentlichte, mit einigen der englischen Ausgabe entlehnten Erweiterungen.

Ein zweiter Band wird jene Mittheilungen umfassen, welche sich in der englischen Ausgabe, aber nicht in der französischen finden. Da nun die französische Ausgabe manche wichtige Documente enthält, welche in der englischen fehlen, so wird unsere Ausgabe Alles vereinigen und dadurch reichhaltiger werden als es die französische oder englische ist.

Das ganze Werk wird in unserer Ausgabe in zwei Bänden gegeben.

Baßelsperger (Franz), Allgemeines geographisches Lexikon des österreichischen Kaiserstaates. (In einer alphabetischen Reihenfolge.) Nach amtlichen Quellen und den besten vaterländischen Hilfswerken, von einer Gesellschaft Geographen und Postmänner. 16. und 17. Heft. (Wien.) Gr. 8. Geh. Preis des Heftes 20 Ngr.

Cracovie et ses environs. Description historique, géographique et pittoresque de cette ville et de ses contrées. Illustrée de plusieurs plans et lithographies. In-16. Cracovie. 3 Thlr.

Des Allemands. Par un Français. In-8. Paris. 1 Thlr. 10 Ngr.

Histoire parlementaire de la révolution française. — Histoire de l'assemblée constituante, précédée d'une histoire abrégée des Français depuis l'établissement de la nationalité française jusqu'en 1789; par **Buchen.** 2me édit., revue et entièrement remaniée par l'auteur en collaboration avec MM. **J. Bastide, Bois-le-Comte** et **A. Ott.** T. I.—III. In-12. Paris. Preis des Bandes 1 Thlr. 5 Ngr.

Mohammed Ebn-Omar El-Tounsy. Voyage au Darfour. Traduit de l'arabe par le Dr. **Perrom;** publié par les soins de **M. Jomard.** Avec carte et planches. In-8. Paris. 4 Thlr.

Czacki, Dzieła zebrane i wydane przez Hr. Edwarda Baczyńskiego T. III. 4. Poznań.

Preis des ganzen Werks in drei Bänden 12 Thlr.

Powstanie T. Kościuszki z pism autentycznych sekretnych dotąd drukiem nieogłoszonych wydane. 16. Poznań. 15 Ngr.

Słowo o poświęceniu. Przez **Seweryna G.** 16. Poznań. 15 Ngr.

Wieczory pod lipą czyli historia narodu polskiego opowiedana przez Grzegorza z pod Baclawic. 8. Poznań. 25 Ngr.

Svensk Bokhandels-Katalog utgiven år 1845. 1. Abtheilung. A—L. Gr. 8. (Stockholm.) Geh. 1 Thlr.

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern
bearbeitet und herausgegeben von

J. S. Ersch und **J. G. Gruber.**

Mit Kupfern und Karten.

Der Pränumerationspreis beträgt für jeden Theil
in der Ausgabe auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf
Wellpapier 5 Thlr.

Früheren Subscribenten auf die **Allgemeine Encyclopädie**, welche eine Reihe von Theilen fehlt, sowie solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichternsten Bedingungen zugestimmt.

Im Jahre 1845 sind neu erschienen:

Erste Section (A—G). Herausgegeben von **J. S. Gruber.** 41ster und 42ster Theil.

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von **A. G. Hoffmann.** 24ster Theil.

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von **R. S. G. Meier.** 20ster Theil.

Diese Theile enthalten u. A. folgende wichtige Artikel:

Erste Section: Fabrik von *Elzellen*; Facultät (numerische) von *Sohncke*; Färberne von *Schubert*; Falco und Felis von *Burmeister*; Falk (Johannes) von *Döring*; Falknerel von *Pfell*; Falklandsinseln von *Pöppig*; Fall von *Hankel*; Fallsucht von *Rosenbaum*; Familiengüter und Familienrecht von *Dieck*; Familienwesen von *Bosse*; Fanatismus und Fechtkunst von *Scheidler*; Fatum, Fanatrocht und Fehmgericht von *Wachter*; Farbe (mathematisch, physikalisch und ästhetisch) von *Hankel* und *v. Quandt*; Farbestoff von *Steinberg*; Farnese von *Gruber*; Fasten und Feiertage von *Fink*; Fascia von *Thelle*; Faust (Gage von) von *Sommer*; La Fayette von *Stramberg*; Feen von *Richter*; Fehrbellin (Schlacht bei) von *Heymann*; Feld (militairisch) von *Niemann*; Feldmessen (mit einer Tafel) von *Hoyer*.

Zweite Section: Irland von *Lappenberg*; Irre und Irrenanstalten von *Zeller*; Irritation von *Osterlen*; Isaak (biblische und geschichtliche Personen) von *Hoffmann*, *Röse* und *Kell*; Isabella (Königinnen) von *Röse*, *Wachter* und *Genovick*; Isatis Tinctoria von *Kurrer*; Isäus von *Wassendorff*; Isenburg von *Landau*; Isere von *Klähn*; Isis von *Matthiae*, *Schritts*, *Meyer* und *Pöppig*; Ismail (Regenten und Gelehrte) von *Flügel* und *Benicken*.

Dritte Section: Peutingen von *Eckermann*; La Peyrouse von *Fischer*; Pfandung und Pfandrecht von *Pfotenbauer*; Pfänner und Pfännerschaft von *Martins*; Pfaffenrecht von *Willems*; Pfahlbürger von *Löher*; Pfalz (Geographie und Geschichte) und Pfalzgraf von *Fischer* und *Wachter*; Pfanne (mit zwei Tafeln) von *Bosse*; Pfeffer von *Döring*; Pferdesucht von *Löbe*; Pflingten von *Dietrich*.

Leipzig, im Mai 1846.

J. A. Brockhaus.

Bei **F. H. Nestler & Mello** in Hamburg ist erschienen und
in allen Buchhandlungen zu haben:

Über die Rectification der Peripherie des
Kreises. Von **Dr. N. Nawrotzki**. Gr. 8.
Geh. Preis 1⁰ Thlr.

In meinem Verlage ist neu erschienen:

Seelenheilkunde,

gestützt auf psychologische Grundsätze.

Ein

Handbuch für Psychologen, Ärzte, Seelsorger und Richter
von

J. A. Fäger.

Zweite verbesserte Auflage.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Leipzig, im Mai 1846.

J. A. Brockhaus.

Soeben sind bei den Unterzeichneten erschienen und durch alle
soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Böhringer, Fr., Kirchengeschichte in Biographien. 1. Bandes 4. Abth.: Chryostomus, Olympias, Leo, Gregor der Große. 8. Brosch. 2 Thlr. 6 Ngr., oder 3 Fl. 54 Kr.

Fehlich, K. G., über den Kirchengesang der Protestanten im Allgemeinen und im Besondern über die Sanghöhe, die Gesangsaufführungen und den Gesangunterricht in der Volksschule. Brosch. 6¹/₂ Ngr., oder 24 Kr.

Lange, J. P., Worte der Abkehr gegen Dr. fr. Wäh. Arummacher. Ein Beitrag zu den Verhandlungen über die theologischen Fragen der Zeit. 8. Brosch. 21 Ngr.

Stoßmeier, Imman., Wann und auf welche Veranlassungen ist das apostolische Symbol entstanden und welche Bedeutung hat dasselbe für die Kirche überhaupt und insbesondere auch für unsere Zeit? 9 Ngr., oder 30 Kr.

Stender, Dr. W. L., Der Sonntag, das Theater und das Sonntagstheater. Eine historische Darstellung. 12 Ngr., oder 42 Kr.

Sinck, H., Die drei Erwachen. Zwei Rathschläge der Weisheit. Drei Reden. Aus dem Französischen übersetzt von J. Schmid. 9 Ngr., oder 30 Kr.

Zwingli, Guldbreich, Was Ursache gebe zum Aufruhr, wer die wahren Aufrührer seien, und wie man zu christlicher Einigkeit und Frieden gelangen möge. Ober: Zeitgemäße Auswahl aus des Reformators praktischen Schriften. 10. Bdch. 12 Ngr.

Sanditz, G. B., Fabeln und Lieder. Mit dem Portrait des Dichters. 8. Brosch. 21 Ngr.

Rudel, Chr. Al., Gedichte. 8. Brosch. 21 Ngr.

Schäfer, Dr. Em., Beiträge zur Erkenntnis des Wesens der Philosophie. 12 Ngr., oder 42 Kr.

Wolf, Rud., Johannes Geßner, der Freund und Zeitgenosse von Haller und Linné. Nach seinem Leben und Wirken dargestellt. Mit Geßner's Portrait. 9 Ngr., oder 36 Kr.

Meyer & Zeller in Zürich.

In vente chez F. A. Brockhaus à Leipzig.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers états souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le Baron **Ch. de Martens** et le Baron **Ferd. de Cussy.**

Tome premier et second.

Gr. in-8. Broch. 4 Thlr. 16 Ngr.

Ouvrages de Mr. de Martens qui se trouvent chez F. A. Brockhaus à Leipzig:

Guide diplomatique. 2 vols. Gr. in-8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.

Causes célèbres du droit des gens. 2 vols. Gr. in-8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nouvelles causes célèbres du droit des gens. 2 vols. Gr. in-8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

Neuester Roman

der

Gräfin Ida Bahn-Bahn

Clelia Conti.

8. Eleg. geh. 3/4 Thlr.

Alfred Reumont,
Dichtergäber.

Ravenna, Argona, Certaldo.

8. Eleg. geh. 1/2 Thlr.

Erste Stunden.

Andachtsbuch für Frauen

von

einer Frau.

8. Geh. 1/2 Thlr.

Zum Besten des Elisabeth-Kinder-Hospitals.

Alexander Dunder,

königl. Hofbuchhändler in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Adolphine, Neue Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen. Gr. 16.

Geh. 24 Ngr.

Von der Verfasserin erschienen im Jahre 1844 ebendasselbst:

Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen.

Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

Leipzig, im Mai 1846.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beschreibung und Abbildungen zuerst in den Gypsbrüchen des Seveckenberges bei Quedlinburg ausgegrabenen colossalen Rhinocerosschädel

von

Dr. Ch. G. Siebel.

Mit 1 Tafel Abbildungen.

Gr. 4. Geh. 12 Ngr.

Merseburg, im Mai 1846.

Louis Garde.

(Mulanische Buchhandlung.)

Soeben ist bei den Unterzeichneten erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Das Machre

von

Vrou Helchen Sünen.

Aus der Ravensenschlacht ausgehoben

von

Ludwig Ettmüller.

8. Brosch. Preis 27 Ngr.

Meyer & Zeller in Zürich.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben von **William Böde.** Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.

Siebenter Jahrgang. 1846. 4. 20 Ngr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen. Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile 2 Ngr. Beilagen werden für das Tausend mit 1/4 Thlr. berechnet.

April. Nr. 14—17.

Inhalt: Über die nothwendige Rücksichtnahme auf Friction bei Anfertigung der Ackergeräte. — Über Arbeiternoth mit Rücksicht auf die Fortschrittlichkeit. Erster Artikel. — Die Himalayagerste. — Nachtrag zur Beantwortung der Anfrage in Nr. 13 d. Bl. f. 1845: „Wie ist eine bäuerliche Besingung, die bei einer Specialseparation vieles schlechte Ackerland erhalten hat, schnell emporzubringen?“ — Gibt es kein sicheres Mittel, den Kornwurm zu vertreiben? — Schutz der Obstbäume gegen Hasenfress. — Schwefelsäure zur Selbsterhigung des Futters. — Erhäutungen zu Herrn F. Drubig's Aufsatz in Nr. 2 d. Bl.: „Auf welchem Wege läßt sich der größtmögliche Ertrag aus einer Wirthschaft ziehen?“ — Bemerkungen zu dem Aufsatz in Nr. 4 d. Bl. f. 1845: „Über Wäpferhigung des Futters.“ — Über Vertilgung der Herbstflöhe (Coliclicum autumnale). — Die Selbsterhigung des Futters. — Bitte in Betreff der Redaction der Landwirthschaftlichen Dorfzeitung. — Landwirthschaftliche Kenntnisse u. s. w.

Hierzu Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land; Nr. 14—17.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

**Was haben wir Protestanten zu thun, um
der protestantischen Kirche, nach dem
Vorgange ihrer Stifter, Einheit, feste
Dauer und endlichen Sieg zu verschaffen?**

Von

Lobegott Lange,

d. theol. Schrift Doctor u. Prof. a. d. Univ. zu Jena.

Jena, Schreiber. (Leipzig, Kollmann in Comm.)

Geh. 12 Sgr.

Diese Schrift dient zugleich als Plan und Einladung zur Theilnahme an einer Beischrift, welche unter dem Titel: „**Neue Oppositionsschrift zur Befestigung und Fortbildung des Protestantismus, für alle Stände**“, im Laufe künftigen Sommers (in Monatsheften von vorläufig 6—8 Bogen) erscheinen wird.

Im Verlage von **Wassermann** in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bruno Bauer

und seine Gegner.

Sier kritische Artikel.

von

Theodor Optiz.

Ich bin euch sämmtlichen zur Last,
Singen und sogar wehnen;
Das hat aber gar nicht zu sagen.
Gott.

Gr. 8. 2 Bogen. Geh. Preis 5 Sgr.

Inhalt: 1) Die Herren Marr und Engels. 2) Herr Marr macht die Juden unmöglich. 3) Herr Max Warner verrät den geheimsten Gedanken Bruno Bauer's. 4) Die Chamaät Bruno Bauer's.

Conversations-Lexikon.

Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalausgabe.
Vollständig in 15 Bänden.

Diese neue Auflage, welche den Inhalt aller frühern Auflagen und Supplemente des **Conversations-Lexikon** in sich aufgenommen hat, wird ausgegeben:

- 1) in 120 Heften, von denen monatlich 2 erscheinen, zu dem Preise von 5 Ngr. Erschienen: 76 Hefte.
- 2) bandweise, der Band auf Druckpap. 1 Thlr. 10 Ngr., Schreibpap. 2 Thlr., Velinpap. 3 Thlr. Erschienen: 9 Bände.

In einer neuen Ausgabe

- 3) in 240 Wochenlieferungen, zu dem Preise von 2½ Ngr. Erschienen: 27 Lieferungen.

Subscribentensammler erhalten in jeder Ausgabe auf **12 Exemplare 1 Freieremplar.**

An alle Auflagen und Nachbildungen des **Conversations-Lexikon** schließt sich an:

Systematischer Bilder-Atlas.

Vollständig 500 Blatt in Quart, in 120 Lieferungen,
zu dem Preise von 6 Ngr.

Erschienen: 48 Lieferungen. Blatt 1—200.

Leipzig, im Mai 1846.

J. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1846. N. XI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „ZfA“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 1/2 Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. W. Brockhaus in Leipzig

im Jahre 1846.

N. I. Januar, Februar und März.

1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: Professor **F. Sülau.** Jahrgang 1845. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird **Wende** für den folgenden Tag ausgegeben. Insertionsgebühren für den Raum einer dreispaltigen Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt.

2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** (Herausgeber: **F. Brockhaus.**) Jahrgang 1846. Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird **Freitag** ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

3. **ZfA.** Encyclopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von **F. W. Brockhaus.** Jahrgang 1846. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Hüsch.) Gr. 4. 8 Thlr.

Su den unter Nr. 2 und 3 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger.

für literarische Anbindungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2 1/2 Ngr. berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thln. werden besondere Anzeigen u. dgl. den **Blättern für literarische Unterhaltung**, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der **ZfA** beigelegt oder beigeheftet.

4. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Gaus- und Forstwirthe von **William Lobe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Jahrgang 1846. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Ngr.

Wird **wöchentlich** **Freitag** in 1 Bogen ausgegeben. Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltene Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von 1/2 Thlr. für das **Lausend** beigelegt.

5. **Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. **F. Hand,** als Geschäftsführer; Kirchenrath Prof. Dr. **J. M. E. Schwarz,** Hof- und Justizrath Prof. Dr. **A. L. J. Michelsen,** Geh. Hofrath Prof. Dr. **Dr. G. Meuser,** Prof. Dr. **K. Snell,** als Specialredactoren. Jahrgang 1846. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird **Freitag** ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

Anzeigen werden mit 1 1/2 Ngr. für den Raum einer gespaltene Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

6. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Viertes Jahrgang. 1846. 52 Nummern. Nr. 157—188. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wird **wöchentlich** und **monatlich** ausgegeben.

Der erste bis zehnte Jahrgang des **Pfennig-Magazins** kosten zusammen genommen **Reich 19 Thlr. 15 Ngr.** im **besagtesten** Preise nur 10 Thlr. 3 der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der **sechste bis zehnte** Jahrgang 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der **Neuen Folge** erster bis dritter Jahrgang (1843—45) kosten jeder 2 Thlr.

Obenfalls im Preise **besagtesten** sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

Registere vier Bände **zusammengesommen** nur 2 Thlr.

In das **Pfennig-Magazin** werden **Anbindungen** aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 4 Ngr. berechnet, **besondere Anzeigen** u. dgl. gegen Vergütung von 1/2 Thlr. für das **Lausend** beigelegt.

7. **Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.** Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von Hofrath und Oberbibliothekar Dr. **E. G. J. Gersdorf.** Jahrgang 1846. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

Erscheint in **wöchentlichen** Heften von 2 1/2—3 Bogen und wird **Freitag** ausgegeben.

Dieser Zeitschrift ist ein

Bibliographischer Anzeiger.

für literarische Anzeigen oder Art bestimmt, **besagtesten** und **Anbindungen** in denselben werden für das **Heft** oder dessen Raum mit 2 Ngr. berechnet, **besondere Anzeigen** u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

8. **Deutsches Volksblatt.** Eine Monatschrift für das Volk und seine Freunde. Herausgegeben von Pfarrer Dr. **Ab. Haas.** Zweiter Jahrgang. 1846. 12 Hefte. Gr. 8. 24 Ngr.

Monatlich **erschint** ein Heft von 3 Bogen. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 1/2 Ngr., **besondere Beilagen** werden für jedes **Lausend** mit 1/2 Thlr. berechnet.

9. **Hilbert (Jul. W.), Der Stand der Kräfte in Preußen.** Ein historisch-kritischer Versuch, mit Beziehung auf die bevorstehende Reform des preussischen Medicinalwesens. Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

10. **Poliphonie, Neue Märchen und Erzählungen** für jugendliche Leserinnen. Gr. 16. Geh. 24 Ngr.
Von derselben Verfasserin erschienen im Jahre 1844 ebenfalls: **Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen.** Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

11. **Wend (W. D.), Geschichte des Aufstiegs und der Entwicklung des französischen Volkes, oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Taten, von denen die französische Rationalität vorbereitet worden und unter deren Einflüsse sie sich ausgebildet hat. In drei Bänden. Dritter Band. Gr. 8. 4 Thlr.**
Der erste und zweite Band (1844—45) kosten jeder 3 Thlr. 15 Ngr., das ganze Werk somit 11 Thlr.
12. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslands. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Vier- und funfzigster und fünf und funfzigster Band. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.**
Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter folgenden Titeln einzeln zu erhalten:
I. H. Bremer, Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. G. G. Sney de Castro, übersezt von Blittsch. 20 Ngr. — IV. Dante, Das neue Leben, übersezt von H. H. H. 20 Ngr. — V. Bremer, Die Tugenden des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. Bremer, Rina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. Bremer, Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. Bremer, Die Familie S. 10 Ngr. — XI. Prevost d'Exiles, Geschichte der Ranon Vedout, übersezt von O. O. O. 20 Ngr. — XII. XIII. Dante, Eprische Gedichte, übersezt und erklärt von K. K. K. zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. Lassont, Der geraubte Eimer, übersezt von K. K. K. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. Bremer, Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. Bremer, Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. Boissiere, Die Heirat, übersezt von G. G. G. 1 Thlr. — XVIII. Schauspiele, übersezt von G. G. G. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. G. G. G., Gedichte, übersezt von K. K. K. 20 Ngr. — XX—XXII. Bocaccio, Das Dekameron, übersezt von K. K. K. zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. Dante, Die göttliche Komödie, übersezt von K. K. K. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina, Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersezt von O. O. O. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. Comedien des Plautus, Märchensammlung, übersezt von K. K. K. aus dem Griechischen übersezt von O. O. O. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXIX. XXX. Bremer, Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. K. K., Eprische Gedichte, übersezt von H. H. H. dritte Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. Hippobates, Aus dem Griechischen übersezt von K. K. K. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von H. H. H. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. Calderon, Schauspiele, übersezt von K. K. K. 3 Thlr. — XXXIX. XL. Dante, Profanische Schriften, übersezt von K. K. K. zweite Auflage. 2 Thlr. — XLI. XLII. Bremer, In Dialekt. 20 Ngr. — XLIII—LIII. G. G., Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. Machiavelli, Florentinische Geschichten, übersezt von K. K. K. 3 Thlr.
13. **Bischoffmann (K. Justus), Heinrich Pestalozzi. Züge aus dem Bilde seines Lebens und Wirkens nach Selbstzeugnissen, Anschauungen und Mittheilungen. Mit Pestalozzi's Bildniß und 4 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.**
Ein Theil des Ertrags ist zum Besten des Pestalozzi-Stifts in Dresden bestimmt.
14. **Bremer (Friederike), Die Familie S. Aus dem Schwedischen. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. 10 Ngr.**
Die vollständige Ausgabe der Schriften von Friederike Bremer besteht aus 14 Theilen und kostet 4 Thlr. 20 Ngr., jeder Theil 10 Ngr. Einzeln sind zu erhalten:
I. H. Die Nachbarn. II. Die Tugenden des Präsidenten. III. Rina. IV. V. Dante, Das neue Leben. VI. VII. Das Haus. VIII. Die Familie S. IX. Kleinere Erzählungen. X. Streit und Friede. XI. XII. Ein Tagebuch. XIII. XIV. In Dialekt.
15. **Leise eines deutschen Künstlers aus Italien. Aus den nachgelassenen Papieren von Erwin Specker aus Hamburg. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.**
Von dem Bruder Erwin Specker's, Otto Specker, erschien in demselben Verlage:
Widif Radierungen zum gestifteten Kater. 4. 1844. In Carton. 2 Thlr.
16. **Conversations-Lexikon — Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalausgabe. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Einundsechzigstes bis fünfundsiebzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.**
Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinpapier; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Kleinpapier 3 Thlr.
Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Kupferzeichnungen abgedruckt, und der Raum einer Seite wird mit 10 Ngr. berechnet.
17. **Conversations-Lexikon 2c. Neunte Auflage. Neue Ausgabe in 240 Lieferungen. Erste bis dreißigste Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung 2 1/2 Ngr.**
18. **Systematischer Atlas zum Conversations-Lexikon. — Topographische Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriege und Gewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnerischen und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie 2c. Reicht einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von G. G. G. Vollständig in 120 Lieferungen. Einundvierzigste bis sechsundvierzigste Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.**
19. **Gagern (H. G. E., Freiherr von), Zweite Ansprache an die deutsche Nation über die rechtlichen Wirren, ihre Ermächtigung und möglichen Ausweg. Gr. 8. Geh. 15 Ngr.**
Des Verfassers „Erste Ansprache an die deutsche Nation“, an welche sich diese „Zweite Ansprache“ anschließt, erschien 1838 in Frankfurt a. M.
Von demselben Verfasser erschien bereits früher daselbst:
Kritik des Völkerrechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. 1840. Grd. 1 Thlr. 25 Ngr.
Der zweite Pariser Frieden. Zwei Theile. — I. u. d. T.: Mein Antheil an der Politik. V. Zwei Abtheilungen. Gr. 8. 1814. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.
20. **Salzhayen (H. W.), Der Protestantismus in seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung. In drei Bänden. Erster Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.**
21. **Jäger (Jos. R.), Seelenheilkunde, geknüpft auf psychologische Grundzüge. Ein Handbuch für Psychologen, Ärzte, Seelsorger und Richter. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.**
22. **Jörg (H. G. G.), Beleuchtung der für das Königreich Sachsen beantragten Reform der Medicinalverwaltung. Vorauszgestellt ist eine Kritik der Broschüre des Bataillonsarztes Dr. Neubert in Dresden: „Darstellung der ärztlichen Bildung der Militärärzte der königlich sächsischen Armee“ betitelt. Gr. 8. Geh. 8 Ngr.**
Im Jahre 1846 erschien bereits von dem Verfasser daselbst:
Welche Reform der Medicinalverwaltung Sachsens fördert die Humanität und der jetzige Standpunkt der Arzneiwissenschaft? Gr. 8. 4 Ngr.
23. **Jürgens (R.), Luther's Leben. Erste Abtheilung: Luther von seiner Geburt bis zum Ablasskrite. 1483—1517. In drei Bänden. Erster Band. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.**
24. **Kewald's (H.) gesammelte Schriften. In einer Auswahl. In zwölf Bänden. Vierte Lieferung, der zehnte bis zwölfter Band. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.**
Die erste bis dritte Lieferung (Band 1—9) unter dem Titel: „Ein Menschenleben. Erster bis zehnter Theil“ (1844—51, zehn 9 Thlr., jede Lieferung 3 Thlr.).
25. **Machiavelli (Niccolò di Bernardo dei), Florentinische Geschichten. Aus dem Italienischen übersezt von H. H. H. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.**
26. **Meißner (H. W.), Die Fabrikgerichte in Frankreich. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.**
27. **Meißner (H. W.), Geschichte. Gr. 12. Geh. 24 Ngr.**
28. **Minsa. Eine Novelle. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.**

30. **Revue mensuelle et périodique de traités, conventions et autres actes diplomatiques** sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le Baron **O. de Martens** et le Baron **F. de Cassy**. En cinq volumes. Tomes premier et second. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 16 Ngr.

Von **O. de Martens** erschien ferner in demselben Verlage:
Guide diplomatique. 2 vols. Gr. 8. 1822. 4 Thlr. 15 Ngr.
Causés célèbres du droit des gens. 2 vols. Gr. 8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nouvelles causes célèbres du droit des gens. 2 vols. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

30. **Reiffers (E.), Gesammelte Schriften.** Dreizehnter und vierzehnter oder Neue Folge erster und zweiter Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Diese beiden Bände enthalten in einer neuen Auflage des Verfassers Roman „**Migier und Paris im Jahre 1830.**“

Die erste Folge erschien in zwölf Bänden 1843–44 und kostet 12 Thlr.; die zweite enthält:

1812. Dritte Auflage. — **Gegen und romantische Erzählungen.** — **Kunstspellen.** — **Kritiken.** — **Umschlüssel aus der Reichsbergalerie.** — **Kermisstücke.** — **Kermisstücke Schriften.** — **Dramatische Werke.** — **Geichte.**

31. **Röben (H. G.), Der souveraine christliche Staat, das Ende unserer Zeitwirren.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

32. **Schefer (E.), Gönation von Toulouse.** Historische Novelle. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

33. **Schäfer (E.), Die Ritterbürtigen.** Roman. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman bildet zugleich den ersten bis dritten Band einer Sammlung unter dem Titel „**Leiten und Leben**“, deren vierter Band „**Eine dunkle Nacht**“ sich unter der Presse befindet.

Von dem Verfasser erschien bereits ebendasselbe:
Ein Schloß am Meer. Roman. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. Geh. 3 Thlr.

34. **Schulz (H. W.), Über die Nothwendigkeit eines neuen Galleriegebäudes für die Königl. Gemäldesammlung zu Dresden.** Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

35. **Schöns (H. G.), Bibliothek und Disziplin.** Eine scherzhaftige Erzählung. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

36. **Volks-Bibliothek.** — Zweiter Band: **Der alte Heim.** Leben und Wirken Ernst Ludwig Heim's, Königlich preussischen Geheimen-Raths und Doctors der Arzneiwissenschaft. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von **G. W. Reffler**. Zweite, mit Zusätzen vermehrte Auflage. Mit Heim's Bildniß. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Der erste Band dieser **Volks-Bibliothek** (1845) enthält:

Joschim Kettelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgeschrieben und herausgegeben von **H. G. H. Hagen**. Mit Kettelbeck's Bildniß und einem Plane der Umgegend von Kolberg. Zweite Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Der erste Band dieser **Volks-Bibliothek** enthält auch diese **Volks-Bibliothek** zu gefälliger Beachtung empfohlen.

37. **Wilde (H. W.), Lesebuch für Volksschulen und die unteren Classen der Gymnasien und Realschulen.** Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

Der Preis dieses Lesebuchs wird bei dem Umfange desselben (22 Bogen ökonomischen Drucks) als ein außerordentlich billiges erscheinen und die Einführung in Schulen erleichtern.

Verzeichnisse

von

im Preise bedeutend herabgesetzten Werken aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig,

wovon das eine die schönwissenschaftlichen und historischen, das andere die wissenschaftlichen Werke enthält, werden durch alle Buchhandlungen gratis abgegeben.

Die Verzeichnisse enthalten fast alle Werke von allgemeinem Interesse, die bis zum Jahre 1842 in obigem Verlage erschienen sind. Die Preisherabsetzungen gelten nur für ein Jahr, vom 1. Jan. bis 31. Dec. 1846. Bei einer Auswahl von 10 Thlr. wird noch ein Rabatt von 10% bewilligt.

Soeben ist bei **Meyer & Zeller** in Jülich erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Biblische

Bilder und Gedichte

für

Schule und Haus.

Herausgegeben von

C. F. Meyer.

Erste Lieferung. Großfolio. In Thondruck. Jede Lieferung zu 6 Bildern und 6 Textblättern. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Dieses auch mit Rücksicht auf den Zeit für katholische wie protestantische Familien und Schulen berechnete Werk hat vor andern ähnlichen Sammlungen die besondere Eigenthümlichkeit, daß, um eine möglichst wahre Vorstellung des biblischen Lebens zu geben, das geschichtliche Element so viel immer möglich auch mit dem landschaftlichen verbunden ist. Behufs des biblischen Anschauungsunterrichts in Schulen lassen sich die Bilder leicht und wohlfeil auf Carton aufziehen und durch Firnis vor Schaden bewahren. Billige Beurtheiler, welche wissen, wie hoch sonst schon einzelne Blätter von gleicher Größe im Kunsthandel taxirt werden, werden den Preis billig finden. Der Text wird noch vielseitig gedankterem Wunsche bei den künftigen Lieferungen auf kleinerem zum Handgebrauch bequemem Formate gedruckt, in welchem

auch derjenige für die erste Lieferung mit der zweiten nachgeliefert wird. Für den angerechneten Mehrerwerb des ursprünglichen Textformats werden zwei sehr schöne Bilder dem Subskribenten als Prämie gratis geliefert. Das Werk wird auf das alte und neue Testament ausgedehnt. Wir glauben daher dasselbe sowohl zur Verzierung von Zimmern als für den Schulgebrauch bestens empfehlen zu dürfen.

Soeben ist erschienen:

Die Rückkehr,

des Verfassers

der Priefe eines Verstorbenen
neuestes Werk.

Erster Theil: **Ägypten.** Mit Abbildungen und 1 Karte.

8. Cl. geh. 2 1/4 Thlr.

Verlag von **Alexander Duncker, f. Hofbuchhändler** in Berlin.

In unterzeichnetem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefe aus und über Tirol.

Ein Beitrag zur nähern Charakteristik dieses Alpenlandes im Allgemeinen und der Meraner Gegend insbesondere

von **K. von Hartwig.**

Mit Ansichten von Schloss Tirol und vom Schlerengebirge, und 4 meteorologischen Tabellen.

Gr. 8. 42 Bogen. Geh. 3 1/2 Thlr.

Dies Werk, während eines dreijährigen Aufenthalts in Tirol entstanden, wird jedem Freunde der Wissenschaft und des Vaterlandes, sowie allen Reisenden, namentlich solchen, die, wie der Verfasser, der Gesundheit und Erholung wegen das schöne Klima Südtirols aufsuchen, ein willkommenes sein.

Duncker & Humblot in Berlin.

Soeben ist bei **Meyer & Zeller** in Zürich erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Heinrich Pestalozzi.

Sein

Leben und Wirken

einfach und getreu erzählt für das Volk.
Herausgegeben

von der

Zürcherischen Schulgenossenschaft.

Mit dem Bildnisse Pestalozzi's.

Zweite Auflage.

(Erste Auflage 20,000 Exemplare.)

Brosch. 5 Ngr., oder 18 Kr.

Soeben ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Die Homöopathie.

Leichtfassliche

Darstellung ihres wahren Wesens und Widerlegung der gewöhnlich gegen sie erhobenen Einwürfe.

Von **Dr. Aerzte und Nicht-Aerzte.**

Nach dem Englischen bearbeitet von **Dr. Herrn. Franz.**
Nebst einer Vorrede und Anmerkungen vom

Medicinalrath Dr. C. Stapp.

Leipzig, **Kohlmann.** Geh. 15 Ngr. (Sgr.)

Leihbibliotheken und Leserkreisen empfehlen wir die in unserm Verlage erscheinende Zeitschrift:

Das Daguerreotyp.

Neue Hamburger Lesefrüchte,
Redaction **Dr. J. Henning.**

Dieses neubegründete Journal, das in jeder Hinsicht entschieden dem Fortschritt huldigt, sucht ein treues Abbild der neuesten deutschen und ausländischen Literatur darzubieten und hat bereits in vielen Kreisen freundliche Anerkennung gefunden. Mehrere der vorzüglichsten Schriftsteller sind als Mitarbeiter gewonnen.

Das **Daguerreotyp** enthält an mannichfaltiger Auswahl: Novellen und Erzählungen, Anekdoten; Charakteristiken berühmter Zeitgenossen; wichtige Entdeckungen und Erfin-

dungen und ein sehr reichhaltiges Gedicht, welches Kunst und literarische Notizen, Miscellen u. m. m. enthält. Durch „Besuche in die Fremde“ werden auswärtige Leser von den neuesten hiesigen Kunstzuständen und Vorkommnissen fortwährend in Kenntniss gesetzt. Der jährliche Abonnementspreis beträgt für das Ausland 3 Thlr.

Hamburg, im Mai 1846.

B. Bernhardt'sche Buchhandlung.

Bei **C. Kunze** in Leipzig erscheint seit Anfang des Jahres:

Botanisches Centralblatt für Deutschland, herausgegeben von **Dr. F. Rabenhorst.** Preis des ganzen Jahrgangs 2 Thlr. 20 Ngr.

(Alle 14 Tage erscheint eine Nummer. Aus dem ausführlichen Prospectus, welcher durch jede Buchhandlung zu erhalten, ist das Nähere zu erfahren.)

Von dem Herausgeber sind in derselben Verlagshandlung noch folgende Werke erschienen:

Deutschlands Kryptogamen-Flora 1ter Band: Pilze. 1844. 3 Thlr. 10 Ngr.

Derselben 2ten Bandes 1ste Abtheilung: Flechten. 1845. 25 Ngr. (2ten Bandes 2te Abtheilung ist im Druck.)

Flora Lubatholensis, oder Beschreibung und Beschreibung in der Ober- und Niederlausitz wild wachsenden und häufig kultivirten Pflanzen. 1ster Band: Phanerogamen. 1839. 2 Thlr. 5 Ngr.

Derselben 2ter Band: Kryptogamen. 1840. 2 Thlr. 27 1/2 Ngr.

Populäre praktische Botanik, oder Anleitung, die in Deutschland wild wachsenden und gezogenen Gewächse kennen zu lernen, nebst Übersicht des Gewächstreichs nach seiner organogenetischen Entwicklung. 1843. 1 Thlr. 27 1/2 Ngr.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lindemann, E., Lateinisches Lesebuch für die beiden untern Classen der Gymnasien. 8. 6 Ngr.

Hann., im April 1846.

G. A. Reyer.

Die Unterzeichneten haben sich zur Herausgabe folgender Schrift veranlaßt gesehen:

Über die Verhältnisse der Buchhandlung **J. A. Brockhaus** in Leipzig zu Herrn Hofrath **Dr. J. P. C. C. C.** in Weimar in Beziehung auf das Werk „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens“. (Aus den Acten zusammengestellt und als Manuscript gedruckt.)

Sollte es für Jemand von besonderm Interesse sein, diese Schrift zu besitzen, so wird ihm dieselbe, so weit der Vorrath an Exemplaren reicht, gern überlassen werden, wenn er sich im Wege des Buchhandels an die Buchhandlung **J. A. Brockhaus** wendet.

Leipzig, im Mai 1846.

Friedrich Brockhaus.
Heinrich Brockhaus.

FREE

1/18

1/18

1/18

1/18

1/18

1/18

1/18

1/18

